Bilder

aus der

Geschichte der Kirche.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Band.

Die drei ersten Jahrhunderte.

Die Martyrer.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1856.

Die Martyrer.

Bilder

aus den drei ersten Jahrhunderten

der

christlichen Kirche.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1856.

Approbatio.

Imprimi permittitur.

MOGUNTIAE, die xxix. Oct. 1850.

Dr **M. A. Nickel,**
Vicar. Capit.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Mainz.
Druck von B. Kupferberg.

Vorwort.

Hätte man mir nicht gesagt, daß ein kleines Buch, wie dieses, hie und da in der Welt nützlich sein könne: so würde sich meine armselige Feder nie an diesen erhabenen und ehrwürdigen Gegenstand gewagt haben, nie! Aber darauf hin habe ich es denn in Gottes Namen gethan, indem ich mich betrachtete wie einen Mosaikarbeiter, dem der Meister eine herrliche Zeichnung vorlegt, nach welcher er mit tausend schönen bunten Steinen ein Bild zusammenzusetzen hat. Ein Bild der heiligen Kirche in den ersten christlichen Jahrhunderten versucht nun eben dies Buch in einer Reihe von Schilderungen zu geben. Sie beginnen mit der Stiftung dieser zur Beseligung der Menschen vom Sohn Gottes gegründeten Gemeinschaft und zeigen, wie sie vom heiligen Geist beseelt und geleitet Wurzel faßt, sich ausbreitet, leidet; über Jerusalems Trümmer, über Roms Götzentempel sich erhebt; unter dem sichtbaren Oberhaupt, dem Papst, und den ihm untergeordneten Bischöfen den Widersacher bekämpft, sowohl im Polytheismus als in der Häresie; verwundet wird von ihren Feinden und von ungerathenen Kindern ihres eigenen Schooßes; und endlich ihr Palladium, das heilige Kreuz, zu einem Siegeszeichen macht, unter dessen Einfluß für die Menschheit eine neue Weltordnung anfängt.

Zu Füßen des heiligen Kreuzes liegt wie ein wundervoller Kranz dunkler Passionsblumen das Leben der Blutzeugen, der Martyrer, die „Nachahmer der Leiden ihres Gottes zu sein begehren," wie der heilige Bischof Ignatius so schön von sich selbst sagt.

Ich habe bei diesen Bildern weiter nichts gethan, als Thatsachen zusammen getragen, welche die Geschichte aufbewahrt und durch die zuverläßigsten Zeugnisse beglaubigt hat; Handlungen, Worte, Schriften, Ereignisse. Ich habe mich gehütet, die Legende in die Geschichte zu verflechten, damit Niemand diese mit jener als eine poetische Sage verwerfe. Führe ich irgend etwas an, was die Legende erzählt, so ist es ausdrücklich dabei bemerkt. Ebenfalls habe ich mich gehütet, nach meinem Geschmack oder aus meiner Phantasie den Thatsachen etwas beizufügen, sie auszuschmücken, wie man es nennt; denn es hätte ein falscher Schmuck werden können. Bei den Gesprächen, Verhören, Visionen der Martyrer hab' ich zuweilen abgekürzt und zusammengedrängt; aber verändert nie.

Die Bücher, welche ich benutzt habe, sind:

Ruinart: Echte und ausgewählte Acten der ersten Martyrer.

Stolberg: Geschichte der Religion Jesu Christi.

Döllinger: Christliche Kirchengeschichte.

Möhler: Patrologie.

Wilmers: Lehrbuch der Religion.

Flavius Josephus: Geschichte der Juden und des Krieges mit den Römern.

Rohrbacher: Histoire universelle de l'Eglise Catholique.

Fleury: Histoire Ecclésiastique.

Gaume: Les trois Rome.

Dann das römiſche Brevier und Allioli's Ueberſetzung der heiligen Schrift. Ich hätte gewiß noch viel mehr leſen und benutzen können; aber, unwiſſend, ungelehrt und ungeübt in ſolchen Studien, wie ich bin, kam es mir vor, als müſſe meine ſchwache Hand erlahmen, wenn ſie noch mehr Material zu bewältigen erhielte.

Was die Martyrer betrifft, ſo habe ich geſucht, die Auswahl nach hervorſtechenden Zügen zu machen, entweder von Erhabenheit, von Wirkſamkeit für die Kirche, von Holdſeligkeit; oder weil ſie einen lebhaften Gegenſatz zwiſchen chriſtlicher und heidniſcher Geſinnung bilden, wie Symphoroſa der Anbetung des Antinous gegenüber; oder ſehr troſtreich für arme Sünder ſind, wie Afra und Bonifacius; oder Lehren und Gebräuche der heiligen Kirche als uralt beſtätigen: ſo Blandina und Pionius die Fürbitte und Anrufung der Heiligen; Fructuoſus die Faſten; Theodotus die Verehrung der Reliquien; Irenäus von Sirmium die Eheloſigkeit der Prieſter. Noch andere, weil ſie in unmittelbarer Beziehung zu gewiſſen Verordnungen der Verfolger ſtehen: Felix und Euplus zur Vernichtung der heiligen Schriften; Julia zur Rechtloſigkeit der Chriſten; Philippus zum Raube des Kirchengutes; u. ſ. w. Auch hier muß ich ſagen: vielleicht hätte ich noch Schöneres wählen können und verſtand es nur nicht! Alles, was in dem Buche nicht gut iſt, iſt meine Schuld; der Moſaikarbeiter war dann eben ungeſchickt und hat ſeine Sache ſchlecht gemacht.

Wohlan, mein Leſer, mache du die deine beſſer! Du ſtrebſt nach hohen Dingen? Du haſt ein Herz, das für Himmliſches erglüht? Nun, ſo betrachte die überſchwengliche Gnade und Liebe Gottes in der Anordnung, Leitung und Beſchirmung ſeiner Kirche und die glühende, hingebende, opferſelige

Liebe der ersten Kinder dieser Kirche; denn Höheres und Himmlischeres gibt es nicht. Und machst du dich dann auf zur praktischen Nachfolge Jesu, und bist du dann bereit, auch dein Leben in den Kranz der Passionsblumen zu Füßen des heiligen Kreuzes zu verflechten: so hast du deine Sache besser gemacht als ich, o viel besser! da ich nur davon zu schreiben verstehe.

Sollte aber Gottes Gnade durch diese Bilder in irgend eine Seele einen Strahl von Trost, Freudigkeit, Erquickung oder Ermuthigung werfen, oder die Trübsal ihr versüßen und die Nöthen des Lebens ihr erleichtern, oder ihre Anhänglichkeit an die heilige Kirche verstärken und verinnigen: so sei sie liebreich meiner eingedenk im frommen Gebet.

Mainz, am Tage der Verklärung Christi,
6. August 1856.

Ida Hahn-Hahn.

Inhaltsverzeichniß.

Die Aufgabe der Apostel.

Ihre Berufung. Ihre Schwäche. Ihre Widersacher: die Heiden, die Juden, der Polytheismus. S. 1—9.

Die Ausgießung des heiligen Geistes.

Das Pfingstfest. Bekehrungen. Die Apostel beginnen ihr Amt, das Evangelium allen Völkern zu predigen. S. 10—16.

Rom und Jerusalem.

Ursprung, Charakter, Lage beider Städte. S. 16—24.

Nero und die Christen.

Erste Verfolgung. Feuersbrunst in Rom. Simon der Magier. Tod der Apostel Petrus, Paulus, Andreas. Leben der Christen aus dem Briefe an Diognet. S. 24—32.

Zustand des jüdischen Volkes vor dem Kriege mit Rom.

Vergebliche Kämpfe um die Freiheit seit zwei Jahrhunderten. Die Herodianer. Roms Oberherrschaft. Tyrannische Landpfleger. S. 32—40.

Ausbruch des Krieges.

Prophezeihungen über Jerusalem. Bedrückung des Volkes. Das Osterfest unter Gessius Florus. Offene Empörung. Vespasian nach Judäa. Flavius Josephus. Parteien in Jerusalem. S. 40—52.

Belagerung und Zerstörung Jerusalems.

Titus im Lager vor der Stadt, Parteiungen und Tyrannen in ihr. Gräuel des Krieges und des Hungers. Das Opfer im Tempel hört auf. Allmälig nimmt Titus die Stadt ein. Sie wird geschleift. 53—67.

Die Verfolgung der Christen.

Plinius des Jüngeren Brief an Kaiser Trojan. Dessen Antwort. Beschuldigungen, die man den Christen macht. Ihr Gebetseifer. Ihre Abtödtung, Einfachheit, Heiterkeit. Ihre Abneigung gegen Ehen mit Heiden. Was Tertullian darüber schreibt. Die Communion unter einer Gestalt. S. 68—83.

Die Martyrer.

Was den Martyrer zum Martyrer macht. Wie er kein Fanatiker ist. Ihre Anzahl. Der Zauber ihres Beispiels. Wie es bei den Verhören, der Marter, im Kerker, im Tode zuging. Ehrfurcht der Christen für die Leichen und Ueberreste, d. h. Reliquien der Martyrer. Wie sie beerdigt wurden. Welchen Werth die Gläubigen darauf legten, an den

Gräbern der Martyrer zu beten und das heilige Meßopfer auf denselben darzubringen. Jeder katholische Alter umschließt Reliquien. Wie die Leidensgeschichten der Martyrer gesammelt wurden. S. 83—100.

Die Katakomben.

Ursprung, Bestimmung, Ausdehnung, Einrichtung, Ausschmückung. — Sie gerathen in Verfall, fast in Vergessenheit. Antonio Bosio beginnt im sechzehnten Jahrhundert sie wissenschaftlich zu durchforschen. Palmzweig und Blutfläschlein von der Kirche anerkannt als Bezeichnung eines Martyrergrabes. Nur diese werden geöffnet, um die Reliquien, welche sie enthalten, der Verehrung der Christen zu übergeben. S. 100—116.

Das Coliseum.

Beschreibung desselben und der Spiele, die darin gegeben wurden. 116—126.

Der heilige Apostel Johannes, Evangelist.

Seine Liebe zu den Seelen. Er besteht das Martertum in Rom; wird verbannt nach Patmos; schreibt die geheime Offenbarung; kehrt zurück nach Ephesus; schreibt sein Evangelium; stirbt im Jahr 101. S. 126—131.

Flavia Domitilla.

Nichte Domitians; eröffnet in ihrer Villa eine Katakombe; wird verbannt; leidet unter Trajan den Martertod. S. 131—133.

Der heilige Papst Clemens.

Sein Sendschreiben an die Gemeinde zu Corinth. S. 133—137.

Der heilige Simon, Bischof von Jerusalem.

Führt die Christengemeinde vor der Belagerung Jerusalems nach Pella; kehrt mit ihr zurück, nachdem Jerusalem wieder bewohnbar geworden. Stirbt am Kreuz im Jahre 104. S. 137—139.

Der heilige Ignatius, Bischof von Antiochien.

Sein Verhör vor Trajan; wird, zu den wilden Thieren verdammt, nach Rom geschickt; schreibt unterwegs an die Christengemeinden zu Rom, Ephesus, Magnesia, Tralles, Smyrna und an den heil. Polykarp; wird von den Löwen zerrissen in Rom, 20. December 107. Verehrung der Martyrer. Sein Gedächtniß wird gefeiert am 1. Februar. S. 140—154.

Die heilige Symphorosa und ihre sieben Söhne.

Leidet zu Tibur unter Hadrian um 120, am 18. Juli. S. 154—158.

Letzte Zerstörung Jerusalems.

Aufstände der Juden. Barcochab. Ueber Jerusalems Trümmer Aelia Capitolina erbaut. Die heiligen Stätten entweiht. Die Juden verbannt. Des Justinus, Irenäus und Tertullians Zeugnisse über die Ausbreitung des Christenthums im zweiten Jahrhundert. S. 158—163.

Die heilige Felicitas und ihre sieben Söhne.

Leidet zu Rom unter Antoninus Pius um 150, am 10. Juli. S. 163—167.

Der heilige Polykarp, Bischof von Smyrna.

Sein heiliger Wandel; seine reine apostolische Lehre; sein gewichtiges Zeugniß gegen die Häresien. — Aus seinem Schreiben an die Philipper. — Sein Leiden und Tod unter Marc Aurel in Smyrna am 26. Januar 167. S. 167—180.

Der heilige Justinus, der Martyrer.

Seine Herkunft, Studien und Bekehrung. Reise nach Rom. Häresiarchen daselbst. Innere Verwandtschaft der Häresien mit dem Heidenthum und der falschen Philosophie. Justins zwei Apologien des Christenthums. Das Mysterium von der wirklichen Gegenwart in der Eucharistie. Sein Gespräch mit Trypho. Sein Tod in Rom unter Marc Aurel um 167 am 13. April. S. 180—195.

Die Martyrer von Lyon und Vienne, insbesondere die heilige Blandina.

Grausamkeit der Verfolger. Zehn Christen fallen ab; werden bekehrt durch die Fürbitte der heiligen Bekenner. Bischof Pothinus; Diakon Sanctus; Maturus, Attalus; der Arzt Alexander. Der Knabe Ponticus und Blandina leiden und sterben zuletzt zu Lyon unter Marc Aurel am 2. Junius 177. S. 195—205.

Fortgang der Verfolgungen.

Unter Septimus Severus, 202—10. Unter Maximin dem Thracier, 237, ganz kurze Verfolgung. Die Christen breiten sich aus, genießen Ruhe und Frieden, lassen sich theilweise vom Wohlleben fesseln. Die wüthenden Verfolgungen unter Decius, 250—51; Gallus, 252; Valerianus, 257—59, erwecken die Glaubenskraft. Abermalige Zeit der Ruhe. Zahlreiche Bekehrungen der Besten, Tüchtigsten und Angesehensten. Das Christenthum eine Macht, welche das Heidenthum schreckt. Diocletians blutiges Verfolgungs-Edict, 23. Febr. 303. Galerius hebt es auf 311, aber Maximin Daja erneuert die Verfolgung, bis Constantin das Christenthum förmlich anerkennt, 313. S. 205—221.

Die heiligen Perpetua, Felicitas und ihre Gefährten.

Vivia Perpetua beschreibt selbst ihr Leiden und das dieser Martyrer bis zum Tage vor dem Thierkampf. Ein Augenzeuge beschreibt ihr Ende. Sie leiden zu Carthago unter Septimus Severus am 7. März 202. S. 221—234.

Der heilige Irenäus, Bischof von Lyon.

Schüler des heil. Polykarp. Schreibt gegen die Gnostiker: „Darstellung und Widerlegung der sogenannten Erkenntniß.“ Kennzeichen der *wahren Kirche*: ihre Einheit, Heiligkeit, Allgemeinheit (Katholicität) und Apostolicität; die Aufeinanderfolge der Bischöfe mit derselben Glaubenslehre und derselben Tradition; der Zusammenhang der Lehre und der Tradition mit Rom. Ueber die Häresie. Ueber das Mysterium der wirklichen Gegenwart Jesu Christi in der Eucharistie. Ueber die allerseligste Jungfrau Maria. Martyrertod des Irenäus um 203 am 28. Juni zu Lyon unter Kaiser Severus. Tertullian, „Beweis des Besitzstandes.“ S. 235—249.

Die heilige Potamiana.

Die Jungfräulichkeit auch in Anſehen bei den Heiden: Veſtalinnen, Druidinnen; wird verklärt im Chriſtenthum und wird der Lieblingsſtand der Gläubigen. Für ſie leidet Potamiana, eine junge Sclavin, zu Alexandrien den Martertod, 28. Juni 207, unter Kaiſer Severus. Marcella, ihre Mutter, und der Soldat Baſilides ebenfalls. S. 250—255.

Bruchſtücke aus Briefen des heiligen Dionyſius, Biſchofs von Alexandrien.

Die Verfolgung vor und unter Decius. Die heil. Apollonia, Metras, Quinta, Serapion, Dioskorus und Andere. Verbannung des Heiligen. Peſt in Alexandrien. Der Heilige bekämpft die Irrlehre des Paul von Samoſata, der die Gottheit Chriſti läugnete und nennt die heilige Jungfrau Maria „Theotecos:“ Gebärerin Gottes. Stirbt 264. S. 255—262.

Der heilige Pionius.

Eudämon, Biſchof von Smyrna, fällt ab. Pionius, ein heiliger Prieſter, legt ſich ſelbſt mit Aſclepiades und Sabina in Feſſeln, ermahnt die Heiden und Juden, kräftigt die Gläubigen, tröſtet reuige Büßer, wird um ſeine Fürbitte angeflehet, leidet ſelig den Feuertod zu Smyrna unter Decius am 11. März 250. S. 262—271.

Der heilige Cyprianus, Erzbiſchof von Carthago.

Herkunft; Bekehrung. 248 Erzbiſchof. Hohe Tugend. Entzieht ſich dem Martertod unter Decius. Zahlreiche Apoſtaten. Wollen ſich in die Kirche wieder eindrängen. Cyprian will nur reuige Büßer aufnehmen. Zuſtimmung von Rom. Seine Schrift „Von den Gefallenen“ ermahnt zur Beicht und Buße. Schrift „Von der Einheit der Kirche;“ Primat des Petrus. Differenz mit Papſt Stephanus über die Taufe; Rom hält die alte Ueberlieferung aufrecht; der Prüfſtein, um die ächte Tradition von der falſchen zu unterſcheiden, iſt die Gemeinſchaft des Glaubens mit der Kirche von Rom. Cyprian in Verbannung nach Curubis, 257; hingerichtet in Carthago, 14. September 258, unter Kaiſer Valerian. S. 271—293.

Der heilige Laurentius.

Erzdiakon der Kirche zu Rom, Pfleger ihrer Armen, Verwalter ihrer Güter, verkauft die koſtbaren Altargeräthe und überweiſt dem habgierigen Präfecten die Schätze der Kirche — die Armen. Leidet den Feuertod, 10. Auguſt 258 zu Rom, unter Kaiſer Valerian. S. 293—298.

Der heilige Nicephorus.

Ueber die Gemüthsſtimmung der Martyrer. Freundſchaft zwiſchen Nicephorus und Sapricius. Dann ihre Feindſchaft. Dieſer bleibt unverſöhnlich und fällt vom Glauben ab. Nicephorus bittet ihn um Vergebung und leidet den Martertod zu Antiochien unter Kaiſer Valerian am 9. Februar 259. S. 298—302.

Afrikaniſche Martyrer.

Die Prieſter Renus, Victor, Lucius, Montanus, Julian und Flavian der Diakon, ſämmtlich Schüler Cyprians, und die Wittwe Quartilloſia werden durch Hunger und Durſt in langwieriger Haft gefoltert, durch Viſionen belehrt und getröſtet und endlich hingerichtet zu Carthago im Mai 259 unter Valerian. S. 302–309.

Die heil. Marian, Jakobus und ihre Gefährten.

Große Leiden, liebliche Viſionen. Marians Mutter. Furchtbares Blutbad zu Cirtha in Numidien, 30. April 259, unter Valerian. S. 309–313.

Der heilige Fructuoſus.

Biſchof von Tarragona in Spanien, iſt der erſte ſpaniſche Martyrer, von deſſen Leiden man Acten hat. Sehr beliebt auch bei dem heidniſchen Volk. Lehnt auf ſeinem Leidensweg einen Labetrunk ab, um die Faſte nicht zu brechen. Leidet den Feuertod mit ſeinen beiden Diakonen zu Tarragona, 21. Januar 259, unter Valerian. S. 313–316.

Der heilige Cyrillus.

Kaum zwölf Jahre alt von ſeinem Vater des Glaubens wegen gegeißelt und verſtoßen. Dann enthauptet, 29. Mai 260, zu Cäſarea in Cappadocien. S. 316–319.

Der heilige Gregorius Thaumaturgus.

Seine Herkunft, Erziehung, Bildung. Studirt mit ſeinem Bruder das Chriſtenthum und die heiligen Schriften unter Origenes zu Cäſarea. Dann zu Alexandrien unter dem heil. Dionyſius. Wird getauft; kehrt nach ſeiner Vaterſtadt Neocäſarea in Pontus zurück; entſagt der Welt; wird Biſchöf; wirkt unzählige Wunder; bekehrt die ganze Landſchaft. Stirbt zu Neocäſarea, 17. December 264. Origenes ſtirbt zu Tyrus 254. Aus ſeinen Schriften: über die Liturgie des Gottesdienſtes; über das Gebet; über die heiligen Sacramente der Buße und der Euchariſtie. S. 319–341.

Aus des Euſebius Pamphilius, Biſchofs von Cäſarea, Beſchreibung der Diocletianiſchen Verfolgung.

Verſchiedene Martern, welche die Chriſten auszuſtehen hatten und zwar Jahre lang. Wie die wilden Thiere ſich zuweilen vor den Martyrern ſcheuen. Ulpianus. Agapius. Theodoſia. Wie alle Lebensmittel auf den Märkten durch heidniſche Opferweihungen verunreinigt werden. Wie die Biſchöfe gequält werden. Wie der Freund des Euſebius, der gelehrte heilige Prieſter Pamphilus, mit eilf Anderen an einem Tage den Martertod leidet. Euſebius ſelbſt ſtirbt erſt um 340. S. 341–351.

Der heilige Geneſius.

Schauſpieler zu Rom, bekehrt ſich auf der Bühne, wird gemartert, empfängt die Bluttaufe, 26. Auguſt 286, unter Kaiſer Diocletian. S. 351–354.

Der heilige Mauritius und seine Gefährten.

Anführer der Thebaischen Legion; wird mit ihr niedergemetzelt in der Schweiz, 22. September 286, unter Kaiser Maximian. S. 354—359.

Der heilige Sebastian.

Tribun der Prätorianer; Liebling der Kaiser Diocletian und Maximian; wirkt zahllose Bekehrungen; erhält den Beinamen „Beschirmer der Kirche." Das Christenthum im Kaiserpalast. Sebastian wird mit Pfeilen erschossen, aber wieder hergestellt; dann mit Stöcken todtgeschlagen zu Rom, 20. Januar 288, unter Maximian. S. 359—367.

Der heilige Chrodotus.

Schlichter Gastwirth zu Ancyra, heiligt sich selbst, sein Wirthshaus, seine Gäste; sucht die Reliquien des Martyrers Valens; verspricht dem Priester Fronton Reliquien. Als die fromme Jungfrau Theeusa und sechs Gefährtinnen gemartert und in den See versenkt werden, rettet er mit großer Mühe die ehrwürdigen Ueberreste; wird verrathen, befragt, gefoltert, enthauptet. Soldaten bewachen seine Leiche; Fronton entführt und bestattet sie. Der Martyrer litt am 18. Mai 303 unter Diocletian zu Ancyra in Galatien. S. 368—385.

Der heilige Felix.

Bischof von Tibiura in Afrika; soll die heiligen Schriften ausliefern; weigert sich; wird erst nach Carthago, dann nach Italien geschickt und zu Venusia enthauptet 30. August 303. S. 385—389.

Der heilige Euplus.

Diakon zu Catanea in Sicilien; wird gefoltert und enthauptet, weil man die heiligen Evangelien bei ihm findet, 12. August 304. S. 389—391.

Der heilige Romanus und das heilige Kind.

Wie Romanus gefoltert und wie die Zunge ihm ausgeschnitten wird. Wie das dreijährige Knäblein leidet und stirbt; wie die Mutter es ermahnt. Wie es Gott gefällt Wunder zu thun. Wie Romanus vollendet, 18. November 303, zu Antiochien. S. 391—395.

Die heilige Agnes.

Wie sie sich Christus anverlobt, jede Bewerbung verschmäht, auch die des Sohnes des Präfecten von Rom. Wie sie den Göttern opfern soll und sich weigert. Wie sie gestraft werden soll und endlich enthauptet wird, 21. Januar 303, zu Rom. Wie die heil. Emerentiana neben ihr bestattet wird. An ihrem Festtage Weihe der Lämmer für die Pallien. S. 395—399.

Die heilige Eulalia.

Jungfrau von zwölf Jahren, leidet zu Merida in Spanien den 10. December 304. S. 399—402.

Die heil. Theodora und der heil. Didymus.

Wie sie verhört und eingesperrt wird. Wie Didymus sie befreit und leidet, 28. April 304, zu Alexandrien. S. 402—405.

Die heilige Afra.

Wie der heilige Biſchof Narciſſus ſie, ihre Mutter und drei Dienerinnen tauft. Wie Afra verhört und auf einer Inſel im Lech zu Augsburg verbrannt wird, 5. Auguſt 304. Wie ihre Mutter und die drei Dienerinnen in ihrer Gruft umkommen. S. 405—410.

Der heilige Irenäus, Biſchof von Sirmium.

Wie er Weib und Kind verläßt um Chriſti willen und Prieſter und Biſchof wird. Wie er alles Irdiſche verläugnet und nach langer Qual enthauptet wird, 25. März 304, zu Sirmium in Pannonien. S. 410—414.

Der heilige Phokas.

Gärtner zu Synope. Wie er gaſtfrei iſt. Wie er ſeine Mörder aufnimmt und bewirthet. Wie er ſich ihnen überliefert und leidet, 14. Juni 304. Wie die Schiffer auf dem ſchwarzen Meer ihn verehren. S. 414—418.

Die heilige Julitta und ihr Sohn Quiricus.

Wie ſie Heimath und Vermögen verläßt und ihren Sohn zu retten ſucht. Wie Beide ergriffen werden. Wie das dreijährige Kind Chriſtum bekennt und zum Martyrer wird. Wie Julitta leidet, 16. Juni 305, zu Tarſus in Cilicien. S. 418—422.

Die heil. Nicander und Marcianus und die heil. Daria.

Wie beide Freunde den Kriegsdienſt verlaſſen. Wie ſie verhört und verurtheilt werden. Wie Marcians heidniſche Gattin wehklagt. Wie Nicanders Gattin Daria ihn kräftigt und mit ihm leidet, 17. Juni 305, in Möſien. S. 422—426.

Der heilige Philippus, Biſchof von Heraklea.

Wie die Kirchen geſchloſſen, die Zuſammenkünfte der Chriſten unterſagt, die Altargeräthſchaften geraubt, die heiligen Schriften geſucht und verbrannt werden. Wie Philippus und ſein Diakon Hermes verhört und eingekerkert werden. Wie Philippus Nachts im Theater die Chriſten ermahnt und kräftigt. Wie er gemartert und dann nach Adrianopel geſchickt wird. Wie er dort mit Hermes und dem Prieſter Severus den Flammentod leidet, 22. Oktober 305. S. 426—432.

Die heilige Julia.

Wie ſie gedrangſalt, beraubt und vor Gericht als Chriſtin für rechtlos erklärt wird. Wie ſie in den Flammen endet, 30. Juli 305, zu Cäſarea in Cappadocien. S. 433—435.

Die heiligen Firmus und Ruſticus.

Wie ſie zu Mailand vom Kaiſer Maximian Herculeus ſelbſt verhört werden. Wie er ſie geißeln und peinigen läßt und dann dem Richter Anolinus übergibt. Wie dieſer ſie nach Verona als Gefangene zum Kriegsoberſten Cangarius ſchickt. Wie Cangarius Chriſt wird. Wie die Martyrer leiden, 9. Auguſt 305, zu Verona. Wie Anolinus ihre Acten verbrennen läßt. S. 435—441.

Der heilige Bonifacius.

Wie er in Rom ein weltliches Leben führt. Wie Aglae, seine Herrin, von der Gnade gerührt, ihn in den Orient schickt, um ihr Reliquien der Martyrer zu bringen. Wie er selbst ein heiliger Martyrer wird zu Tarsus in Cilicien, 14. Mai 306. S. 442—448.

Der heilige Arcadius.

Wie er die Verborgenheit aufgibt, um seinen Vetter zu retten. Wie ihm jedes Glied seines Körpers einzeln und langsam abgelöst wird. Wie er triumphirend stirbt zu Cäsarea in Mauritanien am 12. Januar 310. S. 449—452.

Der heilige Lucian.

Priester zu Antiochien. Veranstaltet eine Ausgabe der heiligen Schriften. Ist eine Weile nicht fest im Glauben. Besinnt sich zu rechter Zeit. Vertheidigt das Christenthum vor Kaiser Maximin Daja. Wird durch Hunger gefoltert und dann enthauptet, 7. Januar 311, zu Nicomedien. S. 452—454.

Der heilige Barlaam.

Ein unbekannter ungebildeter Mann, den der Richter verlacht. Wie ihm brennender Weihrauch in die Handfläche gelegt wird. Wie er die Marter leidet und enthauptet wird zu Cäsarea in Cappadocien, 16. November 311. S. 454—456.

Die heiligen vierzig Martyrer.

Wie sie sich als Christen bekennen. Wie sie die Winternacht auf dem zugefrornen See zubringen müssen. Wie Einer abfällt. Wie der wachthabende Offizier sich bekehrt. Wie sie enden zu Sebaste in Armenien, 10. März 320, unter Kaiser Licinius. S. 456—461.

„Siege durch dieses."

Wie Kaiser Constantin eine Erscheinung des Kreuzes hat. Das Labarum. Wie er Kaiser Maxentius besiegt und in Rom einzieht. Wie er das Christenthum in jeder Weise begünstigt, den Polytheismus verfallen läßt, häretische Secten gesetzlich ausschließt von den Privilegien der Kirche. Wie er seine Residenz nach Byzanz verlegt. Wie er in seiner Todeskrankheit erst sich taufen läßt. Wie seine Mutter Helena nach Palästina reist und Kirchen auf den heiligen Stätten erbaut. Wie das Kreuz die Welt besiegt. Wie die Kirche in der Welt steht. S. 462—472.

Soli Deo Gloria.

Die Aufgabe der Apostel.

Das welterlösende Opfer war vollzogen und der Sohn Gottes am Kreuz verschieden. Aus seinem Blut stieg ein süßer Wohlgeruch empor zum Thron des ewigen Vaters und sank zurück als ein Thau, reich an Gnaden und Segen, über die Gegenwart und Zukunft der menschlichen Geschlechter bis zum Ende der Tage. Dies Abendopfer des alten Bundes, das um die Stunde auf Golgatha vollzogen ward, wo im Tempel zu Jerusalem täglich ein Lamm geschlachtet wurde als Vorbild des Lamm Gottes — um die neunte Stunde, d. h. um drei Uhr Nachmittags — beschloß die alte Zeit, die der Erwartung, und eröffnete die neue, die Zeit der Erfüllung. Von ihr war geweissagt: „Gott der Herr kommt mit Macht und sein Arm wird herrschen." (Isaias 40, 10.)

Aber der Herr war gekommen als der Allergeringste und seine Arme waren an's Kreuz genagelt, und seine wenigen Schüler und Anhänger hatten entmuthigt, angstvoll und verzagt ihn verlassen, und nur seine allerseligste Mutter, einige fromme Frauen und sein Lieblingsjünger hielten in seinem bitteren Leiden und Sterben bei ihm aus. Frauen und ein Jüngling waren die ersten unerschrockenen, standhaften Gläubigen; alle übrigen Apostel waren schwach im Glauben. Die Furcht ließ sie vergessen, daß geschrieben stand: „Gott selber kommt und erlöset

euch.“ (Isaias 35, 4.) Die Masse des Volkes aber, Vornehme wie Geringe, Junge wie Alte, Reiche wie Arme, Gelehrte wie Ungelehrte, benahm sich nach der uralten und immer sich erneuernden Weise: obwohl sie nach allen Verheißungen und Prophezeihungen ihrer heiligen Schriften gar nicht daran zweifeln konnten, daß Jesus Christus, der Gekreuzigte, die längst ersehnte „Erwartung Israels,“ der Messias sei: so verstockten sie sich gegen diese Ueberzeugung und nannten den Sohn Gottes einen Gotteslästerer, weil er nicht ihren irdischen eitlen Träumen vom Messias entsprach. Die Masse des Volkes vergaß nicht, wie die Jünger, aus Zaghaftigkeit die Verheißung, sondern sie wollte nicht glauben; darum galten ihr Weissagungen wie Zeichen und Wunder nichts.

Am dritten Tage war das heilige Grab leer, zur beängstigenden Verwirrung der Hohenpriester und Schriftgelehrten, die es von Kriegsknechten bewachen ließen. Sie waren so fassungslos über dies Ereigniß, welches Jesus vorhergesagt hatte, daß sie die Wache mit Geld bestachen, damit sie aussage, während ihres Schlafes hätten die Jünger den Leichnam gestohlen. Ob die Aussage schlafender Wächter Glauben verdiene, das zu bedenken fiel ihrem blinden Haß nicht ein; und die Masse des Volkes nahm, ohne sich zu besinnen, eine Aussage an, welche der eigenen Leidenschaft entsprach.

„Und sein Grab wird herrlich sein.“ (Isaias 11, 10.) Die Erde bebte, der Himmel öffnete sich, Engel stiegen herab, der Heiland erstand. Magdalena verkündet frohlockend die selige Botschaft und das schwache Fünkchen des Glaubens flackerte auf in den Jüngern; denn der Meister hielt ihnen Wort: Er war auferstanden. Nun erschien er ihnen, erst Einzelnen, dann Allen. Nun führte er mit ihnen das wunderreiche, geheimnißvolle Leben der vierzig Tage, in dem er „ihnen den Sinn aufschloß, daß sie die Schrift verständen“ (Luc. 24, 45.) und ihnen wiederholte, daß er „die Verheißung seines Vaters — die Kraft aus der Höhe (Luc. 24, 49.) — auf sie herabsenden werde.“ Indem er sich ihnen immer deutlicher als der im Alten Testament Verheißene zeigte, kräftigte er ihren Glauben

an seine eigenen Verheißungen, bereitete sie vor auf die Ankunft des heiligen Geistes, machte ihre Seelen willig und fähig, die wunderbare Gabe aufzunehmen, und gab ihnen die Vollmacht: „alle Völker zu lehren, Alles zu halten, was er befohlen habe" — und „das Evangelium allen Geschöpfen zu predigen in der ganzen Welt." (Marc. 16, 15.) Und damit sie Muth faßten für diesen unermeßlichen Auftrag, sprach er: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden — und ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt." (Matth. 28, 18—20.) „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich auch euch. Empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen; und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten." (Joh. 20, 21—23.) So waren sie in der Kraft Gottes zur Belehrung, Entsündigung, Heiligung der Menschen geweiht, und zur Gründung und Leitung der Kirche, der Heilsanstalt für die Seelen, berufen. Das oberste Hirtenamt dieser Heerde vertraute er Dem an, zu welchem er schon vor seinem Leiden und Sterben gesagt hatte: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. Was immer du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein; und was immer du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöset sein." (Matth. 16, 18—19.) Zu diesem Petrus sprach er jetzt vor seinem letzten Scheiden: „Weide meine Lämmer! Weide meine Schaafe! Folge mir nach." (Joh. 21.) Dann breitete er seine Hände segnend über sie aus „und eine Wolke entzog ihn ihren Blicken." (Apost. 1, 9.) Die Jünger aber kehrten vom Oelberg heim in das Haus, wo sie in der Nacht, bevor er verrathen ward, das Osterlamm mit ihm gegessen hatten. Erwartungsvoll, aber fest im Glauben, verharrten sie ruhig und „einmüthig im Gebet, sammt den Frauen und Maria der Mutter Jesu." (Apost. 1, 14.) Die Weissagungen der Propheten, welche in den heiligen Schriften aufbewahrt wurden, waren vor ihren Augen in Erfüllung gegangen durch Leben, Leiden, Sterben und Auf-

erstehung ihres göttlichen Meisters: wie hätten sie zweifeln können, daß sein Wort, bis auf das allergeringste, in Erfüllung gehen werde! In frommer Sehnsucht beteten sie um die Frucht der Gnade, welche durch den Tod Jesu zur Reife gekommen und ihnen bestimmt war; und noch andere Gläubige gesellten sich zu ihnen, so daß ungefähr hundert und zwanzig Personen beisammen waren. In dieser ersten kleinen Gemeinde erhob sich Petrus, als das von Christus eingesetzte Oberhaupt der christlichen Kirche, und schlug vor, die Lücke auszufüllen, welche der Verräther Judas zwischen den zwölf Aposteln gemacht hatte. Das geschah, indem nach einem demüthigen Gebet das Loos geworfen ward und den Matthias bezeichnete.

Nun waren also die zwölf Männer beisammen, die den Auftrag ausführen sollten, die Welt mit allen ihren Verhältnissen umzugestalten und ein Reich zu gründen, das mächtiger und umfassender sei, denn alle Reiche der Erde. Diese Männer waren Alle von geringer Herkunft, ohne Ansehen und Reichthum, ohne Bildung und Wissenschaft; waren Alle aus der verachteten Provinz Galiläa, meistens Fischer; Judas Thaddäus und sein Bruder Jacobus Vettern Jesu, folglich Handwerker, vielleicht Zimmerleute wie er; Matthäus sogar ein Zöllner, also gehaßt und mißachtet, weil im Dienst der römischen Oberherrschaft. Sie waren aber auch Alle gläubige Israeliten, die auf den verheißenen Messias hofften und seiner Ankunft voll Verlangen entgegen sahen — freilich gemäß der Vorstellung ihres Volkes, das einen mächtigen irdischen König in ihm erwartete. Als sie ihn daher in der Niedrigkeit finden, zweifeln sie zuweilen an ihm, tadeln ihn, beschäftigen sich mit ehrgeizigen Plänen, machen ihm Vorwürfe, da er von seinem bitteren Leiden und Sterben spricht. Jedoch die Befähigung zu einem tiefen lebendigen Glauben lag in ihnen Allen, wie der Edelstein im Schacht, denn sie hatten den guten Willen zur freudigen Hingebung an die Wahrheit. Andreas und Petrus waren bereits Schüler von Johannes dem Täufer; verließen ihn aber, nachdem sie den Messias gehört hatten. Und wie sie ihren Lehrer: so verlassen die Uebrigen augen-

blicklich, als Christus sie beruft, ihre Kähne, ihr Handwerk, ihre Hütten und folgen ihm mit der größten Bereitwilligkeit in sein armes wanderndes Leben, wo ihnen sehr oft das Nothwendigste mangelte, um ihren Hunger zu stillen, da sie sogar Aehren ausrauften und die rohen Körner verzehrten. Aber bis zu jener sittlichen Kraft, die im Augenblick der schwersten Versuchung Widerstand leistet, und um der Wahrheit willen Marter und Tod nicht scheut, hatte sich ihr guter Wille noch nicht erhoben. Sie waren zaghaft, fürchteten nicht blos den Tod, sondern auch, was andere Leute sagen oder thun würden, und trieben — den Johannes ausgenommen — den Mangel an Festigkeit bis zur Feigheit.

Gerade solche Männer mußten es sein, damit die Hand Gottes in Gründung seiner Kirche offenbar werde; damit die Unmacht des Geschöpfes die Macht, Weisheit und Barmherzigkeit Gottes zeige. Das war keine eigene Kraft, die ihre Scheu in Muth, ihre Befangenheit in Freiheit, ihre Unwissenheit in tiefe Erkenntniß umwandelte; die ihnen den unermüdlichen Eifer der Liebe, die grenzenlose Hingebung des Glaubens und die freudige Zuversicht der Hoffnung gab; die sie hieß, ein Werk in die Hand zu nehmen, dessen Riesenaufgabe dermaßen außer allem Verhältniß zu ihren Mitteln stand, daß, vom natürlichen Standpunkt aus betrachtet, dies Unternehmen als ein Wahnsinn oder eine Lächerlichkeit erscheinen mußte.

Die Welt lag im Argen; Stolz und Sinnlichkeit waren ihre herrschenden Götzen, überall! in Rom, in Griechenland, in Judäa. Das jüdische Volk war „wie Schaafe, die keinen Hirten haben." (Ezech. 34, 5.) Seine Häupter spalteten sich in hochmüthige, heuchlerische Pharisäer und in ungläubige, leichtsinnige Sadducäer. Diese verachteten das göttliche Gesetz öffentlich, Jene im Herzen, so daß die Frucht desselben, Tugend, den Einen wie den Anderen fremd war. In der Erwartung des Messias vereinigte sich freilich der Glaube des ganzen Volkes und gerade zu dieser Zeit mit besonderer Lebhaftigkeit. Aber das waren wenig Seelen, die ihn in dem Sinn erwar-

teten, wie er verheißen war! Die allermeisten rechneten auf einen mächtigen König, der das verhaßte Römerjoch abschütteln, die Gränzen des jüdischen Reiches erweitern und fremde Völker sich unterwerfend in Fülle des Glückes herrschen werde. Ganz heidnisch faßten sie die Herrschaft nur irdisch und das Glück nur zeitlich auf. Von einem ewigen, übernatürlichen Reich wußten sie nichts mehr. Ihre Fürsten aus der herodianischen Familie waren keine selbstständigen Herrscher, seitdem Pompejus das Land erobert hatte. Rom verlieh und entzog ihnen die Königswürde, je nach der Laune der Cäsaren oder nach den Geldsummen, welche zur Bestechung der allvermögenden Weiber und Freigelassenen verwendet wurden. Und immer hatte ein römischer Landpfleger einen Palast und die hohe Gerichtsbarkeit in Jerusalem; und immer lag eine römische Besatzung in der Burg Antonia, dem festen Schloß neben dem Tempel, welches eigentlich zu dessen Schutz erbaut war. Die herodianischen Fürsten, Männer und Frauen, waren ein entartetes Geschlecht, versunken in die Lust der Welt, zum Theil nicht ohne Talent, aber schmeichelnd und kriechend vor der Gunst der römische Kaiser und zitternd und bebend vor ihrer Ungunst. So war denn das jüdische Volk sehr elend, weil ohne religiöse, sittliche und politische Stütze und Kraft; und doppelt elend, weil es das einzige Mittel zur Rettung, wodurch es sich hätte erneuern können, das Evangelium, mit Widerwillen von sich stieß und mit Haß verfolgte; denn „die Finsterniß hat das Licht nicht begriffen;" (Joh. 1, 4.) — nie!

Tiefer im Argen noch lag die heidnische Welt. Vom Götzendienst war ihr das Herz entnervt, von der Philosophie das Gehirn vertrocknet; sie lebte durch und für die Sinne. Da alle Lebenskräfte sich auf diese eine Richtung warfen und von ihr und in ihr zehrten und begehrten, keine Schranke achteten, keinen Widerstand duldeten: so wuchsen sie zu krankhaft-ungeheuerem Maße an und wurden durch Alles, was sie erlangten, nicht befriedigt, sondern überreizt. Es ist erstaunenswerth, daß die menschliche Natur sich hat freiwillig in eine solche Verthierung versenken und in einem solchen Pfuhl der

Greuel ihr Behagen finden können, wie es sich bei der großen Masse des römischen Volkes zur Kaiserzeit und besonders bei den Kaisern selbst zeigt. Zu dieser Erniedrigung konnte sie nur gelangen unter dem verderblichen Einfluß des Götzendienstes, der aus dem Abfall von der ewigen Wahrheit, von Gott, entsprungen war, nur aus der Lüge lebte, nur durch Bethörung und Berauschung des sinnlichen Menschen herrschte und, um ihn in Trug und Taumel zu erhalten, aus seinen bösen Leidenschaften Götter und Göttinnen machte, denen er mit großer Bequemlichkeit huldigen konnte, indem ihre Anbetung darin bestand, daß er sich seinen ungebändigten Trieben hingab. Ungerechtigkeit, Habgier, Unzucht, Ehr- und Herrschsucht, Hochmuth, Neid und Grausamkeit, diese Schooßsünden des Sinnenmenschen, thronten als Götter in den Tempeln wie in den Herzen, und der Qualm, der von ihren Opferaltären aufstieg, umhüllte mit giftigem Nebel vermaßen Verstand und Gemüth, daß Wahnwitz und Bosheit, Blödsinn und Laster die gesunde Vernunft und alle Gewissenhaftigkeit ertödteten. Der vollkommenste Ausdruck dieser Verthierung, gleichsam ihre Prachtexemplare, waren einige der römischen Kaiser selbst, einige der Cäsaren der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. In ihnen hatte das Ich jene monströse Beschaffenheit angenommen, die uns bei gewissen indischen Götzenbildern mit hundert Armen mit Schreck und Ekel erfüllt. Sie waren nicht blos unumschränkte Gebieter des größten Reiches, das je auf Erden bestanden hat: sondern sie waren zugleich dessen Oberpriester, seitdem Julius Cäsar die Würde des Pontifex maximus angenommen hatte, um nach allen Seiten hin seine Macht zu befestigen. Bald gingen sie noch einen Schritt weiter, wie das durch die Gewohnheit unbeschränkter Herrschaft sehr leicht sich macht: sie erklärten sich selbst für Götter und fanden bereitwillige Anbeter! Bluttrunkene Tyrannen und schamlose, hirnverbrannte Wüthriche ließen sich göttliche Ehren erweisen, während Christus sich kreuzigen ließ. Als Tiberius auf dem Felseneiland Capri den Menschen zum Gegensatz vom Ebenbild Gottes, nach welchem er geschaffen war, machte, indem

er sich selbst und Andere in einen Sumpf von Gräuelthaten versenkte: da führte Christus den Menschen zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurück, indem er in seiner Person die Menschheit mit seiner Gottheit vereinigte und, nachdem er den Tod überwunden hatte, siegreich mit ihr zum ewigen Vater in den Himmel einging.

Und von dieser Bestimmung, diesem Ziel, dieser Umbildung sollten die Apostel mitten in einer gottlosen Welt sprechen, und gehört und verstanden und begriffen werden! Der Habgier und Verschwendung sollten sie predigen von der Seligkeit der Armuth; der schamlosen Unmäßigkeit von keuscher Nüchternheit; der starren Herzlosigkeit von dem Segen der Barmherzigkeit; der stolzen Hoffart von unscheinbarer Demuth; der Herrschsucht von Knechtesdienst; dem sophistischen Verstande von Kindeseinfalt; der Sinnenlust von strenger Entsagung; der Selbstvergötterung von Brudersinn; der Eigenliebe von Liebe zum Leiden. Sie sollten dieser von Schwelgerei und Bethörung taumelnden Welt zurufen: Laß ab von deinen Götzen, deinen Tempeln, deinen Freuden, deinen Leidenschaften, deinen Bestrebungen, deinen Ansichten. Alles ist falsch! Alles ist hohl! Allem, was du bis jetzt geliebt, geachtet und begehrt hast, mußt du den Krieg erklären. Alles mußt du verlassen, was du bis jetzt erstrebt hast: Du hängst an irdischen Genüssen? sie sind dir verboten; du verlangst nach irdischem Besitz? wirf ihn weg, um den Himmel leichter zu erstürmen; nur das Sichtbare, das Handgreifliche hat Werth für dich? gib es auf! nur das Unsichtbare kann dir Befriedigung gewähren. Deine Götter sind lügenhaft, deine Freuden sind sündhaft, dein Glück ist schattenhaft. Nur Eines thut Noth: Gott, den Gekreuzigten, lieben und ihm allein dienen. Dies sollten sie predigen und Glauben finden! Wohl gab es unter den Römern, Griechen und Barbaren so wie unter den Juden einzelne Seelen, die sich über das dichte Gewölk von Thorheit und Laster, das sie umgab, zu erheben suchten zu etwas Ewigem; allein ihre Zahl war so gering und ihr Einfluß so beschränkt durch die allge-

meine Verderbtheit und Verkehrtheit, daß sie kein großes Gewicht in die Wagschaale für das Gelingen des apostolischen Unternehmens zu legen hatten.

Entschiedene Gegner desselben waren alle Götzenpriester mit ihrem ganzen großen Anhang von Zeichendeutern, Wahrsagern, Zauberern, Priesterinnen, Tempeldienern und Dienerinnen theils aus dem blinden Trieb der Selbsterhaltung; theils weil sie die reine und erhabene Lehre des Evangeliums, die ihre Lehren brandmarkte, als einen Vorwurf, der sie persönlich beleidigte, aufnahmen. Bei dieser Veranlassung machten mit ihnen gemeinschaftliche Sache die Philosophen, von denen es wimmelte in der heidnischen Welt, da der Wahn- und Aberglaube stets den Unglauben hervorruft. Diese Philosophen wandelten aber nicht mehr auf dem Wege der Forschung nach ewiger Wahrheit, nach ewiger Schöne, die ein Sokrates und Plato angedeutet hatten, sondern sie überboten einander in spitzfindigen, eitlen Lehren, unbekümmert um Weisheit und Tugend, die wenig in ihren Worten, noch weniger in ihrem Leben zu finden waren. Auch sie opferten, wie die Priester, den Götzen des Stolzes und der Sinnlichkeit; aber weil sie es ohne Tempel und Altar thaten: so war Feindschaft zwischen Philosophen und Priestern, ausgenommen den Fall, daß sie sich gegen die Wahrheit wehrten. Gegen den wahren Glauben ziehen Irrglaube, Wahnglaube und Unglaube immer Hand in Hand zu Felde, denn sie fühlen sämmtlich ihre Existenz durch ihn bedroht. Genug: wo eine Macht war, da war sie ganz gewiß wider das Evangelium gerichtet und die Welt war so reichlich mit Götzen versehen, daß sie sehr wenig Theilnahme für einen neuen Gott haben konnte. Um diese Feindseligkeit und diese Stumpfheit zu überwinden, um diese Völker zu besiegen, die ihre Cäsaren — und diese Cäsaren, die sich selbst anbeteten, was hatten die Apostel? — die Vollmacht Jesu und den heiligen Geist.

Die Ausgießung des heil. Geistes.

Die Juden feierten durch das Pfingstfest das Gedächtniß der Gesetzgebung auf dem Sinai. Vom Feuer des Himmels umblitzt und von Donner umrollt, brachte Moses seinem Volk die Tafeln des Gesetzes, den Grundstein des Alten Bundes. Ein neues Feuer vom Himmel sollte auch dem Neuen Bunde die Weihe geben; das Feuer der Liebe, welches der Alte Bund nicht gekannt hatte und welches der heilige Geist, als göttliche Gnadenfrucht der Erlösung, den Gläubigen zu bringen kam. Als das ewige Wort zum Vater in den Himmeln zurückkehrte, sandte der Vater „den Tröster," die ewige Liebe, zu den Verwaisten herab: der Lehrer ging und der Bräutigam kam. Am Tage der Pfingsten, dem zehnten nach der Himmelfahrt Christi, war die kleine Gemeinde beisammen, geheiligt durch Gebet und Geduld, rein vom Eigenwillen, bereit zu jeglichem Gehorsam. Plötzlich erscholl ein Brausen wie bei Sturmwind und erfüllte das ganze Haus. „Und es erschienen ihnen zertheilte Zungen, wie Feuer, und es ließ sich auf einen Jeden von ihnen nieder. Und Alle wurden mit dem heiligen Geist erfüllt und fingen an in verschiedenen Sprachen zu reden." (Apost. 2, 3—4.) Das Fest hatte viele Juden aus fremden Ländern nach Jerusalem geführt. Sie eilten herbei und entsetzten sich, denn sie hörten Alle, und Jeder in seiner Sprache, wie die ungelehrten Männer aus Galiläa „die großen Thaten Gottes verkündeten." Sie staunten; die Einen gaben Gott die Ehre, die Anderen äußerten höhnisch, diese Männer möchten wohl berauscht sein. Petrus aber, das Oberhaupt, nahm das Wort, deutete hin auf die Weissagung des Propheten Joel und predigte ihnen den gekreuzigten Christus, den Herrn, den Messias, so eindringlich, und ermahnte sie so kräftig, Buße zu thun und sich taufen zu lassen im Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, daß an dem einen Tage gegen Dreitausend willig sein Wort aufnahmen und die Taufe empfingen.

Der heilige Geist hatte nun der Kirche die überschwänglichen Schätze der Gnade und alle Wunderkräfte des übernatürlichen Lebens gebracht, wie Christus es ihr verhieß. „Der Geist der Wahrheit sollte bei ihr bleiben in Ewigkeit" (Joh. 14, 16—17.); sollte fortwährend sie belehren, sie heiligen, unsichtbarer Weise sie regieren und überhaupt die Fülle der Gnadenschätze ihr mittheilen, die Christus ihr verdient hatte. Sie bildete nun einen Körper, der durch die Sacramente der Taufe, der Buße, der Eucharistie in die innigste Gemeinschaft des Lebens nach der Ordnung der Gnade mit Christus trat, der „in ihr blieb und sie in ihm, damit sie viele Frucht bringe." (Joh. 15, 5.) Sie bildete nun einen sichtbaren und doch geheimnißvollen Leib, dessen Glieder zu den verschiedensten Aemtern, Diensten und Verrichtungen berufen, aber sämmtlich zum Gehorsam gegen das Haupt verpflichtet waren, welches in der sichtbaren Welt die Stelle des unsichtbaren Oberhauptes, Christus, vertrat. Jedes Glied in seiner Besonderheit verhielt sich zu Christus wie der Rebzweig zum Weinstock, lebendig, weil er „das ewige Leben gibt." (Joh. 17, 2.) Alle Glieder in der Gesammtheit und Einheit bildeten den Gegenstand seiner unendlichen Liebe, mit dem er all seine Macht getheilt, den er mit all seiner Herrlichkeit geschmückt hat, den Gegenstand seines zärtlichsten Wohlgefallens, die Fortsetzerin seines Werkes auf Erden: — seine geheimnißvolle Braut — die Kirche.

Vom heiligen Geist erfüllt traten die Apostel jetzt, mit Petrus an der Spitze, ihr Lehramt an und dieser nämliche Petrus, der sieben Wochen zuvor durch die Frage einer Magd dermaßen in Furcht gerieth, daß er den Heiland verleugnete, bekannte ihn jetzt mit so heiliger Zuversicht, daß Tausende davon ergriffen wurden. Vom heiligen Geist erleuchtet sammelten sich die Gläubigen zu einer Heerde um diese Männer, denen die Kraft aus der Höhe das unfehlbare Lehramt übertragen hatte durch die Worte: „Wer euch höret, der höret mich" (Luc. 10, 16.); und begehrten von ihnen unterrichtet, geleitet und geheiligt zu werden. In diesem kleinen Kern, in diesem Senfkorn, war der ganze große Wunderbaum enthal-

ten, der aus dem Kreuz mit dem Blut Jesu begossen, Wurzel trieb und die heilige katholische Kirche heißt; der Wunderbaum, dessen Zweige sich über die ganze Welt ausspannen und allen Geschlechtern der Menschen die Frucht des Lebens bieten, und aus dem eine solche Fülle von Blüthen vielfältigster Art hervorsprossen, von solcher Schönheit, solchem Duft, solcher Pracht, solcher Vollkommenheit, wie die früheren Jahrtausende es kaum geahnt haben; denn die Luft, die reinigend, erfrischend und stärkend durch seine Aeste und Blätter weht, ist das Wehen des heiligen Geistes, und der Thau, der nährend und belebend auf seine Knospen fällt und ihnen Wachsthum und Entfaltung gibt, ist die heiligmachende Gnade; und von diesen beiden Dingen wußte die heidnische Welt nichts! Es sind die Kronjuwelen der Braut Christi. Aber das geringste ihrer Glieder hat Anrecht und Antheil daran; Jeder tritt durch sie in Verbindung mit Christus und wird seiner unendlichen Verdienste, aus denen alles Heil kommt, theilhaft.

Die Kirche lebt das Leben Jesu; in den Einen sein leidendes, in den Anderen sein dienendes, handelndes, wirkendes, wunderthätiges Leben. Den Aposteln, ersten Nachfolgern seines Lebens und ersten Vollstreckern seines Willens, gab er zur Besiegelung ihrer Vollmacht seine Macht über die Natur. „In seinem Namen trieben sie Teufel aus, redeten in neuen Sprachen, hoben Schlangen auf und wenn sie Tödtliches tranken, schadete es ihnen nichts.“ (Marc. 16, 17—18.) Die Welt, auch die jüdische, war zu fleischlich, um nicht eine sinnliche Beglaubigung für die Boten vom Reich Gottes zu begehren. Wiederum trat vor allen Anderen Petrus hervor. Er zuerst hatte im Namen Jesu gepredigt und getauft; er zuerst hieß im Namen Jesu den Lahmen wandeln, und er wandelte. Die Kranken wurden gesund, wenn nur der Schatten des Petrus auf sie fiel, und todt stürzten Diejenigen nieder, welche wagten, den heiligen Geist, der in ihm war, durch eine Lüge zu betrüben. Doch waren diese Wunderthaten immer nur Sinnbilder des höheren Wunders, welches sich in jeder Seele kund gibt, wenn sie durch die Gnade aus ihrem kranken,

lahmen, blinden, natürlichen Leben geweckt, im übernatürlichen wiedergeboren und zu einem neuen Geschöpf wird. Und dies höhere Wunder geschah an den ersten Gläubigen. In Eintracht, Friedfertigkeit, Demuth und Barmherzigkeit gingen sie mit einander um, beteten gemeinsam, feierten gemeinsam das heilige Liebesmahl, theilten Hab und Gut, nicht aus Zwang, sondern von Liebe getrieben, mit den nothleidenden Brüdern „und fanden Gunst bei dem ganzen Volk." (Apost. 2, 46.) Die Erstlingsgemeinde zu Jerusalem sollte ein ächtes Bild des himmlischen Jerusalem sein, indem sie „ein Herz und eine Seele" in Gott war. Ein solches Beispiel war unwiderstehlich; darum vergrößerte sie sich von Tag zu Tage so sehr, daß die Pflege der Armen nicht genügend mehr von den Aposteln besorgt werden konnte. Es mußten ihnen eigene Pfleger bestellt werden, sieben Diakonen, denen die Apostel kraft ihres Priesteramtes die Hände auflegten und mit Gebet sie weiheten zu ihrem Amt, das dem Priesterthum unterordnet war. Der erste dieser Diakonen war Stephanus, zugleich der erste Blutzeuge für das Evangelium. Denn je höher die Sonne der Wahrheit stieg, um so bitterer wurde sie von Denen gehaßt, welche „die Finsterniß mehr liebten als das Licht": von den Priestern des alten Gesetzes, die hartnäckig in ihrem Unglauben verharrten, und von ihren Anhängern. Stephanus ward gesteinigt, eine große Verfolgung der Christen brach in Jerusalem aus und Saulus, einer der glühendsten Verfolger, ward bald darauf durch die Hand Gottes erblindet zu Boden geschmettert, um in Paulus umgewandelt zu werden und als ein Sehender in Christo aufzuerstehen. Diese Verfolgung veranlaßte die Apostel, auf andere Saatfelder den evangelischen Samen auszustreuen. Philippus der Diakon ging nach Samaria, predigte, und es bekehrte sich und ließ sich taufen. Dadurch war es eingetreten in die christliche Gemeinde. Den heiligen Geist brachten aber erst die Apostel den Bekehrten; Petrus, der mit Johannes zu ihnen zog, für sie betete und ihnen die Hände auflegte; denn diese segnende Weihe, die Firmung, gehörte dem Amt des Oberhirten, des Bischofs, an. Nun

begann mehr und mehr das Wanderleben der Boten des Evangeliums; erst in Judäa und den angränzenden Ländern, dann weiter und immer weiter bis zu den Gränzen des damals bekannten Erdkreises; erst zu den Juden, dann zu den Römern, den Griechen, den Barbaren, allen heidnischen Völkern. Der erste Heide, welcher die Glaubensbotschaft empfing, war der römische Hauptmann Cornelius zu Cäsarea am Meer, und Petrus, der überall der Erste war, um das Licht der Wahrheit zu entzünden, brachte sie ihm. Die Häupter der Synagoge zu Jerusalem erweckten inzwischen eine zweite Verfolgung der Christen und König Herodes-Agrippa ließ Jacobus, den Sohn des Zebedäus, enthaupten und Petrus in Ketten legen. Ein Engel brach diese Ketten und führte Petrus aus dem Kerker; aber diese drohenden Anzeichen verkündeten das Schicksal, welches die Christen zu erwarten hatten. Das verstärkte ihren Muth, reinigte ihren Glauben und entflammte ihre Liebe. Die Apostel zerstreuten sich von Jerusalem, nachdem ihnen der heilige Geist ein Losungswort eingegeben hatte, an welchem sich in allen Theilen der Welt die Christen erkennen sollten: sie faßten gemeinschaftlich das Apostolische Glaubensbekenntniß ab, das in den ersten Zeiten nicht aufgeschrieben werden durfte, um jeden möglichen Verrath und Mißbrauch zu verhüten. Mit dieser Parole zogen sie in den Kampf für das Reich Gottes. Jacobus, des Alphäus Sohn, blieb als Bischof in Jerusalem. Petrus ging nach Antiochien, wo Paulus und Barnabas bereits eine Gemeinde gegründet hatten und wo man zuerst die Gläubigen Christen nannte. Ihnen stand er als Bischof vor und machte von dort häufige Reisen nach Jonien, Griechenland und Jerusalem.

Sein Bruder, der Apostel Andreas, soll das Evangelium nach Scythien und Thracien gebracht haben; Johannes nach Kleinasien, wo er die sieben Kirchen gründete, an welche in seiner geheimen Offenbarung die Schreiben gerichtet sind; Philippus nach Phrygien; Bartholomäus nach Armenien; Thomas nach Persien und dem tieferen Asien; Simon von Cana nach Mesopotamien; Judas Thaddäus nach Idumäa und Arabien;

Matthäus und Matthias nach Aethiopien. Alle starben den Tod der Märtyrer, Johannes ausgenommen, der sein Martyrium schon unter dem Kreuz des Heilandes ausgestanden hatte. Allmälig gehen diese großen leuchtenden Gestirne unter; doch je mehr sie dem Blick entschwinden, um desto heller lassen sie die Welt zurück.

Der gewaltigste, der unwiderstehlichste Herold des Evangeliums war der frühere Verfolger desselben, der Zögling, der Stolz und die Hoffnung der Synagoge, den Gamaliel, ihr berühmtester Lehrer, gebildet hatte — Paulus. Der Heiland selbst berief ihn vom Himmel zum Apostelamt und gab ihm dazu die Weihe des heiligen Geistes durch wunderbar göttliche Gaben, in denen alle Gegensätze zur Vollkommenheit verschmolzen waren, damit er „Allen Alles werden könne." Diese Kraft und diese Geduld, dies Feuer und diese Unermüdlichkeit, diese Erhabenheit und diese Demuth, diese Erkenntniß und dieser Glaube, diese Liebe und diese heilige Strenge, diese Freudigkeit und dieser Ernst, dies Sehnsuchtsvolle und diese Entsagung, dieser unausgesetzte heiße Kampf um „die Krone der Gerechtigkeit" (II Tim. 4, 14.), der ihm eine himmlische Traurigkeit und eine selige Siegeszuversicht gibt, diese unsäglichen Leiden des Kreuzes und diese überfließenden Tröstungen im Gekreuzigten machen ihn in seinem Leben und in seinen Schriften zu einem Spiegel und Vorbild der erlösten Menschheit. Darum war sein Einfluß unwiderstehlich. Darum machte er Korinther keusch und Römer demüthig. Darum wanderte er rastlos von einer Stadt zur anderen, von einem Lande zum anderen, predigend, taufend, ermahnend, belehrend, schreibend, warnend, drohend, liebend, allumfassend, allüberall die Flamme der heiligen Liebe, der himmlischen Weisheit weckend und nährend. Darum war ihm, wie dem Lichtstrahl, nichts unzugänglich, so daß er in Rom, mit der Kette an einen Soldaten gefesselt, in den Kaiserpalast drang und gleichsam unter Nero's Augen und unter seinen Hausgenossen Bekehrungen wirkte. Und dies war derselbe Saulus, der mit Wohlgefallen der Steinigung des Stephanus beiwohnte und wuthentbrannt nach

Damaskus zog, um anderen Christen ein ähnliches Schicksal zu bereiten! Der heilige Geist hatte den schwankenden Petrus in einen Felsen umgewandelt; der heilige Geist wandelte „das Kind der Nacht und der Finsterniß" in „einen Sohn des Lichtes und des Tages" um. (1 Thess. Cap. 5. V. 5.) Bei keinen Anderen ist die Wirksamkeit des heiligen Geistes so überwältigend, so erneuernd, so anschaulich als bei diesen beiden Aposteln.

Rom und Jerusalem.

Roms Anfang ward mit Bruderblut gedüngt. Die Häuptlinge einer kleinen raublustigen Volksbande, die Zwillinge Romulus und Remus, gründeten es am Fuß des capitolinischen Hügels und Romulus erschlug seinen Bruder, um allein die Herrschaft auszuüben. Raub, Krieg, Blut blieb seitdem der Quell, aus dem Rom sein Bestehen schöpfte und seine Vergrößerung nährte. Zuerst raubte es sich Weiber, die Sabinerinnen, um Wurzel zu fassen auf dem Erdboden; dann breitete es sich allmälig weit und weiter aus, indem es Städte, Völker, Länder, Erdtheile, endlich fast die ganze damals bekannte Welt eroberte und sich unterwarf. Es brauchte dazu gegen 800 Jahre. In diesem ganzen, langen, wechselvollen Zeitraum blieb es dem Charakter seines Ursprungs treu: herrschsüchtig, ungerecht, stolz und verwegen. Eine gewisse rauhe und wilde Tugend, eine aufopfernde Liebe für's Vaterland, ein Festhalten am Wort, ein Verschmähen der äußeren Ehren und Sinnenfreuden gab in seiner besten Zeit dem römischen Volk Kraft und Würde. Seine beste Zeit war die, als es durch die Kriege mit Carthago in beständiger Wachsamkeit und Anstrengung erhalten wurde. Damals lebten die Scipionen: dieser Name faßt das Ehrenvollste zusammen, was von Rom gesagt werden kann. Nach der Eroberung und Zerstörung Carthago's ward Roms

Sieger- und Herrscherlauf immer kühner, immer gewaltiger, immer unwiderstehlicher. Könige aus dem tiefen Asien, aus dem inneren Afrika folgten in Ketten dem Siegeszug der Imperatoren, wenn sie auf der Via Sacra triumphirend zum Tempel des Jupiter auf dem capitolinischen Hügel zogen, und Rom schwelgte in Uebermuth, Glanz und Wohlleben. In der herben Schule des Leidens, die den Menschen in immerwährender Entsagung übt, können Völker und Individuen eher ohne Religion bestehen, als unter dem entnervenden Einfluß des Glückes. Sowie Rom unter diesen Einfluß trat, vermorschte es innerlich, denn ihm fehlte das Fundament jeder sittlichen Kraft: die Religion. Es hatte Götter und Tempel, Altäre und Priester in Ueberfluß, es schlachtete Opferthiere und streute Weihrauch in Fülle; aber der Dienst, den es seinen Götzenbildern widmete, war eine Form der Politik, oder ein Hebel der Herrschermacht, oder ein Cultus und eine Beschönigung menschlicher Leidenschaften der niedrigsten Art. Ohne Zügel, ohne Schranken, ohne Halt stürzte es in alle Gelüste und Genüsse, welche die Unterjochung der Welt dem Siegervolk darbot und ermöglichte. Roms Glück — war sein Untergang; Roms Schätze — waren sein Verderben; Roms Weltherrschaft — war sein Todesurtheil; diese dreifache Bürde kann kein Mensch und kein Volk tragen ohne Gott. Dieser Riesenkörper ging mit Riesenschritten seiner Auflösung entgegen und seine Zersetzung war schon weit gedrungen, als der Erlöser den Lebenskeim zu einer neuen Weltordnung legte. Der Lebenskeim der römischen Welt war Gewalt; aber sie hielt nicht Stand; der Lebenskeim der christlichen Welt sollte die Liebe sein; und sie dauert fort und wird fortdauern in Ewigkeit. Alle Staatsformen hatte Rom durchgemacht. Als Königreich hatte es begonnen, um seine noch geringen Kräfte wie in einem festen Kern zu sammeln. Zu einer aristokratischen Republik war es übergegangen, als der Stamm sicher aus dem Kern sich erhob. Dann trat das demokratische Element hinzu und gewann allmälig dermaßen die Oberhand, daß Rom von Bürger-

kriegen und Sclavenkriegen mehr und mehr zerrissen, blutend unter Pöbelherrschaft, ohnmächtig unter Dictatur sank, und halbtodt von Parteiungen, Blutvergiessen und Verfolgungen, in der Unumschränktheit eines Kaisers Rettung vor der Vielherrschaft gewalthaberischer Tyrannen sah. Die Cäsaren legten Rom in Ketten, und Rom ließ es geschehen, weil sie vergoldet waren und weil Alle sie trugen. Bald lebten Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Greise und Jünglinge, Männer und Weiber, sammt Hab und Gut, Würde und Ehre, Amt und Ansehen nur noch durch einen Blick, einen Wink der Kaiser. Vor der Aussicht auf kaiserliche Gunst und vor der Furcht vor kaiserlichem Mißfallen schwieg jede Rücksicht, floh jedes Bedenken. Seneca, der weiseste Mann seiner Zeit, lobte unbefangen seinen Zögling, den Nero, wegen des vollbrachten Muttermordes. Der berühmteste heidnische Weltweise vermogte weiter nichts, als einen Menschen mit guten natürlichen Anlagen, wie Nero war, zu einem Ungeheuer zu erziehen, dessen Thorheit und Tyrannei sprichwörtlich geworden sind! Es war Zeit, daß der arme Fischer von Galiläa nach Rom kam, um die Erziehung des Menschengeschlechtes nach einem neuen Gesetz zu beginnen. In einer unübersehbaren Ebene, die im Norden und Süden gränzenlos mit dem Horizont zusammenfloß, im Westen vom mittelländischen Meer, im Osten vom Sabiner- und Albanergebirg begrenzt wurde, breitete Rom mit einer Bevölkerung von ein Paar Millionen über seine sieben Hügel am Tiber sich aus. Die glücklichste Lage für die Hauptstadt der Welt! Ungehemmt konnte sie mit dem steigenden Bedürfniß in der Ebene sich ausdehnen; die Nähe des Meeres erleichterte die Verbindung und den Verkehr mit fremden Ländern; und das reizende Gebirg mit seinen Wäldern und Hainen, seinen Seen und Wasserfällen bot den reichen und vornehmen Römern den lieblichsten Landaufenthalt.

An der östlichen Küste dieses nämlichen mittelländischen Meeres zog sich der schmale Landstrich Judäa hin, ein Pünktchen nur im Römerreich, aber ein wunderbares, von Gott ver-

heißenes, von Gott geſegnetes Land — auch noch jetzt, nachdem ſich die Gnade davon zurückgezogen hat, ſtellenweiſe an der Küſte ein wunderſchönes Land. Da ſteigt aus den blauen Wellen der Carmel wie ein erhabener Altar auf, wie ein ewiges Denkmal jenes Altares, den dort der Prophet Elias errichtete, als er, der einzige Prophet des Herrn, vierhundert und fünfzig Baalspropheten voll heiligem Vertrauen herausforderte, ihr Opfer auf ihren Altar zu legen; er wolle ſeinerſeits daſſelbe thun, und weſſen Gott dann Feuer vom Himmel ſenden werde, um das Opfer zu verzehren „derſelbe ſoll Gott ſein.“ (III Kön. 18, 24.) Baal regte ſich nicht; aber „der Gott Abrahams und Iſaaks und Israels“ erhörte ſeinen Propheten, ſchickte Feuer herab und verzehrte Brandopfer und Altar des Elias. Und das israelitiſche Volk, obwohl ſchon tief verderbt durch eigene Bosheit und Götzendienerei, ſo wie durch das böſe Beiſpiel ſolcher Könige, wie Achab und Jezabel, „fiel auf's Angeſicht und ſprach: „Der Herr, er iſt Gott.“ Aber vor dem Opfer auf Golgatha ſprach es das nicht mehr! Und eine Tagreiſe ſüdlich vom Carmel liegt eine ganze Stadt in Schutt und Trümmer, aus denen man hie und da noch Thürme, Thore, Waſſerleitungen und Mauern mühſam erkennt. Es ſind die Ruinen von Cäſarea am Meer, dem prächtigen Sitz des römiſchen Landpflegers von Judäa. Da bekehrte Petrus den Hauptmann Cornelius; da ward Paulus zwei Jahre von Felix gefangen gehalten; da vertheidigte er ſich ſo glorreich vor dem Landpfleger Feſtus und dem König Herodes-Agrippa, daß Letzterer zu ihm ſprach: „Beinah konnteſt du mich bereden ein Chriſt zu werden.“ (Apoſt. 26, 28.) Ach! nur eine andere Wendung der Frage des Pilatus: „Was iſt Wahrheit!“ — Scorpionen, Schlangen und Schakale hauſen jetzt in Cäſarea. Verfallene Brunnen und Ciſternen, einſtürzendes Mauerwerk machen es gefährlich, die ungeheure Ruine zu beſuchen, welche noch während der Kreuzzüge ein ſtarker, feſter Platz und Sitz eines Erzbiſchofs war. Noch ein Paar Jahrhunderte und Cäſarea wird von der Erde verſchwunden ſein, denn das Meer unterwäſcht es immer tiefer und

der Küstensand wird immer höher darüber aufgeweht. Und eine Tagereise südlich von Cäsarea liegt auf einem Hügel, der in's Meer hineintritt, Jaffa, das biblische Joppe. Hier erweckte Petrus die Tabitha von den Todten; hier hatte er das Gesicht, welches die Heiden ohne den Umweg durch das mosaische Gesetz unmittelbar zum Heil in Christus berief; von hier aus ging er vielleicht nach Rom. Reizend liegt die Stadt zwischen Orangen- und Citronengärten, deren Bäume sich biegen unter der Fülle goldgelber Früchte und weißer duftender Blüthen. Zwischen dem feinen grünen Laube der Granatbäume schimmern die röthlichen Granatäpfel. An den Dattelpalmen hängen in dicken Büscheln die braunen Datteln; an den Bananen die sichelförmigen gelblichen Früchte. Große Pflanzungen von Zuckerrohr erstrecken sich weit in die Ebene hinein; einzelne Palmen, Tamarisken und Terebinthen erheben sich in diesen Feldern, die mit Cactus- und Akacienhecken eingefaßt sind. Um die unförmlichen Zweige des Cactus schlingen sich Weinreben in zierlichen Gewinden und klettern zu den Spitzen der höchsten Bäume hinauf. Brunnen spenden überall reichliches Wasser und um ihren feuchten Rand wächst Oleandergesträuch mit rosenfarbenen Blüthen. Wie Ueberreste von Salomons Gärten sieht die ganze Landschaft aus. Allmälig verlaufen sich diese prächtigen Gärten in dem weiten Gefilde, welches sich an der ganzen syrischen Küste, bald breiter bald schmäler, zwischen dem Meer und dem Gebirge von Judäa lagert. Das ist die Ebene von Sacon, ein fruchtbares Ackerland. In sieben Stunden durchschneidet man sie von Jaffa bis zum Fuß der Berge, die einen langen Höhenzug von Norden nach Süden bilden und aus zerrissenem und zerklüftetem Kalkstein, voll Schluchten und Höhlen, bestehen. Am Abhange der Schluchten und in den schmalen Thälern liegen Dörfer mit Gärten und Haine von Oelbäumen, Steineichen und Terebinthen, aber spärlich. Der Kamm des Gebirges ist ganz unwirthbar und kahl. Man erreicht ihn, indem man immer in eine Schlucht hinab- und auf der entgegengesetzten Seite eine Berglehne hinansteigt, in drei und einer halben

Stunde. Oben breitet ſich eine weite Hochebene mit leicht gehügeltem Boden aus: da liegt Jeruſalem auf ſeinen heiligen Hügeln! Im Oſten der Morija, wo Abraham bereitwillig ſeinen Iſaak zum Opfer ſchlachten wollte und wo Salomon ſpäter den Tempel erbaute; im Süden der Berg Sion, mit Davids Burg, dem Palaſt der Könige; im Norden der minder hohe Acra und Bezetha. Den alten Umfang der Stadt kennt man nicht; nach der Eroberung durch die Römer ward ſie ſo gründlich geſchleift, daß kein Stein auf dem anderen blieb. Sie hatte aber natürliche Grenzen für ihre Ausdehnung, indem der Berg Sion ſüdlich mit einer ganz ſchroffen ſteilen Felſenwand in das enge wilde Thal Benhinnon abfällt, und der Morija öſtlich ebenſo ſchroff und tief in die Schlucht des Baches Cedron, der zwiſchen der Stadt und dem Oelberg fließt. Der Umfang muß aber nach Norden, der Ebene zu, ſehr beträchtlich geweſen ſein, da Jeruſalem während ſeiner alljährlichen religiöſen Feſte gegen drei Millionen Menſchen beherbergte. Der Tempel war der Mittelpunkt der Stadt, des Landes, des Volkes, eins jener rieſenhaften Gebäude, wie man ſie jetzt nur noch aus ähnlichen Tempelruinen des Orients kennt. Der innerſte Raum, das Allerheiligſte, welches die Bundeslade mit den beiden Geſetztafeln des Moſes enthielt, war der Kern des Ganzen. Säle und Hallen zu verſchiedenen Zwecken des Gottesdienſtes und für Prieſter, Leviten und Schriftgelehrte beſtimmt, umgaben es zunächſt und bildeten den eigentlichen Tempel. Um ihn lag ein weiter Vorhof, den ein bedeckter Säulengang umfing und der Vorhof der Weiber hieß, weil dieſe nicht den Tempel ſelbſt betreten durften. Und um dieſen erſten Vorhof lag noch ein ähnlicher zweiter, der Vorhof der Heiden; ſo daß das ganze Gebäude in drei Abtheilungen zerfiel, die ſich teraſſenweiſe mit breiten Treppen über einander erhoben und mit prächtigen Pforten gegen einander geſchloſſen waren. In dem äußerſten Vorhof, dem der Heiden, hatten die Verkäufer ihren Stand und trieben dort ein ſolches Unweſen mit ihrem Handel, daß der Heiland ſie hinaustrieb. Wenn es in der heil. Schrift häufig heißt: Sie

gingen hinauf gen Jerusalem oder zum Tempel: so ist das die richtige Bezeichnung für die Lage der Stadt und des Tempels. An diesem Tempel hing das Volk mit einer fanatischen Liebe. Diese Mauern, diese Hallen, diese Säulen wurden ihm dermaßen zum Heiligthum, daß es der vorbildlichen Bestimmung des Tempels gänzlich vergaß. Bevor der Sohn Gottes in die Welt kam, wurden nur hier die gottgefälligen Opfer vollzogen, blickte nur auf diese Stätte der Anbetung das Auge Jehovas segnend herab. Dieser Auserwählung sollte nun das israelitische Volk verlustig gehen! Sein erhabenes Vorrecht sollte es verlieren! Andere Stätten und Tempel sollten gleicher Ehre gewürdigt werden! Es brachte nicht in Anschlag, daß es an übernatürlichen Gaben gewann, was es etwa an irdischen Vorzügen verlor. Es vergaß, daß die Zeit da war, von welcher der Heiland zu der Samariterin am Brunnen gesagt hatte: „Es kommt die Stunde, da ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem den Vater anbeten werdet." (Joh. 4, 21.) Je schwächer, schwankender und unvollkommener des Volkes Glaube an Gott und sein Wort wurde, desto fester klammerte es sich an seinen Tempel. Diese Liebe ward durch den Haß gegen die drückende Oberherrschaft der Römer und gegen deren Götzendienst noch mehr entzündet. Obwohl das israelitische Volk von je her zeitweise und theilweise in die Anbetung der Götzenbilder verfallen war, so war diese doch dem besseren Theil ein Gräuel und nicht umsonst hatten seine Propheten dagegen geeifert. Nun mußte es diesen Gräuel in seiner nächsten Nähe dulden und sehen, wie die Römer ihren Götzenbildern Opfer darbrachten, wie die römischen Soldaten ihre Legionsadler aufpflanzten und anbetend vor ihnen niederfielen; und überdas immer des Augenblicks gewärtig sein, da es einem der Kaiser einfallen werde, auch vom israelitischen Volk göttliche Anbetung für sein Standbild zu fodern. Das geschah wirklich von Caligula. Er befahl eine prächtige Statue von ihm anzufertigen, im Tempel aufzustellen und als Jupiter anzubeten. Als König Herodes-Agrippa, der sich damals in Rom aufhielt, diesen

Befehl vernahm, fiel er in Ohnmacht und blieb einen ganzen Tag besinnungslos, so daß Caligula zornig sprach: „Wenn dieser, der mein Freund und mir ganz ergeben ist, beinahe stirbt vor Schmerz über diese Maßregel, was werden Andere dann thun?“ Auch empfing er sehr ungnädig und höhnisch die jüdische Gesandtschaft, die um Rücknahme des Befehls zu bitten nach Rom kam, und fragte: „Also ihr zieht euren Gott, den Niemand kennt, mir vor, den die ganze Welt als Gott anbetet? Welche Feinde der Götter und des Kaisers müßt ihr sein!“ — Sie versicherten, sie wären nicht seine Feinde, sie hätten dreimal Hekatomben für ihn geopfert, für seinen Thron, sein Leben und seine Siege. Der Kaiser antwortete: „Daß ihr für mich opfert, ist mir ganz gleichgültig; mir sollt ihr opfern.“ — Die Abgeordneten schauderten, brachten es aber mit Agrippa dahin, daß Caligula von seinem Begehren vor der Hand abstand. Er ließ nun seine Statue von vergoldetem Erz in Rom anfertigen und nahm sich vor, sie heimlich nach Jerusalem schaffen und eines Tages in aller Stille im Tempel aufstellen zu lassen. Ehe es dahin kam, ward Caligula ermordet.

Doch nicht diese Anhänglichkeit an den Tempel und dieser Abscheu vor Götzenbildern genügte zum Heil des jüdischen Volkes; es sollte glauben an den Sohn Gottes, den Sohn der Jungfrau, das geopferte Lamm — wie die Propheten es verkündet hatten; und dagegen verhärtete es sich. Rom mit all seinen Missethaten und Missethätern, die Stadt der Götzen und Götzendiener, ward gerettet, umgewandelt, erneuert, verherrlicht; denn es glaubte. Jerusalem, die Stadt Gottes, des Tempels und der Propheten ging gräßlich unter; denn es glaubte nicht. Welche Lehre und welche Warnung!

Nero und die Christen.

Da wo die heidnische Welt den Thron ihrer Macht aufgeschlagen hatte, mußte sie durch Entsagung, Demuth und Leiden bekämpft werden. Darum führte der Geist Gottes den Petrus von seinem Bischofssitz zu Antiochien nach Rom, wo er in Dunkelheit und Verachtung als erster Bischof von Rom und als Oberhaupt der ganzen christlichen Kirche, lehrend, predigend, taufend, tröstend bis zu seinem Tode wirkte, ohne jedoch seine Reisen nach Kleinasien und Syrien aufzugeben. Sein Begleiter war der Evangelist Marcus, den er später als Bischof nach Alexandrien schickte. Zu seinem Nachfolger auf dem Stuhl zu Antiochien hatte er einen anderen seiner Schüler, den Evodius, ernannt. Diese beiden Städte waren für den Osten und Süden des römischen Reiches, was Rom selbst für das Ganze war: Hauptsitze des Reichthums, des Wohllebens, der Verderbtheit — so recht das Feld apostolischer Wirksamkeit. Weil die christlichen Gemeinden in ihnen zum Apostelfürsten in nächster Beziehung standen, empfingen ihre Bischöfe die Würde der Patriarchen, als Ausfluß des Primats des heil. Petrus, dessen Fülle an den römischen Stuhl gebunden war. Als daher im fünften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung Kaiser und Concil zu Constantinopel für ihren Bischof die Würde des Patriarchen wünschten, ersuchten sie einen Nachfolger des heil. Petrus um die Gnade, ihn dieselbe zu ertheilen. So unbezweifelt und unangetastet war von der Entstehung der Kirche an das Primat zu Rom.

In diesem Babylon — wie Petrus in seinem ersten Brief nach damaligem Gebrauch der Christen Rom nennt — erduldeten die Christen durch Nero ihre erste schwere Verfolgung. Sie wurden allgemein gehaßt: von den Juden, weil Unterdrücker immer ihre Opfer hassen und verleumden, um der Unterdrückung den Anschein gerechter Strafe zu geben; von den Heiden, weil sie die Christen für eine ganz gottlose jüdische Secte hielten, für verbrecherische Atheisten, die an

keine Götter glaubten, die bei ihren religiösen Mysterien gräuliche Orgien und unmenschliche Grausamkeiten begingen. Diese seltsamen Beschuldigungen hatten ihren Ursprung darin, daß die Christen keine Opfer darbrachten, die heidnischen Tempel flohen, gemeinschaftliche Liebesmale, deren Bedeutung die Heiden nicht kannten, nach ihrem Gottesdienst hielten und in der Eucharistie das Fleisch und Blut Jesu genossen. Von diesen heiligen Geheimnissen, welche die Christen freilich in tiefster Verborgenheit feierten, um sie vor Entweihung zu schützen, mochte dennoch irgend eine Andeutung kund geworden sein, welche alsbald von den Heiden sinnlich natürlich aufgefaßt ward. Christen galten ihnen daher für den Auswurf der Menschheit, für eine missethäterische Secte, welche ein abgefallener Jude gestiftet und dafür die gerechte Strafe des Todes am Kreuz in Jerusalem, als Tiberius Kaiser war, empfangen hatte. Mit Menschen, auf denen der Abscheu der ganzen Welt laste, brauche man nicht viel Umstände zu machen — meinte Nero.

In einer seiner tyrannischen Launen ließ er plötzlich Rom, seine Residenz, die Hauptstadt seines Reiches, an allen vier Ecken anzünden. Der Brand dauerte sechs Tage und mit solcher Wuth, da Niemand löschen durfte, daß von den vierzehn Quartieren, in welche Rom damals getheilt war, nur vier unberührt von den Flammen blieben. Drei wurden gänzlich zerstört und sieben in Schutthaufen verwandelt, aus denen da und dort einiges Mauerwerk sich erhob. Nero weidete sich an diesem entsetzlichen Schauspiel von der sicheren Höhe eines Thurmes herab, zog theatralische Kleider an und declamirte ein Gedicht über die Zerstörung Troja's. Als er der Sache überdrüßig war, kam er der Noth des betrübten und empörten Volkes zu Hülfe, ließ Hütten aufschlagen, Geräthschaften austheilen, Korn billig verkaufen; auch die sybillinischen Bücher befragen, durch welche Opfer die Götter zu versöhnen wären. Aber dies Alles besänftigte nicht das aufgeregte Volk. Nun beschuldigte Nero die Christen dieser Unthat. Doch so sehr man sie verabscheute, man glaubte

ihm nicht und hielt ihn nach wie vor für den Urheber. Er aber verfuhr, als ob sie Alle des Verbrechens überwiesen wären, ließ Anfangs Einige, die sich öffentlich als Christen bekannten, gefangen nehmen, dann mehr und mehr nachforschen und erspähen, bis eine außerordentlich große Menge beisammen waren, über die er dann sämmtlich das Todesurtheil fällte. Mit den gräßlichsten Martern wurde es vollzogen. Die Einen wurden gekreuzigt; die Anderen mit Thierfellen bedeckt, von Hunden gehetzt und zerrissen; noch Andere wurden in langen Reihen auf Pfähle gesteckt, mit Kleidern bedeckt, die in Pech getaucht waren, dann zündete man sie an und sie dienten in der Nacht als Fackeln, indem sie langsam verbrannten. Das benutzte Nero zu einem Fest eigener Art. Er ordnete in seinen Gärten die Spiele des Circus für die Nacht an und führte selbst im Wettkampf einen Wagen bei dieser schauerlichen Beleuchtung. Die Hefe des niedrigsten Volkes umgab ihn und klatschte ihm Beifall. Doch Alle, in denen noch eine Spur von Menschlichkeit war, verabscheuten Nero um so mehr, weil sie einsahen, daß er die Christen aus Grausamkeit und nicht wegen des öffentlichen Wohles umbringen ließ. Diese erste allgemeine Verfolgung fand im Jahre 64 der christlichen Zeitrechnung statt; Einzelne waren bereits, wie Stephanus und Jacobus zu Jerusalem, an anderen Orten auf Anstiften der Juden wie der Heiden umgekommen. Petrus scheint damals gerade nicht in Rom sich aufgehalten zu haben; auch Paulus nicht, sonst wären sie schwerlich dem Nero entgangen. Gott brauchte sie noch ein paar Jahre, um den Samen des Evangeliums von Neuem in Rom auszustreuen und ihr Werk hatte einen solchen Segen, daß die christliche Gemeinde bald zahlreicher war als zuvor. Unter Gewittern gedeiht die Saat am besten.

Eine der wahnwitzigsten Leidenschaften Nero's war die für Zauberkünste. An Leute, die sich für Zauberer ausgaben, verschwendete er ungeheure Summen, denn er wollte durchaus zaubern lernen, um den Göttern gebieten zu können. Im Jahre 66 befand sich in Rom, wie eine alte Ueberlieferung

erzählt, ein Mensch, der wegen seiner Künste Simon der Zauberer genannt ward. Er versprach dem Nero, in seiner Gegenwart einen Flug durch die Luft zu machen und dann den Kaiser in dieser wunderbaren Kunst zu unterrichten. Als das Schauspiel beginnen sollte, befand sich unter der ungeheueren Volksmenge auch der Apostel Petrus. Da Simon sich stets bemühte, seine Gaukeleien den Wundern der Apostel gegenüber zu stellen, und zwar so, daß die seinen als Werke des Lichtes, die ihren als Künste feindlicher Dämonen zu betrachten wären: so begab sich Petrus in's Gebet, während Jener seine Vorbereitungen zum Fluge machte. Wirklich begann Simon sich etwas in die Lüfte zu erheben unter dem Beifallsgeschrei des Volkes, das ganz geneigt schien, als einen Gott ihn anzubeten. Doch das Gebet des Petrus wurde erhört, und Derjenige, welcher sich anmaßte, die Kräfte der Natur zu seiner eigenen Ehre, nicht zur Ehre Gottes zu beherrschen, stürzte aus der Höhe, brach die Beine, ward den Zuschauern zum Gespött und gab sich bald darauf selbst den Tod. Nero fing nun an, die Zauberer zu verachten und zu verfolgen, und da man die Christen wegen der Wunder, die zwischen ihnen geschahen, und wegen ihres reinen entsagenden Lebens für Verbündete der Dämonen hielt, für Schwarzkünstler, die es vielleicht auf den Untergang Roms abgesehen hätten: so wendete sich die Verfolgungswuth des Tyrannen auf's Neue wider die Christen und besonders wider deren Oberhaupt. Bei den Anzeichen des drohenden Sturmes flehten die Gläubigen mit Thränen ihren heiligen Bischof an, Rom zu verlassen und sein für die Kirche so kostbares Leben in Sicherheit zu bringen. Der gute Hirt erfüllte den Wunsch seiner zagenden Heerde; er konnte glauben, daß seine Stunde noch nicht gekommen sei. Doch kaum hatte er die Stadt im Rücken, als ihm auf der Stelle, wo jetzt das Kirchlein Domine quo vadis steht, der Heiland erschien und ihm auf die Frage, wohin er gehe? antwortete: „Nach Rom, um mich von Neuem kreuzigen zu lassen.“ Petrus verstand sogleich die Bedeutung dieser Worte, daß der Herr nicht in seiner Person, sondern in seinem Stellvertreter

die Kreuzigung erwarte — und freudig kehrte er in die Stadt zurück. Die Christenverfolgung begann nicht blos in Rom, sondern in allen Provinzen, und zwar aus dem Grunde, weil überall und alle Tage das Volk in Masse vom Götzendienst abfiel und zu dem neuen Glauben sich bekannte. Diesen neuen, reinen, himmlischen Glauben, den ein Nero tödtlich hassen mußte, wenn er sich nicht zu demselben bekehrte, wollte er vernichten und erließ daher den Befehl, daß alle Christen, welche bisher im ganzen römischen Reich als eine jüdische Secte geduldet worden waren, fortan ausgerottet und getödtet werden sollten. Nero hoffte das ganze Gebäude dieser Religion über den Haufen zu werfen, wenn er nur erst die zwei Säulen derselben, die Apostel Petrus und Paulus, umgestürzt habe. Er ließ sie einkerkern in den Mamertinischen Gefängnissen, die unterirdisch am Fuß des Capitols liegen. In dieser Gefangenschaft und im Hinblick auf seinen nahen Tod soll Paulus seinen letzten Brief, den zweiten an Timotheus, geschrieben haben, in welchem er so freudig sagt: „Ich werde schon geopfert und die Zeit meiner Auflösung ist nahe. Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt.“ Bis zum letzten Athemzug wirkten sie für das Reich Gottes. Petrus bekehrte im Kerker die beiden Hauptleute seiner Wache, Processus und Martinianus, nebst mehreren Soldaten. Als er sie taufen wollte, soll wunderbarer Weise der Quell entsprungen sein, der bis zur Stunde in den Mamertinischen Gefängnissen gezeigt wird. Der 29. Junius des Jahres 66 oder 67 war der Tag, der diesen beiden Männern, den glorreichsten, die je gelebt haben, „die Krone der Gerechtigkeit“ brachte. Petrus ward gegeißelt und gekreuzigt, und zwar, wie die Tradition sagt, mit dem Kopf nach unten. Paulus, der ein römischer Bürger war, wurde ohne weitere Marter und Beschimpfung einfach enthauptet. Vor seiner Hinrichtung sprach er nach allen vier Himmelsgegenden den Namen Jesus aus. Die heiligen Ueberreste des Petrus wurden auf dem Vaticanischen Hügel bestattet und die des Paulus auf dem Wege nach Ostia. Jetzt

erheben ſich die erhabenſten Baſiliken der Welt über den heiligen Gräbern, aber die Verehrung der Gläubigen ward ihnen vor achtzehnhundert Jahren ſchon eben ſo zu Theil wie jetzt. Immer fanden die Chriſten Troſt, Freude und Ermunterung darin, am Grabe der heiligen Apoſtel zu Rom zu beten. Die heiligen Kirchenväter Chryſoſtomus und Auguſtinus erzählen im vierten Jahrhundert, wie wunderbar es ſei in Rom zu ſehen, daß die Gewaltigſten und Mächtigſten der Welt, Könige, Fürſten und Krieger, demüthig an dem Grabe eines Fiſchers und eines Teppichwirkers auf die Knie fielen und um die Fürbitte Derjenigen fleheten, die vor einer Reihe von Jahren verachtet, gemißhandelt, gemartert und wie niedrige Verbrecher getödtet worden waren. Die Verehrung der Heiligen beginnt mit der Kirche ſelbſt.

Ein herrliches Gefolge von Blutzeugen ſchloß ſich dem Martertode des Petrus und Paulus an. Geißeln, wilde Thiere, Kreuzigung erwarteten ſie. Proceſſus und Martinianus mit ſieben und vierzig römiſchen Soldaten waren unter ihnen und auch andere Kirchen rühmen ſich ihrer Blutzeugen aus der Neroniſchen Zeit, namentlich Mailand ſeiner Märtyrerfamilie Vitalis und Valeria nebſt deren zwei Söhnen Gervaſius und Protaſius, und ſeines Celſus und Nazarius. Ravenna ſeines Apollinaris. Aquileja ſeines Hermagoras und Fortunatus. Von dem Tode des Apoſtels Andreas berichtet die Tradition, er habe um das Jahr 70 zu Patras in Achaja ſtattgefunden, wohin er auf ſeinen apoſtoliſchen Wanderungen gedrungen ſei. Der römiſche Landpfleger Aegeas verurtheilte den heiligen Apoſtel zur Kreuzigung an einem Kreuz, das die Form des Buchſtabens X hat und noch jetzt Andreaskreuz heißt. Bei dem Anblick deſſelben rief er freudig: „Sei mir gegrüßt, du durch den Leib Jeſu geheiligtes und durch ſeine Glieder wie durch reine Edelſteine geſchmücktes Kreuz! Seit mein Herr an dir gehangen, flößt du mir ſtatt Furcht Liebe ein. Schon lange verlangt mich nach dir! Hebe mich auf deinen Armen zu meinem Meiſter empor. Er, der durch dich mich erlöſt hat, möge auch durch dich mich aufnehmen.“ Die Heiligen

unterlagen und die Neronen triumphirten. Welch eine Welt mußte das sein, deren Machthaber es für nothwendig hielten, solche Menschen von solcher Tugend zu vernichten! Aber durch ihren Tod selbst besiegten die Heiligen die Neronen; denn sie starben in Christus, und er hat gesagt: „Seid getrost! ich habe die Welt überwunden.“ Und die Vision, welche der heil. Evangelist Johannes hatte, als er schrieb: „Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, herabsteigen von Gott aus dem Himmel, zubereitet, wie eine Braut für den Bräutigam geschmückt ist.“ (Apostg. 21, 2.) Diese Vision verwirklichte die christliche Kirche vor Aller Augen. Diese Treue des Glaubens, diese Unschuld des Lebens, diese Reinheit der Sitten war den Heiden und Götzendienern etwas so Neues, so Unbegreifliches, daß es eine Art von Bezauberung über sie ausübte, und daß Viele ihre Götter verließen, nachdem sie Christen hatten martern und sterben, ja schon nachdem sie dieselben nur hatten zum Tode führen sehen. Und ebenso wunderbar wie sie starben, lebten sie auch. Ein unbekannter Schüler der Apostel sagt von ihnen in einem Brief an Diognet, einen vornehmen Heiden, den er für das Christenthum zu gewinnen sucht:

„Die Christen bewohnen ihr Vaterland, aber wie Pilger. Sie nehmen Theil an allen Lasten wie Bürger und haben Alles zu leiden wie Fremdlinge. Jedes Land wird ihnen zur Heimath, und jede Heimath ist ihnen die Fremde. Sie leben im Fleisch, aber nicht nach dem Fleisch, und auf der Erde, als ob sie im Himmel lebten. Sie gehorchen den Gesetzen, aber ihr Leben ist erhabener als alle Gesetze. Sie lieben die ganze Welt und die ganze Welt verfolgt sie. Man kennt sie nicht und man verdammt sie. Man tödtet sie und sie finden ein neues Leben. Sie sind arm und bereichern Viele; sie besitzen nichts und haben Alles im Ueberfluß. Man beschimpft sie und die Schmach wendet sich ihnen zur Ehre; man verleumdet sie und man huldigt ihrer Tugend; man beleidigt sie und sie sagen Dank. Sie thun Gutes und man straft sie, aber sie freuen sich der Strafe. Ihre Feinde können nicht

ſagen, warum ſie eigentlich ſie haſſen. Was die Seele dem Körper iſt, ſind die Chriſten der Welt. Die Seele wohnt im Körper, ohne dieſer Körper zu ſein: ſo wohnen die Chriſten in der Welt ohne zur Welt zu gehören. In dem ſichtbaren Leibe lebt die Seele unſichtbar: ſo ſieht man auch nicht den Geiſt der Religion, der die Chriſten belebt. Das Fleiſch haßt die Seele und führt Krieg wider ſie; nicht weil ſie ihm Böſes thut, ſondern weil ſie zu verhindern ſucht, daß es ſeiner böſen Luſt nachgebe: ſo haßt die Welt die Chriſten nur darum, weil dieſe ihren Freuden entgegen ſind. Die Seele liebt den Körper, der ſie haßt; die Chriſten lieben Alle, von denen ſie gehaßt werden. Die Seele iſt wie eingekerkert im Leibe, aber ſie erhält ihn; die Chriſten ſind in der Welt wie in einem Kerker, aber ſie halten die Welt zuſammen. Je mehr die Seele in Entbehrung und Abtödtung geübt wird, um ſo beſſer wird ſie; je mehr man die Chriſten täglich zum Martertode ſchleppt, um deſto zahlreicher werden ſie.

„Gott ſelbſt hat ihnen auf der Erde dieſe erhabene Stellung angewieſen, denn ihre Lehre iſt nicht von dieſer Welt. Gott ſelbſt, der Allmächtige, der Schöpfer des Alls, hat vom Himmel ſeine Wahrheit herabgeſendet, das ewige Wort. Er hat es geſendet, nicht um Tyrannei über die Menſchen zu üben, ſondern Huld und Liebe: ſo wie ein König ſeinen königlichen Sohn ſchickt. Er hat es geſendet als Gott, um die Willigen zu retten, nicht um ſie zu zwingen; denn Gewaltſamkeit liegt nicht im Weſen Gottes. Er hat es geſendet wie Jemand, der ruft und der liebt.“

Die Griechen, die Römer, die Heiden und Barbaren, Europa, Afrika und Aſien hörten den Ruf und folgten der Liebe. Jeruſalem hörte nicht, folgte nicht. Die Wahrheit war in der Welt; nicht mehr als Verheißung, ſondern als Wirklichkeit; ihre Vorbilder mußten ſchwinden, weil ſie fortan unnütz waren. Jeruſalem mit ſeinem Tempel, ſeinem Opfer und ſeiner Herrlichkeit war nur Vorbild einer herrlicheren Wirklichkeit; doch bethört und verblendet wendete es von ihr ſich ab und wählte ſich freiwillig das Verderben. Ueber der

ganzen Welt brach das Licht an und Alles freute sich der neuen, segenreichen, troſt- und gnadenvollen Zeit. Aber Jeruſalem behielt ſein ſteinernes Herz. Nun denn! „So ſpricht Gott der Herr: Wenn alles Land ſich freut, will ich dich zur Wüſte machen.“ (Ezech. 35, 14.)

Zuſtand des jüdiſchen Volkes vor dem Kriege mit Rom.

Der Zuſtand des jüdiſchen Volkes unter der römiſchen Oberherrſchaft ſank immer tiefer und tiefer in die unerträglichſte Sclaverei hinein. Dauernd frei war es ſchon ſeit Jahrhunderten nicht mehr. Die Bewegungen größerer Völker unter eroberungsluſtigen Herrſchern, um Reiche zu bilden oder auszudehnen, riß die kleineren in den Strudel hinein. Aus der ſiebenzigjährigen Gefangenſchaft zu Babylon entließ Cyrus, der Perſerkönig, die Juden, nachdem er das alte aſſyriſch-mediſche Reich geſtürzt hatte. Sie zogen unter dem Zorobabel nach Judäa zurück und bauten Jeruſalem und den Tempel von Grund aus neu. Die Gefangenſchaft in Babylon hatte ſie inſofern gekräftigt und im Glauben gereinigt, daß ſie ſeitdem nicht mehr wie früher der Abgötterei ſich ergaben und Götzendienſt trieben. Allein ihre Sehnſucht nach der verlaſſenen Heimath war doch nicht mit der Treue gepaart, welche fremde Sitten und heidniſche Einflüſſe ſtreng abgewieſen hätte. Mit fremdartigem Weſen vermiſcht, das vorzugsweiſe ihre Ehen mit heidniſchen Weibern ihnen zuführte, nahmen ſie wieder Beſitz vom Lande ihrer Väter. Aber der Perſer behielt eine Oberhoheit über ſie. Als Alexander die perſiſche Macht zerſtörte, legte er ſeinen Zepter auch auf Judäa, und als nach ſeinem Tode ſeine Feldherren ſich theilten in der Beute des Löwen, ward es Anfangs den Ptolomäern zu Theil, die ſich in Egypten zu Königen machten. Doch als auf den Thron der Seleuciden in Syrien der eroberungsdurſtige Antiochus der Große kam und die Grenzen

seiner Macht zu erweitern strebte, da unterwarf er auch Judäa und sein Sohn Antiochus Epiphanes überzog es mit unheilvollem Kriege, der so traurig endete, daß Jerusalem erobert und geplündert, der Tempel ausgeraubt, der alte Gottesdienst untersagt und der heidnische geboten wurde. Im Jahre 175 vor der christlichen Zeitrechnung fanden diese Ereignisse statt und erfüllten das jüdische Volk mit bitterer Verzweiflung, denn es sah sich durch unerhörte Bedrückungen zugleich seiner Religon und seines Wohlstandes beraubt. Da erhob sich gegen das unsinnige und tyrannische Vorhaben des Königs der Priester Matathias, aus dem hohenpriesterlichen Geschlecht der Asmonäer, dem sich das unzufriedene Volk anschloß. Er kämpfte siegreich für die Religion und das Vaterland, und nach seinem Tode ward der Kampf von seinen fünf Söhnen fortgesetzt. Einer derselben, Judas, empfing wegen seiner außerordentlichen Waffenthaten den Zunamen der Hämmerer, (Makkabi) der Machabäer, und sein Neffe Hyrcan I. errang nach großen Anstrengungen und Anfangs mit widrigen Schicksalen streitend, die Unabhängigkeit Palästina's von dem syrischen Reich. Hyrcan war der letzte König der Juden, der nach dem Sinne Gottes handelte, fromm, weise, mäßig, kräftig. Er züchtigte die Ueberfälle der umliegenden Völker und unterjochte die Idumäer, die Erbfeinde Israels, die Nachkommen des Esau. Er erkannte das Verderben, welches die Pharisäer dem jüdischen Volk brachten, diese Secte, die sich einer besonderen Kenntniß und strenger Ausübung des mosaischen Gesetzes rühmte, in der That aber es entgeistete und zu einem Leichnam machte; daher hob er die Satzungen ihrer vorgeblichen Erblehre auf. Doch mit dem Tode dieses großen, guten, heldenhaften Königs erstarb mehr und mehr der ächte alte jüdische Geist. In der Herrscherfamilie und im Lande brachen Zwistigkeiten und Unruhen aus und der verderbliche Pharisäismus kam wieder allmälig zu immer größerem Ansehen, indem er die erschlafften Gemüther durch äußere Formen beherrschte, die ihnen zusagender waren, als ein tiefer Inhalt. Hyrcan's Enkel stritten um die Krone,

die Römer mischten sich in den Zwist der beiden Brüder, weil sie hofften, ihn zu ihrem eigenen Vortheil zu schlichten; und wirklich entschied Pompejus ihn dergestalt, daß er Jerusalem einnahm, die Mauern schleifte und das jüdische Volk wieder in Abhängigkeit von fremden Herrschern brachte, indem er zwar Hyrcan II. als Fürst und Hohenpriester bestehen ließ, aber ihm den Königstitel nahm und einen Tribut auflegte. Julius Cäsar machte vollends Palästina zu einer römischen Provinz, indem er den Idumäer Antipater, der ihm in Egypten wichtige Dienste geleistet hatte, als Procurator dem Hyrcan zur Seite setzte. Nun hatte dieser, schon wegen seiner Abstammung gehaßte Fremdling, und seine beiden Söhne die Macht in Händen. Einige Mitglieder der asmonäischen Familie erhoben sich, um sie ihm zu entreißen. Nach verschiedenen Wechselfällen weiß Antipaters Sohn Herodes, der nach Rom hatte flüchten müssen, durch Gold, Geschmeidigkeit und Heuchelei bei Antonius zu erwirken, daß der Triumvir und der römische Senat ihn, Herodes, zum König der Juden einsetzen im Jahre 37 vor unserer Zeitrechnung. Durch Blutvergießen, Arglist und Grausamkeit behauptete der Idumäer den Thron der Könige von Juda, ein prachtliebender, geldgieriger Tyrann, ein Knecht der Römer, ein Wüthrich in seinem eigenen Hause, vom Volk gehaßt, obwohl er es durch den prächtigen Umbau des Tempels zu gewinnen suchte, in seiner Familie nicht minder gehaßt, ein Mörder seiner Freunde, seiner zwei Söhne, seiner Schwäger, seiner Frau, der schönen Mariamne, letztem Sprossen der Asmonäer. Gegen das Ende seiner Regierung trifft die Geburt des verheißenen Messias, die Menschwerdung des Sohnes Gottes, hochgelobt in Ewigkeit! ein, und die Frage der Magier nach dem neugeborenen König der Juden veranlaßt den Tyrannen zu dem Morde der Kindlein von Bethlehem. Was half es ihm! Die Weissagung des sterbenden Patriarchen Jakob lautet: „Es wird der Zepter nicht von Juda weichen, bis Der kommt, so gesandt soll werden, auf Den die Völker harren.“ (Genes. 49, 10.) Die irdische

Krone des Volkes Gottes ſollte vor dem geiſtigen Reich des Emmanuel, des Allerwarteten, des Allerſehnten fallen, wenn Juda nicht mehr im Beſitz dieſer Krone ſein würde. Vom Erzvater Jacob bis auf Herodes den Idumäer war die höchſte Gewalt nicht vom Stamme Juda gewichen. Er war beim Auszug aus Egypten und während der Zeit der Richter der anführende Stamm. Saul, der erſte König, war ein Benjamit, aber der Stamm Benjamin ward immer als ein Anhang vom Stamme Juda betrachtet. Mit David kam die Königswürde ununterbrochen bis zur babyloniſchen Gefangenſchaft an das Reich Juda, von dem ſich das Reich Iſrael unter der Herrſchaft des Stammes Ephraim losriß, doch ohne es zu zerſtören. Aus Babylon führte Zorobabel vom Stamme Juda die Juden, d. h. die Stämme Benjamin, Levi und Juda, denen ſich nur Einzelne aus den übrigen Stämmen anſchloſſen, nach Judäa zurück. Hatten nun auch die perſiſchen, egyptiſchen und ſyriſchen Könige die Oberhoheit des Landes, ſo waren die mit königlicher Gewalt bekleideten und ſtets dem prieſterlichen Stamme Levi angehörenden Hohenprieſter doch immer Verbündete und Anhänger des herrſchenden Stammes, da ſich Levi, ſeit der Trennung des Reiches Iſrael und deſſen Abfall zum Götzendienſt, immer zu Juda gehalten hatte. Endlich waren die asmonäiſchen Prieſterkönige, die Judäa's Unabhängigkeit wieder erkämpften, auch vom Stamme Levi. Aber mit Herodes ward die Kette zerriſſen, welche durch anderthalb Jahrtauſende reichte; und ſomit verkündete der erſte Fremde, der auf dem Thron des Volkes Gottes ſaß, durch ſich ſelbſt und den Platz, den er einnahm, daß für die Juden das Ende ihres irdiſchen Reiches gekommen ſei. Einzig begnadetes Volk, das durch göttliche Offenbarungen ſicher dem Heil entgegen geführt ward! Einzig verblendetes Volk, das ſich den letzten Schritt nicht führen ließ! Herodes, den man den Großen zubenannte, weil man damals keinen Maßſtab für die Größe hatte, ſtarb — bei lebendigem Leibe von Würmern gefreſſen. Zwiſchen ſeinen drei übrig gebliebenen Söhnen theilte er das Land; allein

die Römer nahmen willkürlich mit den Fürsten wie mit den Ländereien bald diese, bald jene Veränderung vor. Unveränderlich aber hielten sie einen römischen Procurator (Landpfleger) in Palästina, der in Jerusalem und Cäsarea seinen Sitz hatte. All' diese Machthaber gaben einander an Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Geldgier nichts nach! Herodes-Antipas enthauptete Johannes den Täufer und verachtete Christus. Pontius Pilatus ließ Christus kreuzigen. Kaiser Caligula hatte den Einfall, Beide nach Gallien in die Verbannung zu schicken, wo sie ihr Ende fanden, und einen Enkel des alten Herodes, der als Flüchtling nach Rom gekommen war, mit seiner Gunst und Freundschaft zu beehren und als König nach Palästina zu schicken. Dies war Herodes-Agrippa I., welcher den Apostel Jacobus hinrichten ließ, um sich bei den Juden beliebt zu machen. Er hielt pünktlich die gesetzlichen Reinigungen, brachte täglich sein Opfer im Tempel dar, war freigebig bis zur Verschwendung und ließ in Jerusalem die Mauern der Neustadt dermaßen erhöhen und befestigen, daß die Stadt uneinnehmbar geworden wäre, wenn er dies Werk hätte vollenden dürfen; allein Kaiser Claudius untersagte es ihm. Agrippa gab in Cäsarea feierliche Festspiele zu Ehren des Kaisers und erschien bei denselben in solcher Pracht und mit solcher Würde, daß seine Höflinge und Schmeichler ihm zuriefen, er sei mehr als ein Mensch und fortan wollten sie als einem Gott ihm huldigen. Er war nicht umsonst in Rom und ein Günstling der Cäsaren gewesen: er ließ sich gern die Schmeichelei gefallen. Doch fast in demselben Augenblick wurde er von so grimmigen Schmerzen in den Eingeweiden ergriffen, daß man ihn halbtodt aus dem Amphitheater in seinen Palast tragen mußte. Die Schmerzen wurden immer heftiger, kein Mittel linderte sie und nach fünf Tagen war König Agrippa todt. Seinen Bruder Herodes machte Kaiser Claudius zum Wächter des Tempels und des Tempelschatzes, und gab ihm das Recht, den Hohenpriester zu ernennen; ein Recht, das bei den Herodianern bis zum Untergang Jerusalems blieb; seinen Sohn,

Agrippa II., der in Rom erzogen wurde und erst siebzehn Jahre alt war, ernannte der Kaiser aber nicht zum Nachfolger im jüdischen Reich, sondern er sandte einen Statthalter mit ausgedehnterer Macht dahin, als die Landpfleger hatten: den Cuspius Fadus. Diese Statthalterschaften waren sehr gesuchte Posten, weil sie Mittel, freilich ungerechte! zur Erwerbung großer Reichthümer boten. Daher waren die Aspiranten immer zahlreich und durch Bestechung, Intriguen oder sonstige Niederträchtigkeit wußten sie die kaiserliche Gunst zu gewinnen und Einer den Andern schnell zu verdrängen, zum höchsten Nachtheil des Volkes, das sich alle paar Jahre von einem neuen Blutsauger überfallen sah. Recht und Gerechtigkeit, gesetzliche Ordnung, Sicherheit der Person und des Vermögens hörten auf; denn die Machthaber waren bestechlich und übten Handlungen der schrankenlosesten Willkür, entweder in ihrem eigenen Interesse oder zum Vortheil Derjenigen, welche sie erkauft hatten. Ueberdas erbitterten die römischen Soldaten das ohnehin schon gereizte Volk durch ihre Gottlosigkeit und Frechheit. So ward einst am Osterfest eine römische Wache am Thor des Tempels aufgestellt, um bei dem gewaltigen Zudrang der Menge Unglück zu verhüten. Da ließ sich einer dieser Soldaten eine grobe Unanständigkeit zu Schulden kommen. Sogleich brach das Volk in Verwünschungen aus gegen die Römer und gegen den Statthalter, der damals Cumanus war. Dieser gebot ihnen Ruhe; aber statt sich zu beruhigen schmähten sie nur noch heftiger. Nun befahl er den Soldaten, sich in die Citadelle Antonia zurückzuziehen, die den Tempel beherrschte. Als das Volk diese Bewegung unter den Truppen sah, wähnte es, der Tempel solle angegriffen werden und begann zu fliehen. Die Menschenmasse und das Gedränge waren so übermäßig groß, daß Unzählige erdrückt, zermalmt und zertreten wurden. Die Freude des Festes verwandelte sich in Trauer und Entsetzen, das Gebet in Wehklagen, das Opfer mußte aufhören, dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich des Volkes. Cumanus wurde freilich bald darauf wegen seiner

Bestechlichkeit, die laute Klage hervorrief, abgesetzt und verbannt; allein sein Nachfolger, Felix und Festus (die Landpfleger der Apostelgeschichte, vor denen Paulus sich vertheidigte), waren nicht besser, so daß die Unsicherheit aller Verhältnisse sich von Tag zu Tag mehrte und Diebe, Räuber und Mörder ohne Scheu ihren Unfug trieben. Angebliche Zauberer bethörten mit ihren Verheißungen und Gaukeleien das unglückliche Volk, zogen es zu Tausenden und Tausenden bald in die Wüste, um den Jordan still stehen, bald auf den Oelberg, um Jerusalems Mauern zusammenstürzen zu sehen; und da diese Aufregung, verbunden mit der gereizten Stimmung, leicht einen aufrührerischen Charakter annahm: so folgten von römischer Seite Strafen, Züchtigungen und Hinrichtungen, welche den Groll immer bitterer machten. Agrippa hatte inzwischen einen Theil der Länder seines Vaters, dessen Königstitel und, nach dem Tode seines Oheims Herodes, auch das Wächteramt des Tempels von Kaiser Claudius erhalten; denn alle Herodianer besaßen ein eigenthümliches Talent der Geschmeidigkeit, um sich bei allen römischen Cäsaren nicht blos beliebt zu machen, sondern auch in deren Gunst sich zu erhalten. König Agrippa vermochte aber nicht, die elenden Zustände des jüdischen Volkes zu verbessern; im Gegentheil trug er viel dazu bei, sie zu verschlimmern, indem er die Hohenpriester nur kurze Zeit in ihrer Würde ließ, und Einen nach dem Anderen ein- und absetzte. Dadurch weckte er Eifersucht, Ehrgeiz, Parteiungen, unersättliche Habgier. Die Hohenpriester, welche wieder von dem Amt entfernt und daher mißvergnügt waren, bedrückten den Priesterstand, ließen sich Gewaltthat und Beraubung gegen ihn zu Schulden kommen, machten Anspruch auf alle Zehnten und gestatteten zuweilen ihren Dienern und Anhängern, in die Wohnungen der Priester einzudringen und sie zu plündern. In allen Ständen war Anarchie, und die Hohenpriester selbst, die in ihrer Würde durch den Agrippa beleidigt wurden, waren den Landpflegern gegenüber sogar ihres Lebens nicht sicher, wie denn der Hohepriester Jonathas auf

Anstiften des Felix erdolcht wurde. Die Unbestraftheit der Mörder machte dies Gesindel so sicher, daß es ganz scham- und scheulos Mordthaten beging, sogar im Tempel. Wegen der kleinen krummen Dolche, deren es sich dazu bediente, und die bei den Römern Sica hießen, nannte man diese Bösewichte Sicarier. Sie waren auf nichts bedacht, als Unruhen zu stiften, weil sie in der allgemeinen Unordnung ihre Sicherheit fanden. Unter dem Landpfleger Albinus ward der Bischof der christlichen Gemeinde zu Jerusalem, Jacobus der Alphäide, gesteinigt. Der heilige Märtyrer stand in so hohem Ansehen wegen seiner Tugend, daß die Juden selbst ihm den Beinamen der Gerechte gaben. Es kamen einst Anhänger verschiedener jüdischer Secten zu ihm und baten ihn um Belehrung. Er sagte ihnen, Jesus sei der Messias; und Einige glaubten ihm. Dies rief eine große Erregung zwischen den Hohenpriestern und Schriftgelehrten hervor. Sie fürchteten, das ganze Volk werde allmälig für diesen Glauben gewonnen werden, und der Hohepriester Annas klagte den Jacobus vor dem versammelten Synedrium der Uebertretung des Gesetzes an, verdammte ihn zum Tode und ließ ihn steinigen im Jahre 62 unserer Zeitrechnung. Albinus nahm die Versammlung des Synedriums, die ohne seine Genehmigung gehalten, was nicht erlaubt war — sehr übel, und Annas ward abgesetzt. Gegen die Räuber und Mörder war Albinus minder streng in Beobachtung der Gesetze! Wer seine Nachsicht zu erkaufen wußte, durfte ungestört jeglichen Unfug treiben. Agrippa kam in keiner Weise den Leiden des Volkes zu Hülfe, suchte keinen günstigen Einfluß auf die zerrütteten Verhältnisse zu gewinnen, und verschwendete ungeheuere Summen an die Verschönerung nicht nur seiner eigenen Stadt Cäsarea-Philippi, sondern auch der phönizischen Stadt Berytus (jetzt Beirut), für die er eine große Vorliebe hatte. Gewisse Neuerungen, die er sich als Aufseher des Tempels und des Gottesdienstes erlaubte, Veränderungen der Kleidung und des Ranges der Leviten, ein hoher Söller, den er dem Palast

der Asmonäer, welchen er bewohnte, anbauen ließ, um in den Tempel hineinzuschauen, mißfielen dem Volk ungemein. Während es seufzte und murrte, ward Albinus abberufen und durch Gessius Florus ersetzt. Die letzte Maßregel des Albinus war, alle Missethäter, die zum Tode verurtheilt waren, hinrichten zu lassen und alle übrigen Gefangenen frei zu geben, so daß auf Einmal alle Kerker leer und das ganze Land voll Verbrecher war.

Ausbruch des Krieges.

Als der König von Assyrien, Nabuchodonosor, ein halbes Jahrtausend früher Jerusalem erobert und verwüstet und den König Sedecias und das jüdische Volk in die Gefangenschaft nach Babylon fortgeführt hatte, sang der Prophet Jeremias sein Klagelied über die Missethaten, Trübsale und Strafen des verwüsteten und vernichteten Jerusalem. Aber nicht blos auf den Drangsalen der Gegenwart, sondern auch auf denen der Zukunft ruhte der Blick des heiligen Sehers, so daß seine Klage zugleich eine Weissagung war. „Schwer hat Jerusalem gesündigt, darum ist sie unstät geworden. Seine Hand legte der Feind an Alles, was sie Erwünschliches hat. Sie sieht eingedrungen in ihr Heiligthum die Heiden. All' ihr Volk seufzet und suchet nach Brod. All' ihr Kostbares geben sie um Speise, sich zu erquicken. Die Kelter trat der Herr über ihr." (Klag. Jer. I.) „Zu ihren Müttern sprachen Kind und Säugling: wo ist Brod und Wein? Verschmachtend wie Verwundete auf den Straßen der Stadt, aushauchend ihre Seelen in der Mütter Schooß. Sollen denn die Weiber ihre Frucht essen — Kindlein, die man auf Händen trägt?" (Das. II.) „Selbst die Seeungeheuer säugen ihre Jungen; aber die Tochter meines Volkes ist grausam wie der Strauß in der Wüste. Die Kindlein heischen Brod und Niemand ist, der es ihnen breche. Die sonst Leckerbissen

gegeſſen, kommen um auf den Straßen. Beſſer gings den Erſchlagenen durch's Schwert, als den Getödteten durch den Hunger: mit eigenen Händen kochen zartfühlende Weiber ihre Kinder." (Daſ. IV.)

Und fünfzig Jahre ſpäter weiſſagte der Prophet Daniel zu Babylon und ſprach: „Chriſtus der Fürſt wird getödtet werden und das Volk, das ihn verleugnet, wird Sein Volk nicht ſein. Und ein Volk wird mit einem kommenden Fürſten Stadt und Heiligthum zerſtören; ihr Ende wird Verwüſtung ſein. Schlachtopfer und Speisopfer werden aufhören und im Tempel wird der Greuel der Verwüſtung ſein." (Dan. 9, 26—27.)

Und in den letzten Zeiten: wie oft, wie traurig hatte der Heiland Jeruſalems Schickſal vorhergeſagt! Als einſt ein Jünger bewundernd von dem Tempel ſagte: „Sieh doch, Meiſter, welche Steine und welche Gebäude!" antwortete Jeſus und ſprach zu ihm: „Siehſt du all' dieſe großen Gebäude? Es wird kein Stein auf dem anderen gelaſſen, der nicht abgebrochen wird." (Marc. 13, 1—2.) Und ein anderes Mal ſprach er trauernd: „Jeruſalem, Jeruſalem, die du die Propheten mordeſt und ſteinigeſt Die, welche zu dir geſandt worden, wie oft wollte ich deine Kinder verſammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel ſammelt, du aber haſt nicht gewollt! Siehe, euer Haus wird euch wüſte gelaſſen." (Matth. 23, 37—38.) Und an dem Tage, da er zwiſchen ſeinen lobſingenden Jüngern einen freudigen Einzug in Jeruſalem hielt, „da weinte er über die Stadt und ſprach: Wenn doch auch du es erkenneteſt, und zwar an dieſem deinem Tage, was dir zum Frieden dient; nun aber iſt es vor deinen Augen verborgen! Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Wall dich umgeben, dich ringsum einſchließen und von allen Seiten dich beängſtigen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir ſind, zu Boden ſchmettern und in dir keinen Stein auf dem anderen laſſen, weil du die Zeit deiner Heimſuchung nicht erkannt haſt." (Luc. 19, 41—44.)

Jetzt kamen Stimmen und Zeichen anderer Art! Sieben Jahre vor der Belagerung Jerusalems, als ein Krieg gegen Rom ganz außerhalb den Gedanken des Volkes lag, kam ein Mann vom Landvolk, der Jesus, Sohn des Ananus hieß, zum Laubhüttenfest in die Stadt. Plötzlich, im Tempel, erhub er seine Stimme mit dem kläglichen Ruf: „Stimme aus Osten! Stimme aus Westen! Stimme aus allen vier Winden! Stimme gegen die Stadt und den Tempel! Stimme gegen den Bräutigam und die Braut! Stimme gegen das ganze Volk!" Und mit diesem Ruf verließ er den Tempel und durchirrte Tag und Nacht die Straßen und Plätze Jerusalems, unabläßig ihn wiederholend. Einige angesehene Männer konnten dies Jammergeschrei und diese trüben Vorbedeutungen nicht ertragen, ließen ihn festnehmen und stark züchtigen; aber keine andere Klage kam über seine Lippen, als ununterbrochen der nämliche Weheruf. Da ward er vor den Albinus, damals Landpfleger von Judäa, geführt, ob der den Grund dieser schauerlichen Erscheinung enträthseln könne. Albinus ließ ihn bis auf die Knochen zergeißeln; er weinte nicht, schrie und jammerte nicht; aber nach jedem Schlag rief er mit trostloser Stimme: „Wehe! Wehe über Jerusalem!" Umsonst fragte man ihn, was dies zu bedeuten habe? er antwortete nicht. Da ließ man ihn gehen wie einen unschädlichen Irren, und von dem Augenblicke an sprach er nie mit irgend einem Menschen und unterbrach er nie sein Klaggeschrei. Manche hatten Mitleid mit ihm und gaben ihm täglich zu essen; er aß, aber dankte ihnen nicht. Anderen war er unerträglich und sie schlugen und mißhandelten ihn täglich; er duldete es stumm. Seine Stimme ward nie schwächer, nie heiser; aber sie schwieg nur mit seinem Tode. Während der Belagerung kreiste er eines Tages um die Wälle und rief gewaltiger als sonst: „Wehe der Stadt! Wehe dem Volk! Wehe dem Tempel!" Plötzlich setzte er hinzu: „Wehe mir!" und ein Stein, den eine Wurfmaschine schleuderte, streckte ihn todt zu Boden. Das Wehe brauchte nicht mehr verkündigt zu werden: es war da.

Vor dem Ausbruch des Krieges mit den Römern geſchahen auch im Tempel ſeltſame Zeichen. Das Volk war zum Oſterfeſt verſammelt in Jeruſalem; da erleuchtete um drei Uhr Morgens plötzlich ein ſo ſtrahlendes Licht Altar und Tempel, daß während einer halben Stunde die Nacht in Tag verwandelt war. Und bei demſelben Feſt öffnete ſich um Mitternacht die ſchwere eherne Thür, die den inneren Tempel gen Oſten ſchloß und die von zwanzig Männern nur mühſam bewegt werden konnte, ganz von ſelbſt. Das verblendete Volk wähnte darin ein Zeichen von Gnade, einen freien Zutritt zu Gott zu ſehen. Aber David hatte geſungen: „Erhebet euch, ihr ewigen Thore, daß einziehe der König der Herrlichkeit.“ (Pſ. 23, 7.) Nun thaten ſich die Pforten weit auf, aber ach! den König der Herrlichkeit ließ man nicht einziehen in das Heiligthum! Bald darauf ſah man eines Abends kurz vor Sonnenuntergang im ganzen Lande eine merkwürdige Lufterſcheinung: Streitwagen fuhren durch die Wolken und gerüſtete Heerſchaaren zogen am Himmel wider einander zum Kampf und umringten die Städte. Und als in der Nacht vor dem Pfingſtfeſt die Prieſter dem Gebrauch gemäß den inneren Tempel betraten, hörten ſie einen großen Lärm und viel Geräuſch drinnen und dann eine Menge Stimmen, die da ſprachen: „Wir wollen von hinnen gehen.“ Zu derſelben Zeit war ein gewaltiger Komet, wie ein feuriges Schwert, ein ganzes Jahr lang ſichtbar, und Erdbeben und Theuerungen ſuchten die Völker heim. Aber falſche Propheten wiegten das jüdiſche Volk in falſche Sicherheit über das drohende und nahe Schickſal, ſo daß es nicht aufhörte, dem Erretter entgegen zu ſehen, den es bereits überſehen hatte. Die alten Weiſſagungen der heiligen Propheten Israels waren übrigens dazumal ſo bekannt, daß auch die Römer und die römiſchen Schriftſteller, wie Tacitus und Suetonius, von dieſen „Orakeln“ ſprachen; nur freilich deuteten ſie das Geheimniß von der Ankunft des Meſſias und von ſeiner Weltherrſchaft in ihrer Weiſe, und wähnten, „das Orakel“ habe den Veſpaſian bezeichnet, der zum römiſchen

Kaiser gewählt wurde, während er den Krieg in Judäa führte.

Der Landpfleger Gessius Florus übertraf alle seine Vorgänger in Judäa. Durch seine Frau, eine Freundin von Nero's Gemahlin Poppäa Sabina, war er zu dieser Stelle gelangt. Er war einer solchen Beschützerin würdig. Mit schamloser Habgier und grausamer Raubsucht verschlang er förmlich jedes Vermögen, alles Eigenthum, von Einzelnen wie von ganzen Städten. Wer auf Raub ausgehen und ihn mit dem Landpfleger theilen wollte, hatte einen Freibrief dazu. Das Volk war in Verzweiflung, wußte aber nicht, wohin mit seiner Klage sich zu wenden, noch weniger, ob der Erfolg der Klage ihm günstig sein werde.

Da kam zum Osterfest des Jahres 66 Florus von Cäsarea nach Jerusalem und zwar in Gesellschaft des Statthalters von Syrien, Cestius Gallus, der seinen Sitz zu Antiochien hatte und der Vorgesetzte des Florus war. Staunend über die ungeheuere Volksmenge, bat Cestius die Priester, eine Zählung der Lämmer vorzunehmen, welche zur Haltung des Pascha im Vorhof des Tempels geschlachtet wurden. Es geschah, und die Zählung ergab 256,000 Osterlämmer. Da nun nie weniger als zehn, zuweilen gegen zwanzig Menschen ein Osterlamm aßen, so darf man drei Millionen und vielleicht noch mehr annehmen. Während dieser Festzeit ließ sich einst Cestius Gallus mit Gessius Florus öffentlich sehen. Da erhob sich in der ungeheueren Volksmasse, wie aus einem Munde, ein Jammergeschrei, das den Cestius um Erbarmen und um Befreiung von dem Landpfleger Florus anflehete. Dieser fühlte nicht die mindeste Beschämung, sondern verhöhnte das klagende Volk. Cestius aber beruhigte es und versprach, daß Florus in Zukunft gerechter und milder sein werde. Es blieb jedoch bei leeren Worten und Florus beschloß in seinem Sinn, wo möglich das Volk zur offenen Empörung zu treiben, um es dann, zur Strafe für die Empörung, völlig auszusaugen. Zu derselben Zeit war es der syrischen Bevölkerung von Cäsarea am Meer gelungen, durch Bestechung in Rom zu

erwirken, daß die Juden von Cäsarea ihres Bürgerrechtes daselbst völlig beraubt wurden. Die Syrier fügten sogleich aus Schadenfreude Verhöhnung des jüdischen Gottesdienstes in Cäsarea zu jener Ungerechtigkeit. Zwölf angesehene Juden, die sich bei Florus über dies Verfahren beschwerten, wurden von ihm in Bande gelegt. Dann begehrte er aus dem Tempelschatz zu Jerusalem eine Summe Geldes, vorgeblich für Bedürfnisse des Kaisers. Das Volk betrachtete diese Forderung als Tempelraub, brach in zürnende Klagen aus und strömte zur heiligen Stätte, fest entschlossen, diese Entweihung nicht zu dulden. Wüthend begehrte Florus von den Häuptern des Volkes die Auslieferung Derjenigen, die sich seinem Befehl widersetzt hatten. Man suchte durch Ehrerbietung seinen Grimm zu beschwichtigen, aber man gehorchte nicht. Nun beauftragte er seine Soldaten, das Volk durch die äußerste Angst zum Gehorsam zu zwingen, einen Theil Jerusalems zu plündern und Alle zu morden, die ihnen in den Weg kämen. Dies geschah. Doch machten die Soldaten auch Gefangene, führten sie vor den Landpfleger Florus, und er ließ die unschuldigen Leute, unter denen Einige römische Ritter waren, geißeln und kreuzigen. Ihre Väter hatten Christus vom Landpfleger Pilatus geißeln und kreuzigen lassen! Es kamen auf diese Weise 3630 Menschen, darunter Weiber, Kinder und Säuglinge, um.

Agrippa war auf einer Reise nach Egypten begriffen, aber seine Schwester Berenice in Jerusalem durch ein Gelübde zurückgehalten, das sie zu dreißigtägigem Gebet, bevor ihr Opfer dargebracht werden konnte, verpflichtete. Mit Entsetzen und Schmerz sah sie diese Metzeleien, die unter ihren Augen vorfielen, und ließ mehrmals den Florus um Erbarmen anflehen; doch ganz umsonst. Da sie hochherzig und muthig war, erschien sie selbst vor ihm, als er eines Tages öffentlich auf dem Richtstuhl saß, und wiederholte ihre Bitten mit Thränen, im Trauergewand und barfuß. Er gab ihr kein Gehör, erwies ihr nicht die Ehren, die ihr gebührten, und mit Lebensgefahr kehrte sie in ihren Palast zurück. Von der Erbitterung des

Volkes, das sich haufenweise zusammen rottete, war ein heftiger Ausbruch zu fürchten. Die Hohenpriester und Aeltesten beschwichtigten es aber noch einmal, weil sie wußten, daß ein solcher Ausbruch dem Tyrannen willkommenen Vorwand zu neuen Grausamkeiten bot. Da berief Florus diese Häupter der Nation zu sich und versprach Versöhnung, wenn das Volk mit freundlicher Begrüßung zweien römischen Cohorten entgegen ziehen wolle, die eben von Cäsarea anrückten. Es kostete viel Mühe, das gemißhandelte Volk zu einem solchen Zeichen von Wohlwollen gegen seine Peiniger zu bewegen; und erst als die Priester festlich gekleidet mit Sängern und Musikern den Zug antraten, folgte es willig und begrüßte freundlich die römischen Soldaten. Diese schwiegen finster und trotzig, wie sie den geheimen Befehl von Florus erhalten hatten. Da brachen Diejenigen unter den Juden, welche nur ungern zu dieser Begrüßung sich hatten bestimmen lassen, in laute Schmähungen aus, und dies war das Zeichen für die Soldaten, über die Wehrlosen herzufallen und Alle nieder zu metzeln oder unter ihren Pferden zu zerstampfen, die ihnen nicht zu entfliehen vermochten. Unter den Thoren Jerusalems kamen die Meisten um, weil dort das Gedränge am heftigsten war. Florus glaubte diesen Augenblick benutzen und einen glücklichen Angriff des Tempels durch die Citadelle Antonia machen zu können, um Herr desselben und hauptsächlich des Tempelschatzes zu werden; doch so wie das Volk diese Absicht merkte, riß es den Verbindungsgang zwischen der Citadelle und dem Tempel nieder, warf sich eines Theils den Soldaten so wüthend entgegen und überschüttete sie anderen Theils von den Dächern herab so heftig mit Steinen und Pfeilen, daß Florus nichts ausrichten konnte, sich nach Cäsarea begab und dem Cestius Gallus meldete, Jerusalem habe sich gegen Rom empört.

König Agrippa kehrte inzwischen von seiner Reise nach Alexandrien zurück und sah mit großem Mitleid die Drangsale des Volkes, das zu ihm, so wie auch zu dem Statthalter von Syrien um Gerechtigkeit gegen Florus schrie, ja Abgesandte mit demselben Auftrag nach Rom zu schicken verlangte. Agrippa

wußte zu gut, wie gefährlich es sei, einen Landpfleger bei Nero anzuklagen, den Poppäa Sabina beschützte; wußte zu gut, wie bedenklich ein Krieg gegen Rom für ihn selbst, sein Land, seinen Thron, seine Person sein würde, um nicht alle Mittel anzuwenden, die das Volk beruhigen und es vermögen könnten, den jährlichen Tribut nach Rom fort zu zahlen und sich so lange dem Florus zu unterwerfen, bis der Kaiser einen anderen Landpfleger gesendet habe. Da die Häupter und Aeltesten des Volkes, auf denen die Last eines Krieges und Zorn und Rache der Römer am schwersten drücken würden, mit Agrippa's Ansicht übereinstimmten und ebenfalls das Volk zur Ruhe ermahnten, so bequemte es sich, jede Beleidigung des Kaisers zu vermeiden, den rückständigen Tribut zu zahlen, und jenen Verbindungsgang zwischen Tempel und Citadelle wieder herzustellen, den es am Tage der Vertheidigung niedergerissen hatte. Doch zur Unterwerfung unter Florus war es nicht zu bewegen, und als Agrippa nicht nachließ darauf zu dringen, ward er mit Schmähungen und Steinwürfen verfolgt; beleidigt und betrübt zog er sich aus der Stadt zurück.

Eine Partei im Volk war kriegerisch gesinnt, um Gelüste des Ehrgeizes, der Herrschsucht und der Habgier zu befriedigen. Mehr in ihrem eigenen Interesse, als um den allgemeinen Nothzustand zu beseitigen, drang sie auf Störung des friedlichen Verhältnisses mit Rom und bediente sich dazu jedes Mittels. Während einer ihrer Haufen die Felsenburg Masada am todten Meer überrumpelte und die römische Besatzung umbrachte, erklärte ihr Hauptanführer, ein verwegener junger Mann, Eleazar, der Hauptmann des Tempels zu Jerusalem, daß man keine Gaben und Opfer annehmen dürfe, außer von Juden; dadurch waren die Opfer des Kaisers und Opfer der Römer für den Kaiser vom Tempel ausgeschlossen. Umsonst widersetzten sich Hohepriester, Aelteste und Angesehenste dieser Neuerung, führten an, daß von je her für fremde Herrscher, Perser, Egypter, Syrer, Römer geopfert worden, und daß es gottlos sei, für den rechtmäßigen Kaiser nicht opfern zu wollen; umsonst stimmte die Partei der Ruhe und der Mäßigung ihnen

bei. In Zeiten großer Aufregung und allgemeiner Verstimmung, in denen statt der Gesetzlichkeit die Gewalt herrscht, ist es leichter Unsinniges einzuführen, sobald es nur Bestehendes zerstört, als das Bestehende zu erhalten, und wenn es auch alles Recht auf seiner Seite hat. Eleazars Vorschlag ward angenommen und seine Partei nahm eine offenbar feindselige Stellung nicht blos gegen Florus, sondern gegen Rom an. Die Hohepriesterpartei schickte Abgeordnete an Agrippa und an Florus, mit der Bitte um Truppen, die den drohenden Aufstand dämpfen möchten. Florus war aber entschlossen, denselben nicht im Keim zu ersticken, sondern ihn möglichst groß werden zu lassen, und gab keine Antwort. Agrippa schickte dreitausend Mann. Die Hohenpriester und der vernünftige, friedliebende Theil des Volkes empfingen sie freudig und quartierten sie in der oberen Stadt auf dem Berg Sion ein, während der Tempel und die untere Stadt in den Händen der Aufrührer waren. Täglich gab es Scharmützel und viel Todte auf beiden Seiten; doch gelang es keiner Partei, die andere aus ihrer Stellung zu verdrängen, und das währte eine ganze Woche.

Nun trat ein Fest ein. Auf dem Brandopferaltar ward ununterbrochen ein Feuer erhalten, welches man deshalb das ewige hieß. Es erforderte sehr viel Holz und dies Holz mußte an einem bestimmten Tage unter großen religiösen Feierlichkeiten in den Tempel gebracht werden. Die Aufrührer wollten aber diese Feier nicht zugeben und den Tempel nicht von ihren Gegnern betreten lassen; und da sie inzwischen durch jene Mörderbanden, die man Sicarier nannte, verstärkt worden waren: so machten sie einen wüthenden Ausfall, verdrängten Agrippa's Truppen aus der oberen Stadt, nahmen sie ein und verbrannten die Paläste Agrippa's, des Hohenpriesters Ananias und das Stadthaus mit dem Archiv, wodurch alle Schuldbücher und Urkunden vertilgt und die wohlhabenden Bürger um die Beweise ihrer Forderungen und ihrer Besitzthümer gebracht wurden. Viel loses Gesindel schlug sich nun zu den Aufrührern, die seine Sache so gut vertraten. Die Trauer der Rechtlichgesinnten nahm immer mehr zu.

An diesem nämlichen Tage traf ein ungeheuerer Schlag das jüdische Volk. Die syrische Bevölkerung von Cäsarea, die längst mit Haß und Neid die Juden in ihrer Stadt sah, ermordete Zwanzigtausend derselben, und die, welche dem Blutbad entrannen, wurden von Florus mit Ketten belastet zu öffentlichen Arbeiten auf den Schiffswerften verdammt. Die Juden rächten sich und ermordeten darauf in Gaza, Askalon, Ptolemais und anderen Städten die syrische Bevölkerung. Aber auch in Alexandrien wurden ihrer 50,000 umgebracht, in Damascus 10,000, in Scythopolis 13,000; und nun setzte sich auch Cestius Gallus von Antiochien aus mit einem erlesenen Heer gen Jerusalem in Bewegung. Agrippa begleitete ihn, freilich mit Streitkräften, doch in der Hoffnung Frieden zu vermitteln. Cestius verwüstete Palästina durch Feuer und Schwert und schlug zur Zeit des Laubhüttenfestes sein Lager vor Jerusalem auf. Die Aufrührer wußten einen Theil des Volkes dermaßen zu fanatisiren, daß es des hohen Festes und der religiösen Pflichten, die es erheischte, gänzlich vergaß, sich mit wüthender Gewalt auf das römische Heer warf und es zurückdrängte. Die Belagerung des Tempels, die Cestius nun unternahm, hatte so wenig Erfolg, daß er, obwohl die Aufrührer schon zitterten und die Friedliebenden sich freuten, sie plötzlich aufhob und bei seinem Rückzug eine schwere Niederlage erlitt. Sie fand statt am 8. November des Jahres 66. — Der offene Krieg gegen Rom hatte somit begonnen.

Wie aus einem lecken Schiff, das mit jedem Augenblick tiefer und tiefer sinkt, flohen nun viele der angesehensten Juden aus Jerusalem und begaben sich zu Cestius. Der Kaiser war ihr rechtmäßiger Herrscher, und bei seinem Statthalter waren sie beschirmter, als in ihrer von den römerfeindlichen Aufrührern tyrannisirten Heimath. Auch die Christen wanderten aus, eingedenk der Worte des Herrn: „Wenn ihr den Gräuel der Verwüstung, der von dem Propheten Daniel vorhergesagt worden, am heiligen Orte stehen sehet: dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge, und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, um etwas aus seinem Hause

zu holen: und wer auf dem Felde ist, kehre nicht zurück, um seinen Rock zu holen; denn es wird alsdann eine große Trübsal sein." (Matth. 24, 15—21.) Sie zogen sich nach Pella zurück, einer Stadt in der transjordanischen Landschaft Peräa, die dem Agrippa gehörte, und lebten dort friedlich und ungestört während der ganzen Dauer dieses mörderischen, entsetzlichen Krieges.

Außer jenen wilden Aufrührern, die sich Zeloten (Eiferer) nannten, um sich als brennend von Liebe für Heiligthum und Vaterland darzustellen, während sie von den rohesten Leidenschaften beherrscht wurden, hatte sich in Jerusalem eine Partei unter dem Hohenpriester Ananus gebildet, die auch den Römern, aber nicht dem Gesetz und der Ordnung feindlich war. Sie hoffte sowohl das Römerjoch abschütteln, als die Zeloten in Zucht halten zu können. Sie nahm nach der Niederlage des Cestius die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hand, betrieb die Kriegsarbeiten, die Befestigung der Stadt und sendete Feldherren in die übrigen Provinzen; nach Galiläa den berühmten Josephus, der den Krieg beschrieb, welchen er geführt hat.

Nero, der Kaiser, hörte mit Befremden die Kunde von diesem gewaltigen Aufstand der jüdischen Nation, und schickte seinen tüchtigsten Feldherrn, den Vespasian, nach Palästina, um es zu unterwerfen. Während der Zeit bildete sich ein stilles, festes, geregeltes Reich mitten in seiner Hauptstadt Rom, mit all der Gelassenheit und all der Zuversicht, die aus der Zusage des Erlösers entsprangen: „Und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Der Apostelfürst hatte den Martertod gefunden, aber Linus, der heilige Apostelschüler, ward dessen Nachfolger auf dem Bischofsitz von Rom. Welch ein Mann mag er gewesen sein, den man würdig fand, die Stelle Desjenigen einzunehmen, den Christus Selbst zu seinem Stellvertreter und Nachfolger ernannt hatte! Mit ihren ersten Schritten ging die Kirche schon ihren weltbesiegenden, unüberwindlichen Gang; standen ihr schon alle Elemente einer erhabenen Ordnung zu Gebot, die sie unabhängig machen von Auf- und Untergang der Fürsten und Völker.

Der Geschichtschreiber Josephus war vom hohen Rath zu Jerusalem zum Befehlshaber der Provinz Galiläa ernannt. Auf sie richtete Vespasian seinen ersten Angriff, als er nach Palästina kam, und belagerte die Felsenfestung Jotapat, die Josephus mit außerordentlicher Tapferkeit und Klugheit vertheidigte. Nachdem sie alle Schrecknisse einer Belagerung ausgehalten hatte, fiel sie durch Verrath in Vespasians Hände, der die Stadt zerstören, die Festung schleifen, die Einwohner umbringen ließ. Die Juden verloren 40,000 Menschenleben in Jotapat. Josephus ward gefangen und von Vespasian begnadet*). Er blieb fortan im römischen Lager, um wo möglich als ein Vermittler friedlicher Gesinnung zwischen seinen Landsleuten und den Römern zu wirken. Dadurch ward er ein Augenzeuge des mörderischen, unheilvollen Krieges, den er beschrieben hat und der Jahre lang fortdauerte. Galiläa ward allmälig von den Römern erobert, und die letzte Festung, Giscala, ergab sich dem Titus. Deren Befehlshaber, Johannes, floh aber zuvor nach Jerusalem und trat an die Spitze der Partei des Hohenpriesters Ananus, um die Partei der Zeloten, die den Tempel inne hatte und sich der wildesten Zügellosigkeit überließ, zu ersticken. Es kam zum offenen Kampf zwischen beiden Parteien und die Zeloten verloren dabei den ersten Tempel-Vorhof, riefen nun das rohe, grausame Volk der Idumäer zu Hülfe und richteten mit denselben ein furchtbares Blutbad in Jerusalem an, in welchem auch der Hohepriester Ananus umkam. Der Vorwand, unter dem 12,000 der angesehensten Männer ermordet wurden, hieß: sie wollten die Stadt den Römern überliefern, sie wären Feinde des Volkes und des Vaterlandes; immer derselbe Vorwand, den alle Empörer im Munde führen, um ihren tyrannischen Maßregeln den Anschein einer traurigen Nothwendigkeit zu geben, um Schwache einzuschüchtern, um Leichtgläubige zu bethören, um Kopflose zu gewinnen. Die Idumäer wur-

*) Aus Dankbarkeit gegen Vespasian, der aus der Familie der Flavier war, fügte Josephus — nach der Sitte der Zeit — seinem Namen den Namen Flavius bei.

den dieser nutzlosen Grausamkeit überdrüßig und zogen wieder ab; allein die Zeloten setzten sie fort. Wer sein Leben erhalten wollte, mußte es ihnen abkaufen; wer das nicht konnte oder wollte, ward durch die furchtbarsten Mißhandlungen und Martern getödtet. Niemand durfte die Todten bestatten oder beweinen. Wer eine Handvoll Erde auf sie warf, wer eine Klage laut werden ließ, theilte alsbald ihr Schicksal. Viele Einwohner flohen zu Vespasian und Titus; aber auch das war lebensgefährlich, da die Zeloten die Stadtthore und Mauern streng bewachten und jeden Flüchtling, dessen sie habhaft werden konnten, als einen Verräther niedermachten. Der Terrorismus stieg noch höher, als die Zeloten in zwei Factionen sich spalteten, deren eine dem Eleazar treu blieb, die andere dem Johannes von Giscala anhing. Beide wetteiferten in Diebstahl, Raub, Plünderung, Mord. Die Sicarier hatten die Felsenburg Masada zu ihrer Veste gemacht und wütheten von dort aus auf dem Lande, wie die Zeloten in der Stadt. Vespasian sah gelassen dem schauerlichen Treiben zu. Diese Factionen waren seine besten Bundesgenossen, um Judäa und Jerusalem zu unterwerfen. Plötzlich ward er Kaiser.

Nero war vom Thron gestürzt; wimmernd, zagend, sein Schicksal beweinend, gab er sich mit Hülfe eines Sclaven den Tod. Binnen Jahresfrist folgten Galba und Otho ihm auf dem Thron und im Tode. Als nun die Legionen in Germanien den Vitellius wählten, ließ Titus von den Legionen im Orient seinen Vater Vespasian wählen, der sich damals in Cäsarea befand. Dieser ging sogleich nach Italien, im Jahr 69, fand in Rom den Gegenkaiser Vitellius bereits ermordet, behauptete den Thron während zehn Jahren und starb eines natürlichen Todes. Titus setzte an Vespasians Stelle den Krieg in Judäa fort. Mit vier Legionen, der V., der X., der XII. und der XV., und mit Hülfstruppen des Königs Agrippa und anderer Nachbarfürsten zog er kurz vor dem Osterfest des Jahres 70 von Cäsarea gen Jerusalem und schlug eine Viertelmeile von der Stadt sein Lager auf.

Belagerung und Zerſtörung Jeruſalems.

Die unglücklichen Einwohner hatten aus Verzweiflung über das unerträgliche Joch der beiden Zelotenhäuptlinge Eleazar und Johannes von Giscala ein unſicheres und gefahrvolles Mittel gewählt, um es abzuſchütteln, und einen dritten Parteigänger in die Stadt gerufen. Er hieß Simon Bar-Gioras (Sohn des Gioras) und war der Anführer einer Bande, die in mehreren Landſchaften gerade ſo blutdürſtig und räuberiſch gehaust hatte, wie die Zeloten in der Stadt. Dieſe beherbergte jetzt drei Parteien, welche auf nichts ſannen, als ſich gegenſeitig auszurotten, um dann mit tyranniſcher Willkür Jeruſalem zu beherrſchen. Die Lage der Stadt machte es möglich, daß ſich alle drei Parteien gegen einander halten konnten.

Auf dem Berge Sion lag die obere Stadt und der Palaſt des Herodes, ein ungeheueres, prachtvolles Gebäude mit den drei Thürmen Hippicus, Phaſael und Mariamne auf ſeinen Ringmauern, die Herodes der Große zu Ehren ſeines Freundes, ſeines Bruders und ſeiner Frau gebaut hatte. Sie waren zugleich Veſten und prachtvolle Paläſte. Der herrliche Thurm Phaſael, königlich eingerichtet, mit Sälen, Hallen und Bädern, ward die Feſtung des Simon Bar-Gioras, der von hier aus mit 10,000 Mann der allerrohheſten und verwegenſten Empörer, zu denen noch 5000 Idumäer kamen, auch den größten Theil der unteren Stadt auf dem Berge Acra beherrſchte. Im Oſten von dieſen beiden Hügeln lag auf dem Morija der Tempel mit ſeinen rieſigen, von bedeckten Säulengängen eingefaßten Vorhöfen, an deren nordweſtlichem Winkel die Citadelle Antonia ſtieß. Im inneren Tempel hauste Eleazar mit 2400 Zeloten; ein kleines Häuflein, doch eine ſichere Stellung, ſowohl durch die Lage auf dem Höhepunkt des Berges, als auch weil dem inneren Tempel nie die Lebensmittel fehlten, theils wegen der Opfergaben, die täglich in demſelben dargebracht wurden, theils wegen der Vorräthe für die Prieſter. Die Vorhöfe des

Tempels hatte Johannes von Giscala inne, sammt der Citadelle Antonia. Mit seinen 6000 Mann und seiner ungeheueren Verwegenheit beherrschte er einen Theil der unteren Stadt und die nach Norden sich ausbreitende Neustadt. Diese verschiedenen Stadttheile waren durch Mauern, Graben und Thürme gegen einander abgeschlossen und befestigt. Eine Ringmauer mit Thürmen umgürtete zugleich die ganze Stadt, deren Umfang dreiunddreißig Stadien betrug. Im Nordwesten von Acra lag der Thurm Psephinus, der schönste von allen. Ihm gegenüber schlug Titus sein Lager auf. Er war achteckig; durch diese Form ausgezeichnet, glaubte man in neuester Zeit sein Fundament unweit des Jaffa- oder Pilgerthores entdeckt zu haben.

So war Jerusalem im Aufruhr gegen Rom und in dreifachem Aufruhr gegen sich selbst. Johannes von Giscala hatte die gefährlichste Stellung, theils weil er sich gegen die zwiefachen Angriffe Eleazars und Simons zu vertheidigen, theils weil er keine anderen Lebensmittel als die hatte, die er durch Ausfälle in die untere und Neu-Stadt machte. Dabei verbrannte seine Bande zuweilen in unsinniger Wuth Getreide und andere Vorräthe, wenn sie dieselbe nicht wegschleppen konnte, damit sie nur nicht dem Johannes oder dem Volk zu gut kämen. Diese Vorräthe waren vor dem Osterfest, des Zusammenströmens aller Juden wegen, so groß, daß sie hingereicht hätten, Jerusalem während der Belagerung vor Hungersnoth zu schützen. Wie Wahnsinnige, die gegen ihr eigenes Fleisch wüthen, verfuhren aber die Aufrührer. Es zeugt für die außerordentliche Anhänglichkeit der Juden an ihren Gottesdienst und ihre religiösen Feierlichkeiten, daß die täglichen Opfer und die jährlichen großen Festzeiten zwischen all diesen Greueln nicht ausgesetzt wurden; daß sie sich mit ihren Opfergaben zwischen diese Mörder- und Räuberbanden wagten, da doch nicht selten Opfernde wie Opfer mit ihrem Blut den Altar überströmten. Dies geschah auch am 14. April, als sie im inneren Tempel ihr Osterfest begingen. Johannes hatte seine Leute mit verborgenen Waffen zwischen

dem Volk ſich eindrängen laſſen, ſo daß Eleazar getäuſcht wurde, als er dem Volk die Thore öffnete. Kaum war Johannes drinnen, ſo bot er dem Eleazar, der ſich gegen ſeine Uebermacht nicht vertheidigen konnte, an, gemeinſchaftliche Sache gegen den Simon ſowohl, als gegen das römiſch geſinnte Volk zu machen. Dies Bündniß, durch welches die Zeloten wieder in eine Partei zuſammenſchmolzen und der ganze Tempel in eine Hand, die des Johannes kam, ward ſogleich mit Blut beſiegelt und das Volk auf heiliger Stätte ohne Schuld, ohne Grund niedergemetzelt.

Titus begann jetzt ernſtlich die Belagerung. Alle Bäume um Jeruſalem wurden umgehauen, alle Graben gefüllt, alle Gartenmauern abgebrochen, damit das Heer und die Kriegsmaſchinen ſich ungehemmt bewegen konnten. Dann wurden Erdwälle aufgeworfen und auf denſelben Thürme errichtet, welche die Höhe der Mauerthürme von Jeruſalem überſtiegen. Auf den Zinnen dieſer Thürme wurden Bogenſchützen und Schleuderer geſtellt, welche die Arbeit der Wurfmaſchinen und Mauerbrecher beſchützten. Mit Grauen ſah das Volk von Jeruſalem dieſe furchtbaren Anſtalten: die Einen, weil ſie dem Titus freudig die Thore geöffnet, wenn ſie es nur gedurft hätten; die Anderen, weil die Feindſchaft zwiſchen Johannes von Giscala und Simon Bar-Gioras Kräfte raubte und zerſplitterte, die ſehr nothwendig geweſen wären, um den Kampf gegen römiſche Macht und römiſche Kriegskunſt zu beſtehen. In ſehr gefährlichen Augenblicken vereinigten ſich freilich beide Parteigänger gegen das römiſche Heer, machten wüthende Ausfälle, verſuchten die Wurfmaſchinen zu zerſtören, die Thürme zu verbrennen; ließ ihnen Titus aber einen Augenblick Ruhe, ſo fielen ſie über einander her, um ſich den Raub abzujagen, auf den ſie bei dem wehrloſen Volk ausgingen. Am Fuß des Tempelberges war eine weite wüſte Brandſtätte, der Tummelplatz ihrer brüdermörderiſchen Fehden. Eine Aufforderung des Titus, ſich zu unterwerfen, ward mit Hohn zurückgewieſen, damit dem Volk keine andere Hoffnung der Rettung bleibe, als die, welche auf einer hartnäcki-

gen Vertheidigung beruht. Daher wurde die Vertheidigung von Seiten der Juden wie der Angriff von Seiten der Römer mit gleichem Muth und gleicher Tapferkeit geführt.

Am 7. Mai machten die Kriegsmaschinen des Titus eine große Bresche in der nördlichen Ringmauer. Die Juden wichen, die Römer zogen ein, rissen die Mauer nieder und setzten sich fest in der Neustadt, dem nördlichen Stadtquartier, das am wenigsten befestigt war und in dem Thal des Cedron, östlich vor der Stadt. Titus schlug sein Hauptquartier in der Neustadt auf und begann die Belagerung der Mauer von Acra und der Citadelle Antonia. Johannes von Giscala vertheidigte diese und Simon Bar-Gioras jene. Der Kampf wurde immer ernstlicher, immer heftiger. Die Römer hatten ihren großen Feldherrn Titus, ihre kriegsgeübten Legionen, alle Arten der ausgezeichnetsten Kriegswerkzeuge. Sie kämpften feurig, unermüdlich; aber Titus schonte sie so viel wie möglich, und pflegte nie Thaten der Verwegenheit zu loben, sondern zu sagen, sie wären mehr ein Zeichen von Verzweiflung, als von männlichem, kaltblütigen Muth. Er ward von seinen Soldaten angebetet, und auch das erhöhte ihre Unermüdlichkeit, so daß der große Vortheil, daß eine moralische Kraft die materielle unterstützt, auf ihrer Seite war. Bei den Juden stand es anders. Sie fürchteten ihre Häuptlinge dermaßen, besonders den Simon, daß die äußerste Gefahr, ja der Tod ihnen minder schrecklich war; daher gingen sie wie blind dem Feind entgegen und setzten mit solcher Tollkühnheit ihr Leben ein, daß sie im Handgemenge und im Kampf auf den Mauern zuweilen Vortheil errangen. Gegen die großen Kriegswerkzeuge und in der geordneten Schlacht standen sie aber im Nachtheil.

Titus ließ all seine Wurfmaschinen und Bogenschützen arbeiten, durchbrach am fünften Tage die Mauer von Acra und zog durch die Bresche aus der Neustadt in die untere Stadt hinein, untersagte streng Plünderung, Verwüstung und Mord, und machte abermals den Vorschlag der Unterwerfung. Das Volk war bereit, sich ihm zu ergeben; Johannes und

Simon hielten jedoch seine Milde für Schwäche, verkündeten Allen den Tod, die von Uebergabe der Stadt reden würden, und wagten einen so heftigen Angriff, daß die Römer sich etwas zurückzogen. Dies war aber nur ein flüchtiger Sieg! Titus ließ jetzt die Mauer von Acra niederreißen, die er bis jetzt geschont hatte, und begann die Belagerung der dritten Mauer, welche die obere Stadt und den Berg Sion umgab. Gegen die Citadelle Antonia wurden Wälle aufgeworfen und Thürme errichtet. Zugleich beauftragte er den Josephus, derselbe möge versuchen, seine Landsleute zu Friedensgesinnungen zu stimmen, denn das Volk, die herrliche Stadt und besonders der weltberühmte, unvergleichlich schöne Tempel thaten ihm leid. Josephus ersah einen gesicherten Platz auf der Mauer, erstieg ihn, rief seine Landsleute herbei, und stellte ihnen auf's Eindringlichste ihre Thorheit und ihren Frevel, die Schrecknisse einer Hungersnoth und einer Eroberung vor, denen sie nicht entgehen würden. Auf die Anhänger des Simon und des Johannes machte seine Rede nicht den mindesten Eindruck, und das unglückliche Volk durfte keine friedliche Aeußerung wagen. Da man sich aber nicht über die heranschleichende Hungersnoth täuschen konnte, so entschlossen sich Viele, vor ihren grausamen Tyrannen zu Titus zu fliehen, da sie mehr Vertrauen zu der Milde ihres Feindes, als ihrer Freunde hatten. Sie verkauften um geringen Preis ihre Habe und schätzten sich glücklich, wohlbehalten im römischen Lager anzulangen, wo Titus ihnen meistens sogleich volle Freiheit gab, während die Tyrannen mit Argwohn jede Bewegung belauerten, die auf Flucht gedeutet werden konnte. Unter dem Vorwand eines beabsichtigten Ueberlaufens zu den Römern ließen sie verschiedene Personen ihrer Reichthümer wegen umbringen. Reich hießen jetzt schon Diejenigen, welche noch nicht durch den Mangel an Lebensmitteln litten, und das waren nur noch sehr Wenige. Nirgends sah man mehr Getreide. Für ein Maß Waizen gaben die Wohlhabenden all ihr Gut hin; die Aermeren für ein Maß Gerste. Die Tyrannen ließen von ihren Anhängern alle Häuser durchsuchen, in denen sie irgendwelche Vorräthe

vermutheten. Fanden sie etwas, so marterten sie die Besitzer, weil sie die Vorräthe verborgen hatten; fanden sie nichts, so suchten sie durch Martern Geständnisse zu erpressen, welche die Meisten nicht machen konnten, weil sie nichts mehr zu verbergen hatten. Wer von Hunger aufgerieben wurde, den sahen sie mit gleichgültigem Auge hinschmachten. Nirgends ward mehr eine Mahlzeit bereitet. Hatte man einiges Getreide mit Gold aufgewogen, so zog man sich in den entlegensten Theil des Hauses zurück, gewöhnlich um die Körner roh zu verschlingen, seltener um sie zu malen und das Brod nothdürftig in heißer Asche zu backen. Halb gahr ward es dann herausgerissen und verzehrt; aber wie! die Frauen rissen dies elende Brod aus den Händen ihrer Männer, Kinder entrissen es ihren betagten Eltern, Mütter ihren wimmernden Kindern. Und während sie bei geschlossenen Thüren diese gräßlichen Mahlzeiten hielten, war es eben die geschlossene Thür, die den Verdacht der Tyrannenknechte weckte und zu neuen Quälereien Veranlassung gab. Doch litten diese Ungeheuer noch keinen Mangel; sie handelten nur so, theils aus frechem Uebermuth, der allen unrechtmäßigen Gewalthabern eigen ist, theils um sich durch Vergrößerung ihrer Vorräthe auch für die Zukunft vor Mangel zu schützen. Sogar die wilden Wurzeln und Kräuter jagten sie den armen Leuten ab, welche diese bei Nacht außerhalb der Stadt in Feldern und Gärten mit Lebensgefahr sammelten, um ihre verschmachtenden Weiber und Kinder damit zu ernähren. Gern wären Tausende vom armen Volk in's römische Lager geflohen, hätte nicht die Angst um die Ihrigen sie zurückgehalten, da die Tyrannen häufig Rache an den Zurückbleibenden für die Ueberläufer nahmen.

Die Zahl der Elenden, welche Nachts auf die Felder schlichen, um Kräuter zu sammeln, ward allmälig so groß, daß Titus irgend eine Kriegslist argwohnte und sie von Reitern überfallen ließ. Aber nur der Hunger hatte sie aus der Stadt getrieben; daher wurden sie nach geringer Gegenwehr schnell gefangen und als Kriegsgefangene gegeißelt und

getödtet, meiſtens unter großen Martern gekreuzigt. Faſt täglich kamen einige Hundert ſo kläglich um und die Kreuze ſtanden wie ein Wald neben dem römiſchen Lager. „Kreuzige, kreuzige ihn!“ hatten Jeruſalems Einwohner wider den Sohn Gottes geſchrieen und hinzugeſetzt, als Pilatus den Einwurf ſeiner Unſchuld machte, „ſein Blut komme über uns und unſere Kinder!“ (Matth. 27, 25.)

In den letzten Tagen des Mai hatten die Römer ihre Belagerungsarbeit an der Antonia-Citadelle und der oberen Stadt vollendet, und ihre Wälle und Thürme erhoben ſich drohend. Aber es gelang den Juden, ſie durch Feuer gänzlich zu zerſtören, ſo daß die Arbeit von Neuem zu beginnen war. Den Römern ſank etwas der Muth, theils weil das Holz zu dieſen Bauten allmälig zu fehlen begann, theils weil ſie bei der Arbeit ſehr litten durch die Pfeil- und Steinregen der Belagerten. Titus verſammelte einen Kriegsrath, und man faßte den Beſchluß: bevor man ſich wieder an's Werk mache, Jeruſalem ganz dicht mit einer Mauer zu umzingeln, die jedes Thor und jeden Ausgang verſperre, den Belagerten ihre nächtlichen Streifereien in Gärten und Feldern unmöglich mache, und ihnen jede Hülfe, jede Rettung von Außen abſchneide. Dann würde der Hunger ſie bald zur Uebergabe zwingen oder wenigſtens ihre Kraft zur Vertheidigung außerordentlich ſchwächen. Und mit römiſcher Energie führte man den Beſchluß aus. Binnen drei Tagen ſtand eine Ringmauer mit dreizehn feſten Thürmen, von den Legionen erbaut, dicht um das gedrangſalte Jeruſalem, wie der Sohn Gottes es vorhergeſagt hatte. Dann wurden wiederum Wälle gegen die Citadelle Antonia gebaut.

Während dieſer Zeit hatten die Einwohner Ruhe vor den Angriffen der Römer; doch um ſo geſchäftiger wüthete der Hunger und begann ſeine Opfer zu Tauſenden zu fordern. Die flachen Dächer der Häuſer, wie die inneren Gemächer, und wie die Gaſſen und öffentlichen Plätze, waren bedeckt mit Leichen, beſonders von Greiſen, Weibern und Kindern. Männer und Jünglinge ſchwankten wie Schatten einher; ſtieß ihr Fuß nur an einen Stein, ſo fielen ſie zu Boden, vor Schwäche

gleich unfähig sich aufrecht zu halten und sich wieder zu erheben. Die Seinen zu begraben hatte man längst aufgegeben. Die Sterbenden streckten sich neben ihren Todten nieder und erwarteten so ihr Ende. Andere schleppten sich in ihren letzten Stunden zu den Gräbern. Ueberläufer erzählten später dem Titus, 600,000 Leichname wären über die Mauern, meistens in die Schlünde der Thäler Benhinnon und Cedron geworfen, unzählige wären aufgehäuft in großen verödeten Gebäuden; denn nur Anfangs hätten die Tyrannen, um den fürchterlichen Geruch nicht überhand nehmen zu lassen, die geringen und armen Leute auf öffentliche Unkosten bestattet. Ein Mann, der dabei angestellt gewesen war, welcher Mannäus hieß, und den Auftrag hatte, die Träger zu besolden, zählte vom 14. April bis zum 1. Juli an einem einzigen Stadtthore 115,880 Leichen, welche hinausgetragen wurden. Die der Reichen und Vornehmen hat Niemand gezählt, weil die Ihrigen für sie zu sorgen hatten. Grabesstille herrschte in der unseligen Stadt. Die glühende Hitze des Sommers und der Pestqualm der Verwesung brüteten über ihr. Der wüthende Hunger lähmte jede Aeußerung des Lebens, außer der animalischen, die Nahrung sucht, gleichviel welche! Sogar die Klage verstummte; die starren eingesunkenen Augen hatten keine Thränen, die trockenen blassen Lippen keine Worte mehr. Nur die Tyrannenknechte zogen tobend und lärmend einher, drangen in die Häuser, beraubten die Todten ihrer Gewänder, verübten an den entkleideten Leichen Thaten der gräßlichsten Grausamkeit und Frechheit, und verhöhnten die Sterbenden, die Zeugen solcher Frevel sein mußten. Mit dem Hunger nahm der Ueberlauf in's römische Lager zu, wo doch die Meisten ihren Tod fanden, obgleich Titus die Kreuzigungen nicht fortsetzen ließ. Aber die elenden geschwächten Menschen fielen so heftig über die Speisen her, daß sie ihnen statt Leben Tod brachten; und Viele, welche durch Vorsicht dieser Gefahr entgingen, wurden heimlich ermordet, indem die Araber und Syrier besonders, aber auch Römer, in ihren Eingeweiden nach Goldstücken suchten, die Manche zu verschlucken pflegten, um sie wieder von sich zu geben, wenn

sie in Sicherheit sein würden. In einer Nacht wurde Zweitausenden um dieser Ursache willen der Leib aufgeschnitten.

Johannes und seine Partei lebten von den Opfern und Speisopfern, die noch täglich dargebracht, sowie von dem Wein und Oel, die zu Trankopfern bestimmt, im Tempel aufbewahrt wurden. Auch legte er Hand an den Tempelschatz; doch was halfen diese Reichthümer in einer Stadt, wo die Lebensmittel so knapp waren, daß man einen Scheffel Weizen mit einem Talent (1200 Thaler) bezahlte und ein Bündlein verfaultes Heu mit vier Drachmen (einem Gulden)! Wo man Wehrgehenke, Ledergürtel und Schuhriemen als Speise gelten ließ! Mit schamloser Gleichgültigkeit sahen die Tyrannen diesem unsäglichen Elend zu und vermehrten es durch neue Greuel. Simon Bar-Gioras ließ den Hohenpriester Mathias und seine drei Söhne hinrichten, weil ihnen der Plan vorgeworfen ward, die Stadt zu übergeben.

Titus verlangte lebhaft nach dem Ende dieses unheilvollen Krieges; doch nur Schritt vor Schritt und mit größter Anstrengung gelang es ihm, die Stadt zu erobern. Am 9. Juli fiel die Citadelle Antonia in seine Gewalt. Johannes zog sich nun aus derselben in den Tempel zurück und vertheidigte ihn mit solcher Wuth, daß Titus sich gezwungen sah, auch ihn, den er so gern geschont und erhalten hätte, wie eine Festung zu belagern.

Am 11. Juli hörte das tägliche Opfer auf, welches darin bestand, daß zwei Lämmer, eins am Morgen, eins am Abend geschlachtet, und dann auf dem Brandopferaltar verbrannt wurden. Es fehlte an Lämmern. Seit Judas der Macabäer nach der Entweihung des Tempels durch Antiochus Epiphanes den Gottesdienst wieder hergestellt hatte, also seit zweihundert drei und dreißig Jahren, hatte das tägliche Opfer nie aufgehört. Die Trauer des Volkes inmitten all seiner Leiden war darüber so groß, daß die Kunde in's römische Lager und zu Titus drang. Er glaubte die Bestürzung benützen zu müssen und ließ dem Johannes durch Josephus zurufen: Titus wolle dem Johannes mit seiner Schaar freien Auszug

gewähren, damit derselbe nicht durch Trotz Stadt und Tempel mit sich ins Verderben stürze; nur möge er aufhören wider Gott zu freveln und dessen Heiligthum zu entweihen und zu verletzen. Mit bitteren Thränen entledigte Josephus, an einem sicheren Ort stehend, sich dieses Auftrages; traurig und niedergeschlagen, weil es seine Peiniger kannte, hörte das arme Volk ihm zu. Aber Johannes antwortete mit Verwünschungen, und setzte hinzu: er fürchte nicht die Eroberung, denn Jerusalem sei die Stadt Gottes und der Tempel das Heiligthum Gottes, und er, Johannes, vertheidige beide. Da er bei dieser frevelhaften Lästerung beharrte, ließ Titus einen Theil der Citadelle Antonia schleifen und einen Säulengang des Tempels niederbrennen, um Raum für seine Belagerungsmaschinen zu gewinnen. Einen anderen brannten die Belagerten nieder. Es kam täglich zu den grimmigsten Handgemengen; Haß und Erbitterung stiegen auf beiden Seiten in's Unglaubliche und der Krieg schien in einen Vertilgungskampf auszuarten.

Während Blut und Mord um den Tempel hausten, betrieb der Hunger immer wilder, immer rasender sein Werk in der Stadt. Alle Familienbande wurden zerrissen, die besten Freunde wurden Feinde, sobald es galt, ein paar Bissen irgend eines Nahrungsmittels zu erjagen. Der leiseste Verdacht, dies oder jenes Haus könne etwas Eßbares verbergen, genügte, um es förmlich zu belagern. Die Stärksten drangen hinein, und fanden sie nichts, so glich ihre Verzweiflung dem Wahnsinn. Leichen wurden auf's Gierigste durchsucht, ob nicht in ihren Händen, in ihren Kleidern ein Krümchen Brod zu finden sei. Der Instinkt der empörten Natur ward überwunden und das Ekelhafteste verschlungen. Ja eine That ward begangen, die als etwas Unerhörtes durch alle Jahrtausende ganz vereinzelt dasteht.

Eine vornehme und reiche Frau, die Maria hieß, war aus dem Lande jenseits des Jordans mit ihrem unmündigen Kinde wegen des Krieges nach Jerusalem geflüchtet und allmälig von den Peinigern des Volkes ausgeplündert worden. Ihr Vermögen, ihre Kostbarkeiten zuerst, dann ihre Lebensmittel,

endlich ihre tägliche immer armseliger werdende Nahrung hatten sie ihr geraubt. Sie besaß nichts mehr, weder für sich, noch für ihr Kind. Sie widerstand nicht der Folter des Hungers, sie ermordet ihren Säugling, bereitet ihn zur Speise, verzehrt einen Theil und verbirgt den anderen. Aber die Räuber spüren den Geruch einer Speise, kommen und drohen ihr mit dem Tode, wenn sie dieselbe nicht ausliefere. Da bringt sie ihnen die Ueberbleibsel ihres Säuglings und sagt mit der eisigen Gleichgültigkeit des Wahnsinns: „Hier ist's! es ist mein Kind, ich hab's geschlachtet und gegessen. Wollt ihr? so esset, was ich übrig ließ. Grauet euch davor, so esse ich es." Die Unmenschen waren wie erstarrt, liefen entsetzt aus dem Hause und verbreiteten die Kunde von diesem ungeheueren übermenschlichen Elend. Ach, wie hatte der Sohn Gottes auf seinem Wege zu Golgatha so wahr zu den jammernden Weibern Jerusalems gesagt: „Weinet nicht über mich, ihr Töchter von Jerusalem, weinet aber über euch und über euere Kinder! Denn sieh, es werden Tage kommen, an welchen man sagen wird: selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren und die Brüste, die nicht gesäuget haben. Dann werden sie anfangen zu den Bergen zu sagen: Fallet über uns! und zu den Hügeln: Bedecket uns." (Luc. 23, 28—30.)

Die Tyrannen Jerusalems gingen nicht in sich, sondern verharrten in ihrer Verstockung. Titus aber bezeugte feierlich, er sei unschuldig an diesem Wehe; er habe den Juden wieder und wieder den Frieden und die Freiheit, nach ihren Gesetzen und ihrer Religion zu leben, angeboten; doch sie selbst stürzten sich aus Trotz in solche Trübsal. Nun solle aber auch die Stadt untergehen und die Stätte von der Erde verschwinden, wo eine Mutter ihr Kind geschlachtet und verzehrt habe.

Er ließ jetzt die Angriffe auf den Tempel ohne Schonung machen, Sturmlaufen und Feuer an die Pforten legen. Hatte er einen Schritt gewonnen, so mußten alsbald die römischen Soldaten die Flammen löschen, um das Hauptgebäude, den inneren Tempel, wenigstens nicht zu beschädigen. Mit rasen-

der Kraft vertheidigten sich die Juden, ließen trotz ihrer Ermattung den Römern weder Tag noch Nacht Ruhe, richteten in jedem Kampf ein Blutbad des Feindes an, und jeder Fuß breit Erde, von dem sie weichen mußten, war mit Todten bedeckt. Dennoch wichen sie mehr und mehr, und am 17. August zogen sie sich in das Hauptgebäude hinein. Titus wollte am anderen Tage Sturm laufen, begab sich in die Citadelle Antonia, um etwas zu ruhen, und gebot seinen Soldaten, eine Feuersbrunst der äußeren Säulengänge zu löschen. Während sie damit beschäftigt waren, machten die Belagerten aus dem inneren Tempel einen Ausfall auf sie, wurden aber nach kurzem Gefecht zurückgetrieben und bis an die innere Pforte verfolgt. Dort ergriff ein römischer Soldat, aufgeregt von Kampf und Ingrimm, ohne Befehl einen lodernden Feuerbrand, ließ sich von einem Gefährten emporheben und schleuderte den Brand durch ein Fenster in die Reihe der Gemächer, welche das Heilige umgaben. Aus dem Getäfel von Cedernholz schlug sogleich die lichte Flamme empor und ein ungeheueres Wehegeschrei der Juden verkündete ihr allgemeines Entsetzen. Titus eilte sogleich herbei, befahl Ruhe, Ordnung, dem Kampf und dem Feuer Einhalt zu thun. Umsonst! in dem Getümmel verhallte sein Befehl! die Feldherren, die Legionen versammelten sich, Alle aufgeregt, Alle ordnungslos, voll wilder Freude und blinder Wuth. In dem mörderischen Handgemenge kamen Unzählige um, auch viel waffenloses Volk. Berge von Todten lagen um den Brandopferaltar, Ströme von Blut flossen über seine Stufen. Wer zu Boden fiel, ward zertreten, gleichviel ob er Freund oder Feind war. In den Eingängen wurden Juden wie Römer zerquetscht und erdrückt. Gehorchen und befehlen hatten aufgehört. Ohne Rückhalt wüthete der Würgengel. Titus begab sich mit einigen Feldobersten in das Heilige und Allerheiligste, die noch unversehrt waren. Er staunte diese wunderbare Pracht und Schönheit an, und stellte Wachen auf, um sie zu schützen. Durch zwei Vorhallen trat man ein; die Pforten waren von vergoldetem Erz, fünfzig Fuß hoch;

goldene Rebgewinde bekränzten sie; persische Teppiche hingen schützend vor ihnen herab. Dann betrat man das Heilige, ein Gemach, sechzig Fuß hoch, vierzig Fuß tief und zwanzig Fuß breit; da befand sich der goldene siebenarmige Leuchter, der die sieben Planeten und die sieben Tage der Woche vorstellte, der goldene Tisch des Gesetzes mit den zwölf goldenen Schaubroden, welche die Zeichen des Thierkreises bedeuteten und der Altar des Rauchopfers mit dem Rauchfaß und dreizehn verschiedenen Arten von köstlichem Weihrauch. Ein prachtvoller Vorhang schloß dieses Gemach gegen das allerinnerste ab, welches das Allerheiligste hieß und von Niemand gesehen und betreten werden durfte, außer an gewissen hohen Festtagen vom Hohenpriester. Es war zwanzig Fuß tief und breit, und damals war es leer; vor der babylonischen Gefangenschaft stand die Bundeslade darin. In diesen vier Gemächern war das Gebälk Cedernholz, die Wände Marmor mit Gold und Silber eingelegt. Das Aeußere des ganzen Tempels war mit schneeweißen Marmorplatten bedeckt und das Ganze hatte ein so ungemein köstliches, kleinodmäßiges Ansehen, daß die römischen Soldaten um desto begieriger nach dessen verborgenen Schätzen verlangten und vor den Augen des Titus in das Heilige drangen und Feuer an die Thürangeln legten. Da mußte denn er selbst es verlassen. Die Flammen prasselten, die Juden heulten, die Römer tobten, Weiber und Kinder schrien. Mitten durch den heillosen Tumult brach sich Johannes von Giscala mit seinen Anhängern Bahn und entkam zu Simon Bar-Gioras in die obere Stadt.

Die Reichthümer, welche die Römer in der Schatzkammer des Tempels fanden, waren so unermeßlich, daß jeder römische Soldat durch die Beute reich wurde, und daß der Werth des Goldes in ganz Syrien auf die Hälfte herabsank; denn nicht nur die reichen Gaben von Königen und Feldherren, Fürsten und Städten wurden dort seit Jahrhunderten, sondern jetzt auch Vermögen und Kostbarkeiten der Wohlhabenden aufbewahrt, welche gegen die Unfälle des Krieges ihre Habe in der Tem-

pel-Schatzkammer in Sicherheit gebracht hatten. Als die Plünderung geschehen war, zündeten die Römer sämmtliche Gebäude des Tempels an und verwandelten ihn in einen ungeheueren Schutthaufen. Auf eine gewölbte Säulenhalle hatten sich sechstausend Menschen geflüchtet, meistens Weiber und Kinder. Sie kamen Alle um! Einige stürzten sich freiwillig in die Gluth, darunter zwei angesehene Priester. Gerettet ward nicht Einer. Dann pflanzten die Römer ihre Legionsadler auf.

Eilfhundert dreißig Jahre, nachdem Salomo ihn zum ersten Mal, und sechshundert neununddreißig Jahre, nachdem Zorobabel ihn zum zweiten Mal gebaut hatte, ward der Tempel jetzt und für immer zerstört. Dann wurde die untere Stadt angezündet, und zahllose Leichen, die in den Häusern und Gassen aufgehäuft waren, verbrannten mit ihr. Josephus versuchte nochmals die Aufrührer zur Unterwerfung zu stimmen; aber vergeblich! Sie triumphirten, daß der Tempel zerstört, das Volk todt, die Stadt in Asche sei, daß folglich die Römer keine Freude am Siege hätten. Sie setzten sich im Palast des Herodes fest, der auf Sion lag, ermordeten achttausendvierhundert Menschen, die sich mit ihrer letzten Habe dahin geflüchtet hatten, und erwarteten, ob Titus die obere Stadt belagern würde. Dies war äußerst schwierig, denn nicht nur die Gärten und Haine um Jerusalem, sondern jeder Baum meilenweit in der Runde war abgehauen, so daß das Holz zu den Bauten fehlte. Doch die römische Beharrlichkeit schaffte es aus der Ferne herbei, so daß die Belagerung wirklich fortgesetzt werden konnte. Am 7. September endlich ward die Mauer der oberen Stadt durchbrochen und Titus zog ein auf Sion. Besinnung und Kraft hatte die Aufrührer verlassen; sie ließen auch die drei mit dem Palast des Herodes in Verbindung stehenden Thürme Hippikus, Phasael und Mariamne, die für uneinnehmbar galten, im Stich und flüchteten in die unterirdischen Abzugsgräben der Stadt, wo bereits Tausende von Leichen vermoderten. Die Legionen waren erstaunt und froh, so leicht das hohe Sion und das Königsschloß erobert zu haben, pflanzten ihre Adler auf alle Thürme

Jeruſalems und ergoſſen ſich ſiegestrunken und beutegierig durch die Straßen. Doch die Beute war gering! Was ſie am meiſten in den Häuſern fanden, waren todtgehungerte, halbverweste Leichname. Titus freute ſich auch ſeines Sieges, doch nicht trunken, ſondern ernſt. Als er jene drei herrlichen Thürme betrachtete, ſagte er: „Gott hat dieſen Krieg für uns geführt und beendet; denn gegen dieſe Veſten würden unſere Werkzeuge nichts vermocht haben.“ Und als ihm verſchiedene Völker nach der Sitte der Zeit Siegeskronen ſchickten, ſagte er: Nicht er ſei der Sieger, ſondern Gott, der den Juden gezürnt habe. Dann ließ er Jeruſalem ſchleifen, ſo daß kein Stein auf dem anderen blieb, mit Ausnahme jener drei herrlichen Thürme und eines Theiles der weſtlichen Stadtmauer, die er zu einem Denkmal dieſes gewaltigen Sieges und zugleich als Schutz für ein römiſches Lager ſtehen ließ. Nach der Berechnung des Joſephus kamen bei der Belagerung 1,100,000 Juden um's Leben und gefangen wurden 97,000. Von dieſen wurden Diebe, Räuber und ſonſtige Verbrecher gleich hingerichtet, und 11,000 ſtarben aus Mangel an Verpflegung vor Hunger und Krankheit. Alle, die unter ſiebzehn Jahren alt waren, wurden als Sclaven verkauft und die übrigen größtentheils nach Egypten zu öffentlichen Arbeiten geſchickt. Viele vertheilte Titus in den Provinzen, um bei den blutigen Gladiatorenſpielen und bei Kämpfen mit wilden Thieren zu dienen. Siebenhundert der ſchönſten und kräftigſten Jünglinge ließ er auswählen, um ſeinen Triumphzug in Rom zu verherrlichen. Dies traf auch den Johannes, der vom Hunger überwältigt endlich Titus um Gnade anflehte und wirklich nur mit beſtändigem Gefängniß geſtraft ward. Simon verſuchte aus den Abflußcanälen zu entfliehen, ward dabei gefangen, ebenfalls zum Triumph aufbewahrt, dann gegeißelt und hingerichtet. 2187 Jahre, nachdem die Cananäer dieſe Stadt gegründet und Jeruſalem genannt hatten, fand ſie durch Titus ihren Untergang. Jetzt iſt ſie eine türkiſche Stadt mit etwa 20,000 Einwohnern.

Die Verfolgung der Chriſten.

So donnerten die Strafgerichte Gottes über dem gottesmörderiſchen Jeruſalem und zermalmten es. Seines Geſetzes Vervollſtändigung und ſeines Glaubens Verherrlichung hätte es gefunden, wenn es den Meſſias, den längſtverheißenen, den ſehnlich erwarteten Meſſias erkannt und bekannt hätte. Dahin hatte Gott mit unſäglicher Liebe es geführt; dazu hatte Gott mit unſäglicher Langmuth es herangebildet. Aber es vereitelte die Abſicht Gottes und widerſprach ihm gleichſam in's Angeſicht. Denn als Johannes am Jordan taufte, „da ging Jeruſalem zu ihm hinaus und das ganze Land Judäa.“ (Ev. Matth. 3, 5.) Sie waren Zeuge der Taufe Jeſu; ſie ſahen, wie der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube auf ihn herabſtieg; ſie hörten die Stimme vom Himmel erſchallen: „Du biſt mein geliebter Sohn, an Dir habe ich mein Wohlgefallen.“ (Luc. 3, 22.) Aber Jeruſalem ſprach: Nein, Du biſt es nicht! Es verwarf den Eckſtein, auf den es ſein Haus für die Ewigkeit gründen ſollte: ſomit hatte dies Haus kein Fundament mehr in dem Willen Gottes; es ſtand nur mit ſündhaftem, wahnwitzigem Trotz auf dem menſchlichen Willen; da kamen die Stürme und es ging in Trümmer.

Rom erhob ſtolz und triumphirend das Haupt, da es den Gott der Juden überwunden hatte. Jupiters, ſeines Schutzgottes Tempel, ſtand feſt auf dem Capitol, während der Tempel auf Morija in Schutt lag. Jupiters Adler, welche die Legionen auf ihren Fahnen trugen, führten Rom zum Siege und zur ewigen Herrſchaft über die ganze Welt: ſo wähnte es. Mehr denn je verlangte es götzendieneriſche Anbetung für ſich ſelbſt, als Göttin Roma, für ſeine Götterbilder, für ſeine Kaiſer. Wer ſich dem entzog, betrachtete Rom als einen Todfeind, der ſich an der Grundlage der römiſchen Größe und Macht vergriff, und der wie ein ſchädlicher Wurm vertilgt werden mußte. Daraus entſprang eine dreihundertjährige Verfolgung der Chriſten. Allein das Kreuz auf Golgatha

ſtand feſter, als der Tempel auf Morija und als der Jupiter auf dem Capitol. Rom bekam eine Reihe von Kaiſern, welche die Welt auch heute noch groß nennt. Der edle Trajan! der kluge Hadrian! die beiden Antonine! ſagt ſie mit Ehrfurcht. Für ihre Zeit und ihre Welt mochten ſie groß ſein, dieſe Kaiſer; einzelne ausgezeichnete Eigenſchaften hatten ſie, einzelne edelmüthige Handlungen übten ſie; aber groß iſt die Seele nur in dem Maß, als ſie nach der ewigen Wahrheit ſucht und ſtrebt, wenn ſie ſo unglücklich iſt, dieſelbe noch nicht zu beſitzen, oder als ſie die ewige Wahrheit ungetrübt in ſich aufnimmt und ſich nach ihr, nach dem Bilde Chriſti, zu geſtalten bemühet, wenn ſie dieſelbe beſitzt. In dem Maß, als die Seele Ebenbild Gottes iſt, iſt ſie groß, iſt ſie ſchön; und allerdings ſind dieſe römiſchen Kaiſer inſofern zu bewundern, als ſie, trotz ihrer Welt, trotz ihrer Zeit, noch eine Spur vom urſprünglichen Ebenbild Gottes an ihrer Seele aufweiſen konnten. Das war ſehr viel bei der entarteten heidniſchen Menſchheit, die ihren Thron umgab; die heute bereit war, ihnen als Göttern Weihrauch zu opfern und morgen ihren blutigen Leichnam mit Füßen zu treten. Aber vor den Augen dieſer weiſen, klugen, philoſophiſchen, feingebildeten Kaiſer ging das Chriſtenthum in dem Blut der Märtyrer, wie die Sonne, in roſenfarbenen Wolken auf, und ſie ſahen nicht hin! Vor ihren Augen vollbrachten Greiſe, Weiber und Kinder Thaten, welche die der berühmteſten altrömiſchen Helden, eines Scävola, eines Regulus übertrafen, und ſie würdigten dieſe Erſcheinung keiner anderen Aufmerkſamkeit, als dieſelbe durch den Henker verſchwinden zu machen. Sie hatten einen Plinius den Aelteren und den Jüngeren, ſie hatten einen Tacitus zur Hand, dieſe berühmten, in Wiſſenſchaft und Kenntniſſen ſo hoch geprieſenen Männer, deren Pflicht es geweſen wäre, ihre Wiſſenſchaft der Erforſchung der Wahrheit zuzuwenden und mit der Kraft ihres Geiſtes auf den Grund jener Erſcheinung zu gehen; ſtatt deſſen blieb ſie den Kaiſern wie den Weiſen etwas Verächtliches, etwas Abſcheuwürdiges. Wie ging das zu? Weil ſie nicht die Wahr-

heit suchten, sondern sich selbst, ihren Thron, ihr Volk, ihre Zeit, ihren Ruhm, allenfalls ihre eigene Vortrefflichkeit, genug, immer ihr selbstisches Ich, bald etwas höher, bald etwas tiefer, immer ihr Ich. Tacitus war ein Freund von Titus und der Consul Flavius Clemens, ein Vetter des Titus, war Christ mit seiner Frau Domitilla. Wie leicht hätte Tacitus dadurch der Wahrheit auf die Spur kommen können! Wie viel hätte ihm, dem ernsten Geschichtschreiber seines Volkes, daran liegen müssen, ein Heilmittel gegen die überhand nehmende innere Verwesung Roms, die er sich wahrlich nicht verbarg, aufzufinden! Er selbst erwähnt der Kreuzigung eines Christus unter Pontius Pilatus; er sieht, wie dessen Jünger, die Christen, nicht blos in Judäa, sondern in Rom selbst sich ausbreiten; er erlebt ihre grausame Verfolgung durch Nero, welche sie durch nichts auf sich ziehen, als daß alle Welt sie haßt, weil sie nicht sind wie alle Welt, und er stimmt dem allgemeinen Urtheil bei, daß sie um ihres Aberglaubens willen den Tod verdienten! Plinius der Jüngere, einer der talentvollsten und gebildetsten Römer, war ein Freund Trajans, der einer der edelsten römischen Kaiser war. Plinius war Statthalter in Bythinien während der Jahre 103—105 christlicher Zeitrechnung. Ungefähr zwei Jahre dauerte damals eine große Christenverfolgung, als Plinius dem Kaiser aus Bythinien einen merkwürdigen Brief schrieb, der den Geist dieser Verfolgung grell ausspricht.

„Cajus Plinius dem Imperator Trajan seinen Gruß!

Es ist meine Gewohnheit, o Herr, mich in Allem, worüber ich zweifelhaft bin, an dich zu wenden. Denn wer vermag besser mich bei Bedenklichkeiten zu leiten oder meine Unkunde zu unterrichten? Da ich bei Erkenntnissen in Sache der Christen nie gegenwärtig gewesen bin, so weiß ich nicht, was man zu bestrafen, noch auch, welches Ziel man der Strafe und der Untersuchung zu setzen pflegt? Auch habe ich mich in keiner kleinen Verlegenheit darüber befunden, ob einige Rücksicht auf das Alter zu nehmen, und ob ein Unterschied zwischen Starken und sehr Zarten zu machen sei? Ob die Reue Ver-

zeihung erhalten müsse, oder ob es Keinem fromme, dem Christenthum zu entsagen, wenn er einmal Christ gewesen ist? Ob dieser Name an sich selbst, auch unbegleitet von Freveln, müsse bestraft werden, oder nur die Frevel, die am Namen haften? Inzwischen habe ich gegen Diejenigen, welche als Christen bei mir angegeben wurden, folgende Weise beobachtet: ich befragte sie, ob sie Christen wären? Gestanden sie es, so fragte ich sie zum zweiten und dritten Male, und drohte mit der Strafe. Beharrten sie, so ließ ich sie zum Tode führen. Denn es schien mir unzweifelhaft — mag nun das, wozu sie sich bekennen, sein was es wolle — daß wenigstens ihre Halsstarrigkeit und unbeugsame Widerspenstigkeit bestraft werden müßten. Einige von diesem Wahnsinn Ergriffene habe ich von den Andern abgesondert, um sie nach Rom zu senden, weil sie römische Bürger sind. Wenn die als Christen bei mir Angegebenen aber auf die Weise, wie ich es ihnen vorsagte, die Götter anriefen und deinem Bildniß, welches ich zugleich mit den Götterbildnissen herbei bringen ließ, Weihrauch und Wein opferten, dazu Christum lästerten — wozu, wie man sagt, wirkliche Christen sich nicht zwingen lassen — so glaubte ich sie entlassen zu müssen. Andere, vom Angeber genannte, bekannten sich zuerst als Christen, läugneten es aber später, sagten, sie wären es ehedem gewesen, beteten dein Bildniß und das der Götter an, und lästerten Christum. Sie versicherten, ihre ganze Schuld oder ihr Irrthum habe darin bestanden, daß sie gepflegt hätten an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zusammen zu kommen, einen Wechselgesang anzustimmen zur Ehre Christi als eines Gottes; dann sich feierlich zu verpflichten, nicht etwa zu einem Frevel, sondern zur Enthaltung von Entwendung, Raub, Ehebruch, Wortbruch und Lüge; dann wären sie auseinander gegangen, hätten sich aber wieder zu einer gemeinschaftlichen unschuldigen Mahlzeit versammelt, deren sie sich jedoch enthalten hätten von der Zeit an, da ich zufolge deiner Befehle die Privatzusammenkünfte verboten hatte. Nach dieser Aussage schien es mir nothwendig, zwei Dienerinnen foltern zu lassen, um

die Wahrheit zu erforschen; aber ich fand nichts, als einen ganz verkehrten und übertriebenen Aberglauben; daher habe ich das Urtheil aufgeschoben und meine Zuflucht zu dir genommen. Die Sache scheint mir der Erwägung werth, vorzüglich wegen der bedeutenden Anzahl der Verklagten; denn viele Personen jedes Alters, jedes Standes und von beiderlei Geschlecht sind angeklagt oder sollen es werden. Nicht nur die Städte, auch die Flecken und das Land hat die Seuche dieses Aberglaubens angesteckt. Doch scheint mir, es könne ihr noch jetzt Einhalt gethan werden, denn es ist gewiß, daß die beinahe schon verlassenen Tempel wieder besucht, lang unterbrochene heilige Gebräuche wieder gefeiert, an verschiedenen Orten wieder Opferthiere zum Verkauf gebracht werden, deren Käufer schon sehr selten geworden waren; woraus man leicht urtheilen mag, welche Menge von Menschen noch könne gebessert werden, wofern man der Reue Raum gewährt."

Trajans Antwort lautet:

„In Sache der Untersuchung wider Diejenigen, welche vor dir als Christen angegeben wurden, hast du den richtigen Weg eingeschlagen. Denn es läßt sich hierüber nichts im Allgemeinen, gleichsam nach einer Richtschnur festsetzen. Sie müssen nicht aufgesucht, wenn aber angegeben und überwiesen, gestraft werden; doch so, daß wenn einer Christ zu sein läugnet und durch die That selbst es bewährt, d. h. wenn er unseren Göttern opfert, er der Reue wegen Verzeihung erhalte, so verdächtig er auch vordem gewesen sein mag. Eingebrachte Klagschriften ohne Namen des Klägers dürfen bei keiner Art der Beschuldigung stattfinden. Sie würden vom schlimmsten Beispiel sein und sind dem Geist unserer Zeit zuwider."

So sprachen sich der edle Kaiser und der kluge Statthalter aus! Mit dieser erstaunlichen Ungerechtigkeit und Oberflächlichkeit verfuhren sie! Plinius erfährt durch die abtrünnigen Christen selbst, also auf die unverdächtigste Weise, die frommen und innigen Gebräuche des Christenthums und die

heiligen Pflichten, zu denen es verbindlich macht; und Plinius läßt ohne Weiteres Diejenigen zum Tode führen, welche sich standhaft zu einer so reinen Religion bekennen. Er sieht den wunderbaren Einfluß dieser Religion auf die Menge, wie sie zu einem vollkommenerem Leben antreibt, hinreißt; sieht ihre wohlthätigen, veredelnden Wirkungen — und straft wegen Halsstarrigkeit Diejenigen, welche bei ihr beharren, während er Denen verzeiht, die von ihr abfallen und die den Götzenbildern einer Venus, eines Jupiters, eines Mercurs, d. h. den Sinnbildern niedriger Leidenschaften opfern. Und der edle, kluge Kaiser Trajan! Wenn er wirklich an seine Götzen wie an etwas Wahrhaftiges und Heiliges glaubt, und wenn Plinius ihm schreibt, fast die ganze Landschaft sei von ihnen abgefallen, ihre Opfer, ihre Feste, der Besuch ihrer Tempel habe fast ganz aufgehört, dermaßen wende sich das Volk der neuen Secte zu; warum denn gibt der Kaiser, der als Pontifex maximus die Pflicht hat, über den Cultus zu wachen, nicht den Befehl, auf's Strengste gegen eine Secte zu verfahren, welche durch einen unbegreiflichen Einfluß sein Volk um das köstlichste Gut, den religiösen Glauben, bringt? Warum befiehlt er denn nicht, diese neue gewaltige Lehre zu prüfen, die, ohne Roms Götter zu verehren, den Menschen zur beharrlichen Tugend antreibt? Warum läßt er nicht die Christen aufsuchen, wenn sie gefährlich und strafwürdig sind? Warum soll man mit der Strafe warten, bis sie nicht eines Frevels, sondern nur im Allgemeinen des Christenthums überwiesen sind? In dieses Netz von Widersprüchen verwickelten sich der Kaiser und sein Statthalter, zwei der besten Männer Roms, aus Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, und trotz einer gewissen Neigung zur Milde, welche sich in beiden Schreiben ausspricht, verfallen sie der grausamsten Ungerechtigkeit. So wird selbst die Tugend zur Verkehrtheit, wenn das Licht der Wahrheit, das aus dem christlichen Glauben entspringt, nicht Grundlage und Richtschnur ihr gibt.

Bei Weitem die wenigsten Statthalter hatten die milde Gemüthsart eines Plinius. Da es den Christen nicht an

Feinden, alſo nicht an Klägern und Angebern bei den Richtern fehlte, und da es für ſie keine Gerechtigkeit gab, ſo war ihr Leben während drei Jahrhunderten faſt immer gewaltſam bedroht; denn ſelbſt dann, wenn kein beſonderes Edict zu ihrer allgemeinen Verfolgung erlaſſen war, wurde doch leicht ein Vorwand zu Mißhandlung der Einzelnen gefunden. Was gab man ihnen nicht Alles Schuld! Die Juden zuerſt hatten, um den chriſtlichen Glauben der Welt verhaßt zu machen, tauſend Verläumdungen gegen ihn ausgeſtreut, und dieſe faßten ſo feſt Wurzel in der heidniſchen Vorſtellung, daß dreihundert Jahre der chriſtlichen „Halsſtarrigkeit," wie Plinius die chriſtliche Glaubenstreue nannte, nothwendig waren, um dieſe Vorurtheile auszurotten. Für die drei Stunden, die der göttliche Heiland wie ein ſchmachbedeckter Verbrecher ſterbend am Kreuze hing, trugen ſeine treueſten Nachfolger, die erſten Chriſten, um ihrer Tugend willen während dieſer blutigen dreihundert Jahre alle Marter und alle Schmach der Verbrecher. Das iſt freilich eine geringe Dankbarkeit für das Leid und die Liebe des Gottesſohnes, aber ach! für die Kraft armer gebrechlicher Menſchen iſt es viel.

Was gab man ihnen nicht Alles Schuld! Das Kreuz und die Sonne, hieß es, beteten ſie an; was doch übrigens gewiß nicht ſchlimmer geweſen wäre, als daß die Egypter Ochs und Ibis, die Syrier Baal und Aſtarte anbeteten. Majeſtätsverbrecher ſollten ſie ſein, weil ſie den Kaiſern nicht göttliche Ehren erwieſen. Feinde des Staates ſollten ſie ſein und nach dem Untergange des Römerreiches trachten, weil ſie das Reich Gottes erwarteten — aber im Himmel. Und Feinde der menſchlichen Geſellſchaft ſollten ſie ſein, ſich freuen an allgemeinen Unglücksfällen, weil ſie von der Vergänglichkeit irdiſcher Größe, vom Ende der Welt und dem letzten Gericht ſprachen; weil ſie an keinen öffentlichen Feſten Theil nahmen, die aus Götzenopfern und verwerflichen Luſtbarkeiten beſtanden, ſondern dergleichen Tage faſtend und betend zubrachten, büßend für die zahlloſen Sünden, welche bei ſolchen Feſtlichkeiten begangen wurden. Unnütz der menſchlichen Geſellſchaft ſollten

sie sein, weil sie nicht nach Geld und Gut, nach Aemtern und Würden ehrgeizig und kriechend trachteten. Unwissend, ungelehrt und von gemeiner Herkunft und Erziehung sollten sie sein, weil sie einfach lebten und Arme und Sklaven liebevoll behandelten. Gottesläugner sollten sie sein, weil sie alle heidnischen Religionen verabscheuten, und sagten sie, daß sie den wahren Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde anbeteten und ihm unaufhörlich das Opfer ihrer Gebete weiheten: so war das keine Antwort für Solche, die einen Gottesdienst ohne Götzenbild und ohne Opferthiere nicht faßten. Als das Wort des göttlichen Heilandes vom Unkraut zwischen dem Waizen in Erfüllung ging und die Ketzereien frech ihr Haupt erhoben, warf man auf die Christen Beschuldigungen, die den Ketzern gebührten. Ihre Wunder sollten Betrug und Blendwerk sein; ihre Almosen Mittel, um arme Leute anzulocken und für ihre Zwecke zu gewinnen; ihre Fasten und Abtödtungen Heuchelei, hinter der sich viele Verbrechen verbargen. Obgleich alle Völker der alten Welt gewisse religiöse Feierlichkeiten im Geheimen begingen, wie z. B. die Griechen die eleusinischen Mysterien, die Egypter die Mysterien der Isis ꝛc., so wurde es den Christen doch vorgeworfen, daß sie ihren Gottesdienst geheim hielten. Es geschehe, so behauptete man, weil sie dabei ein Kind schlachteten und verzehrten, und weil darauf ein Fest von gräuelvoller Lasterhaftigkeit folge. Die heilige und reine Liebe, mit der die Christen sich untereinander, fast ohne sich zu kennen, liebten, ward ihnen ebenso zum Verbrechen ausgelegt, wie der Genuß der heiligen Eucharistie zu einem kannibalischen Gastmahl. Ja, die Verfolgungen, die sie erduldeten, nährten den Haß wider sie. Man hielt sie für Missethäter, weil sie als solche überall behandelt wurden, und man beurtheilte die Größe ihrer Frevel nach der Schwere ihrer Strafen. Zuweilen geschah es, daß wenn eine Mißernte, ein Erdbeben, eine Pest, eine Ueberschwemmung, eine Heuschreckenplage eintraten, das Volk in Masse sich gegen sie erhob, öffentlich im Amphitheater, wo die Kampfspiele, oder im Circus, wo die

Wagenrennen stattfanden, die Ausrottung der Christen begehrte und mit Steinwürfen und Mißhandlungen sie verfolgte. Dermaßen wurden sie als Feinde von Roms Glück und Roms Göttern betrachtet, daß jeder große öffentliche Unglücksfall ihrer Bosheit und dem Zorn der Götter über sie zugeschrieben ward, worauf denn der wilde Racheschrei des Volkes: „Die Christen vor die Löwen!“ tausendstimmig an tausend Orten erschallte.

Und wie war denn das Leben dieser Menschen beschaffen, die von ihren Zeitgenossen als verächtlicher Abschaum, als fluchwürdige Ausgestoßene der Menschheit behandelt, und gleich Thieren des Waldes verfolgt und von wilden Bestien zu Tode gehetzt wurden? Sie lebten nach den Vorschriften, welche die Apostel, namentlich der heilige Paulus, in ihren verschiedenen Sendschreiben, gestützt auf das Wort Gottes und erleuchtet vom heiligen Geiste, sowohl den jungen christlichen Gemeinden, als einzelnen Personen gaben.

War ein jüdischer oder heidnischer Katechumen in der christlichen Glaubenslehre unterrichtet, so empfing er das heilige Sacrament der Taufe, die ihn im Blute Jesu gebadet, vom Makel der Erbsünde geheilt, von seinen eigenen Sünden gereinigt, dem himmlischen Vater als ein Kind der Gnade darstellte. Ein neues Geschöpf, der erlöste Mensch, ging aus diesem Bade der Wiedergeburt hervor und empfing darauf die Speise des neuen, des übernatürlichen Lebens, die heilige Eucharistie. Als Sinnbild der Reinheit seiner Seele trug er nun acht Tage lang ein weißes Gewand. Da die heilige Taufe gern am Vorabend des Osterfestes ertheilt wurde, damit der Neophit (der Neueingeweihte: so nannte man den eben zum Glauben Bekehrten) an die Auferstehung seines Heilandes seine eigene Auferstehung knüpfen könne, so war der Tag, an welchem er sein weißes Kleid ablegte und die schlichte Ordnung des christlichen Lebens mitzumachen begann, der achte nach Ostern, unser Weißer Sonntag; der Tag, an welchem noch jetzt die heilige Kirche die jungen Christen zu ihrer erhabensten Einweihung, zum Geheimniß des ewigen Lebens

zuläßt. Von nun an lebte der Christ ganz umgewandelt, ganz innerlich. Je sinnlicher, je genußsüchtiger, je ferner von ihrer Bestimmung, je äußerlicher und flacher die heidnische Welt sich um ihn her bewegte, je mehr er selbst vielleicht früher ihr gleich gewesen war, um desto entschiedener mußte er jetzt zeigen, daß er ihr in nichts mehr angehöre. Seine Hauptbeschäftigung, zufolge der Ermahnung des h. Apostels Paulus: „Betet ohne Unterlaß," war das Gebet, die Erhebung der Seele zu Gott, die Richtung des Geistes auf himmlische Dinge, die Labung des Herzens durch göttliche Belehrung. Jedes Geschäft, jede Arbeit, jedes Werk, jede Handlung ward mit Gebet angefangen und beendet, und somit Gott aufgeopfert. Gemeinschaftliches Gebet vereinigte täglich mehrmals die ganze Gemeinde, besonders am Morgen und am Abend zu den Gebeten, welche jetzt Laudes und Vesper heißen, und welche die Kirche im gemeinschaftlichen Chorgebet in ihren Klöstern und Stiftern aufbewahrt hat. Die Betrachtung des Wortes Gottes war die liebste Unterhaltung der Gläubigen. Die Homilien, welche in ihren Versammlungen über die Geheimnisse des christlichen Glaubens und über die Lehren des christlichen Sittengesetzes vorgetragen, und die Briefe der Apostel und Apostelschüler, welche in ihnen vorgelesen wurden, boten den reichsten Stoff, sowohl zum einsamen Nachsinnen, als zum frommen Gespräch. Uebrigens war das Stillschweigen sehr empfohlen und gern beobachtet, um die vielen überflüssigen, thörichten, schädlichen Worte und so viel leeres, liebloses Geschwätz abzuschneiden. Die Reichen widmeten sich ganz besonders dem inneren, betrachtenden Leben, weil sie nicht nöthig hatten, für ihren Unterhalt zu sorgen. Wer das mußte, trieb Handwerk, Geschäft und Arbeit, am liebsten stille und unscheinbare, aber niemals so, daß der Erwerb die Hauptsache war, oder daß nach großem Gewinn getrachtet wurde; nur die Nothdurft des Lebens sollte befriedigt und die Noth des darbenden, des kranken Nächsten gestillt werden. Reiche wie Unbemittelte spendeten gern Almosen, der Eine viel, der Andere wenig, Mancher Alles, je

nachdem seine Mittel es erlaubten und die Gnade es ihm eingab; aber stets mit großer Liebe. Gewöhnlich wurden die milden Gaben den Priestern oder Diakonen zur Vertheilung an die Dürftigen übergeben, damit der Geber unbekannt bleibe und, nach göttlicher Vorschrift „die linke Hand nicht wisse, was die rechte thue." Die Gläubigen verwalteten nicht gern öffentliche Aemter und trieben nicht gern Handels- und Geldgeschäfte, weil darin zu viel Zerstreuung lag; jedoch blieben sie nach der Taufe in ihrem Beruf, wenn derselbe nicht geradezu unvereinbar mit den Pflichten ihres Glaubens war. Auch Soldaten blieben oft im Kriegsdienst. Jede Stelle, jedes Amt, jeder Beruf war für sie etwas Untergeordnetes, war nur ein Mittel, um ihre Hauptangelegenheit zu fördern, nämlich das ewige Leben zu gewinnen. Christ zu sein, das ging ihnen über Namen und Würden, Rang und Stand; und wurden sie vor Gericht nach Heimath, Herkunft und Beruf befragt, so hatten sie für das Alles nur die einfache Antwort, die sie in den Tod schickte: „Ich bin ein Christ.". Menschen, die so abgelöst von den zeitlichen Dingen waren, konnten kein großes Verlangen nach irdischen Freuden haben. Ihre Mahlzeiten waren stets mäßig und einfach. Sie fasteten häufig, d. h. sie hielten dann nur eine Mahlzeit am Tage, und zwar erst gegen Abend und von den gewöhnlichsten Speisen. Die Ausgabe, welche sie dadurch ersparten, verwendeten sie zu Almosen; so räth die Kirche auch jetzt noch immer zugleich zum Fasten und Almosengeben. All den Luxus, der aus dem erstaunlichen Reichthum der römischen Welt hervorging, welche alle Schätze der damals bekannten Völker und Länder in sich aufnahm, untersagten sie und gestatteten sich nicht die ungeheuere Pracht der Heiden in Bauten, in Gärten, in Hausgeräth, in Gold- und Silbergeschirr; gestatteten nicht die übertriebene Pflege des Körpers, nicht die überfeinen Kleiderstoffe von den glänzendsten Farben, nicht Ringe und Edelsteine, nicht wohlriechende Wasser und Salben, nicht üppige Lagerstätten. Diese Verbote waren streng für eine Zeit, in welcher römische Damen für wohlriechende Salben Tausende zahlten und

Lucius Verus, der Cäsar, auf seinem Bett vier Kopfkissen hatte, die täglich mit frischen Rosenblättern gefüllt wurden, welchen man das gelbliche Ende, als zu hart, abpflückte. Aber die Losschälung von sinnlichen Genüssen befähigte den Christen, übersinnliche Freuden zu verlangen und zu genießen. An den Unterhaltungen und Belustigungen der Welt nahm er nicht mehr Theil. Der Gebrauch der Bäder, an dem die Römer mit Leidenschaft hingen, war ihm nur so weit erlaubt, als Gesundheit und Reinlichkeit es forderten, nicht aber zum Zeitvertreib und zur Pflege weichlicher Ueppigkeit. Alle öffentlichen Lustbarkeiten floh er, theils weil sie mit dem Götzendienst in Verbindung standen, wie z. B. die Spiele des Circus, welche an den Festtagen der Götter zu deren Ehre aufgeführt wurden; theils weil sie ein Quell großer moralischer Verderbniß waren. Darum mied er das Schauspiel als eine Schule der Unsittlichkeit, das Amphitheater als eine Schule der Grausamkeit. Das Würfelspiel, ebenfalls eine Unterhaltung, welche die Römer mit Leidenschaft betrieben, verwarf er als thörichte Zeitverschwendung. All' solche Aufregungen der Sinne, der Leidenschaften, der bösen Begierden waren ihm ein Gräuel, weil sie unvereinbar mit einer in Gott gesammelten Seele sind. Aber eine solche Seele war nicht finster, nicht trübe. Gleichmäßige stille Heiterkeit war ein Grundzug des christlichen Charakters. All' die tausend Sorgen des Ehrgeizes und der Eitelkeit, der Habgier und der Genußsucht berührten ihn nicht. All' das unruhige, unzufriedene Verlangen eines nach äußerlichem Glück strebenden Gemüthes lag ihm fern. Sein inneres und äußeres Leben war nach göttlichen Gesetzen geordnet, und so viel wie möglich nach dem Beispiel des göttlichen Herrn und Meisters eingerichtet. Ein fester Glaube hielt ihm unwandelbar das Leiden und Sterben des Heilandes für reuige Sünder vor Augen; eine feurige Hoffnung die Vereinigung mit dem Heiland in der Ewigkeit; und die an solchem Glauben und solcher Hoffnung entzündete, flammende Liebe richtete sein ganzes Verlangen mit einer solchen Gluth nach dieser ver-

heißenen Seligkeit, daß jede Entsagung ihm leicht wurde, weil sie die Bande sprengt, womit das natürliche Leben das übernatürliche zu fesseln strebt; und daß ihm zu jeder Stunde, in jeder Gestalt, auch unter der grimmigsten Marter der Tod willkommen war, der ihm zur Vereinigung mit dem Gegenstand seiner Liebe, zu Gott, zu den ewigen Freuden führte. Der Himmel! das war die Sehnsucht des Christen. Die Erde war ihm nur der kalte und rauhe, dunkle und dornenvolle Durchgang von wenig kurzen Tagen zum Reich des ewigen Lichtes und der unendlichen seligen Liebe. Die Römer wählten den ledigen Stand als den bequemeren, theils um sich der gräuelhaftesten Sittenlosigkeit hinzugeben, theils um der Sorge für die Familie enthoben zu sein, obwohl sie sich diese Sorge fürchterlich leicht machten und ihre neugeborenen Kinder aussetzten, wenn sie deren zu viel hatten oder sie sonstwie ihnen lästig waren. Um ihrer Lasterhaftigkeit willen ging ihre Abneigung gegen den Ehestand so weit, daß die bürgerlichen Gesetze Denjenigen Belohnungen verhießen, welche die Zahl der römischen Bürger durch Kinder aus rechtmäßigen Ehen vermehrten. Wählten die Christen hingegen den ehelosen Stand, so war es, um dem Rathe des heiligen Apostel Paulus im siebenten Hauptstück des ersten Corintherbriefes zu folgen und sich einer höheren Vollkommenheit des Wandels, einer ungestörten Richtung und Neigung zu Gott zu befleißigen. Manche weihten sich der Enthaltsamkeit gleich nach ihrer Taufe und bekräftigten und heiligten ihren Entschluß durch geheime oder öffentliche Gelübde. Andere, die schon von christlichen Eltern geboren waren, blieben lebenslang im Stande der Jungfräulichkeit. Die Meisten aber verehelichten sich. Ehebündnisse mit Heiden kamen vor, doch nur bei schwachgläubigen Christen, und die Kirche warnte dringend davor. Der Kirchenschriftsteller Tertullian (zu Carthago im Jahre 160 geboren) spricht sich folgendermaßen dagegen aus:

„Wie kann eine Frau Gott dienen, wenn ihr Mann ein Diener des Teufels und von seinem Meister beauftragt ist,

sie daran zu hindern? Will sie fasten, so wird er für den Tag ein Gastmahl anordnen; will sie eine Kirche besuchen, so wird kein Diener Zeit haben, sie zu begleiten. Wird er leiden, daß sie von Straße zu Straße in die ärmlichsten Wohnungen gehe, um kranke Glaubensbrüder zu besuchen? Daß sie in der Nacht aufstehe, um sich zu unseren heiligen Versammlungen zu begeben? Daß sie in die Kerker schleiche, um die Ketten unserer Märtyrer zu küssen? Daß sie ihnen Speise und Trank bringe? Daß sie an die Nothleidenden denke und sich mit ihnen beschäftige? Wird er sie ohne Verdacht zum Tische des Herrn gehen lassen, der bei den Heiden so verrufen ist? Wird er einen fremden Bruder gastfreundlich in seinem Hause aufnehmen? Wird er nicht Keller und Speicher verschließen, anstatt Almosen zu spenden? Und wenn auch der heidnische Gatte dies Alles erlaubte, so ist es doch schon ein Uebel, genöthigt zu sein, ihm alle Uebungen des christlichen Lebens anzuvertrauen. Soll sie heimlich das Zeichen des Kreuzes über ihre Stirn, ihre Brust, ihr Bett machen? Wenn er es aber sieht, wird er nicht glauben, es sei irgend ein Zauberzeichen? Soll sie ihm verheimlichen, daß sie nüchtern das eucharistische Brod genieße, und wenn er hört, daß es Brod sei, wird er dann nicht den Fabeln glauben, die man darüber verbreitet? Ihr Haus wird voll heidnischem Aberglauben und voll weltlicher Feste sein; sie wird keine anderen Lieder singen hören, als die aus dem Theater oder den Schenken. Da wird keine Erwähnung Gottes, keine Anrufung Jesu Christi, keine fromme Segnung, kein Lesen der heiligen Schriften stattfinden."

Die Christen der ersten Jahrhunderte hatten den frommen Gebrauch, täglich den heiligen Leib des Herrn zu genießen, im Hinblick auf sein Wort bei der Einsetzung des allerheiligsten Altarsacramentes: „Dieses ist mein Leib, der für euch hingegeben wird; dieses thut zu meinem Andenken." Sie glaubten nie zu häufig das Geheimniß der christlichen Religion, das Opfer und den Empfang des Geopferten, die Aufopferung Christi zum Heil der sündigen Menschheit einestheils,

die Aufnahme Christi, seines Wesens, seiner Gesinnung von der Menschheit anderntheils, feiern zu können; glaubten nie zu häufig durch innige Gemeinschaft (Communion) mit ihm ihr Verlangen zu nähren und ihr Bestreben zu kräftigen, mehr und mehr in ihn umgewandelt und dereinst mit ihm vereinigt zu werden. Da aber ihre religiösen Zusammenkünfte, besonders zu Zeiten allgemeiner Verfolgung, sehr häufig unterbrochen waren, so daß sie oft lange nicht dem heiligen Meßopfer beiwohnen oder dieses überhaupt nicht dargebracht werden konnte: so war es den Gläubigen gestattet, das eucharistische Brod ehrfurchtsvoll in ihren Häusern aufbewahren zu dürfen, um ihre Seelen täglich damit zu nähren. Daß man nüchtern und nur unter der Gestalt des Brodes communicirte, geht aus Tertullians obigen Worten hervor.

Ueber das Glück einer christlichen Ehe sagt er weiter:

„Die Kirche knüpft das Band einer solchen Ehe, das Opfer bekräftigt sie, der Segen besiegelt sie, Engel sind ihre Zeugen und der himmlische Vater erkennt sie an. Wie schön ist der Bund von zwei christlichen Ehegatten, die vereinigt sind in einer Hoffnung, in einem Verlangen, in einer Abhängigkeit und unter einer Richtschnur! Sie sind nur ein Geist und ein Fleisch; sie beten gemeinsam, sie fasten gemeinsam, sie belehren und ermahnen sich gegenseitig. Sie sind beisammen in den Kirchen, am Tische des Herrn, in der Verfolgung, in guten Tagen. Sie verbergen einander nichts und belästigen sich nicht. Sie besuchen in aller Freiheit die Kranken, spenden ohne Aengstlichkeit Almosen, wohnen ohne Unruhe dem heiligen Opfer bei. Nichts veranlaßt sie, das Zeichen des Kreuzes oder den Segen des Tisches oder das Dankgebet zu verheimlichen. Sie singen zusammen Hymnen und Psalmen, und wetteifern das Lob Gottes erschallen zu lassen."

Mit diesen wenigen Worten ist das ganze Bild des christlichen Lebens ausgemalt, für die Familie sowohl wie für den Einzelnen, denn die ganze Gemeinde bildete eine große Familie, einen Kreis von Geschwistern, deren Mutter die Kirche, deren Vater Gott war. Da war keiner vereinzelt, keiner verlassen,

keiner traurig allein, keiner hülflos, keiner nur auf sich selbst angewiesen. Das Blut Jesu durchrieselte sie Alle und vereinte sie Alle zu einem lebendigen Körper, dessen Leben gerade darin besteht, daß die verschiedenen einzelnen Glieder unter dem Einfluß der Seele für einen Zweck wirken. Der Endzweck der ganzen christlichen Gemeinde war, die ewige Seligkeit zu erringen, und die Seele, welche sie mit einem und demselben Leben in allen ihren Gliedern durchströmte, war der Glaube.

So waren die Menschen beschaffen, die zu Hunderten, zu Tausenden, zu Zehntausenden, zu Millionen verfolgt, in Kerker und Bande gelegt, in die Verbannung gewiesen, in die Bergwerke geschickt, zu Zwangsarbeit verurtheilt, gemartert und gemordet wurden Jahrhunderte lang! und um keines anderen Grundes willen, als weil es in den Augen der heidnischen Welt, auch der Besseren und Besten, ein Frevel war, Christ zu sein.

Die Märtyrer.

Der Glaube an den überlieferten Glauben der christlichen Offenbarung macht den Märtyrer. Die ersten Jahrhunderte des Christenthums waren voll so heroischer Tugend, weil die Christen glaubten; d. h. sie glaubten nicht nur, daß Ein Gott sei, der Himmel und Erde geschaffen habe, daß Christus sein eingeborner Sohn sei, und sofort unser ganzes apostolisches Symbolum, das jeder Katechumen vor seiner Taufe auswendig zu lernen hatte, und daß man ihm im katechetischen Unterricht erklärte: sondern sie glaubten, daß ihnen dieser Glaube und nur dieser zu ihrer Seligkeit nothwendig sei, weil der eingeborne Sohn Gottes unmöglich habe Mensch werden, leiden, sterben, auferstehen können, um durch seine Menschwerdung, sein bitteres Leiden, seinen Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt eine überflüssige und gleichgültige

Lehre zu verkündigen und zu beſiegeln. Folglich glaubten ſie auch, daß ſie, wenn ſie ewig ſelig werden wollten, leben müßten, wie ſie glaubten, und Alles halten müßten, was ihr Glaube ſie lehrte. Daher war ihr Glaube keine Sache des Gedächtniſſes, ſondern des Herzens, ging ihnen gleichſam in Fleiſch und Blut über und machte ſie ſo heimiſch im übernatürlichen Leben, daß die Natur mit ihren Neigungen und Abneigungen, mit ihren Gelüſten und Widerſtreben wie abgeſtorben in ihnen war. Der göttliche Heiland war kein Schattengebilde, das ihnen zuweilen durch den Sinn flog; kein Gedankenbild, das ſie in die andere Welt verſetzten; keine verſchollene Antiquität, die mehr und mehr von der Zeit beſtaubt wurde; auch keine liebliche Legende, an der ſie ſich zuweilen mit einiger Rührung erbauten; nein! er war der treue Gefährte ihres ganzen Lebens, dem ſie Schritt vor Schritt zu folgen ſuchten, indem ſie liebten, was er geliebt, gehorchten, wem er gehorcht, litten, wie er gelitten hatte. Er war der himmliſche Freund, der ihnen Troſt für jede Trübſal, Erſatz für jede Entſagung, Kraft für jede Prüfung, Bereitwilligkeit für jedes Opfer im überſchwenglichen Maß verlieh, weil ſie, um das Alles zu erlangen, auf ſeine Gnade vertrauten. Er war der göttliche Liebhaber ihrer Seele, der Noth und Tod gelitten, um ſie zu retten, und der ihr jenſeits des Grabes Wonne ohne Ende verſprochen hatte, wenn ſie ihm treu blieb, treu ſeinem Gebot, ſeiner Lehre, ſeiner Liebe. Da ſie nicht zweifelten, daß Er die Wahrheit geſagt habe, weil Gott die Wahrheit iſt, ſo glaubten ſie jedes Wort, jeden Ausſpruch, jede Verheißung mit einer kindlichen Liebe, die kein Feilſchen und kein Zweifeln kennt, und gingen jubilirend und triumphirend durch die Drangſale des Lebens und die Martern des Todes dem göttlichen Bräutigam zu. Sie litten und ſtarben nicht im entfernteſten für ihre perſönlichen Anſichten, ihre beſonderen Ideen, ebenſo wenig für gewiſſe fremde Meinungen. Und das reißt zwiſchen ihnen und den Fanatikern eine himmelweite Kluft. Religiöſe und politiſche Fanatiker gehen wohl auch in den Tod; aber für Meinungen

oder Lehren, deren Urheber entweder sie selbst oder ihres Gleichen sind. Doch der Märtyrer stirbt für den Glauben, der ihm als eine Thatsache, nicht als eine schöne Idee, überliefert ward. Daher zeugen auch die tausend und tausend heiligen Märtyrer in Qual und Tod immer für Thatsachen: daß Gott Himmel und Erde geschaffen, daß nur ein Gott, daß das ewige Wort Mensch geworden, daß Christus gekreuzigt, daß er auferstanden sei; daß jeder Mensch auferstehen und im ewigen Leben Lohn und Strafe für sein irdisches Leben empfangen werde. Für irgend eine Idee legten sie durchaus kein Zeugniß ab, auch nicht Einer! sie starben Alle schlecht und recht für den überlieferten Glauben, und eben deshalb sind sie Märtyrer, d. h. Zeugen, Zeugen für die göttliche Wahrheit. Einen solchen Glauben hat die heidnische Welt nicht gekannt, und unsere Welt, ach! sie verkennt ihn oder sie vergißt ihn. Sie faßt es kaum, daß unter solchen Verfolgungen die Kirche dermaßen wachsen konnte, daß sie im zweiten Jahrhundert bereits über die ganze bekannte Erde ausgebreitet war; daß sich überhaupt Menschen fanden, die eine neue und fremde Religion annahmen, welche sie so großen Leiden aussetzte. Tertullian sagt: „Die, welche das Christenthum annehmen, wissen, was ihnen bevorsteht, und freuen sich mehr, wenn sie verurtheilt, als wenn sie losgesprochen werden.“ Und die Statthalter anredend schreibt er: „Peinigt, foltert und verdammt, schlagt und richtet uns nur! Je mehr ihr uns abmähet, desto zahlreicher werden wir. Das Blut der Christen ist Saame neuer Christen.“ Dies ist die Art des Wachsthums, die Christus selbst für seine Religion gewählt und bestimmt hat, als Er selbst durch viele Leiden und einen schmachvollen Tod zur Herrlichkeit seines Vaters eingehen wollte. Und dieses Wachsthum, dem jede irdische, natürliche, sinnliche Triebfeder fehlte, war so gewaltig, daß man nach möglichst genauen und gewissenhaften Berechnungen die Zahl der Märtyrer in den drei ersten Jahrhunderten auf eilf Millionen schätzt, von denen zwei und eine halbe Million auf Rom gerechnet werden. Der heilige Augustinus ruft

aus: „O Gott! welch eine Wolke von Zeugen haſt Du um uns verſammelt, um uns zum Kampf anzufeuern. O wie kann der Menſch ſich noch immer ſtumpfſinnig von der Lüge und der Eitelkeit fangen und fortreißen laſſen! O Du, der Du uns geſchaffen haſt, der Du uns erkauft haſt um den Preis dieſes Meeres von Blut, erbarme Dich unſer.“ Denn das war die geheime Wunderkraft in dem Blut der Märtyrer: ihre Vereinigung mit dem göttlichen Heiland. Sein Blut floß, indem ſie das ihre vergoſſen, und Sein Blut war beſtimmt zur Erlöſung der Welt.

In dreihundert Jahren eilf Millionen, die das Gebot erfüllten, Gott über Alles zu lieben und ihren Nächſten wie ſich ſelbſt, welch eine Grundlage von heldenhafter Heiligkeit gaben ſie der jungen Kirche, welch ein Beiſpiel für die ſpäteſten Nachkommen, welch eine Siegeszuverſicht in den betrübteſten Zeiten, welch ein übernatürliches Gepräge dem ganzen Entwickelungsgang der Kirche! „Die Chriſten vor die Löwen!“ ſo riefen dreihundert Jahre lang die Kaiſer, die Prieſter, die Statthalter, die Obrigkeiten, das Volk, die Henker. Und während dieſes Wuthgeſchreies und Angeſichts des ſchauderhaften Schauſpieles mehrten ſich die Chriſten wie die Sterne am Himmel. Ja, zuweilen wurden Gleichgültige, zuweilen ihre Verfolger und Peiniger ſelbſt dermaßen ergriffen von der Herrlichkeit des Martertums, daß ſie ſich auf der Stelle als Chriſten bekannten und ſtarben. Manchmal war es die Geduld der Märtyrer, manchmal waren es ihre Wunder, welche Bekehrungen der Heiden bewirkten. So jener Soldat Baſilides, welcher die heilige Potamiäna in einen Keſſel voll ſiedenden Peches tauchen ſah; ſo jener Unbekannte, der den heiligen Prieſter Felix zum Tode führen ſah auf der Straße von Oſtia. Als der Zug zu einem Götzenaltar kam, der von einem großen Baume beſchattet wurde, erhielt Felix den Befehl, niederzuknieen und anzubeten. Er kniete alsbald nieder, betete, erhob ſich wieder, hauchte den Baum an und ſprach: „Im Namen meines Herrn Jeſu Chriſti, entwurzele dich und zerſchmettere den gotteslästerlichen Altar, damit hier keine

Seele mehr betrogen werde.“ Und im Namen Dessen, der gesagt hat: „Es werden Denen, die da glauben, Wunder folgen“ (Ev. Mark. 16, 17.), stürzten Baum und Altar zu Boden. Da rief jener Unbekannte plötzlich, er wolle ein Christ sein, und sogleich empfing er die Bluttaufe im Martertum. Die Christen aber, denen er ganz fremd war, und die weder seinen Namen, noch seine Herkunft, noch seine Heimath kannten, nannten ihn Adauctus, d. h. der Zugesellte, und verehrten ihn sammt dem heiligen Felix. Dergleichen Fälle wiederholten sich häufig. Die erhabenen Beispiele waren so hinreißend und die Beglaubigung ihrer Rechtmäßigkeit durch Wunderzeichen war so überwältigend, daß Tausende, in deren Brust der Funke der Sehnsucht nach etwas Himmlischem unter Staub und Asche glimmte, nicht widerstehen konnten. Und sie sahen offenbare Wunder! Abgesehen davon, daß die Art, wie die Christen zur Marter und in den Tod gingen, für eine übernatürliche Kraft Zeugniß gab, die daraus entsprang, daß Christus selbst in seinen Märtyrern gegenwärtig war: so sahen die Heiden, daß wilde Bestien zu sanften Lämmern wurden und sich Denen zu Füßen legten oder scheu vor Denen flohen, die sie zerfleischen sollten; oder sie sahen die aus tausend klaffenden Wunden blutenden Märtyrer plötzlich geheilt, oder sie hörten Stimmen vom Himmel herab, oder Aehnliches, was oftmals in den alten Documenten vorkommt, und worüber der heilige Irenäus im zweiten Jahrhundert schreibt: „Einige treiben wahrhaft und mit Kraft die Teufel aus, so daß Die, welche von den bösesten Geistern gereinigt worden sind, sehr oft gläubig werden; Einige wissen künftige Dinge voraus, haben Erleuchtungen und prophetische Mahnungen; Andere heilen durch bloße Händeauflegung die Kranken und stellen sie ganz gesund her; ja, auch Todte sind auferstanden und noch viele Jahre unter uns gewandelt. Doch man kann die Zahl der Gnaden gar nicht nennen, welche die Kirche in der ganzen Welt im Namen Jesu Christi, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden, von Gott empfängt und täglich zum Segen der Völker wirkt.“ Alles Das wirkten die Märtyrer zum

Heil der Heiden! Schrieben diese auch zuweilen dergleichen Ereignisse der Zauberei zu, so konnten sie doch nicht die Wahrheit der Thatsache, daß durch den Namen Jesu Christi diese erstaunlichen Dinge geschahen, hinwegläugnen. Darum erduldeten auch die Christen starkmüthig die härtesten Strafen für die Wahrheit ihres Glaubens, weil sie sich freueten, Märtyrer, d. h. Zeugen dieser Wahrheit zu sein; darum beteten sie nie zu Gott um Erlösung von ihren Martern, sondern um die Gnade, sie mit Geduld zu ertragen; darum sagt der heilige Cyprian im dritten Jahrhundert, daß die Christen zur Zeit der Pest zu sterben fürchteten, weil ihnen dadurch die Palme der Märtyrer entginge. Der göttliche Heiland hatte den Seinen das Marterthum vorhergesagt und seinen Schutz ihnen verheißen. Sie glaubten ihm, darum zagten sie nicht.

„Sie werden Hand an euch legen und euch verfolgen, indem sie euch an die Synagogen und Gefängnisse überliefern und vor Könige und Statthalter führen um meines Namens willen. Das wird euch zum Zeugnisse widerfahren. So nehmet nun zu Herzen, daß ihr euch nicht zuvor bedenken sollt, wie ihr antworten wollet. Denn ich will euch Mund und Weisheit geben, welcher alle eure Widersacher nicht werden widerstehen und widersprechen können. Ihr werdet aber von Eltern und Brüdern, Verwandten und Freunden überliefert werden, und sie werden Einige aus euch tödten. Ihr werdet von Allen gehaßt sein um meines Namens willen; aber kein Haar von eurem Haupt soll verloren gehen." (Luk. 21, 12—18.) Welch eine entsetzliche Verheißung für den natürlichen Menschen! welch eine trostreiche für den übernatürlichen! Für den geliebten Erlöser sollen sie leiden, für ihn zeugen, daß Er der Sohn Gottes und gekreuzigt sei. Einzig auf Ihn sollen sie sich verlassen, nicht auf eigene Weisheit und eigene Kraft; Feindschaft und Tod wird sie treffen, aber im Schutz und Schirm seiner Gnade. Diese Zuversicht gab ihnen Stärke und Hoffnung, gab ihnen Freudigkeit, die Hoffnung, daß ein kurzes vorübergehendes Leid ihnen die ewige Frucht der Herrlichkeit reife, und daß sie, durch das

Blutbad des Marterthums gereinigt, sogleich in weißen Kleidern vor dem Thron Gottes erscheinen und in die Seligkeit eingehen würden, ohne zuvor, wie die anderen Gläubigen, in einem vielleicht langen Purgatorium ihre Sünden abzubüßen. „Denn ein Anderes ist es," schreibt der heilige Cyprianus, „die Sünde durch langen Schmerz der Strafe abwaschen und lange im Feuer reinigen; ein Anderes, durch das Marterthum alle Sünden tilgen." Zuweilen wurden die Märtyrer durch höhere Offenbarung auf die bevorstehende Prüfung ihrer Glaubenstreue vorbereitet. Immer sorgten die Bischöfe möglichst dafür durch Lehre, Aneiferung und Beispiel, die Opferfreudigkeit in den Herzen ihrer Gemeinden nicht erkalten zu lassen, und immer waren sie in erster Reihe, wenn das Blutzeugniß begehrt wurde. Besonders in Rom gingen die Nachfolger des heiligen Petrus, wie er, den Marterweg. Fünfzehn dieser erlauchten Opfer, fünfzehn heilige Päpste ruhten in den Katakomben von St. Callixtus sieggekrönt nach der Marter aus.

War Jemand des Christenthums angeklagt, so wurde er vor den Richter geführt, der auf seinem erhöheten Richterstuhl sitzend, von Beiräthen und Schreibern umgeben, ein öffentliches Verhör anstellte. Die Statthalter in den Provinzen, zuweilen selbst die Kaiser, nahmen den Richterstuhl ein. Läugnete der Angeklagte, daß er Christ sei, so ward er auf der Stelle entlassen, denn man wußte, daß die Christen sich nie eine solche Verläugnung zu Schulden kommen ließen. Bekannte er sich als Christ, so suchte man ihn zum Abfall zu bewegen erst durch Ueberredung, dann durch Drohungen, endlich durch Qualen. Da das Verhör auf einem öffentlichen Platze stattfand, auf dem immer Götzenbilder und Altäre standen: so brachte man in seiner Gegenwart Opfer dar, und suchte ihn zu zwingen, von dem Opferfleisch und Opferwein etwas zu genießen oder einige Weihrauchkörner zu streuen. Es kam vor, daß Einige sich unbeweglich die Hand verbrennen ließen, in welche die Henker Kohlen und Weihrauch gelegt hatten, damit es nicht einmal den Anschein gewinne, als ob sie den Weihrauch streuten, wenn die Hand gezittert hätte.

Die Martern bestanden gewöhnlich darin, daß man sie mit Stricken an Händen und Füßen gebunden auf die Folterbank streckte und ihre Glieder aus den Gelenken zerrte; sie mit schweren Gewichten an den Füßen und bei den Händen aufhing; sie mit Ruthen strich, mit dicken Stöcken schlug, oder mit Peitschen, an deren Ende Widerhaken hingen, die man Scorpione nannte, oder mit Riemen von rohem Leder, an denen Kugeln von Blei befestigt waren. Viele starben während solcher Geißelungen. Andere wurden, wenn sie ausgestreckt lagen oder hingen, in den Seiten mit Fackeln gebrannt oder mit Krallen und Kämmen von Eisen zerfleischt, bis man ihre Rippen und Eingeweide sah, und manchmal wurden ihre Wunden mit Salz und Essig eingerieben.

Während der Marter dauerte das Verhör fort, und Alles, was der Richter sowohl wie der Angeklagte sagten, wurde Wort für Wort von öffentlichen Notaren niedergeschrieben, und zwar so, daß sie einen Jeden redend einführten und nicht in der dritten Person. War das Verhör beendet, so wurde der Märtyrer entweder gleich zum Tode, oder auch wohl noch ein- oder ein paarmal in den Kerker geführt, um seine Standhaftigkeit durch wiederholte Peinen zu überwinden. Die Kerker selbst waren auch eine Marter, dunkel, feucht, voll böser Luft. Man legte den Märtyrern schwere Ketten an Hände und Füß., dicke Holzklötze um den Hals, Blöcke an die Füße; oder man warf sie entkleidet und mit klaffenden Wunden auf den Boden, den man mit Glasscherben bestreut hatte. Zuweilen ließ man sie umkommen vor Hunger und Durst und an ihren verfaulenden Wunden; zuweilen pflegte man sie sorgsam, um sie für neue Martern aufzusparen. Bald befahl man ihnen strenges Stillschweigen, weil man wußte, daß sie in diesem kläglichen Zustand viele Heiden, ja ihre eigenen Kerkermeister und Wachen durch ihre feurigen Reden bekehrten; bald ließ man, wenn die Familie ungläubig war, einen Vater, eine Mutter, Weib, Kinder und Freunde zu ihnen, damit deren Thränen und Bitten das Herz besiegten, welches durch keine körperliche Qual zu überwinden war.

Endlich ward ihnen das Urtheil gesprochen und Die, welche man nicht zum Tode verdammte, wurden entweder verbannt oder zu Zwangsarbeiten verurtheilt, eine Strafe, die den bürgerlichen Tod nach sich zog. Sie verloren ihr Vermögen, wurden wie Sklaven des Staates betrachtet, bei öffentlichen Bauten und in den Bergwerken gebraucht, schlecht genährt und gekleidet, stets in Ketten gehalten, oft mißhandelt, häufig mit einem glühenden Eisen an der Stirn gebrannt, um auf immer entehrt und erkannt zu werden. Starben sie in diesem Zustande, so rechnete man sie zu den Märtyrern, weil sie den Tod um des Glaubens willen litten. Kehrten sie aus der Verbannung oder der Knechtschaft zurück, so nannte man sie Bekenner. Diesen Namen erhielten Alle, welche für den Glauben gelitten oder ihn vor dem Richter bekannt hatten.

Diejenigen, welche verurtheilt waren, das Leben zu verlieren, traf der Tod unter ausgesuchten Qualen. Am liebsten warf man sie den wilden Thieren vor. Das römische Volk hatte eine wahnwitzige Leidenschaft für die Spiele des Circus und des Amphitheaters, die in Wettkämpfen der körperlichen Kraft und Geschicklichkeit bestanden. Wagenrennen, Ringerkämpfe, Gladiatorenkämpfe, so anziehend, so gefährlich, so blutig, so auf Tod und Leben gehend sie auch waren, da die Gladiatoren, wenn sie in die Arena eintraten, zum Kaiser sprachen: „Heil dir, o Kaiser! Die Sterbenden grüßen dich!“ waren doch noch kein Schauspiel, das den Höhepunkt der Entmenschlichung erreicht hätte. Es war doch noch ein Kampf zwischen gleichen Kräften, und der Sieger war doch noch ein Mensch. Aber wie der Tiger, der unersättlich ist, wenn er einmal Blut geleckt hat, so steigerte sich das Wohlgefallen des römischen Volkes an den blutigen Spielen, und da ihm allmälig Aug' und Sinn durch die Gewöhnung des Gräuels abgestumpft wurden: so begehrte es eine immer schärfere Anreizung seiner Theilnahme. Diese ward auf's Höchste gefesselt durch den Kampf des Menschen mit der wilden Bestie, wenn man das einen Kampf nennen will, den wehrlosen Menschen dem reißenden Thier gegenüber gestellt und preisgegeben zu

ſehen. Numidiſche Löwen, Bären aus den germaniſchen Wäldern, Elephanten und Tiger, Panther und wilde Stiere wurden mit den größten Koſten aus allen Weltgegenden nach Rom geſchafft und in eigenen Zwingern gehalten und gepflegt. Gab es dann ein Siegesfeſt oder einen kaiſerlichen Geburtstag oder ein mit dem Götzendienſt zuſammenhängendes Feſt, ſo konnte es nicht herrlicher gefeiert werden, als daß man einerſeits unglückliche Verbrecher aus dem Kerker, andererſeits die reißenden Thiere, welche durch Hunger zur höchſten Wildheit aufgeſtachelt waren, aus ihrem Zwinger in's Amphitheater führte und gegen einander ſtellte. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft ſein! Vom Elephanten zerſtampft, vom Löwen und Tiger zerfleiſcht und zermalmt, von den immenſen Hörnern des römiſchen Stieres in die Luft geſchleudert und zu Boden geſchmettert, oder im Fallen geſpießt, kam der Unglückliche gräßlich um's Leben. Und da ſaßen ſie Alle rings umher auf den teraſſenförmig anſteigenden Sitzen des ungeheueren Amphitheaters, Alle! Kaiſer, Conſul, Senatoren, Ritter, geringes Volk, ſtolze Frauen, zarte Veſtalen, da ſaßen ſie und folgten mit herzklopfender Spannung, mit athemloſer Aufmerkſamkeit der Todesangſt eines unglücklichen Menſchen von dem erſten Anlauf, den die Beſtie gegen ihn nahm, durch alle Stufen ſeiner Agonie, bis er als entſtellter Leichnam auf dem blutgetränkten Sande der Arena lag. Da ſaßen ſie vom Morgen bis zum Abend und in der nächſten Frühe ſaßen ſie wieder da; und für jede Leiche, die fortgeſchleppt wurde, ward ein anderer Unglücklicher hereingeführt. Welche Freude, als die verhaßten Chriſten, dieſe Feinde der Götter und des Volkes, welche jenen nicht ihre Tempel und dieſem nicht ſeine Feſte gönnten, jetzt ſelbſt dieſe Feſte durch ihren Tod verherrlichen mußten! Nach dem Geſetz ward die Strafe der wilden Thiere und der Kreuzigung, wegen der damit verbundenen Schmach durch die vorhergehende Geißelung, nur über große Verbrecher von geringer Herkunft, Sklaven und gemeines Geſindel verhängt, während ein römiſcher Bürger, auch für die ſchwerſte Miſſethat, blos enthauptet ward. Nun

waren unter den Märtyrern Söhne und Töchter aus Roms edelsten Geschlechtern, und man wußte es wohl; allein der Haß fand eine willkommene Aeußerung darin, seinem Opfer das Brandmal der Schmach aufzudrücken und den Christen in eine Reihe mit dem verachteten Sklaven zu werfen. So erfüllte sich an dem göttlichen Meister, wie an seinen demüthigen Jüngern auf's Grausamste die Prophezeiung des Psalmensängers: „Der Feind drückt in den Staub mein Leben" (Ps. 142, 3.); denn Christen standen außerhalb des Gesetzes und gegen sie war Alles erlaubt. Ereignete es sich bei den Märtyrern, daß die wilden Thiere ihre Schuldigkeit nicht thaten, so wurden sie endlich enthauptet. Wer ein Christ war, mußte darauf gefaßt sein, in einer solchen Sündfluth von Schmach und Qual, von Haß und Pein, unter Hohngeschrei und Beifallsgebrüll den Tod zu finden. Nur Wenige, im Verhältniß zu eilf Millionen Märtyrern, waren schwach, ließen sich von Drohungen einschüchtern oder von Martern überwinden und fielen ab. Manche Abgefallene bereuten bitter ihre Schwachheit und wurden dann von der Kirche wieder aufgenommen; doch unter der Bedingung strenger Buße, welche zuweilen auf die Fürbitte der Märtyrer gemildert oder abgekürzt wurde, wie zuweilen eine liebevolle Mutter durch die Fürbitte eines frommen Kindes zu größerer Nachsicht mit einem strafwürdigen aber reuigen Kinde sich bewegen läßt.

Mit zärtlicher Liebe sorgte die Kirche für ihre Märtyrer, wenn sie in den Kerkern schmachteten. Es wurden eigens Diakonen für den Besuch der Gefängnisse angestellt, um die Hauptsache, geistlichen Trost zu spenden, wenn auch andere Hülfe unmöglich war. Die Gläubigen wetteiferten darin, die Gefangenen zu besuchen und bezahlten diese Erlaubniß oft mit großen Summen an Kerkermeister und Wachen. Geduldig warteten sie vor den Kerkern, sogar Nächte hindurch, ließen sich schimpfen und schlagen, litten Ermüdung und Mißhandlung, um nur einen günstigen Augenblick zu erspähen und einzudringen. War es ihnen gelungen, so küßten sie die

Ketten der Märtyrer, verbanden ihre Wunden, labten sie mit Speise und Trank, brachten ihnen Kleider oder was sie sonst bedurften, segneten ihre Leiden, wünschten daran Theil zu haben, ermuthigten sie zur Geduld und Standhaftigkeit. Die schauderhaften Kerker wurden ihnen zu Kirchen, welche die Gegenwart dieser Heiligen weihte. Gebete und Loblieder erschallten; war es möglich zu machen, so feierten die Priester das heilige Meßopfer. Immer aber empfing der Märtyrer, bevor er zum Tode ging, das Brod des ewigen Lebens, damit er den Trost genieße, mit dem Leib und Blut Jesu wesenhaft vereinigt zu sein; denn ein Martertum ohne Eucharistie hielt man für unmöglich.

Die Gläubigen begleiteten die Märtyrer zu allen Verhören, merkten auf Alles, was sie sagten und thaten, sowie auch auf Benehmen und Worte des Richters. Begann die Marter, so eilten sie noch zahlreicher herbei, um die Glaubenshelden zu bewundern, mit Gebet zu unterstützen, an ihrem Beispiel sich zu kräftigen. Ja sie drängten sich zuweilen zu den Gemarterten während der Folter, und fingen in Tüchern und Schwämmen das Blut auf, um es später in Krügen auszudrücken, welche in den Gräbern aufbewahrt wurden. Diese heilige Kühnheit kostete ihnen nicht selten das Leben. Als der heilige Blasius, Bischof von Sebaste in Armenien, am Pfahl hing und mit eisernen Krallen zerfleischt wurde, fingen sieben Frauen und zwei Knaben das Blut auf, welches aus den Wunden des greisen Kämpfers Christi strömte; dafür wurden sie sämmtlich enthauptet. Hatte nun endlich der Märtyrer seine Seele in die Hand Gottes zurückgegeben, so war es die erste Sorge der Gläubigen, zu dem Besitz seiner Leiche oder seiner Ueberreste (daher der Name Reliquien), die oft nur aus Gebeinen oder aus Asche bestanden, zu gelangen. Aber auch das wurde ihnen nicht gegönnt! Die Henker warfen die Leichen der Märtyrer mit denen der Gladiatoren zusammen, oder versenkten sie mit Steinen beschwert in's Wasser, oder verbrannten sie und streuten ihre Asche in alle vier Winde. Dennoch gelang es den Gläubigen theils für Geld

die verehrten Ueberreste den Henkern abzukaufen, theils mit Lebensgefahr und mit der größten Selbstaufopferung sich derselben zu bemächtigen; manche auch beschützte Gott in wunderbarer Weise, so daß die meisten Reliquien vom Untergang gerettet wurden.

Wie unter dem Kreuz des göttlichen Heilandes die heiligen Frauen standhaft verharrt waren, wie sie zum heiligen Grabe mit Narden und wohlriechenden Salben eilten, um den heiligen Leib einzubalsamiren: so machten es auch die christlichen Frauen Roms. Sie verwandelten ihre prächtigen Villen in Grabstätten; sie suchten Nachts auf den Richtplätzen die Leichen oder die Gebeine der Märtyrer unter tausend Gefahren auf; sie schlugen sie ein in die feinste Leinwand mit Wohlgerüchen aller Art und brachten sie endlich zur letzten Ruhestatt, in die Katakomben, wo der Märtyrer, wie sein Herr und Meister, ein Felsengrab fand bis zur seligen Auferstehung. So verbarg die edle Matrone Lucina die Leiche des heiligen Diakon Cyriacus und seiner zwei Gefährten Largus und Smaragdus in ihrem Tragsessel, und brachte sie glücklich zur Grabstätte; so bestattete die heilige Theodora mit eigenen Händen die heiligen Märtyrer Abondius und Abondantius in ihrer zu einem Kirchhof umgewandelten Villa am Berg Soracte, eine Tagreise von Rom; so rettete die edle Jungfrau Justa die Ueberreste des heiligen Restitutus. Die Macht der christlichen Liebe, die keine Furcht kennt und kein Wagniß scheut, hob sie über alle Scheu und Aengstlichkeit ihres Geschlechtes und ihrer Stellung in der Welt hinweg, und die beiden heiligen Jungfrauen Praxedis und Pudentiana, Töchter des Senatoren Pudens, in dessen Hause der heil. Apostel Paulus in Rom gewohnt hatte, erfüllten während der Neronischen und Domitianischen Christenverfolgungen an dreitausend Opfern derselben die letzte ehrerbietige, demüthige, fromme Liebespflicht. Hatte das Felsengrab in der Katakombe die sterblichen Ueberreste aufgenommen, so ward der Stein, der es verschloß, mit einem eingegrabenen Palmzweig, dem Symbol des Sieges, bezeichnet. Um den Namen einzugraben,

dazu fand man oftmals nicht Zeit bei der Menge der Todten, die zu Hunderten in einem Tage von den wilden Thieren zerrissen wurden. Auch war der Name nicht die Hauptsache für die zurückbleibenden Brüder, denn er stand verzeichnet im Buche des ewigen Lebens, und Gott kannte ihn; sondern dies: daß Der, welcher im Frieden dieses Grabes der Auferstehung harrte, als ein Zeuge des Glaubens und als siegreicher Kämpfer von der Erde geschieden war. So ruhen Tausende von Märtyrern, deren Grabstein kein Name, sondern nur der Palmzweig schmückt, noch jetzt in den Katakomben. Hatte man von ihrem Blute etwas auffangen können, so ward es aus den Schwämmen oder Tüchern in kleine Flaschen von Glas, Bronce oder Thon gepreßt und in eine Nische neben dem Grabe gestellt. Diese Blutkrüglein sind ebenfalls ein von der Kirche anerkanntes und beglaubigtes Zeichen, daß ein Märtyrer hier seine Grabstätte fand.

Hatten die Märtyrer schon während ihres Lebens und Leidens große Bewunderung, Liebe und Verehrung von Seiten der Gläubigen genossen; hatten sich arme Sünder, Kranke und Schwache ihrer Fürbitte empfohlen, weil sie bei Gott so hoch in Gnaden standen: um wie viel mehr geschah das nach ihrem Abscheiden, da sie nun von aller menschlichen Gebrechlichkeit befreit, Erben der Herrlichkeit und Mitbürger des himmlischen Jerusalems geworden waren. Die Christen machten ja eine große Familie, Kinder eines Vaters und einer Mutter aus, und lebten in der Kirche freilich in drei verschiedenen Zuständen, jedoch stets in dem innigsten Verbande untereinander. Im Glauben, handelnd und wirkend, lebten sie auf der Erde; in Zuversicht, leidend und duldend, im Reinigungsort; im Schauen, selig, im Himmel. Die Einen vollbringen erst ihr mühseliges Tagewerk auf dem Ackerfeld der Erde; die Anderen haben es vollbracht, allein bevor sie ihren Lohn vom Herrn empfangen, müssen sie im Vorhof seines prächtigen Hauses von allem Staube und jeglichem Flecken gereinigt werden, welche sie bei ihrem irdischen Tagewerk sich zugezogen haben, damit sie vor seiner göttlichen

Majeſtät, die nur das Reine an ſich heran treten läßt, erſcheinen dürfen. Die Dritten endlich ſind entweder aus dem Vorhof in den himmliſchen Saal des Königs der Glorie eingetreten, oder haben aus Heroismus der Liebe in ihrem Blut ſo ſchwer und ſo ſchnell ihre Reinigung gemacht, daß ſie, ohne eine andere zu bedürfen, unmittelbar zum ewigen Brautfeſt eingehen konnten: das ſind die Märtyrer und das lehrte die Kirche von ihnen. Wie groß mußte alſo die Anhänglichkeit der Gläubigen, die mit ſo kindlicher Liebe die Lehre der Kirche aufnahm, an dieſen Lieblingen Gottes ſein! Mit großen Koſten und Mühen wußten ſie ſich Abſchriften der öffentlichen Verhöre zu verſchaffen. Waren Gläubige bei der Marter und dem Tod der Märtyrer zugegen geweſen, ſo berichteten ſie gewiſſenhaft, was ſich etwa dabei zugetragen hatte. Der heilige Papſt Clemens, dritter Nachfolger des heiligen Petrus, theilte die Stadt Rom in ſieben Quartiere und ſetzte in jedes Quartier einen Notar, einen erprobten, geſchickten, thätigen und unterrichteten Mann, den er beauftragte, Alles zu ſammeln, was ſich auf die Märtyrer ſeines Quartiers bezog. Der heilige Papſt Fabian beſtellte im Jahre 238 einen Diakon nebſt Subdiakon und Notar für jedes Quartier mit dem Auftrage, genau die Nachrichten über ihre Märtyrer zuſammen zu tragen und aufzuſchreiben. War das geſchehen, ſo wurden die Schriften dem Biſchof oder wen er dazu beſtellt hatte, vorgelegt und, wenn ächt befunden, den Gläubigen zur Erbauung und Ermunterung vorgeleſen und in die Hände gegeben: „Denn der Söhne Muth waffnet ſich mit den ihnen vorgehaltenen Siegestrophäen ihrer Väter," ſagt Eucherius von Lyon. „Da ſehen wir, mit welchem Verlangen wir nach jenem ewigen Leben ſtreben ſollen, das mit ſolchen Martern, mit ſo ungeheueren Arbeiten geſucht und mit dem Preiſe des Blutes erkauft ward." Die Kirchen in Afrika, in Aſien folgten dem Beiſpiele Roms wie immer, und ſo kam die Kirche zu einem köſtlichen Schatz, zu dieſen Leidensgeſchichten, den Acten der Märtyrer, wie ihr kirchlicher Name iſt. Einige Märtyrer, z. B. die heilige Perpetua,

ſchrieb im Kerker ihre eigene Leidensgeſchichte auf. Endlich theilten einzelne Kirchen in Form eines Briefes anderen Brüdern und Kirchen in fremden Ländern die Thaten ihrer erhabenen Kämpfer zur Aneiferung und Verehrung mit; ſo Smyrna nach dem Martertode des heiligen Polycarpus, ſo Lyon und Vienne nach dem großen Blutbade der heiligen Blandine und ihrer Genoſſen. Leider kamen nur wenige dieſer heiligen Documente auf die Nachwelt! Die Tyrannen wußten, welchen Werth die Chriſten auf ſie legten und ſuchten ihnen daher dieſe Kleinodien zu rauben. Der große Verfolger Diocletian ließ öffentlich eine bedeutende Sammlung derſelben verbrennen. In den ſpäteren ſtürmiſchen Zeiten der Völkerwanderung, als die Chriſtenheit Jahrhunderte lang in wilde Kämpfe und Kriege geſtürzt, und mit einbrechender Barbarei bedroht war, ging ebenfalls Unzähliges, endlich im Laufe der Zeit Manches verloren. Dennoch iſt das, was uns geblieben, von ſo heiliger Erhabenheit, ſo himmliſcher Einfalt und ſo übernatürlicher Schönheit, daß es vollkommen genügt, um uns heiße Liebe einzuflößen für die heilige Mutter, die Kirche, die ſich ſolche Erſtlingskinder erzog, heiße Dankbarkeit für dieſe Seligen und Heiligen, unſere Brüder und Schweſtern im Glauben, heißen Schmerz, weil wir ihnen ach! ſo wenig ähnlich ſind.

An und auf den Gräbern der Märtyrer das heilige Meßopfer zu feiern, war früh ein frommer Gebrauch, ſpäter ein Geſetz der Kirche, ſo daß ſie verbot Altäre anderswo, als auf den Ueberreſten der Märtyrer zu erbauen. Daher umſchließt jetzt jeder katholiſche Altar auf der ganzen Erde eine kleine Gruft mit heiligen Reliquien, welche ein Stein bedeckt. Bei den öffentlichen Verſammlungen wurden die Thaten und Leiden der Märtyrer vorgeleſen, bei der Feier der heiligen Geheimniſſe ihre Namen genannt, „doch nicht, um für ſie zu beten, wie für die übrigen Verſtorbenen gebetet wird,“ bemerkt der heilige Auguſtinus, „ſondern um uns ihrem Gebet zu empfehlen.“ Ohne Beglaubigung der Kirche irgend Jemand als Märtyrer zu verehren, und ſollte er auch um ſeines

Glaubens willen getödtet worden sein, war nicht erlaubt; denn es hätte irrthümlich einem Ketzer die Ehre, die ihm nicht gebührte, gezollt werden können. Daher waren die Bischöfe äußerst vorsichtig mit der Erlaubniß der Verehrung. So durchreiste der heilige Gregor Thaumaturg, Bischof von Neocäsarea in Pontus, nach der großen Decischen Verfolgung das ganze Land, um anzuordnen, daß überall die Todestage, oder vielmehr die Geburtstage für den Himmel Derjenigen, die um des Glaubens willen gestorben waren, genau auf ihren Namen und auf keinen anderen gefeiert werden sollten. Als die Kirche später Frieden erhielt, wurden die Bischöfe noch viel vorsichtiger, so daß z. B. der heilige Martinus einen Märtyrer nicht anerkennen wollte, von dem ihm die Geistlichen, die seinen Leib in ihrer Kirche bewahrten, weder den Namen noch die Zeit seines Todes sagen konnten. Die Ketzer machten den Gläubigen ein Verbrechen aus dieser Verehrung; aber der heilige Augustinus hat dem Faustus, der da behauptete, daß für Christen die Märtyrer an die Stelle der Götzen getreten wären, und mit dem Faustus allen Ketzern der späteren Zeiten darüber folgende Erklärung gegeben: „Das christliche Volk begeht mit religiöser Feierlichkeit das Andenken der Märtyrer, um sich zu ihrer Nachahmung zu ermuntern, um Theil an ihren Verdiensten zu haben, und um durch ihre Fürbitten getröstet zu werden; doch so, daß wir nicht dem Märtyrer selbst, sondern dem Gott der Märtyrer, und nur zu ihrem Andenken Altäre errichten. Denn welcher Bischof hat je an den Gräbern der Märtyrer vor dem Altare gesagt: Wir opfern dir Petrus, dir Paulus, dir Cyprianus? sondern was geopfert wird, wird Gott geopfert, der die Märtyrer gekrönt hat, bei den Gräbern Derer, die er gekrönt hat, auf daß die heilige Weihe dieser Gräber selbst unser Gemüth entzünde zu größerer Liebe gegen Die, die wir nachahmen können, und gegen Den, durch dessen Gnade wir es können. Wir ehren also diese Märtyrer mit jener Pflicht der Liebe und Gemeinschaft, mit der auch in diesem Leben die heiligen Männer Gottes geehrt werden, doch mit mehr Andacht, weil

mit mehr Sicherheit, da sie ihren Kampf schon ausgekämpft haben. Mit jener Verehrung aber, die Anbetung heißt, wird und darf nur Gott allein geehrt werden. Da zu dieser Anbetung auch die Darbringung eines Opfers gehört, so geschieht bei uns dergleichen nie, auch nicht für einen Engel; und wer immer in diesen Irrthum fällt, wird durch die ächte Lehre zurechtgewiesen, entweder daß er von seinem Irrthum abstehe, oder daß er aus der Gemeinschaft gewiesen werde."

Die Katakomben.

Groß sind die Herrlichkeiten Roms, so groß, daß man Jahre brauchen könnte, wenn das Auge sie alle schauen, der Geist sie alle fassen und ordnen wollte. Die christliche Kunst, im Schooß der Kirche geboren und erzogen, ist ein dankbarer Zögling gewesen und hat aus ihren köstlichsten Kleinodien ein Diadem für Rom gemacht. Tausende von prächtigen Altären, welche heilige Reliquien umschließen, sind mit Kirchen überbaut, und diese sind mit Gemälden, Bildwerken, Mosaiken so reich geschmückt, daß man ganz geblendet die Augen niederschlägt, um sie ausruhen zu lassen, und nun gewahr wird, daß man einen Fußboden betritt, dessen herrliches Material man lieber in ein Schmuckkästchen legen möchte. Die Paläste wetteifern mit den Kirchen durch prachtvolle Architektur, durch Schätze von Gemälden und tausend Kunstgegenständen. Die heidnische Kunst in Bau- und Bildwerken ist durch erlauchte Nachfolger des Apostelfürsten vom Untergang gerettet und erhalten, um zu zeigen, was der Geist des Menschen schaffen und ersinnen könne — ohne Gott. Wer kennt sie nicht, diese Marmorwelt des Vaticans, diese melancholischen Götterbilder, die so schwermüthig aussehen, weil sie nicht unter der Signatur der Erlösung stehen? und ihnen gegenüber die seligen Gestalten von Rafaels Transfiguration und Perugino's heiligen Jungfrauen? Wer kennt nicht das Forum mit seinen zerfallenen

Göttertempeln und seinen gebrochenen Säulen, und die Rosen, die über der Stätte der versunkenen Kaiserpaläste wuchern, und das wunderbare Coliseum, das wie ein ungeheuerer Zauberring nichts umschließt, als in der Mitte seiner Arena ein armes, schwaches, nacktes Kreuz, und eine Welt von Erinnerungen! Denn das Coliseum ist das Flavische Amphitheater, welches Vespasian für Kampfspiele erbauen ließ, und das Blut der Christen ist hier in Strömen geflossen durch Martern, durch Zähne der Bestien, deren Zwinger in den unteren Räumen noch gezeigt werden, und durch das Schwert. Jenes arme Kreuz ist das wahre Mausoleum der Märtyrer. Es steht aufrecht und der prachtvolle Riesenbau ist eine Ruine, und sie haben diesen Riesen durch ihr Leiden und Sterben für das Kreuz zerbrechen helfen. Aber an der inneren Ringmauer der Arena sind jetzt die Kreuzwegs-Stationen angebracht, und so verschmilzt ihr Andenken und ihr Leid mit dem Leiden, welches ihr Gott mit ihnen getheilt hat. Daher trägt das Coliseum den Charakter einer so feierlichen und rührenden Erhabenheit, wie wenig Stätten auf der Erde. Diese gebrochenen Bogen; diese schwungvollen durchsichtigen Arcaden; diese Masse von Schlingpflanzen und Gesträuch, die wie ein grüner Schleier die Schutthaufen lieblich verhüllt; dieser rothe Baustein, der, von der Abendsonne angeglüht, wie in Blut getränkt und wie mit Glorie umstrahlt aussieht; die ganze Form des Baues, der wie eine immense Muschelschaale nach Oben sich erweitert, als ob sich vom Himmel eine Perle in ihn herablassen sollte; in der Mitte des Riesenbaues das geringe demüthige Kreuz, das all' seine Schönheit und all' seine Zerfallenheit überdauert; drüben auf dem Berge Cölio die dunkeln Cypressen, die wie ernste Gedanken still und unbeweglich die Vergänglichkeit der irdischen Größe zu betrachten und sich um desto fester gen Himmel zu richten scheinen; — Alles, Alles erschüttert die Seele und weckt in ihr die Sehnsucht nach dem ewigen Leben, dem ewigen Frieden. „In Pace" (in Frieden) — das ist das Wort, welches zahllose Gräber in den Katakomben wie mit dem Lohn ihres Kampfes

„bezeichnet. Wer da ruht, ist eingegangen in den Frieden des „Herrn.

Eine der unvergleichlichsten Merkwürdigkeiten Roms sind die Katakomben, diese unterirdischen Zufluchtsstätten, Kirchen und Kirchhöfe der Christen während der drei ersten Jahrhunderte. Wer die Katakomben unter der Basilika von St. Sebastian besuchte, hat gewiß mit Staunen an der Eingangspforte die Inschrift gelesen, daß in diesem Kirchhof des Papstes und Märtyrers Calixtus die Gebeine von hundertvierundsiebzigtausend Märtyrern ruhen, „die alle aus großer Trübsal gekommen sind, und die, um Erben zu werden im Hause des Herrn, den Tod erlitten haben für den Namen Jesu Christi." Aber sein Staunen wächst, wenn er hört, daß dies nur ein Theil der heiligen Todtenstadt ist, die sich unter dem römischen Boden hinzieht und die gleichsam das Fundament des christlichen Roms bildet. Aus einem Felsengrabe ging der göttliche Stifter der Kirche siegreich hervor, um seine Gottheit zu verkünden; aus Felsengräbern ging die heilige Kirche hervor, um zu verkünden, daß sie seine wahre Braut, die Stellvertreterin, Fortsetzerin und Ausführerin seines Werkes auf Erden sei. Und es geziemte sich, daß an dem Ort, wo die heilige Braut vor dem Auge der Völker ihren Sitz aufschlug, diese Gräber Grundlage ihres Thrones würden.

Unter der Basilika von St. Sebastian, doch nicht im Zusammenhang mit dem unterirdischen Kirchhof von St. Calixtus, befindet sich ein halbrunder, gemauerter Raum. Hier wurden die Leiber der heiligen Apostel Petrus und Paulus nach ihrem Martertode zuerst beigesetzt, und diese Stätte war den Christen so heilig, daß sie dieselbe vorzugsweise die Gräber, und deren Nachbarschaft nannten: Platz bei den Gräbern, und ihre eigene Ruhestätte auf diesem Platz zu finden wünschten. Die Gelehrten erklären, daß das Wort Katakomben Platz bei den Gräbern bedeute und allmälig auf alle unterirdischen Kirchhöfe übergegangen sei. Andere sagen auch, Katakomben bedeute: tiefe Höhlen. Beides ist passend.

Da liegt nun Rom über seine sieben Hügel hingebreitet mit seinen Basiliken und Palästen, seinen Kirchen und Mausoleen, seinen Ruinen, Gärten und Fontänen, seinen Obelisken, Säulen und Statuen. Da liegt es wie zu Füßen der Kuppel von St. Peter, die sich hoch in den blauen Himmel hinein wölbt, ein Wunderwerk der Menschenhand, des Menschengeistes. Aber so hoch wie dieses über die Erde emporsteigt, so tief senkt sich ein anderes in die Erde hinein: ein Wunderwerk des Glaubens, die Katakomben.

Außerhalb der Thore und Mauern Roms, rings im Umkreis unregelmäßig es umschließend, in einer Ausdehnung von einigen Meilen, liegt unter der Erde eine Stadt, die ihre Straßen, Plätze, Kirchen, Häuser, Geräthschaften und Einwohner hat. Aber die Straßen sind finstere Gänge in den Tuffstein gehauen, die Kirchen sind größere Räume in demselben, die Häuser sind Gräber, die Geräthe sind Blutfrüglein und Grabeslampen, und die Einwohner sind Todte; und diese Stadt sind die Katakomben. Unzählige Gänge, die bis zu vier, sechs, ja zehn Stockwerke in den Erdboden hineinsteigen, bald niedrig und schmal, bald hoch und breit, aber immer gewölbt sind und immer senkrechte Wände haben, laufen hier gerade aus, dort gekrümmt, da gewunden, in tausend Richtungen sich durchschneidend, wie Fäden eines unregelmäßigen Netzes durcheinander. Hie und da, an seltenen Stellen, ist im Gewölbe eine Oeffnung angebracht, um ein wenig Licht und Luft aus der Oberwelt einzulassen; und um das Hinabstürzen von Menschen, Thieren oder sonstigen Gegenständen zu verhüten, ist die Oeffnung von außen mit einem kleinen Gemäuer eingefaßt. In die Wände der Gänge sind vom Fußboden bis zum Gewölbe längliche Oeffnungen gemacht, wie Kojen in einem Schiff. Sie sind nur gerade lang genug, daß der menschliche Körper ausgestreckt darin liegen könne. Sie laufen horizontal, wie Fächer eines Schrankes, an den Wänden hin, je nach deren Höhe fünf, sechs, ja zehn Reihen übereinander. Das sind die Gräber. Hatte das Grab seinen Todten aufgenommen, so ward die

Oeffnung mit Marmor- oder Ziegelsteinen geschlossen und fest vermauert.

Früher hat man geglaubt, die Steinbrüche und Sandgruben, welche die Römer zum Behuf ihrer ungeheueren Bauten in der Umgegend Roms eröffnet hätten, und zwar unterirdisch, um die Benutzung des Bodens nicht zu stören, wären von den Gläubigen in Katakomben verwandelt. Aber abgesehen davon, daß es nicht vorsichtig, ja nicht einmal möglich gewesen wäre, christliche Grabstätten an Orten einzurichten, die den Verfolgern der Christen so bekannt waren, haben Gelehrte der neuesten Zeit, die ihr ganzes Leben der Erforschung der Katakomben widmen, gefunden, daß keine einzige Katakombe weder in der Sandschicht, noch in der harten Tuffsteinschicht gegraben ist, welche die Römer als Material ihrer Bauten — jene zu Cement und diese zu Werkstücken nöthig hatten; sondern in einer Schicht von weichem Tuffstein, der sich leicht bearbeiten läßt, aber seiner Weichheit wegen zu Bauten nicht taugt, weil er an der Luft leicht zerfällt. Allenfalls nimmt man an, daß die Christen bei der großen Neronianischen Verfolgung, welche sie so unvorbereitet traf, in den Steinbrüchen und Sandgruben der Römer eine augenblickliche Zuflucht gesucht, und dieselben etwa zu Vorplätzen ihrer Katakomben gemacht haben. Der Ursprung der Katakomben selbst ist aber ein christlicher und er entspricht vollkommen dem Bedürfniß der verfolgten Christen: sie bedurften einer sicheren Begräbnißstätte für ihre Todten und einer sicheren Zufluchtsstätte für ihre Lebenden, wenn die Tage der großen Trübsal über sie kamen; und da ihnen diese auf der Erde nicht gegönnt wurden, so mußten sie unter der Erde sie sich schaffen. Diese doppelte Bestimmung hatten die Katakomben. Ihre Ausdehnung wuchs in den drei Jahrhunderten der Verfolgung so riesenhaft, daß man die Berechnung gemacht hat: wenn man all' ihre Gänge an einander reihete, so würde sich eine Straße von ungefähr hundertundfünfzig Meilen ergeben, die mit sechs Millionen Gräbern eingefaßt wäre. Etwa zwei und eine halbe Million dieser Gräber gehören Märtyrern,

die übrigen aber abgeschiedenen Gläubigen an. Fünfzig verschiedene Katakomben zogen mit ihren Goldadern von Heiligkeit einen solchen Strahlenkranz um das heidnische Rom, daß alle Fackeln bei dessen wüsten Orgien allmälig erbleichen und verlöschen mußten. All' diese fünfzig Katakomben sind in ihrer Anordnung wie nach einem Plan gemacht, weil sie alle eine und dieselbe Bestimmung hatten: gemeinschaftliche Grabstätte Derjenigen zu sein, die im Leben und im Tode „ein Herz und eine Seele" in Christo waren, und die, wie Ihr göttlicher Herr und Meister, auf Erden nicht wußten, wohin sie ihr Haupt legen sollten. Den prachtvollen Grabmälern des heidnischen Roms, dessen edelsten Geschlechtern sie zuweilen angehörten, hatten sie entsagt, um als ein Volk von Brüdern um ihre Vorkämpfer, die Märtyrer, geschaart, in demüthiger Unscheinbarkeit auf den Tag zu harren, dem keine Nacht mehr folgt. Wenn die Vornehmen und Reichen ihre Gärten und Landgüter in Vorhöfe von Katakomben verwandelten, so waren diese ohne Unterschied den Hohen und Geringen, den Herren und Sclaven eröffnet, und die Besitzer wünschten keine andere Auszeichnung als etwa die: Märtyrer in ihren Katakomben bestatten und in deren Nähe mit den Ihren ruhen zu dürfen.

Die Baumeister dieser ungeheueren Todtenstadt mit ihren fünfzig Katakombenquartieren waren die Todtengräber.

Die christliche Gemeinde in Rom war anfänglich unter sieben Priester getheilt und geordnet, welche die geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, die ihr Amt ihnen zuwies, unter der Leitung des obersten Bischofs besorgten. Dies ist der Ursprung der Pfarreien. Im Jahre 96 war die Zahl der Gläubigen schon so gestiegen, daß der heilige Papst Evarist die Zahl der Pfarreien auf fünfundzwanzig steigern mußte, und allmälig mit dem wachsenden Bedürfniß wurden sie noch zahlreicher. Jede Pfarrei hatte unter einem oder zwei Priestern, unter einem Diakon, Subdiakon und Notar, auch eine fromme Bruderschaft von Männern, die von den Geistlichen beaufsichtigt und geleitet, und mit Allem beauftragt waren, was das Begräb-

niß der Gläubigen betraf; dies waren die Todtengräber, und ihr Beruf vererbte sich in den Familien von Vater auf Sohn. Ihr Leben war ein Leben des Glaubens, der Liebe, des Opfers und der Gefahr nach einem ganz übernatürlichen Maßstab. In jeder Leiche sahen sie den Leib des Herrn, gleich Ihm bestimmt zur Auferstehung des Fleisches, und einen Bruder, den sie mit möglichster Andacht und Sorgfalt zur Ruhe betten mußten. Deshalb vergruben sie sich unter die Erde, in finstere Nacht, in tiefe Höhlen, mit ihrem Lämpchen und ihren Werkzeugen; deshalb unterzogen sie sich der mühseligen Arbeit, Gänge auf Gänge, Gräber über Gräber auszuhöhlen; deshalb wußten sie alle Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden, die ihrem heiligen Zweck entgegen traten, und aus den Händen der Henker, der Wuth des Volkes, der Obhut der Kriegsknechte, aus den Tiefen des Flusses, aus den Lachen von Blut, aus den Kohlen der Scheiterhaufen die Ueberreste ihrer Brüder zu erkaufen, zu erflehen, zu erretten und sie heimlich, zuweilen massenweise, mit der äußersten Vorsicht, damit kein feindliches Auge die Zufluchtstätte erspähe, in den Katakomben in Sicherheit zu bringen. Deshalb behandelten sie die oft so schauerlichen Ueberreste mit zartester Sorgfalt, wuschen sie rein von Staub und Blut, umhüllten sie mit weißem Linnen, zuweilen mit kostbaren Stoffen und besprengten und bestreuten sie, um sie vor Verwesung zu schützen, mit so viel aromatischen Wassern und Kräutern, daß Tertullian den Heiden zuruft: „Saba und Arabien schicken uns mehr Balsam und Weihrauch, um unsere Todten zu bestatten, als an euch, um euere Götter in Rauchwolken einzuhüllen.“ Und das Alles thaten sie aus liebendem Andenken an das Grab des Herrn, aus liebender Zuversicht zu Seinem Ausspruch: „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch Die bei mir seien, die Du mir gegeben hast.“ (Joh. 17, 24.) In den Seinen, die in Seinem Namen abgeschieden und Ihm vereint waren, ehrten sie Ihn. War der Todte auf seinem letzten Lager gebettet, so ward die Grabesöffnung schnell vermauert, um allen schädlichen Aus-

dünſtungen zuvor zu kommen. Bisweilen wurden auch ganze Gänge, wenn ihre Wände voll Gräber waren, von oben bis unten zugeſchüttet mit dem Material, welches ſich durch die Ausgrabung immer neuer Gänge und Gräber anhäufte. Auf den Stein, der das Grab ſchloß, grub der Todtengräber bald eine längere, bald eine kürzere Inſchrift, bald nur einen Namen und das troſtvolle „In pace," bald ein ſymboliſches Zeichen, eine Palme, eine Taube, oder den Namen des Herrn ein; oftmals mit großer Eile, mit untauglichen Werkzeugen, auch mit ungeübter, ja unkundiger Hand; denn nicht all' dieſe frommen Männer verſtanden ſo gut zu ſchreiben, als zu glauben, zu lieben und ſich aufzuopfern! Das Chriſtenthum hat nicht mit den Gelehrten und Gebildeten angefangen. Manche Grabſteine ſind auch ganz leer geblieben; es fehlte an Muße oder an Kunde, um ſie zu bezeichnen. Andere ſchließen ein Familiengrab, in welchem zwei, drei, ſogar vier Todte, immer in der nämlichen horizontalen Lage, neben einander ruhen. Noch andere bedecken Gräber, welche ganz geringe Ueberreſte von vielen Märtyrern zuſammen aufbewahren. Vielleicht ließen die Beſtien nur wenige Gebeine, vielleicht die Flammen nur wenig Aſche übrig! Es ward andächtig geſammelt und beſtattet und die einfache Inſchrift: „Ruffinus und hundertundfünfzig Märtyrer Chriſti," oder: „Marcella und fünfhundertundfünfzig Märtyrer Chriſti," weist keinen anderen Schmuck auf als das Siegeszeichen, die Palme. In ruhigen Zeiten waren nur die Todtengräber und ihre Handlanger in den Katakomben beſchäftigt; brachen aber die Stürme der Verfolgung aus, ſo rechneten alle Gläubigen es ſich zur Ehre an, ihnen behülflich zu ſein, und heilige Päpſte, Prieſter, edle Frauen, Jünglinge und Jungfrauen halfen die Leichen in die Katakomben zu bringen und zu beſtatten.

Außer den Gängen finden ſich noch andere Räume in den Katakomben: kleine und größere Grotten oder Kammern (Krypten), die, wenn ſie ohne Gräber ſind, den Zuſammenkünften der Gläubigen zu ihren Liebesmahlen und zum Unterricht der Katechumenen dienten. Andere Kammern, die als

Kapellen benutzt wurden, umschlossen ein ebenfalls aus dem Tuffstein gehauenes, aber vorspringendes und mit einem Bogen überwölbtes Grab eines Märtyrers, auf dessen oberer Platte die heiligen Geheimnisse gefeiert wurden, so daß das Grab selbst den Altar bildete. Die gegenwärtige Form unserer Altäre ist nicht willkürlich angenommen, sondern mit der Kirche selbst aus den Krypten der Katakomben hervorgegangen und ruhet auf heiliger Ueberlieferung. Welche Opfer, welche Gebete, welche Thränen, welche Schmerzen, welche Freudigkeiten mögen vor jenen unterirdischen Altären Gott dargebracht worden sein! In manchen Krypten sind Wandgemälde, immer in Bezug auf den Trost des Glaubens, auf die Wunder der Liebe: Jonas im Wallfisch, Daniel in der Löwengrube, das Opfer Isaaks, die drei Jünglinge im Feuerofen, Job zwischen seinen Freunden, Joseph und seine Brüder, — alle Aengste und Nöthen des Lebens gesänftigt und überwunden im Vertrauen auf göttliche Hülfe und Gnade. Auch Bilder aus dem Leben des Heilandes, vorzugsweise die Werke seiner Barmherzigkeit: Christus die Kranken heilend, die Brode vermehrend, bei der Samaritanin am Brunnen sitzend, die kleinen Kinder segnend, den Lazarus erweckend; Christus als guter Hirt oder als Lamm Gottes das Kreuz tragend; welch ein übernatürliches Licht warfen diese süßen, liebreichen Bilder in die dunkeln Katakomben und auf das Leben und den Tod der Gläubigen!

In Zeiten des Friedens bewohnten die Christen ihre Häuser in der Stadt, gingen ihren Geschäften und ihrem Beruf nach und besuchten die Katakomben nur bei religiösen Versammlungen, an Jahrestagen der Märtyrer, die durch das heilige Meßopfer auf deren Gräbern gefeiert wurden, oder um in der Nähe von lieben Abgestorbenen zu beten. Aber wenn die Verfolgung begann, wenn das Blutedict öffentlich bekannt gemacht wurde: so verschwanden ihrer Viele vor dem Ungewitter in den Katakomben. Das wußten die Heiden auch sehr gut; deshalb nannten sie die Christen mit Verachtung „ein lichtscheues Volk;" deshalb schrieen sie: „Schließt

die Kirchhöfe!“ deshalb verboten blutdürstige Kaiser bei Todesstrafe, in die Katakomben zu fliehen; deshalb war die Rücknahme dieses Verbotes das erste Zeichen, daß die Verfolgung nachlasse. Da die Heiden aber die Katakomben und ihre tief verborgenen Eingänge nicht alle kannten, so war es den Christen dennoch möglich, sich heimlich und vorsichtig in die unbekanntesten zu flüchten und versteckt zu bleiben. Die obersten Hirten selbst riefen und führten ihre Heerde in die Katakomben. Der heilige Papst Clemens sagt: „Kommt, versammelt euch in den Kirchhöfen! Wir wollen dort die heiligen Schriften lesen, Hymnen zu Ehren der Märtyrer und aller Heiligen, welche diese Welt verlassen haben, anstimmen, für unsere Brüder beten, die im Herrn gestorben sind, in unseren Kapellen und Grabstätten das eucharistische Opfer darbringen, das wohlgefällig ist vor Gott, und mit Psalmengesang Denen das Geleit geben, die für den Glauben sterben.“ Und der Papst Cornelius schreibt im Jahre 260: „Die Verfolgung ist so außerordentlich heftig, daß wir nicht wagen dürfen, uns in den bekanntesten Kirchhöfen zu versammeln.“ Viele heilige Päpste hielten sich bald längere, bald kürzere Zeit darin auf; der heilige Cajus acht Jahre; der heilige Sixtus II. mit vier Diakonen fand in ihnen den Märtyrertod, weil sein Aufenthalt entdeckt wurde und er nicht mehr Zeit hatte, ihn zu wechseln. Obgleich nun Hirten und Heerde sogar in ihrer Zufluchtstätte in beständiger Todesgefahr schwebten, so vollzogen doch die treuen Nachfolger der ersten Apostel ihr apostolisches Amt mit noch erhöhtem Eifer in diesen Grotten und Höhlen, damit keine Seele in Zaghaftigkeit oder Kleingläubigkeit verfalle und kein Schäflein der Heerde verloren gehe. Hier hielten sie Concile, weihten sie Priester, consecrirten sie Bischöfe, gaben sie Disciplinargesetze, unterrichteten sie die Neophiten, tauften sie die Katechumenen; hier brachten sie im hochheiligen Opfer den Leib des Herrn dar; hier predigten sie das Wort vom ewigen Leben; und so lenkten und regierten sie mit ruhiger Hand und gleichmüthiger Seele das Schifflein Petri durch die tobenden Wellen, die sich

hoch über ihrem Haupte aufbäumten und beständig mit Untergang drohten, denn sie ruhten in der Gewißheit, daß dies Schifflein bestimmt sei, die ganze Menschheit in die Ewigkeit hinüber zu führen.

Jedoch nahmen nicht alle Gläubigen ihren Aufenthalt in den Katakomben. Manche, z. B. alle Kriegsleute, waren durch ihren Beruf in der Stadt festgehalten; Andere blieben freiwillig, weil ihnen die Flucht nicht nothwendig schien; noch Andere, um für ihre Brüder in den Katakomben zu sorgen, ihnen Lebensbedürfnisse und Nachrichten zu bringen und Viele, um die Gefangenen zu besuchen und die zum Tode Verurtheilten zu begleiten. Damit alle Diese, welche den Trost der Anwohnung beim heiligen Meßopfer entbehrten, standhaft auf ihren gefährlichen Posten ausharrten, ward das eucharistische Brod nach dem Schluß der heiligen Feier von den Priestern den Diakonen übergeben, welche es entweder selbst oder durch junge Akolythen den Gläubigen in der Stadt zutrugen. „Wer von der Kirche nicht zum Kampf gewaffnet wird," sagt der heilige Cyprianus, „ist nicht tauglich für das Martertum, und die Seele verzagt, wenn sie nicht durch die Eucharistie erhoben und entflammt wird." Der heilige Papst Stephanus, der auch lange in der Katakombe seinen Bischofsitz und seine Kathedrale aufschlug, ward ebenfalls endlich in ihr zum Märtyrer gekrönt. Am Tage nach seinem glorreichen Tode empfing der Jüngling Tarsicius, ein Akolyth, den heiligen Auftrag, das Opferbrod den Brüdern in der Stadt zu überbringen. Unterwegs wird er aber von Soldaten festgehalten, die ihn fragen, was er da so vorsichtig trage? und da er nicht antwortet, um das Hochwürdigste Gut keiner Entweihung auszusetzen, fallen sie über ihn her und erschlagen ihn. So lebten und so starben damals die Christen. Mit solchem Muth und solchem Glauben verlief ihr ganzes Dasein zwischen den Aengsten der Verfolgung und der Aussicht auf den Martertod. Welche wunderbar mächtige Lebenskraft durchströmte die Kirche, daß sie all' ihre Kinder zu Helden machte!

Wie man durch die Wandmalereien der Königsgräber von Theben das ganze Leben der alten Egypter kennen lernt, Gebräuche, Beschäftigung, Handwerk, Unterhaltung, Hausgeräth, Lebensmittel, Waffen: so weisen die Katakomben das Leben des Christen nach, das freilich in näherer Beziehung zum Himmel als zur Erde stand, und deshalb auch mehr auf himmlische Bedürfnisse als auf irdische hindeutet. Gewisse Vorplätze vor den Krypten sind als diejenigen Räume erkannt, wo sich die Büßer aufhielten, die zu öffentlicher Buße verurtheilt waren und nur von fern dem heiligen Meßopfer beiwohnen durften. Dahin auch hatten sich die Katechumenen zurückzuziehen, wenn das heilige Geheimniß, die Wandlung begann, weil sie noch nicht durch das Sacrament der Taufe die Gnade empfangen hatten, mit erleuchteten Augen auf die Vollziehung des unblutigen Opfers zu schauen. Ein langer Saal, an dessen beiden Seitenwänden fortlaufende Bänke, und am oberen Ende zwei erhöhte Sitze in den Stein gebauen sind, war das Schulzimmer, wo die Katechumenen den Unterricht der Geistlichen empfingen. Der steinerne Sitz mit hoher Lehne zur Rechten des Altars und etwas vorspringend, ist der bischöfliche Stuhl, von wo aus der Hirt seiner Heerde Ermahnungen und Erklärungen des Evangeliums gab. In der Katakombe der heiligen Agnes ist eine große Kapelle, in der sich hinter dem Hauptaltar ein Presbyterium findet, ein Raum für die Geistlichkeit, mit einem erhöhten Sitz für den Bischof in der Mitte, und zu beiden Seiten minder hohe für die Priester, wie jetzt in den Kathedralen der Chor für Bischof und Domherren. Eine kleinere Kapelle enthält zwei Sitze, welche man für Beichtstühle nach der alten Art erklärt, wo der Büßer nicht seitwärts, sondern gerade vor dem Priester zu knieen hatte. Da die Aushöhlungen der Katakomben nur im weichen Tuffstein gemacht wurden, überall dessen Schichten folgen und nach ihnen sich richten, so konnten all' diese Einzelheiten nur da ausgeführt werden, wo man sich in einem großen Tuffsteinlager befand. Wie die Ausdehnung der Gänge sich nach der Ausdehnung dieses Lagers richtet, so daß man

zuweilen in ihnen kriechen muß: so war auch die Form der Kapellen dadurch bedingt, bald drei- und viereckig, bald halbrund; aber da wo der Stein es gestattet, ein längliches Viereck, halbrund geschlossen, der Typus der Form unserer jetzigen Kirchen. Weihwasserkessel sind in kleinen Nischen neben den Thüren angebracht. Nichts von Geräthschaften ist in den Katakomben entdeckt außer zahllosen thönernen Lämpchen, alle in Form eines kleinen Nachens an einer Kette befestigt, so daß sie bequem getragen und leicht aufgehängt werden konnten. Sie dienten zur Beleuchtung dieser unterirdischen Welt. Mit heiliger Vorsicht war für die Trennung der beiden Geschlechter gesorgt; eine alte Inschrift besagt, daß die Männer und die Frauen besondere Eingänge und Treppen zu benutzen hatten. Beim Gottesdienst hielten sie sich ebenfalls an geschiedenen Plätzen auf und Diakone und Diakonissen mußten umherwandeln und beachten, daß die Ordnung überall eingehalten werde. Um die unvermeidliche Unruhe vieler zusammengedrängter Menschen ganz zu umgehen, sind die Kapellen sehr zahlreich, aber klein. Jene Lämpchen hatten noch eine andere Bestimmung. Die Gläubigen machten sie zu einem Ausdruck ihrer Hoffnung, daß die Todten mit der brennenden Lampe des Glaubens in der Hand zum Brautfest der göttlichen Liebe eingegangen seien und die Freuden des ewigen Lichtes genössen. Mit brennenden Lampen umgaben sie ihre geliebten Gräber, besonders die der Märtyrer, und die immer wiederkehrende Inschrift der Gräber: In pace! Vivas in Deo! Vivas in aeternum! (In Frieden! Lebe in Gott! Lebe in Ewigkeit) sprach sich mit kindlicher Freude und Zuversicht durch die tausend flimmernden Lämpchen in der finstern Katakombe aus. Durch das Thal voll Todesschatten waren die Seelen zur Herrlichkeit Gottes gelangt. Und wenn wir unsere Todten mit Kerzen zum Grabe geleiten und am Tage Allerseelen an den Gräbern und in den Kirchen Lichter anzünden, so stieg dieser feierliche und kindliche Gebrauch mit der Kirche selbst, als Ausdruck einer rührenden Glaubensfreudigkeit, aus den Katakomben empor.

Als im vierten Jahrhundert die Verfolgungen aufhörten, blieben die Katakomben geheiligte Stätten, welche eifrig von den Christen besucht wurden und wo sie sich gern beerdigen ließen. Der heilige Hieronymus, geboren 331, schreibt: „Als ich in Rom meine Studien machte, hatte ich mit einigen jungen Leuten meines Alters, welche denselben Zweck verfolgten, die Gewohnheit angenommen, jeden Sonntag die Gräber der Apostel und der Märtyrer zu besuchen. Eifrig und aufmerksam wanderten wir durch diese Höhlen, welche in die Tiefe der Erde gegraben sind. Nach allen Seiten laufen unzählbare Gänge hin, die sich in allen Richtungen durchkreuzen. Tausende von Todten sind in allen Höhen in den Seitenwänden bestattet und überall herrscht eine so tiefe Finsterniß, daß man an das Wort des Propheten erinnert wird: „Lebendig sind sie in die Hölle hinabgestiegen." Nur ganz selten dringt ein spärliches Licht durch die Oeffnungen hinein, welche man auf der Oberfläche der Erde gemacht hat und verscheucht ein wenig die schauerliche Dunkelheit, in die man sich langsam gehend oder gar auf dem Boden kriechend, vertieft." An Tagen der Märtyrer begab man sich in festlicher Prozession in die Katakomben, um das heilige Opfer auf ihren Gräbern darzubringen. Nach und nach wurden Basiliken über solchen Gräbern, aber auf der Oberfläche der Erde gebaut, und zwar so, daß der Hochaltar über der unterirdischen Krypta, welche das Grab in sich schloß, errichtet wurde; wie z. B. St. Peter über den Vaticanischen Katakomben. Ja, zur Erinnerung an diese geheiligten Stätten, wo das Christenthum die Bluttaufe empfangen hatte, legte man unter neuen Basiliken und Domen eigens Krypten an, um verehrte Reliquien aufzunehmen. Auch kam die feierliche Erhebung der Reliquien in Gebrauch; d. h. unter gewissen kirchlichen Ceremonien wurden sie ihrer bisherigen Ruhestätte entnommen und mit großer Andacht in Kirchen übertragen, wo prachtvolle Gräber sie aufnahmen und wo sie der Verehrung des Volkes zugänglicher waren.

Die welterschütternden Kriege und Umwälzungen, welche in Folge der Völkerwanderung Jahrhunderte lang Europa

mit wilden Horden überschwemmten, schleppten unsäglich viel Zerstörung mit sich und brachten über Rom und die Katakomben manche Verwüstung. In Folge derselben ließ der Papst Bonifaz IV. eine große Menge Reliquien der Märtyrer im Jahre 607 im Pantheon beisetzen, in jenem ehemals heidnischen Tempel, der allen Göttern gewidmet war, und zum ewigen Gedächtniß dieser großartigen Erhebung, dieses Sieges des Christenthums über das Heidenthum, begeht die Kirche alljährlich das Fest Allerheiligen. Je mehr die heiligen Ueberreste aus den Katakomben in die immer anwachsende Zahl der Kirchen versetzt wurden, desto mehr wuchs das fromme Verlangen der Christen, auch dort in der Nähe ihrer heiligen Väter im Glauben eine Ruhestatt zu finden und sie ließen sich nicht mehr in den Katakomben, sondern in den Kirchen und den nächstgelegenen Plätzen begraben. So kam es ganz allmälig, daß im sechszehnten Jahrhundert die Katakomben so gut wie vergessen waren, als der berühmte Archäolog Antonio Bosio sie gleichsam neu entdeckte. Mit Erlaubniß des Papstes Clemens VIII. begann er sie wissenschaftlich zu durchforschen, widmete diesem Studium drei und dreißig Jahre (von 1567 bis 1600) und fand in ihnen wahre Schätze des christlichen Alterthums. Andere gelehrte Männer verfolgten den Weg, den Bosio gebrochen und bis zum heutigen Tage sind die Katakomben ein Gegenstand, dem christliche Archäologen mit größter Hingebung ihre Wissenschaft widmen. Ungefähr der vierte Theil der Katakomben ist bis jetzt zugänglich gemacht; denn obwohl man annäherungsweise ihre Ausdehnung eben so berechnen konnte, wie den Umkreis von Pompeji, das auch noch größtentheils unter der Asche liegt: so hat man, wegen der großen damit verbundenen Kosten, Mühen und Gefahren, die Aufgrabung doch noch nicht weiter gebracht. Viele Gänge wurden gleich von den Todtengräbern zugeschüttet; andere sind durch Erdbeben oder im Laufe der Jahrhunderte eingestürzt; Treppen sind zusammen gefallen; die Eingänge sind mit Erde bedeckt, mit Weingärten bewachsen, so daß die Arbeit große Schwierigkeiten hat. Jedoch wird sie unablässig fortgesetzt.

Durch Gottes Gnade wurden die Katakomben gerade zu einer Zeit wieder eröffnet, in welcher die Welt mehr denn je heiliger Reliquien bedurfte, theils um sich durch die Erinnerung an Leid und Drangsal der Märtyrer zu trösten und zu stärken, theils um Altäre aufrichten zu können. In den jammervollen Religionskriegen des sechzehnten Jahrhunderts wurden unzählige Heiligthümer von den Irrgläubigen verwüstet, zerstört, ausgeraubt, in Schutt und Asche gelegt, und ohne Reliquien konnten die Altäre der Gläubigen nicht wieder aufgerichtet werden. Andererseits gewann das Christenthum in Asien und besonders in dem kürzlich entdeckten Amerika mehr Seelen, als es in Europa verlor, so daß die Kirche für ihre Kinder in allen Welttheilen zu sorgen hatte. Da öffnete sich in den Katakomben diese Fundgrube heiliger Kleinodien! Was die Wissenschaft nach scharfsinniger und genauer Erwägung erforscht hatte, ward von der Kirche nach sorgsamer und weiser Prüfung angenommen und beglaubigt, und Palmzweig und Blutfrüglein als untrügliche Bezeichnung eines Märtyrergrabes anerkannt. Diese Gräber, und *nur diese*, wurden und werden feierlich geöffnet, um die ehrwürdigen Ueberreste der Verehrung der Christenheit zu übergeben und den Anforderungen des Cultus, bei immer anwachsendem Bedürfniß neuer Gotteshäuser, zu genügen. Weist ein solches Grab keinen Namen des Märtyrers auf, so begnügt sich die heilige Kirche, diesen ehrwürdigen Gebeinen, die für die Sache Gottes zermalmt und zerbrochen worden sind, eine Benennung beizulegen, die genau der Wahrheit und zugleich dem Wunsch der frommen Andacht entspricht: sie gibt ihnen eine Bezeichnung, die allen Märtyrern zukommt: Justus, Candidus, Pius, Felix, Victor, Fortunat und ähnliche. Denn sie drücken Tugenden, Siege und Belohnungen aus.

O ihr lieben heiligen Märtyrer, die ihr mit Gott vereinigt seid, weil ihr schon hienieden sein Leben in euch aufnahmt, die ihr theilhaft seid der Allmacht Gottes, weil ihr nur das gewollt habt, was Gott will, bittet für uns, damit wir, wenn wir eurer glorreichen Kämpfe gedenken, dadurch

angefeuert werden, euren Glauben und eure Liebe nicht blos zu bewundern, sondern nach unseren Kräften und nach unserem Maß der Gnade nachzuahmen.

Das Coliseum.

Da die Amphitheater die Bühnen waren, auf denen die heilige Tragödie des christlichen Märtyrerthums dargestellt wurde, und da das prachtvolle und gigantische Flavische Amphitheater zu Rom der großartigste und vollkommenste Bau dieser Art, ein Muster und Typus aller übrigen war: so trägt es vielleicht dazu bei, die Theilnahme für die christlichen Helden, diese heiligen Ahnen unserer Seelen, zu beleben, wenn man sich den Schauplatz ihrer Kämpfe und Siege lebhaft vergegenwärtigen kann. In diesem riesenhaften Monument der Größe, der Macht, der Verderbtheit des heidnischen Roms unter den Kaisern ward der mörderische Krieg geführt, in welchem das Opfer den Henker, das Lamm den Tiger, die Taube den Drachen überwand. Jetzt heißt es das Coliseum und ist eine der schönsten und vielleicht die berühmteste und bekannteste Ruine der ganzen Welt.

Kaiser Vespasian begann den Bau, und Titus vollendete ihn nach der Eroberung von Jerusalem, indem er die in Gefangenschaft gerathenen Söhne Abrahams zu Tausenden daran arbeiten ließ, und zwar mit solcher Anstrengung, daß zwölftausend dabei umgekommen sein sollen. Dennoch waren die Kosten des Baues so groß, daß es hieß, Titus habe Ströme von Gold daran verschwendet. Als das Amphitheater vollendet war, widmete Titus es dem Andenken seines Vaters Vespasian, gab darin Spiele, die 120 Tage dauerten, in denen 5000 wilde Thiere und gegen 10,000 Gladiatoren erschienen, und nannte es nach dem Namen seiner Familie das Flavische Amphitheater.

Von einem freien offenen eirunden Platz, der 285 Fuß lang, 182 Fuß breit ist und 748 Fuß im Umfang hat, steigen

rundum steinerne Sitze und Stufen so aufwärts, daß jeder höhere Kreis etwas zurückspringt und daß der höchste den weitesten Umfang hat. Das Innere des Coliseums ist ein immenses ovales Becken von Steinterrassen, welches oben weiter als unten ist. Das Aeußere sind Doppelportiken, drei Stockwerk hoch, dorischer, jonischer und korinthischer Ordnung, welche die Stufen und Sitze tragen und durch ihre schöngeschwungenen Bogen und Pfeiler der ungeheuren Steinmasse ein leichtes, lebendiges Ansehen geben. Das vierte Stockwerk hat keine Bogen mehr, sondern große Fenster. Achtzig Thüren mit Nummern laufen außen um das Gebäude, stehen in Verbindung mit Treppen und Gängen, machen es dem Zuschauer leicht, seinen Platz zu finden, und verhindern ein übermäßiges Gedränge beim Anfang und Ende der Spiele. Außerdem liegen zwei ungewöhnlich große und hohe Pforten, wie Triumphbogen, kühn und mächtig, einander gegenüber an beiden Enden des Ovals; durch die eine traten die Gladiatoren und Alle ein, welche zur Unterhaltung der Zuschauer bestimmt waren; durch die andere schaffte man große Maschinen, Bäume und Alles, was zur Scenerie erforderlich war, hinein. Der innere freie Raum hieß die Arena. Sie war viele Fuß hoch mit feinem und festem Sand bestreut und unter demselben mit Marmorquadern gepflastert. Diesen festen Grund hatte sie (wenn nicht in jedem Amphitheater, so doch im Coliseum), weil man sie zuweilen vermittelst benachbarter Wasserkünste in einen Teich verwandelte, auf welchem Seegefechte zur Abwechselung statt fanden. Um die Arena lief das Podium, eine ungefähr acht Fuß hohe Marmorwand, auf welcher sich ein starkes Eisengitter erhob, das mit scharfen Spitzen versehen war und sich in die Arena hinein neigte. Außerdem saßen bewegliche hölzerne Kugeln am oberen Ende desselben, so daß eine wilde Bestie, die etwa hinan springen und sich anklammern wollte, an den rollenden Kugeln keinen Haltpunkt fand, an den scharfen Spitzen aber sich verwundete und wieder in die Arena zurückfiel. Dies war nothwendig zum Schutz der Zuschauer, die auf dem Podium, welches hinter dem Gitter

eine breite Terrasse bildete, ihren Sitz hatten. Diese Terrasse war der Ehrenplatz; da war das prächtige Zelt des Kaisers und der Cäsaren aufgeschlagen; da saßen die Prätoren, die Vestalinnen, die Großwürdenträger des Reichs; da hatte man das Schauspiel in möglichster Nähe und vor Augen; da genoß man in vollkommener Sicherheit die Nachbarschaft der Bestien; denn an der Basis des Podiums, unmittelbar auf der Erde, befanden sich Oeffnungen wie große Kellerfenster, welche durch starke eiserne Fallgitter geschlossen waren. Das waren die Ausgänge für die wilden Thiere, welche in unterirdischen Zwingern (Carceres) gehalten wurden. Begann das Spiel, so hob man das Fallgitter in die Höhe und die Bestie, aufgestachelt durch Speere, wüthend gemacht durch Feuerbrände, gepeinigt von Hunger, setzte in die Arena hinein.

Hinter der Terrasse des Podiums erhoben sich rundum die Sitze. Die ersten vierzehn Reihen wurden eingenommen von den Senatoren, den römischen Rittern, den vornehmsten Magistratspersonen, den fremden Gesandten. Die übrigen von allen römischen Bürgern. Aber die höchsten Sitzreihen gehörten den römischen Frauen; wie ein bunter Blumenkranz krönten sie das ganze Amphitheater und übersahen nicht blos die Spiele, sondern auch alle Zuschauer. Oberhalb der höchsten Reihe befand sich wiederum eine breite Terrasse mit einer Brustwehr; sie faßte 12,000 Zuschauer, die aber stehen mußten. Sitzplätze hatte das Coliseum für 87,000 Personen. Sämmtliche Sitze waren mit Polstern oder Teppichen bedeckt, damit die Gesundheit nicht durch die kalten Steine gefährdet werde. Die obere Terrasse trug schöngeschnitzte Balken und Mastbäume mit Tauwerk und Stricken, welche das Velarium, eine prachtvolle purpurfarbene, mit goldenen Sternen besäete Decke über dem ganzen Coliseum zeltförmig ausspannten. Ein zahlreiches Heer zierlich gekleideter junger Matrosen hing in dem Takelwerk und führte mit höchster Geschicklichkeit und Schnelle die Manöver aus, je nachdem das Velarium sich mehr oder minder öffnen und schließen sollte. So hatte man immer frische Luft und nie Sonnengluth. Das war aber noch nicht genug,

um mit größtem Behagen Menschenblut in Strömen fließen zu sehen! Dünne Schafte von vergoldetem Metall stiegen hie und da zwischen den Sitzen empor und spritzten zarte Strahlen von wohlriechenden Wassern aus, die als ein ganz feiner Thau auf die Zuschauer zurückfielen, Duft und Frische verbreiteten und die Atmosphäre von den bösen Dünsten der Leichen, der Bestien und des Blutes reinigten. Die Höhe des Coliseums betrug 157 Fuß, der äußere Umkreis 1641 Fuß. Aus Blöcken von Travertin, der einen heißen rothen Farbenton hat, ist der Riesenbau aufgethürmt. Die inneren Wände waren mit polirtem Marmor bekleidet und mit Säulen, Pilastern, Statuen, Bildwerken im Uebermaß geschmückt. Wie mußte das sein, wenn fast 100,000 Menschen, oder vielmehr wenn fast 200,000 Augen, denn im Auge concentrirte sich der ganze Zuschauer, diesen immensen Raum belebten, funkelten, glühten! Durch seine Größe, seine Pracht, durch die Schauspiele, welche es darbot, durch die wahnsinnige Leidenschaft des ganzen Volkes, vom Kaiser an bis zum Geringsten herab, und vom Rohesten an bis zu den Vestalinnen hinauf, für diese Schauspiele war das Coliseum der zusammengedrängte entsetzliche Ausdruck des heidnischen Lebens im alten Rom während der ersten Jahrhunderte des Christenthums, und die Ströme des reinsten Blutes, die Weihrauchwolken der reinsten Gebete, die Opfer der reinsten Liebe mußten sich wie eine heilige Sündfluth über diese Stätte ergießen, um das alte Rom von seiner heidnischen Befleckung rein zu baden und es glaubensfähig zu machen.

Die Spiele wurden zu Ehren der Götter gegeben, darum begannen sie mit einem Opfer; und zu Ehren Jupiters — mit einem Menschenopfer. Wenn sie dann Alle eingetreten waren, der Kaiser in Purpur gekleidet, die Vestalinnen in Weiß, die Senatoren mit weißen goldgezierten Mänteln, so schlachtete ein Priester des Jupiter (der Flamen dialis) am tragbaren Altar in der Mitte der Arena ein menschliches Opfer; dann klatschte man froh in die Hände, denn Jupiter war zufrieden und die Spiele konnten beginnen.

Muntere Fanfaren erschallten: durch das Thor Sanavivaria (der Lebenden) traten die Venatoren mit Peitschen in der Hand ein und stellten sich in zwei Reihen auf. Ihnen folgten die Bestiarier, die unglücklichen Opfer, die den wilden Thieren bestimmt waren, eine zahllose Heerde, meistens elende entlaufene und wieder eingefangene Sclaven, Kriegsgefangene, dann Christen jedes Alters, jedes Geschlechtes. Indem sie eintreten, müssen sie durch die Reihen der Venatoren gehen und von jedem derselben einen schmählichen Peitschenhieb auf ihre entblößten Schultern empfangen, auch die edelsten, die zartesten Frauen. Und das betrachteten die Vestalinnen Alles ganz genau! Dann trat ein Herold an die Spitze dieser zur Schlachtbank geführten Schaar und umkreiste mit ihnen die Arena. Vor dem Zelt des Kaisers, oder des Proconsuls, oder wer sonst dessen Stelle vertrat, mußten sie sich verneigen und den entsetzlichen Gruß sprechen: „Ave, Caesar, morituri te salutant!" („Die Sterbenden grüßen dich.") Die Christen sagten aber zuweilen andere Worte, z. B. Satur in Carthago zu Hilarian, dem Proconsul: „Jetzt richtest du uns; dereinst wird dich Gott richten." Nun haben die Zuschauer den Genuß gehabt, sich an der Menge der Opfer zu weiden; nun muß man haushälterisch mit dem ferneren Genuß zu Werke gehen und das Vergnügen möglichst verlängern. Darum macht man aus der ganzen Opferheerde viele kleine Abtheilungen; die, welche zuerst sterben sollen, bleiben in der Arena, man fesselt sie an Pfähle, man steckt sie in Netze, die jede Bewegung unmöglich machen und die den Anblick ihrer Agonie nicht verhüllen. Die Uebrigen führt man zurück, bis die Reihe zu sterben truppweise an sie kommt. Die Spannung der Zuschauer ist nun auf's Höchste gestiegen; da wird das greuliche Zeichen gegeben, von einem Caligula oder Domitian? nein! von den Prätorianern oder Lictoren? nein! von den Henkersknechten? nein! von den Vestalinnen wird es gegeben. Die Fallgitter vor den Zwingern der Thiere werden aufgezogen und Löwen, Bären, Stiere und Panther stürzen aufgestachelt und aufgehetzt in die Arena und auf ihre wehr-

lose Beute. Bald bedecken zerstampfte Leichname, zerrissene Glieder, Blut und Gebeine den Sand. Und so folgt eine Truppe auf die andere, ein Abwürgen auf das andere; und immer blutgieriger funkeln die 200,000 Augen und immer blutdürstiger erschallt der wüthende Beifall, und immer blutlechzender werden frische Bestien und frische Opfer verlangt. Endlich ist für dieses Schauspiel kein Menschenfleisch mehr vorhanden; denn Abwechselung muß sein, damit sich die Theilnahme nicht erschöpfe und eine andere Art von Metzelei soll beginnen. Zuvor treten die Confectoren in die Arena und schleppen mit eisernen Haken Alles, was sterbend oder todt in ihr umher liegt, durch das Thor Sandapilaria (der Todten) in einen eigens dazu bestimmten Raum, das Spoliarium, wo die Sterbenden vollends getödtet werden. Schöne Sklaven in zierlicher Kleidung folgen den Confectoren in die Arena, schütten frischen Sand auf Blutlachen und harken den aufgewühlten Boden wieder eben. Während der Zeit fällt ein balsamischer Thau aus vergoldeten Brunnenröhren erfrischend auf die Zuschauer, rauschende Musik erschallt und tausend Possenreißer in den abentheuerlichsten Kleidern und Aufzügen, suchen durch burleske Späße und fabelhafte Geschicklichkeit die entsetzlichen 200,000 Augen einstweilen zu beschäftigen, bis ihnen wieder eine willkommenere Unterhaltung geboten wird.

Da öffnet sich von Neuem das Thor Sanavivaria und auf glänzenden buntbemalten Streitwagen fahren die Gladiatoren in die Arena, umkreisen sie, rufen mit einer Stimme: „Ave Caesar, morituri te salutant!“ springen von den Wagen und beginnen ihre Kämpfe. Ihre Kleidung bestand in einer Drapperie von rothem oder weißem Stoff um die Hüften, die durch einen glänzenden Gürtel festgehalten wurde, und in Halbstiefelchen von blauem Leder oder von Bronze; übrigens waren sie durchaus nackt. Ihre Waffen richteten sich nach der Art des Kampfes, für den sie bestimmt waren. Die eigentlichen Gladiatoren, die ihren Namen von ihrer Waffe empfingen, trugen ein Schwert (Gladius), am rechten Arm Schienen von Bronze, am linken einen großen runden Schild, auf dem

Kopf einen geflügelten Helm; und sie kämpften theils zu Fuß, theils zu Pferde. Andere Kämpfer führten in jeder Hand ein Schwert und gar keine Schutzwaffe. Andere eine Sense und Schild; Andere Dreizack und Netz; noch Andere nur eine Schlinge, mit der sie ihren Gegner erwürgen mußten; den unglücklichen Andabaten wurden die Augen verbunden und wie Blinde hatten sie auf einander loszugehen. Auch diese kämpften nicht Alle auf Einmal, sondern nach ihren Waffenarten abgetheilt; denn genau die Verschiedenheit der Weise zu sehen, in welcher der Tod empfangen und gegeben werden konnte, schärfte das Interesse. Den höchsten Reiz für die Schaulust gewährten die Auctoraten, die als feindliche Armeen, von mehreren hundert Mann jede, mit Schwert, Schild und Lanze fochten. Dieser Reiz bestand aber nicht sowohl in der großen Zahl, oder dem ungeheuern Getümmel, oder der Kampfweise, sondern darin, daß sie Alle oder fast Alle umkommen mußten. War dies von den Festgebern mit den Lieferanten der Gladiatoren abgemacht, wurde auf dem Programm der Feier bemerkt, daß sie fechten sollten „sine missione" (ohne Gnade), dann erreichte der blutige Freudenrausch den höchsten Grad. Dann wehe Dem, der nicht den 200,000 Tigeraugen ihren vollen Genuß gewährte. Wehe Dem, der seinen Gegner durch einen Schlag tödtete; denn nicht Leichen, sondern Sterbende wollte man sehen; nicht den Tod, sondern die Agonie! Und wehe Dem, der nicht mit der gehörigen Verwegenheit sein elendes Leben zu verlieren suchte und zaghaft kämpfte! Und wehe Denen, die sich gegenseitig schonten, die Feiglinge, die keine Ehre darin setzten, vor dem römischen Volk zum Spaß umgebracht zu werden und umzubringen! Und wehe Denen, die den römischen Schönheitssinn beleidigten und ohne Würde und Anmuth, wie es doch Gladiatorensitte war, ihren Geist aufgaben! Das Alles rief ein Wuthgeschrei, ein Fußstampfen, solche Zorngeberden, solche Schmähungen hervor, daß das Coliseum bebte und dröhnte. Und es half den Unglücklichen gar nichts, wenn sie nicht mit der gehörigen Verwegenheit den Kampf bestanden. Sterben mußten sie doch, denn es hieß ja

„ohne Gnade," und ſie ernteten nur Verachtung dazu ein. Mögen ſie noch ſo demüthig ihre Waffen vor der ſiegenden Partei ſtrecken, in noch ſo theatraliſcher Stellung um ihr Leben flehen: das Volk rächt ſich an ihnen für ihre Feigheit, und je mehr ſie zittern, um ſo grimmiger wird es und verdammt ſie Alle. Iſt ein Fechter überwunden, ſo muß er ſich gleich wieder erheben (das befehlen die Kampfſpielgeſetze), auf ein Knie vor ſeinem Beſieger ſich niederlaſſen und um ſein Leben bitten. Der Sieger ſieht ſich ringsum nach dem Richtſpruch der Zuſchauer. Heben ſie den Daumen in die Höhe, ſo iſt er gerettet; ſenkt ſich der Daumen, ſo iſt er verurtheilt. Auf dieſe Weiſe wurden ſie zu Hunderten verdammt und oft nur zwei oder drei begnadigt, denen dann irgend Jemand, wie es üblich war, die Mütze eines Freigelaſſenen zuwarf, ſo daß er zugleich vom Tode und von der Sklaverei gerettet ward. Bei Trajans Spielen, welche durch die Marter des heiligen Ignatius geſchloſſen wurden, kamen 10,000 Kämpfer um. Bei jeder Todeswunde, bei jedem geſchickt geführten mörderiſchen Streich ertönte ein Ruf von allen Lippen: „Hoc habet!" (Jetzt hat er es) und mit infernaliſcher Freude funkelten die 200,000 Augen, darunter die Augen von römiſchen Müttern und römiſchen Prieſterjungfrauen! Welche Kinder müſſen Jene erzogen, welchen Göttern müſſen Dieſe gedient haben!

Wieder verſchwinden die Leichen und die Blutſpuren und bis die Vorbereitungen zu einem neuen Act der Tragödie gemacht ſind, wird auch wieder ein Zwiſchenſpiel aufgeführt; aber nicht von Poſſenreißern. Nein! keine Poſſenreißer mehr! die ſind zu zahm, zu matt! die taugten für den Anfang! jetzt müſſen auch die Späſſe convulſiviſcher Art ſein. Das römiſche Volk hängt ſehr an den Heldenthaten ſeiner Väter, begeiſtert ſich für den Mutius Scävola, würde gern ſehen, wie er ſich benommen hat bei der Tortur, der er ſich freiwillig unterzog. Dieſen Wunſch des Volkes befriedigt man; aber wie? Sklaven tragen Becken voll glühender Kohlen in die Arena und ein Unglücklicher wird herbeigeführt und legt wirklich ſelbſt

und allein seine rechte Hand auf die Kohlen. Warum thut er das? Er ist mit einem in Schwefel getauchtes Gewand bekleidet worden und zwei Henker mit brennenden Fackeln stehen neben ihm und sind bereit, ihn in Brand zu stecken bei der mindesten Zögerung. Und diese gräßliche Parodie gefällt dem Volke sehr!

Fanfaren ertönen; die Jagd beginnt. Von einer Seite treten Truppen von Bestiariern ein, von der anderen wälzen sich Hügel mit Gesträuchen, Bäumen, Rasen und Felsblöcken bedeckt vermittelst künstlicher Maschinerie in die Arena. Eine andere Maschinerie schiebt die Felsblöcke aus einander und siehe! aus ihren Höhlen und Grotten springen Löwen, Panther, Bären, Büffel hervor; das sind die Jäger. Das Wild sind Menschen, die Bestiarier, und seltene kostbare Thiere, die sich nicht vertheidigen können, z. B. der Vogel Strauß, die Giraffe. Das Würgen beginnt von Neuem, bis Menschen und Thiere durch einander blutend, sterbend, todt, im grauenhaften Gemisch in dem künstlichen Walde liegen. Einige numidische Löwen und einige Bären aus den rhätischen Alpen behaupten ungestört das Schlachtfeld und ruhen als Sieger, gesättigt durch Menschenfleisch und Menschenblut, zwischen Leichen und Gebeinen.

Ein neuer Scherz belustigt die Zuschauer, die edlen Senatoren, die zarten Vestalen ganz ungemein. Ein armseliger Sklav wird in die Arena gestoßen. Auf seiner geöffneten, ausgestreckten Hand liegt ein Ei und er soll damit, ohne es fallen zu lassen, ohne es zu zerbrechen und ohne die Hand zu schließen, von einem Ende der Arena zum anderen gehen. Die Angst, die bebende Hast, die scheue Verzagtheit, die krampfhaften Bewegungen, die Todtenblässe des Aermsten, das grimmige Knurren der Bären, das dumpfe drohende Gebrüll der Löwen werden mit Jubel aufgenommen. Die Thiere lassen, großmüthiger als die Zuschauer, dies elende Geschöpf mit der Furcht davon kommen. Hätten sie es zerrissen, so würde die Heiterkeit der Zuschauer nicht im mindesten dadurch getrübt worden sein.

Die Leidenſchaft für dieſe Spiele war ſo groß, daß, wenn der Feſtgeber dem Volke die größte Freude machen wollte, ſie auch Nachts fortgeſetzt wurden und dann zuweilen zwei, drei, ja fünf Tage und fünf Nächte ohne Unterbrechung dauerten. Zahlloſe Fackeln beleuchteten in der Nacht das Coliſeum und machten den ganzen Eindruck noch wilder, noch grauenhafter, noch barbariſcher. Man aß, man trank im Coliſeum, um nur ja keinen koſtbaren Augenblick zu verlieren. Es iſt berechnet worden, daß die Römer zwei Drittheile des Jahres im Amphitheater und im Circus zubrachten. In jeder bedeutenderen Stadt ihres ungeheuren Reiches bauten ſie Amphitheater, hatten ſie Kampfſpiele. Je allgemeiner dieſe wurden, deſto mehr ſteigerte ſich die Begier nach ihnen. Anfangs ſchenkten die Triumphatoren, die reichen römiſchen Bürger, die Kaiſer, dem Volke von Rom fünfzig Paar Gladiatoren; dann ging es in die Hunderte und Tauſende. Trajan gab 10,000. Wie viel Domitian und Heliogabal gegeben haben, iſt gar nicht zu zählen. Julius Cäſar hielt auf ſeine Koſten eine Schule für Gladiatoren, und Auguſtus und nach ihm alle Kaiſer behielten dies Inſtitut bei. In demſelben Maßſtab mußten auch wilde Thiere dem Volke geſchenkt werden. Scipio Naſica und Lentulus ließen ſechzig Panther und vierzig Bären und Elephanten in ihren Spielen auftreten, Sulla hundert Löwen, Pompejus vierhundert Panther und ſechshundert Löwen, Titus fünftauſend verſchiedene afrikaniſche Beſtien. Domitian tauſend Hirſche, tauſend Giraffen, tauſend Strauße und eine entſprechende Anzahl wilder Thiere, um jene zu zerreißen. Die Provinzen des Römerreiches mußten ſchwere Contributionen zahlen, um die ungeheuren Koſten der Spiele zu beſtreiten, und die Statthalter mußten ſolche wilde Thiere anſchaffen und nach Rom liefern, wie ſie in ihren Statthaltereien heimiſch waren. Der Transport und der Unterhalt dieſer Thiere verſchlang unglaubliche Summen und eine Verſchwendung zog immer die andere nach ſich. Einſt wurde im Coliſeum ein Seetreffen aufgeführt; doch ſtatt des Waſſers war es mit Wein gefüllt, und ſechsunddreißig Krokodille und

mehrere Hippopotamen kämpften mit Gladiatoren, die in Schaluppen auf diesem Weinsee schwammen.

Hätte die Gewohnheit dieser gräßlichen Spiele nicht im römischen Volke jede Spur von menschlichem Gefühl ertödtet: so hätten die Christen nimmermehr den Martern ausgesetzt werden können, die man über sie verhängte. Nun aber, da blutdurstige Schaulust immer stieg, da Sklaven, Verbrecher und Kriegsgefangene dem Bedürfniß nicht genügten, waren die Christen sehr willkommen, um eine Lücke auszufüllen. Der persönliche Haß, den man gegen sie hegte, steigerte zwar die Freude an ihren Qualen, hatte aber längst seinen Vorläufer gehabt in der gränzenlosen Verachtung des Menschen und des Menschenlebens, die aus dem römischen Sklaventhum hervorging, dessen Blüthe die Spiele waren. Da trat diese Verachtung nicht in ihrer nackten Rohheit auf, wie etwa, wenn Sklaven in den Fischteich geworfen wurden, um die Muränen zu mästen; sondern sie war mit Kunst und Pracht, mit Anmuth und Geschicklichkeit, mit Purpur und Wohlgerüchen so ausgeschmückt, und fand in der ungeordneten Begier des Menschen nach lebhaften Gemüthsbewegungen einen so starken Bundesgenossen, daß das gesunde Gefühl betäubt und erstickt ward, und Menschenverachtung sich wie ein zersetzendes Gift des Herzens bemeisterte. Und dahin kommt man, wenn man in dem Nächsten nicht den Bruder liebt, den Gott nach Seinem Bilde erschaffen und den der Sohn Gottes mit seinem heiligen Blut erlöst hat.

Der heilige Apostel Johannes,
Evangelist.

Tertullian schreibt: „Es ist eine Ehre für uns, daß ein Nero uns zuerst verfolgt hat.“ Dem milden Titus, der nur zwei Jahre die römische Welt beherrschte, folgte sein jüngerer Bruder Domitian auf dem Thron, doch nicht in der Gesinnungs- und Handlungsweise. Er war vielmehr ein anderer

Nero durch Laſter, Grauſamkeit und Thorheit. Ein Geſchichtſchreiber, Hermogenes, hatte ſich einige Sticheleien gegen ihn erlaubt: Domitian ließ ihn und die Abſchreiber ſeines Buches kreuzigen. Ein römiſcher Bürger rügte mit einem Wort nur des Kaiſers wahnwitzige Vorliebe für eine gewiſſe Art von Gladiatoren: Domitian ließ ihn den wilden Hunden des Amphitheaters vorwerfen. Aelius Lama erlaubte ſich eine bittere Bemerkung über den Kaiſer, der ihm ſeine Frau genommen hatte: Domitian ließ ihn ermorden. Die Veſtalin Cornelia war früher eines Vergehens angeklagt, das mit einem fürchterlichen Tode beſtraft wurde, ward aber für ſchuldlos erklärt; Domitian ließ ſie wieder anklagen und verdammte ſie unverhört als Pontifex maximus zum Tode, obgleich ſie bis zuletzt ihre Unſchuld betheuerte: Domitian wollte das Schauſpiel einer lebendig begrabenen Veſtalin haben, und ließ die Strafe nach alterthümlichem Gebrauch an ihr vollziehen. Sie ward gebunden und verhüllt, in Begleitung ihrer Familie, nach einem Platz getragen, der das verruchte Gefilde (Campus sceleratus) hieß, und dort losgebunden, während der Pontifex maximus eine Gebetsformel zu den Göttern murmelte. Dann ſollte ſie, vom Scharfrichter geführt, auf einer Leiter in ein eigenes dazu bereitetes unterirdiſches Kämmerlein hinabſteigen, wo ſie ein Bett, ein Licht, ein Brod, etwas Waſſer, Milch und Oel fand, und wo ſie, nachdem die Leiter wieder heraufgezogen und der Eingang mit Steinen und Erde zugeſchüttet war, gräßlich umkommen mußte. Als der Scharfrichter Cornelien die Hand bot, um ihr behülflich zu ſein, trat ſie ſcheu zurück, betrat allein die Leiter, faßte erröthend ihr Gewand zuſammen, deſſen Saum einen Augenblick hängen geblieben war, und ſtieg mit dem edlen Anſtand einer jungfräulichen Prieſterin in das entſetzliche Grab hinein. Ein ſolcher Tod einer Veſtalin war immer ein Tag der Trauer für das ganze heidniſche Rom; diesmal doppelt, weil man nicht an Corneliens Schuld glaubte.

Durch ſolche Vorſpiele bereitete ſich Domitian auf die Verfolgung der Chriſten vor, die für einen Wüthrich den großen

Reiz hatte, daß ihre Opfer massenweise geschlachtet wurden. Er ließ von ihnen, als von einer jüdischen Sekte, die schweren Steuern eintreiben, mit denen dieses Volk belastet war; und zugleich ließ er sie als Gotteslängner anklagen und verfolgen, aber nur die Christen: woraus erhellt, daß er sie sehr wohl von den Juden unterschied und sie absichtlich auf jede Weise zu drücken suchte. Dies war im Jahre 95.

Von den heiligen Aposteln lebte um diese Zeit nur noch der selige Lieblingsjünger Johannes im hohen Greisenalter zu Ephesus. Er war nicht Bischof der Kirche von Ephesus, sondern ein geistlicher Vater, ein Wächter der Lehre, ein heiliger Berather aller Kirchen in Kleinasien, die er zum Theil gestiftet haben mochte. In dem Jünger „den Jesus lieb hatte," erkaltete die Liebe nicht. Im hohen Greisenalter machte er immer noch häufige Reisen zu den Gemeinden, die seiner Obhut anvertraut waren. Auf einer derselben fand er einen Jüngling von großen, vielversprechenden Anlagen, mit einer feurigen, kräftigen Seele. Der heilige Greis empfahl diesen Jüngling zu sorgsamster Pflege und Ausbildung dem Bischof, und dieser versprach, ihn in treue Obhut zu nehmen. Das geschah auch. Der Jüngling wurde durch Wort und Beispiel, durch Lehre und Liebe unterrichtet und ermahnt; dann getauft. Voll Vertrauen auf das heilige Sacrament der Taufe und die guten Gesinnungen des Jünglings ließ der Bischof ein wenig von seiner Wachsamkeit nach, und alsbald wußte der böse Feind Unkraut unter den Waizen zu streuen und den Jüngling mit Genossen in Verbindung zu bringen, die ihn ganz allmälig vom Guten ab- und zum Bösen hinzogen. Als der heilige Greis Johannes nach Jahren wieder diese Gemeinde besuchte, fragte er den Bischof sogleich nach dem Jüngling, nach der theuern ihm anvertrauten Seele. Dem Bischof traten Thränen in die Augen und wehmüthig sprach er: „Unser Bruder ist gestorben." „Wann und wie?" fragte der heilige Apostel. „Er ist Gott abgestorben und ein Böswicht, der Häuptling einer Räuberbande geworden, die in unserer Gegend einen Berg voll Schluchten besetzt hält," antwortete

der Biſchof. Da zerriß Johannes ſein Kleid und wehklagte: „O welchem Hüter hab' ich die Seele meines Bruders anvertraut!“ und Pferd und Wegweiſer begehrend, eilte er zu dem bezeichneten Berge. Ausgeſtellte Wachen ergriffen ihn ſogleich und führten ihn vor den Räuberhäuptling. Als dieſer den heiligen Gefangenen erkannte, überfiel ihn unausſprechliche Beſchämung, und er entfloh. Aber Johannes eilte ihm nach und rief zärtlich: „O mein Sohn, fliehe nicht vor deinem Vater! Erbarme dich meiner und fürchte dich nicht! Du haſt ja noch Hoffnung des ewigen Lebens. Ich werde Chriſto Rechenſchaft für dich ablegen und gern, wenn es nöthig iſt, den Tod für dich leiden, wie der Herr für uns Alle den Tod gelitten hat. Ich möchte meine Seele für die Deine geben; aber fliehe nicht vor mir, denn glaube nur, Chriſtus ſendet mich zu dir.“ Ueberwunden von dieſen Bitten, dieſen Klagen, dieſen Verheißungen, ſtand der junge Mann endlich ſtill, warf ſeine Waffen weg, weinte bitterlich, fiel dem heiligen Greiſe in die Arme und verbarg ſeine rechte Hand ſorgſam im Gewande, damit ſie, die durch Raub und Mord beſudelt war, nicht den Heiligen berühre. Der aber ſank dem reuigen Sünder zu Füßen, küßte dieſe Hand, verhieß ihm die Vergebung des barmherzigen Gottes und führte ihn in die Gemeinde zurück. Nicht eher verließ er ihn, als bis er ihn nach ſtrenger und anhaltender Buße mit der Kirche ausgeſöhnt und als ein Siegesdenkmal der göttlichen Gnade und der apoſtoliſchen Liebe hingeſtellt hatte.

Und dieſer liebevolle gute Hirt, der an nichts dachte und nichts wollte, als ſeine mit dem Blut Jeſu erkauften Schäflein vor dem ewigen Verderben zu bewahren und der ewigen Liebe zuzuführen, verfiel der Verfolgung, ward nach Rom geführt und vor der Porta Latina in einen Keſſel voll ſiedendem Oel geworfen *). Aber die allmächtige Hand, welche die Flammen des Feuerofens von jenen drei hebräiſchen Jüng-

*) Nach Tertullian und Hieronymus erlitt er dieſe Marter. Andere Kirchenlehrer erwähnen ihrer nicht.

lingen abwehrte und die Rachen der Löwen wider Daniel verschloß, behütete sein heiliges Leben. Gott gönnte ihm das Martertum der himmlischen Krone wegen; aber er gönnte der Marter nicht, ihm den Tod zu geben, denn sein erleuchtetes Auge sollte noch wunderbare Gesichte schauen und seine reinen Lippen noch überirdische Dinge verkünden. Domitian verbannte ihn auf ein kleines Felseneiland im ägäischen Meere, wie Johannes selbst im Anfang der Offenbarung sagt: „Ich Johannes, euer Bruder und Mitgenosse an der Trübsal und an dem Reich und an der Geduld in Christo Jesu, war auf der Insel, die Patmos genannt wird, um des Wortes Gottes und um des Zeugnisses Jesu willen.“ Dort, in der tiefen Abgeschiedenheit von allen Menschen, kamen die Engel zu ihm und zeigten ihm die Dinge der Zukunft im Himmel und auf Erden. Und der Herr sprach zu ihm und befahl ihm aufzuzeichnen all' die göttlich erhabenen, verheißungsseligen Worte, mit denen der Bräutigam die bräutlichen Seelen zu sich zieht und die Er besiegelt mit dem Zuruf, trostvoll in jeder Trübsal: „Ja, Ich komme bald.“ (Off. 22, 20.)

Nach Domitians Ermordung im Jahre 96, als Kaiser Nerva der Verfolgung Einhalt that, durfte Johannes sein Patmos verlassen und nach Ephesus zurückkehren. Dort erhob ein Irrlehrer, Cerinthus, sein freches Haupt und läugnete die Gottheit Jesu Christi, und in Palästina that ein Anderer, Ebion mit Namen, es ihm nach und läugnete das Dasein Gottes von Ewigkeit. Die Bischöfe Kleinasiens und viele Gemeinden flehten den heiligen Apostel an, ein Evangelium zu schreiben, welches jene unseligen Irrlehren vernichten und die ewige Wahrheit erstrahlen lassen möge. In tiefer Demuth hielt er sich dessen für ganz unwürdig, zog sich in Gebet und Betrachtung zurück, ließ auch öffentliche Gebete und Fasten anordnen, um sich über den Willen Gottes zu erleuchten, und erst als der heilige Geist ihn erfüllte und antrieb, begann er sein erhabenes Evangelium so, wie nie zuvor und nie nachher ein Buch begonnen ward: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.“

Es ist als ob ein „Fiat lux" (Es werde Licht) über die majestätischen Glaubensgeheimnisse der Gottheit Christi und der hh. Dreifaltigkeit von Anfang bis zu Ende des Evangeliums gesprochen werde.

In seinen letzten Tagen war der holdselige erhabene Greis so entkräftet, daß er nur von seinen Jüngern unterstützt in die Versammlung der Gläubigen gehen und keine anhaltende Reden mehr halten konnte. Da sie aber gern eine Ermahnung von ihm hörten, so begnügte er sich, ihnen zu wiederholen: „Liebe Kinder, liebet euch untereinander." Einmal fragte man ihn, weshalb er wohl immer dasselbe sage? „Es ist das Gebot des Herrn, und wer es hält, der thut genug," antwortete er. Aber seine Liebe ging aus Kraft, nicht aus Schwäche der Seele hervor. Die alten Schriftsteller erzählen, er habe einen Priester seines Amtes entsetzt, weil dieser eine selbsterfundene Reisebeschreibung des heiligen Paulus und der heiligen Thekla als wahre Begebenheit herausgegeben habe. Wer die Wahrheit verletzt, verletzt auch die Liebe, denn die Unwahrheit, auch mit frommer Absicht, kann nimmermehr ein Quell des Segens werden.

Der Lieblingsjünger des Herrn war dazu bestimmt, Ihn am längsten zu überleben. Er starb eines natürlichen Todes im Jahre 101 zu Ephesus. In seiner Jugend wollte er voll flammendem Zorn Feuer vom Himmel über die Verstockten regnen lassen (Luc. 9, 54.), und sein göttlicher Meister nannte ihn „Sohn des Donners." (Mark. 3, 17.) Aber er wurde das Urbild der mildesten Liebe, denn er hatte an der Brust Jesu gelegen! (Joh. 13, 23.)

Flavia Domitilla.

Die Großen der Erde wurden, wenn die Gnade sie berührte, mächtig angezogen von einer Lehre, die den Kleinen das Himmelreich, und Denen, die sich selbst erniedrigen, eine Erhöhung in der Herrlichkeit verheißt. Flavius Clemens, ein

Enkel Vespasians, ein Vetter der beiden Kaiser Titus und Domitian, und seine Frau Domitilla, die ebenfalls aus dem Flavischen Geschlecht war, bekannten sich beide zum Christenthum. Domitian, der kinderlos war, hatte ihre zwei Söhne zu seinen Nachfolgern bestimmt. Dennoch ließ er den Flavius Clemens tödten unter dem Vorwande der Gotteslängnung, eine Beschuldigung, die viele andere Christen ebenfalls zum Tode verdammte. Auch mißfiel ihm dessen unthätiges, unrömisches Leben, da sich Clemens vermuthlich von all' jenen Bestrebungen fern hielt, womit sich römischer Ehrgeiz zu beschäftigen pflegte. Gegen Domitilla bewies sich Domitian äußerst mild, indem er sie nur auf die Insel Pandataria, im Golf von Gaëta, verbannte. Doch diese Maßregeln vertilgten nicht den Samen des Glaubens im Geschlecht der Flavier, und eine edle Jungfrau, Flavia Domitilla, empfing ihn im reinen Herzen durch zwei treue und bejahrte Diener, Nereus und Achilles, welche schon durch den heiligen Apostel Petrus getauft worden waren. Flavia lebte so, wie die Blüthe der römischen Frauen, wenn sie für den Glauben gewonnen waren, zu leben pflegten: in einer Kette von heroischen Opfern. Sie legte in die Hände des heiligen Papstes Clemens das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ab, widmete sich ganz dem Dienst ihrer Glaubensbrüder, und eröffnete in einem ihrer prachtvollen Gärten an der Ardeatinischen Straße eine Katakombe, welche noch jetzt ihren Namen und den ihrer beiden Diener und Lehrer trägt. Dieselben Christen, die ihr kaiserlicher Oheim verfolgen und tödten läßt, bestattet Flavia in ihrem unterirdischen Kirchhof, unter ihnen Petronilla, die geliebte geistliche Tochter des Apostelfürsten. Aber Domitian mochte eine solche Tugend nicht in seiner Nähe haben und scheute sich doch, sie von der Erde zu vertilgen. Er verbannte sie nach der Insel Pontia, wo sie als eine heilige Jungfrau und Bekennerin ein langes Leiden um des Namens Jesu willen trug, das erst unter Kaiser Trajan mit dem Märtyrertode besiegelt ward. Nereus und Achilles aber wurden schwer gefoltert und endlich enthauptet. Treue Glaubensbrüder bestatteten

deren Ueberreste, so wie später auch die der kaiserlichen Jungfrau, in Flavias Katakombe.

Der heilige Papst Clemens.

Ob dieser dritte Nachfolger des heiligen Petrus ein blutiges Martertum unter Domitian gelitten, wird von einigen gelehrten Forschern bejahet, von anderen verneint. Würdig desselben wird der Mann wohl gewesen sein, von dem der heilige Apostel Paulus in seinem Philipperbrief, cap. IV, 3. sagt: er sei im Buch des Lebens aufgeschrieben, und der im Kanon der heiligen Messe täglich vor allen Altären der Christenheit mit Verehrung genannt und um Fürbitte angerufen wird. Ein unblutiges Martertum hat er ohnehin ausgestanden, als der Wolf in seine Heerde einfiel und sie zerfleischte. Da litt er mit jedem Märtyrer, wie ein Vater mit seinem Sohne, und bestattete in jedem ein theures Kind. Aber noch andere Martern stand er und standen all' die heiligen Männer aus, die Christus ermahnte, als er zu Petrus und in ihm zu seinen Nachfolgern sprach: „Stärke deine Brüder" und: „Weide meine Schafe;" die Marter: den Glauben durch Häresie und Schisma entstellt zu sehen. Das Leben der Seelen ist daran geknüpft, daß sie auf den ewig grünen Auen des unverfälschten Glaubens geweidet werden. Darum darf von dieser himmlischen Nahrung nichts hinweggenommen, allein es darf ihr ebensowenig etwas Fremdes beigemischt werden. Wie auf einer heiligen Warte steht der oberste Bischof zu Rom auf dem Felsen Petrus, um all' die weit umher zerstreuten Abtheilungen einer und derselben großen Heerde, die seiner Oberleitung anvertraut sind, zu überwachen und um Hirten und Schäflein in Obhut zu nehmen. Damals war in der Gemeinde zu Corinth eine Spaltung durch ehrgeizige, unruhige Mitglieder entstanden, die freilich nicht die Einheit des Glaubens, aber die Einigkeit der Zucht und Ordnung anfocht. Da Uneinigkeit die Schooßsünde des Menschen,

den Hochmuth nährt — denn die Demüthigen sind einträchtig, — und da Hochmuth der geheime Quell aller Häresie ist: so suchte der heilige Papst Clemens in der Gemeinde zu Corinth die alte Eintracht wieder herzustellen, indem er ein Sendschreiben voll liebender und ernster Ermahnung an sie erließ. Er sagt darin:

„Die Apostel haben uns das Evangelium von unserem Herrn Jesu Christo übergeben; Jesus Christus von Gott. Christus war von Gott gesandt worden, die Apostel von Christo. Beides geschah in der Ordnung nach dem Willen Gottes. Als nun die Apostel ihre Aufträge erhalten hatten und ihre Ueberzeugung vollkommen geworden war durch die Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi, und sie gekräftigt worden waren im Glauben durch das Wort Gottes und durch Fülle der Ueberzeugung, die der heilige Geist ihnen gab: da gingen sie aus und verkündigten, daß nun kommen sollte das Reich Gottes. Also predigend in Ländern und in Städten, erwählten sie aus den Erstlingen der Bekehrten solche Männer, die kräftig im Geist erfunden waren, und stellten sie zu Bischöfen und Diakonen der künftigen Gläubigen und als ihre Nachfolger (der Apostel) auf, und setzten für die Zukunft die Regel der Nachfolge fest, damit, wenn diese entschlafen wären, andere erprobte Männer an deren Stelle ihr Kirchenamt überkämen. Diese nun, welche die Heerde Christi in Demuth, tadellos, mit Ruhe und Würde gepflegt, und lange Zeit von Allen ein gutes Zeugniß erhalten haben, können unserer Meinung nach nicht gerechter Weise aus dem Amt gestoßen werden. Es wird für keine kleine Sünde geachtet werden, wenn wir sie, die heilig und unsträflich die Gaben (des heiligen Opfers) darbringen, der bischöflichen Würde entsetzen: wie Ihr es thut. Ihr seid streitsüchtig und eifersüchtig, Brüder, um Dinge, die das Heil nicht betreffen! Nirgends werdet ihr in den heiligen Schriften finden, daß Gerechte von heiligen Männern abgesetzt wurden. Gerechte wurden verfolgt; ja, aber von Ungerechten. Wir wollen uns halten zu den Gerechten; denn diese sind Gottes Auserwählte. Warum sind

unter euch Zwiste des Ehrgeizes, Trennungen, Spaltungen und Fehde? Haben wir nicht Einen Gott und Einen Christus? Haben wir nicht denselben Geist der Gnade und denselben Beruf in Christo? Warum denn zerren wir auseinander die Glieder Christi und machen Partei gegen unseren eigenen Leib? Erinnert euch der Worte Jesu unseres Herrn: Wehe Dem, durch welchen Aergerniß kommt! Eure Spaltung hat Viele geärgert, Viele zerrüttet, bei Vielen Kummer erregt, Viele wanken gemacht, uns Alle betrübt. Ist Jemand voll Glaubens, mächtig in Auslegung, weise in Beurtheilung der Lehre, lauter in Thaten, so muß er um desto demüthiger sein, je größer er vor Anderen erscheint; so muß er desto mehr für's allgemeine Wohl streben und nicht für seinen eigenen Vortheil. Wer die Liebe Christi hat, der bewahrt Christi Gebote. Die Höhe, zu welcher die Liebe führt, ist unaussprechlich. Die Liebe vereinigt uns mit Gott; sie thut Alles in Eintracht, weiß von keiner Spaltung, empört sich nicht; in der Liebe ist weder Niedriges noch Aufgeblasenes; durch die Liebe sind alle Auserwählten Gottes vollkommen geworden. In Liebe nahm der Herr uns auf. Aus Liebe für uns gab Christus unser Herr Sein Blut nach dem Willen Gottes für uns hin; gab Sein Fleisch für unser Fleisch, gab Seine Seele für unsere Seele. Wünschen und bitten wir also, daß wir Seiner würdig mögen leben in der Liebe, aber nicht nach menschlicher Zuneigung. Ihr nun, die ihr Urheber der Spaltung seid, laßt euch unterweisen zur Buße! Beuget die Knie eures Herzens! Lernet euch unterordnen! Leget ab hoffärtige und übermüthige Selbstgefälligkeit eurer Zunge! Denn es ist euch besser, klein und bewährt in der Heerde Christi erfunden zu werden, als mit hochfahrendem Sinn ihr zu entstürzen." Als das Werk der Gnade stellt Clemens die Erkenntniß der Wahrheit aus der Offenbarung Jesu Christi und die gesammte Handlungsweise des Christen dar, welche sich an diese Erkenntniß anschließt. Aber er betrachtet den Glauben, der aus der Offenbarung erblüht, nicht als ein leeres Vertrauen, das kraftlos hinter der Tugend zurückbleibt. „Wir," so schreibt

er, „die wir nach seiner Gnade in Christo berufen sind, werden nicht durch uns selbst gerecht, nicht durch unsere Einsicht, Weisheit oder Frömmigkeit, nicht durch die Werke, die wir in der Heiligkeit unseres Herzens vollbracht haben, sondern durch den Glauben, durch welchen Gott Alle, die jemals gerecht wurden, gerechtfertigt hat. Ihm sei daher auch Ruhm und Ehre in Ewigkeit. Aber was sollen wir thun? Sollen wir ablassen von der Liebe und träge sein in guten Werken? Keineswegs möge das der Herr geschehen lassen! sondern mit aller Kraft und allem Muth lasset uns zu jeglichem guten Werke eilen, denn der Schöpfer und Herr frohlockt in seinen Werken. Nach seinem Vorbilde lasset uns also freudig nur seinen Willen thun und Werke der Gerechtigkeit aus ganzer Kraft vollbringen." Während also der Wolf grimmig die Zähne wider die Heerde fletschte und die weißesten Lämmer fing und zerfleischte, drohten zugleich räudige Schafe großes Unheil anzurichten, und der Stellvertreter des ewigen guten Hirten mußte mit der einen Hand Die segnen, welche sich freudig zum Opfer brachten, und mit der anderen Hand Die heilen, welche an dem Gebrechen des Trotzes und der Widersetzlichkeit gegen höhere Anordnung erkrankt waren. Solche Kranke hat die Kirche immer in ihrem Schooß gehabt, immer mit größter Langmuth und Geduld an ihrer Besserung gearbeitet, immer auf ihre Herstellung gehofft, immer mit unaussprechlicher Freude ihre Genesung gefeiert und, wenn sie alle Mittel von sich wiesen und in ihrem kranken Zustand verharren wollten, immer mit unaussprechlichem Schmerz sie betrauert. Dies letzte Leid kam aber nicht über den heiligen Papst Clemens, sondern noch lange Jahre nach seinem Abscheiden wurde sein apostolisches Sendschreiben öffentlich in der Gemeinde zu Corinth vorgelesen, um sie in der Eintracht und der Liebe zu bewahren.

So ging das erste Jahrhundert des Heils, dies an Gnaden, an Segen, an Herrlichkeit, an Liebe, an Tugend unvergleichlich und überschwenglich reiche Jahrhundert, genau so unter, wie es aufgegangen war, aus der Grotte von Beth-

lehem in die Grotten von Rom; damals, draußen Herodes und jetzt die herodianische Heidenwelt; damals rings umher das Blut der unschuldigen Kindlein, und jetzt das Blut der heiligen Märtyrer; damals in der Grotte der eingeborene Sohn des ewigen Vaters, dem die Hirten, die Magier, die Könige huldigen, ein zartes Kind auf dem Schooß der jungfräulichen Mutter, der Auserwählten von Ewigkeit, der unbefleckten Braut des heiligen Geistes, und jetzt in den Katakomben der eingeborene Sohn des ewigen Vaters, noch tiefer verhüllt als in der Gestalt eines Kindes, und daher noch tiefer angebetet von einer erwachenden, glaubensdurstigen Welt, die aus allen Ständen, allen Geschlechtern, allen Völkern sich zu Ihm drängt, zu Ihm, der sich in die Obhut und in das Gezelt begeben hat Seiner von Ewigkeit auserwählten, vom heiligen Geist erfüllten Braut, der heiligen Kirche, auf daß sie Ihn zeige und verkündige allen Völkern der Erde und allen kommenden Jahrtausenden.

Der heilige Simeon,

Bischof von Jerusalem.

Als das zweite Jahrhundert begann, saß Trajan bereits auf dem Thron der Kaiser und bald auch zu Gericht über die Christen. Er hatte einen edelmüthigen Charakter, war aber zu sehr dem Trunk und schmachvollen Lüsten ergeben, zu ehrgeizig und eroberungslustig, um nicht seinen Göttern, die ihn in diesen bösen Neigungen durch ihr Beispiel bestärkten, instinktmäßig anzuhängen. Bachus und Jupiter und die Göttin Roma waren leichter zu verehren, als der gekreuzigte Christus, der da sagte: „Folge mir nach.“ Ueberdies zog die römische Staatsklugheit das Wohl und Wehe der Fremden nie in Betracht; sie suchte nur das Fremde, das sich mit dem römischen Wesen nicht verschmelzen ließ, zu unterdrücken oder auszurotten, weil es ihrer Omnipotenz widerstrebte. Das

Christenthum war ihr durch und durch fremd, darum suchte sie es zu vertilgen; und in dieser Art von Staatsklugheit begegneten sich ein Nero und ein Trajan, ein Marc Aurel und ein Diocletian, und noch viele Nerone und Trajane späterer Jahrhunderte.

Die Christenverfolgung, über welche sich der Statthalter von Bythinien, Plinius der Jüngere, von Trajan Verhaltungsregeln erbat, war überall angeregt und wüthete besonders heftig im Orient, vielleicht deshalb, weil der Kaiser, im Krieg mit den Parthen, sich im Orient aufhielt und die Statthalter sich ihm als gut römisch zeigen wollten. Als ein edles Opfer fiel ihr Simeon, der zweite Bischof von Jerusalem, Bruder und Nachfolger des heiligen Jakobus, den die Juden selbst den Gerechten nannten und ihn dennoch zu Agrippa's Zeit, kurz vor dem Ausbruch des Krieges mit Rom, steinigten. Seitdem stand Simeon der christlichen Heerde von Palästina als Bischof vor. Er führte die Gemeinde von Jerusalem nach Pella, jenseits des Jordans, und arbeitete mit Eifer und Treue für die Seelen. Die Römer hatten freilich Jerusalem bis auf einige Festungswerke zerstört, aber doch ein Lager mit einer ganzen Legion, 6000 Mann, daselbst gelassen. Die Verproviantirung so vieler Leute zog eine beträchtliche Anzahl von Menschen aus der Umgegend herbei, welche darin einen Erwerb fanden. Bald ließen sich Ansiedler in den Ruinen nieder, und nachdem eine Reihe von Jahren den Zorn der Römer abgekühlt hatte, gestatteten sie den Juden, welche ihre alte Liebe zum Tempel in die Nähe von dessen Trümmern zog, allmälig wieder eine kleine Stadt über den Schutthaufen zu erbauen, die ohne Mauern und Thore der römischen Legion nicht gefährlich werden konnte. Eine ähnliche Sehnsucht, wie die Juden nach dem Tempel, hatten die Christen nach den Stätten, welche durch Leben, Leiden und Tod des Heilandes geweiht waren. Als daher Jerusalem nach einem Menschenalter wieder einen sicheren Aufenthalt bot, siedelte auch Simeon seinen Sitz und seine Heerde hinüber und bewahrte sie unbefleckt vom ketzerischen

Anhauch. Da ſich außerordentlich viel Juden, und zwar aus den verſchiedenen jüdiſchen Secten, zum Chriſtenthum bekehrten, ſo verſuchte der Eine oder der Andere ſeine Meinungen, Gebräuche und Anſichten hineinzutragen, wodurch die reine Lehre des Evangeliums getrübt und entſtellt wurde. Konnte eine ſolche falſche Richtung nicht gleich im Keim erſtickt werden, fand ſie Anhänger und Verbreiter, ſo wuchs ſie ſchnell zur Irrlehre auf, die das nahtloſe Kleid der Kirche Chriſti in Fetzen zu zerreißen drohete. Der heilige Greis Simeon ließ kein derartiges Unkraut aufkommen, und als er unter ſo mannigfachen Sorgen und Drangſalen ſein mühevolles Leben bis auf das ſeltene Alter von hundertundzwanzig Jahren gebracht hatte, empfing er zum Lohn die Krone der Märtyrer. Er wurde von ketzeriſch Geſinnten bei Atticus, dem Statthalter von Syrien, als ein Chriſt und ein Sprößling des königlichen Hauſes Davids angeklagt. Ein Chriſt! der galt dem Römer als Gotteslängner; ein Nachkomme des alten Königsgeſchlechtes! der konnte der Römerherrſchaft gefährlich werden. Um ihn zur Abſchwörung ſeines Glaubens zu bewegen, ließ Atticus ihn einige Tage hintereinander ſo grauſam martern, daß die Römer ſtaunten, wie ein Menſch und vollends ein Greis bei ſolchen Qualen ſtandhaft bleiben könne. Endlich ward Simeon wie ſein Herr und Meiſter gekreuzigt im Jahre des Heils 104. Er iſt der letzte in der Reihe jener ehrwürdigen Männer, die den göttlichen Heiland von Angeſicht zu Angeſicht geſehen und aus ſeinem Munde die Lehre vom ewigen Leben vernommen haben. Die Jünger waren nun Alle aus dem armſeligen irdiſchen Daſein geſchieden und mit ihrem geliebten Meiſter vereint, an den ſie ſo feſt geglaubt, den ſie ſo treu bekannt und ſo inbrünſtig geliebt hatten. Aber ſie ließen Andere zurück, welche die glorreiche Erbſchaft ihres Glaubens, ihres Bekenntniſſes und ihrer Liebe freudig antraten. Unter ihnen erſtrahlt wie ein prachtvolles Geſtirn ein Schüler des heiligen Evangeliſten Johannes.

Der heilige Ignatius,
Bischof von Antiochien.

Er war durch die Apostel, namentlich durch Johannes, für den Glauben gewonnen, belehrt, unterrichtet, zum Priester geweiht, endlich zum Bischof von Antiochien eingesetzt, nachdem der erste Nachfolger des heiligen Petrus auf den dortigen Stuhl, der heilige Evodius, den Tod für den Glauben gelitten hatte. Ignatius führte auch den Namen Theophorus, das heißt, je nachdem der Accent gelegt wird, „der Gott trägt" oder: „der von Gott getragen wird." Wegen der letzten Bedeutung bildete sich die Sage, er sei das Kind gewesen, das Christus geherzt und in die Mitte der Jünger, ihnen zum Vorbild, gestellt habe. Freilich ward Ignatius von Gott getragen! aber nicht dem Leibe nach. Seine Augen haben auf Erden den Herrn nicht gesehen. Auf seinem Sitz zu Antiochien, der berühmtesten Kirche im Orient, dem prachtvollen und üppigen Rom des Ostens, lebte und lehrte Ignatius mit der Liebe, der Demuth, der Kraft, der Weisheit eines Apostels, in strenger Abtödtung, in unermüdlichem Gebet. Er gewann die Heiden, er stärkte die Neubekehrten, er entflammte die Gläubigen. Sein Beispiel und die Kraft seiner Seele und seiner Rede stellte sich wie eine Mauer um seine Heerde, so daß während der Domitian'schen Verfolgung die Schäflein wohl mit Gewalt aus den schirmenden Hürden gerissen wurden, doch nicht freiwillig sie verließen. In Ignatius lebte der Geist Gottes, der Alles durchschaut. Er befand sich einst zwischen unruhigen Köpfen und ehrgeizigen Gemüthern, die auf Zwietracht und auf Trennung von ihrem Bischof sannen. Da rief Ignatius plötzlich mitten in der Versammlung aus: „Haltet euch zu euren Bischöfen, euren Priestern, euren Diakonen!" Die Schuldigen, glaubten ihre Absicht sei ihm verrathen und er wolle sie mit diesem Ausruf warnen und ermahnen; und sie fragten ihn, wie er zur Kunde ihres Vorhabens gekommen sei? Ignatius nahm jedoch Gott zum Zeugen, daß er auf menschliche Weise nicht die mindeste Kunde

davon gehabt, aber vom heiligen Geiſt getrieben, ausgerufen habe: „Haltet euch zum Biſchof, thut nichts ohne ihn, liebt die Einigkeit, meidet die Zwietracht!“ Sein größter Schmerz war, daß er nicht die wahre Liebe, die wahre Treue eines Jüngers Jeſu zu beſitzen fürchtete, weil deren Prüfung und Lohn, die Marterkrone, ihm noch nicht ertheilt worden war. Sein größtes Verlangen war, für den Namen Jeſu zu ſterben, ſein Blut für das Blut ſeines Gottes zu vergießen und in dieſem Tauſch zur vollen Einigung mit dem göttlichen Heiland zu gelangen. Er mußte noch einige Jahre, zwiſchen Domitians und Trajans Verfolgung, um die Erfüllung ſeines Verlangens bitten; dann ward ſie gewährt.

Im Jahre 107 kam Trajan nach Antiochien, um Vorbereitungen zu einem Kriege gegen die Parthen zu machen. Er war ſtrahlend von Siegen über fremde Völker und glaubte auch das Chriſtenvolk bekriegen und beſiegen zu müſſen, das ſeinen Götzen im Wege und ſeinen Tempeln feindlich war. Die Biſchöfe zum Abfall zu drängen, ſchien ihm am wichtigſten; waren die gewonnen, ſo würde er leichteres Spiel mit den Uebrigen haben. Jetzt hörte er in Antiochien von dieſem Biſchof Ignatius und ſeiner thörichten Lehre: der gekreuzigte Jeſus Chriſtus ſei Gott, und dieſer Gott preiſe die Jungfräulichkeit, die Armuth, die Niedrigkeit; verbiete alle böſen Gelüſte der Sinnlichkeit und bezeichne als einen Gräuel die Anbetung der römiſchen Götter. Da ergrimmte Trajan und er ließ den Biſchof Ignatius vor ſeinen Thron führen.

Die ganze Märtyrergeſchichte des heiligen Biſchofs, von ſeinem erſten Verhör an bis zu ſeinem Tode in Rom, iſt von ſeinen drei Freunden, Glaubensbrüdern und Gefährten, dem Diakon Philo, Cajus und Agathopus aufgezeichnet und uns aufbewahrt worden. Als der göttliche Heiland ſeine zwölf Jünger und in ihnen Alle, welche ihr Werk fortſetzen ſollten, über ihre apoſtoliſche Sendung belehrte und zu ihnen ſprach: „Ich ſende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Seid daher klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben;“ da ſprach er weiter: „Wenn ſie euch aber überliefern, ſo

sinnet nicht nach, wie oder was ihr reden sollet; denn es wird euch in jener Stunde gegeben werden, was ihr reden sollet. Denn nicht ihr seid es, die da reden, sondern der Geist eures Vaters ist es, der in euch redet." (Matth. X. 19.) Diese Acten und ähnliche Documente zeigen uns also, wie der göttliche Heiland seine Zusage erfüllt.

Ohne vor Trajans Drohungen zu erschrecken, daß alle Verehrer des wahren Gottes entweder den Götzen opfern oder sterben sollten, erschien Ignatius vor dem Kaiser und dieser fragte ihn: „Wer bist du, du böser Dämon, daß du nicht blos unsere Befehle leichtsinnig übertrittst, sondern auch Andere dazu beredest und sie dadurch in's Verderben stürzest?" Ignatius antwortete: „Niemand nennt den Theophorus einen bösen Dämon, denn die Dämonen sind längst von den Knechten Gottes zurückgewichen. Nennst du mich aber böse gegen die Dämonen, weil sie meine Gewalt über sich fühlen müssen, so magst du Recht haben. Denn da ich Christus in mir habe, den überhimmlischen König, so zernichte ich ihre Anschläge." Trajan fragte: „Und wer ist dieser Theophorus?" „Wer Christus in der Brust trägt," antwortete Ignatius. „Meinst du," fragte Trajan weiter, „daß wir unsere Götter, die wir als Helfer gegen unsere Feinde haben, nicht im Gemüth tragen?" Darauf sprach Ignatius: „Du irrest, wenn du die Götzen der Heiden Götter nennest. Denn es ist nur Ein Gott, der Himmel, Erde und Meer und Alles, was darin ist, erschaffen hat, und Ein Jesus Christus, Gottes eingeborener Sohn, nach dessen Reich ich verlange." — „Meinst du Den, der unter Pontius Pilatus gekreuziget ward?" fragte Trajan. Ignatius antwortete: „Den meine ich, der meine Sünde sammt dem Urheber aller Sünde gekreuziget, und der allen Trug und alle Bosheit dämonischer Verführung Denjenigen unter die Füße geworfen hat, die Ihn im Herzen tragen." „So trägst denn du," fragte Trajan, „den Gekreuzigten in dir?" „Ja," sprach Ignatius, „denn es ist geschrieben: Ich werd' in ihnen wohnen und in ihnen wandeln." (2 Cor. VI. 16.) Da sprach Trajan das Urtheil: „Ich befehle, daß Ignatius,

der da sagt, daß er den Gekreuzigten in sich trage, in Banden von Soldaten nach Rom geführt werde, um dort zum Ergötzen des Volkes den wilden Thieren zur Speise zu dienen." Als der heilige Märtyrer dies Urtheil hörte, rief er laut aus vor Freude: „Ich danke Dir, o Herr, daß Du mich der vollkommenen Liebe zu Dir gewürdiget und mich beehrt hast, mit Deinem Apostel Paulus eiserne Bande zu tragen!" Und als er das gesagt hatte, ließ er sich freudig die Ketten anlegen, betete zuerst noch für die Kirche, empfahl sie mit Thränen dem Herrn und wurde dann, als ein herrlicher Führer der guten Heerde, von den wilden und grausamen Soldaten ergriffen und nach Rom zur Speise der blutdürstigen Bestien fortgerissen.

Trajan hoffte, die weite und mühselige Reise nach Rom werde die Geduld des heiligen Märtyrers ermüden, seine feurige Liebe abkühlen und ihn nachgiebig machen; zugleich auch die Kirche von Antiochien durch Trennung von ihrem Bischof in Muthlosigkeit und Nachgiebigkeit gegen den Kaiser versetzen. Endlich trug es nicht wenig zur Ergötzung des römischen Volkes bei, wenn ein Mann, der bei den Seinen in so hohem Ansehen stand, aus weiter Ferne hergeschleppt und als ein niedriger Verbrecher vor den Augen von ganz Rom den Löwen vorgeworfen wurde; und Trajan gönnte seinen Römern die Freude, ein so ausgezeichnetes Opfer in ihrem Amphitheater bluten zu sehen.

Mit froher Bereitwilligkeit und großem Verlangen nach dem Martertode zog Ignatius von Antiochien nach dem syrischen Seleucia, wo er eingeschifft ward und nach einer sehr beschwerlichen Seereise Smyrna erreichte. In dieser lieblichen und berühmten Stadt Joniens nahm damals Polykarpus den Bischofssitz ein. Obgleich viel jünger als Ignatius, waren doch beide innige Freunde, denn beide waren Schüler des heiligen Johannes und ganz durchglüht von der Liebe ihres Lehrers. Mit heiliger Freude feierten sie ihr Wiedersehen. Der Eine frohlockte über seine Ketten und die Gewißheit seines Todes, der Andere frohlockte in Hoffnung

auf ein ähnliches Loos. Da in Smyrna ein langer Aufschub der Reise stattfand, so konnten sich Beide ihres Umganges und des Austausches großer geistiger Gnadengaben erfreuen. Kaum vernahmen die Christen in Jonien und Kleinasien, daß Ignatius, diese geistige Sonne des Ostens, um des Namens Jesu willen gefesselt in Smyrna weile, so suchten sie ihm ihre Liebe, ihre Ehrfurcht zu beweisen und ihm ihre Glückwünsche auszusprechen. Großen Trost empfing Ignatius durch so viele apostolische Männer, die ihm von den verschiedenen Kirchen gesandt wurden. Ephesus schickte seinen Bischof Onesimus, Magnesia den Bischof Damasus, Tralles den Bischof Polybius; Alle waren von den frömmsten Priestern und Diakonen begleitet, und Ignatius freute sich ihres Glaubens und ihrer Tugend. Aber es beängstigte ihn, daß Alle trotz ihres Glaubenseifers und ihrer Märtyrerfreude doch so viele Thränen um sein Scheiden vergossen und sich so tief betrübten, ein solches Licht der Kirche ausgelöscht zu sehen. Er fürchtete, ihre Gebete könnten wider ihn, statt für ihn zu Gott emporsteigen; d. h. sie könnten vielleicht um sein Leben, statt um seinen Martertod bitten, und Gott könne vielleicht das Gebet so vieler tugendhaften Männer erhören und das seine als eines Unwürdigen verschmähen. Darum beschwor er in seinen Briefen die verschiedenen Kirchen, in seinen Gesprächen die Bischöfe und Priester und namentlich den Polykarpus, ihm von Gott die Gnade zu erbitten, daß er recht bald durch die wilden Thiere von der Erde hinweggenommen und vor das Angesicht Jesu Christi gestellt werde. Besonders fürchtete er die allzugroße Liebe der Gläubigen in Rom, und daß sie ihn durch ihre Gebete von der schon geöffneten Pforte des Marterthums und des Himmels zurückhalten könnten. Da sich nun gerade Christen in Smyrna befanden, die vor ihm nach Rom reiseten, so gab er ihnen einen Brief mit, in welchem sich ein ganz in Gott versenkter Geist, ein ganz in Christus umgeformter Mensch, eine ganz in der Ewigkeit ruhende Seele ausspricht, die jeden irdischen Maßstab in der Ueberfülle heiliger Liebe verloren und die Sprache des natürlichen Menschen

vergessen hat; die Qualen Wonnen nennt, und Schmach Ehre, und Elend Reichthum, und Tod Leben, und das armselige Erdenleben Tod. Nach einem apostolischen Gruß an die Kirche zu Rom, der er das große Lob und zugleich den anerkannten Vorrang gibt, „Vorsteherin des Liebesbundes der Christenheit zu sein," fährt er fort: „Ich hoffe gebunden in Jesu Christo euch zu begrüßen, wenn es der Wille Gottes ist, daß ich würdig befunden werde, zum Ende zu kommen. Möge mir nur die Gnade zu Theil werden, mein Erbtheil ohne Hinderniß zu gewinnen! Aber ich fürchte euere Liebe, daß sie mir hierin Schaden thue. Euch ist es wohl leicht zu thun, was ihr wollt; mir aber würde es schwer fallen, zu Gott zu kommen, wenn ihr nicht meiner schonet. Keine Zeit wird mir günstiger sein, zu Gott zu gelangen, und ihr könnt auch nicht leicht ein besseres Werk für den Himmel thun, als wenn ihr jetzt ruhig schweiget. Denn schweigt ihr, so werde ich zur Einigung mit Gott kommen; liebt ihr mich aber nach dem Fleisch, so muß ich von Neuem meinen Lauf beginnen. Ihr könnet nicht mehr mir zu Liebe thun, als daß ihr mich schlachten laßt für Gott, da der Opferaltar ja schon bereitet ist. Vereinigt euch doch in ein Chor der Liebe und lobsinget dem Vater in Jesus Christus, weil Er den Bischof von Syrien gewürdigt hat, ihn von Aufgang nach Niedergang zu senden, damit er hier der Welt untergehe, um in Gott wieder aufzugehen. Erbittet mir nur die Kraft von Außen und von Innen, daß ich Das, was ich sage, auch wolle; daß ich ein Christ nicht blos genannt, sondern auch befunden werde. Ich schreibe den Kirchen und verkündige es Allen, daß ich gern für Gott sterbe, und bitte euch, mir kein unzeitiges Wohlwollen zu erweisen. Ich bin Gottes Waizen und muß durch die Zähne der wilden Thiere zermahlen werden, damit ich als ein reines Brod Christi erfunden werde. Liebkoset vielmehr den Thieren, damit sie mein Grab werden und nichts von meinem Leibe übrig lassen, auf daß ich Niemand beschwerlich falle, wann ich entschlummert bin. Dann werde ich ein wahrer Jünger Christi sein, wenn die Welt auch meinen

Leib nicht mehr sieht. Also bittet zu Christo für mich, daß ich durch diese Werkzeuge möge Gottes Opfer werden. Ich befehle euch nicht wie Petrus und Paulus; sie sind Apostel, ich bin ein Verurtheilter; sie sind frei, ich bin jetzt noch ein Knecht. Aber wenn ich leide, so werde ich ein Freigelassener Christi und mit ihm, als ein Freier, auferstehen. Sonst verlange ich nichts."

„Von Syrien hieher kämpfe ich schon immer mit wilden Thieren, zu Wasser und zu Lande, bei Tag und bei Nacht, mit zehn grimmigen Panthern, nämlich den Kriegsknechten, die mich in Ketten führen und die durch Wohlthaten nur immer böswilliger werden. Ihre Beleidigungen dienen mir zur Prüfung. Jedoch bin ich darum noch nicht gerechtfertigt. Auf die wilden Thiere freue ich mich, die für mich bereit stehen, und bete, daß sie gleich über mich herfallen. Ja ich will ihnen schmeicheln, damit sie mich schnell auffressen, nicht aber, wie bei Einigen, scheu vor mir fliehen; und wollen sie dennoch nicht, so werd' ich sie reizen. Verzeihet mir; ich weiß, was mir frommt und beginne jetzt ein Jünger Christi zu sein, da ich nach Nichts verlange, weder nach Sichtbarem noch Unsichtbarem, als nur Jesum Christum zu gewinnen. Mögen Feuer, Kreuz, Schaaren von wilden Thieren über mich kommen, mögen meine Gebeine zerbrochen, meine Glieder zerrissen, mein Leib zermalmt werden und die grausamsten Qualen mich treffen, wenn ich nur Jesum Christum gewinne. Für Christus sterben ist mir besser, als über alle Reiche der Welt bis zu den Gränzen der Erde zu herrschen. Ihn suche ich, der für uns gestorben, ihn verlange ich, der wegen uns auferstanden ist. Verzeihet mir, Brüder, und stehet mir nicht im Wege zum Leben, indem ihr mich nicht sterben lassen wollt. Da ich Gottes sein will, so täuschet mich nicht durch das Sichtbare. Lasset mich das reine Licht schöpfen, lasset mich ein Nachfolger des Leidens meines Gottes sein! Wer Ihn in sich hat, der versteht, was ich will; der hat Mitgefühl für Das, was ich leide und was mich beängstigt. Der Fürst dieser Welt will mich fortreißen und meinen Sinn, der

auf Gott gerichtet ist, abwenden. Haltet es nicht mit ihm, sondern mit mir, das heißt mit meinem Gott. Sollte ich, wenn ich bei euch bin, euch um etwas Anderes bitten, so glaubet mir nicht. Glaubet, was ich euch schreibe. Ich schreibe euch lebend, aber nach dem Tode verlangend. Meine Liebe ist gekreuzigt. Das Feuer in mir begehrt keine irdischen Dinge. In meinem Innersten lebt Er und spricht: Komm zum Vater! Die Freuden des Lebens und vergängliche Nahrung haben keinen Reiz für mich. Das Brod Gottes will ich, welches ist das Fleisch Jesu Christi, in der Zeit geboren vom Stamm Davids. Und zum Trank will ich Sein Blut, die unvergängliche Liebe."

Ob je die „Thorheit des Kreuzes" himmlischer in Liebesglut und heiliger in Demuth sich ausgesprochen hat? Ach, wem hebt sich das Herz nicht vor Freude und Dankbarkeit, daß ein schwacher Mensch gewürdigt ward, Gott so zu lieben, und daß mit dem ekstatischen Ausdruck dieser Liebe die Wahrheit derselben durch die That sich aussprach!

Aus Smyrna schrieb Ignatius auch Briefe an die Kirchen Kleinasiens durch die heimkehrenden Bischöfe, und ermahnt hauptsächlich zur Eintracht im Glauben und Liebe und zu demüthiger Unterordnung, denn Schisma und Häresie schlichen umher, suchten Glieder vom Leibe Christi loszureißen und die heilige schöne Ordnung zu zerstören, nach welcher der Bischof dastand als das Haupt seiner Gemeinde, umringt von seinen Priestern; dann eine Stufe niedriger die Diakonen und endlich rings umher, wie ein voller bunter Kranz, die ganze Gemeinde; Alle von einer Liebe beseelt, Alle in thätiger Weise Antheil nehmend an den Angelegenheiten der Kirche, Alle durch ihr Haupt verbunden mit dem göttlichen Oberhaupt im Himmel, als dessen Stellvertreter und Dolmetscher sie ihren Bischof verehrten. Diese von dem göttlichen Heiland selbst eingeführte Ordnung zu beobachten, ermahnt Ignatius sie auf's Dringendste. Er redete nicht für seine Sache! seinen Bischofsitz hatte er vertauscht mit Kerker und Banden; er redete für das ewige Heil der Seelen, welches Gott an

den Gehorsam hat binden wollen, um den Menschen in dem zärtlichen und glücklichen Verhältniß eines Kindes zum Vater mit Gnadengaben und Segen zu überschütten. Mit dieser Gesinnung schrieb Ignatius den Ephesiern:

„Wie glücklich preise ich euch, so mit euerem Bischof Onesimus verbunden zu sein, wie die Kirche mit Jesu Christo, und wie Jesus Christus mit dem Vater, so daß Alles zusammenstimmt. Haltet darum fest am Glauben der unverwüstlichen Kirche. Lasset euch nicht irre machen: wer nicht beim Altar bleibt, der beraubt sich des Brodes Gottes, und wer dem Bischof widerstrebt, ist nicht Gott unterthänig. Höret nur auf Jesum Christum: Er allein redet in der Wahrheit. Er, der Eine, ist leiblicher und geistlicher Arzt; erzeugt und nicht erzeugt; Gott erschienen im Fleisch; im Tode das wahre Leben; aus Maria und aus Gott; dem Leiden einst unterworfen, über alle Leiden jetzt erhaben, Jesus Christus unser Herr. Ich frohlocke und freue mich mit euch, daß ihr, gerichtet auf jenes Leben, nichts liebt, als Gott allein. Darum betet ohn' Unterlaß für die anderen Menschen (Häretiker und Heiden). Es ist Hoffnung der Buße für sie, daß auch sie Gottes theilhaftig werden. Belehret sie durch euere Werke; seid sanft gegen ihren Zorn, demüthig gegen ihre Prahlerei, linde gegen ihre Heftigkeit; seid Brüder für sie und Nachfolger des Herrn. Mit Ehrerbietung und Scheu wollen wir auf die Langmuth Gottes schauen, damit sie uns nicht zum Gericht gereiche. Nichts ist besser als der Friede, durch den alle Fehde gelöset wird unter den Himmlischen und unter den Irdischen. Er entgeht euch nicht, wenn ihr in Jesu Christo den Glauben und die Liebe vollkommen habt. Diese sind des Lebens Anfang und Vollendung: der Anfang ist der Glaube, die Vollendung aber ist die Liebe. Beide vereint sind Gottes. Alle Tugenden folgen ihnen nach."

In dem Briefe an die Magnesier sagt Ignatius unter Anderem: „Alle Dinge nehmen ein Ende, Leben und Tod stehen uns bevor. Jeder von uns wird an seinen Ort gehen. Es sind gleichsam zwei Münzarten: die eine Gottes, die andere

der Welt, und jede trägt ihr eigenes Gepräge. Die Ungläubigen tragen das Gepräge der Welt; die Gläubigen aber tragen in der Liebe das Gepräge Gottes, des Vaters durch Jesum Christum, dessen Leben nicht in uns ist, wenn wir nicht freiwillig bereit sind, Seines Todes zu sterben. — Gleichwie der Herr nichts ohne den Vater that, mit dem Er vereint war, nichts durch sich Selbst, nichts durch die Apostel: also thut auch ihr nichts ohne den Bischof und die Priester. Beschöniget nie eine Absonderung unter irgend einem falschen Schein von etwas Gutem. In gemeinschaftlicher Versammlung sei ein Gebet, eine Fürbitte, ein Sinn, eine Hoffnung in der Liebe und im tadellosen Glauben."

Den Tralliern schreibt der heilige Greis unter Anderem:

„Ich bin voll hoher Hoffnungen in Gott; aber ich messe mich selbst, auf daß ich nicht durch eitle Ehre verderbe. Mir geziemt am meisten, mich zu fürchten und nicht Acht zu geben auf Die, welche mich aufgeblasen machen könnten. Wer mich lobt, geißelt mich; denn ich habe zwar Liebe zum Leiden, aber ich weiß nicht, ob ich des Leidens würdig bin. — Sondert euch nicht von Gott, von Jesu Christo, vom Bischof und von den apostolischen Anordnungen ab. Wer innerhalb des Altares ist, rein ist der. Erneuet euch im Glauben, der da ist das Fleisch des Herrn, und in der Liebe, die da ist das Blut Jesu Christi. Seid taub, wenn euch Jemand von etwas Anderem redet, als von Jesu Christo, der da ist vom Geschlecht Davids aus Maria; der da ist wahrhaftig geboren, verfolgt und gekreuzigt worden; wahrhaftig gestorben vor dem Antlitz der Himmlischen, der Unterirdischen und der Menschen; auch wahrhaftig auferwecket worden von den Todten, wie auch uns, die wir an Ihn glauben, und ohne Den wir das wahre Leben nicht haben, Sein Vater auferwecken wird. Wenn Er — wie die Ungläubigen, die ohne Gott sind, sagen — nur als ein Scheinwesen gelitten hat, warum denn bin ich in Banden? Warum wünsche ich mit wilden Thieren zu kämpfen? Ich sterbe nicht umsonst! Ich lüge nicht wider den Herrn. Also fliehet diese bösen Sprossen, welche

tödtliche Frucht tragen, so daß, wer sie kostet, alsbald stirbt. Sie sind nicht von der Pflanzung des Vaters. Wären sie es, so würden die Aeste des Kreuzes erscheinen und ihre Frucht würde unvergänglich sein. Durch seine Leiden ladet euch Jesus Christus als seine Brüder zu sich ein. Das Haupt kann nicht gesondert sein von den Gliedern; Gott hat deren Vereinigung verheißen und sie vereinigen Sich in Ihm Selbst. Möge mein Geist zu eurer Heiligung beitragen; nicht allein jetzt, sondern auch, wenn ich Gottes genießen werde. Jetzt bin ich noch in Gefahr; aber treu ist der Vater, in Jesu Christo zu erfüllen mein und euer Gebet."

Die Sorge, den blutigen Palmzweig des Triumphes nicht zu erringen und nicht unmittelbar aus dem elenden Leben zur Anschauung Gottes sich empor zu schwingen, mischt beständig eine Liebespein in die Liebesglut dieser gewaltigen Seele. Aus Liebe verlangte sie nach diesem Glück; aus Demuth zagte sie wegen ihrer Unwürdigkeit und mit bräutlicher Sehnsucht härmte sie sich um die lange Trennung.

Etwa ein halbes Jahr dauerte der Aufenthalt des heiligen Märtyrers in Smyrna. Endlich ward er dort eingeschifft und nach Troas geführt, wo abermals eine Verzögerung der Reise, doch nur auf kurze Zeit, eintrat. Er benutzte sie, um an die Gemeinde von Smyrna ein Schreiben zu erlassen und ein anderes an Polykarp, den er liebte wie ein Vater und Bruder in Christo. Nach Smyrna schrieb er warnend vor der Verführung der Irrlehren und zeigt, wie durch solche Ansichten alle Aufopferungen der Christen für Gott als sinnlos erscheinen, die Autorität des Alten und Neuen Testamentes umgestoßen und jedes Streben nach Tugend in der Wurzel zerstört werden müßte: „Um die Liebe kümmern sie (die Häretiker) sich nicht, nicht um Wittwen noch Waisen, nicht um Bedrängte und Gefesselte, nicht um Hungernde noch Dürstende. Denn sie bekennen nicht mit uns, daß die Eucharistie das Fleisch unseres Heilandes Jesu Christi sei, welches für die Sünden der Welt gelitten und welches der Vater nach seiner Huld wieder auferweckt hat. Sie nun, die diesem

Geſchenk Gottes (der Euchariſtie) widerſprechen, ſterben in ihrer Streitſucht. Es wäre ihnen aber nützlich zu lieben, damit ſie auch auferſtänden.“ Um den reinen Glauben zu bewahren gibt es kein wirkſameres Mittel als feſten Anſchluß an den Biſchof: „Wo der Biſchof iſt, dort ſoll auch das Volk ſein, gleichwie dort, wo Jeſus Chriſtus iſt, auch die katholiſche Kirche iſt.“ Ignatius war viel älter als Polykarp; darum hat ſeine Liebe für ihn den Ausdruck eines zärtlichen und aneifernden Vaters, der den theuern Sohn mit Rieſenſchritten auf dem Wege der Vollkommenheit fortſchreitend wünſcht. Er ſchreibt unter Anderem dem Polykarp:

„Flehe um tiefere Erkenntniß. Wache, da du den Geiſt, der nicht ſchlummert, empfangen haſt. Trage die Krankheiten von Allen mit der Kraft eines vollkommenen Kämpfers. Sei nüchtern wie ein Kämpfer Gottes. Unvergänglichkeit und ewiges Leben, deſſen du überzeugt biſt, ſind der Kampfpreis. Ich möchte meine Seele für die deine geben und dieſe Bande, die du liebſt. Stehe feſt wie der Ambos unter den Hammerſchlägen. Einem großen Kämpfer geziemt es, unter den Streichen zu überwinden. Vor Allem müſſen wir um Gotteswillen Alles ertragen, auf daß auch Er uns ertrage. Werde eifriger als du biſt. Erwäge die Zeiten. Harre Deſſen, der über der Zeit iſt, der außer der Zeit iſt, des Unſichtbaren, der für uns ſichtbar ward! Der unerreichbar der Berührung und über Leiden erhaben, für uns ſich dem Leiden unterwarf und in jeder Weiſe für uns duldete. Thue nichts ohne den Willen Gottes. Welchen Dank verdienſt du, wenn du die guten Jünger liebſt? führe auch die widerſpenſtigen durch Sanftmuth zur Ordnung zurück.“

In Troas ward er plötzlich wieder eingeſchifft und nach Macedonien hinübergeführt, welches er darauf bis zur entgegengeſetzten Küſte, und zwar zu Fuß, durchreiſen mußte, bis er in Epidamnus (jetzt Durazzo) in Illyrien am Adriatiſchen Meer anlangte. Hier fand er an der Küſte ein Schiff, durchſegelte das Adriatiſche Meer, dann das Tyrrheniſche und

wünschte bei Puzzuoli, unfern Neapel, an's Land zu gehen, um den Landweg nach Rom einzuschlagen, auf dem der Apostel Paulus gereist war. Aber der Wind ließ die Landung nicht zu, und die Fahrt ging rasch weiter. „Wir seufzten über die uns naherückende Trennung, schreiben seine treuen Reisegefährten. Ihm aber, dem Gerechten, geschah es nach seinem Wunsch, weil er nicht genug eilen konnte aus der Welt und zu dem Herrn, den er so sehr liebte, zu kommen. Als wir in den Hafen der Römer einfuhren, ärgerten sich die Soldaten, weil es etwas langsam ging; und der Bischof freute sich, daß sie so trieben und folgte ihnen gern."

Die Freude der Gläubigen in Rom über die Ankunft des erhabenen Greises und ihr Schmerz, ihn gleich wieder zu verlieren, war so groß, daß Viele im Sinn hatten, ihr Möglichstes zu thun, um das Volk zu bewegen, das Leben dieses Gerechten statt seines Todes zu fordern. Kam freilich der Ruf: „die Christen vor die Löwen!" allgemein vor, so war es doch keine ganz unerhörte Ausnahme, daß das Volk um Schonung bat. Ignatius erkannte jedoch im Geist ihr Vorhaben und bat sie gleich nach der ersten Begrüßung dringend, doch wahre Liebe für ihn zu haben, und ihm, der zum Herrn eilte, sein ersehntes Heil nicht zu mißgönnen. Dann betete er mit allen Gläubigen auf den Knieen zum Sohne Gottes für die Kirche, daß die Verfolgung aufhören, und alle Brüder untereinander in der Liebe verharren möchten. Einem Befehl des Kaisers zufolge wurde er sogleich nach dem Amphitheater geführt und mit Ungestüm hineingestoßen, denn die Feste der Saturnalien, welche durch diese Kampfspiele gefeiert wurden, gingen eben zu Ende und dies war gerade der letzte und festlichste Tag, wo die meisten Menschen zusammen kamen. Die Löwen fielen mit so grimmiger Wuth über ihn her, daß er im Nu zerrissen und nichts von ihm übrig war, als einige der stärkeren Gebeine, „welche," schreiben seine Gefährten, „nach Antiochien zurückgebracht und dort in einem Kästchen als der kostbarste Schatz aufbewahrt und zur Ehre des Märtyrers der Kirche hinterlassen worden sind."

Die Legende, die immer so tiefſinnig und auch immer so wahr, nur nicht immer buchſtäblich zu verſtehen iſt, erzählt: Der Henker habe zuerſt die Bruſt des heiligen Greiſes geſpalten und ſein Herz herausgeriſſen, und ſiehe! da habe auf dieſem Herzen mit goldenen Buchſtaben der Name „Jeſus" geſtanden. So kam Ignatius zu ſeinem Ziel im Schooß der ewigen Liebe. Von ſolchen Seelen ſingt das Brautlied der heiligen Liebe: „Wer iſt ſie, die heraufſteigt aus der Wüſte, trunken von Wonne und gelehnt auf ihren Geliebten?" (Hohelied VIII, 5.)

Seine Freunde und Gefährten wohnten dem Martertode bei, durchwachten die Nacht in Thränen und baten Gott um ein wenig Troſt. Und als ſie vor Ermattung und Trübſal endlich entſchlummerten, ſahen Einige den heiligen Märtyrer, als bete er für ſie; Andere, als ſtänd' er vor ihnen und umarme ſie; noch Andere, als käme er wie von großer Arbeit und ſtehe vor dem Herrn voll Vertrauen und in unſäglicher Herrlichkeit. Dies ſahen ſie mit frommem Entzücken und dankten und prieſen Gott, den Geber aller Gnaden. „Wir haben," ſo ſchließen die Acten, „den Heiligen ſelig geſprochen und auch den Tag und die Zeit (den 20. Dezember 107) angeſagt: auf daß wir an demſelben Tage zuſammenkommen und die Gemeinſchaft mit dieſem großmüthigen Kämpfer und Märtyrer Chriſti bewahren, der den Teufel bezwungen und ſeinen Lauf nach ſeinem frommen Verlangen vollendet hat; damit wir in ſeinem ehrwürdigen und heiligen Andenken preiſen unſeren Herrn Jeſum Chriſtum, durch den und mit dem Ehre und Macht dem Vater mit dem heiligen Geiſte in der heiligen Kirche in alle Ewigkeit ſei. Amen."

So ſtarb Ignatius. Wie ſtarb Trajan? Er erfüllte die Welt mit ſeinem Ruhm. Von der Tiber bis zum Euphrat war die Erde geſchmückt mit ſeinen Triumphbogen, mit ſeinen Siegestrophäen, mit ſeinen Werken. Er ließ die Häfen von Civita-Vecchia und Ancona graben; er baute eine Brücke über die untere Donau, die nie vorher und nie nachher eine Brücke getragen und deren Trümmer noch bei Cladowa ſtehen, und an der Felſenplatte, über der die Adler kreiſen, prangt noch

sein Name und spricht von großen Römerthaten gegen die Völker des Nordens. Er machte aus Armenien und Mesopotamien römische Provinzen; er unterwarf Assyrien; er nahm Ktesiphon, die Hauptstadt der Parthen, und Susa, die Residenz der alten Perserkönige. Dann besuchte er die Ruinen von Babylon, schiffte den Euphrat hinab in den indischen Ocean und eroberte das glückliche Arabien. Der römische Senat staunte über all' die fremden Länder und Völker, die sich Rom unterwarfen, und bewilligte dem siegreichen Kaiser so viele feierliche Triumphe, als er begehrte. Aber Trajan sah Italien und Rom nie wieder. Er starb am Schlagfluß zu Selinunt in Cilicien im Jahre 117. Auf dem Trajanischen Forum in Rom erhebt sich eine prachtvolle Säule mit Bildwerken geschmückt, und trägt seine Thaten und seinen Namen gleichsam himmelan. Was half ihm das Alles zum ewigen Leben? Er hat den Sohn Gottes nicht erkannt!

Die heilige Symphorosa und ihre sieben Söhne.

Am Abhang des reizenden Albanergebirges, das östlich von Rom die Campagna begrenzt, liegt wie in einem Blumenkorb das Städtchen Tivoli, berühmt durch seine Villa's, seine Gärten, seine Haine, seine wunderschönen Wasserfälle des Teverone, die in großen und kleinen Kaskaden über frische, lachende Hügel springen. In den alten Tagen hieß der Teverone Anio und Tivoli Tibur. Es war stets ein Lieblingsaufenthalt der reichen und vornehmen Römer, die in Landhäusern und Palästen wetteiferten, um ihren Sommeraufenthalt so anmuthig wie möglich zu machen. Kaiser Hadrian, Trajans Nachfolger, ein prachtliebender Herr, der viel gereist war, viel gesehen und studirt, und einen feinen Geschmack hatte, ließ in Tibur einen Palast bauen und Gärten anlegen, in welchen er das Schönste nachzubilden und zu vereinigen suchte, was er auf seinen verschiedenen Reisen zerstreut in manchen Ländern gesehen hatte. Auch Tempel ließ er in diesen Gär-

ten, bald im egyptiſchen, bald im griechiſchen Styl erbauen und ausſchmücken, und die Bildſäulen der Götter jener Länder hineinſtellen, lauter auserleſene Kunſtwerke im römiſchen Geſchmack, nicht im griechiſchen, d. h. mehr überladen als einfach. Sie ſtehen jetzt im Vatican und die ganze großartige Hadrianiſche Palaſtanlage beſteht in Ruinen, die vielleicht anmuthiger ſind, als der Palaſt in den Tagen ſeines Glanzes war, wenn der Frühling ſeinen blauen Himmel über ſie wölbt, und ſeine friſche Belaubung um ſie her ausſchüttet, und einen Teppich von duftenden Cyclamen in ihnen ausbreitet.

Nach Tibur hatte ſich der tapfere Tribun Getulius zurückgezogen, nachdem er und ſeine Gattin Symphoroſa gläubig geworden waren und die heilige Taufe empfangen hatten. Hier lebten ſie in ſtiller Abgeſchiedenheit und in Ausübung aller Tugenden, und pflanzten in die jungen Herzen ihrer ſieben Söhne einen ſo feſten Glaubenskeim, daß die Liebe zu Chriſtus und das Verlangen nach der Vereinigung mit ihm in den Seelen der Kinder eben ſo ſtark war, als in denen der Eltern. Getulius hatte einen Bruder, der Amantius hieß, welcher ebenfalls ein Chriſt, und gleich ihm Legionstribun, aber nach ſeiner Taufe im Kriegsdienſt geblieben war, da kein Stand, kein Amt, kein Beruf, ſo fern ſie mit Gottes Geboten ſich vereinigen ließen, das Chriſtenthum ausſchloſſen. Als Hadrian bei ſeinem Regierungsantritt die Religionsveränderung dieſer beiden edeln Männer erfuhr, ließ er ſie durch den Cerealis verhaften. Aber es geſchah, daß Cerealis durch ſie ein Gefangener Chriſti ward. Da litten ſie denn alle Drei den Martertod und wurden nach dreiundzwanzigtägiger Folter enthauptet.

Inzwiſchen war Hadrians Palaſt zu Tibur vollendet und ſollte nach heidniſcher Sitte durch Götzenopfer eingeweiht werden. Dieſe Veranlaſſung benutzten die heidniſchen Prieſter, um Symphoroſa bei dem äußerſt abergläubiſchen Kaiſer anzuklagen. Sie ſagten ihm, die Götter hätten folgendermaßen geſprochen: „Die Wittwe Symphoroſa peinigt uns täglich

mit ihren sieben Söhnen, weil sie ihren Gott anruft. Wenn sie sammt ihren Söhnen uns Opfer darbringen wird, so versprechen wir Alles für euch zu thun, was ihr verlangen werdet." Da befahl Hadrian, sie festzunehmen. Symphorosa, nachdem sie die Ueberreste ihrer theuern Märtyrer auf einem ihrer Güter bestattet, hatte wie eine christliche Wittwe nur für ihre Kinder, für Pflege der Armen und für das Gebet gelebt. Jetzt mußte sie vor Kaiser Hadrian mit ihren sieben Söhnen erscheinen. Er redete ihr mit den freundlichsten Worten zu, um sie zu bewegen, den Göttern zu opfern; aber Symphorosa sagte: „Getulius, mein Gemahl, und sein Bruder Amantius haben, als sie deine Tribunen waren, für den Namen Christi vielerlei Martern gelitten, weil sie nicht den Götzen opfern wollten. Sie haben als gute Kämpfer deine Dämonen durch ihren Tod besiegt. Sie haben erwählt, lieber enthauptet als überwunden zu werden. Und brachte ihnen der für den Namen Christi erlittene Tod bei irdischen Menschen zeitliche Schmach, so wandeln sie dagegen jetzt unter den Engeln, haben die Siegeszeichen ihrer Leiden in den Himmel gebracht und genießen mit dem ewigen König das ewige Leben." Der Kaiser entgegnete: „Entweder du opferst jetzt mit deinen Söhnen den allmächtigen Göttern, oder ich werde dich selbst und deine Söhne opfern lassen." Symphorosa antwortete: „Woher kommt mir das große Glück, daß ich würdig sein soll, mit meinen Söhnen Gott als ein Schlachtopfer dargebracht zu werden?" „Meinen Göttern werde ich dich zum Opfer schlachten lassen," erwiederte der Kaiser; aber Symphorosa sprach: „Deine Götter können mich nicht zum Opfer empfangen, denn wenn ich für den Namen Christi, meines Gottes, geopfert werde: so vermehre ich dadurch nur die Qual der Dämonen." „Wohlan, wähle!" sagte der Kaiser Hadrian; „entweder opferst du meinen Göttern, oder du endest mit einem bösen Tode." Die selige Symphorosa erwiederte: „Meinst du, daß meine Seele durch irgend eine Furcht abgewendet werden könnte von dem Verlangen, zur Ruhe zu gelangen mit Getulius, meinem Gemahl, den du

um des Namens Christi willen getödtet hast?“ Da befahl Kaiser Hadrian, sie in den Tempel des Herkules zu führen, mit Backenstreichen zu schlagen und dann bei den Haaren sie aufzuhängen. Es geschah, aber erfolglos; sie blieb standhaft. Darauf befahl der Kaiser, sie mit einem schweren Stein um den Hals in den Anio zu stürzen, und so ward Symphorosa eine Märtyrin Christi. Am anderen Tage mußten auch ihre sieben Söhne vor Hadrian erscheinen, der sie aufforderte, den Götzen zu opfern. Keine Bitte, keine Drohung, keine schmeichelnde Vorstellung bewog die Jünglinge. Sie beharrten sämmtlich bei dem Bekenntniß ihrer Eltern. Nun ließ Hadrian um den Tempel des Herkules sieben Pfähle einschlagen, an jeden Pfahl einen Jüngling mit Schrauben aufspannen, und dann jeden Jüngling in besonderer Art um's Leben bringen. Dem Crescens ward der Hals durchstochen, dem Julian die Brust, dem Nemesius das Herz, dem Primitivus der Leib, dem Justinus der Rücken, dem Stacteus die Seite. Aber Eugenius, der jüngste und letzte aus dieser Familie von Helden, ward von oben bis unten gespalten. Als die Hinrichtungen vollzogen waren, befahl der Kaiser, sie in eine tiefe Grube zu werfen, aus der jedoch Glaubensbrüder die Leichen retteten und sie mit frommer Sorgfalt am Tiburtinischen Wege bestatteten, da, wo später eine Kirche auf ihre Namen geweiht und zu den sieben Brüdern genannt wurde. Dies geschah um das Jahr 120.

Und für welche Götter begehrte Kaiser Hadrian Opfer und Verehrung! Unterhalb Theben am Nil, fast ganz überschüttet vom Sande der egyptischen Wüste, liegen Ruinen des Tempels von Antinoë. Als Hadrian in Egypten war, verkündeten ihm die Orakel, das Glück werde nicht von ihm weichen, wenn Jemand sich freiwillig den Göttern aufopfere für das Heil des Kaisers. Dazu erbot sich sein Lieblingsselave, der schöne bythinische Jüngling Antinous. Mit thörichter Zärtlichkeit hing der Kaiser an ihm; dennoch, so gierig ist der Mensch nach Glück, nahm er das Opfer an und Antinous stürzte sich in den Nil. Zu seinem Andenken er-

baute Hadrian die Stadt Antinoë sammt dem Tempel, gab ihm Altäre, Priester und Opfer, und verlangte göttliche Ehren für ihn, und ließ Die umbringen, welche Christus nicht gegen Antinous vertauschen wollten. Die Künstler wetteiferten, die Schönheit dieses neuen jungen Gottes in Marmor und sein Bild in den Tempeln aufzustellen, und der Antinous aus dem Palaste Braschi in Rom, mit der Lotosblume über der Stirn, nach Art und Weise der egyptischen Götter, die ihre Attribute über der Stirn trugen, zeigt die merkwürdige, melancholische Schönheit des Jünglings und deutet auf seinen Tod im Nil.

Letzte Zerstörung Jerusalems.

Hadrian strebte nicht nur danach, die Christen zu vertilgen, sondern auch die Stätten zu entweihen, die der Sohn Gottes geheiligt hatte. Es geschah, als sich die Juden zum letzten Mal als ein gesammtes Volk empörten. Schon zu Trajans Zeit waren sie unruhig gewesen und hatten in Egypten und in Cyrenaica, eine afrikanische Provinz, blutige Aufstände mit so außerordentlicher Grausamkeit erregt, daß sie allein in der letzteren Landschaft über 200,000 griechische und römische Einwohner um's Leben brachten, so daß Anbauer dahin geschickt werden mußten, um die verwüstete Provinz wieder zu bevölkern. Kaum war diese Empörung gedämpft, so brach eine andere auf der Insel Cypern aus, die ebenfalls mit großer Strenge unterdrückt wurde und die Folge nach sich zog, daß bei Todesstrafe kein Jude sich dem Strande von Cypern nahen durfte. Nach diesen mißlungenen Versuchen, sich von der römischen Herrschaft zu befreien, verhielten sich die Juden in erzwungener Ruhe. In Judäa betrieben sie mit Eifer den Wiederaufbau Jerusalems, was dem Kaiser Hadrian sehr willkommen war. Er schickte eine römische Colonie dahin und nannte die aus den Trümmern sich erhebende Stadt Aelia Capitolina, weil er aus dem Geschlechte der Aelier

war, und einen Tempel zu Ehren des Jupiters vom Kapitol auf dem Berge Morija erbaute. Durch diese Maßregel zeigte er den Juden, daß er weder ihre Nationalität noch ihre Religion achte und überall seinen Römern und seinen Göttern den Vorrang gebe. Aber die Tilgung des uralten Namens und die Gräuel des Götzendienstes auf der Stätte des heiligen Tempels erfüllte sie mit bitterem Groll, und der Funke der Empörung harrte nur auf einen Windhauch, um in hellen Flammen aufzuschlagen. Da trat ein Betrüger unter ihnen auf, der seinen eigentlichen Namen Barcozbab (Sohn des Lügners) in Barcochab (Sohn der Sterne) verwandelte, die alte Weissagung: „Ein Stern wird aufgehen aus Jakob" auf diesen Namen bezog, sich für den erwarteten Messias ausgab und gleich einen ungeheuren Anhang fand. Er wüthete gegen die Christen, theils um sie zu zwingen, an dem Aufstand Theil zu nehmen, theils weil sie den Sohn Gottes nicht verläugnen und den Lügenpropheten nicht anerkennen wollten. Er vertrieb die Römer aus Jerusalem und stürzte den Tempel Jupiters, und es währte über zwei Jahre, bis es den Römern gelang, den furchtbaren Kampf mit einem verzweiflungsvollen Volke zu Ende zu bringen. In dem Kriege selbst kamen 600,000 Juden um, ohne die zu zählen, welche als Opfer des Hungers und der Krankheiten fielen, und die, welche als Sklaven theils verkauft, theils nach Egypten geschickt wurden. Die Stätte, wo der Tempel gestanden, ließ Hadrian umpflügen und mit Salz bestreuen, ein römischer Gebrauch, nach welchem ohne Beschluß des Senates ein solcher Ort nicht wieder angebaut werden durfte. Aus den Steinen des Tempels ließ er ein Theater bauen. Aelia Capitolina aber hob er wieder aus den Trümmern dieses Krieges empor, bevölkerte sie mit römischen Colonisten und ließ über einem ihrer Thore ein marmornes Schwein mit bitterem Hohn aufstellen. Auch die Christen verschonte er nicht; ein Marmorbild der Venus erhob sich auf Golgatha; eins des Jupiters über der Grotte der Auferstehung. Die Höhle in Bethlehem, in welcher der Sohn Gottes auf die Welt kam,

ward dem Adonis geweiht und mit einem Haine zu Ehren dieſer Gottheit umpflanzt; aber durch all' dieſe Schmach wurden die heiligen Stätten den Gläubigen nur noch theurer und prägten ſie ſich nur noch tiefer den Gemüthern ein, und trotz der heidniſchen Umgeſtaltung ward dem Kirchenſchriftſteller Origines im dritten Jahrhundert dieſe Höhle als diejenige gezeigt, in welcher der Heiland geboren ſei. Die Juden wurden auf immer aus Jeruſalem verbannt, ja bei Todesſtrafe ihnen verboten, der Stadt auch nur ſo nahe zu kommen, daß ſie ſie hätten ſehen können. Nur am Tage der Zerſtörung durch Titus durften ſie alljährlich nahen, um ihr Schickſal zu beweinen. Das dauerte noch fort zur Zeit des heiligen Hieronymus, der darüber ſchreibt:

„Es iſt den Juden verboten, Jeruſalem zu betreten, es ſei denn, um ihre unglückliche Stadt zu betrauern. Und auch dieſe Erlaubniß bekommen ſie nur für Geld. Nachdem ſie das Blut des Heilandes bezahlt haben, müſſen ſie ihre eigenen Thränen bezahlen. Es iſt ein trauriger Anblick an dem Tage, wo Jeruſalem durch die Römer zerſtört ward, eine große Menge Volk in Trauerkleidern, alte Männer und arme Weiber in Lumpen, Alle in einem Aufzug der tiefſten Troſtloſigkeit zu ſehen, durch welchen der Zorn Gottes und ihr eigener Schmerz ſich ausſpricht. Armes Volk! und doch, wie ſoll man es beklagen? Sie ſehen den Calvarienberg, wo ſie den Heiland kreuzigten, ſtrahlend von Herrlichkeit, die Stätte ſeiner Auferſtehung von Licht umgeben, auf dem Oelberg die Siegesfahne des Kreuzes, und ſie kommen, die Unſeligen, um ohne Hoffnung auf den Trümmern ihres Tempels zu wehklagen!"

So kamen ſie damals, ſo kommen ſie noch jetzt nach anderthalb Jahrtauſenden. Auf Morija ſteht jetzt weder der Tempel Jehova's mehr, noch der Tempel römiſcher Götzenbilder, ſondern die muhamedaniſche Moſchee Sakhara, welche Muhameds Feldherr Omar erbaute, nachdem er Syrien und Paläſtina erobert hatte. Kein Jude und kein Chriſt darf ſich ihr nahen, nicht einmal ihren äußeren Vorhof betreten; würde

er darin ertappt, so müßte er sterben oder den Islam annehmen. Die Muhamedaner legen der Sakhara ein so heiliges Gewicht bei, daß sie glauben, jedes in ihr verrichtete Gebet werde erhört. Da sie nun fürchten, Christen und Juden möchten in ihr um den Besitz Jerusalems bitten, so halten sie dieselben mit Strenge entfernt. Seitwärts von der Moschee ist aber ein langer offener Gang, mit Quadersteinen gepflastert, zwischen zwei hohen Mauern, von denen die eine aus ungeheuren Werkstücken besteht, die rings um den Rand behauen sind, wie es die römische Art zur Kaiserzeit war. Dieser Gang liegt auf Morija, also da, wo ehemals Salomons Tempel stand, und hierher kommen die Juden jeden Freitag, und klagen in traurigen Liedern um den Fall Jerusalems und ihr eigenes Geschick. So war es wenigstens im Jahre 1843 und so wird es wohl auch jetzt noch sein. Da sitzen sie vielleicht auf demselben Platz, wo vor mehr denn anderthalb Jahrtausenden der heilige Hieronymus sie sah, und wie sie noch früher an den Wassern von Babylon saßen, mit demselben Leid und derselben Gesinnung: voll Verlangen nach der Erfüllung der göttlichen Verheißung und nicht im Stande sie zu fassen, wenn sie sich ihnen naht. Seliges Volk, zu dem zuerst Gott gesagt hat: „Mit ewiger Liebe lieb' ich dich." Unseliges Volk, das sich selbst anklagen muß: „Entfallen ist die Krone unserem Haupte; wehe uns, daß wir gesündigt haben."

Während die Juden aus ihrem heißgeliebten Jerusalem verbannt wurden, blieb die Christengemeinde unter allen Stürmen des Aufruhrs und des Krieges, der Verfolgung durch Hadrian wie durch Barcochab, immer gequält und immer unüberwindlich, die getreue Wächterin des heiligen Grabes. Und mit einer übernatürlichen Schnelligkeit auf den Flügeln des heiligen Geistes breitete das Christenthum sich nach allen Richtungen und Gegenden, unter allen Völkern und Zungen aus. Es gab bereits christliche Gemeinden in Mesopotamien, Persien, Arabien, Britannien, so daß schon gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts der heilige Justinus behaupten durfte:

„Es gibt keine Volksstämme, mögen sie auch noch als Nomaden auf Wagen leben, bei denen nicht im Namen Christi des Gekreuzigten Bitten und Dank zu Gott dem Vater und Schöpfer gesendet werden.“ Denn in diesen glaubensfeurigen Tagen entwickelte sich oft in ganz unscheinbaren Werkzeugen eine apostolische Thätigkeit. Ein geringer Soldat, eine arme Sklavin, ein junger Kaufmann mochten durch ihren Beruf leicht verpflanzt werden in entlegene Provinzen des ungeheuern Römerreiches oder in Colonien, welche Rom so zahlreich in fremden, fernen Ländern hatte, mochten das Senfkorn des Evangeliums dahin bringen, und in Kurzem erwuchs es dann zum kräftigen Baum. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts berichtet der heilige Irenäus: „daß die Völker, wenn auch der Sprache nach von einander geschieden, dennoch dieselbe Ueberlieferung bewahren, und daß die Kirchen in Germanien keinen anderen Glauben haben, als die in Spanien und Gallien.“ Und zu derselben Zeit schrieb Tertullian, wenn auch mit einigem afrikanischen Pomp, doch Angesichts der ganzen Welt: „Es würde uns nicht an Zahl und Macht gebrechen, wenn wir als offene Feinde gegen euch auftreten wollten. Wir sind von gestern her und erfüllen schon all' das Eurige: Städte, Schlösser, Flecken, Inseln, Zünfte, Lager, Palast, Senat, Forum; nur die Tempel überlassen wir euch allein. Schon durch die Trennung von euch könnten wir euch bekämpfen. Zögen wir bei solcher Anzahl in irgend eine entlegene Gegend uns zurück: ihr würdet betroffen sein über den Verlust so vieler Bürger, würdet erschrecken bei der Verlassenheit, dem Stillstand der Geschäfte, der schauerlichen Todtenstille im Lande.“ Dem Statthalter von Afrika, Scapula, brachte Tertullian in Erinnerung, daß die Christen „fast in jeder Stadt die Mehrzahl ausmachen.“ Und er spricht von Bekennern Christi unter den fernsten Nationen „in Gegenden von Britannien, welche die Römer noch nicht betreten haben.“ Die übernatürliche Lehre des Christenthums, wie die katholische Kirche sie aufbewahrt, verdankte ihre Ausbreitung übernatürlichem Einfluß. Menschliche Kraft und Weisheit hat etwas

Aehnliches vielleicht erſtrebt, doch nie erreicht und alle Gewalt der Imperatoren ſcheiterte daran, dieſen Einfluß zu hemmen; ſcheiterte daran bei Weibern und Kindern.

Die heilige Felicitas und ihre Söhne.

Symphoroſa war nicht die einzige chriſtliche Mutter, welche von der allerſeligſten Jungfrau Maria gelernt hatte, unter dem Kreuze ihres zu Tode gemarterten Sohnes zu ſtehen. Auch der heiligen Felicitas gingen ſieben Schwerter durch das Herz, als ihre ſieben Söhne zu Märtyrern wurden, und ſieben Mal iſt ſie noch vor ihrem eigenen Tode geſtorben, als ſie ihre Kinder in den Himmel ſchickte. Sie lebte zur Zeit des Kaiſers Antoninus Pius, von dem man zu rühmen pflegt, daß er nie eine Verordnung gegen die Chriſten erlaſſen habe. Da er aber ihre Verfolgung zuließ und da es unter ſeiner Regierung nicht an Märtyrern fehlt: ſo legt ſeine Gleichgültigkeit kein glänzendes Zeugniß für ſeine Gerechtigkeitsliebe ab. Felicitas war eine edle Matrone, die zu Rom im Wittwenſtande lebte. Nach dem Tode ihres Gemahls verlobte ſie ſich Gott an, zog ſich ganz in die Einſamkeit ihres Hauſes zurück, und pflanzte ihren ſieben Söhnen die Grundſätze des chriſtlichen Glaubens und Lebens durch Wort und Beiſpiel in's Herz. Mit der frommen Geſinnung der Mutter wuchſen die Knaben auf und zu Jünglingen heran. Alle Chriſten erbauten ſich an dieſer Familie, manche Heiden wurden durch ſo edle Vorbilder für das Chriſtenthum gewonnen und Andere rühmten das heilige Leben der Matrone und der Jünglinge. Solche Bekehrungen und ſolches Lob erregten die Eiferſucht der Götzenprieſter. Sie gingen zum Kaiſer Antonin, klagten, daß dieſe Familie die Götter verhöhne und prophezeihten deren Zorn und Rache, wofern man mit der Genugthuung zögere. Der Kaiſer befahl dem Stadtpräfekten Publius, die Sache zu unterſuchen, und Mutter und Söhne dahin zu brin-

gen, daß sie den Göttern opferten. Publius ließ zuerst insgeheim die Mutter zu sich bescheiden und begann sie mit freundlichen Worten zum Götzenopfer aufzufordern. Da diese nicht den mindesten Eindruck auf Felicitas machten, ging er zu Drohungen über, die sie mit demselben Gleichmuth anhörte. Endlich gerieth er in heftigen Zorn und verkündigte ihr den Tod. Da antwortete sie: „Deine Schmeicheleien werden nicht meinen Entschluß und deine Drohungen nicht meinen Muth wankend machen. Der heilige Geist wird mich behüten, daß ich nicht vom Teufel überwunden werde. Bleib' ich am Leben, so besiege ich dich. Verliere ich aber das Leben, so bin ich noch viel sicherer dich zu besiegen." Publius erwiederte verächtlich: „Hast du Lust zu sterben, arme Thörin, so gönne wenigstens deinen Söhnen das Leben." „Ja," rief Felicitas, „meine geliebten Söhne werden leben, wenn sie den Göttern nicht opfern. Thun sie es aber, so gehen sie in den ewigen Tod." Zürnend über ihre Standhaftigkeit, die er Trotz nannte, schickte Publius die heilige Frau in ihr Haus zurück; aber sie ahnte, daß dies nicht das Ende, sondern nur der Anfang ihrer Verfolgung sei; und da sie sich mehr freute, ihre Söhne für den Himmel als für die Erde geboren zu haben, so fürchtete sie weit mehr, dieselben lebend auf der Erde zurückzulassen, als irdisch gesinnte Eltern fürchten, ihre Kinder vor sich sterben zu sehen. Daher suchte sie noch einmal die jungen Herzen zur Liebe des himmlischen Vaterlandes zu entflammen, und folgte dann den Häschern, die am anderen Morgen erschienen, um sie und ihre Söhne vor den Präfekt zu führen. Er saß zu Gericht vor allem Volk auf dem Marsfelde, einem großen freien Platz in Rom, und sprach zu Felicitas, als sie von ihren blühenden Söhnen umringt vor ihm erschien: „Habe Mitleid mit deinen Söhnen, die in so schöner Blüthe der Jugend stehen." Aber die heldenhafte Mutter erwiederte ihm: „Dein Mitleid ist Frevel und deine Aufforderung ist Grausamkeit." Dann wendete sie sich zu ihren Söhnen und rief: „O Kinder, schaut nach oben! Schaut zum Himmel, dort erwartet euch Christus mit allen

ſeinen Heiligen. O kämpft für eure Seelen, meine Kinder, und zeigt euch treu in der Liebe Jeſu.“ Publius war ſehr erzürnt, ließ ihr vom Henker Backenſtreiche geben und ſagte: „Wie kannſt du es wagen, in meiner Gegenwart ſolche Lehren zu geben, die entſchieden zum Widerſtand gegen den Befehl unſeres Herrn, des Kaiſers, auffordern!“ Und da er hoffte, durch glänzende Verheißungen mehr Eindruck auf die Lebensluſt der Jünglinge zu machen, rief er nun der Reihe nach ſie herbei. Aber Alle antworteten ihm im Sinne und nach dem Herzen ihrer heiligen Mutter. Als er dem Januarius rieth, den Götzen zu opfern, weil ihm dann groſſe Glücksgüter, widrigenfalls aber ſchmachvolle Schläge zu Theil werden ſollten, antwortete der Jüngling: „Du rätſt mir Unſinn! Die Weisheit meines Herrn ſtärkt mich und wird mir helfen, Alles zu überwinden.“ Publius ließ ihn auf der Stelle mit Ruthen ſchlagen; aber ſogleich ſprach Felix, der zweite Sohn: „Mögen uns Schläge und Bluturtheil bevorſtehen, unſer Glaube kann dadurch nicht beſiegt und nicht verändert werden. Wir verehren nur einen Gott und nur ihm bringen wir das Opfer frommer Andacht dar. Glaube alſo ja nicht, daß ich oder daß einer meiner Brüder von der Liebe zu unſerem Herrn Jeſu Chriſti abweichen werden.“ Auch er empfing die ſchmachvolle Strafe, und Publius fuhr barſch den Philippus an: „Kaiſer Antoninus, unſer Herr, hat befohlen, daß ihr den allmächtigen Göttern opfern ſollt.“ Aber Philippus ſprach ebenſo gelaſſen, wie ſeine Brüder: „Die elenden, unempfindlichen Götzenbilder ſind weder Götter noch allmächtig, und wer ihnen opfern wollte, wäre in Gefahr des ewigen Verderbens.“ Zu Sylvanus ſprach der Präfekt: „Habt ihr euch denn Alle mit eurer boshaften und thörichten Mutter verabredet, die Befehle des Kaiſers zu verachten und in euren Untergang zu rennen?“ „Fürchteten wir dieſen Untergang,“ erwiederte der Jüngling, „ſo würden wir der ewigen Strafe anheimfallen. Da wir wiſſen, welcher Lohn den Gerechten und welche Pein den Sünder erwartet, ſo müſſen wir das menſchliche Geſetz verachten, um das Ge-

bot Gottes zu halten. Wer Gott dient und die Götzen verachtet, erlangt das ewige Leben; wer aber den Dämonen dient, geht mit ihnen im ewigen Feuer zu Grunde." Nun mußte Alexander, ein ganz junger zarter Knabe, hervortreten und die Anrede des Publius vernehmen: „Du bist ja noch ein Kind, also wirst du kein Empörer sein, sondern Das befolgen wollen, was der Kaiser Antoninus gebietet. Opfere den Göttern, Kind, und du erhältst dein Leben und überdies die Gnade des Kaisers." Allein der Knabe antwortete tapfer und klug: „Ich bin freilich nur ein junges Kind, aber ich habe eine alte Weisheit, da ich nur einen Gott anbete. Ich bin ein Diener Christi; ihn bekenne ich mit dem Munde, ihn halt' ich fest im Herzen, ihn bete ich unaufhörlich an. Die Götzen und ihre Verehrer erwartet das ewige Verderben." Auch diesen zarten Knaben, den Publius selbst noch eben bemitleidet hatte, ließ er grausam peitschen, und fragte dann den sechsten Sohn Vitalis: „Ist dir das Leben nicht lieber als der Tod?" Aber Vitalis fragte den Präfekten: „Wer hat das Leben lieber? Der, welcher Gott, oder Der, welcher einen Dämon anbetet?" — „Wen nennst du einen Dämon?" sagte Publius. „Alle Götter der Heiden und Alle, welche diese Götter anbeten, sind Dämonen," antwortete Vitalis. Als nun der siebente Sohn, Martialis, vorgeführt ward, rief Publius: „Wie grausam wüthet ihr gegen euch selbst durch die Verachtung der kaiserlichen Befehle." Unbewegt antwortete der Jüngling: „O wüßtest du, welche Strafen den Verehrern der Götzen bereitet sind! Gott verzieht freilich noch, seinen Zorn an den Tag zu legen; aber das ist gewiß: „Alle, die nicht bekennen, daß Christus wahrer Gott ist, werden in das ewige Feuer geworfen." Nachdem alle Brüder die erniedrigende Strafe der Ruthenstreiche ausgehalten hatten, legte der Präfekt das ganze Verhör dem Kaiser vor, und der wegen seiner menschenfreundlichen Humanität so hoch gepriesene Antoninus Pius befahl, die ganze Familie auszurotten und Alle, von dem jüngsten Sohn bis zur hochherzigen Mutter, hinzurichten. Der Befehl ward vollzogen und Felicitas, sagt der

heilige Petrus Chryſologus, Biſchof von Ravenna, ſtand freudiger neben den Leichen ihrer geliebten Kinder, als ſie einſt neben deren Wiege geſtanden; denn mit den Augen des Geiſtes ſah ſie ſo viele Belohnungen als Wunden, ſo viele Palmen als Martern, ſo viele Kronen als Schlachtopfer. Endlich, nachdem ſie den Todesſchmerz ſieben Mal ausgeſtanden hatte, durfte ſie das geringſte Opfer, ihr eigenes Leben, darbringen. Zum Leiden war ſie die Erſte, zum Sterben die Letzte. Sie ward enthauptet. Für eine chriſtliche Mutter gab es im heidniſchen Rom keinen Platz! Am 10. Juli wird das Gedächtniß der ſieben Märtyrer-Brüder begangen und das Jahr 150 als das ihres Todes angenommen.

Der heilige Polykarp,

Biſchof von Smyrna.

An der Küſte Joniens, im Süden vom Meer beſpült, nach Norden durch einen Halbkreis hoher Berge geſchirmt, liegt die reiche handeltreibende Stadt Smyrna mit ihren orientaliſchen Gärten, ihrer ſüdlichen Vegetation, ihrer goldenen Sonne, ihrem lieblichen Klima. Der chriſtliche Glaube fand früh bei ihr Eingang, und nicht blos oberflächlich und vorübergehend, ſondern er bemeiſterte ſich des Lebens und der Herzen der Einwohner, ſo daß ſie ſtandhaft gegen Verfolgungen und gegen Ketzereien bei der reinen Lehre beharrten. Deshalb empfing Smyrna auch vom heiligen Evangeliſten Johannes in ſeiner Offenbarung ein herrliches Zeugniß und eine wonnevolle Verheißung: „„Ich kenne deine Trübſal und deine Armuth, aber du biſt reich und wirſt geläſtert von Denen, die ſich Juden nennen, aber es nicht ſind, ſondern eine Synagoge des Satans ſind. Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben.“ (Kap. 2. V. 9—10.) Zu dieſen Getreuen gehörte eine ſehr reiche Frau, die Calliſte hieß und eine kinderloſe Wittwe war. Die Ueber-

lieferung erzählt, daß einst im Traum ein Engel zu ihr sprach: Stehe auf und gehe zum Thor, das gegen Ephesus führt. Da wirst du zwei Männer finden mit einem Knaben, der Polykarp heißt und aus Morgenland stammt; und diesen Knaben kaufe. Calliſto erwachte von Ehrfurcht und Freude bewegt, ging zu dem bezeichneten Thor, fand die Männer mit dem Knaben und kaufte ihn, hochbeglückt ihm für die Erde die Freiheit und für den Himmel das süße Joch Jesu geben zu können. Sie nahm ihn in ihr Haus, erzog ihn in der Furcht des Herrn und sah ihre Sorgfalt reiche Frucht tragen, denn bald entwickelten sich in Polykarp große Anlagen des Geistes, eine tiefe Frömmigkeit und eine herzliche Liebe zu den Armen. Als er zum Jüngling erwachsen war, machte Calliſto ihn wie einen theuern Sohn zum unbeschränkten Verwalter ihres Vermögens, das er zu Gunsten der Armen und Nothleidenden verwaltete; und als sie starb, zu ihrem Erben. Polykarp war nun sehr reich; aber von dem Augenblick an wendete er sich ganz von der Welt ab und dem Himmel zu. Er betrachtete sich als einen Fremdling und Pilger auf Erden, der nur nach der ewigen Heimath verlangt. Er ging wenig unter die Menschen, mied leeres Geschwätz und eitlen Müßiggang, erröthete, wenn ein unbescheidener Blick ihn traf, und floh vor böser Gesellschaft wie vor giftigen Schlangen. Nichts war ihm werther als die Einsamkeit; da betete er, da las er die heiligen Schriften, da betrachtete er die erhabenen Geheimnisse des Glaubens, da brachte er sich ganz dem Herrn zum Opfer. An eine Heirath dachte er ebensowenig, als an eine Laufbahn im Sinn der Welt. Die Zeit, welche Gebet und Studien ihm übrig ließen, füllte er mit Werken der Barmherzigkeit aus. Er gab reichlich allen Dürftigen, doch für sich selbst war er karg und gönnte sich an Speise und Kleidung nur das Nothwendige.

Dies reine, demüthige, entsagende Leben konnte dem Bischof von Smyrna, dem heiligen Bucolus, nicht verborgen bleiben. Er gewann den Polykarp innig lieb und weihete ihn zum Diakon. Darüber war Polycarp unsäglich froh,

denn nun durfte er den heiligen Glauben predigen, der Armenpflege sich widmen und in der nächsten Umgebung seines gottseligen Bischofs weilen, an dem er mit der Zärtlichkeit und dem Gehorsam eines Sohnes hing. Er begann nun in der christlichen Gemeinde zu predigen mit der übernatürlichen Erleuchtung, die aus dem Glauben, und mit dem heiligen Feuer, das aus der Liebe stammt, und erklärte die tiefsten und geheimnißvollsten Lehren des Heiles zugleich so lichtvoll und so erhaben, daß eine Erneuerung des Geistes die ganze Gemeinde durchdrang. Auch unterließ er nicht, die Irrthümer der Juden, Heiden und Ketzer, gegen welche die Kirche unausgesetzt zu kämpfen hatte, neben die ewigen Wahrheiten des Christenthums zu stellen, um die Gläubigen zu warnen und die Ungläubigen zu belehren. So wirkte er segensreich mehrere Jahre, bis er im reifen Mannesalter stand und sein Haar zu ergrauen begann. Nun beschloß Bischof Bucolus, ihn zum Priester zu weihen, obwohl sich Polykarp lebhaft widersetzte, weil er zu sagen pflegte, daß die Priesterweihe ein furchtbares Gericht nach sich ziehe, wenn ein Unwürdiger sie empfange, und weil er in seiner tiefen Demuth sich nicht die Tugenden zutraute, um die schweren Pflichten dieses erhabenen Amtes erfüllen zu können. Aber da er in dem unerschütterlichen Willen seines Bischofs den Willen Gottes verehrte, und da viele andere heilige Bischöfe und fromme Männer derselben Ansicht waren: so unterwarf sich Polykarp und empfing die Priesterweihe. Sein Wandel glich jetzt mehr dem eines Engels als eines Menschen, und all' die süße Lieblichkeit und all' die milde Erhabenheit des heiligen Johannes, der sein Lehrer gewesen war, schien auf ihn übergegangen zu sein. Als darauf der hochbejahrte Bischof Bucolus aus dem irdischen Leben schied, nannte die allgemeine Stimme den Polykarp seinen Nachfolger. Die benachbarten Bischöfe wurden nach Smyrna zur Wahl eines neuen Oberhirten berufen. Sie versammelten sich in der Kirche mit allen Priestern und mit einer ungeheueren Volksmenge, die aus Stadt und Land zusammengeströmt war, und die

nur für Polykarp Augen hatte. Es gehörte zu seinen Obliegenheiten, vor der Wahl diejenigen Stellen aus den Briefen des heiligen Apostels Paulus an Timotheus und Titus vorzulesen, worin die nothwendigen Eigenschaften eines Bischofs auseinandergesetzt werden. Dies that er nach den üblichen Gebeten und Kniebeugungen mit einer so gottinnigen Demuth, daß er wie von einem inneren Licht verklärt schien. Dann folgte eine Ermahnung der Bischöfe zur Wahl nach der Eingebung des heiligen Geistes; und als darauf die Diakonen umhergingen, um jeden Einzelnen zu fragen, wer Bischof des heiligen Stuhles von Smyrna sein solle? erschallte einstimmig der Ruf: „Polykarp soll unser Bischof und Lehrer sein.“ Alle Bischöfe und Priester stimmten freudig der Wahl bei; aber Polykarp entsetzte sich, weigerte sich und wollte fliehen. Als die Diakonen das gewahrten, umringten sie ihn und führten ihn vor die Bischöfe, daß er deren Handauflegung empfange. Unter diesen Bischöfen war, nach dem Zeugniß des heiligen Hieronymus, der heilige Apostel Johannes; und er weihete seinen geliebten Jünger Polykarp zum Bischof von Smyrna. Da stand nun der heilige Mann und Thränen der Andacht und Demuth entströmten seinen Augen während der herrlichen Feierlichkeit; und in derselben demüthigen Weise bat er endlich Bischöfe, Priester und Laien mit ihrem Gebet ihm beizustehen, damit die Gnade Gottes ihn in seinem verantwortungsschweren Amt stärke.

Ein edles Bild des heiligen Polykarp als Hirt der Heerde von Smyrna in seiner Sorgfalt für die ungetrübte Reinheit der Glaubenslehre entwirft ein anderer Heiliger, sein Schüler Irenäus, Bischof von Lyon. Derselbe schreibt in einem Brief an den Irrlehrer Florinus:

„Deine Lehren haben dir die Bischöfe, welche Schüler der Apostel waren, gewiß nicht übergeben. Ich habe dich, als ich noch ein Knabe und in Kleinasien bei Polykarpus war, ebenfalls bei ihm gesehen. Ich könnte dir noch die Stelle zeigen, wo er saß, wenn er uns die Lehre des Heils vortrug und dir Alles beschreiben, wie würdevoll er auftrat

und wandelte, wie heilig er lebte, wie ehrfurchtgebietend seine Gestalt, wie eindringlich seine Redeweise war; wie er erzählte von seinem vertrauten Umgang mit Johannes und mit den Uebrigen, die den Herrn gesehen hatten; wie ihm Alles gegenwärtig war, was er von ihnen über den Herrn, über dessen Lehre und Wunder, die so herrlich mit den heiligen Schriften übereinstimmen, vernommen hatte; und wie er dann wieder auf die nämliche Weise, ganz in Uebereinstimmung mit dem lebendigen Wort, uns die Lehre vortrug. Das Alles habe ich durch Gottes Gnade gehört und nicht blos auf Pergament, sondern in mein Herz geschrieben. Tag und Nacht erwäge ich es und darum kann ich auch betheuern: hätte dieser selige Bischof deine Lehre gehört, so wäre er vor dir geflohen, hätte eilig sich die Ohren zugehalten und nach seiner Gewohnheit ausgerufen: O guter Gott! welche Zeit läßt du mich erleben, daß ich solche Dinge hören muß. Alle Kirchen von Kleinasien, die bis auf unsere Zeit immer dem Polykarpus nachgefolgt sind, legen Zeugniß ab, daß er stets lehrte, was er von den Aposteln gelernt, was auch die Kirche immer gehalten hat und was allein das Wahre ist."

Als der heilige Ignatius auf seinem Marterwege von Antiochien nach Rom in Smyrna sich aufhalten mußte, fand er nur in dem Zusammensein mit Polykarp eine Beschwichtigung seiner heiligen Ungeduld, möglichst bald den reißenden Thieren vorgeworfen zu werden. Als Johannesjünger, die sie waren, hatten Beide von ihrem Meister die Meisterschaft in der Liebe Jesu gelernt. Die Wirksamkeit des Polykarp war schon damals so groß und so weithin strahlend, daß Ignatius ihn einen „gotteswürdigen Bischof" nannte und ihn bat, für seine verwaiste Kirche von Antiochien Das zu thun, was er selbst, Ignatius, nicht mehr thun konnte. Polykarp küßte die Ketten des seligen Greises mit Thränen und versprach es. Später machte er auch eine Reise nach Rom, wo ihn der Papst Anicetus so hoch in Ehren hielt, daß er ihm das Recht verlieh, in den Versammlungen der Gläubigen statt seiner bischöfliche Functionen auszuüben.

In Rom waren damals viele Seelen irregeführt durch den Häresiarchen Marcion. Polykarp ward ein mächtiges Werkzeug, um diese armen Mißleiteten wieder für den reinen Glauben zu gewinnen. Als ein Apostelschüler hatte seine Betheuerung großes Gewicht, daß nicht Marcion, sondern er die wahre Lehre verkündige, und die väterliche Zärtlichkeit, mit der er die Reuigen aufnahm und ihnen die Rückkehr zur Kirche erleichterte, gewann ihm die Seelen. Aber gerade wie bei dem heil. Johannes war auch Polykarps Liebe mit der nothwendigen heilsamen Strenge gepaart und er scheute sich nicht, das Verharren in der Empörung gegen die ewige Wahrheit zu brandmarken. Johannes traf einst den Irrlehrer Cerinthus in einem der Bäder von Ephesus und floh schleunig davon, indem er sagte, er fürchte den Einsturz des Bades, weil der Feind der Wahrheit, Cerinth, darin sei. In Rom begegnete Polykarp einmal dem Marcion und dieser fragte den heiligen Bischof keck, ob er ihn kenne? „Ja wohl kenne ich dich," gab ihm Polykarp zur Antwort, „du bist der Erstgeborene des Satans." Verläugnung der Wahrheit, was eins und dasselbe ist mit Verläugnung Christi, ließen sich die Märtyrer nicht zu Schulden kommen; nicht blos vor dem Richter nicht, sondern nie.

Dies glorreiche Leben sollte seine Vollendung finden durch einen glorreichen Tod. Marcus Aurelius, dieser hochgefeierte Philosoph im Purpur, saß seit sechs Jahren auf dem Thron der Kaiser, als eine heftige Verfolgung der Christen ausbrach. Auch in Smyrna brachten viele tapfere Blutzeugen ihr Leben zum Opfer. Sie wollten nicht, daß der Herr mehr für seine Diener gelitten hätte, als die Diener für ihren Herrn. Es war ein herrlicher Jüngling unter ihnen, Namens Germanicus. Sein Adel und seine Schönheit stimmten das Volk zu seinen Gunsten; sogar der Proconsul Statius Quadratus hätte gern ihn gerettet. Aber Germanicus sehnte sich hinweg aus dem armseligen irdischen Leben, um auf einen Wink seines geliebten Herrn in die lichten ewigen Hütten einzugehen. Als er die Schonung bemerkte, welche die Gottlosen ihm zudach-

ten, reizte er die wilden Thiere, mit denen er kämpfen ſollte, zur Wuth auf und das Volk, das ihn jetzt doppelt bewundern mußte, das ſich aber durch ſeine Verachtung beleidigt fühlte, ſchrie grimmig, als er fiel: „Nieder mit all' dieſen Feinden der Götter! Sucht den Polykarp!“ Denn dieſer ruhmvolle Name war auch den Heiden wohlbekannt. Nun hatte ſich eben ein Ereigniß zugetragen, das den Gläubigen zur Mahnung an die Schwäche des ſündigen Menſchen dienen und ſie erinnern ſollte, ſich unter allen Umſtänden in demüthiger Eingezogenheit zu halten, ſich nicht zum Leiden vorzudrängen, hingegen auszuharren, wenn es von ihnen gefordert würde. Quintus, ein Phrygier, kam nach Smyrna, ſah die Blutzeugen ſterben und meldete ſich freiwillig als Chriſt vor dem Proconſul. Doch ſeine Entſchloſſenheit wankte, da die wilden Thiere vorgeführt wurden. Dem Proconſul entging dieſe Veränderung nicht. Er redete freundlich und ſchmeichelnd dem Quintus zu und brachte es wirklich dahin, daß der Unglückliche den Götzen opferte. Dies Ereigniß und das Beiſpiel des göttlichen Heilands, der auch mehrmals ſeinen Verfolgern entwich, weil ſeine Stunde noch nicht gekommen war, bewog auch Polykarp, ſich verborgen zu halten. Seine Demuth ließ ihn an ſeiner Standhaftigkeit zweifeln. Er entwich auf's Land und lebte mit einigen Gefährten auf einem kleinen Gut in der Gegend von Smyrna. Da verbrachte er Tag und Nacht im Gebet für alle Menſchen und für alle Kirchen der Erde. Für ſich ſelbſt flehte er demüthig die Gnade Gottes um Beharrlichkeit im Leiden an. Drei Tage vor ſeiner Haft hatte er ein Zeichen von Oben. Er ſah ſein Haupt von einer hellen Flamme umgeben. „Ich werde im Feuer ſterben,“ ſprach der ſelige Greis ruhig zu ſeinen Gefährten. Nun kamen Freunde und meldeten ihm, ſeine Verfolger wären in der Nähe. Da begab er ſich auf einen kleinen Meierhof, und Jene fanden ſtatt ſeiner nur zwei Sklaven, welche ſie aber ſo lange folterten, bis ſie ihnen das Geſtändniß erpreßten, wo er verborgen ſei. Mit dieſer Nachricht eilten die Verfolger freudig zum Friedensrichter, der Herodes hieß, und erbaten

sich von ihm Soldaten und bewaffnete Reiter, um Polykarp zu fangen und gleich in das Amphitheater vor die reißenden Thiere zu führen. Herodes gab ihnen gern die Mannschaft und so zogen sie aus an einem Freitag, zur Stunde des Nachtessens, von dem jungen Sklaven geführt, der ihn verrieth, wie einst Judas mit seiner Rotte gezogen war nach dem Meierhof Gethsemane. Bei Anbruch der Nacht langten sie vor dem Häuschen an, wo der erhabene Greis in einem oberen Zimmer ruhete. Er hätte sich auch da noch verbergen oder fliehen können; aber er wollte nicht. Er wußte, daß seine Stunde gekommen sei. Er sprach: „Herr, Dein Wille geschehe! ich habe dies aufgeschoben, so lange Du wolltest; da Du es jetzt befiehlst, so wünsche ich es.“ Er stieg nun zu seinen Verfolgern herab und redete mit ihnen so liebreich überfließend von der Gnade des heiligen Geistes, daß sie sich über diese Kraft bei so hohem Alter und diese Leutseligkeit bei so hoher Würde sehr wunderten. Manche waren auch herzlich beschämt, so große kriegerische Anstalten gemacht zu haben, um einen fast hundertjährigen Greis gefangen zu nehmen. Gastfreundlich ließ Polykarp nun die Soldaten mit Speise und Trank bewirthen, um auch seinen Feinden Wohlwollen zu bezeugen; und bat um die Frist einer Stunde zum Gebet. Sie ward ihm bewilligt. Er aber, in der Ueberfülle der vollkommenen Liebe, verharrte zwei Stunden in Preis, Dank und Anrufung Gottes, dem er Gute und Böse, Freunde und Feinde, besonders aber alle Kinder der katholischen Kirche empfahl. Wer ihn hörte, ward ergriffen; sogar die Verfolger. Dann setzte man ihn auf einen Esel und in der Frühe des Sabbats ward er gen Smyrna geführt. Der Friedensrichter Herodes mit seinem Vater Nicetas kamen ihm entgegen gefahren, nahmen ihn zu sich in den Wagen und versuchten ihre Ueberredungskünste bei dem heiligen Greise. „Was ist denn Böses dabei,“ fragten sie ihn, „wenn du sagst, Herr Kaiser, und Das thust, was dabei zu geschehen pflegt, nämlich ein Paar Weihrauchkörner ihm zum Opfer streuest und dadurch dein Leben rettest?“ Der Märtyrer schwieg zu all' ihrem Ge-

rede. Als sie aber endlich um eine Antwort in ihn drangen, sprach er feurig und kurz: „Ich werde nichts von dem Allen thun.“ Da ergrimmten sie, überhäuften ihn mit Schmähungen und stießen ihn vom Wagen herab. Bei der großen Schnelligkeit, mit welcher dieser dahin flog, verletzte sich Polykarp im Fallen schwer am Schienbein, stand aber sogleich gelassen auf und folgte nun zu Fuß mit heiterem Angesicht den Soldaten, die ihn in das Amphitheater brachten. Obgleich dort ein betäubendes Getöse herrschte, so vernahmen doch alle gegenwärtigen Gläubigen in dem Augenblick, da der glorwürdige Greis den Kampfplatz betrat, eine Stimme vom Himmel, die da rief: „Polykarp, halte dich tapfer!“ — Der tobende Lärm nahm zu, als das aufgeregte, von Blut und Leidenschaft berauschte Volk hörte, Polykarp sei gekommen. Der Proconsul hieß ihn vortreten und forderte ihn in der hergebrachten Weise zur Verläugnung auf: „Schwöre bei dem Kaiser, oder bei dem Genius des Kaisers und seinem Glück! Schone dein Alter und sprich: hinweg mit den Verächtern der Götter.“ Da übersah Polykarp mit tiefem Mitleid all' das unzählige gottlose, ungläubige versammelte Volk, schaute empor zur Herrlichkeit des Himmels und seufzte aus innerstem Herzen: „O Herr, nimm weg deine Verächter.“ — „Schwöre bei der Glücksgöttin des Kaisers, verläugne Christus und du bist frei,“ sprach der Proconsul; aber Polykarp erwiderte: „Es sind jetzt sechs und achtzig Jahre, seit ich ihm diene, und nie hat er mir etwas zu Leide gethan. Wie könnte ich meinen geliebten Herrn und König und Seligmacher verläugnen!“ Als der Proconsul nicht darauf hörte, sondern noch mehr in ihn drang, sagte Polykarp: „Du thust als wüßtest du nicht wer ich bin; so hör' es denn: ich bin ein Christ. Willst du die christliche Lehre kennen lernen, so sage es und du sollst sie hören.“ — „Rede jetzt vor dem ganzen Volk,“ sprach der Proconsul. — „Nein!“ erwiederte Polykarp; „dir als meiner Obrigkeit bin ich Rechenschaft schuldig, so lehrt mich mein Glaube; doch nicht diesem thörichten Volk. Dem Richter habe ich in allen erlaubten Dingen zu gehorchen, aber der Volksmasse nicht.“

Nun drohte der Proconsul mit den Löwen. „Laß sie kommen!“ sprach Polykarp; „mein Herz ist auf Alles gefaßt; denn je größer mein Leid, desto größer mein Lohn.“ — „Du verachtest die wilden Thiere,“ rief der Proconsul zürnend, „wohlan, so laß ich dich in's Feuer werfen!“ — „Was thut mir dein Feuer, das eine Stunde brennt und dann erlischt,“ sprach Polykarp. „Ich fürchte nichts als die ewigen Qualen im ewigen Feuer. Also thue, was du thun willst.“ Während er mit milder Stimme so redete, trat ein himmlischer Glanz in sein Antlitz und es verbreitete die Gnade eine solche Anmuth über sein ganzes Wesen, daß selbst der Proconsul erschrack. Doch gebot er einem Herold, in die Mitte der Arena zu treten und dreimal laut zu rufen: „Polykarp hat bekannt, daß er ein Christ sei.“ Jetzt brach die Wuth des Volkes unbändig aus und wild schrieen tausend und tausend Stimmen: „Er ist der Meister in Asien! er ist der Vater der Christen! er ist der hartnäckige Feind unserer Götter und unserer Tempel und hat Viele zum Abfall von ihnen bewogen! Nun soll er seinen Lohn empfangen.“ Und dann schrieen sie nach den Löwen. Allein der Götzenpriester, welcher der Vorsteher dieser Spiele war, erklärte, das Jagdspiel sei vorüber. Da riefen sie einstimmig: „Polykarp soll lebendig verbrannt werden!“ Sein Traumgesicht mußte ja in Erfüllung gehen! „Seht ihr, daß ich mein Leiden vorhergesagt habe!“ sprach er zu den Seinigen. Der Holzstoß war bald errichtet, denn das Volk half mit freudiger Wuth den Henkern, drang in die benachbarten Badehäuser und Werkstätten, und schleppte Holz, hölzerne Geräthschaften und Reisig in Masse zusammen. Als das Feuer brannte, legte Polykarp Gürtel und Oberkleid ab und löste seine Sandalen, was er früher nie gethan; denn wegen seines heiligen Wandels verehrten ihn die Gläubigen so sehr, daß sich Alle glücklich priesen, wenn sie ihm einen kleinen Dienst erzeigen konnten. So war denn Alles bereitet, Opferaltar und Opferlamm. Man wollte ihm Ketten anlegen und diese an den Pfahl in der Mitte des Scheiterhaufens annageln, damit er, wenn die Todesangst ihn drang-

sale, doch gewiß nicht entfliehe. Doch er bat: „Laßt mich so! Er, der mir den Willen gegeben hat, wird mir auch die Kraft verleihen, ohne eure Nägel unbeweglich im Feuer auszuharren.“ Man band ihm also nur die Hände auf dem Rücken zusammen und friedlich, ein edles Opfer, betrat er den Holzstoß, die Schwelle seines Leidens, als ob er zur Feier der heiligen Geheimnisse zum Altare ginge. Mit zum Himmel erhobenen Blicken betete er laut: „Herr Gott, allmächtiger Vater Deines geliebten und gebenedeiten Sohnes Jesu Christi, durch den wir die Erkenntniß Deiner empfingen! Gott der Engel und Erzengel und jeder Creatur, und aller Gerechten, die vor Deinem Angesicht wandeln! ich preise Dich, daß Du Dich gewürdigt hast, mich zu dieser Stunde unter die Zahl Deiner Märtyrer in Gnaden aufzunehmen, damit ich Antheil gewinne am Kelche Christi und durch ihn an der Auferstehung des Leibes und der Seele zum ewigen Leben, in der Unverweslichkeit des heiligen Geistes! Ich preise Dich, daß ich zur Vollendung meines Opfers zugelassen und die Krone Deiner Verheißungen empfangen werde! Ich preise Dich für Alles und benedeie Dich mit Deinem ewigen und himmlischen Sohn Jesus Christus, mit dem und dem heiligen Geist Dir Ehre sei jetzt und künftig und in ewige Zeiten. Amen.“ Hoch loderten die Flammen rings am Holzstoß empor; aber siehe! gleich dem vollen Segel eines Schiffes wölbten sie sich um den heiligen Märtyrer und statt ihn zu verletzen, schienen sie ihn beschirmen zu wollen. Seine heiligen Glieder blieben unversehrt und strahlten in reinem Glanz wie Gold und Silber; und ein süßer Duft wie von Weihrauch und Myrrhen und köstlichen Narden verscheuchte den garstigen Rauch des Feuers. Als das Volk gewahr wurde, daß er unangetastet von den Flammen blieb, hieß es den Henker mit einem Speer ihn durchbohren. Dies geschah; und da stürzte ein solcher Strom von Blut aus der tiefen Wunde, daß das Feuer erlosch und die heilige Seele in den Himmel floh.

Wie die Juden sich überall bei Verfolgung der Christen hervorthaten, so geschah es auch hier. Sie hatten am hef-

tigsten gegen den heiligen Polykarp getobt, sie hatten am eifrigsten seinen Holzstoß aufgeschichtet. Jetzt stifteten sie den Nicetas an, vom Proconsul zu verlangen, daß die sterblichen Ueberreste den Gläubigen nicht ausgeliefert würden; und zwar unter dem Vorwand, daß die Christen sonst die Verehrung Christi aufgeben und diese Reliquien anbeten würden. Die Unwissenheit der Juden hinsichtlich der Reliquien-Verehrung ist weniger auffallend als ihr Eifer für die Verehrung des göttlichen Heilands. Es spricht sich ihr Haß, ihr Groll und ein heimlicher Neid gegen die Christen in jeder Weise aus. Die Gemeinde in Smyrna, welche die ganze Leidensgeschichte des heiligen Polykarp „der Kirche Gottes in Pontus und allen heiligen katholischen Kirchen aller Orten" in einem langen Brief mittheilt, schreibt am Schluß:

„Die Juden wissen nicht, daß wir unseren Christus nie verlassen können, der so viel für unsere Sünden leiden und für das Heil Aller, die auf dem ganzen Erdkreis selig werden, sterben wollte. Ihn, den Sohn Gottes, beten wir an; die Märtyrer aber lieben wir als Jünger und Nachahmer des Herrn wegen ihrer unvergleichlichen Ergebenheit gegen ihren König und Meister; und wir beten, daß wir ihre Genossen dereinst werden mögen. Als der Hauptmann der Wache unseren Streit mit den Juden bemerkte, ließ er den Leichnam mitten in's Feuer legen und verbrennen. Dann aber sammelten wir die Gebeine aus der Asche sorgsam wie Edelsteine hervor und setzten sie an einem sicheren Orte bei, wo wir uns freudig versammeln wollen, um des Märtyrers Geburtstag zum ewigen Leben zu feiern, zum Andenken Aller, die bereits den Kampf überstanden haben und zur Ermunterung der künftigen Kämpfer."

Mit eilf Leidensgenossen aus Philadelphia litt und siegte der heilige Bischof und Lehrer Polykarp am 26. Januar 167. Unter diesen Zwölfen war kein Judas. Keiner fand es zu schwer, Das zu leiden, was der Herr und Heiland für ihn gelitten hatte. Als Apostelschüler und unmittelbarer Zeuge der apostolischen Ueberlieferung war Polykarp in der asiatischen

wie in der abendländischen Kirche so hoch geachtet, daß, wie schon bemerkt wurde, sein Zeugniß einen kräftigen Damm gegen häretisches Unwesen setzte. Mündlich und schriftlich bekämpfte er es. Von seinen Briefen ist nur einer erhalten, an die Gemeinde zu Philippi. Darin lobt er ihr unwandelbares Festhalten an dem von Alters her ihnen verkündigten Glauben, wie auch ihren Eifer in guten Werken; und warnt sie vor dem leeren Geschwätz der Häretiker, indem er sie ermahnt zu glauben an Gott, „welcher den für unsere Sünden gestorbenen Herrn Jesum Christum wieder auferweckt und ihm Herrlichkeit und den Thron zu seiner Rechten verliehen hat, und auch uns auferwecken wird, wenn wir seinen Willen thun und lieben, was er geliebt, und meiden, was er gemieden hat." Ferner: „Jeder, welcher nicht bekennt, daß Jesus Christus im Fleisch gekommen sei, ist Antichrist; wer nicht bekennt das Zeugniß vom Kreuz, ist vom Teufel; und wer die Worte des Herrn verdreht nach seinem Gutdünken und sagt, es gebe keine Auferstehung und kein Gericht, dieser ist der Erstgeborene des Satans. Lassen wir deshalb vom falschen und hohlen Geschwätz dieser Leute uns nicht bethören und kehren wir zurück zu der vom Anbeginn uns überlieferten Lehre." So große Gefahr drohete von je her der ewigen Wahrheit, daß ein beständiger Wächterruf gegen die Mächte der Finsterniß die Gläubigen zur Wachsamkeit auffordern mußte! Den Priestern schreibt Polykarp vor: „Seid mitleidig und erbarmungsvoll gegen Alle; bringt zurück die Verirrten; besucht die Kranken; vernachlässigt nicht Wittwen und Waisen und Arme; enthaltet euch des Zornes, der Parteilichkeit und jedes ungerechten Urtheils; Angebereien gegen einen Dritten schenkt nicht leicht Glauben; seid nicht zu strenge im Richteramt, wohl wissend, daß wir Alle mit Sündenschuld behaftet sind. Haltet euch fern vom Geldgeiz und allem Bösen; wer sich selbst nicht beherrschen kann, wie soll der Anderen dies predigen? Ruft die Irrenden zurück mit Behutsamkeit und behandelt sie nicht als Feinde, sondern als kranke, leidende Glieder, damit euer

Aller Leid errettet und selig werde. Thut ihr dieses, so erbaut ihr euch selbst."

Der heilige Justinus, der Märtyrer.

In der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nahmen die minder verwerflichen Elemente im Heidenthum einen gewissen Aufschwung, sei es als Reaction des Polytheismus gegen das Christenthum, sei es, daß die christliche Glaubenskraft eine Art von Glaubensatmosphäre verbreitete, deren Einfluß auch die Heiden empfanden. Dieser Aufschwung war dem Christenthum zugleich günstig und ungünstig. Zuerst ungünstig: denn in dem Maß, als die Verehrung der Götter wärmer und aufrichtiger wurde, stieg die Abneigung gegen diese neue Secte, die man atheistisch nannte, weil sie sich erdreistete, alle Götter, welche seit Jahrtausenden von den verschiedensten Völkern und weisesten Männern geehrt wurden und deren Kultus, der vielleicht so alt wie die Völker selbst war, ohne Ausnahme zu verachten. Kaiser Marc Aurel war der Vertreter dieser allgemeinen Ungunst. Er sah durch die Christen die Staatsreligion im höchsten Grade gefährdet; deshalb erließ er harte Verordnungen. Sie wurden nicht mehr, wie zu Trajans Zeit, auf eine bestimmte Anklage hin vor Gericht gezogen, sondern von Spähern überall aufgesucht und dann gleich mit Martern befragt; auch all' ihre Versammlungen und gottesdienstlichen Handlungen und Feste, jede Ausübung ihrer heiligen Mysterien ward ihnen untersagt. Als die feindlichen kaiserlichen Gesinnungen allgemein in den Provinzen bekannt waren, hielten die Statthalter es für ihre Pflicht, auf dieselben in ihrem ganzen Umfang einzugehen und nahmen die schärfsten Maßregeln gegen die Christen. Dabei hatten sie alle Diejenigen auf ihrer Seite, welche aus Ueberzeugung oder aus eigennützigen und selbstsüchtigen Gründen

den Kultus der alten Götter aufrecht gehalten wissen wollten; und überdies die rohe Masse im Volk, den Pöbel, der vermöge seiner Brutalität stets große Neigung zur Tyrannei und große Freude hat, wenn er sie einmal ohne Scheu üben kann.

Aber dieser Aufschwung im Heidenthum war dem Christenthum auch sehr günstig. Denn gerade weil das Verlangen nach etwas Höherem in dem heidnischen Geist sich regte, weil er sich mit Ekel abwendete von dem stupiden und brutalen Materialismus, weil er für ideale Bedürfnisse eine Befriedigung und einen Gegenstand suchte: konnte es nicht fehlen, daß gar Viele das Ungenügende, Unzusammenhängende, Widersprechende in den Mysterien des Götterdienstes sowohl, als der philosophischen Systeme bitter empfanden und in ihrer Sehnsucht nach Wahrheit, nach einer Lehre, welche Zweifel löste und nicht in Zweifel stürzte, sich auch an das Christenthum wendeten, dessen Bekenner und Märtyrer und Wunder sie täglich vor Augen hatten und dort eine genügende Antwort auf alle Fragen ihrer Seele fanden. Unter dem Landvolk, den Sklaven, den Handwerkern, wo Armuth, Niedrigkeit der Verhältnisse, schlichte Thätigkeit, vor Sittenverderbniß behütet und gesunden Sinn und richtiges Gefühl bewahrt hatten; bei edlen Naturen der höheren Stände, welche sich von den Lastern der Zeit mit tiefem Abscheu wegwendeten; bei Männern von großen Geistesgaben, welche in die Tiefen aller Lehren des menschlichen Geistes forschend hinabstiegen, um ihren eigenen Conceptionen ein unwandelbares Fundament zu geben; bei den Unzähligen, welche im Labyrinth der Leidenschaften verirrt, nach dem rettenden Faden suchten, der sie in die Freiheit führe; und bei Denen, welche mit traurigem Herzen und mit nicht zu betäubender Unruhe des Gewissens ihrer Verirrungen gedachten und sich nach Erlösung und Versöhnung sehnten: bei allen Diesen fanden die beseligenden Lehren des Christenthums Eingang. Ohne Kämpfe nach Innen oder Außen ging es für Keinen, ohne Gefahr für die Wenigsten ab; denn weder Dunkelheit noch Glanz der Ver-

hältniſſe ſchützte den Chriſten vor Verfolgung. Aber weil er wußte, was ihm bevorſtand, ſo ſchöpfte er Muth an der heiligen Quelle jeder edlen Kraft, und durch den erhabenſten Ausdruck dieſer Kraft, das Marterthum, wirkte er über ſeinen Tod hinaus noch beſiegend in das Heidenthum hinein.

Auf dieſe Weiſe wurde ein großer Held des Glaubens gewonnen, der die geiſtigen Kämpfe, welche er gegen das Heidenthum beſtand, mit ſeinem Blut beſiegelte und der endlich ein Märtyrer der göttlichen Wahrheit wurde, nachdem er ſie ſo lange und ſo feurig vertheidigt, geprieſen und gelehrt hatte.

Im Anfang des zweiten Jahrhunderts ward Juſtinus in Paläſtina geboren, zu Sichem, der alten Hauptſtadt der Samariter, welche aber damals Neapolis Flavia, d. h. die neue Stadt Flavia (jetzt Naplus) genannt wurde, weil die Kaiſer des Flaviſchen Geſchlechtes ſie durch eine griechiſche Colonie erneuert hatten. Zu dieſen Griechen gehörte die Familie des Juſtinus. Sein Vater hieß Priscus und war dem Götzendienſt zugethan. In dem Jüngling regte ſich früh ein lebhaftes Verlangen, zur Wiſſenſchaft der göttlichen Dinge und zur Erkenntniß Gottes zu kommen. Deshalb ergab er ſich mit Leidenſchaft den philoſophiſchen Studien, von denen er Belehrung und Erleuchtung erwartete. Zuerſt gerieth er in die Schule eines Stoikers und blieb ſo lange darin, bis er einſah, daß er von Gott und von göttlichen Dingen nicht nur nichts lernte, ſondern auch nichts lernen konnte, weil ſein Lehrer ſelbſt von dieſer Wiſſenſchaft ſo gar nichts wußte, daß er ſie für höchſt überflüſſig erachtete. Juſtinus verließ den Stoiker und wendete ſich an einen Peripatetiker, der ſich für ungemein ſcharfſinnig hielt. Einige Tage unterhielten ſie ſich; dann erſuchte der Lehrer den Schüler, ihm eine beſtimmte Bezahlung ſeiner Lectionen zuzuſichern, „damit," wie er ſagte, „unſer Umgang nicht fruchtlos für uns ſei." Die Ernte ſolcher Früchte ſchien dem Jüngling nicht geziemend für einen Lehrer und einen Schüler der Weltweisheit; deshalb wendete er ſich von dieſem Anhänger des Ariſtoteles zu einem Anhänger des Pythagoras, der ebenfalls in großem Ruf ſtand, und

bat ihn, ſein Lehrer zu werden. „Haſt du denn die Sternkunde ſtudirt? die Muſik? die Geometrie?“ fragte dieſer mit Geringſchätzung. „Wie willſt du etwas von den überſinnlichen Dingen verſtehen und erſchauen, wenn du dich nicht mit dem Studium ſolcher Wiſſenſchaften beſchäftigt haſt, welche deinen Geiſt vom Sinnlichen ablöſen und ihn befähigen, das Gute an ſich, das Schöne an ſich zu betrachten!“ Juſtin bekannte, daß er von Geometrie, Muſik und Aſtronomie nichts verſtehe, und ward von dem pythagoräiſchen Philoſophen, der ſie für unerläßlich hielt, ohne Weiteres entlaſſen. Juſtin grämte ſich ſehr, daß man ſo große Kenntniſſe haben müſſe, bevor man etwas von Gott hören und verſtehen könne, und daß man nur auf ſolchen Umwegen zur Wahrheit gelange. Zum Glück war damals ein berühmter Platoniker nach Sichem gekommen, ein kluger, hochgeachteter Mann, welcher den Jüngling freundlich aufnahm und ſich mit ihm in Geſpräche einließ. „Mir ſchien als mache ich täglich neue Fortſchritte bei ihm,“ erzählt Juſtinus; „ich war hingeriſſen von der Betrachtung des Ueberſinnlichen und wie auf Flügeln zum Anſchauen der Ideen erhoben; ich wähnte in der kurzen Zeit ſchon zum Beſitz der vollen Weisheit gelangt zu ſein, kraft welcher ich nächſtens das beſeligende Schauen Gottes genießen würde.“ Sehr beglückt durch die Hoffnung, ſo ſchnell zum Ziel der platoniſchen Philoſophie zu gelangen, beſchloß er, ſich von den Menſchen zurückzuziehen und ſich in der Einſamkeit ungeſtört ſeinen erhabenen Meditationen auf eine Zeitlang hinzugeben. Er verließ Sichem und ſuchte einen abgeſchiedenen Ort am Ufer des Meeres auf. Aber zu ſeiner Verwunderung fand er in dieſer Einſamkeit einen Greis, deſſen mildes, ernſtes Antlitz ihm angenehm auffiel und mit dem er ſich in ein Geſpräch einließ, das bald eine ernſte Wendung nahm. „Ich ſehe, daß dir Worte über Thaten gehen,“ ſprach der Greis lächelnd, nachdem ihm Juſtin ſein Streben dargelegt hatte; „und daß du nicht ſowohl die Wahrheit und ihre praktiſche Nachfolge, als vielmehr das Wiſſen derſelben ſuchſt.“ Und nun zeigte er ihm, daß weder Pythagoras, noch Ariſto-

teles, noch Plato über das Wesen Gottes und die Natur des Menschen zur lautern Wahrheit gelangt wären. Justin fragte, an welche Lehrer er sich denn eigentlich zu wenden habe, um sein Verlangen zu befriedigen? Da sprach der Greis: „Schon in uralten Zeiten gab es gerechte, gottgeliebte Männer, welche, vom Geist Gottes erfüllt, die Wahrheit erkannt und verkündigt haben. Man nennt sie Propheten. Ihre Schriften sind nicht sowohl eine Beweisführung der Wahrheit, sondern sind vielmehr das Wort der Wahrheit selbst; denn Alles, was sie vorhergesagt haben, erfüllt sich jetzt vor unseren Augen. Sie verkündeten einen Gott, den Schöpfer und Vater des Alls, und seinen eingeborenen Sohn Jesus Christus, und thaten zu Dessen Verherrlichung Zeichen und Wunder, aber nicht zu ihrer eigenen Ehre, wie die falschen Propheten. Und ebenso demüthig, wie sie diese Wunder wirkten, verkündigten sie mit furchtlosem Starkmuth, ohne Rücksicht auf Leib und Leben und Wohlfahrt, den Glauben, den der heilige Geist ihnen offenbart hatte, an den zukünftigen Erlöser. Liest man sie mit lauterem Verlangen nach Erkenntniß Gottes, so tragen sie mächtig dazu bei, den Grund zu legen und das Ende zu zeigen des Weges, auf welchem der Mensch Gott suchen muß und finden wird. Aber bete, damit die Pforten des Lichtes sich vor dir öffnen, denn Niemand faßt und schauet diese Dinge, wenn nicht Gott selbst ihm das Verständniß gibt.“ Die Unterredung dauerte sehr lange und endete damit, daß sich Justin von heißer Liebe zu den Propheten und zu den Freunden Jesu Christi entflammt fühlte. Dann verließ ihn der Greis, und nie sah er diesen ehrwürdigen Lehrmeister der ächten Weltweisheit wieder; aber er befolgte die Rathschläge, welche dieser Bote Gottes, vielleicht sein eigener Schutzengel, ihm gegeben hatte. Er studirte mit Eifer die Schriften der Propheten, er suchte die Lehren des christlichen Glaubens kennen zu lernen, er war einfach und aufrichtig im Verlangen nach dem Heil seiner Seele, und so begehrte und empfing er die Taufe. Ein Hauptgrund, der ihn dazu bestimmte, war der reine fromme Wandel der

Christen und die Freudigkeit, mit der sie das Marterthum litten. „Denn nimmermehr ist es zu glauben," schreibt er, „daß Menschen, die in Laster und Sinnlichkeit versunken und von solcher Rohheit sein sollen, um bei ihrem Cultus Menschenfleisch zu verzehren, daß diese ihre brutalen Genüsse verlassen werden, um freiwillig in Leid, Marter und Tod zu gehen." Die Märtyrer bewiesen ihm durch die That die übernatürliche Kraft und die hohe sittliche Reinheit des Christenthums. Von nun an betrachtete er es als seine Aufgabe, mit Juden und Heiden zu disputiren, ihre Zweifel und Einwürfe zu widerlegen, ihre Unwissenheit zu belehren und sie auf den Weg des Heils zu führen. So erzählt er selbst seine Bekehrungsgeschichte. Sie trug sich zu in den letzten Jahren des Kaisers Hadrian, zwischen 132—36. Er gab sich ganz einerseits dem Studium der heiligen Schriften, andrerseits allen Uebungen der christlichen Frömmigkeit hin. Er führte ein ganz ascetisches Leben, wie es schon vor der Einsetzung der Klöster bei den Christen im Gebrauch war, so daß Manche von ihnen die Hauptbedingungen desselben zum Theil erfüllten, ihr Vermögen den Armen gaben, oder in Gütergemeinschaft, dazu in strenger Keuschheit und in gänzlicher Entfernung von allen weltlichen Angelegenheiten lebten. Diese Abtödtung und Entsagung gab seinem auf himmlische und ewige Dinge gerichteten und durch nichts Irdisches zerrissenen Geist eine außerordentliche Kraft. Er wurde ein auserwähltes Gefäß der Gnaden für die Kirche Christi: er erbaute sie durch sein Beispiel, unterrichtete sie durch seine Bücher, vertheidigte sie mit Wort und Schrift, bereicherte sie mit seinem Blut, verherrlichte sie durch ein glorreiches Marterthum; ein ewig leuchtendes Vorbild für Alle, welche außerhalb der Kirche nach Wahrheit dürsten, aber die Mühe des Suchens aus stumpfer oder leichtsinniger Gleichgültigkeit scheuen; obgleich zu Allen der Sohn Gottes sprach: „Suchet und ihr werdet finden" — das Himmelreich.

Für die Wirksamkeit des heiligen Weisen gab es keinen besseren Schauplatz als Rom, der Hauptsitz des Polytheis-

mus. Gegen denselben verfaßte er eine Schrift unter dem Titel: „Ermahnung an die Griechen," unter welchen er alle Heiden versteht, und entwickelt darin zuerst die Nothwendigkeit, die wahre Religion zu suchen, und dann den Weg, auf dem sie gefunden wird. Es war die erste derartige Schrift, in der die Berechtigung eines Uebertritts zum Christenthum und zugleich die Aufforderung ausgesprochen ward, die unvollkommene und widerspruchsvolle heidnische Religion und Philosophie für die offenbarte christliche Wahrheit zu verlassen: In dieser gährungsvollen Zeit zog sich der christliche Glaube wie eine zarte reine Goldader durch chaotische Massen von Erz und Schlacken und Gestein, welche die philosophischen Systeme und der Polytheismus der Heiden einerseits, und die häretischen Secten andererseits aufthürmten. Der Polytheismus hatte sich gebildet aus dem sündhaften Abfall von jener uralten Offenbarung, die Gott dem Moses und den Patriarchen übergeben hatte; darum war das Licht des ewigen Wortes untergegangen in der Finsterniß gräuelvoller Laster, Thorheit und Verirrung. Die Philosophen glaubten sich zu den göttlichen Geheimnissen durch ihre unerleuchtete Vernunft erheben zu können, und erfanden Systeme über Systeme, die lückenhaft, zerrissen, absurd, sogar in ihrem höchsten Aufschwung ohne innere Uebereinstimmung und voll tausend Widersprüche mit sich selbst und wider einander, die außerordentliche Unvollkommenheit des Menschengeistes, wenn abgelöst von der Offenbarung und herausgetreten aus der Sphäre des übernatürlichen Glaubens, bewiesen. Auf demselben Standpunkt befand sich die Häresie, mit einer inneren Verwandtschaft und Neigung zum Polytheismus und zu immer neuer Erfindung von philosophischen Systemen, die den Menschen durch speculative Philosophie weiter führen sollten, als durch die geoffenbarte Religion. Die Häresie erneuerte im Christenthum alle Verkehrtheit, Verdunkelung und Verwirrung der Seelen, alle Uebertreibung, Hohlheit und phantastische Ausgeburt des Geistes, alle Abschweifung aus dem gesunden, kernhaften, erhabenen Leben der Gnade in ein kränkliches,

überreiztes, geschraubtes Leben des Wahnes, welche Vielgötterei und Philosophien im Heidenthum erzeugten. Denn die Häresie war auch sündhaft abgefallen von der alten Offenbarung und wähnte auch mit ihrem unerleuchteten Verstande die Geheimnisse Gottes ergründen und besser sie erklären und lehren zu können, als Christus selbst und Die, welche durch Ihn und den heiligen Geist belehrt, erleuchtet und dazu ausgerüstet waren: als die Apostel und deren Nachfolger. Aus der schönen, harmonischen, lichtvollen Glaubenslehre der Offenbarung riß die Häresie willkürlich eine oder einige Wahrheiten heraus, die sie zum Feldgeschrei machte, um sich einen Anstrich von Christlichkeit zu bewahren, und um Schwachgläubige, Vorwitzige, Leichtsinnige und Neuerungssüchtige desto leichter zu bethören. Aber eine aus dem Zusammenhang und aus der organischen Einheit der Lehre gerissene Wahrheit kann durch falsche Anwendung und Deutung zu einer groben Unwahrheit werden, und wird es schon dadurch, daß sie vereinzelt ist. Um dies zu verhüllen, bot die Häresie Scharfsinn, Spitzfindigkeit, Erfindungsgabe, Phantasie, auch Leidenschaften und niedere Kräfte auf und schmiedete daraus ein System über das andere, dem jeder Häresiarch den Stempel seines Namens aufdrückte und es dadurch wider seinen Willen als etwas Todtgebornes bezeichnete, zum Gegensatz des einen, ewiglebendigen katholischen Glaubens, der nie einen anderen Namen gehabt hat, als der christliche.

Diesen hatte Justin in Rom zu vertheidigen gegen drei Häresiarchen, Valentin aus Egypten, Cerdo aus Syrien, Marcion aus Pontus, welche sich um dieselbe Zeit dort einfanden; denn das heidnische Rom war das Bild Babylons, der Großen, welche alle Elemente anzog und aufnahm, die dem Belial huldigten und dienten; während das christliche Rom, ein Bild Jerusalems, der Friedensstadt, das Zelt war, worin nach göttlicher Fügung der Apostelfürst seinen unerschütterlichen Sitz als Stellvertreter des ewigen Königs aufgeschlagen hatte, und der Mittelpunkt für Diejenigen wurde, welche dem Sohn Gottes huldigten und dienten. Die drei-

fache böse Lust: Ehrgeiz, Sinnlichkeit, Hochmuth, hatte den Abfall der drei Häresiarchen hervorgerufen; sie suchten nun in Rom eine Aussöhnung, welche die Kirche nicht unbedingt geben, sondern nur dem Reuigen vermitteln kann. Zur Reue gehört vor Allem Demuth, die auf Selbsterkenntniß beruht. Sie aber bekehrten sich nicht, sondern verbreiteten weit umher und bis in spätere Jahrhunderte ihre Irrlehren; Valentin eine künstliche, phantastische, nebulöse Aeonenlehre; Cerdo den Dualismus eines guten und eines bösen Gottes; Marcion die Lehre von drei ewigen, unabhängigen Principien: der gute Gott, der vollkommen gut ist, der Weltschöpfer Demiurgos, der nicht ganz gut, nicht ganz böse ist, und die Materie, die ganz böse und Quelle des Bösen ist und den Satan als ihr thätiges Werkzeug hervorbrachte. Der gute Gott nahm die Scheingestalt eines Menschen an, um die Welt von der Herrschaft des Demiurg zu erlösen und so erschien eines Tages Christus als Lehrer in der Synagoge. Aecht ketzerisch wollte sich Marcion auf die heiligen Schriften berufen können; deshalb verfuhr er mit ihnen nach maßloser Willkühr. Was sich seiner Ansicht nicht fügte, verwarf er und so bildete er einen Canon des neuen Testamentes, in welchem nichts enthalten war, als das Evangelium des Lucas verstümmelt, verändert und erst mit dem dritten Kapitel beginnend; und zehn Briefe des Paulus, die er gleichfalls seiner Lehre angepaßt hatte. Wenn die Kirche nicht die heilige Ueberlieferung der Erblehre (Tradition) besessen und durch sie die Reinheit des Glaubens und die Aechtheit der heiligen Schrift aufrecht gehalten und gerettet hätte: so würden die häretischen Secten mit ihrem Berufen auf die heilige Schrift das Christenthum schon in seiner Wiege erstickt haben.

Gegen solche Feinde war Justinus eine Schildwache auf dem Wartthurm der Stadt Gottes, ein treuer Warner gegen Verräther innerhalb ihrer Mauern; zugleich aber auch ein muthiger Vertheidiger gegen äußere Angriffe, die in reichlichem Maß durch Verläumdung und Beschuldigung aller Art gegen das Christenthum sich erhoben. Justins Schrift

gegen die Ketzerei ist nicht auf die Nachwelt gekommen, wohl aber seine beiden Apologien (Schutzschriften) des Christenthums. Er überreichte die erste um das Jahr 150 dem Kaiser Antoninus Pius; die zweite ungefähr fünfzehn Jahre später und kurz vor seinem Tode dem Marc Aurel. Schon zwanzig Jahre früher erschienen unter Kaiser Hadrian mehrere Schutzschriften des Christenthums, die aber sämmtlich verloren gegangen sind, so daß Justin als der älteste uns bekannt gewordene Apologet auftritt. Er widmet die Schrift dem Kaiser, seinen Söhnen, dem Senat und dem römischen Volk; er nennt sich und seine Herkunft unverzagt; er spricht zu Gunsten von Menschen aller Stände, die ungerechter Weise gehaßt und verfolgt werden und begehrt für sie ein gesetzliches Gericht, statt einer willkührlichen Verdammung. „Man wird mir vielleicht den Einwand machen," sagt er, „daß es strafbare Christen gibt. Das kann sein; denn der Name Christ ist einer großen Menge von Menschen gemein, die nicht alle übereinstimmend denken und handeln. Darum richte man sie, aber nicht nach ihrem Namen, sondern nach ihren Handlungen. Sind sie schuldig, so strafe man sie, jedoch als Uebelthäter und nicht als Christen. Sind sie unschuldig, so spreche man sie frei als Christen." Er vertheidigte seine Glaubensbrüder gegen den Vorwurf der Gottesläugnung und der Unsittlichkeit, und erwähnt die hauptsächlichsten Glaubenslehren und die Reinheit der Sittenlehre Jesu, deren Erhabenheit und deren Befolgung von Seiten der Christen die Göttlichkeit des Lehrmeisters beweise, da es nicht möglich sei, ohne eine übernatürliche Gnadenkraft dem Gebot: „Laß dich nicht gelüsten ꝛc.," nachzukommen und sich bis in's Innerste des Herzens hinein von den Gelüsten der Habsucht, des Neides, des Ehrgeizes, des Zornes ꝛc. frei zu halten. Obwohl die Christen sonst nicht von den heiligen Geheimnissen ihres Glaubens und am wenigsten von den Sacramenten zu den Heiden sprechen durften, erwähnt Justinus doch der Taufe und der Eucharistie, weil sich an deren Entstellung die gräulichsten Verläumdungen knüpften, und sagt über letztere, nachdem er kurz das heilige Opfer mit Vorlesung, Gebet, Auf-

opferung, Segnung (Consecration) und Communion beschrieben hat: „Wir nennen diese Nahrung Eucharistie und Niemand darf an ihr Theil nehmen, als Der, welcher an die Wahrheit unserer Lehre glaubt, im Bad der Wiedergeburt die Vergebung der Sünden erhalten hat und so lebt, wie Christus es lehrt; denn wir empfangen sie nicht als gemeines Brod und als gemeinen Trank, sondern: so wie durch das Wort Gottes unser Heiland Jesus Christus Fleisch geworden ist, und sowohl Fleisch als auch Blut zu unserem Heil gehabt hat: so sind wir auch belehrt, daß die kraft des mit Seinem Worte gesprochenen Gebetes gesegnete (consecrirte) Nahrung, wodurch unser Blut und unser Fleisch gemäß der Umwandlung genährt wird, das Fleisch und das Blut dieses Fleisch gewordenen Jesus sei. Denn die Apostel haben in den von ihnen verfaßten Denkwürdigkeiten, Evangelien genannt, überliefert: Jesus habe ihnen aufgetragen „Dieses thut zu meinem Andenken," indem er Brod nahm, dankte und sprach: Dies ist mein Leib; und ebenso den Kelch nahm, dankte und sprach: Dies ist mein Blut; und nur ihnen allein mitgetheilt." Er schließt mit den Worten: „Findet ihr nun diese Dinge der Vernunft und Wahrheit gemäß, so achtet sie; erscheinen sie euch als leeres Geschwätz, so verachtet sie, wenn ihr wollt! Sprechet aber nicht das Todesurtheil über Menschen aus, die nichts verschuldet haben, denn dem Gericht Gottes werdet ihr dereinst nicht entrinnen, wenn ihr bei eurer Ungerechtigkeit beharrt; das sagen wir euch vorher. Wir aber rufen: Was Gott will, das geschehe mit uns."

Vielleicht ist der Erfolg dieser Apologie eine kurze Zeit der Ruhe gewesen. Wenigstens war es dem heil. Polykarp möglich, ungestört von Smyrna nach Rom, und dem Justinus, von Rom nach Kleinasien zu reisen. In Ephesus lernte Justin einen Juden Namens Tryphon kennen, dessen Anhänglichkeit an die jüdische Synagoge und dessen Vorliebe für philosophische Systeme ihn veranlaßte, die Unterhaltung, welche er mit demselben gehabt hatte, in einer Schrift „Gespräch mit Tryphon" niederzulegen, worin er die Ueberlegenheit der christlichen Religion

über das Mosaische Gesetz, die Gottheit Christi, seine Menschwerdung, seinen Tod, die Gründung der christlichen Kirche und ihre Mission darlegte. Die Incarnation bildet bei Justinus den Mittelpunkt, um den sich das ganze Christenthum ansammelt. Er drückt die Beziehung, in welcher Christus zu den Gläubigen steht, dadurch aus, daß er sagt, wie Jacob das Volk Israel dem Fleische nach, so habe Christus die Christen dem Geiste nach in Gott geboren; weshalb sie, wegen dieser Abstammung von ihm, Söhne Gottes heißen. Ganz ähnlich werde auch im vierundvierzigsten Psalm die Gesammtheit aller an ihn Gläubigen „Tochter" genannt, da sie sämmtlich gleichsam eine Seele bilden, eine Synagoge, eine Kirche sind, welche auf seinen Namen gegründet und seines Namens theilhaft ist. Daher wahrt sich Justin mit aller Kraft gegen jede Zusammenstellung mit Häretikern, die, wie er sagt, „gleich den Heiden auf Menschenwerke ihre Namen schreiben, z. B. Marcioniten, Basilidianer, Valentinianer ꝛc.," übrigens aber nur eine Verzerrung des Christenthums seien. Die wahren Christen ständen mit den Häretikern nicht in der mindesten Gemeinschaft, deshalb dürften die Gotteslästerungen derselben ihnen nicht aufgebürdet werden. Inzwischen starb der Kaiser Antoninus Pius, und unter Kaiser Marc Aurel, dem Philosophen, bekamen die heidnischen Philosophen, denen er sehr zugethan war, mehr Einfluß, was sich sogleich nachtheilig für die Christen äußerte.

Ein Ehepaar in Rom hatte sich einem höchst lasterhaften Leben hingegeben, bis die Frau zugleich dem heidnischen Wahnglauben und der heidnischen Sittenlosigkeit entsagte, und sich bemühte, auch ihren Mann vom Wege des Verderbens abzuziehen. Sie konnte aber weder seinen verfinsterten Verstand erleuchten, noch seinen verderbten Willen lenken, konnte sich auch kaum der Theilnahme an seinen Freveln erwehren und beschloß daher, von dem Gesetz Gebrauch zu machen, das die Scheidung gestattete. Allein ihre Verwandten hielten sie davon ab, indem sie ihr vorstellten, daß seine Bekehrung doch noch möglich sei. Bald darauf mußte er eine Reise nach Aleran-

drien machen und von dort empfing die Frau Kunde, daß er tief und immer tiefer in Laster versinke und schlimmer werde statt besser. Da verließ sie sein Haus und zeigte ihm diesen Schritt und dessen Ursache an. Der Mann ergrimmte heftig und hatte bei seiner Rückkehr nach Rom nichts Eiligeres zu thun, als seine Frau als Christin anzugeben. Sie erließ ein Gesuch an den Kaiser mit der Bitte um Frist zur Ordnung ihrer Angelegenheiten, die ihr bewilligt ward. Da ergrimmte ihr Mann noch mehr und ließ seinen Groll an Demjenigen aus, der seine Frau für das Christenthum gewonnen hatte und Ptolomäus hieß, indem er einen Centurio, seinen Freund, dahin brachte, diesen frommen Mann zu ergreifen und ihn zu fragen, ob er Christ sei. Ptolomäus bekannte freudig seinen Glauben und der Centurio ließ ihn ohne Umstände in's Gefängniß werfen und schmählich behandeln. Nach geraumer Zeit wurde Ptolomäus vor Urbicius, den Präfecten von Rom, gestellt und wieder um gar nichts befragt, als um das eine: ob er Christ sei? was Ptolomäus sogleich bekannte und nun auch sogleich zum Tode verdammt wurde. Da sprach Lucius, einer der Anwesenden, vorwurfsvoll zum Präfecten: „Wie kannst du einen Menschen verurtheilen, der kein Verbrechen begangen hat! Glaube mir, Urbicius, dies Urtheil entspricht nicht der Gesinnung des frommen und weisen Kaisers und des heiligen Senates.“ — „Wer bist du?“ fragte der Präfect unwillig; „etwa auch ein Christ?“ — „Auch ein Christ,“ entgegnete Lucius ruhig. Und sogleich ward über ihn ebenfalls das Todesurtheil verhängt. Als man ihn fortführte, sagte Lucius: „Ich bin dir zu großem Dank verpflichtet; denn nicht nur werde ich befreit von der Gewaltthat ungerechter Herrscher, sondern hinübergesandt zu Gott, diesem väterlich guten und gnadenvollen König des Himmels.“ So wurden Ptolomäus, Lucius und noch ein dritter Christ wegen ihres Glaubens um das Jahr 166 enthauptet.

Von dieser Begebenheit nahm Justinus Veranlassung zu einer zweiten Apologie voll Wärme, Wahrheit und Kraft, in welcher er ahnungsvoll sagte, er erwarte durch Nachstellungen

der Feinde des Christenthums, vielleicht des Philosophen Crescenz, bald zur Marter zu gelangen, und er sei bereit, alsdann mit seinem Blut, so wie jetzt mit seinem Wort, die Unschuld der Christen und die Reinheit und Erhabenheit ihres Glaubens zu bezeugen. Und diese Erwartung ging sehr bald in Erfüllung. Dieser Crescenz gehörte der cynischen Schule an. (Cynisch heißt hündisch, und die Meister dieser Schule lehrten ihre Jünger, sich über jede Art des Anstandes, auch des natürlichen, hinwegzusetzen und schamlos zu sein.) Justinus hatte diesen Crescenz in Gegenwart vieler Personen mehrmals so gründlich widerlegt, daß derselbe verstummen mußte. Auch pflegte Justin Philosophen von solchem Schlage Betrüger und Schlemmer zu nennen. Weil diese Bezeichnung vortrefflich auf den Crescenz paßte, so konnte der cynische Philosoph diese verschiedenen Kränkungen dem christlichen Weisen nicht verzeihen, mochte auch überhaupt die Christen hassen, deren unsträflicher Wandel eine stille kräftige Rüge seiner Laster war, und theilte das Gift seines Herzens dem Präfecten Rusticus mit, der ein Lehrer des Kaisers Marc Aurel gewesen und dessen Freund geblieben war. Justinus und mehrere seiner Schüler wurden dem Präfecten von Rom vorgestellt, der ihnen befahl, den Geboten der Götter und des Kaisers schleunig zu gehorchen und zu opfern. Justinus erwiederte: „Ich gehorche nur den Geboten unseres Heilandes Jesu Christi und kann deshalb weder getadelt noch verdammt werden.“ Der Präfect fragte ihn, mit welcher Wissenschaft er sich beschäftige? „Ich habe mich bemühet,“ antwortete Justin, „alle Arten von Wissenschaft kennen zu lernen und bin keiner Lehre unkundig geblieben. Zuletzt habe ich mich der Lehre der Christen zugewendet, welche freilich Denen nicht gefällt, die sich von falschen Meinungen irre leiten lassen.“ — „Und an dieser Lehre hast du Freude, du Elender?“ rief Rusticus. „Die größte Freude! Ja, ich bekenne mich durchaus zu dem Glauben der Christen.“ — „Worin besteht dieser Glaube?“ — „Unser heiliger Glaube ist der an einen Gott, der Alles geschaffen hat, was sichtbar, und auch was für körperliche Augen unsichtbar ist;

und an den Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes, den die Propheten verkündigt haben und der wiederkommen wird als Richter des ganzen Menschengeschlechtes, ein Herold des Heils und ein Lehrmeister Aller, die von Ihm lernen wollen. Ich bin zu gering, um von Seiner unendlichen Gottheit etwas Würdiges sagen zu können; das ist das Amt der Propheten." Der Präfect Rusticus wollte wissen, an welchem Ort die Christen sich versammelten. Justin, um seine Glaubensbrüder nicht zu verrathen, erwiederte: „Wo sie wollen und können. Sie pflegen nicht an einem einzigen Ort nur zusammen zu kommen, denn ihr Gott kann von keinem Ort eingeschlossen werden. Er, der Unsichtbare, der Himmel und Erde erfüllt, wird überall von den Gläubigen gepriesen und in seiner Herrlichkeit angebetet." — „An welchem Ort versammelst denn du deine Schüler um dich?" — „Ich bin jetzt zum zweiten Mal in Rom und habe immer bei einem gewissen Martinus neben den Timotinischen Bädern gewohnt. Wer mich da aufsuchte, dem hab' ich gern die Wissenschaft der Wahrheit mitgetheilt." „Also bist du gewiß ein Christ?" — „Gewiß! ich bin's." Darauf fragte der Präfect die Uebrigen, ob sie Christen wären? Chariton und Charitana antworteten: „Wir sind es durch Gottes Gnade." Evelpistus: „Ich bin zwar ein Diener des Kaisers, aber als Christ von Christus selbst mit der Freiheit begnadigt und des Glaubens und der Hoffnung der Christen theilhaftig." Hierax und Liberianus: „Auch wir beten den alleinigen, den wahren Gott an." Dann fragte der Präfect, ob Justinus sie zu Christen gemacht habe. Hierax sagte: „Ich war immer ein Christ und werde es immer sein." Evelpistus: „Ich habe zwar die Lehren des Justinus mit großem Vergnügen gehört, aber schon von meinen Eltern in Kappadocien habe ich das Christenthum gelernt." Als der Präfect den Hierax nach Eltern und Heimath fragte, gab dieser zur Antwort: „Unser wahrer Vater ist Christus und unsere wahre Mutter die Religion, mit der wir an ihn glauben. Meine irdischen Eltern sind todt und aus Lycaonien bin ich gebürtig." All' diese unweltlichen Antworten stimmten den

Präfecten unmuthig und er rief dem Juſtinus zu: „Du da, der für beredt und gelehrt gehalten wirſt und dich hältſt, höre! wenn du vom Kopf bis zu den Füßen zergeißelt ſein wirſt, glaubſt du dann in den Himmel emporzuſteigen?“ — „Ich hoffe alsdann Das zu empfangen,“ antwortete Juſtinus demüthig, „was Alle empfangen, die Chriſti Gebote halten. Denn ich weiß, daß Allen, die ſo leben, die göttliche Gnade bleibt und wenn auch die Welt zu Grunde ginge.“ — „Du meinſt alſo in den Himmel aufzuſteigen und irgend einen Lohn zu empfangen?“ — „Ich meine es nicht, ſondern ich weiß es, und zwar ſo gewiß, daß ich nicht den geringſten Zweifel habe.“ — „Das hilft jetzt Alles nichts! ihr müßt opfern.“ — „Keiner, der recht geſinnt iſt, verläßt den Glauben, um in Gottloſigkeit zu fallen.“ — „Wenn ihr nicht gehorchen wollt, ſo werdet ihr ohne Barmherzigkeit gemartert werden.“ — „Das iſt unſer größtes Verlangen,“ rief Juſtinus feurig und froh, „für unſeren Herrn Jeſum Chriſtum Martern zu leiden und dann ſelig zu werden. Das wird uns Vertrauen vor dem furchtbaren Richterſtuhl geben, vor welchem dereinſt die ganze Welt erſcheinen muß.“ Alle übrigen Märtyrer ſtimmten ihm bei und baten den Präfecten, geſchwind die Sache zu Ende zu bringen. Das geſchah. Unter heiligen Hymnen wurde der weiſe und heilige Juſtinus mit ſeinen Gefährten zum Richtplatz geführt, gegeißelt und mit dem Beil erſchlagen; dann von Gläubigen an heiliger Stätte beerdigt. Dies geſchah um das Jahr 167, am 13. April.

Die Märtyrer von Lyon und Vienne, insbeſondere die heilige Blandina.

Nichts iſt lieblicher und rührender, als wenn ſchwache Kinder, arme Sklavinnen, junge zarte Frauen gewaltige Beſieger des Heidenthums werden; und eine ſolche arme Sklavin war auch Blandina. Sie iſt eine köſtliche Perle in dem Kranz

von Märtyrern, welche im Jahre 177 zu Lyon in Gallien unter unerhörten Leiden für den Glauben ſtarben. Die beiden chriſtlichen Gemeinden der Städte Lyon und Vienne, welche auf dem heiligen Felde des Martertums ihre edelſten Blüthen abgemäht ſahen, theilten in einem ausführlichen Schreiben die Drangſale dieſer Verfolgung den Kirchen in Kleinaſien mit, zu denen ſie in beſonders inniger Beziehung ſtanden, da ihr Biſchof Pothinus und deſſen Nachfolger, der heilige Irenäus, vom heiligen Polykarp gebildet und nach Gallien geſendet ſein ſollen. In dieſem Schreiben ſind die Namen der Wenigſten nur, etwa acht und vierzig, dem frommen Andenken ſpäterer Tage übergeben; Unzählige aber, die auf verſchiedene Art hingerichtet worden oder im Kerker umgekommen ſind, ſtehen nirgends verzeichnet, als im Buch des ewigen Lebens. Sie werden nur im Ganzen „ein Volk von Märtyrern" genannt.

Der heilige Pothinus, ein kränklicher neunzigjähriger Greis, ſtand ſchon lange der Kirche von Lyon als Biſchof vor, als der alte Widerſacher ſich unter Kaiſer Marc Aurel mit neuem Grimm gegen die Diener Gottes erhob. Zuerſt ward den Chriſten von der Obrigkeit befohlen, weder in den Häuſern der übrigen Bewohner, noch in den Bädern und Gerichtshöfen, überhaupt nicht an irgend einem Ort öffentlich zu erſcheinen: denn ihr Daſein ſollte nicht blos geächtet, ſondern unmöglich gemacht werden. Dies genügte, um den Pöbel wider ſie aufzureizen und ſie ſeinen Mißhandlungen Preis zu geben. Da es ihnen nicht möglich war, ſich unſichtbar zu machen, wurden ſie, wo ſie erſchienen, mit Schimpfworten, Steinwürfen, Schlägen verfolgt, auch durch die Straßen geſchleift, ausgeplündert und eingeſperrt. Die Stadtobrigkeit ſchützte ſie nicht, und der Legat, welcher an des Kaiſers ſtatt zu Lyon ſaß, war abweſend. Bald wurden die Chriſten verhaftet, vor den öffentlichen Gerichtshof geſtellt, nach ihrem Glauben befragt und, als ſie ihn bekannten, eingekerkert und mit großer Grauſamkeit behandelt. Inzwiſchen kehrte der Legat zurück, ließ die Chriſten vor ſeinen Richterſtuhl führen und verhängte

die ſchwerſten Martern über ſie. Da ſtand unter ihnen der edle Jüngling Egapathus auf, der durch ſein ſtrenges heiliges Leben das Vorbild und die Freude ſeiner Glaubensbrüder, und ſelbſt von den Heiden geehrt war. Mit überwallender Liebe zu Gott und dem Nächſten begehrte er die Erlaubniß vom Legaten, die Sache der Chriſten vertheidigen und beweiſen zu dürfen, daß ſie ſich weder der Gotteslängnung, noch anderer Frevel ſchuldig machten. Das Volk, welches den edlen Jüngling gut kannte, erhub gegen ſeine Bitte ein wildes Geſchrei und der Legat fragte ihn, ob er denn ein Chriſt ſei? Egapathus bekannte es mit lauter Stimme und alsbald ließ ihn der Legat, indem er ihn „Sachwalter der Chriſten" nannte, zu den Schuldigen geſellen und hinrichten. Von nun an wurden täglich Einige verhaftet, gemartert, hingerichtet, und zwar immer die ausgezeichnetſten und würdigſten. Auch wurden heidniſche Diener der Chriſten ergriffen, welche aus Todesangſt oder in der Folterqual Alles zugeſtanden, was ihre Peiniger und Henker eingeſtanden haben wollten, alſo auch die immer ſich erneuernde Beſchuldigung, daß die Chriſten bei ihren Verſammlungen ein kleines gebratenes und mit Mehl beſtreutes Kind verzehrten und Gräuel der Unzucht begingen. Dieſe durch Marter erpreßten falſchen Zeugniſſe verbreiteten ſich als eingeſtandene Thatſachen unter dem Volke und flammten nicht blos im Pöbel den Abſcheu zur Wuth an, ſondern riſſen auch die Gemäßigten zum Ungeſtüm hin. Es war in jenen erſten Zeiten des Chriſtenthums eine der ſchwerſten Prüfungen und einer der bitterſten Schmerzen für die Gläubigen, daß Glieder einer und derſelben Familie, daß Hausgenoſſen, Freunde und Verwandte oftmals in zwei Heeren getrennt lebten, von denen das eine für die Wahrheit, das andere für den Wahn kämpfte. Die Kinder waren vielleicht Chriſten und die Eltern nicht; die Mutter Chriſtin, die Tochter nicht; der Hausherr Chriſt, die Diener nicht. Welch' ein Quell der Leiden und Kämpfe, wenn zu dieſem ohnehin unausſprechlich großen Schmerz, die Nächſten und Liebſten in den Feſſeln der Lüge zu ſehen, eine neue Pein ſich geſellte,

und der Gläubige sich von den Bitten oder dem Zorn seiner Verwandten und Freunde bestürmt sah, die ihn zum Abfall zu bewegen suchten oder entschieden zu seinen Verfolgern übertraten, so daß das Wort des göttlichen Heilandes in Erfüllung ging: „Die Hausgenossen des Menschen werden seine Feinde sein."

Dies ereignete sich in Lyon in Folge jener Lästerungen, denen Fanatiker und Gemäßigte, Pöbel und Gebildete, wie das in Zeiten leidenschaftlicher Aufregung so häufig geschieht, leichtsinnig Glauben schenkten. Alle ersinnlichen Qualen wurden über diese Gemeinde verhängt. Sie litt und beharrte, und schickte einen ihrer Märtyrer nach dem anderen in den Kerker, in die Arena und in den Himmel. Da aber ward ihr der bitterste Kelch gereicht! Die sinnverwirrenden Martern waren so groß, daß einige Neulinge und Schwachgläubige vor dem übermenschlichen Muth eines standhaften Bekenntnisses erschaudernd, nicht ihre ganze Siegeszuversicht auf Christus, den Besieger der Welt und des Teufels, setzten und den heiligen Glauben verläugneten. Zum namenlosen Schmerz der treuen Bekenner fielen Zehn ab; eine geringe Zahl zwischen so Vielen! Aber zehn verlorene Seelen, für die der Sohn Gottes umsonst sein heiliges Blut vergossen hatte, das war ein zehnfach größerer Schmerz, als jede Folterqual. Alle waren nun voll Angst wegen des ungewissen Ausganges dieser Prüfung, nicht aus Furcht vor der Marter, sondern aus Furcht vor der Schwachheit eines Glaubensgenossen; und bei Manchen, die noch nicht eingekerkert waren, wurde die Freudigkeit gebrochen, mit der sie zum Dienst und Trost der Bekenner und Märtyrer in die Gefängnisse gingen und sie pflegten. Aber durch die großen und heiligen Seelen, die unverzagt bis zum Ende beharrten und durch Wort und Beispiel zur Standhaftigkeit und Geduld ermahnten, wurde der Muth der Gläubigen wieder erhoben, und bekam nur den heilsamen und nothwendigen Zusatz von Demuth. Da lagen die treuen, tapferen Kämpfer Christi in den dunkeln, engen, ungesunden Kerkern. Ihr Leib war mit Brandmalen und Wunden bedeckt, denn glühende Eisenstangen

und Platten, Krallen und Geißeln, Zähne und Klauen der Beſtien hatten ſchon einmal oder mehrmals gegen ſie gewüthet. Im Kerker fand ihr armer Leib jetzt keine Linderung. Die hatten es gut, welche ruhig auf dem harten Fußboden liegen durften! Oftmals bereiteten ihnen die Wächter ein Lager von Glasſcherben und kleinen ſpitzigen Steinen, welche die Entzündung der Wunden vermehrten; oder ihre verrenkten und zerbrochenen Glieder wurden in den ſogenannten Folterſtock gezwängt, der Oeffnungen für den Hals, die Arme und die Füße hatte, und durch Pflöcke dieſe Gliedmaßen in eine ſo beſchwerliche Lage brachte, daß Manche nur in Folge dieſes unnatürlichen Zwanges ſtarben. Andere aber, die ſchon halbtodt aus der Arena gebracht wurden, erholten und kräftigten ſich im Folterſtock, weil mit ihrer Standhaftigkeit ihre übernatürliche Kraft wuchs. Trotz der Flut von Leiden, die auf ſie eindrang, hielten ſie ſich aber durchaus nicht für Märtyrer. Wurden ſie von Freunden und Glaubensbrüdern aus ehrfurchtsvoller Bewunderung und zärtlichem Mitleid ſo genannt: ſo tadelten ſie das lebhaft und wollten nur Diejenigen Märtyrer genannt wiſſen, welche bereits aus dem Leben geſchieden, von Chriſtus ſelbſt mitten im blutigen Bekenntniß zur ewigen Herrlichkeit abberufen und ſomit jeder Gefahr eines Falles entrückt waren. Sich ſelbſt nannten ſie geringe unwürdige Bekenner, denen der Untergang eben ſo nahe ſei als der Sieg, wenn nicht die Gnade Gottes ſich als die Stärke ihrer Schwäche zeige. Unter Thränenſtrömen beſchworen ſie die Brüder, Gott um ſelige Vollendung ihrer Prüfung zu bitten. Und mußten ſie dann wieder vor Gericht erſcheinen, ſo verwandelte ſich ihre ſchüchterne Demuth in freudiges Vertrauen, und dieſe heilig Verzagten wurden Helden der Unerſchrockenheit und des Freimuths.

Vier von ihnen erwählte die Volkswuth zu Lieblingsſchlachtopfern: den Sanctus, Diacon von Vienne; Maturus, der erſt eben getauft, aber in der ganzen Friſche und Fülle der Taufgnade war; Attalus, eine feſte und edle Säule der Kirche, und Blandina, eine ſchwache Magd, an welcher Gott zeigen

wollte, daß die, welche vor der Welt gering, klein und verachtet sind, von Ihm der höchsten Ehre gewürdigt werden, wenn die vollkommene Liebe sie beseelt. Blandina's Herrin, die ebenfalls zu den tapferen Märtyrern gehörte, war sehr besorgt, ihre junge Dienerin möge wegen ihres zarten Körpers und ihrer schwächlichen Beschaffenheit die Foltern und die stets sich erneuernden Todeskämpfe und Todesängste nicht ertragen können; aber zu ihrer Freude irrte sie sich. Gerade wegen ihrer Zartheit wurde Blandina die Zielscheibe der ausgesuchtesten Qualen; allein sie wankte nicht einen Augenblick, zu leiden und zu bekennen. Diese heiligen Vier hätten die Heiden vor allen Anderen gern zum Abfall gebracht, den Sanctus als einen Lehrer und Verkündiger des christlichen Glaubens, den Maturus als einen Ueberläufer zum christlichen Glauben, den angesehenen und reichen Attalus, um einen bedeutenden Mann vom christlichen Glauben abzulösen, Blandina endlich, weil sie von einem so armseligen Geschöpf keine Widersetzlichkeit dulden wollten. Darum wurden diese Vier immer zusammen gehalten und hinausgeführt, damit Einer des Anderen Marter sähe und sich davor entsetze. Sie sollten die Verläumdungen gegen die Christen bekräftigen, sich lossagen von der verbrecherischen und lasterhaften Secte und den Göttern opfern: dies verlangte man von ihnen; und zwar ließ man nicht auf die Folter und auf ihre Ablehnung der Zumuthung ihre Hinrichtung folgen, sondern tagelang, wochenlang wurden sie immer wieder und wieder mit neuen Peinen gequält. Blandina zeigte eine solche Stärke, daß sich die Henker vor Ermüdung bei ihr ablösten, ohne sie des Leidens müde machen zu können. Aus den einfachen Worten: „Ich bin eine Christin und bei uns wird nichts Böses getrieben," schöpfte sie himmlische Erholung und Ruhe. Eines Abends, nachdem sie vom frühen Morgen an gefoltert war, ließen die Henker erschöpft von ihr ab, gleichsam daran verzweifelnd, dies schwache Geschöpf zu überwinden. Sanctus antwortete auf alle Fragen nach Herkunft, Heimath, Stand und Name nichts als: „Ich bin ein Christ!" und darin sei Vaterland, Geschlecht

und alles Uebrige enthalten. „Christus Selbst," sagt das heilige Schreiben, „litt in ihm und wirkte in ihm große Wunder. Denn als sein zerfetzter und verrenkter Körper, an dem die Menschengestalt gar nicht mehr erkannt wurde, mit glühenden Erzstangen in allen Gelenken gebrannt ward, richtete er sich empor und stand aufrecht, fest und unerschütterlich, nicht als ob er mit seinem eigenen Blut, sondern mit dem lebendigen Wasser aus himmlischer Quelle übergossen wäre, das aus den Wunden Jesu fließt. Die Heiden hatten erwartet, ihn unter dieser Marter, zum Entsetzen der Gläubigen, sterben zu sehen; statt dessen entsetzten sie sich, als dieser elende, zerfleischte Leib wieder seine frühere Gestalt und Kraft und den Gebrauch der Glieder, statt des Todes, durch ein Wunder der göttlichen Gnade — Heilung empfing." Dies Entsetzen diente aber nur dazu, ihre Wuth auf's Höchste zu steigern. Maturus, der Neubekehrte, erwies sich als Held im Glauben und litt freudig mit dem gottseligen Diacon, und Attalus, dem der Legat und der Pöbel nicht verzeihen konnte, daß ein so angesehener Mann, wie er, ein Christ sei, mußte zweimal mit den wilden Thieren kämpfen und dann sich der Folter des glühenden, eisernen Sessels unterwerfen, auf dem sein Leib versengt und gebraten ward. Während er dieses litt, sprach er zum Volke: „Seht, dies heißt in Wahrheit Menschen verzehren. Wir aber essen keine Menschen und thun auch sonst kein Böses." Als man ihn nach dem Namen seines Gottes fragte, entgegnete er: „Gott hat keinen Namen wie wir Sterblichen." Blandina ward an einen Kreuzpfahl gebunden und so den reißenden Thieren vorgeworfen. Aber während sie mit ihrem Heiland gekreuzigt in unsäglicher Seelenfreude betete, schlichen die Thiere um sie herum und leckten nur ihre Wunden.

Unter den Abgefallenen war ein Weib, das nur aus Verzagtheit, nicht mit dem Herzen abgefallen war. Es hieß Biblis, und die alte Schlange glaubte sie für ewig umwunden zu haben. Biblis ward nach ihrem Abfall wieder vor Gericht geführt, damit sie gottlose Dinge von den Christen aussage. Sie wollte aber nicht zu ihrem Abfall Lüge und

Verläumdung fügen und weigerte sich, das falsche Zeugniß abzulegen, obwohl sie sehr schüchtern und schwächlich war. Da warf man sie auf die Folter. Diese Martern führten ihr das heilsame Bild der ewigen Pein in der ewigen Verdammung vor die Seele und wie aus einem tiefen Schlaf erwachend kaufte sie mit dem kurzen Schmerz der Zeit von den Qualen der Ewigkeit sich los, bekannte nichts und widerrief ihren Abfall. Darauf ward sie wieder den übrigen Märtyrern zugesellt.

Der Legat hatte inzwischen erfahren, daß Attalus und mehrere Andere römische Bürger wären. Er schickte also die Acten der Verhöre an Kaiser Marc Aurel, fragte, was mit all' diesen Männern zu beginnen sei und ließ die Märtyrer bis zur Antwort des Kaisers im Kerker leben, oder sterben. Der heilige Bischof Pothinus hatte immer das Verlangen gehabt, ein blutiges Zeugniß für seinen Glauben abzulegen und, obgleich er von Alter und Kränklichkeit fast aufgerieben war, gewährte die Gnade Gottes seiner feurigen Seele diesen heiligen Wunsch. Soldaten schleppten ihn vor den Richterstuhl und das Volk begleitete ihn in solcher Masse, mit solchen Verwünschungen und Läſterungen, „als ob er Christus selbst wäre." Von dem Legaten befragt, wer der Gott der Christen sei? antwortete der selige Greis mit erhabener Ruhe: „Du würdest Ihn erkennen, wenn du dessen würdig wärest." Da wurde er überfallen, zu Boden gerissen, mit Füßen getreten, mit Fäusten geschlagen, mit Steinen geworfen und halb entseelt in den Kerker geworfen, wo er nach zwei Tagen den Geist aufgab.

Während in diesem Kerker die Einen durch den leiblichen Tod zum ewigen Leben eingingen, erstanden Andere aus dem geistigen Tode und rissen die Siegespalme wieder an sich, die sie früher aus Muthlosigkeit verloren hatten. In dem schauerlichen Gefängniß gingen himmlische Dinge vor und die Gnade Gottes, die Barmherzigkeit Jesu und die Kraft des heiligen Geistes wirkten darin mit einer unermeßlichen Liebe. Man hatte die Abgefallenen nicht wie sonst frei gelassen. Sei es, daß man sie als ehemalige Christen wirklich für höchst

laſterhafte, ſtrafbare Menſchen hielt, ſei es, daß man ihnen neue Verläumdungen des Chriſtenthums abpreſſen wollte, genug, ſie blieben in Haft und wurden oftmals mit den treuen Bekennern vor Gericht geführt. Da ergab ſich denn eine merkwürdige Verſchiedenheit, welche auch dem heidniſchen Volk ſehr auffiel. Die Einen gingen freudig einher, Anmuth und Majeſtät ſprachen aus ihrem Antlitz, ihrer Haltung; Friede und Milde ſtrahlten aus ihrem Blick; ihre ſchweren Feſſeln trugen ſie wie ein bräutliches Gewand, ſo daß ſie nicht gefeſſelt, ſondern geſchmückt ausſahen. Ein ſanfter Wohlgeruch ging von ihnen aus und das Volk wunderte ſich, daß ſie mit ſo koſtbarem Balſam ſich geſalbt hätten. Die Anderen gingen ſcheu und mit geſenktem Haupt einher und gewährten einen ſo erbärmlichen und elenden Anblick, daß die Heiden ſelbſt als feige Schwächlinge ſie verächtlich höhnten. Jene waren ſtark und ſchön durch ihre Vereinigung mit Gott; Dieſe ſchwach und häßlich durch ihre Trennung von Gott. Aber die Kinder des Lichtes und der Gnade konnten ſich nicht darüber tröſten, daß ihre unglücklichen Brüder Kinder der Verwerfung ſein ſollten. Sie überhoben ſich nicht ihrer Standhaftigkeit, ſie klagten Niemand an, ſie verurtheilten Keinen; ſie ſuchten vielmehr die Abgefallenen im Herzen zu vertheidigen und mit unausſprechlichen Seufzern und Gebeten um Erbarmen zu Gott zu flehen, Der ja nimmer den Tod des Sünders will, ſondern daß er Buße thue und lebe, lebe! nicht die Paar armſeligen Jahre auf Erden; nein! lebe in Ewigkeit. Und dieſen ſchönſten, reinſten Kampf für den Nächſten kämpften die heiligen Märtyrer im Kerker und in Ketten gegen Den, welcher nicht Leiber aber Seelen zu morden trachtet! Draußen gegen die reißenden Thiere, drinnen gegen den Satan! Draußen lächelnd, fröhlich, thränenlos, nicht achtend ihr vergoſſenes Blut; drinnen weinend und klagend und zerſchmelzend in ihrem Herzblut der Thränen, damit die göttliche Gnade die Gefallenen barmherzig wieder aus dem Thal voll Todesſchatten zu den Höhen des ewigen Lichtes emporhebe.

Inzwischen traf des Kaisers Entscheidung ein: Alle, die sich als Christen bekannten, römische Bürger wie Sklaven, Männer wie Weiber, Greise wie Kinder, sollten mit dem Schwert hingerichtet, die Apostaten aber frei gelassen werden. Da wurden sie denn sämmtlich, Bekenner und Verläugner Christi, vor Gericht und vor die Götzenbilder geführt, und durch Martern zum heidnischen Opfer aufgefordert. Aber da feierte die gläubige Liebe einen himmlischen Triumph! wider alle Erwartung der Heiden bekannten die Abgefallenen sich zum Glauben Christi, nur die ganz Wenigen ausgenommen, deren Wandel schon früher mehr heidnisch als christlich und der ganzen Gemeinde ein Gram und ein Aergerniß gewesen war. Die Uebrigen blieben in der Gemeinschaft der Kirche und gingen siegend zum Hochzeitsmahl des Lammes. Als sie befragt wurden, stand ein sehr bekannter und beliebter Mann, der Arzt Alexander, am Richterstuhl und flammte sie durch Geberden und Blicke zur Tapferkeit und Geduld an. Als das Volk dies bemerkte, schrie es wüthend gegen ihn auf und der Legat fragte ihn, wer er sei? „Ich bin ein Christ," sprach Alexander, und nun sprach er nichts mehr. Obwohl er den fürchterlichsten Kampf mit den Thieren zu bestehen hatte, ward keine Klage, kein Laut, kein Seufzer von ihm vernommen, so ganz war er in Gott gesammelt und versunken. Das Schwert machte seinen Leiden ein Ende.

Jetzt war Niemand mehr übrig, als die Schwächsten von Allen, ein kaum fünfzehnjähriger Knabe Namens Ponticus und Blandina. Sie wurden durch alle Arten von Martern gejagt und immer dazwischen aufgefordert, bei den Göttern zu schwören. Umsonst! Wenn das Uebermaß der Leiden Ponticus so zu erschöpfen drohte, daß er seiner Besinnung nicht mehr mächtig gewesen wäre: so rief Blandina ihm Worte der Ermunterung, des Trostes, der Kräftigung zu, damit er nicht etwa vor der Pforte des Himmels seinen Siegeskranz verliere. Und der Knabe trotzte aller Wuth seiner Henker und verhauchte als ein heldenhafter Märtyrer seine unschuldige Seele. Das letzte Schlachtopfer war Blan-

dina. In einem Netz ward sie einem wüthenden Stier vorgeworfen, der sie in die Höhe schleuderte, auf den Hörnern spießte, dann zerstampfte. Sie achtete aber gar nicht mehr, was mit ihr geschah, um der Hoffnung willen, nun endlich am Ziel und mit Christus vereinigt zu sein. Sie blieb in süßester Sammlung des Gebetes, bis der Henker sie erwürgte. Die Heiden selbst gestanden, daß bei ihnen nie ein Weib so Vieles und so unerhört Grausames gelitten habe. Aber ihr aufgereizter Grimm war durch den Tod all dieser Märtyrer nicht besänftigt. Die Schmach, von ihnen besiegt zu sein, entflammte die rohen Gemüther zu einem Haß, der noch an den entseelten Leibern Rache nahm. Die, welche im Kerker umgekommen waren, wurden den Hunden vorgeworfen und sorgfältig bewacht, damit kein Christ ihnen nahe. Und was von den Anderen wilde Thiere und Feuer übrig gelassen — verstümmelte Glieder, zerfleischte Leiber, abgeschlagene Köpfe — ward zusammen gelegt und von Soldaten umstellt, damit es in Fäulniß übergehe. Bitten und Geldversprechungen der Christen, welche dringend wünschten, die heiligen Ueberreste zu begraben, waren vergeblich! Sechs Tage und Nächte blieben sie unter freiem Himmel den rohesten Beschimpfungen des Pöbels Preis gegeben, dann wurden sie verbrannt und ihre Asche in die Rhone geworfen. Und nun erst war die Rache der Heiden befriedigt, da sie wähnten, den Märtyrern die Auferstehung unmöglich gemacht und ihnen die Hoffnung zerstört zu haben, welche ihnen die Marter süß und den Tod lieblich machte: mit Christus zu leiden, um mit Ihm aufzuerstehen.

Fortgang der Verfolgungen.

Kaiser Marc Aurel, unter dessen Zepter greise Priester wie Polykarp, Weltweise wie Justinus, Knaben wie Ponticus, Jungfrauen, wie Blandina sterben mußten, weil sie Christen waren, mußte auch sterben, und zwar ohne die Be-

friedigung, daß seine Maßregel gegen die gotteslängnerische Secte auch nur im mindesten den Erfolg gehabt hätte, den er sich versprach; denn die Zahl der Gläubigen vermehrte sich, anstatt sich zu verringern. Sein Sohn Commodus folgte ihm auf dem Thron im Jahre 180, und man nannte die Zeit eine ruhige, weil Commodus nicht selbst Befehle zur Aufsuchung der Christen gab. Der Senator Apollonius wurde freilich in Rom hingerichtet, weil er sich zum Christenthum bekannte; zugleich aber auch der Sklave, der ihn angegeben hatte. So gab es zwei Hinrichtungen statt einer: das war die Gerechtigkeit des brutalen und grausamen Wüstlings Commodus! Als sein Proconsul Arrius in Asien auf eigene Hand eine Verfolgung begann, ließ der Kaiser ihn gewähren. Dort war die Zahl der Christen so groß, daß sie, als Einige von ihnen in einer Stadt gefangen wurden, sich sämmtlich vor dem Richterstuhl des Arrius stellten, um ihn durch ihre Menge zur Schonung zu bewegen. „Ihr Elenden!" rief der Proconsul, „habt ihr nicht Felsen, um euch herabzustürzen und Stricke, um euch zu erhängen, wenn ihr durchaus sterben wollt!" Indessen ließ er doch nicht Alle umbringen, nur Einige.

Nach der Ermordung des Commodus im Jahre 192 brachen Bürgerkriege aus, in denen die Christen jeder Willkühr preisgegeben waren; besonders im Orient. Clemens von Alexandrien schreibt darüber: „Wir sehen täglich vor unseren Augen Märtyrer verbrennen, kreuzigen und enthaupten." Doch ein solcher Zustand galt nicht für Verfolgung! Sie brach erst aus unter Kaiser Septimius Severus, dem Nachfolger des Commodus; und zwar nachdem dieser Kaiser während neun Jahren den Christen Wohlwollen bezeigt, ja mehrere vornehme christliche Männer und Frauen in Schutz gegen die Wuth des Pöbels genommen hatte. Weshalb seine Gunst sich in Ungunst verwandelte? Wer kann das wissen bei Menschen, die nur nach den Eingebungen ihrer Selbstsucht zu handeln gewohnt waren! Die ewige Liebe ließ den neuen Blutregen zu, um den dürren Boden des Heidenthums zu

erweichen und zugänglicher für die himmlische Saat der Offenbarung zu machen. Die Verfolgung begann im Jahre 202 und währte nach dem Tode des Severus auch noch einige Jahre unter seinem Sohne, dem grausamen und boshaften Caracalla fort.

Als nach dessen Ermordung im Jahre 219 sein Neffe, der phantastische Wüstling Heliogabalus, Kaiser ward, sank der Sturm; denn dieser Priester des syrischen Sonnengottes wollte dessen Dienst zum alleinherrschenden machen und den Kultus aller übrigen Völker und Secten verschmelzen, damit der syrische Gott, dessen Hoherpriester und Stellvertreter er war, hoch über allen Göttern und Götzen, Tempeln und Altären throne. Dieser monströse Einfall bewog ihn einstweilen zur Milde, auch gegen die Christen, und ehe er zur Einsicht kam, daß ihnen gegenüber sein Plan gescheitert wäre, ward das junge Ungeheuer umgebracht, das während drei Jahren den Thron der Kaiser zum Thron des Wahnwitzes und Lasters gemacht hatte.

Sein Vetter und Nachfolger Alexander Severus störte der Christen Ruhe nicht. Er war ein edler Jüngling, gut erzogen von seiner Mutter Mamäa, die den Origines zu sich berief und den Christen sehr hold, vielleicht selbst Christin war. Die Römer hatten in ihren Häusern ein Lararium, einen Platz, wo sie die Laren, ihre Hausgötter, anbeteten. In dem Lararium des Alexander, wo er täglich seine Morgenandacht hielt, standen die Büsten von Abraham und Christus neben den Büsten weiser Männer des Alterthums, und er soll den Gedanken gehabt haben, der freilich auch dem Tiberius zugeschrieben wird, Christo in Rom einen Tempel erbauen zu lassen. Zur Ausführung kam dieser Plan so wenig, als Heliogabals Religionsverschmelzung; denn auch Alexander ward umgebracht im Jahre 235.

Der rohe Soldat Maximin, ein Thracier, der sich des Thrones bemächtigte, versuchte zwar eine Christenverfolgung; doch sie war kurz, denn seine Soldaten erschlugen ihn 238; und als nach einigen Jahren voll Wechselfällen und Unruhen

der Araber Philippus zum Thron sich erschwang, hielt man ihn für einen Christen, weil er ihnen so günstig war. Indessen zeigte er sich bei dem heidnischen Kultus und bei öffentlichen Handlungen durchaus als Heide.

Mehr als dreißig Jahre, von Caracalla an, erfreuten sich die Christen einer ganz ungewohnten Ruhe und Sicherheit, die durch Maximin nicht eigentlich erschüttert ward. Die Zahl der Gläubigen hatte sich außerordentlich vermehrt. Ueberall traten sie in Gemeinden zusammen und fingen an sich eigene Kirchen öffentlich zu bauen. Die Heiden betrachteten die Christen nicht mehr, oder wenigstens nicht allgemein, mit dem Haß und der Verachtung der früheren Zeit, und glaubten nicht mehr an die alten Verläumdungen vom Verzehren geschlachteter Kinder bei wüsten Festen. Zweihundert Jahre des Christenthums hatten manches Vorurtheil überwunden, manchen Widerwillen besiegt, manchen Sinn besänftigt. Es war nicht mehr eine armselige Secte von geringen, unbekannten, unwissenden Leuten; sondern Vornehme und Gelehrte, Reiche und Gebildete bekannten sich dazu. Diese konnte man nicht als gemeines Gesindel behandeln und betrachten, um so weniger, als mitten im Schooß der glänzendsten und angesehensten heidnischen Familien überraschende Bekehrungen statt fanden. Doch waren im Allgemeinen die römischen Staatsmänner dem Christenthum abgeneigt, weil sie sehr deutlich erkannten, daß mit dieser Lehre der römische Staat unmöglich in alter Art fortbestehen könne, und immer noch gab es Eiferer unter den Heiden, die das Christenthum haßten, weil sie fürchteten, es werde ihr geliebtes Heidenthum überwinden, und weil sie sich nicht eingestehen wollten, daß Letzteres den Keim des Todes in sich trage, ja schon im Absterben, in der Auflösung begriffen sei. Anderen auch kam es schimpflich vor, die alten Götter zu verlassen, die von den Vorfahren angebetet worden waren, als ob nicht jeder Götzendienst ein Abfall von Gott, aber jeder Abfall von der Lüge eine Rückkehr zur Wahrheit sei! Die Wahrheit, die eine und ewige, wie sie in der christlichen Offenbarung enthalten ist, gehört jedem Men-

schen an. Er hat ein Anrecht an sie, denn für sie hat Gott ihn geschaffen. Nur ihr Licht erhellt seine Vernunft, nur ihre Wärme durchglüht sein Herz, nur ihr Glanz zieht ihn auf den Weg, der zum Himmel führt, nur ihre Macht hält ihn auf diesem Wege zu seinem letzten Ziel fest. Die Zeloten unter den Heiden wollten noch nicht einsehen, daß sie den Abfall ihrer Väter zur Lüge durch ihre eigene Umkehr zur Wahrheit zu sühnen hatten.

Aus dem vielfachen Verkehr zwischen Heiden und Christen entsprangen für die Letzteren mit nichten lauter Vortheile. Diese Annäherung hob die scharfe Trennung zwischen heidnischer und christlicher Lebensweise auf, und bei Manchen nicht blos die Trennung, sondern auch den Gegensatz, zum höchsten Nachtheil christlicher Gesinnung und Sitten. Der lange Friede erzeugte ohnehin, wie immer und überall, eine gewisse Lauheit, eine vorherrschende Neigung für die Interessen des niederen Lebens, eine Erschlaffung derjenigen Kräfte, die für das Höhere thätig sein sollen. Das jüngere Geschlecht war aufgewachsen in diesem Frieden neben heidnischen Verwandten und Freunden, mit denen es sich ganz gut leben ließ und unter denen es Personen von rechtschaffener Denkungsart gab. Unter den Christen selbst gab es Manche, die weltlich gesinnt waren und an ihrem Reichthum, ihrem Ansehen, ihren Gütern, ihren Genüssen und Freuden in ungeordneter Weise hingen. Andere waren aus unlauteren Beweggründen übergetreten und schleppten heidnischen Sinn in das christliche Heiligthum. Mit einem Wort: der natürliche Mensch wollte leben im Christenthum, während der Christ dahin streben soll, vor Allem den übernatürlichen Menschen in sich zu entwickeln und zu möglichster Geltung zu bringen. Um Diejenigen, welche sich nur äußerlich zur christlichen Kirche hielten, von Denen zu trennen, welche durch die Kirche in Christus wahrhaft wiedergeboren waren, brach eine Feuersbrunst aus, die das reine Gold von den unedlen Metallen schied: die ganze Kirche wurde in den Schmelztiegel der Verfolgung geworfen im Jahr 250, als Kaiser Decius den Philippus umgebracht und

die Herrschaft angetreten hatte. Dies war nicht Trajans oder Marc Aurels Verfolgung, die aus eingebildeter Staatsweisheit entsprang, um die Stütze Roms, den Götzendienst, aufrecht zu halten; auch nicht Domitians oder Caracallas blutige Quälereien, die sie im möglichst riesenhaften Maßstab an Allen übten, die ihrer Herrschaft verfallen waren; auch nicht das Werk der Statthalter, sei es um sich bei dem Kaiser oder bei dem Pöbel beliebt zu machen, oder um die Christen ihre Macht fühlen zu lassen, oder um sie ihres Vermögens zu berauben, oder um Rache an ihnen zu nehmen; auch nicht das Werk des Hasses der Götzenpriester oder der Wuth des unverständigen, durch öffentliche Unglücksfälle oder geheime Aufreizung gestachelten Volkes. Kaiser Decius war entschlossen, das Christenthum als ein dem römischen Wesen durchaus feindliches Element auszurotten. Darum erließ er an alle Statthalter und an alle Behörden seines Reiches ein Edict, welches ihnen befahl, die Christen sämmtlich aufzufordern, den römischen Götterdienst mitzumachen und, im Fall der Weigerung, durch Martern aller Art sie dazu zu zwingen. Zugleich bedrohete das Edict mit schweren Strafen alle Beamten, welche nicht mit der äußersten Strenge verfahren würden. Mit kaltblütiger Berechnung ging diesmal die Grausamkeit zu Werk. Bei den Bischöfen sollte mit der Todesstrafe nicht gezögert werden, damit der Priesterstand sein Haupt, die Heerde ihren Hirten verlieren und jener rathlos, diese schutzlos werden möge. Aber bei den übrigen Gläubigen sollte man ja nicht verschwenderisch mit der Todesstrafe sein, sondern alle Qualen des Kerkers und alle Erfindungen der Grausamkeit anwenden, um sie allmälig zum Abfall zu bringen. Ja, man sollte suchen, ihren Tod möglichst zu verhüten; aus Schonung nicht, sondern aus Barbarei. Der heilige Bischof von Carthago, Cyprian, sagt: „Es wurde den Christen nicht gegönnt, umgebracht zu werden, wenn sie auch bereit waren zu sterben.“ Die Erfindungskunst in Martern ging weit! Nur ein Beispiel, das Hieronymus erzählt! Ein Christ wurde zuerst auf der Folter an allen Gliedern verrenkt, dann über

den ganzen Leib mit glühenden Eisenplatten gebrannt, darauf in Honig getaucht und mit gebundenen Händen und Füßen in die brennende Sonne gelegt, um von Würmern und Insekten angefressen zu werden und bei lebendigem Leibe zu verfaulen. Die Kerker wurden so überfüllt, daß man andere öffentliche Gebäude in Gefängnisse verwandeln mußte. Viele Christen ließen Hab' und Gut zurück und wanderten aus; man zog ihr Vermögen ein und verbot ihnen bei Todesstrafe die Rückkehr. Die Häuser standen leer, die Ortschaften wüst und die Wüsten Syriens und Egyptens bevölkerten sich. Alles floh; denn man hatte ja nur die Wahl, entweder dem Christenthum zu entsagen oder in unmenschlichen Martern langsam umzukommen; und wer, der nicht durch seine Verhältnisse dazu gezwungen war, durfte sich die übermenschliche Standhaftigkeit zutrauen, durch solche Qualen nicht überwunden zu werden. Und wie vor dem Grimm der Feinde, so floh man auch vor dem Verrath der Freunde, der Verwandten, der Nachbarn. Es war ein großer trauriger Schiffbruch, den der Nachen des Petrus litt, in Rom wie in Carthago, in Alexandrien, in Smyrna, in Arles. Aber nicht Alle, welche in dies Meer der Trübsal stürzten, gingen darin auf ewig durch Apostasie verloren, so groß auch die Zahl der unglücklichen Abtrünnigen war. Und sie war sehr beträchtlich! Manche stellten sich unaufgefordert zum Götzenopfer und streuten Weihrauch; Manche läugneten sogar, jemals Christen gewesen zu sein. Viele opferten sogleich nach der ersten Aufforderung; Viele, nachdem sie einige Tage den Kerker oder die ersten Grade der Folter ausgestanden hatten. Der heilige Cyprian hatte in seiner Heerde zu Carthago gar viele Schaafe zu beklagen, welche auf diese Weise in den Rachen des Wolfes geriethen. Er schreibt: „Die Mehrzahl unserer Brüder hat bei der ersten Drohung des Feindes den Glauben verläugnet und nicht die Verfolgung hat sie zu Boden geworfen, sondern sie sind freiwillig gefallen. Man darf die Wahrheit nicht verhehlen, daß Viele verloren gegangen sind durch blinde Anhänglichkeit an ihre Glücksgüter. Wie mit Ketten waren

sie an Reichthum und Wohlleben gefesselt und das hinderte sie, dem Glauben treu zu sein.“ Gerade wie der göttliche Heiland gesagt hat, daß wir „nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen können!“

Aber dieser Schmerz und dies Aergerniß wurden glänzend vergütet durch Diejenigen, welche mit unüberwindlichem Starkmuth an ihrem Glauben hingen und mit Christus „die Welt überwanden.“ Fest wie Säulen standen sie in allen Martern und triumphirten lebend und sterbend für ihren Heiland und mit ihm. Auch unter Denen, welche nicht die Palme des Marterthums erhielten, kämpften und litten Viele wie Helden, theils in langwierigem schweren Kerker, theils bei harten oft wiederholten Folterqualen, theils auf der Flucht, durch Hunger, Ermattung und Elend aller Art, welches so groß war, daß Manche umkamen in der Mühsal. Diese armen Flüchtlinge, die nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten, fielen manchmal unter Räuber und unter Banden von entlaufenen Sklaven und Missethätern, bei denen sie jämmerlich in Knechtschaft geriethen. Viele verschwanden spurlos und man hörte nie, was aus ihnen geworden sei. So stand dem Heer der Abtrünnigen auch ein Heer von Märtyrern und Bekennern gegenüber! Diese Verfolgung reinigte die Kirche, wie ein schweres Gewitter die Luft reinigt und schied viel Spreu vom Waizen aus. In ihrer ganzen fürchterlichen Wuth dauerte sie nur ein Jahr. Den heiligen Papst Fabian zu Rom und die Bischöfe Babylas von Antiochien und Alexander von Jerusalem raffte sie in der kurzen Zeit hinweg. Dann fiel Decius im Kriege gegen die Gothen 251, und vielleicht wäre einige Ruhe, oder wenigstens ein Ausruhen der Erschöpfung von Seiten der Peiniger eingetreten, wenn nicht eine verheerende Pest das Volk an die Christen erinnert hätte. Nun mußten diese Feinde der Götter, welche das gebührende Opfer verweigerten, Schuld an dieser großen Drangsal sein und dafür büßen; in Rom zwei Päpste, Cornelius und Lucius; denn Gallus, der neue Kaiser, rief die Edicte wieder frisch in's Leben. Indessen wurde auch er schon 253 umge-

bracht, und Kaiser Valerian zeigte sich den Christen sehr günstig. Zum Unglück war aber sein Günstling Macrian thörichten Gaukeleien von Beschwörern und Zauberinnen zugethan. Da die Christen solche Zauberkünste durchaus verwarfen und untersagten, ja zuweilen mit dem heiligen Kreuzzeichen dergleichen Blendwerk zerstörten, warf Macrian einen bittern Haß auf sie und wußte dem Kaiser allmälig denselben Widerwillen einzuflößen. So erließ denn Valerianus im Jahre 257 ein Edict von der größten Strenge: Bischöfe, Priester und Diakonen sollten sofort enthauptet; Senatoren und Ritter ihres Vermögens beraubt, und blieben sie dann widerspänstig, auch hingerichtet werden. Vornehme Frauen wurden in die Verbannung geschickt und alle Christen am kaiserlichen Hof, gleichviel ob sie hohe oder geringe Stellen einnahmen, mußten in Ketten Strafarbeit auf kaiserlichen Gütern oder bei kaiserlichen Bauten thun. Bei den übrigen Gläubigen wurden die bekannten Zwangsmittel angewendet. Nach zwei Jahren gerieth Valerian in persische Gefangenschaft, und sein Sohn und Nachfolger Gallienus hatte so viel äußere Kriege zu führen und so viel innere Empörung und Aufruhr zu dämpfen, daß ohnehin römisches Blut in Strömen floß und er den Christen Ruhe ließ. Ja, durch ein Edict gewährte er ihnen nicht nur die freie Uebung ihrer Religion, sondern gebot auch die Rückgabe aller Häuser, Grundstücke und Begräbnißstätten, welche zu den Kirchen gehörten. Da nur Corporationen, welche vom römischen Gesetz anerkannt waren, gemeinsame Besitzungen haben durften, so gab dieses Edict der christlichen Kirche einen legitimen Bestand im Römerreich.

Und wieder trat unter mannigfachem blutigen Wechsel der Kaiser eine lange Ruhe für die Christen ein. Da bestieg Diocletian im Jahre 284 den Thron. Seit Marc Aurel waren hundert und vier Jahre verflossen, und während der Zeit hatten über dreißig Kaiser die Herrschaft besessen. Aber nur drei von ihnen waren eines natürlichen Todes gestorben: so wüthete Rom gegen sich selbst! wie Trunkene, wie Irre, die sich das Haupt zu zerschmettern trachten! Großentheils waren diese

Kaiser Soldaten, wurden durch ihre Armee auf den Thron gehoben und dann wieder herabgestürzt, um einem anderen Soldaten Platz zu machen. Um sich von solchen muthmaßlichen Nebenbuhlern zu befreien und Empörungen überhaupt leichter zu unterdrücken, setzte Diocletian drei Mitregenten ein: Maximian Herculeus, seinen Neffen, für Italien und Afrika; Galerius, seinen Schwiegersohn, für Illyrien und Griechenland; Constantius Chlorus, für Gallien; er selbst behielt den Orient und Egypten, und thronte zu Nicomedien als Oberkaiser. Er umgab sich dort mit orientalischer Pracht und mit allen Ceremonien der asiatischen Herrscher und ihrer Höfe. Er legte sich die Titel Gottheit und geheiligte Majestät bei. Dies Alles nicht sowohl aus Eitelkeit, als um seinem Despotismus eine gewisse Weihe und einen höheren Nimbus zu verleihen. Das Römerreich sollte aus seiner Zerrüttung aufgerissen und zum alten Glanz hergestellt werden; dazu hielt er den alten Götterdienst als Staatsreligion für unentbehrlich und zugleich als eine Hülfsarmee für die neue Gottheit auf dem Thron zu Nicomedien.

Das Christenthum war inzwischen wieder in eine neue Phase getreten. Der Name und die Religion Jesu war überall in Verehrung und die Besten und Tüchtigsten in allen Ständen schlossen sich der Kirche an. Die Zahl der Gläubigen wuchs von Tag zu Tage und überfüllte die Gotteshäuser. Vor den Bischöfen hatten Kaiser und Hofherren, Statthalter und Beamte Ehrfurcht. Am Kaiserhof selbst waren die angesehensten Staatsmänner, ja die nächste Umgebung seiner Person, seine Kämmerer, Christen. Endlich war Prisca, die Kaiserin, sammt ihrer Tochter Valeria, der Gemahlin des Galerius gläubig, wenigstens Katechumenen. Daß bei Manchen unter so Vielen der Glaube nicht in voller Kraft, die heilige Liebe nicht in voller Blüthe stand, daß auch unter ihnen Eifersucht, Zwietracht, Eitelkeit, Gleichgültigkeit für göttliche Dinge herrschten, bedarf nicht der Erwähnung: es gab immer und wird immer geben Christen, die ihren freien Willen statt *mit* der Gnade, *gegen* sie brauchen. Genug,

das Christenthum war nicht mehr ein in die Katakomben verbannter und verpönter, auch nicht ein blos geduldeter aber obscurer Verein, sondern eine geistige Macht im Römerreich. Deshalb besann sich Diocletian achtzehn Jahre, ob er es angreifen solle oder nicht. Die Frage stand jetzt so: wird das Heidenthum neben dem Christenthum noch länger bestehen können oder nicht? Und da das Nein sich unzweifelhaft ergab: so mußte das Heidenthum, dem die materielle Macht zu Gebot stand, diese aufbieten, um dem Christenthum einen Krieg auf Tod und Leben zu erwecken.

Der blutdürstige wilde Dacier Galerius hing mit rohem Aberglauben seinem Götzendienst an, gab auch durch Mißhandlung der Christen an seinem Hof und in seinem Heer seinen Haß deutlich zu erkennen, mußte sich jedoch mäßigen, so lange Diocletian nicht seine Gesinnung theilte. Aber er bot Alles auf, was in seinem Gemüth von Bosheit und Feindseligkeit war, um seinen Schwiegervater gegen die Christen einzunehmen. An den heidnischen Opferpriestern hatte er Bundesgenossen. Im Jahre 302 ließ Diocletian sehr viele Opferthiere schlachten, um aus ihren Eingeweiden die Zukunft zu erforschen. Christen, welche vermöge ihrer Stellung am Hofe bei diesen Feierlichkeiten gegenwärtig sein mußten, pflegten dabei das heilige Kreuzzeichen zu machen, und alsbald erklärten die Opferpriester, diese gottlosen Menschen und ihr Zauberzeichen beeinträchtigten den Erfolg des Opfers. Diocletian gerieth in Zorn und befahl, daß am Hof und im Heer alle Christen opfern oder gegeißelt werden sollten. Galerius benutzte diese Stimmung, kam nach Nicomedien und stellte seinem Schwiegervater vor, eine halbe Maßregel tauge nichts gegen Leute, welche den Staat in's Verderben stürzten; sie müßten vertilgt und daher blutig verfolgt werden. Diocletian berief einige Feldherren und Richter, um deren Meinung zu hören. Ob eingeschüchtert durch Galerius, ob aus Haß gegen die Christen, sie stimmten mit Galerius überein. Aber Diocletian gab noch nicht nach, sondern ließ das Orakel des Apollo zu Milet um Rath fragen. Der Gott antwortete:

die Gerechten auf Erden hinderten ihn, die Wahrheit zu sagen. Auf diese seltsame Antwort eines Gottes ließ Diocletian abermals fragen, wer diese Gerechten wären? und erhielt den Bescheid, das wären die Christen. Nun glaubte er sicher zu sein, und am 23. Februar 303 erschien zu Nicomedien ein Edict, welches deutlich die Absicht aussprach, das Christenthum von der Erde zu vertilgen.

Alle Christen ohne Ausnahme waren ihrer Aemter und Würden entsetzt, und ohne Rücksicht auf Alter und Stand zur Folter verdammt, und zwar so lange, bis sie opferten. Es stand Jedem frei, jede Art von Klage gegen Christen vorzubringen; sie aber durften nie, auch nicht über schreiendes Unrecht, eine Klage geltend machen. Freigelassene Christen traten wieder in den Stand der Sklaven zurück. Bischöfe und Priester sollten im Kerker gehalten, alle Kirchengüter eingezogen, alle heiligen Schriften und Altargeräthschaften verbrannt, alle Kirchen niedergerissen werden. Diesem Decret gemäß wurde in Nicomedien der Anfang gemacht, und die herrliche Kirche der Christen daselbst zerstört, und nun begann die Verfolgung wie eine wüthende Feuersbrunst zu rasen vom Morgenland bis in's Abendland. Nur in Gallien ward sie durch Constantius Chlorus gemildert; er ließ zwar die Gotteshäuser zerstören, um den Oberkaiser nicht noch mehr aufzubringen, doch nichts gegen Personen und Vermögen unternehmen. Spanien aber blutete wie Italien, Asien und Afrika, denn es gehörte zur Botmäßigkeit des Maximian Herculeus, der so wild wie die Bären seiner heimathlichen Wälder in Pannonien war, und dem Galerius an Grausamkeit und Heimtücke gleichstand. Es herrschte ein förmlicher Wetteifer in Erfindung und Anwendung neuer Qualen, und Kaiser, Statthalter, Richter, Soldaten, Henker, Volk thaten nach Kräften das Unmenschlichste, um das Christenthum auszurotten. „Da," schreibt Lactantius, „verbreitete sich der Jammer über die ganze Erde, Gallien ausgenommen, und die drei wildesten Thiere (Diocletian, Maximian, Galerius) wütheten vom Aufgang bis zum Niedergang." Im römischen Reich zählte man

in einem Monat den Martertod von 17,000 Christen. Die ganze streitende Kirche schien sich auf Einmal in die triumphirende verwandeln und von der Erde in den Himmel fliehen zu wollen. Es gab Abtrünnige, ja! Es gab Verräther, welche die heiligen Schriften auslieferten, um sie verbrennen zu lassen, und unter diesen Verräthern waren auch Priester, waren sogar einige Bischöfe, ja! Aber daß die Märtyrer bei Weitem die Apostaten und die Getreuen bei Weitem die Verräther überwogen, geht daraus hervor, daß das Christenthum nicht ausgerottet ward. Und welche Qualen an Leib und Seele mußten die Getreuen ausstehen! Bei den Füßen mit dem Kopf nach unten aufgehängt zu werden, über einem Feuer von nassem Holz und in dessen Rauch unter Convulsionen zu ersticken, das war in Egypten eine beliebte Todesart. Männer wurden bei den Füßen an zwei gewaltsam niedergebogene Aeste gebunden, die, wenn sie aufschnellten, den ganzen Körper auseinander rissen. Frauen wurden an einem Fuß aufgehängt und so einer unerhörten Agonie preisgegeben. Bedenkt man den Abscheu der menschlichen Natur gegen Leiden, und ihre Schwäche gegen ein lange anhaltendes Leiden, und solche langsame Qualen, die von Teufeln ersonnen scheinen, um den Menschen in Verzweiflung zu stürzen: so staunt man, daß so Wenige abtrünnig geworden sind; so preist man die göttliche Gnade, die in der großen, großen Mehrzahl solche Wunder von Standhaftigkeit wirkte.

Im Palast zu Nicomedien war es schrecklich, denn die beiden unglücklichen Kaiserinnen Prisca und Valeria ließen sich durch Furcht vor ihren Männern und durch Todesangst überwinden und opferten den Göttern; drei Kämmerer des Diocletian, bis dahin hoch in Ehren von ihm gehalten, wurden umgebracht, Dorotheus und Gorgonius erwürgt, Petrus geröstet; der heilige Bischof von Nicomedien, Anthimus, enthauptet. Ertränkungen im Meer geschahen massenweise; Verbrennungen ebenfalls. Dazu verfiel Diocletian in schwere Krankheit, die ihn zuweilen geistesschwach machte; aber Galerius stachelte ihn immer wieder zum Blutvergießen auf. Endlich

legte der alte Kaiser am 1. Mai 305 zu Nicomedien das Diadem nieder und zog sich nach Dalmatien zurück, wo er im niederen Stande geboren war; und Maximian Herculeus mußte in Mailand dasselbe thun; der entsetzliche Galerius zwang Beide dazu, zwang auch den alten Kaiser, zwei neue Mitregenten zu ernennen, die nach dem Sinn des Galerius waren: seinen Neffen Maximin Daja, den Niemand kannte, und den Severus, den man nur durch wüste Schwelgereien kannte. Seufzend gab der Greis Diocletian seine Zustimmung, denn das waren die Männer nicht, die das Römerreich zu dem alten Glanz und Ruhm herstellen konnten, wovon er früher geträumt hatte. Damals war ein junger Mann an seinem Hof von glücklichen Gaben, milden Sitten, kriegerischem Talent, beliebt bei dem Volke und den Soldaten, den Jedermann und der alte Kaiser am liebsten gern mit dem Purpur bekleidet hätte; aber Galerius, als ob er ahne, welche Zukunft diesem Jüngling bestimmt sei, ließ das nicht zu. Das half ihm aber nichts; denn im Jahre 306 starb der Mitkaiser Constantius Chlorus und jener Jüngling, sein Sohn Constantin, ward Cäsar in Gallien und Britannien, und übertrug seines Vaters Gunst auf die Christen in seinen Provinzen. Im übrigen Reich dauerte die Verfolgung fort, bald mehr oder minder heftig, bald mehr oder minder allgemein; aber in Syrien und Egypten, wo Maximin Daja hauste, immer über alle Begriffe furchtbar, so daß er noch seinen Oheim Galerius überbot. Für diesen „kam der Stärkere und überwand den Starken;" und zwar in der Gestalt einer gräßlichen, unheilbaren, ekelhaften Krankheit, die ihn mit solchen Schmerzen peinigte, daß er manchmal wie ein Thier brüllte und die seinen Palast zu Sardika mit solchem Verwesungsgeruch erfüllte, daß seine Aerzte selbst vor ihm flohen, obwohl er ihre Flucht und ihr Unvermögen ihm zu helfen mit dem Tode bestrafte. Da mochte die Ahnung in ihm aufgehen, daß seine Peinen eine Vergeltung der Qualen sein könnten, welche er über tausend und aber tausend unschuldige Christen verhängt hatte. Nachdem er ein Jahr alle Aerzte, alle Zauberkünstler, alle

Götzen, Apollo ſelbſt und Aesculap zu Rath gezogen und nicht einmal Linderung, viel weniger Geneſung gefunden hatte, war er gezähmt durch Krankheit und Schmerzen, und erließ im Jahre 311 ein Edict, worin er den Chriſten erlaubte, Chriſten zu bleiben, ihre Kirchen wieder herzuſtellen und ſich zu ihrem Gottesdienſte zu verſammeln. Er gab ſich den Schein, als ob er aus Erbarmen mit ihrem Trotz und Eigenſinn dieſe Maßregel ergreife: konnten ſie nicht zur Anbetung der alten Götter des Reiches und der Vorfahren gebracht werden, ſo ſollten ſie wenigſtens ihren eigenen Gott verehren, und zum Dank für die kaiſerliche Gnade zu ihrem Gott beten für das Wohl des Kaiſers und des Reiches. Nun öffneten ſich die Kerker; nun kamen Flüchtlinge aus den Wüſten, den Wäldern, den Bergen zurück; nun wurden verſtümmelte Bekenner, Einäugige, Gelähmte aus Bergwerken und Metallgruben erlöst. In Schaaren kehrten ſie heim aus den Granit- und Porphyrbrüchen in Oberegypten. Nun begann man ſogleich die Kirchen wieder aufzubauen, die heiligen Geräthe wieder anzuſchaffen, die alte Ordnung und Feier der heiligen Myſterien wieder herzuſtellen. Die Heiden waren außer ſich vor Erſtaunen, daß die vereinigten Anſtrengungen aller Kräfte und Mächte der Welt während acht Jahren gar nichts bewirkt hatten, als das Chriſtenthum aus Blutbad und Scheiterhaufen gereinigt und verjüngt wie einen Phönix aufſteigen zu ſehen.

Galerius ſtarb bald, nachdem er jenes Edict erlaſſen, und Maximin Daja, der jetzt Alleinherrſcher im römiſchen Orient war, begann auf der Stelle wieder die Verfolgung, die er aus Scheu vor ſeinem Oheim unterbrochen hatte. Sechs egyptiſche Biſchöfe ließ er im Jahre 311 enthaupten, und ſo unauslöſchlich war ſein Haß gegen das Chriſtenthum, daß er ſeinem Bundesgenoſſen Tiridates, König von Armenien, den Krieg erklärte, weil dieſer mit ſeinem Volk, das erſte Beiſpiel der Bekehrung eines ganzen Reiches gegeben und im Jahre 302 die chriſtliche Religion angenommen hatte; aber Tiridates beſiegte ihn. Ein ſolcher Grimm gegen das Chriſtenthum war und iſt immer die Signatur der Kinder der Verwerfung.

Und auch Maximin Daja's Stunde kam. Der Nachfolger des Galerius war Licinius; und dieser hielt sich zu Constantins Handlungsweise gegen die Christen. Beide Kaiser erließen in ihren Ländern ein Edict allgemeiner Duldung. Marentius aber, der Sohn und Nachfolger des Maximian Herculeus, war seinem Vater zu ähnlich, um nicht auch gegen die Christen ein Tyrann zu sein. Doch bald verwickelten sich die vier Kaiser in Kriege wieder einander, die so endeten, daß Constantin den Marentius am Ponte molle bei Rom im Jahre 312 überwand und Licinius den Maximin Daja im Jahre 313 bei Byzanz. Dieser hatte dem Jupiter gelobt, wenn er siege, wolle er nicht ruhen, bis er den Namen Christ von der Erde vertilgt habe. Statt dessen floh er bis Tarsus, nahm Gift und starb in Qualen. Constantin hatte bereits in Mailand ein Edict erlassen, welches einen vollkommenen Umschwung in Stellung und Verhältnissen des Christenthums bewirkte. Es lautete: die Christen üben gleich allen übrigen Unterthanen ihre Religion mit völliger Freiheit; Jeder kann ungehindert zu ihnen übertreten; die Kirchen und Kirchengüter, welche ihnen entrissen sind, sollen ihnen zurückgegeben und die Käufer solcher Güter aus dem Staatsschatz entschädigt werden. Diese nämliche Verordnung machte Licinius für alle Provinzen des Orients im Juni 313 in Nicomedien bekannt, so daß Anfang und Ende dieser zehnjährigen Schreckenszeit an denselben Ort sich knüpften. Sie war herauf beschworen und darauf berechnet, dem Christenthum den Todesstoß zu versetzen; statt dessen ward sie zum Todesstoß für das Heidenthum. Die unüberwindliche Geduld und Hochherzigkeit der Christen trug den Sieg davon, und der Geist der Buße senkte sich in Fülle auf die Heiden herab und führte sie zu einem Glauben, der seit zwei und einem halben Jahrhundert solche Bekenner erzeugte, Bekenner von Löwenkraft, die wie Lämmer litten! Alle Schmach, alle Verachtung, alle Unehre, alle Erniedrigung, die man ersinnen konnte, that man ihnen an, ohne sie zu erbittern; alle Leiden, Schmerzen und Qualen, ohne sie zu erzürnen. Von der Folter, aus dem Kerker, aus der Verbannung kamen

ſie ohne Haß gegen ihre Peiniger zurück. In den Katakomben lebten, im Amphitheater ſtarben ſie als die treueſten und gehorſamſten Unterthanen ihrer entſetzlichen Kaiſer. Nie wurde eine Stimme des Zornes oder der Rache unter ihnen laut gegen die Sündflut von Verläumdung, Bosheit, Ungerechtigkeit, die man über ſie ausgoß. Mit der größten Sanftmuth vermieden ſie Alles, inſofern ſie nicht durch ihren Glauben dazu verpflichtet waren, was in ihren Gebräuchen und ihrer Lebensweiſe die Heiden hätte beleidigen und die Verfolgung wecken können. Nie nahmen ſie an einem Aufruhr, einer Empörung Theil. Sie wurden ſo zahlreich am Hof, ſo zahlreich im Heer; aber nie dachten ſie an irgend eine Widerſetzlichkeit, außer wenn es hieß: Opfert den Göttern! Dann gehorchte Keiner mehr, nicht Greis, nicht Kind, nicht Weib. Und ſo lebten Millionen! Und ſo lebten ſie ein paar Jahrhunderte! Wie eine Generation unterging, ſo ging die andere auf. Dieſe Gewaltigen dachten nur daran, den Himmel an ſich zu reißen, aber dabei fiel ihnen auch die Erde zu.

Die h. Perpetua und Felicitas und ihre Gefährten.

Zu ſolchen Gewaltigen gehören dieſe beiden heiligen jungen Frauen, deren Namen in der Kirche ſo hoch geehrt ſind, daß der uralte heilige Kanon der Meſſe ſie aufgenommen hat. Sie waren Afrikanerinnen und lebten in Carthago, als unter Kaiſer Septimus Severus die Verfolgung ſich erhob. Ein chriſtlicher Arzt hatte früher den Kaiſer von einer Krankheit geheilt: daher war er im Anfang ſeiner Regierung den Chriſten nicht ungünſtig. Allein bald verſchwand das oberflächliche Wohlwollen! Zuerſt ward nur die Annahme des chriſtlichen Glaubens unterſagt und ſchnell, wie ein Funke zur Feuersbrunſt wird, ging das Verbot in allgemeine Verfolgung über.

Perpetua selbst hat den größten Theil ihrer Leidensgeschichte geschrieben, so schlicht und einfach, als ob sie das Tagebuch ihres gewöhnlichen Lebens führe. Was sie nicht vollenden konnte, ergänzte Satur, einer ihrer Gefährten. Im Kloster Monte Cassino, Benedictinerordens, sind diese heiligen Acten gefunden worden, und der heilige Augustinus sagt, daß man sie lange zur Erbauung der Gläubigen öffentlich in den Kirchen vorgelesen habe. Er selbst spricht eine innige Bewunderung und Andacht für diese herrlichen Märtyrinnen und ihre Leidensgenossen aus. Sie waren sämmtlich junge Katechumenen, als sie verhaftet wurden, Revocatus und Felicitas dienenden Standes; dann zwei junge Männer Saturnin und Secundulus, denen sich freiwillig Satur anschloß; endlich Vivia Perpetua, eine Frau von zwei und zwanzig Jahren, von edler Geburt, guter Erziehung, mit einem Mann ihres Standes vermählt, mit einem Säugling an der Brust. Ihr Vater lebte im Heidenthum; ihr Bruder war Katechumen; auch ihre Mutter, wie es scheint; ihres Gatten erwähnt sie nicht, vielleicht war sie Wittwe. Felicitas, ebenfalls eine ganz junge Frau, war Mutter in Hoffnung. Perpetua hatte durch ihren Vater, der sie unbeschreiblich liebte, die schwersten Prüfungen zu bestehen. Ehe man sie in Kerker und Banden warf, wurde sie mit den übrigen Katechumenen in einem anständigen Hause der Stadt gehalten und bewacht und kein Mittel unversucht gelassen, um sie zum Abfall zu bewegen. Ihr Vater erschöpfte sich mit Bitten, mit Flehen, mit Vorstellungen, mit Schmeichelworten. „Kann man die Dinge anders nennen, als das, was sie sind?“ fragte Perpetua ihn einmal. Die Frage schien ihm seltsam und er sagte: „Nein!“ — Da rief sie: „So kann auch ich mich nicht anders nennen, als was ich bin: eine Christin.“ Der Vater ward so aufgebracht über diese Antwort, daß er ihr die Augen ausreißen wollte, sie thätlich mißhandelte, im Zorn fortging und einige Tage ausblieb. Dies war eine große Erleichterung für Perpetua. Sie erholte sich, dankte Gott und bereitete sich in ungestörter Sammlung zum Empfang der heiligen Taufe vor.

Sämmtliche Katechumenen empfingen in dieſem Hauſe das Sacrament. Perpetua war ſo erfüllt von ſeliger Freude, daß ſie Leib und Leben, und Eltern und Kind im Geiſt Gott aufopferte, und ihn fortan um nichts mehr bat, „als um Geduld für das Fleiſch.“ Nach einigen Tagen, als die einfache Haft keine Aenderung ihres Sinnes bewirkte, wurden die jungen Chriſten in einen jener fürchterlichen Kerker geworfen, welche nicht die geringſte ihrer Foltern waren. Von einem ganzen Troß Soldaten wurden ſie ungeſtüm hinein geſtoßen. „Welch ſchrecklicher Tag!“ ſchreibt Perpetua; „welche ungeheuere Hitze! Ich entſetzte mich über die Finſterniß, in der ich nie gelebt hatte und die Sorge für mein Kind peinigte mich.“ Die Kirche aber ſorgte immer mit treuer Mutterliebe für ihre Kinder im Kerker und ſchickte ihre Diener, um ſie leiblich und geiſtlich zu pflegen und zu tröſten. So war es auch in Carthago. „Die gebenedeiten Diakonen Tertius und Pomponius, die uns dienten,“ erzählt Perpetua weiter, „erkauften für Geld die Erlaubniß, daß wir uns einige Stunden in einem freieren Raum des Gefängniſſes erfriſchen durften. Da ſchöpften wir Luft und erholten uns. Da nährte ich mein ſchon halb verſchmachtetes Kind, und die Sorge für das Knäbchen tröſtete mich. Da fand ich aber auch meine Mutter und meinen Bruder und litt ſehr, weil ich ſie meinetwegen ſo kummervoll fand. Ich verging vor Gram, als ich ſah, daß ſie aus Liebe zu mir ſich zergrämten. Die Mutter ſuchte ich zu beruhigen; dem Bruder empfahl ich meinen Sohn. Während vieler Tage ſtand ich dieſe Bekümmerniß aus; aber ich errang es, mein Kind bei mir zu behalten und fühlte mich durch ſeine Pflege ſo gekräftigt, daß mir der Kerker wie ein Palaſt vorkam, in welchem ich lieber ſein wollte, als anderswo.“ So einfach, innig und warm ſpricht ſie von ihren Leiden, ihren Empfindungen, ihrem unwillkürlichen Widerwillen, von der Gnade, mit der ſie nach allen Richtungen hin die Natur überwand.

Den Ungläubigen war immer der Zutritt zu den eingekerkerten gläubigen Mitgliedern ihrer Familie geſtattet; daher

besuchte der Bruder fleißig Perpetua und hielt sie für ein so hoch begnadetes Wesen, daß er sie einst bat, Gott zu fragen, ob sie zur Befreiung oder zum Tode gelangen würde. Sie hatte schon so große Wohlthaten von Gott empfangen und war so daran gewöhnt, kindlich fragend mit Ihm zu reden, daß sie ihrem Bruder versprach, ihm am anderen Tage treulich Antwort zu sagen. Weil das Leben der heiligen Märtyrer ein ganz übernatürliches war, weil sie durch die vollkommene Liebe die Sinnlichkeit besiegt und zur Vereinigung mit Gott sich erschwungen hatten, weil ihre durch und für die Fülle der Gnade gesundeten Seelen die Fähigkeiten theilweise zurückerhielten, welche dem Menschen durch die Sünde verloren gegangen sind: so treten sie weit über die Gränzen hinaus, innerhalb welcher wir armen gelähmten Sterblichen vermöge unserer sündenkranken Seelen festgehalten werden. Gott, den sie so übernatürlich liebten, erwiderte diese Liebe im überschwenglichen Maß und gab ihnen im Gebet und im Leiden Ertasen, welche alle Peinen und alle Wonnen der Erde vernichtigten. In dem peinlichen Unbehagen des Kerkers, im engen finsteren Raum, in ungesunder qualmender Luft, in beklemmender Nähe vieler Personen, ohne die Bedienung und die Bequemlichkeiten, an welche eine Frau ihres Standes von Jugend auf gewöhnt war, von Entbehrungen aller Art umringt, die mit ihr zugleich ihr liebes Kind trafen, versenkte sich Perpetua in's Gebet, so gesammelt, so ruhig, als ob sie in der ungestörten Stille ihres Hauses sich befände. Da ward ihr eine wunderbare Vision zu Theil. „Ich sah eine goldene Leiter," erzählt sie, „die bis in den Himmel hinaufreichte, aber so schmal war, daß nur Einer zur Zeit sie ersteigen konnte. An den Seiten der Leiter waren Schwerter, Spieße, Haken, Lanzen und andere gefährliche scharfe Werkzeuge befestigt, welche von den Aufsteigenden nur mit größter Vorsicht vermieden werden konnten. Unter der Leiter lag ein ungeheuer großer Drache, der sie zu erschrecken und zu verscheuchen suchte. Nun sah ich zuerst Satur hinaufsteigen, der uns unterrichtet und sich freiwillig

überliefert hatte, um uns zu kräftigen. Als er oben war, sprach er zu mir: Perpetua, ich erwarte dich! Aber hüte dich, daß der Drache dich nicht beiße. Ich antwortete: Im Namen des Herrn Jesu Christi wird er mir nicht schaden. Und der Drache hob langsam seinen Kopf hinweg, als ob er sich vor mir fürchte, und als ich die erste Sprosse der Leiter betrat, trat ich zugleich auf sein Haupt. Nun stieg ich hinauf und kam in einen unermeßlich großen Garten. In dessen Mitte saß ein eisgrauer großer Mann, im Gewand eines Schäfers und melkte die Schafe. Um ihn herum standen viele Tausende mit weißen Kleidern angethan. Und er schaute mich an und sprach: Willkommen, Kind. Er nannte mich bei meinem Namen und gab mir von der Milch, die er gemolken, in den Mund. Ich genoß es mit gefalteten Händen und alle Umstehenden sagten Amen. Durch den Laut dieser Stimmen erwachte ich und schmeckte noch auf den Lippen ich weiß nicht welche liebliche Süßigkeit. Dies erzählte ich gleich meinem Bruder. Wir Anderen erkannten daraus, daß uns der Martertod bevorstehe und gaben alle Hoffnungen für die Welt auf." Dann erzählt sie weiter in ihrer anmuthigen Unbefangenheit:

„Nach einigen Tagen verbreitete sich das Gerücht, daß wir verhört werden sollten. Nun kam mein Vater wieder zu mir, abgezehrt von Gram, suchte mich zum Abfall zu bewegen und sprach: Erbarme dich meiner grauen Haare! Erbarme dich deines Vaters, wenn du mich noch würdig hältst, mich Vater zu nennen. Denk', wie ich dich auf Händen zur Blüte deines Lebens getragen, wie ich dich lieber gehabt habe, als deine Brüder. Denk' an deine Mutter, an dein Kind, das ja ohne dich nicht leben kann. Beharre nicht bei deinem Eigensinn, der mich vor allen Menschen mit Schmach bedeckt und uns sämmtlich zu Grunde richtet! So sprach mein Vater mit größter Zärtlichkeit, küßte mir die Hände, warf sich mir zu Füßen, nannte mich unter Thränen nicht Tochter, sondern Herrin und Geliebteste. Wohl schmerzten mich die grauen Haare meines Vaters, und daß er allein von meinem ganzen

Geschlecht sich nicht über meinen Martertod freuen würde. Ich suchte ihn zu trösten und sagte: Auf der Blutbühne wird mir nur das widerfahren, was Gott gefällt, denn wir stehen ja allein in seiner Gewalt. Aber trostlos verließ er mich. Am folgenden Tage, als wir eben aßen, wurden wir plötzlich und ungestüm nach dem Gerichtshof zum Verhör gerissen. Die Kunde verbreitete sich schnell in den benachbarten Straßen und unzählbares Volk drängte sich zusammen. Wir bestiegen die Blutbühne und wurden befragt. Alle legten ihr Bekenntniß ab. Nun kam die Reihe an mich; da erschien mein Vater auf den Stufen des Gerüstes mit meinem Sohn auf den Armen, zog mich eine Stufe hinab und sagte flehend: Erbarme dich deines Kindes! Und der Procurator Hilarian, der zu Gericht saß über Leben und Tod, sagte auch zu mir: Erbarme dich doch deines alten Vaters und deines kleinen Sohnes. Aber ich antwortete: Das kann ich nicht. Bist du denn eine Christin? fragte Hilarian. Ich bin eine Christin, sagt' ich. Nun suchte mein Vater, der noch immer da stand, mich mit Gewalt vom Gerüst zu ziehen; aber Hilarian befahl, ihn hinabzuwerfen, und da ward er mit Ruthen geschlagen. Das that mir weher, als wär' ich selbst geschlagen worden und mich jammerte sein gramvolles Alter. Hilarian sprach darauf über uns Alle das Urtheil und verdammte uns zu den Thieren, und freudig kehrten wir in den Kerker zurück. Sogleich sandte ich den Diakon Pomponius zu meinem Vater, um mir meinen Sohn wieder auszubitten, der daran gewöhnt war, immer bei mir zu sein und von mir genährt zu werden. Allein mein Vater gab ihn nicht her. Da richtete Gott es so gnädig ein, daß der Säugling nicht mehr nach meiner Brust verlangte und daß ich keinen Schmerz um ihn und weder Fieber noch Beschwerden litt."

Welch einen reinen Wiederklang fanden die Worte des göttlichen Heilandes: „Wer nicht Vater und Mutter verläßt und Mir nachfolgt, ist Meiner nicht werth," in Perpetua's Herzen.

Als Felicitas beim Verhör mit Anspielung auf ihren Namen vom Procurator gefragt wurde, wo denn ihre Glück-

seligkeit sei? antwortete sie ihm: „Nicht hienieden.“ Da sie ihr Kind noch nicht geboren hatte, sollte sie jetzt auch noch nicht sterben, weil kein unschuldiges Blut mit dem schuldigen vergossen werden durfte. Die Uebrigen waren dazu bestimmt, große Festspiele zu verherrlichen, welche den Soldaten im Lager vor der Stadt gegeben werden sollten zur Ehre des Tages, da Kaiser Severus seinen Sohn Geta zum Cäsar machte. Sie freuten sich auf diesen Triumphtag und beklagten nur, daß Felicitas ihn nicht theilen solle. Diese selbst war tief betrübt, ihre Freunde allein zum Kampf und zum Siege ziehen zu lassen und ihre eigene Befreiung verzögert zu sehen. Nachdem sie gemeinsam bekehrt, getauft, eingekerkert und verhört waren, sollte sie einsam zurückbleiben! In ihrer Trauer begann sie zu beten und all' ihre Leidensgenossen vereinigten sich mit ihr zum Gebet. Und sie wurden erhört! Vor der Zeit brachte sie ein Mägdlein zur Welt, das ihre Schwester sogleich an Kindesstatt annahm. Als Felicitas große Schmerzen litt, wimmerte und ächzte sie. Da sprach ein Gefangenwärter zu ihr: „Wenn du jetzt schon jammerst, was wirst du erst thun, wenn du den Thieren vorgeworfen wirst, die du verachtet hast, als du nicht opfern wolltest?“ Aber Felicitas antwortete: „Was ich jetzt leide, das leide ich selbst; dann aber wird ein Anderer in mir und für mich leiden, weil ich ja für Ihn leiden soll.“ Mit Gebet und mit ruhigen Gesprächen vergingen die Tage. Wovon sprachen sie? wie der Herr auf Thabor mit Moses und Elias: von ihrem Leiden. Der feurige Saturninus wünschte verschiedenen Thieren vorgeworfen zu werden, um recht viel zu dulden für das Bekenntniß des heiligen Glaubens. Satur hatte ein Grauen vor den Bestien, besonders vor den Bären, und wünschte durch einen Biß eines Panthers den Tod zu finden. Perpetua wünschte nichts Irdisches mehr; ihre Seele lebte in himmlischen Visionen. Sie sah einst ihren Bruder Dinocrates, der bei sieben Jahren am Gesichtskrebs gestorben war, in der Qual des Purgatoriums; sie sah ihn unschön, kränklich, Hitze und Durst leidend, an einem Wasserbehälter

ſtehen, deſſen Rand er nicht erreichen konnte. Es erbarmte ſie der klägliche Anblick und daß Dinocrates trotz ſeines kurzen Kinderlebens und ſeiner ſchmerzlichen Krankheit kein ſo reines Herz gehabt hatte, um zur Anſchauung Gottes zu gelangen; denn daß die Viſion dies bedeute und den Bruder ihrer Fürbitte empfehle, ward ihr innerlich dabei offenbart. Perpetua betete nun dringend und anhaltend für Dinocrates und ward darauf durch eine andere Viſion getröſtet, in welcher ſie den Knaben von Licht umgeben, ſchön, friſch und fröhlich ſah, wie er mit einer Trinkſchaale am Waſſer ſtand und nach Belieben ſchöpfte und trank, und dann zu anderen Kindern eilte, um mit ihnen zu ſpielen. Auch Satur hatte eine liebliche Viſion. Engel führten ihn und ſeine Leidensgefährten gen Oſten, durch einen lieblichen Garten voll Roſenbäume und tauſend Blumen, in ein unermeßliches Licht und vor den Thron Gottes, um welchen ohne Aufhören vereinigte Stimmen Heilig! Heilig! ſangen. Da ſprach Satur: Perpetua, dies iſt's, was der Herr uns verheißen hat; jetzt vollendet ſich die Verheißung. Und die vier und zwanzig Greiſe auf goldenen Stühlen rechts und links vom Thron gaben ihnen den Friedenskuß und ſprachen: Gehet ein zur Freude. Und Satur ſagte zu Perpetua: Du haſt nun, was du verlangteſt. Gott Dank! erwiderte ſie; ich war wohl fröhlich auf Erden, doch hier bin ich viel fröhlicher.

Gewiß, ſie war fröhlich auf Erden! Ehe die Feſtſpiele begannen, wurden die Gefangenen aus dem Kerker in der Stadt nach einem anderen gebracht, der außerhalb Carthagos Mauern, ganz in der Nähe des Amphitheaters lag und für Diejenigen beſtimmt war, welche zur Beluſtigung des Volkes in Thier- oder Gladiatorenkämpfen oder in ſonſtiger Marter umkommen ſollten. Bevor dieſe Verſetzung ſtatt fand, war Secundulus bereits aus dem Kerker der Stadt und des irdiſchen Lebens abberufen. Durch Gottes Gnade blieb er verſchont ſowohl von den Beſtien als von der Hinrichtung, und hatte einen friedlichen unblutigen Tod. Nicht dem Leibe, nur dem Verlangen und der Seele nach litt er das Marterthum. Die

Uebrigen aber fanden ein neues in dem neuen Gefängniß, denn der Tribun, der die Aufsicht zu führen hatte, hielt sie, aus Furcht vor Zauberkünsten, mit grausamer Strenge, ließ sie in den Folterstock werfen und versagte ihnen die nothwendige Nahrung. Da sprach Perpetua mit heiterem Scherz zu ihm: „Aber warum erlaubst du denn, daß so edle Verbrecher, wie wir, die dem Cäsar zu Ehren an seinem Festtage kämpfen sollen, so elend gehalten werden? Würde es dir nicht selbst zum Ruhm gereichen, wenn wir recht kräftig dem Volk vorgeführt würden?“ Der Tribun war beschämt und befahl dem Kerkermeister Pudens, sie menschlicher zu halten, was dieser mit Freuden that, weil ihm die Gnade, die von diesen heiligen Seelen ausströmte, das Herz ergriff. Ihre Verwandten und Glaubensgenossen durften sie in diesen letzten Tagen auch wieder besuchen und sich ungestört mit ihnen unterhalten. Da hatte Perpetua denn zum dritten Male den Schmerz, sich von ihrem ganz verzweiflungsvollen Vater bestürmt zu sehen. Abgezehrt von Gram trat er herein, warf sich ihr zu Füßen, zerraufte sein graues Haar, verwünschte sein langes Leben, das ihm solchen Jammer bringe und klagte so herzzerschneidend, daß Alle tief erschütterd wurden. Auch Perpetua, der dieses Herzeleid an die Seele ging! Aber sie mußte es aushalten, denn sie hatte keine andere Wahl als zwischen ihrem Vater und ihrem Heiland, zwischen der Natur und der Gnade, zwischen Erde und Himmel, zwischen Mensch und Gott. Dafür ward sie mit einer seligen Vision am letzten Tage ihres Erdenlebens gestärkt und erfreut: sie sah sich selbst kämpfend mit einem gewaltigen Mohren und ihn besiegend. Und der Kampfherold reichte ihr einen grünen Zweig mit goldenen Früchten, gab ihr den Friedenskuß und sprach: Tochter, Friede sei mit dir. Und im Triumph ging sie von dannen. Darauf beschließt sie ihre Aufzeichnungen mit derselben Einfachheit. „Ich erwachte und erkannte, daß ich nicht eigentlich gegen Thiere, sondern gegen den Teufel zu streiten hätte, aber den Sieg erringen würde. Und dies hab' ich bis zum Tage vor dem Festspiel aufgeschrieben. Was aber an dem Tage selbst

geſchehen wird, beſchreibe ein Anderer, wenn er Luſt hat.“ Dies heilige Vermächtniß der chriſtlichen Heldin ward angenommen und ein Augenzeuge, vielleicht einer der Diakonen, führt die Leidensgeſchichte zu Ende, „weil die heilige Perpetua es erlaubt und ſomit der heilige Geiſt es gewollt hat, obgleich wir uns der Beſchreibung ſolcher Herrlichkeit für unwürdig halten,“ ſagt er.

Nach römiſchem Gebrauch wurde ihnen, wie Alle, die mit den Thieren kämpfen ſollten, am letzten Abend eine öffentliche Mahlzeit gegeben, bei der alles Volk, Feind und Freund, Zutritt hatte. Sie verwandelten ſo viel ſie konnten dieſe Henkermahlzeit in ein Liebesmahl, wie ſie es nach ihrer gottesdienſtlichen Feier, zur Belebung der brüderlichen Eintracht und Innigkeit, zu halten pflegten. Heiter ſprachen ſie untereinander von ihren Hoffnungen und Freuden, ruhig und freimüthig zum Volk. Sie erinnerten es an die Gerichte Gottes, warfen ihm ſeine ſtumpfe Neugier vor, prieſen ſich ſelig im Leiden, lächelten über die erſtaunten Gaffer. Iſt's euch nicht genug, uns morgen zu ſehen? ſprach Satur. Könnt ihr euch nicht ſättigen am Anblick Derer, die ihr haßt? Wohlan! ſchauet uns nur recht in's Angeſicht, damit ihr uns am Tage des Gerichtes erkennen möget. Und das Bild, welches der heilige Geiſt im Buch der Weisheit V, 1. von dieſem Wiederſehen gibt, mochte vor ſeiner Seele ſtehen und ſie erquicken: „Dann werden die Gerechten mit großer Standhaftigkeit Denen gegenüber ſtehen, von Denen ſie geängſtiget worden ſind. Und ſie (die Gottloſen) werden reuevoll ſagen und vor Angſt des Geiſtes ſeufzen: Dieſe ſind's, die wir einſt verlachten und mit ſchimpflichen Reden verhöhnten. Wir Thoren hielten ihr Leben für Unſinn und ihr Ende für ſchimpflich! Siehe, wie ſie unter die Kinder Gottes gezählet ſind und ihr Loos unter den Heiligen iſt.“ Staunend verlief ſich die Menge. Einige waren tief bewegt und wurden gläubig. Pudens, der Kerkermeiſter, war es ſchon.

Endlich brach das Morgenlicht ihres Triumphtages an. Sie gingen aus dem Kerker in's Amphitheater wie in den

Himmel, freudezitternd, Schönheit im Antlitz, Heiterkeit in den Mienen. Mit erhabener Ruhe und züchtigem Anstand ging Perpetua einher als eine geliebte Braut Christi, ihres Gottes. Sie schlug ihre strahlenden Augen zu Boden und sah Niemand an. Felicitas folgte ihr, unaussprechlich froh, die Bluttaufe mit ihr zu theilen. Am Thor des Amphitheaters wollte man sie nach dem Brauch umkleiden und den Männern die rothen Mäntel der Saturnuspriester, den Frauen Gewänder der Ceresdienerinnen geben. Allein die Bekenner Jesu Christi widerstanden entschieden dieser Zumuthung und sagten: „Um so etwas nicht zu thun, geben wir ja unser Leben hin und kommen freiwillig hierher, um unsere Freiheit nicht zu verlieren. Diesen Vertrag haben wir mit euch gemacht und ihr müßt ihn halten.“ Der Tribun gab nach und ließ sie in ihren gewöhnlichen Kleidern eintreten. Perpetua sang leise und zertrat im Geist schon das Haupt ihres Feindes, des Mohren. Revocatus, Saturnin und Satur schauten mit ernster Warnung auf die drohende Menge und gaben dem Procurator Hilarian durch Blicke zu verstehen: Jetzt richtest du uns; droben wird Gott dich richten. Dieser feierliche Ernst mißfiel dem Volk und es schrie ergrimmt nach der Geißelung. Die Wärter der Thiere stellten sich nun in einer Reihe auf und jeder hielt eine mit eisernen Kugeln versehene Geißel in der Hand. Die heiligen Märtyrer mußten hinter einander mit entblößten Schultern langsam an ihnen vorüber gehen und von Jedem einen Streich empfangen. Diese Geißelung war für sie ein kleiner Antheil an dem bitteren Leiden Jesu, der sie mit Wonne erfüllte. Nun wurden gegen Revocatus und Saturnin Panther losgelassen, welche sie mit Wunden bedeckten ohne sie zu tödten. Dann hetzte man Bären auf sie und die plumpen Bestien rissen die zerfleischten und blutenden Märtyrer entsetzlich herum; doch immer noch nicht bis zum Tode. So hatte ja Saturnin es gewünscht, damit seine Krone desto herrlicher werde! Auf den Satur ließ man einen wilden Eber los, der sich aber urplötzlich gegen seinen Wärter kehrte, ihm den Leib aufschlitzte und das

ihm bestimmte Opfer nur in der Arena umher schleifte, so daß das blutgierige Volk höchst mißvergnügt war. Deshalb wurde nun Satur, der vor dem Bären ein Grauen hatte, an einen Pfahl gebunden und dem Käfig dieses Thieres gerade gegenüber aufgestellt. Doch wie der Bär auch gereizt wurde, über seine Beute herzufallen, er verließ seinen Käfig nicht und Satur wurde zum zweiten Mal unverletzt fortgeführt.

Für Felicitas und Perpetua hatte man eine tolle Kuh ihrer besonderen Wuth wegen als etwas ganz Außerordentliches angeschafft. Beide wurden entkleidet in Netze gesteckt. Da wachte etwas wie Scham in dem Volke auf; es wurde unwillig und man mußte den jungen Frauen flatternde Gewänder überwerfen, durch welche sie nicht geschützt, aber verhüllt waren. Die Kuh rannte nun auf Perpetua los, hob sie auf und warf sie dann mit einem Schwung zu Boden. Sie richtete sich sogleich empor, setzte sich, zog ihr Gewand zusammen, das an der Seite aufgerissen war, und dachte viel mehr an den Anstand, als an Schmerz oder Gefahr. Nachdem sie zum zweiten Mal von der Kuh gepackt worden war, flocht sie ihr aufgelöstes, durch den Sturz verwirrtes Haar zusammen, weil es sich nicht schickte, daß eine Märtyrin durch dieses Zeichen der Trostlosigkeit und Verzweiflung an ihrem höchsten Ehrentag zu trauern scheine. Dann stand sie auf und eilte zu Felicitas, die noch sehr entkräftet war und niedergeschmettert am Boden lag. Perpetua gab ihr die Hand und richtete sie theilnehmend auf. Da standen sie nun auf der blutbefleckten Arena die beiden zarten jungen Geschöpfe, so hülflos, so gequält, von tausend und tausend feindlichen Menschenaugen umringt, von den wilden Bestien umbrüllt, welche die Zähne gegen sie fletschten und nach ihrem Blut mit dem Volke um die Wette lechzten; da standen sie mißhandelt am Leibe, mißhandelt an der Seele durch tödtliche Beleidigung des weiblichen Schamgefühls; aber kein Zeichen von Schmerz oder Angst oder Entmuthigung gab sich an ihnen kund. Sie hatten sich mit ihrer ganzen Liebes- und Leidensfülle verborgen in ihren Herrn und Gott. Und wie vorhin einige Beschämung, so wachte jetzt

einiges Mitleid im Volke auf: es wollte sie nicht mehr den Thieren vorgeworfen sehen, und sie wurden aus dem Amphitheater durch das sanavivarische Thor hinaus geführt. Der Katechumen Rusticus eilte auf Perpetua zu. Da war es, als erwache sie aus einem ruhigen Schlaf, und ganz entrückt im Geiste sah sie sich um und fragte zur Verwunderung Aller: „Wann werden wir denn der wilden Kuh vorgeworfen werden? ich weiß es nicht!“ Wo war sie gewesen, als sie von dem wüthenden Thiere angefallen und umher geschleudert ward? Wo war sie gewesen, um nach einem so harten Kampfe fragen zu können, wann er beginnen werde? Was empfand sie, um einen so heftigen Schmerz nicht zu empfinden? Was schaute sie, um das nicht zu sehen, was Tausende sahen? Durch welchen Anblick, welche Liebe, welchen Zauber war sie so entzückt worden, wie göttlich trunken im irdischen Leibe? So ruft der heilige Augustinus voll bewundernder Ehrfurcht aus. Perpetua wollte nicht glauben, daß ihr Kampf schon vorüber sei, bis sie am Körper und am Kleide Merkmale ihres Leidens fand. Da rief sie ihren Bruder zu sich, der inzwischen Katechumen geworden war, und sprach zu ihm und Rusticus: „Steht fest im Glauben, liebt euch Alle untereinander und unser Leiden werde euch zum Heil.“ Inzwischen sagte Satur zu Pudens: „Sieh, da bin ich, wie ich es gewünscht und erflehet habe: keine Bestie hat mir ein Leid gethan. Jetzt gehe ich aber hin, um durch einen Biß eines Panthers mein Ende zu finden. Wirst du dann nicht von ganzem Herzen glauben?“ Gleich darauf ward Satur in die Arena zurückgeführt, wo alsbald ein Panther auf ihn zusprang und ihm mit einem Biß eine so grimmige tödtliche Wunde beibrachte, daß er mit einem Strom von Blut übergossen ward, und das Volk jubelnd und spottend schrie: „Der ist nun heilig gewaschen!“ Allerdings war Der heilig, den ein solcher Kampf verherrlicht hat! Er rief den Pudens zu sich, ließ sich dessen Ring geben, tauchte ihn in sein Blut, machte den Pudens dadurch gleichsam zum Erben des für den christlichen Glauben vergossenen Blutes,

und sprach, indem er ihm den Ring zurückgab: „Nun leb' wohl, denk' an mich und laß dich nicht irre machen, sondern kräftigen durch Das, was du heute gesehen hast." Dann verlor er die Besinnung und wurde nach dem Spoliarium geschleift. Dies war ein schauerlicher, mit Mauern umgebener freier Raum, der sich neben jedem Amphitheater und Circus befand, in welchen Gladiatoren- und Thierkämpfe begangen wurden. Die todten Leiber der Menschen und der Bestien, welche bei diesen Spielen umkamen, wurden mit eisernen Haken durch das Thor Sandapilaria aus der Arena in das Spoliarium geschleift; auch die tödtlich Verwundeten. Diese Letzteren empfingen dort den Todesstoß, gewöhnlich mit einem Beil oder Hammer. Junge angehende Gladiatoren mußten dies übernehmen, theils um sich an das Entsetzliche eines solchen Anblickes zu gewöhnen, theils um sich in ihrem Handwerke zu üben. Diesmal verlangte das Volk, daß die Sterbenden nicht im Spoliarium, sondern mitten auf der Arena getödtet würden. Satur mußte also halb entseelt mit Saturnin und Revocatus wieder hinaus. Sie gaben sich den Friedenskuß, bevor ihr Marterthum sich vollendete. Still und unbeweglich empfingen sie den Todesstoß; Satur zuerst gab den Geist auf, wie Perpetua ihn ja zuerst in der Vision oben auf der Leiter gesehen hatte. Dann wurde sie und Felicitas mit dem Schwert erstochen. Perpetua fiel in die ungeübten Hände eines jungen Gladiatoren, der sie zwischen den Rippen traf. Da that sie vor heftigem Schmerz einen Schrei. Doch schnell gefaßt führte sie nun selbst die schwankende Hand des Fechters und richtete sein Schwert auf ihre Kehle. Es zerschnitt ihre Halsadern und ihre herrliche Seele flog empor zu dem Siegespreis, den sie in ihrer letzten Vision erblickte. Bis zum letzten Athemzug ihres schönen und glücklichen Lebens wollte sie sterben für ihren Herrn und Gott.

Der heilige Irenäus,
Bischof von Lyon.

Der Gewaltigsten Einer, zu Smyrna in der Schule des heiligen Polykarpus gebildet und von dort nach Gallien gesendet als ein Bote des Evangeliums, war Irenäus. Wann das geschah und wann und wo er geboren, wird nicht gemeldet. Sie kamen wie aus dem Himmel, diese apostolischen Männer, und gingen durch die Leiden der Zeit lehrend, segnend, wohlthuend in den Himmel zurück. Als die Christenverfolgung im Jahre 177 zu Lyon wüthete, war er seit einigen Jahren Priester der dortigen Kirche, und ging in ihrem Auftrag und in ihren Angelegenheiten nach Rom, mit einem Briefe über jenes gewaltige Martertum an den Papst Eleutherius. In diesem Briefe wird Irenäus ein Eiferer des Gesetzes Christi genannt und dem Papst empfohlen als ein würdiger Nachfolger des hingemarterten Bischofes Pothinus. So wurde er denn auf den Bischofsitz von Lyon erhoben und stand nach allen Seiten hin seinem erlauchten Amt mit seltener Vollkommenheit vor. Die Heiligkeit seines Wandels diente seiner Gemeinde zum Beispiel und zur Nacheiferung; seine feurigen Predigten wirkten mächtig für die Bekehrung zum und die Befestigung im Glauben; seine Weisheit und Wissenschaft der göttlichen Dinge bildete Männer heran, denen er das Wort zurufen konnte, das der göttliche Meister zu den Aposteln und der Apostel Johannes zu Polykarp und Polykarp zu ihm gesprochen hatte: „Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch," dies gewaltige, trostvolle, begeisternde Wort, an welchem der geringste Priester in irgend einem unbekannten Dörfchen, der verlassenste Missionär in Afrika's Wüsten, in Amerika's Urwäldern, der Kirchenfürst inmitten der Ehren, Würden, Sorgen und Arbeiten, welche sein Zepter, der Hirtenstab, ihm auferlegt, der Vater der Christenheit unter der Last der dreifachen Tiare sicher vor Anker liegen: sie sind die Boten Gottes; Er sendet sie zu den Völkern; sie thun Sein Werk; sie haben dazu die göttliche Kraft; sie haben

zu ihrem Beruf den heiligen Geist empfangen, der sie, wie eine übernatürliche elektrische Kette, mit einem und demselben Funken durchströmt, beseelt, zusammenschließt und zurückführt auf jenes Segenswort Jesu, das ihre Vollmacht aufweist und besiegelt.

Nachdem Irenäus für die Ausbreitung des Christenthums in Gallien kräftig gewirkt, und apostolische Männer und Märtyrer aus seiner Schule über dies Land hinaus in die Welt geschickt hatte, wurde er selbst mit der Marterkrone belohnt. Sie war um so herrlicher, als das ganze Christenvolk zu Lyon sie mit ihm theilte. Unter dem Kaiser Severus, ungefähr im Jahre 203, erhielten die Soldaten den Befehl, die Stadt Lyon so zu umzingeln, daß Niemand entfliehen könne, und dann die Christen zu erschlagen. Eine alte Inschrift gibt die Zahl derselben auf 19,000 an. So kam der gute Hirt mit seiner treuen Heerde um. Aber er hinterließ der Kirche ein reiches Erbe in seinen Schriften, namentlich gegen die Ketzer, gegen welche all' die großen gewaltigen Gotteskämpfer der ersten Jahrhunderte den uralten Streit des Erzengels gegen Lucifer zu erneuern oder eigentlich fortzusetzen hatten, und der sich durch alle Zeiten als die Signatur der Helden Christi vererbt. Das reine Wollen und das reine Erkennen sind unzertrennlich im wahren geistigen Leben des Menschen. Da nun seine sündige Natur ihn so leicht in den Zustand des unreinen Wollens bringt: so zieht dieser das unreine Erkennen nach sich und das Blendwerk eines falschen Wissens stellt sich als Nebenbuhler dem Licht des Glaubens zur Seite. So trat damals eine falsche Weisheit neben der göttlichen Wahrheit, die Gnostik neben dem Christenthum auf. Sie lehrte: die Verderbtheit des Menschen entspringe nur aus seiner Unwissenheit; daher sei das Wissen das einzige Heilmittel und die wahre und vollkommene Erlösung, und es komme nur darauf an, den Menschen zu belehren und aufzuklären, um ihn zum Gipfel der Vollkommenheit aufsteigen zu lassen. Aber eine solche Aufklärung ist Verfinsterung, weil sie übersinnliche Wahrheiten, welche nur in der Beleuchtung des Glaubens

wahrzunehmen ſind, außerhalb dieſes Lichtes deuten will; und weil ſie, als eine lügneriſche Schmeichlerin, dem ſinnlichen und hochmüthigen Menſchen ſein Schooßkind, ſeinen böſen und verkehrten Willen läßt. Das Wiſſen des Guten erſetzt die Liebe nicht, und Liebe iſt Wille zur beſtändigen Uebung des Guten. Das Wiſſen heiſcht keine Opfer, die Liebe aber beſteht gar nicht ohne Opfer. Der Chriſt mußte für ſeinen Glauben handeln, kämpfen, leiden, entſagen, ſterben; der Gnoſtiker hatte das Alles nicht nöthig: er war ein Wiſſender und dadurch ein Erlöster. Dieſe Lehre fand allzu großen Anklang in der ſchwachen ſündigen Natur des Menſchen, um nicht ein gefährlicher Fallſtrick für tauſend unwachſame, träge, eitle, verwegene Seelen zu werden, die ſich durch die Beſchäftigung mit aberwitzigen Träumereien, welche ſie höhere und reinere Erkenntniß nannten, ſelbſt zu erlöſen vermeinten und dann mit ſtolzem Selbſtgefühl verachtend auf die heilige Lehre und die gläubigen Chriſten herabſahen, die zur Erlöſung den Sohn Gottes bedurften. Wie alle Ketzereien, die ſämmtlich kein anderes Fundament als das Gehirn des Menſchen haben und daher von jedem Gehirn abhängig, dadurch aber tauſendfachen Umgeſtaltungen und Abänderungen unterworfen ſind, glich auch die Gnoſtik einem hundertarmigen, formloſen Polypen, deſſen verwirrte Geſtaltung ſich ſchwer auseinanderlegen und klar und beſtimmt darſtellen läßt. Irenäus unternahm das Rieſenwerk die ſchillernde Schlange auseinander zu ringeln auf die Bitte ſeines Freundes und Schülers, des heiligen Hippolyt, welcher auch Biſchof und Märtyrer wurde, und welcher die Fortſchritte der Häreſie um ſo gründlicher zu bekämpfen hoffte, als deren Lehre mit all' ihren Widerſprüchen, Unhaltbarkeiten, Verfälſchungen, Erdichtungen und Faſeleien an's Licht gezogen würde. Kein Kranker iſt zu heilen, wenn der Arzt nicht genau deſſen Krankheit kennt; kein Häretiker iſt zum geſunden Glauben herzuſtellen, wenn man nicht die Anſichten und Meinungen kennt, welche ihm ſtatt des Glaubens dienen. Irenäus hatte die Begabung zu dieſem Kampfe, beſaß große Geiſtesklarheit, großen Scharfſinn, große Kenntniß

der heiligen Schriften sowohl, wie der profanen Wissenschaften und der philosophischen Systeme der Egypter, Perser, Chaldäer und anderer Völker des Orients, die sämmtlich Ingredienzen hergegeben hatten, mit denen der Erzketzer Valentin das „lebendige Wasser" in einen sinnverwirrenden Trank, die Lehre von der Macht der Liebe Gottes in die Lehre von der Macht der Erkenntniß des Menschen, das Christenthum in Gnostik verwandelt hatte. Nun las Irenäus alle Schriften von Valentin's Anhängern, deren er habhaft werden konnte, hatte auch Gespräche über diese Gegenstände mit ihnen, und stieg dann getrost in die labyrinthische Höhle des Irrthums hinab, um ihre krummen finsteren Gänge den erhabenen, lichten, vom heiligen Geist durchwehten Hallen der Kirche Christi gegenüber zu stellen. Er nannte diese Schrift: „Darstellung und Widerlegung der sogenannten Erkenntniß" und spricht in der Vorrede zu seinem Freunde: „Da uns das Amt ward, das Wort Gottes treu zu verwalten, so arbeiten wir nach Kräften dahin, dir gegen die Widersprüche der Ketzer die nothwendigen Hülfsmittel zu schaffen, um die Irrenden zur Kirche Gottes zurück zu führen und die Neubekehrten im Glauben so zu befestigen, daß sie ihn ebenso treu bewahren, wie sie ihn treu bewahrt von der Kirche empfangen haben." Das System des Valentin mit seinen dreißig Aeonen zerstört Irenäus in Grund und Boden, indem er beweist, daß sich alle einzelne Theile untereinander widersprechen, folglich aufheben, und daß es in jeder Weise gegen den gesunden Menschenverstand anstoße. „Denn über den einen Punkt, daß Gott der Schöpfer des Weltalls sei, sind alle Menschen einverstanden. Die Erzväter haben diesen Glauben durch die Urtradition vom ersten Menschen empfangen und bewahrt, und priesen in ihren Hymnen den einigen Gott, den Schöpfer von Himmel und Erde. Ihren Nachkommen riefen die gottgesandten Propheten dieselbe Wahrheit zu. Die Heiden lernten diese Wahrheit von der ganzen Schöpfung, denn das Geschöpf verkündet seinen Schöpfer und die Weltordnung Den, der diese Ordnung in der Welt eingesetzt hat. Die christliche Kirche endlich,

welche über die ganze Erde zerſtreut iſt, hat von den Apoſteln dieſelbe Tradition empfangen. Verſichert uns alſo das Zeugniß aller Menſchen, daß Gott iſt: ſo bleibt gar kein Zweifel, daß der Gott, den unſere Widerſacher erfinden wollen, weder Zeugen noch Beweiſe für ſich hat. Simon der Magier hat zuerſt behauptet, dieſer höchſte Gott ſei er und all' ſeine Nachfolger ſind erfinderiſch in ähnlichen, aber ſich widerſprechenden Läſterungen des Schöpfers." Von jener Tradition, die mit der Welt begonnen hat und deren Urquell Gott iſt, iſt die katholiſche Kirche die treue Bewahrerin und Irenäus ſtellt den ewigen Veränderungen in der Häreſie die majeſtätiſche Einheit der Kirche gegenüber, welche überall dieſelbe Wahrheit lehrt, wie die Sonne überall daſſelbe Licht verbreitet. „Ihre Stimme hallt durch die ganze Welt, lehrt Allen einen Glauben an denſelben ewigen Vater, denſelben menſchgewordenen Sohn, denſelben heiligen Geiſt; predigt dieſelben Lehren, ſetzt dieſelbe Hierarchie ein, verkündet dieſelbe Ankunft des Herrn, verſpricht daſſelbe Heil allen Menſchen. Und auch nur einen Weg zu dieſem Heil predigt ſie, und ihre Predigt iſt überall gleichmäßig und unveränderlich. Gott hat ihr Sein Licht anvertraut. Sie iſt der geheimnißvolle ſiebenarmige Leuchter, der das Licht Chriſti über die Pforten, den Eingang, den Ausgang, die Wege und Stege des Lebens gießt. Sie iſt in dieſer Welt, was einſt das irdiſche Paradies war. In ihren Schooß muß man ſich flüchten und dort ſich nähren mit den göttlichen Schriften. Dieſen empfangenen Glauben bewahrt die Kirche, obſchon auf dem ganzen Erdkreiſe zerſtreuet, mit größter Sorgfalt, wie wenn ſie nur ein Haus bewohnte; und glaubt es, wie wenn ſie nur ein Herz und eine Seele hätte; und dies verkündet, lehrt, überliefert ſie mit wunderbarer Uebereinſtimmung, als ob ſie nur einen Mund hätte. Denn obgleich die Sprachen auf der Erde verſchieden ſind, ſo iſt doch der Inhalt der Ueberlieferung einer und derſelbe."

Und weiter ſagt Irenäus, die Heiligkeit ſei ebenſo unzertrennlich von der Kirche, wie ihr unſichtbares Haupt, das

göttliche Wort; wie der heilige Geiſt, der ſie beſeelt, der in ihr, wie in einem köſtlichen Gefäß, den Glauben niedergelegt hat und der, um dieſen Glauben in ſeiner erſten Reinheit zu bewahren, ohn' Unterlaß Gefäß und Inhalt in jugendlicher Kraft erhält. Den heiligen Geiſt hat Gott der Kirche gegeben, wie er einſt dem erſten Menſchen den Athem des Lebens gab, damit alle Glieder der Kirche theilhaft des Lebens und mit Chriſtus verbunden würden, damit ſie ein Unterpfand der Auferſtehung und eine Kräftigung im Glauben hätten und ſich mehr und mehr zu Gott erheben könnten. Wo die Kirche, iſt der Geiſt Gottes, der Quell des Lichtes, des Lebens, der Heiligkeit. Und wo der Geiſt Gottes, da iſt die Kirche mit ihren Gnaden. Wer von ihr ſich trennt, hat keinen Antheil mehr am heiligen Geiſt und kann aus der Bruſt dieſer Mutter keine belebende Nahrung ziehen, und kann nicht trinken aus dem reinſten Quell, welcher dem heiligen Leibe Jeſu entſtrömt. Beſeelt von dieſem Geiſt des Lebens und der Liebe ſchickt die Kirche aller Orten und zu aller Zeit ihre Martyrer zum himmliſchen Vater und trägt Schmach und Leiden Aller, welche um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, und weil ſie den eingeborenen Sohn Gottes bekennen. Während die Secten das Marterthum für etwas Ueberflüſſiges halten, erfüllt ſich an der Kirche die Prophezeihung, daß Diejenigen, auf denen der Geiſt des Herrn ruhen werde und die das ewige Wort aufnehmen würden, dafür Verfolgung, Steinigung, Tod erleiden müßten. Und ein anderes Zeichen ihrer Heiligkeit hatte ſie in den Wundern, die damals ſo häufig in ihrem Schooß gewirkt wurden und die fern von dem Blendwerk und der Magie der Secten „einfach und ſchlicht und ohne Habgier geſchehen. Umſonſt hat die Kirche dieſe Macht von Gott empfangen, umſonſt theilt ſie dieſelbe aus. Ohne Zaubereien, Beſchwörungen und gottloſe Künſte richtet ſie in öffentlicher Verſammlung mit reinem Herzen ihre Bitte an Gott den Allmächtigen und ruft den Namen ſeines Sohnes unſeres Herrn Jeſu an."

Die Allgemeinheit (Katholicität) der Kirche ist dem Irenäus das dritte siegreiche Zeichen gegen die Ketzerei. Sie erstreckt sich über die ganze Erde, von Judäa bis Spanien, von Lybien und Egypten bis Germanien. Sie ist nicht mehr beschränkt wie die jüdische Synagoge, sondern zerstreut über die Welt, überall sichtbar und strahlend wie ein erhabener Leuchtthurm, und nach allen Gegenden hin mit gewaltiger Stimme den Völkern die Wahrheit predigend. Und endlich stützt er sich darauf, daß die Kirche eine apostolische sei, indem sie von den Jüngern des Herrn, den Aposteln, ihren Glauben empfangen; daß diese die Bischöfe zur Regierung der verschiedenen zahlreichen Abtheilungen der Kirche eingesetzt hätten, um durch deren ununterbrochene Reihenfolge den kommenden Jahrhunderten die katholische Tradition und Lehre so rein, wie sie an ihrer Quelle waren, zu erhalten und fortzupflanzen. In dieser Reihenfolge der Bischöfe, die zu den Aposteln hinaufsteigt, besteht das eigenthümliche Kennzeichen des Leibes Jesu Christi und dessen wesentlicher Unterschied von allen Conventikeln der Häretiker und Schismatiker; daher kann die wahre Kirche nie und nimmer dort sein, wo diese Form der geistlichen Hierarchie fehlt. Mit derselben Leichtigkeit, womit man den Anfang der Kirche bei Jesus Christus und den Aposteln beweist, läßt sich auch nachweisen, daß jede Secte später entsprungen sei, als die Einsetzung der Bischöfe durch die Apostel. „Vor Valentin," sagt der heilige Lehrer, „gab es keine Valentinianer, vor Marcion keine Marcioniten, und überhaupt keine Ketzerei vor Demjenigen, der sie bald in dieser, bald in jener Form erfand. Bei Menander, dem Schüler Simons des Magiers, hat dies ganze Geschlecht der sogenannten Wissenden (Gnostiker) begonnen und dann sich vertheilt in verschiedene Secten, welche jede als Vater und Haupt Den erkennen, von welchem sie den Namen tragen. Aber die Kirche bestand, als diese die Fahne des Aufruhrs gegen sie erhoben" *).

*) Tertullian schreibt: „Wir brauchen keine Grübelei mehr seit Jesus Christus, keine Speculation seit dem Evangelium. Das ist mein

Mit der unwiderleglichen Autorität der Kirche ist ebenso fest die Autorität der göttlichen und apostolischen Tradition

---

Hauptgrundsatz: ein Eines und zwar Gewisses, sei von Christus angeordnet worden, was die Völker zu glauben und darum zu suchen hätten, damit sie, wenn sie es gefunden, glauben können. Was aber als ein Einiges und an sich Gewisses festgestellt ist, kann nicht Gegenstand endloser Untersuchung sein. Man muß suchen, bis man findet; und glauben, sobald man gefunden hat; und nichts weiter mehr, als bewahren, was man geglaubt." Ihm ist das Christenthum die vollendete Offenbarung Gottes für diese Zeit, in welcher alle Interessen und Fragen des menschlichen Geistes volle Befriedigung finden. Nun aber stehen neben der katholischen Kirche eine Reihe von Secten da, welche, unter einander abweichend, mit ihr den Anspruch auf den alleinigen, vollständigen, ächten Besitz jenes „Einen und Gewissen, was Christus angeordnet hat," theilen wollen. Auf welcher Seite ist der wahre Besitzstand? Tertullian läßt die Geschichte antworten: Der Herr lehrte auf Erden bald öffentlich vor dem Volk, bald trug er insbesondere den erwählten Aposteln vor, was er sei, was er gewesen, was er zu vollbringen, was der Mensch zu thun habe. Scheidend sendete er die Apostel, um die Völker zu lehren und zu taufen. „Diese predigten erst in Judäa, dann zogen sie aus in die Welt, verkündeten die nämliche Lehre den Heiden und gründeten in jeder Stadt Kirchen, von welchen weiterhin die übrigen die Ableger des Glaubens und den Samen der Lehre entlehnt haben und noch täglich entlehnen, damit sie Kirchen werden; und dadurch haben auch diese die Eigenschaft apostolischer Kirchen, weil sie Abkömmlinge apostolischer Kirchen sind. Denn jedes Geschlecht muß nach seinem Ursprunge aufgefaßt und gewürdigt werden. Daher, so viele und so große Kirchen auch sind, ist doch nur Eine, jene erste von den Aposteln, und alle stammen von ihr. Mithin sind alle die ersten und sind alle apostolisch, indem alle zusammen die Einheit erproben, da sie die Gemeinschaft des Friedens, die Bruderbegrüßung und das Einverständniß der Gastfreundschaft untereinander pflegen, Vorrechte, die von keinem anderen Grunde geleitet werden, als der Einen Ueberlieferung Eines und desselben Glaubensbekenntnisses." So unerschütterlich und unantastbar dieses Factum der Apostolicität und Einheit der katholischen Kirche in der Geschichte dasteht, so fest steht es auch, daß das, was Christus von Gott, die Apostel von Christus verkündigt haben, jenes Eine und Gewisse, „nicht anders erprobt werden dürfe, als durch die nämlichen Kirchen, welche die Apostel selbst gestiftet haben, indem sie ihnen sowohl mündlich, als

verbunden, sowohl in Hinsicht auf die Auslegung der heiligen Schriften, als auch der Glaubenslehren, welche die Apostel

auch hernach durch Briefe predigten. Verhält sich Dieses so, so ist mithin entschieden, daß jede Lehre, welche mit den apostolischen Mutter- und Stammkirchen des Glaubens in Einklang steht, als Wahrheit angesehen werden müsse, als solche, die festhält, was die Kirche von den Aposteln, die Apostel von Christus, Christus von Gott empfangen hat. Und umgekehrt, daß jede Lehre von vornherein als aus der Lüge entsprungen zu betrachten sei, welche wider der Kirchen, der Apostel, Christi und Gottes Wahrheit lautet. Wir brauchen also nur zu beweisen, ob unsere Glaubensregel auf apostolische Ueberlieferung sich gründe, und eben daraus, ob die übrigen aus der Lüge kommen. Wir stehen in Gemeinschaft mit den apostolischen Kirchen, weil keine eine abweichende Lehre hat; das ist das Zeugniß der Wahrheit." In dieser Einheit haben die auf den apostolischen Lehrstühlen succedirenden Bischöfe, jeder an seinem Ort, aus dieser Mitte heraus haben Alle gelehrt, was überliefert worden ist. Der Einzelne stand in Gemeinschaft mit dem Ganzen: das war die Bezeugung seiner Wahrhaftigkeit. „Es sollen auch die Häretiker mit den Anfängen ihrer Kirchen auftreten, die Reihenfolge ihrer Bischöfe entwickeln, die sich so durch ihre Aufeinanderfolge abwindet, daß der erste Bischof einen von den Aposteln oder Apostelschülern, der jedoch in der Gemeinschaft der Apostel verblieben ist, an d.r Spitze oder zum Vorgänger habe. In dieser Form weisen nämlich die apostolischen Kirchen ihre Abstammung nach. Wie die Kirche von Smyrna die Einsetzung des Polykarp auf Johannes, und die römische die Ordination des Clemens auf Petrus zurückführt: so zählen auch die Uebrigen ihre Bischöfe auf, welche sie von den Aposteln eingesetzt, als Ableger des apostolischen Samens haben. So etwas sollen die Häretiker sich zusammendichten!" Die apostolische Succession der katholischen Bischöfe liegt aufgeschlagen in allen Kirchen des Erdkreises; die apostolische Rechtgläubigkeit der Einzelnen ist beurkundet durch ihre Einheit mit, und die Anerkennung von der Gesammtheit; und die Klagen der abgesetzten Bischöfe und aus dem Verbande ausgestoßenen Häretiker, bezeugen sattsam die Strenge, mit der man dieses Gesetz gehalten. Wollte aber Einer an der Einheit der Ueberlieferung zweifeln, so „durchwandere er die apostolischen Kirchen, in welchen die Lehrstühle der Apostel selbst noch ihres Ortes den Vorsitz inne haben, bei welchen ihre ächten Schriften abgelesen werden, wie sie eines Jeden Stimme wiedererklingen, eines Jeden Bild wieder darstellen. Liegt dir Achaja zunächst, so hast du Corinth; oder Macedonien, so

ihren Schülern mitgetheilt haben. „Aber wenn wir," ſagt der Heilige, „ihren willkürlichen Deutungen die Tradition entgegenſetzen, welche die Reihenfolge der Biſchöfe in der Kirche bewahrt: ſo ziehen die Häretiker ihre Meinung nicht blos dem Ausſpruch aller Biſchöfe der Welt, ſondern auch der

---

haſt du Philippi, haſt Theſſalonich; oder Italien, ſo haſt du Rom, woher auch wir (Afrikaner) unſere Gewährſchaft haben. Wie glücklich iſt dieſe Kirche, in welche die Apoſtel ihre geſammte Lehre mit ihrem Blute hingegoſſen haben! Sie kann ſagen: Mein iſt der Beſitz; ich beſitze ſeit Urzeit, habe feſte Grundbücher von Denen, welchen die Sache gehörte; ich bin Erbe der Apoſtel. Wie ſie es in ihrem Teſtament verordnet, wie ſie es auf Treue vermacht, wie ſie darauf vereidet haben: ſo beſitze ich's. Euch Häretiker ſicher haben ſie auf immer enterbt und verſtoßen, als Fremde und Feinde. Woher ſind aber die Häretiker den Apoſteln fremd und feind, als durch die Verſchiedenheit der Lehre, die jeder nach ſeinem Gefallen gegen die Apoſtel entweder aufgebracht oder angenommen hat? Denn da, wo erwieſener Maaßen die Wahrheit der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre ſich befindet, dort wird auch die Wahrheit der Schrift, der Auslegung und aller chriſtlichen Ueberlieferungen ſein."

So ſpricht Tertullian in ſeinem berühmten Präſcriptionsbeweis (Beweis des Beſitzſtandes) gegen alle und jede Häreſie. Charakteriſtiſch für alle Zeit ſagt er in derſelben Schrift von den Häretikern: „Sie knüpfen mit Allen ohne Unterſchied Gemeinſchaft an. Es kümmert ſie nicht, ob Dieſe und Jene es auch verſchieden halten mögen, wenn ſie ſich nur zur Bekämpfung der Einen Wahrheit mit ihnen verſtehen. Begreiflich! es kommt ja ihr Werk nicht vom Aufbauen, ſondern vom Niederreißen der Wahrheit! das Unſrige unterwühlen ſie, um das Ihrige aufzubauen. Daß bei ihnen keine Spaltungen vorkommen, rührt daher, daß, wenn es deren gibt, ſie nicht ſichtbar werden. Spaltung iſt ihnen ihre Einheit. Ich will Lügner ſein, wenn ſie nicht auch unter ſich von ihren Lehrſätzen abweichen. Ein Jeder pfeift das Lied, das er bekommen, nach ſeinem Gefallen, wie der, welcher es ausgegeben, nach ſeinem Geſchmack es componirt hat. Der Fortſchritt einer Sache erkennt ſeine Natur und ſeine Herkunft an: den Valentinianern blieb erlaubt, was dem Valentin freiſtand, ihren Glauben nach Gefallen zu neuern. Sieht man den Häreſien auf den Grund, ſo wird man bei allen finden, daß ſie in Vielem anders, als ihre Stifter denken."

Apoſtel vor und rühmen ſich, ſie allein hätten die reine Wahrheit entdeckt. Aber die eigentliche Wahrheit iſt die, daß ſie weder mit der Tradition noch mit der heiligen Schrift übereinſtimmen. Die Wahrheit kennen zu lernen, welche die Apoſtel gelehrt haben, iſt ſehr leicht von Dem zu finden, der ſie aufrichtig ſucht: er braucht nur der Tradition nachzugehen, an welcher ſich ein Biſchof nach dem anderen gehalten hat. Die wahre Erkenntniß iſt die Lehre der Apoſtel und die alte Einrichtung der Kirche in der ganzen Welt und der Charakter des Leibes Chriſti nach der Aufeinanderfolge der Biſchöfe. Auf dieſe Biſchöfe der Kirche muß man deshalb merken, weil ſie die Nachfolge haben von den Apoſteln her, und weil ſie mit der Succeſſion im biſchöflichen Amt das ſichere Geſchenk der Wahrheit nach dem Wohlgefallen des Vaters empfangen haben. Wir wollen ſtatt aller anderen die Reihenfolge der Biſchöfe geben, die in der älteſten, größten, allbekannteſten Kirche der Welt, in der römiſchen, Tradition und Glauben fortgepflanzt haben, welche ſie von den Gründern derſelben, den glorreichen Apoſteln Petrus und Paulus empfingen. Wegen dieſer erhabenſten Abſtammung iſt ſie die vornehmſte Kirche, und alle anderen Kirchen des ganzen Erdkreiſes müſſen ihres höheren Vorranges wegen ſtets in Gemeinſchaft mit ihr ſtehen; denn in ihr und durch ſie iſt die Tradition der Apoſtel immer für alle Gläubige, wo ſie auch ſein mögen, aufbewahrt worden." Die Reihenfolge der Biſchöfe, welche die römiſche Kirche bis auf ſeine Zeit regierten, iſt nach dem heiligen Irenäus dieſe: Linus, Anaclet, Clemens, Evariſtus, Alexander, Xyſtus, Teleſphorus, Hyginus, Pius, Anicet, Soter, Eleutherius. „Sie bilden den Canal der apoſtoliſchen Tradition und ſind ein lebendiges Zeugniß, daß unſer Glaube ein und derſelbe mit dem iſt, den die Apoſtel als den wahren der Kirche anvertraut haben. Sie ſammelten in ihr, wie in einem ungeheueren Brunnen alle Ströme der göttlichen Weisheit, damit Jeder, der den Willen dazu hat, den Trank des Lebens ſchöpfen könne. Sie allein iſt der Eingang zum Leben; alle Uebrigen ſind Diebe und Räuber. Daher muß

man dieſe meiden; das aber, was die Kirche bietet, mit größter Sorgfalt wählen und nach der Tradition der Wahrheit greifen. Ja, hätten die Apoſtel auch keine Schriften hinterlaſſen, ſo müßten wir doch der Richtſchnur der Tradition folgen, welche die Apoſtel Denen eingehändigt, welchen ſie die Kirchen anvertraut haben."

Eine unvermeidliche Strafe, die in dem Weſen der Häreſie ſelbſt begründet iſt, bezeichnet der heilige Irenäus, indem er ſagt: „Da die Ketzer ſich vom Pfade der Wahrheit abgewendet haben, ſo fallen ſie aus einem Irrthum in den anderen, wechſeln nach Zeit und Umſtänden ihre Anſichten, haben nie eine beſtimmte Glaubenslehre, bekämpfen ſich unter einander, widerſprechen ſich ſelbſt und zeigen ſich geſchickter in Sophismen, als eifrig für die Wahrheit. Da ſie nicht auf dem einen Felſen, ſondern auf Sand ſich gründen, können ſie kein dauerndes ſicheres Gebäude aufführen. Und da ihre Augen für das Licht der Wahrheit geſchloſſen ſind, ſuchen ſie immer, finden nie, verlaſſen den geraden Weg, gehen in der Irre umher, ſind ohne Richtſchnur, ohne Grundſatz und fallen in die Grube als Blinde, die von Blinden geführt werden. Darum hat die Kirche, die zärtliche Mutter, gegründete Urſache, über die Erfinder und Verbreiter ſolcher Gottloſigkeit zu weinen. Nicht wir ſprengen ihre Thorheiten aus; ſie ſelbſt thun es, ſie lehren und behaupten dieſelben und machen ſich Ruhm und Triumph daraus. Wir aber beten aus ganzem Herzen für ſie, damit ſie aufſtehen aus dem Abgrund, in den ſie freiwillig ſich geſtürzt haben; damit ſie die Leere verlaſſen, worin ſie ſich abarbeiten und den Schatten, an den ſie ſich verlieren; damit ſie, zur Kirche zurückgekehrt, in deren Schooß wahrhaft wiedergeboren und Chriſtus in ihnen gebildet werde. Unſere Liebe erſcheint ihnen hart und ſtreng, weil wir, wie gute Wundärzte, das faule Fleiſch zu verbrennen, die Wunden vom Gift des Hochmuths zu reinigen ſuchen; aber, was ſie auch von uns denken und ſagen mögen, wir werden nie aufhören, ihnen die Hand zu bieten, um ſie aus dem Abgrund zu ziehen."

Faſt ſiebenzehn Jahrhunderte ſind verfloſſen, ſeitdem Irenäus ſo ſchrieb; allein jedes Wort über die Kirche und die Häretiker, über Glauben und Irrlehre trifft jetzt wie damals zu. Ganz natürlich! Es iſt ja das Wort der Wahrheit. Deshalb hat man zuweilen dieſe Schriften eine allgemeine Widerlegung aller Ketzereien genannt, weil Irenäus Waffen darbietet, um ſie alle zu beſiegen. Spätere Kirchenſchriftſteller berufen ſich auf ihn, wenn ſie einen ähnlichen Kampf zu führen haben und überhäufen ihn mit Lob. Tertullian zählt ihn unter die durch Heiligkeit ausgezeichneten Männer und nennt ihn den getreueſten und ſcharfſinnigſten Ausleger aller Lehrſätze. Der heilige Epiphanius: einen ſeligen Greis, der mit himmliſchen Gaben des heiligen Geiſtes zum Streite geſalbt, mit der Kraft eines reinen Glaubens und wahrer Wiſſenſchaft alle häretiſchen Lügen zu Schanden gemacht hat. Der heilige Auguſtin nennt Irenäus den alten Mann Gottes; der heilige Hieronymus, einen apoſtoliſchen Mann; Theodoret, das Licht der Abendländer. Er ſelbſt ſchreibt demüthig von ſich: „Wir haben weder Uebung im Schreiben noch Kenntniß von der Redekunſt. Wir leben zwiſchen den Celten und müſſen meiſtens deren barbariſche Sprache ſprechen, wiſſen nichts von Anmuth der Schreibart und Kraft der Beredſamkeit. Nimm alſo mit Liebe an, was aus Liebe geſchrieben ward, freilich ohne Schmuck, aber treu der Wahrheit.“

Nicht minder ſchön drückt ſich der heilige Irenäus über die lieblichen und erhabenen Glaubensgeheimniſſe der wirklichen Gegenwart Jeſu Chriſti im heiligen Opfer und die Auferſtehung des Fleiſches, und über die ganz einzige Stellung aus, welche die ſeligſte Jungfrau Maria in der Kirche einnimmt. „Unſer Herr Selbſt, als er das Brod nahm, dankte und ſprach: Dies iſt mein Leib, und den Kelch nahm und ſprach: Dies iſt mein Blut, hat das neue Opfer des neuen Bundes ſeinen Apoſteln übertragen, die es der Kirche hinterließen. Und was der Herr der Heerſchaaren bei Malachias dem Propheten ſpricht (Kap. 1, 11.): „Vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang wird mein Name groß werden

unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen geopfert und ein reines Opfer dargebracht werden;" — das erfüllt jetzt die Kirche in der ganzen Welt und bringt allein dem Schöpfer ein reines Opfer dar. Und das Fleisch der Gläubigen, das genährt ist vom Leib und vom Blut des Herrn, wird nicht in der Verwesung bleiben, sondern das ewige Leben empfangen. Denn wie das Brod, das auch von der Erde kommt, durch göttlichen Machtspruch kein gewöhnliches Brod bleibt, sondern zur Eucharistie wird, die aus zwei Theilen besteht, einem irdischen, Seinem Fleisch, und einem himmlischen, Seiner Seele und Gottheit: so empfangen unsere Körper durch die Eucharistie die Hoffnung der Auferstehung und verbleiben nicht der Verwesung. Denn das Fleisch, das vom Leib und Blut Jesu genährt wird und zu seinen Gliedern gehört, wird dadurch befähigt, die Gabe Gottes, das ewige Leben, zu empfangen. Man pflanzt die Rebe und sie trägt Frucht zu ihrer Zeit; man säet den Waizen und er zersetzt sich, um vervielfältigt durch Gottes Kraft hervorzusprossen; dann werden sie vom Menschen zu Wein und Brod gemacht und verzehrt. Wird aber der Machtspruch Gottes über ihnen gesprochen, so werden sie zum Leib und Blut Jesu Christi, zur Eucharistie. Und unsere Körper, welche diese heilige Nahrung erhalten, werden zwar auch in die Erde gesenkt und zersetzt, aber auch zu ihrer Zeit auferstehen, wenn das göttliche Wort ihnen die Unsterblichkeit zur Ehre des ewigen Vaters verleihet."

Ebenso angefochten wie diese Glaubenslehren, wurde auch von der Häresie die Verehrung, welche die Gläubigen der heiligen Mutter Gottes widmeten, eine Verehrung, welche doch im innigsten Zusammenhang mit dem Glaubensgeheimniß von der Menschwerdung Gottes steht; eine Verehrung, welche die Kirche mit dem heiligen Apostel Johannes vom Calvarienberg herab gebracht, treu durch alle Zeiten bewahrt und liebend gepflegt hat! War aber Christus, wie einige Häretiker lehrten, nur ein Scheinwesen und nicht wahrer Gott und zugleich wahrer Mensch: so mußte freilich auch seine heiligste

Mutter mit Ihm die Stellung verlieren, die ſie ſeit den Tagen der Apoſtel in der chriſtlichen Kirche einnahm, als Mitwirkerin der Erlöſung und des Heils der Menſchheit. War es auch erſt dem vierten Jahrhundert aufbehalten, direct ſie und ihren Kultus anzugreifen — der aber zu tief Wurzel im katholiſchen Bewußtſein geſchlagen hatte, um herausgeriſſen werden zu können — ſo traf doch jeder Streich, welcher gegen den göttlichen Sohn gerichtet war und ihn ſeines göttlichen Verſöhnungsamtes berauben ſollte, ebenfalls ſeine heilige Mutter. Doch Irenäus, das Licht des Abendlandes im zweiten Jahrhundert, zeigt, wie Maria in den ganzen Plan der Erlöſung tief und innig verwebt ſei, und ſagt: „Gleichwie Eva durch ihren Ungehorſam für ſich und für die Geſammtheit des menſchlichen Geſchlechtes Urſache des Todes geworden iſt, ſo iſt Maria die Jungfrau durch ihren Gehorſam Urſache des Heils für das ganze Menſchengeſchlecht geworden. Die ungehorſame Eva knüpfte unſere Feſſeln, die gehorſame Maria löste ſie. Jene wurde durch das Wort eines Engels der Finſterniß verführt, von Gott abzufallen; dieſe wurde durch das Wort eines Engels des Lichtes willig, Gott zu gehorchen. Maria die Jungfrau ward auf dieſe Weiſe Fürſprecherin der jungfräulichen Eva, damit das Menſchengeſchlecht, welches durch eine Jungfrau dem Tode verfallen war, wiederum gerettet werde durch eine Jungfrau, indem der Gehorſam der einen den Ungehorſam der anderen ausgleicht und die Einfalt der Taube die Hinterliſt der Schlange beſiegt.“ Aus dieſem Urboden der Kirche, neben dem Baum des Todes, war die Lilie des Marienkultus erblühet: was Wunder, daß keine Häreſie eines ſpäteren Jahrhunderts oder Jahrtauſends ſie zu zerknicken vermochte! Was Wunder, daß die Lilie der Jungfräulichkeit die Lieblingsblume und gleichſam das Palladium der Kirche wurde, welches ihre Prieſter und ihre gottverlobten Jungfrauen dem Lamm Gottes und der Königin der Jungfrauen nachtrugen.

Die heilige Potamiana.

Beweggründe der niedrigsten Art, Habsucht, böse Begierlichkeit, Rache, Haß, mischten sich gar häufig in die Verfolgung der Christen und gaben diese nicht blos im Allgemeinen dem Zorn des heidnischen Volkes, sondern auch ihren persönlichen Feinden preis. Für nichts war der Heide empfänglicher, als für den Zauber des Reichthums und den Zauber der sinnlichen Schönheit, weil er nichts kannte von wahrem Glück und von wahrer Freude, nichts Ewiges, nichts Unvergängliches; nur das falsche Glück und die armselige Freude des irdischen Augenblicks. Christus aber hatte die höheren Güter, die reineren Freuden vor den Seelen ausgebreitet und manche von ihnen durch die Schätze des ewigen Lebens so ganz für den Himmel gewonnen, daß sie auf Erden nichts begehrten, als sich ungestört der Betrachtung und dem Verlangen nach der seligen Zukunft hingeben zu dürfen. Alle Genüsse und Zerstreuungen widerten sie an und die Banden derjenigen irdischen Verhältnisse, denen sie sich ohne Pflichtverletzung entziehen konnten, erschienen ihnen als drückende Ketten, mit denen sie ihre Pilgerfahrt nicht beschweren mochten. Sie wünschten nur Eines: als jungfräuliche Bräute „dem Lamm zu folgen, wohin immer es geht;" (Offenbar.) im Glauben und Entsagung hienieden, im Schauen und Genießen droben. Die Jungfräulichkeit übte auch bei manchen heidnischen Völkern und in ihren Religionen eine gewisse geheimnißvolle Macht, als Ueberbleibsel und Erinnerung an eine verschwundene Vollkommenheit. Aber, wie alle besseren Elemente im Heidenthum, beruhte diese Vollkommenheit nur auf einem schwachen Instinct, der vom verlorenen Gut übrig geblieben war und auf einem dunkeln Seelenbedürfniß, das eine Ahnung vom Wiedergewinn des Verlustes sein mochte, und ihr fehlte das richtige Fundament und das wahre Ziel: an Christus zu glauben, Christus zu lieben. Wie ein ein-

ſamer leiſer melodiſcher Ton, ohne Nachhall, ohne Wiederklang, ertönte ſie durch das Schellengeklingel heidniſcher Thorheit und die Orgien heidniſcher Gräuel. Nur das Chriſtenthum ſchlägt den vollen Accord an, in welchem ſie über das Erdenleben hinaus mit dem Sanctus! Sanctus! der ſeligen Geiſter am Gottesthrone in ‚einem „neuen Lied" zuſammenſtimmt. Die Römer hatten ihre jungfräulichen Veſtalinnen, die freilich nicht auf Lebenszeit dem Tempeldienſt der Veſta als Prieſterinnen vorſtanden. Sie waren in hohem Anſehen; bei den Spielen des Circus nahmen ſie einen beſonderen Ehrenplatz ein; begegnete ein Miſſethäter auf ſeinem Wege zur Richtſtatt einer Veſtalin, ſo ward ihm das Leben geſchenkt; und die Sage von jener Veſtalin Claudia iſt bekannt, die mit ihrem Gürtel ein Schiff in den Hafen zog. Die Celten in Britannien hatten ihre Druidinnen, jungfräuliche Prieſterinnen, die von hoher Geburt und von ausgezeichneter Schönheit ſein mußten, weil für den Dienſt der Götter nichts zu edel, nichts zu ſchön erachtet ward. Dafür hing das Volk mit unbeſchreiblicher Liebe an ihnen. Der pries ſich glücklich, der ſie einmal aus der Ferne ihre wunderbaren Lieder hatte ſingen hören, und Alle wußten zu erzählen von ihrer Macht über böſe Geiſter, über Krankheiten, über Meeresſtürme, welche letztere ſie mit ihren Geſängen beſchwichtigten. Aber ſolche Verehrung und Liebe, ſolche Macht und Zauber, ſolcher Aufwand von Kräften, wozu? Damit die Veſtalin das Feuer auf dem Altar nicht erlöſchen ließ! Damit die Druidin die Miſtel ſchnitt, aus der ſie den Trank der Unſterblichkeit, wie ſie ihn nannten, für ihre Götterfeſte bereitete! In kindiſcher Spielerei, in trauriger Verzerrung ging Das unter, was das Chriſtenthum zum Ideal der Vollkommenheit erhob: den niederen Menſchen durch den höheren zu beſiegen und im irdiſchen Leben zu leben mit unabwendbarem Blick auf das Himmliſche, um dem Sohn Gottes gleichförmig zu werden, der ſo gelebt hatte und der ſeinen treuen Bräuten die ſtrahlendſten Kronen in ſeinem Reich verhieß. Ohne eine ſolche Liebe für Chriſtus, ohne den feſten

christlichen Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit und an die Auferstehung des Fleisches zum glorreichen Leibe, als an die Vollendung des ganzen Werkes der Erlösung, ohne eine tiefe süße Andacht zur allerseligsten Jungfrau Maria, dieser heiligen Mutter des göttlichen Bräutigams und der bräutlichen Seele, hat die Jungfräulichkeit keine Basis und keinen Gegenstand. Nur dieser Glaube und diese Andacht adeln sie und geben ihr die ächte Würde, die wahre Richtung, die höhere Weihe. Ohne diese ist sie etwas Zufälliges oder Willkürliches.

Die ersten christlichen Zeiten, die dem göttlichen Heiland noch so nahe waren, daß sie ihn gleichsam mit den Armen seiner jungfräulichen Mutter umfingen, mit dem jungfräulichen Lieblingsjünger an seinem Herzen ruhten, und die von den feurigen Lippen des heiligen Apostel Paulus die Vorzüge der Jungfräulichkeit vernommen hatten: wiesen auch gleich Seelen auf, Männer und Weiber, für die der himmlische Bräutigam mehr Reiz hatte, als ein Brautfest im Sinn der Welt. Vielleicht sprach sich der Gegensatz christlicher und heidnischer Gesinnung nirgends schneidender aus, als in diesem Punkt, der dem materiellen Leben der verderbten Natur, das idealische nach der Ordnung der Gnade gegenüberstellt. Heilig war der durch das Sacrament gehobene, geweihte und begnadete Ehestand dem Christen, weil Seelen für das Reich Gottes daraus hervorgehen sollten. Aber heiliger und höher achtete er den jungfräulichen Stand, weil in ihm die natürliche und irdische Richtung des Menschen durch den Einfluß der Gnade ihre Kraft gänzlich verloren hat und dem Menschen dadurch die selige Freiheit geworden ist, sich ganz und ausschließlich zu Gott und zu himmlischen Dingen wenden zu können. Ein Gräuel war dem Christen Alles, wodurch die Reinheit auch nur mit einem Hauch getrübt werden konnte. Der heidnische Sinn entbrannte aber ganz besonders in Grimm gegen diese zarte Tugend, sei es, daß er darin einen heimlichen Vorwurf seiner Versunkenheit empfand, sei es, daß er in seiner Selbstsucht wähnte, ihm ginge sein Recht verloren; genug, unzählige

chriſtliche Jungfrauen erlangten die Marterkrone, weil ſie die Bewerbung oder Neigung heidniſcher Männer zurückgewieſen hatten.

Eine der erſten, die um ihrer reinen Tugend willen angeklagt und gemartert wurde, war Potamiana. Sie lebte in dem üppigen und reichen Alexandrien in Egypten, das mit Rom wetteiferte durch Prunk, Hoffart, Verweichlichung und zügelloſe Sitten. Sie war nur eine arme Sklavin, aber von ſo außerordentlicher Schönheit, daß viele Jünglinge höheren Standes ſich dringend um ſie bewarben; unter dieſen ihr eigener Herr. Allein Potamiana hatte ſich frühe entſchloſſen, ihre jungfräuliche Reinheit treu zu bewahren und nur ihrem himmliſchen Bräutigam anzugehören; daher wies ſie alle Anträge ruhig zurück, und hatte nun viele Vorwürfe und Nachſtellungen zu leiden. Aber ſie litt gern, weil ſie ſich immer freudiger in ihrem Entſchluß bekräftigt fand, um der Menſchen willen ſich nicht von ihrem göttlichen Heiland zu trennen. Die verkehrte Liebe ihres Herrn ſchlug jetzt in Haß um. Er gab ſie bei Aquila, dem Präfecten von Egypten, als eine Chriſtin an, die unaufhörlich den Kaiſer verfluche wegen der harten Verfolgung der Chriſten. Doch verſprach er dem Präfecten eine große Geldſumme, wenn derſelbe die Potamiana durch Drohung und Schrecken dahin bewegen könne, ihrem Trotz zu entſagen und ſeiner Neigung nicht zu widerſtehen. In dieſem Fall dürfe ihr kein Leid geſchehen. Beharre ſie aber bei ihrem Eigenſinn, ſo möge ſie ſterben. Sie ward alſo dem Präfecten vorgeführt mit ihrer ebenfalls chriſtlichen Mutter Marcella. Es lagen viele Marterwerkzeuge bereit, und Aquila ließ alle der Reihe nach ihr zeigen und deren Anwendung erklären. Das machte gerade ſo wenig Eindruck auf Potamiana, als die Perlen und Juwelen, welche ihre Bewerber ihr gezeigt und verſprochen hatten. Nun ließ Aquila ſie etwas foltern, dann ſtark, dann immer ſtärker. Aber die ſtarke Jungfrau blieb unerſchütterlich. Wie ihr Herr ergrimmte, daß ſie ſeine Liebe verſchmähe: ſo ergrimmte der Präfect, weil ſie die Qualen verachtete, die er ihr anthun

ließ, und er erfand eine neue. Unter einem großen Kessel voll Pech ließ er ein gewaltiges Feuer anzünden, und als das Pech siedete und brodelte, sprach er zu der seligen Jungfrau: „Jetzt geh' und gehorche deinem Herrn, sonst lasse ich dich in diesen Kessel werfen." Sie antwortete ruhig: „Gott verhüte, daß ein Richter so ungerecht sein könnte, mir etwas Unerlaubtes zu befehlen." Da gerieth der Präfect in Wuth und befahl sie zu entkleiden und in den Kessel zu werfen. Potamiana sagte nun mit lauter Stimme: „Herr! wenn du mich hinrichten lassen willst, so bitte ich dich, mich nicht entkleiden, sondern mich lieber nach und nach in das siedende Pech hinab senken zu lassen, damit du siehst, welche Geduld mir Jesus Christus, mein Gott, den du zu kennen nicht das Glück hast, verliehen hat." Da dies langsame Eintauchen ihre Todesqual beträchtlich verlängerte, so genehmigte Aquila ihren Wunsch und einige Soldaten führten sie zu dem gräßlichen Feuer. Ihre erhabene Ruhe und die jungfräuliche Zartheit ihres letzten Wunsches mißfielen dem Pöbel ungemein. Er drängte sich um Potamiana, wollte sie thätlich mißhandeln und verspottete sie durch freche Reden. Aber einer der Soldaten, Namens Basilides, vertrieb Alle mit Nachdruck, welche ihr Schmach anthaten und bewies ihr herzliches Mitleid. Potamiana erkannte gerührt, nicht ihretwegen, sondern seinetwegen, die Theilnahme des Basilides, und sagte ihm: „Habe Vertrauen und ich will nach meinem Tode vom Herrn dein Heil erbitten zur Vergeltung deines Wohlwollens." Dann ward sie mit Ketten, die ihr um Leib und Arme gingen, über dem Kessel emporgehoben und langsam, langsam in das brennende Pech hinabgetaucht. Nach drei Stunden reichte es erst bis an ihren Hals und da gab sie ihren Geist auf, ohne daß ein Klagelaut über ihre Lippen gekommen wäre. Marcella, ihre Mutter, fand den Tod auf dem Scheiterhaufen.

Bald nachher geschah es, daß Basilides von seinen Waffenbrüdern zu einem Eid bei den Göttern aufgefordert ward und ihnen erklärte, daß er den Schwur nicht leisten könne, weil er ein Christ sei. Sie hielten diese Worte für einen

Scherz und drangen lebhafter in ihn. Als er aber bei seiner Weigerung blieb, führten sie ihn vor den Richterstuhl, und Basilides legte das Bekenntniß des heiligen Glaubens ab und ward in den Kerker geworfen. Den Glaubensbrüdern, die ihn theilnehmend besuchten und die sich über seine plötzliche Bekehrung freuten, erzählte er, Potamiana sei ihm drei Tage nach ihrem Tode bei Nacht erschienen, habe ihm einen Kranz auf das Haupt gesetzt und gesagt: Ich habe für dich den Herrn gebeten und das erhalten, was ich verlangt habe; du wirst bald in den Himmel kommen. Freudig empfing Basilides nun im Gefängniß die Taufe und freudig am nächsten Morgen den Todesstreich. Viele Einwohner von Alexandrien wurden mit ihm zugleich und nach ihm durch Erscheinungen der Potamiana zum Glauben an Jesus Christus bewogen.

Bruchstücke aus Briefen des heiligen Dionysius, Bischofs von Alexandrien, über die Verfolgung vor und unter Decius.

Dieser große heilige Bischof, der um des Glaubens willen ungeheure Drangsale erduldet und den Tod zwar nicht in, aber nach seinen Leiden gefunden hat, war durch seinen Eifer für die Wissenschaften, aus dem Heidenthum zu einer höheren Erkenntniß und zum christlichen Glauben geführt worden. Er nahm den Sitz des heiligen Evangelisten Markus zu Alexandrien während der schweren Zeiten ein, die er als Verfolgter durchmachte und dann als Augenzeuge beschrieb. Wie ein Volkstumult ausbrach, erzählt er sehr lebendig:

„Die Verfolgung ist keineswegs durch ein Edict des Kaisers veranlaßt worden; sie fand schon ein Jahr früher statt. Ein unglücklicher Wahrsager, oder Dichter oder wer der Mensch war, hatte längst die Heiden gegen uns aufgeregt, gereizt und für ihren Wahnglauben fanatisirt. Von diesem Menschen zu Ausübung aller Verbrechen aufgestachelt, glaubten sie ihre

Dämonen recht zu ehren, wenn sie uns wüthend bis zum Tode verfolgten. Zuerst ergriffen sie einen Greis, Namens Metras, befahlen ihm gotteslästerliche Worte auszusprechen und, da er sich weigerte, schlugen sie ihn mit Prügeln, stachen ihn mit spitzigen Rohrstäben in's Gesicht und in die Augen, schleppten ihn in die Vorstadt und steinigten ihn. Dann fielen sie über eine Frau her, die Quinta hieß und sehr fromm war, zerrten sie nach einem Götzentempel und wollten sie zwingen zu opfern. Sie weigerte sich aber mit Abscheu. Nun wurde sie mit Geißeln geschlagen und an ihren zusammengebundenen Füßen durch die mit scharfen Kieseln bestreuten Gassen geschleift, gegen Mühlsteine geschleudert und dann auch in jener Vorstadt zu Tode gesteinigt. Darauf fielen sie in Wuth über die Häuser der Christen her, peinigten und mißhandelten sie, plünderten die Häuser, behielten die Sachen von Werth für sich, warfen alles Geringere, namentlich Holzwerk, auf die Straße und verbrannten es, so daß die Stadt wie vom Feinde erobert aussah. Unsere Brüder suchten sich durch die Flucht zu retten und gaben ihre Güter mit Freuden dem Raube Preis. Meines Wissens hat auch Keiner von ihnen seinen Glauben verläugnet. Die im Alter schon vorgerückte bewunderungswürdige Jungfrau Apollonia haben die Heiden ergriffen, ihr die Kinnbacken zerschmettert, alle Zähne ausgebrochen, einen Scheiterhaufen angezündet und gedroht, sie lebendig zu verbrennen, wenn sie nicht Gott lästern wolle. Sie verhielt sich eine Weile so, daß es schien, sie würde um Gnade bitten, und deshalb ließ man sie los. Kaum war sie aber ihrer Banden entledigt, so stürzte sie sich freiwillig in das Feuer und verbrannte. Dem Serapion zerbrachen sie alle Glieder und warfen ihn dann aus dem Fenster seines Speisesaales. Durch abgelegene Gassen durften wir nicht wagen weder bei Tage noch bei Nacht zu gehen; denn da hieß es sogleich: wer nicht gotteslästerliche Worte aussprechen will, muß von den rächenden Flammen verzehrt werden. Und in dieser Art dauerte es lange fort. Dann kam aber der Bürgerkrieg über das elende Volk und vergalt ihm die Grau-

ſamkeit, womit es gegen uns wüthete. Wir aber athmeten ein wenig freier.

„Doch bald erſchien das Edict des Kaiſers Decius, beinahe gerade ſo wie es von unſerem Herrn iſt vorhergeſagt worden. Denn es enthielt fürchterliche, entſetzliche Drohungen, ſo daß ſelbſt die Auserwählten, wenn es möglich wäre, ſich hätten einſchüchtern laſſen können. Wirklich wurden Alle außerordentlich erſchreckt. Einige der Vornehmeren ergaben ſich aus Furcht. Andere, die öffentliche Staatsämter hatten, ließen ſich durch ihre Dienſtverpflichtungen hinreißen. Andere gaben ihren Freunden nach und traten, wenn ſie aufgerufen wurden, zu den Götzenaltären hinzu, Einige zwar blaß und zitternd, nicht als ob ſie opfern, ſondern vielmehr geopfert werden ſollten; ſo daß ſie vom Volk ausgelacht wurden, weil man offenbar ſah, daß ſie weder zum Opfern noch zum Sterben Muth hatten. Einige aber eilten keck zu den Altären und leugneten, jemals Chriſten geweſen zu ſein. Von ſolchen hat der Herr ſehr wahr vorausgeſagt, daß ſie ſchwer das Heil erlangen werden.

„Aber jene heiligen und ſtarken Seelen des Herrn, die von ihm ſelbſt mit der Kraft und Standhaftigkeit ausgerüſtet waren, die der feſte Glaube an Ihn gibt und die Ihm gebührt, haben ſich als herrliche Zeugen ſeiner Herrſchaft erwieſen.“ Nun führt er mehrere Männer und Frauen und die Art ihres Todes an, und erzählt dann weiter: „Auch Dioskorus, ein Knabe von kaum fünfzehn Jahren, wurde vor den Richter geſtellt, welcher ihn durch Schmeichelreden leicht zu gewinnen oder durch die Folter leicht zu bezwingen hoffte. Aber obwohl der junge Dioskorus zart und weichlich war, gab er doch weder der Ueberredung noch der Marter nach. Er zeigte ſich herrlich in Aller Augen, antwortete weiſe auf alle Fragen, und ward endlich nicht mit den Uebrigen zum Feuer verdammt, ſondern von dem verwunderten Richter mit dem Beſcheid entlaſſen, er wolle ſeiner Jugend Zeit zur Ueberlegung gönnen. Und ſo wandelt er noch unter uns umher, der ſelige Dioskorus, für einen größeren und längeren Kampf

aufbewahrt. Fünf Soldaten standen im Gerichtshof und sahen den Vorgängen zu. So wie ein Christ den Anschein hatte den Herrn verläugnen zu wollen, knirschten sie mit den Zähnen, droheten mit den Augen und machten so zürnende Geberden, daß man sie durchaus bemerken mußte. Als sie das gewahr wurden, sprangen sie, ehe irgend Jemand Hand an sie legte, vor den Richterstuhl und erklärten sich als Christen. Der Präfect und die Uebrigen, die mit ihm zu Gericht saßen, geriethen in Furcht und zitterten vor den Soldaten. Doch diese dachten nicht im mindesten daran, den Richtern Leid zuzufügen, sondern waren ganz bereit zu ihrem eigenen Leiden, zogen auch frohlockend wie triumphirende Sieger aus dem Prätorium fort und in den Tod.

„Sollte es wohl noch nöthig sein von der Menge Derer zu reden, die in Bergen und Wüsten umherirrend von Hunger und Durst, Kälte und Krankheit, durch Räuber und wilde Thiere zu Grunde gegangen sind. Wer lebendig davonkam, kann Zeugniß von seiner Auserwählung ablegen! Viele sind auf den arabischen Bergen in die Sklaverei der wilden Araber gerathen, aus welchen Einige nur schwer um hohen Preis, Manche noch gar nicht losgekauft werden konnten.

„Von diesen heiligen Bekennern und Märtyrern sind mehrere unserer [illegible]fallenen Brüder, die wirklich den Götzen geopfert hatten, doch wieder in der Gemeinschaft aufgenommen worden; denn sie sahen die Reue und Buße der armen Sünder und glaubten, daß deren Bekehrung dem Herrn lieber sei, als ihre Ausschließung. Deshalb durften sie wieder Theil nehmen an den Gebeten und der Communion.

„Ich habe mich nie freiwillig noch ohne einen Fingerzeig Gottes auf die Flucht begeben. Schon vor dem Edict des Decius sandte der Präfect Sabinus einen Kundschafter aus, der mich suchen sollte. Ich wußte es und blieb vier Tage zu Hause, immer wartend auf die Ankunft dieses Mannes. Er aber durchspähete die Wege, die Felder, die ganze Gegend, weil er glaubte, daß ich mich verborgen hätte. In mein Haus kam er aber nicht, denn er konnte sich nicht vorstellen,

daß ich, während die Verfolgung gegen mich wüthe, zu Hause sein könne. Endlich nach dem vierten Tage befahl mir Gott, anders wohin zu wandern, und eröffnete mir auch wider alle Erwartung einen Weg. Da zog ich hinaus mit meinen Dienern und vielen Brüdern. Gegen Sonnenuntergang wurden wir von Soldaten aufgegriffen und gefangen genommen. In der Nacht, als wir rasteten, fielen Landleute, welche erfahren hatten, wer wir wären, über die Soldaten her und trieben sie in die Flucht. Ich glaubte im ersten Augenblick, es wären Räuber, die uns ausplündern und ermorden wollten, blieb also auf meiner Lagerstatt nur mit einem Linnenrock bekleidet und reichte ihnen meine übrigen Gewänder. Sie aber hießen mich aufstehen und fliehen, und als ich mich weigerte und sie ermahnte, sich nicht der Obrigkeit zu widersetzen, packten sie mich, trugen mich aus dem Dorfe, setzten mich auf einen Esel und führten mich und einige Brüder nach einem öden, schmutzigen Ort in Lybien, wo der Herr mich für eine andere Zeit, die Ihm wohl bekannt ist, aufgehoben hat."

Nach dem Tode des Decius kehrte er zu seinem Bischofsitz zurück und erfreute sich der Gunst, welche Kaiser Valerian anfangs den Christen zuwendete. Aber „der Meister der egyptischen Magier," wie Dionysius sagt, brachte dem Kaiser andere Gesinnungen bei, die sich in einer wüthenden Verfolgung äußerten. Nun wurde der heilige Bischof mit anderen Priestern und Diakonen vor den Präfecten Aemilianus gestellt und zum Götzendienst aufgefordert, und dann nach zwei verschiedenen Orten in der Wüste Lybiens in die Verbannung geschickt. Denn in dem ersten „haben nicht wenige von den Heiden," schreibt der heilige Dionysius, „ihre Götzenbilder verlassen und sich zu Gott bekehrt. Wir streuten nämlich zuerst den Samen des göttlichen Wortes bei ihnen aus, den sie früher noch nicht aufgenommen hatten; gerade als ob uns Gott deswegen zu ihnen geführt hätte, denn nach Vollziehung dieses Auftrages brachte Er uns wieder anderswohin."

So ging der gottselige Bischof immer an der Hand Gottes und als Dessen segenvolles Werkzeug durch alle Stürme

der Kirche und der Welt. Hörte eine Trübsal auf, so war das nur, weil eine neue kam. Nach seiner Heimkehr aus dem letzten Exil stiftete Aemilianus, der Präfect, eine Empörung gegen den Kaiser, die in einen Bürgerkrieg überging. „Da wälzte sich der Nil fort," schreibt Dionysius, „besudelt von Mordthaten, von beständigem Blutvergießen, von hinabgesenkten Leichnamen." Und endlich brach die Pest in Alexandrien aus! „Alles ist voll Jammer, Alle trauern. Wegen der Menge der gestorbenen und täglich sterbenden Menschen hört man in der ganzen Stadt nur Seufzen und Weinen. Wie von den Erstgebornen Egyptens in der heiligen Schrift geschrieben steht, so ist jetzt hier ein ungeheures Geheul ausgebrochen. Es ist kein Haus, wo nicht eine Leiche gewesen wäre! ja, und wäre in jedem Hause nur eine! Schon vor dieser Drangsal ist uns viel Bitteres begegnet. Zuerst haben sie uns aus der Stadt gejagt. Obwohl wir getrennt, unterdrückt und auf der Flucht waren, haben wir aber dennoch die Festtage begangen. Jeder Ort, an dem wir einzeln unsere Trübsal zu leiden hatten, ein Feld, die Wüste, ein Schiff, ein Stall, der Kerker, mußte uns zum Tempel für unsere heiligen Versammlungen dienen. Das allerfröhlichste Fest haben aber die vollendeten Märtyrer begangen, die nun im Himmel zu Tisch sitzen. Darauf ist Krieg und Hunger gefolgt, und das mußten wir mit den Heiden gemeinsam ertragen; denn was sie sich einander zufügten, davon bekamen auch wir unseren Theil. Aber die Leiden, die sie uns anthaten, mußten wir allein dulden. Dabei hatten wir aber auch jenen Frieden, den Christus uns allein gibt. Und nun überfiel uns plötzlich diese Pest, die für sie das allerschrecklichste Uebel ist; für uns aber ein Heilmittel und eine Prüfung, wie alles Uebrige. Viele von unseren Brüdern haben in übergroßer Liebe alle Sorge für ihre eigene Gesundheit vergessen, haben die Kranken ohne Scheu besucht, ihnen gedient, ihnen die Heilmittel in Christo gebracht, haben ihnen Augen und Mund geschlossen, sie gewaschen und gekleidet, sie in ihren Armen und auf ihren Schultern fortgetragen; und haben dann

bald darauf dieſelben Liebesdienſte von Anderen empfangen, da die Ueberlebenden immer in die Fußſtapfen der Vorausgegangenen traten. Die Beſten aus unſeren Brüdern, darunter Prieſter und Diakonen, und die Angeſehenſten aus dem Volke haben ſo den Tod gefunden. Die Heiden thaten aber genau das Gegentheil: ſie jagten ihre Kranken fort, ſie flohen ihre liebſten Angehörigen, ſie warfen Sterbende und Todte auf die Straße, Alles aus Scheu vor dem Tode, dem ſie doch nicht entfliehen konnten."

Als nach ſo mancher Trübſal die Kirche wieder zur äußeren Ruhe gelangte, hatte ſie innere Kämpfe gegen eine Flut von Ketzereien zu beſtehen. Die Gottheit Chriſti, die Menſchwerdung Gottes, war den fleiſchlich Geſinnten immer ein Gräuel, denn ſie erkannten, daß durch ſie alles Fleiſch, die ganze Sinnenwelt, in die Ordnung der Gnade aufgenommen, zugleich aber verpflichtet ſei, ſich dem Geiſte zu unterwerfen, ſich zu heiligen. Dagegen ſträubten ſich Hochmuth und Sinnlichkeit, und verſuchten einen Glauben nach ihren Leidenſchaften zurecht zu machen, und eine Glaubenslehre ſo niedriger Art aufzuſtellen, daß die Sittenlehre, welche daraus entſprang, ebenfalls in der Gemeinheit bleiben dürfe. Dieſe Irrlehre, welche unter verſchiedenen Namen und unter verſchiedenen Anführern durch alle Jahrhunderte der Kirche ſich gezogen, und ihre letzten Verzweigungen auf proteſtantiſchem Gebiet getrieben hat, fand damals ihr Haupt in dem berüchtigten Paul von Samoſata, der das Myſterium der heiligen Dreifaltigkeit und der Gottheit Chriſti läugnete. Mit heiligem Feuer ſchrieb der greiſe Biſchof Dionyſius eine Widerlegung des Häreſiarchen, und nannte darin die heilige Jungfrau Maria mit dem Namen, welcher den Gläubigen am theuerſten war, Theotocos, d. h. Mutter Gottes oder Gebärerin Gottes, und welchen im folgenden Jahrhundert der Irrlehrer Neſtorius ihr vergeblich ſtreitig machen wollte. Die allerſeligſte Jungfrau Maria, die alles Leid und alle Verfolgung mit ihrem göttlichen Sohn während ſeines Wandels auf Erden getheilt hat, mußte auch ihren Antheil an der Erniedrigung haben, mit welcher er bis

in den Himmel hinein verfolgt werden ſollte. Ihr die Glorie der göttlichen Mutterſchaft zu rauben und ſie in eine Reihe mit den gewöhnlichen Weibern zu ſtellen: das war die erſte Stufe, um aus dem Sohn Gottes den Sohn des Zimmermanns Joſeph zu machen, und faſt immer der erſte Schritt aller Empörer gegen den katholiſchen Glauben.

Während eines Concils zu Antiochien, das die Irrlehren des Paul von Samoſata verdammte und zu welchem Dionyſius einen Stellvertreter geſchickt hatte, der ihn wegen ſeines hohen Alters entſchuldigen mußte, ging der heilige Greis in die Freude des Herrn ein, nachdem er ſiebenzehn Jahre den Biſchofſitz von Alexandrien geziert hatte, im Jahre 264.

Der heilige Pionius.

In Smyrna konnte es wohl heißen: „Wie biſt du vom Himmel gefallen, du Morgenſtern!“ (Iſaias 14, 12.) als in der Deciſchen Verfolgung Eudämon, der Biſchof, abfiel und den Götzen opferte. Dies traurige Beiſpiel wirkte höchſt nachtheilig auf die ganze Gemeinde und vermehrte die Zahl der Apoſtaten beträchtlich. Es kamen, wie überall, ſo auch dort alle Arten von Apoſtaſie vor! Die Schlimmſten opferten freiwillig den Götzen; Andere, nach der erſten Aufforderung; Andere, nach mehr oder minder großen und langen Qualen. Viele erkauften für Geld einen Schein, der ihnen das falſche Zeugniß ausſtellte, ſie hätten geopfert. Manche wußten auch die Berückſichtigung zu erkaufen, daß man ſie in Ruhe ließ und gar nicht zum Opfer aufforderte. Dieſe Letzteren wurden aber nicht von den Chriſten als Abgefallene betrachtet, ebenſowenig als die, welche die Flucht ergriffen oder ſich zu verbergen wußten. Für das heidniſche und jüdiſche Volk in Smyrna gab es kein größeres Feſt, als wenn Apoſtaten, freiwillig oder gezwungen, am Opfer Theil nahmen. Die

Freude über einen Martyrertod im Amphitheater war nicht so groß; denn hier starb nur der Leib, aber bei dem Opfer die Seele; und es war als hätten die Feinde des Christenthums von diesem Tode für die Ewigkeit eine Ahnung gehabt. Denn wie hätte sonst wohl das Frohlocken der Juden so groß sein können? Das heidnische Opfer war für die Heiden eine Huldigung ihrer Götter, folglich konnte es sie erfreuen, wenn die Gegner der Götter überwunden wurden. Den Juden aber war das heidnische Opfer ein Gräuel und das höchste Verbrechen: ihre Freude war also der hämische Triumph des Satans, wenn die Engel fallen. In jedem von ihnen „haßte die Finsterniß das Licht," wie ihre Väter Christus gehaßt hatten.

Einer der angesehensten Priester in Smyrna war Pionius, ein Mann von unschuldigem reinen Leben, festem Glauben, kindlicher Einfalt, entflammt von Liebe für die Glaubensbrüder sowohl, als für die, welche es noch nicht waren, aber werden konnten; dabei gelehrt, beredt, von großer Wissenschaft und durch die Menge seiner herrlichen Vorzüge auch den Heiden bekannt. Sein Herz war der Sünde verschlossen, weil es immer offen war für Gott; und weil es so überaus rein war, hatte er Erleuchtungen, welche ein von Sündennebel umwölkter Geist nicht haben kann. Es war die Vigilie des heiligen Polykarps und die Gläubigen bereiteten sich durch strenges Fasten auf den folgenden Festtag ihres großen Märtyrer-Bischofs vor. Pionius, der ganz dem Gebet hingegeben war, sah in einer Vision, daß die Stunde seines Bekenntnisses und Leidens gekommen sei, und daß man ihn morgen abholen werde. Er theilte dies sogleich dem Asclepiades, einem frommen Christen, und der gottseligen Jungfrau Sabina, die bei ihm waren, mit; denn er hatte sie als Genossen seines Leidens gesehen. Nachdem Pionius am anderen Tage das heilige Opfer feierlich dargebracht und sich und die Brüder mit dem Brod des ewigen Lebens gestärkt hatte, legte er sich selbst, so wie dem Asclepiades und der Sabina eine Kette um den Hals, damit die Schergen sie schon gebunden finden und nicht zum Opferaltar führen möchten; denn wer

sich freiwillig in die Fesseln des Verfolgers begibt, legt damit ein Zeugniß seines Glaubens und seines Willens ab. Nicht lange brauchten sie zu warten. Polemon, der Vorsteher eines Götzentempels, hatte den Auftrag, die Christen aufzusuchen, stürmte mit seiner ihm beigegebenen Rotte in die Wohnung des Pionius und rief ihm zu: „Ist euch das Gebot unbekannt, die Opfer zu feiern?“ — „Wir kennen wohl Gebote,“ entgegnete Pionius, „aber sie gebieten uns Gott anzubeten.“ — „Kommt nur alle Drei zum Gerichtshof, damit ihr die Wahrheit erkennt,“ sagte Polemon und führte sie fort. Asclepiades und Sabina folgten dem Pionius und sprachen: „Dem wahren Gott gehorchen wir.“

Als sie aus dem Hause traten, wunderte sich das Volk, sie mit Ketten um den Hals zu sehen und strömte neugierig zusammen. Bis zum Gerichtshof ward das Gedränge immer größer und größer; der ganze Platz ward überfüllt; an den Fenstern, auf den Dächern wimmelte es von Schaulustigen. Weiber waren in Unzahl da; denn es war am Sabbat, wo die Jüdinnen von der Arbeit ruhen. All' diese tausend und tausend Zeugen sollte das freudige Bekenntniß des Pionius haben! Polemon foderte ihn vor all' dem Volk zum Opfer auf; aber der herrliche Greis antwortete ihm nicht, sondern kehrte sich mit hellem, freundlichen Antlitz dem Volk zu und sprach laut und ruhig: „Ihr Männer von Smyrna, freuet euch über die Schönheit eurer herrlichen Stadt! freuet euch über euren Dichter Homer! aber freuet euch nicht über Die, welche sich zum Opfer verleiten lassen. Denkt an euren Homer, der für unrecht erklärt, über Gefallene zu frohlocken. Ihr aber, ihr Juden, denkt, was Salomon gesagt hat: Ueber deinen gefallenen Feind sollst du nicht frohlocken, nicht dich erfreuen am Unglück eines Anderen. Und sind wir denn eure Feinde? Wen haben wir denn gehaßt, verfolgt, verläumdet, beleidigt? Niemand! Einige von uns sind freilich aus Menschenfurcht zum Götzenopfer gegangen; aber ihr Juden, denkt doch an eure Väter, die so oft zum Götzendienst abfielen, ohne die Entschuldigung der Furcht vor Martern und Tod

zu haben!“ — Und ſo redete er noch lange zu ihnen, ermahnte ſie, erinnerte ſie an die Strafgerichte Gottes, welche immer der Ungerechtigkeit nachfolgen, wies hin auf die Freuden des ewigen Lebens und ſchloß mit den Worten: „Wir beten eure Götter nicht an, denn ſie ſind der Verehrung nicht werth.“ Mit tiefem Schweigen hatte die ganze verſammelte Menge ihm zugehört, und auch jetzt brach weder Polemon noch das Volk in Drohungen und Schmähungen, wie das zu geſchehen pflegte, gegen ihn aus, ſondern man umringte ihn wohlwollend und rief ihm zu: „Pion, gehorche dem Kaiſer! Es wäre ja ſo gut, wenn du fortlebteſt und wirkteſt. Wegen deiner Sanftmuth und Rechtſchaffenheit verdienſt du zu leben. Und iſt es denn nicht ſchön zu leben, zu athmen und das Licht zu ſehen?“ — „Ja,“ ſprach der ſelige Greis, „es iſt ſchön im Licht zu leben, aber in jenem Licht, nach dem wir verlangen. Wir verlaſſen ja nicht aus Undankbarkeit die Gaben Gottes, ſondern nur, weil wir auf noch größere hoffen. Ich danke euch für eure wohlwollende Geſinnung; aber Liebkoſung iſt eine gefährliche Nachſtellung.“ Ein frecher Menſch, Namens Alexander, rief ihm zu: „Nun mußt du endlich unſeren Reden Gehör geben!“ Aber Pionius antwortete: „Dir geziemt es zu hören; denn was du weißt, weiß ich auch; aber was ich weiß, weißt du nicht.“ — „Was bedeuten eure Ketten?“ fragte Alexander nun. „Wenn wir durch die Stadt geführt werden, ſollen ſie aller Welt anzeigen, daß wir nicht zum Opfer, ſondern in den Kerker gehen.“ Das Volk fuhr fort ihm zuzureden und ihn anzuflehen. Da ſagte er endlich: „Es bleibt bei dem, was wir beſchloſſen haben;“ und er ging auf himmliſche Dinge über und ſprach ſo ergreifend, daß das Volk wünſchte, er möge in's Amphitheater gehen und dort reden, damit man ihn beſſer verſtehen könne. Es ſtellten aber Einige dem Polemon vor, das Volk würde, wenn man Pionius noch lange reden ließe, ſeiner Hinrichtung ſich widerſetzen, und Polemon ſagte zu ihm: „Wie biſt du hartnäckig, daß du dich nicht überreden laſſen willſt!“ — „O,“ erwiederte Pionius, „ich

möchte ja euch überreden Chriſten zu werden." — Da lachten Viele und riefen: „Das vermagſt du nicht und wenn wir lebendig verbrannt werden ſollten." — „Es iſt noch ſchlimmer, erſt nach dem Tode zu brennen," entgegnete Pionius, und nun lachte Sabina. Das nahmen die Umſtehenden gewaltig übel und fuhren ſie heftig an. „Ich freue mich nur, weil wir Chriſten ſind," ſagte die Jungfrau; und als man ſie mit Schmach und Tod bedrohete, ſetzte ſie hinzu: „Alles, was Gott gefällt."

Hierauf begann Polemon das eigentliche Verhör bei allen Dreien der Reihe nach und alle Drei gaben ihm dieſelben Antworten. Auf die Frage nach dem Namen? ſagten ſie: „Chriſt;" nach der Kirche? „Die katholiſche;" nach ihrem Gott? „Der allmächtige Gott, der Himmel und Erde erſchaffen hat und den wir erkannt haben durch ſein Wort Jeſus Chriſtus." Darauf wurden ſie in's Gefängniß geführt. Das ging aber ſehr langſam, weil der Zudrang des Volkes ſo groß war, daß die Menge dem Zuge und ſich ſelbſt den Weg verſperrte. Deshalb mußten ſie viele Bemerkungen anhören. Einige wunderten ſich über die lebhafte Geſichtsfarbe des Pionius und ſagten: „Sonſt war er immer ſo blaß und ſo mager, und nun ſieht er ganz ſchön und roſig aus!" Sabina ſcheute ſich vor dieſem ungeheueren Tumult und ging ängſtlich ganz dicht neben Pionius. Da rief man ihr zu: „Wie willſt du muthig in den Tod gehen, da du jetzt ſchon furchtſam wie ein Kind biſt, das man ſeiner Amme entreißen will." Und dem Asclepiades, der ſehr jung und zart war, rief man zu: „Sieh, wie das Männlein zum Opfer wandert." — „Das thut er nicht," ſagte Pionius. „So wird Dieſer und Jener opfern," ſagte Jemand. — „Das geht mich nichts an," erwiderte Pionius; „Jeder hat ſeinen freien Willen. Wer aber opfert, ſollte ſeinen Namen ſagen; ich thue es nicht und ich heiße Pionius." — Einer aus dem Volk fragte ihn: „Sprich, warum eileſt du ſo hartnäckig zum Tode, da doch ſo viel Weisheit und Wiſſenſchaft in dir iſt?" — „Was ihr für meinen Untergang haltet, das zieht mich an. Gedenkt doch der Trübſal, die ihr durch Hungersnoth, Seuche und andere Leiden

ausgestanden habt." — „Du hast ja mit uns dieselbe Noth gelitten." — „Ja! aber mit der Hoffnung in Gott." — So waren all' seine Reden, mild, einfach und erhaben.

Das Gedränge war so groß, daß man kaum das Thor des Gefängnisses öffnen konnte. Drinnen fanden sie andere Bekenner, und bald eilten Gläubige herbei und boten dem Pionius verschiedene Erquickungen an. Er lehnte aber Alles ab und sprach: „Ich habe schon oftmals Noth gelitten." Dies verdroß die Kerkerwächter sehr, denn für jedes Labsal, das man den Gefangenen brachte, ließen sie sich bezahlen, und in ihrem Mißmuth sperrten sie nun Pionius und seine Gefährten in ein unterirdisches licht- und luftloses Kerkerloch, wo die Hitze, die Finsterniß und der Moderdunst unerträglich waren. Sie ließen sich Alles gefallen, priesen Gott durch Gebet und Loblieder und schenkten den Wächtern die Baarschaft, welche sie bei sich hatten. Da gingen diese in sich und ließen ihnen Freiheit, sich im Gefängniß aufzuhalten wo sie wollten.

Mit frommen Lesungen, Gebet und Hymnengesang brachten sie Tag und Nacht zu, den mitgefangenen Bekennern zum Trost und zur Ermuthigung, den Abgefallenen aber und Solchen, die an den Abfall dachten, ein Unterricht im Glauben und eine Arzenei für ihre Schwäche. Viele Heiden besuchten Pionius in der Absicht, ihn wegen seines Starrsinnes zu tadeln. Statt dessen mußten sie seinen Tadel hinnehmen und seine Weisheit bewundern. Aber noch häufiger besuchten ihn Diejenigen, welche sich durch Zwang und Furcht zur Apostasie hatten hinreißen lassen und nun trostlos traurig über ihre Verläugnung des geliebten Herrn waren. Sie jammerten, seufzten und weinten herzzerreißend und flehten um Pions Fürbitte, damit sie zur Buße zugelassen werden und dann der Kirche wieder angehören dürften. Pionius weinte mit ihnen, besonders über Die, welche bis dahin unsträflich in ihrem Wandel gewesen waren, und sprach ihnen seinen Schmerz und seine Liebe zärtlich mit den Worten des Apostels aus: „Meine Kindlein, die ich abermals mit Schmerzen gebäre, bis daß Christus in

euch gestaltet wird! O, welche Peinen leide ich, da ich die Perlen der Kirche unter die Füße der Schweine getreten, und die Sterne des Himmels vom Drachen zur Erde herabgerissen, und den Weinstock, den Gottes Rechte gepflanzt hat, von wilden Thieren zerwühlt sehe!" Und Vieles noch redete er, um sie zur wahren Reue und Buße zu bewegen, aber stets mit der äußersten Demuth, um sie nicht zu verletzen. „Unsere Sünden," sagte der heilige Greis, „haben sich zwischen uns und Gott gestellt; nicht Er, wir sind schwach geworden; nicht die Unbarmherzigkeit Christi, sondern unsere Treulosigkeit ist die Ursache unseres tiefen Falles. Wie viel Uebles haben wir gethan! Wie haben wir Gott vernachlässigt und verachtet." Mild nahm er, der gute Hirt, ihre Sünden mit auf sich, um ihnen einen Antheil an seiner Liebe und seinen Gnaden zu geben.

Eines Tages stürmte Polemon in den Kerker und rief: „Heraus mit euch und in den Tempel! euer Vorsteher (der Bischof Eudämon) hat eben geopfert, nun befiehlt euch die Obrigkeit, dasselbe zu thun." Pionius antwortete ruhig: „Ihr maßet euch etwas an, was euch nicht gebührt. Es ist Gebrauch, daß der Proconsul über die Eingekerkerten entscheide; dessen Ankunft werden wir erwarten." Und er verließ das Gefängniß nicht. Aber die Schergen kamen in größerer Schaar, warfen ihm, dem Asclepiades und der Sabina Stricke um den Hals und zerrten sie so gewaltsam hinaus, daß ihnen fast der Athem stockte. Dennoch riefen sie so laut sie konnten: „Wir sind Christen und opfern nicht!" Und weil ihnen der Gang zum Tempel so fürchterlich schwer wurde, und damit ein Jeder sehen möge, daß sie nicht freiwillig gingen, warfen sie sich auf die Erde, um zwar qualvoller, aber langsamer fortgeschleppt zu werden. Vor dem Tempel packten die Knechte mit großem Freudengeschrei den heiligen Greis, trugen ihn hinein und stellten ihn, wie ein edles Opfer, vor den Altar, neben welchem Eudämon noch stand, nachdem er geopfert hatte. Die Fragen, die Aufforderungen, die Drohungen, die Vorwürfe erfolgten in gewohnter Weise; aber vergeblich! Pionius antwortete immer ruhig, immer ablehnend, immer

zurechtweisend. Man setzte ihm einen Kranz, wie die Opfernden ihn trugen, auf das Haupt; er nahm ihn gelassen ab, zerriß ihn und warf ihn vor den Altar. Ein Götzenpriester brachte von dem mit Blumen geschmückten Opferfleisch auf einem Teller und wollte sich damit dem Pionius nahen. Aber er getraute es sich nicht und schlang verwirrt selbst die Speise hinab. Pionius sagte ruhig: „Laßt nur einen Scheiterhaufen errichten, damit wir uns in die Flammen werfen können; denn wir sind Christen und opfern nicht." Dies Alles mußte Eudämon mit anhören und ansehen. Das Volk gerieth aber in Wuth, gab ihnen Backenstreiche und Faustschläge, und die Richter wußten in ihrer Unschlüssigkeit nichts Anderes zu thun, als die Bekenner wieder in's Gefängniß führen zu lassen, was unter vielen Verhöhnungen und Mißhandlungen geschah, so daß es ein ächtes Stück vom heiligen Kreuzweg war, den sie mit ihrem geliebten Herrn freiwilliger als Simon von Cyrene wandelten. Unter dem Kerkerthor schlug ein Scherge den Pionius so heftig auf sein ehrwürdiges Haupt, daß das Blut hervorströmte und daß die eigene Hand des rohen Menschen davon aufschwoll. Im Kerker sangen sie Loblieder, weil sie gewürdigt waren, für den katholischen Glauben zu leiden.

Der Proconsul von Kleinasien hatte seine Residenz zu Ephesus, und machte von dort aus Reisen durch seine Provinz. So kam er denn auch nach Smyrna und von Neuem begann ein Verhör, in welchem er unter Anderem Pionius fragte: „Warst du ein Lehrer?" — „Ich habe gelehrt;" war die Antwort. — „So warst du ein Lehrer der Thorheit!" — „Nein; der Gottseligkeit." — Die Aufforderung zum Opfer lehnte Pionius ab, indem er zum Himmel aufblickte und sprach: „Ich habe gelernt, nur den lebendigen Gott anzubeten." — „Wir verehren alle Götter, die im Himmel wohnen," sagte der Proconsul; „aber warum schaueſt du so in die Luft hinaus?" — „Ich schaue nicht in die Luft hinaus, sondern auf Gott, der sie geschaffen hat." — „Du mußt sagen, daß Jupiter sie geschaffen hat." Aber Pionius schwieg. Der

Proconsul ließ ihn nun auf die Folter werfen, mit der Marter beginnen und rief ihm ab und an zu: „Opfere!“ — „Nein!“ sagte Pionius und weiter nichts. Nur als der Proconsul ihm vorwarf: „Wie hochmüthig rennst du in den Tod!“ entgegnete er: „Ich bin nicht hochmüthig, aber ich fürchte Gott.“ Endlich ward ihm sein Urtheil gesprochen: als ein Mann von gotteslästerlicher Gesinnung sollte er, um die Menschen abzuschrecken und die Götter zu versöhnen, durch das rächende Feuer verbrannt werden. Mit unaussprechlicher Heiterkeit ging der große heilige Mann in den Tod. Keine Furcht beklemmte sein Herz, keine Angst lähmte seinen Schritt. Am Ort der Hinrichtung entkleidete er sich, ehe man es ihm befahl, und dankte Gott für die Gnade, seinen Leib rein und unbefleckt zum Opfer darbringen zu können. Dann bestieg er den Holzstoß; aber erst um an einen Kreuzpfahl angenagelt zu werden, was immer geschah, damit Keiner in der Todesangst dem Feuer zu entrinnen versuchen könne. Er streckte selbst seine Glieder zur Annagelung auf den Balken zurecht. Ein anderer Priester, Metrodorus, litt mit ihm. Als beide angenagelt waren, wurden die Pfähle emporgehoben und rechts und links auf dem Scheiterhaufen aufgerichtet. Da erwachte die Liebe des Volkes für Pionius und es rief ihm zu: „Opfere, Pion, opfere! Die Nägel sollen gleich weggenommen werden, wenn du nur sagst, daß du opfern willst.“ Pionius stand gegen Osten gewendet, schaute mit den Augen und mit dem Geist in den Sonnenaufgang und sagte wie Einer, der einer seligen Auferstehung gewiß ist und darum die kurzen Leiden der Zeit gering achtet im Hinblick auf die Wonnen der Ewigkeit: „Ich fühle die Nägel und die Wunden! O möchte doch alles Volk erkennen, daß nach dem Tode eine Auferstehung folgt.“ Der Scheiterhaufen wurde an den vier Ecken angezündet; das Holz krachte, die Flamme sauste; Pionius schloß still die Augen und betete innerlich zu seinem Gott; das Volk glaubte, er sei schon hinüber. Aber er schlug die Augen wieder auf, warf einen Blick voll unsäglicher Wonne auf das ungeheure Feuer und

ſagte „Amen.“ Dann empfahl er ſeinen Geiſt Demjenigen, der ihm den verdienten Lohn zu geben und über ungerecht Verurtheilte Rechenſchaft zu fordern verheißen hat, und mit dem Wort: „Herr, nimm meine Seele auf,“ verhauchte er ſie. Die wunderliebliche Gnade, die in ihm war, die ihn ſeinem göttlichen Meiſter ſo ähnlich machte, — in dem Zauber, den er über das Volk übte, in ſeinen milden, weiſen Reden, in ſeinen verſchiedenen Leidensſtationen, in ſeinen Kreuzeswegen von einem Richter zum anderen, in ſeinem zärtlichen Erbarmen mit den Gefallenen, in ſeiner grauſamen Annagelung, in ſeinem letzten Wort — offenbarte ſich durch Gottes Allmacht auch an ſeiner Leiche. Nachdem die Glut eingeſunken war, drängten ſich wieder Alle zu ihm heran aus Liebe, aus Mitleid, aus Neugier; und Alle ſahen mit Erſtaunen, daß er nicht zu Aſche verbrannt, ſondern friſch, wohlerhalten und wie verjüngt dalag. Kein Haar ſeines Hauptes und ſeines Bartes war verſengt und von ſeinem Antlitz ſtrahlte eine wunderbare Anmuth, eine engelhafte Freude. Unausſprechlicher Troſt überſtrömte die Chriſten; aber die Heiden erſchauerten vor dieſem übernatürlichen Zeugniß der Gnade Gottes.

Der heilige Cyprianus,

Erzbiſchof von Carthago.

An der ſüdlichen Küſte des mittelländiſchen Meeres lebte damals ein Mann, der wie Dionyſius und wie ſo viele andere ausgezeichnete Heiden, dem Daniel gleich „ein Mann des Verlangens“ war. Er hieß Thaccius Cyprianus, war zu Carthago in einer angeſehenen und wohlhabenden Familie geboren, ſtudirte mit größtem Eifer Wiſſenſchaften, Philoſophie und Künſte, verarbeitete ſie mit ſeinem ſcharfen und glänzenden Geiſte, und ward ein beliebter und bewunderter Lehrer der Rhetorik, die er lange öffentlich vortrug. Er lebte in dem Hauſe eines Neubekehrten, Namens Cecilius, welcher nach ſeiner Taufe Prieſter geworden war. Beide Männer waren innige Freunde, und dieſe Freundſchaft ward zum größ-

ten Segen für Cyprian, denn er lernte durch Cecilius die Wahrheit der christlichen Religion kennen, lieben und ergreifen. Das ging aber nicht schnell, denn Cyprian war nicht jung mehr, und er sagt selbst: „Es schien mir sehr schwer, zu einem neuen Leben wiedergeboren und in demselben Körper ein anderer Mensch zu werden. Wie kann man auf einmal alle Gewohnheiten entwurzeln, die uns bis in's Alter hinein zur Natur geworden sind? Wie kann man mit spärlicher grober Kost, mit geringen Kleidern sich begnügen, wenn man an reichliche und feine Speisen, an kostbare Gewänder gewöhnt war? Und welche Marter muß die Einsamkeit, die Stille sein, wenn man mit einer Masse von Freunden und Verehrern und in hohem Ansehen gelebt hat! so sprach ich oft zu mir selbst und liebte das Elend, an das ich mich gewöhnt hatte, weil ich verzweifelte, mich davon losreißen zu können. Als aber das Wasser des Lebens die Flecken meiner Vergangenheit abgewaschen und mein gereinigtes Herz das Licht von Oben und den heiligen Geist empfangen hatte, da schwanden alle Besorgnisse, da wurde Alles klar, da fand ich leicht, was mir bis dahin unmöglich erschienen war." Cyprianus Bekehrung erfüllte die Heiden mit Unwillen. Sie machten ihm lebhafte Vorwürfe, daß ein so überlegener und zu großen Dingen berufener Geist sich habe von Altweibermährchen fangen lassen. Sie behandelten ihn verächtlich, wie Jemand, der sich freiwillig erniedrigt habe. Cyprianus aber vertheilte sogleich sein ganzes Vermögen an die Armen, indem er seine Landgüter, ja sogar seine Gärten bei Carthago verkaufte, kleidete sich höchst einfach, lebte in der strengsten Mäßigkeit und machte sein Lieblingsstudium aus der heiligen Schrift, weniger um sie zu durchforschen, als um sie auszuüben. Wegen seiner Kenntnisse und Tugenden hielt man ihn für würdig, bald nach seiner Taufe die Priesterweihe zu empfangen, und kaum war er ein Jahr Priester, so forderte ihn die christliche Gemeinde von Carthago nach dem Tode des Bischofes Donatus einmüthig zu dessen Nachfolger. Cyprianus hielt sich durchaus nicht zu dieser Last und dieser Ehre berufen und wäre gern

entflohen; aber die Glaubensbrüder ließen es nicht zu, umzingelten und bewachten sein Haus und drängten ihm seine Einwilligung ab. Nach der Anordnung Gottes, dem Urtheil der Bischöfe und der einhelligen Zustimmung der Gemeinde ward Cyprianus im Jahre 248 Bischof von Carthago. Nur fünf Priester mit einem geringen Anhang waren gegen seine Wahl und blieben ihm feindlich gesinnt, obwohl er sie mit einer Freundlichkeit behandelte, die Alle in Erstaunen setzte; denn er ging mit ihnen wie mit seinen besten Freunden um. Er verstand in einem seltenen Grade zugleich ernst und heiter, würdevoll und leutselig zu sein, zärtliche Milde eines Vaters mit der nothwendigen Strenge eines Oberhirten zu verbinden. Von seinem Antlitz strahlte eine solche Heiligkeit und Fülle der Gnade aus, daß es unmöglich war, ohne Ehrfurcht und Liebe ihm zu nahen. Haltung, Benehmen, Kleidung, Alles an ihm war weise geordnet, fern von Hochmuth, aber auch fern von erzwungener Vernachläßigung, ganz einfach, wie die Heiligen Gottes ja alle sind. Für Kranke und Arme, für Wittwen und Waisen sorgte er mit treuester Sorgfalt, und obwohl er seine bischöflichen Rechte kraftvoll zu vertheidigen wußte, behandelte er doch seine Geistlichkeit als Brüder und Rathgeber. Zu diesen großen Tugenden und herrlichen Eigenschaften kam sein glänzender Geist, der ihn zu einem der ausgezeichnetsten Kirchenschriftsteller machte. Was Wunder, daß die Heiden sich nicht trösten konnten, diesen außerordentlichen Mann verloren zu haben? und daß nach dem Ausbruch der Verfolgung unter Decius das Volk von Carthago mehrmals rief: „Cyprianus vor die Löwen!“ Er sollte aber erst für die Kirche arbeiten, wirken, schreiben, leben, bevor er für sie sterben durfte; und erst Andere für das Marterthum gewinnen, bevor ihm selbst die Marterkrone zu Theil ward. Ganz hingegeben dem Willen Gottes, vertraute er sich unbedingt der göttlichen Führung an und folgte ihr, indem er sich der Volkswuth entzog und in eine sichere Verborgenheit sich begab. In Folge davon wurde er für vogelfrei erklärt und auch sein Vermögen eingezogen, nämlich das, was er Anderen geschenkt

hatte. Aber in seiner Verborgenheit blieb er stets in schriftlicher Verbindung mit seiner Heerde zu Carthago, und tröstete und führte sie durch Ermahnung, Belehrung und Gebet. In einem Briefe an seine Geistlichen sagt er: „Wir müssen in allen Stücken sanft und demüthig sein, wie es Dienern Gottes geziemt, uns in die Zeiten schicken und für die allgemeine Beruhigung sorgen. Gebt also Acht, daß unsere Brüder, die von der Liebe getrieben die Bekenner in den Gefängnissen besuchen, nicht allzu zahlreich dahin gehen. Das könnte die Heiden erzürnen und bewirken, daß man den Eingang untersagte, so daß wir Alles verlieren würden, weil wir zu viel haben wollten. Und auch ihr seid vorsichtig und wollt ihr das heilige Opfer im Kerker darbringen, so wechselt euch ab, damit nicht immer derselbe Priester erscheine und sich der Wache verhaßt mache." Zu so demüthiger Vorsicht ermahnte der heilige Bischof, damit die Christen ihren Verfolgern nur ja keinen Anlaß zum Aufflammen des Zornes geben möchten. Dann fordert er Priester und Diakonen zu Gebet und Abtödtung auf, um die Strafruthe Gottes zu mildern. „Unser Flehen reicht nicht aus; Fasten und Thränen und jede Art von Demüthigung muß hinzugefügt werden, denn unsere Sünden haben dies Ungewitter herauf beschworen und wir werden nur so gestraft, wie wir es verdient haben! Denn wenn die Bekenner sich selbst die Ehre ihres Bekenntnisses Jesu Christi beilegen, statt die Ehre Gott zu geben, der ihnen die Kraft dazu verlieh, was soll man zu einem solchen Hochmuth sagen? Darum sind die Martern gekommen und zwar die Martern ohne Ende, welche nicht den Trost des Todes gönnen, sondern so eingerichtet werden, daß sie nicht um's Leben, aber um Geduld und Standhaftigkeit bringen."

In den Städten, namentlich in dem üppigen und reichen und dadurch verweichlichten Carthago selbst, kam der Abfall vom Glauben schaarenweise vor, was freilich nicht maßgebend für die Landbewohner und für andere Gegenden ist. „Viele unserer Brüder," sagt Cyprian, „haben nicht darauf gewartet, eingezogen und befragt zu werden. Nein! sie liefen von selbst

dem Forum zu, um abzuschwören. Einmal war eine solche Menge dort zusammengedrängt, daß die Richter das Opfer auf den anderen Tag verschieben wollten, weil es zu spät war, um Alle zuzulassen; da baten sie dringend, es möge doch nicht verschoben werden. Einige brachten sogar ihre Kinder mit und führten sie selbst zu den Götzenbildern, um Weihrauch zu streuen oder Opferfleisch zu essen, als ob sie dafür zu sorgen hätten, daß die armen Kleinen möglichst bald der Taufgnade verlustig gingen."

Vielleicht wird Mancher in Staunen gerathen über solche Zustände und Vorfälle in der christlichen Kirche so früher Tage. Er hat gemeint, damals wären alle Christen vollkommen gewesen. Aber die Vollkommenheit aller ihrer Glieder ist der streitenden Kirche nicht bestimmt. In der triumphirenden, im Himmel, da ist die Vollkommenheit zu Hause. Auf der unvollkommenen Erde wird es immer kranke Seelen geben, welche zu ihrer Genesung nicht das ihre beitragen wollen. Dem Ursprung nach sind ja alle Menschen krank an der Erbsünde. Darum kam Christus in die Welt; darum baute Er seine Kirche; darum machte Er sie zu einem himmlischen Hospital und sein Fleisch und Blut zu göttlichen Arzeneien; darum machte Er die Priester zu Krankenwärtern der Seelen. Manchmal wird auch ein Wärter krank, wie seine Pfleglinge. Aber der göttliche Arzt ist immer bereit, seine Heilmittel Allen zu spenden, und durch seine Barmherzigkeit gelangen auch immer Viele zur Genesung und Gesundheit. Aus lauter Vollkommenen bestand aber nicht einmal die kleine Gesellschaft der Apostel, denn Judas gehörte dazu und der göttliche Heiland ließ ihn darin.

Die Kirche zu Carthago befand sich allerdings in einem kläglichen Zustand nicht nur während der Verfolgung, sondern auch nachher; denn da die Mehrzahl der Christen und ein Theil der Priester den Glauben verläugnet hatten, so bildeten die Apostaten die große Masse. Ihr Kleinmuth in der Verfolgung ging aber mit Hochmuth Hand in Hand; obwohl sie sich selbst von der Kirche ausgeschlossen hatten, wollten sie doch keine Ausgeschlossene sein und begehrten später ohne Beicht,

ohne Reue, ohne Buße, ohne Erlaubniß des Bischofs wieder in der kirchlichen Gemeinschaft aufgenommen und zum Empfang der heiligen Eucharistie zugelassen zu werden. Um dies durchzusetzen, mißbrauchten sie einen sehr heiligen Gebrauch. Es war schon vorgekommen, daß sich Apostaten voll Gram über ihre Schwäche an Märtyrer, z. B. in Smyrna an den heiligen Pionius, und an standhafte Bekenner gewendet hatten, um deren Gebet und Fürbitte anzufleben, damit sie Genugthuung leisten und dann wieder zur alleinseligmachenden Kirche gehören dürften. Die Heiligen sind barmherzig, wie ihr Herr und Meister es war, der nicht den glimmenden Docht der Bußfertigkeit in einer Seele durch übergroße Strenge auslöschen wollte. So kam es, daß Märtyrer und Bekenner zuweilen an Personen, die ihnen wohlbekannt waren oder deren aufrichtige Reue sie nicht bezweifeln konnten, Empfehlungsschreiben gaben, um für sie bei den Bischöfen zu bitten; und daß diese, wenn sie in den Abgefallenen Beweise ächter Reue fanden, die Dauer ihrer Bußzeit abkürzten oder die Strafe selbst milderten, und sie dann wieder aufnahmen. Jetzt aber drängten sich die Abgefallenen in Schaaren nach dem Gefängnisse, wo die Bekenner in Haft lagen, und bestürmten sie mit Bitten um solche Empfehlungsschreiben. Einige der Bekenner, namentlich ein gewisser Lucius, gaben aus schwächlichem Mitleid, oder aus Leichtsinn, oder aus Hochmuth, an Bekannte und Unbekannte, ohne die mindeste Bürgschaft ihrer Bußfertigkeit, die verlangten Schreiben und zwar in so allgemeinen Ausdrücken, daß manchmal Einer mit zwanzig und dreißig Anderen, als seinen Verwandten und seiner Dienerschaft, empfohlen ward. Statt die Untersuchung der Apostaten dem Bischof zu überweisen, beeilten sich diejenigen Priester, welche ihm von Anfang feindlich gesinnt, so wie die, welche selbst abtrünnig geworden waren, die Gefallenen sowohl ohne Genugthuung, als auch ohne die bei solcher Veranlassung üblichen Ceremonien aufzunehmen.

Cyprian rügte lebhaft so viel Mißbrauch, Ungehorsam und Unordnung; aber Lucius blieb bei seinem eigenmächtigen

Verfahren und seiner leichtsinnigen Nachgiebigkeit, fand Unterstützung bei widersetzlichen Priestern, fand lebhafte Dankbarkeit bei den Abgefallenen, und reizte dadurch die große Menge zu einer heftigen Aufregung gegen Cyprian an, dessen weise Vorsicht und Mäßigung als grausame Härte verschrieen ward. Von Carthago verbreitete dieser Mißbrauch und die daraus entspringende Unordnung sich weiter in Afrika, und da für solche Fälle die allgemeine Kirche noch kein bestimmtes Verfahren als Richtschnur festgesetzt hatte, weil sie bis jetzt noch nicht vorgekommen waren, so wurden einige Bischöfe irr. Cyprian aber nicht. Er wollte keineswegs die Gefallenen für immer aus der kirchlichen Gemeinschaft verbannen, allein eben so wenig sie aufnehmen, bevor sie durch Buße an den Tag legten, daß sie in ihrem Inneren auch wahrhaft zum Glauben zurückgekehrt wären; denn wer für seine Sünde keine Genugthuung durch Buße leisten will, der bereut sie nicht, und wer nicht bereut, der glaubt nicht, daß ihm Vergebung der Sünden nothwendig sei, glaubt also nicht an die Heiligkeit, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Gottes, glaubt also nicht an Gott und folglich auch nicht an die göttliche Offenbarung: ist folglich kein Christ. Die Apostaten schrieben einen drängenden Brief an Cyprian wegen ihrer Aufnahme, und zwar so, als ob sie die Kirche bildeten, wobei es denn recht merkwürdig ist, warum sie, wenn sie das glaubten, doch nochmals aufgenommen werden und mit der Kirche Eins sein wollten, welche sie nicht als die wahre Kirche anerkannten; so sehr verwickelt die innere Unwahrheit in Widersprüche! Cyprian antwortete ihnen:

„Als unser Herr die Ordnung der Kirche und die bischöfliche Würde einsetzte, sprach Er zu Petrus: Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüssel zum Himmelreich geben und was du auf Erden bindest, das soll im Himmelreich gebunden sein, und was du auf Erden lösest, das soll auch im Himmel gelöset sein. Von dorther fließt durch die Zeit und die Nachfolge, die Weihe der Bischöfe und die Ordnung der Kirche, so daß diese auf den Bischöfen ge-

gründet ist, und daß alle kirchlichen Angelegenheiten durch sie geordnet werden. Da dies Alles auf dem Gesetz Gottes beruhet, so muß ich mich sehr wundern, daß Einige die Verwegenheit gehabt haben, mir im Namen der Kirche zu schreiben. Die Kirche besteht in dem Bischof, dem Klerus und den Gläubigen. Gott verhüte, daß die Zahl der Apostaten sich Kirche nenne! Er ist kein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Wären Jene die Kirche, so bliebe uns ja nichts übrig, als sie zu bitten, uns aufzunehmen."

In Rom fand Cyprianus Verfahren volle Zustimmung. Der Papst Fabianus war dort als Märtyrer gefallen, daher war die Heerde für den Augenblick ohne Oberhirten, aber die Geistlichkeit, welche damals aus sechsundvierzig Priestern, sieben Diakonen und sieben Subdiakonen bestand, wozu noch vierundneunzig mit den niederen Weihen, Akolythen, Exorcisten, Lectoren kamen, schrieb ihm:

„Nichts ist nothwendiger in Stürmen der Verfolgung, nichts schicklicher in Zeiten des Friedens, als fest an der Einrichtung der Kirche zu halten. Sie verlassen, hieße das Steuerruder eines Schiffes verlassen. Dies ist keine neue Ansicht. Unser Glaube, unsere Verfassung, unsere Zucht sind von Alters her. Der Apostel hätte nicht gesagt, daß die ganze Welt von unserem Glauben spreche, wenn dieser Glaube nicht damals schon tiefe Wurzeln geschlagen hätte. Gott verhüte, daß die römische Kirche je ihre Kraft durch weltliche Nachgiebigkeit schwäche und die Majestät des Glaubens verletze durch Mangel an heilsamer Strenge. Wenn wir unsere Glaubensbrüder sehen, wie sie abgefallen sind, wie sie täglich noch fallen, so wäre es eine verkehrte Barmherzigkeit, ihnen voreilig eine Versöhnung zu gestatten, die ihnen nichts helfen würde. Diesen Unglücklichen das Heilmittel kräftiger Buße entziehen, hieße sie tödten, aber nicht sie gesund machen. Die ganze Welt ist voll Schutt und Trümmer der Apostasie. Ein so weitverbreitetes Uebel muß sehr weise und sehr vorsichtig behandelt werden. Die Abgefallenen sind gefallen aus Verblendung, Leichtsinn und Schwäche; um so mehr müssen Die,

welche das Uebel heilen sollen, klug, überlegt und kräftig zu Werke gehen. Laßt uns für einander beten und beten auch für die Abgefallenen, damit sie sich erheben, die Größe ihrer Missethat erkennen, demüthig, geduldig und bußwillig werden, und nicht durch ihre Unruhe in der schwankenden Kirche ein inneres Zerwürfniß entzünden. Mögen sie an die Thüre klopfen, aber nicht sie einschlagen. Ihre Waffen müssen Thränen, Bitten und Verdemüthigung sein. Gott ist barmherzig, aber er begehrt auch die Befolgung seiner Gebote. Er beruft zum Festmahl, aber er wirft Den hinaus, der ohne hochzeitliches Kleid erscheint. Er hat den Himmel uns zugedacht, aber auch die Hölle bereitet. Er weiß seine Gerichte zu verhängen; wir müssen Sorge tragen, daß die Bösen nicht unsere Nachgiebigkeit loben, und daß die wahren Büßer uns nicht Härte und Grausamkeit vorwerfen."

Und diese Gesinnung ist die Gesinnung der Kirche bis zur heutigen Stunde!

Wie Cyprianus in Carthago hatte auch der neue Papst Cornelius in Rom gegen widersetzliche Priester zu kämpfen. Ein Neubekehrter, Namens Novatian, dem das demüthige Joch Christi und die priesterliche Weihe nicht den starren Hochmuth hatten sänftigen können, der ihm von der stoischen Philosophie anklebte, welcher er früher gehuldigt hatte, trat mit einer Irrlehre auf, die eben so unchristlich war, nur in entgegengesetzter Weise, als die, welche Cyprianus verwarf. Er behauptete, wer einmal in der Verfolgung abgefallen sei, dürfe niemals, und wenn er noch so aufrichtig Buße thue und noch so redlich seine Gesinnung geändert habe, wieder in der christlichen Gemeinschaft aufgenommen werden. Er behauptete auch, man dürfe sich nie zum zweitenmal verehelichen. Diese strengen Grundsätze, die ihm einen falschen Anstrich von Heiligkeit gaben, blendeten oberflächliche Leute. Sie bekannten sich zu denselben; sie nannten sich mit einem griechischen Wort Catharer, d. h. die Reinen oder die Puritaner; sie gingen in weißen Gewändern einher. Daß seine Irrlehre hie und da Eingang fand, steigerte Novatianus Hochmuth; er strebte nach

der Würde eines Bischofes von Rom, trennte sich öffentlich von Cornelius, als dieser gewählt worden war, wußte drei Bischöfe aus der Fremde nach Rom zu locken, und als sie seinen falschen Vorspiegelungen folgten, sie auch dahin zu bethören, daß sie ihm die bischöfliche Weihe ertheilten. So hatte Novatian zur Häresie das Schisma gefügt und war der erste Gegenpapst in der christlichen Kirche. Als diese aber ungestört ihren Gang fortging, den heiligen Cornelius als ihren Oberhirten betrachtete und reuige Abgefallene als verirrte Schaafe wieder in ihre Gemeinschaft aufnahm: da stellten sich auch nach und nach Novatianus Anhänger in die Reihe der verirrten Schaafe, und waren sehr froh, daß die Kirche nicht gegen sie die strengen Grundsätze geltend mache, welche ihnen gegen Andere so wohl gefallen hatten. Sie baten demüthigst um Vergebung, wurden herzlich wieder aufgenommen und Cyprian, der mit seinem großen Herzen die Kirche als ein Ganzes umfaßte, von welchem die Gemeinden zu Rom, zu Carthago und in der ganzen Welt einzelne Glieder waren, schrieb diesen Zurückgetretenen, als ob sie Schäflein seiner Heerde wären, einen freudigen, glückwünschenden Brief, durch den er allen Reformatoren der Kirche eine beachtungswerthe Warnung zuruft:

„Auch wenn Unkraut in der Kirche zu sein scheint, dürfen weder unser Glaube noch unsere Liebe so angefochten werden, daß wir sie verlassen sollten. Der Apostel sagt: in einem großen Hause sind nicht nur goldene und silberne Gefäße, sondern auch hölzerne und irdene. Befleißigen wir uns aus allen Kräften, geliebte Brüder, goldene Gefäße zu sein oder silberne! Die irdenen Gefäße zu zerbrechen, gebührt dem Herrn allein, dem eine eiserne Ruthe gegeben ward. Keiner darf sich dessen anmaßen, was der Vater nur dem Sohne zugesteht. Keiner darf wähnen, daß er die Wurfschaufel nehmen dürfe, um in der Tenne zu würfeln und sie zu reinigen, oder um nach menschlichem Urtheile alles Unkraut zu trennen von dem Waizen. Solches Verfahren ist stolze Hartnäckigkeit und frevelhafte Dreistigkeit, deren nur ein unsinniger Eifer sich erkühnt."

Zugleich schickte er ihnen zwei Schriften, die er zu jener Zeit verfaßt hatte: „Von den Gefallenen," und: „Von der Einheit der Kirche." In der ersten spricht er mit dem tiefsten Schmerz von den Abtrünnigen, und findet den Grund dieses Unglückes in dem sittlichen Verfall und in der Lauheit so vieler Christen: „Priester waren erkaltet, Werke der Liebe waren unterlassen worden, gesunken war die Zucht. Viele hatten nur für Vermehrung zeitlicher Güter gesorgt. Die Weiber waren eitel, schminkten ihr Angesicht, färbten Haare und Augenwimpern, sannen auf Eroberung leicht bethörter Herzen. Ehen wurden mit Ungläubigen geschlossen. Mit Leichtsinn legte man einen Eid ab; man legte ihn falsch ab. Man verachtete die geistlichen Vorgesetzten. Einer verläumdete den Anderen. Man lebte in Zwietracht und Haß. Selbst Bischöfe, die Anderen Beispiel und Ermunterung sein sollten, vernachläßigten ihr Amt, verließen ihren Stuhl und ihre Gemeinde, irrten umher in fremden Bezirken, trieben Handel, bereicherten sich durch Wucher. Die Verfolgung bewog nicht die Christen Buße zu thun." Ein treues Bild der Gebrechen der Welt, das so ziemlich auf alle Zeiten paßt, jedoch mit der Abänderung, daß sie nicht zu allen Zeiten das Uebergewicht haben.

Dann ermahnt Cyprianus dringend und innig die Abgefallenen zur Buße. „Ich bitte euch, geliebteste Brüder, bekenne Jeder von euch seine Sünde, so lange er noch in dieser Zeit ist; so lange seine Beicht noch kann angenommen werden, so lange noch Genugthuung und Nachlaß der Sünde durch den Priester stattfinden kann. Bekehren wir uns zum Herrn von ganzem Herzen und erflehen wir mit wahrem Reueschmerz Seine Barmherzigkeit. Der Gefallene kann durch ächte Buße mehr gewinnen an Glauben und an Tugend, als er vor dem Fall hatte. Wer die Kirche betrübte, kann sie auch mit Gottes Beistand wieder erfreuen und nicht nur Gottes Verzeihung erhalten, sondern auch die Krone." Wie ermuthigend bei aller Strenge! wie tröstend bei unerbittlicher Wahrheit!

Die Treue der Martyrer und der ſtandhaften Bekenner preiſet frohlockend Cyprianus und ſagt von ihnen: „Sie ſtanden auf dem unerſchütterlichen Grunde himmliſcher Geſetze, ſie wurden gekräftigt durch evangeliſche Ueberlieferungen. Verbannung, Verluſt des Vermögens, Martern, Tod, nichts ſchreckte ſie. Um ihren Glauben zu verleugnen, gewährte man ihnen zuweilen einige Tage der Friſt; wer aber eingedenk iſt, daß er der Welt entſagte, der weiß von keinen Tagen der Welt mehr; und die Zeiten der Erde berechnet der nicht, welcher von Gott die Ewigkeit hofft.“

In der Schrift von der „Einheit der Kirche“ ſagt er, daß nicht blos die Verfolgung, ſondern auch die Verführung zu fürchten ſei, wie der erſte Menſch das beweiſe, der von der Schlange verführt ward. „Satan ſieht die Götzen einſam und verlaſſen; deshalb ſchmiedet er jetzt neues Blendwerk: er betrügt die Chriſten unter dem Namen eines Chriſten. Deshalb erfindet er Häreſie und Schisma: jene, um den Glauben zu trüben und zu vergiften; dieſes, um die Einheit zu zerreißen. Aber ſie können nur dort Wurzel faſſen, wo man nicht bis zum Quell der Wahrheit hinaufdringt, nicht den wahren Hirten ſucht, nicht bei der Lehre des göttlichen Meiſters bleibt. Der Anfang war in der Einheit. Auf den einen Petrus baut der Herr ſeine Kirche; dem einen Petrus übergibt Er ſeine Schafe zu weiden. Nach ſeiner Auferſtehung theilt Er allen Apoſteln gleiche Macht mit, ſo daß ſie werden was Petrus war. Sie ſind ſämmtlich Hirten; allein die Heerde iſt nur eine, und gemeinſam ſollen ſie dieſelbe weiden, und das Primat iſt dem Petrus gegeben, um zu zeigen, daß die Einheit auf Einen gegründet, und daß die Kirche Chriſti nur Eine, die einzige Taube des Hohenliedes ſei. Wie kann Derjenige am Glauben feſthalten, der an dieſer Einheit nicht feſthält? Wie nur wähnen, zur Kirche zu gehören, da er ihr trotzt und ſich von Dem trennt, worauf ſie beruht? Sie breitet ſich in heiliger Fruchtbarkeit zu einer ſtets wachſenden Menge aus, bleibt aber in der Einheit, wie die Sonne mit unzähligen Strahlen nur ein Licht, wie der Baum mit tau-

send Zweigen nur ein Stamm ist. Brich einen Zweig ab, und er ist todt! Wer sie verläßt, ist todt für's ewige Leben! Er ist ein Fremdling, ein Unheiliger, ein Feind. Hat er die Kirche nicht zur Mutter, so ist Gott sein Vater nicht. Hat Jemand sich bei der Sündfluth außerhalb Noe's Arche retten können, so rette er sich außerhalb der Kirche. Das glaube nur Niemand, daß die Guten die Kirche verlassen könnten! Nein! Die Stürme wehen Spreu und Stroh hinweg, nicht den Waizen; wir sollen uns Alle bemühen, Waizen zu sein. Der Herr hat gesagt: Ich und der Vater sind Eins; und weiter heißt es, daß der Vater und der Sohn und der heilige Geist, diese Drei Eins sind. Und diese Einheit, die aus göttlicher Unwandelbarkeit hervorgeht und unzertrennbar mit den Geheimnissen des Himmels verknüpft ist, kann Jemand wähnen, sie sei in der Kirche zu trennen, weil ein verkehrter Wille sich von ihr ausscheidet?"

Da auch frühere Bekenner in das Schisma gefallen waren, so bemerkt Cyprianus hierüber:

„Das Bekenntniß des Namens Jesu schützt nicht gegen die Versuchungen des Satans. Wenn das der Fall wäre, so würde ja ein Bekenner überhaupt niemals in eine Sünde fallen, was leider! doch geschieht. Das Bekenntniß ist nur der erste Schritt, nicht der letzte, zu seiner Glorie. Wer bis zum Ende beharrt, der wird selig: so ist die Verheißung des Herrn. Deshalb bilde nur Niemand sich ein, daß er, weil er Jesu bekennt, der Seligkeit gewiß sei! Salomon war sehr tugendhaft und sehr geliebt von Gott, und fiel doch ab von Gott. Judas war ein Apostel und vom Herrn berufen, und verrieth den Herrn. Das machte aber die übrigen Apostel nicht irre an ihrem Glauben und in ihrer Beharrlichkeit. Und so dürfen auch wir nicht irre werden an unserem Glauben und auch nicht die wahren Bekenner geringschätzen, wenn wir sehen, daß einige wankelmüthige Bekenner in das Schisma fallen. Martyrer können solche niemals werden! getödtet können sie werden außerhalb der Kirche; aber die Palme des Sieges erlangen nie!"

Uebrigens fehlte diesen auch die Veranlassung, um die Palme zu gewinnen; denn als im Jahre 252 ein heftiger Verfolgungssturm in Rom sich erhob, richtete er sich nur gegen die katholischen Gläubigen. Schismatische Novatianer ließ man in Ruhe. „Der Satan griff sie nicht an, denn sie gehörten ihm," sagt Cyprian, „er führt nur Krieg gegen seine Feinde, gegen das Volk Jesu Christi." Und dies Volk legte ein herrliches Bekenntniß, fast einmüthig, in Rom ab! Die Prüfung unter Decius war nicht vergeblich gewesen; die Herzen hatten sich seitdem entschiedener zum Glauben hingewendet und die Unverbesserlichen hatten sich durch Apostasie oder Schisma von der reinen Heerde ausgeschieden.

Cyprian hatte in Carthago zu gleicher Zeit gegen einen schismatischen Bischof und seinen Anhang zu kämpfen, hatte seine Heerde zu ermuthigen, als die Pest ausbrach, und hatte die christliche Lehre zu vertheidigen gegen den Proconsul Demetrian, der den Christen vorwarf, sie zögen Krieg und Seuche auf das Reich herab, und der sie mit einer Grausamkeit behandelte, als ob sein Vorwurf begründet sei. So wie die Pest ausbrach, versammelte Cyprian seine Gemeinde, ermunterte sie zu Liebeswerken jeder Art, nicht blos untereinander, sondern auch gegen die Heiden, und schärfte ihnen dringend die Worte des Heilandes ein: „Liebet eure Feinde," und: „Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Er sagte: „Wer ein Kind Gottes sein will, muß dem Vater nachahmen; muß sich seiner hohen Abkunft würdig zeigen. Der Wiedergeborne darf nicht entarten." Die wundervolle Erhabenheit seiner eigenen Seele flößte er ihnen durch Wort und Beispiel ein. Während die Heiden verzagten und verzweifelten, opferten sich die Christen für ihre Feinde und Verfolger wie für ihre Brüder auf. Einige beklagten es, durch die Pest sterben zu sollen, da sie auf die Marterkrone gehofft hatten. Denen stellte Cyprian vor: „Der Martertod ist eine Gnade Gottes und steht nicht in unserer Gewalt. Wer wahrhaft bereit ist, als Martyrer zu sterben, dem wird Gott seinen Lohn gewiß nicht entziehen. Es ist etwas Anderes, ob dem

Marterthum das Herz fehlt, oder dem Herzen das Marterthum! und Gott sieht das Herz."

An Demetrianus erließ er ein Schreiben, worin er die Christen gegen dessen böse Anschuldigungen und falsche Behauptungen vertheidigt und unter Anderem sagt: „Wir beneiden euch euer Glück nicht. Euern Haß erwidern wir mit Wohlwollen und zum Dank für die Martern, die ihr über uns verhängt, zeigen wir euch den Weg des Heils. Wir verbergen euch nicht die Gnaden Gottes; glaubet nur an Ihn, der nicht betrügen kann. Glaubet und lebet! Ihr verfolgt uns in der Zeit, aber freut euch mit uns in der Ewigkeit. Niemand braucht sich durch die Zahl seiner Sünden oder seiner Jahre vom Heil ausgeschlossen zu wähnen; so lange wir in dieser Welt sind, kommt die Buße nie zu spät, dürfen wir immer die Barmherzigkeit Gottes in Anspruch nehmen. Sind wir aber einmal dem Diesseits entrückt, so ist es uns nicht mehr möglich Buße, zu thun und Genugthuung zu geben. Hier auf Erden sichern wir uns das ewige Leben; hier verlieren wir es. Ständest du schon auf der Schwelle des Todes, und thätest du Abbitte für deine Sünden, und wendetest du dich wahrhaft gläubig und wahrhaft bereuend zu dem einigen wahren Gott hin, so schenkt seine Barmherzigkeit dir Verzeihung und sterbend gehst du in die Unsterblichkeit ein. Solche Gnade verleiht Christus! solches Geschenk theilt sein Tod uns mit."

Während der Ruhe, welche Kaiser Valerian in den ersten Jahren seiner Regierung den Christen gönnte, und unter dem Pontificat des heiligen Papstes Stephanus, erhob sich unter den Bischöfen die lebhafte Erörterung einer Lehre, über welche damals die Mutterkirche von Rom noch nicht entschieden hatte. Sie betraf die Gültigkeit der Taufe durch Ketzer. Die Taufe ist das Sacrament der Entsündigung, reinigt die Seele von der Makel der Schuld und der Befleckung durch Sünden, und führt das Leben der Gnade in die Natur hinein. Die allgemeine Meinung, die sich auf apostolische Tradition gründete, war die: daß eine Taufe, welche nach der Vorschrift des

Sohnes Gottes „im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“ ertheilt ward, selbst dann gültig bleibe, wenn auch Irrgläubige getauft hätten. Da diese Meinung bisher nicht in Frage gestellt worden war, so hatte auch noch keine rechtmäßige und feierliche Untersuchung über sie stattgefunden; wie etwa der älteste Sohn des Hauses das Majorat erbt und ruhig genießt, bis ein jüngerer Sohn oder ein Fremdling mit der Frage auftritt, ob es ihm auch wirklich gebühre? Dann sammelt er seine Documente und legt sie vor. Aehnlich verfuhr und verfährt die Kirche, wenn ihr heiliges Erbe, ihre Lehre, wie sie auf der Tradition und der heiligen Schrift beruht, in Frage gestellt oder angegriffen wird. In Afrika hatte sich die Meinung seit einigen Jahrzehnten ausgebildet, daß eine von irrgläubigen Christen vollzogene Taufe nicht gültig sei, daß also ein Kind irrgläubiger Eltern oder ein Heide, der sich zum Irrglauben bekenne, wenn sie auch getauft worden wären, dennoch die Wirkung des Sacraments nicht empfangen hätten und, im Fall ihres Uebertritts zum wahren Glauben, nochmals getauft werden müßten. Indessen bestanden auch in Afrika Zweifel gegen diesen Gebrauch, denn achtzehn Bischöfe in Numidien und Mauritanien schrieben an Cyprian und befragten ihn über diesen Punkt. Er entschied für denselben und mit ihm dreißig Bischöfe, die er zu einer Synode nach Carthago berief; später sogar einige achtzig. Auch im Morgenland theilten einige Bischöfe diese Ansicht. Der Papst Stephanus aber, der heilige Dionysius zu Alexandrien und die Mehrzahl der Bischöfe hielten an der alten Ueberlieferung, und diese Meinungsverschiedenheit war noch nicht völlig geschlichtet, als die Valerianische Verfolgung ausbrach, welche Stephanus und Cyprian und viele Tausende dahinraffte und alle Erörterungen und Controversen unterbrach. War Cyprian dem Papst Stephanus gegenüber, dessen oberhirtliche Gewalt er übrigens vollkommen anerkannte, allzu heftig, so hat er diesen Makel, wie der heilige Augustinus bezeugt, durch seinen glorreichen Martertod mit seinem Blut getilgt. Wann die afrikanischen

Biſchöfe ihrem Gebrauch entſagt haben, iſt ungewiß. Auf dem Concil zu Arles im Jahr 314, dem das allgemeine Concil zu Nicäa vom Jahre 325 beiſtimmte, wurde feſtgeſetzt: jeder Irrgläubige, der in den Schooß der Kirche einzutreten begehrt, ſoll nach ſeinem Glaubensbekenntniß befragt werden. Findet es ſich, daß er getauft iſt im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes, ſo ſoll man ihm nur die Hände auflegen, um ihm den heiligen Geiſt zu ertheilen. Iſt aber der Glaube an die heilige Dreifaltigkeit in ſeinem Glaubensbekenntniß nicht ausgedrückt, ſo muß er wieder getauft werden. Und ſpäter bezeugt der heilige Auguſtinus, daß die Kirche, nachdem ſie die apoſtoliſche Ueberlieferung unterſucht, als Glaubensſatz feſtgeſetzt habe: die Taufe, welche von Irrgläubigen im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes ertheilt worden, iſt gültig; nicht aber die, welche ohne Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit geſchieht. Und ſo iſt es denn auch jetzt. Nur da, wo man, wie bei den verſchiedenen Secten im Proteſtantismus, wie Unitarier, Antitrinitarier ꝛc. und überhaupt bei der rationaliſtiſchen Richtung nicht ſicher iſt, ob deren Taufe gültig ſei, wird bei dem Uebertritt zur Kirche die Taufe unter Bedingung ertheilt, d. h. für den Fall, daß die heilige Dreifaltigkeit zuvor nicht über den Täufling angerufen worden ſei.

All' dieſe verſchiedenen Meinungen und Anſichten, Erörterungen und Controverſen, Spaltungen und Häreſien, ſchadeten der Kirche ebenſowenig wie die Verfolgungen der Heiden mit ihrem ganzen Marter-Apparat. Im Gegentheil! auch ſie läuterten die Kirche und ſtellten den unſchätzbaren Werth des reinen unverfälſchten alten Glaubens heraus, weckten Begeiſterung für ihn, treue Anhänglichkeit an ihn. Dem Haß der Verfolgung gegenüber ſchloſſen ſich die Chriſten um ſo feſter in dem Bund der Liebe zuſammen; gegen die Anfeindungen der Häreſie traten ſie um ſo feſter in dem Bund des Glaubens auf. Sie knüpften das Band der kirchlichen Gemeinſchaft immer enger und ſtellten immer entſchiedener die Ueberzeugung heraus, daß ohne völlige Uebereinſtimmung im

Glauben eine kirchliche Gemeinschaft unmöglich sei, und daß Jeder sich von der Kirche trenne und ihren Segen verliere, der mit Bewußtsein und Absicht von der Einheit des Glaubens abweiche. Daher wurde jetzt in der Kirche und für sie die großartige Bezeichnung herrschend, welche ein unschätzbarer Juwel in ihrer Krone ist und zu welchem die Häresie nie die Hand zu erheben gewagt hat. Wie schon Polykarp und Ignatius sie genannt hatten, wie diese vielleicht von den Aposteln es gehört hatten, so hieß sie jetzt: katholisch. Aus dem Bewußtsein die erste und die letzte zu sein, und alle Häresien, Schismen, Secten von gestern, von morgen, von hundert Jahren zu überdauern und von Christus berufen zu sein, über den ganzen Weltkreis das Evangelium zu lehren, ging diese herrliche Bezeichnung hervor. Sie war die allgemeine Kirche und trat als solche in einen ganz unüberwindlichen Gegensatz von göttlicher Eigenthümlichkeit und göttlichem Gepräge zu dem Gewirr der Häresie. Diese gebar eine Secte über die andere, aber sie lösten sich auf und zerfielen, bald schnell, bald langsam; die neuen verschlangen die alten oder verdrängten sie; schien eine länger zu bestehen, so war das nur ihr Name und sie war durch Parteiung so zerrissen, durch Absonderung so verringert, durch Veränderungen so umgebildet, daß ihr eigener Stifter vielleicht nichts mehr an ihr erkannt hätte, als seinen Namen, den er ihr aufgeprägt hatte, als einen Gegensatz zur Kirche Christi. Erhaben über dem verwirrten Vielerlei, der inneren Haltungslosigkeit und dem sporadischen Auftauchen der Secten stand die katholische Kirche mit ihrer organischen Einheit und Entwickelung, mit ihrem sicheren inneren Besitzthum, mit ihrer allmälig und ruhig fortschreitenden Ausbreitung über Länder, Völker und Reiche allgemein in der Zeit, allgemein im Raume da. Und dies sichere Besitzthum, aus dem ihre Einheit, ihre Entwickelung, ihre Ausbreitung hervorgingen, bestand nicht blos in ihrem reinen und wahren Glauben, sondern ebensosehr in der Katholicität ihres Glaubens; daß sie nämlich eine allgemeine, unfehlbare Glaubensregel in dem Prinzip der Tradition auf-

stellte und festhielt. Das war die Richtschnur, welcher Alle zu folgen hatten, Alle sich unterwerfen mußten, der geringste Laie, wie der große Erzbischof von Carthago; jeder arme Sünder und der heilige Cyprian. Weder die größten Verdienste, noch der erhabenste Geist, noch die strahlendsten Tugenden, weder die Heiligkeit des Lebens, noch das Opfer des Sterbens, weder Bekenntniß noch Martyrerthum vermögen irgend Jemand über diese Richtschnur hinweg zu heben. Durch sie war jeder Gläubige allen Sophismen und allen Schwankungen entrückt und auf ein unerschütterliches Fundament gestellt. Durch sie war er im Stande, die ächte Lehre Jesu Christi und seiner Apostel von den unächten und willkürlichen Meinungen der Häretiker zu unterscheiden. Durch sie war er beschirmt in seinem Recht, mit irrthumloser Sicherheit den ächten Glauben ergreifen zu können. Denn da ohne Glauben Niemand selig werden kann: so darf auch Niemand im Zweifel darüber gelassen werden, wo dieser Glaube zu finden sei, sonst könnte ein Anbeter des Apis wähnen, sein Glaube verheiße ihm die Seligkeit des christlichen Martyrers, des Nachfolgers Jesu. Und der Prüfstein nun, um die ächte Tradition von der falschen, die sich für ächt ausgibt, zu unterscheiden, war, wie schon Irenäus aussprach, die Gemeinschaft des Glaubens mit der Kirche von Rom.

Am 2. August des Jahres 257 wurde der heilige Papst Stephanus zu Rom in den Katakomben der Lucina, wo er eben das heilige Meßopfer dargebracht hatte, von Soldaten überfallen und vor dem Altar enthauptet; und am 30. August wurde Cyprian vor den Proconsul von Afrika zu Carthago gestellt. Es waren schon ganze Massen von standhaften Bekennern, darunter Greise, Kinder und Jungfrauen in die Numidischen Kupferbergwerke geschickt, wo sie in schweren Ketten arbeiten, Hunger und Durst leiden, auf der bloßen Erde schlafen, die größte Verwahrlosung und Unsauberkeit ausstehen mußten. Cyprian hatte ihnen tröstende Briefe geschrieben und auch eine kleine Schrift: „Ermunterung zum Martertbum," erlassen, um den Glauben seiner Heerde zu

kräftigen und ihren Muth zu beleben. In dieser Schrift hatte er zum Schluß gesagt: „Wenn es sich darum handelt, Martyrer zu machen, müssen die Menschen schweigen und muß Gott allein reden.“ Jetzt kam die Reihe an ihn. Sein Diakon Pontius hat die Geschichte seines Lebens, Leidens und Sterbens aufgeschrieben; auch die Proconsular-Acten seiner Verhöre, Verurtheilung und Hinrichtung sind vorhanden.

Der Proconsul begann, wie immer, mit der Frage nach Cyprians Namen und mit der Erklärung, daß von jetzt an Jedermann verpflichtet werde, die Gebräuche des römischen Götterdienstes zu befolgen. Cyprian antwortete: „Ich bin Christ und Bischof und kenne keine Götter; wohl aber den Einen wahren Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde. Diesem Gott dienen wir Christen, wir beten zu Ihm bei Tag und bei Nacht, für uns, für alle Menschen, auch für das Heil der Kaiser.“ — „Und beharrest du in diesem Willen?“ fragte der Proconsul. „Ein guter Wille, der sich auf Erkenntniß Gottes gründet, ist unerschütterlich.“ — „Du wirst also nach Curubis in die Verbannung gehen?“ fragte der Proconsul weiter. „Ich gehe,“ sagte Cyprian. Darauf theilte ihm der Proconsul den kaiserlichen Befehl mit, daß nicht nur die Bischöfe, sondern auch die Priester sich vor den Richterstuhl zu stellen hätten; daher möge Cyprian ihm die Namen aller Priester zu Carthago nennen. Cyprian antwortete: „Eure Gesetze verordnen sehr weise, daß keine Angeber sein sollen. Man wird die Priester in ihren Bezirken finden, aber angeben kann ich sie nicht.“ — „Ich werde sie finden!“ sprach der Proconsul; „ferner ist den Christen verboten, Versammlungen zu halten und ihre Gottesäcker zu besuchen. Wer dawider handelt, wird mit dem Tode bestraft.“ — „Thue, was dir befohlen ist,“ sagte Cyprian. Vierzehn Tage später ward er in die Verbannung nach Curubis geführt, einem freundlichen Städtchen, das in gesunder und anmuthiger Gegend am Ufer des Meeres eine Tagereise von Carthago lag. Gleich nach seiner Ankunft hatte er, wie so viele Martyrer, eine Vision, die ihm seinen Tod verkündete. Ein erhabener Jüng-

ling erschien ihm und machte mit der flachen Hand die Bewegung des Schwertes bei der Enthauptung, gestand ihm auch zugleich die Frist eines Jahres zu, um seine Vorbereitungen zu machen. Cyprian theilte diese Vision sogleich dem Pontius und seinen übrigen Begleitern mit. Sie merkten sich den Tag — und es war im folgenden Jahr genau sein Todestag. Er lebte sehr getröstet von dieser Gnade Gottes ganz ruhig zu Curubis, herzlich geliebt von dessen Einwohnern, bald in stiller Einsamkeit, bald aufgesucht von seinen Glaubensbrüdern, bis ein neuer Proconsul ihn nach Carthago zurückrief. Cyprian wußte, daß die Zeit für den Glauben zu leben bald abgelaufen und die für den Glauben zu sterben nahe sei; und so kam er nach Carthago. Er durfte aber vor der Stadt in seinem Garten bleiben, den er früher zum Besten der Armen verkauft hatte, der ihm aber wieder geschenkt worden war. Dort erhielt er viel Besuch und die angesehensten Männer riethen ihm, sich der Verfolgung zu entziehen und boten ihm geheime Zufluchtsstätten an. Allein er dankte ihnen, lehnte alle Anerbietungen ab und wartete auf die Erfüllung des Willens Gottes.

Plötzlich fuhren zwei obrigkeitliche Personen vor seinem Garten vor und forderten ihn zu sprechen. Cyprian erschien mit seinem hohen Anstand und seiner heiteren Ruhe, nahm bei ihnen im Wagen Platz und ward nach der Stadt geführt, wo er bei dem vornehmsten dieser beiden Männer die Nacht zubrachte und sehr ehrerbietig behandelt wurde. Mit seinem Diakon Pontius und anderen Freunden durfte er seine Mahlzeit einnehmen. Inzwischen verbreitete sich die Nachricht blitzschnell durch Carthago, daß Thascius Cyprianus gefangen sei, und alles Volk lief um das Haus zusammen, denn auch die Heiden liebten ihn wegen seiner Milde, seiner großen Tugenden und seiner unerschöpflichen Barmherzigkeit zur Zeit der Pest. Die Christen hielten die ganze Nacht schaarenweise Wache vor dem Hause, damit ihrem geliebten heiligen Bischof nichts widerführe, wovon sie nicht sogleich Kunde hätten. Da Cyprian bemerkte, daß unter dieser Menge auch einige Jung-

frauen sich befanden, so befahl er sogleich sie hinweg und in Sicherheit zu bringen: so aufmerksam war er bis zum letzten Athemzug auf seine Heerde.

In der Frühe des nächsten Morgens ward er nach dem Landhause des Proconsuls geführt. Da derselbe noch nicht erschienen war, bot man ihm im Vorhof einen Sitz an und ein Soldat, der ein Christ sein mochte, bemerkte, daß des heiligen Bischofs Kleider feucht von Schweiß waren und schlug ihm vor, sie zu wechseln. Doch Cyprian dankte ihm freundlich und sagte: „Wir brauchen den Beschwerden nicht zuvor zu kommen, die vielleicht heute enden werden." Nun ließ der Proconsul ihn vor sich führen und fragte ihn: „Bist du Thascius Cyprianus?" — „Ich bin's." — „Hast du den gotteslästerlichen Christen als Bischof vorgestanden?" — „Ja." — „Die geheiligten Kaiser befehlen dir zu opfern." — „Das thue ich nicht." — „Besinne dich." — „Eine solche Sache läßt kein Besinnen zu! thue, was dir befohlen ward." Der Proconsul besprach sich eine Zeit lang mit den Beisitzern des Gerichtes; dann trat er wieder vor und sagte, wie es schien sehr ungern: „Du hast lange mit gotteslästerlicher Gesinnung gelebt, du hast viele Menschen in deine frevelhafte Verschwörung hineingezogen, du bist feindselig gegen die römischen Götter und die heiligen Gesetze aufgetreten, du hast dich durch die frommen und geheiligten Kaiser nicht zu ihren Religionsgebräuchen zurückführen lassen: darum sollst du als Urheber und Anstifter so schändlicher Frevel Denen zur Warnung dienen, welche deine Bosheit in dein Verbrechen hineingelockt hat. Dein Blut soll das Gesetz aufrecht halten." Dann ließ er von einem Täfelchen das Urtheil ablesen: „Wir wollen, daß Thascius Cyprianus durch das Schwert hingerichtet werde." Cyprian entgegnete: „Gott sei Dank!" Eine große Schaar von Christen war ihm nachgefolgt; sie riefen laut: „Wir wollen mit ihm sterben!" Und als er auf das Feld Serti hinausgeführt wurde, drängten sie sich ihm nach und umringten dicht die Hauptleute, die ihm zur Seite gingen. So wandelte er wie im Triumph

zwiſchen Tribunen und Centurionen, vom Volk umwogt, aus den Thoren des Gerichtshauſes nach einem freien, ebenen, mit großen ſchönen Bäumen rings umgebenen Platz. Auf dieſe Bäume ſtiegen Viele, um ihn in ſeinem letzten Leiden nicht aus den Augen zu verlieren. Draußen nahm er ſeinen Mantel ab, warf ſich nieder und betete; ſtand dann wieder auf, zog ſein Oberkleid aus, welches er Diakonen übergab, und hieß ſeine Freunde dem Scharfrichter fünfundzwanzig Goldſtücke auszahlen. Die Augen verband er ſich ſelbſt, die Hände ließ er ſich von zwei Diakonen binden. Die Chriſten breiteten Tücher von weißer Leinwand vor ihm aus, um das Martyrerblut aufzufaſſen; und mit zitternder Hand enthauptete ihn der Scharfrichter. Am 14. September des Jahres 258 errang Cyprian die Palme; er war der erſte Biſchof in Afrika, der den Martertod litt. Die Gläubigen beſtatteten ſeinen Leib Nachts bei Fackeln und Kerzen, unter Gebet und feierlichem Lobgeſang, und der Diakon Pontius ſchließt ſeinen Bericht mit den Worten: „Groß iſt meine Freude über die Verherrlichung Cyprians; doch größer noch mein Schmerz, daß ich zurückgeblieben bin.“

Der heilige Laurentius.

Faſt zur nämlichen Zeit ſprach ein anderer Diakon eine ähnliche Klage aus; aber ſie führte zu einem anderen Ende. Am 6. Auguſt des Jahres 258 brachte der heilige Papſt Sixtus II. in den Katakomben des Calixtus das heilige Meßopfer dar; Soldaten überfielen ihn, ſchleppten ihn hinweg und enthaupteten ihn, mit ihm zugleich vier Diakonen. Als er fortgeführt wurde, folgte ihm der Erzdiakon der römiſchen Kirche, Laurentius, in Thränen nach und ſagte: „O Vater, wohin gehſt du ohne deinen Sohn? Wohin, heiliger Biſchof, ohne deinen Diakon? Habe ich dir nicht immer gedient beim heiligen Opfer, und nun willſt du dein Opfer vollziehen ohne mich? Habe ich dir mißfallen? Bin ich meiner Pflicht untreu

geweſen? O mein Vater, zeige deine Kraft auch in deinem Sohne und opfere mich, den du gebildet und unterwieſen haſt, zugleich mit deinem eigenen Opfer auf.“ Darauf ſprach der heilige Greis Sixtus tröſtend zu dem Jüngling: „Weine nicht, mein Sohn, du kommſt bald zu mir. In drei Tagen folgſt du mir nach. Wir Greiſe gehen durch einen leichten Kampf hinüber; dir, dem Jüngling, iſt ein harter Streit vorbehalten. Aber du bedarfſt meiner Gegenwart nicht, um zu ſiegen. Die ſchwachen Jünger mögen dem Meiſter vorangehen; die ſtarken ſollen ihm folgen. Ich empfehle dir alſo die Nachfolge in meinem Siege.“ Freudig ſah nun Laurentius ſeinen heiligen Biſchof die Palme und die Krone des ewigen Lebens erringen und war getröſtet durch die Gewißheit, baldigſt mit ihm vereinigt und bei Chriſtus zu ſein.

Laurentius, ein Spanier von Geburt, nach Anderen ein Römer, war der Erſte unter den ſieben Diakonen der römiſchen Kirche, wie einſt der heilige Stephanus zu Jeruſalem es war. Und dieſem war er nicht blos in ſeinem Amt ähnlich, ſondern auch in ſeiner Tugend, ſeiner Gottſeligkeit, ſeiner Liebe für den Heiland, ſeiner heiligen Weisheit. Als Erzdiakon lag ihm die Sorge ob, für das Vermögen der Kirche und für die Armen und Dürftigen; und dieſe zwiefache Pflicht, als Verwalter und als Diener Jeſu, erfüllte er mit größter Hingebung. Jetzt, da der brauſende Sturm einer wüthenden Verfolgung noch näher kam, brachte er die Reichthümer der Kirche in Sicherheit, d. h. er vertheilte Alles, was von milden Gaben zuſammen gefloſſen war, und auch die reichen goldenen und ſilbernen Altargeräthe, die er hatte einſchmelzen laſſen, an die Armen, damit dieſe nicht ganz hülflos ſein mögten, wenn die Kirchengüter eingezogen würden. Der Präfect von Rom erhielt eine unbeſtimmte Kunde von großen Schätzen, die Laurentius zu verwalten habe, entbrannte in Habgier, ließ den Erzdiakon zu ſich rufen und ſprach zu ihm mit ſchneidendem Hohn, ſchlecht verhüllt durch Katzenfreundlichkeit: „Ihr pflegt zu klagen, daß wir euch grauſam behandeln; wohlan! hier iſt weder Folter noch Marter, ſondern ganz ſanft begehre ich Das von dir,

was du sehr leicht thun kannst. Man sagt, daß bei euern Festen die Priester in goldenen Bechern Opfer darbringen und das Blut des Opferthieres in silbernen Schaalen auffangen. Auch sollen ja bei euren nächtlichen Feierlichkeiten die Kerzen auf goldenen Leuchtern brennen und eure Glaubensgenossen oftmals ihre eigenen Kinder enterben, um ihr Vermögen der Kirche zu schenken. Ihr braucht diese zusammengehäuften, verborgenen Schätze nicht; aber der Staat bedarf ihrer. Da nun euer Gott gelehrt hat, Jedem das Seinige zu geben, und da der Kaiser die Münzen mit seinem Bildniß für sein Eigenthum erkennt: so müßt ihr dem Kaiser geben, was dem Kaiser gehört. Das ist eine billige Forderung. Irre ich nicht, so hat euer Gott auch nie Geld schlagen lassen und überhaupt kein Geld auf die Welt gebracht, sondern nur Worte. Liefert uns also das Geld aus und seid fortan reich an Worten." Mit größter Gelassenheit entgegnete Laurentius: „Ja, es ist wahr, unsere Kirche ist sehr reich und der Kaiser selbst hat solche Schätze nicht. Ich werde dir all' ihre Kostbarkeiten aufweisen; nur mußt du mir etwas Zeit lassen, damit ich Alles berechnen und zusammenzählen kann." Der Präfect war mit dieser Antwort höchst zufrieden und gab ihm eine Frist von drei Tagen. Während dieser Tage durchwanderte Laurentius ganz Rom und suchte alle Hülfsbedürftige auf, welche die Kirche unterstützte, schwache Greise, verlassene Wittwen, arme Jungfrauen, Kranke, Dürftige, Verstümmelte. Er kannte sie Alle; er hatte ja Allen die Hülfe gespendet, die Jeder bedurfte. Er schrieb ihre Namen auf und ordnete an, daß sie sich sämmtlich an einem bestimmten Tage zur nämlichen Stunde im Vorhof einer bestimmten Kirche zu versammeln hätten. Als die Frist abgelaufen war, ging Laurentius zum Präfecten von Rom und sprach: „Nun komm und sieh unsere Schätze;" und führte ihn zu der Kirche. Der Präfect ging freudig mit; aber seine Zufriedenheit verwandelte sich in den äußersten Unwillen, als Laurentius mit ihm im Vorhof unter einer ungeheueren Schaar von Elenden aller Art stehen blieb und sagte: „Dies sind die

Schätze der Kirche. Denn Kleinodien sind Die, in denen Christus ist, in denen der Glaube Christi lebt. Denn größere Schätze gibt es nicht als die, von denen Christus gesagt hat: „Was ihr einem von ihnen gethan, das habt ihr Mir gethan" (Matth. 25, 35.), in denen also Er selbst angesehen sein will." Als nun die Armen den Präfecten umringten und um Almosen baten, ergrimmte dieser und kehrte sich drohend nach Laurentius um; aber der heilige Erzdiakon antwortete ihm ruhig: „Was zürnest du? Gold begehrtest du, ein geringes falsches Metall! und ich zeige dir das wahre Gold, das Licht Christi und erlöste Menschen; Kleinodien begehrtest du, und ich zeige dir die Krone der Kirche von Perlen und Edelgestein: gottverlobte Jungfrauen und heilige Wittwen. Suche jetzt Nutzen zu ziehen aus diesen Schätzen für Rom, für den Kaiser und für dich."

Der Präfect war außer sich vor Zorn über diese Verhöhnung, wie er es nannte, und ordnete die grausamste Marter für Laurentius an. Der heilige Jüngling ward entkleidet auf einem eisernen Rost ausgestreckt, unter welchem Kohlen glühten, ohne in Flamme aufzuschlagen, damit der Feuertod desto länger dauere. Aber die Glut der heiligen Liebe war so groß in seinem Herzen, daß sie die Folterglut überwog, und daß sein Antlitz zu strahlender Schönheit sich verklärte. Nach einiger Zeit sprach er ruhig zum Präfecten: „Wende mich um, denn auf dieser Seite bin ich genug gebraten." Dies geschah und scherzend sagte er nach einer Weile: „Jetzt ist's genug, du kannst mich essen." Er sah, wie Stephanus, den Himmel offen und all' sein Leid ward ihm Wonne. Er wendete nicht mehr den Blick zur Erde, betete lange und inbrünstig für die Bekehrung Roms und verhauchte in Frieden seine heilige Seele am 10. August 258. Neubekehrte Christen trugen Nachts seine Ueberreste mit zärtlicher Sorgfalt fort und beerdigten ihn auf dem Veranischen Felde an der Tiburtinischen Straße in einer Grotte.

Wenig Martyrer sind so berühmt und, von den ältesten Zeiten an, so gefeiert wie der heilige Laurentius. Mit dem heiligen Papst Sixtus und dem heiligen Bischof Cyprianus

in der heilige Erzdiakon in dem Canon der Messe aufgenommen. Die großen Kirchenväter Ambrosius und Augustinus, die heiligen Päpste Leo der Große und Gregor der Große wetteiferten in seinem Lobe. Als Herolde seines Ruhmes sind ihm unzählige Kirchen gewidmet, und vor Allem eine der fünf Patriarchalkirchen von Rom. Als die Welt vom Evangelium erobert wurde, wurde sie gleich in den ersten Jahrhunderten in fünf Patriarchate getheilt, in fünf erhabene Sitze für die Erzväter der Christenheit, Rom, Antiochien, Jerusalem, Alexandrien und Constantinopel. Letzteres ausgenommen, waren sie sämmtlich von Aposteln oder Apostelschülern gegründet. Die vier Patriarchate des Orients fielen jedoch alle vor dem Andrang der Häresie und der Barbaren; aber Rom, der Felsen und der Sitz des heiligen Petrus, Rom, das die ganze Kirche vertritt und jede einzelne Kirche in seinem Schooß trägt und alle in lebendiger Einheit erhält: Rom hat nicht gewollt, daß das Andenken an jene untergehe. Fünf der ältesten und prachtvollsten römischen Kirchen sind der Erinnerung an diese fünf Patriarchate gewidmet, nämlich: St. Johannes vom Lateran, St. Peter vom Vatican, St. Paul an der Straße von Ostia (extra muros), St. Maria Maggiora und St. Laurentius außer den Mauern*). Letztere steht auf dem Veranischen Felde und

*) Die acht Konstantinischen Basiliken — Kirchen, die durch ihr Alterthum, ihre Pracht, ihren Reichthum an Reliquien wahrhaft heilige Schatzkammern der Kunst und der Andacht sind und ihre Gründung auf Kaiser Constantin oder auf Mitglieder seiner Familie zurückführen — heißen: St. Johannes vom Lateran, St. Peter vom Vatican, St. Paul außer den Mauern, St. Laurentius außer den Mauern, zum Heiligen Kreuz in Jerusalem, zu den heiligen Aposteln, zu St. Petrus und St. Marcellin, zur heiligen Agnes außer den Mauern. Die fünf ersten dieser Basiliken bilden mit St. Maria Maggiora und St. Sebastian das, was man kurz: die sieben Basiliken zu nennen pflegt. Den Katholiken, die nach Rom reisen, sind diese gar wohl bekannt wegen der heiligen Ablässe, die an ihren andächtigen Besuch geknüpft sind. Außerdem hat Rom über 350 Kirchen, unter denen die zum heiligen Clemens, zur heiligen Praxedis, zur heiligen Maria in Cosmedin ebenfalls den ersten Jahrhunderten angehören.

enthält die Reliquien und die Marterwerkzeuge des heiligen Diakon. Außerdem ist noch die Kirche von St. Laurentius in Damaso zu Rom, welche so genannt wird, weil der Papst Damasus sie zu Ehren des Heiligen erbauen ließ.

Der heilige Nicephorus.

Das Leiden dieses seligen Martyrers zeigt in ihm, wie in allen Martyrern, die drei göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe in ihrer schönsten Entfaltung. Zugleich wirft es aber auch ein helles Licht auf die innerste Seelenstimmung, deren Reinheit eine wesentliche Bedingung der Gnade des Martyrerthums ist. Denn es ist eine große Gnade; aber es kommt darauf an, wie das Herz die Gnade aufnimmt, ob es mit ihr wirkt oder ob es ihr widersteht und sie verschmäht. Der Morgenthau fällt vom Himmel: auf einen Sumpf, und der Morast wird nur noch tiefer; auf ein Eisfeld, und es wird nur noch größer; auf eine grüne Wiese, und Gras und Halme, Kräuter und Blumen werden gelabt, erfrischt, entfaltet und verschönert. Und so kann es auch dem Menschenherzen gehen. Der göttliche Heiland hat verheißen, daß nicht Die, welche nur „Herr! Herr!" zu ihm sagen, in den Himmel kommen werden; und der es verheißen hat, ist getreu. Und der heilige Evangelist Johannes schreibt in seinem ersten Brief: „Wenn Jemand sagt: ich liebe Gott, und hasset doch seinen Bruder, der ist ein Lügner." Aber für Lügner ist das Himmelreich nicht.

Zu Antiochien lebten zwei Männer, Sapricius, ein Priester, und Nicephorus, ein Laie, in so treuer, herzlicher Freundschaft, daß ihre brüderliche Einigkeit Allen zur Freude und Erbauung diente. Das dauerte eine Reihe von Jahren fort. Dann plötzlich, man weiß nicht wie? nicht warum? verwandelte sich diese Freundschaft in die allerbitterste Feindschaft. Sie sahen sich nicht mehr, sprachen nicht mehr mit einander, grüßten sich nicht mehr bei zufälliger Begegnung

und endlich, da alle Leidenschaften sich steigern, wenn man ihnen immer nachgibt, kam es dahin, daß sie straßenweit einander aus dem Wege gingen. Das Unkraut des Hasses hatte ihr ganzes Herz überwuchert. Nach einiger Zeit kam aber Nicephorus über das Sündhafte einer solchen Uebertretung der Nächstenliebe zur Besinnung. Er ging in sich, verlangte herzlich sich zu versöhnen und schickte einen Freund zu Sapricius, der für ihn bitten sollte. Allein Sapricius lehnte die Aussöhnung ab. Nicephorus fand keine Ruhe. Er gab Freunden, die sie früher gemeinschaftlich gehabt hatten, denselben Auftrag; doch umsonst. Da ging er zu dem vertrautesten Freunde des Sapricius und bat diesen angesehenen edlen Mann, er möge sich doch für ihn verwenden, damit Sapricius ihm verzeihe. Es geschah; doch umsonst. Der Priester des Gottes, der gesagt hat, wir müßten unserem Bruder nicht sieben Mal, sondern siebenzig Mal sieben Mal verzeihen, blieb unversöhnlich. Aber der fromme Nicephorus ließ sich dadurch nicht abschrecken. Vielleicht hatten all' diese Freunde nicht flehend, nicht demüthig genug für ihn gebeten; vielleicht nicht genug seine Bereitwilligkeit ausgedrückt, seiner Schuld sich anzuklagen und gar nichts von Sapricius zu begehren, als nur dessen Vergebung! Er konnte in seinem guten Herzen nicht diese feindselige Gesinnung ertragen, eilte selbst in das Haus des Sapricius, warf sich ihm zu Füßen und bat innig und demüthig: „Verzeihe mir, Vater! um Jesu willen, verzeihe mir." Aber der harte Mann dachte nicht an die heilige Bitte: „Vergib uns unsere Schuld," sondern wies den armen Nicephorus unerbittlich ab.

Nun brach die Valerianische Verfolgung aus, die sich zuerst gegen die Priester wendete und auch Sapricius ward eingezogen und dem Präfecten vorgeführt, welcher ihm die hergebrachten Fragen nach Stand und Namen, Amt und Glauben vorlegte und dann mit der kaiserlichen Aufforderung schloß, zwischen Götzenopfer und qualvollem Tod zu wählen. Sapricius hatte mit ruhiger Würde das Verhör bestanden und antwortete dem Präfecten uneingeschüchtert: „Wir Chri-

sten haben Christus allein zum Gott und zum König, denn Er ist der Schöpfer von Himmel und Erde. Die Götter der Heiden sind aber Götzen, die von der Welt verschwinden sollten, da sie ein Machwerk von Menschenhänden sind." Der Präfect gerieth in Zorn, ließ ihn auf die Folter werfen und die Schrauben so heftig umdrehen, daß ihm alle Gelenke verrenkt wurden. Während der grausamen Marter sprach Sapricius: „Du hast Gewalt über mein Fleisch; aber über meine Seele nur ihr Erschaffer, der Herr Jesus Christus." Und von aller Qual unbewegt hielt er lange, lange die entsetzliche Folter aus. Nun sah der Präfect ein, daß dieser Mann sich weder zwingen noch überreden lasse, und fällte ihm sein Todesurtheil durch das Schwert. Nicephorus hatte dem Verhör beigewohnt und die Standhaftigkeit des Martyrers bewundert. Als er ihn jetzt zum Richtplatz führen und der himmlischen Krone entgegeneilen sah, lief er auf ihn zu, warf sich ihm zu Füßen und rief: „Martyrer Christi, verzeihe mir, wenn ich wider dich gesündiget habe!" Sapricius antwortete ihm nicht, die Soldaten stießen den Nicephorus zurück und der Zug ging vorüber. Nicephorus eilte auf Nebengassen, kam abermals dem Sapricius entgegen, fiel vor ihm nieder und flehte: „Martyrer Christi, verzeihe mir, was ich aus menschlicher Schwachheit gegen dich gesündigt habe. Siehe! nun ist dir die Krone von Christus verliehen, weil du seinen Namen nicht verläugnet, sondern muthig vor tausend Zeugen bekannt hast; darum verzeihe mir!" Aber Sapricius wollte ihm in stolzer Verblendung seines Herzens nicht verzeihen und nicht einmal antworten, so daß die Lictoren zu Nicephorus sagten: „Einen so dummen Menschen, wie du bist, haben wir noch nie gesehen! Er geht zum Tode, er wird gleich sterben, er kann dir weder nützen noch schaden, und du bittest ihn um Verzeihung!" — „O," rief der fromme Nicephorus, „ihr wisset nicht, um was ich diesen Bekenner Christi bitte; Gott aber weiß es."

Und als sie nun sämmlich auf den Richtplatz kamen, warf sich Nicephorus wieder vor dem unbarmherzigen Priester nie-

der und ſprach unter heißen Thränen die Worte des Herrn: „Es ſteht geſchrieben: Bittet, ſo wird euch gegeben werden; ſuchet, ſo werdet ihr finden; klopfet an, ſo wird euch aufgethan.“ Es war umſonſt! Sapricius ſah ihn nicht an, hörte nicht hin, antwortete nicht, verzieh nicht, blieb ungebeugt im ſtarren Haß, im finſteren Trotz. Aber aus dieſem grauſamen, unmenſchlichen und unverſöhnlichen Herzen floh die himmliſche Gnade, die ihm bis zum letzten Augenblick Friſt zur Bekehrung gegönnt hatte. Wie die vollkommene Liebe mit Gott vereint, ſo trennt der Mangel an Liebe von Gott. Sapricius, der an ſeinem Nächſten keine Barmherzigkeit üben wollte, ſchloß ſich dadurch aus von der Verheißung der Seligkeit, welche den Barmherzigen ertheilt iſt, ſchloß ſich aus vom himmliſchen Reich, deſſen Pforten ſchon für ihn geöffnet waren. Die Lictoren geboten ihm niederzuknieen: „Weshalb?“ fragte Sapricius. „Weil du das Gebot des Kaiſers wegen eines Menſchen, der Chriſtus heißt, verachtet haſt und den Göttern nicht opfern wollteſt, ſoll dir jetzt das Haupt abgeſchlagen werden,“ antworteten ſie. „Haltet ein!“ ſchrie der unſelige Menſch; „tödtet mich nicht! ich gehorche dem Befehl, ich opfere den Göttern.“ So ſprach derſelbe Mann, der eben bei der grimmigſten Folter den Herrn nicht verläugnet und gleichſam ſchon die Welt überwunden hatte. Aber er beſtand die Prüfung in der Nächſtenliebe nicht und ſtürzte demnach aus der Ordnung der Gnade in die des natürlichen Lebens hinab, wo die Selbſtſucht das Geſetz gibt. Dieſem Geſetz folgte Sapricius. Vorher wollte er lieber ſterben, als das Gebot Gottes: „Du ſollſt keine Götter haben neben Mir“ verletzen. Jetzt wollte er lieber das Gebot übertreten, als ſterben.

Als Nicephorus dies hörte, rief er ihm bittend zu: „O mein Bruder, ſündige doch nicht und verläugne nicht unſeren Herrn Jeſus. O weiche nicht ab von ihm und verliere nicht deine Krone, welche du in ſo ſchwerer Marter dir errungen haſt.“ Sapricius wollte jetzt noch weniger auf ihn hören und beſtand feſt darauf, den Untergang im ewigen Tode, ſtatt

des Triumphes im ewigen Leben zu wählen. Nicephorus mußte nun erkennen, daß der unglückliche Sapricius abgefallen sei. Darum sagte er zu den Lictoren: „Wohlan! ich bin ein Christ. Ich glaube an den Namen unseres Herrn Jesu Christi, den dieser Mann verläugnet hat; also tödtet mich statt seiner.“ Die Lictoren staunten, daß Nicephorus, der so demüthig und flehend zu Füßen des Sapricius gelegen hatte, jetzt so kühn sich dem Tode weihe; wagten jedoch nicht, ohne Befehl des Präfecten ihn hinzurichten. Darum eilte Einer von ihnen zurück mit der Kunde: „Sapricius verspricht den Göttern zu opfern. Es hat sich aber ein Anderer gemeldet, welcher für ihren Christus sterben will und laut erklärt, er sei ein Christ und könne weder dem kaiserlichen Befehl gehorchen, noch den Göttern opfern.“ Der Präfect gab die Entscheidung ab: „Beharrt er bei diesem Entschluß, so sterbe er durch das Schwert.“ Der Lictor eilte wieder zum Richtplatz und verkündigte dies Urtheil dem Nicephorus, der es mit frohem Dankgebet anhörte und die Opferanträge weiter nicht beachtete. Da ward ihm das Haupt abgeschlagen, und sein Martertum, das er in Demuth und Liebe begonnen hatte, vollbrachte er im Glauben. Er nahm den Platz in der Herrlichkeit ein, der für seinen unglücklichen Freund bereitet war. Nicephorus zählt unter den heiligen Martyrern; aber von Sapricius geschieht keine Meldung mehr.

Afrikanische Martyrer.

Visionen, Vorzeichen, Traumgesichte und ähnliche Erscheinungen kommen sehr häufig in den Acten der Martyrer vor und deuten an, wie verloren ihre Seelen in himmlische Dinge, wie gewöhnt an die Betrachtung des Uebernatürlichen sie waren. Der materielle Mensch, der nur im Irdischen lebt und am Sinnlichen klebt, hat davon keine Ahnung; er hat aber auch keine vom Martertum.

Flavian, Diakon der Kirche von Carthago und Jünger des heiligen Cyprian, hatte bei einer Erscheinung seines geliebten Bischofs und Lehrers ihn gefragt, ob er den tödtenden Schwertstreich gefühlt habe, und die Antwort erhalten: „Der Leib fühlt nichts, wenn die Seele ganz Gott hingegeben ist, und das Fleisch leidet nichts, wenn der Geist im Himmel ist.“ Wer von solcher Kraft des Glaubens und solchem Schwung der Liebe erfüllt ist, wird dadurch die Befähigung empfangen können, die Geheimnisse Gottes zu verstehen. Der heilige Cyprian hatte in einem Brief an den Successus geschrieben, „seine Kleriker wären alle nach der Frömmigkeit ihres Herzens zu der unvergänglichen himmlischen Herrlichkeit bereit.“ Viele von ihnen wurden berufen, dies Zeugniß wahr zu machen und sind auch die Namen der Meisten untergegangen, so sind doch einige Acten gerettet worden, in denen sich der Ausspruch des heiligen Bischofs glänzend bewährt. Der Proconsul von Afrika, Galerius Maximus, der ihn zum Tode verurtheilt hatte, starb einige Tage nach ihm und bis zur Ankunft eines anderen Proconsuls führte der Procurator Solon das Regiment mit großer Grausamkeit zu Carthago. Eine Menge von Christen aus allen Ständen, Männer, Frauen, Kinder, wurden eingekerkert. Es hieß freilich, nur die Priester sollten mit dem Tode gestraft werden, weil sie als die Anführer der Religionsrebellen betrachtet wurden; aber in der Ausführung nahm man es nicht so genau. Unter den Verhafteten befanden sich fünf Priester, der Diakon Flavian und zwei Katechumenen, sämmtlich Schüler des heiligen Cyprian. Sie schrieben selbst ihre Leidensgeschichte auf und Glaubensbrüder ergänzten das Ende.

Man warf sie in einen Kerker, dessen Qualen alle Vorstellung überstiegen. Welche Tage und Nächte sie darin zubrachten, wie sie von Hunger, Durst und Erschöpfung gefoltert wurden, das deuten sie nur an und setzen hinzu: „Wir gingen in den Ort der größten Strafe, wie in den Himmel; denn je größer die Pein, deste größer ist auch Der, welcher sie in uns überwindet.“ Der eine Katechumen starb, nachdem er im

Kerker die heilige Taufe empfangen hatte; der andere vorher; sie waren noch nicht dem Leibe nach gegen all diese Schreckniſſe gewaffnet, allein im Geiſt waren ſie ganz unerſchütterlich geblieben. Rennus, einer der Prieſter, hatte einen Traum, der Alle mit ſüßer Freude erfüllte. Er ſah Jeden einzeln aus dem Kerker führen und Jedem wurde ein Licht vorgetragen. Dann waren noch Andere da, aber ohne Lichter, und ſie blieben im Kerker. Als die kleine Schaar mit ihren Lichtern beiſammen und heraus war, erwachte Rennus, und wie er ſeinen Leidensgenoſſen den Traum erzählte, waren ſie ſelig in der Zuverſicht, mit Chriſtus zu wandeln, „der eine Leuchte iſt für unſre Füße" (Pſalm 118.). Auf die frohe Nacht folgte ein froher Tag. Mit Ketten belaſtet wurden ſie vor den Procurator, aber erſt zum Schauſpiel des Volkes um das ganze Forum geführt. Durch ihr treues Bekenntniß überwanden ſie den Satan, indem ſie vor keiner Todesfurcht ſich ſchrecken ließen, und da die Stunde ihrer Erlöſung noch nicht gekommen war, mußten ſie in's Gefängniß zurück. Dort ſtand ihnen ein ſchrecklicher Kampf bevor und zwar viele Tage lang. Der Procurator ließ ſie Mangel leiden an friſchem Waſſer, was bei ſo vielen Kranken, Schwachen und Verſchmachtenden eine unſägliche Qual war, eine langſame Agonie, wenn man ſich die Hitze und die ſchlechte Luft hinzu denkt. „Aber dieſes Leiden, dieſes Elend, dieſe Nothen nahm Gott auf ſich." Er ließ es nicht an Troſt fehlen. Der Prieſter Victor hatte eine liebliche Viſion. Er ſah ein Kind von ſtrahlender Schönheit, welches ſie Alle im Kerker umherführte, ohne daß ſie den Ausgang finden konnten; worauf es ſprach: Ihr müßt noch ein wenig leiden, aber vertraut auf mich, ich bin bei euch. Der Geiſt verlangt wohl nach Gott und die Seele ſieht ſich wohl um nach der Heimath, doch getroſt! die Krone wird um deſto ſtrahlender ſein. Aber wo iſt das Paradies? fragte Victor. — Nicht auf der Welt, ſagte das Kind. — O zeige es mir! bat Victor. — Wo wäre dann der Glaube, erwiderte das Kind. — Nach wenigen Tagen ſtarb Victor den Martertod.

Eine Frau, Namens Quartilloſia, die vor drei Tagen ihren Gatten und ihren Sohn zum Tode hatte führen ſehen und bald denſelben Weg wie ihre Geliebten ging, wurde auch durch eine Erſcheinung in dieſen großen Qualen des Leibes und der Seele wunderbar getröſtet. Sie ſah ihren Sohn am Rande eines Waſſers ſitzen und er ſprach: Der Herr hat eure Drangſal und Nöthen angeſehen. Darauf erſchien ein erhabener Jüngling, ſagte: Seid getroſt, ihr Alle! Gott iſt eurer eingedenk! und reichte den Gefangenen zu trinken in Schalen, die nicht leer wurden. Gerade an dieſem Tage wurde ihnen aber jede Nahrung entzogen und ſie bekamen auch nicht einen Tropfen Waſſers. Man wollte ſie durchaus zum Abfall drängen, nicht zum Tode. Erſt am nächſten Tage gelang es den Glaubensbrüdern, ihnen reichliche Speiſe und Labung zukommen zu laſſen, und ſie erholten ſich und prieſen die Gnade des Allmächtigen.

Aber zum Martyrerthum gehörte nicht blos Standhaftigkeit im Leiden und Bereitwilligkeit zu ſterben, ſondern auch eine fleckenloſe Seele. Deshalb waren die Viſionen troſtreich immer, doch manchmal auch warnend; denn Martyrer ſind Menſchen und können demnach fallen. Zwiſchen den beiden Prieſtern Julian und Montanus war eine Meinungsverſchiedenheit geweſen wegen einer abtrünnigen Frau, die ſich jetzt wieder zur chriſtlichen Gemeinſchaft halten wollte, und in Folge davon blieb Montanus, ein feuriger raſcher Mann, kalt und verſtimmt gegen Julian. Da ward ihm ein warnendes Geſicht im Schlaf. Die römiſchen Centurionen kamen und führten ihn auf ein weites Gefilde und dann in einen hell glänzenden freien Raum. Da wurde ſein Gewand weiß und licht, aber ſein Leib noch lichter als das weiße Kleid und dabei ſo durchſichtig, daß das Innerſte ſeines Herzens zu ſchauen war. Als Montanus nun einen Blick in ſeine Bruſt hineinwarf, erſchrack er ſehr, denn er ward einige dunkele Flecken gewahr. Zugleich erkannte er aber auch, was das ſei: die Flecken rührten daher, daß er mit Julian uneins geworden ſei. „Denn die Eintracht der Liebe muß erhalten werden. Daß Diejenigen

das Erbe Gottes empfangen werden, die mit ihren Brüdern in Frieden leben, verkündigt der Herr selbst, indem Er spricht: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes heißen (Matth. V. 9.). Der Apostel legt das so aus: Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, insofern wir mit Ihm leiden und mit Ihm verherrlicht werden. Kann keiner Erbe sein, der nicht Kind ist, und keiner Kind Gottes, der nicht friedfertig ist: so kann auch das Erbe Gottes keiner erlangen, der den Frieden bricht." Ihre Visionen waren keine leeren Träumereien und Spielereien, sondern sowohl in tiefer Uebereinstimmung mit den Geheimnissen und den Lehren des Glaubens, als auch treue Wegweiser zur Vervollkommnung.

Monate vergingen in der qualvollen Haft. Da ließ der Procurator sie wieder vorführen und Alle freuten sich auf ihr Siegesfest. Es legte auch Jeder sein Bekenntniß mit freudigen Worten ab. Doch da ereignete es sich, daß Flavians Freunde, von falscher Liebe bewogen, aussagten, er sei nicht Diakon, dürfe also auch nicht das Schicksal der Priester theilen. Flavian betheuerte wiederholt, er sei Diakon; allein seine zahl- und einflußreichen Freunde setzten durch, daß man ihn in's Gefängniß zurückschickte. Die Uebrigen wurden zur Enthauptung verurtheilt und sogleich fortgeführt. Aus Liebe und Theilnahme fanden sich die Christen zahlreich und noch zahlreicher die Heiden aus Neugier ein. Die Heiterkeit auf dem Gesicht der Martyrer war die beste Glaubenspredigt, die sie halten konnten; doch sprachen sie auch noch ermuthigend, kräftigend, tröstend zu der Heerde Gottes, die an ihnen, als an Cyprians geliebten Schülern, innig hing. Lucius, der zart gebaut und von Natur sanft und schüchtern war, hatte durch Elend und Krankheit so schwer gelitten, daß man fürchtete, er könne im großen Gedränge vielleicht den Geist aufgeben und um das Glück kommen, sein Blut für Christus zu vergießen. Deshalb umringten ihn die Gläubigen so, daß die Menge sich ihm nicht aufdrängen konnte. Er vermochte auch nicht viel zu sprechen; aber wenn die Brüder ihn baten:

„Gedenke unser;“ so antwortete er, als ob ihm die Palme und der Himmel noch lange nicht gewiß wären, in tiefster Demuth: „Gedenket ihr meiner.“ Dann kamen die Uebrigen und Montanus zuletzt, stark und herrlich an Körper und Geist, wie er es immer gewesen war. Wie ein Prophet rief er: Wer den Göttern opfert und nicht dem Herrn allein, wird ausgerottet worden! Allen sagte er etwas Passendes. Die Ketzer beschwor er, „aus der Menge der Martyrer die Wahrheit der Kirche zu erkennen und zu ihr zurückzukehren;“ den Abgefallenen sagte er, von ihrer vollkommenen Buße würde ihre Aussöhnung mit der Kirche und dereinst das Urtheil Christi über sie abhängen; die Getreuen ermahnte er, die Krone der Treue zu bewahren; die Jungfrauen, in der Heiligkeit voranzuschreiten; die Priester, zu einmüthiger Gesinnung und Liebe zum Frieden. Als die Hinrichtung an den übrigen vollzogen und das Schwert schon über Montanus geschwungen war, breitete er die Hände zum Himmel aus und bat Gott mit lauter, den Christen und Heiden vernehmlicher Stimme, daß Flavian ihnen am dritten Tage nachfolgen möge, und das Tuch, womit er sich die Augen verbinden sollte, zerriß er in zwei Theile und sagte, die eine Hälfte sei für Flavian, der sie übermorgen brauchen werde. Und so schied Montanus, mit dem Panzer des Glaubens und mit dem Helm des Heils gerüstet, von der Erde ab.

Flavian, „dem eine feindselige Freundschaft das Leben retten wollte,“ war betrübt über die Trennung von seinen Gefährten, jedoch ergeben in den Willen Gottes, in sein Gefängniß zurückgekehrt. Wer sich mehr darüber grämte, als er, und wen er gar trösten mußte, das war seine Mutter, die immer bei ihm gewesen war und ihn auch jetzt nicht verließ, eine Frau wie jene Mutter der Maccabäer, von unbesiegbarem Glauben und unerschüttertem Geist. „Du weißt ja, geliebte Mutter,“ sprach er tröstend zu ihr, „daß ich immer verlangt habe, das Marterthum recht zu genießen und recht lange die Ketten zu tragen. Sieh, nun wird mein Wunsch erfüllt, also müssen wir uns freuen, nicht grämen.“

Aber nur „zwei Tage nahm der Schmutz des Kerkers den Mann des Himmels auf, für den schon die paradiesische Wohnung bereitet war.“ Er hatte seine Hoffnung fest auf das Gebet seiner Freunde gesetzt; und sie ward erfüllt. Am dritten Tage holten ihn Soldaten ab. Während er im Gerichtshof wartete, bis er zum Verhör kam, blieben nicht nur seine Schüler und andere Katechumenen und Gläubige bei ihm, sondern viele Heiden, die in früheren Jahren mit ihm die Wissenschaften studirt hatten, wollten ihn noch sehen und ihn, wo möglich, durch Bitten und Vorstellungen bewegen, den Göttern zu opfern und sein Leben zu retten. Er dankte ihnen liebreich für den Rath, den sie nach ihrem Sinn aus Freundschaft ihm gaben, und setzte hinzu: „Wir Christen leben, auch wenn wir getödtet werden, und der Tod besiegt uns nicht, sondern wir siegen durch ihn. Wollt ihr zur Erkenntniß dieser Wahrheit kommen, so müßt ihr Christen werden.“ Aber wenn die Heiden auch einen Gott annahmen, so wurde der Glaube an ein Leben nach dem Tode ihnen doch noch viel schwerer. Endlich begann sein Verhör. Der Procurator fragte, weshalb er sich für einen Diakon ausgebe, da er doch keiner sei? Flavian sagte: „Ich lüge nicht, ich bin Diakon.“ Ein Centurion brachte ein schriftliches falsches Zeugniß, das man gegen Flavians Behauptung ausgestellt hatte. Dieser fragte: „Ist es denn aber wahrscheinlich, daß ich in dieser Sache lüge?“ Das Volk schrie: „Ja, ja! du lügst!“ Der Procurator foderte ihn auf, die Wahrheit zu sagen. „Was hätte ich denn von einer Lüge, die mir den Tod bringt?“ fragte Flavian. Er war nun einmal der Liebling des Volkes, darum ward es sehr aufgebracht, daß er sich nicht wollte retten lassen, und begehrte mit großem Geschrei seine Folterung; nicht eigentlich, um ihn zu peinigen, nur um ihn zur Lüge zu zwingen. Aber was vermochte die Folter über ihn, der im Kerker, als sie Alle von Hunger und Durst gefoltert wurden, seinen geringen Antheil sich versagte, um Schwächere und Kranke zu sättigen? Er hatte hundertmal die Folter durchgemacht, darum ward sie ihm auch jetzt erspart und der Procurator verurtheilte ihn ohne Weiteres zum

Schwert. Nun war er wonnevoll und sein Gang zum Tode glich einem Festzug. Viele Priester, all' seine Schüler, zahlreiche Gläubige gaben ihm ein Ehrengeleit. Mit heiterer Würde ging er zwischen ihnen und erzählte ihnen die Traumerscheinungen, die ihn in den letzten Tagen erquickt hatten; wie ein erhabener Mann zu ihm gesprochen habe: „Du bist traurig? und du warst zweimal Bekenner und wirst zum drittenmal Martyrer werden!" Und wie der Bischof Successus, welcher die Marterkrone errungen, ihm, leuchtend von Antlitz und Gewand, zugerufen habe: „Komm zum Leiden!" Ein milder, aber reichlicher Regen begann zu fallen, den Gläubigen zur Freude, denn er hielt die Heiden von dem Zuge zurück, und Flavian sagte: „Es mußte regnen, damit, wie beim Leiden des Herrn, Wasser und Blut sich vermische." Dann segnete er, ungestört durch heidnische Neugier, die Brüder, gab ihnen Allen den Friedenskuß, trat auf eine kleine Erhöhung und sagte: „Ihr habt den Frieden, meine Geliebteste, wenn ihr den Frieden der Kirche und die Einheit der Kirche bewahrt. Und glaubt nur nicht, daß ich mit diesen Worten etwas Geringes gesagt habe! Unser Herr Jesus Christus, da er dem Leiden nahe war, empfahl dasselbe, als er sprach: Das ist mein Gebot, daß ihr [illegible] untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe." Mit der Hälfte des Tuches, die Montanus für ihn bestimmt hatte, verband er sich nun die Augen, kniete zum Gebet nieder und endete betend sein Leiden.

Die heiligen Marian, Jakobus und Andere.

Nach der bischöflichen Stadt Cirtha (dem heutigen Constantine) in Numidien kamen auf einer kleinen Reise drei vertraute Freunde, Jakobus, ein Diakon, Marian, ein Lector, und ein Dritter, dessen Name nicht bekannt, der aber Verfasser der Leidensacten der Anderen geworden ist. Sie fuhren auf einem sehr holperigen Wege und die Sonne stand

hoch am Himmel; dennoch schlief Jakobus ein und hatte folgendes Traumgesicht: Ein Jüngling von überirdischer Gestalt, dessen Antlitz sich über die Wolken erhob und der in fliegende leuchtende Gewänder gekleidet war, ging an ihm vorüber, ohne die Erde zu berühren, und warf zwei purpurfarbene Gürtel ihm und dem Marian zu, indem er sagte: Folget mir geschwind. Jakobus erwachte und erzählte freudig seinen Gefährten diesen Traum, der ihnen eine Verheißung des Martertums zu enthalten schien. In Cirtha war die Verfolgung ungeheuer blutig. Zwei gottselige Bischöfe, Agapius und Secundinus, wurden aus ihrem Exil fortgerissen und wieder nach Cirtha gebracht. Sie trafen unterweges mit jenen Reisenden zusammen und so wurden sie sämmtlich in den Kerker geworfen, wo die rohe Grausamkeit der Soldaten ihnen schwere Leiden bereitete. Aber die Anwesenheit, das Beispiel und die Ermahnungen der heiligen Bischöfe war ein großes Labsal für die Gefangenen. Dem Bischof Agapius waren zwei ganz junge Mägdlein, Tertullia und Antonia, anvertraut worden; aber in diesen schrecklichen Tagen konnte er sie nicht schützen, nicht versorgen. Mehrmals flehte er inbrünstig zu Gott, sie möchten, obwohl ja noch Kinder, mit ihm die Marterkrone erringen. Da antwortete ihm eine Stimme: Warum bittest du so oft um etwas, das du schon beim ersten Mal erlangt hast? Und wirklich, die zarten Kinder Tertullia und Antonia bekannten und litten mit dem heiligen Bischof.

Zwei Tage später winkte die Palme auch dem Jakobus und Marian. Der Erstere hatte schon die Stürme der Decischen Verfolgung ausgehalten. Diese Peinen wiederholten sich jetzt und fanden ihn ebenso unbeugsam. Er hatte sich gleich als einen Diakon angegeben, daher ließ man ihn nicht wenig peinigen. Marian, der nur Lector war und dem man das Geständniß abpressen wollte, daß er schon Priester sei, wurde aber noch viel schärfer gefoltert und dann an den beiden Daumen aufgehängt, während man schwere Gewichte an seinen Füßen befestigte. Es war eine unerträgliche Qual, wie der wunde verrenkte Leib mit der schweren Last an den

zarten Sehnen hing. Allein je matter der Körper, um so kräftiger wurde sein Geist, und der Statthalter ließ Beide in den Kerker zurückführen, wo sie sich mit den Brüdern in der Hoffnung auf ihre Siegeskrone herzlich freuten. Trotz der Zerfleischung seines Leibes fiel Marian sogleich in einen tiefen ruhigen Schlaf, der ihn doppelt erquickte, weil er ein liebliches Traumgesicht hatte. Er sah einen strahlenden Thron und auf demselben saß ein Richter. Daneben erhob sich eine Bühne, zu welcher viele, viele Stufen emporführten und die Schaaren der Bekenner wallten hinauf, um ihr Urtheil zu hören. Da sprach eine dröhnende Stimme: Bringe den Marian! und er stieg hinauf. Plötzlich erschien zur Rechten des Richters Cyprian und sagte lächelnd zu Marian, dem er die Hand reichte: Komm und setze dich zu mir. Da saß er nun, während andere Schaaren verhört wurden, bis der Richter aufstand und sie ihn nach seinem Palast begleiteten. Der Weg ging durch anmuthige Auen, die mit Pinien und Cypressen wie mit einem grünen Kranz umgeben waren. Mitten in diesen heiteren Gefilden tauchte ein lauterer Quell auf, der in vielen Bächen sein Wasser ausströmte. Da verschwand der Richter. Cyprian nahm eine Schale, schöpfte aus dem Quell und trank, schöpfte wieder und reichte sie dem Marian, der sie mit Freuden leerte, Gott dankte und bei diesem Dank erwachte. — Das Wasser, welches in der heiligen Schrift so oft ein mystisches Labsal und eine mystische Ueberfülle der Gnaden bezeichnet, kommt in demselben Sinne gar häufig in den Gesichten der Martyrer vor.

Einige Tage ließ man ihnen Ruhe, dann forderte man sie wieder vor den Statthalter. Bei dem erneuerten Bekenntniß, das sie ablegten, ereignete es sich, daß ein Mann durch die unsägliche Freudigkeit, mit der er sie betrachtete, als ein Christ erkannt wurde. Man fragte ihn und er leugnete es gar nicht und ließ sich selig mit den Bekennern einsperren; „denn die Kerker waren bei den Heiden die einzigen Herbergen der Gerechten.“ Der grausame Statthalter wußte immer neue Erfindungen der Bosheit zu machen. Er schied streng Laien und

Priester von einander, weil er hoffte, jene würden leichter abfallen, wenn sie ohne geistlichen Trost, Zuspruch und Stütze wären. Aber diese Bosheit half ihm nichts; sie blieben standhaft und er hatte nun so viel mit den Verhören und Hinrichtungen der Laien zu thun, daß die Geistlichen sich ein wenig betrübten, weil jene ihnen mit der Palme voraneilten. Da sah Jakobus in einer Nacht den heiligen Bischof Agapius mit seinen Leidensgefährten ganz verklärt und froh bei einem prächtigen Festmahl. Hingerissen vom Geist der Gnade und Liebe eilte er mit Marian dieser seligen Gesellschaft zu. Da lief ihnen ein Knabe entgegen, der mit seinem Zwillingsbruder und seiner Mutter einige Tage vorher gelitten hatte. Der Kleine trug einen Kranz von Rosen und in der Rechten einen frischen, grünen Palmzweig und rief ihnen zu: „Freuet euch und frohlocket! morgen werdet ihr mit uns das Abendmahl halten.“ Kaum brach der Tag an, so erfüllte Gott seine Verheißung. Die Schergen kamen; das Urtheil ward vom Richter verkündet und mit einer Menge anderer Schlachtopfer führte man die Martyrer zu dem Ort der Hinrichtung. Es war ein schmales Thal, durch welches ein Strom zwischen kleinen Hügeln floß, die ein natürliches Amphitheater für die zahlreichen Zuschauer bildeten. Am Ufer wurden die Martyrer in mehreren Reihen mit verbundenen Augen neben einander aufgestellt, damit der Henker nur an ihnen vorüber zu gehen brauchte, um ganz geschwind einen Hals nach dem anderen zu treffen, wodurch die Sache beschleunigt und erleichtert wurde; denn auf dem nämlichen Platz hätte er unmöglich Alle enthaupten können, weil zu viel Leichen aufgeschichtet, zu viel Blut zusammengeflossen wäre. Jetzt ging die gräßliche Metzelei in Ruhe und Ordnung vor sich. Ein Märtyrer nach dem Anderen sank vom Todesstreich getroffen zu Boden und Ströme von Blut rötheten die Wellen des Flusses. Die gottselige Maria, die Mutter des Marian, hatte sich eingefunden, um dem Siege ihres theuern Sohnes mit heldenhafter Liebe beizuwohnen. Sie wurde nicht müde, mit frommer Zärtlichkeit sein blutiges Haupt zu küssen

und Gott zu preiſen, das für Marian das Loos ſo lieblich gefallen und ein ſo herrliches Erbtheil ihm geworden ſei.

Der heilige Fructuoſus.

Der erſte Martyrer in Spanien, von deſſen Leiden man zuverläſſige Acten hat, war ein guter Hirt, der fromme Biſchof von Tarragona, Fructuoſus. Wie bei all' ſolchen Lieblingen Gottes waren auch bei ihm die Gnaden und die Tugenden ſo groß, daß ſich ſogar die Heiden einer zärtlichen Ehrfurcht vor ihm nicht erwehren konnten. Um wie viel inniger mußte die Liebe ſeiner Gemeinde ſein! — Es war noch nicht Tag und er ruhte auf ſeinem Lager, da klopften ſechs Soldaten an ſeine Thüre. Als Fructuoſus die vielen Fußtritte hörte, wußte er wohl, was das zu bedeuten habe, ſtand geſchwind auf und eilte mit bloßen Füßen zu ihnen hinaus. Sie ſagten ihm, daß Aemilianus, der Präfect, ihn und ſeine beiden Diakone, Augurius und Eulogius, fordere. „Ich bin bereit," ſprach der Biſchof demüthig, „nur will ich, wenn ihr es erlaubt, meine Schuhe anziehen." — „Thue das," ſagten die Soldaten. Inzwiſchen kamen auch die beiden Diakonen und man führte alle Drei in den Kerker. Fructuoſus war wonnevoll, denn er rechnete mit zuverſichtlicher Freudigkeit auf die Krone des Lebens, zu welcher er nach dem Kampf und dem Leiden berufen werde. Viele Prieſter und Laien ſeiner Heerde waren im Kerker bei ihm, um ihm zu dienen, ſeiner Nähe ſich zu erfreuen und ſeine Fürbitte in Anſpruch zu nehmen. Er war immer im ſeligen Gebet und taufte während ſeiner Gefangenſchaft den Katechumen Rogatian. Am ſechsten Tage wurde er vor den Präfecten geführt und gefragt: „Haſt du ſchon gehört, was die Kaiſer befohlen haben?" — „Ich habe nichts gehört," antwortete der Biſchof, „aber ich bin ein Chriſt." — „Sie haben befohlen, die Götter zu verehren." — „Ich verehre den Einen allmächtigen Gott, der

die ganze Welt geschaffen hat." — „Weißt du denn nichts von den Göttern?" — „Nein!" — „Dann wirst du es lernen müssen; denn wer soll gehört, verehrt, angebetet werden, wenn nicht die Götter und das geheiligte Antlitz der Kaiser?" Der Bischof schwieg, hob Augen und Herz empor zu Gott und sammelte sich im innerlichen Gebet, während der Präfect den Augurius ermahnte, nicht dem Beispiel seines Bischofs zu folgen. Aber der fromme Diakon antwortete ihm mit derselben Erklärung. Da wendete sich Aemilian zu dem andern Diakon mit der Frage: „Und du? Du betest wohl gar den Fructuosus an?" — „Nicht ihn," entgegnete Eulogius, „sondern Denjenigen, welchen auch Fructuosus anbetet." — „Bist du Bischof?" fragte der Präfect den heiligen Mann. — „Ich bin es." — „Du warst es!" entgegnete hohnlachend Aemilian und sprach das Urtheil, alle Drei zu verbrennen. Sie wurden sogleich nach dem Amphitheater geführt, wo der Scheiterhaufen aufgeschichtet ward. Unterweges brach die Liebe des heidnischen Volkes zu dem herrlichen Mann in Mitleid und Wehklagen aus; aber die Christen betrübten sich nicht, denn sie wußten wohl, welcher Glorie ihr Bischof, der so recht ein Bischof nach dem Herzen Gottes war, zueilte; sie freuten sich für ihn; nur daß er sie in der Trübsal einsam ließ, das machte sie traurig. Sie boten ihm einen Becher voll gewürzten Wein an, um ihn ein wenig zu stärken. Aber es war Freitag, da währte die Faste bis drei Uhr Nachmittags und jetzt war es erst zehn Uhr Vormittags. Fructuosus lehnte den Trank ab und sagte: „Es ist noch nicht an der Zeit." Er hoffte auf das himmlische Freudenmahl im Paradiese, das der Herr Denen bereitet hat, die ihn lieben, und ging froh und ruhig weiter. Vor dem Amphitheater kam ihm sein Lector Augustalis in Thränen entgegen und bat ihn mit demüthiger Liebe um Erlaubniß, ihm die Schuhe ausziehen zu dürfen, denn seine Cleriker liebten ihn wie einen Vater und drängten sich dazu wie gute Kinder, ihm kleine Dienste zu leisten. „Laß es nur, mein Sohn," sagte Fructuosus liebreich, „die selige Verheißung gibt mir Kraft."

Und freudig zog er sich die Schuhe und das Oberkleid aus. Ein christlicher Soldat, Namens Felix, ergriff seine Rechte und bat ihn seiner eingedenk zu sein. Mit lauter Stimme, um von Allen gehört zu werden, antwortete Fructuosus: „Ich muß ja der ganzen katholischen Kirche, die vom Aufgang bis zum Niedergang ausgebreitet ist, eingedenk sein.“ Wie in einem Triumphbogen stand er im Thor des Amphitheaters, denn er ging nicht der Strafe und dem Untergang, sondern dem Siege und dem Lohne zu. Er wendete sich nun nochmals zu den Seinen und sprach Allen vernehmlich: „Der Herr wird euch nicht ohne Hirten lassen und weder jetzt noch in Zukunft wird die Liebe und Verheißung des Herrn euch fehlen. Betrübt euch nicht! mein Leiden ist nur das einer Stunde.“ Und mit seinen beiden Diakonen ging er getrost in die Flammen. Da standen sie ganz frei, nur ihre Hände waren gebunden; aber das Feuer verbrannte die Stricke und nun warfen sie sich auf die Knie, breiteten ihre Arme in Kreuzesform aus, versenkten sich in das heilige und gewohnte Geschäft ihres Lebens, in das Gebet und als lebendige Siegeszeichen des Herrn riefen sie Gott an und hauchten zugleich ihre heiligen Seelen aus.

Zwei Christen dienten im Hause des Aemilian, dessen Tochter ihre Gebieterin war. In der Begleitung dieses jungen Mädchens waren sie Zeugen vom Tode der Märtyrer und sahen, wie sich über dem Scheiterhaufen die befreiten Seelen in den Himmel erhoben. Sie zeigten das wunderbare Schauspiel ihrer Herrin und das Mägdlein sah, was sie sahen. Sie eilten nun zu Aemilian und sprachen: „O komm' und sieh, wie Diejenigen, welche du zum Tode verurtheilt hast, ihrer Hoffnung, dem Himmel, zurückgegeben werden.“ Aemilian kam, aber er sah nichts. Himmlische Visionen sind für reine Augen und reine Herzen. In der Nacht kamen die Christen, sammelten die Asche und die Gebeine, und Jeder gedachte seinen Theil als ein geheiligtes Andenken aufzubewahren. Sie wurden aber Alle durch ein und dasselbe Wunderzeichen, das sich an verschiedenen Orten kund gab, aufge-

fordert, sämmtliche Reliquien an einem und demselben Platz aufzubewahren. Daher begruben sie die Gebeine feierlich in einer Kirche und unter einem geweihten Altar.

Der heilige Cyrillus.

Nicht der äußere Krieg war in dieser Verfolgung das härteste! Daß Kaiser und Richter, Volk und Obrigkeit, Soldaten und Priester, Heiden und Juden auf die Christen eindrangen, war doch wenigstens ein offener Krieg. Aber der heimliche und häusliche, der sich entspann in einem Hause, in einer Familie, an einem Heerd, unter einem Dach, der untergrub die Sicherheit in den Verhältnissen und die Liebe in den Herzen; der war die Erfüllung der Worte des Herrn (Matth. X.): „Es wird der Bruder den Bruder und der Vater den Sohn übergeben.“ Denn gerade dieses befahlen die kaiserlichen Edicte, gerade dies Zerfleischen des eigenen Leibes, gerade dies Wüthen gegen das eigene Herz. Dadurch, so wähnten die Heiden, müsse das Christenthum sein Herzblut ausströmen und absterben; aber sie wußten nicht, daß der göttliche Heiland sein Blut ewig erneuernd und erfrischend durch alle Adern des Leibes der Kirche gießt; daß „wenn die Mutter ihres Kindes vergessen könnte,“ der himmlische Vater ein solches seinetwegen verstoßenes Kind hundertfach lieben und segnen will; und daß Er „aus dem Munde der Kinder und Säuglinge sich Lob bereitet,“ während die Welt Ihn haßt und verfolgt. Eines dieser begnadeten Kinder war Cyrillus, ein Knabe von kaum zwölf Jahren. Zu Cäsarea in Cappadocien lebten seine Eltern reich und angesehen im Heidenthum. Aber Cyrillus wendete sich schon in zartester Kindheit dem wahren Glauben zu. Wer ihn darin unterrichtet hatte — ob seine Wärterin, oder ein Sklave des Hauses, oder ein Spielgefährte — Niemand wußt' es! immer führte er den süßen Namen Jesu im Munde, nannte sich Christ, bevor man vermu-

then konnte, daß er überhaupt irgend etwas vom Chriſtenthum wiſſe und ſetzte ſeine Eltern in großes Erſtaunen, daß er dieſe ſeltſame Art zu ſpielen habe. Denn ſie hielten ſeine Aeußerungen eben nur für unverſtändiges Kinderſpiel. Aber für Cyrillus war es eine höchſt ernſte und entſchiedene Angelegenheit! Er ſprach von nichts lieber, als von ſeinem Wunſch, Chriſtus zu verherrlichen, und ſtrebte dabei ſo innig und aufrichtig nach allem Guten, nach Gehorſam, Fleiß, Mildthätigkeit, Sanftmuth, daß viele Kinder ſeines Alters ihm nacheiferten und daß er alle Herzen gewann. Nur nicht das Herz ſeines eigenen Vaters! Ungerührt durch die lieblichen Tugenden des Knaben, mißhandelte er ihn durch Vorwürfe, Drohungen und Schläge ohne die mindeſte Veranlaſſung. Der Glaube gab jedoch dem Knaben eine wunderbare Standhaftigkeit. Je mehr ihn der Vater mit Schimpf und Strafe überhäufte, um ſo freudiger nannte Cyrillus ſich Chriſt, ertrug alle Grauſamkeiten ſehr gern, machte ſich gefaßt auf noch viel größere Leiden und liebte ſeinen Vater mit demüthiger Zärtlichkeit. Doch der harte Mann blieb ungerührt und nahm daher eben ſo zu in der Bosheit und im Haß, wie ſein Sohn in der Tugend und in der Liebe. Eines Tages ließ er Cyrillus dermaßen geißeln, daß deſſen zarter Körper ganz mit Wunden bedeckt war. Dann fragte er ihn, ob er dem Chriſtenthum entſagen wolle? und als Cyrillus es verneinte, ließ ihn der Vater aus dem Hauſe jagen, verſchloß ihm für immer die Thüre, ſagte ſich gänzlich von ihm los und enterbte ihn. Die Freunde und Geſinnungsgenoſſen des Vaters lobten dieſe Handlungsweiſe ſehr und fanden es äußerſt verſtändig, in dieſer Art die Chriſtenbrut zu vertilgen. Cyrillus war nun auf Einmal ein Bettel- und ein Waiſenkind geworden, verwundet, verſtoßen und blutarm. Aber der ſelige Knabe achtete dieſe Behandlung ſeines Vaters für gar nichts und ſagte, er verliere nur wenig und Geringes und Das, was der Glaube, der im Herrn lebt, ihm verheiße, ſei unendlich viel größer, beſſer und herrlicher. Der gottbegeiſterte Starkmuth dieſes Kindes ſetzte die ganze Stadt in Bewegung: die Chriſten, um Gott zu preiſen, der die Kleinen

und Schwachen zu Seiner Verherrlichung Sich auserwählt; die Götzendiener, um in Zorn zu entbrennen, daß ein kleiner Knabe mit so unerhörter Kühnheit ihre Götter verachte. Wenn die Kinder so gesinnt waren, was hatten sie dann von den Männern zu erwarten? Der Richter zu Cäsarea ließ Cyrillus durch Soldaten aufsuchen und vor sich führen, drohte ihm mit einem strengen Gericht, wenn er nicht dem Glauben entsage und sah gleich, daß diese Drohung ihn nicht im mindesten erschrecke. Muthig stand der Knabe vor ihm, beantwortete seine Fragen, lehnte seine Zumuthungen ab, sprach mit himmlischer Weisheit und wußte von keiner Furcht. „Kind," sagte endlich der Richter, um doch auch den Weg der Milde zu versuchen, „ich will dir deine Vergehungen verzeihen und dein Vater will es ebenfalls thun, will dich wieder aufnehmen in sein Haus und zu seinem Erben dich einsetzen, wenn du nur wieder vernünftig wirst und zur Erkenntniß deiner Thorheit kommst." Cyrillus antwortete: „Ich freue mich unfreundlich behandelt zu werden; denn um so freundlicher wird Gott mich aufnehmen. Ich freue mich, aus dem Hause meines Vaters ausgeschlossen zu sein, denn ich werde ein um so schöneres bewohnen. Ich freue mich arm zu sein, um ewige Reichthümer zu besitzen, und einen guten Tod fürchte ich ganz und gar nicht, weil ich ein besseres Leben erwarte." Als er dies mit einer übernatürlichen Kraft gesagt hatte, befahl der Richter laut, ihn zu fesseln, wie Jemand, der zum Tode geführt wird; heimlich aber, man solle ihn nur durch Drohungen schrecken und ihm Folter und Holzstoß zeigen, ohne ihm ein Leid zuzufügen. Das geschah. Man legte Feuer an den Holzstoß, man ergriff Cyrillus, wie um ihn hinauf zu werfen, man berührte seine Schultern mit Geißeln, seine Seiten mit Krallen und Zangen; er blieb ruhig und unerschrocken. Die Schergen schickten dem Richter einen Boten mit der Nachricht, Cyrillus weine nicht, fürchte sich nicht, gehe ganz bereitwillig dem Tode entgegen, und was sie nun zu thun hätten? Dem Richter that es leid um den herrlichen Knaben. Er ließ ihn zurückrufen, er wollte ihn belehren, oder wenigstens ihn über-

reden. „Du haſt nun Feuer und Schwert geſehen, mein Kind," ſprach der Richter; „ſie können dich tödten; alſo beſinne dich, damit dein Vater dir wieder ſein Haus öffne und in dein Erbe dich einſetze." „O Herr," antwortete der ſelige Knabe, „wie thuſt du mir weh, daß du mich zurückrufen ließeſt, daß umſonſt das Feuer angezündet und das Schwert geſchärft ward! Das Haus, das ich zu bewohnen eile, iſt größer als das meines Vaters, und das Erbtheil meines Herrn iſt reicher, als mein väterliches Erbe. Tödte mich ſchnell, damit ich es bald empfange." Da glaubte der Richter dieſe heilige Standhaftigkeit als frevelhaften Ungehorſam ſtrafen zu müſſen und ſprach dem heiligen Kinde das Todesurtheil durch das Schwert. Alle Umſtehenden betrübten ſich; nur Cyrillus war froh. Alle wurden zu Thränen bewegt, aber er tadelte dieſe Thränen. „Freuet euch doch," ſprach er, „daß ich zum Leiden gelange! Wiſſet ihr denn nicht, welch großes Vertrauen ich habe? welch herrliche Stadt ich bewohnen werde? O gönnet mir mein Leben zu opfern." Mit dieſen Worten ging er glänzend in den Tod und ganz Cäſarea freute ſich des glorreichen Knaben.

Der heilige Gregorius Thaumaturgus.

Iſt die Religion eine übernatürliche, ſo hat ſie eine übernatürliche Kraft. Dieſe Kraft hat Chriſtus ſeiner Kirche, ſeinem myſtiſchen Leibe hinterlaſſen, vielfach vertheilt und gegliedert, durch tauſend Bäche rinnend, die einen Urſprung haben, einen Quell: Ihn! Sein erlöſendes Leben. Weil er vermittelſt der heiligen Euchariſtie wirklich und weſenhaft — obzwar verhüllt — in der Kirche gegenwärtig iſt: daher lebt dieſer myſtiſche Leib Sein Leben fort; daher werden einzelne Glieder theilhaft Seiner Macht über die Natur und über die Seelen; daher ſind die Heiligen die Fortſetzer Seines Werkes auf Erden. Aus dieſer myſtiſchen Verbindung der Kirche mit

dem Herrn, ſtrömt folgerichtig die Myſtik der Wunderthaten. Der heil. Apoſtel Paulus ſchreibt den Römern (Cap. 12, 6.): „Wir haben gemäß der Gnade, die uns gegeben worden, verſchiedene Gaben.“ Dieſe Verſchiedenheit der Begabung bewirkt die Gliederung des Körpers, und die Gliederung macht ihn lebendig in Wechſelwirkung und Mittheilung. „Einige hat Gott in der Kirche geſetzt zu Apoſteln, zu Propheten, zu Lehrmeiſtern,“ ſchreibt derſelbe Apoſtel“ (I Cor. 12, 27.); „Einigen verlieh er Wunderkräfte, ferner Gaben zu heilen, Hülfe zu leiſten, mancherlei Sprachen zu reden, Reden auszulegen. Sind etwa Alle Apoſtel? Alle Propheten? Alle Lehrmeiſter? Haben etwa Alle Wunderkräfte, Alle die Gnadengabe zu heilen? reden Alle in fremder Sprache? ſind Alle Ausleger?“ O nein! je nachdem es Gott gefällt gibt Er Beruf und Begabung, erweckt einen Knaben Cyrillus, einen Biſchof Gregorius, verherrlicht ſeine Macht und die Kirche, wie Er ſich ſelbſt und ſeinen eingeborenen Sohn am Jordan verherrlicht hat, indem Er durch erſtaunliche Zeichen den göttlichen Geiſt offenbart, der in ihr iſt, und läßt aus der Fülle ſeiner erbarmenden Liebe dieſe Verherrlichung dienen zum Heil der Seelen.

Mit übernatürlicher Kraft rüſtete er die Martyrer aus. Das Nichtfühlen der Folterungen, die plötzliche Heilung von Wunden und Krankheit, ihre Gebetserhörungen, ihre bedeutungsvollen Viſionen, die Bekehrungen, die ſie urplötzlich bewirkten, ihre Macht über die Elemente, über die Thiere oder andere Dinge, die ihnen den Tod geben ſollten, waren Wunder, waren Aeußerungen dieſer übernatürlichen Kraft, und riſſen oftmals die Heiden zu einer Religion hin, die in ſolcher Weiſe beglaubigt ward. Kein Martyrer dem Leibe nach, vielleicht deſto mehr an der Seele, war der große Wunderthäter des Jahrhunderts, der deshalb, ſogar von ſeinen Feinden, der Moſes ſeiner Zeit genannt wurde und ſeinen Beinamen empfing; war der heilige Gregor Thaumaturg, deſſen Leben der heilige Gregor von Nyſſa im folgenden Jahrhundert beſchrieben hat.

Zu Neocäsarea in Pontus war er im Anfang des dritten Jahrhunderts geboren. Seine Eltern waren vornehm und reich; aber Heiden. Sein Vater starb, als er vierzehn Jahre zählte. Er hatte eine sehr gute Erziehung und sorgfältigen Unterricht genossen; aber sein Geist war viel höher entwickelt und erleuchtet, als es in diesem Alter und durch diese Mittel zu geschehen pflegt. Die zuvorkommende Gnade begann in ihm zu wirken. Seine Mutter fuhr fort, ihn und seinen jüngeren Bruder Athenodorus, er selbst hieß Theodor, in den Wissenschaften unterrichten zu lassen. Er machte schnelle und große Fortschritte und hatte ein solches Talent für die Rhetorik, daß man in ihm einen künftigen großen Redner sah und seine Mutter ihn der Rechtswissenschaft bestimmte. Schon damals war seine Liebe für die Wahrheit so groß, daß er sich nie entschließen konnte, als rhetorische Uebung eine Sache zu loben, die nicht wahrhaft löblich gewesen wäre. Seine Liebe für die Reinheit des sittlichen Wandels gestattete ihm nicht, die Schulen heidnischer Philosophen zu besuchen; denn da er den Widerspruch zwischen deren Lehren und Handlungen schreiend grell fand, so glaubte er nicht, aus trüber Quelle einen klaren Trank schöpfen zu können. In dieser lautern, wahrheitsdurstigen Seele begann das Licht der göttlichen Wahrheit zu tagen und sie zu der Ueberzeugung von der Einheit Gottes hin- und vom Polytheismus abzuwenden. Er lernte auch die lateinische Sprache und das römische Recht, und wollte, um Letzteres gründlicher zu studiren, nach Berytus (dem heutigen Beyrut) in Phönizien gehen, wo eine berühmte Schule bestand; später auch nach Rom.

Theodors Schwager, ein Staatsbeamter, wurde plötzlich aus Neocäsarea nach Cäsarea am Meer berufen, wo der Statthalter von Palästina seinen Sitz hatte, und konnte seine Frau nicht gleich mitnehmen. Ihre Brüder Theodor und Athenodorus sollten sie nach einiger Zeit zu ihm geleiten, da Cäsarea nicht weit jenseits Berytus lag, wohin sie sich ja ohnehin begeben wollten. Cäsarea ist jetzt ein ungeheuerer Schutt- und Trümmerhaufen am Fuß der letzten Ausläufer

des Libanon und an der Küste des mittelländischen Meeres; ringsum die orientalische Wüsteneinsamkeit, mit der im tiefsten Süden Europa's einige Stellen der spanischen und sicilischen Küste etwas Aehnlichkeit haben: zerklüftete nackte Kalkfelsen, Sand und Meer. Das Meer macht diese Einöden unaussprechlich erhaben und bezaubernd schön. Der todten bewegungslosen Wüste gegenüber ist das unermeßliche bewegliche Meer mit seinen stets wechselnden Reizen wie eine trostvolle Hoffnung auf ein ewiges Leben, und es gibt der Wüste, was das Auge und der Herzschlag dem menschlichen Körper geben, etwas Seelenvolles, etwas Lebendiges. Dieser Schutthaufen Cäsarea erglänzte damals von dem Licht, welches der große Kirchenschriftsteller Origenes über Morgenland und Abendland warf. Er war der Sohn eines Martyrers und der Lehrmeister von Martyrern, ein strenger Ascet, ein gewaltiger Geist, so versenkt in Meditation der heiligen Schrift, daß er sie auswendig wußte und über sie Homilien und Commentare schrieb, von denen der heilige Kirchenlehrer Hieronymus sagt: „Nachdem Origenes in seinen Schriften alle Anderen übertroffen hat, hat er im Hohenliede sich selbst übertroffen.“ Seine ungeheuere Berühmtheit zog ihm im Uebermaß Bewunderung wie Neid, und dadurch Schaden zu. Er selbst sagt: „Einige haben eine übergroße Zuneigung für uns und behaupten Dinge, indem sie unsere Lehren und Schriften loben wollen, die wir nicht anerkennen können; und Andere verläumden unsere Schriften, indem sie darin Dinge finden wollen, an die wir nie gedacht haben.“ Irrthümer und Eigenheiten entwickelten sich in diesen afrikanischen Köpfen wie Cyprian, wie Origenes, aus der Ueberfülle von Scharfsinn, von Kenntnissen, von Wissenschaft, von Eifer, von Kraft, womit sie den Kampf der Zeit führten. Ein mächtiger Strom rollt in seinen herrlichen Wellen auch wohl einmal Sand und Strauchwerk fort. Der heilige Hieronymus bekämpfte heftig diejenigen seiner Schüler, welche sich nach seinem Tode an seine Irrthümer hingen und sich Origenisten nannten; aber er ruft ihnen zu: „Gesteht doch ein, daß Origenes sich in

einigen Dingen irret, und ich schweige. Kommt dann ein Judas, ein Neider seines Ruhmes, und wirft seine Irrthümer ein, so möge er wissen, daß die größten Männer fehlen können. Deshalb wollen wir aber nicht in die Fehler Derjenigen fallen, deren Tugenden wir lieber nachfolgen sollten." Und ein anderes Mal: „Ich möchte mich verläumden lassen wie Origenes, hätte ich dafür seine Kenntnisse der heiligen Schrift." Und: „Der Glanz seiner Beredtsamkeit und seiner Wissenschaft war so groß, daß es schien, wenn er sprach, als wären alle Uebrigen stumm."

In seiner Vaterstadt Alexandrien herrschte im Anfang des Jahrhunderts, als Origenes kaum zum Jüngling herangereift war, die Verfolgung unter Kaiser Severus. Sie ergriff auch seinen Vater Leonides, der in den Kerker geworfen wurde. Das entzündete das junge Herz des Origenes mit solchem Verlangen nach der Marterkrone, daß er sich durchaus zu dem Vater und zu anderen Bekennern gesellen und mit ihnen den Glaubenskampf bestehen wollte. Die Mutter suchte durch Bitten und Befehle ihn zurückzuhalten, sah aber, wie seine feurige Seele immer heftiger entbrannte und verbarg ihm daher eines Morgens, als sein Verlangen auf's Höchste gestiegen war, all' seine Gewänder, so daß er sich nicht auf die Straße begeben konnte. Da erkannte der Knabe, daß sein Wunsch nicht mit dem Willen Gottes übereinstimme, verhielt sich ruhig und schrieb seinem Vater einen Brief in's Gefängniß, worin er ihm zur Marterkrone Glück wünschte und hinzusetzte: „Hüte dich, mein Vater, unseretwegen deinen Sinn zu ändern." Schon früh hatte der hohe Geist und die innige Glaubenskraft des Knaben den Leonides mit Freude und Dank erfüllt, daß Gott ihn zum Vater eines solchen Sohnes gemacht habe. Oft ging er, wenn das Kind schlief, zu dessen Lagerstatt, deckte ihm leise die Brust auf und küßte sie, als einen Tabernakel des heiligen Geistes, mit frommer Ehrfurcht. Das Marterthum, welches den Leonides um das Jahr 203 traf, ging auch später an Origenes vorüber, obwohl er Alles besaß, was den Haß des Heidenthums entflammte: ungemein

große Gaben, um dasselbe zu bekämpfen, und ungemein großen Einfluß auf die Gemüther, um sie zum Christenthum hinzureißen. Aus Alexandrien, wo er das Studium der heiligen Schrift trieb und den Lehrstuhl für die Katechumenen einnahm, hatte sich Origenes nach Cäsarea in Palästina zurückgezogen. Theodor und Athenodorus lernten ihn dort kennen und er übte eine so bezaubernde Macht über die Jünglinge, daß sie römisches Recht, Heimath, Familie, Alles vergassen, um sich ihm anzuschließen und die Wissenschaften unter seiner Anleitung, vom Geist des Christenthums beseelt, zu studiren. Und während er ihrem Geist Schätze des Wissens mittheilte, suchte er sie so zu bilden, daß ihr Charakter und Gemüth würdige Träger einer hohen Entwickelung würden, und daß nicht etwa die Schatten der moralischen Gebrechlichkeit verdunkelnd über das Licht der göttlichen Wahrheit fallen und die Kraft zum Schwung nach himmlischen Dingen lähmen möchten. Denn: „Gott wird nur gesehen von Denen, welche ihn sehen können, nämlich die die Augen ihrer Seele geöffnet haben. Aber die Augen der Seele werden von den Sünden des Menschen verdunkelt. Rein wie einen leuchtenden Spiegel muß der Mensch seine Seele bewahren. So wie nämlich, wenn Rost im Spiegel ist, das Antlitz des Menschen im Spiegel nicht erblickt wird, so kann auch der Mensch, in welchem die Sünde herrscht, Gott nicht erblicken." So schreibt Theophilus, Bischof von Antiochien. Mit heilsamer Strenge behandelte Origenes seine Schüler und sparte ihren Fehlern die ernste Rüge nicht. Anfangs wurde ihnen das schwer zu tragen; da sie aber sahen, daß er mit gleicher Strenge gegen sich selbst verfuhr, daß also seine Art mit ihnen umzugehen, aus Liebe, nicht aus Abneigung entspringe, so lernten sie schnell diese ernste Liebe schätzen, die sie befähigte, die Wahrheit in sich aufzunehmen, welche sie außer sich suchen mußten. Das Fundament all' ihrer Studien ward der christliche Glaube und des Origenes Erklärungen der heiligen Schriften, in denen er mehr zu Hause war, als irgend einer seiner Zeitgenossen, dienten ihnen als Richtschnur in

dem Labyrinth der philoſophiſchen Syſteme des Polytheismus und der chaotiſchen Lehrgebäude der Häreſie; zugleich auch als Prüfſtein und Goldwaage, um das Wahre, welches ſie enthalten mochten, zu erkennen und das Nützliche zu ſchätzen.

Die Chriſtenverfolgung, welche Kaiſer Maximin, der thraciſche Barbar, beſonders gegen die Lehrer der Kirche, vielleicht gegen Origenes ſelbſt anſtellte, veranlaßte dieſen, Cäſarea am Meer zu verlaſſen und ſich nach Cäſarea in Kappadocien zurückzuziehen, deſſen Biſchof Firmilian ſein Freund und Gönner war. Die Verfolgung war dort ſo heftig, daß Origenes zwei Jahre bei einer frommen und reichen Frau, Namens Juliana, verſteckt leben mußte. Theodor und ſein Bruder, die noch nicht getauft waren, gingen nach Alexandrien, wohin die Jugend aller Länder ſtrömte, wegen des hohen Rufes der dortigen philoſophiſchen Schulen. Origenes ſchrieb an Theodor, ſeine hohen, ſchönen Gaben befähigten ihn ſowohl ein großer Rechtsgelehrter bei den Römern, als ein großer Philoſoph bei den Griechen zu werden; er könne ihm aber nur rathen, ſich mit allen ſeinen Kräften dem Chriſtenthum hinzugeben, nicht blos ſpeculativ, ſondern auch praktiſch. „Du mußt," ſchrieb er ihm, „aus den profanen Wiſſenſchaften Alles zu entnehmen verſtehen, was dir zum Verſtändniß der heiligen Schriften dienen kann. Wie die Lehrer der Weltweisheit ſagen, daß Geometrie, Rhetorik, Sternkunde, Muſik Vorübungen zur Philoſophie ſind: ſo ſagen wir, daß die Philoſophie eine Vorübung zum Chriſtenthum iſt. Verläßt man Egypten, um in's gelobte Land zu ziehen, ſo iſt es erlaubt, von den egyptiſchen Reichthümern Dasjenige mitzunehmen, was zum Bau des Tabernakels brauchbar iſt, obſchon die Erfahrung mir gezeigt hat, daß ſolcher Reichthum wenigen Leuten Nutzen bringt. Das Land Israel aber für Egypten zu verlaſſen, vom Geſetz Gottes zur Weisheit der Welt abzufallen, das iſt ein Verbrechen, deſſen Umfang wir aus der heiligen Schrift erkennen. Jeroboam hat ſich ehemals deſſen ſchuldig gemacht und die Häretiker thun es in unſeren Tagen." Dann ermahnt er ihn zum aufmerkſamen Studium der hei-

ligen Schrift und zum eifrigen Gebet, das ganz nothwendig zu ihrem Verständniß sei.

Theodor benutzte auf's Beste diese Rathschläge. Unter dem großen heil. Dionysius, der damals den Lehrstuhl für die Katechumenen, später den Bischofstuhl zu Alexandrien einnahm, machten er und Athenodorus glänzende Fortschritte und führten dabei ein so reines Leben, daß diese geistige und sittliche Vollkommenheit den Neid anderer Jünglinge zur Bosheit aufreizte. Sie erkauften ein Weib, welches dem Theodor grobe Laster vorwerfen mußte, als er eben in einer Gesellschaft gelehrter Männer wissenschaftliche Erörterungen besprach. Mit großem Geschrei begehrte das Weib Geld von ihm, das er ihr schuldig sei, wie sie behauptete. Alle staunten über diesen Vorwurf; nur Theodor nicht. Er befahl mit großer Gelassenheit seinem Diener, ihr das Geld auszuzahlen, damit man Ruhe vor ihr habe. Das geschah. Kaum hatte die Unglückliche das Geld in Empfang genommen, so ergriff sie der böse Geist. In furchterlichen Convulsionen und mit Wehgeheul stürzte sie zu Boden, und wäre erstickt, wenn nicht Theodor die Gnade Gottes über sie angerufen, durch dies Gebet sie gesund gemacht, seine Neider beschämt und die Hölle besiegt hätte.

Als das Ungewitter der Verfolgung ausgetobt hatte, trafen Origenes und seine geliebten Schüler wieder zu Cäsarea am Meere zusammen. Die Brüder setzten noch ein Jahr ihre Studien bei ihm fort, beschlossen dieselben durch den Empfang der heiligen Taufe, in welcher Theodor den Namen Gregorius annahm, und reisten dann in ihre Heimath Pontus zurück. Mit lebhafter Freude wurden sie in ihrer Vaterstadt begrüßt nicht blos von ihren Verwandten und Freunden, sondern alle Mitbürger freuten sich, daß diese Sprößlinge einer hochgeachteten und wohlhabenden Familie als so ausgezeichnete und für hohe Ehrenstellen befähigte junge Männer heimkehrten. Allerdings gelangten sie zu hohen Ehrenstellen, aber freilich zu ganz anderen, als ihre Mitbürger im Sinne hatten; denn Beide wurden später zu Bischöfen ge-

weiht und Athenodorus erlangte die Marterkrone unter Kaiser Aurelian. In Neocäsarea gab es damals erst siebenzehn Christen, sonst war die ganze zahlreiche Bevölkerung heidnisch. Gregor entsprach durchaus nicht der Erwartung seiner Mitbürger, die ihn bei seiner Ankunft feierlich gebeten hatten, sie nie wieder zu verlassen. Sie hatten gehofft, er würde mit glänzenden Früchten seiner langen Studien und Reisen bei ihnen auftreten; statt dessen ließ er die Welt mit allen ihren Bestrebungen, Genüssen und Lärm vollkommen im Stich, bekümmerte sich weder um Haus, noch Vermögen, noch Besitzungen, bewarb sich um keine Aemter und zog sich in die tiefe Einsamkeit eines Landgütchens zurück, wo er keinen anderen Umgang hatte, als mit Gott allein.

So sehr sich Gregor allen irdischen Verbindungen entzog, konnte ein Mann wie er, doch nicht der Aufmerksamkeit des Erzbischofs Phädimus von Amasea in Pontus entgehen, der von heiligem Wandel und mit der Gabe der Weissagung begnadet war. Der Erzbischof wünschte sehnlichst, den Gregor für den Dienst der Kirche zu gewinnen, da er schnell erkannte, wie sehr dessen geheiligte Geistes- und Lebensrichtung ihn befähigten, der gute Hirt einer Gemeinde zu werden, und zwar gerade einer solchen, wie Neocäsarea, wo es galt, den Polytheismus zu besiegen, welcher dem Christenthum ungefähr so gegenüber stand, wie einst Goliath dem David. Gregor war von dem Wunsch des Phädimus unterrichtet; allein er erwog die Wichtigkeit des priesterlichen Amtes und die Verantwortung vor Gott, welche es nach sich zieht, hielt sich für ganz unwürdig, eine so hohe Aufgabe lösen zu können, und zog sich in eine so einsame Gegend zurück, daß Niemand ihn aufzufinden vermochte. Phädimus ließ aber nicht ab vom Gebet und überwand endlich Gregors heiligen Widerstand. Er unterwarf sich dem Willen Gottes, der durch seinen Oberhirten zu ihm sprach, und erbat sich nur eine Frist, um in seiner Einöde mit größter Geistessammlung die Glaubenslehren zu erwägen, bevor er die heiligen Weihen empfinge, was ihm Phädimus gern zugestand. Hohe Erleuchtungen über die wunder-

vollen erhabenen Mysterien des Glaubens, schrankenlose Hingebung seines von allem Irdischen abgelösten Herzens an den heiligen Dienst in der Nachfolge Jesu zur Rettung der Seelen, unbegrenztes Vertrauen auf die Liebe und Gnade Desjenigen, Der sich kreuzigen ließ, um den Menschen Gnade und Liebe zuzuwenden, freudige Entschlossenheit, diesem Herrn gehorsam zu sein bis in den Tod, „ja bis zum Tode am Kreuze:" das war die goldene Ernte, welche Gregor in seiner Einsamkeit gesammelt hatte und mit welcher er an sein heiliges Amt ging. Auf dem Wege nach Neocäsarea wurde er mit seinen Begleitern bei einbrechender Nacht von einem Ungewitter überfallen. Er fand kein anderes Obdach als einen heidnischen Tempel, der wegen der Orakel seiner Götzen weit und breit im Lande berühmt war. Ehe Gregor eintrat, machte er das Zeichen des Kreuzes, und dann brachte er die Nacht mit Gebet und Lobgesang darin zu. In der Frühe verließ er den Tempel wieder. Als nun der heidnische Opferpriester kam, um, wie gewöhnlich, die Ceremonien des Götzendienstes zu vollziehen, klagten die Dämonen, sie müßten den Tempel räumen wegen des fremden Mannes, der die Nacht darin zugebracht habe. Umsonst suchte der Opferpriester sie zu versöhnen, indem er alle Arten von Reinigungen und Weihungen im Tempel vornahm; sie kamen nicht wieder. Nun eilte der Opferpriester dem Gregor nach, fand ihn auf und drohte ihn zu verklagen bei der Obrigkeit, daß er als ein Christ die Frechheit gehabt habe, einen heidnischen Tempel zu betreten und die Götter zu verstören. Gregor hörte dem Erzürnten gelassen zu und antwortete, sein Vertrauen auf die Allmacht Gottes sei so unbegränzt, daß er die Macht habe, nach Gefallen die Dämonen aus- und eingehen zu lassen. Der erstaunte Opferpriester ersuchte ihn demnach, die Dämonen zurück zu rufen. Gregor schrieb die Worte auf: „Gregor an Satan: Geh' hinein!" Der Opferpriester eilte heim, legte die Schrift auf den Altar, verrichtete das Opfer und erkannte an gewissen Zeichen, daß Gregor nicht umsonst befohlen habe. Dies lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Macht eines Gottes,

dem die Dämonen unbedingt gehorchten. Er begab sich zu Gregor, bat ihn um Unterricht, erfaßte freudig einige Lehren des Glaubens und nahm nur an dem Geheimniß von der Menschwerdung Gottes Anstoß. „Da weder Worte noch Vernunftschlüsse dich überzeugen," sprach endlich Gregor, „so mögen es die Wunder der Macht Gottes thun." — „Nun wohlan!" entgegnete der Ungläubige, „befiehl diesem Stein, dorthin zu gehen;" und er wies auf einen Stein von ungeheurer Größe und auf einen ihm ganz entgegen gesetzten Platz. Gregor that es, der Stein versetzte sich, und der Heide verließ sein Amt und Alles, was er hatte, ward Gregors Jünger und in der Folge sein Diakon.

Der Ruf dieser Zeichen eilte dem heiligen Wunderthäter nach Neocäsarea voraus und die ganze heidnische Bevölkerung, mit ihr auch die wenigen Christen, strömte ihm entgegen, um ihn zu sehen. Still und gesammelt, als ob er in seiner Wüste wäre, ging er ohne Jemand anzublicken durch die Menge und in die Stadt. Diese Ruhe, diese Demuth, diese Eingezogenheit überraschte sie viel mehr, als wenn er Wunderzeichen gewirkt hätte. Da er sein ganzes Besitzthum weggegeben hatte, so besaß er auch kein Haus mehr in Neocäsarea und seine Begleiter waren nicht wenig in Sorge, wo sie wohl ein Unterkommen finden würden. „Haben wir nicht ein Obdach an der Vorsehung Gottes?" fragte er sie. „Denket doch lieber an den Bau des Gotteshauses in euch und grämt euch, wenn das nicht wohl zubereitet sein sollte." Es kamen einige der angesehensten Heiden und boten ihm eine Wohnung in ihren Häusern an; er aber folgte der Einladung eines wohlhabenden Christen, Namens Muso.

Am anderen Morgen belagerte eine Schaar von Kranken und Krüppeln die Thüre dieses Hauses, und rief den wunderthätigen Bischof um Erbarmen mit ihrem Leiden an. Er flehete zum Herrn Jesus Christus, dem Allerbarmer; Der erfüllte, was Er dem Glauben verheißen hat (Ev. Mark. 16, 17—18.), und die Kranken wurden gesund. In Verbindung mit solchen Wundern wirkte das heilsame Wort des Evange-

liums um so nachdrücklicher, als Gregor mit einer eigenthümlichen Kraft und Anmuth, Früchte seines großen, liebevollen, geheiligten Herzens, zu reden wußte. Täglich fanden Bekehrungen statt und die Zahl der Gläubigen war bald so beträchtlich, daß er ihnen den Bau einer Kirche vorschlagen konnte. Alle waren froh bereit; die Einen gaben Geld, die Anderen legten selbst Hand an's Werk; bald war sie vollendet. Sie stand auf dem höchsten Punkt der Stadt und ward nie erschüttert durch die häufigen Erdbeben, welche Neocäsarea fürchterlich heimsuchten; auch nicht zerstört in der Diocletianischen Verfolgung, die so viele Kirchen hinwegriß.

Die mehr und mehr wachsende Gemeinde in der Stadt und der ganzen Umgegend hatte das Vertrauen zu ihrem wunderthätigen Bischofe, daß er nichts ohne Eingebung Gottes sage und thue. Deshalb wendeten sich Alle mit ihren auch weltlichen Angelegenheiten, in Streit und Zwist und schwierigen Fällen, an ihn und da sie seine Entscheidung nicht blos anhörten, sondern auch befolgten: so waren Friede und Einigkeit herrschend. Um desto trauriger war der Hader, in welchem zwei Brüder wegen eines Fischteiches lebten, über den sie sich bei der Theilung ihres väterlichen Erbes durchaus nicht vergleichen konnten. Sie wollten die Sache bis zum Aeußersten treiben und sogar Gewalt gegen einander brauchen. Da begab sich eines Abends Gregor, ganz durchdrungen von Schmerz über den Bruderzwist und das Aergerniß in seiner Gemeinde, an den Teich, betete die ganze Nacht und der Teich trocknete aus. Am anderen Morgen fanden die Brüder Erde statt Wasser.

Ein anderes Mal suchte das Landvolk Hülfe bei ihm. Der Strom Lycus, der durch Neocäsarea floß, richtete oftmals, durch Regengüsse plötzlich angeschwellt, große und zerstörende Ueberschwemmungen an. Der heilige Bischof ging mit den Leuten zu der Stelle, wo die Wasser den Damm zu durchbrechen und die Felder zu überfluten pflegten, und tröstete sie in ihren Sorgen für das Zeitliche mit den heiteren und lieblichen Hoffnungen der Ewigkeit. Dann ermahnte er sie,

von Gott allein Wunder zu erwarten, rief Ihn im Namen Jesu Christi an, die Wasser hinfort zu hemmen, senkte den Stab, auf den er sich zu stützen pflegte, vor dem Riß im Damm in die Erde und ging von dannen. Der Stab faßte Wurzel und wuchs zu einem starken Baum auf, der hinfort immer den Ueberschwemmungen eine Schranke setzte.

Gottes Gnade und Wort verbreitete sich durch Gregor im ganzen Lande, und überall, wo sich christliche Gemeinden bildeten, suchten sie auch Priester zu haben; vergrößerten sie sich, Bischöfe, um sich in der Einheit fest zusammen zu schließen. Die Gläubigen aus verschiedenen Städten baten Gregor, ihnen Bischöfe zu wählen. Dies that auch die Gemeinde der Stadt Comana pontica. Gregor reiste dahin und entflammte ihren Eifer durch sein Wort und Beispiel. Als dann die Wahl des Bischofes besprochen wurde, brachte man Männer von edler Geburt, von Beredtsamkeit, Wissenschaft und anderen glänzenden Gaben, die man an Gregor selbst bewunderte, in Vorschlag, und stellte sie ihm vor. Er äußerte nichts dawider; nur bemerkte er, es dürfte zweckmäßig sein, auch in anderen Ständen und selbst in den allergeringsten nach Männern von Tugend und Gottseligkeit zu suchen und auch sie zur Wahl zu bringen. Einer von Denen, welche der Wahl vorstanden, wollte einen Scherz machen und sagte: „Wenn's so gemeint ist, dann schlage ich Alexander den Köhler vor.“ Gregor fragte, wer dieser Alexander sei, und Jemand aus dem Volke schob einen halbnackten Köhler, kümmerlich mit schmutzigen zerrissenen Lumpen bedeckt, schwarz von Gesicht und Händen, vor die Versammlung. Alles lachte; nur Gregor nicht, denn Alexander stand in großer Ruhe und Freundlichkeit, ohne Verwunderung und ohne Verlegenheit vor ihm und nöthigte ihn dadurch zu dem Schluß, daß dies kein gewöhnlicher Mensch sein könne. Gregor zog sich mit Alexander zurück, um ihn genau zu befragen, und dieser sprach sich mit dem Vertrauen aus, welches ein Kind Gottes zu einem Heiligen leicht und gern faßt. Er war nicht in diesem Stande geboren, sondern hatte ihn freiwillig gewählt, um den Gefah-

ren der Welt zu entrinnen, unbemerkt in christlicher Tugend sich zu üben und durch ein demüthiges Handwerk sein Leben zu fristen. Gregor war sehr erfreut über diese einfache schlichte Frömmigkeit, ließ den Alexander in's Bad führen, säubern, mit seinen eigenen bischöflichen Gewändern bekleiden und stellte ihn dann der Versammlung, die ihn gar nicht mehr als Alexander den Köhler erkennen wollte, mit den Worten vor: „Wundert euch nicht, wenn ihr euch in diesem Manne geirrt habt, den ihr nach dem Aeußeren nur beurtheiltet. Der Teufel hätte gern dies Gefäß der Auserwählung unnütz gemacht, indem er es verbarg." Alexander rechtfertigte diesen Ausspruch des Wunderthäters, empfing die heiligen Weihen, ward ein treuer und gewissenhafter Oberhirt, und errang in der Decischen Verfolgung die Palme der Martyrer durch das Feuer.

Nachdem Gregor sechs bis sieben Jahre als Oberhirt gewaltet, hatte sich das Christenthum so ausgebreitet, daß fast überall in Pontus der reine beseligende Dienst des wahren Gottes über den zerfallenden Götzentempeln blühte. Da erhob sich Kaiser Decius im Jahre 249 durch Mord auf den Thron und begann jene furchtbare Verfolgung, deren Hauptzweck war, die Christen durch langsame Martern zum Abfall zu drängen. Wie Viele abtrünnig wurden, sagten schon Dionys von Alexandrien und Cyprianus. Um so mehr ermahnte Gregor seine Heerde, sich vor dem reißenden Wolfe in die Gebirgsschluchten und waldigen Höhen des Landes zu flüchten, und sich nicht einer Versuchung auszusetzen, die ihnen, als Neulingen im Glauben, allzu große Gefahr bereiten könne; führte ihnen auch den Rath Jesu Christi an seine Apostel an: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in die andere" (Matth. 10, 23.), und zog sich seinerseits mit dem Diakon, der früher Götzenpriester gewesen war, in ein ödes Felsenthal zurück. Den Verfolgern lag aber sehr viel daran, gerade ihn, den Wunderthäter, der ihren Götzen übergroßen Eintrag gethan hatte, zu fangen; darum wurde sein Aufenthalt erspähet und eine große Schaar mit kundigen

Wegweisern an der Spitze nach ihm ausgesendet. Das ganze Thal ward umzingelt, jeder Ausweg besetzt; entrinnen war unmöglich. Auch dachte Gregor nicht im entferntesten daran! Er hatte sich verborgen, weil es der Wille Gottes war; sollte er entdeckt werden, so war das nicht minder Zulassung Gottes. Er betete nur und sein Diakon mit ihm, daß der heilige Wille Gottes zur Ehre Gottes erfüllt werden möge. Die Verfolger durchforschten das Thal und die Felsenhölen mit der größten Sorgsamkeit, was um so leichter war, als nicht Baum noch Strauch irgend einen Versteck darbot; sie drangen in jede Kluft, in jede Höhle, aber fanden ihn nicht. Muthlos kehrten sie zurück und erzählten, sie hätten in der Felsenwüste nichts gesehen, als zwei Bäume neben einander vor einer Kluft, sonst weder Mensch, noch Thier, weder Halm noch Strauch. Der eine Wegweiser, der die Gegend sehr genau kannte, wußte jedoch, daß dort nie zuvor zwei Bäume gestanden hatten, und kehrte allein dahin zurück; fand aber statt der Bäume den Wunderthäter und seinen Diakon unbeweglich im Gebet. Er warf sich zu Gregors Füßen, blieb bei ihm und wurde Christ. Und welche Versuche die Heiden auch ferner anstellten, um Gregors habhaft zu werden: sie schlugen sämmtlich fehl; denn er sollte nicht blos wie Moses Wunder thun, sondern auch wie Moses beten auf einsamer Höhe, während die Schlacht mit Amalek gekämpft wurde.

Mit dem Tode des Kaisers hörte für den Augenblick die Verfolgung auf. Gregor stieg von seinem Berge herab, sammelte die zerstreute flüchtige Heerde, die freilich durch manchen Abfall, aber auch durch manches Martertum gelichtet war, wieder in Neocäsarea, und machte dann eine Reise durch sein ganzes Bisthum, um die alte Ordnung herzustellen, welche durch einen so heftigen Sturm erschüttert war; um treuen Bekennern Lob und Ermuthigung, um Schwachgläubigen Warnung zuzusprechen und um möglichst die Wunden zu heilen, welche dem mystischen Leibe Jesu tausendfältig geschlagen worden waren. Diejenigen Martyrer, deren Ueberreste noch aufgefunden werden konnten, ließ er ehrenvoll an ver-

schiedenen Orten bestatten und verordnete, daß an deren Martertag die Gläubigen sich alljährlich bei dieser Stätte versammelten und deren Andenken festlich begingen, sogar mit öffentlichen Lustbarkeiten. Er hielt dies für nothwendig, um dies Volk von Neubekehrten auch durch Feste, an welche sie durch ihren Götzendienst gewöhnt waren, zum reinen Glauben zu ziehen. Er gab ihnen die Milch der Kinder, weil sie die Kost der Männer noch nicht vertragen konnten; und hoffte, sie würden mit der Zeit, wenn Glaube und Frömmigkeit tiefere Wurzel geschlagen hätten, von der äußerlichen und sinnlichen Freude zu einer inneren und geistigen übergehen. Viele Heiden wurden in der That dadurch angezogen, indem sie sahen, daß der christliche Glaube doch nicht aller Feste sie beraube.

Ein anderes Ereigniß trug in anderer Weise mächtig dazu bei, durch den Geist der Weissagung, der aus Gregor sprach, die Heiden für den Glauben zu gewinnen. Sie begingen in Neocäsarea das Jahresfest eines ihrer Götter durch öffentliche Spiele, zu denen sich das heidnische Volk des ganzen Landes in Menge einstellte. Das Theater war dermaßen überfüllt, daß man vor Gedränge nicht hören, nicht sehen konnte; da riefen sie laut: „Jupiter, schaff' uns Raum!" Das erfuhr Gregor und sogleich ließ er ihnen sagen, diese Bitte würde Erhörung finden und sie würden bald mehr Raum haben, als sie begehrten. Sie wunderten sich und verstanden das nicht; als aber bald nachher die Pest mit ihren Verheerungen ausbrach, löste sich das Räthsel. Da wurde er von Vielen gebeten, seinen Gott anzurufen, und er that es für Alle, welche bereit waren, an den Herrn Jesus Christus zu glauben. Und diese Alle genasen oder blieben gesund. Die Seuche trat mit entsetzlicher Gewalt auf. Die Götzentempel waren voll Kranker, die dort vergeblich um Rettung gefleht hatten und in schauderhaften Qualen hinstarben. Um die Brunnen, auf den Straßen und Plätzen lagerten sich ganze Schaaren von Kranken, weil sie hofften Kühlung zu finden gegen das Fieber, das sie wie Feuer innerlich verbrannte. Viele schleppten sich nach den Begräbnißplätzen, um

nicht unbeerdigt auf offener Straße liegen zu bleiben. Ueberall waren Bilder des Entsetzens und der Verzweiflung unter den Heiden, welche nur durch die aufopfernde Liebe der Christen, hier wie in Carthago und in Alexandrien, und durch das wunderthätige Gebet Gregors Trost und Hülfe fanden. Diese Zuchtruthe Gottes lag lange auf dem Volke und trieb es zum Heil des wahren Glaubens. Als die Pest aufhörte, waren die Götzentempel wieder so öde und verlassen, wie sie es vor dem Ausbruche der Deciſchen Verfolgung gewesen waren; Gnade und Segen lagen, wie immer, unter der Geißel Gottes verborgen.

Gregor nahm noch Theil an Bekämpfung der Irrlehre des Paul von Samosata auf der Kirchenversammlung zu Antiochien im Jahre 264. Dann fühlte er sein Ende nahen, hielt Musterung über die Gläubigen in Neocäsarea und der Umgegend und erfuhr, daß jetzt so viel Heiden dort wären, wie beim Antritt seines Amtes Christen — nämlich siebenzehn! David hatte den Goliath überwunden! Gregor lobte Gott, verordnete, daß für ihn, der als ein Pilger und Fremdling auf Erden gelebt habe, kein Grab gekauft werde, sondern daß man ihn auf dem allgemeinen Gottesacker begrabe, und ging friedlich ein in die Ruhe des Herrn. Und so ließ dieser große Wunderthäter siebenzehn Heiden zwischen tausend und tausend Christen gerade da zurück, wo er vor wenig Jahren siebenzehn Christen zwischen tausend und tausend Heiden vorgefunden hatte! Und der Mann, der solch' ein Wunder vollbracht, solch' eine Macht über die Seelen und die geistige Welt geübt hatte, ein so vollkommenes Werkzeug des heiligen Geistes gewesen war, der sollte nicht auch jene Macht über die Natur und die sinnliche Welt besitzen und üben können, welche sich in den sinnlichen Wundern kund gibt? Ach! um das Christenthum in heidnische Herzen zu pflanzen, dazu gehört eine höhere und wunderbarere Kraft, als zur Ausführung all' seiner übrigen Wunderthaten. Freilich, wäre die Allmacht Gottes physischen Naturgesetzen unterworfen; so wären überhaupt Wunder unmöglich, und dann hätte weder Christus noch hätten die Apostel Wunder thun können; denn

dieſe beſtehen nur in der vorübergehenden Aufhebung jener Geſetze. Beherrſcht aber Gott die Natur, dient und gehorcht ſie ihm, als ihrem Schöpfer und Herrn: ſo ſind Wunder nichts Widernatürliches, ſondern etwas Uebernatürliches; ſind Wirkungen der Kraft Gottes, welche ſich kund gibt durch geheiligte Werkzeuge für beſondere Abſichten und Zwecke; ſind ein Ausfluß der Erlöſung in einem von aller Selbſtſucht dermaßen erlöſten Menſchen, daß er der Träger des unmittelbaren, allmächtigen, göttlichen Willens ſein kann.

Kurz zuvor, im Jahre 253, hatte der groſſe Lehrer Gregors und vieler anderer Heiligen und Martyrer, Origenes ſein mühe- und arbeitsvolles Leben im neunundſechzigſten Jahre ſeines Alters beſchloſſen. Von Jugend auf hatte er ſich nach dem Martertode geſehnt. Aber der Rathſchluß Gottes über ihn war, daß er für den Kampf des Glaubens leben ſolle. Daher verwendete er ſein ganzes Leben einzig und allein auf Erforſchung und Verbreitung der chriſtlichen Religionswahrheiten. Schon als Knabe ließ er keinen Tag vergehen, ohne etwas in der heiligen Schrift zu leſen und zu meditiren. Sein Vater hielt ihn dazu an; verwies ihm jedoch zuweilen, wenigſtens äußerlich, ſein beſtändiges Fragen und Forſchen nach dem geheimen Sinn der Schrift. Wie entſchieden im Glauben Origenes war, beweiſt ein Zug aus ſeiner Jugend. Nach dem Tode ſeines Vaters Leonides ward deſſen Vermögen eingezogen und blieb die Wittwe mit ſieben unverſorgten Kindern in großer Armuth zurück. Eine reiche Frau in Alexandrien erbarmte ſich des hilfloſen Origenes und nahm ihn in ihr Haus. Sie hatte ebenfalls einen Gnoſtiker, einen übrigens wohl erzogenen und unterrichteten Mann, bei ſich aufgenommen und gab ihm, wie dem Origenes, Koſt und Wohnung. Origenes konnte alſo nicht vermeiden, mit jenem zu ſprechen; aber mit ihm zu beten, dazu war er nicht zu bewegen! So aufrichtig floh er ſelbſt den Schein religiöſer Gemeinſchaft mit Irrgläubigen. Während der Verfolgung Kaiſer Mariminus des Thraciers hielt er ſich, wie oben erwähnt worden, verborgen; aber unter Decius litt er zu Cäſarea

Gefängniß, Bande, Folterſtock in langer und ſchwerer Haft mit ungebrochenem freudigen Muth und unter ſtandhaftem Bekenntniß ſeines Glaubens. Dennoch ſollte ihm die Palme des Martyrers nicht zu Theil werden! Der heilige Johannes vom Kreuz, Carmeliterordens, ſpricht lieblich von drei verſchiedenen Kränzen, die das Haupt des göttlichen Bräutigams der Seelen ſchmücken. Der eine von tauſend buntfarbigen Blumen iſt der Kranz aller Jungfrauen; der andere von lichtſtrahlenden, hellglänzenden weißen Blumen iſt der Kranz aller Lehrer; der dritte von purpurfarbenen Nelken iſt der Kranz aller Martyrer. Origenes ſollte dem ſtrahlenden Kranz eingeflochten werden, obſchon er im Geiſt und im Verlangen zu den Martyrern gehörte. „Wohl iſt die Bluttaufe der Waſſertaufe vorzuziehen," ſchreibt er; „denn wie Wenige ſind glücklich genug, um ſich bis zum Ende ihres Lebens fleckenlos zu erhalten, nachdem die Taufe mit Waſſer ſie rein gewaſchen hat. Aber wer die Bluttaufe empfing, der ſündigt nicht mehr! Möchte Gott mir die Gnade gewähren, in meinem Blut abgewaſchen zu werden und für Jeſus Chriſtus ſterbend eine zweite Taufe zu empfangen, dann würde ich ruhig aus dem zeitlichen Leben ſcheiden, denn der Fürſt dieſer Welt fände keine Anklage gegen mich zu erheben."

Erſt im zweiundſechszigſten Jahr ſeines Alters geſtattete er, daß Schnellſchreiber ſeine Predigten nachſchrieben; bis dahin wollte er aus Demuth es nicht erlauben. Er nannte ſie auch nur Homilien, d. h. Unterredungen, um beſcheiden anzuzeigen, daß es nicht gelehrt durcharbeitete Reden, ſondern einfache Unterhaltungen mit ſeinen geiſtlichen Kindern wären. Sein Herz war ſo voll von gottſeligen Empfindungen und ſein Kopf von hohen und edlen Gedanken, daß er ohne beſondere Vorbereitung ſolche Vorträge halten, ja zuweilen in der Kirche vom Biſchof den Text erſt empfangen konnte, den er gleich darauf der Gemeinde auslegte. Ueber tauſend ſolcher Homilien hat man in ſeinen letzten Jahren auf dieſe Weiſe geſammelt. Die liturgiſche Ordnung des Gottesdienſtes ſtimmt ſchon damals mit der gegenwärtigen überein, denn er

sagt einmal: „Niemand höre das Wort Gottes, der nicht geheiligt ist an Leib und Geist; denn er soll ja gleich nachher zum Hochzeitsmahle gehen und essen das Fleisch des Lammes und trinken den Kelch des Heils.“ So geschieht es auch jetzt, wenn bei dem sonntäglichen Gottesdienst in der heiligen Messe nach Verlesung des Evangeliums gepredigt wird und nach der Communion des Priesters mehr oder weniger Gläubige ebenfalls die heilige Eucharistie empfangen. Die Zahl seiner Schriften setzt der heilige Hieronymus auf zweitausend an und Origenes verfaßte sie nur in Stunden der Muße, da der mündliche Vortrag sein eigentliches segenreiches Wirken war. Manche seiner Ansichten, z. B. über die Präexistenz der Seelen, hat die Kirche später verworfen; zu seiner Zeit war diese, sowie manche andere Frage noch nicht erörtert, beleuchtet und festgestellt worden.

Ueber das Gebet sagt Origenes einmal wunderschön: „Das Gebet ist nicht aus uns selbst in uns. Der heilige Geist, der da sieht, daß wir nicht wissen, was wir bitten sollen, beginnt das Gebet in uns und wir setzen es fort; so spricht ein Lehrer, der ein Kind unterrichtet, den ersten Buchstaben aus, den es zu wiederholen hat. Der himmlische Lehrmeister macht es nicht anders mit unserem Gebet: er beginnt und wir fahren fort; er sieht und seufzt und wir lernen von ihm zu seufzen und zu flehen. Folgt unser Geist ihm nicht, so ist es unsere Schuld, daß der Unterricht des Meisters unfruchtbar für uns bleibt.“

Ueber das Sacrament der Buße sagt er: „Für Die, welche nach der Taufe fallen, gibt es dennoch ein Mittel, um Vergebung zu erlangen, ein hartes, mühseliges Mittel; wenn nämlich der Sünder sich nicht schämt, seine Sünde dem Priester des Herrn zu bekennen und das Heilmittel zu begehren: die Buße. Hat Einer sich versündigt, so sage er die Sünde heraus, die er begangen hat. Das ist ein wunderbares Sacrament, daß es befiehlt, die Sünden auszusprechen! Welcher Art es sei, es muß herausgesagt und Alles, was wir gethan haben mögen, es muß offen eingestanden

werden. — Man muß ſogar ſeine böſen Gedanken bekennen; denn wenn ſie verſteckt bleiben, ſo iſt's unmöglich, ſie gänzlich auszurotten. Thun wir aber dieſes, bekennen wir unſere Sünden nicht blos Gott, ſondern auch Denen, welche unſere Seelenwunden heilen können: ſo wird unſere Uebertretung getilgt. Betrachten müſſen wir eifrig, daß die heilige Schrift uns lehrt, unſere Sünden nicht zu verheimlichen, ſondern zu ſprechen mit David (Pſalm 37, 19.): Ich will anzeigen meine Miſſethat und meiner Sünde eingedenk ſein. Denn wer unverdaute Nahrung oder Galle im Magen hat, und ſie auswirft, wird erleichtert. So ſteht's auch mit Denen, die in Sünde fielen; verbergen ſie dieſelbe in ſich, ſo ſind ſie wie erſtickt davon; klagen ſie ſich aber im Bekenntniß an, ſo werfen ſie zugleich die Sünde und den Grund ihres Unbehagens aus. Aber gebt wohl Acht, wem ihr euer Bekenntniß ablegt. Prüfet den Arzt, dem ihr die Urſache eurer Krankheit anvertraut! Kann er ſchwach ſein mit den Schwachen, weinen mit den Weinenden, hat er die Gabe mitzufühlen und mitzuleiden, iſt er weiſe und barmherzig: dann befolget die Rathſchläge, die er euch geben wird."

In einer Homilie über Joſue's Durchgang durch den Jordan ſagt er: „Erwacht das Verlangen in dir, aus der Finſterniß des Götzendienſtes dich zu retten und dich zu unterrichten im Geſetz Gottes: ſo beginnſt du Egypten zu verlaſſen. Gehörſt du den Katechumenen an und beginnſt du den Lehren der Kirche zu gehorchen: ſo biſt du durch das rothe Meer gegangen, wohnſt unter den Zelten in der Wüſte, horcheſt auf die Geſetze Gottes und ſchaueſt das Antlitz des Moyſes, ſtrahlend von der Herrlichkeit des Herrn. Naheſt du aber dem myſtiſchen Brunnen der Taufe, wirſt du in Gegenwart der Prieſter und Leviten in jene heiligen Geheimniſſe eingeweihet, welche Diejenigen kennen, denen ſie geſtattet wurden*),

*) Der Gebrauch, von den Myſterien des Glaubens in verſchleierter oder andeutender Weiſe zu reden, hieß die Arkandisciplin und wurde von der alten Kirche inmitten der heidniſchen Welt beobachtet, um „die Perlen nicht vor die Saue zu werfen."

dann wanderst du durch den Jordan, um in das Land der Verheißung einzugehen, und zwar nicht mehr von Moyses geführt, sondern von Jesus." Das heilige Geheimniß, von dem Origenes so verschleiert spricht, war eben das der Eucharistie, welche man zum Erstenmal nach dem Empfang der Taufe genießen durfte, und von welcher vorher die Katechumenen so wenig erfuhren, daß sie der heiligen Messe nur bis zur Wandlung beiwohnen durften. „Ich selbst bin dein sehr großer Lohn" (Gen. 15.). Dies Wort der Verheißung an den Patriarchen der Gläubigen sollte erfüllt werden an jedem wahrhaft gläubigen Christen und ihm die Gabe bringen, die Erde und Himmel nicht umschließt: die Wesenheit seines Gottes. Diese beiden Stellen des Origenes gehören zu den tausend und tausend Belegen, daß weder das Sacrament der Buße noch das des Altars Erfindungen späterer Jahrhunderte, sondern Urlehren des Christenthums sind.

Gegen die Häresie und das Schisma sagt Origenes, daß sich die Reinheit der Lehre und das Verständniß der heiligen Schriften immer in der Einheit der Kirche finden würde, „obwohl Leute kommen werden, welche den Sinn der Schrift nach ihrer Meinung auslegen und den Gläubigen zurufen: Hier ist Christus und dort ist er! Was sie aber auch anführen mögen, um ihre Irrlehren zu unterstützen, wir dürfen ihnen nicht Glauben schenken, sondern müssen uns fest an der alten kirchlichen Ueberlieferung halten, die uns in der Kirche Gottes aufbewahrt und durch die regelmäßigen Nachfolger der Apostel, die Bischöfe, zugetragen ist. Die göttliche Wahrheit durchleuchtet die Kirche, wie der Blitz den Himmel vom Aufgang bis zum Niedergang."

Für das Studium der heiligen Schriften unterzog sich Origenes den mühseligsten Arbeiten. Achtundzwanzig Jahre, nachdem er es begonnen, vollendete er zu Tyrus das Werk der angestrengtesten Forschung, nämlich drei verschiedene Ausgaben der gesammten heiligen Schrift, von denen die eine in acht, die andere in sechs, die dritte in vier Colonnen neben einander die verschiedenen Versionen derselben in griechischer und hebräischer Sprache, die Andere vor ihm gesammelt

hatten, zu vergleichender Ueberſicht zuſammengeſtellt enthielen. Es war ſo recht ein Werk der Treue, der Geduld, der Wahrheitsliebe, der Andacht und Ehrfurcht zum Wort Gottes, wie es nur aus einem tiefgeſammelten, abgetödteten, unweltlichen Leben hervorgehen kann. Als Apologet des Chriſtenthums trat er mit ſeiner Schutzſchrift wider den Celſus auf, der zu Kaiſer Hadrians Zeit mit den bekannten Beſchuldigungen und tauſenderlei Fragen und Ein- und Vorwürfen gegen die chriſtliche Lehre geſchrieben hatte. Um die Geduld Jeſu Chriſti verächtlich zu machen, führte Celſus gewiſſe erhabene Reden an, welche berühmte Heiden ſterbend oder in großen Qualen geſprochen hatten, und fragte dann: „Was hat wohl euer Gott in ſeinem Leiden Aehnliches geſagt?“ Origenes antwortet darauf: „Er hat Größeres gethan: er hat geſchwiegen.“ Dieſe Apologie wird für die geiſtvollſte und umfaſſendſte gehalten, die in der alten Kirche erſchien.

Aus des Euſebius Pamphilius, Biſchofs von Cäſarea, Beſchreibung der Diocletianiſchen Verfolgung.

„In der Zeit nach der Verfolgung des Decius und Valerianus fuhr der Teufel, der die Herrſchaft dieſer Welt hat, gleichſam nur zuweilen aus ſeinem tiefen Schlaf auf, indem er heimlich und wie im Verborgenen der Kirche nachſtellte. Er machte nicht offen uns Allen zugleich den Krieg, ſondern griff nur Einige von Denen an, die dem Herrn eifrig dienten, weil er fürchtete, daß ſie ihm entgehen könnten. Hätte er dieſe beſiegt, ſo glaubte er ohne Mühe die Uebrigen in ſeine Gewalt zu bekommen. Nur ſparſam und ſelten wagte er das Blut Einiger zu vergießen, wahrſcheinlich weil ihn die Menge der Gläubigen abſchreckte. Als aber offen der Krieg gegen ſie losbrach, läßt es ſich gar nicht berechnen, wie viele und wie große Martyrer Chriſti man an allen Orten ſehen

konnte. Unter die ruhmvollsten gehörten in Nicomedien selbst die Kämmerer Diocletians, die von den Kaisern mit Ehren und Würden überhäuft, ja als Söhne geliebt wurden und doch alle für die Religion erduldeten Qualen der Herrlichkeiten der Welt vorzogen. Einer von ihnen wurde vor die Kaiser (Diocletian und Galerius) geführt, die ihm befahlen zu opfern. Als er sich standhaft weigerte, ward er entkleidet, nackt in die Höhe gezogen und so gegeißelt, daß sein Gebein aus den Wunden sah. Aber er beharrte. Da begoß man diesen blutig zerfleischten Leib mit Essig und Salz; allein er duldete auch diesen Schmerz. Und nun trug man Feuer und einen Rost herbei und wie Fleisch, das man zur Speise zubereitet, wurde sein Körper langsam gebraten. Da hauchte er seine Seele aus. Dieser ist es wohl würdig, daß man seinen Namen wisse: er hieß Petrus. Dorotheus, Gorgonius und mehrere andere kaiserliche Kämmerer wurden nach verschiedenen Martern mit dem Strick erwürgt. Darauf ward Anthimus, Bischof der Kirche von Nicomedien, enthauptet und eine ungeheuere Menge von Martyrern ihm nachgeschickt. Es kam nämlich Feuer im Kaiserpalast aus und ein falsches Gerücht bezeichnete die Unserigen als dessen Urheber. Da wurden sie haufenweise mit Weibern und Kindern durch Feuer und Schwert hingerichtet und Manche sollen, von einer unbeschreiblichen göttlichen Freudigkeit ergriffen, freiwillig in den brennenden Scheiterhaufen sich gestürzt haben. Unzählige drängten die Henker gebunden auf Nachen zusammen und versenkten sie in die Tiefe des Meeres. Die Kerker, welche sonst von Räubern und Mördern eingenommen waren, wurden nun dermaßen angefüllt mit den Vorstehern der Kirchen, mit Bischöfen, Priestern, Diakonen, Lectoren, Exorcisten, daß für die Verbrecher kein Platz mehr übrig blieb. Bewog die schwerste Marter Jene nicht zum Abfall, so mußten sie sterben. Die Zahl der Martyrer zu damaliger Zeit ist gar nicht anzugeben. Am größten war sie wohl in Afrika, Mauritanien, Egypten und Thebais. Einige von Denen, die in Palästina und zu Tyrus in Phönizien geglänzt haben, sind

uns bekannt. Wer, der sie gesehen hat, muß nicht die Standhaftigkeit dieser wahrhaft erlauchten Kämpfer Christi bewundern, mit der sie so entsetzliche Geißelschläge erduldeten; und nach den Schlägen den Kampf mit den nach Menschenblut lechzenden Bestien; und in dem Kampf die Anfälle der Panther, Bären, Eber und Stiere, die man mit Feuerbränden und glühenden Eisen aufreizte. Wir waren selbst gegenwärtig, als sich dies zutrug, und wir haben da erkannt, wie die göttliche Macht unseres Herrn Jesu Christi, dem die Martyrer Zeugniß gaben, ihnen so offenbar zu Hülfe kam. Die blutdürstigsten Bestien trauten sich oftmals nicht, sich den Heiligen zu nahen oder sie zu berühren. Zuweilen schossen sie auf sie los, aber wie durch höhere Kraft zurückgetrieben, ließen sie wieder ab, wendeten sich auch wohl gegen die Feinde unseres Glaubens. Die Unerschrockenheit der Martyrer und ihre unerschütterliche Stärke bei oft sehr zarten Körpern, war bewundernswürdig. Da sah man einen Jüngling von kaum zwanzig Jahren, der ohne Bande, die Arme in Kreuzesform ausgespannt, andächtig betend stand, und nicht von seinem Platz wich, als Bären und Panther ihr Gebiß in seine Glieder einzuhauen drohten; aber Gott weiß wie, sie ließen ab von ihm! Fünf Andere wurden einem wilden Stier vorgeworfen, der schon einige Ungläubige auf seinen Hörnern gespießt und dermaßen zu Boden geschleudert hatte, daß sie halbtodt hinweggetragen werden mußten. Wüthend und schnaubend lief er auf die Martyrer zu, scharrte mit den Füßen die Erde auf, warf den Staub mit den Hörnern in die Luft, kam aber nicht vorwärts, obschon man ihn mit glühenden Eisen stachelte. Weil die Martyrer unverletzt blieben, ließ man andere Bestien auf sie los; aber umsonst! Da durchbohrte man sie mit dem Schwert und warf ihre entseelten Leiber in's Meer. So ruhmvoll wurde in der Stadt Tyrus für den Glauben gestritten. Ueber alle Beschreibung schrecklich waren die Peinen, welche die Martyrer in der Thebais erlitten, wo man sie mit scharfen thönernen Scherben am ganzen Leibe bis auf den Tod zerfetzte. Diese und ähnliche

Grausamkeiten sind nicht einige Tage, nicht eine kurze Zeit, sondern durch den langen Lauf mehrerer Jahre beständig verübt worden; so daß man täglich zehn und zwanzig, auch fünfzig und sechzig, wohl auch hundert Männer, Weiber und Kinder tödtete und mit den Arten der Marter ordentlich abwechselte. Wir selbst haben in jenen Gegenden an einem Tage Viele theils den Flammen übergeben, theils enthaupten sehen, so daß die Schwerter ganz stumpf wurden und, weil sie nicht mehr schneiden konnten, zerbrachen und daß die ganz entkräfteten Henker einander ablösen mußten. Da haben wir aber auch mit unseren Augen das wunderbare Feuer des Geistes und die wahrhaft göttliche Kraft und Freudigkeit Derer, die an Christum glauben, geschauet. Denn kaum war gegen die Ersten das Urtheil gefällt, so kamen gleich wieder Andere vor den Stuhl des Richters, bekannten sich mit lauter Stimme als Christen und empfingen mit Freude und Heiterkeit, ja mit lachendem Munde das Todesurtheil. Psalmen, Hymnen und Danklieder sangen sie bis zum letzten Athemzug zum Lobe Gottes.

Zu Cäsarea am Meer gab der Tyrann Maximin Daja zu Ehren seines Geburtstages dem Volk öffentliche Spiele, bei denen er selbst gegenwärtig war. Da wurde ein Martyrer mit Namen Agapius zum Kampf vorgeführt, der schon dreimal zu den wilden Thieren verdammt in der Arena gewesen, jedoch nie getödtet worden war. Nun riß man ihn wieder aus dem Kerker und stellte ihn dem Kaiser vor, und zwar in Gesellschaft mit einem Missethäter, der seinen Herrn umgebracht hatte. Diesem Mörder, welcher den Bestien vorgeworfen werden sollte, schenkte der Kaiser Gnade und Verzeihung, so daß das ganze Amphitheater darüber in Jubel- und Beifallsgeschrei ausbrach, gerade wie zu Zeiten unseres Heilandes auch Barrabas losgelassen wurde. Der Held des göttlichen Glaubens aber, der seinen Gott nicht verläugnen wollte, gab sich willig einer Bärin zum Fraß hin und ward, als er noch athmete, mit Steinen an den Füßen in's Meer versenkt.

Den Jüngling Ulpianus folterte man mit grauſamen Geißelſchlägen, nähete ihn dann in einen Sack aus einer rohen Ochſenhaut, und zwar zugleich mit einem Hunde und einer giftigen Schlange, und warf ihn ſo in's Meer. Einen anderen Jüngling ſteckte man in einen Sack, der mit naſſem Sand und Scorpionen gefüllt war und verſenkte ihn dann in's Meer.

Am Oſterſonntag ſaßen einige Bekenner gefeſſelt, in Erwartung des Richters, vor dem Gerichtshof. Da trat die achtzehnjährige Jungfrau Theodoſia, ein frommes, ſehr wohlgeſittetes Mädchen, zu ihnen hin, grüßte und bat ſie, daß ſie, wenn ſie zu Gott kämen, ihrer gedenken möchten. Sogleich fielen Soldaten über das junge Mädchen her, als ob es ein todeswürdiges Verbrechen begangen hätte, und ſchleiften es vor den Präfecten. Dieſer, von viehiſcher Wuth getrieben, ließ Theodoſia unmenſchlich peinigen und zuletzt ihre Bruſt und Seiten bis auf die Rippen mit eiſernen Nägeln zerreiſſen. Bis zum letzten Athemzug litt die zarte Heldin mit fröhlichem Blick und heiterem Lächeln. Die Bekenner aber wurden mit glühenden Eiſen am Kniegelenk gelähmt und dann in die Bergwerke geſchickt, um von Arbeit und Drangſal aufgerieben zu werden.

Es war ein kaiſerliches Edict ergangen, alle Götzentempel, die durch Alter und Vernachläſſigung zerfallen waren, wieder herzuſtellen und die Unſerigen zu zwingen, Theil am Götzenopfer zu nehmen. Um ihnen wenigſtens die äußerliche und unfreiwillige Theilnahme an demſelben unausweichbar zu machen, wurde Alles, was man auf den Märkten an Lebensmitteln feil bot, durch heidniſche Opferweihungen verunreinigt. Um die öffentlichen Badehäuſer wurden Wachen im Hinterhalt gelegt, welche, wenn das Haus voll war, alle darin befindlichen Leute zum Götzenopfer nöthigen ſollten. Dieſe beiden Maßregeln waren ſehr drückend, wenigſtens für die minder Bemittelten der Unſerigen; denn ſie entzogen ihnen Nahrungsmittel und die nothwendige Pflege der körperlichen Reinlichkeit. Sogar manche Heiden mißbilligten dieſe übergroße Grauſamkeit und hatten

Ekel vor so entsetzlichen Verfolgungen. Den Richtern und anderen Machthabern war jedoch bei hohen und angesehenen Leuten, wie z. B. bei Bischöfen, die sie doch nicht sämmtlich umbringen mochten, so sehr darum zu thun, den kaiserlichen Befehl erfüllt zu sehen, daß sie sich nicht selten mit dem Schein begnügten. Viele Bischöfe der Kirchen von Paläſtina haben zu Cäsarea, wohin sie geschleppt wurden, starkmüthig die Martern und den Tod ertragen, wenn auch Einige schwach und feig gewesen sind. Einer aber, der zum Opferaltar gezerrt und dem dort das abscheuliche Opfer in die Hand gezwungen wurde, ward darauf entlassen, als ob er geopfert habe. Ein Anderer, der nicht einmal mit den äußersten Fingerspitzen Weihrauch berührte, ward in der Stille fortgeschickt, weil Einige behaupteten, er habe geopfert. Noch Einer, den man, von Qualen ohnmächtig ergriffen, in die Höhe gehoben, dann als todt hingeworfen hatte, zählte man zu Denen, die geopfert hatten, und man löste seine Bande. Endlich betheuerte Einer laut rufend, er werde nie opfern; diesen brachte man zum Schweigen, indem man ihn mit Fäusten auf den Mund schlug und ihn dann mit Gewalt hinwegstieß.

Der Statthalter Firmilian, der ein ausgezeichnetes Genie in Erfindung immer neuer Gattungen von Leiden, Nachstellungen und Kunstgriffen hatte, übertrat alle Gesetze der Menschlichkeit und verweigerte den vielen Leichnamen das Begräbniß. Sie sollten von den Thieren gefressen werden, blieben deshalb unter freiem Himmel liegen und Tag und Nacht strichen die Heiden umher und gaben Acht, daß Niemand von uns die Leichen davon trage. Hunde aber, fleischfressende Vögel und wilde Thiere verscheuchten sie nicht und daher sah man bald die ganze Stadt mit Eingeweiden und Gebeinen menschlicher Körper umsäet. Dies gräßliche Schauspiel vor den Thoren der Stadt läßt sich nicht beschreiben. Nachdem es viele Tage gedauert hatte, ereignete sich folgendes Wunder: die Luft war rein und klar, der ganze Himmel außerordentlich heiter, als auf einmal der größte Theil der Säulen, welche den Portikus der Stadt stützten, zu tropfen begannen, als ob

sie Thränen weinten. Auch waren, obwohl weder Thau noch Regen gefallen, die Marktplätze und Straßen der Stadt plötzlich mit Wasser, ich weiß nicht woher, ganz überschüttet: so daß sich gleich das Gerede verbreitete, die Erde selbst habe auf unerklärliche Weise Thränen vergossen, weil sie den verübten Frevel nicht ertragen könne; und selbst die Steine und die leblose Natur hätten, um den harten und wilden Sinn der Menschen zu beschämen, über das Vorgefallene geseufzt. Ich zweifle zwar keineswegs, daß die Nachwelt Das, was ich eben erzählte, für Albernheiten und für ein Mährchen halten wird; nicht so aber wir, denen der Glaube der Zeitgenossen die Wahrheit der Sache verbürgt.

Mit Pamphilus, der mir unendlich theuer war, litten zugleich eilf Andere, den Gnadengaben und der Anzahl nach den Aposteln ähnlich. Der ausgezeichnetste von ihnen und der einzige, den die heiligen Weihen des Priesterthums zierte, war eben Pamphilus, der während seines ganzen Lebens jede Art von Tugend übte, möge man seine Erhabenheit über das Weltliche, seine Barmherzigkeit und Freigebigkeit gegen die Armen, seine Verachtung der Würden und Ehrenstellen, die ihm offen standen, seine strenge Lebensweise, seinen unermüdlichen Fleiß, seine kräftige Beharrlichkeit, sein tiefes Studium der heiligen Schriften, sein ungemeines Wohlwollen gegen den Nächsten, seine ganze herrliche Wirksamkeit betrachten. Der zweite nach ihm war Valens, Diakon zu Aelia (das von Kaiser Hadrian so benannte Jerusalem), ein Greis mit schneeweißen Haaren, so bewandert in der heiligen Schrift, daß es ihm gleich galt, sie aus einem Codex zu lesen oder ganze Seiten auswendig herzusagen. Der dritte war Paulus, ein geistvoller thatkräftiger Mann, der bereits um seines Glaubens willen mit glühenden Eisen gebrannt worden war. Diese drei schmachteten schon zwei Jahre im Kerker zu Cäsarea. Da begab es sich, daß fünf Glaubensbrüder in ihre Vaterstadt zurückkehrten, nachdem sie verbannte Bekenner nach den Bergwerken von Cilicien begleitet hatten. An den streng bewachten Thoren von Cäsarea wurden sie angehalten und

befragt, wer sie wären und woher sie kämen. Sie bekannten Alles ohne Furcht, wurden zu Pamphilus und seinen Leidensgenossen in den Kerker geworfen und dann sämmtlich vor den grausamen Statthalter Firmilian geführt. Er war höchlichst erzürnt über den Starkmuth jener fünf Männer, welche ohne Scheu die verurtheilten Bekenner aus Ehrfurcht begleitet hatten und nun ganz furchtlos heimkehrten. Darum ließ er ihnen zuerst durch verschiedene neuerfundene Marterwerkzeuge quälende Pein anthun, und dann erst fragte er nach ihrem Namen. Sie hatten aber bei der Taufe ihre heidnischen Namen ab- und die von heiligen Propheten sich zugelegt, so daß sie durch ihre Gesinnung und ihre Namen, Elias, Jeremias, Isaias, Daniel und Samuel, eine wahre Familie Israels bildeten. Nachdem Firmilian diese Namen, ohne deren Sinn zu fassen, aus dem Munde des Elias gehört hatte, fragte er diesen um sein Vaterland. Der Bekenner legte fortwährend seinen Worten einen höheren Sinn unter, und antwortete: „Jerusalem." Er meinte nämlich das Jerusalem, von dem Paulus sagt: „Jenes himmlische Jerusalem ist frei und unsere Mutterstadt" (Gal. IV, 26.), und: „Ihr kamet zum Berge Sion, zur Stadt des lebendigen Gottes, zum himmlischen Jerusalem" (Hebr. XII, 22.). Firmilian nahm es irdisch und fragte neugierig, was dies für eine Stadt und wo sie gelegen sei? nahm auch gleich seine Zuflucht zur Folter, um die Wahrheit zu erquälen. Der Martyrer antwortete gelassen, als ob er weder Fleisch noch Körper habe: „Jerusalem ist das Vaterland Derjenigen nur, welche wahre Verehrer des wahren Gottes sind. Nur ihnen kommt das Bürgerrecht dort zu. Sie liegt im Osten, wo die aufgehende Sonne ihrem Lager entsteigt." Firmilian trug immer mehr mißtrauisches Bedenken, ob nicht etwa die Christen im Sinn hätten, eine Stadt zu gründen, die eine Nebenbuhlerin Roms und den Römern verderblich werden könnte; suchte deshalb durch entsetzliche Martern jene Stadt zu erforschen und das Land gegen Sonnenaufgang zu finden. Da er aber nichts erfuhr, ließ er den Elias mit dem Schwerte hinrichten und,

nach ähnlichem Vorspiel, auch dessen vier Gefährten. Ganz ermüdet und übersättigt von den vergeblichen Folterungen wendete sich der Statthalter nun zu Pamphilus und dessen beiden Leidensgenossen, deren unüberwindlichen Starkmuth er bereits aus früheren Zeiten kannte, fragte sie kurz, ob sie endlich den kaiserlichen Befehlen gehorchen wollten? verhängte die Todesstrafe über sie, als sie bei der alten Weigerung beharrten, und schickte sie einstweilen in den Kerker zurück. Kaum war das geschehen, so erhub der Jüngling Porphyrius unter der Menge seine Stimme und bat, man möge doch wenigstens die Körper der Ermordeten zur Beerdigung ausliefern. Er war ein Hausgenosse des Pamphilus und hatte unter dessen Leitung die beste Erziehung genossen. Kaum hörte Firmilian diese Stimme, so gab er auch schon Befehl, den Jüngling zu ergreifen, so grausam zu geißeln, daß in Kurzem Rippen und Eingeweide bloslagen, dann auf den Scheiterhaufen zu werfen. Dies Alles geschah, ohne daß Porphyrius durch einen Laut oder einen Seufzer Schmerz verrathen hätte. Ganz vom heiligen Geist erfüllt, stand er während seiner Zerfleischung wie leblos da, gab darauf seinen Freunden mit grosiem Gleichmuth einige Aufträge, winkte ihnen am Pfahle noch heiter und freundlich zu, rief, als die Flamme ihn ergriff, Jesus den Sohn Gottes um Beistand an, und verharrte dann im Schweigen bis zum letzten Athemzug. Früher noch als sein geliebter Meister errang er die Siegespalme. Seleucus, der aus einem Soldaten der Kaiser ein Kämpfer Christi geworden war, begab sich vom Richtplatz in den Kerker, um dem Pamphilus mitzutheilen, wie herrlich der Jüngling vollendet habe. Er hatte kaum die Kunde gebracht und den Pamphilus mit dem Friedenskuß begrüßt, so fielen auch schon Soldaten über ihn her, führten ihn vor den Statthalter und dieser verurtheilte ihn augenblicklich zum Tode. Seleucus, aus Cappadocien gebürtig, war in der kräftigsten Blüthe des Lebens und durch die Höhe seines Wuchses und seine körperliche Stärke so ausgezeichnet, daß er häufig wegen seiner jugendlichen Schönheit

und edlen Haltung von den Leuten angestaunt und gepriesen wurde. Als die Verfolgung zu wüthen begann, ward er seines Glaubens wegen gegeißelt und durch sein kräftiges Bekenntniß berühmt. Um sich nun besser der zahllosen Kranken, Verlassenen und Armen annehmen, den Wittwen und Waisen ein Vater, allen Hülfsbedürftigen ein Helfer und Beschützer sein zu können, verließ er den Kriegsdienst, gab sich ganz frommen Uebungen und Betrachtungen hin und verdiente es, daß der Herr, der an solchen Werken Wohlgefallen hat, ihn durch den Martertod zur großen weit geöffneten Triumphpforte in den Himmel abrief.

Wie sehr erzürnte sich aber Firmilian, als der ehrwürdige, gottesfürchtige Greis Theodul, der zu seinen eigenen Hausleuten gehörte, gerade so wie Seleucus im Kerker bei Pamphilus ertappt wurde. Der Statthalter hatte ihn wegen seiner seltenen Treue und Rechtschaffenheit, und wegen seiner bescheidenen Anhänglichkeit, auch wegen seines hohen Alters, da Theodul schon Urenkel hatte, immer geehrt; jetzt aber ließ er ihn ohne Erbarmen an's Kreuz schlagen.

Während dieser Metzeleien kam ein Fremdling aus Cappadocien, ein unbescholtener, gebildeter, glaubensfester, der Wissenschaften kundiger Mann, mit Namen Julian, auf einer Reise nach Cäsarea. Er hört von dem Trauerspiel, das sich eben begibt, und eilt erfüllt vom heiligen Geiste dem Schauplatz zu. Bei dem Anblicke der entseelten Körper der Martyrer ergreift eine unaussprechliche Freudigkeit sein Herz. Er eilt herbei, kniet nieder und bezeugt den heiligen Ueberresten seine Verehrung und Liebe durch andächtigen Kuß. Dies genügt, um ihn sogleich dem Statthalter vorführen und von demselben zum Feuertode verdammen zu lassen. Da jauchzt Julian vor Freuden auf, dankt Gott mit lauter Stimme für diese Ehre und gewinnt frohlockend die Marterkrone. Pamphilus nebst Valens und Paulus waren die letzten der Zwölf, welche an diesem Tage zur Herrlichkeit sich aufschwangen. All' die heiligen Leiber wurden vier Tage und Nächte in der Art bewacht, daß die Unserigen heimlich belauert und ver-

ſcheucht, die wilden Thiere aber zugelaſſen werden ſollten. Wieder alle Erwartung nahte ſich ihnen jedoch weder Beſtie, noch Raubvogel, nicht einmal ein Hund, und die göttliche Vorſehung lenkte es ſo, daß ſie endlich hinweggetragen und ehrbar begraben werden konnten."

Euſebius Pamphilius, Biſchof von Cäſarea, der in den Zeiten und Gegenden lebte, über welche er ſchrieb, gilt für den Patriarchen der Kirchengeſchichte, indem er Alles, was ſich ſeit Beginn der Kirche in ihr zutrug, zuſammenſtellt und auch das anführt, was Autoren vor ihm davon geſagt hatten. Er war eine Zeitlang mit ſeinem Freunde, dem Martyrer Pamphilus, während der Verfolgung eingekerkert, und Beide beſchäftigten ſich im Gefängniß mit einer Vertheidigungsſchrift zu Gunſten des Origenes, deſſen Schriften Pamphilus ſo liebte, daß er die meiſten eigenhändig abſchrieb. Das Herz dieſes heiligen Prieſters brannte für den Glauben und die Nächſtenliebe, wie ſein Geiſt für die Wiſſenſchaften. Er gründete in Cäſarea eine Bibliothek von 30,000 der beſten Bücher des Alterthums, und kaufte ſo viele Exemplare von der heiligen Schrift, als er bekommen konnte, um ſie an Diejenigen zu ſchenken, welche Intereſſe für theologiſche Studien hatten. Nach ſeinem Martertode nahm Euſebius, wie das damals Gebrauch war, aus Freundſchaft und Dankbarkeit ſeinen Namen an und nannte ſich Euſebius Pamphilius. Die Glaubenskraft ſeines heiligen Freundes ſoll er aber leider nicht angenommen, ſondern ſpäter zu denjenigen Biſchöfen gehört haben, welche ſich durch das heidniſche Opfer von Verfolgung und Tod loskauften. Um 340 ſtarb er, nachdem er ſich auch in die Ketzerei des Arius verwickelt hatte.

Der heilige Geneſius.

Kaiſer Diocletian kam nach ſeinen Siegen über Mitbewerber um den Thron triumphirend nach Rom und ſetzte dort einen Mit- oder Nebenkaiſer ein, den rohen Soldaten Mari-

mian, der ihm helfen sollte, Kriege nach Außen und Innen des Reiches zu führen. Beide Kaiser nahmen zur Ehre ihrer Götter Jupiter und Hercules, und um sich selbst in eine Reihe mit den Gottheiten Roms zu stellen, deren Namen an. Diocletian nannte sich Jovius und Maximian Herculeus. Damals befand sich in Rom eine fromme christliche Familie, die den Gram hatte, daß ein einziges ihrer Mitglieder ungläubig war. Er hieß Genesius und war ein beliebter und berühmter Schauspieler, ein großer Liebling des Volkes, das an seinen Späßen und komischen Darstellungen ungemein viel Behagen fand. Genesius hatte eine große Abneigung gegen die Christen, konnte ihren Namen nicht ohne Widerwillen hören und mochte sie nur in Fesseln sehen, um sie dann zu verspotten. Um diese Verhöhnung durch seine Kunst recht eindringlich zu machen und recht weit unter das Volk zu verbreiten, beschloß er, die heiligen Mysterien des Christenthums, so weit sie ihm bekannt waren, auf's Theater zu bringen und mit Hohn zu überschütten. Er unterrichtete die übrigen Schauspieler in ihren Rollen; dann, als Diocletian einst selbst im Theater war, stellte Genesius auf der Bühne einen Kranken vor, der im Bett lag und wehklagte: „O meine Freunde, ich bin schwer krank! o wenn mir doch leichter werden könnte!" — „Wir können dich nicht leichter machen, wenn du schwer bist," antworteten die Freunde; „denn wir sind keine Tischler, daß wir dich abhobeln könnten." Diesen Spaß fand das Volk höchst ergötzlich und lachte; der Kranke auf der Bühne aber entgegnete: „Ihr Narren! ich verlange als ein Christ zu sterben." — „Und warum das?" — „Damit ich dereinst als ein Flüchtling in Gott befunden werde." Nun wurden zwei als Priester und Exorcist verkleidete Schauspieler gerufen. Sie setzten sich an sein Lager und der Priester fragte: „Lieber Sohn, warum hast du uns rufen lassen?" Ein wunderbares Licht durchdrang die Seele des Genesius. Er gab die Antwort: „Weil ich die Gnade Christi zu empfangen wünsche, durch welche ich wiedergeboren und von dem Elend meiner Sünden befreiet werde" — aber er gab sie, von der zuvorkommenden göttlichen Gnade

berührt, nicht blos als Schauspieler, sondern mit einer innerlichen Umwandlung des Herzens. Die heiligen Ceremonien des Sacramentes der Taufe wurden an ihm vollzogen, dann bekleidete man ihn mit dem weißen Kleide der Neophiten und Soldaten fielen über ihn her, um ihn vor den Richter zu führen. Das Volk war in gespannter Erwartung und meinte nicht anders, als daß nun der Spaß erst recht angehen werde. Statt dessen aber schüttelte Genesius die vermeintlichen Soldaten von sich ab, verließ die Schaubühne, ging geradesweges auf Diocletian den Kaiser zu und sprach gar nicht mehr gemäß seiner Rolle, sondern aus voller Seele: „Höre mich, Kaiser! und ihr Alle, Senatoren, Tribune, Bürger und Volk von Rom, höret mich. Ich habe bisher den christlichen Namen nur mit Schauder nennen hören, habe alle gelästert, die in dessen Bekenntniß beharrten, habe meine Eltern und Verwandten um des Namens Jesu willen gehaßt, habe die Christen so lächerlich gefunden, daß ich die Geheimnisse ihrer Religion eifrig erforschte in der Absicht, sie auf der Bühne eurem Gelächter preiszugeben und sie mit euch zu verlachen. Als ich nun vorhin auf die Frage, ob ich glaube? die Antwort zu geben hatte: Ja, ich glaube! da sprach ich diese Worte mit aufrichtigem Herzen und siehe! eine Schaar von Engeln stand über meinem Haupt und sie lasen aus einem Buch all' meine Sünden vor, die ich seit meiner Kindheit begangen habe. Dann aber tauchten sie das Buch in jenes Wasser, womit ich vor euren Augen übergossen worden bin, wuschen es ab und zeigten es mir dann weißer als Schnee. Nun also, erlauchter Kaiser! und ihr Alle, die ihr diese Geheimnisse verlacht habt wie ich! glaubet jetzt auch wie ich! glaubet, daß Christus der wahre Gott ist, daß er das Licht, die Wahrheit und die Gnade ist, und daß ihr durch ihn zur Vergebung der Sünden, zum ewigen Heil gelangen könnt."

Diocletian war damals den Christen nicht abhold; allein die Zumuthung des Genesius beleidigte zu heftig seine Ansprüche an Verwandtschaft mit den Göttern. Der Kaiser Diocletian Jovius konnte nichts gemein haben mit dem Ge-

kreuzigten, Jesus Christus, viel weniger ihn anbeten. Die Umwandlung des Genesius erschien ihm als Verhöhnung, dessen Aufforderung als eine Beleidigung seiner kaiserlichen Majestät. Er übergab ihn also dem Präfecten seiner Prätorianer, um ihn zu strafen und zum Opfer zu zwingen. Plautianus, der Präfect, ließ Genesius erst mit Prügeln schlagen, dann auf die Folter werfen und fragen, ob er den Göttern opfern wolle. Jener verneinte es. Da wurde er mit Krallen zerrissen und mit Fackeln gebrannt; allein er blieb unüberwindlich in seinem Glauben und sprach während des Leidens: „Es ist kein Gott außer Dem, den ich jetzt erkenne. Ihn verehre ich, Ihn bet' ich an, und werd' ich tausendmal zur Ehre seines Namens getödtet, so bleib' ich sein, wie ich jetzt schon bin. Keine Marter ist im Stande, mir Christus aus dem Herzen und von den Lippen zu reißen und es schmerzt mich tief, so spät zu seiner Anbetung gekommen, so lange von Irrthum befangen gewesen zu sein und seinen heiligen Namen in heiligen Menschen gehaßt zu haben." Plautianus erkannte, daß mit diesem Mann nichts anzufangen sei und befahl ihn zu enthaupten. So feierte Genesius in der Bluttaufe seine Wiedergeburt! — Jede Bekehrung zum wahren Glauben ist ein Wunder der göttlichen Gnade. Tritt sie aber so ganz unvorbereitet und ohne Zwischenstufe in die volle Thorheit und Frechheit des Lebens hinein, so muß der Mensch billig erschaudern bei dem Gedanken, daß sie auch ihm so nahe sein mag wie dem Genesius, und daß er sie dennoch an sich vorüber gehen läßt, ohne sich zu bekehren.

Der heilige Mauritius und seine Gefährten.

Der zweite der „göttlichen Kaiser," wie sie sich nennen ließen, Maximian Herculeus, begab sich um diese Zeit nach Gallien, wo ein ungeheurer Aufstand gegen die Römerherrschaft ausgebrochen war. Maximian war ein tüchtiger Sol-

dat, aber ein Mann, der alle Laſter eines verderbten Römers und die volle Rohheit eines Wilden hatte, dazu von der niedrigſten Herkunft war; Hirt war er geweſen. All' die Gemeinheit, Brutalität und Barbarei, welche er aus ſeinen Pannoniſchen Wäldern, die damals eine wahre Pflanzſchule von römiſchen Kaiſern waren, mitgebracht hatte, dämpfte der kaiſerliche Purpur nicht, verſtärkte ſie im Gegentheil durch das Bewußtſein der höchſten Macht. Dem brutalen Menſchen ſind idealiſche Menſchen immer zuwider, gerade ſo wie in einem und demſelben Individuum die Sinnlichkeit nicht ohne Fehde dem Geiſt ſein Recht läßt. Hat der brutale Menſch ein grauſames Naturell und iſt er der Herr Derjenigen, die eine ideale Richtung haben, ſo wird es dieſen an Leiden nicht fehlen. Und ſo ging es auch den Chriſten unter Maximian, obzwar in den letzten vierzig Jahren des Jahrhunderts keine ausdrückliche Verfolgung wider ſie beſtand. Als Soldaten beſonders waren ſie nie und nirgends im römiſchen Heere ihres Lebens ſicher. Da Roms Glück, Macht und Herrſchaft kriegeriſcher Art war, und da es ſeinen Schwerpunkt im Heere hatte: ſo war dieſes vor Allem darauf angewieſen und von den Kaiſern dazu angehalten, den Schutzgöttern des Reiches die gebührende Huldigung zu erweiſen; namentlich dem Juviter und ſeinem Attribut, dem Adler, der jeder Legion voran getragen wurde, als ob ſie mit ſeinen Flügeln ſich zur Beherrſchung der Welt aufſchwingen wolle. Dieſen Legionsadlern, wie auch den Bildniſſen der Kaiſer, ſeit Commodus, hatten die Soldaten göttliche Ehren zu erweiſen. Darum gehörte eine beſondere Nachſicht des Feldherrn dazu, wenn er chriſtliche Soldaten nicht zu dieſen Ceremonien anhielt. Vielleicht auch wurden ihrer mit der Zeit ſo viele, daß man ſie in ruhigen Tagen, oder wenn ſie milde Herrführer hatten, ihre eigenen Wege gehen ließ. Manche Chriſten hielten es aber für ganz unverträglich mit ihrem Gewiſſen, in ein Heer einzutreten, bei dem ein ſolcher Götzendienſt üblich war. So wurde der einundzwanzigjährige Jüngling Maximilian zu Thebeſte in Numidien im Jahre 295 zum Martyrer. Wegen ſeiner Größe und Schönheit

hätte er einen tüchtigen Soldaten abgegeben und der Proconsul verlangte ihn durchaus und sagte, als er sich entschieden weigerte: „Werde Soldat, sonst bist du des Todes.“ Aber Maximilian entgegnete: „Haue zu! ich diene meinem Gott, nicht der Welt.“ — „Wer hat dir das eingeredet?“ fragte Dion, der Proconsul. „Mein Gewissen und Der, welcher mich berufen hat.“ Der Proconsul forderte den Vater des Jünglings auf, denselben umzustimmen; erhielt aber die Antwort: „Mein Sohn weiß, was ihm zuträglich ist.“ Da sagte Dion: „Wirst du nicht Soldat, so schicke ich dich gleich zu deinem Christus.“ — „Das wünsche ich, das ist mein Ruhm!“ rief Maximilian. „Dein Ruhm, so elend zu Grunde zu gehen?“ fragte Dion erstaunt. „Nicht zu Grunde gehe ich. Mein Name ist eingeschrieben bei meinem Herrn und mein Soldatendienst gehört ihm.“ — „Aber im Gefolge unserer Kaiser sind die tapfersten und besten Christen und thun Kriegsdienst.“ — „Sie werden wissen, was für sie und ich weiß, was für mich gut ist.“ Dion verurtheilte ihn zum Schwert und Maximilian sagte: „Gott sei Dank!“ Mit solcher Freude starb der junge Held und mit derselben Freude sah sein Vater ihn zum Tode gehen. Zu Tanger in Mauritanien ward ein Centurion in der Trajanischen Legion, Namens Marcellus, zum Martyrer, weil er dem Bildniß des Kaisers nicht opfern wollte; so zu Cäsarea in Palästina Marinus, der einen militärischen Ehrenvorrang einnahm und durch vornehme Abkunft und großes Vermögen sehr angesehen war. Den Heiden gegenüber war kein Christ seines Lebens sicher, mochte der Kirche Friede zugesichert sein oder nicht.

Im Canton Wallis, durch den die reißende Rhone wie eine schillernde grüne Schlange schießt, um sich in den lieblichen Genfer See zu stürzen, liegt am Fuße des Hochgebirges der Alpen ein Städtchen, das St. Maurice heißt und früher Agaunum hieß. Damals hatte eine römische Legion ihr Feldlager dort aufgeschlagen. Sie kam aus weiter Ferne, aus der Thebais in Oberegypten, um dem Maximian bei der Unterdrückung des Aufruhrs in Gallien zu dienen. Man nannte

sie die Thebaische Legion. Nach einem langen beschwerlichen Marsch hatte sie endlich die Alpen im Rücken und rastete in dem schönen wilden Thal der Rhone. Sie bestand aus tüchtigen Soldaten von erprobter Tapferkeit, die für den Kaiser als muthige Helden, für Christus als fromme Gläubige kämpften; sie waren Christen. Maximian befand sich in der Nähe an einem Ort, der jetzt Martinach heißt. Er ordnete ein großes allgemeines Götzenopfer an, um seinem Unternehmen einen günstigen Erfolg zu sichern, und zugleich forderte er von den Truppen neue Eide, durch welche sie sich zur Bekämpfung des Christenthums verpflichten sollten. Als die Thebaische Legion diesen Befehl empfing, vergaß sie nicht das Gebot des Evangeliums, „Gott zu geben, was Gottes ist," und verweigerte sowohl den Eid, als die Theilnahme am Opferfest. Maximian ward durch die Nachricht, daß die Thebaische Legion in den Schluchten von Agaunum stehe und den Gehorsam gegen seine kaiserlichen Befehle verweigere, in heftigen Zorn versetzt und ließ den Befehl ergehen, jeder zehnte Mann in der Legion solle mit dem Schwert hingerichtet und dann von den Uebrigen Eid und Opfer angenommen werden; denn er zweifelte nicht, daß die Furcht sie willfährig machen werde. Aber er irrte sich. Das Loos schied jeden zehnten Mann aus und er ward enthauptet; allein die Legion war nach der Decimation gerade so unbeugsam als vorher. Maximian ergrimmte mehr und mehr und befahl, daß sie zum zweiten Mal decimirt werde. Es geschah; doch die Streiter Christi wankten nicht. Die größte Ermunterung zu solchem Glauben gab ihr Mauritius, ihr Befehlshaber, mit seinen zwei Offizieren Candidus und Exuperus. Diese Männer entflammten die Liebe für das göttliche Gesetz und das Verlangen nach dem Bekenntniß Jesu bis zum Tode, in ihren gottbegeisterten Schaaren, und während Maximian vor Zorn glühte, erglühten sie in hoher Glaubensfreudigkeit und ließen an den Kaiser eine fromme, freimüthige Botschaft, in welcher es hieß: „Wir sind deine Soldaten, o Kaiser, aber auch Knechte Gottes. Dir schulden wir den Dienst im Kriege;

Ihm den Dienst der Tugend. Du gibst uns den Sold; Er einen ewigen Lohn. Wir können dir nicht gehorchen, indem wir Ihn verläugnen. Nur das verlange nicht und wir sind dir gehorsam wie zuvor. Gegen den Feind bieten wir dir unsere Hände an, halten es aber für Sünde, sie mit unschuldigem Blut zu beflecken und Gerechte und Friedliche zu morden. Wir haben zuerst auf die göttlichen Gebote geschworen, dann auf die kaiserlichen. Hielten wir unserem Gott nicht den Schwur unserer Treue, so müßtest du immer befürchten, daß wir ihn auch dir brechen würden. Wir haben eben die Gefährten unserer Mühen grausam hinrichten sehen und sind mit demselben Schicksal bedroht; aber die äußerste Lebensgefahr, die so leicht zu verzweiflungsvollen Entschlüssen treibt, hat uns nicht zum Aufruhr gebracht, nicht unsere Waffen wider dich, erlauchter Kaiser, gewendet. Denn wir preisen unsere Kameraden selig, daß die Treue gegen Gott ihnen den Tod brachte und wir sind entschlossen, wie sie, lieber unschuldig zu sterben, als schuldbeladen zu leben. Darum verhänge über uns Schwert, Feuer, Foltern, wir unterwerfen uns jedem Leiden; nur Christus verläugnen und Christen verfolgen, das können wir nicht."

Maximians Antwort bestand darin, daß er andere Truppen anrücken, die Thebaische Legion umzingeln und bis auf den letzten Mann niederhauen ließ, vier Cohorten ausgenommen, die schon früher nach dem Rhein abgeschickt waren. Ohne Widerstand und ohne Sträuben, aus Liebe zum ewigen Leben litten die Streiter Christi den Tod. Es kam keinem in den Sinn, die Gerechtigkeit seiner Sache mit dem Schwert zu vertheidigen. Jeder entblößte das Haupt und bot den Nacken dar. Sie hatten ihre Waffen freiwillig auf einem Platz zusammen geworfen und wie Der, welchen sie bekannten, sich ohne Widerrede zur Schlachtbank führen ließ und wie ein Lamm seinen Mund nicht öffnete: so ließen auch sie, als eine Heerde von Lämmern des Herrn, von den Wölfen sich zerreißen, die blutgierig über sie herfielen. So kam diese Kriegerschaar von Heiligen um; so erwarb sich die Thebaische Legion

ihren zweiten Namen „die glückselige Legion“ (Legio felix) und preist jetzt mit den Legionen der Engel Gott, den Herrn der Heerschaaren, der ihr zum glückseligsten Siege verhalf.

Ihre Gebeine wurden gesammelt und bestattet; der Ort Agaunum blieb seitdem gefeiert und berühmt im Andenken der Christen. Als das Christenthum später frei aufathmen und sein inneres Leben entwickeln durfte, ward dort zu Ehren des heiligen Mauritius und seiner Gefährten ein Kloster gebaut, um welches sich, wie an so vielen anderen Orten, ein Städtchen lagerte, das seinen Ursprung, Schirm und Mittelpunkt diesem gottgeweihten Hause verdankte. Dies Kloster bestand schon im sechsten Jahrhundert, als König Sigismund von Burgund es mit liegenden Gründen reich beschenkte. Es genoß eines so hohen Ansehens, daß es als ein Muster für alle später errichtete Klöster galt, besonders bei Einführung des beständigen Psalmengesanges, den man Laus perennis, „das ewige Lob“ nannte und der zum herrschenden Gebrauch in allen Klosterkirchen wurde.

Der heilige Sebastian.

Das wundervolle Leben dieses jungen christlichen Helden war im reichsten Maß mit allen Gnaden ausgestattet und so strahlend, daß ein Tod gleichsam nicht im Stande war, es auszulöschen; Sebastian mußte zweimal sterben. Zu Narbonne im südlichen Frankreich kam er auf die Welt, aber in Mailand wurde er erzogen, denn dort war seine Familie zu Hause. Er hatte einen feurigen hochfliegenden Geist, und da es nichts Höheres gibt als den Himmel — und da kein Kampf so feurig ist, als der um den Himmel, so wuchs er nicht blos im Christenthum auf, sondern wurde aus voller Seele Christ. Später mußte er einen Beruf erwählen; der Soldatenstand zog ihn sehr an, aber das Gefährliche und Verlockende desselben gab ihm Bedenken. So schwankte er

eine Zeitlang. Endlich siegte aber doch das Heroische in seinem Gemüth. Ueberall mußte er ja den Teufel und seine Schlingen durch Gottes Gnade überwinden; so beschloß er denn, es auch auf dem gefährlichsten Posten mit dem Erzfeind aufzunehmen und trat in das kaiserliche Heer. Vorgesetzte, Untergebene und Kameraden ehrten und liebten ihn. Die Kaiser schenkten ihm Vertrauen und Gunst, Diocletian machte ihn zum Tribun (Hauptmann) der ersten Abtheilung der Prätorianer (kaiserliche Garden) und wollte, so lange er in Rom war, den Heiligen immer um sich haben. Maximian auch; aber während Sebastian alle Tugenden eines tapferen und treuen Soldaten übte, vernachlässigte er nicht die Tugenden eines Christen, und seine Stellung gab ihm Gelegenheit, seinen Glaubensbrüdern manchen Dienst zu erweisen. Ueber seinen Glauben suchte er das tiefste Geheimniß zu bewahren; nicht weil er gefürchtet hätte, Vermögen, Ansehen und Leben zu verlieren, sondern weil er den Christen höchst nützlich war. Zwei Söhne aus einer vornehmen aber heidnischen Senatorenfamilie, die Brüder Marcus und Marcellianus, waren wegen ihres Glaubens eingekerkert und, da sie ihn nicht verläugnen wollten, bereits zum Tode verurtheilt. Ihr Vater Tranquillinus erflehte aber von Chromatius, dem Präfecten der Stadt Rom, einen dreißigtägigen Aufschub und suchte während dieser Zeit, von allen übrigen Mitgliedern der Familie unterstützt, den Entschluß seiner Söhne wankend zu machen. Sie wurden dem Gerichtschreiber Nicostratus in Gewahrsam gegeben, und mit sechzehn anderen, jedoch nur heidnischen Gefangenen, in dessen Haus gebracht und bewacht. Tranquillinus, ein Greis von Gicht gelähmt, der ohne Hülfe nicht gehen konnte; Martia, die Mutter der zwei jungen Männer; deren Gattinnen und kleine Kinder; zahlreiche Verwandte und Freunde: Alle kamen täglich und bestürmten die beiden Bekenner so heftig, so eindringlich, daß deren Herzen von so vielen Thränen weich wurden. Sebastian hörte mit großem Schmerz, es habe den Anschein, als ob sie die himmlische Palme für zeitliche Dinge wegwerfen wollten. Er eilte zu ihnen und fand sie umringt

von Liebkosungen, Schmeichelreden, Bitten, Zärtlichkeit; fand ihre Gemüther erschüttert, und richtete nun eine so feurige Ermahnung an sie, stellte die himmlischen Dinge so hoch über die irdischen und die Ewigkeit so erhaben der Vergänglichkeit gegenüber, daß die trauernde Familie verstummte. Sebastian ermunterte Marcus und Marcellian, sich doch nicht von Thränen besiegen zu lassen, nachdem sie der Folter widerstanden hätten und nicht den Fuß von der Schwelle des Paradieses zurück zu ziehen, um wieder auf der elenden Erde zu wandeln. „Die Thränen eurer Verwandten und Freunde kann die Gnade Gottes abtrocknen und reichlich vergelten," sagte er, „und wer das thut, was der Schöpfer will, dem ist das Geschöpf unverloren." Er stellte ihnen die süße Gnade und die gewaltige Allmacht Gottes vor Augen, welche sie berufen und auserwählt habe, und die Schmach und Strafe des Abfalls, und das Entsetzen des Gerichtes, und die ewigen Peinen der Hölle, aber auch die namenlose Seligkeit des Himmels. Ein übernatürliches Licht umstrahlte den heiligen Krieger, während ihm die liebeflammenden Worte von den Lippen strömten, und Allen erschien er wie ein seliger Geist. Marcus und Marcellian dachten nicht mehr an Abfall und Zoë, die Frau des Nicostratus, fiel auf die Knie vor Sebastian. Seit sechs Jahren war sie in Folge einer Krankheit stumm geworden; kein Arzt hatte ihr helfen können; sie dachte, dieser gottbegeisterte Mann müsse es vermögen und mit flehenden Geberden drückte sie diesen Wunsch und diese Hoffnung aus. Sebastian sagte mitleidig: „Wenn das wahr ist, was ich von unserem heiligen Glauben gesagt habe, so wolle dich unser Herr Jesus Christus, dessen unwürdigster Knecht ich bin, aus großer Barmherzigkeit heilen;" machte das heilige Kreuzzeichen über ihren Mund und Zoë hub an mit lauter Stimme Gott zu loben und zu sagen, daß sie Alles glaube, was Sebastian gesagt habe. Ihr Mann Nicostratus bekannte sich gleichfalls zum Glauben, nahm den beiden Brüdern ihre Fesseln ab, beschwor sie zu fliehen und versicherte, er wolle dem Präfecten gegenüber Alles vertreten. Tranquillinus und Mar-

na waren so ergriffen von diesen Vorgängen, daß auch sie der Gnade nicht widerstehen konnten und Sebastian, der mit Betrübniß gekommen war, um zwei wankende Seelen zu befestigen, hatte die Freude, daß achtundsechzig Personen den Unterricht der Katechumenen und die heilige Taufe verlangten. Er übergab sie dem frommen Priester Polykarp, der das heilige Werk zu Ende führte, bei dem es Gott gefiel, abermals zu zeigen, daß sein Arm nicht verkürzt, seine Allmacht nicht verringert sei; denn sowohl Tranquillinus als auch zwei kranke Söhne des Gefangenwärters Claudius fanden im Sacrament der Taufe außer der Wiedergeburt der Seele auch noch die leibliche Gesundheit.

Die Frist von dreißig Tagen, welche der Präfect Chromatius dem Tranquillinus für seine Söhne gewährt hatte, war abgelaufen. Er ließ den Greis rufen und fragte ihn, wie die Sachen ständen? verwunderte sich auch nicht wenig zu vernehmen, daß nicht die Söhne zur Ansicht des Vaters, wohl aber dieser zum Glauben der Söhne sich gewendet habe. Er schalt ihn einen Thoren, konnte jedoch sein Erstaunen über dessen plötzliche Genesung von der Gicht nicht verbergen und wollte wissen, welche Arznei man dazu angewendet habe. Tranquillinus antwortete, das sei keine andere, als der Glaube an den Herrn Jesus Christus, der Blinde sehend, Lahme gehend, Kranke gesund, Todte lebendig gemacht habe und mache. Da Chromatius auch sehr an Gichtschmerzen litt, bat er den Tranquillinus, jenen Mann ihm zuzusenden, der einen solchen Glauben lehre; und der Priester Polykarp stellte sich bei dem Präfecten ein. Als dieser ihm sein halbes Vermögen versprach, wenn er dadurch von seinem Leiden befreit werden könne, entgegnete der Diener Gottes lächelnd, es handele sich um den Glauben und nicht um Geld und Gut; Christus werde ihn darüber erleuchten. Aber Chromatius schwankte noch. Da rief Polykarp die heilige Beredsamkeit und Einsicht des Sebastian zu Hülfe und dieser sagte dem Präfecten, er dürfe nicht den Glauben annehmen, um gesund zu werden; glaube er wirklich, so müsse er es durch die That beweisen

und gestatten, daß sie seine sämmtlichen Götzenbilder zerbrächen. Das waren über hundert der schönsten Bildsäulen von Marmor und Alabaster, zum Theil große Kunstwerke, die Chromatius mit beträchtlichen Kosten gesammelt und an denen er viel Freude hatte. Sebastian begehrte kein geringes Opfer von ihm; aber die Gnade trug den Sieg davon: die Bildsäulen wurden zerbrochen und Chromatius sammt seinem Sohn Katechumenen. Als er später die Taufe empfing, bekehrten sich über tausend Personen seiner Verwandtschaft und seines großen glänzenden Hauses. Allen seinen Sklaven schenkte er die äußere Freiheit, da sie innerlich frei in Christo geworden waren; seine Stelle als Präfect legte er nieder, zog sich auf seine Landgüter in Campanien zurück und fand die Gesundheit, nach welcher er so sehr verlangt hatte, zugleich körperlich und geistig wieder.

Für die Rettung all dieser Seelen war Sebastian das gottbegnadete Werkzeug gewesen, und weil Gott ihn brauchen wollte, blieb es wie durch ein Wunder dem Kaiser verborgen, daß der Tribun der Prätorianischen Leibwache, der so hoch in seiner Gunst stand und in den er so großes Vertrauen setzte, ein Christ sei. Uebrigens war das Christenthum bereits in das Innerste der kaiserlichen Paläste gedrungen. Ein Schreiben des Bischofs Theonas von Alexandrien an den Lucianus, der bei Diocletian die Stelle eines Oberkämmerers einnahm, bezeugt es. Lucian genoß im höchsten Grade Gunst und Vertrauen seines Kaisers, ohne zu verbergen, daß er ein Christ sei und daß er viele Andere von der Wahrheit des christlichen Glaubens überzeugt habe. Mehrere derselben bekleideten Stellen, welche sie in die nächste Umgebung des Kaisers brachten, sein Schatzmeister z. B. war ein Christ; Andere nahmen Vertrauensposten ein, hatten die Kronjuwelen in Verwahrung und die innere Verwaltung des Palastes zu besorgen. Allen diesen Männern empfiehlt der Bischof Theonas in dem Brief an Lucianus, aus Furcht Gottes und aus schuldiger Treue gegen den Kaiser, ihre Aemter auf's Pünktlichste und Eifrigste zu verwalten, damit der Name Jesu in großen wie in

kleinen Dingen verherrlicht werde. Da es eine Ehre für die Kirche sei, daß ein heidnischer Fürst ihren Mitgliedern ein solches Vertrauen schenke: so müßten sie diesen Vorzug recht zu schätzen und ihrem Glauben gerechte Würdigung zu verschaffen suchen. Er ermahnt Alle, besonders aber die, welche um die Person des Kaisers sind, sich durch Bereitwilligkeit und Freundlichkeit ihm angenehm zu machen und seine Befehle, wenn sie nicht gegen Gottes Gebote laufen, so zu erfüllen, als kämen sie unmittelbar von Gott. Sie sollen von munterer Laune sein, aber stets innerhalb der Schranken christlicher Sitte und Zurückhaltung, besonders in Gegenwart der Kaiserin und ihrer Damen. Sie sollen dem Geiz und der Bestechlichkeit vollkommen unzugänglich sein und sich Doppelzüngigkeit und zweideutige Reden nie zu Schulden kommen lassen. „Gebt Keinem irgendwie Grund zu gerechter Klage über euch; thut Keinem weh. Kränkt man euch, so blickt auf Jesus und verzeiht Anderen, weil ihr von ihm Verzeihung hofft; das ist das beste Mittel, um den Neid zu besiegen." Er fordert sie ferner auf, in brüderlicher Liebe und Eintracht am Hofe zu leben, ohne Zwietracht und Eifersucht, und von allen ihren Dienstboten ein ebenso sittliches und friedliches Leben zu verlangen; wo nicht, sie zu entlassen. Kein Tag dürfe vorübergehen, ohne daß sie die heiligen Schriften läsen und meditirten. „Denn nichts ist eine so heilsame Nahrung für die Seele und nichts gibt ihr so viel Kraft. Die Frucht, welche ihr daraus zu ziehen habt, ist die: eures Amtes mit Geduld, Gerechtigkeit, Frömmigkeit in der wahren Liebe Jesu Christi zu warten und alle zeitlichen Dinge zu verachten wegen der Hoffnung auf die ewigen und übernatürlichen Güter, die uns verheißen sind."

Trotz Gunst, Huld und Vertrauen von Seiten der Kaiser und Treue, Hingebung und Anhänglichkeit von Seiten der Christen war es aber doch stets so, als ob Tiger Lämmer um sich duldeten, die sie im nächsten Augenblick zerfleischten. Von Lucianus geschieht keine Meldung; allein viele der Hausoffizianten Diocletians kamen bei der späteren allgemeinen Verfolgung

in den gräßlichsten Martern um. Und so ging es auch mit Sebastian. Sein Feuereifer machte es ihm möglich, sich in Zeiten der Gefahr gleichsam zu vervielfältigen und seinen Glaubensbrüdern die wesentlichsten Dienste zu leisten, indem er den Einen behülflich war zu sicherer Flucht, den Anderen zu sicherer Verborgenheit innerhalb Roms selbst, und den Martyrern endlich zu treuer Beharrlichkeit im Leiden. Viele der Neophiten erlangten die Palme. Zuerst Zoë. Man fand sie im Gebet am Grabe des heiligen Apostel Petrus, und man erhenkte sie mit dem Kopf abwärts über einem gelinden Feuer. Dann beschwerte man ihre Leiche mit Steinen und warf sie in die Tiber, „damit die Christen nicht eine Göttin aus ihr machten." Ihr Mann Nicostratus, Claudius der Gefangenwärter und drei Andere wurden dreimal gefoltert, dann ertränkt; Chromatius und sein Sohn wurden enthauptet; Tranquillinus gesteinigt; Marcus und Marcellianus an Pfähle genagelt und mit Lanzen durchbohrt; Castulus, ein kaiserlicher Hausbeamter, der im Kaiserpalast selbst dem Papst Cajus eine Zufluchtstätte geboten hatte, wurde erst gefoltert, dann lebendig begraben. Wie ein tapferer Feldherr, der zuerst sein Heer in die Schlacht führen und es zum Siege anspornen muß, und, wenn es der Uebermacht erlegen ist, selbst das Schlachtfeld bis zum letzten Athemzug vertheidigt: so machte es auch Sebastian, dem der Papst den ehrenvollen Beinamen „Beschirmer der Kirche" gegeben hatte. Nachdem so viel Blut vergossen war, sehnte auch er sich endlich, das seine im freudigen Bekenntniß des christlichen Glaubens hinzugeben. Marimian Herculeus ließ ihn vorführen und befragte ihn selbst. Sebastian antwortete, er habe von jeher eingesehen, daß es Thorheit sei, Klötze von Marmor und Bronce anzubeten und sich deshalb dem wahren Gott und seinem eingeborenen Sohn Jesus Christus im Glauben zugewendet; aber nie unterlassen, für das Heil seiner Kaiser und des Staates zu flehen; auch nie etwas gethan, wodurch die Treue und Ehrerbietung, die er seinen Kaisern schuldig sei, auf irgend eine Weise verletzt worden wäre. So richtig das auch war,

machte Maximian ihm dennoch wütende Vorwürfe wegen Verrath und Undank, und übergab dann seinen treuen und edlen Tribun den Händen der mauritanischen Bogenschützen mit dem Befehl, ihn zu erschießen. Sie führten ihn in den Hof ihrer Caserne, die neben dem Kaiserpalast auf dem Palatinischen Berge lag; da entkleideten sie ihn, banden ihn an einen Baum und schossen mit ihren Pfeilen so lange nach ihm, bis er von dem Blutverlust erschöpft in eine todtenähnliche Ohnmacht sank. Die Mauritanier hielten ihn wirklich für todt und ließen ihn schwimmend in seinem Blute unter dem kalten Winterhimmel als eine Leiche liegen. Aber für diese Heldenseele war ein Tod nicht genug, obwohl es ein so trauriger, einsamer, verlassener Tod war, wie selten ein Martyrer ihn gelitten. Gewöhnlich waren mehrere beisammen und ihre Glaubensbrüder und Freunde fanden sich ein, um ihnen den Trost ihrer Liebe und Theilnahme zu beweisen. Gebete stiegen für sie empor, Zuspruch und Zuruf ermuthigte sie, wohlwollende Augen folgten ihnen in jeder Bewegung nach; ja sogar in der Oeffentlichkeit ihres Leidens, in dem lauten Haß und Zorn ihrer Feinde war etwas Erhebendes, das der menschlichen Schwäche nicht gestattete, sich der Schwachheit hinzugeben. Aber Sebastian's Marterthum wurde verschärft durch eine vollkommene Verlassenheit, und er litt gebadet in seinem Blut die äußerste Desolation, gerade wie der göttliche Heiland am Oelberg gelitten hatte. Und dennoch öffnete sich die Pforte des Paradieses nicht für ihn! In der Nacht kam Irene, die Wittwe des Castulus, um Sebastians Leiche heimlich zu erkaufen und zu beerdigen. Sie glaubte noch eine Spur von Leben in ihm zu bemerken und brachte ihn deshalb nicht in die Katakomben, sondern in ihre Wohnung, wo er auch wirklich wieder aus der Ohnmacht erwachte und durch die treue Pflege der frommen Irene, im Kaiserpalast selbst, seine frühere Kraft und Gesundheit bald erlangte. Alle Christen beschworen ihn, sich aus Rom zu entfernen und nicht sein Leben abermals in Gefahr zu setzen, das Gott so wunderbar ihm erhalten hatte. Doch er, nach

ſo viel Thaten und Kämpfen und Drangſalen, er ſehnte ſich mit dem heiligen Apoſtel Paulus „aufgelöst und bei Chriſtus zu ſein.“ Ihn beſtimmte nichts Irdiſches mehr und er überließ ſich ganz der göttlichen Führung. Das Gebet brachte ihm den Entſchluß, einmal dem Kaiſer öffentlich die Thorheit und Grauſamkeit der Verfolgung ſeiner treueſten und beſten Bürger vorzuſtellen. Deshalb ſtellte er ſich auf eine große freie Treppe, über welche Maximian gehen mußte und um welche immer ein Volkszulauf von Bittſtellern und Neugierigen ſtatt fand. Der Kaiſer war äußerſt erſtaunt und erzürnt, ſeinen Tribun lebendig und geſund vor ſich zu ſehen, da er doch den Befehl zu deſſen Hinrichtung gegeben hatte. Sebaſtian ſagte ihm darauf, Gott, deſſen Wille Allmacht, deſſen Natur Güte, deſſen Werk Erbarmung ſei, habe ihm das Leben erhalten, damit er vor allem Volk Zeugniß ablege, welch' eine Ungerechtigkeit die unmenſchliche Behandlung der Chriſten ſei und welche Lüge, daß man ſie, die treueſten Unterthanen, als Feinde des Staates und der Kaiſer verſchreie. Sogleich befahl nun Maximian, daß Sebaſtian ergriffen und in einem Hof des Palaſtes mit dicken Stöcken erſchlagen werde. Und ſo, wie man etwa einen Hund todtſchlägt, endete Sebaſtian ſein heldenhaftes glorreiches Leben, menſchlich geſprochen in der äußerſten Schmach. Der zweite Marterтod hatte nur den Vorzug vor dem erſten, daß er wirklich den Tod brachte. Der Leichnam wurde in die Kloake geworfen, um zu verhindern, wie die Acten ſagen, daß die Chriſten keinen Martyrer aus ihm machten. Es lebte aber damals in Rom eine edle Matrone, Namens Lucina, welche ſich mit heiliger Selbſtaufopferung der Beerdigung der Martyrer widmete. Sie hatte ein Traumgeſicht und in Folge deſſelben fand ſie den heiligen Leichnam und beerdigte ihn in der Katakombe, in welcher die beiden heiligen Apoſtel Petrus und Paulus zuerſt beigeſetzt worden waren und über welcher ſich heutzutage die Baſilika von St. Sebaſtian an der Appiſchen Straße erhebt, der berühmteſte Eingang in die Katakomben.

Der heilige Theodotus.

Ueber die Provinz Galatien in Kleinasien ward ein sehr gewaltthätiger, grausamer Statthalter gesetzt, der dem Kaiser Diocletian versprach, jedes Mittel anzuwenden, um die Christen auszurotten. Er hieß Theotecnus. Schon das Gerücht von seiner Ankunft verbreitete ein solches Entsetzen, daß die Christen massenweise in die Wüsten und Gebirge flohen, denn es gingen die kaiserlichen Edicte in ihrer ganzen Strenge vor ihm her: Kirchen und Altäre sollten niedergerissen und der Erde gleich gemacht, die heiligen Schriften und Geräthschaften verbrannt werden; Priester sollte man zu den Götzenaltären schleppen und zum heidnischen Opfer zwingen; alle Leute, die sich der Theilnahme am Opfer weigern würden, sollte man mit ihren Kindern einkerkern, ihr Vermögen für den Staat einziehen und sie durch Gefangenschaft und Mißhandlungen beugen, damit sie, wenn sie dem Statthalter vorgeführt würden, schon mit wankendem Sinn und gebrochenem Willen zur Untersuchung kämen. Auf diese Edicte folgten Boten mit der Nachricht, daß der Statthalter überall mit unmenschlicher Strenge diese Maßregeln in Ausübung bringe, und diese Kunde versetzte die Heiden in einen so übermüthigen Freudenrausch, daß sich eine heftige Volksbewegung gegen die Gläubigen erhob. Man drang rottenweise in ihre Häuser, plünderte sie aus, mißhandelte Weiber und Kinder, entführte Jungfrauen, schmähte die Religion, raubte Geld und Gut; und Niemand durfte wagen, sich auch nur im mindesten zu beklagen oder zu widersetzen, weil er sonst gleich des Aufruhrs wäre beschuldigt worden, den wahrlich nicht er und seine Glaubensgenossen, — sondern den man gegen sie erhob. Die Kirche glich einem vom Sturme hin und her geschleuderten Schiff, das sich mühsam über den tobenden Wellen erhält. Die Bethäuser waren verwüstet oder auch zugemauert, die Altäre verlassen; kein Christ wagte öffentlich zu erscheinen; die Angesehensten schmachteten im Kerker; Flüchtlinge irrten in den Klüften der Berge umher, fristeten ihr Leben mit wilden Kräutern, kamen um vor Hunger

oder fielen ihren Verfolgern vor Elend und Ermattung in die Hände. Besonders die Reichen, die im Wohlstand auferzogen waren, litten Unsägliches, weil die Gewöhnung ihres Lebens sie nicht auf solche Drangsale vorbereitet hatte.

Zu Ancyra, der Hauptstadt Galatiens und der Residenz des Statthalters, lebte ein Mann, Namens Theodotus, in ganz gewöhnlichen Verhältnissen, denn er war ein Gastwirth und verheirathet, dessen große innere Vollkommenheit in diesen betrübten Zeiten wie ein Stern in der Finsterniß aufstrahlte. Von Jugend auf hatte er sich gewöhnt an Abtödtung der Sinnlichkeit und an Bezähmung der Leidenschaften, und hatte gesucht, Andere mit denselben Waffen gegen dieselben Gefahren auszurüsten. Sein unbedeutendes Geschäft als Gastwirth wurde durch ihn zu einem heiligen Amt; denn da alle Arten von Menschen bei ihm einkehrten, Gute und Böse, Heiden und Juden, so wußte er durch gelegentlichen Unterricht oder hingeworfene Bemerkungen sich Einfluß auf die Seelen zu verschaffen, während er nur bemühet schien, Jedermann auf's Pünktlichste zu bedienen. Manche, die in ihrem Gewissen beunruhigt oder von bösen Gedanken geplagt oder an Sünden erkrankt waren, fanden bei Theodotus Ruhe und Trost; und viele Ungläubige führte er durch wundersam eindringliche Ermahnungen der Kirche zu. Aus diesem geheiligten Wirthshause gingen nicht Wenige hervor, die früher an Trunkenheit, Geiz, Unenthaltsamkeit ganz unheilbar zu leiden schienen, nun jedoch in Mäßigkeit, freiwilliger Armuth und Entsagung ein musterhaftes Leben führten; und nicht Wenige, welche in den Tagen der Trübsal, bei Verfolgung, Marter und Tod ein herrliches Zeugniß für ihren Glauben ablegten. Bei dem Allem hielt sich Theodotus immer in den Schranken der äußersten Demuth und Unscheinbarkeit, obwohl er mit der außerordentlichen Gnadengabe ausgestattet war, durch Händeauflegung und Gebet unheilbare Kranken gesund zu machen. Als die Drangsale ausbrachen, ging sein einziges Streben dahin, seine Herberge zu einem Zufluchtsort für alle Verfolgten zu machen. Sein Gewerbe ermöglichte es, daß er

dies ohne Aufsehen bewerkstelligen konnte; es hatte ja immer den Anschein, als ob er des Gewinnes wegen alles Das thue, was er aus heiliger Liebe that. Die flüchtig Umherirrenden suchte er selbst auf oder ließ sie durch treue Boten einladen; den Hungernden diente er als Koch und Mundschenk, den Kranken als Arzt, den Schwachen als Beschützer, den Gottseligen als Lehrer, den Gefangenen als Tröster; mit größter Mühe und Kostenaufwand drang er in die Kerker, kaufte die Ueberreste der Martyrer und begrub sie; mit größter Lebensgefahr bemächtigte er sich dieser heiligen Ueberreste, wenn es nicht möglich war, die Wachen zu bestechen. So leidend, dienend, sich abmüdend wurde er, wie der Apostel Paulus sagt, Allen Alles; denn er machte nicht nur sein Haus zu einer sicheren Stätte des gemeinschaftlichen Gebetes, sondern ermöglichte es auch, daß überhaupt noch Gott, dem höchsten Herrn, zu Ancyra das reine unbefleckte Opfer dargebracht werden konnte. Der Statthalter hatte nämlich auf allen Marktplätzen und an allen Thoren der Stadt öffentlich Götzenpriester aufgestellt, welche sämmtliche zum Verkauf gebrachten Nahrungsmittel, besonders die alltäglichsten, Brod und Wein, durch gewisse Ceremonien den Götzen weihen mußten. Da half Theodotus mit seinen Vorräthen aus, gab freudig her, was zum heiligen Opfer nothwendig war, und machte auf diese Weise seine Schenke nicht blos zu einem Hospiz für Flüchtige, Verfolgte und Bedürftige, sondern zur Arche Noes, die in der Sündflut das Heil umschloß, zur Kirche selbst, in welcher die heiligen Mysterien gefeiert wurden.

Diesem treuen Knecht schickte Gott Sorge und Trübsal; aber nicht die der alltäglichen Art, wie sie den gewöhnlichen Menschen heimsuchen durch irdische Prüfungen und Beraubungen, sondern jene namenlos bitteren Schmerzen über die Beleidigungen Gottes, die ja immer Mangel an heiliger Liebe, Schwäche im heiligen Glauben sind. Daß kein Gefangener wankend, kein Angeklagter verzagt, kein Gemarterter abtrünnig, kein Kind Gottes ein Kind der Verdammniß werde,

das waren Theodots Sorgen und Trübsale! Und wie groß, wie häufig waren sie solchen Plagen und Quälereien gegenüber, die jede menschliche Kraft erschöpften und aufrieben! Deshalb gehörte es auch noch zu Theodots unzähligen Liebeswerken, die Verhafteten und Verurtheilten mit kräftigem Zuspruch zur Beharrlichkeit zu ermuntern und das kleinste Fünkchen von Liebe zur Welt und zum Leben in ihnen zu ersticken. Nun wurde Victor, sein lieber langjähriger Freund, in Ketten geworfen und zwar weil er gesagt hatte, es müßten sich die Griechen schämen, Götter anzubeten, die Frevel verübten, wie kein Mensch ohne Erröthen sie nennen, viel weniger sie begehen dürfe. Victor war reich und angesehen: deshalb suchten ihn die Heiden durch alle mögliche Schmeicheleien und lockende Versprechungen zum Abfall zu bewegen. In der Nacht aber schlich Theodotus zu ihm in den Kerker, blieb bis zum Anbruch des nächsten Tages bei ihm und hörte nicht auf, mit den eindringlichsten Bitten und Vorstellungen zur Beharrlichkeit ihn zu ermuntern. „O mein Victor!" sagte unter Anderem der heilige Mann, „höre nicht auf die verderblichen, unheiligen Reden, mit denen die Unreinen dich zu umstricken trachten; befolge nicht ihren Rath, uns zu verlassen und zu ihnen überzugehen. Könntest du die unlauteren Freuden der Welt — der Enthaltsamkeit, die Ungerechtigkeit — der gerechten Sache, die Gottlosigkeit — der Frömmigkeit vorziehen? O nein, mein Victor, nein! Mit welchen Zusicherungen sie dir auch schmeicheln mögen, widerstehe ihnen. Hat es dem Judas genützt, die dreißig Silberlinge empfangen zu haben? Welchen Gewinn hatte er von seinem Gelde? — den Strick, an dem er sich selbst erhenkte! Nein! hoffe nichts Gutes von den Bösen, denn ihre Versprechungen führen zum ewigen Verderben, zum Tode der Seele." Durch solche und ähnliche Worte ermuthigt ging Victor am anderen Morgen freudig zum Verhör und zur Marter. Als die Folterqualen aber größer und immer größer wurden, ermattete er; und als er schon hätte die Hand nach der Siegeskrone ausstrecken können, ließ er sie sinken und bat den Tyrannen um eine kurze Bedenkzeit. Die Lictoren hörten sogleich mit der

Folterung auf, weil eine solche Bitte der gewöhnliche Vorläufer des Abfalles war, und brachten den halbtodten Victor in den Kerker zurück. Da starb er binnen Kurzem und ließ sein Andenken in einem zweifelhaften Licht zurück, weil er bei seinem Bekenntniß wankelmüthig gewesen war.

Einige Meilen von Ancyra lag der Ort Malus, wo der heilige Martyrer Valens den Flammentod gestorben und dann in den wilden Fluß Halys geworfen worden war. Kaum erhielt Theodotus diese Kunde, so machte er sich auf, war so glücklich, nach Anweisung von Augenzeugen die Gebeine zu entdecken und zu retten, und rastete ein wenig in der lieblichen Gegend. Herrliche Bäume erhoben sich am Ufer des Stromes, tausende von bunten duftenden Blumen blühten im Grase, die Cicaden schwirrten, die Nachtigallen sangen in den Büschen und die Waldvögel stimmten lieblich ein. Da schickte Theodot zwei seiner Gefährten in den Ort, um den Priester zu ersuchen, sich in diese reizende Wildniß hinaus zu begeben und ihnen das einfache Mahl zu segnen, welches sie einnehmen wollten; denn es gehörte zu seinen frommen Gebräuchen, keine Speise zu berühren, welche der Priester nicht gesegnet hatte. Die Abgesandten fanden gleich den Priester, der Fronton hieß und der zu ihnen sprach: „Wie wunderbar! ich sah euch heut Nacht im Traumgesicht und ihr überbrachtet mir einen großen Schatz. Was gibt es also?“ Die Abgeordneten antworteten: „Wir haben den Theodotus, den um den Glauben so verdienten Mann, bei uns, der werthvoller ist als jeder Schatz, und wir bitten dich in seinem Namen, dich zu ihm zu bemühen.“ Fronton ging gern mit ihnen, begrüßte liebevoll Theodotus und dessen Gefährten und lud Alle in sein Haus; aber Theodotus dankte ihm und sagte, Ancyra sei jetzt ein großer Kampfplatz, auf welchem gar viel hülfsbedürftige Glaubensbrüder seiner harrten; darum müsse er schnell heimkehren. Dann, nachdem sie ein karges Mahl genommen, sprach er zu Fronton: „Wie lieblich ist dieser Ort! welch eine schöne Stätte wäre hier zur Aufnahme heiliger Reliquien.“ — „Gewiß!“ antwortete der Priester; „und

hätte ich Reliquien, ſo würde ich hier gern eine Kapelle für ſie bauen." — „Es iſt die Sache Gottes, uns Reliquien zu geben," ſprach Theodotus, „und die unſere, treu in unſerer Pflicht zu ſein. Darum beſchwöre ich dich, mein Vater, zaudere nicht mit dem Werk, eine heilige Stätte hier zu bereiten und zu ſorgen, daß der Bau ſobald wie möglich begonnen werde, denn die Reliquien werden bald kommen." Dann zog er einen Ring vom Finger, gab ihn dem Prieſter und ſprach: „Der Herr ſei Zeuge zwiſchen dir und mir, daß du in nächſter Zeit Reliquien erhalten wirſt." Wie ſo viele Martyrer mochte auch er die Offenbarung empfangen haben, daß die Stunde ſeines Leidens nicht ferne ſei. Nach dieſen Worten brach er auf und kehrte zurück nach dem verſtörten Ancyra.

Der Statthalter hatte ſich eben eine neue Bosheit ausgedacht und zwar gegen die wehr- und harmloſeſten Weſen. Es lebte zu Ancyra eine ehrwürdige Jungfrau mit Namen Thecuſa, welche von früh auf in Gottſeligkeit und jeder Tugend ſich geübt und, gemäß den evangeliſchen Räthen, in freiwilliger Armuth und Jungfräulichkeit gelebt hatte. Sechs andere Jungfrauen, Alexandra, Thaïne, Claudia, Euphraſia, Matrona und Julitta, hatten ſich ihr zugeſellt und Alle in großer Eintracht und Zurückgezogenheit ihre Tage verbracht. Nun waren ſie hochbejahrt, Thecuſa ſchon über ſiebenzig Jahr, und ſtanden in großer Achtung nicht allein bei den Gläubigen, ſondern auch bei den Heiden. Dieſe frommen Seelen wollte der Statthalter zum Abfall zwingen, und ihre Folterqual ſollte darin beſtehen, daß ausgelaſſene rohe Jünglinge ihnen ſchmachvolle Mißhandlungen zufügten. Eine wilde Rotte ſtürmte zu ihnen hinein, als ſie in Thränen und Gebet beiſammen waren und zu Gott um Rettung aus ſolcher Drangſal flehten. Da erhob ſich Thecuſa, ging den Jünglingen entgegen, fiel auf die Knie nieder vor demjenigen, der ihr am allerunverſchämteſten erſchien, zerriß ihren Schleier und ſprach: „Habe Achtung, mein Sohn, vor dieſen grauen Haaren, denn du haſt vielleicht eine Mutter, deren Haar das Alter bleichte. Deine Mutter möge unſere Fürſprecherin ſein. Wir ſind ja

gleichsam schon gestorben, denn bald wirst du ja unsere Leichen von wilden Thieren und Raubvögeln zerrissen und umher gezerrt sehen, da der Statthalter uns nicht einmal ein Grab gönnen will. Darum laß uns unseren Frieden und unsere Thränen; du aber nimm die Hoffnung, daß unser Erlöser Jesus Christus dir vergelten werde. Die Hoffnung auf ihn bleibt niemals fruchtlos." Der rohe Muthwille des Jünglings ging in Mitleid und Ehrfurcht über. Mit Thränen in den Augen entfernte er sich und ebenso umgewandelt in ihrem Innern folgten ihm seine Kameraden, ohne auch nur durch ein ungeziemendes Wort die gottseligen Jungfrauen beleidigt zu haben. Dieser Ausgang entsprach aber mit nichten der Erwartung des Statthalters und reizte ihn nur zur Erfindung neuer Bosheit auf. Es war der Jahrestag, an welchem die Götzenbilder der Diana und der Minerva von ihren Priesterinnen in einem benachbarten See gewaschen zu werden pflegten, was immer mit rauschender Feierlichkeit und unter einem großen Zusammenfluß des Volkes geschah. Um nun der Jungfräulichkeit und Sittsamkeit Thecusa's und ihrer Gefährtinnen zu spotten, befahl der Statthalter, daß sie wie jene Götzenbilder, welche die Heiden Jungfrauen nannten, ebenfalls im See gebadet und dann zu deren Priesterinnen gemacht werden sollten. Zuvor aber ließ er sie bis auf's Blut geißeln und dann alle sieben aufrecht und bis zum Gürtel entkleidet auf den Wagen stellen, der den Festzug eröffnete und der mit Blumen und Kränzen geschmückt war. Als lebendige Bilder des Leidens standen sie da mit schrecklichen Wunden über den Schultern und den Armen, ganz hinfällig von der Qual und dem Getöse und ihr Blut rieselte über die festlichen Kränze. Hinter ihnen auf anderen Wagen fuhr man die Götzenbilder; rings umher tanzten Weiber mit aufgelösten Haaren, wild jauchzend wie die Mänaden beim Bachusfest und Flötentöne und Schall der Cymbeln erfüllten die Luft. Das Volk wogte in Schaaren einher; Viele frech und neugierig; die Meisten jedoch voll Theilnahme für die Martyrinnen, deren kläglicher Zustand in so hohen Jahren sie erbarmte und deren

Standhaftigkeit sie bewunderten. Kalt und finster zog auch der Statthalter mit hinaus.

Unterdessen war Theodotus in großer Besorgniß um die frommen Bekennerinnen, „denn er fürchtete," sagt der Schreiber dieser Acten, ein Augenzeuge derselben, ein Freund des Theodots mit Namen Nilus, „er fürchtete, was man bei Frauen mit Recht fürchten kann, daß ihre Standhaftigkeit im Kampf erliegen möchte." Deshalb zog er sich mit einigen Christen, unter denen sich auch Polychronius, ein junger Anverwandter der seligen Thecusa, befand, in das Häuschen eines armen frommen Mannes nahe bei einem Bethause, genannt der Patriarchen, zurück, und verharrte dort im anhaltenden Gebet um Beharrlichkeit bis zum Ende für die Martyrinnen. Vom frühen Morgen bis gegen Mittag hatten sie Alle knieend auf der Erde gelegen; da trat ihre Hausfrau eilfertig mit der Kunde zu ihnen herein, daß so eben alle sieben Martyrinnen in den See versenkt worden wären. Sie war dem traurigen Schauspiel gefolgt und hatte gesehen und gehört, wie Thecusa für sich und ihre Gefährtinnen alle Ueberredungskünste und Versprechungen des Statthalters verschmäht, alle Aufforderungen der Priesterinnen, welche ihnen weiße Gewänder und Festkränze zum Götzendienst brachten, verschmäht hatte. Der ergrimmte Statthalter ließ ihnen nun schwere Steine um den Hals binden, sie in einen Nachen setzen und an der tiefsten Stelle des See's ins Wasser stürzen. Als Theodotus diese ersehnte Nachricht vernahm, sprach er noch auf den Knieen mit heißen Thränen: „Dank Dir, o Herr, daß Du nicht umsonst uns flehen ließest!" und überlegte dann mit Polychronius, ob es möglich sei, die Leichen aus dem See zu ziehen, was wegen der Tiefe, in welche sie durch die schweren Steine versunken waren, fast unmöglich schien. Gegen Abend kam Glycerius, ein Glaubensbruder, und erzählte, der See sei mit starker Soldatenwache umzingelt, damit die Körper nicht entführt würden. Dies vermehrte die Schwierigkeit und Theodotus wurde sehr traurig; denn er liebte Thecusa als eine Mutter seiner Seele, da

er durch sie die Lehre des Heils und das Licht der Erkenntniß empfangen und an ihrer Hand sich gehalten hatte, als seine Eltern des Glaubens wegen die Hand von ihm abzogen. Er ging zur benachbarten Kirche, fand aber den Eingang vermauert, kniete davor nieder und betete inbrünstig. Dann suchte er eine andere Kirche auf, doch auch diese war zugemauert! denn es war nicht möglich, auf einmal alle zu zerstören und darum begnügte man sich vor der Hand damit, sie den Christen unzugänglich zu machen. Auch hier kniete Theodot im heißen Gebet vor dem Eingang und begab sich dann wieder in das Häuschen des armen Mannes, der Theocharides hieß, viel Wohlthaten von der seligen Thecusa genossen hatte und mit großem Leid ihre ehrwürdigen Ueberreste den Fischen zur Speise ließ. Theodotus war so erschöpft, daß er ein wenig entschlummerte. Da hatte er alsbald ein Traumgesicht. Thecusa sprach zu ihm: „Du schläfst, mein Sohn Theodotus? Du trägst keine Sorge um mich auf dem Herzen? Du hast vergessen, welche Sorge ich um dich getragen habe, als ich dich in deiner Jugend auf den Weg des Glaubens und der Tugend führte? Im Leben hat deine Liebe mich nie verlassen und jetzt, da ich heimgegangen bin und du mir bis zum Ende dienen solltest, jetzt vergißt du meiner? Laß' uns nicht in dem See, ich bitte dich! Aber steh' auf und eile dich, denn nach zwei Tagen erwartet dich der große Kampf. Doch hüte dich vor dem Verräther." Theodotus erwachte, theilte den Freunden sein Traumgesicht mit und bat Gott mit Thränen, ihm bei der Auffindung der Leiber beizustehen. In Gebet und Fasten brachten sie den folgenden Tag hin und Einer um den Andern ging auf Kundschaft aus, um zu erfahren, ob der See noch bewacht werde; und dies war leider der Fall. Indessen gingen sie doch am späten Abend an ihr Wagniß und versahen sich mit Lastthieren und mit scharfen Messern, um die ertränkten Martyrinnen von den Stricken loszuschneiden, womit sie an den schweren Steinen befestigt waren. Es war eine tiefe Finsterniß, der Sturm sauste, der Platzregen rauschte herab; nicht Mond, nicht Sterne leuchteten. Sie

mußten über den Richtplatz gehen, ein schauerlicher Ort, den Niemand gern nach Sonnenuntergang betrat; denn die abgeschnittenen Köpfe der Hingerichteten waren dort auf Pfähle gepflanzt und überall stieß der Fuß an Gebeine und an Ueberreste der Verbrannten. Auch Theodotus und seine Gefährten wurden von einem heftigen Schauder ergriffen; allein eine Stimme tröstete sie mit den Worten: „Geh ruhig weiter, mein Theodot.“ Da machte Jeder vor der Stirn das heilige Kreuzzeichen und plötzlich leuchtete ein herrliches Kreuz über dem See auf und verlief gen Osten mit feurigem Strahle. Jetzt überlief sie ein Schauer von Freude und Andacht; sie verrichteten knieend ein kurzes Gebet und machten sich ermuthigt auf den Weg. Es war aber so dunkel und der Boden so überschwemmt durch den Regen, daß sie weder einander, noch ihren Pfad sehen konnten und aus Furcht zu verirren wieder still stehen und sich mit einem Hülferuf zu Gott wenden mußten. Nun flammte ein helles Licht auf und zeigte ihnen deutlich die Richtung zum See, und zwei Männer in glänzenden Gewändern mit schneeweißem Bart- und Haupthaar standen vor ihnen und sprachen: „O Theodot, vertraue nur! denn der Herr Jesus hat deinen Namen eingeschrieben in das Buch der Martyrer und hat dein Gebet auch erhört, das du unter Thränen zu ihm schicktest für die Auffindung der heiligen Leiber. Wir sind von ihm gesandt, um dich aufzunehmen, und sind die, welche ihr die Patriarchen nennt. Am See wird Sosander dir helfen. Aber den Verräther hättest du nicht sollen mit dir nehmen.“

Nun brach ein furchtbares Ungewitter aus. Die Wolken wurden zerrissen von feurigen Blitzen. Der Donner rollte, der Sturm tobte und der Regen rauschte so heftig, daß der Erdboden zu zittern schien. Die Wächter am See geriethen in Angst, und diese steigerte sich, als sie am Ufer einen übergroßen Mann erblickten, dessen Helm und Panzer, Schild und Lanze Feuerstrahlen warfen. Dies war der glorreiche Martyrer Sosander und seine Erscheinung jagte den Heiden ein solches Entsetzen ein, daß sie in die nächsten Hütten sich

flüchteten. Die Gewalt des Sturmes trieb alles Waſſer an das jenſeitige Ufer und legte das dieſſeitige trocken; Theodot und ſeine Gefährten entdeckten die Leichen der ſieben Martyrinnen, eilten hinzu, ſchnitten ſie von den Stricken ab, legten ſie auf Laſtthiere und brachten ſie wohlbehalten nach Ancyra, wo ſie in einer Grabſtätte unfern der Kirche der Patriarchen beerdigt wurden.

Am nächſten Morgen brach ein anderes, nicht minder heftiges Ungewitter in der Stadt aus wegen des verübten Raubes, wie die Heiden es nannten. Die Fußſtapfen der Menſchen und Laſtthiere am See hatten ihn verrathen. Wo man einen Chriſten erblickte, ward er eingefangen und auf der Stelle zur Folter und zum Tode geführt. Als Theodotus hörte, daß ſchon Einige gegeißelt und von Beſtien zerfleiſcht waren, wollte er ſogleich zum Gerichtshof eilen und ſich angeben; aber die Brüder hielten ihn noch mit Gewalt zurück und Polychronius verkleidete ſich als Bauer, um ſich unter die Menge zu miſchen und einige Nachrichten einzuziehen. Statt deſſen wurde er ſelbſt erkannt, ergriffen, gegeißelt und mit dem Tode bedroht. Von Schreck und Schmerz übermannt bekannte er Alles: das nächtliche Wagniß, die Namen der Betheiligten, den Ort, wo die Reliquien begraben lagen. Dahin ſtürmten die Heiden zuerſt, riſſen die heiligen Leichen aus dem Grabe und verbrannten ſie frohlockend, während Glaubensbrüder dem Theodotus dieſe Ereigniſſe hinterbrachten. „Da wußten wir, daß Polychronius der Verräther ſei, vor welchem die Erſcheinung gewarnt hatte, obzwar er zur Familie der ſeligen Theuſa gehörte," ſchreibt Nilus in den Acten. Theodotus aber machte ſich fertig zum Leiden und bat alle Brüder, mit ihm zu beten, damit ihm die Marterkrone nicht verloren gehe. Das thaten ſie gern und mit vielen Thränen. Zuletzt betete er mit lauter Stimme: „Herr Jeſus Chriſtus, Du Hoffnung der Zagenden, gib mir die Gnade, meinen Lauf zu vollenden und nimm mein Blut als ein Opfer und Weihgeſchenk an für Alle, welche Deinetwegen Drangſal leiden. Erleichtere ihre Bürde und gebiete dem Sturm zu ſchweigen,

damit Alle, die an Dich glauben, Ruhe und Frieden erlangen." Da umringten ihn die Brüder mit tiefer Trauer und sprachen: „So lebe denn wohl, Theodotus, du herrliches Licht der Kirche! ach! wenn du diese elende Erde verlassen hast, werden dich freilich die Hallen des Himmels aufnehmen, und die Glorie der Engel und Erzengel, die unvergleichliche Klarheit des heiligen Geistes und der Glanz unseres Herrn Jesu Christi, der da sitzet zur Rechten des Vaters, werden dich erwarten. Darum ist der bevorstehende Kampf für dich nur wünschenswerth und herrlich; aber uns, die wir in einem zweifelhaften Schicksal zurückbleiben, bringt dein Hinscheiden bitteren Kummer und Schmerz." Theodotus umarmte zärtlich die Klagenden, bat sie, seine Ueberreste wo möglich dem Priester Fronton zu übergeben, wenn derselbe sich mit seinem Ringe ausweise, bezeichnete sich mit dem Kreuz und eilte nach dem Gerichtshof.

Auf seinem Todesgange begegneten ihm zwei Mitbürger, die ihm zuriefen: „Rette dich, Theodot! Die Priester der Diana und Minerva und ein Theil des Pöbels klagen dich bei dem Statthalter an, daß du Alle zu überreden suchtest, die steinernen Götzen nicht anzubeten und Polychronius hat dich der nächtlichen That beschuldigt: also fliehe, denn es wäre Thorheit, wolltest du den ergrimmten Peinigern dich überliefern." Der Martyrer antwortete ihnen: „Wollt ihr meine Freunde sein, so kehrt um, eilt mir vorauf und sprecht zur Obrigkeit: Theodotus, den Volk und Priester anklagen, steht vor der Thüre." Dann eilte er von dannen und stellte sich froh und unerschrocken vor den Richterstuhl, der mit Rädern, Kohlen, siedenden Kesseln und vielem Folterwerkzeug umgeben war. Als der Statthalter ihn so heiter dastehen sah, sprach er: „Du scheinst mir ein erfahrener Mann zu sein, der weise handelt und mit dem man vernünftig reden kann. So handele denn auch vernünftig und opfere den Göttern. Dann sollst du mein Freund und unseren siegreichen Kaisern theuer werden, zu den höchsten Würden emporsteigen, die ganze Stadt beherrschen, Ehrenstellen austheilen. Zum Priester Apollo's

will ich dich machen, des wohlthätigen Gottes, dessen Orakel die dunkele Zukunft des Menschen enthüllen und dessen Heilkunst den Kranken die Gesundheit spendet. Zu dessen frommem Dienst wirst du ganz geeignet sein. Dann darfst du dir die anderen Priester auswählen; darfst Gesandtschaften an die Kaiser in Angelegenheiten des allgemeinen Wohles befördern. Dann werden dir mit der Macht auch Reichthümer zufließen und Schaaren von Schützlingen, welche sich an deinem Glanz zu sonnen begehren. Schwöre nur ab jenen Jesus, den Pilatus, einer meiner Vorgänger in Judäa, kreuzigen ließ und führe auch andere Christen von ihrem Wahnsinn zurück, mein Theodotus."

Das heidnische Volk hörte diese Rede mit großem Beifall, pries den Theodot glücklich, daß ihm so viel Ehrenvolles angetragen werde und rieth ihm, solche Gunst nicht auszuschlagen. Allein Theodotus ließ sich auf all' diese schmeichelhaften Anerbietungen gar nicht ein, sondern setzte einfach die Unwürdigkeiten der Götterlehre, die Schmach und Thorheit des Götzendienstes den erhabenen Lehren des christlichen Glaubens und der göttlichen Kraft im Leben und in den Wundern Jesu gegenüber. Er beschloß seine lange Rede mit den Worten: „Wer könnte Alles auseinandersetzen, was unser Herr Jesus Christus Unerhörtes und Wundervolles gethan und wodurch er bewiesen hat, daß er kein Mensch, sondern Gott ist." Da gerieth die heidnische Menge in Aufruhr wie ein sturmbewegtes Meer. Die Priester zerrauften ihre Kränze, zerrissen Haar und Kleider; das Volk schrie laut auf gegen den Statthalter, der von einem geschickten Redner öffentlich die Götter lästern lasse, statt ihn für seine Unverschämtheit durch Folter und Tod zu züchtigen, und der Statthalter war so ergrimmt, daß er voll Wuth von seinem Sitz aufsprang, um an die Peinigung des Bekenners selbst Hand anzulegen. Während dieses Tumultes und während die Henkersknechte die Eisenkrallen schärften, stand Theodotus so ruhig da, als ginge dies Wüthen ihn gar nichts an. Und so blieb er auch auf der Folterbank, indem er seinen ausgedehnten und zerfleischten

Körper wie einen fremden Gegenstand den Peinigern mit freundlichem Angesicht überließ und im Geist festhielt an dem Ueberwinder der Welt und des Todes. Der Herr Jesus Christus stand ihm auch so lange bei, bis die Folterer ermüdet ihre Arme sinken ließen. Nun befahl der Statthalter, scharfen Essig auf die Wunden zu gießen und dann mit Fackeln sie zu brennen. Als Theodotus wegen des unangenehmen Geruchs, den diese Marter verbreitete, seinen Kopf ein wenig abwendete, rief der Statthalter frohlockend: „Wo ist nun deine Großsprecherei? Der unbesiegte Theodotus weicht dennoch der Folter! Laß dir also rathen, da du doch nur ein Gastwirth und ein gemeiner Mann bist, nie wieder gegen die Götter und die Kaiser zu sprechen.“ Höchst gelassen erwiederte der Martyrer: „Bekümmere dich nicht um diese oder jene Bewegung, die ich mache, Proconsul, sondern um deine Henker, deren Eifer nachläßt, und um Erfindung neuer Martern, die meine Standhaftigkeit prüfen mögen. Solchen Muth gibt mir Christus der Herr, der mir beisteht. Ließest du mich wegen einer Missethat strafen, so würd' ich zittern; allein jetzt bin ich ganz bereit, für den Glauben an Christus Alles zu leiden.“ Der Statthalter ließ ihm das Gesicht mit Steinen zerklopfen und die Zähne aus dem Munde schlagen, wozu der Martyrer sprach: „Und wenn mir auch die Zunge ausgerissen würde, Proconsul, Gott hört dennoch mein Schweigen.“ Er wurde von der Folterbank genommen, um für eine zweite Untersuchung und ein wiederholtes Leiden aufbewahrt zu werden, und mitten durch das Forum in den Kerker geführt, gebrochen am Körper, ungebrochen an der Seele. Christen und Heiden rief er herbei und sprach: „O sehet, welche wunderbare Kraft Christus seinen Bekennern schenkt! Er macht sie unempfindlich gegen das Leiden, er macht sie stärker als Feuer und Eisen; er macht unbedeutende Leute gleichgültig gegen Drohungen der Gewaltigen. Und solche Gnaden ertheilt der Herr Allen ohne Ausnahme, den Sclaven wie den Freien, den Niedrigen, den Barbaren.“ — Einige beklagten ihn um seiner entsetzlichen Wunden willen; allein er entgegnete: „Christus hat für jeden

von uns in dieser Weise geliten; daher geziemt es Denen, die an Ihn glauben, Ihm Opfer zu bringen, wie ich es thue."

Nach fünf Tagen ließ der Proconsul in der Mitte der Stadt auf einem großen Platz seinen Richterstuhl aufschlagen und Theodot vorführen, und versuchte noch einmal all' seine Ueberredungskunst. Aber sie scheiterte an dem Martyrer, der ihm erwiederte: „Deine Erfindungen, Proconsul, sind nicht mächtig genug, um die Kraft meines Herrn Jesus Christus zu besiegen. Du siehst, daß mein Leib gleichsam vernichtet ist; aber deine Folter prüfe immerhin meine Stärke." Und so ward sie denn wirklich erneuert und verschärft, während der Martyrer mit heller Stimme Gott dankte und lobte. Als man ihn aber auf glühende Glasscherben legte, die ihm das Eingeweide verbrannten, seufzte er betend im heftigsten Schmerz: „O Du Hoffnung der Verzagenden, Herr Jesus Christus, lindere diese Leiden, die ich wegen Deines heiligen Namens erdulde." An allen Gliedern wurde er unmenschlich gepeinigt, nur nicht an der Zunge, weil man immer auf seinen Abfall hoffte. Da er aber unbeweglich bei seinem Bekenntniß und im Gebet verharrte und auch nicht seinen Geist aushauchte, so sprach endlich der Statthalter ihm das Urtheil, enthauptet und dann verbrannt zu werden, damit die Christen ihn nicht begraben könnten. Begleitet von einer unzähligen Menge, welche das Ende dieses christlichen Helden sehen wollte, langte er auf der Richtstätte an und betete: „Herr, der Du nicht die verlässest, welche auf Dich hoffen, ich danke Dir, daß Du mich würdig gemacht hast, ein Bürger der Stadt Gottes und ein Theilnehmer Deines Reiches zu werden. Ich danke Dir, daß Du mir die Gnade gegeben hast, den Drachen zu überwinden und ihm das Haupt zu zertreten. Lasse an mir austoben die Wuth der Feinde. Schenke nun Ruhe Deinen Dienern, schenke Frieden Deiner Kirche und rette sie von der Tyrannei des Teufels." Die Christen weinten und wehklagten vor Gram, einen solchen Glaubensbruder zu verlieren. Tröstend sagte er: „O weinet nicht! preiset unseren

Herrn Jeſus, durch den ich meinen Lauf vollendet und den Feind beſiegt habe. Von nun an werde ich für euch im Himmel vertrauensvoll Gott bitten.“ Und freudig empfing er den Todesſtreich. Darauf ſollte der Leib verbrannt werden und man legte ihn mit Brennſtoff umgeben auf einen Scheiterhaufen. Ueber demſelben erſchien aber plötzlich ein ſo blendendes Licht, daß Niemand das Feuer anzuzünden wagte aus Furcht vor einem jähen Tode. Der Statthalter mußte ſich alſo mit der Anordnung begnügen, die Leiche wohl zu bewachen, und eine kleine Truppe Soldaten baute eine Hütte von Zweigen, neben welcher mit Reiſig bedeckt der ehrwürdige Körper lag, und hielt Wache. So verging der Tag und die Nacht und wieder ein Tag, und ſie fingen an, ſich herzlich zu langweilen.

Am ſpäten Abend dieſes Tages kam Fronton, der Prieſter aus dem Dorfe Malus, von Gott geführt nach Ancyra. Er führte ein Laſtthier mit ſich, das mit Wein beladen war, denn vom Weinbau lebte der Greis, und dies Thier ſtrauchelte vor Ermüdung neben der Wächterhütte und fiel zu Boden. Die Soldaten eilten hülfreich herbei und ſprachen gaſtfrei zu dem Greiſe: „Ziehe nicht weiter, denn du findeſt vielleicht keine Herberge in der Stadt, ſondern bleibe bei uns mit deiner müden Eſelin, die hier reichliche Weide hat, und theile unſere Abendmahlzeit.“ Der Prieſter folgte der Einladung und da er in der Hütte ein Feuer und die Vorbereitung zur Mahlzeit ſah, entlaſtete er ſeine Eſelin und ſagte, er werde den Wein liefern. Dann lagerten ſich Alle auf Teppichen und Fronton reichte einem Soldaten einen vollen Becher. Der Geruch und Geſchmack des Weines war köſtlich; darum ſprach der junge Mann: „Erlaube, daß ich ſchnell trinke, denn ich habe großen Durſt.“ — „Trinket Alle, ſo viel ihr Luſt habt,“ entgegnete der Prieſter freundlich. Dieſe Erlaubniß war ihnen ſehr willkommen und ein junger Soldat, der Metrodorus hieß, ſagte: „Der Wein iſt gut; und da ich gern die Schläge vergeſſen möchte, die ich neulich wegen dem Raube der Weiber aus dem See bekam, ſo ſchenke nur fleißig ein, mein Fremdling, damit ich mir Vergeſſenheit jener Schmerzen trinke.“ —

„Was für Weiber meinst du?“ fragte Fronton theilnehmend, denn er dachte, daß es wohl Christinnen gewesen sein könnten. — „Hüte dich, Metrodor,“ sprach ein Anderer, „daß dieser Wein dir nicht ein ähnliches Schicksal bereite; denn du bist aufgestellt, um den eisernen Mann zu bewachen, der jene Weiber gestohlen hat.“ Fronton wurde immer theilnehmender, stellte sich einfältig und sprach: „Bewacht ihr vielleicht eine Bildsäule von Erz, die ihr den eisernen Mann nennt? Aber wie kann ein Solcher Weiber aus dem See stehlen?“ Nun nahm ein Dritter das Wort und sprach: „Wundere dich nicht über den Ausdruck meines Gefährten; der Mann, von dem die Rede ist, war stärker als Eisen und Erz.“ — „Aber wer war er denn?“ fragte der Priester. „Unser Mitbürger war er, das wissen wir; und sein Haus und seine Familie kennen wir. Aber eine menschliche Natur hatte er nicht, das haben wir gesehen; denn so wie er hat noch kein Mensch gelitten. Er hieß Theodotus und war ein Christ.“ Und nun erzählte er dem Priester das Martertum Theeusa's, ihrer Gefährtinnen und Theodots.

In dieser Weise erfuhr Fronton, daß die göttliche Vorsehung ihn zu den Reliquien des heiligen Martyrers geleitet habe, und inbrünstig bat er Gott um Beistand, dieselben in Sicherheit zu bringen. Freundlich schenkte er den Soldaten mehr und mehr die Becher voll, bis sie endlich berauscht in tiefen Schlaf fielen. Dann schlich er leise aus der Hütte, hob sorgsam das ehrwürdige Haupt sammt dem Leibe unter dem Strauchwerk hervor, legte ihn auf die Eselin, steckte ihm seinen Ring an den Finger, und sprach: „Jetzt erfülle, du heiliger Martyrer, was du mir versprochen hast.“ Die Eselin setzte sich sogleich in Bewegung und schlug, von einem Engel geleitet, den richtigen Weg nach Malus ein, und Fronton deckte den leeren Platz wieder gerade so mit Reisern und Zweigen zu, daß Niemand den frommen Raub ahnen konnte. Bei Tagesanbruch aber machte er Lärm, sprach, sein Lastthier sei fortgelaufen und machte sich ebenfalls auf den Heimweg. Aus Malus kamen ihm schon Leute entgegen mit der

Nachricht, die Eſelin ſei da und habe ſich vor dem Dorf auf einer Stelle am Fluß niedergelegt, von der ſie nicht weichen wolle; und das war gerade die, welche dem ſeligen Martyrer ſo gut gefallen hatte, und wo man jetzt über ſeine heiligen Reliquien ein Bethaus erbaute und auf ſeinen glorreichen Namen weihte.

Der heilige Felix.

Da die Feinde des Chriſtenthumes erfuhren, daß die Vorleſungen und Erklärungen der heiligen Schriften ſehr viel beitrügen, um die Seelen im Glauben, in der Kraft und Beharrlichkeit zu beſtärken: ſo kündigten ſie auch dieſen heiligen Documenten den Krieg an und Diocletian befahl in ſeinem Edict vom März 303. ſie im ganzen Reiche zu verbrennen. Dieſer Befehl ſchenkte der Kirche ſehr viele Martyrer, beſonders in Afrika; obgleich ſich gerade dort auch Mehrere fanden, die aus Furcht die heiligen Handſchriften übergaben und daher dem Namen Traditoren (Ueberlieferer) den Urſprung gaben. Felix, Biſchof von Tibiura, wollte aber lieber ſein Leben verlieren, als die Heiligthümer des Glaubens entweiht und zerſtört ſehen. Er war gerade nach Carthago gereist, als Magnilianus, die vornehmſte Magiſtratsperſon zu Tibiura, die angeſehenſten Chriſten zu ſich beſchied. In Abweſenheit des Biſchofs waren das der Prieſter Aper und die beiden Lectoren Gyrus und Vitalis. Er befragte ſie, ob ſie heilige Bücher hätten, und Aper bejahte es. Magnilianus begehrte ſie, um ſie zu verbrennen, und Aper ſagte, der Biſchof habe ſie und ſei verreist. Darauf entſchied Magnilianus, daß die drei Kleriker einſtweilen in Haft bleiben ſollten, und daß der Biſchof Felix ihm gleich nach ſeiner Rückkunft vorgeführt werde. Beides geſchah. „Gib heraus ſämmtliche Bücher und Schriften, die du in Verwahrung haſt," ſprach Magnilianus, als Felix vor ihm erſchien. „Ich habe ſie, aber ich gebe ſie nicht her," war deſſen Antwort. „Aber ich,"

ſagte Magnilianus, „muß dem Kaiſer Folge leiſten und nicht dir.“ — „Es iſt beſſer, mich zu verbrennen, als die göttlichen Schriften; denn das Gebot Gottes ſteht über menſchlichen Geboten,“ entgegnete Felix gefaßt. Er wurde mit drei Tagen Bedenkzeit entlaſſen, und dann wieder vorgeführt und befragt. „Was ich früher geſagt habe, ſag' ich noch und werd' ich auch vor dem Proconſul ſagen,“ erwiederte Felix. „So geh' denn zum Proconſul und gib ihm Rechenſchaft,“ ſprach Magnilianus, und übergab den heiligen Mann dem Soldatenanführer von Tibiura, der ihn in Banden nach Carthago führte, wo man ihn, ebenfalls gefeſſelt, in den Kerker warf. In der Frühe des nächſten Morgens mußte er vor dem Proconſul Anulinus erſcheinen, der ihm ganz kurz befahl, die unnützen Schriften auszuliefern. Felix ſagte einfach: „Ich beſitze ſie, aber ich überliefere ſie nicht.“ Ohne ihn weiter eines Wortes zu würdigen, gebot der Proconſul, ihn in ſchweren Ketten in den härteſten Kerker zu ſetzen, wo Felix ſechzehn Tage in großen Leiden ſchmachten mußte. Sie brachen aber nicht ſeine Standhaftigkeit, denn nach Verlauf derſelben wurde ein zweites Verhör angeſtellt, in welchem er genau die nämliche Antwort gab. Da ſchickte der Proconſul ihn an den Präfecten des Prätoriums mit der Bitte, den Trotz dieſes Rebellen zu brechen; und der Präfect ſperrte den Biſchof mit den ſchwerſten Ketten der größten Verbrecher belaſtet in ſeinen Kerker und hielt ihn dort neun Tage lang wie den ärgſten Miſſethäter. Als dies Alles aber gar nichts fruchtete, und Felix Schmach und Drangſal einer ſo unwürdigen Behandlung wie Staub von ſeinen Füßen ſchüttelte, ſchickte der Präfect ihn nach Rom, wohin zuweilen große Verbrecher, als eine beſondere dem römiſchen Volke dargebrachte Huldigung, geſendet wurden.

Mit Feſſeln belaſtet brachte man ihn auf's Schiff und zwar in das Behältniß, wo die Pferde ſtanden und wo er vier Tage lag, von ihren Hufen getreten und geſchlagen, ohne einen Biſſen Brod zu eſſen und einen Tropfen Waſſer zu trinken. Die Kraft Gottes erhielt ihn. Das Schiff landete an

der ſüdlichen Küſte von Sicilien, bei Agrigent mit ſeinen prachtvollen Tempeln, die noch jetzt in ihren Ruinen Bewunderung und Staunen erregen durch ihre ernſte Erhabenheit. Aber ſo ſtolz und majeſtätiſch die Tempel damals auch noch prangten, das demüthige Chriſtenthum hatte ſich dort ſchon eingebürgert, denn die Glaubensbrüder zogen dem heiligen Biſchof entgegen und führten ihn ehrfurchtsvoll nach Agrigent. Seine fernere Reiſe glich einem Triumphzug. Das Schiff landete bei all' den großen Städten an der öſtlichen Küſte von Sicilien, und überall, in Catanea, in Taormina, in Meſſina empfingen die Chriſten ihn mit Liebe und Freude. Dieſe Städte gehörten zu den prachtvollſten, reichſten, üppigſten und ſchönſten der heidniſchen Welt, in einem der geſegnetſten Länder der Erde, in einer bezaubernden Natur, die der heidniſchen Kunſt einen unbeſchreiblich reizenden Hintergrund, dem Polytheismus den anmuthigſten Schauplatz für ſeine Fabeln gab. Wie ein voller Blumenkranz um den Fuß einer weißen Marmor-Pyramide liegt dieſe zauberiſche Küſte, die in Europa ihres Gleichen nicht hat, um den Rieſenberg Aetna, deſſen tauſendjähriger Schnee ihm die innere Gluth nicht kühlt; denn fortwährend ſchwebt eine Rauchwolke, zu Zeiten mit feurigen Funken und Blitzen durchwebt, über ſeinem Gipfel. Und das große weite blaue Meer dehnt ſich aus nach Oſten zum Libanon, nach Weſten zum Felſen von Calpe wie ein immenſer Spiegel, in welchem der Rieſe ſeine Schönheit beſchauen kann. Sicilien war ſo recht das Fabelland des Polytheismus. Da, unter dem Aetna, ſeufzte der verwegene Titane, der den Olymp hatte erſtürmen wollen; da, bei Catanea auf den Baſaltfelſen im Meer, ſchmiedeten die Cyclopen ihre Werkzeuge im Dienſte der höheren Götter; da, bei Syracus, tauchte die Nymphe Arethuſa im kriſtallenen Quell auf, der in Griechenland verſiegte, als ſie, vor der zudringlichen Liebesbewerbung fliehend, die Heimath verließ; da, auf den blumigen Gefilden von Enna, raubte der Gott der Unterwelt die zarte Proſerpina, und durch die ganze Inſel irrte Ceres ſeufzend und klagend, und die geliebte Tochter ſuchend,

und überall ließ sie dem Erdboden den Segen der Fruchtbarkeit zurück, weil der Fuß einer Göttin ihn betreten hatte. All' diese Citronen- und Olivenhaine, diese Kastanienwälder, diese blumenreichen Schluchten, diese malerisch aufgethürmten Felsen, diese gartenmäßigen Ebenen wimmelten von Nymphen, Dreaden und Halbgöttern, den phantastischen Gebilden der Dichter, welche in die heidnische Einbildungskraft und Vorstellungsart übergegangen waren, und sich der ganzen Natur gleichsam bemächtigt hatten. Aber diese Traumbilder der Seelennacht wichen vor dem Aufgange des wahren Lichtes, verschwanden wie Nebelwölkchen, wenn die Sonne steigt. Der eine, leidende, gekreuzigte Gott war mächtiger als die tausend lachenden, fröhlichen, sinnlichen Göttergebilde, und deren blumengeschmückte Altäre standen auch hier mehr und mehr verlassen trotz der Drangsal, welche der Dienst des Gekreuzigten nach sich zog. Leider hat man keine ganz bewährten Acten der beiden heiligen Martyrer-Jungfrauen Agatha und Lucia, welche im Meßkanon aufgenommen sind, also schon in den ersten Jahrhunderten von den Gläubigen verehrt wurden. Agatha litt zu Catanea in der Decischen Verfolgung; Lucia, — weil sie das Grab dieser heiligen Martyrin besucht hatte, zu Syracus unter Diocletian; beide, weil sie ihr Herz so ganz dem himmlischen Bräutigam zugewendet hatten, daß eine irdische Neigung keinen Platz darin finden konnte. Heiter und freudig gingen sie durch die blutige Marter und die Flamme des Scheiterhaufens zum Brautfest im Himmel.

Von solchen Seelen wurde der Bischof Felix an diesen Gestaden begrüßt und von ihren Gebeten geleitet setzte er seinen Weg fort unter dem Kreuz, das sein Herr ihm auferlegte. Nachdem sie die Meerenge von Messina durchschifft hatten, wurde anders über ihn verfügt, und man gab ihm nicht mehr nach Rom, sondern nach Venusia, einer Stadt in Apulien, die Richtung. Der Präfect ließ ihn entfesseln, empfing ihn freundlich und fragte ihn, vielleicht um ihn zu versuchen, vielleicht aus Mitleid: „Bischof Felix, warum gibst du die heiligen Schriften nicht her? oder hast

du ſie etwa nicht?" — „Wohl hab' ich ſie, aber ich gebe ſie nicht her," erwiederte der Biſchof. Da ſprach der Präfect kurz und kalt: „Richtet den Felix mit dem Schwerte hin." Und frohlockend rief der heilige Biſchof: „Ich danke Dir, o Herr, daß Du mich der Freiheit würdig hältſt." Auf der Leidensſtätte hob er die Augen zum Himmel auf und betete mit Inbrunſt: „O Gott, ich danke Dir für deine überſchwengliche Gnade. Sechsundfünfzig Jahre hab' ich auf dieſer Welt gelebt, den Glauben und die Wahrheit gepredigt, die Evangelien gerettet, in Keuſchheit Dir gedient. Jetzt beuge ich als ein freudiges Opfer meinen Nacken Dir, o Jeſus Chriſtus, Du Herr des Himmels und der Erde, dem Ruhm und Ehre gebührt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." Und ſein heiliges Haupt ſank unter dem Schwerte. Am Abend dieſes Tages wurde die Stadt Vennſia durch ein Zeichen am Himmel geſchreckt: der Mond ſchien ſo blutigroth, als ob er gefärbt ſei vom unſchuldigen Blut des heiligen Martyrers.

Der heilige Euplus.

Zu Catanea ſtellten die Behörden, ungefähr ein Jahr ſpäter, ebenfalls eine ſcharfe Nachforſchung nach heiligen Schriften an, entdeckten ſie bei dem jungen Diakon Euplus und führten ihn ſogleich vor den Conſular Calviſian, der eben zu Gericht ſaß. Als Euplus ihn erblickte, ſprach er noch in der Ferne mit lauter Stimme: „Ich bin ein Chriſt und ſehne mich, für den Namen Chriſti zu ſterben!" — „Wer das geſagt hat, trete vor!" rief Calviſian. Als Euplus mit dem Evangelium in der Hand ſich vor den Richter ſtellte, ſagte der Beiſitzer des Gerichts, Maximus: „Es ſchickt ſich nicht, den kaiſerlichen Befehlen zuwider dieſe Schriften bei ſich zu haben;" und Calviſian fragte: „Woher ſind dieſe Schriften? Aus deinem Hauſe?" — „Daß ich kein Haus habe, weiß mein Herr Jeſus Chriſtus," antwortete Euplus demüthig. „Aber du brachteſt ſie her?" fragte Calviſian weiter. — „Wie du ſiehſt; ja! Denn deine Leute drangen bei mir ein,

als ich sie las, und führten mich fort." — „Lies vor!" befahl Calvisian. Euplus schlug auf und las: „Selig sind Diejenigen, welche Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich." Und dann schlug er auf und las: „Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach." Und Anderes noch. „Was aber soll das Alles heißen?" fragte Calvisian, der diese heiligen Aussprüche nicht im mindesten verstand. „Es ist das Gesetz meines Herrn, welches mir gegeben wurde." — „Von wem gegeben?" — „Von Jesus Christus, dem Sohn Gottes." — „Ha!" rief Calvisian ergrimmt, „da sein Bekenntniß offenbar ist, soll er auf der Folter weiter gefragt werden." Als der junge Diakon von den Henkern auf die Folter gespannt war, fragte Calvisian ihn weiter: „Bleibst du bei deinem Eingeständniß?" Euplus hatte noch eine Hand frei; er bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuz und antwortete: „Ich bleibe dabei! Ich bekenne, daß ich ein Christ bin und die göttlichen Schriften lese." — „Warum hast du nicht dem Kaiser gehorcht und sie ausgeliefert?" — „Weil ich ein Christ bin, ist mir das nicht erlaubt. In ihnen ist das ewige Leben. Wer sie ausliefert, verliert das ewige Leben. Um dieses nicht zu verlieren, gebe ich mein irdisches Leben hin." Calvisian befahl, mit der Folter fortzufahren, und Euplus rief: „Ich danke Dir, o Christus! stärke mich, denn ich leide für Dich!" — „Laß ab von deinem Wahnsinn, bete die Götter an und du bist frei." — „O," rief der selige Jüngling „all' diese Martern wünschte ich mir ja längst!" — „Wohlan!" sprach Calvisian, „so werde Euplus denn so lange gefoltert, bis er die allmächtigen Götter Mars, Apollo und Aesculap anbetet." — „Du hast recht gesagt," sprach Euplus; „ich soll anbeten die untheilbare Dreifaltigkeit, die nur ein Gott ist." — „Also du opferst?" rief Calvisian froh. „Ja, ich opfere, denn ich bringe mich selbst zum Opfer dar dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geist. Mehr kann ich nicht thun." Da wurde der heilige Jüngling wilder noch und grausamer gepeinigt; aber in all' den Martern rief er immer inbrünsti-

ger: „Ich danke Dir, o Christus! komm' mir zu Hülfe! Deinetwegen leide ich!" und als er vor Schmerz und Entkräftung nicht mehr laut sprechen konnte, merkte man an der Bewegung seiner Lippen, daß er diese Worte beständig wiederholte. Calvisian sah nun ein, daß der heilige junge Diakon nicht zum Abfall zu bewegen sei, deshalb verurtheilte er ihn als einen Gotteslästerer, der sich nicht zur Vernunft bringen lassen wolle, zur Hinrichtung durch das Schwert. Man befestigte um seinen Hals das Evangelium, mit dem er ergriffen worden war; der Herold rief: „Euplus, ein Christ! ein Feind der Götter und der Kaiser!" und fröhlich trat er seinen Todesgang an. Das Volk umwogte ihn und bewunderte seinen Starkmuth; Niemand getraute sich ihn zu beleidigen, zu verhöhnen, wie das oft geschah. Er betete unterwegs: „Ich danke Dir, o Christus, daß Du mich mit Deiner Kraft getröstet, auf Anrufung Deines Namens mir Gnade erwiesen, und nicht geduldet hast, daß meine Seele mit den Gottlosen zu Grunde gehe." Dann sprach er zu den Gläubigen: „Liebe Brüder! betet zu Gott und fürchtet ihn von ganzem Herzen; denn Er ist Derer eingedenk, die ihn fürchten." Strahlend von Wonne kniete er auf der Richtstatt nieder, betete, bot seinen Nacken dar und mit den Worten: „Ich danke Dir, o Christus, mein Gott!" fiel sein Haupt unter dem Schwert.

Der heilige Romanus.

Zu Antiochien wüthete Asclepiades, der Statthalter, gegen die Christen und war durch den Abfall einiger Schwachen so siegestrunken, daß er schon wähnte, das Christenthum überwunden und ausgerottet zu haben. Gott ließ das zu, um zu zeigen, mit welchen Streitern Er den Drachen bändigen könne. Ein junger Fremdling, der Romanus hieß, war — Niemand weiß woher — nach Antiochien gekommen. Er konnte nicht dulden, daß der Teufel frohlocke, ging mit der Kühnheit der Auserwählten zum Asclepiades und sprach unter Eingebung des heiligen Geistes: „Mäßige deine Freude, denn du wirst nicht triumphirend von

hinnen gehen. Gott hat noch Streiter, die unüberwindlich sind." — „Das wollen wir sehen!" rief Asclepiades, und ließ sämmtliche Folterwerkzeuge dermaßen gegen den Jüngling in Bewegung setzen, daß dessen ganzer Leib nichts war als eine entsetzliche Wunde. Die Peiniger ermüdeten, der Gepeinigte aber nicht; die Eisenwerkzeuge wurden stumpf und verbogen, der Martyrer blieb freudenvoll und ungebeugt. Der Wüthrich schäumte vor Zorn, als der selige Jüngling heiter zu ihm sprach: „Warum lassen die Qualen nach, du Tyrann? ich wiederhole dir mein Bekenntniß: der wahre König ist Christus." Asclepiades gebot, den frechen Reden des Jünglings schnell ein Ende zu machen und ihn zu verbrennen. Von der Stirn bis zur Sohle seinem Heiland ähnlich, im blutigen Ehrenschmuck seiner Wunden wurde Romanus auf den Scheiterhaufen gestellt. Aber urplötzlich fiel ein solcher sündfluthender Regen, daß es unmöglich war, die Flamme zu entzünden; Romanus sollte ein noch vollkommeneres Opfer und Gott noch mehr verherrlicht werden. Asclepiades gab den Befehl, die Zunge auszuschneiden, die Gott nicht verläugnen wollte. Romanus hörte gelassen das unmenschliche Gebot und sprach: „Zwingst du mich zu schweigen, so werden statt meiner unmündige Kinder die Wahrheit verkündigen." Asclepiades hohnlachte, ließ ein kleines kaum dreijähriges Knäblein fangen, vor Romanus stellen und gebot diesem spottend, die Weisheit des Kindes an's Tageslicht zu bringen. Romanus fragte also: „Lieber Sohn, was ist vernünftiger, sag' es uns, nur Christus, und in Ihm den ewigen Vater anzubeten, oder tausend Göttern zu dienen?" Das Knäblein antwortete lächelnd und ohne sich zu besinnen: „Gott kann nur Einer sein. Da Christus Gott ist, so ist er der wahre Gott. An viele Götter glauben die Kinder nicht mehr." Asclepiades bebte vor Zorn und Beschämung um so mehr, als ein so zartes Kind nach de[r] [Ge]setze nicht zu strafen war. „Von wem hast du diese Re[de]n[t]?" fuhr er heftig den Kleinen an. „Von der Mutter, und die Mutter von Gott," sagte das süße Kind. „So soll denn diese bösgelehrte Mut-

ter kommen und durch die Todesqual ihres bösgelehrigen Söhnchens gestraft werden," befahl der grausame Mann. Die Mutter kam; sie dachte an Abraham, der mit eigener Hand seinen Sohn der Verheißung dem Herrn zum Opfer bringen wollte; sie dachte an die Mutter der Makkabäer, die ihre sieben Söhne für Gott hinwürgen sah; sie dachte an den ewigen Vater, der seinen eingeborenen Sohn am Kreuze in namenlosen Qualen sterben ließ für die Sünden der Welt, den Göttlich-Unschuldigen für die Schuld der Menschen. Sie legte ihr Herz an Sein Herz und war ruhig. Das zarte Kind wurde mit Ruthen so scharf geschlagen, daß sein Blut wie ein klarer rother Thau den Boden besprengte. Alles Volk, die Schreiber, sogar die Folterknechte weinten unwillkürlich über das bittere Leiden des kleinen Geschöpfes, und Frauen im Volke brachen in laute Wehklage aus. Aber die Mutter klagte nicht! sie stand mit der Mutter Gottes unter dem Kreuze und litt für Gott und Er litt in ihr, und mit frommen zärtlichen Worten tröstete sie das Knäblein und sprach zu ihm von den unschuldigen Kindern von Bethlehem und von Isaak, der selbst das Holz zu seinem Opfer nach Moria trug. Plötzlich rief der Kleine, überwältigt vom brennenden Schmerz und dem Verschmachten nahe: „Ach, mich dürstet sehr!" Da sprach die Mutter traurig: „So nahe bist du dem Quell des ewigen Lebens, so bald wirst du Christus den Herrn anschauen und doch verlangst du noch Wasser zu trinken? O mein Sohn, denk' an deinen Heiland und leide mit Ihm und gib Ihm treu dein Leben, wie Er dir das Seine gab." Da schwieg das Kind und lächelte selig und litt. Asclepiades gebot, das zerfleischte Kind durch das Schwert hinzurichten. Da hob die Mutter den hinsterbenden Liebling zärtlich vom Boden auf, schmiegte ihn in ihre Arme, an ihre Brust und trug ihn sorgsam hinaus zur Todesstätte; so mochte einst der fromme Abel das weißeste und auserwählteste Lämmlein seiner Heerde zum Altar Gottes getragen haben. Und als der Henker den Knaben begehrte, da zögerte sie nicht; sie küßte ihn nur Einmal noch und sagte: „Lebe wohl, mein süßes Kind! denk' an mich

im Reiche Jesu Christi! Bald wirst du aus meinem Sohne mein Beschützer werden." Dann betete sie: „Dein ist der Knabe, o Herr, der Sohn Deiner Magd," breitete ihren Mantel aus und empfing darin das kleine blutende Haupt, das wie ein Blümchen unter der Sichel vor dem Schwerte dahinfiel.

Während dies Trauerspiel auf der Richtstatt verlief, kehrte sich Asclepiades mit erneutem Grimm zu Romanus, warf ihm vor, der Stifter dieses Unheils zu sein, und ließ ihn nochmals foltern. Dann wurde ein Arzt herbeigeholt, der Ariston hieß, und der aus Schwäche, nicht aus Bosheit, in den Abfall gerathen war. Jetzt hatte er sich unter die Zuschauer gemischt, um sich an dem Siege der Martyrer zu erfreuen, und wurde nun, da man seine chirurgischen Instrumente bei ihm fand, beauftragt, dem Romanus die Zunge auszuschneiden. Anfangs weigerte er sich; aber um die unaussprechlichen Leiden des Martyrers möglichst bald zu enden, entschloß er sich, die Zunge so tief auszuschneiden, daß nach seiner Erfahrung ein augenblicklicher Tod erfolgen mußte. Statt dessen aber lebte Romanus, ward in den Kerker geführt, vom Gefangenwärter gefragt, wie er heiße, und antwortete mit lauter vernehmlicher Stimme: „Ich heiße Romanus." Der heilige Geist gab ihm Seine Zunge und sprach aus ihm. Und nicht nur Einmal! Er mußte noch mehrere Monate im Kerker dulden, bevor er die Marterkrone errang, und Vieles sprach er zu den Glaubensbrüdern vom Kreuze und Siege Jesu Christi, so daß dies Wunder eine Menge von Augen- und Ohrenzeugen hatte, eben so wie die Gabe der Sprachen am Pfingstfest bei den heiligen Aposteln.

Ariston, der Arzt, gerieth in große Gefahr. Man sagte, er sei ja auch ein Christ; er habe den Glaubensbruder geschont und sei dem Befehle nicht vollständig nachgekommen, und so wurde er von Asclepiades zur Rede gestellt und befragt, wie denn der sprechen könne, dem er doch die Zunge ausgeschnitten habe? das sei ein Betrug gewesen, der Todesstrafe verdiene. Ariston hatte diese Zunge ehrfurchtsvoll aufbewahrt und sprach jetzt zu dem Zürnenden: „Ich bitte dich,

laß Jemand kommen, dem Gott nicht beiſteht, und ich will ihm die Zunge genau nach dem Maß der Zunge des Romanus, die ich noch beſitze, ausſchneiden. Lebt er dann noch fort, ſo habe ich dich betrogen. Stirbt er, ſo iſt das Leben und Reden des Romanus Gottes Werk.“ Aesclepiades ging auf den Vorſchlag ein und ließ einen Miſſethäter, der zum Tode verurtheilt war, vorführen, und Ariſton that an ihm, wie er geſagt hatte. Kaum war die Ausſchneidung geſchehen, ſo ſtarb der Verbrecher und Gottes Allmacht zeigte ſich im hellſten Licht durch Romanus und das heilige Martyrerkind. Jener vollendete ſein Leiden im Kerker: er wurde mit dem Strick erwürgt.

Die heilige Agnes.

Wie eine Opferheerde von Lämmern und Tauben ziehen ſie vorüber, dieſe Jungfrauen und Kinder, dieſe Mütter und Jünglinge! und hat der Tod eine Lücke in dem heiligen Reigen gemacht, ſo wird ſie alsbald ausgefüllt durch einen freudigen Bewerber um die himmliſche Marterkrone.

Agnes, dieſe holde kindliche Martyrin, war die einzige Tochter reicher und vornehmer Eltern in Rom, und wuchs auf im chriſtlichen Glauben. Was ihr Name bedeutet (auf lateiniſch Lamm, auf griechiſch keuſch), das war ſie. Mit einer Innigkeit und Entſchiedenheit, die weit über ihr zartes Alter und über die Natur hinaus lagen, verlobte ſie früh dem Heiland ihre Seele an und beſchloß, ſich keinem Sterblichen zu vermählen. Sie lebte ganz im Gebet, in der Betrachtung göttlicher Wahrheiten, in Werken der Barmherzigkeit. Viele Jünglinge bewarben ſich um ihre Hand, als ſie noch ein Kind war, aber ein Kind von ſolcher Schönheit an Leib und Seele, daß ſie ein Inbegriff der Vollkommenheit zu werden verſprach. Und was ſie verſprach, hielt ſie! Sie wurde eine Heilige und Martyrin. Aber ſie hielt auch dem göttlichen Heiland ihr Verſprechen und ſagte, wenn man ihr einen Eheantrag mittheilte, oder wenn ſie Schmuck, reiche Kleider, Blumenkränze, weltlichen

Tand anlegen sollte: „Es wäre für den Bräutigam eine Schmach, eine Braut zu empfangen, die Anderen gefallen will."

Es ist bei der heiligen Agnes, wie bei der heiligen Potamiana: Acten ihres Leidens, d. h. Schriften von Augenzeugen abgefaßt, wie die der heiligen Ignatius, Polykarp, Blandina, Perpetua ꝛc., besitzt man nicht; doch sind wenig Heilige höher in der Kirche geehrt, als sie, denn sie gehört zu dem himmlischen Siebengestirn der heiligen Bräute Christi, welche täglich der ganzen katholischen Christenheit im Meßkanon als Fürbitterinnen und Vorbilder aufgestellt werden. Die ersten dieser Sterne sind Felicitas und Perpetua, dann Agatha, Lucia, Agnes, Cäcilia und Anastasia. Ueberdies sprechen die ältesten Kirchenlehrer, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, einstimmig mit begeistertem Lobe von ihrer Tugend, ihrer Anmuth, ihrer Standhaftigkeit, ihrem Leiden, und mit einem Lämmlein auf dem Arme und einem Olivenkranz, diesem Sinnbild des Friedens und des Sieges auf dem Haupt, ward sie zu allen Zeiten als die geliebte Beschützerin jungfräulicher Seelen angerufen. In den Tagen des heiligen Hieronymus war ihr Name so berühmt, daß er von ihr schreibt: „Das Lob ihres Lebens ertönt in allen Zungen und Sprachen der Kirche. Sie hat die Schwäche ihres Alters und die Grausamkeit des Tyrannen besiegt, und den Ruhm der Jungfräulichkeit mit dem Tode der Martyrer gekrönt."

Agnes lebte in der Zeit der allerheftigsten Christenverfolgung, die eine beabsichtigte Christenvertilgung zu nennen ist. Die Kaiser, welche damals neben einander das Römerreich beherrschten, waren Einer immer roher, tyrannischer, wilder als der Andere. Nur unter solchen Unmenschen konnten Kinder zur Martyrerkrone gelangen; denn kaum dem Kindesalter entwachsen war Agnes, dreizehn Jahre. Da, so erzählt die Ueberlieferung, sah sie der Sohn des Präfecten von Rom und entbrannte in so heftiger Liebe zu ihr, daß er sie sogleich zur Ehe begehrte. Aber Agnes antwortete, sie sei schon einem anderen Bräutigam zugesagt. Der Jüngling kam immer wieder, versprach ihr Reichthum und Herrlichkeit in Fülle, und

wollte ſich durchaus nicht abweiſen laſſen. Da erwiederte Agnes mit hohem Ernſt: „Hebe dich weg von mir! ich habe mein Herz ſchon einem Bräutigam geſchenkt, dem ich die Schmach nicht anthun darf, ihn deinetwegen zu verlaſſen. Von ſeinen Lippen fließt Milch und Honig; ſeine Mutter iſt eine Jungfrau; die Engel dienen ihm, Sonne und Mond bewundern ſeine Schönheit. Und dieſe Schönheit altert nie und ſeine Schätze nehmen nie ab. Mit ſeinem Trauringe hat Er ſich mir anverlobt. Ihm allein will ich meine Liebe geben und meine Treue bewahren.“ Der Jüngling erkrankte vor Gram und Herzeleid, aber der Präfect nahm es ſehr übel, daß Agnes ſeinen Sohn abgewieſen habe und ſuchte ihren Sinn zu ändern, was ganz vergeblich war. Inzwiſchen ward ihm die Kunde, ſie ſei eine Chriſtin. Das freute ihn! Konnte er ſie nicht beugen, ſo konnte er ſie jetzt doch quälen! Er ließ abermals die zarte Jungfrau rufen und befahl ihr, den Götzen zu opfern. Da rief Agnes: „Deinen Götzen ſoll ich opfern, ich, eine Dienerin des Allerhöchſten! ich, deinen ſtummen, tauben, machtloſen Götzen, ohne Sinn und Verſtand?“ Der Präfect ſagte zornig: „Wäreſt du nicht ſo jung, ſo dürfteſt du nicht ungeſtraft die Götter läſtern.“ — „Auf das Alter kommt es nicht an,“ entgegnete Agnes; „Gott der Herr iſt ſtark auch in ſchwachen Kindern, und nur Er, der Allmächtige, kann mir Stärke geben; das Alter nicht. Und ſind denn deine Götzen ſtark? Laß ſie doch mir befehlen, daß ich ſie anbeten und ihnen opfern ſoll! Aber ſie ſchweigen und auch du vermagſt nichts über mich.“ Da ließ der Präfect drohend ein gewaltiges Feuer anzünden und die gräßlichſten Folterwerkzeuge herbeibringen, um ihr Entſetzen einzuflößen. Aber Agnes dachte an die Peinen ihres himmliſchen Bräutigams in ſeinem bitteren Leiden und lächelte. Und als ſie vor die Götzenbilder geſchleppt und Weihrauch zum Opfer in ihre Hand gezwängt wurde, da erhob ſie zwar dieſe reine Hand, doch nur um das heilige Zeichen des Kreuzes zu machen. Ruhig ſtand ſie zwiſchen dem Hin- und Herziehen, unerſchrocken unter den blutigen Henkern. Sie war ſo jung, daß ſie noch nicht wußte,

was das ist, sterben; aber sie war ganz bereit zum Tode. Der Präfect sprach nun mit kaltem Grimme: „Wähle jetzt zwischen dem Opfer und der Schande! Bete die Götter an, sonst erwartet dich die äußerste Schmach.“ Immer ruhig und lächelnd antwortete Agnes: „Du würdest nicht so reden, wenn du wüßtest, Wer mein Gott ist. Ich kenne die Kraft meines Herrn Jesu Christi und weiß, wie Er die Reinheit seiner Bräute liebt. Er ist meine Schutzwehr, Er weicht nicht von mir und mein Schutzengel schläft nicht.“ Hohnlachend ließ der Präfect die selige Jungfrau an einen Ort führen, welcher der Rachen der Hölle auf Erden war. Aber kein ungeziemender Blick traf die Braut Christi, kein ungeziemendes Wort berührte ihr Ohr! Zitternd flohen Alle hinweg und nur der Sohn des Präfecten wagte seine Augen zu ihr zu erheben. Aber geblendet und betäubt stürzte er zu Boden. Nun gerieth das Volk in Wuth und begehrte den Tod der Zauberin, der Gotteslängnerin, der Verfluchten. Sie wurde zur Hinrichtung durch das Schwert verurtheilt. Da sagte sie: „Zu Grunde gehe der Leib, der mit Augen geliebt werden kann, von denen ich nicht geliebt sein will; und Er, der mich zuerst für Sich auserkoren hat, empfange meine Seele.“ Die Henker wollten ihr Ketten anlegen, um sie zur Richtstatt zu führen. Aber auch die engsten Fesseln waren viel zu weit für ihre schmale Hand und glitten ab. Ungefesselt und freiwillig ging sie den Weg durch den Tod zum ewigen Leben. Auf der Richtstatt hob sie die Hände zum Himmel auf, betete, pries Gott, der sie mit unbeflecktem Fuß durch die Nachstellungen der Bösen und die Schlingen des Teufels geführt habe, kniete nieder und bog ihr kindliches Haupt vor dem Schwert des Henkers. Er zitterte, nicht sie, bevor der Streich fiel, der ihre unschuldige Seele zum ewigen Brautfest führte. Ihre Eltern erkauften die entseelte Hülle und beerdigten sie in der Katakombe einer Villa, die ihnen nicht fern von der Stadt am Nomentanischen Wege gehörte. Das Grab der jungfräulichen Martyrin war ein Lieblings-Wallfahrtsort der Gläubigen, die sich zu eifrigem Gebet an der Ruhestätte einer so herr-

lichen Tochter der Gnade angetrieben fühlten. Die Nähe der Stadt machte aber, daß die Heiden ihnen leicht auf die Spur kamen und sie mit vielerlei Schmach verfolgten, wenn sie sich dahin begaben. Ja, die heilige Emerentiana, eine Katechumene, die in einem Alter mit der heiligen Agnes war, wurde in dieser Katakombe entdeckt und beim Gebet gesteinigt, so daß sie keine andere Taufe, als die in ihrem eigenen unschuldigen Blute empfing. Nun lagen zwei Lilien neben einander, und das verringerte die Liebe und Andacht zu diesem Grabe nicht. Später, so erzählt die Ueberlieferung, begab sich Kaiser Constantins kranke und ungläubige Tochter Constantia einmal dahin, von dem dunkeln Drang nach Gnade getrieben, der so manche Heiden von ihren Götzen abwendete. Eine Erscheinung der heiligen Agnes gab ihr die Gesundheit des Leibes und der Seele. Constantia ward gläubig und ließ sich taufen; und ihr erfreuter Vater, der Kaiser, baute über diesem gesegneten Grabe eine schöne Kirche, die noch jetzt zu Roms ältesten Kirchen, den sogenannten Constantinischen Basiliken gehört. Am Feste der heiligen Agnes (21. Januar) werden alljährlich zwei weiße Lämmer am Vatican vorübergeführt, wo der heilige Vater sie vom Fenster aus segnet, dann in diese Kirche gebracht, während des Hochamtes nochmals gesegnet und bis zur Zeit der Schur irgend einem Nonnenkloster zur Pflege übergeben. Aus ihrer Wolle werden die Pallien gewebt, diese Auszeichnung für Erzbischöfe, gleichsam ein Ordensband der Demuth; denn das Pallium ist nur ein schmaler Streif von weißer Wolle mit schwarzen Kreuzen, der um die Schultern liegt und über dem Rücken und der Brust herabfällt, des göttlichen Lammes leichtes Joch, das sanft auf den reinen Herzen ruht, und ein liebliches Andenken an die heilige Agnes in ihrer Demuth und Reinheit bildet.

Die heilige Eulalia.

Es waren entsetzliche Zeiten! Zu dämonischer Wuth entbrannte der Haß des Heidenthums und die Kämpfer der Hin-

sterniß boten alle Mittel auf, um die Streiter Christi zu überwinden, zu zermalmen, zu entmuthigen. Ein Meer von Qualen an Leib und Seele, ein Strom von Drohungen und Verwünschungen ward über sie ergossen. Sie sollten begraben werden in Marter und Schmach. Aber zwischen all' dem heidnischen Dräuen und Toben „ward die Stimme der Turteltaube gehört im Lande" (Hohel. II.), und Tausende von bräutlichen Seelen seufzten nach Vereinigung mit dem himmlischen Bräutigam, als ob der Weg zu Ihm über Blumen ginge. Zu Merida in Spanien lebte eine angesehene christliche Familie von altem Geschlecht, großem Vermögen und ausgezeichneter Tugend. Die Tochter dieses edlen Hauses hieß Eulalia. Ihr Sinn war ganz auf himmlische Dinge gewendet. Die Spiele der Kindheit gefielen ihr nicht und die Freuden der Erde zogen sie nicht an. Früh erklärte sie, ihr Bräutigam sei Christus. Nie trug sie Blumenkränze, nie den mindesten Schmuck. Still und einfach, freundlich und ernst war sie in ihrem ganzen Benehmen und Wesen, eine Seelenschwester der heiligen Agnes, und auch wie diese auf der Gränze zwischen Kind und Jungfrau, erst zwölf Jahre alt. Ueber Spanien gebot derselbe Tyrann Maximian Herculeus wie über Italien; deshalb wüthete die Verfolgung dort auch mit größter Heftigkeit. Eulalia's stiller Ernst war, wie das oft der Fall ist, das Zeichen und der Schleier einer glühenden Seele. In ruhigen Verhältnissen hätte diese innere Glut ihr ganzes Leben erwärmt und gehoben; jetzt brach sie in einer hellen Flamme aus und Eulalia wünschte nichts, als zu leiden und zu sterben für ihren geliebten gekreuzigten Herrn. Ihre Eltern waren sehr für sie besorgt und schickten sie deshalb auf eine Villa in der Umgegend von Merida, wo sie in der Verborgenheit leben sollte. Eulalia begab sich nach diesem Landhause, aber mit tiefer Betrübniß. Sie hörte von den Siegespalmen, welche Andere durch das Marterthum erwarben und konnte sich nicht trösten, daß sie leer ausgehen, daß sie fern bleiben sollte vom Brautfest der sich opfernden Liebe. Die Stimme des himmlischen Bräutigams rief ihr unablässig zu: „Stehe auf, eile, meine Freundin, meine Taube,

und komm!“ (Hohel. II, 10.) Da ſtand ſie auf „und ſuchte Denjenigen, den ihre Seele liebte.“ (Ebend. III, 2.) Sie verließ das Landhaus zur Nachtzeit, zu Fuß und ganz allein, um Niemand in Gefahr zu verwickeln, und eilte nach Merida. Aber nicht in das Haus ihrer Eltern, ſondern vor den Richterſtuhl. „Ihr ſucht Chriſten?“ rief ſie; „da bin ich!“ Der Richter wunderte ſich über die zarte Jugend und Schönheit Eulaliens und fragte, ob ſie gekommen ſei, um zu opfern und des Kaiſers Gottheit anzubeten? „O nein!“ antwortete Eulalia; „ich verachte die Götzen, weil ſie Nichts ſind, und Maximian, weil er ſie anbetet.“ — „Dann mußt du ſterben,“ ſagte der Prätor. „Ich weiß es!“ entgegnete ſie. — „Beſinne dich,“ fuhr er fort, „du biſt noch ſehr jung, du wirſt Eltern haben, die dich lieben. Bricht der Gedanke, von Löwen zerriſſen oder von Flammen verbrannt zu werden, nicht deinen Trotz? Du brauchſt ja nur mit der Fingerſpitze ein Körnchen Weihrauch zu berühren.“ — Eulalia ſchwieg; aber ſie ſtieß vom Altar ein Götzenbild und das geweihte Mehl des Opfers herab und trat es mit Füßen. Da fielen die Henker über ſie her und riſſen mit eiſernen Krallen blutige Furchen in ihre Seiten. Kein Seufzer kam über ihre Lippen, keine Thräne in ihr Auge. Ruhig blickte ſie auf die Wunden und ſprach: „So gräbt man deinen heiligen Namen, o mein Herr Jeſu, und deinen Sieg auf mich ein.“ Nachdem ſie bis auf die Rippen zerfleiſcht war, wurden dieſe Wunden mit Pechfackeln gebrannt. Eulalia hatte ihr langes Haar aufgelöst, damit es ſtatt eines Schleiers züchtig Bruſt und Schultern verhülle. Es entzündete ſich an den Fackeln und ſie ſtand einen Augenblick in ihren eigenen brennenden Locken wie in einer Glorie. Dann öffnete ſie den Mund, als wolle ſie die Flammen auch einathmen, ſenkte ihr Haupt und gab ihren Geiſt auf. Eine weiße Taube, die plötzlich über ſie hinweg gen Himmel flog, tröſtete die Chriſten und ſchreckte ihre Peiniger. Als nun ihr zarter, ſo grauſam mißhandelter Körper auf dem Erdboden lag und vielleicht neuen Mißhandlungen ausgeſetzt und unbegraben bleiben ſollte, trat ein liebliches Ereigniß ein. Es

war im December und sehr kalt. Plötzlich fiel eine so ungeheuere Menge Schnee, daß der ganze Platz damit bedeckt und Eulalia wie von einem Leichentuch verhüllt ward. Der Himmel schien die jungfräuliche Martyrin bestatten zu wollen. Die Henker legten nicht mehr Hand an sie und die Glaubensgenossen kamen später und beerdigten die heiligen Reliquien.

Die heil. Theodora und der heil. Didymus.

In Alexandrien saß der Statthalter Proculus zu Gericht, als ihm eine schöne Jungfrau, Namens Theodora, vorgeführt ward. Er fragte sie nach ihrem Stande, und sie antwortete: „Ich bin eine Christin.“ Proculus verstand das ganz und gar nicht und fragte nochmals, ob sie Freie oder Sklavin sei. „Ich sagte es dir schon,“ antwortete sie wieder, „ich bin eine Christin! Jesus Christus, der Herr, hat mich frei gemacht. Uebrigens aber bin ich, auch der Welt nach, frei und von freien Eltern geboren.“ Proculus ließ Jemand von der Stadtobrigkeit rufen und fragte: „Was kannst du mir über diese Jungfrau Theodora sagen?“ — „Daß sie frei und von hoher Geburt ist,“ lautete die Antwort. „Warum hast du dich denn nicht verheirathet?“ sprach Proculus zu der Jungfrau. — „Wegen meines Herrn Jesus Christus! Er ward Mensch und kam in die Welt, um uns vom Verderben zu erlösen und das ewige Leben zu verheißen. Deshalb soll dieser König des Lebens allein mein Bräutigam sein.“ — Der Statthalter sagte, die Kaiser hätten befohlen, daß Jedermann ohne Ausnahme den Göttern opfern müsse; also auch sie. Weigere sie sich, so werde er sie an einen Ort führen lassen, wo die äußerste Schmach sie beflecken werde. „Weißt du nicht,“ entgegnete Theodora, „daß uns nichts vor Gott befleckt, als unser böser Wille? Muß ich Schmach leiden, so ist das nicht meine Sünde.“ — „Besinne dich anders,“ sprach der Statthalter; „ich bedaure

dich wegen deiner edlen Geburt und deiner Schönheit, und warne dich, mich nicht zu zwingen, meine Drohung auszuführen." — Aber Theodora blieb bei ihrer Antwort und setzte hinzu: „Keine Gewalt, die du an mir ausüben läßt, erniedrigt mich! Ich habe mich Gott anverlobt und ich will in Gott verbleiben. Er ist der Herr und Er wird schon das Gnadengeschenk, das Er mir gemacht hat, zu behüten wissen." Proculus sprach wieder von ihrem edlen Geschlecht und ihrer Familie; aber Theodora unterbrach ihn und sprach: „Christus ist mein Herr, dem ich Freiheit, Ansehen und Adel verdanke. Ich bin Sein und ich bin sicher, daß Er seine Taube beschirmt." Auf seine Drohung, sie foltern zu lassen, erwiderte sie: „Du hast Gewalt über meinen Leib; Gott allein über meine Seele." Proculus ließ ihr nun Backenstreiche geben und dabei zurufen: „Sei nicht unsinnig! Komm her und opfere den Göttern!" — „Ich opfere nicht und bete nicht die Dämonen an," sagte sie; „der Herr ist mein Helfer." Da Theodora so ganz ungerührt durch diese schimpfliche Behandlung blieb, gebot Proculus den Schergen, von ihr abzulassen und sagte: „Dein Trotz hat mich gezwungen, dich ohne Rücksicht auf deine edle Geburt so schmachvoll zu behandeln vor dem ganzen Volk, das auf deine Verurtheilung wartet. Jetzt hör' mich an: ich gebe dir drei Tage Zeit, um dich zu bedenken; sind die verflossen, so mußt du dich entscheiden." — „Sie sind gleichsam schon verflossen und ich bin entschieden, nicht zu opfern," entgegnete Theodora, „aber thue, was du willst und befiehl nur, daß vor meiner Verurtheilung keine Beleidigung mir zugefügt werde." — Dies that er, doch immer nur im Hinblick auf ihre hohe Geburt, so daß eine Sclavin oder eine Jungfrau minder edlen Standes nicht mit solcher Nachsicht von ihm behandelt worden wäre. Theodora brachte drei Tage unbelästigt im Gefängniß und ganz versenkt in Gebet zu. Dann nahm Proculus den Richterstuhl wieder ein, ließ sie vorführen und hörte mit Erstaunen, daß sie bei ihrer Weigerung beharre. Da die Kaiser nachsichtige und schonungsvolle Beamte mit harten Strafen bedrohten

und ausdrücklich ihnen befahlen, jedes Zwangsmittel zu ergreifen, das zum Abfall führe: so blieb denn auch Proculus bei seinem ersten Ausspruch und sagte: „Du selbst, Theodora, nicht ich, bringst dich an einen verrufenen Ort. Nun wollen wir sehen, ob dein Christus dich daraus befreien wird.“ — „Gott, der in's Verborgene schaut und das Zukünftige weiß, und der seine Magd fleckenlos bewahrt hat bis zu dieser Stunde, wird sie nicht zu Schanden werden lassen durch frevelnde Menschen,“ antwortete Theodora ruhig und würdevoll. Als ginge sie zwischen ihren Dienern, folgte sie den Schergen und betete, indem sie über die unreine Schwelle schritt: „Vater meines Herrn Jesus Christus, hilf mir und rette mich! Du hast den Petrus aus dem Kerker befreit, ohne daß ihm Leid zugefügt worden wäre; übe auch an mir diese Barmherzigkeit und zeige Allen, daß ich deine Magd bin.“ Das Volk, das ihr Gebet gehört hatte, sammelte sich haufenweise um das Haus und blieb voll Neugier und Erwartung stehen, ob vielleicht Feuer vom Himmel fallen oder sonst ein Wunder geschehen werde. Ein christlicher Jüngling, Namens Didymus, beschloß aber die edle Jungfrau zu retten. Er wickelte sich von Kopf bis zu Fuß in einen Soldatenmantel, drückte seinen Helm tief über die Stirn herab, eilte in's Haus und in Theodorens Gemach und sagte eilig: „Ich bin dein Bruder im Glauben und komme dich zu befreien. Verkleide dich mit diesem Mantel und Helm, verstecke dein Antlitz so viel wie möglich, schlage die Augen nieder, sprich mit Niemand und fliehe. Ich bleibe hier an deiner Stelle, denn Gott schickt mich zu deiner Rettung her.“ Theodora hob ihr Herz zu Gott auf, that wie Didymus ihr geheißen hatte, und entkam glücklich durch die gaffende Volksmenge. Da sich aber weder Zeichen noch Wunder ereigneten, so drang man in's Haus, um zu sehen, was aus Theodora geworden sei. Nun war die Bestürzung groß, denn sie war verschwunden und an ihrer Stelle ein Fremdling, der sehr freudig erzählte, daß er und wie er sie befreit habe. Das Volk tobte und wüthete wider ihn und führte ihn zum Statthalter, da-

mit er bekenne, wo Theodora sei. „Bei Jesus Christus, dem Sohn des lebendigen Gottes, das weiß ich nicht!“ sagte Didymus. „Ich weiß nur, daß die Magd Gottes ungekränkt entflohen ist und daß der Herr an ihr gethan hat nach ihrem Glauben.“ Da er nicht bekennen wollte, sollte er wenigstens opfern. Allein, wie sich von selbst versteht, keine Marter vermochte ihn dazu, denn durch Theodora's Befreiung hatte er sich ja schon den Tod erwählt. Proculus ließ ihn enthaupten und seine Leiche verbrennen. Ueber das fernere Schicksal der edlen Jungfrau weiß man nichts Bestimmtes. Nach einer Ueberlieferung soll auch sie durch das Schwert umgekommen sein.

Leider gibt es keine Acten von dem Martertode der heiligen Catharina von Alexandrien, die zu derselben Zeit unter Maximin Daja gelitten hat! Gerade damals wurden so viel derartige Schriften von den Heiden vernichtet, daß nur die Legende das Andenken an diese wunderschöne Blume der Jungfrauen und Martyrinnen aufbewahrt hat.

Die heilige Afra.

Die göttliche Liebe, mit welcher der Sohn Gottes gekommen war, „um die Sünder zur Buße zu rufen, nicht die Gerechten“ — den Kranken Genesung zu bringen, nicht den Gesunden — rettete tausend und tausend Seelen, welche in die irdische Liebe versunken waren, weil sie von der heiligen Liebe nie etwas gehört, nie deren Gegenstand gekannt hatten. Denn lieben muß der Mensch! Seine Bestimmung für die Ewigkeit ist ja lieben: Gott lieben. Liebt er Gott, so vergöttlicht sich seine Natur in dem Maß, als er dem Zug nach Oben, dem Geiste, folgt — und er heiligt sich. Liebt er Irdisches, folgt er dem Zug der Sinne zur Tiefe, so vererbet seine Natur und er wird jenen Geschöpfen gleich, die nur der Erde, nicht dem Himmel angehören: dem Thier. Die Liebe zum unendlichen Gut macht gut und glücklich; die Liebe zu endlichen Gütern

macht gemein und elend. Eines von Beiden ist das Loos des Menschen. Er steht nicht im Leben wie auf einer grauen, ebenen Fläche ohne Aussicht und ohne Reiz, wo nichts ihn lockt rechts oder links, rück- oder vorwärts zu gehen und wo es auch gar nicht darauf ankommt, ob er überhaupt geht oder stillstehen bleibt. O nein! Er befindet sich auf einem Abhang, der steil abwärts und steil aufwärts führt und auf dem er sich nicht stillstehend halten kann. In der Tiefe wie in der Höhe zeigen sich liebliche Bilder; dort unten zauberische Luftspiegelungen, täuschendes Blendwerk; droben Visionen einer Schönheit, einer Seligkeit, die wahrhaft, unvergänglich, ewig ist. Je lebhafter und mächtiger diese vor seiner Seele schweben, um so entschiedener wird er sich von den Trugbildern abwenden und den steilen Abhang hinauf klimmen. Aber damit er es könne, muß ihm die göttliche Offenbarung den Himmel, muß ihm der Glaube das übernatürliche Auge geöffnet haben, muß er etwas gehört haben von der göttlichen Liebe.

So war Afra gerettet! Die Gnade hatte sie wie Maria Magdalena zu den Füßen des göttlichen Heilandes hingeworfen und sie erlöst aus den bunten bethörenden Schlingen eines elenden Lebens. Sie war von edlem griechischen Geschlecht aus der Insel Cypern, aber zu Augsburg geboren, welches eine bedeutende Stadt des Römerreichs war. Hilaria, ihre Mutter, war eine eifrige Götzendienerin und hatte ihre schöne Tochter zum Dienst der Welt erzogen.

Die christlichen Marterzeiten sind immer zugleich Zeiten der Gnade und der Wunder. Ein frommer Bischof, Narcissus, floh vor der Verfolgung, kam nach Augsburg, gerieth von Gott geführt in das Haus der Hilaria und ward der gute Hirt, der fünf verlorene Schäflein auf den Weg des ewigen Lebens zurückbrachte, nämlich Hilaria selbst, ihre Tochter Afra und drei junge Griechinnen, Eunomia, Digna und Eutropia, die bis jetzt ihre Sklavinnen gewesen waren. Dann setzte Narcissus seinen Pilgerstab weiter und soll zu Girona in Spanien den Martertod gefunden haben.

Der Würgengel der Verfolgung ging aber nicht ohne Opfer an Augsburg vorüber, und da Afra's Bekehrung durch die Umwandlung ihres ganzen Lebenswandels allgemein bekannt worden war, so sollte auch sie gezwungen werden, den Götzen zu opfern. Die Verfolger ergriffen sie und führten sie vor Gajus, den Richter, der sie gleich erkannte und mit Hohn sagte: „Du, Afra, wirst gewiß lieber den Göttern opfern und leben, als in Qualen sterben.“ — „O nein!“ antwortete Afra. „Mir genügt an meinen Sünden, die ich begangen habe, ehe ich Gott kannte. Was du mir befiehlst, thue ich nicht.“ — „Gehe nur in den Tempel und opfere,“ sprach Gajus weiter, als ob sie gar nichts gesagt hätte. Aber Afra erwiederte: „Mein Tempel ist Christus. Ich habe ihn immer vor Augen; ich bekenne ihm immer meine Sünden. Da ich unwürdig bin, ihm ein Opfer zu bringen, so verlange ich sehnlichst um seines heiligen Namens willen mich selbst zu opfern, damit ich durch Peinen entsündigt und reingewaschen werde.“ — „Ich weiß, wer du bist und welchen Wandel du geführt hast,“ sagte Gajus; „also opfere nur, denn der Gott der Christen kann dich unmöglich kennen.“ — Afra antwortete demüthig: „Mein Herr Jesus Christus sprach, Er sei für die Sünder vom Himmel auf die Erde herabgestiegen und seine Evangelien bezeugen, daß eine öffentliche Sünderin seine Füße mit ihren Thränen gewaschen und Verzeihung erhalten habe. Und andere große Sünderinnen hat Er auch nie verachtet.“ — Gajus sagte hämisch: „Opfere und setze nur dein früheres Leben fort, das dir so große Reichthümer eingebracht hat.“ — „Das war ein fluchwürdiger Reichthum, der mir das Gewissen beschwerte und den ich wie Gassenkoth verworfen habe. Ja, sogar meine armen Glaubensbrüder, die ich dringend anflehte, mein Gold zu nehmen und für meine Sünden zu beten, weigerten sich dessen. Wie könnte ich also je wünschen, solche Reichthümer wieder zu gewinnen?“ — „Opfere!“ wiederholte Gajus, „du nennst Christus umsonst deinen Gott! Du bist nicht die Seinige, denn eine Sünderin wie du ist nicht würdig, Christin genannt zu werden.“ — „Das ist wahr! Ich bin's

nicht würdig, eine Christin genannt zu werden! Aber der barmherzige Gott, der nicht nach unserem Verdienst, sondern nach Seiner Milde richtet, hat zu diesem Namen mich zugelassen." — „Und woher weißt du das?" fragte Gajus. — „Daß ich vor dem Angesicht meines Gottes nicht verworfen bin, erkenne ich daraus, daß es mir gestattet ist, hinzu zu treten zu seines heiligen Namens glorreichem Bekenntniß, durch welches ich die Nachlassung aller meiner Sünden zu empfangen hoffe." — „Welche Possen!" rief Gajus; „opfere den Göttern! Durch sie wirst du das Heil erlangen." — „Mein Heil ist Christus, der, am Kreuze hängend, dem reuigen Schächer die Wonnen des Paradieses versprochen hat." — „Opfere!" rief Gajus zürnend, sonst lasse ich dich vor Aller Augen beschämen und mit Ruthen streichen." — „Mich beschämt nur die Erinnerung an meine Sünden," sagte die edle demüthige Afra. — „Opfere!" rief Gajus immer heftiger. „Wahrlich, es gereicht mir zur Schmach mit einem Geschöpf, wie du bist, so lange zu streiten! Willst du aber nicht opfern, so mußt du sterben!" — „Dahin steht mein Verlangen: durch ein solches Bekenntniß würdig zu werden, die Ruhe bei Gott zu finden." — „Opfere!" schrie Gajus, „sonst lasse ich dich foltern und dann lebendig verbrennen." — „Möge mein elender Leib tausend Martern leiden, meine Seele wird unbefleckt bleiben, denn ich opfere nicht den Dämonen." — Nun sprach der Richter Gajus ihr Urtheil: „Wir befehlen, daß die öffentliche Sünderin Afra, welche sich eine Christin nennt und sich weigert, am Opfer Theil zu nehmen, lebendig verbrannt werde." — Mit großer Freude pries sie diese unverdiente Gnade Gottes, ward von Schergen umringt, auf eine kleine Insel im Lech gebracht und dort an einen starken Baumstamm gefesselt. Während man sie mit Holz und Reisig umbaute, betete sie unter heißen Thränen und die Augen zum Himmel gewendet: „O mein Herr Jesus Christus, allmächtiger Gott! Der Du gekommen bist nicht die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße zu rufen, der Du in Deiner Barmherzigkeit verheißen hast, zu welcher Stunde der Sünder von seinen Missethaten sich

bekehre, würdest Du seiner Sünden nicht mehr gedenken; o nimm in dieser Stunde meines Leidens meine Schmerzen als Buße auf und befreie mich durch das zeitliche Feuer, das meinem Leibe bestimmt ist, von dem ewigen Feuer, das Leib und Seele peinigt in Ewigkeit." Das Feuer loderte nun hell auf, und mitten aus der Flamme heraus betete sie noch laut und freudig, die selige Afra: „Ich sage Dir Dank, mein Herr Jesus Christus, daß Du mich würdigest, zu einem Opfer Deines Namens mich anzunehmen! Dir, der Du das Opfer am Kreuze dargebracht hast, der Gerechte für die Ungerechten, der Gute für die Bösen, der Gebenedeite für die Verfluchten, der Sündenlose für die Sünder allesammt, Dir opfere ich mich ganz und gar, der Du mit dem Vater und dem heiligen Geiste lebest und herrschest von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen." Und mit diesem Gebet gab sie ihren Geist auf.

So starben sie Alle, diese Kinder der Gnade, Alle! Gleichviel ob sie Perpetua oder Agnes oder Afra hießen! Gleichviel ob sie aus dem Frieden oder aus den Stürmen des Lebens kamen! Mit der stillen Zuversicht und Einfachheit der vollkommenen Liebe legten sie ihre Seele an das für sie durchwundete Herz ihres Heilandes und gingen hinüber.

Als sich Afra durch die Palme des Marterthums zu den Freuden des Himmels erschwungen hatte, ließen die Henker ihre entseelte Hülle zwischen Kohlen und Asche unter freiem Himmel auf der einsamen Insel liegen und kehrten nach Augsburg zurück. Eunomia aber, Digna und Eutropia waren vom Ufer aus Zeuginnen der Marter gewesen und baten Schiffer, die den Fluß hinab fuhren, sie nach der Insel überzusetzen, was diese auch mitleidig thaten. Die drei Mädchen fanden dort den Leichnam ihrer theuren Herrin, die ihnen mehr eine Schwester als eine Gebieterin gewesen war; aber sie wußten nicht, wie sie wieder zum Festlande kommen sollten. Ein Knabe, der auch zu Afra's Dienern gehörte und ihr sehr zugethan war, hatte die drei Mädchen begleitet, und erbot sich nun zurückzuschwimmen und Hilaria zu benachrichtigen, daß Afras Leiden geendet hätten. Eunomia und ihre Gefährtinnen be-

wachten also die heilige Leiche, bis in stiller Nacht Hilaria mit einem Priester Gottes und einigen Dienern im Nachen kam, und die Leiche ihrer geliebten Tochter nach ihrem Landgut, zwei Meilen von der Stadt Augsburg, brachte. Dort hatte Hilaria für sich und die Ihrigen eine Gruft gebaut; dort wurde Afra bestattet, und Hilaria und ihr ganzes Haus verharrten mit inbrünstigem Gebet am Grabe der seligen Martyrin.

Dies ward dem Richter Gajus hinterbracht. Sogleich schickte er einen Trupp Kriegsleute nach dem Landgute ab und gab ihnen folgenden Befehl: „Alle, die ihr in der Gruft findet, haltet eingeschlossen und fordert sie auf zu opfern; erst freundlich, dann ernst, endlich drohend. Willigen sie ein, so bringt sie mit großen Ehrenbezeugungen zu mir und ich will sie herrlich belohnen. Weigern sie sich aber, so füllet die Gruft mit trockenem Dorngesträuch und Reisig, zündet es an, schließt und bewacht die Thüre, damit Niemand entkomme, und laßt sie Alle im Rauche ersticken."

Die Kriegsleute fanden in der Gruft Hilaria und ihre drei Dienerinnen, und stellten ihnen die Forderung des Richters mit den freundlichsten Schmeichelworten vor. Als diese kaum Gehör, viel weniger Erfolg fanden, gingen sie zu Drohungen über, die gleichfalls nichts fruchteten; und endlich zu der gräßlichen That. Sie erfüllten genau den Befehl des Gajus und erstickten die vier Frauen mit Rauch in der Gruft. Am Abend des Tages, da Afra bestattet worden war, umschloß die Grabstätte nicht eine, sondern fünf Martyrinnen.

Der heilige Irenäus,

Bischof von Sirmium.

Es kam damals nicht selten vor, daß verheirathete Männer die priesterlichen Weihen empfingen, sowohl solche, die sich vom Heidenthume zum christlichen Glauben bekehrten, als auch solche, die bereits Christen waren, aber dem Rufe des heiligen Geistes folgten, wenn er sie zum ausschließlichen Dienste Gottes berief. Es war keine leere Weissagung, als der Prophet des Alten Bundes für den Neuen Bund verkündete

einen „Wein, aus dem die Jungfäulichen sprossen“ (Zacharias 11, 17.). Der Kelch des Opfers und der Leib des Herrn bedingen ein von der Irdischkeit abgelöstes Priesterthum. Denn wer täglich das allerheiligste Fleisch und das allerheiligste Blut des göttlichen Erlösers im geheimnißvollen Opfer darbringt; und täglich das lebendige Brod, welches vom Himmel gekommen ist und das ewige Leben gibt, und das göttliche Blut, welches zur Vergebung der Sünden vergossen ist, genießt; und vom ewigen Hohenpriester Selbst zu Seinem Stellvertreter am Altar berufen ist: der muß seinerseits den natürlichen Menschen zu einer vollkommenen Hingabe an Gott machen, und Opfer um Opfer zu bringen verstehen, wenn's für solchen Begnadeten noch ein Opfer ist, Irdisches für Himmlisches hinzugeben. Selbstverständlich hörte damals für solche neugeweihte Priester jede ausschließliche Gemeinschaft mit ihren Frauen und Kindern auf und ihre besondere Familie trat für sie in die große, allgemeine, zärtlich geliebte Familie Gottes hinein, deren geistliche Väter die Priester ohne Zersplitterung in Besonderheiten sein mußten und sein müssen. Auf dem Provinzial-Concil zu Elvira in Spanien im Jahre 305 wurde diese Bestimmung zur kanonischen Vorschrift gemacht. Eine Schwester oder eine Tochter, wenn dies gottverlobte Jungfrauen waren, durften die Kleriker in ihrem Hause behalten; aber sonst kein weibliches Wesen.

Ein solcher Mann, der seine irdischen Verhältnisse gelöst hatte, um sich vollkommener dem Dienste Gottes und des Nächsten zu widmen, war Irenäus. Seine Demuth, Gottesfurcht und Tugend waren so groß, daß er in ganz jungen Jahren (denn die Acten nennen ihn Jüngling) zum Bischof von Sirmium geweiht wurde. Dies war eine große und sehr berühmte Stadt am Fluß Save in Pannonien, die seitdem untergegangen ist. Die Diocletianische Verfolgung wurde in Pannonien durch den Präfecten Probus mit Eifer betrieben, der auch alsbald den Irenäus vorführen ließ und ihm ankündigte, er müsse den kaiserlichen Befehlen gehorchen und opfern. Irenäus antwortete: „Wer den Göttern opfert und nicht Gott, geht zu Grunde.“ — „Die gütigsten Fürsten haben befohlen,

man ſolle entweder opfern oder in Qualen den Geiſt aufgeben." — „Mir aber iſt befohlen, lieber mich zu Tode peinigen zu laſſen, als Gott zu verläugnen und den Dämonen zu opfern." — „Gehorchſt du nicht, ſo laſſe ich dich foltern." — „Das wird mich freuen; dann nehme ich Theil an dem Leiden meines Herrn." Probus ließ ihn alſo ſchwer foltern und fragte dann: „Was ſagſt du jetzt, Irenäus? Wirſt du nicht opfern?" Der Martyrer Chriſti antwortete: „Durch ein treues Bekenntniß opfere ich meinem Gott, dem ich zu aller Zeit geopfert habe." Da ließ Probus ihn von Neuem auf die Folter ſpannen.

Während Irenäus mit unerſchütterlicher Freudigkeit litt, ward die Standhaftigkeit der Seinen durch ſeine Qualen erſchüttert und ſeine Eltern baten ihn flehentlich, denſelben ein Ende zu machen. Seine Frau weinte und jammerte, ſeine kleinen Kinder umfaßten ſeine Knie und riefen: „O Vater, erbarme dich über dich und über uns!" Seine Freunde wehklagten, ſeine Dienſtboten gingen betrübt umher. Alle trauerten und riefen ihm mit Thränen zu: „Habe Mitleid mit dir ſelbſt und deinem blühenden Alter." Aber ihn beſeelte ein heiliges Verlangen, ſeinen Gott bald zu ſchauen, und er ſprach zu ihnen ſtatt aller Antwort: „Dies iſt der Ausſpruch meines Herrn Jeſus Chriſtus: Wer mich vor den Menſchen verläugnet, den werde auch ich vor meinem himmliſchen Vater verläugnen. Das glaube ich und danach handele ich." Und weitere Rückſicht nahm er auf ſie und ihre Klagen nicht mehr. Da ermahnte ihn Probus: „Laß doch deinen Starrſinn durch ſo viel Thränen beugen, opfere und erhalte dein junges Leben." — „Ein ewiges Leben habe ich zu erwarten, wenn ich nicht opfere," erwiederte Irenäus und Probus ließ ihn in den Kerker führen, um ſeine Geduld und ſeine Kräfte langſam aufzureiben.

Geraume Zeit verging und mannichfaltige Qual, bis der ſelige Martyrer Irenäus mitten in der Nacht vor Probus gebracht wurde, der noch ſo ſpät zu Gericht ſaß und zu ihm ſagte: „Wenn du jetzt nicht opferſt, ſollſt du ernſtlich geſtraft werden." — „Erwarte kein Opfer von mir, ſondern thue, was dir geboten iſt," antwortete Irenäus mit großer Gelaſſenheit.

Der zornige Präfect ließ ihn mit knotigen Stöcken bis zur Zermalmung ſchlagen; aber mitten in der Pein ſprach Irenäus: „Seit meiner früheſten Kindheit habe ich Gott angebetet. Er iſt meine Stärke, Ihm diene ich, Ihm opfere ich; nicht den Göttern, die von Menſchenhänden gemacht ſind.“ — „So empfange dafür den Tod zum Lohn!“ rief Probus. „Wohl empfange ich den Tod als einen Lohn, denn er bringt mir das ewige Leben und die kurze Qual achte ich für nichts um Gottes Willen.“ — „Haſt du nicht ein Weib, für welches du zu leben wünſcheſt?“ — „Nein.“ — „Auch keine Kinder?“ — „Nein.“ — „Doch Eltern?“ — „Nein.“ — „Wer waren denn aber Jene, welche bei dem früheren Verhöre um dich weinten?“ — „Ich habe das Wort meines Herrn Jeſus Chriſtus, der da ſagt: Wer ſeinen Vater oder ſeine Mutter oder ſeine Gattin, oder Söhne, Brüder, Eltern mehr liebt als mich, iſt meiner nicht werth.“ So feſt richtete der heilige Held ſeinen Blick auf den Himmel, daß er außer Gott Niemand kennen, Niemand haben wollte. „Wirſt du nicht um deiner Söhne willen opfern?“ fragte Probus nochmals, und Irenäus antwortete: „Meine Söhne haben Gott zum Vater, wie auch ich ihn habe, und Er kann ſie beſchützen.“ — „Jüngling, ſei auf dein Leben bedacht! die Folter erwartet dich wieder.“ — „Chriſtus der Herr wird mir auch wieder Standhaftigkeit verleihen.“ — „Ich werde ſogleich dein Todesurtheil ausſprechen!“ — „Dazu wünſche ich mir Glück.“ Probus verurtheilte ihn, in die Save geſtürzt zu werden. „Wie?“ rief Irenäus, „iſt das Alles? ich erwartete vielfache Qualen und dann die Hinrichtung durch das Schwert! O befiehl das und erkenne, wie die Chriſten daran gewöhnt ſind, wegen des Glaubens an Gott den grauſamſten Tod zu verachten.“ Da zürnte Probus über die heilige Zuverſicht des Martyrers und befahl wirklich, ihn zu enthaupten, und Irenäus betete dankbar: „Preis dir, mein Herr Jeſus Chriſtus, der du mir in ſo vielen Qualen Standhaftigkeit verliehen haſt und mich deiner ewigen Glorie theilhaft zu machen würdigeſt.“ Die Schergen führten ihn auf die Brücke, wo er ſeine Kleider ablegte und betete: „Herr Jeſus Chriſtus,

der du für das Heil der Welt freiwillig gelitten haſt, mögen mir deine Himmel offen ſtehen und mögen deine Engel die Seele deines Dieners Irenäus in Empfang nehmen. Denn deines Namens wegen und deines Volkes wegen, das ich der katholiſchen Kirche von Sirmium erwarb, erdulde ich dies. Zu deiner Barmherzigkeit flehe ich, beſtärke Jene in deinem Glauben und nimm mich gnädig auf.“ Nun wurde ihm ſein heiliges Haupt abgeſchlagen und der Leib in die Save geworfen.

Der heilige Phokas.

Die mütterliche Weisheit der Kirche, welche in ihren Kindern wohl die Macht der Gnade Gottes, aber auch die außerordentliche Hinfälligkeit der ſündigen Natur kannte, hatte demzufolge für die Tage der Gefahr und Verfolgung angeordnet, daß kein Chriſt ſich ſelbſt angeben dürfe, und hatte den Rath gegeben, dem Wort des Heilandes an ſeine Apoſtel zu folgen: „Verfolgt man euch in der einen Stadt, ſo fliehet in die andere,“ um der Gefahr auszuweichen. Für das Durchſchnittsmaß der Menſchen fand ſie es genug, daß ſie die Prüfung im Glauben beſtanden, wenn ſie zur Verantwortung gezogen wurden, und daß ſie ſich durch keine Marter zum Abfall bewegen ließen. Im Allgemeinen befolgten die Gläubigen dieſe Anordnung der Kirche und nahmen die Flucht oder verbargen ſich, wenn die Wetterwolken heraufzogen; und wenn Einzelne dies nicht thaten, ſondern ſich ſogar ſelbſt auslieferten, ſo entſpricht der Heiligkeit ihres Lebens und Sterbens die Annahme, daß der Geiſt Gottes ſie auf dieſem ungewöhnlichen Wege zu Seiner Verherrlichung und zu ihrer Vollendung habe führen wollen; denn das iſt ſchon durch verſchiedene Beiſpiele gezeigt worden, wie nur gottesfürchtige Seelen und reine Herzen zur Ehre des Martertums gelangten, und wie Hochmuth und Selbſtſucht dazu unfähig machten.

Zu Synope am ſchwarzen Meer lebte ein gar frommer Chriſt, ſeines Gewerbes ein Gärtner, der Phokas hieß. Vor den Thoren der Stadt lag ſein Garten, den er mit Liebe

und Sorgfalt bebaute, theils weil er ein fleißiger, arbeitsamer Mann war, der mit großer Freude etwas zu erübrigen suchte, um dürftigen und kranken Brüdern mittheilen zu können; theils aber auch, weil die Gärtnerei ihn daran mahnte, das Erdreich seines Herzens noch sorgfältiger zu bebauen und mit allen Blumen christlicher Tugenden zu bepflanzen. Unter diesen zahlreichen und schönen Blumen zeichnete sich eine durch seltene Vollkommenheit aus, und das war die Tugend der Gastfreiheit, welche bei den ersten Christen in so hohem Ansehen stand, — weil sie immer Christi, des himmlischen Fremdlings auf Erden, eingedenk waren, — daß der Apostel Paulus an die Hebräer 13, 2. schrieb: „Die Gastfreundschaft vergesset nicht; denn durch diese haben Einige, ohne es zu wissen, Engel beherbergt.“ Phokas, obwohl er nur ein armer und geringer Mann war, betrachtete sein Häuschen als die Herberge Gottes für alle arme Reisende, Fremdlinge, Wanderer, welche ohne Zuflucht und Obdach in der großen Stadt gewesen wären. Darum hielt er sein armes kleines Haus, das vor dem Thore an der großen Straße lag, immer offen, und wer hineintrat, den bewillkommnete er als einen lieben Gast, und bot ihm freundlich und dienstfertig Alles an, was irgend zur Hand war. Diese heilige Gastfreiheit brachte ihm dann auch reichen Gewinn, nämlich die Marterkrone.

In der Diocletianischen Verfolgung wurde jeder Christ wie ein Missethäter betrachtet und behandelt. Es genügte Christ zu sein, um aufgesucht, eingezogen, umgebracht zu werden. Kein Stand, keine Tugend, keine Unscheinbarkeit, keine Würde gewährte Sicherheit. Auch Phokas in seinem unbedeutenden Gewerbe war nicht vergessen worden. Nun hatte er aber durch seine Gastfreiheit überdies eine Art von Berühmtheit bekommen; Jedermann kannte ihn, sprach von ihm, lobte ihn. Als daher die Verfolgung wild und immer wilder wurde, und der gottselige Mann seinen Glauben durch seine Werke verrieth, da ward den Machthabern der Gärtner Phokas zu Sinope als ein höchst gefährlicher Jünger Christi angegeben, der unerschöpflich in Rathschlägen sei, um seine Glaubensbrüder zu verbergen, zu retten, zu kräftigen und

den Göttern ihre Anbeter zu entziehen. Mit diesem höchst boshaften und geringen Menschen wollte man gar keine Umstände machen, sondern man schickte ohne alle gerichtliche Form ein Paar Schergen nach Synope, welche Phokas, den Gärtner, erkundschaften und ihm ohne Weiteres das Leben nehmen sollten.

Er stand Abends vor seiner Thüre und schaute die Straße hinauf und hinab nach Fremden, die er etwa beherbergen könne. Da gewahrte er in der Ferne jene Schergen, die er als fremde Reisende erkannte, eilte ihnen entgegen und ersuchte sie Einkehr bei ihm zu nehmen, da es schon spät sei und sie in der Stadt vielleicht nicht sogleich ein Unterkommen finden dürften. Die Männer waren sehr froh und traten bei ihm ein, und Phokas sorgte auf's Beste für ihre Bedürfnisse. Bei der Abendmahlzeit, wo, wie Isaias sagt „das Lamm mit dem Wolf weidete," wurde man gegenseitig gesprächig und Phokas fragte seine Gäste, ob sie etwa ein Geschäft nach Synope führe, wobei er ihnen behülflich sein könne? O ja, sagten sie, er könne ihnen sehr behülflich sein und zum Dank für seine Gastfreundschaft wollten sie ihm die Absicht anvertrauen, welche sie nach Synope geführt habe; nur müsse er das Geheimniß streng bewahren. Sie wären ausgesendet, einen gewissen Gärtner Phokas zu fangen und zu strafen für seine Feindseligkeit gegen die Götter und die Kaiser, und er möge doch seine Gastfreundschaft damit krönen, daß er ihnen helfe, dieses schädlichen Menschen habhaft zu werden. Der gottselige Mann hörte mit unerschüttertem Herzen diese Reden an, verrieth weder Schreck, noch Verlegenheit, noch Furcht, noch Ungewißheit, dachte auch nicht im mindesten daran, heimlich die Flucht zu ergreifen oder sich zu verbergen, und sagte ruhig: „In dieser Sache kann ich euch allerdings behülflich sein, da ich den Mann kenne und ihn leicht auffinden werde. Ihr werdet nicht lange zu warten und euch gar nicht zu bemühen brauchen, denn morgen schon bringe ich ihn zu euch. Ruhet nur diese Nacht friedlich in meinem armen Hause." Und damit sprach er nicht weiter von dieser Angelegenheit, sondern fuhr fort, seine Mörder mit größter Freundlichkeit zu

bewirthen. Dann bereitete er ihnen das Nachtlager, und als sie schliefen, sorgte er auch für sich, nämlich für sein Grab und für Alles, was zum Begräbniß erforderlich war. Am nächsten Morgen kam er zu ihnen und sprach: „Der Phokas ist für euch gefunden! Ihr könnt die Beute ergreifen, wann es euch gefällt.“ Sie waren ungemein erfreut, so schnell und leicht zum Ziel zu gelangen und fragten, wo der Mann sei? „Nicht fern, denn er steht vor euch. Ich selbst bin Phokas, der Gärtner. Vollbringt nur euren Auftrag und den Zweck eurer Reise, ich bin bereit.“ Da wunderten sich diese Menschen von ganzem Herzen, und als sie voll Schreck dieser Gastfreundschaft und dieser liebreichen Aufnahme bei solcher Armuth gedachten, erstarrten sie fast über seine Worte. Und noch mehr, als er ihnen starkmüthig zusprach und sie aufforderte, ihn zu tödten, wie es ihnen befohlen sei. Sie zauderten noch immer; er aber versicherte, daß er den Tod für seinen Glauben nicht fürchte und sagte endlich gebietend, dieser Mord sei nicht ihnen zur Last zu legen, sondern Denjenigen, die ihn befohlen hätten. Dadurch und aus Furcht vor der Strafe, die sie erwartete, wenn sie nicht gehorchten und den Phokas am Leben ließen, entschlossen sie sich wirklich zu der rohen That und schlugen ihrem liebevollen Wirth das Haupt ab.

Die Schiffer und Seefahrer, besonders auf dem ägeischen und schwarzen Meer, wählten sich zu ihrem Schutzpatron den heiligen Martyrer Phokas, den gastfreien Mann, damit er die stürmische Fahrt und die gefährlichen ungastlichen Gestade des schwarzen Meeres durch liebreiche Fürbitte ihnen gastlich mache. „Sie wandeln die gewohnten Schifferlieder, womit sie bei der schweren Arbeit sich erheitern, in Loblieder auf den Martyrer um,“ schreibt der selige Asterius, Erzbischof zu Amasea in Pontus, zu dessen Metropole Synope gehörte, „und [illegible] augenscheinliche Beweise seiner Hülfe. Man hat ihn gesehen, bald wie er Nachts bei aufsteigendem Sturm den Steuermann weckte, der am Steuerruder entschlummert war, bald wie er die Seile spannte oder die Segel

bei hoher Brandung einzog. Dagegen ward von den Schiffern durch ein Gesetz bestimmt, daß Phokas ihr täglicher Gast sei, und da dies körperlicher Weise nicht geschehen kann, so wird es durch einen frommen Gedanken ausgeführt. Täglich spenden sie dem Martyrer dieselbe kleine Summe, die auf die Beköstigung eines Jeden verwendet wird, und täglich legt der, welchen der Reihe nach die Zahlung trifft, das Geld in ein besonderes Kästchen nieder. Läuft dann das Schiff wohlbehalten in den Hafen ein, so wird das Geld unter die Dürftigen des Ortes vertheilt, und so ist „der Antheil des Phokas" eine Wohlthat für die Armen." — Aber wie lieblich ist dieser innige Lebensverband in der Kirche, der die himmlischen Fürbitter und die irdischen Bittsteller umschließt! Der gottesfürchtige Mensch überträgt die Dankbarkeit, die er den Lieblingen Jesu im Himmel, den Heiligen, schuldig ist, auf die Lieblinge Jesu auf Erden, die Armen, und theilt diesen an Gaben mit, was er durch jene an Gnaden empfing — und Alle schlingen sich in der Liebe, wie Ringe einer Goldkette, zart und fest zusammen. Das ist die Frucht der Verehrung der Heiligen.

Die heilige Julitta und ihr Sohn Quiricus.

Aus der Wiege sproßten schon kleine Martyrer hervor zu Ehren des göttlichen Kindes, welches in der Krippe statt in der Wiege sein Marterthum begonnen hatte. Zu der ersten Blüthe der vornehmsten Geschlechter von Lycaonien gehörte Julitta's Familie. Sie selbst war reich, edel und schön, und von einem unbeschreiblich heiligen Lebenswandel. Wer sie kannte, mußte sie verehren. Sie ward Wittwe in ganz jungen Jahren und lebte in tiefster Zurückgezogenheit mit ihrem kleinen Sohn, ihrer Dienerschaft und einigen Verwandten. Als die Christenverfolgung mit unmenschlicher Grausamkeit in Lycaonien ausbrach, wußte Julitta sehr wohl, welche Gefahren einer reichen, jungen, schutzlosen Frau drohten. Der Tod war ihr, wie Allen, die zum Marterthum bestimmt

waren, von Herzen willkommen; aber ihr Sohn — was ſollte aus ihm werden, wenn er ſie verlor? Auch ein Martyrer? Aber daran dachte ihr Mutterherz noch nicht für das dreijährige Knäblein. Die Verfolgung ſtieg wie Meereswellen im Sturme. Julitta ſuchte vor Allem ihr Kind in Sicherheit zu bringen, denn das Chriſtenblut floß in Strömen. Sie ließ Vermögen und Güter im Stiche, wählte aus ihrer zahlreichen Dienerſchaft nur zwei treue Mägde aus und in dieſer ärmlichen Reiſebegleitung floh die erlauchte Frau mit dem kleinen Quiricus nach Seleucia, wo ſie ſtill zu leben hoffte, weil ſie dort unbekannt war. Statt deſſen war es da faſt noch ſchlimmer, denn der Statthalter Alexander befolgte pünktlich den Befehl des Kaiſers Diocletian, Alle mit den grauſamſten Qualen zu peinigen, die ſich weigerten, den Götzen zu opfern. Fremd oder einheimiſch, bekannt oder unbekannt, vornehm oder gering, jung oder alt, arm oder reich, das war dem Statthalter höchſt gleichgültig, wenn nur von Allen das Opfer dargebracht ward. Wo nicht, ſo verhängte er über Alle mit derſelben grauſamen Gleichgültigkeit eine Marter, welche nur mit dem Tode endete.

Julitta erkannte bald, daß ſie ſich mit ihrem Knäblein recht eigentlich in die Höhle des Löwen ſtürze, wenn ſie in Seleucia bliebe, und zog weiter nach Tarſus in Cilicien. Gerade zur nämlichen Zeit begab ſich aber auch Alexander dahin, um dort, wie in Seleucia, die Chriſten in den Abfall oder in den Tod zu jagen. Die edle Julitta wurde von Spähern bemerkt und ſchnell ward erkundſchaftet, daß ſie ſich zu den Chriſten und fern von allem Götzendienſt hielt. Eines Tages drang eine wilde Rotte in ihre Wohnung, fand ſie mit ihrem Sohn auf dem Arm, und nahm Mutter und Kind gefangen. Die beiden Mägde flohen, als ihre Herrin fortgeführt wurde, und ſahen ſpäter ihrer Marter und ihrem Tode zu. Alexander ließ ſie ſogleich vor dem Richterſtuhl erſcheinen und fragte ſie nach Vaterland, Vermögen und Namen. Julitta ſagte einfach: „Ich bin eine Chriſtin," und hatte ſomit im übernatürlichen Sinn ſeine Fragen beantwortet und Heimath, Reichthum und Namen ihm genannt. Dieſe

Unerschrockenheit mißfiel dem Wüthrich auf's Höchste. Julitta hatte Quiricus auf dem Arm, der gar schön und holdselig aussah und ebenso lieblich war, als seine Mutter würdevoll. Alexander überlegte, wie er die edle Frau wohl am demüthigendsten peinigen könne. Zuerst ließ er ihr das Kind entreißen, welches sie mit zärtlicher Gewalt fest in ihre Arme schloß; dann bis zum Gürtel sie entkleiden, zu Boden werfen, ausstrecken und Schultern, Rücken und Seiten in unmenschlicher Weise mit Ochsensehnen schlagen. Im Nu war sie mit gräßlichen Wunden bedeckt und bis auf die Rippen zerfleischt; aber sie litt wie eine Bildsäule und antwortete auf alle Drohungen ihrer Peiniger nur das Eine: „Ich bin eine Christin und werde nimmermehr den Dämonen opfern." Während dem hatten die Henker den kleinen Quiricus dem Statthalter übergeben, der ihn auf seine Kniee setzte, ihn liebkoste, schmeichelnd mit ihm sprach und ihn zu zerstreuen suchte, damit er nicht weine. Aber des Kindes thränenvolle Augen hingen unabwendbar an seiner Mutter, von deren Schicksal es nichts weiter begriff, als daß man ihr ein Leid anthue. Und als der Statthalter versuchte, den Kleinen zu küssen, wehrte er sich aus allen Kräften, zerkratzte dem Mörder seiner Mutter mit seinen kleinen Nägeln das Gesicht, rang wider ihn die Hände, stieß ihn mit seinen Füßchen in die Seite, und als ob eine höhere Macht ihn dränge, das Loos seiner Mutter zu theilen, rief er wie eine kleine zwitschernde Schwalbe, welche sich in den Tönen übt, die sie hört, indem er der Stimme seiner Mutter nacheiferte: „Ich bin ein Christ! ich bin ein Christ!" Hierüber gerieth der Statthalter in eine so unglaubliche Wuth, daß er den dreijährigen Quiricus beim Fuß ergriff und ihn vom hohen Richterstuhl herab mit aller Gewalt zu Boden warf. Der Kopf des zarten Martyrers zerschmetterte auf den steinernen Stufen und der Platz rings umher ward besprengt mit seinem unschuldigen Blut. Die Henker hielten inne Julitta zu schlagen, damit sie diesen Anblick habe, der herzzerreißender war, als jede Marter. Aber Julitta freute sich mit übernatürlicher Freude, daß sich ihr Kind so früh als göttlichen Geschlechtes erwiesen und seine

reine Seele in die Hand Gottes gegeben habe. Darum rief sie wie überströmend von Wonne: „Dank Dir, o Herr, daß es Dir huldreich gefiel, meinen Sohn früher als mich zur unverwelklichen Siegeskrone gelangen zu lassen.“ Der Statthalter war so ergriffen von der Lieblichkeit des Kindes, daß er laut seine That bejammerte und seinen Jähzorn verwünschte; und da sein wildes Gemüth durch die Trauer nur noch wilder wurde, mußte Julitta, deren Verstocktheit den Tod des Knaben nach seiner Meinung veranlaßt hatte, schwer seinen Grimm empfinden. Auf der Folter ausgespannt wurden ihre Seiten mit eisernen Krallen zerwühlt und ihre Füße mit siedendem Pech begossen. Der Herold rief ihr einmal gebieterisch zu: „Laß es genug sein, Julitta, erbarme dich deiner, opfere den Göttern und sei frei, sonst mußt du den bösen Tod deines Kindes theilen.“ Julitta aber rief: „Ich opfere nicht den Bildsäulen und den Dämonen! Ich bete Christus an, den eingeborenen Sohn Gottes! Ich eile zu meinem Sohn! Möge mein Kampf mich würdig machen, im Himmelreich seine Genossin zu werden.“ Der Statthalter war es überdrüssig, länger das Schauspiel ihrer Standhaftigkeit vor Augen zu haben; darum gebot er ihre Hinrichtung durch das Schwert und daß sowohl ihr entseelter Körper, als auch der ihres Sohnes ohne Beerdigung auf den Anger der Verbrecher zu werfen wären. Geknebelt ward Julitta zur Richtstätte geführt. Dort bat sie um einen Augenblick Frist zum Gebet, kniete nieder und sprach: „Ich danke dir, Herr, daß du meinem Sohn die Gnade erwiesen hast, um deines heiligen Namens willen das gegenwärtige Leben zu verlassen und im ewigen mit deinen Heiligen vereinigt zu werden. Nimm nun auch mich auf, deine unwürdige Magd, und verleihe mir das unaussprechliche Glück, mit den klugen Jungfrauen einzugehen in das himmlische und ewige Brautgemach.“ Und mit dem Amen auf den Lippen fiel ihr Haupt vor dem Schwert.

In der Nacht schlichen ihre Dienerinnen auf den Anger der Verbrecher, wo zwischen den Ueberresten von Menschen und Thieren der edlen Julitta und ihres Kindes entseelte Hüllen lagen. Die Mägde sammelten die heiligen Reliquien

in Tüchern von weißer Leinwand und bestatteten sie in der Gegend von Tarsus an einem sicheren Ort. Eine der Mägde lebte noch zu Constantins Zeiten und bezeichnete diesen Ort den Gläubigen zur frommen, nunmehr öffentlich gestatteten Verehrung.

Die heiligen Nicander und Marcianus und die heilige Daria.

Bei dem römischen Heer in Mösien (Bulgarei) standen zwei Freunde im Dienst, Nicander und Marcian, edle und tapfere, allgemein geachtete Männer. Sie lernten das Christenthum kennen und wendeten sich mit so ganzem Herzen dem Dienste Gottes zu, daß sie dem des Kaisers entsagten und daher denn auch bald in die himmlische Miliz berufen wurden. Der Statthalter von Mösien, Maximus, verhalf ihnen dazu. Er ließ sie zu sich entbieten und sprach: „Die Befehle der Imperatoren können euch nicht unbekannt sein; gehorcht also und opfert den Göttern.“ — „Diese Befehle sind nicht für uns gegeben,“ antwortete Nicander, „denn wir sind Christen.“ — „Weshalb,“ fragte der Statthalter, „habt ihr den Sold ausgeschlagen, der eurer Würde zukam?“ — „Weil diese Gelder eine Besleckung für Männer sein würden, die Gott zu dienen verlangen.“ — „Man dienet den Göttern nur durch Opfer,“ entgegnete der Statthalter. „Wie kann ein christlicher Mensch,“ rief Nicander, „für Stein und Holz den unsterblichen Gott verlassen, der alle Dinge aus Nichts erschaffen hat und den wir allein anbeten? Gott kann mich und Alle erhalten, die auf Ihn hoffen.“ Nicander hatte eine Gattin voll starkem und freudigem Glaubensmuth; sie hieß Daria und hatte zehn Jahre getrennt von ihm in ihrer Heimath gelebt, weil er sie auf seinen vielfachen Kriegszügen nicht mit sich herumführen mochte. Nun aber, da er dem Kriegsdienst entsagt hatte, war sie seit Kurzem zu ihm gekommen. Sie war bei dem Verhör gegenwärtig und ließ nicht ab, ihren Mann zu ermuthigen: „Hüte dich vor dem Opfer, Herr! Hüte

dich, unſeren Herrn Jeſus Chriſtus zu verläugnen! Blick auf zum Himmel und du wirſt Den ſehen, dem du Treue und Gewiſſen ſchuldig biſt. Er iſt dein Helfer.“ Der Statthalter Maximus rief ihr zu: „Du böſes Weib! warum wünſcheſt du, daß dein Mann ſterbe?“ — „Damit er ewig bei Gott lebe!“ antwortete ſie, ohne über den Vorwurf zu erſchrecken. — „O nein,“ ſprach Maximus, „ſo verhält es ſich nicht; ſondern du wünſcheſt einen anderen Mann zu heirathen und deshalb dieſen je eher je lieber des Lebens beraubt zu ſehen.“ — „Wenn du das von mir glaubſt,“ entgegnete Daria ruhig, „ſo tödte mich zuerſt um Chriſti willen.“ — „Nein,“ ſagte der Statthalter, „das werde ich nicht thun, wohl aber im Kerker dich ſchmachten laſſen.“ Und alsbald wurde Daria in's Gefängniß geſetzt.

Der Statthalter wendete ſich nun wieder zu Nicander und ſprach: „Höre nicht auf die Worte deines Weibes und laſſe dich von Niemand zu thörichtem Eigenſinn überreden. Willſt du aber, ſo nimm Bedenkzeit und überlege, ob es nicht beſſer ſei zu leben, als zu ſterben.“ — „So nimm denn an,“ erwiederte Nicander, „daß die Bedenkzeit verfloſſen und ich auf nichts Anderes, als auf mein Heil bedacht geweſen ſei.“ — „Gott ſei Dank!“ rief der Statthalter freudig, denn er wähnte, Nicander denke an ſein zeitliches Heil und ſei bereit zum Opfer. Nicander aber ſagte auch: „Gott ſei Dank!“ ward im Geiſte entzückt und betete laut und dringend, daß er möge von der Verſuchung der Welt befreit werden. Als Maximus, der ſich inzwiſchen ganz froh mit Leuco, ſeinem Rath, beſprochen hatte, dies Gebet vernahm, rief er: „Was thuſt du, Nicander? Haſt du deinen Sinn geändert? Willſt du nicht leben?“ — „Eines ewigen Lebens verlange ich zu leben,“ antwortete Nicander, „nicht eines zeitlichen in dieſer Welt. Darum gebe ich dir Gewalt über meinen Leib; thue an ihm, was du willſt: ich bin ein Chriſt.“ — „Und was ſagſt du, Marcianus?“ fragte der Statthalter. „Genau daſſelbe, was mein Waffenbruder ſagt.“ — „So werdet ihr denn Beide in den Kerker geworfen werden und dieſelbe Strafe erleiden.“

Nach zwanzig Tagen in schwerer grausamer Haft mußten sie abermals vor dem Statthalter erscheinen. „Nun, hat diese Zeit euch gehorsam gemacht gegen die kaiserlichen Befehle?“ redete er sie an. „Laß die Reden und Fragen bei Seite,“ gab Marcian ihm zur Antwort. „Uns ist Gott gegenwärtig und wir wissen schon, wohin Er uns ruft. Heute wird unser Glaube an Christum vollendet: halte uns also nicht auf, sondern sende uns bald zur Anschauung des Gekreuzigten.“ — „Wohlan! ihr sollt sterben, wie ihr es verlangt!“ — „Und glaube nicht, daß wir aus Furcht vor langen Qualen dich anflehen, uns nicht aufzuhalten; nein! wir wünschen nur, daß unsere Sehnsucht bald gestillt werde.“ — „Ich bin ganz rein und unschuldig an eurem Blut,“ sprach der Statthalter, „denn nicht mir seid ihr ungehorsam, sondern den Imperatoren; und nicht ich verdamme euch, sondern der Befehl der Imperatoren. Wisset ihr aber vorher, daß es euch nach diesem Leben gut gehen werde, so wünsche ich euch Glück dazu.“ Und er sprach ihr Todesurtheil. Da antworteten Beide aus einem Munde: „Der Friede sei mit dir, du gütiger Statthalter.“

Freudig gingen sie den Gang des letzten Leidens und priesen Gott; und freudig begleitete Daria ihren Gatten und ihr Bruder Papianus trug ihr ganz junges Kindlein, das kaum einige Monate alt war, und wünschte seinem Schwager Glück zur Marterkrone. Dem Marcian aber folgten seine heidnischen Verwandten, seine Frau und sein kleiner Sohn, alle in zerrissenen Kleidern, weinend, klagend, trostlos vor Schmerz, denn das Licht des Glaubens erleuchtet ihnen nicht den Weg, den er ging zu Christus: „O Marcian!“ wehklagte die unglückliche Frau, die nur den Tod sah, aber nicht das Leben, das hinter demselben lag: „sieh, jetzt geschieht das, was ich im Kerker mit Thränen dir vorhersagte: du bringst Herzeleid über mich Aermste. O habe doch Erbarmen mit mir! O blicke doch deinen süßen Sohn an! Verstoße uns nicht, antworte mir, sieh mich an! Warum läßt du dich gleich einem Lamm zur Schlachtbank führen?“ Da wendete sich Marcian

zu seinem Weibe und sprach mit strengem Blick und ernster Stimme: „Wie fest hält Satan Herz und Sinn dir verblendet! Trenne dich von uns und gestatte mir, daß ich Gott mein Opfer bringe.“ Zoticus, ein Glaubensbruder, stand neben ihm und sprach, Marcian's Hand ergreifend; „Du kannst wohlgemuth sein, denn du hast einen guten Kampf gekämpft, Bruder. Woher nehmen aber wir Schwachen einen solchen Glauben? Du und Nicander, ihr seid vollkommene Christen und wahrlich selig. Mögen alle Verheißungen, die der Herr huldreich gegeben hat, sich an euch erfüllen.“ Marcian's Gattin aber drängte den Zoticus zurück, umfaßte weinend ihren Mann und hielt ihn so fest, daß er nicht von der Stelle konnte. Da sprach Marcian zu Zoticus: „Halte mein Weib!“ Und Beide lösten nun ihre Hände und Marcian wurde frei und konnte ungehemmt seinen Weg mit Nicander fortsetzen. Die Menge aber wogte ihnen nach bis zur Leidensstätte, der letzten Stufe vor dem Himmelsthore. Als Marcian dort stand, fühlte er sich geborgen und fest, schaute um sich, winkte aus der Menschenmasse den Zoticus herbei und bat ihn, sein Weib zu ihm zu führen. Da sie nun kam, vergehend in Thränen und Schmerzen, fast ohnmächtig von einer Trübsal, die sie nicht mit Gott theilte, umarmte er sie zärtlich, küßte sie und sprach zu ihr: „Kehre zurück im Herrn! Du bist zu schwach, um zu sehen, wie ich die Marter vollbringe, denn dein innerster Sinn ist vom Feind eingenommen. Deshalb gehe heim.“ Und auch seinen kleinen Sohn küßte er herzinniglich, blickte zum Himmel auf und sprach: „Herr, allmächtiger Gott, trage du Sorge für ihn.“ Und nochmals schloß er Weib und Kind in die Arme, bat dann, daß man sie nach Hause führe und bewies durch seine liebevolle Zärtlichkeit, daß er nicht aus Härte des Herzens auf dem Wege zum Richtplatz streng zu der Gattin gesprochen habe, sondern nur, weil sie sich drängen wollte zwischen ihn und Gott. Plötzlich sah er in der Volksmenge Daria, die zu Nicander zu gelangen suchte. Marcian, der ein gar großer stattlicher Mann war, ging ihr entgegen, bot ihr die Hand, schaffte

ihr Platz und führte sie ihrem Manne zu. Freudig sagte Nicander zu ihr: „Gott sei mit dir!“ Und ebenso froh erwiederte Daria: „Sei getrost, mein Herr, und kämpfe deinen Kampf zu Ende. Sieh, zehn Jahre habe ich im Vaterland gelebt ohne dich und in jedem Augenblick habe ich Gott gebeten, dich wiederzusehen. Nun habe ich dich eine Zeit lang wiedergesehen; und nun wünsche ich dir Glück, daß du aus diesem Leben scheidest und mir selbst, daß ich die Gattin eines Martyrers bin. Sei getrost, mein lieber Herr, und bringe die Marter Gott zum Opfer! und hilf mir, daß auch ich vom ewigen Tode befreit werde.“ Da blitzte das Schwert über dem Haupte der Krieger Christi und sie sanken in ihrem Blut dahin. Und abermals blitzte es über dem Haupte des heldenhaften Weibes, und Daria wurde mit ihrem Gatten, den sie so himmlisch liebte, im Himmel vereint.

So ist die Liebe der christlichen und so der heidnischen Frau beschaffen.

Der heilige Philippus,

Bischof von Heraklea.

Als dieser fromme und eifrige Priester einstimmig zum Bischof gewählt wurde, wunderten sich Viele, warum das nicht schon früher geschehen sei: so würdig hielt man ihn dieser Ehre. Schon als Diakon und Priester liebte er über Alles die göttlichen Gebote und lebte nach ihnen. Zu noch höherer Vollkommenheit strebte er als Bischof und leitete sein Volk mit der Liebe und Treue eines guten Hirten. „Haltet die göttlichen Gebote;“ das war die Ermahnung, die Belehrung, welche er am liebsten gab. Zwei seiner Schüler, den Priester Severus und den Diakon Hermes, bildete er seinem Geist und seiner Tugend am ähnlichsten.

Da scheuchte Diocletians Verfolgung alle Christen auf und seine Freunde und Schüler riethen ihm zu fliehen. Aber der heilige Greis entgegnete ruhig, er werde seinen Bischofs-

ſitz zu Heraklea nicht freiwillig verlaſſen, denn es ſei beſſer Drangſale zu erwarten, als ſie zu fliehen. Die Glaubensbrüder ermahnte er inniger denn je, die göttlichen Gebote zu erfüllen und vor keinem Leiden zurückzuſchrecken. „Glaubet mir,“ ſprach er, „dieſe Zeiten ſind uns vorhergeſagt und unſerem Widerſacher iſt die Gewalt gegeben, durch Drohungen, Martern und Qualen die Diener Chriſti nicht zu verderben, ſondern zu verſuchen. Chriſtus gibt ſeinen Streitern zuerſt Geduld, um auszuharren, und dann den Lohn der Beharrlichkeit.“ Die heilige Zuverſicht des Hirten erfüllte die Heerde mit Vertrauen und Muth. Während ſie noch Alle beiſammen waren, erſchien Ariſtemach, der Befehlshaber der Stadtwache, und verkündigte ihnen, der Präſes Baſſus ſchicke ihn, um die Kirchen der Chriſten zu verſiegeln. „O thörichter Menſch, der nicht weiß, daß Gott auch in den Herzen wohnt!“ ſprach lächelnd Philippus, und der nicht kennt die Worte des Iſaias: „Der Himmel iſt mein Sitz und die Erde der Schemel meiner Füße.“ Ariſtemach verſiegelte die Thüren der Kirche und alle Gläubigen verfielen darüber in Angſt und Betrübniß. Um ſie zu ermuthigen beſchloß Philippus am nächſten Tage die Verſammlung, welche ſie täglich hielten und in welcher er ſie im Glauben zu belehren und zu kräftigen pflegte, vor der Thüre des Gotteshauſes zu halten. Das geſchah und einige Tage vergingen in Ruhe. Nachdem aber Baſſus davon unterrichtet worden war und ſeinen Gang zum Gerichtshof an ihnen vorüber genommen hatte, beſtieg er ſeinen Richterſtuhl und ließ eine Menge Chriſten, beſonders den Biſchof, gefangen nehmen und vorführen. „Wer von euch iſt der Lehrer der Chriſten?“ fragte Baſſus. — „Ich bin der, den du ſucheſt,“ antwortete Philippus. — „Wohlan!“ ſagte Baſſus, „ihr kennt das Geſetz des Kaiſers, welches alle Zuſammenkünfte der Chriſten unterſagt und zugleich ihnen gebietet, ihr Opfergeräth und die Schriften, nach denen ſie lehren und die ſie leſen, auszuliefern. Gehorchet alſo gleich, damit ihr es nicht erſt nach der Folter thut.“ Philippus erwiederte: „Nimm die Gefäße, wo du ſie findeſt. Wir ent-

behren sie leicht, denn wir werden ja überall von euch beraubt, und gewiß hat Christus der Herr größeres Wohlgefallen an dem Schmuck unserer Herzen, als an dem unserer Kirchen. Was aber die Schriften betrifft, so geziemt es weder dir, sie zu empfangen, noch mir, sie dir zu geben." Da ließ Bassus den heiligen Bischof von den Henkersknechten grausam geißeln; Hermes, der Diakon, rief aber empört aus: „Und wenn du auch all' unsere Schriften besäßest und spurlos vertilgtest, du grausamer Richter, so würden unsere Nachkommen doch das Andenken der Väter ehren, doch für das Heil der Seelen sorgen, noch mehr Bücher schreiben und noch eifriger die Gottesverehrung lehren, die unserem Christus zu zollen ist." Da befahl Bassus, auch den Hermes zu geißeln, die Kirchengefäße wegzunehmen und die heiligen Schriften aufzusuchen. Ein Beisitzer des Gerichtes, Namens Publius, ein habgieriger roher Mensch, eilte, die heiligen Geräthe zu holen und Hermes, der inzwischen seine Strafe überstanden hatte, folgte ihm und bemerkte, wie Publius einige kleine kostbare Gefäße zu entwenden und still zu verbergen suchte. Dies warf Hermes ihm vor und Publius schlug ihn dafür so heftig in's Gesicht, daß das Blut herabfloß. Bassus erfuhr es, befahl, den Hermes zu heilen und zürnte dem Publius; die Christen zu berauben war dem Bassus erlaubt, daß aber Publius ihn beraube, mißfiel ihm. Nachdem die Gotteshäuser ausgeplündert waren, ließ er von der Hauptkirche das Dach abtragen, um sie einer sicheren Zerstörung preiszugeben. Die Leute, welche diesen Befehl erfüllen sollten, hatten keine Lust zu dem Werk; da wurden sie denn mit Schlägen dazu angetrieben; Philippus und die Seinen aber auf das Forum geführt, wo ein ungeheuerer Scheiterhaufen loderte und das ganze heidnische Volk von Heraklea erwartungsvoll versammelt war. Endlich erschien auch Bassus. Soldaten trugen ihm nach, was sie von heiligen Schriften gefunden hatten und warfen sie auf seinen Wink mitten in's Feuer. Da schlugen die Flammen mit solcher Gewalt gen Himmel, daß die Umstehenden flohen; Philippus, von den Seinen umringt, blieb aber ruhig sitzen und

ſprach die Worte des Apoſtel Paulus (Röm. 1, 18.): „Es offenbart ſich der Zorn Gottes vom Himmel über alle Gottloſigkeit der Menſchen, welche die Wahrheit Gottes durch Ungerechtigkeit aufhalten.“ Daran knüpfte er eine warnende Ermahnung und ſagte zum Schluß: „Durch Feuer wird der Gerechte geprüft und der Ungerechte beſtraft: darum iſt es den Guten keine verzehrende Flamme, ſondern ein ſtrahlendes Licht.“

Während der Zeit verrichtete der Prieſter Cataphronius mit anderen unglücklichen Abgefallenen den unheiligen Dienſt und brachte Speiſen zu Ehren der Götter dar, und Baſſus ſprach endlich zu Philippus: „Jetzt bringe du dein Opfer.“ — „Wie kann ich das, da ich ein Chriſt bin?“ entgegnete der Greis. — „Sind wir denn nicht unſeren Kaiſern Opfer ſchuldig?“ — „Gehorſam ſind wir ihnen ſchuldig; nicht Anbetung. So habe ich es von meinen Vorfahren gelernt.“ Der milden Ruhe des heiligen Biſchofs konnte Baſſus im Stillen ſeine Bewunderung nicht verſagen. Er wendete ſich an den Diakon und fragte ihn: „Wirſt denn du opfern?“ — „Nein,“ ſagte Hermes, „denn ich bin ein Chriſt.“ — „Was iſt dein Stand?“ — „Ich bin ein Diener der Kirche, der in Allem ſeinem Meiſter folgt.“ — „Wenn alſo Philippus opfert, ſo folgſt du ihm?“ — „Darin würde ich ihm nicht folgen! Aber wir haben einen Sinn und eine Kraft, er opfert nicht!“ — „Opfere wenigſtens unſerem Kaiſer und ſprich: „O Herr, du ſollſt leben!“ — „Wir eilen zum Leben!“ rief Hermes freudig.

Einige unter den Heiden wurden im Herzen bewegt durch das freie und frohe Bekenntniß dieſer Diener Gottes; Andere entflammte nur noch mehr die Wuth. Heftiger als alle Uebrigen geberdeten ſich die Juden und ſchrieen am lauteſten, man müſſe die ganze Rotte zum Opfer zwingen. Baſſus ließ den Biſchof und ſeinen Diakon in's Gefängniß führen. Auf dem Wege dahin ſtießen einige rohe Menſchen mit frecher Hand den gottſeligen Greis zu Boden; aber lächelnd und mit liebreichem Blick auf ſeine Peiniger ſtand er immer wieder

auf, und dies rührte abermals manches Herz. Die Bekenner ſangen einen Pſalm, der ſie wunderbar ſtärkte und begaben ſich in den Kerker. Baſſus war kein böſer Mann und gab vernünftigen Gründen Gehör, vielleicht hauptſächlich deshalb, weil ſeine Gemahlin ſeit einiger Zeit zur Erkenntniß des wahren Glaubens gekommen war. So wurde es den Chriſten nicht ſchwer zu bewirken, daß Philippus in ein Privathaus zu einem gewiſſen Pancratius gebracht wurde, wo man ihn freilich bewachte, jedoch die Glaubensbrüder zu ihm ließ. Dieſe kamen ſo zahlreich und wurden ſo gekräftigt durch den Zuſpruch ihres heiligen Biſchofs, daß Baſſus mit Schrecken wahrnahm, wie ſelten und immer ſeltener der Abfall wurde. Da mußte Philippus wieder in den Kerker zurück und unter eine ſtrengere Bewachung. Es war aber eine Fügung Gottes, daß dieſer Kerker durch unterirdiſche Gänge Zuſammenhang mit dem Theater und einen Ausgang in deſſen Gewölbe hatte. Abends, wenn das Schauſpiel vorüber war, ſchlichen ſich die Chriſten hinein, Philippus kam ſeinerſeits durch den geheimen Gang; und ſo ſaßen ſie bisweilen die ganze Nacht, er lehrend und ſie lauſchend auf jedes Wort. Dämmerte der Morgen, ſo zogen ſich Alle zurück und die Brüder küßten mit tiefer Ehrfurcht die Fußſtapfen des ſeligen Greiſes, den Gott der Herr mit ſo großen Gnaden überſchüttete.

Mittlerweile ging das Jahr des Baſſus zu Ende. Sein Nachfolger, der neue Präſes, hieß Juſtinus und war ein Mann von verkehrtem Sinn und böſem Gemüth. Er ließ ſogleich den Biſchof vor Gericht führen und als er ihn ſtandhaft im Glauben fand, mit gebundenen Füßen durch die Stadt ſchleifen. Aus unzähligen Wunden blutend und mit zerſchmetterten Gliedern wurde der ſelige Greis auf den Armen der Brüder lebend in den Kerker zurückgetragen. Bisher war alle Mühe umſonſt geweſen, Severus, den Prieſter, ausfindig zu machen. Als er in ſeinem Schlupfwinkel erfuhr, daß ſein geliebter Meiſter der Marterkrone ganz nahe ſei, gab der heilige Geiſt ihm in den Sinn, daß jetzt die Reihe an ihm ſei, nach der Palme zu ringen, und er trat in die

Mitte der Soldaten, die ihn ſuchten und ihn jetzt triumphirend dem Juſtinus vorführten. Dieſer hatte ſo eben den Diakon Hermes verhört und unerſchütterlich gefunden. Mit Severus ging es nicht anders. „Ich muß in Ewigkeit halten, was ich in der Kindheit von meinem Meiſter anzubeten gelernt habe,“ ſprach er. Alle Drei wurden nun in einen ſcheußlichen Kerker voll Unflat und ohne Licht und Luft geworfen, in dem ſie volle ſieben Monate ſchmachteten. Dann fiel es dem Juſtinus ein, den heiligen Philippus von ſeinem Biſchoffitz Heraklea, der Hauptſtadt Thraciens, zu verbannen und ihn nach Adrianopel zu ſchicken, wohin er ihm folgen und dort das letzte Verhör mit ihm anſtellen wollte. Die Chriſten in Heraklea waren außer ſich vor Schmerz, der Lehren und des Anblicks ihres heiligen Biſchofs beraubt zu werden. Wie verlaſſene Kinder ihrem Vater, jammerten und weinten ſie ihm nach. Er wurde zu Adrianopel in dem Hauſe eines gewiſſen Semporus gefangen gehalten, bis Juſtinus kam und ſich zu Gericht ſetzte. Den heiligen Biſchof ſuchte er zum Abfall zu bewegen, indem er deſſen zartgebauten, von früheren Wunden fürchterlich zerfurchten Körper dermaßen geißeln ließ, daß Rippen und Eingeweide blos lagen. Hermes aber, der in früheren Zeiten ſelbſt eine obrigkeitliche Stelle bekleidet hatte und ſehr beliebt war, auch bei dem Gefolge des Juſtinus, ſollte durch Schmeichelreden gewonnen werden. Beides war vergeblich. Die Helden Chriſti zogen ſich in ihren Kerker, wie in einen ruhigen Hafen zurück, aus welchem ſie bald an der lieblichen und heiteren Küſte der Ewigkeit zu landen hofften; denn ihr Urtheil war geſprochen: der Tod auf dem Scheiterhaufen. Während ſie ſich freuten, grämte ſich Severus, nicht um ſie, ſondern ſeinetwegen. Der Richter ſchien ihn vergeſſen zu haben! Er warf ſich auf die Knie und betete mit unausſprechlicher Sehnſucht und Inbrunſt: „Vater unſeres Herrn und Erlöſers Jeſus Chriſtus, der Du uns das Zeichen Chriſti und des Kreuzes gabſt und uns aus den Finſterniſſen zum ewigen Lichte führeſt! O halte mich nicht für unwürdig jener Leidenskrone, welche meine Genoſſen er-

halten. Gib mir Theil daran, auf daß ich die Verherrlichung wie den Kerker mit ihnen theile. Lasse mich mit Denen eingehen in die Ruhe, mit welchen ich furchtlos Deinen heiligen Namen bekannte." Solch Vertrauen und solch Verlangen wurden nicht getäuscht! Der folgende Tag brachte ihm dasselbe Todesurtheil: er durfte sterben mit seinen Brüdern. Er war wonnevoll.

Philippus, der gottselige Greis, mußte von den Seinen zum Richtplatz getragen werden, so wund und entkräftet war sein schwacher Leib. Langsam und mühsam folgte ihm Hermes, der vor Schmerz in den wunden Füßen kaum gehen konnte. Unterwegs sprach er froh zu Philippus: „Geliebter Meister, wir eilen zum Herrn! Was kümmern uns die Wunden unserer Füße! Wie bald, und wir brauchen sie nicht mehr! Aller irdische Dienst hört auf im Himmelreich." Auf der Richtstätte wurden sie in Gruben gestellt, die ihnen bis an's Knie reichten und die dann mit Erde zugeschüttet wurden. Die Hände band man ihnen auf den Rücken und nagelte die Bande an einen Pfahl; dann thürmte man Holz und Reisig um sie auf und steckte es in Brand. Während dies Alles geschah, rief Hermes einen Glaubensbruder, Namens Vologäus, heran und gab ihm den Auftrag, seinem Sohne, der in Heraklea geblieben war, recht einzuschärfen, daß er das viele und verschiedenartige Gut, welches ihm, dem Hermes, zur Aufbewahrung während der Verfolgung anvertraut sei, pünktlich einem Jeden zurückgeben möge. Dann versenkte er sich in die Flammen und alle Drei dankten Gott, so lange sie reden konnten. Endlich hörte man nur noch ein sanftes Amen, und die seligen Martyrer hatten ihr Bekenntniß erfüllt und die himmlische Heimath, gereinigt von irdischem Makel, erreicht. Auf Befehl des Justinus wurden freilich die Leichname in den reißenden Fluß Hebrus geworfen; aber in stiller Nacht bestiegen die Glaubensbrüder Nachen, warfen Netze aus und waren so glücklich, die theueren Ueberreste unversehrt herauszuziehen und ihnen eine Ruhestatt geben zu können.

Die heilige Julia.

Daß die Christen für rechtlos erklärt worden waren, wußten manche Ungläubige trefflich zu benutzen; unter anderen auch ein reicher und angesehener Mann, der zu Cäsarea in Cappadocien lebte. Neben seiner Besitzung lag die der christlichen Wittwe Julia, einer Frau von großem Vermögen und großer Tugend. Sie lebte äußerst einfach, ja arm; doch nicht um Schätze für die Erde, sondern für den Himmel zu sammeln; denn Alles, was sie hatte, spendete sie liebevoll den Armen. Ihr geldgieriger Nachbar sah das längst mit scheelem Auge an. Die Verfolgung gab seiner Habsucht die gehörige Frechheit und er fing an, sich Julia's Ländereien anzueignen. Die Zeiten waren von der Art, daß Christen gewöhnt waren, sich viel Unbill gefallen zu lassen. Das that auch Julia; sie schränkte ihren eigenen Bedarf mehr und mehr auf das Nothwendigste ein, um nur für ihre lieben Armen sorgen zu können. Ihr geduldiges Schweigen machte ihren Nachbar nur um so dreister, und eines Tages trieb er die Unverschämtheit so weit, Julia's Viehheerde von ihrer Wiese auf die seine führen und ihr erklären zu lassen, dieselbe gehöre nunmehr ihm. Julia sah ein, daß er sie aus ihrem eigenen Hause verdrängen würde, wenn sie ihn schalten ließe, und verklagte ihn bei dem Richter. Der Verklagte eilte aber sogleich, den Richter und einige falsche Zeugen durch Bestechung zu gewinnen und wartete ruhig den Ausgang ab. An einem bestimmten Tage sollte die Sache entschieden werden; Richter und Advokaten waren beisammen; da rief der Herold Julia's Namen und sie trat mit großer Würde vor die Schranken. Kaum hatte sie angefangen, das Recht ihres Besitzes zu beweisen und in Anspruch zu nehmen, so stand der Angeklagte auf, trat ebenfalls vor die Schranken und erklärte: ein römischer Bürger könne unmöglich irgend eine Sache mit Jemand verhandeln, der die Götter der Imperatoren noch nicht angebetet

habe; Julia ſolle ihren Glauben abſchwören, dann könne man ſich verſtändigen Der Richter fand dieſen Vorſchlag in der Ordnung und dem Recht gemäß, ließ Weihrauch und glühende Kohlen bringen und erklärte den ſtreitenden Parteien höchſt gelaſſen, ſie könnten ihr Recht erlangen und der Wohlthaten der Geſetze genießen; nur dürfe ſich Niemand zum chriſtlichen Glauben bekennen. Wer bei demſelben beharre, werde vom Gericht abgewieſen und habe keinen Anſpruch weder auf die Geſetze, noch auf die übrigen Rechte des Staates, weil er als Chriſt, zufolge dem neuen Geſetz der Imperatoren, ehrlos ſei. „So fahre das Gut und das Leben dahin," gab die herrliche Julia unerſchrocken dem Richter zur Antwort. „Viel lieber ſterben, als meine Lippen mit einem Wort gegen meinen Gott beflecken!" Der Richter ergrimmte über Julia's Ruhe und überhäufte ſie mit Droh- und Schmähworten, während ſie laut frohlockte, daß Gott ihr den vergänglichen Reichthum entziehe, um ihr unvergängliche Güter zu ſichern; ihr die Erde nehme, um ſie in's Paradies zu führen; ſie vor der Welt für ehrlos gelten laſſe, um ihr die Krone der Glorie zu reichen; ſie in Schmach und Qual ſterben laſſe, um ſie triumphirend in den jubelnden Chören der Heiligen aufzunehmen. Alle Fragen und Aufforderungen, die man noch an ſie richtete, beantwortete ſie mit der einfachen Betheuerung: „Ich bin eine Magd Chriſti," und mit ſeliger Freude in Blick und Haltung und Wort vernahm ſie das ungerechte Urtheil, das ſie zum Feuertode verdammte. „Ertragt alle Drangſal für den Glauben," ſprach ſie zu den Weibern, welche ſie dicht umdrängten. „Klagt nie! beruft euch nie auf die Schwäche der weiblichen Natur, um zu weinen und zu jammern! Das Weib iſt, wie der Mann, nach dem Bilde Gottes erſchaffen; iſt, wie der Mann, fähig der Tugend. Darum ſind wir, gerade ſo wie die Männer, dem Herrn Feſtigkeit des Glaubens und Geduld und Standhaftigkeit in der Trübſal ſchuldig." Und gleich einer freudeſtrahlenden Braut beſtieg ſie den Scheiterhaufen, deſſen Flammen ihren heiligen Leib nicht zerſtörten, ſondern nur ihre

Seele befreiten, welche zur Ruhe eilte in das himmliſche Land.

Die heiligen Firmus und Ruſticus.

Einen Gott mehr hätte ſich der Polytheismus ſchon gefallen laſſen. Er, der alle erdenkbaren Zuſtände, Eigenſchaften, Verhältniſſe, Dinge in den Schutz ſelbſterfundener Gottheiten ſtellte, würde nichts dawider gehabt haben, die Zahl der Tempel und Altäre durch die eines gekreuzigten Gottes vermehrt zu ſehen. Aber daß dieſer Gekreuzigte den wunderbaren Anſpruch machte, der alleinige Gott zu ſein, und daß die Chriſten ſtets ihren Glauben an den Einen Gott ganz beſonders hervorhoben: dies regte den höchſten Zorn und Groll des Heidenthums auf.

Mitten in den geſegneten, ſtädtereichen Fluren der Lombardei liegt das herrliche und anmuthige Mailand, damals Reſidenz eines der vier Imperatoren des Römerreiches. Der rohe, grauſame Maximian Herculeus hatte dort ſeinen Sitz aufgeſchlagen und die Chriſten hatten unſäglich viel von ihm zu leiden, beſonders die Reichen; denn er war äußerſt geldgierig. In der Stadt Bergamo lebte ein ſehr geachteter Mann von adligem Geſchlecht, von außerordentlich großem Vermögen und der dem Kaiſer ſehr wohl bekannt war. Er hieß Firmus. Mit Gebet und Liebeswerken verbrachte er ſeine Tage. Er war überaus ſtreng gegen ſich ſelbſt, faſtete beinahe täglich, lag während der halben Nacht dem Gebet ob und hatte ſeine Reichthümer, wie es ſchien, nur für die Armen, denen er tägliche Spenden zukommen ließ, und für die Verfolgten, die er auf ſeinen Landgütern beherbergte und verſteckte. Von dieſem edlen Mann ſprachen die Angeber zum Kaiſer Maximian Herculeus: „Mildeſter Imperator, Firmus iſt ein Chriſt geworden; er läſtert unſere Götter und nennt ſie Dämonen.“ Sogleich ſendete der Kaiſer eine Rotte Kriegs-

leute nach Bergamo, um den Firmus gefangen zu nehmen. Er war aber nicht in der Stadt, sondern in seinem nahen Landhause. Da saß er gegen Abend im Garten, hatte alle die Seinigen um sich versammelt und las ihnen vor aus dem heiligen Evangelium des Matthäus 19, 29., wo es heißt: „Und wer immer sein Haus, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Kinder, oder Weib, oder Aecker um meines Namens willen verläßt, der wird Hundertfältiges dafür erhalten und das ewige Leben besitzen." Gerade bei dieser trostvollen Verheißung traten die Kriegsleute in den Garten, fielen mit tausend Schmähworten über ihn her, fesselten ihn hart und führten ihn nach Bergamo. Unterwegs begegnete ihnen Rusticus, ein ebenfalls sehr frommer Christ und angesehener reicher Mann, aus der Verwandtschaft des Firmus, der sich eben nach dessen Landhaus begeben wollte. Als Rusticus den Firmus mit Ketten um den Hals und um die Hände sah, brach er in Thränen aus und rief: „O ich möchte mit dir sterben!" und er ging neben dem Gefangenen nach Bergamo zurück. „Betreibst du auch die Zauberkünste dieser Gottlosen?" fragten ihn die Soldaten; „und warum weinest du?"— „Zaubereien, wie ihr saget, betreibe ich nicht," antwortete Rusticus; „aber ich bin ein Christ und wünschte gefesselt zu werden und zu leiden für Den, der für uns gelitten hat." — „Wer hat denn für uns gelitten?" — „Unser Herr Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, dem wir dienen." — „Nun wir wollen sehen, ob euer Christus euch aus den Händen des Imperators befreien wird!" Beide Bekenner wurden jetzt an einander gefesselt und mit Lasten beschwert. Da sagte Firmus freudig: „Bekräftige, o Gott, was Du in uns wirkest;" und Rusticus: „Führe uns, Herr, auf Deinem Wege, auf daß wir in der Wahrheit wandeln;" und Psalmen singend wandelten sie fröhlich dahin, kamen zur Nacht nach Bergamo und am anderen Tage nach Mailand. Dort ward dem Kaiser sogleich die Anzeige gemacht, daß statt eines Gefangenen zwei angekommen wären. Er ließ sie zum Richter Anolinus in Gewahrsam bringen und für sich

ſelbſt zum nächſten Morgen in der großen Rennbahn einen Richterſtuhl ſetzen, um in eigener Perſon die Schuldigen in Verhör zu nehmen.

Als nun das Volk von Mailand im großen Circus beiſammen war, erſchien Kaiſer Maximian Herculeus in aller Pracht, nahm den erhöhten Sitz ein, ließ die Gefangenen vor ſein Angeſicht treten und fragte ſie: „Wie viel Götter habt ihr?“ — „Wir haben nicht viele Götter,“ lautete die Antwort, „denn es iſt nur Ein wahrer Gott, der Himmel und Erde, und Meer und Alles, was darin iſt, erſchaffen hat; Ihm allein dienen wir Chriſten.“ — „Ihr werdet euch aber zu mir bekehren,“ erwiederte der Imperator, „und dem Gott Saturnus und dem Gott Apollo opfern, um befreit zu ſein von Martern und um ein adliges Leben zu führen, wie eure edlen Verwandten. Denn das ſchwöre ich euch bei den Göttern, bei meinem Heil und bei dem römiſchen Reich: ich werde euch allen Menſchen zum warnenden Beiſpiel aufſtellen, wenn ihr nicht opfern wollt.“ — „Thue, was du beſchloſſen haſt, o Kaiſer! wir beten nimmer die Götzenbilder an. Wir zittern auch nicht vor deinen Drohungen, denn ſie ſind irdiſch und vergänglich wie dein Reich. Aber wir fürchten unſeren Herrn und Heiland Jeſus Chriſtus, der im Himmel iſt. Ihn beten wir an. Ihm wollen wir zum Lobopfer uns darbringen.“ Höchſt entrüſtet über dieſe Antwort ließ der Imperator ſie entkleiden, ausſtrecken und mit dreifachen Stricken zweimal geißeln. Während dem ſprach er: „Opfert den Göttern, die der Imperator anbetet.“ Die Martyrer aber flehten in ihren Peinen: „Stehe uns bei, o Gott unſer Heiland! um der Ehre Deines Namens willen befreie uns, Herr, auf daß die Heiden nicht ſagen: Wo iſt ihr Gott!“ Nachdem ſie mit großem Gleichmuth die furchtbare Geißelung ertragen hatten, ſagte der Kaiſer: „Seht! was ihr von mir verlangen werdet, will ich euch geben und ihr ſollt die Erſten in meinem Reich ſein. Aber verlaßt euren Aberglauben und opfert den unſterblichen Göttern, wie das von Anbeginn geſchehen iſt.“ Die Martyrer erwiederten: „Wir verlangen keine Belohnungen.

Wir erbitten nur von unserem Herrn Jesus Christus Schutz und Stärke; und wüßtest du, o Imperator, wer Christus ist, so würdest du nicht so zu uns sprechen, sondern selbst an Ihn glauben. Denn die Götter, an welche du glaubst, sind Dämonen, und Alle, die ihnen opfern, werden mit ihnen in das ewige Feuer gehen." Mehr und mehr aufgebracht befahl der Kaiser, sie in den härtesten Kerker zu werfen und ihre Füße in den Folterstock zu sperren, so daß sie in qualvoller Stellung nur auf ihrem wund gegeißelten Rücken liegen konnten. Der Richter Anolinus schickte heimlich Boten zu ihnen und ließ ihnen sagen: „O ihr unsinnigen Menschen, gedenkt doch eurer Herkunft, eures Standes, und werft nicht im Eigensinn euer glückliches Leben fort. Denn ich sage euch bei den Göttern und bei dem Heil des Imperators: Qualen, denen ihr unterliegen müßt, werden euch treffen, wenn ihr nicht opfert." Die Martyrer erwiederten darauf den Boten: „Geht heim und sagt dem Anolinus, wir fürchteten eure kurzen irdischen Qualen nicht. Euch aber werden längere bereitet vom Herrn Jesus Christus am Tage des gerechten Gerichtes Gottes." Zornentbrannt bat Anolinus den Kaiser, daß die Martyrer ganz seiner Gewalt übergeben würden; er wolle sie gewiß dahin bringen, den unsterblichen Göttern zu opfern. Maximian ließ sie aus dem Kerker holen und fragte sie: „Wohlan! habt ihr euer Heil bedacht? Seid ihr gewillt, euer Leben zu retten?" — „Unser Heil und unser Leben ist Christus!" riefen die seligen Martyrer, „und von seinem Geist werden wir gestärkt." Da übergab der Kaiser sie dem Anolinus und sagte zu ihm: „Opfern sie meinen Göttern nicht, so tödte sie durch tausend Martern."

Anolinus war im Begriff, von Mailand in die Gegend von Venedig zu reisen. Da wollte er sie denn überall wie Verbrecher mitschleppen und behandeln, damit sie matt und müde würden und den Trotz fallen ließen. Firmus und Rusticus wurden zusammengefesselt und mußten zwei Tage, sie, die edlen angesehenen Männer! wie Troßbuben zu Fuß dem Anolinus folgen. Am dritten Tage übergab er sie seinen

Dienern mit dem Auftrage, sie an den Kriegsobersten Cangarius zu Verona auszuliefern, der ihnen weder Wasser noch Brod geben dürfe, bis er selbst, Anolinus, nach Verona komme. Der Befehl ward vollzogen; Cangarius setzte die beiden Martyrer in ein enges Kämmerlein seines Hauses, das ein Fenster in einen inneren Hof hatte, und reichte ihnen weder Speise noch Trank. Um Mitternacht wankte das Haus wie bei Erdbeben. Cangarius lief zum Fenster, welches dem der Gefangenen gegenüber lag, und hörte sie beten: „Wirke, o Herr, ein Zeichen zum Guten mit uns, auf daß Diejenigen, die uns hassen, sehend und zu Schanden werden.“ Und ein großes Licht strahlte aus dem Kämmerlein und ein reichbesetzter Tisch stand vor den Gefangenen. Cangarius aber sank vor Entsetzen und geblendet von dem Glanz wie todt zu Boden. Alle seine Leute liefen zusammen und wehklagten. Firmus trat mitten in das Getümmel hinein, rührte den Cangarius an und sprach: „Stehe auf und fürchte dich nicht.“ Nun erhob er sich und fragte sie, wie es denn eigentlich mit ihnen und ihrem Glauben stehe? Da erzählten sie ihm die Drangsale, welche die Christen für ihren Gott zu leiden hätten; und das ergriff den Cangarius so innig, daß er mit seinem ganzen Hause gläubig wurde.

Nach sechs Tagen zog der Richter Anolinus mit großem Pomp und Gefolge in Verona ein und ließ durch einen Herold das Volk auffordern, sich am anderen Tage bei dem peinlichen Verhör einzufinden, das er mit Firmus und Rusticus zu halten gedenke. Das Gerücht ihrer Gefangenschaft zu Verona hatte sich schon längst verbreitet, denn durch das Ansehen ihres berühmten Geschlechtes und durch ihre großen Reichthümer waren sie wohlbekannt in ganz Lombardien. Um so mehr freute sich das Heidenvolk auf das Schauspiel, welches Anolinus verhieß. Die Kunde erreichte auch den ehrwürdigen Greis Proculus, Bischof von Verona, der sich vor der Verfolgung in eine abgelegene Höhle des Monte Baldo zurückgezogen hatte, wo er Tag und Nacht dem Gebet oblag. Nun flehte er zum Herrn um die Gnade, mit diesen Bekennern zum

Marterthum ſich vereinigen zu dürfen, zeigte dann ſeinen Gefährten an, er ſei entſchloſſen, die Gefangenen zu beſuchen, und eilte mit jugendlicher Kraft nach Verona und in das Haus des Cangarius. Da begrüßte er freudig die heiligen Bekenner, küßte ſie und ſprach: „Willkommen, Brüder! kräftigt euch in unſerem Herrn Jeſus Chriſtus und nehmet mich zum Kampfgenoſſen an. Wir wollen einen Willen haben und einen Todeskampf beſtehen, um würdig zu werden, in die Herrlichkeit des Herrn einzugehen und ſeinen Namen zu preiſen.“ Sie antworteten: „Amen.“

Inzwiſchen kamen Abgeſandte des Anolinus in das Haus des Cangarius, um Firmus und Ruſticus zum Verhör zu holen, fanden daſelbſt auch den ehrwürdigen Proculus und ſprachen: „Was will dieſer Greis bei Männern, die verurtheilt werden ſollen?“ Der ſelige Greis erwiederte: „Nicht verurtheilt, ſondern gekrönt ſollen ſie werden von unſerem Herrn Jeſus Chriſtus, und wollte Gott, daß ich es verdiente, mit ihnen vereinigt zu werden, denn auch ich bin ein Chriſt.“ Und mit der Bitte, ihn zu feſſeln, reichte er ihnen ſeine Hände hin. Das geſchah, und ſie wurden nun in das Amphitheater vor Anolinus und eine große Volksmaſſe geführt. Als der Richter den unbekannten Greis Proculus ſah, fragte er: wer das ſei? und als man ihm Auskunft gegeben, ſprach er höhnend: „Seht ihr denn nicht, daß er vor Alter kindiſch geworden iſt und Unſinn geſprochen hat? jagt ihn von hinnen.“ Da löſten die Schergen die Feſſeln des ſeligen Biſchofs, ſchmähten ihn, ſchlugen ſein ehrwürdiges Antlitz und warfen ihn zur Stadt hinaus. Traurig kehrte der heilige Greis zu den Seinen in die Einſamkeit zurück und erzählte ihnen, was ſich zugetragen und daß Gott ſein Opfer nicht angenommen habe. Während dem ſprach Anolinus zu Firmus und Ruſticus: „Opfert nun den unſterblichen Göttern, dem Jupiter, Saturn, Apollo, der Juno und Allen, die wir verehren und vor welchen der Imperator das Haupt neigt.“ Die Martyrer aber ſprachen: „O nein! nicht den Dämonen opfern wir, denn es ſteht geſchrieben: Aehnlich ſollen ihnen Alle werden, die ſolches thun und die auf

ſie vertrauen.“ Da wurden ſie entkleidet und auf glühenden Glasſcherben hin und her gewälzt, die ihr Fleiſch zugleich zerſchneiden und verbrennen ſollten, und die wie feurige Kohlen glühten. Während der Marter ſenkte ſich ein Wölkchen von friſchem Thau auf ſie herab und unverwundet ſtanden die beiden Diener Gottes auf, hoben die Hände zum Himmel empor und beteten: „Wir ſagen Dir Dank, o Herr, daß Du Deinen heiligen Engel uns geſendet, uns mit dem Oel Deiner Barmherzigkeit geſalbt und uns den Peinen entriſſen haſt, welche Diener des Teufels an uns übten.“ Alles Volk war von Staunen ergriffen, ein Theil rief: „Wahrlich, groß iſt der Gott der Chriſten!“ ein anderer Theil rief: „Hinweg mit den Miſſethätern, den Zauberern, damit ſie nicht unſere Kinder wider die Götter verführen!“ — „Wir wollen ſehen, ob eure Zauberkünſte von Neuem ſiegen werden,“ ſprach Anolinus, ließ ein gewaltiges Feuer anzünden und die Martyrer mitten in die Flamme werfen. Sie bezeichneten ſich mit dem heiligen Kreuz Chriſti, die Flamme theilte ſich nach allen vier Winden, ergriff und verbrannte die, welche das Feuer ſchürten, verſengte aber kein Haar auf dem Haupte der Heiligen Gottes. Sie beteten: „Geprieſen ſei der Herr, der Gott Israels, der ſein Volk heimſuchte und erlöſete.“ Das Volk aber ſchrie zu Anolinus: „Weshalb haſt du dieſe Zauberer zu uns geführt? Nimm ſie hinweg, denn es drohet Verderben unſerer Stadt Verona!“ — Da befahl Anolinus, ſie außerhalb der Stadt mit knotigen Stöcken halbtodt zu ſchlagen und dann am Ufer der Etſch zu enthaupten, was auch geſchah. Und dann befahl er weiter, alle Acten der Chriſten ihm zu überbringen und vor ſeinen Augen ſie zu verbrennen; denn er ſagte: „Wer dieſe Acten lieſet, geräth in Irrthum und verehrt die Grabſtätten dieſer Thoren mehr, als die Tempel der ewigen Götter.“ Mit ſolcher Sorgfalt ſuchten die heidniſchen Obrigkeiten die Acten der Martyrer zu vertilgen, welche die Gläubigen mit ebenſo großer Sorgfalt aufzubewahren ſich bemühten, da beide Theile wohl wußten, wie kräftigend und hinreißend ſolche Beiſpiele wirken.

Der heilige Bonifacius.

Die Geschichte der Kirche ist immer die Geschichte der Erbarmungen Gottes und des Elendes des Menschen; und je dunkler dieses, um so heller jene.

Im Abendland ruhte die Verfolgung, im Morgenland nicht. Zu Tarsus, der Hauptstadt von Cilicien, wüthete Simplicius als ein ächter Stellvertreter der Kaiser Maximin Daja und Galerius. Rom war ruhig bei seinen Festen und Spielen. Es umschloß außerordentlich viel Christen und unter diesen auch gar Manche, die wohl äußerliche Werke der Liebe thaten, aber nicht die Kraft hatten, ein wahrhaft gottgefälliges Leben zu führen. Zu diesen gehörte Aglaë, die Tochter des Proconsuls Acacius, eine sehr schöne und sehr reiche Frau aus einem alten Senatorengeschlecht. Sie hatte früher als Ungläubige dreimal öffentliche Spiele auf ihre Kosten dem römischen Volk gegeben und ihre Besitzungen waren so ungeheuer groß, daß sie für deren Verwaltung drei und siebenzig Intendanten hielt und über diesen Allen den Bonifacius, der ihr ganzes Vermögen zu verwalten hatte. Er war ein junger Mann von manchen guten Eigenschaften, sehr mildthätig, gastfrei und freigebig. Begegnete er fremden Reisenden, so führte er sie in sein Haus, verpflegte sie und erwies ihnen tausend Dienste; und in späten Stunden ging er zu den Armen, suchte die Dürftigen auf und gab ihnen reichlich, was sie bedurften. Uebrigens aber war sein Leben ebenso wenig gottgefällig als das der Aglaë. So vergingen Jahre. Doch wenn sie auch Beide Gott vergaßen, Er vergaß ihrer nicht! Er klopfte an Aglaës Herz an und schickte ihr Gewissensunruhe. Da ließ sie eines Tages Bonifacius rufen und sprach zu ihm: „Wir leben in Sünden, Bonifaz, und denken nicht daran, daß wir dereinst vor Gott treten und ihm Rechenschaft ablegen müssen von allem Bösen, was wir verübt haben. Das ängstigt mich! Nun habe ich aber etwas Tröstliches gehört, nämlich: die Heiligen, welche für das Bekenntniß des

Namens Jesu Christi Marter und Tod gelitten und die Siegeskrone erlangt haben, würden an jenem schrecklichen Tage des Gerichtes unsere milden Fürsprecher, wenn wir sie recht ehrfurchtsvoll darum anflehten. Jetzt müssen ja die Diener Christi im Orient gegen den Satan kämpfen und ihre Leiber den Henkern dargeben, um Christus nicht zu verläugnen; also nimm, was du brauchst, Bonifaz, reise nach jenen Gegenden und bringe uns Reliquien zurück; bringe uns Leiber der heiligen Martyrer, damit wir sie anrufen und verehren, ihnen Kapellen erbauen und um ihre Fürbitte flehen." Der junge Mann nahm ein beträchtliches Reisegeld zu sich, sowohl um die Reliquien von den Heiden zu erkaufen, als um unterwegs die Dürftigen zu unterstüzen. Ferner köstliche Salben und Spezereien, um die Reliquien würdig aufzubewahren. Mit einem Reisegeleit von zwölf Reitpferden und drei Tragsesseln hoffte er ganz bequem und stattlich zu seinem Ziel zu gelangen. Als er sich bei Aglaë verabschiedete, sagte er scherzend, aber doch schon ahnungsvoll: „Meine Herrin, ich werde mir Mühe geben, Reliquien zu kaufen und dir zu bringen; sollte aber statt dessen mein eigener Leib kommen, so nimm ihn auf als den eines Martyrers." Da Bonifaz sehr den Wein liebte, so entgegnete Aglaë: „O laß doch jetzt ab von Trunkenheit und thörichten Possen, und denke daran, daß du Reliquien der Heiligen mir bringen sollst! Der Herr der Welt, der zu unserem Heil Knechtsgestalt angenommen und sein Blut vergossen hat, sende seinen Engel vor dir her, leite deine Schritte nach seiner Gnade und erfülle das Verlangen meiner armen sündigen Seele. Ich erwarte dich bald zurück." Ganz erschüttert reiste Bonifaz ab und dachte, daß es allerdings nur in der Ordnung sei, wenn er, ein so unwürdiger Sünder, der die Leiber der heiligen Martyrer, diese Tempel des heiligen Geistes, berühren und tragen solle, sich durch Fasten und Abtödtung darauf vorbereite. Und er beschloß, unterwegs weder Fleisch zu essen, noch Wein zu trinken. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, hob er seine Augen gen Himmel auf und sagte: „Allmächtiger Gott, Vater

Deines eingeborenen Sohnes, stehe mir, deinem armseligen Diener, bei und leite den Weg auf dem ich wandele so, daß dein Name verherrlicht werde in Ewigkeit. Amen." Dies Gebet goß ihm eine ungewohnte Freudigkeit in's Herz, und getrost setzte er seinen Weg fort. Aber Gott sah, daß er begann als ein frommer Knecht über Wenigem getreu zu sein, und darum sollte er zur Freude seines Herrn eingehen.

Bonifacius legte die Reise nach Tarsus schnell und glücklich zurück. Gerade als er dort anlangte, saß der grausame Simplicius zu Gericht über standhafte Bekenner; darum sprach Bonifacius zu seiner Begleitung: „Geht, liebe Brüder, und sucht eine Herberge für uns Alle; sorgt dann für die Lastthiere, ruhet euch aus und wartet auf mich. Ich gehe Diejenigen aufzusuchen, nach denen mich so sehr verlangt." Und er begab sich nach dem Platze, wo die Christen, zwanzig an der Zahl, vor dem Richter und dem versammelten Volke furchtbare Martern ausstanden. Bonifacius sah einen Martyrer mit dem Kopfe abwärts über einem Feuer aufgehängt; einen an vier Pflöcke gefesselt und mit Kettengeißeln zerschlagen; einen, dem das Angesicht, und einen anderen, dem der Leib von Krallen zerfleischt war; dort lag einer mit abgehackten Händen und Füßen; und da einer, der mit einem Spieß durch den Hals an die Erde genagelt war; und hier wurde einer, dem Hände und Füße auf dem Rücken zusammengebunden waren, mit Ruthen zergeißelt. Alle Erfindungen der unmenschlichsten Grausamkeit waren auf dem Platze vereinigt; und war es entsetzlich, diese Martern zu sehen, so war es doch noch viel herrlicher zu sehen, wie die Martyrer sie ertrugen und im Namen Jesu den Satan überwanden. Bonifacius trat zu ihnen heran, küßte ihre Fesseln und ihre gepeinigten Glieder, und rief mit lauter Stimme, allem Volke hörbar: „Groß ist der Gott der Christen, der Gott der heiligen Martyrer! Ich beschwöre euch, ihr Diener Christi, betet für mich, damit ich als euer Kampfgenosse erfunden werde." Dann setzte er sich zu ihren Füßen nieder, küßte mit Thränen ihre Ketten und Bande, und sagte tröstend: „Kämpfet mu-

thig, ihr Helden Chriſti! Harret nur noch ein wenig aus, ihr heiligen Athleten, und der Teufel iſt zermalmt! Die Arbeit iſt ſchwer, aber die Ruhe ſüß; die Marter erſchrecklich, aber der Lohn unausſprechlich. Die Knechte des Satans quälen euren Leib auf Erden, aber im Himmel werden die Engel ihm dienen."

Simplicius ſah zornig auf dieſen verwegenen Jüngling herab, der ſich ſo furchtlos zu den Martyrern geſellte und ſo unerſchrocken zu ihnen ſprach. „Wer iſt dieſer Menſch," fragte er ſeine Umgebung, „der ſich mir zum Hohn und den Göttern zur Schmach ſo benimmt?" Da Niemand den Bonifacius kannte, wurde er vor Simplicius geführt, und dieſer fragte: „Sprich, wer biſt du? und warum verachteſt du mein gerechtes Urtheil?" — „Ich bin ein Chriſt," ſagte Bonifacius, „und da Jeſus Chriſtus mein Gott und Herr iſt, ſo verachte ich durch ſeine Gnade dein Gericht und Urtheil. Uebrigens heiße ich mit meinem gewöhnlichen Namen Bonifacius." — „Gut!" ſagte Simplicius, höchſt aufgebracht durch dieſe große Gelaſſenheit; „ich werde dich gleich foltern laſſen, aber zuvor fordere ich dich auf, den Göttern zu opfern." — „Ich bin ein Chriſt und opfere nicht dem Teufel und den abſcheulichen Götzen. Spare deine Worte, gehe an's Werk: ſieh', hier lege ich meinen Leib vor dir nieder." Simplicius war außer ſich vor Zorn und ließ ihn foltern. Die Wunden waren ſo gräßlich, daß man ſeine Eingeweide und ſeine Gebeine ſah. Nach einer Stunde ſprach Simplicius: „Wirſt du jetzt opfern, du Elender!" — „Schämſt du dich nicht, o du Elender, einen Befehl zu wiederholen, dem ich nicht gehorchen will!" rief Bonifacius. Jetzt wurden ihm ſcharfe Rohrſplitter unter die Nägel der Finger eingebohrt, eine ganz unerträgliche Pein. Der Martyrer blickte lächelnd zum Himmel auf und ertrug den Schmerz ohne zu zucken. Als ihm geſchmolzenes Blei in den Mund gegoſſen werden ſollte, betete Bonifacius: „Ich preiſe dich, Herr Jeſus Chriſtus, Sohn Gottes! ſtehe bei deinem Diener, laß nicht zu, daß ich beſiegt werde von dieſen Heiden, denn du weißt ja, daß ich um deines Namens willen

dies Alles leide." Dann rief er den übrigen Martyrern zu: „Ich beschwöre euch, ihr Diener Christi, betet für mich, euren unwürdigen Knecht!" Und sie antworteten ihm: „Unser Herr Jesus Christus sende dir seinen Engel! Er erlöse dich von diesem unbarmherzigen Richter! Er lasse dich schnell deinen Lauf vollenden! Er schreibe deinen Namen auf zwischen den Erstgeborenen. Amen." Dieser Zuruf der sterbenden heiligen Martyrer an den gefolterten Jüngling klang so erhaben und so erschütternd, daß unter dem Volke ein lautes Weinen anhub, Wehklage und Geschrei: „Groß ist der Gott der Christen und der heiligen Martyrer! O Christus, Sohn Gottes, errette uns! Wir wollen Alle an dich glauben und zu dir fliehen und die Götzen zu Grunde richten." Und von einer unerklärlichen Gewalt ergriffen stand das Volk auf, rannte zum Opferaltar, stürzte ihn zu Boden und warf mit Steinen nach Simplicius. Bestürzt über diesen Aufstand ließ er die Martyrer in Haft bringen und zog sich schleunig zurück.

Am anderen Morgen setzte sich Simplicius in aller Frühe wieder zu Gericht, ließ Bonifacius rufen und sprach zu ihm: „O du Unsinniger! wie kannst du nur deine Hoffnung auf einen Menschen setzen, der wegen seiner Nichtswürdigkeit gekreuzigt worden ist?" — „O schweige," rief Bonifacius ihm zu, „schweige, du Schlange; öffne nicht deinen Mund, um den Namen meines Herrn Jesu zu nennen, der ja nur die Schmach des Todes am Kreuze gelitten hat, weil Er das ganze Menschengeschlecht selig machen wollte." Nun wurde Pech in einem großen Kessel siedend gemacht, um Bonifacius hinein zu stürzen. Der selige Martyrer machte das Kreuzzeichen über sich, bevor er in die feurige brodelnde Masse getaucht wurde, und blieb unverletzt; allein Manche von Denen, die das Feuer schürten, verbrannten sich. Jetzt erschrack sogar Simplicius vor diesen Zeichen einer übernatürlichen Kraft, sagte ganz kurz: „Wer dem Befehl des Kaisers nicht Folge leistet, ist nach dem Gesetz mit dem Tode zu bestrafen," und verhängte die Hinrichtung durch das Schwert über den seligen Jüngling. Dieser hörte mit Freuden sein Urtheil an,

bat den Scharfrichter um eine kurze Frist, wendete sich dem Aufgange der Sonne zu und betete: „Allmächtiger Gott! Vater unseres Herrn Jesu Christi! komm' zu Hülfe deinem armen Knechte! sende mir deinen Engel, damit der giftige Drache mir nicht schade, und nimm meine Seele in deinen Frieden und in der Vereinigung mit all' deinen heiligen Martyrern in die Ruhe auf. O Herr, rette dein Volk von den Drangsalen der Gottlosen! Preis und Ehre dir, in Ewigkeit." Kaum hatte er den Todesstreich empfangen, so ward die Stadt Tarsus von einem heftigen Erdbeben erschüttert. Die Heiden riefen: „Groß ist der Gott der Christen!" und Viele bekehrten sich zum Herrn.

Das Gefolge des seligen Bonifacius hatte sich am vergangenen Tage nicht weiter um ihn bekümmert, sondern gemeint, er ginge seinem Vergnügen nach. Allmälig wurden sie doch über sein langes Ausbleiben beunruhigt und fingen an, ihn in der fremden Stadt zu suchen; fanden ihn aber nicht. Da wurden sie unmuthig und sprachen untereinander: „Wir sorgen um ihn und er ergötzt sich gewiß beim Wein und in der Trunkenheit." Eben ging ein Mann vorüber, welcher der Bruder eines Gerichtsbeamten war. Sie fragten ihn, wie sie schon so Viele gefragt hatten: „Hast du nicht einen Fremdling, einen Römer irgendwo gesehen?" — „Gestern ist ein Fremdling für Christus gemartert und heute früh enthauptet worden," lautete die Antwort. „Und wo das?" — „Auf dem Richtplatze! Aber sagt mir, wie der ungefähr aussieht, den ihr sucht?" — „Ein kräftiger junger Mann von mittlerer Größe und blondem Haar mit einem Scharlachmantel."

„Richtig! der ist's! er hat als Martyrer geendet." Sie sagten höchst ungläubig: „Der Mann, den wir suchen, ist gewiß eher bei einem Lustgelage, als zwischen den Martyrern zu finden." — „Kommt auf den Richtplatz und überzeugt euch selbst." Sie folgten dem Mann nach der Arena, und er zeigte ihnen den Leib des heiligen Bonifacius. Sie zweifelten noch immer und wollten gern dessen Haupt sehen.

Es mußte gesucht werden zwischen anderen Leichnamen. Endlich fand man es, und als die Diener es erblickten, war es ihnen als lächle der blasse Mund überirdisch freundlich sie an. Sie brachen in Thränen aus und wehklagten bitterlich: „O du Diener Christi, rechne uns das nicht als Sünde zu, was wir von dir gesagt haben.“ Dann mußten sie dem Mann fünfhundert Goldstücke für die theure Leiche zahlen, nahmen sie mit Ehrfurcht, salbten sie mit Balsam und kostbaren wohlriechenden Essenzen, hüllten sie in die feinste Leinwand, legten sie in eine der Sänften und traten den Rückweg an, indem sie Gott den Herrn für diesen so seligen Tod benedeiten.

Inzwischen erschien ein Engel Gottes der Aglaë und sprach zu ihr: „Er, der einst dein Diener war, ist jetzt unser Bruder; nimm ihn also auf als deinen Herrn und bestatte ihn. Durch seine Fürbitte werden dir alle deine Sünden nachgelassen werden.“ Aglaë versammelte sogleich Priester und andere fromme Männer, nahm Weihrauch und Kerzen mit, und zog unter Gebet und heiligem Hymnengesang ehrfurchtsvoll Demjenigen entgegen, dessen scherzhafte Aeußerung in so wunderbarer Weise zur Wahrheit geworden war. Auserhalb Roms, an der Via latina, bestattete sie ihn und ließ ein Oratorium ihm erbauen, das seines glorreichen Todes würdig war. Sie selbst entsagte der Welt und ihrer Pracht, gab allen ihren Sklaven, Männern und Frauen, jungen und alten, die Freiheit, vertheilte ihr ungeheures Vermögen an die Armen, und begann ein äußerst armseliges und zurückgezogenes Leben zu führen. Niemand war bei ihr, als einige freigelassene Dienerinnen, die auch Allem entsagten, um sich nicht von ihrer geliebten Herrin zu trennen. Dreizehn Jahre lebte die selige Aglaë wie die Büßer und dann starb sie wie die Heiligen. Neben dem Martyrer St. Bonifacius wurde sie zur Ruhe bestattet.

Der heilige Arcadius.

Das Verlangen der Heiden, die Gläubigen durch langsame Marter zum Abfall hinzudrängen, machte sie gräßlich erfindungsreich und bot dem standhaften Martyrer eine zehnfache Krone. Der heilige Arcadius feierte einen solchen Triumph über die Widersacher seines Heiles und Christi Reich. Es war zu Cäsarea in Mauritanien, wo dieser erlauchte Mann, gleich edel durch seine Herkunft, wie durch seine Tugend, ein heiliges Leben führte. Als der grimmige Satan eine wilde Verfolgung gegen die Heerde Christi anhub, da wurde jedes christliche Haus der Schauplatz heidnischer Missethat, denn rücksichtslos tobte das Volk einher, drang bei den Christen ein und schleppte jeden Einzelnen unter den gröbsten Mißhandlungen zur Feier des Götzendienstes fort. Bald sollten sie mit Blumen und Kränzen geschmückte Opferthiere zum Altar führen, bald duftenden Weihrauch anzünden und streuen, bald bacchantische Gesänge singen, bald Opferfleisch — Idolothyt — verzehren, damit durch Darbringung oder Beiwohnung solcher sündlicher Opfer der heilige Glaube und die Gnade aus ihrem Gemüth vertrieben würden. Um diesem Unheil zu entgehen, verließ Arcadius die Stadt mit Hab' und Gut und flüchtete sich nach einer verborgenen Stätte, wo er in großer Armuth und Bedürftigkeit, mit Gebet und Thränen, mit Nachtwachen und vielen Strengheiten seinem Herrn eifrig diente. Volk und Obrigkeit bemerkten aber bald, daß Arcadius noch nicht bei dem Opfer erschienen sei und eine wüthende Schaar drang in sein Haus, fand ihn aber nicht. Statt seiner ergriff man seinen Vetter, der eben zufällig in das Haus gekommen war, und riß ihn zum grausamen Richter der Provinz hin. Dieser befahl, den Jüngling so lange in enger Haft zu halten, bis er den Ort verriethe, wohin Arcadius sich geflüchtet habe. Die Verbindung zwischen den Flüchtlingen und Denen, welche nicht fliehen konnten oder wollten, war aber nie so ganz abgerissen, daß

keine Kunde hinüber und herüber gekommen wäre. Die brüderliche Liebe erweckte immer Einzelne, welche Mittel und Wege fanden, um die Verbindung zwischen draußen und drinnen nicht ganz abreißen zu lassen. Und so erfuhr denn Arcadius die Kerkerhaft seines Vetters. Da klopfte ihm das Herz hochauf vor Freude, denn er glühte ja längst aus Sehnsucht nach dem Marterthum und hatte sich nur aus Demuth nicht getraut, es stehenden Fußes zu erwarten, weil er sich nicht für ein gottgefälliges Opfer hielt. Jetzt aber durfte er seinen Verwandten nicht seinetwegen in der Trübsal lassen und somit war der glückselige Augenblick gekommen, da er das Bekenntniß Christi nicht länger zu verschieben brauchte. Er verließ also seinen Zufluchtsort, stellte sich dem Richter und sprach: „Gib den Schuldlosen frei, den du meinetwegen in Bande schlugest. Ich bin gekommen, um dir die Dinge zu sagen, die er dir nicht von mir sagen konnte, sowie auch, um dir Rede zu stehen auf alle deine Fragen." Der Statthalter erwiederte sehr erfreut: „Ich verzeihe dir gern deine Flucht und daß du so spät erscheinst, wenn du kommst, um zu opfern." — „Was fällt dir ein!" rief Arcadius. „Glaubst du, die Furcht, dies armselige Leben zu verlieren, könne mich dazu bewegen? Ich weiß, was geschrieben steht: Mein Leben ist Christus und der Tod ist mein Gewinn. Nein! ersinne nur Martern, die alle Martern übertreffen: du vermagst nicht mich vom wahren Gott zu trennen."

Und der Statthalter begann wirklich eine Marter zu ersinnen, die noch an keinem Verbrecher war geübt worden und durch die er wähnte, Gott in einem gläubigen Gemüth zu überwinden. Er theilte den Schergen seine Befehle mit und übergab ihnen dann den Martyrer. Sie führten ihn zur Leidensstätte, zu diesem Orte, der den Liebhabern des ewigen Lebens so lieblich und so ersehnt war. Dort betete Arcadius, richtete seine Augen auf den Himmel, seine Seele auf Gott und erwartete den Todesstreich. Statt dessen befahlen ihm die Henker, die rechte Hand auszustrecken, und nun begannen sie, jedes Gelenk eines Fingers, dann die Finger und endlich

die Hand aus ihren Fügungen zu ſchneiden und auszulöſen. Nach der rechten Hand kam die linke an die Reihe. Als beide gliedweiſe zerſchnitten waren, bietete Arcadius: „Deine Hände, Herr, haben mich gemacht und geſtaltet; gib mir Einſicht!“ Dann wurden die Vorarme aus den Elnbogen und die Oberarme aus den Achſeln gelöſet. Arcadius verharrte im Lobe Gottes und pries Chriſtus als den wahren Herrn und den Sieger. Nachdem er ſo gräßlich und unter namenloſen Peinen verſtümmelt war, legte man ihn auf den Rücken, um das unmenſchliche Werk an den Füßen fortzuſetzen. Da pries der ſelige Martyrer die Gnade Gottes, weil er nun bei ſeiner Marter in den Himmel blicken könne, von wannen ihm Hülfe komme; und fröhlich reichte er ſeine Füße den Henkern dar, die nun fortfuhren, mit der größten Langſamkeit Glied um Glied bis zu den Hüften hinauf abzulöſen. Die Umſtehenden, auch die Heiden, zerfloſſen in Thränen über die himmliſche Tugend, die eine ſo große Geduld bewirkte. Endlich war nichts mehr übrig, als Haupt und Rumpf des Martyrers, ſchwimmend in Strömen von Blut. Aber ſein Geiſt war unbeſiegt. Er betrachtete die abgelöſten Glieder ſeines Körpers, die auf dem Boden umherlagen, als ſeine eigene Leiche und er ſchickte ſie gleichſam voran in den Himmel und ſprach: „O ihr glückſeligen Glieder, die ihr gewürdigt ſeid, eurem Gott zu dienen, nie habe ich euch ſo ſehr geliebt als jetzt, da ihr von mir getrennt ſeid. Auf eine kurze Zeit ſind wir getrennt, um unſerem König in die Glorie entgegen zu gehen, und dort werdet ihr mir als unſterbliche Glieder zurückgegeben. Ihr ſeid jetzt Glieder Chriſti und auch ich fühle, daß ich Chriſto angehöre und das habe ich immer über Alles gewünſcht. Ihr aber, ihr Männer, die ihr dieſem Schauſpiel beiwohnt, glaubet mir: leicht iſt dies Leiden zu tragen, wenn man der künftigen Unſterblichkeit gedenkt. Verlaſſet eure eitlen Götter, die euch nicht helfen können! Erkennet meinen Gott, der mich ſtärkt, für welchen zu leiden Wonne iſt; für welchen zu ſterben leben heißt; deſſen Liebe nie erkaltet, deſſen Herrlichkeit nie abnimmt; zu dem ich nach

so geringer kurzer Qual hingehe, um unzertrennlich und ewig bei Ihm zu leben." Und mit diesen Worten gab er ohne Kampf und Angst seine glorreiche Seele zurück in die Hände Jesu Christi, der seinen Martyrern die Kraft verleiht, alles Leid zu überwinden.

Der heilige Lucian.

Ein Priester der Kirche von Antiochien, gleich ausgezeichnet durch Gottesfurcht und Gelehrsamkeit, sehr berühmt durch seine Kenntniß der heiligen Schriften und sehr verehrt wegen seines hohen ascetischen Lebens, war Lucian. Er veranstaltete eine berühmte Ausgabe der heiligen Schrift. Die erste war die egyptische durch Hesychius. Die zweite die palästinische durch Pamphilus. Die dritte war die von Antiochien durch Lucian. Aber die uralte Schlange wagt sich mit ihren Vorspiegelungen ebenso frech an große Ascelen und heilige Martyrer, wie an unwissende und unbedeutende Leute, und es ist gewiß ein recht merkwürdiges Beispiel von der Hinfälligkeit des menschlichen Geistes, daß dieser Mann eine Zeit lang durch die Erzketzerei der Arianer verblendet und nicht ganz fest im christlichen Glauben war. Möge er indessen auch eine Weile nicht richtig gedacht haben, so kam er doch zur guten Stunde, nämlich zur Stunde der Gefahr und der Verfolgung, zum reinen Licht zurück. Wegen des Einflusses, den er durch Predigten, Reden und Belehrung hatte, schien er den Feinden des Christenthums ein besonders gefährlicher Mann und Maximin Daja, der Imperator, ließ ihn deshalb von Antiochien fort- und nach Nicomedien hinführen, wo er selbst sich damals aufhielt. Aber uneingeschüchtert durch die Gegenwart des Kaisers hielt Lucian, als er zur Verantwortung seiner Opferweigerung gezogen ward, eine so feurige und hinreißende Schutzrede des himmlischen Reiches Christi, daß eine ungeheure Erregung unter dem zuhörenden Volke entstand, so daß der Kaiser fürchtete, es werde eine massenweise Bekehrung

zum Chriſtenthum ſtattfinden oder ein Aufſtand ausbrechen und ließ deshalb den Lucian ſchleunigſt in den Kerker ſchleppen. Da Lucian ſeinen Glauben nun nicht mehr durch Worte darlegen durfte, ſo vertheidigte er ihn durch die That. Dem boshaften Imperator lag der Abfall der chriſtlichen Prieſter beſonders am Herzen, darum ging er mehr darauf aus, den Lucian durch langſame und entſetzliche Agonie zu überwinden, als ihn zu tödten. Der Hunger ſollte ſeine Folter werden und ihn mürbe machen. Aber Lucian errang die bitteren unausſprechlichen Qualen des Hungers mit ſtandhaftem Muth. Als er dem Verſcheiden nahe war, pflegte man ſeiner ſo weit, daß er wieder zu Kräften kam; doch nicht aus Mitleid, ſondern aus verſchärfter Bosheit, um ihn zu neuem Leiden aufzubewahren. Aber keine Drohung ſchüchterte ihn ein, kein Marterwerkzeug ſchreckte ihn. Man zeigte ihm ein Rad mit Meſſern und Stacheln, einen Scheiterhaufen, ein Grab, das ihn lebendig aufnehmen ſollte: er war zu Allem bereit. Da ſann der Tyrann auf eine unerträglich ſcharfe und langſame Qual, und Lucian wurde in ſeinen einſamen Kerker zurückgebracht. Man kündigte ihm an, er müſſe des Hungertodes ſterben für ſeinen frevelhaften Starrſinn. Während man ihm nicht ein Krümchen Brod, nicht einen Tropfen Waſſer gab, trug man täglich einen Tiſch mit den köſtlichſten Speiſen, die aber ſämmtlich den Götzen geopfert waren, in ſein Gefängniß und erlaubte ihm hiervon zu eſſen, wenn er ſein Leben um dieſen Preis retten wolle. Allein dieſe unerhörte Verſuchung war nicht im Stande, die Kraft ſeines Gemüthes zu brechen. Während die gewaltige Stimme des Hungers der Sinnlichkeit befahl, die vorgeſetzten Götzenſpeiſen zu koſten, hielt die Furcht Gottes ſeine Hand zurück und bewirkte, daß er ſeine Natur überwand; und während ſein Auge gereizt wurde durch den lockenden Anblick der entweihten Speiſen, dachte er an das Brod des Lebens und an die Früchte des Geiſtes, die in der Ewigkeit ſeine Nahrung ſein ſollten, und ward von ſo heiligem Verlangen entflammt, daß dies Feuer die ſinnliche Begierlichkeit auslöſchte und ihm endlich einen ſolchen Wider-

willen gegen die Speisen einflößte, daß der Abscheu vor ihnen größer war als sein Hunger.

Die Peiniger erkannten endlich, bei dem Streiter Gottes sei nichts auszurichten und führten ihn zu einem abermaligen Verhör mit Folterung. Aber kein Schmerz, keine Wunde, keine Frage entlockte ihm eine andere Antwort als die: „Ich bin ein Christ.“ Er besaß zwar große Kenntnisse und Rednergaben, allein er wußte auch, daß es bei dem Kampf des Glaubens nicht auf die Waffen fließender Beredsamkeit, sondern starkmüthiger Liebe ankomme, und deshalb sagte er: „Ein Wort genügt, um alle Schaaren des Teufels in die Flucht zu schlagen.“ Fragte man ihn: „Wo bist du zu Hause?“ so antwortete er: „Ich bin ein Christ“ und wollte damit sagen, der Christ habe auf Erden keine bleibende Stätte, sondern seine Stadt sei das Jerusalem, das droben ist, und frei ist und unsere Mutter ist, wie der heilige Apostel Paulus den Galatern schreibt. Und fragte man ihn nach seiner Familie? so entgegnete er: „Ich bin ein Christ;“ denn alle Heiligen und Seligen sind die Familie des Christen, wie geschrieben steht: „Wir sind Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes.“ Und fragte man ihn nach seinen Geschäften? so erwiederte Lucian: „Ich bin ein Christ;“ weil das Hauptgeschäft des Christen seine Heiligung, und seine wichtigste Angelegenheit ein himmlischer Wandel ist; wie der Apostel Paulus den Philippern schreibt: „Unser Wandel ist im Himmel.“

Endlich ermüdete Lucians Standhaftigkeit im Leiden und im Bekenntniß die Grausamkeit der Tyrannen und der Tod durch das Schwert brachte seiner gebenedeiten Seele die Krone der Martyrer.

Der heilige Barlaam.

In dieser blutigen Schlacht des Glaubens stritten die verschiedensten Kämpfer, Hohe und Geringe, Alte und Junge,

Gelehrte und Einfältige, mit demſelben Sinn und derſelben Kraft: neben dem durch Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung ausgezeichneten und berühmten Lucian ein unbekannter, ungebildeter, unwiſſender Mann, Barlaam. Man weiß eigentlich nichts von ihm, als ſeinen Namen und ſeinen Triumph; denn auch er blickte nicht auf die Gefahren der Zeit, ſondern auf die Belohnungen der Ewigkeit; nicht auf die Schergen, die ihn folterten, ſondern auf die Engel, die ihm freundlich zuwinkten. Es war zu Cäſarea in Cappadocien. Leicht wurde Barlaam gefangen, denn er dachte in ſeiner Unſcheinbarkeit nicht an Verſteck oder Flucht. Der Richter, dem er vorgeſtellt wurde, verlachte ihn ſehr wegen ſeiner ländlichen und ungebildeten Sprache und ſeiner unbeholfenen Zunge; doch bald ſtaunte und ergrimmte er über die unbegreifliche Freudigkeit, mit welcher Barlaam ſich zergeißeln und zerkrallen ließ, den erbosten Henkern in's Geſicht lachte und die Qualen unter die Füße trat, als ob ſie ihn gar nicht beträfen. Er benahm ſich, wie wenn die Hand der Schergen von weichem Sammt und die Folterbank ein bequemes Bett ſei; und als er, aus tauſend Wunden blutend, in den Kerker geführt wurde, wandelte er ſo fröhlich dahin, als ginge er bei einem Feſtzuge über lauter Roſen; denn er gehörte zu Jenen, von denen die Apoſtelgeſchichte erzählt, daß ſie mit Freuden aus dem hohen Rath der Juden gegangen, weil ſie gewürdigt worden wären, um des Namens Jeſu willen Schmach zu leiden.

Wie war nun dieſer unbeugſame Sinn zu brechen? darauf ſann und ſann der Feind. Endlich hoffte man das Mittel gefunden zu haben. Auf dem Altar der Götzen ward dem Gebrauch gemäß ein Feuer angezündet und Barlaam herbeigeführt. Man befahl ihm, die Rechte über dem Feuer auszuſtrecken: er that es bereitwillig. Und nun behandelten die Schergen ſeine Hand, als ſei ſie ſelbſt ein Altar von Erz, und legten brennenden Weihrauch auf ihre innere Fläche. Dabei ſprachen ſie: „Konnten wir ſeinen Sinn nicht bewegen, ſo ſoll jetzt das Feuer ſeine Rechte bewegen;“ denn ſie hoff-

ten, Barlaam werde ganz nothwendig den brennenden Weihrauch in die Flamme auf dem Altar werfen und dadurch scheinbar den Göttern opfern. Aber sie irrten sich. Die Flamme leckte von unten an seine Hand; der Weihrauch brannte sich tief und tiefer in die innere Fläche ein; aber Barlaam stand ruhig wie eine Bildsäule und gab durch keine Bewegung und durch keine Miene irgend einen Schmerz zu erkennen. Als der Weihrauch sich durch die Hand durchgebrannt hatte, da brach er in die Worte des Psalmes 143. aus: „Gepriesen sei der Herr mein Gott, der meine Hände lehret den Kampf und meine Finger den Krieg;" und als an dem immer ausgestreckten Arm endlich die ganze Hand verbrannt war, rief er zu Gott empor: „Du faßtest mich bei der rechten Hand, und führtest mich nach Deinem Willen und nahmest mich auf mit Ehren." Und nicht lange brauchte Barlaam dieser Aufnahme zu harren! Der Tod durch das Schwert erwartete ihn, wie so viele tausend Martyrer.

Die heiligen vierzig Martyrer.

Aus Abneigung gegen den Kaiser Constantin, der die Christen beschützte und begünstigte, hegte dessen Schwager Licinius, Kaiser im Morgenlande, einen bitteren Groll gegen sie. Oeffentlich wagte er freilich nicht, sie zu verfolgen und seinen Worten nach ließ er sie in Ruhe; aber heimlich verhängte er schwere Drangsale über sie, so daß die Verfolgung der That nach nicht zu läugnen war. Durch ein Ediet, welches verbot, daß den Gefangenen im Kerker von ihren Freunden und Verwandten Speise und Trank gereicht werde, kamen viele Christen elend um, denn die Gefängnißwärter gaben ihnen so wenig Nahrung, daß der Hunger sie tödtete. Aber vorzugsweise drangsalte Licinius die Bischöfe und Priester, als Hirten der Heerde Christi und weil Constantin sie hoch ehrte; und nach ihnen die Kriegsleute des Heeres, obschon sie die besten Soldaten waren. Vielleicht gerade darum wollte er

nicht leiden, daß sie seinen Götzendienst verschmäheten. Genug, es erging ein Edict für sein Heer des Inhaltes: wer den Götzen nicht opfere, solle des Dienstes und der kriegerischen Würden und Ehren entsetzt werden. Die Statthalter der Provinzen, wohl wissend, daß sie sich dadurch bei ihm beliebt machten, verschärften dann noch die Strafen, je nachdem sie selbst mehr oder minder ungerecht und gewaltthätig waren. Nach der Stadt Sebaste in Armenien verlegt die Tradition das Marterthum des heiligen Bischofs Blasius und der sieben Frauen und zwei Knaben, welche bei seinem Leiden gegenwärtig waren, um sein Blut aufzufangen, zu der Zeit, als Agricolaus daselbst Statthalter war. Dieser hatte dann auch das Edict bekannt zu machen, Niemand im Heer dürfe bei Verlust seiner Ehre zum Glauben der Christen sich bekennen. Als er das Schreiben des Imperators Licinius veröffentlichte und Gehorsam verlangte, war sein Schreck und Erstaunen nicht gering, als vierzig Kriegsmänner aus den Reihen hervortraten und sich als Christen angaben; denn diese Vierzig waren sämmtlich in der Blüthe der Jahre, ausgezeichnet durch Kraft und Schönheit des Körpers, durch einen Lebenswandel von seltener Tugend; waren edle Vorbilder ihrer Waffengefährten, der Vorgesetzten wie der Untergebenen, und durch Erfahrung im Kriegswesen, wie durch persönliche Tapferkeit von den Imperatoren vorgezogen, befördert und in großen Ehren gehalten. Und diese vierzig Männer aus den verschiedensten Ländern, von der verschiedensten Abstammung wurden jetzt durch willige Aufnahme des heiligen Geistes zu einer Schaar von Brüdern nach der Ordnung der Gnade, standen auf wie Ein Mann und sprachen: „Sieh, ich bin ein Christ.“ Der Statthalter sagte ganz betroffen: „Ihr Jünglinge, vertauschet doch nicht euer herrliches Leben mit einem frühzeitigen Tode. Es ist ja ganz widersinnig, daß Krieger und Helden, wie ihr, gleich Verbrechern umkommen sollten.“ Dann versprach er ihnen Ehrenstellen, Würden, Reichthümer, denen er dann auch Drohungen gegenüberstellte. Die vierzig Martyrer blieben für diese so unempfindlich wie für jene und lehnten mit gro-

ser Ruhe seine Anerbietungen ab. „Ich nehme keine Ehre an, aus welcher mir Schmach erwächst.“ — „Ich verschmähe Gaben, die mir Verderben bringen.“ — „Gib mir Gold, das immer währt und Ehre, die ewig blüht.“ — „Du willst mich zu einem vertrauten Freund des Kaisers machen und suchest dem wahren König mich zu entfremden?“ — „Was verheißest du uns Kleinigkeiten dieser Welt, die du groß nennest, da wir die ganze Welt verschmähen.“ — „Wähnest du, du könntest uns so viel geben, als du bemüht bist, uns zu entreißen?“ — „Alles, was das Auge sieht, kommt der Hoffnung nicht gleich, die wir im Herzen tragen. Denn die schöne, wunderreiche Erde hat nichts, was mit den Wonnen der Gerechten im ewigen Leben verglichen werden könnte, weil sie unvergänglich sind.“ — „Nur um eine Herrlichkeit bin ich besorgt, und die ist im Himmel; und nur um eine Pein und die ist in der Hölle.“ — „Weil euch gewaltthätigen Richtern Macht über den Körper gegeben ward, maßet ihr euch auch Macht über die Seelen an und betrachtet es als eine Beschimpfung, wenn wir euch nicht unserem Gott vorziehen.“ — „Es stehen Männer hier, die keine Furcht kennen und die sich nicht leicht erschüttern lassen, weil sie kein Verlangen nach dem Leben dieser Zeit tragen.“ — „Wir sind bereit, um des Glaubens und der Liebe Gottes willen uns auf jede Weise peinigen und tödten zu lassen.“ — Mit dieser kühnen Freiheit sprachen die Helden Christi zum Statthalter Agricolaus, der, zur Wuth gereizt, zuerst ihnen den Mund mit Steinen zerschlagen ließ und dann bei sich selbst überlegte, wie er ihnen den Tod am bittersten machen könne. Es war eben eine entsetzliche Winterkälte; starrer Frost lag auf der ganzen Natur, dickes Eis auf Flüssen und Seen; ein schneidender Nordsturm fegte brausend über die schneebedeckten asiatischen Steppen, über den rauhen Kaukasus und das schwarze Meer daher. Der Statthalter wartete eine bitterkalte Nacht ab und befahl dann den vierzig Martyrern, auf einem zugefrorenen See vor den Mauern von Sebaste unter freiem Himmel und jeder Kleidung beraubt zu übernachten. Im Wachthause am Ufer

ließ er ein laues Bad und Erquickungen aller Art für Diejenigen in Bereitschaft halten, welche sich nicht standhaft erweisen würden.

Froh und kühn, wie zum Siege, eilten die vierzig Helden zur Todesmarter und ermunterten sich untereinander, die Beute der ewigen Glorie zu erringen. „Ausgezogen haben wir nicht das Gewand, sondern den alten Menschen, der durch irdische Begierden verderbt war.“ — „Wir danken Dir, o Herr, daß Du uns vergönnest, mit dem Kleide zugleich die Sünde von uns zu thun! Der Schlange wegen zogen wir es an, Christi wegen legten wir es ab.“ — „Um des Paradieses willen, dessen wir beraubt waren, berauben wir uns des Gewandes.“ — „Auch unser Herr ward entblößt! Was ist es Großes, wenn der Knecht leidet, was der Herr gelitten hat? Ja, wir selbst haben den Herrn entblößt; denn dies war das Verbrechen der Soldaten: sie haben ihm die Kleider ausgezogen! Jetzt tilgen wir unsere Schuld durch uns selbst.“ — „Rauh ist die Winternacht, aber lieblich das Paradies; die kalte Finsterniß vertauschen wir mit dem ewigen glückseligen Licht.“ — „Der Fuß erstarrt: dafür wird er wandeln in den Chören der Engel; die Hand stirbt ab: dafür wird sie unablässig anbetend zu Gott sich erheben.“ — „Wie viele Waffengenossen fielen in Schlachten aus Treue gegen einen sterblichen König; und wir sollten unser Leben nicht hinopfern aus Treue gegen den wahren Gott?“ — „Da wir doch einmal sterben müssen, so wollen wir denn sterben, um zu leben.“ — Mit diesen und ähnlichen Reden ermahnten sie sich gegenseitig, um mit tapferer, heilig kriegerischer Gesinnung die Nachtwache zu halten, auf welche ein ewiger Tag folgen sollte. In dieser lebendigen Hoffnung erfreuten sie sich und verlachten die Grausamkeit des Feindes. Wohl stockte ihr Blut, wohl zogen ihre Adern sich krampfhaft zusammen, wohl drang ein schneidender Schmerz tief und tiefer in ihr Mark, wohl starben ihre äußeren Glieder nach und nach ab, wie treue Vorposten, welche zuerst erliegen; sie beharrten in einem Gebet: „Vierzig haben den Kampfplatz betreten; laß, o Herr, alle Vierzig als Sieger

gekrönt werden und es fehle nicht Einer bei dem himmlischen Siegesfest. Ehrwürdig ist diese Zahl, durch welche nach dem Zug durch die Wüste das göttliche Gesetz in die Welt einging und welche Du durch Deine Faste von vierzig Tagen geschmückt hast." So beteten sie inbrünstig.

Es stand aber der wachthabende Offizier wohlbeschützt und gewärmt in dem Wachthause, um den Ausgang der Sache zu erwarten, erwog bei sich selbst, welch eine ungeheuere Standhaftigkeit dazu gehöre, stehenden Fußes auf dem Eise sich todtfrieren zu lassen, wenn ein ganz leichtes Mittel zur Rettung in der Nähe sei, und konnte sich einer großen Bewunderung dieser Helden nicht erwehren. Da ward er einer lieblichen Erscheinung gewürdigt: ein großes Licht senkte sich vom Himmel herab und trug himmlische Boten, welche, wie Gesandte eines Königs, Kronen an die tapferen Krieger vertheilten; aber nur an neun und dreißig. Einen ließen sie unbegabt, als ob er diese hohe Ehre nicht verdiene. Und während der Offizier nachsann, welche Bedeutung diese Uebergehung wohl habe, sah er zu seinem größten Erstaunen jenen Einzigen, der leer ausgegangen war, seinen Posten auf dem See verlassen und im schnellsten Lauf dem Wachthause zurennen. Dort angelangt begehrte er nichts, als sich zu erwärmen und stürzte sich in das warme Bad. Mit tiefem Schmerz sahen die Neun und dreißig diesem Waffenbruder nach, der aus der Schlacht des Glaubens floh; diesem Ueberläufer vom Heere Christi in das Feldlager Belials; sie vereinigten sich für ihn im heißen Gebet. Und ganz vergeblich fiel dieser Liebhaber des irdischen Lebens vom himmlischen Leben ab: kaum berührte sein erstarrter Körper das warme Wasser, so traf ihn der Tod. Dies zweite Schauspiel, ebenso außerordentlich als das erste, machte einen solchen Eindruck auf den wachthabenden Offizier, daß er seine Kleider von sich warf, das Wachthaus verließ und mit dem freudigen Ruf: „Ich bin ein Christ!" zu den Martyrern auf dem See eilte, deren Trauer sich nun in Frohlocken verwandelte. Er bewunderte die Gläubigen und ihre Tugend: da sah er die

himmlischen Wunder, da erkannte er die Wahrheit, da floh er zum Herrn; er ward mit den übrigen neun und dreißig in den Himmel berufen.

Als die lange Winternacht vorüber war, hatten auch die tapferen Helden ihre Nacht der Pein überstanden und lagen entseelt oder in ohnmächtiger Erstarrung auf dem Eise. Nur Einer von ihnen, Melithon, ein Jüngling von ungewöhnlicher Schönheit und Körperkraft, lebte noch. Am Ufer ward ein Scheiterhaufen errichtet, welcher all' die Helden aufnehmen sollte, und dann sollte das Eis aufgehauen und ihre Asche in's Wasser geschüttet werden, damit sie sagen könnten, wie es im fünf und sechzigsten Psalm heißt: „Durch Feuer und Wasser sind wir gegangen und Du hast uns an einen Ort der Erquickung geführt." Es kamen die Schergen, luden die Körper auf Karren und brachten sie zum Scheiterhaufen; jenen schönen starken Jüngling aber, der noch athmete, ließen sie zurück und warfen ihm einen Mantel über, hoffend, daß er in diesem hinfälligen Zustand zum Abfall sich bequemen werde. Viele Christen waren zugegen; unter ihnen auch die Mutter des Jünglings. Was that sie? — Diese ächte Mutter eines Martyrers eilte zu ihrem Sohne, hob ihn auf mit eigenen Händen und trug ihn in ihren Armen dem Karren nach. Ehe sie denselben erreichte, verschied Melithon. Da legte sie ihn zu den Uebrigen auf den Scheiterhaufen und sprach, ohne sich trostlos zu zeigen oder Thränen zu vergießen: „O mein geliebter Sohn, vollende mit deinen Gefährten die glückselige Reise, damit du nicht der Einzige seiest, der in ihren Reihen fehle, und der später als die Uebrigen dem Herrn vorgestellt werde." Und so gingen sie Alle hinüber, die heiligen Vierzig und bildeten eine Siegestrophäe des Glaubens an unseren Herrn Jesus Christus, den König der Martyrer.

„Siege durch dieſes.“

Kaiſer Maxentius, Sohn des Maximian Herculeus, hauste in Rom als ein grauſamer Tyrann. Geldgierig und abergläubiſch wie er war, verübte er eine Frevelthat nach der anderen. Reiche Senatoren ließ er unter leichten Vorwänden einkerkern und tödten, um ſich ihres Vermögens zu bemächtigen; ebenſo auch das Volk durch die Prätorianer niedermetzeln. Um die Gunſt der Götter zu erlangen, ließ er auf ihren Altären Löwen als Opfer ſchlachten und nach der Zukunft ſpähen in den Eingeweiden neugeborener Kinder. Das Volk von Rom verabſcheute ihn und rief den Conſtantin um Hülfe an. Maxentius war der ſtärkere, hatte ein größeres Heer und tüchtige Feldherren. Er ſelbſt verließ Rom nicht, weil ein Orakel ihm geweisſagt hatte, außerhalb Roms Mauern werde er ſeinen Tod finden. Conſtantin zog mit geringen Streitkräften aus Oberitalien heran und lagerte ſich in der römiſchen Campagna vor der Milviſchen Brücke am Tiber, die jetzt Ponte molle heißt und allen Reiſenden, welche von Norden kommen, wohl bekannt iſt, weil ſie gleichſam die letzte geſchichtliche Station vor der erſehnten Porta del Popolo, durch die man in Rom einfährt, bildet.

Conſtantin betrachtete ſein ſchwächeres Heer, die Leiden des römiſchen Volkes, wenn er dem Maxentius erliegen ſollte, die Schickſale der Imperatoren ſeiner Zeit, welche ſämmtlich, trotz ihrer Macht und Herrſchaft und Gewalt, ein klägliches Ende gehabt hatten, ſeinen eigenen Vater Conſtantius Chlorus ausgenommen, gerade den, welcher nur einen Gott verehrt und niemals für den Götzendienſt Blut vergoſſen, vielmehr die Chriſten geehrt und beſchirmt hatte. Und Conſtantin begann dieſen einen Gott anzurufen und zu beten, Er möge ſich ihm zu erkennen geben und ihm ſeinen Schutz gewähren. Darauf zog er an der Spitze einer Truppenabtheilung durch die Campagna und ſiehe! — über der Sonne, die ſich zu neigen begann, erſchien ihm ein leuchtendes Kreuz mit der

Umschrift: „Siege durch dieses!“ Und was er sah, das sah sein ganzes Heer mit ihm, und noch nach Jahren betheuerte er dem Geschichtschreiber Eusebius durch Eidschwur diese wundersame Erscheinung. Damals aber hatte Constantin in der folgenden Nacht ein ähnliches Traumgesicht. Christus hielt ihm dasselbe Zeichen vor und befahl ihm, es nachbilden und seinem Heer voranstragen zu lassen. Das geschah; Constantin machte daraus sein Banner, das berühmte Labarum. Es war ein langer vergoldeter Speer mit einem Querstab in Kreuzesform, an dessen beiden Armen die Fahne, wie unsere Prozessionsfahnen, von kostbarem Stoff hing. Auf der oberen Spitze des Speeres prangte aber nicht der alte Adler Jupiters und Roms, sondern die beiden verschlungenen griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christi X und P, von denen der erste ein Kreuz bildet. Ein Kranz von Edelsteinen umgab dies Monogramm. Fünfzig Mann der tapfersten und treuesten seiner Leibwache mußten das Labarum in allen seinen Schlachten vor ihm hertragen und umringen. Später ließ er für alle Legionen ähnliche machen; das Monogramm Christi ward das Feldzeichen, das er auf seinem Helm und jeder Soldat auf seinem Schilde trug, und da das erhabenste Siegeszeichen kein Strafwerkzeug sein durfte, so schaffte Constantin später für immer den Tod durch Kreuzigung ab.

Ermuthigt und froh war Constantin, entmuthigt und beängstigt war Marentius. Um die Götter und das Volk günstig zu stimmen und um Verachtung Constantins auszudrücken, gab er zur sechsten Jahrestagsfeier seiner Herrschaft glänzende Spiele im Circus. Wäre er beim Volk beliebt gewesen, so hätte es ohne Zweifel über dem Schauspiel von Krieg den wirklichen Krieg vergessen; allein bei dem verhaßten Tyrannen rügte es den unpassenden Einfall, innerhalb der Mauern Gladiatoren kämpfen zu lassen, wenn außerhalb ein Heer zu bekämpfen war, und plötzlich ergoß sich der Unwille in dem einstimmigen Ausruf: „Constantin ist unüberwindlich!“ Marentius erschrack, verließ den Circus und befahl, die sybillinischen Bücher zu befragen. Deren Ausspruch für den

Tag lautete: „Der Feind Roms wird elend umkommen.“ Marentius deutete dies zu seinen Gunsten und gegen Constantin; schöpfte Muth, stellte sich an die Spitze seines Heeres, zog hinaus, überschritt den Tiber, so daß er den Fluß im Rücken hatte, und begann die Schlacht. Sie war lang und blutig; aber Constantin siegte. Marentius ward in der Flucht seiner Reiterei fort- und zum Tiber zurückgerissen, dann im Getümmel von der Brücke herabgedrängt. Er stürzte mit seinem Pferd in den Fluß; Viele von seiner Leibwache nach ihm und, halb ertränkt, halb erstickt, fand er seinen Tod im Schlamm des Flußbettes am 23. October 312. Rom öffnete jubelnd dem Sieger die Thore. Senatoren, Große, Volk, Weiber, Kinder strömten frohlockend ihm entgegen und begrüßten ihn als den Befreier. Ganz Italien schickte ihm Glückwünsche und der römische Senat errichtete ihm zu Ehren einen Triumphbogen, der noch heutzutage neben dem Coliseum sich erhebt.

Constantin vergaß nicht das Zeichen, durch welches er gesiegt hatte. Er begnügte sich nicht damit, den Christen völlige Glaubensfreiheit mit allen daraus sich entwickelnden Rechten durch seine Edicte zu sichern. Er berief auch Bischöfe zu sich, nahm Kenntniß von der christlichen Lehre und der heiligen Schrift, sorgte mit kaiserlicher Freigebigkeit für Bau und Ausstattung der Gotteshäuser und für Unterstützung der Armen, besonders der Wittwen und Waisen, befreite die Geistlichkeit von allen öffentlichen Lasten, damit sie sich ungestört dem Dienste der Kirche widmen könne; mit einem Wort: er fing an zu verstehen, daß allmälig der Götzendienst verschwinden müsse, da die Götzen gefallen waren.

Nachdem er im Jahre 324 seinen Schwager und Mitkaiser, den wortbrüchigen Licinius, besiegt hatte und nun auch Herr des Orients und Alleinherrscher des ganzen Römerreiches war, sprach er in öffentlichen Proclamationen aus, daß Gott überall die Majestät Seines Namens verkündigen und die Welt von dem Jammer befreien wolle, in welchen sie durch die Gottlosigkeit der Christenverfolger gestürzt sei;

daß Gott zum Werkzeug Seiner erhabenen Absicht ihn, Constantin, auserwählt und deshalb vom fernen Westen nach dem tiefen Osten geführt, und Alles vor ihm niedergeworfen habe, was ihm im Wege gewesen sei. Daher glaube er fest, daß er Leben und Seele und Alles, was er besitze, daran setzen müsse, um diese große Absicht Gottes durchzuführen. In die Provinzen des Reiches schickte er meistens christliche Statthalter. Denen, die es nicht waren, gebot er, keine Götzenopfer für sein Wohl oder in seinem Namen darzubringen, und derselbe Befehl erging an alle hohe Beamten, sogar an die mächtigen Präfecten der Prätorianer, die bis dahin um geringerer Ursachen willen Kaiser ab- und eingesetzt hatten. Der Polytheismus war nur noch eine Ruine; Constantin untergrub sie bedachtsam mehr und mehr; gewaltsam sprengte er sie aber nicht und zwang auch Niemand zur Annahme des Christenthums. An solchen Orten, wo wenig Heiden waren, ließ er die Tempel schließen, oder Dach und Pforten ausheben, damit sie verfielen; oder er gab sie den Christen zum gottesdienstlichen Gebrauch; ließ auch die Götzenbilder auf die Straßen stellen, um sie jedes Zaubers zu berauben. Später gab er ein Gesetz, das er mehrmals neu bestätigte, daß kein neues Götzenbild geweihet werden dürfe. Die Auguren und Haruspizen, Zeichendeuter, die zur heidnischen Hierarchie des alten Rom gehörten und aus dem Flug der Vögel und den Eingeweiden der Thiere zu weissagen behaupteten, bezeichnete Constantin mit ihrem Treiben als Aberglaube, unterwarf sie gewissen Einschränkungen, verbot sie aber nicht; so kamen auch sie in Verfall. Im Jahre 321 schon gab er das Gesetz der allgemeinen Sonntagsfeier. Der erste Wochentag war der, an welchem der Heiland auferstanden und der heilige Geist herabgekommen war; er blieb seit den apostolischen Zeiten der Tag des Herrn, an welchem die Christen gern vereinigt blieben, um das Lob Gottes zu singen, sein Wort zu hören, seinem Opfer beizuwohnen, seiner heiligen Communion theilhaft zu werden. So wurde er von selbst für sie ein Feiertag, an dem die gewöhnlichen Arbeiten auf-

hörten und der sich fast ganz in den Gotteshäusern verlief. Da die Aufnahme und der Unterricht der Katechumenen hauptsächlich auch am Sonntag statt fand (daher unsere sonntägliche Christenlehre), und da diese Belehrungen jetzt öffentlich in den Gotteshäusern gegeben wurden, damit Juden und Heiden daran Theil nehmen konnten, so hatten auch die Heiden allmälig die Sonntagsfeier angenommen und das Gesetz Constantins bestätigte nun den allgemeinen Gebrauch. Alle Gerichte waren Sonntags geschlossen; jede werktägliche Arbeit sollte ruhen, nur der Ackerbau nicht unbedingt, weil da ein Tag oft sehr wichtig für die ganze Erndte ist. Die christlichen Kriegsleute durften den ganzen Tag, frei vom Dienst, in den Gotteshäusern zubringen; die heidnischen befahl Constantin im Freien zu versammeln zu einem kurzen Gebet, das an den einigen Gott gerichtet war. In einer Proclamation von 324 sprach Constantin entschieden den Wunsch aus, es möchten sich all' seine Unterthanen vom Polytheismus ab- und dem christlichen Glauben zuwenden. Doch warnte er die Christen, die Anhänger des alten Götzendienstes in dessen Ausübung nicht zu stören. An entschiedener Bevorzugung der Christen ließ er es keineswegs fehlen, beförderte sie zu den höheren Aemtern, machte ihnen reiche Geschenke, ertheilte ihnen Privilegien und schloß alle häretischen Secten gesetzlich von den Rechten der katholischen Kirche aus. Ortschaften, die sich ganz zum Christenthum bekehrten, erhob er zu Städten. Nirgends aber rief die Zurücksetzung der Heiden irgend einen kleinen oder großen Aufstand hervor. Bevollmächtigte des Kaisers reisten ungestört durch das ganze Reich, von Britannien bis Numidien, vom Atlantischen Ocean bis zum Antilibanon, um seine Verfügungen in Ausübung zu bringen. Die Gräuel der letzten heidnischen Kaiserzeiten waren nach allen Seiten hin so groß, so abschreckend, so empörend gewesen, daß die Heiden selbst unter dieser neuen Regierung frisch aufathmeten.

Für Rom als Residenz hatten die letzten Imperatoren, die alle in der Fremde, viele unter den Barbaren geboren waren, gar keine Theilnahme mehr; sie lebten lieber in Nico-

medien, Alexandrien, Mailand und Trier. Es war als hätten sie eine Ahnung davon, daß Einer, der mächtiger sei als sie, seinen Sitz in Rom aufgeschlagen habe. Auch Constantin war für Rom ein Fremder, war in Mösien geboren, in Nicomedien erzogen, hatte in Gallien und Britannien die Herrschaft gehabt und Rom nur erobert. Als er fand, daß ein bedeutender Theil des Senates und der höheren Stände in Rom beharrlich dem alten Götzendienst treu blieb, beschloß er ein neues Rom zu gründen und dahin den Sitz der kaiserlichen Macht zu verlegen. Er wählte Byzanz, das unvergleichlich anmuthige, welches sich über die sieben schönsten Hügel der Welt am malerischen Bosphorus und am schönsten Meer der Welt, dem Marmora-Meer (Propontis), lagert. Er nannte es Constantinopel und machte es zu einer christlichen und kaiserlichen Stadt, in welcher er weder heidnische Tempel, noch Götzenopfer, -Feste, -Bilder duldete, Letztere etwa nur zum Schmuck, wenn es große Kunstwerke oder Siegeszeichen waren. Er schmückte diese Stadt mit zwei Kaiserpalästen, mit öffentlichen Gebäuden, Aquaducten, Portiken, Amphitheatern, Circus, Badehäusern, Gerichtssälen, vor Allem mit christlichen Gotteshäusern. Die überaus prachtvolle Kirche der zwölf Apostel bestimmte er zu seinem Begräbnißort. Die Friedenskirche wurde von Kaiser Justinian später neu gebaut und der heiligen Sophia geweiht. Die Ausstattung und Ausschmückung dieser und noch anderer Kirchen war kaiserlich. Um correcte Exemplare der heiligen Schriften für sie zu erhalten, schrieb Constantin an Eusebius, Bischof von Cäsarea, der des heiligen Martyrers Pamphilus auserlesene Bibliothek geerbt hatte, und ersuchte ihn, fünfzig schöne und correcte Abschriften der Evangelien anfertigen zu lassen und durch einen Diakon nach Constantinopel zu schicken.

Dieses und unzähliges Andere that Constantin für das Christenthum, nur nicht das Eine, was für ihn selbst die Hauptsache hätte sein müssen: er ließ sich nicht taufen. Bis zum Ende seines Lebens hielt ihn das Vorurtheil, welches so viele Kirchenlehrer jener Zeit zu bekämpfen hatten, außerhalb

der Kirche: es sei gerathen, die Taufe so lange wie möglich zu verschieben, um nicht durch neue Sünden in Gefahr zu kommen, die Taufgnade wieder zu verlieren. Erst als er im Jahre 337 in eine Todeskrankheit fiel, ließ er sich auf dem Schloß Achyron bei Nicomedien von den versammelten Bischöfen die Taufe ertheilen und starb bald darauf am Pfingsttage desselben Jahres.

Einige Jahre vorher hatte seine Mutter, die fromme Kaiserin Helena, eine Reise nach Palästina gemacht, um dort all' die Stätten zu besuchen und der gläubigen Andacht zu bezeichnen, welche durch den Sohn Gottes geheiligt waren. Die Götzentempel und anderweitigen Profanationen, wodurch die Heiden sein Andenken vertilgen wollten, gerade sie erhielten es, und Helena ließ diese Orte vom heidnischen Unwesen säubern und Kirchen darauf erbauen; eine über der Grotte von Bethlehem zu Ehren der Menschwerdung Gottes; eine zu Jerusalem über dem heiligen Grabe zu Ehren des bitteren Leidens und Sterbens des Gottessohnes; eine auf dem Oelberg zu Ehren der Rückkehr in den Himmel des menschgewordenen Gottes; Alle zum Gedächtniß der welterlösenden Liebe, die sich auf diesen drei Stätten am strahlendsten kund gegeben hat: Er ward Mensch für uns, litt für uns und führte die Menschheit verklärt mit sich in den Himmel zurück.

Durch die Ausgrabungen, welche man bei dieser Veranlassung auf dem Platz der Kreuzigung und der Auferstehung machte, entdeckte man — so erzählt die uralte und beglaubigte Ueberlieferung — das Kreuz, die Nägel und die Schrift; und das Kreuz dadurch, daß dessen Berührung eine Sterbende gesund machte. Helena sendete einen Theil des Kreuzes dem Kaiser nach Konstantinopel; einen anderen nach Rom in die von ihr gestiftete Kirche zum heiligen Kreuz von Jerusalem, und der dritte Theil blieb in des Bischofs Obhut, von einem silbernen Schrein umschlossen zu Jerusalem, wo er Einmal im Jahre, am Charfreitag, den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt wurde. Dies ist der Ursprung der erhabenen und süßen Ceremonie der Adoratio Crucis (Verehrung des

Kreuzes), welche am Charfreitag in unseren Kirchen in der Weise stattfindet, daß ein Cruzifix auf den Boden gelegt wird und Klerus und Volk knieend die Wundmale küssen.

Und so hatte denn das Kreuz gesiegt! Kaiser und Völker beteten es im Staube an! Während drei Jahrhunderten war es „den Juden ein Aergerniß," „den Heiden eine Thorheit;" wurde es mit derselben Wuth verfolgt, geschmähet, getreten, verleumdet, verhöhnt, mit welcher der göttliche Heiland in seiner Passion gemartert wurde; waren alle weltlichen, irdischen und dämonischen Mächte innig dagegen verbündet; suchten Roms Imperatoren, dieser Inbegriff allgewaltiger Herrschaft, durch Legionen von Richtern, Soldaten, Henkern, Götzenpriestern es zu entwurzeln; strebten die scharfsinnigsten Philosophen vom Orient bis zum Occident, es verächtlich zu machen; donnerte der Jupiter vom Capitol dagegen; lehnte sich die ganze üppige Götterwelt des Polytheismus, die in jedem Menschenherzen eine Neigung zu ihren Tempeln findet, dawider auf; fluteten Ströme von Blut darüber hin; begruben es Berge von Martyrerleichen; umsonst! es stand fest; der Calvarienberg war dessen sicheres Fundament. Inmitten der letzten Verfolgung zweifelte Kaiser Diocletian nicht an seinem Siege über das Christenthum und ließ eine Denkmünze prägen mit den Worten: „Nach Vernichtung des Namens der Christen." Und bis zu den fernsten Gränzen seines Reiches sollten Denkmäler seinen Triumph verewigen! In Spanien trägt eine Säule die Inschrift: „Diocletian Jovius, Maximian Herculeus, Cäsares Augusti wegen Ausbreitung der römischen Herrschaft in Osten und Westen, und wegen Vertilgung des Namens der Christen, welche der Republik den Untergang bereiteten." Und eine andere Säule: „Diocletian Cäsar Augustus wegen Adoptirung des Galerius im Osten, wegen allgemeiner Abschaffung des Aberglaubens Christi, wegen Ausbreitung der Verehrung der Götter." Umsonst! all' diese Denkmale verkündigten und bezeugten nichts, als eine ohnmächtige Lüge: das Kreuz stand fest und der Gekreuzigte wurde angebetet. Als die blutigrothen

Wolken der Verfolgung schwanden, welche drei Jahrhunderte lang die Sonne des Christenthums verhüllt hatten: da kam es zum Vorschein, wie tief, wie weit, wie mächtig Licht und Glut dieser Sonne vorgedrungen waren, welche Keime sie geweckt und befruchtet hatten, denn nicht Einzelne und auch nicht eine confuse Masse, sondern eine wohlgeordnete, geregelte und gegliederte Welt betete den gekreuzigten Gott an; eine Welt, die sich auf eine feste Glaubenslehre gründete, und sich nach einer festen Sittenlehre, welche aus dem Glauben floß, bildete; eine Welt, die sich in der christlichen Familie zertheilte, um sich in der christlichen Gemeinde zusammenzuschließen, und sich in der christlichen, der katholischen Kirche, christlich ihrem Wesen und katholisch ihrer Bestimmung nach, zu einem großen lebendigen Ganzen zu vereinigen. Und eine innere Gemeinschaft verband dieses Ganze, gab ihm einen wesenhaften Kern nach Innen, eine feste Geschlossenheit nach Außen: Einzelne, Familie, Gemeinde hatten das Bewußtsein derselben Abstammung, derselben Lehre, derselben Sacramente. So etwa sind im natürlichen Leben die Kinder einer Mutter verbunden: dasselbe Blut fließt in ihren Adern, dieselbe Erziehung wird ihnen zu Theil, an demselben Vermögen haben sie Anrecht. Um so viel höher das Gnadenleben über dem natürlichen Leben steht, um so viel inniger ist diese übernatürliche geschwisterliche Gemeinschaft, da nicht das Blut einer irdischen Mutter, sondern das Blut Jesu sie beseelt. Fest, unverbrüchlich und über das Leben hinausreichend, wie diese Gemeinschaft war, trat sie aber zugleich auch nach Außen in die sichtbare Welt, in die menschliche Gesellschaft, als eine klare und bestimmte Einheit, als die sichtbare Kirche hinein. Dargestellt und getragen wurde diese Einheit durch den Episcopat, der eine Fortsetzung des Apostolats ist. Jeder Bischof war über eine Gemeinde, einen Theil der Kirche gesetzt, aber so, daß er, indem er für deren Wohl sorgte und wachte, das Wohl der gesammten Kirche nicht aus den Augen verlor, sondern daß er ein Ring in der Kette der Einheit blieb. Darum sagt der heilige Cyprian:

„Wir ſind der Hirten viele, aber nur eine Heerde weiden wir, und alle Schaafe auf der ganzen Welt, die Chriſtus durch ſein Blut und ſeine Leiden verlangt, ſollen wir ſammeln und erwärmen.“ In jedem Lande oder jeder Provinz war gewöhnlich in deren Hauptſtadt die erſte chriſtliche Gemeinde gegründet, und dann von dort aus durch den zuerſt dort eingeſetzten Biſchof die weitere Verbreitung des Glaubens in andere Orte bewerkſtelligt worden, ſo daß die allmälig zahlreich erblühenden Gemeinden an jenem erſten Ort einen Anhalts- und Mittelpunkt fanden. Wie jeder Biſchof in ſeiner Gemeinde (Sprengel, Diöceſe) die Einheit der Gläubigen darſtellte und das Haupt ſeiner Geiſtlichkeit war: ſo war der Biſchof in der Hauptſtadt des Landes oder der Provinz Repräſentant der Einheit mehrerer Biſchöfe, in deren Mitte er als Erzbiſchof (Metropolit) ſtand. Und endlich hatten alle Kirchen und alle Gläubigen einen Schlußſtein für ihren Bau des Glaubens und der Liebe in dem Mittelpunkt und Oberhaupt der geſammten chriſtlichen Kirche, in dem Nachfolger des Apoſtel Petrus, dem Chriſtus mit klaren Worten die höchſte Autorität in derſelben übertragen hatte. Wie der Biſchof in ſeiner Diöceſe und der Metropolit in ſeiner Provinz, ſo ſtand der römiſche Biſchof an der Spitze des ganzen Episcopates und war der Knotenpunkt, der alle Biſchöfe und in ihnen alle Gläubigen zur Einheit verknüpfte. So hatte ſich denn unter den Stürmen, Martern und Verfolgungen die chriſtliche Lehre nicht blos in einzelnen Seelen fortgepflanzt, ſondern ſie hatte ſich zu einem gefeſtigten und geſchmeidigen Organismus entwickelt, der ſeiner Beſtimmung entſprach, das Werk Chriſti auf der ganzen Erde und für alle Zeit fortzuſetzen, und durch den Glauben die Menſchen ſelig zu machen. Hätte nicht der heilige Geiſt in ihr gewirkt, wie wäre das der Kirche möglich geweſen! Ohne Gegenwehr, ohne Schutz; zwiſchen Römern, Juden und Barbaren; in römiſchen Katakomben, in germaniſchen Wäldern, in griechiſchen Städten, in numidiſchen Wüſten; in ihrem eigenen Schooß Keime des Todes tragend durch Namenchriſten, die nur äuſ-

serlich bekehrt waren, und heidnische Ansichten und Lehren einschleppten oder die reine Lehre verdrehten; durch Abfall betrübt, durch Spaltungen bedroht; immer gezwungen, neben Worte des Friedens und des Segens auch Worte ernster Rüge und Strafe zu setzen; von eigenen Kindern gekränkt und verschmäht; nach menschlicher Ansicht nicht sicher des nächsten Tages und eines Fußbreites Erde; überdies eine Lehre verkündigend, welche dem natürlichen Menschen ein Gräuel ist: durch welche irdische Mittel des feinsten Verstandes, der klügsten Berechnung hätte sie wohl eine so unerhörte Ungunst aller Verhältnisse besiegen können? Durch materielle Gewalt, und indem man den Gelüsten des niederen Menschen schmeichelt und nachgibt, können allerdings große Umwälzungen herbeigeführt und aufrecht gehalten werden: das ist dann ein Sieg irdischer Art und Natur. Aber bei der Kirche war es gerade umgekehrt; die materielle Gewalt war wider sie und sie war wider die Gelüste des niederen Menschen; und dennoch besiegte sie zugleich die materielle Gewalt und den Sinnenmenschen!! Dies war ein Sieg himmlischer Art, und wer ihn davontrug, das war Christus! Seine Menschwerdung, sein Leiden und Sterben, seine Liebe zog den heiligen Geist in das Werk dieser Liebe, in die Kirche hinein, deren Tabernakel Ihm Selbst ein Thron sein sollte — und von der und zu der Er sprach: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen." Diese Schöpfung des ewigen Wortes gestaltete, vollendete, erhielt sich, ergoß sich über den Erdkreis, legte den Grund einer neuen Weltordnung, sänftigte die Seelen in diese Ordnung hinein, bildete das Angesicht der Erde um, wirkte und waltete segenvoll, — immer angefeindet und immer siegend, immer geschmäht und immer liebend, immer gekreuzigt und immer erlösend — durch den heiligen Geist, der bei ihr war und ist und sein wird jetzt wie zu den ewigen Zeiten. Amen.

Bilder

aus der

Geschichte der Kirche.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Die Väter der Wüste.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1857.

Die Väter der Wüste.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1857.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Mainz,
Druck von J. Kupferberg.

Vorwort.

Hier ist nun wieder eine Sammlung von Bildern aus der Geschichte der Kirche, wieder ein Kranz von Passionsblumen zu Füßen des heiligen Kreuzes. Aber die Zeit ist eine andere. Freundliche, ja goldene Tage sind dem Christenthum aufgegangen und der Christ findet kein äußeres Marterthum mehr. Darum erfindet er ein innerliches. Denn ohne Martyrium lebt die heilige Liebe nicht. Das ist ihr Vorrecht und ihre Signatur. Aber darum ist denn auch der Schauplatz ein anderer, nicht mehr das tobende Amphitheater mit seiner blutbesprengten Arena, mit seinem mörderischen Folterapparat, mit seinen gierigen Bestien, mit seinen leidenschaftstrunkenen Zuschauern. O nein! ganz wo anders ist er! Ein einsames Menschenherz in öder Zelle und ringsum das Schweigen der Wüste: das ist der Schauplatz dieser neuen Passion. Jene hatte ihr Vorbild in Christus auf Golgatha; diese in Christus im Stalle zu Bethlehem, auf der Flucht nach Egypten, in der Zimmermannshütte zu Nazareth, in der Nacht am Oelberg — lauter Stätten seiner mystischen Passion! Und diese theilen die großen heiligen Einsamen, die Väter der Wüste, mit ihrem Heiland. Sie wandeln auf dem Wege zum Himmel, auf dem Er zeitlich in seiner heiligsten Menschheit gewandelt ist, um uns ewig durch seine Gottheit zu beseligen; sie wandeln freiwillig auf dem Wege des Leidens

aus Liebe. Es liegt ich weiß nicht was für ein namenloser Zauber auf dem Leben dieser Einsamen, wie es von der Demuth, vom Stillschweigen und von der Einöde, mit seinen Kämpfen, Trübsalen, Opfern, Schmerzen lind verschleiert wird, doch so klar, so schön vor den Augen der Welt, aber über ihr sich entwickelt und an dem Himmel der Kirche als ein fester Regenbogen steht, als ein Zeichen der Versöhnung des Geschöpfes mit dem Schöpfer, gebildet aus der „Sonne der Gerechtigkeit" — Christus; aus dem trüben Gewölk der Zeitlichkeit und aus den Herzbluttropfen, die man Thränen, Thränen der Buße, der Reue, der Liebe nennt. Man fühlt ich weiß nicht was für eine unsägliche Sympathie mit diesen stillen Heroen, deren Wunden nur nach Innen bluten, deren Siege nur der König der Ewigkeit belohnt. Ich meine, kein Menschenherz könne sich ungerührt von diesen Geisterschlachten wegwenden, die in höherer Sphäre zur Erstürmung des Himmelreichs geliefert werden, während es in niedriger und für geringe Zwecke so jämmerlich sich abquält. An ihnen sieht es, wie das Auge des Glaubens die irdischen Dinge mißt und schätzt, und wie die Hand der Hoffnung sie wegwirft, um nach den himmlischen zu greifen, und wie die Liebe das Himmlische findet im herben Kelch der Entsagung, und wie aus der Entsagung ein wonneseliger Triumph ersteht. Und welch Menschenherz hat nicht die Entsagung zu üben? Nun wohlan! so übe es sie in der Vereinigung mit der heiligsten leidenden Menschheit des Erlösers.

Man hat mir gerathen, ich möchte nur nicht zu viel Mystisches, dem die Zeit abhold sei, in diese Bilder bringen. Das hätte ich ohnehin nicht gewagt, weil die Mystik ein Buch mit sieben Siegeln ist, das nur die Heiligen und die Gotterleuchteten, aber mit nichten die Anfänger, die, wie ich,

kaum auf der Schwelle der heiligen katholischen Kirche stehen, öffnen können. Nur war freilich die Kundgebung der Kraft und Liebe Gottes in seinen durch die christliche Ascese gereinigten Geschöpfen nicht zu vermeiden, da sie ja einen wesentlichen Theil des Lebens der großen Anachoreten ausmacht, und das ist denn allerdings wunderbar geheimnißvoll, d. h. mystisch. Da muß man sich einfach an den heiligen Einsiedler, den großen St. Johannes Climacus, halten, der in seiner „Leiter zum Paradiese" mit so lieblicher Kindeseinfalt schreibt: „Da, wo Gott wirkt, der über die Natur ist, wird auch immer sehr Vieles gewirkt werden, was gleichfalls über die Natur ist."

Zwischen den „Vätern der Wüste" befinden sich sehr viel Frauen. In der Ordnung der Gnade gilt aber weder Mann noch Weib, sondern nur die „neue Schöpfung," sagt der heilige Apostel Paulus den Galatern, und deshalb gehören die großen Ascetinnen in diesen Kranz von Passionsblumen. Welche Frauen — so eine Macrina, an deren liebendes Herz drei Bischöfe, drei Heilige, ihre Brüder, sich lehnen! So eine Paula, die ganze Generationen ihrer Familie in die Heiligkeit hineinzieht!

Gelesen hab' ich zuerst und vor Allen und immer wieder „Die Leben der Väter" von P. Heribert Rosweyd S. J., der über diesen Gegenstand die Schriften des Hieronymus, Rufinus, Theodoret, Palladius, Cassian, Sulpicius Severus, Evagrius u. A. gesammelt und zu einem unvergleichlich schönen Buch vereinigt hat, aus dessen Reichthum ich nur Einzelnes auswählen konnte, was nun leider unter meiner Feder zu verwelkten Rosen geworden ist. Dann las ich Stolbergs, Döllingers, Fleurys, Rohrbachers, Alzogs Kirchengeschichte; dann Möhlers „Athanasius;" P. Zingerle's „Simeon Stylites;"

Böttigers „Sabina;“ Nickel und Rebrein „Beredsamkeit der Kirchenväter;“ Butler „Leben der Heiligen Gottes;“ Johannes Climacus „Leiter zum Paradiese;“ und ein altes französisches Werk „Vie des Pères du Désert“ von einem Ungenannten.

Jetzt geht das Buch in die Welt und zu dir, mein Leser, für den ich es mit großer Liebe und in der Hoffnung, daß es dir Freude machen werde, geschrieben habe. Jetzt aber mache auch du mir wiederum Freude. Siehe! zitternd und zagend steh' ich da, daß dies kleine Buch mir nicht dereinst zum Gericht werde, weil ich die Tugenden, die ich darin beschrieben, zwar erkannt, geliebt und bewundert, aber nicht geübt habe. Ach, hilf mir den lieben Gott bitten, daß es doch endlich geschehen möge!

Mainz, am Tage der heiligen Therese,
15. Oktober 1857.

Ida Hahn-Hahn.

Inhaltsverzeichniß.

Das Christenthum in der Freiheit.

Wie es Besitz von der Welt nimmt: durch die Lehre alleinseligmachend zu sein; durch den Zusammenhang der alten Prophezeihungen mit ihrer Erfüllung; durch wissenschaftliche Begründung; durch Sittigung der Menschen; durch Werke der Liebe. S. 1—12.

Der christliche Cultus.

Warum sich die Christen über jedes neue Gotteshaus freuten. Beschreibung der Kirche zu Tyrus, nach Eusebius. Basiliken. Ausschmückung derselben. Das Kreuz. Bilder und Votivbilder. Liturgie des Gottesdienstes. Oblation. Eulogie. Das heilige Meßopfer. Privatmessen. Votivmessen. Messen für Verstorbene. Die kirchlichen Tagzeiten. S. 12—27.

Feste und Buße.

Der Sonntag. Das Osterfest. Himmelfahrt. Die Bitt-Tage. Pfingsten. Das Weihnachtsfest. Epiphania. Marien- und Heiligentage. Bußgeist. Das geheime und öffentliche Sündenbekenntniß. Die vier Stufen der öffentlichen Buße. Erkaltung des Bußeifers. S. 27—38.

Bosporus und Nil.

Byzanz: Lage, Umgebung, Größe, Reichthum, Schönheit, Prachtgebäude, Kirchen- und Kunstschätze. Der Nil und seine Ufer. S. 38—50.

Die Einſiedler.

Wie die Einſiedler nach den drei evangeliſchen Räthen, die Chriſtus gab, zu leben trachteten. Wie die evangeliſchen Räthe den Stand der Vollkommenheit durch die chriſtliche Aſcetik begründen. Wie deren Blüthe die Myſtik, die Vereinigung der Seele mit Gott, iſt. Wie die Buße oder das Leiden aus Liebe zu Gott, dem Reiche Gottes in der Seele vorhergehen muß. S. 50—66.

Die Wüſte.

Die Wüſte des Orients: die große ſyriſche Wüſte, vom Antilibanon bis zum Euphrat. Damaskus am Eingang. Die kleine arabiſche Wüſte zwiſchen Gaza und Cairo. Die egyptiſche Wüſte zwiſchen Cairo und den großen Nilkatarakten. Die Thebais zwiſchen dem Nil und dem rothen Meere. Die Höhlen und die altegyptiſchen Felſengräber. S. 66—76.

Paulus von Theben.

(Geb. 229, geſt. 342.)

Patriarch der Einſiedler. Wie er die Welt fliehet und Gott findet. Wie Antonius ihn entdeckt. Wie er ſtirbt. S. 77—89.

Der heilige Antonius.

(Geb. 251, geſt. 356.)

Wie ſeine Herkunft und Erziehung war. Wie das Evangelium ihn dem Stande der Vollkommenheit zuführt. Wie er ſich übt in heiliger Aſceſe. Wie der Verſucher ihn peinigt. Wie er ſich in die Thebais begibt und in einem verfallenen Thurme zwanzig Jahre ſich verſchließt. Sein Einfluß auf ſeine Zeit und auf alle Zeiten. Seine Wunderthaten. Seine Belohnungen. Seine Weiſſagungen. Wie er ſich auf den Berg Colzim begibt. Wie er vom Leben ſcheidet. S. 90 – 135.

Der heilige Hilarion.

(Geb. 291, geſt. 371.)

Wie er, vierzehnjährig, bei dem heiligen Antonius Belehrung ſucht und ſich in die Moraſtwüſte am Mittelmeere unfern Gaza zurückzieht. Wie gewaltig er ſich abtödtet. Wie ſeine Gebetskraft Wunder wirkt.

Wie seine Einsiedelei zum Wallfahrtsorte wird. Wie sich Jünger um ihn sammeln und Lauren mit Anachoreten, Klöster mit Mönchen in Palästina, Syrien, Mesopotamien erblühen. Wie er vor der weltlichen Ehre flieht: nach Egypten, Sicilien, Dalmatien, Cypern. Sein Tod. S. 135—153.

Paul der Einfältige.
(Gest. Ende des vierten Jahrhunderts.)

Wie er als sechzigjähriger Greis ein Jünger des heil. Antonius, und groß wird durch kindlichen Gehorsam. S. 153—160.

Ammon, Abt zu Nitria.
(Gest. Mitte des vierten Jahrhunderts.)

Wie er vermählt wird und mit seiner Braut im jungfräulichen Stande verbleibt. Wie sie nach achtzehn Jahren sich trennen und er in der Wüste Nitria sich ansiedelt. Wie dort nach und nach eine zahlreiche Genossenschaft sich ansammelt. Wie man dort lebt, sich beschäftigt, gastfrei ist. Wie man sich noch strenger in der Wüste Cellia abschließt. Wie Antonius im Geiste Ammon's Tod schaut. S. 160—168.

Der heil. Pachomius, Abt von Tabenna.
(Geb. 292, gest. 348.)

Welchen Eindruck Christen auf den heidnischen Jüngling machen. Sein Kriegszug, Taufe und Entschluß. Wie er zu dem Greis Palemon kommt und in der Askese sich übt. Von einem hochmüthigen Einsiedler. Wie Pachomius Klöster und Orden von Tabenna stiftet und Regeln gibt. Wie die Mönche leben. Wie die Nonnen leben. Von Bruder Zachäus. Wie Pachomius einem Kinde gehorcht. Von Bruder Sylvanus. Von Macarius aus Alexandrien und von dem egyptischen Macarius. Von Bruder Tithoes. Wie Pachomius Crocodile bändigt und verleumdet wird. Wie er an der Pest stirbt. S. 169—205.

Serapion der Sindonite.
(Gest. im vierten Jahrhundert.)

Wie er sich in Corinth zum Sclaven eines Gauklers macht und ihn bekehrt. Wie er sich in Lacedämon einem Manichäer verkauft und ihn bekehrt. Wie er sich in Rom noch zwei Mal verkauft. Wie er in die egyptische Wüste zurückkehrt und stirbt. S. 205—210.

Der heilige Arſenius.

(Geb. 355, geſt. 450.)

Wie er von Rom nach Conſtantinopel und von dort nach der Wüſte Scete geht. Wie Bruder Johannes der Kleine ihn prüft. Wie er ſich als einen Abgeſtorbenen betrachtet. Von ſeiner Demuth und Schweigſamkeit. Von Bruder Alexander. Von einem alten Einſiedler. Von einer vornehmen Römerin. Wie Arſenius aus einer Wüſtenei in die andere flieht. Wie er in Frieden ſtirbt. S. 210—224.

Der ſelige Moyſes.

(Geſt. im fünften Jahrhundert.)

Wie er Sclave iſt in Aethiopien; dann Räuber. Wie er in die Wüſte Scete flieht und furchtbare innere Kämpfe beſteht. Wie der heilige Iſidor ihn tröſtet. Was Moyſes für Lehren ertheilt. Von Bruder Zacharias. Wie Moyſes Beſuche empfängt. Wie er Prieſter wird. Wie er umkommt. S. 224—236.

Bruder Valens, Bruder Ero und Bruder Ptolomäus.

(Geſt. im fünften Jahrhundert.)

Wie Bruder Valens ſich vom Hochmuth blenden läßt und in Irrſinn verfällt. Wie Bruder Ero fromm beginnt, aber ſich ſpäter von der Eitelkeit bethören läßt und in's Elend geräth. Wie Bruder Ptolomäus am Eigenwillen kläglich zu Grunde geht. S. 236—246.

Der heil. Ephrem, der Syrer.

(Geb. 306, geſt. 378.)

Seine Herkunft. Sein Bußgeiſt. Sein aſcetiſches Leben bei dem heil. Jacob von Niſibis. Seine Freundſchaft mit dem Mönche Julian. Der heil. Jacob und der König Sapor. Wie Ephrem Diakon wird, Bußprediger, Kirchenlehrer, Dichter, Miſſionär. Wie er die heilige Mutter Gottes feiert. Wie er für die Peſtkranken in Edeſſa ſorgt und ſtirbt. S. 246—266.

Die heilige Macrina.

(Geb. 328, geſt. 379.)

Ihre Großmutter, die ältere Macrina. Ihre Eltern, der heil. Baſilius und die heil. Emmelia. Ihre Kindheit, Erziehung, Verlobung, Gottverlobung. Ihre Tugenden. Ihr Kloſter. Ihre Leiden. Ihr Tod. S. 266—275.

Die selige Marana und die selige Cyra.
(Gest. im fünften Jahrhundert.)

Wie diese beiden vornehmen und reichen Jungfrauen zu Berœa in Syrien aus Liebe zu Christus im Kerker ein gewaltiges Bußleben führen. S. 275—279.

Die heilige Thais.
(Gest. im vierten Jahrhundert.)

Wie sie in Alexandrien einen sündhaften Lebenswandel führt. Wie der Abt Paphnutius zu ihr kommt. Wie sie sich bekehrt und drei Jahre in einer Zelle einsam verschlossen Buße thut. S. 280—283.

Die heilige Pelagia.
(Gest. im fünften Jahrhundert.)

Der Oelberg bei Jerusalem. Wie Bruder Pelagius in einer Höhle desselben Buße thut. Wie ihn Jacobus, Diakon von Edessa, besucht. Wie er todt gefunden wird. Wie Bischof Nonnus von Edessa die Schauspielerin Pelagia zu Antiochien bekehrt hat. S. 283—300.

Der heilige Simeon Stylites.
(Geb. 388, gest. 459.)

Seine Geburt im Dorfe Sisan in Syrien. Seine Kindheit als Schafhirt. Seine Liebe zu Gott. Seine Opferfreudigkeit. Sein Eintritt in das Kloster von Teleda, bei vierzehn Jahren. Seine gewaltige Bußstrenge. Seine Prüfungen. Verläßt Teleda. Geht in das verödete Kloster von Telneshe. Bei vierundzwanzig Jahren in die Mandra. Bei fünfundreißig Jahren besteigt er Säulen; erst niedrige, dann höhere. Seine Lebensweise auf denselben: Kleidung, Andacht, Predigten, Leiden. Seine Wunderthaten. Völkerwanderung zu ihm. Wie er seine Mutter empfängt. Kaiser Theodosius II. Pulcheria. Eudocia. Nestorius und seine Irrlehre verdammt durch das Concil von Ephesus, 431. Eutyches und seine Irrlehre verdammt durch das Concil von Chalcedon, 451. Die Kaiserin Eudocia hängt letzterer an; wendet sich an Simeon; bekehrt sich. Erbeben zu Antiochien. Simeons Tod. Andere Styliten: Daniel, bei Constantinopel, † 489. Der jüngere Simeon, † 596, auf dem wunderbaren Berge bei Antiochien, nachdem er seit seinem sechsten Jahre auf Säulen gestanden. S. 300—361.

Der heilige Nilus.

(Gest. im fünften Jahrhundert.)

Stammt aus Ancyra, studirt zu Antiochien, lebt in hohen Ehren, glücklich vermählt zu Constantinopel. Begibt sich um 390 mit seinem Sohn Theodul in die Wüste des Berges Sinai. Gelangt zu hoher Erleuchtung und wird durch seine Schriften ein Lehrer der Kirche. Die selige Jungfrau Magna. Der Ueberfall der Sarazenen. Wie Theodul geraubt wird. Wie Nilus ihn wiederfindet. Wie beide zu Priestern geweiht auf den Sinai zurückkehren. S. 361—372.

Der heilige Johannes Climacus.

(Geb. 525, gest. 605.)

Stammt aus Palästina; wird vortrefflich erzogen und gebildet; geht bei sechzehn Jahren in die sinaitischen Wüsten; wird ein Schüler des Einsiedlers Martyrius; legt die Ordensgelübde ab; steigt zu hoher Tugend empor; schreibt auf Veranlassung des Abtes vom Kloster Raithu: „die Leiter zum Paradiese." Vom Gehorsam: Bruder Abbacyrus, Bruder Laurentius, Bruder Menas, Bruder Isaor. Von der Buße. Von der Sanftmuth und Demuth. Vom Gebet und der Stille des Geistes. Johannes wird Abt auf dem Sinai; zieht sich nach vier Jahren wieder in die Wüste Thola zurück; entschläft in Frieden. S. 372—393.

Die Töchter der Drachen.

Ueber die große Anzahl der Klosterleute beiderlei Geschlechtes im Morgenlande, namentlich in Egypten. Wie der heilige Athanasius genaue und tiefe Kunde des Ordenslebens nach Rom bringt. Das Leben der vornehmen Frauen im heidnischen Rom. Sclavinnen und ihre Dienste. Luxus in Kleidern, Schmucksachen und Hausrath. Grausamkeit und Menschenverachtung. S. 393—410.

Die heilige Marcella.

(Gest. 410.)

Ihre Familie. Einfluß des heiligen Athanasius auf sie und auf ihre Schwester Asella. Ihre Heirath. Ihr Wittwenstand. Ihre Beschäftigungen. Ihr heilsamer Einfluß auf andere Frauen. Ihr geistlicher Eifer. Ihre Freundschaft mit dem heiligen Hieronymus. Ihre Pflegetochter Principia. Roms Eroberung durch den Gothenkönig Alarich. Marcellas Tod. S. 410—421.

Die selige Fabiola.

(Gest. 399.)

Wie sie sich von ihrem ersten Mann trennt und einen zweiten ehelicht. Wie sie öffentliche Kirchenbuße thut. Wie sie sich glorreich zu Gott bekehrt. Wie sie in Rom das erste Spital stiftet und darin als Magd dient. Wie sie nach Jerusalem pilgert, mit dem heil. Hieronymus sich befreundet, nach Rom zurückkehrt und stirbt. S. 421.—429.

Die selige Paula.

(Geb. 347, gest. 403.)

Bethlehem und die heilige Grotte. Paula's Geschlecht. Ihr Gemahl Toxotius. Ihre glückliche Ehe. Ihre fünf herrlichen Kinder. Ihr Gram um den Tod ihres Gemahles. Ihre Bekehrung zu Gott. Ihr ascetisches Leben. Ihre Seelenführung durch den heiligen Hieronymus. Ihre und ihrer Töchter Studien der heiligen Schrift. Eustochium verlobt sich dem jungfräulichen Stande; Blesilla vermählt sich und stirbt früh; Paulina heirathet den Pammachius und Rufina den Aletius. Paula geht mit Eustochium nach Palästina; durchpilgert es; besucht Egypten; baut in Bethlehem ein Mönchskloster sammt Herberge für Pilger und ein Nonnenkloster, dem sie vorsteht. Laret Marcella ein. Rufina's und Paulina's Tod, 398. Pammachius baut ein Spital zu Ostia, stirbt 410. Paula's Sohn Toxotius vermählt sich mit Leta und stirbt früh. Seine kleine Tochter, Paula die jüngere wird zur Großmutter nach Bethlehem geschickt. Tod der heil. Paula. Eustochium wird Vorsteherin des Klosters. Wie der heil. Hieronymus sie verehrt. S. 429—467.

Die beiden Melanien.

(Geb. 410 und 439.)

Die römische Wittwe Melania bestellt ihr Haus und reist 372 nach Egypten zu den Einsiedlern. Der heilige Jsidor, Spitalmeister zu Alexandrien. Dirpmus der Blinde. Die selige Alexandra. Eine geizige Jungfrau. Der Abt zu Nitria, Hor. Der heilige Pambo und das Silbergeräth. Die Ermahnung des Pinuphius. Lehren der Altväter. Warum Abt Sylvan den Bruder Marcus tadelt. Bruder Johannes fängt die Löwin und begießt den Stock. Von zwei friedfertigen Ascoten. Verfolgung der Einsiedler. Wie Melania sich ihrer annimmt. Sie gründet ein Kloster in Jerusalem und lebt in guten Werken. Evagrius Ponticus. Rufinus. Melania greift an Irrlehre. Ihr Sohn

Publicola und seine Frau Albina. Ihre Enkelin Melania und deren Gatte Pinian streben nach evangelischer Vollkommenheit. Melania geht nach Italien, besucht mit ihrer Familie den heiligen Paulin zu Nola, bekehrt in Rom den Apronian, geht 408 mit den Ihren nach Tagaste zum heiligen Bischof Alypius. Wie sie dort leben. Publicola stirbt. Melania die ältere geht allein nach Jerusalem zurück und stirbt, 410. Pinian, die jüngere Melania und Albina reisen 417 in's Morgenland. Ihr ascetisches Leben. Volusian ruft seine Nichte Melania nach Constantinopel. Sie bekehrt ihn zum Christenthum. Ihre Freundschaft mit der Kaiserin Eudocia. Pinian stirbt 435. Eudocia pilgert nach Jerusalem. Melania's seliger Tod, 439. S. 468—512.

Soli Deo Gloria.

Das Christenthum in der Freiheit.

Der Glaube, den der Sohn Gottes zur Erlösung und Beseligung der Menschheit vom Himmel herabgebracht, durch die Wunder seines Lebens und Todes besiegelt, und zur Reinbewahrung und fernern Verkündigung einer Anstalt übergeben, deren heilige Verfassung Er Selbst nach göttlicher Weisheit angeordnet und eingesetzt hatte: dieser Glaube war durch Gottes Werkzeug, Kaiser Constantin, aus der äußern Unterdrückung aufgerichtet und gegen die heidnische Verfolgung beschirmt. Aber nicht blos als ebenbürtig andern Religionslehren nahm dieser Glaube zwischen ihnen seinen Platz ein: sondern als der allein berechtigte, weil durch die ewige Wahrheit Selbst allein geoffenbarte, nahm er für sich eine überirdische Weltherrschaft in Anspruch. Andere Religionssysteme — der Egypter wie der Griechen, der Indier und Perser wie der Römer, ja auch das der Israeliten — gehörten immer ihrem Lande und ihrem Volke an, waren von einander geschieden durch Berge und Flüsse, begrenzt durch eine fremde Sprache, eingeengt durch die Anschauungsweise der verschiedenen Völker, die ihnen anhingen. Die Gottheit, welche an der südlichen Küste des Meeres angebetet wurde, war an dessen nördlicher Küste unbekannt; und am westlichen Abhang des Gebirges standen Tempel und Altäre,

deren Dienst am östlichen Abhange fremd oder verachtet war. Die Völker setzten eine Art von Stolz darein, daß ihre Götter gerade Gottheiten ihres Landes waren. Weil abgefallen von der ewigen Wahrheit, war das Ebenbild Gottes, nach dem sie geschaffen waren, in ihnen verwischt; war die Signatur der Gnade in ihnen untergegangen vor jener der Natur. In diesem natürlichen Boden mit allen Kräften des Geistes, des Willens, des Gefühls wurzelnd, wurden sie zum Gegensatz der Gnadenordnung: sie schufen sich ihre Götter, und schufen sie so, wie zu jeder Zeit die glaubenslose Selbstsucht schafft: für sich, für ihre Zwecke, für ihre Bedürfnisse und ihre Neigungen. Diese Götter waren Spiegelbilder des gottentfremdeten Innern des Menschen und der Mensch diente ihnen in dem Wahne, daß sie wiederum ihm dienstbar wären, ihre Macht und ihren Schutz ihm gewährten, sein Vaterland ihm beschirmten, fremden Völkern und Ländern feindlich und drohend wären. Er hätte eine Beinträchtigung seines Besitzthums und eine Verkümmerung seiner Rechte darin erblickt, wenn er die Gottheit seines Landes mit einem andern Volk hätte theilen sollen. Daher bestanden Landesgottheiten, wie Landessitten und Landesgesetze. Dies zersplitterte, engherzige Vielerlei, dies unvermeidliche Product der Selbstsucht, war im Polytheismus zur höchsten Höhe und größten Verwirrung gestiegen, und hatte seinen Gipfelpunkt erreicht, als der Sohn Gottes Mensch ward, um die traurige Zerrissenheit zur seligen Einheit zurückzuführen und alle Völker und Geschlechter der Erde für Gegenwart und Zukunft zu Kindern eines Vaters, zu Anbetern eines Gottes zu machen. Die Lehre Jesu nahm Etwas für sich in Anspruch, Etwas, das seit 4000 Jahren noch Niemand und Nichts in Anspruch genommen hatte: sie war göttlich unfehlbar, sie war allein seligmachend, und deshalb nicht beschränkt auf eine Zeit und ein Volk; sondern zu allen Menschen in allen Zeiten sprach Christus: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben"; der Weg, dem ihr folgen sollt, die Wahrheit, die ihr aufnehmen sollt, das Leben, das ihr in Ewigkeit genießen sollt. Welchen Wieder-

klang dies Wort in der Menschheit fand, zeigen die ersten Jahrhunderte, in denen Christus seine Verheißung in Erfüllung gehen ließ: „Wenn ich von der Erde erhöhet bin, werde ich Alles an mich ziehen.“ Dieser Zug war so gewaltig, so allgemein, so hinreißend, daß er von dem Marterleben und dem Martertode in diesen drei ersten Jahrhunderten statt unterdrückt — entflammt, statt abgeschreckt — angefeuert wurde. Nach diesen drei Jahrhunderten hatte das Christenthum das Heidenthum überwunden.

Aber jeder einzelne Christ hatte deshalb noch nicht mit dem göttlichen Heiland „die Welt überwunden.“ Die Bevorzugung, die Constantin augenscheinlich den Christen gewährte; die äußeren Vortheile, durch die er sie begünstigte; die hohe Ehrfurcht, die er gegen Bischöfe und Priester bei jeder Veranlassung aussprach; die Theilnahme, welche er der würdigen Feier des Gottesdienstes schenkte; die außerordentliche Großmuth, mit welcher er die Gotteshäuser bis zur höchsten Pracht ausstattete — Alles das trug bei Vielen dazu bei, gab wohl sogar Manchen den Anstoß dazu, daß sie sich einer Religion zuwendeten, die der mächtige, siegreiche, kluge und edle Kaiser so hoch stellte, daß er sich ganz unleugbar zu ihr hielt und sich als Christ betrachtete, obwohl er nicht getauft war*), weil er das damals herrschende Vorurtheil angenommen hatte, man müsse sich erst auf dem Sterbebette taufen lassen, um nicht in das Unglück zu gerathen, die Taufgnade durch eine Sünde zu verlieren. Dies war nun freilich eine verkehrte Ansicht, denn die Seele ist ohne Taufe auch ohne Gnade, ist von der Erbsünde und ihren eigenen Sünden zwiefach befleckt, also unfähig zum ewigen Leben; und Niemand war versichert, daß der Tod nicht plötzlich kommen und dann die Taufe unmöglich machen werde. Dennoch zeugt dieser Irrthum für den hohen Werth, den man damals darauf legte, durch das Sacrament zur gänzlichen Reinheit hergestellt zu

*) Es sollen jedoch auch gute Gründe für die Ansicht bestehen, daß sich der Kaiser nicht an seinem Lebensende, sondern schon viel früher durch Papst Sylvester taufen ließ.

werden, um in der Taufunschuld vom Leben abzuscheiden und vor den Richterstuhl des gerechten Gottes zu treten. Constantin sprach und benahm sich als Christ — wenn auch nicht als ein vollkommener — und das war Veranlassung genug für eine Menge Menschen, ihm darin nachzuahmen. Sie hatten ja die heidnischen Imperatoren als Götter angebetet; hatten ja auf deren Wink und nach deren Laune verflucht und verfolgt, und kein höheres Glaubensgesetz gekannt, als deren Willen. Der ungeheure Umschwung, der jetzt für Viele innerlich und in den Ideen eintrat, erfaßte Andere nur äußerlich und versetzte sie nur der Form nach auf die Bahn, auf welcher Constantin fortschritt. Das Beispiel der Gewaltigen wirkt in weitesten Kreisen; aber um so tiefer, innerlicher und hinreißender nur in dem Maße, als Der, welcher das Beispiel gibt, selbst heiliger ist. So flutheten denn jetzt, gleichsam im Gefolge Constantins, ganze Ströme von Menschen in die Kirche Christi hinein, denen das Wesen derselben unerschlossen blieb, die sich immer nur auf der Oberfläche des Lebens bewegten, nie hinabstiegen zu der Schatzkammer der Gnaden und nie hinaufreichten nach dem Ziele, zu dessen Erstrebung die Gnaden ausrüsten sollen.

Die alten Christen aber, welche durch die harten Tage der Vergangenheit zum Theil als Bekenner gewandelt und aus der großen Trübsal gekommen waren, sie frohlockten und priesen die Wunderthaten Gottes, die er in der bis vor Kurzem so feindlichen heidnischen Welt für sie wirkte. Aus den Metallgruben in Numidien, aus den Porphyr- und Granitbrüchen in Oberegypten, aus den Gebirgen und Wäldern Kleinasiens, aus den arabischen Wüsten, wo viele Tausende theils in Verbannung, theils als Flüchtlinge gelebt hatten, kehrten sie jetzt zurück in ihre Heimath, zu ihrer Familie, zum lieben häuslichen Heerde und zu den geliebten heiligen Stätten ihrer Andacht. Nach jahrelanger Trennung sah endlich der Vater seine Kinder, der Mann seine Gattin, der Freund seinen Jugendfreund wieder; vereinigte der Priester, der Bischof, sich wieder mit seiner theuren Gemeinde. Manche Bekenner trugen an ihrem Leibe das Siegel der Martern,

welche ſie um ihrer Glaubenstreue willen ausgeſtanden hatten: ſie waren einäugig oder ſie waren gelähmt durch ein heißes Eiſen im Kniegelenk und ſo in die Bergwerke geſchickt worden, um ihnen die Flucht unmöglich zu machen. Andere waren grau und gebrochen durch Krankheit, Mißhandlung und unerhörte Entbehrung. Aber um ſo freudiger ſtimmten ſie ein in das Frohlocken der Glaubensbrüder; denn ſie durften mit dem Apoſtel Paulus ſagen: „Ich werde nicht zu Schanden, denn ich weiß, an Wen ich geglaubt habe.“ (II Tim. 1, 12.) Sie hatten mit ihm empfunden: „Wenn auch unſer äußerer Menſch aufgerieben wird, ſo wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert.“ (II Cor. 4, 16.) Sie wußten, daß das ächt chriſtliche Leben äußerlich immer Paſſionswoche, innerlich immer Oſtertag, ein täglich abſterbendes und täglich auferſtehendes iſt; und daß „die gegenwärtige Trübſal, die augenblicklich und leicht iſt, eine überſchwängliche, ewige Herrlichkeit bewirket.“ (II Cor. 4, 17.) Ein irdiſcher Wiederſchein dieſer Herrlichkeit erglänzte jetzt in der Welt: die Wahrheit hatte geſiegt! die Wahrheit wurde angebetet! und die Menſchen betrachteten es als ihr Glück und ihre Ehre, zu dieſen Anbetern zu gehören. Und weil ihre Freude ſich auf Ewiges richtete, ſo war ſie rein; war frei von Groll gegen die früheren Unterdrücker, frei von Selbſtüberſchätzung in dem gegenwärtigen Triumph. Denn ſie waren es nicht, die triumphirt hatten! Es ging nun jetzt in Erfüllung, was der heil. Sänger David, der König, mit ſeiner großen Seele vorhergeſehen und geſungen hatte. „Es ſtehen auf die Könige der Erde und kommen zuſammen die Fürſten wider den Herrn und wider ſeinen Geſalbten, ſprechend: Laßt uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihr Joch! Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer und der Herr ſpottet ihrer. Dann redet er zu ihnen in ſeinem Zorne und verwirret ſie in ſeinem Grimme. Und nun, ihr Könige, verſtehet; laßt euch weiſen, die ihr Richter ſeid auf Erden. Dienet dem Herrn in Furcht und frohlocket ihm mit Zittern. Huldigt dem göttlichen Sohn, daß nicht etwa zürne der Herr und ihr zum Untergange gehet.“

(Pſ. 2.) Dieſe wenigen Worte umfaſſen im kurzen prophetiſchen Abriß die Schickſale der Kirche in ihren erſten Jahrhunderten. Jetzt fing Kaiſer Conſtantin an „zu verſtehen“ und der Krieg gegen den ewigen Gott, den ſeine Vorgänger zu ihrem Schaden und ihrer Beſchämung geführt hatten, hörte auf.

Der Geſchichtſchreiber Euſebius, Biſchof von Cäſarea, ein Augenzeuge dieſer Tage, erzählt, daß die Chriſten mit Wonne die prophetiſchen Hymnen Davids geſungen hätten, in welchen er vierzehn Jahrhunderte zuvor die Bekehrung der Welt weisſagte. „Singet dem Herrn ein neues Lied; ſinget dem Herrn, alle Lande. Verkündet unter den Völkern ſeine Herrlichkeit, unter allen Nationen ſeine Wunder.“ (Pſ. 95.) „Der Herr regiert, darum frohlocke die Erde.“ (Pſ. 96.) „Der Herr hat kundgethan ſein Heil, im Angeſichte der Völker geoffenbart ſeine Gerechtigkeit. Er gedachte ſeiner Barmherzigkeit und ſeiner Wahrheit für das Haus Iſrael. Alle Grenzen der Erde ſchauen das Heil unſers Gottes.“ (Pſ. 97.) Denn nicht wie ein Fremdling, ohne Beglaubigung, ohne Ankündigung, trat das Chriſtenthum jetzt in die Welt. Nein! eine feierliche Reihe von Herolden ging ihm vorher und im Paradieſe ſchon erklang die erſte Verkündigung deſſelben und Gott der Herr Selbſt eröffnete dem unſeligſten Menſchenpaare eine ferne Hoffnung, als er zur Schlange ſprach: „Ich will Feindſchaft ſetzen zwiſchen dir und dem Weibe, und zwiſchen deinem Samen und ihrem Samen; er wird deinen Kopf zertreten und du wirſt ſeiner Ferſe nachſtellen.“ (Gen. 3, 15.) Seitdem zieht ſich die Hoffnung auf dieſen Schlangenzertreter, dieſen Wiederherſteller, dieſen Meſſias, durch die ganze Geſchichte des israelitiſchen Volkes, wie eine Ader reinen und glänzenden Goldes durch das dunkle und felſige Geſtein. Seitdem friſchen die gottbegeiſterten Propheten, die mit reinem Auge über die Welt hinweg und auf die göttliche Verheißung blicken, durch ihre Weiſſagungen den oft nur ſchwach glimmenden Funken der Hoffnung in dem abtrünnigen Volke auf, dem der ſinnliche Götzendienſt mehr zuſagt, als der Glaube an den Erlöſer;

und vertröſten den beſſeren Theil der Nation auf zukünftige beſſere Zeiten. „Damit ſtärkten ſie Jacob und erlöſten ihn mit des Glaubens Kraft.“ (Eccli. 49, 12.) Da ſprach Iſaias, auf die wunderbare Ankunft des Meſſias hinweiſend: „Der Herr ſelbſt wird euch ein Zeichen geben: ſiehe! die Jungfrau wird einen Sohn gebären und man wird ſeinen Namen Emmanuel (Gott mit uns) nennen.“ (4, 14.) Da flehte er: „Herr, ſende das Lamm, den Beherrſcher der Erde.“ (16, 1.) Da rief er den Kleinmüthigen zu: „Seid getroſt und fürchtet nicht; ſiehe! Gott ſelbſt kommt und erlöſet euch.“ (35, 4.) Da frohlockte er: „Ein Kind iſt uns geboren, ein Sohn iſt uns geſchenkt, auf deſſen Schulter Herrſchaft ruhet und man nennt ſeinen Namen: Wunderbar.“ (9, 6.) Da klagte er um „den Verachteten, den Mann der Schmerzen, der unſere Krankheiten trägt und auf ſich ladet unſere Schmerzen, der verwundet iſt um unſerer Miſſethaten und zerſchlagen um unſerer Sünden willen; der geopfert wird, weil er ſelbſt wollte.“ (53, 3—5.) Da brach er aus in den Jubelſang: „Mache dich auf, werde Licht, Jeruſalem! denn ſiehe! Finſterniß bedecket die Erde und Dunkel die Völker; aber über dir gehet der Herr auf und ſeine Herrlichkeit erſcheinet in dir.“ (60, 1—2.) In dieſer Weiſe ſprechen ſie Alle, immer hindeutend auf die meſſianiſche Zukunft, ſogar auf einzelne Umſtände. Mehr als ein halbes Jahrtauſend vor Iſaias ſprach David: „Sie haben meine Hände und meine Füße durchbohrt, all meine Gebeine gezählt, meine Kleider unter ſich vertheilt und das Loos geworfen über mein Gewand.“ (Pſ. 21, 17—19.) Und immer näher kommt die Erfüllung, immer beſtimmter wird die Weiſſagung. Daniel, „der Mann der Sehnſucht“, berechnet unter dem Bilde der Wochen genau die Ankunft des Herrn. Aggäus ruft: „So ſpricht der Herr der Heerſchaaren: noch eine kleine Weile iſt's, ſo erſchüttere ich den Himmel und die Erde, das Meer und das Trockene, und alle Völker; und es wird kommen der von allen Völkern Erſehnte — und ich will den Frieden geben.“ (2, 7—10.) Und Zacharias fragt: „Was ſind denn das für Wunden

mitten in deinen Händen?“ (13, 6.) Aber Malachias, der letzte dieser heiligen Seher, ruft: „Siehe, er kommt!“ (3, 1.) und mit ihm verstummt der Mund der Propheten.

Staunend hörten die Heiden von diesen Dingen, von diesem wunderbaren Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit, der Menschenschicksale mit den Planen Gottes; von diesen Weissagungen, die von so vielen verschiedenen Lippen, dem Wesen nach gleichförmig, durch die Jahrtausende gingen und unbeirrt durch die Stürme, welche Völker und Reiche durchwühlten und verstörten, unbeirrt durch die tiefe Versunkenheit, in welcher sich die Menschheit abarbeitete, einen gewaltigen Retter prophezeihten, einen Erlöser für Alle. Und viele Heiden wendeten sich mit tiefer Ueberzeugung dem Glauben an diesen Erlöser zu.

Was die Gnade begann, setzte die Wissenschaft fort, um auf dem geistigen Gebiete nach allen Richtungen hin Seelen zu gewinnen. Der Erzieher des Cäsars Crispus, der Afrikaner Lactantius, schrieb im ciceronianischen Latein verschiedene Werke, in denen er heidnische Unkenntniß aufklärt, Mißverständnisse widerlegt, den Weg zur Wahrheit zeigt und Die, welche bereits darauf wandeln, befestigt und aneifert. Das Endziel der Menschheit und den Endzweck ihres Daseins faßt er so zusammen: „Die Welt ist geschaffen worden, damit wir geboren werden. Wir werden geboren, damit wir den Schöpfer der Welt und unserer selbst erkennen. Wir erkennen ihn, damit wir ihn anbeten. Wir beten ihn an, damit wir als Lohn dieser Hingebung die Unsterblichkeit empfangen, denn die Anbetung Gottes erfordert eine Hingebung aller unserer Kräfte. Wir werden mit der Unsterblichkeit belohnt, damit, wir den Engeln ähnlich, dem höchsten Vater und Herrn auf immer dienen und Gott ein ewig dauerndes Reich bilden. Das ist der Inbegriff aller Dinge, das Geheimniß Gottes, das Mysterium der Welt.“ Um das Jahr 330, im Kaiserpalast zu Trier, starb der christliche Cicero, wie man ihn, seiner feinen und anmuthigen Beredsamkeit wegen, zu nennen pflegte. Zu derselben Zeit schrieb Eusebius, Bischof von

Cäsarea, der gelehrteste Mann seiner Zeit und einer der gelehrtesten des ganzen Alterthums überhaupt, in griechischer Sprache zwei Werke „von der Vorbereitung auf das Evangelium“ und den „Beweis des Evangeliums,“ die zusammen ein großes Ganze bilden, in welchem die Erweise der Göttlichkeit der christlichen Religion bündiger und vollständiger enthalten sind, als in irgend einem andern, aus dem christlichen Alterthume auf uns gelangten Buch. Die Schattenseiten desselben sind die Verstöße gegen die Rechtgläubigkeit des gelehrten Bischofs. Eine gewisse Verstandestrockenheit, die der Gelehrsamkeit mit ihrem Wissen, Sammeln und Zusammenstellen nicht selten eigen ist, aber einem hohen Schwung der Seele, einer Versenkung des Geistes in eine übersinnliche Welt und ihre göttlichen Geheimnisse, von denen das Reich der Gnade und der Erlösung das tiefste ist, widerstrebt: diese Nüchternheit hielt den Eusebius an der Oberfläche gefangen. Sie machte es möglich, daß dieser berühmte Schriftsteller der irrigen, schaalen Auffassung des Sohnes Gottes, welche mit dem Namen des Arius gebrandmarkt ist, beipflichtete. Die Fundamentallehre des Christenthums, das Mysterium des dreipersönlichen Gottes, war dem Eusebius verschlossen. Der Mann der Wissenschaft muß ganz besonders ein Mann des Glaubens und des Gebetes sein, um nicht der höchsten Blüthe der Intelligenz beraubt zu werden.

Wohin der heidnische Sinn sich wenden mochte, nirgends fand er Nahrung, überall fand er Gegner. Auf dem Thron — Kaiser Constantin und seine Familie; in der Welt — die Angesehensten, die Vornehmsten; in der Wissenschaft — die Gelehrtesten. Trotz der Imperatoren waren die Götzen gefallen; um wie viel mehr fielen sie, als keine kaiserliche Hand sie aufrecht hielt. Christliche Ideen und Ansichten fanden Eingang im bürgerlichen Leben: die Ehe zur Würde eines Sacramentes erhoben, zum Bilde der Vereinigung Christi mit seiner Kirche, also geheiligt, also unauflöslich: welchen sittigenden Einfluß mußte sie allein schon auf alle Verhältnisse üben! Denn durch sie wurde das Weib dem Manne als eben-

bürtig, als gleichberechtigt zur Seite gestellt. Es hörte auf eine Sache zu sein, die man kauft, die man fallen läßt, die man wieder nimmt. Priesterliche Benediction segnete den Bund, welchen zwei erlöste Menschen schlossen, um sich selbst und ihre Kinder, die Kinder Gottes, für das Himmelreich zu bilden. Die ganze Erziehung der Kinder verpflanzte sich auf einen andern Boden, in eine andere Luft, da die Mutter aufhörte als eine Sache oder eine Sclavin betrachtet zu werden. Das Kind erbte seinen Theil von der Wiedereinsetzung des Weibes in verlorene Rechte. Das Kind, bis dahin ebenfalls wie ein Ding oder ein Sclave Eigenthum des Vaters, der es schon bei seiner Geburt verstoßen und tödten durfte, wurde jetzt auch als ein Geschöpf Gottes betrachtet und behandelt, wurde ein Glied der Anstalt, welche allein aus dem Christenthume hervorgegangen ist: der Familie; und hatte als solches seine Berechtigung, seine Ansprüche, seine Pflichten. Das Sclaventhum war allzufest mit allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens verwachsen, um plötzlich und allgemein aufgehoben werden zu können. Die Sclaven bildeten die Mehrzahl der Bevölkerung und waren ohne Vermögen, ohne Eigenthum, folglich ohne die Mittel und zum Theil ohne die Geschicklichkeit und Fähigkeit, eine selbstständige Existenz zu begründen. Es kam wohl vor, daß reiche Leute, wenn sie zum Christenthume sich bekehrten, ihren Sclaven die Freiheit und die nothwendigen Subsistenzmittel schenkten. Andere aber konnten oder wollten das nicht. Da war es nun eine heilige Angelegenheit der großen Bischöfe, der berühmten Kirchenlehrer, mit feurigem Eifer auf ein ächtchristliches Verhältniß zwischen Herren und Sclaven, auf die Erziehung und Bildung der letzteren, endlich sogar auf deren Freilassung zu dringen. Dieser Eifer fand solchen Wiederhall, daß sogar eine Reihe von Staatsgesetzen zu Gunsten der Sclaven erlassen wurden, der Sclaven, die ein paar Jahre früher von ihren heidnischen Herren wie irgend ein Wurm zertreten worden waren. Die Sonne des neuen Tages lockte auch die Blüthen der heiligen Nächstenliebe an's Licht. Werke der Barmherzigkeit waren

von jeher die Lieblingsbeſchäftigung der Chriſten, mußten ſich aber bis dahin, der Verfolgung wegen, meiſtens im Dunkel der Kerker und Katakomben verbergen, oder auf die Abgeſchiedenheit des eigenen Hauſes beſchränken. Nach den Werken der Barmherzigkeit, und nach nichts Anderem, wird dereinſt Chriſtus der Weltrichter belohnen oder verdammen, in das Reich der Himmel oder in's ewige Feuer weiſen. (Matth. 15.) Wie mußten ſich die Chriſten beeifern, denen jetzt der Spielraum für dieſe heilige Thätigkeit geöffnet war, dem Tage des Gerichtes entgegen zu gehen im Hinblicke auf die Verheißung: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.“ (Matth. 5, 7.) Pilgerherbergen, Krankenhäuſer, Peſtſpitäler wurden eingerichtet; für Waiſen, für ausgeſetzte Kinder, deren es ſo viele bei den Heiden gab, wurde geſorgt; für Schwache, Krüppel und Greiſe entſtanden Verpflegungsanſtalten. Die Biſchöfe regten an: die Gläubigen führten aus. Große Summen, ja große Vermögen wurden auf dieſe Weiſe Chriſto in den Armen geſchenkt. Heilige Seelen, Männer und Frauen, begnügten ſich nicht damit, Hab und Gut hinzugeben: ſie gaben ſich ſelbſt dem Dienſte des Heilandes in ſeinen leidenden Gliedern hin, und walteten demüthig, fromm und hingebend in den Spitälern. In kleineren Orten, wo der Gemeinde die Mittel fehlten, machten fromme Biſchöfe auch wohl ihre eigenen Häuſer zu Hospizien und Spitälern, oder nahmen zärtlich Bedürftige bei ſich auf, um Dienſte der Liebe zu verrichten und des Segens theilhaft zu werden, den Gott darauf gelegt hat. Der heil. Auguſtinus, Biſchof von Hippo, ſpeiſte gemeinſchaftlich mit den Kranken an einer Tafel. Der heilige Papſt Gregor der Große bediente täglich zwölf Arme bei Tiſch. Lieblich erzählt die Legende, einſt habe ſich ein dreizehnter Armer eingefunden und mit demüthigem Erſtaunen habe der heilige Gregor in dieſem armen Fremdling den göttlichen Heiland Selbſt erkannt. Damals war die Lehre von der Verdienſtlichkeit der guten Werke noch nicht verwäſſert worden durch die Behauptung, man müſſe gute Werke thun ohne Rückſicht auf ihre Verdienſt-

lichkeit; was gerade so viel heißt, als sie thun ohne Liebe zu Gott. Denn da der Sohn Gottes ausdrücklich gesagt hat, er wolle „den Gebenedeiten seines Vaters", die Ihn in den Hungrigen gespeist und in den Nackten bekleidet haben, „ins ewige Leben eingehen lassen" (Matth. 15.), so ist es klar, daß man nicht an den Sohn Gottes glaubt und folglich nicht ihn liebt, also nicht Gott liebt, wenn man gute Werke in einer andern Gesinnung verrichtet, als Er sie verrichtet haben will, d. h. mit der Hoffnung auf einen Lohn im ewigen Leben. Und worin besteht dieser Lohn? Auch darauf antwortet Er mit der Verheißung: „Ich Selbst will euer sehr großer Lohn sein." Und Er, „der verheißen hat, ist getreu." Daß diese Vorschriften, diese Verheißungen, unmittelbar aus dem Herzen Gottes strömten und deshalb Den, der sie gläubig befolgte, an's Herz Gottes zurückführen mußten, bezweifelte kein Christ. Auch die Gastfreundschaft wurde zu Ehren des göttlichen Fremdlings auf Erden mit Liebe geübt. Um Mißbrauch und Unfug zu verhüten, war es Sitte, daß sich Reisende ein Zeugniß von ihrem Bischofe ausstellen ließen, um sich überall als Mitglieder der katholischen Kirche ausweisen zu können. Der armen Kirchen, die etwa neu entstanden waren oder tief in heidnischen Gegenden lagen, gedachten die reicheren mit Theilnahme und sendeten ihnen Unterstützungen; eine Mildthätigkeit, welche die Kirche zu Rom im größten Umfang übte. Mit einem Worte: wo sich ein Leid, eine Bedürftigkeit, ein Gebrechen, eine Noth, ein Mangel kundgab, da war die Hand der thätigen Liebe zur Hilfe bereit, und dies war der erste Gebrauch, den das Christenthum von seiner jungen Freiheit machte, damit trat es seine Weltherrschaft an.

Der christliche Cultus.

Während der letzten furchtbaren Verfolgung, welche man die Diocletianische nennt, weil dieser Kaiser sie begonnen hat,

welche aber Jahre lang nach seiner Abdankung fortwüthete: wurden unzählige Kirchen niedergerissen oder verwüstet. Die Herstellung derselben und ihre öffentliche feierliche Einweihung war eine Veranlassung zu heiligem Frohlocken von Seiten der Christen. Nicht blos die betreffende Gemeinde mit Bischof und Geistlichen feierten dankbar und freudig dies erhabene Fest; sondern Schaaren von Gläubigen zogen von allen Seiten theilnehmend herbei und Bischöfe aus benachbarten Diöcesen, zuweilen sogar aus weiter Ferne, eilten, sich dabei zu betheiligen. Was war denn der eigentliche Grund dieser Theilnahme? welche Freudigkeit verband all diese Herzen? ist denn ein schönes Gebäude, sind Säulen von Marmor und Kelche von Gold — mag das Alles auch einer edlen Bestimmung gewidmet sein — ist das eines solchen Frohlockens werth? O nein! der Grund liegt ganz wo anders. In dem Abschnitte aus der geheimen Offenbarung, der alljährlich am Feste der Kirchweihe bei dem Gottesdienste vorgelesen wird, heißt es: „Siehe! das Gezelt Gottes bei den Menschen und Er wird bei ihnen wohnen" (21, 3.) und im Evangeliumsabschnitt desselben Tages heißt es: „Bei einem Sünder ist Er eingekehrt" (Luc. 19, 7.). Das war es! der Glaube war es an das Mysterium von der wirklichen Gegenwart Gottes in der heiligen Eucharistie zwischen den Sündern; an das geheimnißvolle, gnadenreiche, zärtliche Leben und Verweilen Gottes unter den Menschenkindern. Darum waren Kirchen geheiligte, erhabene Stätten; darum betrachtete man sie in Wahrheit als das Haus Gottes, weil Er sich auf den Altar herabließ, um seinen erlösten und ach! dennoch so schwachen Kindern, hilfreich nahe zu sein. Erfüllt von diesem Glauben flossen die Herzen der Christen vor Wonne über, daß unter dem zarten mystischen Schleier der heiligen Hostie „der verborgene Gott" (Is. 45, 15.) Besitz nahm von der Erde und aus jedem Alter sein Golgatha und seinen Thron machte. Ohne das Mysterium von der wirklichen eucharistischen Gegenwart, — welch ein unsinniges Mauerwerk wäre eine Kirche! Denn um nur an Gott zu denken oder von ihm zu sprechen, dazu wären Flur und

Wald oder das stille Zimmer geeignetere Stätten, als solch ein leerer, weitläuftiger und doch beschränkter Raum. Aber „der König der Herrlichkeit zog ein" und „die Fürsten öffneten ihm die Thore" (Ps. 23, 7.), und seine sichtbare Kirche trat freudig aus den Katakomben hervor in die anbetende Welt; das war es: die wirkliche Gegenwart und die sichtbare Kirche. Da fand der Mensch in seiner zwiefachen Bedürftigkeit, als ein geistiges und ein sinnliches Wesen, seine volle Befriedigung; die erhabenste Fähigkeit seines Geistes, der Glaube, fand dort seinen Gegenstand und der menschlichen Sehnsucht, diesem Gegenstande in möglichst vollkommener Weise und Gemeinsamkeit den Ausdruck der Anbetung darzubringen, geschah ihr Genügen. Der tiefsinnige katholische Cultus, so unermeßlich reich für den Geist, so unerschöpflich süß für das Herz, entfaltete sich um das heilige Meßopfer wie eine prachtvolle Blume aus der Knospe, die seit dreihundert Jahren in den Katakomben auf ihre Entfaltung hatte warten müssen. Die innere Religion durfte sich nach Außen hin ausprägen. Ihr, die anregend und seelenvoll wie keine andere ist, mußten tausend Mittel der Belebung zu Gebote stehen, um auf Alle zu wirken; denn sie sollte im höheren Sinne, als der große Apostel von seiner Wirksamkeit spricht, „Allen Alles werden" und in der Feier ihrer Geheimnisse die Kräfte einer höheren Welt auf die Erde herabziehen.

Deshalb dies unbeschreibliche Frohlocken über die Einweihung der Gotteshäuser, welche jetzt aus den Trümmern aufgerichtet oder auch ganz neu und größer, herrlicher als früher, erbaut wurden. Eusebius erzählt von dem Freudenfeste, welches bei Gelegenheit der Einweihung der neuen Kirche zu Tyrus ganz Palästina in Bewegung gesetzt habe.

Tyrus liegt an der syrischen Küste nördlich vom Berge Carmel; Cäsarea, Bischofsitz des Eusebius, südlich vom Carmel. Zwei bis drei Tagereisen trennen beide Städte und sie waren damals voll der Pracht, des Luxus und des Wohllebens, welche aus orientalischem Reichthum und römischer Genußsucht hervorgingen; obwohl Tyrus schon damals längst nicht mehr den Glanz und

die Macht ſeiner alten Tage, als Hauptſtadt Phöniciens, beſaß. Jetzt iſt Cäſarea ein .eſenhafter Schutthaufen von Gemäuer und für Tyrus iſt die Weiſſagung des Iſaias (23, 15.) erfüllt: „Du wirſt vergeſſen werden, Tyrus, du weiland Gekrönte;“ denn ſie hat ſogar ihren Namen verloren, wird Sur genannt und hat ein verlaſſeneres, ſtilleres Anſehen, als irgend eine Stadt jener Küſte, weil ihr gänzlich die Gärten fehlen, die in der Regel jede orientaliſche Stadt überaus üppig und freundlich umgeben. Dadurch bekommt jede mehr oder minder den Character einer friſchen lachenden Oaſe in der Wüſte und liegt, wie ein Smaragd in goldener Faſſung, glänzend grün im gelben Sande und Geſtein. So Beirut und Sidon dieſſeits des Libanon; ſo vor allem „das paradieſesduftende Scham,“ wie Damascus von ſeinen Dichtern genannt wird, jenſeits deſſelben. Tyrus aber liegt ganz kahl und traurig auf einem Vorſprung der Küſte in's Meer.

Aus des Euſebius Beſchreibung jener Kirche geht der Reichthum und der feine Geſchmack hervor, mit welchen die Chriſten ihre Gotteshäuſer bauten. Ein freier, geräumiger Vorhof, von vierfachen, bedeckten Säulengängen umgeben, öffnete ſich gegen Oſten durch ein hohes Portal, das weithin ſichtbar war und Alle zum Eintritt einzuladen ſchien. In der Mitte des Vorhofs befanden ſich Springbrunnen, die theils zur Zierde und zur Kühlung der Luft, theils zu Ablutionen dienten. Dem äußern Portal gegenüber öffneten ſich drei mächtige Thüren, deren mittlere beſonders hoch und majeſtätiſch war, als Eingang in die Kirche. Die Flügel dieſer Thüren waren von Bronce und von der bildenden Kunſt zierlich bearbeitet. Das Innere der Kirche war durch zwei hohe Säulenreihen in drei Schiffe (wie man dieſe Abtheilungen nennt, die ja das Schifflein Petri verſinnbildlichen) zerſchnitten. Das Mittelſchiff, höher und breiter als die Seitenſchiffe, entſprach der großen Eingangsthüre. Am andern Ende des Mittelſchiffes lag, um einige Stufen erhöht und durch ein überaus zierliches Gitterwerk abgeſchloſſen, der Chor und in der Mitte deſſelben, frei ringsum, der Altar. Die Rückwand des Chores

war im Halbrund gebaut und hieß die Absis. Da stand der bischöfliche Thron und die erhöhten Stühle der Geistlichen zogen an beiden Seiten sich hin; alle von kunstvollem Schnitzwerk. Die Decke bestand aus Cedernholz, ebenfalls reich geschnitzt; der Fußboden aus Marmorgetäfel von verschiedenen Farben und Zeichnungen. Die Wände waren eingelegt mit bunten Steinen. Durch die Fenster, welche über die Säulen des Mittelschiffes angebracht und statt durch Glas, durch ein feines Gegitter geschlossen waren, ergoß sich von oben herab Licht und Luft in den inneren Raum. Nebenthüren in den Seitenschiffen führten in die Sacristei, wo die heiligen Geräthe und priesterlichen Gewänder aufbewahrt, in Säle, wo die Katechumenen unterrichtet wurden, und in das Baptisterium, wo sich der Taufbrunnen befand, der damals, durch den Gebrauch der völligen Untertauchung bedingt, keine bloße Schaale, sondern ein in den Boden vertieftes, weites geräumiges Wasserbecken sein mußte. Kirche, Nebengebäude und Vorhof waren dann noch mit einer Mauer umgeben, um alles weltliche Treiben möglichst fern zu halten. Diese Mauer abgerechnet ist die Kirche des heil. Clemens zu Rom noch jetzt ein treues Bild, wenn auch im kleineren Maßstab, von jener Kirche zu Tyrus, die spurlos von der Erde verschwunden ist; und im Ganzen ist ja die gegenwärtige Form und Eintheilung unsrere Kirchen gerade so geblieben, wie Eusebius sie vor anderthalb Jahrtausenden beschrieb.

Heidnische Tempel, welche meistens nur klein, weil nicht dazu bestimmt waren, viel Menschen auf Einmal aufzunehmen, wurden zuweilen in christliche Kirchen umgewandelt; häufiger die sehr geräumigen öffentlichen Gebäude für gerichtliche Verhandlungen, welche Basiliken hießen. Daher übertrug sich auf alle größern Kirchen seitdem der Name Basilika. Die gewöhnliche Form war das längliche, dreigetheilte Schiff; aber allmälig kam die Kreuzform auf; d. h. zwischen dem Chor und dem Schiff breitete sich das Gebäude nach jeder Seite mit einem Arm aus und bildete ein Querschiff. Zuweilen, doch sehr selten, wendete man das Achteck bei den Kirchen an; häu-

figer bei den Battisterien, die auch ganz rund gebaut wurden und meistens, von der Kirche selbst getrennt, kleine besondere und sehr schön geschmückte Gebäude bildeten.

Außerhalb der Eingangspforten, die man „große" oder „königliche" Thüren nannte, lag die von Säulen getragene Vorhalle, in welcher sich die Katechumenen, die Büßer und die Ungläubigen während des Gottesdienstes aufhielten. Im Schiff befanden sich die Gläubigen, beide Geschlechter auf getrennten Plätzen, und bei den Frauen in besonderer Abtheilung die geweihten Jungfrauen und Wittwen. An den Schranken des Chores, zuweilen auch im Schiff selbst, erhob sich ein um einige Stufen erhöhter Stand, der Ambon, von welchem herab geistliche Vorlesungen gehalten wurden. Der Chor, der auch Presbyterium hieß, und mehr oder minder erhöhet, immer aber nach dem Schiff zu durch eine Schranke geschlossen war, wurde nur von der Geistlichkeit betreten. Außer dem Thron an der Hinterwand des Chores für den Bischof, war diesem noch ein besonderer Platz bestimmt: ein erhöhter Stand neben dem Altar, von wo aus er seine Belehrungen an die Gläubigen richtete. Ueber dem freistehenden Altar erhob sich in größeren Kirchen zuweilen ein Baldachin, zuweilen der heilige Geist in Gestalt einer Taube. Ewige Lampen brannten fortwährend, als ein Symbol der ewigen Verherrlichung und Anbetung, welche dem über Tage und über Nächte wechsellos erhabenen Gott gebührten.

Der heidnischen Abgötterei mit Bildern wegen, hatten die Christen der ersten Zeiten keine Bilder in ihren Gotteshäusern, denn sie hätten für die Neubekehrten eine Gefahr werden und bei den Heiden Mißverständniß wecken können. Ueberhaupt war der Glaube durch die lange Verfolgung nach Außen hin so verschleiert, daß Symbole desselben dem christlichen Sinn mehr zusagen mochten, als wirkliche Abbildungen. Indessen finden sich doch schon einige in den Katakomben. Nach der Niederlage des Heidenthums verschwand auch hinsichtlich der Bilder die Furcht vor Entweihung und Mißverstand, und unter ihnen nahm den ersten Platz ein —

das Kreuz, das aus dem Zeichen der Verwünschung und äußersten Strafe ein Zeichen des Heils und der Liebe geworden war. Nicht blos über den Altären und an den Wänden der Kirche prangte, nicht blos die Privatwohnungen schmückte es, sondern es triumphirte auf den Dächern, auf den Schiffen, auf den Spitzen der Berge, an den Häusern, an den Waffen; — und erinnerte den Christen überall auf Erden an seine Bestimmung: für die Sache Gottes zu leiden und unter Leiden mit Christus zur ewigen Herrlichkeit einzugehen. Diesem Zeichen der Erlösung wurde jede Ehre erwiesen und tiefe Verehrung gezollt; deshalb erhoben die Heiden auch wohl den Vorwurf, die Christen wären Anbeter des Kreuzes; was aber nichts weiter sagt, als daß man den Christen keinen gewichtigeren Vorwurf zu machen wußte. Bald entstanden auch Bilder aus der biblischen Geschichte, Bilder Christi, der heiligen Jungfrau Maria, der Apostel Petrus und Paulus; Bilder der Märtyrer in den ihrem Andenken gewidmeten Kirchen; und große Kirchenlehrer und fromme Bischöfe empfahlen dringend diesen Gebrauch, weil Bilder vortreffliche Lehrtafeln wären, besonders für das Volk, das sich nicht aus Büchern unterrichten könne. So Gregor von Nyssa, Paulinus von Nola und Papst Gregor der Große. Letzterer erwähnt als eine Sitte seiner Zeit (er starb im Jahre 604), daß man sich vor dem Bilde des Erlösers niederwerfe; so gänzlich war die Furcht vor Idolendienst verschwunden. Votivbilder, d. h. goldene und silberne Figuren geheilter Glieder, oder sonstige Darstellungen der Abhilfe eines Leidens, pflegte man schon im fünften Jahrhundert in den Kirchen der Märtyrer, deren Fürbitte man die Heilung verdankte, aufzuhängen.

Im vierten Jahrhundert zählte Rom bereits vierzig Basiliken. Sieben derselben baute, schmückte, gründete Constantin selbst. Die vornehmste und älteste ist St. Johannes zum Lateran. Der Lateranische Palast hatte früher der römischen Familie dieses Namens, zuletzt der Kaiserin Fausta, Constantins zweiter Gemahlin, gehört. Jetzt wurde neben ihm eine Bas-

lika erbaut und während mehrerer Jahrhunderte wurde er die Residenz der Päpste, in der viele Kirchenversammlungen gehalten wurden. In unsern Tagen herrscht eine wunderbare Stille und Abgeschiedenheit um diese Basilika. Das ganze alte und neue Rom liegt ihr im Rücken; nichts Weltliches kommt an sie heran und aus ihrer riesenhaften Vorhalle streift der Blick ungehemmt über die melancholische Campagna mit ihren zerbrochenen Aquaducten, die im Osten von dem bläulich und violet schimmernden Albaner- und Lateinergebirg begrenzt wird., Zu dieser Basilika gehörte ein besonderes Baptisterium, welches dem Johannes dem Täufer — wie diese Gebäude immer — gewidmet war; von ihm empfing sie ihren Namen. Um die Grabstätte des Apostelfürsten in den Katakomben des Vatikanischen Hügels zu ehren, erbaute Constantin über den Trümmern eines Apollotempels die Basilika von St. Peter. Die von St. Paul, auf der Stelle, wo er seinen Martertod fand, an dem Wege nach Ostia; die von St. Agnes, sammt einem Baptisterium, auf Bitten seiner Tochter und seiner Schwester Constantia, welche beide der heilige Papst Sylvester taufte. Dann die von St. Petrus und St. Marcellin, in welcher Constantins Mutter, Kaiserin Helena, ihr Grab fand; die von St. Laurentius am Wege nach Tibur; und endlich die zum heiligen Kreuz von Jerusalem, die ihren Namen von einem Theil des wahren Kreuzes empfing, welchen sie aufbewahrt. Diese Basilika liegt ebenfalls in großer Abgeschiedenheit unfern vom Lateran. Diesen Kirchen schenkte Constantin liegende Gründe in Italien, Sicilien, Afrika, Egypten und Kleinasien, welche ihnen ein jährliches Einkommen von ungefähr 280,000 Gulden brachten. Die Kirche von St. Marcellin und Petrus besaß die ganze Insel Sardinien. Die von St. Peter Häuser in Tyrus, in Alexandrien, und Ländereien bei Tarsus in Cilicien und am Euphrat. Außerdem mußte ihnen der Orient jährlich 20,000 Pfund der köstlichsten Wohlgerüche an Narden, Balsam, Storax, Zimmet und andere aromatische Substanzen für ihre Rauchfässer und Lampen

liefern. Die kostbaren Oele und Rauchwerke brannten in goldenen Ampeln und Rauchfässern; goldene Kelche dienten beim heiligen Opfer. Schwere silberne Candelaber mit Wachskerzen umgaben den Altar; sogar silberne Kronleuchter hingen von der Decke herab. Nichts war zu schön, zu reich, zu köstlich, um die geheimniß- und wundervolle Feier zu verherrlichen, durch welche das Blut Christi wieder und wieder dem himmlischen Vater zur Sühne aufgeopfert, dem Menschen zur Entsündigung und Heiligung verströmt wird.

Daß früh eine gewisse Ordnung der Gebete und der feierlichen Handlungen — eine Liturgie — beim Gottesdienste, dessen Mittelpunkt, Kern und Quell das heilige Meßopfer ist, statt fand; und daß dem wesentlichen Inhalte nach Uebereinstimmung zwischen den Kirchen der verschiedenen Länder und Völker herrschte: geht daraus hervor, daß die ältesten Urkunden, z. B. Justin der Märtyrer († 167) in seiner ersten Apologie, eine gedrängte Darstellung der heiligen Feier gibt, welche dem Wesen nach dieselbe wie in unsern Tagen ist. Längere oder kürzere Gebete, manche Anrufungen, einzelne Acte, oder eine andere Aufeinanderfolge derselben bewirkten gewisse äußere Abweichungen in den verschiedenen Liturgien, deren einzelne Hauptkirchen sich bedienten. Man gab einer jeden den Namen des Stifters der Kirche oder ihres berühmtesten Bischofs. So bediente man sich in Jerusalem und in Syrien der Liturgie des heil. Jacobus; in Alexandrien der des heil. Markus; in Constantinopel der des heil. Chrysostomus; in Mailand der Ambrosianischen; im Orient verschiedener anderer. In Spanien hatte man die mozarabische. Die römische Liturgie wird aus apostolischer Tradition hergeleitet. Gewiß ist es, daß der wichtigste und heiligste Theil der Messe, der Canon, seit dem fünften Jahrhundert auch den Worten nach fast ganz so besteht, wie er gegenwärtig ist, und daß seit Papst Gregor dem Großen nicht das mindeste daran verändert ist. Dieser heilige Kirchenlehrer gab dem Vater Unser eine andere Stelle und schaltete das Gebet: „Gib unsern Tagen den Frieden" ein. Seit

mehr denn zwölfhundert Jahren ist dieser Canon in der ganzen römisch-katholischen Welt unzertrennlich von der belebenden Sonne dieser Welt, dem heiligen Meßopfer.

Das öffentliche, für die ganze Gemeinde bestimmte Meßopfer wurde von dem Bischof unter dem Beistande der Priester und Diakonen dargebracht, und das Volk nahm durch die Oblation und Communion thätigen Antheil daran. Die Oblation war die Darbringung des Weines und Brodes, welche für das heilige Opfer nothwendig waren; der consecrirte Theil derselben wurde bei der Communion genossen; der nicht consecrirte für den Clerus und die Armen zurückgelegt; auch an manchen Orten gesegnet und zum Zeichen der Gemeinschaft und christlichen Liebe den Laien gereicht, als diese nicht mehr täglich die Communion empfingen. Man nannte die so gesegneten Brode Eulogien, und hie und da hat sich die Sitte seitdem erhalten, daß am Sonntag gegen das Ende des Gottesdienstes Brod in kleine Würfel zerschnitten und gesegnet, in der Kirche umher gereicht wird. Auch gewisse Erstlingsfrüchte waren Gegenstand der Oblation, wurden während der Messe von den Gläubigen dargebracht und vom Bischof geweiht; aber nur solche, die in einem gewissen Zusammenhang mit Altar und Opfer standen; frische Trauben nämlich, Aehren, Oel und Weihrauch. Dabei überreichte der Darbringende dem Diakon seinen geschriebenen Namen, und der Priester gedachte desselben in der Secrete. Mit dem sechsten Jahrhundert kam der Gebrauch auf, nur am Sonntag Oblationen darzubringen, und mit dem siebenten hörten sie im Abendland ganz auf, weil die Kleriker das nunmehr ungesäuerte Brod selbst bereiteten. Geldoblationen traten an die Stelle der Naturalgaben, oder wie wir jetzt sagen: Meßstipendien.

Aber auch Privatmessen wurden von einem einzigen Priester ohne Laien-Communion gelesen; in kleinen Märtyrer-Kapellen auf dem Lande, in Oratorien, in Privathäusern, zu Zeiten der Verfolgung im Gefängniß. Als der Bischof Paulin von Nola im Sterben lag, ließ er einen Altar neben seinem Bette errichten und die heilige Messe lesen. Votivmessen wegen be-

sonderer Anliegen, für das Heil lebender Gläubigen, zur Erflehung von Regen, zur Abwendung eines unfruchtbaren Jahres, oder um Gott für eine besondere Wohlthat zu danken, waren ganz gebräuchlich. So auch Messen für die verstorbenen Gläubigen und zwar wiederholt am Jahrestag ihres Todes und nach einer besondern Liturgie. Das ganze christliche Leben stand in einem so engen und innigen Zusammenhang mit dem Glauben, daß jeder Act des Daseins auch eine kirchliche Lebensäußerung begehrte. Messen, um das Andenken der Martyrer an ihrem Triumphtage zu feiern, wobei man besondere Vorlesungen aus den Acten ihres Marterthums, auch Vorträge zu ihrem Lob und Ruhm hielt, waren schon ganz früh in Gebrauch und bald kamen ähnliche Messen für andere Heilige dazu. Wenn nicht der Inhalt des katholischen Cultus ein Gegenstand der Anbetung für Engel und Menschen wäre: so würde seine uralte Liturgik schon Ehrfurcht in Anspruch nehmen, da sie, als etwas Geheiligtes, wechsellos durch die wechselnden Zeiten so vieler Jahrhunderte und Geschlechter gegangen ist.

Ein Hammerschlag auf Metall rief, bevor die Glocken im siebenten Jahrhundert erfunden waren die Gläubigen sowohl zu den gemeinschaftlichen Morgen- und Abendandachten, als auch zur Feier des heiligen Opfers zusammen. Alle folgten dem Rufe und Jeder nahm seinen bestimmten Platz ruhig ein. Die Messe zerfiel in zwei Haupttheile: in die Messe der Katechumenen und in die der Gläubigen. Bei der ersten durften auch Heiden, Juden, Büßende, sogar Häretiker gegenwärtig sein. Sie begann mit Psalmengesang des Volkes, entweder einstimmig oder in zwei Chöre getheilt als Antiphonen und Responsorien gesungen. Der Bischof oder Priester bereitete sich durch das allgemeine Sündenbekenntniß darauf vor, zum Altar hinzutreten und der Psalm, der ihn bei diesem Eintritt begleitete, ist der Introitus, der Eingang unserer jetzigen Messe. Darauf folgte das Flehen um Erbarmen (Kyrie eleison), welches den Kindern des Staubes so sehr zukommt, besonders bevor sie ihre Lippen dem Lob und Preise des Allheiligen in dem Gloria widmen. „Friede mit euch" (pax vobis), grüßte

nun der Bischof das Volk und als der geistliche Vater Aller, faßte er die Anliegen oder die Andacht Aller zusammen in einem kurzen Gebet (Collecta), das stets an den himmlischen Vater gerichtet und mit Anrufung des göttlichen Sohnes geschlossen wurde. Dann nahm der Bischof Platz auf seinem Thron; der Lector bestieg den Ambo und hielt die Vorlesung aus den Apostolischen Briefen oder dem alten Testament; zuweilen auch aus den Schriften und Briefen ausgezeichneter frommer Männer, was aber mit dem vierten Jahrhundert aufhörte. Am Schluß der Vorlesung sang man einen Psalm (Gradualis) und nun las der Diakon einen Abschnitt des Evangeliums. Stehend, mit großer Ehrerbietung, hörte das Volk zu und der Bischof, entweder vom Throne herab oder am Altare stehend, streute Erklärungen und praktische Bemerkungen ein (Homilie) oder hielt einen freien Vortrag (Predigt).

Hiermit war die Messe der Katechumenen beendet. Auf den Ruf der Diakonen zogen sie sich mit den Ungläubigen und Büßenden aus dem Schiff der Kirche in die Vorhalle oder Vorhof zurück, die Thüren wurden geschlossen und das Glaubensbekenntniß gebetet. Denn nur im Lichte dieses Glaubens war das erhabene Mysterium zu erfassen, welches Gott nun durch seinen Priester vollzog. Von heiliger Liebe für Den entzündet, der im Fleisch erschien, um die Menschheit zu einem Volk von Brüdern zu machen, grüßten sich die Anwesenden mit dem Friedenskuß — nämlich in der Art, daß zuerst der Bischof den Diakon umarmte, dieser den Nächststehenden und so fort Jeder den, der ihm zunächst war — was bei der Trennung beider Geschlechter und bei der großen Demuth, welche hinsichtlich des Ranges und Standes die Christen beseelte, möglich gemacht werden konnte. Nun geschah die vorhin erwähnte Oblation von Seiten der Gläubigen, aus welcher der Diakon und Subdiakon das sonderten, was zur Communion nothwendig war — und der Bischof betete darüber die Darbringung (Offertorium) des Sühnopfers nämlich, das unter den Gestalten des Brodes und des Weines verborgen, durch die Consecration vollzogen werden soll. Nach der Aufopferung

reichte der Diakon dem Bischof Wasser zur Händewaschung und dieser richtete im Stillgebet (Secreta) gewöhnlich die Bitte an Gott, er möge die Gaben gnädig annehmen und die Gläubigen selbst geeignet machen, ihm als wohlgefälliges Opfer dargebracht zu werden. In der wunderbar schönen Präfation ermahnt er darauf die Gläubigen, zum Herrn das Herz zu erheben (Sursum corda) und dessen unendliche Majestät, Allmacht und Herrlichkeit, die er aus den unergründlichen Mysterien seiner Liebe zu unserm Heil erstrahlen läßt, mit allen himmlischen Heerschaaren anbetend zu preisen. Dieser unaussprechlich schöne und erhabene Hymnus — wechselnd nach den Zeiten und Festen des Kirchenjahres — geht über in den seraphischen Gesang: Sanctus! Sanctus! den alles Volk mit anstimmte. Und als nun die Engel herabgerufen und anbetend bei dem hochheiligen Opfer gegenwärtig sind, da beginnt der wichtigste Theil der Messe, der Canon, mit Gebeten für die ganze streitende Kirche, wobei zuerst der Name des Papstes genannt wird. Daran schließt sich eine Anrufung der triumphirenden Kirche, der heiligen Jungfrau und Gottesmutter, der Apostel und Martyrer, deren Liebe und Fürbitte Hilfe und Schutz im Streit gewähren sollen. Dann folgt eine Anrufung Gottes, daß er das Wunder seiner Liebe vollziehen möge; der Bischof spricht die Consecration von Brod und Wein mit den Einsetzungsworten, die Christus selbst sprach und denen die Kraft inne wohnt, welche „das Wort, das im Anfange war und das Gott war" (Joh. 1.) haben muß — und die Wandlung ist geschehen. Der Bischof hebt nacheinander die heilige Hostie und den heiligen Kelch in die Höhe, fällt auf die Knie und betet an das lebendige, auf dem Altar gegenwärtige Schlachtopfer; und alles Volk fällt auf die Knie bei der Elevation und betet an. Mit der Liebe, welche nur in einem Mutterherzen wohnt, gedenkt die Kirche in diesem erhabenen Augenblicke ihrer Abgeschiedenen, die in der Gnade Gottes entschlafen sind und im Reinigungsort leidend auf den Himmel harren. Die erste Bitte des Priesters ist für sie; den ersten Tropfen Blut des Lammes wendet er ihnen zu! nie hat die Liebe für die Abge-

ſtorbenen einen rührenderen, tieferen Ausdruck gefunden. Und während nun alle Kinder des ewigen Vaters, freilich getrennt durch ihre verſchiedenen Häuſer — Himmel, Erde und Purgatorium — aber innigſt verbunden durch die heiligmachende Gnade, vom Prieſter gleichſam herbei gerufen ſind, um Jedes ſeinen Antheil am Opfer zu empfangen, betet er das Pater noster, fleht um Erbarmen zum Lamme Gottes (Agnus Dei), bereitet ſich in Demuth vor auf die Communion und empfängt ſie. Der Zuruf: „Das Heilige den Heiligen", worauf das Volk mit „Amen" antwortete, ging der allgemeinen Spendung der Euchariſtie vorher. Nach dem Biſchof oder Prieſter empfingen ſie zuerſt die Geiſtlichen und zwar am Altar; dann, an den Schranken des Chores, die Asceten, Mönche, Nonnen, endlich die übrigen Gläubigen. Der ausſpendende Prieſter ſprach dabei zu Jedem, entweder: „Der Leib Chriſti, das Blut Chriſti", oder: „Der Leib des Herrn erhalte deine Seele." Während der Communion wurden Pſalmen geſungen. Darauf folgte ein Dankgebet, die Segnung des Volkes durch den Biſchof und die durch den Diakon geſprochene Entlaſſung (missa, dimissio; daher: Meſſe). Bei der öffentlichen Feier der Euchariſtie wurde die Communion gewöhnlich unter zwei Geſtalten gereicht; doch glaubte man ſtets, die Subſtanz des Sacramentes ſei auch in Einer Geſtalt vollſtändig enthalten, wie ſchon der Apoſtel ſagt (I Cor. 11.): „Wer unwürdig ißt oder trinkt". In Zeiten der Verfolgung, oder auf langen Reiſen, namentlich zu Waſſer, oder den Einſiedlern in der Wüſte, den Mönchen in ihren abgeſchiedenen Zellen wurde geſtattet, die Euchariſtie in Brodgeſtalt mitzunehmen; denn es war damals noch nicht zu befürchten, daß der Leib des Herrn außerhalb des Gottesdienſtes weniger ehrfurchtsvoll behandelt und genoſſen werden könne, als während deſſelben. Dieſer Gebrauch drückt unzweideutig den Glauben an die wirkliche Gegenwart unter einer Geſtalt aus. In frommer Scheu und Ehrfurcht wurde die Communion freiwillig nüchtern genoſſen; doch bald wurde dieſe Sitte zur kirchlichen Vorſchrift, um jeder möglichen Verunehrung vorzubeugen.

Außerdem wurden in den uralten Apostolischen Constitutionen*) die Gläubigen zu einem täglichen sechsmaligen Gebet, aufgefordert, wenn möglich, im Gotteshause. Beim Hahnenschrei, wegen des wiederkehrenden Tages; bei Sonnenaufgang, um Gott für den neuen Tag zu loben; um die dritte Stunde, weil in ihr unser Heiland zum Tode verurtheilt wurde; um die sechste Stunde, da er gekreuzigt wurde; um die neunte Stunde, da er verschied; Abends, zum Andenken an seine Ruhe im Grabe, mit dem Hinblick auf die eigene ewige Ruhe nach glücklich vollbrachtem Lauf. Mit der ersten Liebe der Christen für ihren Erlöser erkaltete aber allmälig der Gebetseifer in der großen Masse. Deshalb gab aber die Kirche keineswegs diese Anforderung auf; doch stellte sie sie nur an Diejenigen, welche sich vorzugsweise dem Gebetsleben widmeten, an die Klosterleute beiderlei Geschlechts, welche zu den kanonischen Stunden (Horen, Tagzeiten) gemeinschaftlich im Chor ihrer Kirche bestimmte Gebete zu verrichten haben; an die Stifts- und Chorherren; und endlich an alle Kleriker, vom Subdiakon an, welche zum Gebet des Breviers, aber nicht gemeinsam, sondern jeder für sich, verpflichtet sind. Der Weihrauch des Gebetes sollte ebenso ununterbrochen wie der Qualm der Sünde zum überhimmlischen Throne Gottes durch die Jahrtausende der erlösten Welt emporsteigen und den mystischen Thron Gottes im Tabernakel mystisch umgeben. Der Glaube an das Ge-

---

*) In den ersten Zeiten wurde die Kirche nicht nach geschriebenen Gesetzen, sondern nach der Ueberlieferung der Apostel und ihrer ersten und angesehensten Nachfolger regiert. Die sechs ersten Bücher der sogenannten „Apostolischen Constitutionen" sind das älteste Werk, in welchem Gesetze, Einrichtungen, Gebräuche der Kirche, Pflichten der Geistlichen und Laien, heilige Handlungen, Gottesdienst, Feste und Glaubenslehren dargestellt und beschrieben werden. Der Verfasser ist wahrscheinlich ein syrischer Bischof oder Priester gegen Ende des dritten Jahrhunderts gewesen. Die Form ist die der Apostolischen Sendschreiben.

heimniß der wirklichen Gegenwart zieht von selbst das ewige Gebet nach sich: die Liebe spricht zu dem Geliebten.

Feste und Buße.

Alte Kirchenlehrer, wie Origenes und Clemens von Alexandrien, fassen das christliche Leben als einen immerwährenden Festtag auf, freilich nicht als einen solchen, der mit Schmausereien und Gastmählern und im irdischen Wohlbehagen zu feiern wäre; aber als einen Tag heiliger Freude, weil die Nacht der Sünden durch die Erlösung überwunden ward, weil die Versöhnung mit Gott der Seele einen süßen Frieden und in ihm die wahre Freudigkeit gibt, und weil von dieser Freude Niemand ausgeschlossen ist, der sich nicht freiwillig von Gott trennt. Deshalb sangen die Engel in heiliger Weihnacht ihr Jubellied: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind." (Luc. 2, 14.) Der „Friedensfürst" — wie Isaias ihn nennt — war in die Welt gekommen, und brachte Frieden und Freude vom Himmel herab, die der Apostel Paulus zu der „Frucht des heiligen Geistes" zählt. (Gal. 5, 22.) Damit aber Christus desto sicherer in dem Christen sich gestalte, damit der Christ desto gewisser und vollkommener „das Bild des himmlischen Menschen trage, nachdem er das des irdischen getragen hat" (I Cor. 15, 49.), mußte er sich unausgesetzt von den heilbringenden Mysterien des Christenthums durchdringen und heiligen lassen, und Schritt vor Schritt dem Leben des Heilandes betrachtend nachfolgen und an dieser Betrachtung sich entwickeln. Dazu waren denn besonders festliche Zeiten angeordnet, die wie treue Glaubensboten alljährlich wiederkehrten, das Werk der Erlösung unaufhörlich verkündigten, durch entsprechende Feier die sinnlich-geistige Menschennatur anregten und lebendig erhielten

und die Seelen auf den ewigen Festtag im Himmel hinwendeten und vorbereiteten.

Der Festtag, der am häufigsten wiederkehrte, weil er nie genug gefeiert werden konnte, war der Sonntag oder, wie er häufiger hieß, der Tag des Herrn (Dominica), schon zu apostolischer Zeit dem Gedächtniß der Auferstehung Christi geweiht. Da durfte nicht gearbeitet werden, da mußte alle Gebrechlichkeit, alle Armseligkeit des irdischen Lebens aus den Gedanken schwinden, denn da triumphirte das ewige Leben. Am Mittwoch und Freitag war es anders! Der Tag, da Judas den Herrn verkaufte, der Tag, da der Herr am Kreuze starb, waren dem halben Fasten — bis drei Uhr — und besonders eifrigem, gemeinschaftlichem Gebet gewidmet. Sie hießen Stationstage, Tage, an denen die Krieger Christi auf ihren Posten Wache hielten. In Rom wird die Erinnerung an diese alten Stationstage in der Weise festgehalten, daß in der Faste täglich, im übrigen Jahre aber häufig in gewissen Kirchen, wie der heilige Papst Gregor der Große es geregelt hat, Station ist, d. h. eine andächtige Zusammenkunft der Gläubigen. Das an diesem Tage in einer solchen Kirche verrichtete Gebet ist mit einem Ablaß begnadigt.

Die ältesten Jahresfeste waren Ostern und Pfingsten. Christus der gekreuzigte, Christus der verherrlichte, bildete die Grundlage des Christenthums. Mit ihm zu sterben, um mit ihm verherrlicht zu werden, das war die praktische Idee der Nachfolge, welche sich aus jener Grundlage entwickelte und in tausend Beziehungen zum Leben der Gläubigen stand. Eine lange Bußzeit von unbestimmter Dauer, die jetzt auf die vierzigtägige Faste (Quadragesima) beschränkt ist, ging der Feier und Betrachtung vom Leiden und Sterben des Herrn in der großen Woche, wie man sie nannte, vorher. Die späte Stunde der Mahlzeit, um Sonnenuntergang, und die Enthaltung von Fleisch und Wein, war der allgemeine Charakter der kirchlichen Faste; und weder Hochzeit noch Geburtsfest wurden während ihrer Dauer gestattet. Der Eifer der Gläubigen übte sich aber in strengerer Entsagung, nament-

lich im Orient, wo man sich allgemein mit Wasser Brod und höchstens einigem Gemüse oder getrocknetem Obst begnügte. Im Occident war dies nur für den Charfreitag vorgeschrieben. Für die Stärkung der Seele war man um so eifriger bedacht und es wurden fortlaufende Fastenpredigen, z. B. vom heil. Chrysostomus zu Constantinopel, täglich gehalten. Sie waren ungefähr immer des Inhaltes, den Origenes angibt: „Faste von allen Sünden; nimm keine Speise der Bosheit zu dir, genieße nicht die Mahlzeit der Begierden, trinke nicht den Wein der Lüste. Enthalte dich von bösen Handlungen, Worten und böseren Gedanken. Begehre nicht das Brod der falschen Lehren, nicht den Genuß einer trügerischen Philosophie, welche sich von der Wahrheit entfernt." Es war nicht genug, daß der Leib sinnlichen Genuß sich versagte; auch die Seele mußte sich in der Selbstüberwindung üben. Und das war der große Vortheil der Enthaltsamkeit vom Sinnlichen: sie erleichterte den geistigen Sieg, indem sie den Menschen beständig in Athem hielt durch die Gewohnheit, den Kampf gegen die gröberen Begierden zu führen.

Der Donnerstag in der großen Woche war der Einsetzung der Eucharistie gewidmet und daher am Morgen ein Freudentag. Seit dem fünften Jahrhundert nahm an diesem Tage der Bischof die Weihung des heiligen Oeles für die Täuflinge, Firmlinge und Kranken vor. In der Nacht begann die Vorfeier des Tages des heiligen Leidens, des Kreuzes (dies crucis). Man versammelte sich in der Kirche und die Passionsgeschichte wurde vorgelesen. Der Tag selbst wurde mit Gebet, Arbeit, Abtödtung und Fasten nie mit Ruhe von der Arbeit oder mit Zerstreuungen begangen. Die noch jetzt üblichen Gebete für die Ungläubigen, Juden, Häretiker und Schismatiker, mit der darauf folgenden Verehrung des Kreuzes, wurden seit dem fünften Jahrhundert an diesem Tage verrichtet und sind ganz im Sinne Desjenigen, der für Alle am Kreuze starb, der Allen die Erlösung zuwenden möchte und der für seine Feinde und Peiniger betete: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Am Samstag Abend begann die große Vigilie des Osterfestes und währte bis zum Tagesanbruch des Sonntags, so daß die Gläubigen zehn bis zwölf Stunden ununterbrochen in der Kirche blieben. Da geschah die Benediction der Osterkerze, als Symbol der Auferstehung; da die Weihung des Taufwassers. Wunderbar schöne Gebete und Lesungen aus dem Alten Testamente begleiten sie. Da fand auch die Taufe der Katechumenen statt, und endlich am Ostertag die Messe der Auferstehung. Das war nun ein Wonnetag! Die Gläubigen umarmten sich mit dem Gruße: „Der Herr ist auferstanden! Er ist wahrhaft auferstanden." Die Neophyten feierten ihre eigene Auferstehung aus der Todesnacht der Sünde, ihre Wiedergeburt „aus dem Wasser und aus dem Geiste" zugleich mit der Auferstehung ihres Erlösers. Und diese Feier dauerte eigentlich nicht blos während der Osterwoche, sondern die ganze Zeit bis zum Pfingstfeste, so daß Tertullian sich auf sie beruft, um zu zeigen, daß die Christen noch mehr Feste hätten, als die Heiden.

In dieser Zeit nimmt der Alleluja-Jubel einen neuen Aufschwung am Tage der Himmelfahrt des Herrn. Da hat er die geheimniß- und gnadenvollen vierzig Tage nach seiner Auferstehung mit seinen Jüngern zugebracht und ihnen den Geist aus der Höhe verheißen, der sie darüber trösten soll, daß Er Selbst nicht sichtbar mehr unter ihnen weilen, nicht hörbar mehr zu ihnen reden wird. Da hat Er sie so vergeistigt, daß sie die Trennung von Ihm nicht mehr mit irdischem Herzen als einen Schmerz, sondern mit geheiligter Seele als eine neue Gnade annehmen. Ueber den vierzig Tagen in der Wüste, die seinem Auftreten in der Welt als Messias vorhergingen, liegt ein Schleier; und auf den vierzig Tagen, die seinem Scheiden von der Welt vorhergehen, ruht abermals ein Schleier. Das Geheimniß seines weltüberwindenden Kampfes und seiner überweltlichen Verklärung soll im Schweigen und im Glauben betrachtet und angebetet werden.

Ebenfalls seit dem fünften Jahrhundert gingen dem Himmelfahrtsfeste drei Bitt-Tage vorher, in welchen der Segen

Gottes für die keimenden Felder und Fluren angerufen wurde. Die ganze Natur war ja durch den Fall des ersten Menschen in die Folgen der Sünde verwickelt; wie konnte sie zur rechten Blüthe, zur Spendung ihrer Früchte gelangen ohne den Thau und die Sonne der Gnade? Hatte der Mensch sie in seinen Abfall hineingerissen, so mußte er auch suchen, sie durch Gebet vom Fluche zu befreien. Der Bischof Mamertus von Vienne in Frankreich war der erste, welcher diese Bitt-Tage mit Prozessionen durch die Fluren anordnete, nachdem seine Stadt im Jahre 469 durch Erdbeben und Mißwachs furchtbar gelitten hatte. Von dort aus gingen sie durch die ganze katholische Christenheit.

Zehn Tage nach der Himmelfahrt kam das liebliche Pfingstfest, das die Fülle der Huld des Erlösers bringt, die Frucht seiner Liebe, den heiligen Geist. Ohne den heiligen Geist gäbe es keine Kirche; er ist ihre Seele und macht sie lebendig; er ist ihr Herz und gibt ihr den Pulsschlag der Einheit. Seine Ausgießung ist der Geburtstag der Kirche in der Welt.

Es ist ganz eigenthümlich, daß die Geburt Christi, dies Fest der Heiligung der menschlichen Natur, diese „Mutter aller anderen Feste," wie der heil. Chrysostomus es nennt, minder alt ist, als die Feier von Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten. Die Ungewißheit über den Geburtstag des Herrn soll dazu Anlaß gegeben haben. Man vermuthet, daß er zuerst in Rom auf den 25. Dezember festgesetzt ward, um dem heidnischen Fest der wiederkehrenden Sonne eine christliche Richtung und Bedeutung zu geben, indem man den Aufgang der Sonne des Christenthums auf diesen Tag verlegte. Bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts war aber auch das Weihnachtsfest aus dem Occident in den ganzen Orient übergegangen. Eine vierwöchentliche Faste, als Vorbereitung der sündigen Welt auf die gnadenreiche Ankunft (Advent) des Herrn zeigt, wie hoch man es in Ehren hielt.

Neue Feste kamen im Verlauf späterer Jahrhunderte hinzu, die den Kranz heiliger Erinnerungen mehr und mehr ver-

vollständigten, als die Kirche ihr eigenthümliches Leben auch nach Außen hin ungehemmt entfalten durfte. Aber uralt ist das Fest der Epiphania, der Erscheinung oder Kundgebung des Herrn, das am 6. Januar begangen wird und dem vereinigten Andenken der drei Ereignisse gewidmet ist, durch welche er sich der Welt kund gab: die Anbetung der Magier, die ein Stern zu seiner Krippe führte; die Taufe im Jordan, wo die Himmel sich über ihm öffneten; und die Hochzeit zu Cana, wo er sein erstes Wunder that. Auch den Marienfesten wurde nach und nach von der Andacht und Liebe der Gläubigen ihr Platz angewiesen. Kaiser Justinian bestimmte schon im Jahre 542, daß das Fest der Reinigung Mariens oder der Darbringung Jesu im Tempel an keinem anderen Tage, als am 2. Februar gefeiert werde. Etwa hundert Jahre später findet sich am 25. März das Fest der Verkündigung Mariens, wie wir es nennen, eigentlich der Ankündigung des Herrn. Auch andere für die Christenheit wichtige Tage schlossen sich mit einer Erinnerungsfeier diesen an, wie das Andenken an das Episkopat des heiligen Petrus zu Rom, das unter dem Namen Petri-Stuhlfeier am 18. Januar begangen wird; der Todestag der Apostel Petrus und Paulus am 29. Junius; der Geburtstag St. Johannes des Täufers, der mit dem Erlöser und dessen heiligster Mutter die Auszeichnung theilt, daß seine Geburt für die Erde gefeiert wird, während es bei den übrigen Martyrern und Heiligen der Tag der Geburt für den Himmel, d. h. der Todestag ist. Kurz, unser Kalender, den wir so gleichgültig des Datums wegen ansehen, oder weil wir uns für diesen oder jenen Tag irgend Etwas vorgenommen haben, besteht aus lauter Denkmälern des übernatürlichen Lebens, nach denen wir unser tägliches Leben richten und ordnen sollen.

Weil aber die Bestimmung des Christen sich nicht mit einer spielerischen und oberflächlichen Fröhlichkeit erreichen läßt, sondern nur in der übernatürlichen Freudigkeit eines ganz in Gott ruhenden Herzens und eines ganz Gott geheiligten Lebens: so mußte sich der Eifer für diese Heiligung auch auf alle Richtungen

und Beziehungen erstrecken. Eifriges Gebet, eifrige Theilnahme am Gottesdienst, eifrige Erfüllung der kirchlichen Anordnungen hinsichtlich der Faste, des Almosens und mannigfaltiger Abtödtungen, waren nur die Blüthen eines anderen Eifers, der ein wesentlicher Bestandtheil des Strebens nach Vervollkommnung ist. Ein eifriger Bußgeist legte das Fundament zur Vollkommenheit in die Gesinnung der Christen, denn er führte sie durch die Zerknirschung der Reue zur Demuth, und Demuth ist das unscheinbare, dunkle, mit Füßen getretene Erdreich, aus dem das reichste Ernteseld ersprießt. Christ werden hieß nicht urplötzlich der Sünde unzugänglich sein; o mit nichten! Der Versucher trat in der Wüste sogar an den göttlichen Heiland heran, um Sinnlichkeit, Hochmuth, Herrschsucht in ihm zu wecken. Christ werden hieß: durch die Sacramente, und zuerst durch die Taufe, die Gnade empfangen, die Versuchung zur Sünde bekämpfen und besiegen zu können. Der Christ blieb Mensch, und der armselige, gebrechliche Mensch will diesen Kampf nicht immer mit jener Kraft und Beharrlichkeit führen, ohne welche der Sieg nicht errungen werden kann. Dann fällt er; fällt durch seine Schuld, fällt durch Verschmähung der Gnade, die immer bereit ist, mit göttlichem Beistand ihm zu Hülfe zu kommen; er fällt aus dem Reich des Heiles in das Reich des Bösen. Je mehr Abscheu vor der Sünde in einer Seele, je empfänglicher sie für den Stachel des Gewissens ist, desto klarer erkennt sie nach ihrem Fall das verlorene Gut ihrer Glückseligkeit und schreit auf aus dem Abgrund nach Rettung. Da erhört Gott ihren Angstruf und reicht ihr die Vaterhand, um sie auf das Sacrament der Barmherzigkeit, wie man es nennen sollte, hinzuweisen; auf das heilige Bußsacrament, das die Kirchenväter mit einem Brette, welches aus dem Schiffbruche rettet, zu vergleichen pflegen.

Die Nothwendigkeit, alle schweren Sünden, verborgene und öffentliche ohne Ausnahme, einzeln dem Priester zu bekennen, wurde allgemein behauptet und als der Anfang der Seelenheilung betrachtet. Diese Nothwendigkeit beruhete auf

dem christlichen Glauben an die priesterliche Binde- und Lösegewalt, der sein unerschütterliches Fundament hatte in heiliger Schrift. „Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich auch euch. Da Christus dies gesagt hatte, hauchte er sie (die Apostel) an und sprach zu ihnen: Empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen; und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten." (Joh. 20, 21—33.) Nach seiner Auferstehung, in dem Zeitpunkte, da er seinen Aposteln gleichsam die höheren Weihen ertheilt und ihnen das tiefere Verständniß seiner Sendung und ihrer Nachfolge erschließt: nimmt der Heiland diese Handlung vor. Die Vollmacht, welche der Vater dem Sohne zur Entsündigung und Heiligung der Menschen gegeben hat, gab der Sohn seinen Aposteln und in den Aposteln auch deren Nachfolgern, weil das Entsündigungs- und Heiligungsbedürfniß nie aufhört hienieden. Durch das Anhauchen sinnbildete er das Ausgehen des heiligen Geistes von ihm und das Uebergehen desselben auf sie, als eine wahre und wirkliche Kraft Gottes, die nur seinen wahren Gesandten und Stellvertretern im heiligen Richteramt der Gewissen innewohnt, sie erleuchtet und ihrem Richtspruche Wirksamkeit gibt. Diese Kraft ist eine der Gnaden des Priesterthums und erlischt außerhalb desselben, wie die Flamme erlischt, wenn die Kerze herabgebrannt ist. Nur der katholische Priester kann in der Kraft Gottes die Entsündigung vollziehen.

Die Nothwendigkeit des Sündenbekenntnisses behaupten die ältesten Lehrer der Kirche. Tertullian vergleicht Die, welche sich dieser Pflicht nicht unterziehen wollen, mit Kranken, welche elend zu Grunde gehen, weil sie aus falscher Scham dem Arzte nicht die verborgenen Wunden ihres Körpers zeigen wollen. Der große heilige Cyprian, Erzbischof von Karthago († 258) bemerkt, daß der bloße Gedanke durch Götzenopfer das Leben zu retten, sündhaft und deshalb dem Priester zu beichten sei. Pacian, Bischof von Barcelona um 370, warnt gegen jeden Versuch, den Priester zu täuschen

oder nur halb in Kenntniß zu setzen, und tadelt Alle, welche zwar ihre Sünden vollständig bekannt hätten, sich aber der auferlegten Buße nicht unterwerfen wollten. Chrysostomus, Patriarch von Constantinopel († 407) hebt als eine besondere Würde des Priesters hervor, daß er nicht, wie weltliche Fürsten, Gewalt über den Körper, aber eine solche besitze, die bis in den Himmel reiche, da das im Himmel gelte, was er vermittelst der Binde- und Lösegewalt auf Erden vollbringe. Ambrosius, Erzbischof von Mailand († 397) vertheidigt gegen die Häretiker die Ausübung dieser Gewalt als ein dem Priester übertragenes Amt. Basilius der Große, Erzbischof von Cäsarea in Cappadocien († 379), schreibt: „Bei dem Bekenntniß der Sünde verhält es sich gerade, wie bei Vorzeigung körperlicher Gebrechen. Letztere zeige man nur dem kundigen Arzte; erstere bekenne man nur bei Denen, die sie heilen können." Und Gregor, Bischof von Nyssa († 400), ermahnt: „Zeige kühn dem Priester das Verborgene und enthülle ihm die Geheimnisse deiner Seele. Er wird zugleich für deren Genesung und für deine Ehre Sorge tragen."

Die Ablegung des Sündenbekenntnisses geschah in verschiedener Weise; zuweilen öffentlich, theils vor versammeltem Klerus und Gemeinde, theils vor dem Klerus allein; und zuweilen geheim, bei dem Bischof oder einem Priester. Vergehen, welche durch ihre Natur oder durch Zufall bekannt geworden waren und öffentliches Aergerniß gegeben hatten, erforderten in der Regel eine öffentliche Anklage. Aber auch bei verborgenen Sünden fand sie nicht selten statt, manchmal aus eigenem Antrieb, gewöhnlich aber auf den Rath des Priesters, dem man zuvor geheim gebeichtet hatte, wenn dieser solche Verdemüthigung für zweckmäßig erachtete. Es wurde aber nicht leicht Jemand zur Veröffentlichung genöthigt, wenn dieselbe für ihn von nachtheiligen bürgerlichen Folgen sein konnte. Auf die öffentliche Anklage der schwersten Sünden, wie Abfall vom Glauben, Götzendienst, Mord, Unzucht, folgte immer öffentliche Buße; auf die geheime Anklage zuweilen nach dem Rathe des Priesters.

Die Bußdisciplin war keineswegs überall und zu allen Zeiten gleichmäßig; am strengsten war sie im zweiten und im Anfange des dritten Jahrhunderts. Da war es für einen großen Sünder eine Gnade, überhaupt nur die Buße antreten zu dürfen. Man betrachtete sie als eine langsame, schmerzliche Heilung, die eine ernste und dauernde Bekehrung bewirken und dem Sünder Gelegenheit geben sollte, schon in diesem Leben eine möglichst vollkommene Genugthuung zu leisten und seine Seele auch von den letzten Spuren der Sünde zu reinigen. Ferner sollte nicht blos der Sünder selbst, sondern auch Andere durch das Beispiel so schwerer Bußübungen abgeschreckt und mit tiefem Abscheu vor der Sünde erfüllt werden. Deshalb gab man die Erlaubniß, die Buße zu beginnen, um sich wieder mit der Kirche und ihren Sacramenten zu versöhnen, nur Denen, welche anhaltend, dringend und demüthig darum baten. Bis sie ihnen gewährt wurde, war ihr Name, wenn sie große Verbrechen begangen hatten, aus den Reihen der Gläubigen gestrichen und sie durften nie an den gottesdienstlichen Versammlungen Theil nehmen. Die Bußübung begann, als ein feierlicher, kirchlicher Act, gewöhnlich am ersten Mittwoch der Fasten während einer mit Gebet verbundenen Handauflegung des Bischofs und des ganzen Klerus. Der Büßende erschien dabei mit abgeschnittenem Haar, das Haupt mit Asche bestreut, im ärmlichen Gewande, mit bloßen Füßen. War er verehelicht, so mußte seine Frau ihre Einwilligung zu seiner Uebernahme der öffentlichen Buße geben, denn so lange sie dauerte, mußte er nicht blos fern von allen Vergnügungen, sondern in seinem eigenen Hause wie ein Fremdling leben. Zur Erde niedergeworfen und das Antlitz auf den Boden gedrückt empfing er das nach den Kirchengesetzen ihm zuerkannte Urtheil, das ihn oft Jahre lang mit Uebungen der Abtödtung, der Reue und der Verdemüthigung prüfte und läuterte. Mußte er alle vier Bußstationen durchmachen, so begann er damit, außerhalb der Kirche im Vorhof sich aufzuhalten und die eintretenden Gläubigen um ihre Fürsprache bei Gott und

dem Bischof anzuflehen. Die zweite Stufe erlaubte ihm, an den Thüren der Kirche in der Vorhalle zu stehen und dort den Gebeten, aber nicht der Katechumenen-Messe beizuwohnen. Die dritte Stufe hieß vorzugsweise der Eintritt in die Buße, und die zwei früheren Stationen waren nur Vorbereitungen auf sie, um die Beharrlichkeit zu prüfen. Sie dauerte auch am längsten. Der Büßende durfte mit den Katechumenen und Energumenen (Besessenen) das Schiff der Basilika bis zum Ambo des Lectors einnehmen, der Messe der Katechumenen beiwohnen und mit ihnen die Kirche verlassen, sobald die Messe der Gläubigen begann. Unmittelbar vor seiner Entlassung aus der dritten Klasse empfing er abermals die Handauflegung des Bischofs und hörte auf den Knien die Gebete an, welche für ihn besonders verrichtet wurden. Als Büßer der vierten Klasse war ihm vergönnt, an allen Gebeten und Feierlichkeiten der Kirche Theil zu nehmen, auch dem vollständigen Meßopfer beizuwohnen; aber es war ihm noch nicht gestattet, eine Oblation darzubringen und die Communion zu empfangen. Beides geschah erst nach vollständig geleisteter Genugthuung, mit feierlicher Genehmigung des Bischofs.

Das war keine alltägliche Gesinnung, die eine solche Reue zu erzeugen vermochte! die eine so demüthige Ergebung an den Tag legte! die allen Hochmuth und alle Selbstgefälligkeit so herrisch mit Füßen trat! In der großen Masse erlosch aber die heilige Bußfertigkeit mit dem vierten Jahrhundert gar sehr und immer geringer ward die Neigung, sich diesen strengen Strafen zu unterwerfen. Damit hörte denn von selbst die öffentliche Anklage und Buße, so wie auch das Amt eines besonderen Bußpriesters auf, der die Beichten der Pönitenten hörte, ihnen den Grad und die Weise ihrer Buße vorschrieb, ihr Verhalten überwachte, ihren Uebergang von einer Stufe zur andern und endlich ihre Zulassung zur heiligen Communion bestimmte. Dem Pönitenten wurde fortan gestattet, nach eigener Wahl bei einem Priester zu beichten und es blieb seinem Gewissen überlassen, die von demselben auferlegten Bußwerke mehr oder minder pünktlich zu verrichten. Papst Leo der Große († 461)

verbreitete sehr dies Verfahren, enthob es durch feste Regeln und Gesetze der Willkühr des einzelnen Geistlichen', und die geheime richterliche Beicht, die den Priester in den Stand setzte, über Nachlassung und Behaltung der Sünden zu entscheiden, blieb seitdem in voller Kraft in der Kirche. Da das Annehmen der Beichten zunächst ein Recht der Bischöfe war, sie selbst aber dem Bedürfniß nicht genügen konnten: so ertheilten sie den Geistlichen ihrer Diöcese, später auch den Mönchen, die dazu nöthige Gerichtsbarkeit. Daher dürfen noch jetzt die Priester nur in ihren betreffenden Diöcesen Beicht hören; in fremden aber nie ohne die Erlaubniß des Diöcesanbischofs.

Bosporus und Nil.

Als das ewige Wort Fleisch ward, verband es mit seiner Gottheit die Menschheit, trat in das eigenthümliche Gebiet der Menschheit, in die Sichtbarkeit ein, und begann den Kampf des Erlösungswerkes, in welchem er für das Ganze wie für den Einzelnen sterbend triumphirte. Die Gemeinschaft, die er auf dem Fundament des christlichen Glaubens stiftete und welche die Erbschaft antrat, sein Erlösungswerk unter den Menschen und für sie fortzusetzen, mußte demnach sichtbar und streitend sein. Fortgesetzt mußte es werden in jedem einzelnen Menschen, für den der Heiland alle Kräfte der übernatürlichen Welt, und Sich Selbst zuerst, als Bundesgenossen in Bereitschaft hielt. Denn wie der Leib nicht auf immer dadurch gesättigt wird, daß er Einmal an der Königstafel speist, sondern täglich Hunger empfindet und ihn zu stillen sucht: so ist die Seele nicht auf immer dadurch gerettet, daß der Heiland für sie stirbt, sondern dasjenige wofür er stirbt, muß in ihr täglich sterben: die Sünde. Dies ist ihr Streit. Alle haben ihn zu führen und Jeder, und er zieht sich unerbittlich durch das ganze irdische Leben. Sein Zweck ist Befreiung vom Bösen;

sein Ziel, Triumph über das Böse; sein Lohn, der ewige Genuß des ewigen Gutes.

In dieser großen, für Menschen und aus Menschen bestehenden Gemeinschaft, die sich durch das Bekenntniß eines und desselben Glaubens in die Ordnung der sichtbaren Kirche zusammenfügt, kämpft aber nicht Jeder seinen Streit mit aller Kraft, aller Ausdauer, allem guten Willen. Das Erlösungswerk ruhet nie; aber ebensowenig der Geisteraufstand. Bei Vielen, bei den Meisten vielleicht, kommt es zum Fall; bei Manchen zum Abfall. Aber der Gefallene und der Abgefallene können sich wieder zur Freiheit der Kinder Gottes erheben. Feindlich gegenüber steht der Geist des Bösen und erzeugt durch Sünde eine Knechtschaft, welche in neue Sünde stürzt, so daß die in solchem Kreislauf Geknechteten Sclaven des Bösen werden, indem ihre ungezügelten Leidenschaften ihr Herz mit einem verderbten Willen und ihren Geist mit einer getrübten Erkenntniß erfüllen. Von dieser Sclaverei erzählt die Geschichte der Menschheit in den vier Jahrtausenden, die zwischen dem Paradiese und dem Calvarienberge liegen. Dieselbe Sclaverei, nur etwa in anderer Gestalt und Kleidung, läuft nun auch durch die Jahrtausende diesseits des Kalvarienberges und durch die sichtbare Kirche selbst. Die, welche ihr verfallen, streiten nicht für den Geist Gottes, sondern wider ihn; sind nicht lebendige, sondern todte Glieder am mystischen Leibe Christi; aber so lange sie nicht aus eigenem Antriebe von dem geoffenbarten Glauben, auf dem die sichtbare Kirche gebaut ist, sich trennen und deren Lehren verwerfen, so lange harrt die Kirche mit Langmuth auf ihre Bekehrung, weil dieser Glaube sie noch in ihrer letzten Stunde retten kann und Gott allein sich das Recht vorbehalten hat, am Tage des Gerichtes die Spreu vom Waizen zu scheiden.

Zwei Richtungen, die in ihrem Endziele schneidend auseinander laufen, werden also innerhalb der Kirche von den Menschen verfolgt: die der Gnade und die der Natur. Jene läuft mit ihren Kämpfen durch Wege der Läuterung und Vervollkommnung zu der Vereinigung mit Gott; diese läuft mit ihren Be-

ſtrebungen auf den Wegen der Welt in der breiten Strömung des Selbſtzweckes dahin. Der Impuls zu beiden liegt in jedem Menſchen, der da iſt geboren aus der Natur, wiedergeboren aus der Gnade; und ihm iſt die Wahl freigegeben, auf welchem Wege er wandeln will.

In Tagen großer und allgemeiner Drangſal, wenn die ohnehin ſchon armſeligen Freuden des vergänglichen Lebens wie mit Dornen und Wermuth umhegt ſind, und Keinem ſichere Ruhe, Keinem einen tiefen Labetrunk vergönnen, weil Kerker, Mißhandlung, Beraubung, Verbannung, Marter, Tod ihn und die Seinen bedrohen: da wendet ſich auch der irdiſche Sinn leichter den himmliſchen Dingen zu und die Nichtigkeit der Freuden, der Güter und der Genüſſe der Erde, drängt ſich auch den flatterhaften Gemüthern auf. Da iſt es minder ſchwer, kein Gewicht auf Reichthum und Wohlleben, auf Ehren und Auszeichnungen zu legen. Ein Edict der Imperatoren, und der ganze Glücksbau eines Lebens zerfiel in Blut und Staub! Aber wenn die Trübſal vorüber iſt und ganz beſonders, wenn der Freudenrauſch vorüber iſt, der einer plötzlichen, unverhofften günſtigen Wendung der Verhältniſſe folgt: dann tritt für ſehr Viele, die eine ſtille Neigung zum Irdiſchen haben, ein Zuſtand von Seelenerſchlaffung, von geiſtiger Mattigkeit ein, in welcher die Begeiſterung für die überirdiſchen Güter leicht abſtirbt. Man ſetzt ſich nun breit, ruhig und möglichſt bequem auf der Welt zurecht und ſucht Alles an Wohlbehagen nachzuholen, was man ſo lange und peinlich entbehrt hat. Wird die bis dahin unterdrückte und verfolgte Idee gar zur herrſchenden, zur bevorzugten, zur geprieſenen; fällt ihr die Macht und das Anſehen und ein gewiſſer äußerer Glanz von hohen Beſchirmern zu; ſo wirkt ſie ſelbſt auf ihre alten Anhänger nicht immer in ihrer vollen Reinheit mehr und ſie ſchleppt leicht ein Flitterwerk von Rückſichten und Abſichten nach ſich. Für viele der neuen Anhänger wird nun gar das Flitterwerk oftmals zur Hauptſache, ſo daß ſie, wenn die Idee nicht ihren perſönlichen Abſichten und Rückſichten entſpräche, ſich kaum um dieſelbe kümmern würden.

So ging es auch im Chriſtenthum, ſeitdem es mit Conſtantin auf dem Thron und in ſeiner kaiſerlichen Stadt Byzanz Platz nahm. Die Strömung der Welt ging zugleich mit hinein und es entwickelten ſich nun in ihm alle Erſcheinungen, welche der Weltgeiſt bei Denen hervorruft, die mehr ihm, als dem Geiſt Gottes gehorchen und folgen. Ehr- und Herrſchſucht, Stolz und Hoffart, Geiz und Sinnlichkeit, Eitelkeit und Eigenliebe, Hochmuth und Dünkel bemächtigten ſich auch der Chriſten, weil, wie geſagt, Jeder die freie Wahl hat, ob er für Chriſtus oder Lucifer ſtreiten will. Auf dem Thron und um ihn, überhaupt in der Nähe des kaiſerlichen Einfluſſes war die Gefahr am größten, weil die Verſuchung ſich zu verweltlichen am nächſten lag. Auch wirkte mächtig dazu die Pracht des Kaiſerhofes, der Glanz der Anſtalten und Bauwerke der Stadt, die wunderbare Schönheit ihrer Lage, ihr anmuthiges Clima. Da war Alles beiſammen, was den Menſchen blenden und berauſchen kann.

Fährt man aus dem unruhigen, ſtürmiſchen ſchwarzen Meer in den Bosporus ein, der ſich mit ſieben Windungen zwiſchen den Küſten Europas und Aſiens in die Propontis (Marmora-Meer) hinein ſchlängelt: ſo blättern ſich Bilder eines Zauberſpiegels auf, die immer ſchöner und ſchöner werden bis zu dem Punkt, wo der Bosporus in die Propontis mündet und wo das uralte Byzanz, wie eine Königin zweier Welttheile, auf ihren ſieben Hügeln thront. Die Stadt bildet ein Dreieck, deſſen eine Seite die Wellen der Propontis beſpülen; die zweite wird von dem Goldenen Horn begrenzt, dem Hafen, welchen ein tiefer Arm des Bosporus bildet; und die dritte Seite iſt dem Lande zugewendet; da geht es durch das Hügelland von Thracien dem Balkangebirge zu. Auf dieſer Seite lag das goldene Thor, durch welches Conſtantin und ſeine Nachfolger ihre Triumpheinzüge hielten. Aber Byzanz ſank und ſank, und ſchon Jahrhunderte, bevor der Türke es in Stambul verwandelte, war das goldene Thor zugemauert, aus Furcht, die Völker des Weſtens, die Lateiner, könnten triumphirend durch daſſelbe einziehen. Auf der äußerſten Landſpitze

seewärts, wo das Goldene Horn, der Bosporus und die Propontis zusammenfließen, erhob sich der Palast Kaiser Constantins, ein riesenhafter Prachtbau, mit unzähligen Gemächern, Sälen, Hallen, Säulengängen, Vorhöfen, Bädern und Gärten, der sechstausend Bewohner fassen konnte, mit Mauern, Thürmen und Thoren umgeben war und in der großen Stadt eine kleine bildete. Jetzt heißt dieser wunderbar schöne Punkt, der wie eine gigantische Isola bella aus den blauen Meereswellen auftaucht, „Spitze des Serails," und trägt den Palast des türkischen Großherrn, nachdem er den des ersten christlichen Kaisers getragen. In seiner Agglomeration von Gärten, Terrassen, Pavillons, Thürmen, Kuppeln und Minarehs, mit seinem hellen Baustein, den der Sonnenstrahl zu einem lichten Weiß anglänzt, mit seiner ganzen phantastischen Architektur, die durchwebt, bekränzt und umschattet von der Laubesfülle kräftiger Platanen und dem dunkeln Gezweig majestätischer Cypressen ist, sieht er eigentlich aus wie die Residenz eines Geisterkönigs oder wie die funkelnde Krone, die der Bosporus, die schillernde Zauberschlange, auf dem Haupt trägt, nach jenen Märchen, wo Schlangen nicht giftig, sondern glückbringend und Boten von guten Feen sind. Die ganze europäische Küste des Bosporus, mit ihren mehr und minder tiefen oder flachen Buchten, hügelt sich unmittelbar vom Ufer auf, und über diese Hügel wälzt sich in grünen Kaskaden eine unbeschreibliche Fülle der Bebaumung. Eichen, Platanen, Nußbäume, Cypressen Kastanien, Ahorn steigen von den Abhängen auf Wiesen herab, die das Ufer besäumen oder tauchen ihre Zweige unmittelbar in die Wellen ein. Die asiatische Küste ist nicht überall so üppig, sondern theilweise von kahler Bergesöde; aber dafür hat sie einen andern Juwel: den Bithynischen Olymp, dessen Schneegipfel im Glanz der Abendsonne wie eine feurige Rose des Ostens herüber glüht.

Ueber dem Gewirr der Paläste, Häuser und Thürme erhob sich in Byzanz die riesige Kuppel des Prachtbaues, den Constantin zu Ehren der göttlichen menschgewordenen Weisheit errichtete: den Dom der Sta. Sophia; „dies wunderbare Ge-

bäude, in welchem noch jetzt das chriſtliche Dogma mit der grandioſen inbrünſtigen Myſtik der uralten Zeiten, mit der flammenden Glaubensglut der Kirchenväter durchwebt und durchwebt, ganz unverkennbar iſt.“ (Orientaliſche Briefe, September 1843.) Es war ein verſchwenderiſcher Reichthum über ſie ausgegoſſen, den ſpäter Kaiſer Juſtinian noch erhöhete, als der Bau durch Erdbeben gelitten hatte und erneuert werden mußte. Die Sage ſpricht, daß damals zwiſchen jeden zehnten Stein eine heilige Reliquie eingemauert wurde. Die Thüren waren von Cedernholz, mit Elfenbein und Bernſtein eingelegt; die Wände: heilige Bilder und Geſchichten in Moſaikarbeit ausgeführt und in Marmor eingelaſſen. Der Marmorfußboden glänzte ſpiegelhell. Säulen von Porphyr, Alabaſter, Verde antico und Granit bildeten Gallerien über den Seitenſchiffen. Nachenförmige ſilberne Lampen ſchwebten mit dem ewigen Licht unter dieſen Hallen. Silberne Bäume, deren Blüthen Flammen waren, erhoben ſich aus dem Marmorfußboden. Ueber dem Ambo ruhte ein Dach mit goldenem Kreuz, hundert Pfund ſchwer und mit Diamanten und Perlen beſetzt. Aus dem Gegitter, welches den Chor abſchloß, ſtiegen zwölf mit Silber überzogene Säulen auf und zwiſchen ihnen die Bilder des Erlöſers, ſeiner heiligſten Mutter, vier Propheten und vier Evangeliſten von Silber. Im Chor befand ſich der Altar auf goldenem Geſtell, und die Platte war eine Maſſe von zerſtoßenen Edelſteinen und Perlen mit Gold zuſammengeſchmolzen. Der Biſchofſtuhl war mit vergoldetem Silber überzogen und den ſilbernen Thronhimmel umgaben goldene Lilien. Die Schatzkammer bewahrte unermeßliche Reichthümer; 6000 Leuchter aus reinem Golde; ſieben goldene Kreuze, jedes von hundert Pfund Gewicht; 42,000 mit Perlen und Juwelen geſtickte Re'chtücher; 24 Evangelienbücher mit Goldbeſchlag, von denen jedes zwei Centner wog; Kelche, Rauchfäſſer, Kannen gar nicht zu zählen an Menge, gar nicht zu beſchreiben an Koſtbarkeit. 950 Geiſtliche verſahen den Dienſt in dieſem Gotteshauſe. So war die Sta. Sophia, der Stolz der Kaiſer und der Jahrhunderte, die Freude der Gläubigen, die

Kleinodiensammlung der Kunst, der Schmuckkasten von Byzanz, bis am 29. Mai des Jahres 1453 Sultan Muhamed II. zu Pferd in sie hineinritt und vor dem Altar mit Donnerstimme rief: „Es ist kein anderer Gott als Gott, und Muhamed ist sein Prophet.“ Da mußte die göttliche Weisheit vor dem menschlichen Irrwahne weichen, das Lamm Gottes vor dem Kismeth (Fatum) des Islams verschwinden. Da wurde das heilige Kreuzzeichen überall ausgekratzt, aber hie und da eins vergessen; da wurden die Mosaikbilder der Wände und Kuppel mit weißem Kalk übertüncht, der grell und roh absticht gegen die Marmortafeln, welche ihre Rahmen bildeten. Aber es existirt bis zu dieser Stunde bei den Christen und Muhamedanern eine kleine Legende, welche den Glauben ausspricht, daß hier nicht immer der Islam herrschen werde. Sie erzählt: „Als der Türk Constantinopel einnahm, las ein frommer Priester Messe in der Aja Sophia*). Im Augenblick der Wandlung drang die Schreckensbotschaft in die Kirche und der Priester betete mit heißer Inbrunst, Gott möge den heiligen Leib des Herrn vor Entweihung schützen. Siehe! da umschloß plötzlich die Wand Hostie und Priester, und an dem Tage werden Beide unversehrt aus ihr hervortreten, da Constantinopel von den Christen wieder eingenommen wird.“

In der Kirche der zwölf Apostel bereitete sich Constantin sein Grab. Auch sie war mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, und das Haupt des heil. Andreas wurde in ihr verehrt. Die Standbilder der zwölf Apostel in Porphyr schmückten sie und zu deren Füßen wollte Constantin begraben sein, um seine Ehrfurcht vor ihrer Heiligkeit und sein Vertrauen auf ihre Fürbitte recht an den Tag zu legen.

Die profanen Gebäude der Stadt waren in demselben überreichen kaiserlichen Geschmack: Marmor, Porphyr, Bronce, wohin das Auge blickte. Den Marmor lieferten die Brüche der nahen Insel Proconnesus in der Propontis, welche dieser

*) Aja, vom griechischen agia, die heilige. Die Griechen nennen die seligste Jungfrau Marie „die Panagia,“ die allheilige.

ihren zweiten Namen, das Marmora-Meer gaben; Porphyr, Alabaſter und Granit kamen aus Egypten und dem Orient; das Bauholz aus den ungeheuern Wäldern am Bosporus und vom Taurus in Bithynien. Auch in dieſer Beziehung war die Lage von Byzanz äußerſt günſtig. Das Forum Conſtantins, mit Hallen und Gerichtsſälen umgeben, zwiſchen denen Bildſäulen von Porphyr aufſtiegen, hatte, wie Trajans Forum in Rom, als Mittelpunkt auch eine Säule, 87 Fuß hoch, von Porphyr mit vergoldeten Lorbeerkränzen um ihre Fugen, die Conſtantins Standbild trug. Sie iſt jetzt ein von Feuersbrünſten zerſtörter und verkalkter Stumpf, deſſen Trümmer durch eiſerne Reifen kaum noch zuſammen gehalten werden, und den man den Reiſenden unter dem Namen der „verbrannten Säule" zeigt. In dem großen Circus, wo die Wagenrennen ſtatt fanden, ſammelte Conſtantin die berühmteſten Kunſtſchätze aus den Tempeln und von den öffentlichen Plätzen der glänzendſten Städte ſeines Reiches. Die vier Pferde von Bronce, Werk des Lyſippus, die jetzt über dem Portal der St. Marcus-Kirche zu Venedig ſtehen und die einſt den Hafen von Athen ſchmückten, waren eine Hauptzierde des Circus. Rom allein hatte ihm ſechzig der ſchönſten Bildſäulen abgeben müſſen; Egypten einen ſeiner herrlichſten Obelisken, aus roſenfarbenem Granit, 60 Fuß hoch in einem Stück; Delphi das Denkmal des Sieges bei Platäa: drei in einander gewundene Schlangen, deren Häupter den berühmten delphiſchen Dreifuß trugen. Mit einem Wort: Reichthum, Kunſt und Herrlichkeit der ganzen Welt waren Byzanz tributpflichtig geworden, und wie für den Glanz und Schmuck der Stadt, ſorgte Conſtantin und ſeine Nachfolger für ihr Wohlbehagen. Ungeheure Speicher errichtete er, in welchen das Getreide Egyptens niedergelegt und dann dem Volk umſonſt ausgetheilt wurde; große Aquaducte, die das Waſſer aus den Bergen Thraciens herbeiführten; zahlreiche und geſchmackvolle Brunnen, die das Waſſer durch die ganze Stadt verbreiteten; zahlreiche Badeanſtalten, mit verſchwenderiſchem Luxus ausgeſtattet und Allen zugänglich. Kurz, es kam aus dem Heidenthum und mit allen dieſen Tributen Roms,

Griechenlands und Asiens ein gewisses üppiges Element in das christliche Byzanz hinein, welches dem Christenthum um so gefährlicher, als es ihm neuer war. Bis jetzt hatte man ihm kaum Fristung des Lebens gegönnt, und jetzt wurde es mitten in alle Genüsse des Lebens versetzt und zugleich in die volle Sicherheit, sich derselben erfreuen zu dürfen. Aber mit Sammet-Teppichen ist „der schmale Weg, der zum ewigen Leben führt," nicht belegt, und die große Masse fand es doch ungleich behaglicher, auf Sammet-Teppichen einherzugehen! Dennoch waren unter dieser Masse immer auch fromme, heilige Seelen, große Seelen von erhabenem Geiste, welche nicht geblendet wurden von den irdischen Gütern, nicht gefesselt vom irdischen Glück und sogar zwischen den im Purpur Geborenen entwickelten sich Lieblinge Gottes, Heilige. Denn wenn sich schon in jeder Menschenbrust das Reich des Lichtes und der Finsterniß begegnen, um wie viel weniger werden sie im großen und allgemeinen Treiben der Welt äußerlich mit scharfer Linie abzugrenzen sein. Die Lebensfaden kreuzen und berühren sich und mit einem goldenen kann ein schwarzer verwebt sein.

So war denn die Weissagung erfüllt, welche Is. 49, 22—23. über Jerusalem, dem Vorbild der christlichen Kirche, verkündigt: „So spricht Gott der Herr: Siehe, ich erhebe meine Hand den Heiden zu. Den Völkern zu errichte ich mein Panier, und sie werden in den Armen deine Söhne bringen und auf den Schultern deine Töchter tragen. Königewerden deine Ernährer und Königinnen deine Säugammen sein, werden mit zur Erde gesenktem Antlitz vor dir anbeten und küssen den Staub deiner Füße."

Aber noch einen andern Segen hat Isaias dem von Christus gestifteten Reiche geweissagt. „Da freuet sich die öde und ungebahnte Wüste, da frohlocket die Einöde und blühet wie eine Lilie. Sie sprosset und frohlockt in Freude lobsingend. Man gibt ihr des Libanon Herrlichkeit, die Zierde des Carmel und Saron. Denn in der Wüste brechen Ströme hervor und Gewässer in der Einöde. Das durstige Land wird zu Wasserquellen; in den Lagern, wo die Drachen wohnten, grünen Rohr

und Schilf hervor. Da ist Bahn und Straße, die man heilige Straße nennt; kein Unreiner wandelt darauf; sie ist die richtige Straße, auf welcher selbst Einfältige nicht irre gehen. Dort wird kein Löwe sein und kein böses Thier, sondern die Erlösten werden darauf wandeln. Ewige Freude krönet ihr Haupt; Freude und Wonne erlangen sie; Schmerz und Seufzer fliehen" (35, 1—10.). Und auch diese Prophezeihung sollte in Erfüllung gehen; die eine in Byzanz, die andere in der Wüste; jene am Bosporus, diese am Nil.

Es ist wohl kein größerer Gegensatz denkbar, als der zwischen den lachenden, farbenreichen, bewegten, buntgeschmückten Ufern des Bosporus und den stillen, einförmigen, eintönigen des Nil. Der Bosporus ist lauter Bewegung und Abwechslung: das Meer mit seinem endlos wechselnden Farbenspiel, mit seinen Schiffen und Kähnen und Nachen, mit seinen Stürmen und seiner Anmuth; die Küsten aus- und eingebuchtet, gehügelt, bewaldet, felsig, wiesengrün; eine Fülle von Licht, die eine ganz magische Farbenpracht verbreitet, so daß nirgends die Wellen so blau, die Belaubung so grün, die Inseln so violet, das Schneegebirg so rosenfarben, die Menschenwohnungen so blendendweiß, der Morgennebel so perlenmutterfarbig erscheinen und doch mit tausend Schattirungen in einander hinüberspielen und verschmelzen. Aber der Nil, welche Stille, welche Ruhe, welche Gleichmäßigkeit in seinem Lauf von Süden nach Norden, von den großen Katarakten an der Grenze Nubiens (dem alten Aethiopien) vorüber an Assuan (dem alten Syene), an Theben, an Memphis, an Cairo, bis er unsern Alexandrien, das Delta bildend, ins Mittelländische Meer sich ergießt. Die ganze Landschaft vom zweiundzwanzigsten bis zum einunddreißigsten Breitengrad hat nur zwei Farben: die gelbe Sandwüste, das grüne Feld; hat nur eine Linie: die gerade Linie. Das libysche Gebirg im Westen, ganz glatt geschnitten, das Arabische im Osten, leicht gewellt, beide ohne Kuppen, ohne Spitzen, ohne Kegel, ziehen langgestreckt sich hin. Und die Palme, der stille Baum, steht mit seiner Blätterkrone gerade aufrecht und unbeweglich, wie eine schlanke Säule mit ihrem

Knauf, und bringt keine Unruhe in dieſe majeſtätiſche Ruhe, in dieſe feierliche Erhabenheit der Natur hinein, mit welcher die ebenſo feierliche Erhabenheit ihrer alten Kunſtwerke, der Tempel und Pyramiden, vollkommen übereinſtimmt. Was der europäiſche Induſtriemenſch oder Agronom davon halten, wie er dieſen Boden verwerthen oder bebauen möchte, dieſe Fragen, dieſe Intereſſen liegen auf einem andern Gebiet. Egyptens Natur — und Egypten iſt weiter nichts als das breite Flußbett des Nils — mit ihrem Charakter von Abgeſchiedenheit, Einförmigkeit, Ernſt und Schweigen, iſt anziehend und großartig wie das geheimnißvolle Bild der Sphynx, die in ihrem Sande begraben liegt. Dieſe große Einförmigkeit entſpringt daraus, daß der Nil in ſeinem ganzen Lauf durch Nubien und Egypten in faſt ganz gerader Richtung, obzwar mit tauſend kleinen Krümmungen, von Süden nach Norden fließt; daß ſich nicht ein einziger Bach, viel weniger ein Fluß, in ihn ergießt; und daß die beiden Gebirgszüge zu ſeiner Rechten und Linken genau dieſelbe Richtung haben wie er. Nur auf der Grenze von Nubien und Oberegypten, oberhalb Aſſuan, muß er ſich Bahn brechen durch einen Höhenzug von Granit, der von Weſten nach Oſten durch die Wüſte läuft und deſſen Brüche noch gerade ſo herrliches Material an Syenit und Roſengranit liefern, wie zur Zeit Conſtantins; nur unbenützt. Dort bildet der Nil die ſogenannten kleinen Katarakten, die aber durchaus keine Waſſerfälle ſind, ſondern nur Strudel zwiſchen Felsklippen und Felsblöcken, und um die Inſeln Philae, Elefantine und Bidſcha mit ihren prachtvollen Tempelruinen herum. Aſſuan liegt unter dem vierundzwanzigſten Breitengrad; und von dort an kommt der Nil nicht mehr aus ſeiner Ruhe. Sein alljährlicher regelmäßiger Austritt iſt auch durchaus keine wüſte, zerſtörende Ueberſchwemmung, ſondern gegen Ende Junius beginnt er zu ſteigen, langſam, allmälig, zuweilen mehr und dann wieder minder bemerkbar, aber nie plötzlich und raſch. Durch ſein Steigen füllen ſich die Canäle, die von ſeinen Ufern auslaufend ins Land hinein gegraben ſind und von denen ſich dann noch kleinere Canälchen, ja Furchen und Rinnen verzweigen, um

dem Erdboden möglichſt weit Waſſer zuzuführen und ihn fruchtbar zu machen. Gegen Anfang October hat der Nil in der Regel ſeine Höhe erreicht und iſt an manchen Stellen ſo ausgetreten, daß er immenſe Teiche bildet. Nun ſtehen die Waſſer eine Zeitlang und werden vorſichtig und ſparſam, vermittelſt Oeffnen und Schließen von Schleuſen, von einem Punkt zum andern geleitet, wenn der erſte hinreichend getränkt worden iſt und einen Bodenſatz von befruchtendem Schlamm erhalten hat. Dann folgen Saat, Wachsthum, Reife und Ernte raſch auf einander. Gegen Ende des Winters beſchränkt der Nil ſich wieder auf ſein Bett und im April und Mai herrſcht ſchon wieder vollkommene Dürre. Ohne die künſtliche und ſyſtematiſche Canaliſirung des Nils und ohne ſeine regelmäßige Anſchwellung, deren Schlüſſel die Wiſſenſchaft nicht gefunden hat, würde alle Vegetation aufhören und die Cultur des Landes unmöglich werden; denn Bäche und Flüſſe hat es gar nicht, höchſt ſelten einmal einen Quell mit erträglichem Waſſer; und Regen eigentlich nie: in Alexandrien etwa zehnmal im Jahre, in Cairo dreimal, in Oberegypten in zehn Jahren vielleicht Einmal. In alten Zeiten war dies Bewäſſerungsſyſtem viel ausgedehnter und vollkommener wie jetzt; damals war Egypten die Kornkammer des Römerreichs und hatte ſieben Millionen Einwohner. Jetzt zählt man nur noch zwei und eine halbe Million, und es muß dennoch die beiden heiligen Städte des Islams, Mecca und Medina, mit Getreide verſehen. Es hatte aber auch damals ſchon ſeinen Wüſtencharakter, der ſich augenblicklich zeigte, ſo wie die Cultur nachließ. In der Nähe von Dörfern, von Städten lagen Wüſten; die größte aber zwiſchen dem rechten Nilufer und dem rothen Meer in der Landſchaft Thebais. Hauptſächlich in ihr ſollte die zweite Weiſſagung des Iſaias in Erfüllung gehen. Byzanz wurde zum Repräſentanten der ſinnlichen Strömung, die durch das Chriſtenthum ging und geht, und die durch Feinheit, Geiſt, Klugheit, Wiſſenſchaft, Geſchicklichkeit eine glänzende Vergoldung empfangen kann. Die Thebais wurde ein Geſammt-

ausdruck für die geistige Strömung des Christenthums, deren höchste Blüthe der Stand der Vollkommenheit ist.

Die Einsiedler.

Dies ist nun etwas, das die Welt so schwer versteht, und es ist doch so leicht zu verstehen, wenn man bedenkt, daß der göttliche Stifter des Christenthums die Vollkommenheit Selbst war, zur Nachfolge seiner Vollkommenheit aufforderte und durch seine Gnadengaben diese Nachfolge möglich machte.

Die Einsiedler waren nicht blos demüthige Christen, die sich in Wälder und Wüsten auf eine Zeitlang zurückzogen aus Besorgniß, die langsamen Martern der Verfolgung, wie sie seit der Mitte des dritten Jahrhunderts unter Valerian und Decius üblich wurden, nicht aushalten zu können und vom Glauben abzufallen. Nicht blos fromme Christen, die vor den Gefahren und Verlockungen der Welt für immer in die Abgeschiedenheit flüchteten. Nicht blos ein Gegengewicht zu dem Sinnenmenschen voll Hoffart und Selbstsucht, der sich nur zu bald geltend machte, als die Welt ruhig wurde und keine Blutedicte mehr zu fürchten hatte. Sondern sie waren die Vertreter der übernatürlichen Richtung des Christenthums, und hatten dazu die selbstständige Berechtigung durch das Wort des göttlichen Heilandes empfangen: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Wie der natürliche Mensch zu dem Wunsch nach den Gütern und den Genüssen der Erde sich gedrängt fühlt und seinen Antheil an ihnen als sein Recht in Anspruch nimmt und es Glück nennt: so ist es das Recht des übernatürlichen, nach den Gesetzen der Gnade lebenden Menschen, sie verschmähen zu dürfen. Jener fühlt sich durch tausend Banden zu der Welt hingezogen, durch tausend Fäden mit ihr verknüpft, und solche Wechselverbindung thut ihm wohl. Diesem würde sie wehe thun, weil eine höhere Wechselver-

bindung darunter leiden müßte, wenn er den Zug seiner Seele in die Welt und ihr Glück hineinzulenken hätte. Er sagt sich nicht eigentlich: Ich will nun Alles fortschenken und entbehren und mir die Welt aus dem Sinne schlagen; sondern er braucht es nicht, und deshalb entbehrt er es nicht, und die Welt fällt ihm gar nicht ein. Er sagt auch nicht: Ich will jetzt ganz allein an Gott und das ewige Leben und gar nicht mehr an die Menschen denken; sondern seine Seele ist so voll von Gott und von himmlischen Gedanken, Vorstellungen und Bildern, daß sie im Irdischen keine Anknüpfungspunkte findet. Er sagt auch nicht: Nun will ich aus Liebe zu Gott leiden; sondern er liebt Gott, und fällt ihm Leid zu, so gehört das eben zur Liebe und er achtet es nicht; denn für ihn gibt es nur ein Leid: Gott nicht lieben. Dies ist nun allerdings eine ganz neue Ordnung der Liebe; aber Christus Selbst hat sie vom Himmel auf die Erde gebracht, hat den heiligen Geist zum Heerd dieser neuen Liebe gemacht, und von ihrem Feuer gesagt: „Was will ich anders, als daß es brenne?"

Der Mensch, der in der Gnade lebt, kann auch ein vollkommenes Leben mitten in der Welt, theilnehmend an ihrem Glück und ihren Freuden, führen, sobald er sie „besitzt, als besäße er sie nicht," d. h. sein Herz nicht an sie hängt. Das beweist die Geschichte vom reichen Jünglinge im Evangelium. Als er den Heiland fragte, was er thun müsse, um zum ewigen Leben zu gelangen? antwortete Christus einfach: „Halte die Gebote." Denn sie sind von Gott und heiligen das Leben, indem sie den Menschen an seine heiligsten Pflichten mahnen, gegen seine heißesten Leidenschaften ihn beschirmen und die Ehe, den Besitz und das Eigenthum Anderer seiner Willkür entrücken. Aber der Jüngling hatte die Ahnung von etwas noch Höherem und die Sehnsucht danach. Da sagte der Heiland: „Willst du vollkommen sein, so gib, was du hast, den Armen und dann folge mir nach." Damit hat er eine höhere Vollkommenheit nicht befohlen, aber angerathen: die evangelische Armuth. Ebenso setzte er die Ehe

in ihre urſprüngliche Heiligkeit und Unauflöslichkeit wieder ein und verlieh ihr eine neue Würde durch das Siegel des Sacramentes; dennoch preiſt er die Jungfräulichkeit höher, die nur Sinn für das Himmelreich hat, und ſetzt mit heiliger Vorſicht hinzu: „Wer es faſſen kann, der faſſe es.“ Damit hat er wiederum eine höhere Vollkommenheit, als die des Eheſtandes, nicht befohlen, ſondern angerathen: die evangeliſche Jungfräulichkeit. Und endlich gab er noch einen dritten Rath, nicht ſowohl durch Worte als durch die That: den des unbedingten Gehorſams, indem er, der Sohn Gottes, nicht blos ſeinem himmliſchen Vater, ſondern in ſeiner heiligſten Menſchheit auch geringen Menſchen, ſeinen Geſchöpfen, ja ſogar feindlich geſinnten Geſchöpfen, demüthigſt gehorchte.

Von ihrem Herrn und Meiſter hat die Kirche gelernt, Denjenigen die drei evangeliſchen Räthe, wie man ſie nennt, zu geben, welche ihre Befriedigung nur in der möglichſt vollkommenen Ablöſung des Geiſtes von den Feſſeln der vergänglichen Güter der endlichen Welt finden können. Daß es ſolche Seelen gibt, wer könnte das bezweifeln? In allen Menſchen ohne Ausnahme iſt eine geheime, oft unverſtandene, oft uneingeſtandene Sehnſucht nach etwas Beſſerem. Alle ſind in Adam gefallen; darum ſehnen ſich Alle nach ihrem reineren Zuſtand zurück. In Einzelnen nun iſt dieſe Sehnſucht ſo feurig, ſo mächtig, ſo überwältigend, daß ſie nichts verlangen, als ſich hienieden möglichſt in dieſen Zuſtand zu verſetzen und zu leben gemäß den Bedingungen ihrer urſprünglichen, ihrer gottverwandten Natur. Gewiß hat mancher Chriſt, wenn auch nur in flüchtigen Augenblicken, dieſe Sehnſucht und die mit ihr verbundene unausſprechliche Ruhe und namenloſe Wonne empfunden. Was bei ihm und bei Vielen vorübergehend war, weil jene Sehnſucht nicht mit allen Kräften des Gemüthes genährt, nicht durch alle Fähigkeiten des Geiſtes unterſtützt wurde und daher in Zerſtreuung unterging, weshalb ſollte es nicht bei den Wenigen dauernd ſein können, welche ihr Gemüth nur damit erfüllen, ihren Geiſt nur damit beſchäftigen? In Folge der Sünde Adams durch-

drang ein unbeschreibliches Verderben alle Verhältnisse des menschlichen Lebens, vergiftete, zerriß oder verkehrte sie. Ursprünglich liebte der Mensch seinen Schöpfer und in ihm das Geschöpf; aber die Sünde verwandelte die Liebe der Hingebung in das Gift der Selbstsucht, und die Liebe zum Geschöpf verdrängte die zu dem Schöpfer. Ursprünglich besaß der Mensch in Gott alle Reichthümer der überreichen Erde in Fülle; aber die Sünde zerriß diese beseligende Gütergemeinschaft und der Mensch, der jetzt die Eigenliebe kannte, wollte auch ein Eigenthum besitzen und schätzte es so hoch, daß er, je mehr er besaß, um desto mehr sich dünkte. Ursprünglich ruhte der Mensch mit seinem Willen in Gott, war das Organ des göttlichen Willens; aber die Sünde brachte ihn in beständige Empörung gegen denselben und der Wille, der in der Vereinigung mit Gott Theil nimmt an der Macht, der Weisheit, der Kraft, der Liebe, der Seligkeit Gottes, sank in der Abkehr von Gott zu Unmacht, Unverstand, Schwäche, Bosheit, Elend, sank zum Eigenwillen herab. Der eine Tropfen der Sünde ergoß sich in diesen drei wilden, zerstörenden Strömen durch die Menschheit: Eigenliebe, Eigenthum, Eigenwille; von ihnen gehen alle Verheerungen im Leben der Einzelnen und der Völker, alle Zerstörungen auf sittlichem, geistigen und materiellen Gebiete aus. Da kam der menschgewordene Erlöser und zertrat der Schlange ihr dreifaches Haupt: der Eigenliebe durch die Virginität; der Gier nach Eigenthum durch freiwillige Armuth; dem Eigenwillen durch Gehorsam. Und da er fortleben wollte hienieden in seinem mystischen Leibe, der Kirche, so schuf er durch die evangelischen Räthe, zu deren Beobachtung Niemand gezwungen werden kann außer durch den heiligen Geist, ein Glied an diesem Leibe, welches seine verklärte Menschheit auf Erden fortsetzt oder wenigstens fortzusetzen strebt, welches zugleich aber auch eine ewig lebendige Erinnerung der gesammten Menschheit an ihren ursprünglichen höheren Zustand, und ein ewig lebendiger Seufzer der Sehnsucht nach Rückkehr zu demselben ist: den Stand der

Vollkommenheit. Er wußte wohl, der göttliche Heiland, und die Kirche durch ihn, daß die menschliche Natur vermöge ihres schweren irdischen Ballastes eine große Neigung zu den fetten, breiten Niederungen des Lebens hat, und daß Gnaden- und Heilsmittel für die große Menge keine andere Wirkung haben werden, als höchstens die, daß sie die Güter der Erde gebrauchen und nicht mißbrauchen. Aber um so mehr wollte er, und die Kirche nach ihm, den Weg zu einer idealen Höhe offen halten, der gebahnt werden mußte, weil es für Einzelne das Bedürfniß ihrer dem Idealen zugewendeten Natur ist, ihn einzuschlagen, und weil es eine Verkümmerung ihres durch Christus Selbst geweckten Rechtes wäre, sie von jener Höhe zurück zu halten. Seitdem verfuhr die Kirche auch in dieser Beziehung, wie überall und immer, mit himmlischer Weisheit, d. h. zugleich mit Begeisterung und mit Besonnenheit: dem Durchschnittsmaß des Menschen gehören die Niederungen der Erde, und sie heiligt deren Güter und ihre Genüsse. Denen aber, welchen der heilige Geist ein größeres Maß ertheilt, preiset sie die Höhen eines entsagenden Lebens an. Seitdem die ersten Jünger Hab' und Haus verließen, um dem Erlöser nachzufolgen, bis zu dieser Stunde, hat sie die freiwillige Armuth um Christi willen höher gestellt, als den edelsten Gebrauch der Glücksgüter. Und seitdem der Apostel Paulus es den Corinthern schrieb, bis zu dieser Stunde, hat sie den Ehestand für heilig und unverbrüchlich erklärt, jedoch minder hoch als den jungfräulichen Stand um Christi willen. Und seitdem der Sohn Gottes gehorsam bis zum Tode am Kreuze starb und auf den Altären der Christenheit täglich von Neuem gehorsam sich opfert, stellt sie den demüthigen Gehorsam um Christi Willen höher, als über Völker, Länder und Welttheile klug zu befehlen. Denn diese heiligen Drei müssen immer von Neuem anschaulich machen, beweisen, darstellen, mit stummem Munde predigen, daß mit Christus das dreifache Haupt der Schlange zu zertreten sei. Diese himmlischen Grundsätze hält die Kirche mit fester Hand aufrecht durch die Jahrtausende, unbeirrt durch

die Angriffe, welche von Anfang an dawider gemacht wurden, da auch gegen diese Lehren, wie gegen alle übrigen, Irrlehren sich erhoben. Die Einen verwarfen, ganz und gar und für alle Menschen ohne Ausnahme die Ehe. Andere verdammten die zweite Ehe. Noch Andere betrachteten die Ehe als vom Teufel eingesetzt. Diese krankhaft und schief überspannte, geistig hohle Richtung machte der gesunden, kräftigen, einfachen Lehre der Kirche den Vorwurf: sie sei lange nicht streng genug, während eine andere in die Sinnlichkeit versunkene und dem christlichen Ideal durchaus abholde Richtung gegen die Virginität eiferte und der Kirche, welche dieselbe anpries, vorwarf, sie verlange Unmögliches vom Menschen. Allein die Kirche *verlangt* nur das vom Menschen, was Christus Selbst verlangt hat: „Halte die Gebote." Und darüber hinaus *räth* sie nur das an, was Er Selbst gerathen hat: „Und dann folge mir nach." Und wenn sie das Eine nicht verlangen und das Andere nicht rathen würde: so würde sie lügen wider den heiligen Geist, der in ihr ist. Das kann sie nicht.

Die geheimnißvolle Ueberzeugung, dem Niederen entsagen zu müssen, um Höheres zu gewinnen; der Glaube, daß auf der Entsagung ein besonderer Segen ruhe, ist ein mystischer Zug, der durch viele vorchristliche und unchristliche Völker geht, sobald sie nicht im ganz wilden Zustande sich befinden, der sie noch nicht hat zum geistigen Bewußtsein erwachen lassen. Dieser Zug spricht für eine gemeinsame Abstammung, in welcher sich die Tradition des Abfalls und der zu hoffenden Erlösung dunkel fortgeerbt hat. Etwas Verlorenes, Unschätzbares wiedergewinnen, sich reinigen, um dieses Gutes würdig zu werden, büßen und entsagen, um sich von jeder unlauteren Begier zu reinigen: das ist die Ahnung des göttlichen Geheimnisses der Erlösung durch die Menschwerdung Gottes, welche sich bei vielen Völkern regt, aber freilich ohne die christliche Offenbarung nur mißverstanden und häufig verzerrt wird. Was man von den gewaltigen Büßern bei Völkern des tiefen Asiens, in China, Tibet und Hindostan

lieſt, was von den großen Geſetzgebern uralter Völker, die ſich in Wüſteneien zurückzogen, um ihren Geiſt vom Sinnlichen abzuziehen und in höhere Betrachtung zu verſenken, damit ſich die Wahrheit ihnen entſchleiere; was von den in tiefe Geheimniſſe eingeweihten weiſen Frauen und Prieſterjungfrauen, denen überirdiſche Mächte gehorchten, aber um den Preis der Entſagung: Alles das ſpricht dieſen einen, gemeinſamen Familienzug aus, und zwar einen ſolchen, der ſich nach etwas Idealem gebildet hat. Es muß alſo die Richtung auf das Idealiſche eine große Macht im Geſammtbewußtſein der Menſchheit ſein, um ſich trotz dem Abfall und in ihm erhalten zu können. Dieſe Richtung verfolgte auch eine jüdiſche Secte, die Eſſäer, die ſich Jünger des Propheten Elias nannten. Sie hatten alle Verbindung mit dem übrigen jüdiſchen Volk aufgegeben, ſogar den Tempelgottesdienſt, und lebten in den Gegenden am Jordan und am todten Meer in großer Strenge, beobachteten Eheloſigkeit und Gütergemeinſchaft und bearbeiteten den Acker. Aehnlich waren die Therapeuten in Egypten, die auch ein gemeinſames, aber ganz beſchauliches Leben führten. So herrſchte auch bei den Juden des Alten Teſtamentes der Gebrauch, daß Eltern ihre Kinder, und Jünglinge und Jungfrauen ſich ſelbſt für eine gewiſſe Zeit dem Tempel weiheten. Dann hießen ſie Nazaräer, d. h. Gott geheiligt, wohnten unter Aufſicht in beſonderen Gebäuden des Tempels, mußten leichte Dienſte in demſelben verrichten, wurden in den heiligen Schriften unterrichtet und hatten gewiſſe Gebräuche zu beobachten, wie: keinen Wein trinken, das Haar nie abſchneiden u. dgl. mehr. Das Feſt Mariä Opferung, am 21. November, bezeichnet den Tag, da nach uralter Tradition die ſeligſte Jungfrau Maria als Kind von ihren Eltern in den Tempel gebracht und in beſonderer Weiſe Gott geheiligt, eine Nazaräerin wurde. Durch eine ſolche Opferung hofften die Eltern, die ſich von ihren lieben Kindern trennten, und die Kinder, wenn ſie freiwillig aus ihren Familien ſich zurückzogen, Gott wohlgefällig und ſeines beſten Segens theilhaft

zu werden. Die Idee eines begnadigten Opfers taucht überall auf, jedoch unklar und verschleiert.

Als aber das wirkliche Opfer gefallen, das Lamm Gottes geschlachtet war, da zerrissen die Schleier, da sanken die Nebel, da wurde es klar: nur ein Opfer gibt es, und dies ist das reine Opfer, welches Malachias der Prophet täglich vom Aufgang bis zum Niedergang verkündet hat; und in der Vereinigung mit diesem Opfer hat fortan auch der Christ sich zu opfern. Wie gründlich die Gläubigen der ersten Jahrhunderte das auffaßten, das ausführten, zeigt ihr Leben und ihr Tod. Sie betrachteten sich Alle, nach dem Ausdruck des Apostels Paulus, wie begraben in Christo, wie getauft auf seinen Tod. Mehr oder minder führten Alle ein Leben der Buße und Entsagung, zwischen denen aber Diejenigen hervorragten, Laien und Priester, die mit besonders feuriger Gesinnung begabt waren, ihr Vermögen den Armen überließen, in tausend Liebeswerken sich übten, oft aus Demuth vom Ertrag ihrer Handarbeit lebten und vorzüglich in Zeiten der Verfolgung ein Mittelpunkt für Alle wurden, die Rath, Hülfe, Trost, Ermuthigung bedurften. Auch gottgeweihte Jungfrauen gab es in nicht geringer Anzahl in den ersten Zeiten. Je reiner die Seele, um desto tiefer wird sie ergriffen von der reinen Liebe, der vollkommenen Liebe; und wo die ganz herrscht, da ist es nicht wohl möglich, Unvollkommenes mit einer ausschließlichen Liebe zu umfassen, oder mit dem Vollkommenen nur anzufangen und bei dem Unvollkommenen aufzuhören. Eine Jungfrau, die den Entschluß gefaßt hatte, sich Gott zu weihen, bekannte ihn öffentlich und feierlich in der Kirche, gelobte Keuschheit und empfing aus der Hand des Bischofs den Schleier und eine goldene Kopfbedeckung, die Mitrella. Sie lebte bei ihrer Familie, aber zurückgezogen von der Welt, denn sie war „verschleiert", nämlich verborgen in Christus; und hatte einmal eine das Unglück, sich später zu verheirathen, so ward sie durch den Ausdruck des heil. Cyprian: „ein Ehebruch an Christus!" gleichsam gebrandmarkt und, nach einem Canon

der Synode von Chalcedon, excommunizirt; der Mann aber durch das Gesetz mit dem Tode bedroht. Denn mit dem Heiligsten ist kein leichtsinniges Spiel zu treiben! Jeder prüfe sich, erwäge seine Kräfte, überschätze sich nicht; demüthig ziehe er sich zurück von dem Höheren und dränge nicht als ein Unberufener sich hinzu. Bevor er eine Wahl getroffen hat, ist er berechtigt, seinen Weg durch das Leben so oder anders zu ordnen, und ist verpflichtet, mit aller Gewissenhaftigkeit und Ueberlegung es zu thun. Nach der Wahl gehört er aber nicht mehr sich selbst an, sondern Demjenigen, dem er feierlich Treue gelobt hat; möge dies nun Gott allein sein, der Liebhaber der Seelen, dem der jungfräuliche Stand sich anverlobt, oder ein Mensch, der Gatte, der zum Ehestande gewählt wird. Auf jeder Wahl liegt ein ihr entsprechender Segen und eine besondere Gnade Gottes; aber dafür ist die Treue und mit ihr die Ehre und die Würde des Menschen Gott verpfändet; denn Er ist der Empfänger des Gelübdes. Wer es bricht, bricht einen Vertrag mit Gott, tritt aus der Verbindung mit Gott heraus und wird ein Feind Gottes in beiden Fällen; denn die Gelübde unterscheiden sich nur dadurch, daß das eine, der Virginität, direct auf Gott gerichtet ist, und das andere, der Ehetreue, indirect. Irrlehren, welche dem ersteren kein Gewicht und keine bindende Kraft beilegen wollen, sind folgerichtig dahin gekommen, auch die dauernd bindende Kraft des letzteren zu verwerfen, haben die Ehe für auflöslich erklären müssen und somit in ihrem Bereich die Heiligkeit des verpfändeten Wortes und die sittliche Ordnung mit Füßen getreten, welche Gott für das irdische Glück und das ewige Heil der Menschheit eingesetzt hat.

Eigenthum und eheliche Bande waren also die ersten Fesseln, welche die zum Stande der Vollkommenheit berufenen Christen abstreiften, um sich einem höheren Geistesleben ungestört hingeben zu können. Weil sie damit alle Ansprüche an irdische Wohlfahrt aufgaben, nannte man sie Asceten, d. h. Entsagende. Sie blieben in ihren äußeren weltlichen

Verhältnissen, weil in den ersten Zeiten die Welt mit nichts sie bedrohete, als mit dem Tode, und weil der Martertod für Christus, der augenblicklich zur unzertrennlichen Vereinigung mit ihm und zur Anschauung Gottes führt, das glückseligste war, was dem Gläubigen zu Theil werden konnte. Aber die Zeiten änderten sich und die Welt wurde reich an Gefahren, namentlich in der Mitte des dritten Jahrhunderts. Da hatte die Verfolgung lange geruht und diese äußere Ruhe hatte eine laue, trübe Luft über das Christenthum ausgehaucht. Es war mannigfach in Verbindung mit dem Heidenthum getreten, hatte sich von dessen bequemen, schlaffen Grundsätzen anstecken lassen, war weichlich und irdisch gesinnt worden, hing an Reichthum, an Wohlbehagen, an Glanz und Ansehen, an Hab und Gut, mit einem Wort, an vergänglichen Dingen wie an einem Schatz; und „bei diesem Schatz war sein Herz", wie der Heiland warnend gesprochen hatte. Als sich nun eine Art der Verfolgung unter Kaiser Decius erhob, welche bis dahin unbekannt gewesen war und darauf ausging, das Christenthum in der Wurzel auszurotten, indem dessen Anhänger nicht sowohl zum Tode, als zum Abfall gedrängt werden sollten: da zeigte sich die innere Vermorschung bei gar Vielen, und Verleugnung und Apostasie waren zahlreich traurige Erscheinungen, wenn auch weit überwogen durch den heldenhaften Glaubensmuth der treuen Bekenner. Dies warnende Beispiel that große Wirkungen! War die Welt so gefährlich, so verlockend, daß ihre Nähe bethörte und die Berührung mit ihr den Schwung der Seele lähmte, wie weise war es dann, sich ihrer entnervenden Einwirkung zu entziehen und in möglichster Absonderung von ihr sich zu halten: so dachten viele für ihr ewiges Heil besorgte Seelen, und sehnten sich, den Basilisken der Hoffart und der Sinnlichkeit, die in der Welt wimmeln, möglichst weit aus dem Wege zu gehen. Andere, die immer einsam im Geist eine weltentfremdete Richtung verfolgt hatten, fühlten sich um so lebhafter zum abgeschiedenen Leben mit Gott hingedrängt, als dieser Zug sich in der Zeit überhaupt regte.

Es geschah besonders häufig im Morgenland, unter diesen Völkern von ungemein großer und reicher Phantasie, die, wenn sie vom Glauben gereinigt, gezügelt und getragen wird, ihrerseits den Willen zu einem mächtigen Adlerflug emporträgt, indem sie ihm die erhabensten Ideale fest vor's Auge hält. In Egypten zuerst zeigten sich die Asceten des Christenthums nicht mehr in dem Weltgetümmel, sondern in der Abgeschiedenheit, als Einsiedler (Anachoreten). Sie sind die Väter der späteren unter mannigfaltigen Formen, nach verschiedenen Regeln und Satzungen, mit und ohne Gelübde, sich verzweigenden und gestaltenden Mönchsorden. Sie wurden die höchsten sittlichen Charaktere ihrer Zeit und deshalb, trotz ihrer Einsamkeit, deren Bildner. Sie hatten durch ihr Eingehen in Gott eine solche Fülle von Licht eingesogen, daß sie Mit- und Nachwelt damit überstrahlten. Sie waren wundersame lebendige Wegweiser zum Himmel, weil die Dinge der Erde sie nie beirrt, nie getäuscht hatten, weil ihr Blick mit ungetrübter Klarheit auf dem Urgrund alles Seins haftete und in dessen Strahlung alle Erscheinungen in ihrem Zusammenhange erfaßte. Der Evangelist Johannes, der heilige Einsiedler auf Patmos, sagt im Anfange seines Evangeliums von dem ewigen Wort: „Allen, die Ihn aufnahmen, gab Er Macht, Kinder Gottes zu werden." Kinder sind im Hause des Vaters zugleich auch Herren. „All das Meinige ist dein", spricht der frohe Vater im Evangelium zu dem ältesten Sohne. Das zeigte sich bei den Einsiedlern. Sie brachten den Stand der Vollkommenheit zu einer wundervollen Blüthe.

Nichts Irdisches haben und begehren, genüget nicht zur Vereinigung mit Gott, selbst dann nicht, wenn man sich arm macht, um mit Christus die Armuth zu theilen. Nicht irdisch sein: das ist die unerläßliche Bedingung; und zu dieser Entäußerung vom Irdischen führt nur die tägliche Abtödtung des Willens, der Neigungen, der Begierden und Leidenschaften. Der Körper an sich ist kein Hinderniß, um mit Gott und den Geistern vertraulich umzugehen und sie zu schauen; denn der paradiesische Mensch sah Gott und sprach

mit ihm. Aber als der Mensch sich durch die Sünde von Gott trennte, da verlor er sein himmlisches Vorrecht und wie früher der Leib durch die Seele vergeistigt worden, weil sie durch ihre Verbindung mit Gott des Leibes Herrin war: so verirdischte jetzt der Leib die Seele, nachdem sie die Oberherrschaft über ihn verloren und sich der Sinnlichkeit dienstbar gemacht hatte. Wem man dient, nach dem richtet man sich; auf den hört und sieht man; dem gehorcht man, von dem hofft man Genuß und Lohn. Die Seele folgte mit Gedanken und Vorstellungen, mit Wünschen und Verlangen, mit Bestrebungen und Willen so blindlings der neuen Herrin, daß es bald nicht mehr hieß: „Der Herr, Er ist Gott," sondern es gab keinen andern Herrn mehr, als die böse Lust, und die verkörperte sich und ließ sich anbeten in tausend Abgöttern. Dahin war es mit der Seele gekommen! so tief war sie gefallen! freiwillig hatte sie vom Himmlischen sich losgerissen, um der Sinnlichkeit zu folgen: dafür nun hatte sie Sinnliches vollauf, konnte es sehen, fühlen, schmecken, genießen; aber in demselben Maaß gingen ihr all diese Fähigkeiten für das Himmlische verloren. Ihr geistiges Auge war blind, ihr geistiges Ohr taub; ihr Verlangen nach etwas Geistigem war krankhaft, ihr Wille zum Staube gebeugt, ihre Erkenntniß getrübt; im wilden glühenden Opiumrausch taumelte sie dahin durch die Jahrtausende. Da kam der Erlöser, nahm die Sünde der sinnlichen Menschheit als Mensch auf sich, ließ sich, um sie zu sühnen, an's Kreuz nageln, und ließ zugleich der Menschheit ein Pfand der Erlösung zurück, durch welches sie auf ewig mit ihrem Erlöser verbunden blieb: die heiligmachende Gnade. Diese Kraft lebte nun fort in den Seinen, und da sie eine Frucht seiner Kreuzigung und aus dem Blutregen des Kreuzes geboren war: so wurden die Seinen von dieser Kraft angetrieben, wie Er ein gekreuzigtes Leben, ein Leben des Leidens aus Liebe zu führen. Dies Geheimniß vom Kreuz ist nun für Viele ein Aergerniß und eine Thorheit, und sie befolgen es gar nicht; für Viele eine bittere Nothwendigkeit, der sie

unvollkommen gehorchen aus Furcht vor der Hölle; aber für Viele die Leiter zum Himmel, auf der sie, mehr oder minder hohe Stufen erklimmend, hienieden schon zum Ziel ihrer Sehnsucht, der mehr oder minder vollkommenen Vereinigung mit Gott gelangen. Denn Leiden aus Liebe gibt äußere Gleichförmigkeit mit dem menschgewordenen Gott und bewirkt die innerliche Herstellung der Ebenbildlichkeit Gottes. Will also der Mensch wieder zu seinen übernatürlichen Vorrechten gelangen, was ihm durch die heiligmachende Gnade möglich ist, so muß er muthig das Leiden aus Liebe umfassen, und das ist nichts Anderes, als die Kreuzigung des Ichs, die Abtödtung der sündigen Natur, das Absterben des sinnlichen Menschen. Ist der todt: dann kann der Erlöste Gott schauen, denn Gott spricht: „Der Mensch kann mich nicht sehen, ohne zu sterben." In diesen Tod einzugehen, das beruht nicht auf Menschenwerk und Menschenkraft; und von den Vielen, welche liebend das Geheimniß des Kreuzes umfassen, bringen nur die Wenigsten es bis zu den letzten, höchsten Stufen der Himmelsleiter und haben doch treu ihren Kampf gestritten. Die großen Gnaden sind es eben dadurch, daß sie frei aus der Hand Gottes strömen. Selig ist aber gewiß die Zeit zu preisen, in der sie sich in Fülle auf die Seelen ergießen. Die gründlichste Schule nun für die Kreuzigung des Ichs ist der Stand der Vollkommenheit.

Durch die Sinnlichkeit war die Sünde in die Seele eingedrungen und deren Meister geworden. Schritt für Schritt muß die Sinnlichkeit bekämpft werden, wie man eine Festung aushungert, damit der Feind abziehe. All die Verwöhnungen und Verweichlichungen und Verfeinerungen des materiellen Lebens, und all die schmeichlerischen Genüsse für Aug' und Ohr, und all die tausend Producte der Bildung und Civilisation wirken auf die Seele, wie feuchte Luft auf Harfensaiten: machen sie schlaff. Der Körper gewöhnt sich daran, so viel zu brauchen und so Vieles als eine Nothwendigkeit zu betrachten, daß, bis das Alles beisammen ist, an die Befriedigung höherer Bedürfnisse kaum, und der höchsten gar nicht

gedacht werden kann. Da wuchert denn die Sinnlichkeit und nimmt breiten Besitz von den endlichen Dingen. Dagegen erhebt sich eine andere Ordnung, und die beginnt, nach der Befriedigung der höchsten Bedürfnisse zuerst zu streben. Weil die höchsten, sind sie auch die umfassendsten, und je mehr sie sich ausbreiten, um desto weniger finden die niederen den Boden, der ihnen zusagt, so daß diese allmälig welken und absterben müssen. „Ihr seid von Unten und ich bin von Oben," hatte der göttliche Heiland zu den Juden gesagt. (Joh. 8, 23.) In seiner Kirche mußte es demnach ein Glied geben, welches immerdar Zeugniß ablegte, daß der Herr von Oben sei. Zu einer solchen Abtödtung der sinnlichen Natur und einer solchen Beherrschung des eigenen Willens, wie sie bei manchen Einsiedlern sich finden, erhebt sich unsere verzärtelte Vorstellung ebenso schwer, wie zu den Qualen, welche die Martyrer erduldeten. Vielleicht noch schwerer. Denn einestheils litten die Martyrer nicht so lange; einige Tage oder Wochen, höchstens einige Monate, und der Kampf war zu Ende. Anderntheils hatten sie nur die Wahl zwischen einer Todsünde — der Verläugnung Gottes — und dem Marterthum. Da wählten sie, was jeder gute Christ wählen muß: den Tod. Aber die Einsiedler gingen in ihr Leben der unerhörtesten, martervollsten, täglich und stündlich sich erneuernden Abtödtung auf zwanzig, dreißig, fünfzig und noch mehr Jahre, ohne daß ihnen auf der andern Seite nur die Wahl einer Todsünde geblieben wäre, ganz freiwillig. Sie wurden, wie „Jesus, voll des heiligen Geistes, vom Geist in die Wüste geführt" (Luc. 4, 1.), und wie die Martyrer in Jesus ihr blutiges Leiden selig litten und frohlockend starben: so trugen die Einsiedler in der Vereinigung mit Ihm ihr unblutiges Leiden frohlockend und führten ein seliges Leben. Der scharfe und stachliche Dornbusch der Ascese trug für sie die holdselige Rose der Mystik und ihr Leben glich jenem Cactus in Aethiopien, dessen dorniges Gezweig zu der wundersamen bezaubernden Blume erblüht, die nur in stiller Mitternacht ihren duftenden, sonnengoldenen Kelch erschließt und die man „Königin der Nacht" nennt. Wie der entsagende Mensch sich wie-

der zum paradiesischen Menschen erheben, und schon hienieden, theilweise, die Vorrechte und das Ziel der seligen Geister erreichen und ein gottschauender Mensch werden kann: und wie der Heiland gesagt hat: „Ströme des lebendigen Wassers werden von Denen ausgehen, die an mich glauben;“ diese übernatürliche, segenvolle, heilbringende Wirksamkeit sehen wir an den alten heiligen Einsiedlern. Aber die Buße geht dem Reich Gottes vorher, wie der große einsiedlerische Täufer Johannes es verkündet hat.

Die Lebensbeschreibungen dieser wunderbaren Menschen sind uns zum Theil durch die größten Lehrer der Kirche selbst, die ihre Jünger oder Schüler ihrer Jünger waren, aufbewahrt worden. Der heil. Athanasius, der heil. Hieronymus, Theodoret, Bischof von Cyrus in Syrien, Rufinus, der gelehrte Presbyter von Aquileja, beschäftigten sich damit, waren an Ort und Stelle, sammelten Zeugnisse und genaue Nachrichten ein. Andere minder berühmte, doch deshalb nicht minder glaubwürdige Männer folgten jener Anregung, so daß wir eine Sammlung von Lebensbeschreibungen der Einsiedler besitzen, welche ebenso erhaben, ehrwürdig und erbaulich ist, wie die Acten der Martyrer sind. Es ist nicht zu läugnen, daß die Wunderseite in manchen dieser Leben legendenartig aufgefaßt ist. Die Legende ist nämlich im religiösen Gebiet, eine subjective Ergänzung und Ausmalung der objectiven Wahrheit. So hat die Kirche es immer gehalten und mit ihr jeder Verständige: die naive, subjective Auffassung des Einzelnen läßt sie, als die Schale, auf sich beruhen; den innern Kern der Wahrheit aber schätzt sie nach seinem Werth. Unter den altflorentinischen Malern ist einer, der Sandro Botticelli heißt und Bilder von unvergleichlich idealischer Anmuth malt; aber die Mutter Gottes und das Jesukindlein haben immer goldenes Haar; nicht goldfarbenes, sondern er tauchte seinen Pinsel in aufgelöstes Gold und malte damit ihr Haar, um dessen Schönheit und den Glanz, der sie umfloß, auszudrücken. Niemand wird deshalb den Bildern Botticellis ihren hohen Werth absprechen und ebensowenig wird Niemand glauben, daß die

Mutter Gottes und der göttliche Erlöser in seiner heiligsten Menschheit Goldfaden statt des Haupthaars gehabt haben. Ungefähr so ist es auch mit der legendenartigen Auffassung mancher geschichtlichen Thatsachen im Leben der Heiligen. Im Uebrigen aber ist der Ursprung der Wunder in Gott, und die Wunderthäter führen sie aus, weil sie mitten im Reich Gottes stehen, das ihnen zugekommen ist. Es ist nur ein kleines Gebiet und ist rings umzingelt von dem großen Reich der Welt, in dem wir mitten inne stehen. Es wird uns nicht zugemuthet, zu der gewaltigen Höhe der Heiligkeit uns zu erschwingen, von der die Bäche der Gnaden als Wunder herabrieseln. Niemand muthet dem Zwerge zu, mit der Rüstung des Riesen sich zu bekleiden. Es wäre aber erstaunlich lächerlich, wenn der Zwerg, weil er die Riesenrüstung nicht bewältigen kann, behaupten wollte, das vermöge Niemand und es gäbe überhaupt gar keine Riesen. Wer nicht die Riesenkämpfe jener Gewaltigen gekämpft hat, was weiß der? Die menschliche Natur ist so schmiegsam, so dehnbar, so sich fügend einer mit Ausdauer fortgesetzten Ascese, daß man ihr gewiß nicht nach subjectiven sinnlichen Empfindungen von Wohl- und Mißbehagen Grenzen setzen darf. Und bleiben Tausende diesseits, und Zehn, ja nur Einer geht hinüber: so beweist dies, daß es die Grenzen für Tausende, aber nicht die der menschlichen Natur überhaupt sind. In dem gegenwärtigen Zustand seiner durch die Sünde verdorbenen, in Christus wiedergeborenen Natur kann der Mensch gleichsam nur über sich oder unter sich selber stehen, über sich durch die heiligmachende Gnade, unter sich durch die Sünde. Jene alten Gewaltigen nahmen von der Gnade die Flügel, nach denen sich Davids große Seele in seinen Psalmen sehnte: „die Flügel der Taube, um zu fliegen und zu ruhen," zu ruhen in Gott. Welche Kräfte sich da in sie ergossen haben, welches Licht sie erleuchtet, welche Freiheit sie gehoben hat, ach! wie kann das Derjenige ermessen, der nicht blos nie einen solchen Flug gewagt, sondern nicht einmal den Wunsch gehabt hat, ihn wagen zu dürfen.

O ihr alten Einsiedler, ihr lebendigen Tempel des heiligen Geistes in der Wüste, ihr seid in der Welt weniger gekannt und weniger berühmt als eure steinernen Nachbarn, die Tempel von Luksor, von Theben, von Baalbek. Von den Pyramiden, über die euer Auge hinweg und in den Himmel sah, weiß jedes Kind zu erzählen, als von einem der sieben Wunder der alten Welt; aber von euch, die ihr lebendige Wunder der neuen, der erlösten Welt seid, erzählt Niemand. Von der Memnonsäule, die an der Grenze eurer Wüste steht und die fabelhaft getönt haben soll, wenn die Morgensonne sie bestrahlte, singen und sagen tausend Lieder; aber von euch, die ihr den Hymnus von der Verherrlichung des Schöpfers durch sein Geschöpf Tag und Nacht ertönen ließet, von euch ist Alles stumm. Tiefer als die Hieroglyphen im Sande eurer Heimath, seid ihr in der Vergessenheit der Welt begraben; und doch ist der Schlüssel nicht verloren, der die erhabenen Geheimnisse eures Wesens erschließt und deutet: — der Glaube an die Erlösung durch die Menschwerdung Gottes.

Die Wüste.

Um zu einem so gesteigerten geistigen Dasein zu kommen, wie es in den alten Einsiedlern sich kund gibt, dazu gehört eine außerordentliche Sammlung und Zurückziehung der Thätigkeit der Seele von vergänglichen Dingen und oberflächlichen Beschäftigungen. Um die leiseste Ansprache Gottes zu verstehen, muß das lärmende Gerede der Menschen verhallt sein, und um sich fest und ruhig zu dem Einen hinwenden zu können, muß das zerstreuende Getümmel des Vielerlei, das die Welt bewegt, aufhören. Darum hat der einsiedlerische Zug sich nach den Einöden des Orients hinbewegt, nach Mesopotamien, Syrien, Palästina und Egypten, wo die Ansiedelungen der Menschen sich auf gewisse Punkte und Stätten beschränken mußten, weil

nur dort ihre physische Existenz möglich war. Daher diese Riesenstädte des Orients, wie Ninive am Tigris, Babylon am Euphrat, Theben am Nil — Theben, dessen Tempeltrümmer so riesenhaft sind, daß das Coliseum neben ihnen verschwindet und St. Peter winzig erscheint — Theben, das in dem einen einzigen Saal von Karnak 122 Säulen, jede von 27 Fuß im Umfang hat und 12 Säulen von 37 Fuß. Diese und andere Städte benutzten gleichsam ihre glückliche Lage an den großen Strömen, um sich, wo möglich an beiden Ufern, weit und breit auszudehnen und eine ungeheuere Bevölkerung in sich zu sammeln. So weit ihr Weichbild reicht, ihre Gärten, ihre Anpflanzungen, Alles was zum Bereich und zu den Erfordernissen einer großen glänzenden Stadt gehört, da ist die blühendste Cultur. Aber da, wo die Menschenhand einen Augenblick ruht und wohin das Wasser des Stromes nicht mehr dringt, da tritt sogleich der Wüstencharakter hervor, bald steinig, bald sandig. Eine solche Wüste ist die große syrische vom Antilibanon bis zum Euphrat, an deren Eingang Damaskus liegt mit seinem ungeheuren Kranz von grünen Obstgärten, in denen Wallnuß-, Aprikosen-, Oel-, Granaten- und Feigenbäume in unbeschreiblicher Fülle gedeihen, weil der Barrada, ein siebenarmiges, in den Schluchten des Antilibanon entsprungenes Flüßchen, sie bewässert. Zehn Schritte vom Ufer hinweg — Wüste! Der Sand rieselt zusammen! Ebenfalls vorherrschend sandig ist die sogenannte kleine arabische Wüste, zwischen Gaza und Cairo, die sich über die Landenge von Suez erstreckt und die man in elf Kameel-Tagmärschen, durchschnittlich acht Stunden täglich, durchzieht. Sand vom Mittelländischen Meer an den Höhenzug geschwemmt, der sich aus Arabien nach Egypten zieht, das ist diese Wüste. Aber nicht immer ist sie flach, sondern manchmal gewellt, auch gehügelt; sogar eine Hügelkette hat sie von blendendem Sand, der so kahl und blank wie ein Todtenkopf und so tief ist, daß die Kameele bis zum Knie darin versinken. Einige Feuchtigkeit mag sich zur Regenzeit in Gruben am Fuß der Hügel sammeln, denn da stehen einzelne Gruppen von Palmen, gegen den grellen gelbweißen Sand

dunkel abstechend wie Büschel von schwarzen Federn. Eine einzige Wasserstation mit gutem Trinkwasser gibt es in dieser Wüste, bei Catwa, und da ist auch gleich ein Palmenwald. Jenseits desselben beginnt eine unabsehbare Ebene mit festerem Boden und hie und da mit stachlichem Gestrüpp bewachsen, alles ganz dürr und grau, und das geht so fort, bis man nach Unter-Egypten und an die Canalisirung des Nils kommt. Dort steht man gleichsam mit dem linken Fuß in der Wüste, mit dem rechten in einem Garten Gottes. Rechts Citronen- und Nabekbäume, Akazien, Sycomoren, Palmen, auf deren schwankendem Blattgezweig carneolfarbene Tauben sich wiegen; Zuckerrohr-, Baumwoll- und Maisfelder, Alles von funkelndem Grün, wie Email. Links der todte, harte Kiesboden, der, sich selbst überlassen, nicht ein Hälmchen trägt. Und das, was diesen schneidenden Contrast bewirkt, liegt in der Mitte: ein schmaler Canal, über den man mit einem Schritt hinweggeht und von dem noch kleinere Rinnen, wie dünne Wasseradern auslaufen. Der Boden ist so bereitwillig, Früchte aller Art zu tragen, daß er nur ein paar Tropfen Wasser bedarf und ein paar Samenkörner, um sich mit der prachtvollsten üppigsten Vegetation zu bedecken. Unteregypten, namentlich da, wo zwei Arme des Nils das Delta bilden, ist gut bewässert und daher ungemein fruchtbar und der Wüstencharacter ist zurückgedrängt. Aber schon bei Cairo behauptet er sein volles Recht. Vor den Thoren nach Osten Kiesboden, mit bunten Kieseln und glänzenden Quarzen bestreut, erst eben, dann gewellt, bis zu dem sogenannten „versteinerten Walde," wo durch irgend eine Revolution in der Natur gewaltige Bäume, Palmen und Sycomoren, zu Boden geschmettert, mit einer Fluth von Sand bedeckt und unter demselben versteinert sind. Vor den Thoren nach Westen Gärten, Promenaden, Anpflanzungen, Felder, Obstbäume in Hülle und Fülle bis zum Nil, wo er die Blumeninsel Ronda trägt. Zwischen diesen zwei Polen der Natur — dem starrsten Tode: der versteinerte Wald und dem lieblichsten Leben: die Blumeninsel — liegt Cairo in der Mitte, das

egyptiſche Babylon, wie es in alten Zeiten hieß; und von jenſeits des Nils, aus unermeßlicher Wüſte, ragt die Gräberſtadt der uralten Könige von Memphis, ragen die Pyramiden in verſchiedenen Gruppen herüber, während Memphis ſelbſt, die Reſidenz der Pharaonen, jetzt ein unüberſehbares, frühlingsgrünes Gefilde iſt, auf welchem ein gelichteter Palmenwald und zahlreiche Ortſchaften liegen.

Je mehr man Nilaufwärts geht, um ſo mehr tritt die Cultur zurück und die Wüſte hervor, obgleich 50,000 Schöpfräder (Sakieh), von Ochſen gedreht, Tag und Nacht in Bewegung ſind, um Egypten mit Waſſer zu verſehen, und zahlloſe Schaduffs helfen ihnen nach. Dies ſind Gruben, in welche das Waſſer gegoſſen wird, das Männer in ledernen Eimern aus dem Nil ſchöpfen, und das aus dieſen Gruben in Rinnen weiter fließt. Doch all dieſe Anſtalten reichen nicht aus; denn es fehlt auch an Menſchen, um das Erdreich zu bebauen. Niederungen am Nil werden zuweilen Moräſte mit Binſen überwuchert, worin Büffel hauſen; und neben Feldern, auf denen Waizen, Rübſen, Bohnen mannshoch wachſen, liegen Strecken vom ſchönſten urbaren Boden ganz wild; Alles, weil Hände fehlen, um den Moraſt zu entwäſſern und das Erdreich zu beſtellen. Was aber von Leben in der Natur iſt, hat einen reizenden idylliſchen Charakter. „Die Abende auf dem Nil in Oberegypten und Nubien" (erzählen die Orientaliſchen Briefe, im Januar 1844), „ſind von unvergleichlicher Schönheit. Am Tage iſt es ſo heiß und die brennenden Sonnenſtrahlen reverberiren ſo ſcharf auf dem Waſſer, dem Wüſtenſand, dem Kalkgebirge, daß man nicht gern die Kabine des Schiffes (auf dem man die Nilreiſe macht) verläßt. Gegen Abend kommt man heraus und athmet die leichte, linde, wohlthuende Luft ein. Die Sonne ſinkt hinter das lybiſche Gebirg und es hüllt ſich in dunkelblauen Schatten ein, während die Lichtſtrahlen auf dem arabiſchen Gebirg wie auf einem Prisma ſpielen und es flüchtig mit Farben von Blumen, Edelſteinen, Schmetterlingen bemalen. Wie große flammende Roſen liegen einzelne Höhen

da; wie Ketten von lilafarbenem Amethyst die langgestreckten. Dattelpalmen in Gruppen und in Guirlanden, zuweilen auch, weniger anmuthig, in regelmäßigen Reihen gepflanzt, hie und da ein einzelner Nabekbaum mit seinem feinen Gezweig, oder eine starre Dompalme, die Acacia nilotica mit Millionen von gelben Blüthen, wie mit kleinen goldenen Bällen überſäet, die in tropiſchem Arom duften, und durchflochten von blauen und violetten Schlingpflanzen, welche in langen Gewinden lieblich wild umher hängen: dies ſpiegelt ſich in den ſtillen Waſſern. Frühlingsduft erfüllt die Atmoſphäre, ſo ein balſamiſcher, unbeſtimmter Geruch, den unſere Felder und Wälder auch anchauchen, aber im Junius, nicht im Januar! Bohnen-, Lupinen-, Wicken-, Selgam (Rübſamen), Baumwollenfelder ſtehen in voller Blüthe; Zuckerrohr, Waizen und Gerſte ſchießen mächtig empor, Alles getrieben von der fetten ſchwarzen Gartenerde und gelockt vom heißen Sonnenſtrahl. Aus dem Gebüſch der Acacia und von den Palmen herab gurren und lachen Schwärme von wilden Tauben. Auf den Sandbänken ſitzen Waſſervögel in Schaaren beiſammen, marmorweiße hier, rabenſchwarze dort, und zirpen oder ſchnarren ihr eintöniges Lied, das ſie vom einförmigen Geplätſcher der Wellen gelernt haben mögen. Ein großer Reiher fliegt zuweilen über den Fluß, oder ein Pelikan taucht mit ſchwerem Flügelſchlag nach irgend einem Fiſch in ihn hinein, oder ein Adler ſteigt langſam und ruhig immer höher, immer höher in den klaren Himmel auf, als wolle er ſich dort oben umſchauen, wo die Sonne geblieben ſei. Denn ſie iſt inzwiſchen untergegangen und das roſenflammende Abendroth, das den ganzen weſtlichen Himmel anloderte, hat ſich zu einem farbloſen Blaßblau abgekühlt. Siehe, da geht im Süden ein zweites Abendroth, ein tiefglühendes, purpurfarbenes auf, haucht die erbleichten Berge roſig an und lockt zugleich die erſten Sterne hervor. Die herrliche Venus erſtrahlt im Weſten; der kühne Jäger Orion ſteigt langſam hinter dem arabiſchen Gebirg empor; ſpäter, im tiefen Südoſt, der Canopus, den man in Europa nie-

mals sieht. Dann fährt man dahin wie zwischen zwei Himmeln. Der Nil, bald zu einem großen See ausgeweitet und bald zu einem schmalen Band zusammengedrängt, ist dann in ein dunkles Firmament voll sanft zitternder Sterne verwandelt, das mit dem wirklichen Firmament verschmilzt. Ruhig und groß schauen die Gestirne von Oben herab und haben gar nicht das bittere Geflimmer, als ob sie vor Kälte zitterten und bebten, wie in unsern klaren Winternächten. An den Ufern ist es noch lange lebendig. In den Dörfern flammen Feuer auf, denn der Platz des Heerdes ist vor der Thüre. Blökende Schaf- und Ziegenheerden werden heimgetrieben; Hunde bellen, Esel schreien, Rinder jauchzen, die Sakieh dreht sich knarrend. Am Schaduff singen die Männer taktmäßig: „Salam, ya Salam" (Friede, o Friede), indem sie die Eimer im Nil füllen und in den Rinnen leeren, welche das Wasser weiter führen. Gesänge der Einzelnen, die aus den Feldern heimkehren, laute Gespräche und Zurufe schallen weithin. In einsamer Barke wacht irgend ein Mann und vertreibt sich die Zeit und den Schlaf, indem er die Darabukah (eine Art von Handtrommel) schlägt. Endlich wird es still allüberall und die Kühle der Nacht legt sich auf die Wasser."

Diese Bilder hat man auf dem Nil; aber nicht immer. Zuweilen, besonders in Nubien, schrumpft die Vegetation an seinen Ufern zu einem schmalen Streifen Bohnenfeld ein, welches die Bevölkerung eines armseligen Dörfchens spärlich ernährt. Zuweilen verschwindet sie ganz und gar, wenn Felsenwände oder Steingerölle die Ufer einfassen. In Nubien wächst die Wüste, besonders auf der libyschen Seite dermaßen, daß die Riesentempel von Abulambul allmälig im Sande verschwinden. Bei den großen Nil-Katarakten (innerhalb der Wendekreise, unter dem zweiundzwanzigsten Breitengrad) hat die Wüste etwas vom Chaos, ehe der Geist Gottes die Elemente getrennt hatte. Es ist eine Ebene, grenzenlos wie der Ocean, von gelbgrauem Sande, aus dem schwärzliche Kalksteinblöcke aufragen. Diese Blöcke und die

Wellungen des ungleichen Sandbodens, den der Wind bald so bald anders zerwählt, ja auch die Bergspitzen, die am äußersten Rande des Horizontes wie Wolken auftauchen, machen auf dieser immensen Fläche nicht den mindesten Unterschied. Man meint bis ins Herz von Afrika hinunterschauen zu können; aber von Wasserfällen nicht die mindeste Spur! sogar der Nil ist verschwunden. Langsam wird man von dem Kameel weiter getragen, bis wo die Felsblöcke sich etwas dichter zusammenschieben. Man erklimmt einen derselben und steht nun wie auf einer Klippe und Tausende ähnlicher Klippen, bald größer bald kleiner, hier ein Block, dort ein Fels, da nur ein Stein, sind südwärts wie schwarze Inseln in das ungeheuere Sandmeer der Wüste bis an den Horizont gestreut. Was sie umgibt, ist aber nicht Sand, sondern Wasser, ein breites, formloses Wasser, das sich wild und rasch, wie es eben den Weg findet, um sie herum drängt und tummelt. Das ist der Nil, ohne Ufer, ohne Bett, und das nennt man seine großen Katarakten. Man glaubt gar nicht einen Fluß zu sehen; aber auch keinen See, denn dazu fehlt der Wasserspiegel; sondern eben nur ein wüstes Wasser, das kommt, man weiß nicht woher, das geht, man weiß nicht wohin; das in der unermeßlichen Fläche durch nichts, als durch eine geringe Senkung des Bodens bestimmt wird, von Süden nach Norden zu strömen, und das im Osten und Westen von der Wüste gleichsam überwältigt und gezwungen wird, nicht in sie hinein zu verfließen, sondern sich ein Bett zu suchen. Bestimmt und begrenzt, mit Kleid und Farbe angethan, ist hier nichts. Es herrscht die graue Eintönigkeit des Chaos und seine düstere Confusion. Der gelbliche Sand, das lehmfarbene Wasser, das schwärzliche Gestein wälzt und wühlt sich durcheinander. Nichts ist gesondert. Alles geht drunter und drüber, immer so fort und immer so fort, seitdem die Erde ihre gegenwärtige Gestalt hat und wird so fortgehen, so lange sie dieselbe behält. Ueber diese Natur hat der Mensch keine Gewalt! Diese Wasser kann er nicht lenken, diese Wüste von rieselndem Sand und von

Felsen, kann er nicht beherrschen. Es ist die traurigste, unüberwindlichste aller Einöden, zugleich in unstillbarer Gährung und von erstarrender Starrheit, unerhört merkwürdig und mit keinem andern Naturbild zu vergleichen. Noch eine Stunde strudeln die Wasser abwärts. Dann, bei dem Dorf Wadi Halfa, hören die Inselblöcke und somit die Hemmungen auf; da sammelt sich der Nil und wird in seinem bestimmten Bett zum Fluß.

Bei Assuan (unter dem vierundzwanzigsten Breitengrad) bildet er die kleinen Katarakten über Klumpen von Granit hinweg, die hier quer durch Land und Wasser, zerkeilt und zerdonnert von chaotischen Urbildungen, geschleudert sind. Weil der Nil hier zwischen festen, felsigen Ufern eingeklemmt ist, sind die Strudel und Fälle schöner, höher, malerischer; umsomehr, als sich die Inseln Philä, Elefantine und Bidscha mit großartigen Tempelruinen aus ihnen erheben; aber die Wüste ist wo möglich noch furchtbarer. Der Sand ist blendendweiß und so rieselnd, daß man ihn förmlich durchwaten muß. In diesem todten Meer liegt der Granit bald in Klumpen, bald als zerschmettertes Gestein, und das Auge sieht sich müde, denn weder Gesträuch, noch Grashalm, noch das dürftigste Moos in den Steinritzen bietet sich ihm zum Ausruhen dar. Die Einbildungskraft erlahmt vor diesem Bilde einer Unermeßlichkeit ohne Leben und ohne Bewegung.

So ist die *ägyptische* Wüste beschaffen; sie erstreckt sich vom rechten Ufer des Nils bis zum rothen Meer in einer Breite von fünf bis sechs Kameel-Tagmärschen, und von den Katarakten bis in die Gegend von Kairo, wo sie mit der kleinen arabischen zusammenläuft. Ihr Mittelpunkt ist die Thebais. Es wird kaum möglich sein, auf der Erde eine Stätte zu finden, die sich mehr dazu eignete, die Heimath einer weltentfremdeten Seele zu werden und ihr behilflich zu sein, sich mehr und mehr die Welt unter die Füße zu legen.

Eine Eigenthümlichkeit dieser Wüsten sind die Höhlen und Grotten, welche sich in ihnen finden. Kalkstein ist das

Gerippe, welches den Sand trägt, zusammenhält und in mannigfacher Bildung als Gebirg, Höhenzug, Hügel und Gebügel aus ihm aufsteigt. Die Gebirge von Palästina, der Libanon, der Antilibanon, das arabische Gebirg in Egypten, Alles ist Kalkstein. Die Zeit, die Luft, hie und da der Regen bilden leicht Höhlen in ihm, die in Syrien, von Menschenhänden benutzt und erweitert, noch jetzt als Wohnungen dienen. Eine solche Höhle war auch die heilige Grotte zu Bethlehem. Der Oelberg bei Jerusalem und das Felsenthal Josaphat, das sich von dort in krausen Windungen bis zum todten Meer erstreckt, wie auch die Felsenwüste Mar Saba zwischen diesem Meer und Bethlehem; Alle sind mit Höhlen wie mit Bienenzellen durchbohrt. In den ersten christlichen Jahrhunderten wurden sie von Anachoreten bewohnt, in vorchristlichen als Gräber benutzt. Daher heißt es oft in Lebensbeschreibungen der Einsiedler: sie wohnten in Gräbern. Nirgends waren die Felsengrabkammern häufiger als in Egypten. Die Altegypter waren ein eigenthümlich ernstes Volk von träumerischem Tiefsinn. Die volle Melancholie der Unerlösten ist ihren Tempeln, ihren Colossen, ihren Sphynxen in gewaltigen Zügen aufgeprägt. Tod und Leben, Leib und Seele, Mensch und Gott, ja die ganze Natur, die geheimnißvolle Wüste, der geheimnißvolle Nil, Alles war ihnen räthselhaft. Darum sprachen sie in Räthseln, wie ihre Hieroglyphenschrift es zeigt; darum schufen sie räthselhafte Gebilde, ihre Götter mit Thierköpfen und vor Allem die Sphynx, das Weiberantlitz auf einem ruhenden Thierleib. Sie hatten den dunkeln mächtigen Drang zur Erkenntniß der göttlichen Dinge zu kommen, und eine dunkle tiefe Ahnung, daß das Göttliche dem Menschen nahe sei. Da ihnen aber der offenbarte Glaube fehlte, der allein die höhere Erkenntniß gibt: so suchten sie ihr Verlangen dadurch zu befriedigen, daß sie fast Alles vergöttlichten, was sie umgab, entweder weil es ihnen nützlich war oder weil sie sich davor fürchteten; so den Stier, die Katze, die Zwiebel; so das Krokodil. Von der Unsterblichkeit der Seele und von

dem christlichen Dogma der Auferstehung hatten sie auch eine so gewiß verirdischte Ahnung. Sie glaubten, daß die Seelen der Abgestorbenen 3000 Jahre im Amenthes (Reich der Schatten) verweilen, dann zur Erde zurückkehren, wieder mit ihrem Leibe sich vereinigen und ein zweites Leben beginnen müßten. Damit die Seele dann ihren Leib leicht wiedererkennen und ihn im besten Zustand vorfinden möge, balsamirten sie die Leichen in eigenthümlicher Weise zu Mumien ein, legten sie in große steinerne Sarkophage und setzten diese in Grabkammern bei, welche nirgends sicherer und unzerstörbarer waren, als in den Felsen. Je reicher und vornehmer der Todte, um desto großartiger war auch sein Grab. Keines wird wohl übertroffen von der Pyramide des Königs Cheops, diesem gebauten Felsengrabe, das ungefähr so hoch wie St. Peter zu Rom ist und worin man nichts weiter gefunden hat, als einen einzigen Sarkophag. In den Felsen von Oberegypten sind außerordentlich viele Gräber; besonders bei Theben, im Thal Assassif und in der Felsenschlucht von Bab-el-Melek. Die ersteren sind furchtbar verwüstet, denn Landleute bewohnen sie, und kleine Kinder, Mumiengebeine, Eselstreu und junge Hühner bedecken gemeinschaftlich den Boden. Aber die letzteren sind sehr wohl erhalten, weil sie in brennender Felsenwüste, eine starke Stunde vom Nil entfernt liegen. Man nennt sie Gräber der Könige. Jedes Grab bildet eine geräumige Wohnung mit Treppen, Vorhallen, Sälen, Nebengemächern, Gängen; Alles in den Felsen gehauen, Alles von oben bis unten bemalt mit Göttergestalten, mit Scenen aus dem Schattenreich, aus dem Leben der Krieger, der Ackerbauer, der Handwerker. Ein Gemach ist ganz mit Waffen bemalt, eins mit Vasen und Schaalen in unglaublicher Mannigfaltigkeit, eins mit musikalischen Instrumenten, eins mit Tischen, Stühlen, Sophas, auf denen Purpurpolster und Tigerfelle liegen; eins mit verschiedenen Obstarten; viele mit Hinrichtungen und mit Verehrungen der Götter. Und all dieser Aufwand von Arbeit, Mühe und Kunst ist mit der Mumie in tiefe Nacht

verhüllt, denn der ganze Grabpalast ist gleichsam in den Felsen hinein geschoben und hat nirgends Tageslicht, als an der Eingangsthüre. In jedem dieser Paläste befindet sich wiederum nur ein einziger Sarkophag. Man kann sich, ohne es gesehen zu haben, kaum eine Vorstellung von dem colossalen und geheimnißvollen Pomp eines solchen Grabes machen. Es ist mit seinen Stiegen, Hallen, Pfeilern, Cabinetten, Gängen in den rohen Felsen gehauen und dann auf's Mühseligste mit Pinsel und Meißel bearbeitet, um mit seiner Mumie in der Doppelnacht des Todes und der Vergessenheit zu verschwinden; denn große Felsblöcke wurden vor den Eingang gewälzt, um es vor jeder Entweihung zu schützen.

Welch ein Contrast mit den unterirdischen Gräbern der ersten Christen, mit den Katakomben! Auch da die beschirmende Finsterniß, auch da Mühe, Arbeit und Sorgfalt. Aber nur gerade die Ehrfurcht für die entseelte Hülle, die ihr gebührt als einem Tempel des heiligen Geistes, als einem Glied am mystischen Leibe Christi!

Die Sonne des Christenthums verwandelte jedoch dies finsterglühende altegyptische Volk der Nacht in ein Volk des Lichtes, und statt der Mumien, die als Leiber ohne Seele die Gräber einnahmen, zogen die Einsiedler hinein, die man beinahe Seelen ohne Leiber nennen könnte; wie denn der heil. Macarius bitterlich klagt: „Daß ich meinen Körper ganz der Nahrung entwöhnt hätte, hat sich dieser böse Sünder nicht wollen gefallen lassen.“ Früher suchten sie den Tod durch den Schein des Lebens lebendig zu machen; jetzt erschien ihnen das irdische Leben im Vergleich zu dem ewigen als eine Art von Tod, und bereitwillig in diesen Tod eingehend, lebten sie wie Absterbende oder wie Selige.

Paulus von Theben.

„Und Er war in der Wüste bei den wilden Thieren, und die Engel dienten ihm.“ Marc. 1, 13.

Wie Johannes der Täufer, „die Stimme des Rufers in der Wüste,“ ein Herold des Evangeliums wurde, wie er seine Bußpredigt durch sein Büßerleben im härenen Gewande, von Heuschrecken sich nährend, unterstützte, wie er den Uebergang aus dem Reich der Buße in das Reich Gottes darstellte und den Weg der Reinigung, der zu dem Wege der Vereinigung führt, wandelte und anwies: so wurden auch die stillen Anachoreten zu lauten Herolden des Christenthums und verkündeten in ihrer Weise die Wunder der göttlichen Liebe, wenn diese eine von irdischer Neigung so abgelöste Seele findet, daß sie in derselben das Wunder ihrer Menschwerdung gleichsam fortleben kann. Weil die göttliche Liebe in ihnen ist, so ist ihr Leben, trotz seinem tiefen Ernst, unsäglich lieblich; trotz einer unbesiegbaren Weltverachtung wahrhaft menschenfreundlich; trotz der strengsten Abgeschiedenheit einflußreich in den weitesten Kreisen; trotz der unmittelbaren Zurückziehung von irdischen Angelegenheiten mittelbar eine höhere Richtung ihnen gebend: denn die Heiden staunten voll Achtung diese Erscheinungen an, die Christen eiferten ihnen mit Verehrung nach, und die ganze Welt hatte ein Beispiel vor Augen von der Höhe, zu welcher der Mensch sich erschwingen kann, wenn er sich nicht an Eigenliebe, Eigenthum und Eigenwillen klammert und kettet. Wie ein anmuthiger Regenbogen, der als eine Brücke zwischen Erde und Himmel erscheint: so steigen diese friedlichen Leben über dem oft so unfriedlichen, trüben, verwirrten und umwölkten ihrer Zeit auf. Und je mehr der Geist der Welt sich bestrebte, der Wortführer und Machthaber jener Zeit zu sein: desto mehr ließen diese Schweigenden die Psalmengesänge ertönen und die geistigen Kräfte aufleuchten, welche über aller Zeit sind.

Ihr Patriarch ist Paulus. Als der große Bischof St. Cyprian zu Carthago und der heilige Erzdiakon St. Lau-

rentius zu Rom den Martertod litten — um die Mitte des dritten Jahrhunderts — da lebte in Oberegypten, bei Theben, ein liebenswürdiger Jüngling, Namens Paulus. Er hatte von seinen verstorbenen Eltern eine gute Erziehung und ein beträchtliches Vermögen erhalten; er verstand die griechische Sprache, war in anderen Kenntnissen wohlbewandert, dabei von sanftem Gemüth, von reinem Herzen und über Alles erfüllt von der Liebe zu Gott und von Anhänglichkeit an den christlichen Glauben. Die Verfolgung wüthete heftig und mit ausgesucht langsamen ermüdenden, aber nicht tödtlichen Qualen in Egypten wie überall. Zagend vor seiner menschlichen Gebrechlichkeit zog sich der Jüngling aus der gefährlichen Nähe der großen Stadt, die gar manches böse Beispiel gab, und aus dem Hause der verheiratheten Schwester, bei der er lebte, auf einen kleinen Meierhof zurück, den er hart an der Grenze zwischen bewohnbarem Land und Wüste besaß. Seine Schwester hatte das Unglück, mit einem heidnischen Gatten verehlicht zu sein, und dieser Mann beschloß, seinen Schwager bei dem römischen Statthalter anzugeben, sei es, daß Haß gegen das Christenthum, oder Habgier nach dem Vermögen, oder Wahn, eine Pflicht gegen die Obrigkeit zu erfüllen, ihn dazu antrieben. Die beklagenswerthe Frau bot umsonst Bitten und Flehen und Thränen auf: er blieb bei seinem Entschluß. Die Schwesterliebe ermöglichte ihr aber, ihrem Bruder einen leisen Wink von drohender Gefahr zu geben; und schnell entwich er aus seinem Meierhof in die Wüste, die sich lang und breit, mit Steingeröll und mit felsigen Höhenzügen durchschossen, bis zum rothen Meer erstreckt. Da war er sicher, wollte aus der Noth eine Tugend machen und in irgend einer Felsenhöhle das Ende der Verfolgung erwarten. Als er nun nach einer solchen — und besonders ob trinkbares Wasser in der Nähe sei — umhersuchte, gerieth er tief und immer tiefer in die Wüste hinein. Denn trinkbares Wasser ist etwas gar seltenes in jenen Gegenden. Kleine Lachen finden sich wohl hie und da; aber ihr Wasser ist von so salzigem oder so

bitter moraſtigem Geſchmack, daß es Durſt erweckt, ſtatt ihn zu ſtillen und überdies der Geſundheit nachtheilig iſt. Paulus ließ ſich aber durch die vergeblichen Nachforſchungen nicht abſchrecken und ſuchte mit großer Geduld und mit gelaſſener Hinnahme mancher Entbehrung weiter. So gerieth er endlich an eine Felſenwand, die an ihrem Fuß eine ziemlich tiefe Höhle hatte. Er ging hinein und bemerkte, daß die Hinterwand dieſer Höhle durch einen Felsblock geſchloſſen ſei. Mit großer Mühe wälzte er den Block hinweg, der wirklich vor einem Ausgange lag. Er trat hinaus und befand ſich auf einem ziemlich geräumigen, von Felſen umgebenen, freien Platz, in deſſen Mitte ein herrlicher Palmbaum ſich erhob und ein beſchattendes Blätterdach bildete. Daneben ſprudelte ein Quell mit kriſtallklarem Waſſer hervor, das aber nur wenig Schritte fortrieſelte und dann vom Sande verſchluckt wurde. In den Felſenhöhlen, die den Platz umgaben, fand Paulus Ambos, Hammer, Grabſtichel und dergleichen Geräthe. Alte Schriften melden, es ſei eine Werkſtätte von Falſchmünzern aus den Tagen der Königin Cleopatra geweſen, alſo ſeit Jahrhunderten ſchon verlaſſen. Das abgeſchiedene friedliche Plätzchen ſprach dieſen Liebhaber der heiligen Einſamkeit ungemein an. Ihm war, als habe Gott es ihm bereitet und ihn dahin geführt. Da war ja Alles beiſammen, was der Menſch zum Leben braucht: klares Waſſer, friſche Luft, ſchirmendes Obdach, die wohlſchmeckende Frucht der Dattelpalme zur Nahrung, ihre Blätter zur Bekleidung und der Himmel mit ſeinen Geſtirnen. Ein Liebhaber der heiligen Armuth, was braucht er mehr? Paulus nahm Beſitz von der kleinen Oaſe, als er dreiundzwanzig Jahre alt war.

Der Verfolgungsſturm legte ſich mit der Gefangenſchaft Kaiſer Valerians bei den Perſern. Ueberall kehrten Flüchtlinge in ihre Heimath und zu den Ihrigen zurück; aber Paulus kam nicht wieder. Es gingen lange Jahre voll tiefer Ruhe vorüber, das Chriſtenthum wurde mächtig im Römerreich, drang in den Palaſt der Imperatoren; aber Paulus

kam nicht wieder. Da flammte wie eine verheerende Feuersbrunst Diocletians Verfolgung auf und raffte wieder eine Generation fort. Nun war Paulus verschollen und sein Andenken von den Menschen vergessen. Seine Jugendfreunde, seine Verwandten waren todt; das neue Geschlecht kannte ihn nicht. Eine neue Welt gestaltete sich; das Christenthum kam zum Siege, kam zur Herrschaft; die ganze Welt des Heidenthums ging in Trümmer. Aber unberührt vom Umsturz und Aufbau der Altäre, vom Kommen und Gehen der Menschengeschlechter, vom Krieg oder Frieden der Reiche, von Sieg oder Marter der streitenden Kirche lebte Paulus unter seiner Palme, als ob er schon der triumphirenden Kirche angehörte, lebte neunzig Jahre, ohne je ein Menschenantlitz zu sehen, eine Menschenstimme zu hören. Doch zum Ersatz dafür hatte er andere Gesichte und andere Einsprachen erquickten seine Seele: die Betrachtung der Vollkommenheit Gottes und der vertraute Umgang mit Ihm. In dem Maße, als er von dem Zeitlichen sich ablöste, trat das Ewige an ihn heran, und dies befriedigte so ganz seine Sehnsucht und nahm so ganz die höchsten Kräfte seines geistigen Wesens ein, daß er nichts vermißte, nichts entbehrte, nichts verlangte. Er lebte mit Christus verborgen in Gott. Was kann Dem mangeln, dem Gott genügt? Der Mensch ist von der Natur und von der Gnade mit außerordentlicher Thätigkeit begabt; seine sinnlichen und seelischen Affecte werden beständig angeregt. Das leibliche Leben will erhalten sein durch Nahrung und Schlaf, und wird es gut erhalten, so will es gepflegt sein, begehrt Genüsse und Wohlbehagen und steigert seine Begier umsomehr, als sie immer befriedigt wird. Die Affecte der Seele werden ebenfalls durch den Verkehr mit Menschen und mit der Welt auf's Heftigste angeregt: Zuneigung und Abneigung, Hoffnung und Furcht, Freude und Schmerz, Wünsche, Bestrebungen, Besorgnisse, Erwartungen, Täuschungen gehen wie Meereswellen, steigend und fallend und wieder steigend, rastlos durch das Menschenherz und erfüllen es mit lechzendem Durst nach irgend einem

Gut, auf deſſen Erlangung dann Ruhe folgen ſoll, und iſt es erlangt, ſo beginnt neue Unruhe. Die höheren Fähigkeiten der Seele, der Durſt nach Wiſſen und Erkenntniß, der Drang, mit etwas Unvergänglichem in Berührung zu kommen; welche Kämpfe und Anſtrengungen, welch ein geiſtiges Ringen lockt das hervor, und in welche grenzenloſe Zerſplitterung muß der Menſch gerathen, wenn er all dieſen Bedürfniſſen abhelfen und gleichmäßig für Leib, Herz und Geiſt ſorgen will. Drum gibt er es oftmals auf und läßt das Höchſte fahren, zuweilen auch das Höhere, um nur das Niedere zu pflegen. Weil das aber keinen Mittelpunkt hat, ſobald es nicht dem Geiſt unterworfen iſt, ſo geräth der Menſch gerade recht in die Zerſtreuung hinein, denn er verfolgt wirbelnde irdiſche Atome, ſtatt der ewigen Einheit, die ſein wahres Ziel iſt.

So machte Paulus es nicht! Er ließ getroſt das Niedrigſte fahren und beſchränkte die Bedürfniſſe der Sinnlichkeit auf ihre allerknappſte Nothwendigkeit. Er gewährte dem Körper ſo unausſprechlich wenig, daß dieſer nach und nach die Fähigkeit verlor, mehr zu begehren. Das geringſte Maß an Speiſe und Trank genügte ihm, ein paar Datteln, ein wenig Waſſer. Die rauheſte Bekleidung, zuſammengeflochtene Palmblätter quälte die Empfindlichkeit der Haut todt. Gegen den Schlaf, der den Menſchen faſt ein Drittheil ſeines Lebens in Bewußtloſigkeit verſenkt, wehrte er ſich als gegen einen Tyrannen des Willens, denn ſein Wille war darauf gerichtet, nicht abgezogen zu werden von der liebenden und bewundernden Beſchauung des ewigen Gutes; darum mußte ſich der Körper mit dem knappſten Maße von Schlaf zufrieden geben. So tödtete er das Niedrigſte ab: die ſinnliche Natur. So hatte er es von Chriſtus in der Wüſte gelernt. Aber das iſt nicht genug, um dem Geiſte die volle Freiheit des Gnadenlebens zuzuwenden! das, was zwiſchen Beiden in der Mitte und mit Beiden in Verbindung ſteht und aus Beiden Nahrung zieht, die ſeeliſche Natur, auch ſie muß überwunden werden, damit alle Einflüſſe auf-

hören, die das Niedere auf sie ausübt und dadurch die schönsten und edelsten Kräfte zu Leidenschaften abschwächt und erniedrigt. Der Weg der Reinigung begehrt auch eine Ascese des Herzens. All diese Anhänglichkeiten, Zuneigungen und Interessen, all diese Bedürfnisse von Mittheilung, von Gedankenaustausch, von Theilnahme, von Anregung: sie sind erlaubt, ja, aber wie leicht wenden sie das Geistesleben von Gott ab dem Menschen zu und durch den Menschen der Welt und ihren Verlockungen! Es muß ihnen die irdische Spitze, die natürliche Richtung abgebrochen werden. Nicht der Strom des Gefühls darf zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind und Freund hinreißen; sondern die Liebe zu Gott soll so mächtig werden, daß aus ihr, — wie aus einem tiefen Quell verschiedene Bäche, — die Liebe für die Geschöpfe überfließt, ohne Vorliebe und ohne Ausschließlichkeit. Ist mehr Wort oder That der Liebe für den Einen als für den Andern geboten: so ist die Erfüllung des Gebotes Pflicht, und dann wird die Pflicht am meisten geliebt, nicht das Geschöpf. Wo die Regungen der natürlichen Zuneigung und Freundschaft mit der Liebe zu Gott zusammenfallen könnten, werden sie genau bewacht und streng geschieden, damit das Herz mehr und mehr lerne, von der Gnade zu Gott emporgehoben zu werden und nichts zu lieben als Gott, aber in Ihm Alles. So liebte Christus seine heiligste Mutter, seine Jünger, seine Feinde, seine Mörder, die armen Sünder und die Heiligen. So liebte Paulus die Menschheit: er umfaßte sie in Gott. Nun war Raum gemacht in seinem Herzen. Es war abgetödtet nach der niedern Seite hin, hatte die sinnliche und die seelische Natur überwunden, die Fesseln des Eigenthums und der Eigenliebe, „der Augenlust und der Fleischeslust," abgestreift, den alten Menschen gekreuzigt. Nun begann der erlöste Mensch sein neues Leben und da hätte er immer noch an der Klippe des Eigenwillens, „der Hoffart des Lebens," scheitern können, wenn sein Wille, der von Kindheit auf eine so reine Richtung hatte, nicht durch Selbstbeherrschung aus Gehorsam gegen Gott zu spie-

gelbeller Klarheit ſich abgeläutert hätte. Wenn die Hoffnung, Wunder zu wirken und dadurch vor den Menſchen zu glänzen oder der Wunſch, an ſeiner eigenen Vortrefflichkeit und Erhabenheit ſich zu erfreuen, — wenn heidniſcher Hochmuth ihn zu ſolcher Selbſtbeherrſchung angetrieben hätte, ſo würde jetzt der Spiegel ſeines Willens nicht den lieblichen und allmächtigen Willen Gottes zurückſtrahlen, ſondern das Bild der alten Schlange abſpiegeln, die ihn bis zu dieſem Punkte geführt. Aber ſein Wille war, wo ſeine Liebe war, bei Gott. Ihm lag nichts daran, in die Zukunft zu ſchauen und das Verborgene zu wiſſen und die Thiere der Wildniß zu beherrſchen. Er flocht mit demſelben Gleichmuth ſein Palmblätterkleid, als ob das Wunderleben des Erlöſers nicht im Gefolge ſeines Büßerlebens in ihn eingezogen wäre. Die heiligmachende Gnade war ſo mächtig in ihm, daß er das ungeheure, unausgeſetzte tägliche Opfer des natürlichen Menſchen, welches er brachte, gar nicht mehr bemerkte. Im Leiden aus Liebe wohnt eine unergründliche, lebendigmachende, gewaltige Kraft, denn es hat ſeinen Urſprung *im* und ſeinen Antheil *am* göttlichen Leiden, und Chriſtus ſchrieb mit ſeinem Blut dies neue Geſetz. Es kam zu wunderbarer Geltung in Paulus. Wie er ſeine ſinnliche Natur unterworfen hatte, ſo hob er jetzt in der Kraft ſeiner Einigung mit Gott auch die Naturgeſetze um ſich her auf. Die ganze Schöpfung ſeufzt ihrer Erlöſung durch die Kinder Gottes entgegen, ſagt der Apoſtel Paulus; denn der erſte Menſch verwickelte ſie in die Folgen des Sündenfalls. Nimmt ein Wiedergeborener den Platz im Paradieſe wieder ein, den Adam verloren hat, ſo ſtellt ſich auch das Paradies um ihn wieder her, nur durch ſein Daſein.

Das Andenken an dieſen ſeligen Greis ſollte aber nicht aus dem Gedächtniſſe der Menſchen ſchwinden. Er war 113 Jahre alt; ſein Ende nahte und er wußte es und freute ſich. Um dieſelbe Zeit hatte ein anderer hochberühmter Einſiedler, Antonius, eine Verſuchung zum Hochmuth; ihm kam es vor, als ſei er der vollkommenſte Anachoret in der ganzen Wüſte.

Seine Seele war von Jugend auf ein Tummelplatz von Geisterschlachten, von Kämpfen zwischen Dämonen der Finsterniß und himmlischen Heerschaaren. Reizten jene ihn auf's Heftigste zum Bösen, so gaben diese ihm sogleich Rath und Hilfe zum Widerstand. Er war jetzt auch schon 90 Jahre alt; aber sein Kampf war nicht zu Ende! der Teufel des Hochmuths suchte seine Seele zu vergiften. Da hatte er ein Traumgesicht, welches ihm offenbarte, daß in der innersten Wüste ein Einsiedlerpatriarch lebe, der viel vollkommner sei, als er, und daß er diesen heiligen Greis aufzusuchen habe. Antonius machte sich auf und ging, wohin es Gott gefallen würde, ihn zu führen. In dieser Wüste gibt es nicht Weg noch Steg, denn keine Caravanenstraße führt hindurch, und soweit das Auge schaut, gewahrt es nichts, als Felsenwände, die aus dem Sande aufschießen und im Sande die Fährte wilder Thiere. Als Antonius fortpilgerte, stiegen satanische Blendwerke vor ihm auf, Ungethüme traten ihm in den Weg. Daraus erkannte er die Arglist des bösen Feindes, der ihn von heilsamer Demüthigung zurückhalten wollte und ihn deshalb zu schrecken trachtete. Gewöhnt an diesen beständigen Krieg, wie er es längst war, bezeichnete er seine Stirn mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und ging weiter. Die Ungethüme verschwanden; aber der erste Tag ging zu Ende und Antonius wußte nicht, ob er auf dem rechten Wege sei oder nicht. In der nämlichen Weise verfloß auch der zweite Tag in der stillen brennenden Wüste. Fern von Antonius war die Furcht, in ihr zu verschmachten, denn sein abgetödteter Leib war an alle Art von Entbehrung gewöhnt. Um so größer war seine Furcht, er sei vielleicht nicht würdig, den heiligen Anachoreten zu sehen, nach dessen hohem Vorbilde sein Herz doch innig verlangte. Deshalb verharrte er die ganze zweite Nacht im dringenden Gebet, und als der dritte Tag anbrach, da erblickte er endlich eine lebendige Creatur: eine durstige Wölfin kam von Weitem daher gerannt und verschwand lechzend und athemlos in einer Felsenhöhle. Nach kurzer Zeit kam sie wieder heraus und lief von

dannen. Daraus ſchloß Antonius, es müſſe ein Quell in dieſer Höhle ſein und folgte der Spur der Wölfin. Aber die Höhle war leer. Als ſich ſein Auge an ihre Finſterniß gewöhnt hatte, bemerkte er im tiefſten Hintergrund einen ſchmalen Spalt, durch den das Tageslicht ſchimmerte, und ging darauf zu. Paulus aber hörte Menſchenſchritte nahen und ſtatt die Thüre ſeines Palmenſaales zu öffnen, ſchloß er ſie feſter durch einen großen Stein, um die Geduld und die Demuth des Nahenden zu prüfen. Da warf ſich Antonius in der Höhle vor der verſchloſſenen Thüre auf die Erde und bat um Einlaß. „Du weißt," ſprach er, „wer ich bin; du weißt, weshalb ich komme. Ich bin's nicht würdig, dein Angeſicht zu ſehen; aber es iſt mein' feſter Entſchluß, nicht von hier zu weichen, bis mir dies Glück widerfahren iſt. Die wilden Thiere läßt du ein und nimmſt ſie freundlich auf und tränkeſt ſie, und die Menſchen wollteſt du verſtoßen? Ach wohl nein! Sieh, geſucht hab ich dich und habe dich gefunden; jetzt klopfe ich an, damit mir aufgethan werde. Kann ich das nicht erlangen, ſo bleibe ich hier, um vor deiner Thüre zu ſterben." So bat und flehte der neunzigjährige heilige Greis von Tagesanbruch bis die Sonne hoch am Himmel ſtand. Da öffnete endlich Paulus den Eingang und ſagte lächelnd: „Bittet man denn mit ſolchen Drohungen? Du ſprichſt, daß du hier ſterben willſt und wunderſt dich, daß man dich nicht einläßt?" Und die heiligen Greiſe grüßten ſich mit ihren Namen, umarmten ſich wie traute Brüder und gaben ſich den Friedenskuß und lobten Gott mit Pſalmengeſang. Dann ſetzte ſich Jeder auf einen Stein und Paulus ſprach zu ſeinem Gaſt: „Antonius, jetzt ſiehſt du den Menſchen vor dir, den du mit ſolcher Mühe geſucht haſt und der in Kurzem Staub und Aſche ſein wird. War dieſer alte abgezehrte Leib und dies weiße Haar wohl deiner Anſtrengung werth?" Antonius wußte aber, welch ein großer Schatz von Gottſeligkeit in dieſer gebrechlichen Hülle verborgen war und freute ſich, ihn aufgefunden zu haben. Da begann Paulus zu fragen, wie es denn jetzt mit dem menſch-

lichen Geschlecht beschaffen sei? Wer die Völker regiere? und ob es noch Götzendiener gebe? Ob man auch noch immer in den alten Städten neue Häuser baue? Und als sie so sprachen, Ernstes und Heiteres, da kam ein Rabe geflogen und legte sanft zu den Füßen des Paulus ein Brod nieder. „Wie gut ist der Herr!“ sprach der heilige Greis. „Seit sechzig Jahren bringt mir ein Rabe täglich ein halbes Brod. Heute bist du hier, mein Bruder Antonius, da verdoppelt Christus den Proviant für seine beiden Soldaten.“ Und mit froher Andacht dankten sie Gott, und setzten sich neben dem Brünnlein unter der Palme nieder. Es war aber eine Ehre, das Brod zu brechen, weil Christus beim heiligen Abendmahl es gethan; und so entspann sich ein ehrfurchtsvoller Streit zwischen den Greisen: Paulus wollte dem Gast die Ehre zuwenden, Antonius dem hochbetagten Patriarchen. Und so gering war ihr Verlangen nach Speise, daß es fast Abend ward, bevor sie sich darüber vereinigten, sie wollten gemeinschaftlich das Brod brechen und Jeder das Stück behalten, welches er in der Hand hatte. Dann neigten sie sich zum Quell herab und tranken etwas Wasser, begaben sich darauf in's Gebet und durchwachten so die ganze Nacht.

Am nächsten Morgen sprach Paulus: „Mein Bruder Antonius, ich wußte lange schon, daß du in der Wüste lebtest und Gott hatte mir versprochen, daß ich vor meinem Ende dich sehen würde. Jetzt ist die Stunde meiner Auflösung nahe und da schickt Er dich zu mir, damit du meinen Leib mit Erde bedeckest. Sieh, wie Er so gut ist.“ Antonius aber bat den seligen Greis mit strömenden Thränen: „Verweile noch etwas auf Erden oder nimm mich mit dir.“ — „Du darfst nicht suchen, was dir angenehm ist,“ entgegnete Paulus. „Freilich wär' es glückselig und ich wünschte es dir, daß du schon jetzt dem göttlichen Lamme folgen dürftest; aber dein Leben und dein Beispiel ist den Brüdern noch nothwendig. Darum harre aus. Mich aber mußt du begraben, wie ein guter Sohn; und da bitte ich dich denn, wenn du die Mühe nicht scheust, den Mantel zu holen, den der

Biſchof Athanaſius dir geſchenkt hat und mich darin zu beerdigen.“ Es war dem ſeligen Greiſe höchſt gleichgiltig, mit oder ohne Mantel in die Erde gelegt zu werden; er wollte nur dem Antonius den Schmerz erſparen, ihn ſterben zu ſehen, vielleicht auch ein Zeugniß ablegen, daß er lebend und ſterbend in der Gemeinſchaft des Glaubens mit Athanaſius verharren wolle, der dazumal von den Arianern verfolgt wurde. Antonius ſtaunte, daß Paulus überhaupt von Athanaſius und dem Mantel wußte, verehrte in ihm das durchſchauende Auge Gottes, küßte ſchweigend und mit Thränen ſeine Hände und machte ſich auf den Heimweg, um den letzten Wunſch des ſeligen Greiſes zu erfüllen. Antonius war ſelbſt im höchſten Alter und ganz abgezehrt von Faſten und Nachtwachen; doch mit jugendlicher Kraft und ohne ſich Ruhe und Raſt zu gönnen, eilte er ſeinem Berge Colzim am rothen Meere zu. Zwei ſeiner Schüler, die ſchon länger bei ihm waren und ihm mit Freuden kleine Liebesdienſte erwieſen, kamen ihm frohlockend entgegen und riefen: „O Vater, wo biſt du all' dieſe Tage geweſen?“ Statt aller Antwort ſchlug Antonius wider ſeine Bruſt und ſprach: „O weh mir armen Sünder! fälſchlich trage ich den Namen eines Einſiedlers! er gebührt mir nicht! Das weiß ich jetzt, denn ich habe Elias in der Wüſte und Johannes in der Wildniß getroffen, ich habe Paulus im Paradieſe geſehen.“ So eilte er in ſeine Zelle und holte den Mantel. Die Jünger verſuchten noch eine Frage an ihn zu richten; doch Antonius ſagte: „Es gibt eine Zeit zu reden und eine Zeit zu ſchweigen.“ Und damit wanderte er ebenſo rüſtig von dannen, als er gekommen war, in der Hoffnung, den ſeligen Greis noch am Leben zu finden. Der nächſte Morgen zeigte ihm aber in einer Viſion, daß Paulus von der Erde geſchieden ſei, denn er ſah die Himmel ſich öffnen und Engelſchaaren die verklärte Seele empfangen. Da fiel Antonius auf ſein Angeſicht, ſtreute Staub auf ſein Haupt und wehklagte: „O Paulus, warum ſcheideſt du ohne Lebewohl von mir? ich hatte ja keinen Abſchied von dir genommen! Ach, wie ſpät

hab' ich dich gefunden und wie früh verlier' ich dich!" Mehr fliegend als gehend legte Antonius den letzten Theil des Weges zurück und hatte, als er endlich die Höhle erreichte, die frohe Täuschung, daß Paulus noch lebe, denn unter der Palme und in seiner gewöhnlichen betenden Stellung kniete der selige Greis. Aber er war todt, und Antonius bemerkte es, als er neben ihm niederkniete und keinen Athemzug mehr hörte. Noch im Tode drückte der heilige Patriarch den Grundgedanken seines Lebens aus: „Den Herrn, dem Alles lebt, lasset uns anbeten."

Mit weinenden Augen und zärtlicher Ehrerbietung hüllte Antonius die Leiche in den Mantel ein, indem er die Psalmen und geistlichen Gesänge betete, die nach christlicher Sitte bei der Beerdigung üblich waren. Aber nun that es ihm sehr leid, daß er nirgends ein Grabscheid oder sonst ein Werkzeug vorfand, um eine Grube zu machen. Er besann sich, ob es vielleicht der Wille Gottes sei, daß auch er in dieser Höhle bis zum Ende seines Lebens verweile, oder ob er aus seinem Kloster das nothwendige Werkzeug holen solle. Da machten zwei Löwen seinem Schwanken ein Ende. Aus tiefer Wüste rannten sie mit fliegenden Mähnen auf ihn zu. Antonius erschrak einen Augenblick, hob aber sogleich sein Herz zu Gott empor und erwartete sie so gelassen, als ob es zwei Tauben wären. Die Löwen beachteten ihn gar nicht. Sie sprangen auf die Leiche zu, schmiegten sich zu ihren Füßen nieder, wedelten mit dem Schweife und brüllten dumpf und leise. Dann begannen sie mit ihren Klauen den Sand aufzuscharren und eine lange und tiefe Grube zu machen. Antonius freute sich über die klugen Thiere, die so geschickte Todtengräber waren und die wahrscheinlich, wie jene Wölfin, oftmals ihren Durst am Brünnlein des heil. Paulus gestillt hatten. Inzwischen war das Grab fertig und die Löwen naheten sich jetzt mit unterwürfiger Geberde dem Antonius, senkten die Köpfe bis zu seinen Füßen herab, bewegten die Ohren, leckten seine Hände, geberdeten sich wie Hündchen, die ihren Herrn liebkosen und

die eine Anerkennung begehren. Da verstand er, daß sie von ihm gesegnet sein wollten, und brach in Lobgesänge aus, weil selbst die unvernünftigen Thiere Gottes Allmacht erkennen. „Mein Herr und Gott!“ rief er, „ohne dessen Willen kein Blatt vom Baume, kein Sperling vom Dache fällt, gib diesen Thieren, was Du weißt und was Du willst.“ Dann winkte er ihnen mit der Hand sich zu entfernen und, nachdem die Löwen gehorcht hatten, nahm er andächtig die Leiche des heil. Paulus auf seine Arme, legte sie in das Grab und bedeckte sie mit Erde. Die einzige Hinterlassenschaft des großen Einsiedlers nahm Antonius an sich: das war das entsetzliche Bußkleid, das Paulus selbst angefertigt und immer getragen hatte, ein Geflecht von Palmblättern, welches man allgemein nur zu Matten und Körben verwendete. Antonius kehrte mit diesem Kleinod in sein Kloster zurück und erzählte seinen Schülern die ganze Begebenheit. An den hohen Festen des Jahres, zu Ostern und Pfingsten, prangte er selbst in diesem Kleide des vollkommenen Armen in Christo.

Der heil. Hieronymus, der dies Leben beschreibt, schließt so: „Ich bitte dich, mein Leser, gedenke des armen Sünders Hieronymus, der, wenn ihm Gott die Wahl ließe, den Rock des heil. Paulus mit seinen Verdiensten, dem Purpur der Könige mit Land und Leuten vorziehen würde.“

Da die Mystik die Spiegelung des Evangeliums in den Leben der Heiligen ist, wie wunderbar mystisch ist dann dies Leben, zwischen dessen unschuldigem Anfang und dessen friedlichem Ende neunzig Jahre liegen, die durch nichts bezeichnet werden, als durch das eine Wort: „Und er war in der Wüste bei den wilden Thieren; und die Engel dienten ihm;“ welches der Evangelist Marcus (1, 13.) vom göttlichen Heiland berichtet.

Der heil. Antonius.

„Wohlthuend ging er weiter." Apostelg.

In der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts, in der langen Ruhezeit zwischen Valerians und Diocletians Verfolgung, stand es den Christen frei, ihr Leben nach ihren Glaubenslehren zu gestalten, und Viele ergaben sich im Orient in der Weise dem ascetischen Leben, daß sie sich außerhalb des Familien- oder gesellschaftlichen Kreises in ländlicher Einsamkeit und tiefer Zurückgezogenheit niederließen und außerhalb ihrer heimathlichen Dörfer und Städte, Jeder für sich, wohnten. In heiliger Betrachtung, strenger Buße und unüberwindlicher Entsagung, fleißig arbeitend und eifrig betend, verbrachten sie ihre Tage, fröhlich eingedenk der Verheißung des Herrn, daß ein hundertfältiger Ersatz Denjenigen erwarte, der die Seinen oder das Seine um Jesu willen verlasse; hundertfältiges Glück für einen Traum von Glück, hundertfache Liebe für eine vergängliche Liebe. In die tiefe Wüste sich zurückzuziehen war aber noch nicht üblich. Paulus hatte es gethan, weil sie ihm eine Zuflucht bot und hatte sich dann erst von dem Reiz der gänzlichen Abgeschiedenheit fesseln lassen. In dem Jahr seiner Flucht kam Antonius auf die Welt, 251. Seine edlen, reichen und angesehenen Eltern waren fromme Christen und lebten zu Coma in Oberegypten. Unter ihren Augen wurde er mit großer Sorgfalt erzogen, gehorchte ihnen gern, kannte nur sie und die Verwandten und war zufrieden und froh im Vaterhause. An den Spielen der Kinder, an Näschereien und Zuckerwerk hatte er keine Freude. Die öffentlichen Schulen besuchte er nicht; daher war er ungelehrt in weltlichen Wissenschaften. Ein entschiedener Trieb drängte ihn zum beschaulichen und betrachtenden Leben. Nirgends war er lieber als beim Gottesdienste. Nie verfehlte er, die Eltern dahin zu begleiten und nie war er ihnen dort lästig durch Unruhe nach Kinderart. Mit der größten Aufmerksamkeit und Andacht

wohnte er dem Gottesdienſte bei und hörte ganz beſonders den Leſungen aus heiliger Schrift ſo eifrig zu, daß er ſie auswendig behielt, zugleich aber auch ihre Früchte in ſeinem jungen Herzen reifen ließ.

Seine Eltern ſtarben raſch nacheinander, als er achtzehn Jahre alt war und hinterließen ihm eine zweifache Sorge, nämlich ein beträchtliches Vermögen in Grundbeſitz und eine kleine Schweſter. Gewiſſenhaft führte er die Aufſicht über Habe, Haus und Kind; aber ſeine Gedanken hatten eine ganz andere Richtung! Sechs Monate mochten ſo vergangen ſein, da fiel ihm eines Morgens auf dem Wege zur Kirche ein, daß ſich kein einziger Apoſtel beſonnen habe auf das erſte Wort Jeſu, all das Seine zu verlaſſen, und daß ſpäter viele Gläubige ihre Güter verkauften und deren Werth zu Füßen der Apoſtel niederlegten. Das gefiel ihm ungemein. In der Kirche wurde gerade das Evangelium vom reichen Jüngling vorgeleſen, dem der Heiland die Vollkommenheit und einen Schatz im Himmel verſpricht, wenn er ſein Vermögen den Armen geben wolle. (Matth. 19, 21.) Nun konnte Antonius nicht länger widerſtehen, denn ihm war zu Sinn, als ſtände dies nur ſeinetwegen in heiliger Schrift und als würde es nur ſeinetwegen in der Kirche vorgeleſen. Er verkaufte ſein Landgut, das ſehr anmuthig und fruchtbar war, und vertheilte den Erlös an ſeine armen Nachbarn, bis auf eine kleine Summe, die er für ſeine Schweſter zurücklegte, und lebte eine Zeitlang ganz zufrieden, weil er glaubte, den Willen Gottes verſtanden und erfüllt zu haben. Gott hatte ihm aber ein viel höheres Ziel geſteckt! Wiederum hörte Antonius die Leſung des Evangeliums (Matth. 6, 34.), wo der Heiland ſagt: „Sorget nicht für den andern Morgen.“ Die Wonne der Befreiung von allem Zeitlichen ergriff ihn ſo mächtig, daß er auf der Stelle all ſeine bewegliche Habe, Hausgeräth, Kleidungsſtücke, Alles, Alles verkaufte und das Geld den Dürftigen ſchenkte, zugleich aber auch den Entſchluß ausführte, ſich dem aſcetiſchen Leben zu widmen. Von ihm konnte es wohl heißen: „wer es faſſen

kann, der faſſe es.“ In Coma lebten einige wohlbekannte gottſelige Jungfrauen. Antonius übergab ihnen ſeine Schweſter, damit ſie in allem Guten erzogen würde, händigte ihnen deren geringes Vermögen ein und begab ſich nach der Sitte der übrigen Einſiedler in eine Felſenhöhle, die nicht weit von ſeinem ehemaligen Landgute lag, um dort an nichts zu denken, als an die Rettung ſeiner armen Seele. Unfern von ihm lebte ein alter Ascet, der ſeit früheſter Jugend dieſe Lebensweiſe ergriffen hatte. Antonius bat ihn um einige Belehrung über ſein Verhalten in gänzlicher Einſamkeit und der Greis gab ſie ihm gern. Ohn' Unterlaß zu arbeiten und zu beten, das war der Kern ſeiner Lehren, denn darin beſtand das arme Leben Jeſu in der Zimmermannswerkſtatt zu Nazareth. Antonius flocht alſo Decken aus Schilf, und Matten und Körbe aus den Blättern und Rindenfaſern der Palmen, und verkaufte ſie. Den Erlös verwendete er zu Almoſen und zu ſeinen äußerſt geringen Bedürfniſſen. Seine Gedanken heftete er, während die Hände arbeiteten, an die Betrachtung göttlicher Dinge: an die ewigen Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens, oder an das Leiden und Sterben Jeſu, oder an die Lehren und Vorſchriften der Apoſtel, oder an Begebenheiten und Erzählungen aus den Evangelien, oder an die unendliche Vollkommenheit Gottes und ſeine Gnade und Liebe für die Menſchen. Da Antonius ſein Gedächtniß niemals mit weltlichem Wiſſen beſchwert und nie andern Unterricht begehrt hatte, als den der heiligen Schrift: ſo hatte ſich dieſe dermaßen ihm eingeprägt, daß er ſie faſt ganz auswendig wußte und daß ſein Gedächtniß und ſein kluges Nachdenken die Stelle der Bücher bei ihm erſetzten. Jeden Sonntag begab er ſich zum Gottesdienſte nach Coma, hörte mit größter Aufmerkſamkeit die heiligen Leſungen, labte ſich am heiligen Opfer und kehrte gekräftigt in ſeine Einſiedelei zurück. Dies ſo einfache und ſo geiſtige Leben verſetzte ſeine Seele in das glücklichſte Gleichgewicht und ſein Gemüth in die tiefſte Ruhe. Stand und Herkunft, Vermögen und Blutsfreunde und die irdiſch vortheilhaften Aus-

sichten seiner Jugend fielen ihm nie ein. Alle Kräfte seiner Seele waren auf das Ende des Weges gerichtet, den er jetzt mit solcher Entschiedenheit betrat. Mit feurigem Eifer strebte er nach der Vollkommenheit und ward ihm die Kunde von einem Meister in der Ascese, so suchte er ihn auf, wie eine fleißige Biene, die den verschiedensten Blumensaft einsammelt und daraus ihren Honig bereitet. Er unterwarf sich den Einsiedlern, die er zu diesem Zweck besuchte, mit kindlicher Demuth und diente ihnen wie ein gehorsamer Sohn. An einem Jeden bewunderte er aufrichtig dessen hervorstrahlendste Tugend: da die Fröhlichkeit des Herzens, dort das Wohlwollen, hier die Geduld; an dem Einen den Gebetseifer, am Andern die strengen Fasten und Nachtwachen, am Dritten den unzerstörbaren Frieden. Und hatte er dann all ihre Tugenden und Gnaden in sich aufgenommen, so kehrte er ganz erfüllt von diesen lieblichen, edlen Bildern in seine Einsamkeit zurück, verarbeitete sie im Gemüth und suchte, was er vereinzelt gesehen, in sich zusammen zu fassen und auszuführen. Denn frommer Eifer beseelte ihn und obwohl er Niemand beneidete, so wollte er doch auch in der Tugend hinter Niemand zurückbleiben. So übertraf er sie bald Alle, aber Alle liebten ihn, der Greis in seiner Nachbarschaft sowohl, als die entfernter lebenden Einsiedler; für die Einen war er ein demüthiger liebevoller Sohn und Jünger, für die Anderen ein zärtlicher Bruder und seine Vollkommenheit war so groß, daß sie allen Uebrigen zu gut zu kommen schien. Die christlichen Einwohner von Coma freuten sich, wenn sie ihn von fern oder beim Gottesdienste gewahr wurden, grüßten ihn mit Ehrfurcht und nannten ihn Liebling Gottes, und einen wahren Diener Gottes.

Der uralte Feind alles Guten, dem es geglückt war, den ersten Menschen um die Wonnen des Paradieses zu betrügen, versucht seitdem dasselbe bei jedem Menschen, der es mit Kraft unternimmt, aus dem Gefallenen ein Wiedergeborener zu werden, den Sohn Adams in ein Kind Gottes umzubilden. Nicht als der Heiland in die Wüste ging,

näherte sich ihm der Versucher, sondern als dieser wähnte, er könne durch seine strenge Buße hochmüthig und dadurch schwach geworden sein. So verfuhr er auch mit Antonius. Zuerst ließ er ihn unbelästigt, denn der erste Eifer des Menschen in einem neuen Verhältnisse zehrt wie Feuer alles Widerstrebende auf; aber dann tritt nicht selten eine gewisse innere Ermattung ein. Reiz und Spannung lassen nach, sinken zusammen, und springt jetzt nicht ein vom Glauben gebarnischter Wille auf die Bresche, so verliert der Mensch leicht die Frucht seiner früheren Anstrengung und „fällt ab von seiner ersten Liebe," wie St. Johannes es in seiner geheimen Offenbarung nennt.

Der Versucher begann allmälig seine Netze um Antonius aufzustellen, und die Unermüdlichkeit seiner Angriffe, so wie die unermüdliche Gegenwehr, zeigen die Höhe der Tugend, zu welcher sich Antonius erschwungen hatte; denn die schlaffen und lauen Seelen braucht der böse Feind nicht schwer zu versuchen, sondern gar nicht! die überliefern sich ihm von selbst, indem sie mit ihrer bösen Natur anstatt wider sie geben. Zuerst stellte er dem heiligen Jünglinge die Langwierigkeit dieses mühevollen Lebens vor und die entsetzliche Anstrengung, vielleicht fünfzig oder sechzig Jahre auf dem Dornenpfade der Entsagung fortzuwandeln. Dann stellten sich Besorgnisse um seine Schwester ein und um seine Gesundheit, denn er war von zarter körperlicher Beschaffenheit; darauf verlockende Trugbilder aus dem Weltleben, die ihm durch Stand und Reichthum erreichbar gewesen wären. Auf das Lichtreich seiner gewohnten gottseligen Gedanken wollte sich tiefe Finsterniß herabsenken; aber mit dem heiligen Gebet und dem festen Vertrauen auf das Leiden und Sterben des Erlösers vertheidigte sich Antonius gegen die Gedankennacht. Da schickte ihm der Satan ein ganzes Heer von bösen und wilden Anfechtungen, durch die er ihn sicher zu bezwingen dachte. Aber Antonius bewaffnete sich mit dem unbesiegbaren Glauben an das zukünftige Gericht und die ewige Pein, weil geschrieben steht: „Kein Unreiner wird in das Reich

Gottes eingehen.“ Durch immerwährendes Gebet frischte und spornte er den Glauben an und vergegenwärtigte sich die Kostbarkeit der Seele, die mit nichts zu bezahlen ist, als mit der Menschwerdung Gottes und den hohen Adel der Seele, zu welchem der Mensch durch diese That der göttlichen Liebe berufen und befähigt ist. Durch strenge Fasten und mühselige Nachtwachen ließ er auch den Körper Theil nehmen an den geistigen Kämpfen und machte alle Bemühungen des Bösen zu Schänden. Die alte Schlange, die sich Gott gleich wähnte, wurde von dem zarten Jünglinge beschämt und trotz ihrer Macht über Fleisch und Blut von einem Menschen in Fleisch und Blut überwunden, weil mit diesem der menschgewordene Heiland stritt, wie der Apostel Paulus im ersten Corintherbriefe sagt: „Nicht aber ich, sondern die Gnade Gottes in mir.“ Endlich erkannte der Feind, daß Antonius ihn immer wieder aus seinen Gedanken verstieß und die Reinheit seiner Seele ungetrübt bewahre; da erschien er in der Gestalt eines schwarzen häßlichen Knaben und sprach: „Ich bin von dir überwunden und habe doch so Viele betrogen und gestürzt!“ „Wer bist du?“ fragte Antonius. „Geist der Unlauterkeit werde ich genannt,“ war die Antwort. „Nun will ich nicht vor dir zagen,“ sprach Antonius, „da ich an deiner Farbe und deiner Gestalt sehe, wie abscheulich und wie schwach du bist. Der Herr ist mein Helfer und meine Feinde verachte ich.“ Und fortfahrend mit Psalmengesang, lobte und dankte er Gott, und der Böse verschwand. Dies war der erste große Sieg des Antonius, oder vielmehr der Sieg Desjenigen, der die Sünde im Fleisch verdammt und befohlen hat, „nicht nach dem Fleische, sondern nach dem Geiste zu wandeln.“ (Röm. 8, 4.). Deshalb wurde Antonius auch nicht zu falscher Ruhe verlockt. Er kannte die Arglist des Feindes und wie er nimmer raste, um einen schwachen Augenblick zu erspähen und zu benutzen, und wie unabläßige Wachsamkeit gegen ihn nothwendig sei. Um so fester wurde er in dem Entschluß, auf dem schmalen

Wege unverdrossen fortzugehen, der in den Himmel führt und seinen Leib je länger je mehr in Dienstbarkeit zu bringen, wie auch der Apostel Paulus gethan (I Cor. 9, 27.), um nicht auf der einen Seite überwindend, auf der andern überwunden zu werden. Einer noch härteren Lebensweise, als bisher, ergab er sich und die Gewohnheit des Leidens machte ihm das Leiden nicht mehr schwer. Die freiwillige Dienstbarkeit, in die sich Christus für ihn begeben hatte, indem Er Fleisch annahm, vergalt ihm Antonius, indem er die freiwillige Dienstbarkeit des geistlichen Lebens annahm, um sein Fleisch zu kreuzigen. Er durchwachte zuweilen die ganze Nacht im Gebet. In der Regel genoß er täglich nach Sonnenuntergang etwas Brod mit Salz und ein wenig Wasser. Zuweilen nahm er aber erst am zweiten, auch am dritten, ja sogar erst am vierten Tage einige Nahrung zu sich. Sein Lager war eine Matte von Binsen, häufig die bloße Erde; sein Kleid ein härenes Bußgewand. Was er bei anderen Einsiedlern im Kleinen und einzeln gesehen, übte er im Großen, denn er wußte, daß die Seele um so leichter ihren Flug nimmt, als die Flügel der Sinnlichkeit gebrochen werden. „Wenn ich schwach werde, dann bin ich stark" (II Cor. 12, 10.), sprach er mit dem Apostel Paulus, der alle diese Kämpfe wie zum Troste der Nachfolger im Glauben und im Leiden auch durchgemacht hat. Dabei fiel es ihm nie ein, den Werth des ascetischen Lebens nach der Zeit oder nach äußeren Anstrengungen zu berechnen und es dadurch zu einem hohlen Schattenspiele herabzusetzen; sondern nach der Liebe und nach dem innern Streben, Gott zu dienen, schätzte er es. Er hielt sich demnach immer für den jüngsten Anfänger, weil er täglich von Neuem anfing Gott zu lieben, weil er sich täglich zu einem frischen Verlangen anspornte und nie zurückschaute, stets vorwärts. So zu sein, wie man vor Gott erscheinen müsse: reinen Herzens und bereit, Ihm allein, Ihm in Allem zu gehorchen, dahin strebte Antonius und damit ging er in seinen täglichen Kampf.

Der große Prophet Elias war sein Vorbild, und deshalb suchte er eine tiefere Einsamkeit in größerer Entfernung von Coma auf. Da fand er eine alte Grabhöhle, die ihm sehr gefiel. Er bat einen Asceten, ihm an gewissen Tagen Brod und Wasser zu bringen und verschloß sich froh in seinem Grabe. Hier hatte er furchtbare Anfälle des bösen Feindes zu bestehen, der ihn mit seinen Dämonen so mißhandelte und peinigte, daß Antonius vor Schmerz und Erschöpfung zuweilen Sprache und Besinnung verlor. Diese körperlichen Quälereien kommen oft im Leben der Heiligen vor und gerade Derer, welche mit außerordentlichen Gnaden überschüttet und zu Visionen und Offenbarungen erhoben werden. Es ist als ob diese Streiter für den Himmel auch die volle Gewalt der Hölle kennen lernen sollten. Eines Tages kam der Bruder mit Brod und einem Wasserkrug in das Grab und fand zu seiner Betrübniß Antonius entseelt am Boden liegen. Er lud ihn sorgsam auf seine Schultern und trug ihn unter vielen Thränen nach seinem ehemaligen Landgut, und rief seine Verwandte und Freunde herbei. Die ganze Nachbarschaft versammelte sich theilnehmend, denn Alle hatten Antonius herzlich lieb gehabt. Weinend und wehklagend verbrachten sie den Abend bei der vermeintlichen Leiche. Als es aber spät wurde, zogen Einige sich zurück, die Uebrigen entschliefen nach und nach, und nur der Ascet wachte. In tiefer Mitternacht kam Antonius zu sich, richtete sich auf, sah sich mit Erstaunen zwischen all den Schläfern, die in tiefer Ruhe da lagen, winkte den Asceten zu sich und bat ihn Niemand zu wecken, aber ihm behülflich zu sein, wiederum sein stilles Grab zu erreichen. Das geschah. Matt von der Anstrengung und von seinen Wunden blieb Antonius ohne Hilfe, ohne Pflege, ohne Beistand in der Einöde, fiel vor Erschöpfung zu Boden, nachdem der treue Bruder ihn verlassen hatte, verrichtete ein feuriges Gebet und sprach dann mit lauter Stimme: „Sehet, ihr Feinde Gottes, hier ist euer Feind Antonius wieder! er scheut sich nicht, mit euch zu streiten! greift mich immerhin mit all eurer Gewalt an, ich

weiß, daß mich nichts kann scheiden von der Liebe, die da ist in Christo Jesu." (Röm. 8, 39.) Und dann begann er den Psalm 26. zu singen: „Wenn ganze Heerlager wider mich aufständen, so wird sich doch mein Herz nicht fürchten." Diese gottselige Verwegenheit, mit ungebrochenem Muthe zu neuem Kampf heraus zu fordern, bei solcher Schwäche, solcher Hinfälligkeit und solchen Leiden, zog diesem zweiten Job einen grimmigen Anfall seines Feindes zu. In der Gestalt reißender Thiere stürmten die Dämonen schaarenweise auf ihn ein, um ihn in Kleinmuth und Todesfurcht zu stürzen und aus der Einsamkeit zu verjagen. Aber mit Gleichmuth ertrug Antonius alle Schrecknisse, mit Demuth hielt er am Gottvertrauen sich aufrecht und mit Starkmuth bekämpfte er seine Gegner. „Hat euch Gott der Herr Gewalt über mich gegeben," sprach er, „wohlan, da bin ich, zerreißet mich! habt ihr aber nicht diese Gewalt von Ihm, wie dürft ihr euch dann unterfangen, frevelhaft mich schrecken zu wollen?" Und er machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, seine Zuflucht in allen Gefahren, Aengsten und Nöthen, weil das Kreuz sie alle zunichte gemacht hat. Da verschwand der Feind, und ein überhimmlisches Licht erfüllte die dunkle Grabhöhle und überfluthete Antonius an Leib und Seele mit einem Strom des süßesten unaussprechlichen Trostes. All seine Wunden waren geheilt, alle Schwäche gewichen, alles Elend des natürlichen Menschen verschwunden. Dies Licht war, wie jene Flamme im Dornbusche, so im Dornbusche seiner Qualen der Schleier, hinter dem sich Gott verbarg, und Antonius erseufzte aus tiefstem Herzen: „O mein Heiland, wo warst du bisher? warum kamst du nicht früher mir zu Hilfe?" Und eine göttliche Stimme sprach aus dem Lichte: „Ich war immer bei dir, ich habe deinen Streit immer gesehen, aber ich wartete auf den Ausgang des Kampfes. Weil du nicht gewichen bist, werde ich dir fortan immer zum Siege verhelfen." Stärker denn je und wie mit einer heiligen Rüstung bekleidet, erhob sich Antonius und sah in dieser Verheißung eine Aufforderung, um kräftiger als bis-

her fortzuſchreiten, unbedingter als bisher der Führung Gottes ſich zu überlaſſen.

Der heilige Hieronymus ſagte: „O ſelige Einſamkeit und Abgeſchiedenheit, du biſt das wahre glückſelige Arabien auf Erden, denn in dir bilden ſich die Edelſteine der Tugenden, des wirkenden Lebens und der evangeliſchen Räthe, aus denen das neue himmliſche Jeruſalem erbaut wird, die Stadt des großen Königs Jeſu Chriſti. Die Einſamkeit, das Stillſchweigen, das Gebet und das ſtrenge Leben ſind gleichſam die vier Elemente, die einen Menſchen, welcher guten Herzens und Willens iſt, heilig und ſelig machen.“ So dachte auch Antonius und vermöge des großen Gleichgewichts in ſeiner heiligen Seele gingen nicht ſeine Gedanken auf die eine Seite und ſeine Handlungen auf die andere, ſondern wie er dachte, ſo lebte er auch. Eines Tages beſuchte er den einſiedleriſchen Greis in der Nähe von Coma, ſagte ihm, er habe die Abſicht, ſich ganz in die Wüſte zurückzuziehen, um ſich ungeſtörter und vollkommener Gott aufzuopfern, und ſchlug ihm vor, daſſelbe zu thun. Aber der alte Anachoret entgegnete, dies ſei nicht gebräuchlich bei den Asceten und ohne beſonderen Beruf dürfe Niemand an eine ſolche Neuerung ſich wagen. Aber Antonius ſpürte dieſen Beruf, nahm liebevoll Abſchied von dem frommen Greiſe und zog einſam und allein der thebaiſchen Wüſte und dem arabiſchen Gebirg am rothen Meere zu. Auf dieſem Wege hatte er wieder Verlockungen zu überwinden! Er war jetzt ein Mann in der vollen Kraft des Lebens, fünfunddreißig Jahre alt, von hoher Tugend, von erhabenem Geiſte, von glühender Liebe zu Gott, von unbeugſamer Entſchloſſenheit, die Leiter der Vollkommenheit bis zu ihrer äußerſten Stufe zu erklimmen. Ein ſolcher Mann mußte eine große Zukunft haben, wenn er beharrte. Aber welche Opfer waren mit dieſer Beharrlichkeit verbunden! welche Schlachten zu liefern! Wer weiß, ob auf dem Wege zu dieſem neuen Calvaria nicht das Bild der Welt mit dem Schönen und Edlen, welches ſie zwiſchen Staub und Schutt enthält, noch einmal vor ſeine Seele

trat und mit verführerischem Blendwerk ihn zu bethören suchte! Genug, er fand unterwegs zwei Mal große Kostbarkeiten, mit denen er hätte in die Welt sich begeben können. Das erste Mal verwarf er die satanische Vorspiegelung; das zweite Mal lief er so eilfertig an dem vielen Golde vorüber, als ob er auf Kohlen ginge; und so erreichte er das Gebirg. Auf einsamer Höhe fand er einen verfallenen Wartthurm, der ihm unzugänglich genug erschien, um ihn zur Wohnung zu wählen. Es hausten freilich viele Schlangen und Scorpionen darin, aber sie räumten vor Antonius den Platz, als ob sie seine Oberherrschaft anerkannten, und er verbaute den Eingang sogleich mit Steinen. Da saß er nun in seinem uneinnehmbaren Castell! Da saß er zwanzig Jahre und ließ Niemand zu sich ein! Er hatte die Einrichtung getroffen, daß ein ascetischer Mitbruder ihm alle sechs Monate seinen geringen Brodbedarf brachte. Das Brod, das man noch jetzt in jenen Gegenden ißt, erhält sich ungemein lange, verdirbt nie, wird aber so steinhart, daß man es mit dem Hammer zerschlagen muß. Es war seine einzige Nahrung und er ließ es sich über die Mauer zuwerfen; weiter nichts. Auch redete er nie ein Wort mit dem Ueberbringer.

Während Antonius so ganz die Welt vergaß, wurde er aber nicht von der Welt vergessen. Er floh sie und sie suchte ihn auf. Zuerst kamen seine Freunde, um sich zu überzeugen, ob er die Strenge dieser Abtödtung aushalte, ob er nicht vor Mangel und Krankheit verschmachte? Da hörten sie ihn denn in stiller Nacht heilige Hymnen und Psalmen singen und das tröstete sie sehr; aber Einlaß und Gespräch gestattete er ihnen nicht und außerhalb des Castells müßten sie übernachten. Zuweilen ging es drinnen aber auch minder friedlich zu und man vernahm den Lärm streitender und drohender Stimmen, so daß die Leute draußen glaubten, es wären Räuber oder Mörder auf Leitern zu ihm eingedrungen. Schauten sie aber durch die Spalten und Risse des verfallenen Thurmes, so gewahrten sie Niemand als Antonius allein und da der lärmende Tumult dennoch fortdauerte, so

überfiel ſie unausſprechliche Furcht und ſie riefen zagend und wehklagend Antonius um Hülfe an, als ob ihnen ein Leid zugefügt würde. Dann näherte er ſich dem Eingange, tröſtete und beruhigte ſie, bat ſie heimzugehen und ſeinetwegen ohne Furcht zu ſein. „Nur die Zaghaften fürchten den Teufel,“ ſprach er, „deshalb kann er nur ihnen Schrecken einjagen. Bezeichnet euch mit dem heiligen Kreuze und geht getroſt“. Sein geiſtlicher Streit dauerte alſo ununterbrochen fort, gab ihm Veranlaſſung zu immer neuen Siegen und immer höherem Frieden in Gott, ſo daß er nicht blos das gewöhnliche Doppelleben des geiſtigen und ſinnlichen Menſchen führte, ſondern ein Doppelleben im Geiſte, indem die höchſten Fähigkeiten ſeiner Seele, der reine Wille und die reine Liebe, wie auf einem unerſteiglichen Felſen geſammelt in Gott ruhten und ſich durch die Schlacht im Thale nicht anfechten ließen, welche minder hohe geiſtige Fähigkeiten, wie Gedächtniß, Verſtand und Phantaſie durchkämpfen mußten.

Es konnte nicht fehlen, daß die Erzählungen ſeiner Freunde von den ungewöhnlichen Dingen, die in und um Antonius vorgingen, große Spannung erregen mußten, Neugier bei den Einen, Theilnahme bei den Anderen, vertrauensvolle Zuneigung bei noch Anderen. In Allen dämmerte die Ahnung auf, daß ein ſo wunderbar begabter Menſch nicht umſonſt in ſeine Zeit geſtellt ſein könne. Es zogen mehr und mehr Menſchen durch die Wüſte zu ihm, mit dem Verlangen, ihn zu hören, zu ſehen, zu ſprechen. Antonius blieb ſchweigſam und unſichtbar. Auch das geſpenſtiſche Getümmel um ihn her ſchien allgemach zu verhallen. Die Stille der Wüſte oder des Grabes lag um das Caſtell. Wenn ſich aber die ſchmerzliche Befürchtung ſeines Todes den Beſuchern aufdrängen wollte, ſo hub er wohl an, mit lieblicher und heller Stimme Pſalmen zu ſingen. „Der Herr iſt mein Helfer; ich werde wegſchauen über meine Feinde.“ Oder: „Es erhebe ſich Gott, daß zerſtreuet werden ſeine Feinde.“ Oder ſonſt ein Triumphlied des heldenhaften Glaubens, wie es zuweilen auftaucht aus dem Meere von Trübſal

und Bitterkeit, das den königlichen Pſalmendichter umwogt.

In dieſer vollkommenen Verleugnung des Irdiſchen vergingen zwanzig Jahre, in denen ſich der heilige Geiſt den „Prediger in der Wüſte," wie das Jahrhundert ihn brauchte und die Kirche ihn bedurfte, ſelbſt bildete. Die gährungsvolle ſtürmiſche Zeit arbeitete in allen Seelen, und nicht Alle verſtanden es, dieſe gewaltigen Elemente zu bändigen und zu ordnen. Aus der Dämmerung des Geiſtes traten die Menſchen in das volle Licht der Wahrheit hinein, und wenn große Gemüther mit ruhigem Blicke den göttlichen Strahl auffaßten, ſo ließen ſich Andere, Dünkelhafte, Vorwitzige durch ihre Schuld blenden, ſtatt erleuchten. Geiſtige Bewegung herrſchte allgemein; kräftiger Aufſchwung, wie immer zu Anfang neuer und großer Epochen, lieh auch den Lauen und Schwachen einen gewiſſen Flug über das Alltägliche hinweg. Charactere mit geringer Eigenthümlichkeit bildeten ſich nach dem Beiſpiele, welches ſtärkere gaben, ohne deren Stärke zu beſitzen; und Charactere ohne Selbſtſtändigkeit wurden Nachahmer ſtatt Nachfolger, verflachten ſich da, wo Andere tief und feſt wurden. All dieſe Erſcheinungen treten ſcharf hervor an dem Lieblingszuge der Zeit, dem aſcetiſchen Leben, und bildeten eine helle Licht- und eine finſtere Nachtſeite daran aus. Manche Asceten hatten wohl Anlage für dies Leben, faßten es aber nur äußerlich auf und legten allen Werth auf Entbehrungen und Abtödtungen und immer wiederholte Gebetsformeln, während ihre Seele leer ausging. Andere ſetzten die Vollkommenheit in die Einſeitigkeit und hielten ſich für beſſer, weil ſie dieſen Beruf gewählt hatten, ohne Rückſicht zu nehmen, wie ſie ihn erfüllten. Noch Andere wollten eben nur anders ſein als gewöhnliche Menſchen, wurden nicht erhaben, ſondern abſtoßend, nicht einfach, ſondern roh, mühten ſich ab mit Entbehrungen, brachten es darin ſogar zu erſtaunlicher Höhe und blieben doch innerlich unfrei, weil die Seele nicht mit in die Höhe ging. Dann bemächtigte ſich ihrer dunkler Trübſinn

oder ſtarrer Hochmuth, und dann endeten ſie zuweilen ganz unkirchlich und fielen ab nicht blos vom Berufe; ſondern auch von der Tugend und vom Glauben. Noch Anderen wurde die Einſamkeit der erſte Schritt zum Müßiggang, zur Gedankenloſigkeit, zur leiblichen und geiſtigen Trägheit. Genug, bei gar Manchen war Anlage vorhanden, aber die Unmittelbarkeit des Geiſtes, den Reichthum an Kraft eines Paulus, eines Antonius und anderer großen Asceten hatten ſie nicht, deshalb bedurften ſie einer Leitung, die ihnen eine feſte Grundlage, eine klare Ausbildung und eine beſtimmte Richtung gab, um nicht in ſich ſelbſt zu vertrocknen oder zu vermodern. Und das fühlten ſie. Sie ſehnten ſich nach einem Vorbilde, nach einem Meiſter. Es war, als ahnten ſie die ungeheure Zukunft, die ihnen in der Weltgeſchichte und in der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes aufbewahrt ſei. Damit das Mönchsleben zu ſeiner vollkommenen Blüthe ſich entfalte, mußte zuerſt ein vollkommener Mönch leben, der, wenigſtens im Umriſſe, ein Ideal für die weltumfaſſende Wirkſamkeit dieſes Standes in ſich darſtelle.

Dazu hatte der heilige Geiſt Antonius herangebildet. Dazu hatte Er ihm die heilige Schrift ſo tief in's Gedächtniß geprägt, daß ſie nunmehr ſein Innerſtes geworden war. Dazu hatte Antonius gleichſam die Sprache der Menſchen verlernen müſſen, um wie mit feuriger Zunge zu reden. Dazu hatte er ſo viel vom göttlichen Geiſte und von himmliſchen Geheimniſſen eingeſogen, daß er überfließend von ungewöhnlichen Gnaden der Mittelpunkt eines gewichtigen, folgereichen, neuen Lebenskreiſes werden konnte. Dazu mußte er für die Ordnung der Natur abſterben, um als ein ganz mit Gott Verſöhnter in das geheimnißvolle Reich der Gnade einzugehen und, wie die Gnade ſelbſt, beſeelend, ſchöpferiſch und erlöſend zu wirken. Dazu hatte der Glaube als eine göttliche Tugend, als der beharrlichſte und erhabenſte Act des reinſten Willens, den Grund gelegt, auf welchem nun die Gaben der Weisheit, des Rathes, der Wiſſenſchaft in Fülle prangten.

Die Wüste hatte einen bekannten Weg bekommen durch die Menge der Leute, die Antonius aufsuchten und Trost oder Belehrung von ihm erbaten. Trotz seiner Demuth, welche ihn in seinen eigenen Augen zum Geringsten und Unwürdigsten machte, glaubte er endlich doch, ihnen dies geistliche Almosen nicht versagen zu dürfen, und der Ruf seiner Einsicht, Kraft und Klarheit verbreitete sich nun immer weiter und stieg so hoch, daß man anfing Kranke, Verkrüppelte und Besessene zu ihm zu bringen, damit er sie heile. Zugleich wuchs auch die Zahl Derjenigen, welche seine Schüler im geistlichen Leben zu werden begehrten, und Anachoreten, seine Freunde, drangen in ihn, wegen dieser vielfachen Bedürftigkeit Anderer seine Einsamkeit zu verlassen. Ohne Zweifel erkannte Antonius, daß dies wirklich auch der Wille Gottes sei und er trat unter die Menschen zurück, als ob er aus dem Himmel käme. Spurlos waren die zwanzig Jahre eiserner Abtödtung an seinem Aeußern vorüber gegangen; sein Antlitz hatte die frühere Lieblichkeit, seine Gestalt die frühere Schönheit behalten. Er sah weder erschlafft von der Ruhe, noch abgezehrt von der Strenge aus. Er war auch in seinem Thurm weder scheu noch verwildert geworden, denn nicht wie ein willenloser Sclave in äußeren Ketten hatte er gelebt, sondern sich freiwillig in die Gefangenschaft des sanften und süßen Joches Jesu begeben. Freundliche Anmuth sprach aus seinen Zügen, Worten und Benehmen, aber nie ließ er sich durch Fröhlichkeit zum lauten Lachen bewegen und nie trat eine allzu tiefe Traurigkeit über die Sünden der Welt auf sein Angesicht. So rein war sein Gemüth, so ganz abgelöst von jedem störenden Zusammenhang mit Allem, was nicht Gott war, daß nichts, was geschah, ihn aus dem Gleichmuth brachte. Auch nicht das Lob und die Bewunderung der Menschen; es machte ihn nicht hochmüthig, aber auch nicht scheu; es berührte ihn gar nicht. Und wie sich in Paulus das verborgene Leben Jesu spiegelt, so in Antonius dessen öffentliches Leben, das wiederum in den zwei Worten zusammen zu fassen ist, welche der Evangelist Lucas

schreibt: „Wohlthuend ging Er weiter.“ Wie ein Paar Denkmale der überschwänglichen Liebe, mit welcher der göttliche Erlöser seine Verheißungen erfüllt, wenn der Mensch der Einsprache des heiligen Geistes gehorcht, stehen diese beiden heiligen Männer gleichsam an der Pforte des klösterlichen Lebens aller Zeiten und zeigen hin auf das Eine, worin die Kraft, die Wirksamkeit, die Größe und Schönheit dieses Lebens ruht: auf die Nachfolge Jesu, auf das Leiden aus Liebe.

Wunderbar reich kam es in Antonius zur Erscheinung. Die Gnaden des Kreuzestodes und die Glorie der Auferstehung in Christus tauchten sein ganzes Wesen und Wirken in die Kraft des menschgewordenen Gottes ein, der ihm „die vollkommenen Gaben, die von Oben kommen, vom Vater des Lichtes“ übertrug, damit er „wandele als ein Kind des Lichtes“ und Kindesrecht übe, nachdem er Kindespflicht erfüllt. So lange das Himmelreich Gewalt litt, hatte Antonius sich kühn seinen Theil daran genommen, den Theil, von dem geschrieben steht: „Wer da hat, dem wird gegeben.“ Und so ward ihm denn jetzt gegeben die Machtvollkommenheit, welche auf dem vollkommenen Gehorsam, die Erhöhung, welche auf die freiwillige Verdemüthigung, die Verherrlichung, welche auf die gänzliche Selbstverleugnung nach unwandelbarem Grundgesetz in der Ordnung der Gnade erfolgt. Der göttliche Stammvater dieses Wiedergeborenen war nicht karg gegen ihn und wie Er Selbst in Wundern gelebt hatte, die aber für Ihn, den Urheber des Lebens und den Schöpfer der Natur, keine Wunder, sondern nur Ausfluß Seiner göttlichen Kraft waren, so blüheten auch wie von selbst die Wunder um Antonius auf, die er wirkte, weil Gotteskraft von ihm ausging, indem das Gottesbild in ihm wieder hergestellt war. Die Lahmen wurden gehend, die Blinden sehend, die Kranken gesund, die Besessenen befreit, die Betrübten getröstet, die Schwankenden fest, die Ungläubigen gläubig. Viele seiner Zuhörer wurden seine Jünger, verließen die Welt, entsagten ihren Gütern und Freuden und die Wüste begann seitdem „von

Lilien zu blühen" nach der Weissagung des Isaias. Mit überströmender Liebe stellte Antonius allen Menschen vor, die Liebe Gottes höher zu schätzen, als die höchsten Freuden der Welt, da Er uns die unaussprechlichste Seligkeit des ewigen Lebens verheißen und sie uns erkauft habe durch „seinen eingeborenen Sohn, den Er nicht verschont, sondern für uns hingegeben." (Röm. 8, 32.) Eine unbeschreibliche Verachtung der irdischen Dinge entzündete sich in den Herzen an seinen Worten, mehr noch an seinem Beispiele, und besonders für die Anachoreten wurde er die Feuersäule, welche ihnen durch die Nächte und Wüste ihres Berufes den Weg zeigte. Sie versammelten sich einst zahlreich um ihn und baten, er möge ihnen bestimmte Lebensgesetze geben, an die sie sich halten könnten in den Gefahren, Versuchungen und Täuschungen ihres Standes. Da sprach er:

„Die heilige Schrift enthält freilich genug Belehrungen; dennoch ist es gut, daß wir uns einander im Glauben stärken und durch Mittheilung belehren. Ihr, meine Kinder, sagt eurem Vater, was ihr Gutes wißt und ich, der Aeltere, theile euch von meinen Erfahrungen mit. Vor Allem bestrebt euch, von dem Angefangenen nicht mehr abzulassen und der Arbeit nicht zu erliegen. Das erste Gebot für Alle muß sein, daß Jeder seinen Fortschritt so im Auge halte, als ob er eben erst angefangen habe. Um dabei nicht zu ermüden, vergleiche er stets die Kürze des irdischen Lebens mit der Ewigkeit. O welch ein Wunder ist doch die unermeßliche Freigebigkeit Gottes! Hienieden werden die Sachen um ihren Preis gekauft und Gleich mit Gleich bezahlt. Die Verheißung des ewigen Lebens erkaufen wir aber um sehr Geringes; denn wenn wir hundert Jahre als Asceten leben, so werden wir nicht etwa blos hundert Jahre, sondern in alle Ewigkeit einen herrlichen Platz im Reiche Gottes einnehmen, und für die vergängliche Erde die himmlische Seligkeit, für den hinfälligen Leib einen verklärten empfangen; o meine Kinder, für Sterbliches werden wir Unsterbliches erben. Die Leiden dieser Welt sind nicht zu vergleichen mit

der Herrlichkeit, die uns wird offenbart werden. Darum, wenn ihr euch dem ascetiſchen Leben widmet, ſchlagt nur nie hoch an, was ihr Irdiſches verlaßt, glaubt nur nie, ihr hättet durch eure Wahl etwas Großes gethan. Wäre die ganze Welt euer und ihr verließet ſie, ſo wäre das gegen den Himmel gehalten noch viel weniger, als ob ihr für einen Rechenpfennig hundert Goldſtücke empfingt. Was iſt denn ein wenig Gold, oder etwas Ackerland, oder ein armſeliges Haus? in den Himmel könnt ihr es ohnehin nicht mitnehmen und ein Chriſt ſollte nur auf die Güter Werth legen, die ihm unverlierbar ſind: auf den unerſchütterlichen Glauben, die Liebe, die Erkenntniß, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit gegen Arme, die Sanftmuth, die Gaſtfreiheit. Thun wir das, ſo bereiten wir uns eine Wohnung im Himmel, wie das Evangelium ſagt. In dieſem Beſtreben iſt der Herr Selbſt unſer Helfer. Der Sklav ſpricht aber nicht: Geſtern hab' ich gearbeitet, darum arbeit' ich heute nicht. So dürfen auch wir nicht wähnen, Gott würde uns wegen der vergangenen Arbeit die gegenwärtige erlaſſen. O nein! er würde wegen unſerer Trägheit uns zürnen. Der unſelige Judas hat ja in einer einzigen Nacht die ganze Arbeit ſeiner vergangenen Jahre zunichte gemacht. Damit wir nicht träg werden, wollen wir der Worte Pauli gedenken: „ich ſterbe täglich." (I Cor. 15, 31.) Wenn wir leben, als ſtürben wir täglich, ſo werden wir nie ſündigen, Keinem zürnen, Allen vergeben, nie einen unlautern Gedanken haben. Darum, meine Kinder, ſchauet vorwärts, ſchauet nach Oben! nicht rückwärts, wie Lots Weib, das davon erſtarrte. Unſer Heiland ſpricht ja Selbſt: „Keiner, der die Hand an den Pflug legt und wieder zurückſieht, iſt geſchickt zum Reiche Gottes." (Luc. 9, 62.) Dies Zurückſehen bedeutet nichts Anderes als Abfall vom Berufe.

Zweitens bitte ich euch, meine Brüder, die Tugend nicht für etwas Unmögliches oder Entſetzliches zu halten; nicht für eine fremde Sache, die ihr aus weiter Ferne holen müßtet; o nein! ſie liegt in uns. Ihr Keim iſt dem menſchlichen Gemüth eingepflanzt und wartet dort auf unſern guten Willen.

um zu erblühen. Die Griechen reisen über Land und Meer, nach Weisheit und Wissenschaft forschend. Das haben wir nicht nöthig, um heilige Gesinnung und das Reich Gottes zu finden, denn unser Erlöser sagt: „Siehe, das Reich Gottes ist inwendig in euch.“ (Luc. 17, 21.) Wer wollte zweifeln, daß die Reinheit der Seele, wenn sie nicht mit den Makeln der Sünde sich befleckte, Quell und Ursprung der Tugend sei? Im geistigen Wesen besteht und lebt die Tugend; im sinnlichen Wesen erstirbt sie, weil sich in ihm die Seele von Gott abkehrt und eigenen Gelüsten nachgeht. Von Außen kommt uns nicht die Tugend und nicht das Laster, sondern aus dem reinen und unreinen Innern. Nun denn, so finde der Schöpfer sein Werk, wie er es zuerst gebildet, und wir, meine Brüder, wollen nicht Das verwüsten, was Gott in seiner Freigebigkeit so schön geschaffen hat.

Drittens, meine Brüder, müssen wir beständig eingedenk sein, daß wir nach dem Zeugniß des Apostels Paulus (Ephes. 6, 11—12.) „die Rüstung Gottes anziehen müssen, damit wir bestehen können gegen die Nachstellungen des Teufels. Denn wir haben nicht blos zu kämpfen wider Fleisch und Blut, sondern wider die Oberherrschaften und Mächte, wider die Beherrscher der Welt in der Finsterniß, wider die Geister der Bosheit in der Luft.“ Auch der Satan mit seinen Engeln ist von Gott nicht bös geschaffen, sondern gut. Aber mit ihrem freien Willen empörten sie sich, wählten den Abfall und stürzten aus dem Himmel. Die himmlischen Sitze, welche sie sündlich verließen, bestimmte nun der gnadenvolle Gott den Menschen. Deshalb hegen sie wüthenden Neid gegen uns Menschen, legen uns Schlingen und Fallstricke, bethörten unsere ersten Eltern im Paradiese und versuchen bei jedem Nachkommen Adams ihre Arglist. Der heidnische Götzendienst ist ihr Werk, denn darin finden sie eine Stütze ihres Bemühens, den Menschen um den Himmel zu bringen. Sie redeten aus den Götzenbildern und antworteten aus den Orakeln, und die Heiden, in der Blindheit der Unerlösung und in sündigen Gelüsten des Herzens lebend, glaubten ihnen und waren ihnen

unterworfen. Nunmehr aber, nach der glorreichen Ankunft des Herrn, verſtummen ſie auch in Bildern und Orakeln mehr und mehr und uns hat der Herr von ihnen befreit, da Er ſprach: „Gehe weg von mir, Satan! denn es ſteht geſchrieben: den Herrn deinen Gott ſollſt du anbeten und ihm allein dienen.“ (Matth. 4, 10.) Da Chriſtus ihre Macht gebrochen hat, ſo dürfen wir uns nicht vor ihnen fürchten. Wir haben ja gute Waffen wider ſie, nämlich den Glauben und ein frommes Leben. Daher fürchten die Dämonen zwar alle frommen Chriſten, doch vor Allen die Asceten mit ihren Faſten und Nachtwachen, ihrem Gebete und ihrem Vertrauen auf Chriſtus, ihrer Demuth und Sanftmuth, ihrer Erhabenheit über eitlen Ruhm und Habſucht. Die böſen Geiſter wiſſen, daß Chriſtus zu den Seinigen geſagt hat: „Siehe, ich gebe euch Macht, auf Schlangen und Scorpionen zu treten, und über alle Gewalt des Feindes, und Nichts wird euch ſchaden.“ (Luc. 10, 10.) Nicht umſonſt ſetzt aber unſer Heiland ſogleich hinzu: „Freuet euch nicht darum, daß euch die Geiſter unterworfen ſind; ſondern freuet euch, daß eure Namen im Himmel geſchrieben ſtehen.“ Denn das iſt ein Kunſtgriff des Satans: ſein Bemühen, uns hochmüthig zu machen, indem er uns verborgene Dinge zeigen und lehren mögte, damit wir vor uns ſelbſt und vor den Leuten mit der Gabe der Weisſagung und der Wiſſenſchaft prahlten, als ob ſie eine Frucht unſerer Heiligkeit wäre. Da liegt eine große Gefahr, weil ſich der Menſch, in Folge der Sünde Adams, leicht zur Neugier und zum Stolze anreizen läßt. Geſetzt auch, daß der Vater der Lüge die Wahrheit ſagen und vorherſagen könnte, was nützt es uns, zukünftige Dinge ein paar Tage vorher zu wiſſen? Keiner von uns wird gerichtet, weil er dergleichen nicht wußte, und Keiner ſelig geprieſen, weil er es wußte. Durch die Erfüllung der göttlichen Gebote gehen wir in die himmliſche Glorie ein und durch Uebertretung derſelben verfallen wir der ewigen Strafe. Niemand darf das aſcetiſche Leben antreten, um die Gabe der Prophezeihung oder der Wunderthaten zu erlangen; wohl aber, um durch heiligen Wandel ein

Freund Gottes zu werden und mit dem Herrn unserm Helfer den Sieg über den Satan zu erlangen. Verlangt aber einmal Einer durchaus die zukünftigen Dinge vorherzuwissen, so bemühe er sich um ein reines Herz und einen reinen Sinn. Ich glaube fest, daß der gottselige Mensch, wenn er in seiner ganzen Unschuld verbleibt, sehr tiefwissend und tiefblickend wird. Eine solche Seele hat den Herrn und Er eröffnet sich ihr. So war der Geist des Elisäus vor Zeiten, der die Gabe der Weissagung und der Wunderthat so stark besaß. Kommen also die Dämonen mit Prophezeiungen, so achtet ihrer nicht; denn sie lügen. Kommen sie mit Lobeserhebungen wegen eures strengen Lebens, preisen sie euch selig, fordern sie euch in der Larve der Heiligkeit auf, eure Bußübungen zu vermehren, versuchen sie wohl gar, mit euch zu beten oder Psalmen zu singen: so höret sie nicht, verschließt Ohr und Auge, Herz und Geist, macht das Zeichen des Kreuzes und betet; betet beharrlich, gläubig, ruhig — und sie werden die Flucht ergreifen. Daraus könnt ihr dann ersehen, daß es keine guten Geister waren. Lernet die Geister unterscheiden; es ist nicht schwer. Wenn die Engel sich euch nahen, so geben sie ihre Gegenwart durch Stille, Ruhe und Frieden in euch kund. Solltet ihr auch einen Augenblick aus menschlicher Schwachheit erschrecken, so wird sich doch gleich Vertrauen, Wonne und Freude einstellen, denn bei ihnen ist Gott der Herr, der Ursprung und die Quelle aller Freude. Dadurch wird das Herz ganz in Zufriedenheit eingetaucht und zugleich mit übernatürlichem Lichte erfüllt; die Seele aber, entzündet vom Verlangen nach den himmlischen Gütern, mögte mit den Engeln zu den Wohnungen der Seligen eilen und die Bande des Körpers durchbrechen. Die Gegenwart böser Geister hingegen kündigt sich der Seele durch Niedergeschlagenheit und Angst an, die Gedanken gerathen in Verwirrung und Unordnung. Es stellen sich Nachlässigkeit, Traurigkeit, Furcht vor dem Tode, Abneigung gegen die Asceten, verkehrte Sehnsucht nach Verwandten und Freunden ein; überdies Geringschätzung der Tugend, böse Begierden, Erschlaffung heiliger Grundsätze. Werdet ihr durch eine die-

ſer Erſcheinungen in Schrecken geſetzt und ſie entfernt ſich, und an ihre Stelle tritt unausſprechliche Freude, Muth, Heiterkeit, Erneuerung des Geiſtes, Sicherheit der Gedanken, Liebe zu Gott, dann vertrauet, betet, dankt; denn die Hülfe von Oben iſt gekommen. Freude und Feſtigkeit des Geiſtes zeigen die Nähe eines Engels an.

Um Wunderzeichen zu thun, meine Brüder, bemühet euch alſo nicht. Kann einer unter euch Dämonen austreiben, beſitzt er die Kraft, Krankheiten zu heilen, ſo darf er ſich deſſen ſo wenig überheben, als ihr ihn bewundern, oder Denjenigen geringſchätzen dürft, der das nicht vermag. Bemühet euch hingegen Alle um einen guten Wandel, trachtet nach der Vollkommenheit, ſucht das zu erwerben, was euch noch abgeht. Wunder zu thun iſt nicht unſere Sache, ſondern die Sache Gottes, das Werk ſeiner göttlichen Allmacht, welches er zuweilen durch uns ausführen läßt. Darum ſprach unſer Heiland zu Denen, die ſich ihrer Wunderthaten vor ihm rühmten, aber nicht voll reiner Geſinnung waren: „Ich kenne euch nicht.“ (Matth. 7, 22.) Die Wege der Unheiligen erkennt der Herr nicht an.

Ich theile euch meine Erfahrungen mit, meine Brüder, und deshalb — nicht meinetwegen! der Herr weiß es! — ſpreche ich von mir. Die Dämonen haben mich oft gelobt und geprieſen, und in jeder Weiſe verſucht. Dann antwortete ich ihnen: „Nichts wird mich von der Liebe Chriſti trennen.“ (Röm. 8, 35.) Und dann bändigte nicht ich ſie, aber der Herr. „Ich ſah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen,“ (Luc. 10, 18.) das, meine Kinder, bezog ich auf mich. Lernet nur Muth faſſen in eurem Aſcetenleben. Hört! Einſt kam Satan zu mir und klagte, daß er von allen Chriſten und beſonders von den Aſceten verabſcheut ſei. Ich ſprach: „Warum beunruhigſt du ſie?“ Er antwortete: Nicht ich, ſie ſelbſt ſind's, die ſich quälen; darum ſollten ſie ſich ſelbſt beherrſchen und nicht mich verfluchen. Ich antwortete: „Du biſt ein Lügner von Anfang, aber eben jetzt haſt du zum Erſtenmal die Wahrheit geſprochen. Chriſtus hat dich gebändigt.“ Ich

ſprach den Namen Chriſti mit vollem Glauben aus und Satan verſchwand. Ihr ſeht alſo, daß ihr euch nie zu fürchten braucht. Werdet nur nicht traurig, freuet euch immer, daß ihr Erlöſte ſeid. Denket immer: der Herr iſt mit uns, was vermögen die Feinde? — Sie kommen und nehmen die Geſtalt an, in der unſer geiſtiges Leben ſich eben befindet; ſie ſind der Widerſchein unſerer Gedanken. Biſt du irdiſchen Sinnes, ſo biſt du ihre Beute: das iſt die Strafe der unheiligen Seelen. Freueſt du dich aber im Herrn, ſinneſt du auf Ewiges, beſchäftigſt du dich mit göttlichen Dingen: ſo vermögen ſie nichts."

So ſprach Antonius zum größten Troſt der Einſiedler und Derer, die es zu werden wünſchten. Sie bewunderten die Gnade, die ihm in Unterſcheidung der Geiſter gegeben ſei, und der Eine erwachte aus falſchem Wahn, der Andere entbrannte in neuer Liebe zu ſeinem Beruf, ein Dritter wurde klar in ſich, ob er Aſcet werden ſolle oder nicht, ein Vierter fühlte ſich bewaffnet gegen quälende Verſuchungen. Jeder fühlte eine kräftigende Ergänzung ſeiner Unvollkommenheit und eine Abhülfe ſeiner Mängel. So wurde Antonius ihre Stütze und der Haupt- und Mittelpunkt ihres geiſtigen Lebens. Die Felſen und Berge bevölkerten ſich nun wie mit himmliſchen Chören, die ſingend, betend, lehrend, nur nach dem Ewigen aufſchauten, Eintracht und Liebe unter ſich aufrecht hielten und fleißig arbeiteten, um ſich wohlthätig erweiſen zu können. Jeder lebte in ſeiner Zelle, die faſt immer eine Felſenhöhle oder ein altes Felſengrab war. Keiner ſtörte oder beläſtigte den Anderen; Keiner that oder litt Unrecht. Es war wie ein für ſich beſtehendes, von der Welt ausgeſchiedenes Land der Gottſeligkeit. Dieſe Zellen lagen zerſtreut umher und bildeten mehr ein Zellendorf, als ein Kloſtergebäude. Man nannte einen ſolchen Verein Laure. Zu Piſpir, unfern des rothen Meeres, entſtand der erſte und bald darauf ein zweiter, dem Nil zu, bei Arſinoe. Antonius leitete beide. In der Gemeinſamkeit der Richtung und der Leitung war dem Bedürfniß abgeholfen, welches die Worte in heiliger Schrift andeuten: „Wehe dem, der allein ſteht; wenn er fällt, iſt

Niemand, der ihn aufrichte.“ Hiemit war das halt- und formloſe Aſcetenleben in eine beſtimmtere Geſtalt zuſammengefaßt und Antonius wird als der Schöpfer dieſes, des Mönchslebens, betrachtet. Mitten in einer abgeſtorbenen Natur erblühete nun die höchſte geiſtige Schönheit und es konnte wohl heißen: „Wie ſchön ſind deine Häuſer, Iſrael! deine Zelte ſind wie ſchattige Haine, wie ein Freudengarten am Fluß, wie Cedern am Waſſer.“ (Num. 24, 5—6.) — Bei dieſer Seelenleitung Anderer vergaß Antonius ſeine eigene Seele nicht. Gewöhnlich hielt er ſich einſam in ſeiner Zelle auf und flocht fleißig Binſenmatten, eine Arbeit, welche ihn vom innerlichen Gebete nicht abhielt. Sein ganzes Gemüth entbrannte im heftigſten Verlangen nach den himmliſchen Hütten, und oft hörte man ihn ſeufzen vor unausſprechlicher Sehnſucht und zugleich vor Betrübniß, daß ſein menſchlicher Leib noch immer Nahrung und Schlaf begehre. Selten aß er mit den Brüdern und ſetzte er ſich auch zu ihnen, ſo geſchah es wohl, daß er in Betrachtung verſank und des Eſſens vergaß. Indeſſen rieth er den Brüdern ſtets, den Körper nicht ſo zu mißhandeln, daß er, wider den Willen Gottes, zur Arbeit untauglich werde; jedoch auch Sorge zu tragen, daß der Leib die Seele nicht überwinde, ſondern daß die Seele ihre volle Gewalt über den Leib brauche und ſich mit ihm, wie der Apoſtel Paulus ſagt (II Cor. 12, 2.), bis in den dritten Himmel erhebe.

Als Maximin Dajas Chriſtenverfolgung furchtbar in Egypten wüthete (von 305 bis 313), da ſagte Antonius zu ſeinen Brüdern: „Kommt nach Alexandrien! laßt uns dem Siege der Martyrer beiwohnen! vielleicht werden auch wir gekrönt oder es wird uns vergönnt, ſie zum Tode zu begleiten.“ Dem Willen nach ein Martyrer, eilte er mit einigen Brüdern nach Alexandrien, hielt ſich überall zu den heiligen Bekennern, vor Gericht, im Gefängniß, auf dem Richtplatz; aber der Würgengel ging an ihm vorüber. Nur eine Verordnung erließen die Richter, daß ſich weder Mönch noch Einſiedler in der Stadt blicken laſſe. Alle verbargen oder entfernten ſich, Antonius ausgenommen. Im weißen feſtlichen Gewande er-

schien er am nächsten Tage auf einem erhöhten Platze, als Bekenner vor den Richterstuhl geführt wurden und ermuthigte sie. Dennoch geschah ihm kein Leid; er kehrte nach dem Ende der Verfolgung in die Wüste und zu seiner alltäglichen Marter des Glaubens und Leidens zurück. Immer länger wurden seine Nachtwachen, immer strenger seine Fasten, immer feuriger sein Gebet, immer heißer sein Verlangen, sich abzutödten. Ueber sein härenes Bußgewand legte er ein anderes von rauhem Thierfell an, doppelt qualvoll in jenem heißen Clima. Was ihn ängstigte, war der Zudrang der Menschen zu ihm, als zu einem Wunderthäter. Er fürchtete die Hoffart, die aus der ungeheuern Werthschätzung entspringen könne, welche die Leute für ihn an den Tag legten. Aus weiter Ferne kamen sie in geistlichen und leiblichen Bedrängnissen; kein Weg war zu lang und keine Reise zu unbequem; über keine Mühseligkeit wurde geklagt, keine Gefahr schreckte ab; Meer und Wüste waren kein Hinderniß, wenn es galt Antonius zu sehen. Und doch ließ er sich zuweilen nicht vor ihnen sehen! aber er half ihnen dennoch, denn er war auf jenen wunderbaren, mystischen Tausch eingegangen, daß Gott sich ihm gab, weil er sich Gott gab. Ein Kriegsoberst Namens Martinian kam zu ihm, fand die Zelle verschlossen und bat demüthigst um Einlaß, weil er Hülfe begehre für seine vom bösen Feind besessene Tochter. Ohne die Thüre zu öffnen, antwortete Antonius: „Weshalb sprichst du mich um Hülfe an? ich bin ein sterblicher und gebrechlicher Mensch wie du. Glaubst du aber an Jesum Christum den Herrn, dem auch ich diene, so rufe Gott mit Glauben und Vertrauen an, und deine Tochter wird genesen.“ Martinian ging getröstet von dannen und seiner Tochter war geholfen.

Ein Mann aus Palästina, der Fronto hieß und auch von der Besessenheit gequält wurde, suchte Antonius auf und bat um sein Gebet. Antonius erfüllte sogleich diesen Wunsch und sagte darauf zu Fronto: „Nun geh! du wirst geheilt werden.“ Der Mann wollte das nicht glauben, sondern durchaus noch länger bei Antonius bleiben; doch er sagte: „Nicht hier wirst du geheilt

werden! Betrittst du aber den Boden deines Landes, so folgt die Barmherzigkeit Gottes dir auf dem Fuße nach.“ Endlich entschloß sich Fronto zu vertrauen und heimzukehren, und die Verheißung des Antonius ging wörtlich in Erfüllung.

Trostlose Eltern unternahmen mit ihrer einzigen, von unerhörten schmerzhaften Krankheiten furchtbar gepeinigten Tochter die beschwerliche und langwierige Reise aus Tripolis im nordwestlichen Afrika zu Antonius. Als sie nach Egypten kamen und hörten, wie mühselig der Weg durch die Wüste zu Antonius sei und daß er zuweilen die Leute nicht vorlasse: da erschracken sie und baten einige Mönche, die eben im Begriffe waren, zu ihm zu reisen, um ihre Fürsprache. Den Erfolg wollten sie bei dem heiligen Einsiedler Paphnutius abwarten, dem um des Glaubens willen in Maximins Verfolgung beide Augen ausgerissen waren. Die Mönche reisten ab und kamen zu Antonius. Doch ehe sie sich ihres Auftrages entledigen konnten, erzählte er ihnen mit allen Umständen die ganze Begebenheit und setzte hinzu: „Ich habe sie im Gebete gesehen und das kranke Mägdlein hat ebenfalls im Gebete die Versicherung ihrer Genesung erhalten. Deshalb auch soll weder sie noch sonst Jemand zu mir kommen; denn nicht ich kann gesund machen, sondern Gott allein, und zwar an allen Orten, wenn man Ihn nur recht darum bittet.“

Antonius sehnte sich so heftig nach der Einsamkeit mit Gott, daß er den Entschluß faßte, sich in die Oberthebais zu flüchten. Während er mit diesen Gedanken umging, sprach eine Stimme von Oben zu ihm: „Wohin, Antonius? was treibt dich von dannen?“ — Er wußte, welchen Stimmen er Gehör geben dürfe und welchen nicht, und erwiderte: „Ich will fliehen in die Oberthebais, weil Dinge von mir begehrt werden, die mir zu hoch sind.“ — „Nicht dorthin gehe,“ sprach die Stimme; „in der innersten Wüste wirst du Ruhe haben.“ „Wie finde ich sie?“ fragte Antonius. Die Stimme schwieg. Doch gleich darauf begegnete er wandernden Arabern (Beduinen), die zuweilen zwischen ihren Oasen in den tiefsten Wüsteneien von Egypten, des Handels wegen, hin und her

zogen. Er fragte, ob er wohl mit ihnen in die Wüſte ziehen dürfe? und ſie geſtatteten es gern. Drei Tage und Nächte wanderte er mit ihnen. Dann kam er zu einer Stelle, die ihm ſehr gefiel. Es war ein Fels, etwa tauſend Fuß hoch, aus dem ein Quell aufſprudelte und als Bächlein dahinfloß. So klein es war, wuchſen doch ſchöne Dattelpalmen an ſeinen Ufern. Im Felſen war eine Höhle, gerade lang genug, daß ein ſchlafender Mann darin liegen konnte. Ein verborgener Eingang führte in einen engen, finſtern, aufwärtsſteigenden Schacht, der wiederum in zwei kleine Höhlen auf dem Gipfel des Berges auslief. Es war der Berg Colzim (jetzt von St. Antonius), eine Tagereiſe vom rothen Meere. Antonius machte ihn zum Paradieſe der Einſamkeit. Hier verblieb er. Die Beduinen gaben ihm etwas Brot, die Palmen Datteln, das Bächlein trinkbares Waſſer. Er hatte nun, was er wünſchte.

Die Brüder aber bemerkten nicht ſobald ſein Verſchwinden, als ſie ſich nach allen Richtungen auf Kundſchaft begaben und auch bald ſeinen Aufenthalt frohlockend entdeckten. Sie wollten ihn nun wieder in die Lauren zurückführen; allein er ſagte ihnen, daß die Stimme und die Hand Gottes ihn hergewieſen hätten. Er würde zuweilen, wenn ſie es wünſchten, alle Mönche und Einſiedler beſuchen und auch ſie dürften manchmal zu ihm kommen; aber hier ſei die Stätte ſeiner Ruhe. Die Brüder baten, ihn ab und an mit Brod verſehen zu dürfen. Er wollte ihnen nicht dieſe Beſchwerde machen und bat ſie, ihm lieber etwas Getraide, einen Spaten und eine Axt zu bringen; dann wolle er ſchon für ſeinen Unterhalt ſorgen. Dies geſchah. Und nun begann Antonius Das in Ausübung zu bringen, wodurch ſeine geiſtlichen Söhne, die Mönche ſpäterer Jahrhunderte, ſich ein unſterbliches Denkmal geſetzt und die Dankbarkeit der Menſchheit aller Zeiten und aller Geſinnungen verdient haben. Der heilige Greis machte mit eigenen Händen die Wildniß urbar. Er vergrößerte die Palmenpflanzungen längs des Baches; er leitete das Waſſer durch verſchiedene kleine Canäle auf Stellen, die ihm günſtig ſchienen, um

ein kleines Kornfeld und ein Gärtchen anzulegen; er bepflanzte daſſelbe nach und nach mit Gemüſe, mit einigen Obſtbäumen, mit ein Paar Weinſtöcken — nicht für ſich, auch nicht für ſeine Brüder, Jünger und Schüler; wohl aber für die Kranken und Elenden, die ihn beſuchten. Nicht ohne Anſtrengung und Mühe gelang ihm dies Alles; doch er war unverdroſſen und ſtärkte ſich bei der Arbeit mit Pſalmengeſang. Wurde er ganz müde, ſo ſetzte er ſich unter eine Palme und flocht mit großem Eifer und ſtets innerlich betend aus den Faſern und Blättern der Palmen Körbe, die er ſeinen Jüngern ſchenkte, wenn ſie ihm zuweilen Oliven und Oel brachten, um ſeinen mehr und mehr hinfälligen Leib ein wenig zu ſtärken.

Anfangs thaten ihm die wilden Thiere viel Schaden in ſeinen kleinen Anpflanzungen; namentlich wilde Eſel. Sie waren gewohnt aus dem Bache zu trinken, kamen und weideten ihm ſeine Saat und ſein Gemüſe ab. Da ergriff er einſt ganz ſanft eines dieſer Thiere und ſagte: „Warum eſſet ihr, was ihr nicht geſäet habt? und warum thut ihr mir Schaden, da ich euch doch nicht beſchädige? geht, im Namen Gottes und kommt mir nimmer wieder.“ Fortan beläſtigten ſie ihn nicht mehr. Die ſataniſchen Verſuchungen dauerten übrigens immer fort und der vielgeprüfte Streiter Chriſti durfte keinen Augenblick die geiſtlichen Waffen, die er ſeinen Brüdern empfahl, aus der Hand legen. In dieſem beſtändigen Kampf ging ſeine Seele durch eine ſolche Läuterung, daß ſie ſich oftmals zum Vorrecht der ſeligen Geiſter erſchwang und zu einem Wiſſen, Erkennen und Schauen in Gott emporſtieg. Dann ſah er die Dinge in ihrem innerſten Zuſammenhang, die Folgen in ihrem erſten Grunde; alle Zeit in ſteter Gegenwart, alle Räumlichkeit in ihrem Centrum.

Einſt erhob er ſich eilig vom Gebet und ſprach zu zwei Jüngern, die eben bei ihm waren: „Nehmt eine Flaſche voll Waſſer, meine Söhne, und eilt in die Richtung gen Egypten; denn ich habe dort einen unſerer Brüder in großer Gefahr geſehen vor Durſt zu verſchmachten. Ein Anderer liegt

bereits als Leichnam auf dem Sande. Eilet!“ Die bestürzten Jünger machten sich sogleich auf den Weg, hatten aber eine volle Tagereise zu machen, bis sie den verschmachtenden Bruder und die Leiche fanden. Ein anderes Mal saß er im Kreise vieler Mönche auf dem Gipfel seines Berges und unterhielt sie von den Dingen der Ewigkeit. Und als er seine Augen zum Himmel aufhob, da sah er einen Reigen von heiligen Engeln herabschweben und eine Seele in Empfang nehmen, die von der Erde abscheidend zu ihnen emporstieg. Antonius blickte wie verklärt in diese selige Vision hinein, und da Schauen und Erkennen eins und dasselbe ist für die Verklärten, so wußte er, was dies Gesicht bedeute, und sprach nach einiger Zeit zu seinen erwartungsvollen Zuhörern: „Unser Bruder Ammon zu Nitria ist so eben aus diesem Leben geschieden und zu den ewigen Freuden eingegangen.“ Nitria lag in Unteregypten, unfern des Sees Mareotis, wenigstens dreizehn Tagereisen vom Berge Colzim, und es hatte sich dort ein außerordentlich zahlreicher Mönchsverein gebildet, in welchem zwischen vielen Anderen auch Ammon glänzte, besonders durch seine erstaunlichen Wunderzeichen, die ihn in ganz Egypten als ein heiliges Werkzeug Gottes berühmt gemacht hatten. Nach geraumer Zeit traf aus Nitria die Botschaft ein, daß Antonius Tag und Stunde von Ammons Ableben ganz genau gesehen habe.

Um das Jahr 340 etwa hatte Antonius eine Vision minder trostreicher Art. Er saß vertieft in Betrachtung, seufzte oft und tief, erhob sich zitternd von seiner Arbeit, warf sich auf die Knie und verweilte lange, lange im Gebete. Als er sich endlich wieder aufrichtete, baten ihn die geängstigten Brüder, ihnen zu sagen, was ihn so sehr betrübe. Aus seinen Augen strömten Thränen und wehklagend sprach er: „O Kinder, was habe ich gesehen! der Zorn des Herrn ergießt sich über die Kirche! sie kommt in die Gewalt von Menschen, welche unvernünftigen Thieren gleich sind. Ich sah den heiligen Altar umringt von Maulthieren, die gegen ihn ausschlugen und den Tabernakel mit dem, was darin stand, umwarfen;

und eine Stimme ſprach: „Mein Altar wird entheiliget werden.“ Dann aber tröſtete der liebreiche Greis auch wieder die zagenden Brüder, ſagte ihnen, der Zorn Gottes würde nachlaſſen und die Kirche im erneuten Glanze leuchten; nur müßten ſie ſich hüten vor der Ketzerei der Arianer. Nicht zwei Jahre vergingen nach dieſer Viſion und die Kirche Gottes zu Alexandrien wurde von der arianiſchen Verfolgung wild und grauſam heimgeſucht.

Auch andere Aufſchlüſſe gab ihm Gott zum Heile der Seelen. Die Brüder fragten ihn einſt, wie es der menſchlichen Seele wohl gehen möge, wenn ſie den ſterblichen Leib abgelegt habe? In der folgenden Nacht weckte ihn eine Stimme und ſprach: „Antonius, ſteh auf! gehe hinaus und ſchaue.“ Er gehorchte, trat vor ſeine Zelle und ſah einen Rieſen, der auf der Erde ſtand und deſſen Haupt bis zu den Wolken reichte. Er ſah auch geflügelte Geſtalten, die ſich von der Erde über die Wolken hinauf zu ſchwingen ſuchten, aber die gewaltige Hand des Rieſen ſuchte ſie ſämmtlich zurückzuhalten. Bei Einigen gelang es ihm; er ſchmetterte ſie zu Boden; bei Anderen nicht und ſie flogen empor. Der Rieſe und die Gefallenen knirſchten dann mit den Zähnen; Jene aber frohlockten. Die Stimme ſprach: „Antonius, merke dir dies.“ Und er verſtand, daß der Satan nur die Seelen an ihrer Himmelfahrt hindern könne, die er bienieden ſchon zum Abfall gebracht und daß er den heiligen Seelen nichts anhaben könne. Solche Geſichte entflammten ihn immer mehr zur vollkommenen Liebe, und um dieſe auch in den Brüdern zu entzünden und ihnen Luſt zu Leid und Entſagung, Muth zu Kampf und Beharrlichkeit zu geben, theilte er ihnen ſeine Viſionen mit. Für ſich ſelbſt nahm er ſie, wie ſeine Verſuchungen, gelaſſen in Gott hin, ohne ſie zu wünſchen, noch ſich ihrer zu erfreuen. Er wußte wohl, wie gefährlich für den Hochmuth der ſündigen Natur die ungewöhnlichen Wege im Geiſtesleben ſind. Prieſtern gegenüber vergaß er nie, daß ſie durch die heiligen Weihen einer andern Ordnung der Gnaden angehörten, als er, der ſchlichte Laie. Obwohl er in einem ſeltenen Grade die Sal-

bung des heiligen Geistes empfangen hatte und, als Christ, ein König und ein Priester war: so kam es ihm doch nie in den Sinn, das Wort des Apostels Petrus (I. 2, 9.) vom „königlichen Priesterthume" so zu deuten, als ob er jetzt in der Welt Macht und Ansehen eines Königs und in der Kirche die Machtvollkommenheit eines Priesters habe. Wohl soll der Christ ein König sein; aber im Reich der Ewigkeit, wo Krone und Thron ihn erwarten. Wol soll er ein Priester, ein Opferer sein; aber geistiger Weise, indem er täglich sich selbst opfert und nur Sinn für das Heiligste hat. Das „königliche Priesterthum" eines jeden Christen besteht darin, daß er mit einer geheiligten Seele nach dem Höchsten strebe. Antonius legte seine Ehrfurcht vor den Priestern nie bei Seite. Von den Bischöfen empfing er demüthig den heiligen Segen. Besuchten ihn Geistliche oder traf er mit ihnen zusammen, so bat er sie, die üblichen Gebete zu sprechen, anstatt es selbst zu thun. Jungen Diakonen gab er wohl die Rathschläge, welche sie von ihm begehrten; doch er suchte auch wiederum von ihnen Nützliches zu lernen und freute sich dessen.

Inzwischen ließen die Mönche dem Antonius keine Ruhe: er mußte von seinem Berge herab und ihre Lauren besuchen. Er war in Pispir, in Arsinoe; auch bei den Einsiedlern, die nicht in Lauren lebten, sondern in vereinzelten Zellen. So kam er an die Grenzen des bewohnten Landes und seiner Heimath nahe. Da ward ihm die Freude, seine Schwester wieder zu sehen, die auch schon hochbejahrt und immer im jungfräulichen Stande geblieben, jetzt Vorsteherin eines Vereines von Jungfrauen war, welche ein gemeinsames ascetisches Leben führten, das erste Nonnenkloster bildeten. Des Volkes Zulauf zu Antonius war unbeschreiblich. Er heilte, ermahnte, tröstete, bekehrte, lehrte, betete. Und während er in dieser Weise „wohlthuend weiter ging" und liebreich Heil und Segen um sich verbreitete, sehnte er sich nur nach seinem stillen Berge in der Wüste und schmachtete so glühend nach der Einöde, wie ein dem Zeitlichen zugewendeter Mensch nach der Welt. Gleich einem aus großer Gefahr Entronnenen floh er freudig in die

Einſamkeit zurück, als ſeine Gegenwart nicht mehr durchaus nothwendig war. Ein vornehmer Mann war einſt ganz eingenommen durch ſein heilſames und anmuthiges Geſpräch und bat, Antonius möge ihm noch länger Gelegenheit geben, ſich daran zu erbauen. Doch Antonius entgegnete: „Das kann ich nicht wohl! Wie der Fiſch in's Waſſer gehört und auf dem Trocknen ſtirbt, ſo gehört der Mönch in ſeine Zelle. Durch zu langes Verweilen in der Weltluſt läuft er geiſtiger Weiſe Todesgefahr, weil ſeine Vorſätze und ſein Streben gar leicht unter ihrem Einfluß erſchlaffen.“

Kaiſer Conſtantin hörte von dieſem großen Freund Gottes und erließ aus ſeinem goldenen Byzanz ein Schreiben an ihn in die Wüſte mit der demüthigen Bitte um gute Rathſchläge und Gebet. Daſſelbe thaten ſeine Söhne Conſtans und Conſtantius. Antonius war weder geſchmeichelt noch befremdet über die kaiſerliche Huld und hatte gar nicht Luſt die Briefe zu beantworten, indem er ſagte, er verſtände nicht nach Art und Weiſe der Welt zu ſchreiben. Die Brüder aber redeten ihm zu, es zu thun; die Geringſchätzung könne vielleicht den gütigen Kaiſer beleidigen. „So will ich es thun!“ ſprach Antonius. „Aber wundert und freut euch nur nicht, daß die Könige dieſer Welt mir geſchrieben haben; ſie ſind ſterbliche und ſündige Menſchen wie wir. Daß Gott Selbſt uns durch ſeinen eingebornen Sohn ſein heiliges Geſetz vorgeſchrieben hat, darüber wollen wir uns freuen und wundern.“ Dann antwortete er, wie es ſich für einen heiligen und demüthigen Einſiedler ſchickte, dem nichts am Herzen liegt, als die Ehre Gottes und das Heil der Seelen bei Königen und bei Völkern.

Wie in den Kaiſerpalaſt drang auch ſein Ruf in die Hörſäle der heidniſchen Weltweiſen. Zwei von ihnen machten ſich auf zum Berge Colzim. Antonius gewahrte die Ankommenden und ſah im Geiſte, wer ſie wären. Daher fragte er ſogleich durch den Dollmetſcher, der ſie begleitete: „Weshalb unternahmt ihr weiſen Männer den mühſamen Weg zu einem alten Thoren, wie ich bin?“ Sie antworteten, er

ſei kein Thor, ſondern ein Weiſer. Da entgegnete er: „Es wäre auch nicht der Mühe werth, zu einem Thoren zu kommen! Glaubt ihr aber, daß ich die Weisheit beſitze, ſo bemühet euch, ſie zu erkennen und ihren Lehren zu folgen. Wäre ich mit ſolchem Glauben zu euch gekommen, ſo würde ich euren Lehren folgen. Da ihr aber zu mir, als zu einem chriſtlichen Weiſen kommt, ſo werdet denn auch, was ich bin: katholiſche Chriſten.“ Ueber dieſe ſchlichte und kluge Logik wunderten ſich die Weltweiſen und kehrten wieder zu ihren philoſophiſchen Schulen und Syſtemen zurück. Und wieder einmal kamen andere Philoſophen, die ihn aber nicht für weiſe, ſondern für äußerſt beſchränkt hielten, weil er weder leſen noch ſchreiben konnte. Mit großer Geringſchätzung legten ſie ihm einige Fragen wegen ſeiner Unwiſſenheit vor. Antonius antwortete: „Sagt mir, ich bitte euch, was war zuerſt: Verſtand oder Buchſtaben? Hat demnach der Verſtand den Buchſtaben, oder hat der Buchſtabe den Verſtand erfunden?“ Als ſie erwiderten, der Verſtand habe die Buchſtaben erfunden, ſagte Antonius: „Wohlan! wer alſo Verſtand hat, braucht keine Buchſtaben.“ Dieſe Antwort gefiel ihnen ungemein, denn er hatte eine ſo feine Art ſich auszudrücken und war dabei ſo freundlich und heiter, daß Niemand ihm zürnen oder ihn beneiden konnte, Jeder ihn lieben mußte. Dennoch aber hielt ſich die Weisheit der heidniſchen Welt nicht für überwunden! Einige der gelehrteſten, in Kunſt und Wiſſenſchaft bewandertſten Männer zogen gleichſam an das Ende der Welt, um dieſen Einfältigen in der Wildniß aufzuklären und ihm „die Thorheit des Kreuzes“ zu beweiſen. Mit dieſen ſprach er ausführlicher, ernſter; ging mit ihnen ihre Götterlehren durch, zeigte ihnen deren widerſinnige Unhaltbarkeit und empörende Unſittlichkeit; ging dann auf die chriſtliche Lehre über und ſagte: „Entweder ihr glaubt, was unſere heiligen Schriften ſagen, oder ihr glaubt nicht. Glaubt ihr nicht: ſo dürft ihr das Kreuz nicht läſtern, denn ihr erkennt es ja gar nicht an. Glaubt ihr aber, weshalb bleibt ihr dann bei dem Kreuze ſtehen, ſtatt weiter zu gehen zur Auferſtehung, zur Himmel-

fahrt? Die Schmach des gekreuzigten und die Herrlichkeit des auferſtandenen Sohnes Gottes bezeugt eine und dieſelbe Schrift. Leſet ſie in Einfalt und ihr werdet ſehen, daß Alles, was Chriſtus gethan und gewirkt hat, ihn als Gott ausweiſet, der zum Heil der Menſchen unter uns wohnt." Die Philoſophen plauderten lange und viel und thaten leere Luftſtreiche mit ihren Sophismen. Da antwortete Antonius lächelnd: „Ihr pocht auf eure Beweisführung und verlangt, daß auch wir nicht ohne Beweiſe Gott verehren. Wohlan! ſagt mir: wie wird die richtige Erkenntniß der Dinge und vor Allem die Erkenntniß Gottes erlangt? Iſt ſie eine demenſtrative Kenntniß oder eine unmittelbare, aus der Kraft des Glaubens entſprungene Kenntniß? Iſt die Erkenntniß durch Begriffe oder durch Kraft des Glaubens urſprünglicher?" Die Philoſophen entgegneten: „Die Erkenntniß durch Kraft des Glaubens iſt die urſprüngliche." — „Richtig habt ihr geantwortet!" ſprach Antonius. „Denn der Glaube entſpringt aus einer unmittelbaren Richtung der Seele auf Göttliches, und die Dialektik iſt nur die Kunſt, durch Reflexion und Abſtraction Schlüſſe über das Göttliche zu machen. Wer alſo die Kraft des Glaubens hat, dem iſt dieſe Kunſt nicht nothwendig, vielleicht ſogar überflüſſig; denn was wir durch den Glauben erkennen, das verſuchet ihr durch Begriffe zuſammen zu ſtellen und vermöget doch nicht einmal, das in Begriffe zu faſſen, was wir erkennen. Daher iſt die Erkenntniß durch den Glauben erhabener und ſicherer, als die durch eure ſophiſtiſchen Schlüſſe. Alſo nicht auf ſolcher Weisheit ruht unſer Heiligthum, ſondern auf der Kraft des Glaubens, der uns durch Jeſus Chriſtus von Gott gegeben wird. Daß unſere Lehre wahr iſt, ergibt ſich daraus: ſeht! ohne Wiſſenſchaft glauben wir an Gott und erkennen aus ſeinen Werken ſeine allwaltende Vorſehung. Wie kräftig wir ſind, die wir uns durch den Glauben auf Chriſtus ſtützen, und wie ſchwächlich ihr ſeid mit eurem ſophiſtiſchen Wortgezänk, erſeht ihr auch daraus, daß ihr durch daſſelbe Niemand vom Chriſtenthume zu euch hinüber zieht und den Fortgang der Lehre Chriſti nicht hemmt.

Wo ſind eure Orakel? Wo die egyptiſchen Zaubereien? Wo die Gaukeleien der Magier? Wann hat das Alles aufgehört? Mit der Erſcheinung des Kreuzes Chriſti! Iſt das nicht wunderbar? Eure Religion wurde nie verfolgt, erbte ſich von ſelbſt fort; die unſere wurde verfolgt und dennoch blüht ſie reicher und geſegneter als die eure. Wann wurde ſo der Tod verachtet, als mit der Erſcheinung des Kreuzes Chriſti? Wann zeigte ſich ſo die Tugend der Jungfräulichkeit? Schauet auf die Martyrer, die um Chriſti willen den Tod verachten; ſchauet auf die Jungfräulichen der Kirche, die um Chriſti willen ſich rein und unbefleckt an Leib und Seele bewahren; ſie geben euch die Antwort: aus der Gewalt des Kreuzes Chriſti ſind ſie hervorgegangen. Euer gerühmtes Werk verfällt, der Glaube an Chriſtus aber, geſchmähet von euch, verfolgt von den Kaiſern, erfüllt den Erdkreis.

„Dies ſei genug, um zu zeigen, daß der chriſtliche Glaube allein die wahre Religion ſei. Sehet! ihr ſelbſt habt keinen Glauben und ſucht nur immer, wie ihr Dies und Jenes beweiſen könnt. Glaubet alſo! Dann werdet ihr erfahren, daß nicht Sophiſtik, ſondern der Glaube, der durch die Liebe wirkt, unſere Sache iſt. Habt ihr Glauben und Liebe, ſo werdet ihr keine Beweiſe ſuchen, ſondern den Glauben an Chriſtus für genügend durch ſich ſelbſt halten.“

Es befanden ſich gerade einige Perſonen bei Antonius, die er von ihrem traurigen Zuſtande befreien ſollte. Es waren Beſeſſene. Dieſer Zuſtand, deſſen die heilige Schrift oft erwähnt, kam in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten nicht ſelten zum Vorſchein. Die Mächte der Finſterniß verſchanzten ſich zur Behauptung ihrer Herrſchaft und ihres Widerſtandes gegen die Gnade in mannigfachen Formen und Erſcheinungen. Die Erlöſung machte den durch ſie wiedergeborenen Menſchen nicht blos figürlich zu einem Kind Gottes, ſondern wirklich zu einem lebendigen Tempel des heiligen Geiſtes, in welchem, gemäß der Verheißung des Herrn, „Er Selbſt und der Vater Wohnung nahmen“ und ihn wieder zum Gottesbilde umſchufen. Dieſem Reich des Lichtes, des Heiles und der

Heiligkeit gegenüber ſuchte die alte Schlange ihr Reich zu behaupten und ihren Sitz in der unerlöſten ſündigen Creatur aufzuſchlagen. Und wie der Menſch in der Gnadenordnung zum Ebenbilde Gottes erhoben wird, ſo ſinkt er außerhalb derſelben zu deſſen Zerrbild herab, und wird dem unheiligen Geiſte ähnlich, der in ihm Wohnung genommen hat. Die Beſeſſenheit nahm verſchiedene Formen an, ſtürzte ihre Opfer bald in unterthieriſche, bald in verkehrt geiſtige Zuſtände, bald in geheimnißvolle, entſetzliche Krankheiten des Leibes, bald in namenloſe Qualen und Verzweiflungen der Seele. Dieſe Leiden, obzwar unausſprechlich groß für Die, welche ihnen unterworfen waren, waren doch nur ohnmächtige Empörungen der Schlange gegen den Schlangenzertreter, waren Ausſpritzungen ihres Giftes gegen ſeine Ferſe in dem Augenblicke, als Er ihr den Kopf zertrat. Seine Lieblinge, die Heiligen, ſetzten ſein Werk auch in dieſer Beziehung fort, wenn es Ihm gefiel, ſie dazu zu brauchen; und in dem Zeichen des heiligen Kreuzes, von welchem alle Gnaden ausſtrömen, und im allerheiligſten Namen Jeſu, „vor dem ſich alle Knie im Himmel, auf Erden und unter der Erde beugen," gab Er dem Antonius die Macht, Beſeſſene von dem böſen Geiſte, der ſie peinigte, zu befreien. Dies geſchah auch gerade zu jener Zeit, als die Klugen der Welt ihn von ihrer höheren geiſtigen Erkenntniß zu überzeugen ſuchten. Aber ſie verſtummten und bekannten, es ſei ihnen ſehr lieb, dieſen wunderbaren Greis geſehen und geſprochen zu haben.

Höchſt ſelten ereignete es ſich, daß Jemand eine Warnung oder Ermahnung des Antonius verachtete. Kaiſer und Statthalter, Krieger und obrigkeitliche Männer, Biſchöfe und Prieſter, Vornehme und Geringe, Geiſtliche und Laien, Alle ehrten ihn. Die Arianer allein verachteten ihn. Das war auch ganz in der Ordnung, denn ſie verachteten Chriſtus. Arius, der Häreſiarch des Jahrhunderts, lehrte: der Sohn ſei nicht eines Weſens mit dem Vater, ſondern nur deſſen erſtes Geſchöpf. Aus dieſer Lehre folgte von ſelbſt die Läugnung des heiligen Geiſtes; denn der heilige Geiſt geht, wie

die katholiſche Kirche lehrt, vom Vater und Sohne aus. Folglich leugnete Arius das Grundmyſterium des chriſtlichen Glaubens, das Dogma der heiligen Dreifaltigkeit; und folglich hatte er aufgehört, Chriſt zu ſein. Wie das aber häufig den Häretikern geht: ſie ſind keine Chriſten, ſie halten nichts vom Chriſtenthum; aber ſie fügen zu der Verläugnung die Lüge und behaupten, ſie wären Chriſten, ſie behielten ja das Weſentliche des Chriſtenthumes bei und verſchmähten nur das Unweſentliche: ſo machte es auch Arius. Hätte er ſeine Lehre in ihrer ganzen öden Erſtorbenheit nackt hingeſtellt, ſo wären Alle vor dieſem Gerippe und deſſen Todesluft geflohen; darum galt es, die Kurzſichtigen und Gedankenloſen zu fangen! und Arius that es, indem er behauptete: der Sohn Gottes, obſchon nicht gleichen Weſens mit dem Vater, ſondern nur deſſen Geſchöpf, ſei dennoch Gott. Durch dieſe Behauptung war Arius nicht blos ein Irrlehrer, nicht blos unchriſtlich, ſondern er lehrte geradezu die Vielgötterei und den Götzendienſt, indem er neben Gott einem Geſchöpfe göttliche Ehre und Anbetung zuſprach. Dies Alles wollten aber ſeine Beſchützer und ſeine Anhänger nicht bemerken. Die Leidenſchaften der Menſchen machten ſich aus dem Glauben ein bequemes Maskenkleid; Intriguen und Parteiungen, weltlicher Sinn und Unverſtand ſuchten auch auf dieſem Gebiete, wie immer und überall, nur die Befriedigung ihrer Selbſtſucht, und ſo wurde der Arianismus eine Geißel, welche während zwei Jahrhunderten der Kirche Gottes blutige Wunden ſchlug. Seine Bekämpfung erfüllte das ganze Leben des heiligen Athanaſius des Großen, der im Jahre 341 ſeinen Patriarchenſtuhl zu Alexandrien verlaſſen mußte, weil der arianiſche Biſchof Gregor, mächtig beſchützt und umgeben, und verſtärkt durch den ganzen Anhang der Heiden und Juden von Alexandrien, ſich des Sitzes des heiligen Evangeliſten Marcus bemeiſterte. Athanaſius, einer der erhabenſten und größten Geiſter nicht nur ſeiner Zeit, ſondern in der Weltgeſchichte, war ein inniger Freund, Bewunderer, Schüler und Anhänger des Antonius und ſchrieb, er, ein Fürſt des Geiſtes! das Leben dieſes Armen im Geiſte, dieſes

ungelehrten, korbflechtenden Einſiedlers, weil er in ihm einen lebendigen Nachfolger Jeſu ſah. Und da Antonius dies wirklich war, ſo war es auch ganz in der Ordnung, daß die Arianer ihn verachteten; denn zwiſchen Chriſtus und Belial kann keine Gemeinſchaft beſtehen. Heilige und unheilige Seelen, ein Athanaſius und ein Arius, können nicht einen und denſelben Gegenſtand der Verehrung und Liebe haben.

In Alexandrien herrſchte eine neue Art von Chriſtenverfolgung. Kaum dreißig Jahre waren ſeit jener verfloſſen, die Maximin Daja betrieb, und ſchon wieder brach der Wolf in die Heerde ein. Diesmal im Schafskleide, ſo recht einer von denen, die der Heiland warnend vorherſagt. Der Arianismus wüthete gegen die Kirche. Der arianiſche Statthalter Philagrius nahm mit Freuden den Biſchof Gregor auf, den eine arianiſch geſinnte Synode zu Alexandrien, zum höchſten Schmerz und Befremden der egyptiſchen Katholiken, als ihren Patriarchen ihnen octroyirte. Sie wendeten ſich mit Abſcheu von dem Eindringling ab und wollten nicht ihre Gotteshäuſer ihm und ſeinem Anhange übergeben. Da ſtiftete Philagrius den jüdiſchen und heidniſchen Pöbel, der in der großen Handelsſtadt überaus zahlreich war, durch Hoffnung auf Beute an, die Kirchen zu verwüſten und zu plündern. Im Jahre 341, in der Woche des heiligen Leidens, wurde Chriſtus in den Seinen mit Schmach bedeckt und an's Kreuz geſchlagen. Wilde, beuteluſtige Haufen, mit Schwertern und Knütteln bewaffnet, drangen in die Kirche des heil. Quirinus, fielen über die Gläubigen her, verwundeten die Einen, tödteten die Anderen, ſchleppten Viele in's Gefängniß, überließen ſich jeder Zügelloſigkeit. Einige Mönche, die zum Oſterfeſt aus der Wüſte gekommen waren, zertraten ſie mit Füßen; Gott geweiheten Jungfrauen riſſen ſie die Schleier ab und geißelten ſie bis auf's Blut. Weiber wurden mit Fäuſten geſchlagen, Prieſter mißhandelt und mit Ruthen geſtrichen, um ſie zur Verläugnung Chriſti zu bewegen. Die Hoſtien wurden umhergeſtreut und auf dem Altare des heiligen Opfers Vögel und Tannenzapfen den Götzen dargebracht, während heidniſche

Hymnen mit Läſterungen Chriſti abwechſelten. Dann ſtiegen Heiden und Juden in das Taufbecken und begingen Greuel, verbrannten zuerſt die heiligen Schriften, dann den Altar raubten, was ſie fanden an Wein, Oel, Kerzen, und riſſen endlich Gitter und Thüren aus. Das Alles ließ Gregor zu. Ja, am heiligen Charfreitag erneuerten ſich die Frevel unter ſeinen Augen und mit ſeiner Billigung. Denn als er mit Philagrius in eine Kirche kam und die Gläubigen mit Abſcheu vor ihm flohen, anſtatt um den biſchöflichen Segen zu bitten, da ließ er auf der Stelle vierunddreißig Perſonen ergreifen, öffentlich mit Ruthen ſchlagen und in Feſſeln legen. Unter ihnen war eine Jungfrau, die eben den Pſalter betete und während der ſchmachvollen Mißhandlung ihn nicht aus der Hand legte, noch die Augen davon aufſchlug. Auch am Oſtertage wurden viele Katholiken in die Kerker geworfen und Philagrius, der Statthalter, ſtrafte die lauten Klagen der Gläubigen, als ob ſie die Verbrechen begangen hätten und behandelte ſie mit ſchnöder Grauſamkeit, wenn ſie vor ſeinem Richterſtuhl um Gerechtigkeit baten. In dieſer Weiſe nahm Gregor Beſitz von allen Gotteshäuſern Alexandriens und die Katholiken mußten, um keine Kirchengemeinſchaft mit den Arianern einzugehen, auf allen öffentlichen Gottesdienſt verzichten, ohne den Troſt zu haben, ſich ſtill in den Häuſern verſammeln zu dürfen, wie in heidniſchen Verfolgungszeiten. Denn eifrige Späher Gregors ſchlichen unausgeſetzt umher und brachten dem Philagrius ſogleich die Kunde ſolcher Verſammlung, die dann mit Mißhandlungen auseinander gejagt und mit Gefängniß geſtraft wurde. Sogar die Prieſter, welche zu Kranken mit den heiligen Sterbeſacramenten ſich begaben, wurden belauert und, wo möglich, daran verhindert.

Nachdem die Kirche zu Alexandrien unterdrückt war, machten Gregor und Philagrius zu demſelben Zweck eine Reiſe durch das ganze Patriarchat und nahmen einen Dritten mit, der ihrer Geſellſchaft würdig war, Balacius, den Oberfeldherrn der Truppen. Biſchöfe, grau geworden im heiligen Amte und deſſen Sorgen, wurden entſetzt und zu niedrigen

öffentlichen Arbeiten verurtheilt. Bischof Potamon, der hochbejahrte Greis, der heilige Bekenner, dem die Folter der heidnischen Verfolgung ein Auge ausgerissen hatte, wurde dermaßen geschlagen, daß er an den Wunden starb. Einsiedler und Mönche, Priester und Laien, Frauen und Jungfrauen wurden verhaftet, mit Ruthen gegeißelt und dann ermahnt, in die Kirchengemeinschaft der Arianer einzutreten. Gar oft hatte Antonius Statthalter, Richter und Kriegsoberste aufgefordert, mild und barmherzig in ihrem Amte zu sein, Gefangene freizulassen und selbst Schuldige nicht allzu hart zu strafen. Da es sich jetzt um ganz Unschuldige und Wehrlose handelte, schrieb er mehrmals bittend an Gregor; doch umsonst. Endlich auch an Balacius, der Jungfrauen und Einsiedler hatte entkleiden und zergeißeln lassen. „Ich sehe den Zorn Gottes über dich kommen," schrieb Antonius. „Er ist dir nahe. Damit der ewige Untergang, der dich bedrohet, dich nicht ereile, so höre auf, die Christen zu verfolgen." Balacius lachte, warf den Brief zu Boden, spie darauf, schmähte den Ueberbringer und ließ durch ihn dem Antonius sagen: „Da du ein Einsiedler bist und dich ihrer annimmst, so werde ich auch über dich kommen." Nach einigen Tagen ritt Balacius mit dem Statthalter aus und wurde plötzlich von dessen Pferd so heftig in's Bein gebissen, daß er an den Wunden starb.

In dieser Zeit hatte Antonius die Versuchung zu glauben, noch nie sei irgend Jemand ein so treuer und vollkommener Diener Gottes gewesen, als er. Wie er darüber zur Einsicht und zu Paulus kam, mit welcher Liebe diese beiden, so unmittelbar, so ungewöhnlich und so liebevoll von Gott geführten heiligen Patriarchen sich begrüßten, um sich gleich darauf für die Erde zu trennen, ist im Leben des heiligen Paulus berichtet. Antonius kehrte von ihm auf seinen geliebten Berg zurück und setzte noch dreizehn Jahre sein gnaden- und segenreiches Leben fort. Aller Leidenden und Gedrückten nahm er sich so sehr an, daß man hätte glauben können, er selbst trage all' dies Leid. Er war wie ein Arzt für ganz Egypten. Wie

zu einer Heilquelle wanderten Alle zum Berge Colzim. Alle Leidenschaften, alle Schmerzen, alle Nöthen verloren ihren Stachel bei Antonius. Kamen Betrübte, so gingen sie in Freuden fort. Kamen muthlose Arme, er lehrte sie den Reichthum verachten. Kamen Weinende, klagend um ihre Todten, er stillte ihre Thränen. Kamen Zürnende, mit Haß und Feindschaft im Herzen, er stiftete Frieden. Kamen Mönche mit matter Seele, mit hinsinkender Kraft, er richtete sie auf und befestigte sie in erneuerten guten Vorsätzen. Kamen Jünglinge, fliehend vor den Verlockungen der Welt, er flößte ihnen Verachtung derselben ein. Kamen Jungfrauen, für die schon Brautkranz und Hochzeitsfeste bereitet wurden, sie sahen Antonius und die irdische Liebe erstarb vor der himmlischen und sie bereiteten ihre Seelen zum Brautfest des Lammes. Kamen Gequälte, gequält von Krankheit, von Elend, von Versuchungen, von Dämonen, von bösen oder traurigen Gedanken, von den tausend und tausend inneren und äußeren Drangsalen, an denen das Leben der Erde so reich ist, Antonius wußte Rath, Antonius schaffte Ruhe. Vermöge seiner Gabe, die Geister zu unterscheiden, erkannte er genau die inneren Bewegungen eines Jeden, seine vorherrschende Richtung, seine Neigung, das, was ihn anzog. Danach richtete Antonius seinen Trost und seine Mittel ein und Keiner vermogte ihn zu hintergehen oder zu täuschen.

So gelangte er bis zum höchsten Greisenalter und die Nähe seines Abscheidens ward ihm von Gott offenbart. Rüstig und heiter verließ er noch einmal seinen geliebten Berg und erschien in den Lauren, alle durchwandernd, prüfend, ordnend. Die Freude der Mönche über seinen Besuch verwandelte sich aber in Betrübniß, als Antonius ihnen mit unaussprechlicher Heiterkeit der Seele verkündigte, er sei jetzt zum letzten Male gekommen. „Ich glaube nicht, liebe Kinder," sagte er, „daß ich euch auf dieser Welt je wiedersehen werde; denn ich bin 105 Jahre alt und es neigt sich die menschliche Natur ihrem Ende zu. Betrübt euch nicht, denn ich reise mit großer Freude aus der Fremde in die Heimath. Denkt aber

ſtets daran, daß ihr Täglichſterbende ſeid und euch rein von jeder Befleckung halten ſollet, um ebenfalls euch zu freuen auf eure Heimkehr in's Vaterland. Um euch in dieſer Reinheit zu erhalten, gibt es nur ein Mittel: den feſten Glauben an unſern Herrn Jeſum Chriſtum, an die Lehren der heiligen katholiſchen Kirche und an die Traditionen der Väter, wie ihr ſie aus heiliger Schrift und aus meinen Ermahnungen überliefert bekommen habt. Von Irrlehrern und Irrgläubigen haltet euch gänzlich fern. Wie ſie auch heißen mögen, Arianer oder Meletianer oder ſonſtwie, fliehet ſie, denn ſie ſind nicht in der Wahrheit, nicht in der Liebe. Laßt euch auch nicht irre machen und fürchtet euch nicht, wenn ihr ſeht, daß die Mächtigen der Welt, Fürſten und Obrigkeiten, die falſche Lehre in Schutz nehmen. Das iſt nur ein menſchlicher und irdiſcher Schutz, und er wird untergehen ſammt der Lüge, die er aufrecht zu halten ſucht."

Die Brüder ergoſſen ſich in Thränen und Wehklagen, daß er nicht in ihrer Mitte bleiben und ihnen nicht bis zuletzt den Troſt ſeiner Anweſenheit und ſeiner Ermahnungen gönnen wolle. Aber die Einſamkeit mit Gott war der durchgehende Zug ſeines Lebens geweſen und dieſe überirdiſche Sehnſucht führte ihn nach ſeinem Berge zurück, um deſſen Fuß ein kleines Paradies, das ſeine fleißige, geſegnete Hand geſchaffen hatte, erblüht war, ſo daß ein kleines ſeliges Land dieſen ſeligen Menſchen umgab. Auch war damals in Egypten noch der alte Gebrauch üblich, die Leichen zu Mumien auszutrocknen und ſie unbeerdigt in Grabkammern, zuweilen ſogar Jahre lang in Häuſern aufzubewahren. Dieſen Gebrauch, dem ſich ſo leicht etwas Unheiliges beimiſchen konnte, verabſcheute Antonius. Er hatte oft gegen ihn geeifert und fürchtete, die Mönche könnten aus verkehrter Zärtlichkeit ſeinem Körper nicht die Ruhe im Grabe gönnen, die doch durch den heiligen Leichnam Jeſu auch geheiligt worden war. Er nahm väterlichen Abſchied von ihnen und kehrte nach ſeiner Zelle zurück. Es war üblich, daß ſich in der Nähe ſolcher hochbetagten Greiſe ein oder zwei junge Mönche niederließen, theils um mit einiger

Pflege bei vorkommender Krankheit oder Schwäche ihnen zu dienen, theils um den Vortheil ihres Beispiels, ihrer Lehren zu genießen. So hatte denn auch Antonius seit fünfzehn Jahren zwei Jünger in seiner Nähe, die er mit großer Liebe zum geistlichen Leben anführte. Pelusian und Isaak, von denen der letztere in fremden Sprachen wohl bewandert und sein Dolmetsch war. Er berief sie zu sich, als nach wenigen Monaten eine Krankheit ihn überfiel, und machte sie zu seinen Testamentsvollstreckern. Er wollte von ihnen an einem Orte begraben werden, der nur ihnen und sonst Keinem bekannt sei: „denn ich vertraue auf Gott," sagte er, „daß bei der allgemeinen Auferstehung mein Leib auch ohne Einbalsamirung auferstehen werde." Dem heiligen Athanasius vermachte er eine seiner Meloten (Schaffell), dem Bischof Serapion, der ebenfalls ein tapferer Bekenner des Glaubens und Streiter der Kirche war, die andere Melote; den beiden Jüngern sein härenes Bußkleid. Dann sagte er: „Kindlein, ich gehe jetzt den Weg der Väter. Gott ruft mich, ich sehe es. Verlieret nicht die Früchte eurer Arbeit; seid nüchtern, beharrlich, muthig; die ewigen Tabernakel erwarten euch. Werdet selig, meine Kinder! Antonius geht und ist nicht mehr bei euch." Die Jünger küßten ihn. Liebevoll und heiter blickte er sie noch einmal an, streckte sich ein wenig, lächelte und starb, wie er gelebt hatte, selig in Dem, an den er geglaubt hatte.

So war das Ende dieses Gewaltigen im Reiche Gottes. Während seines langen Lebens war er nie krank, verlor nie die Kraft des Körpers, die aufrechte Haltung, den rüstigen Gang, die Schärfe der Augen, die Zahl der Zähne. Athanasius der Große beschrieb sein Leben, um allen Mönchen ein Beispiel der Vollkommenheit ihres Standes aufzustellen und ihnen zugleich klar zu machen, worin diese Vollkommenheit bestehe. In der Vorrede sagt er: „Es ist ein großer Gewinn für mich, des heiligen Antonius zu gedenken, und es ist überhaupt ein guter Wegweiser zur Tugend, nur zu wissen, wer der heilige Antonius gewesen ist." Wie Recht Athanasius hatte, davon unter tausend Beispielen nur Eines.

Dreißig Jahre nach dem Tode des Antonius, der 356 ſtarb, ſaßen drei junge Männer in einem freundlichen, gartenumgebenen Hauſe zu Mailand. Der Eine war ein berühmter Lehrer der Rhetorik, der Andere ein Rechtsgelehrter, der Dritte war am kaiſerlichen Hofe angeſtellt, hieß Pontitian und war Chriſt. Die beiden Anderen waren nur Katechumenen und keineswegs feſt im chriſtlichen Glauben. Pontitian hatte jene Lebensbeſchreibung geleſen und erzählte ſeinen Freunden von dieſem Antonius, dem berühmten egyptiſchen Einſiedler, und von dem Kloſterleben, das ſich an und um ihn gebildet habe; und ſie ſtaunten, denn dieſe Dinge waren ihnen ganz neu. Pontitian erzählte weiter: „Als ich mit dem kaiſerlichen Hofe in Trier war, gingen eines Tages zwei junge Männer meiner Bekanntſchaft in den Gärten vor der Stadt ſpazieren, fanden in einem einfachen, abgelegenen Landhauſe einige Männer, die nach Art der egyptiſchen Mönche ein armes, zurückgezogenes Leben führten, ließen ſich mit ihnen in Geſpräch ein, gingen in ihr Haus und fanden dort die Lebensbeſchreibung des Antonius. Der eine junge Mann ſchlug es auf und las ſeinem Gefährten daraus vor und beide wurden ſo ergriffen, daß ſie ſich hinſetzten und nicht eher wieder aufſtanden, als bis ſie die Schrift durchgeleſen hatten. Aber ſie ſtanden auf, erneuert im Geiſte, mit dem feſten Entſchluß, ihr Vermögen, ihre Stelle am Hofe, ihre weltlichen Ausſichten, ihre Bräute zu verlaſſen und ſich denjenigen Armen im Geiſte anzuſchließen, denen das Himmelreich zugeſagt iſt. Ich und ein anderer Freund, wir waren mit ihnen ausgegangen, ſchlugen aber einen andern Weg ein und ſuchten ſie erſt wieder auf, als der Tag ſich zu neigen begann, fanden ſie endlich in jenem Häuschen bei den frommen Männern und ſchlugen ihnen vor, mit uns zum Kaiſerpalaſte zurückzukehren. Aber ſie theilten uns ihren Entſchluß mit, Gott allein und ohne Zuſatz zu dienen, und zwar zur Stelle und zur Stunde anzufangen, und luden uns ein, denſelben Vorſatz zu faſſen. Wir wünſchten ihnen Glück, empfahlen uns ihrem Gebet, hörten aber nicht dieſen erhabenen Ruf an unſere Seele ergehen und kehrten demnach mit zur Erde gebeugten

Herzen in den Palaſt zurück, während jene Zwei mit zum Himmel gehobenen Herzen in dem armen Häuschen bei den Dienern Gottes blieben. Die edlen Jungfrauen, denen ſie verlobt waren, hörten nicht ſobald von dieſen Dingen, als auch ſie ſich Gott anverlobten."

So erzählte Pontitian und verließ dann die beiden Männer, die mit höchſter Spannung ihm zugehört hatten. Kaum war er fort, ſo rief der Eine: „Was iſt dies? was haben wir gehört? Die Einfältigen ſtehen auf und reißen den Himmel mit Gewalt an ſich, und wir, die Gelehrten, die Klugen, die Gebildeten, wir wühlen feig und herzlos in Fleiſch und Blut umher!" Er eilte in den Garten, er warf ſich unter einem Feigenbaume auf das Gras; er ächzte, ſeufzte, weinte vor unausſprechlicher, unerhörter Qual des inneren hinſterbenden Menſchen. In Thränenſtrömen überflutbete ihn der Schmerz der Seele, die nach Gott verlangt, während die Leidenſchaften ſie an die Erde feſſeln. „O Herr! o Herr! wie lange noch!" webklagte er. „Werd' ich denn immer ſagen: Morgen! ja, Morgen gewiß! warum nicht heute, warum nicht jetzt brechen mit dem irdiſchen Elende?" In dieſer namenloſen Zermalmung des Herzens fiel ihm ein, daß Antonius die Worte des Evangeliums: „Verkaufe Alles u. ſ. w." ſo aufgefaßt habe, als ſpräche Gott Selbſt ſie zu ihm. Und er ſtand auf, griff zu den Briefen des heiligen Apoſtels Paulus, ſchlug auf und las ſchweigend, Röm. 13, 14.: „Ziehet den Herrn Jeſum Chriſtum an." Die Nacht verſchwand, das Licht brach an; er war gerettet und bekehrte ſich auf der Stelle zu Gott und ſein Freund Alipius mit ihm. Und dieſer Bekehrte war der heilige Auguſtinus! Er ſelbſt erzählt es im achten Buche ſeiner „Bekenntniſſe," durch die er wiederum, wie Antonius ihn, tauſend Seelen zu Gott hingeriſſen hat. Antonius, Athanaſius, Auguſtinus! welch ein Namensdreiklang von Größe, von Genie, von Heiligkeit, von Schönheit der Seele, von Tragweite des Geiſtes, von Schwung des Herzens, von cherubiniſcher Erkenntniß, von ſeraphiſcher Liebe! Was machte ſie ſo groß? Nur ihre Mutter, die heilige katholiſche Kirche, die ihnen das

übernatürliche Leben der Liebe gab, der Liebe zum Leiden! Mit dieſer Liebe betet Antonius, kämpft Athanaſius, lehrt Auguſtinus, und der Heiligenſchein, der ſich um ihre Stirne legt, iſt nur ein Abglanz des heiligen Geiſtes, der in der Kirche lebendig iſt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Der heilige Hilarion.

„Du biſt Mein.“ Iſaias 43, 1.

Wie es unter den Martyrern Kinder gab, ſo fanden ſich auch Kinder, die das Marterthum an der Seele mit übernatürlicher Liebe umfaßten und dadurch klar beweiſen, daß die Entſagung der Welt um Chriſti willen, wie ſie in tauſend Herzen lebendig wurde, kein Gedanke von dieſer Welt war.

Unter den Heilsbegierigen, die ſich bei dem heiligen Antonius in der Wüſte einſtellten, erſchien einſt ein überaus zarter, ſchöner Knabe von vierzehn Jahren, der Hilarion hieß. Seine Heimath war Paläſtina, da, wo es an die kleine arabiſche Wüſte und die Landenge von Suez grenzt. In dem Orte Thabatha, unſern Gaza, der alten Philiſtäerſtadt, war er geboren und zwar wie die Roſe zwiſchen Dornen, denn ſeine Eltern waren heidniſch. Sie waren aber reich und wollten Alles thun, um ihrem Sohne eine gute Erziehung zu geben und ſeine glänzenden Fähigkeiten zu entwickeln. Die Schulen zu Alexandrien waren weltberühmt; ſie ſchickten ihn früh dahin, in das Haus und unter die Aufſicht eines Lehrmeiſters, und Hilarion lernte mit Eifer. Aber das heidniſche Weſen, religiöſes und weltliches, ſtieß ihn ſo ab, daß er nie der kindlichen Schauluſt folgte, um die Spiele des Amphitheaters zu ſehen. Wann und wie die Gnade ihn dem chriſtlichen Glauben zuführte, iſt nur Gott bekannt. Die Frucht dieſer Gnade war, daß er Grammatik und Rhetorik, Plato und Ariſtoteles verließ, ſobald er von Antonius reden hörte, deſſen Name damals

durch ganz Egypten ruhmvoll erklang. Durch die Wüste drang Hilarion zu Antonius und begann dort zugleich sein Beobachter und sein Schüler zu werden. Er legte die weltliche Kleidung ab, zog die rauhe sackähnliche Tunika und das Scapulier von Schaffell an und lebte wie die übrigen Anachoreten. Dabei hatte er immer sein Augenmerk auf Antonius, wie ununterbrochen er betete, wie demüthig er Alle aufnahm, wie liebreich er die Brüder unterwies, wie streng er sein Leben geordnet hatte, wie er nie abwich von Fasten, Nachtwachen und Gebet. Das gefiel dem heiligen Knaben überaus wohl; was ihm aber mißfiel, war der große Zudrang von Menschen, die mit ihren tausend Anliegen und Nöthen zu Antonius kamen. Ich habe nicht die Stadt verlassen, um in der Wüste all' die Leute wiederzufinden! sprach er zu sich selbst. Für unsern Vater Antonius mag das gut sein, denn er hat seinen Kampf bestanden und empfängt als Lohn die Gnade Anderen zu helfen, den ihren zu bestehen. Aber ich muß erst anfangen und zwar gerade so wie er.

Und mit diesem Entschluß verließ er nach zwei Monaten die Wüste, geliebt von Antonius, bewundert von allen Einsiedlern und kehrte in sein Vaterland zurück. Seine Eltern waren gestorben. Das Erbtheil, welches sie ihm hinterließen, theilte er zwischen seinen Geschwistern und den Armen, und in der vollkommensten Entblößung von aller irdischen Habe suchte er sich eine Stätte, wie sie Dem geziemt, der Allem entsagt hat, um ein Jünger Christi zu werden. Diese äußerste Armuth war seine Freude. Einige Meilen von Gaza lag die Hafen- und Handelsstadt Majuma am Gestade des mittelländischen Meeres und hier beginnt ein großer, sumpfiger Küstenlandstrich, der sich bis nach Egypten und bis zur Mündung des einen Nil-Armes, welcher dort das Delta bildet, jenseits Pelusium erstreckt. Dies ist eine Moraſtwüste, in der nichts lebt, als Fliegen und Mücken, und nichts gedeiht, als Schilf und Binsen, und die wo möglich noch öder, noch trostloser, noch verwilderter ist, als die Sandwüste, die gegen Süden sie begrenzt. Dies war der Ort, der dem Hilarion gefiel!

Verwandte in Thabatha und Freunde in Gaza warnten ihn, weil dieſe Wildniß zuweilen höchſt unſicher ſei durch allerhand Raub- und Mordgeſindel, das beuteluſtig um Majuma herumſchwärme, Reiſende und Kaufleute ausplündere und dann vor Spähern und Kundſchaftern in die Wüſtenei entweiche, wohin Niemand zu folgen wage. Hilarion entgegnete, er fürchte keine Mörder, ſondern nur den ewigen Tod. Jedermann entſetzte ſich über dieſes Vorhaben in ſo früher Jugend, bei einem ſo zarten Körper und ſtaunte über eine ſolche Flamme des Herzens, die auch aus ſeinen Augen leuchtete und einen wunderſamen Glanz über ſein Antlitz warf und ihren Urſprung in einem feurigen Glauben hatte. Hilarion aber hing über ſeinen Bußſack und ſein Scapulier einen groben Mantel, wie ihn das Landvolk jener Gegend trug, nahm einen kleinen Vorrath von getrockneten Feigen und zog tief in die greuliche Wildniß hinein, in der er vor ſich das Meer und rückwärts einen unüberſehbaren Moraſt hatte. Zum Schutz gegen die Seeſtürme, die zuweilen heftige Regengüſſe mitbrachten, baute er aus feuchten Erdklumpen des Sumpfes eine Art von Hütte, die er mit Schilf deckte, flocht ebenfalls aus Schilf eine Matte, die er auf den feuchten Erdboden legte und nahm Beſitz von dieſem Palaſte, als von dem Vorhofe des Himmels. Er war jetzt fünfzehn Jahre alt. Mit unglaublichem Heldenmuthe begann er den Kampf gegen den irdiſchen Menſchen. Fünfzehn getocknete Feigen, die er täglich erſt nach Sonnenuntergang verzehrte, waren ſeine einzige Speiſe, und da er des apoſtoliſchen Wortes eingedenk war: „Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen“ (II Theſſ. 3, 10.), ſo verſuchte er ein Stück Sumpfland urbar zu machen, um darauf einiges Gemüſe zu ziehen. Außerdem flocht er Körbe, wie die egyptiſchen Einſiedler, nicht aber aus Palmblättern, die er nicht hatte, ſondern aus Schilf, was wegen deſſen Sprödigkeit eine höchſt mühſelige Arbeit war. Die Seele aber ſuchte er in beſtändiger Vereinigung mit Gott durch Gebet und Betrachtung göttlicher Geheimniſſe und himmliſcher Dinge zu halten und dadurch all' ſein Thun zu heiligen. Obwohl Hilarion von der Welt und ihren Freuden

nichts wußte und nichts kannte, so ist der natürliche Mensch, vermöge seiner Richtung auf das Irdische, durch den Sündenfall ihr doch so zugeneigt, daß er überall sein Anrecht auf sie geltend zu machen sucht. Das mußte auch Hilarion erfahren! Auch in seine Seele kamen Gedanken, auch vor seine Augen traten Bilder, in denen er Versuchungen zum Bösen erkannte, weil sie seine Freude an Gott, seine Neigung zu Gott hindern wollten, indem sie ihm Freuden versprachen, die falsch sein mußten; weil sie in keinem Zusammenhang mit Gott waren. Da zürnte der selige Jüngling auf sich selbst und schlug mit Verachtung wider seine Brust, daß in ihr ein Herz von Fleisch und Blut sich zu regen wage gegen die himmlische Sehnsucht seiner Seele. Und um ihre Schwungkraft zu erhöhen und niedere Kräfte zu brechen, begann er ein furchtbares Fasten: erst am dritten oder gar am vierten Tage genoß er einige Feigen und einen bittern Saft, den er aus rohen Sumpfgräsern preßte. Dabei ließ er nicht nach von anstrengender Arbeit und verdoppelte Nachtwachen und Gebet. Sein ohnehin zarter Körper wurde bis auf Haut und Knochen abgezehrt; allein der Geist erstarkte und schlug jedes satanische Blendwerk in die Flucht. Hatte er sich an irgend eine leibliche Marter so gewöhnt, daß sie ihm vermöge der unglaublichen Schmiegsamkeit der menschlichen Natur zur Gewohnheit geworden war: so sann er geschwind auf eine neue Qual. Bis in sein zwanzigstes Jahr lebte er in der eben beschriebenen Weise; dann verließ er seine feuchte Hütte, schleppte mühsam Steine herbei und erbaute damit eine Art von Zelle oder Höhle. Sie war zwar so lang, daß er ausgestreckt in ihr liegen konnte, aber nur vier Fuß breit und fünf hoch. Darin zu stehen war unmöglich und sie hatte mehr Aehnlichkeit mit einem Grabhügel als mit einer Zelle. Seine Nahrungsmittel bestanden nunmehr in einigen Linsen, die er in kaltem Wasser erweichte. Dann in Brod mit Salz und Wasser; dann während drei Jahren in rohen Wurzeln und wilden Kräutern, worauf er zu zwölf Loth Gerstenbrod täglich zurückkehrte. Bei vierundsechzig Jahren fing er gleich-

ſam von Neuem mit unglaublichem Eifer den Dienſt Gottes und die Strenge gegen ſich ſelbſt an und enthielt ſich vom Brod, um nur Kohlkraut zu eſſen, das mit etwas Mehl vermiſcht wurde. Hievon genoß er täglich nie über zehn Loth und damit erreichte er das achtzigſte Lebensjahr.

Hilarions Einſamkeit wurde einmal von Raubgeſindel geſtört. Die frechen Geſellen wußten wohl, daß ſie nichts bei ihm finden würden; aber ſie wollten ſich den Spaß machen, dieſen armſeligen Einſiedler recht zu ſchrecken. Nun irrten ſie aber eine ganze Nacht in der Gegend umher, die ihnen doch wohlbekannt war, und fanden ihn erſt am hellen Tage, als er ruhig in ſeiner elenden Zelle ſaß und korbflechtend betete. „Was würdeſt du thun, wenn Mörder dich überfielen?“ fragten ſie ihn. „Ein ſo armer Menſch, wie ich, fürchtet ſie nicht,“ entgegnete Hilarion. „Sie könnten dich aber tödten aus Verdruß, nichts bei dir zu finden?“ — „Das könnten ſie freilich! dennoch fürcht' ich ſie nicht, weil ich ganz bereit bin zu ſterben.“ Seine heilige Ruhe in ſo gänzlicher Armſeligkeit und Verlaſſenheit machte ſolchen Eindruck auf dieſe friedloſen, unruhigen, böſen Menſchen, daß ſie in ſich gingen und ihm verſprachen, ihr Leben zu beſſern.

Im Uebrigen wurde Hilarion wenig in ſeiner Einſiedelei geſtört; aber dennoch war es in ganz Paläſtina bekannt, welch' ein unirdiſches Leben er führe, wie unausgeſetzt er in das Gebet verſenkt ſei. Er wußte die ganze heilige Schrift auswendig, und wenn er ſeine täglichen Pſalmen und Hymnen beendet hatte, ſo pflegte er jene langſam und andächtig wie in der Gegenwart Gottes herzuſagen. So vergingen zweiundzwanzig Jahre, die mit nichts ausgefüllt waren, als mit der Sehnſucht nach Gott. Einzelne Anachoreten oder ſolche, die es zu werden wünſchten, ſuchten ihn wohl ab und an auf, brachten ihm auch ſeine ſpärlichen Lebensbedürfniſſe und erhielten dafür die Körbe, die er mit ſo großer Mühe flocht; aber es gefiel Gott, ihn während dieſes langen Zeitraumes in gänzlicher Unſcheinbarkeit zu halten. Da erhielt er aber eines Tages einen unerwarteten Beſuch. Eine Frau aus

Eleutheropolis in Paläſtina kam zu ihm im feſten Vertrauen, daß eine ſo abgetödtete Seele inniger mit Gott verbunden ſein müſſe, als andere Menſchen, und deshalb auch wirkſamer beten könne. Hilarion war an ſolche Beſuche in ſeiner Wüſtenei nicht gewöhnt und auch nicht geſonnen, ſich darauf einzulaſſen; aber die Frau fiel auf ihre Kniee und rief mit klagender Stimme: „Fliehe nicht, o Vater, und vergib mir meine Verwegenheit! Beachte auch nur mein Anliegen und nicht mein Geſchlecht, obwohl dies Geſchlecht den Heiland geboren hat. Ich bedarf deiner Fürbitte!“ Da fragte Hilarion liebreich, was ihr Begehr ſei? und ſie erzählte ihm, daß ihres Gatten Herz ſich von ihr wende, weil ihre fünfzehnjährige Ehe nicht durch Kinder geſegnet ſei, ſo daß ſie doppelten Kummer habe; Hilarions Gebet möge ihr beiſtehen und ihr ein geiſtliches Almoſen ſpenden. Er ſprach ihr tröſtend zu, mehr auf Gott zu vertrauen, der für alle Dinge Zeit und Stunde feſtgeſetzt habe, als auf das Gebet eines armſeligen Einſiedlers, und da die Gabe des Troſtes eine Gnade in heiligen Seelen iſt, ſo kehrte die Frau gekräftigt und erfreut in ihre Stadt zurück und pries dankbar Hilarions Fürbitte, als ihr Wunſch ſpäter in Erfüllung ging und Gott ihr einen Sohn ſchenkte. Zur nämlichen Zeit floh eine andere, noch viel betrübtere Frau im größten Schmerz zu Hilarion. Es war Ariſteneta, Gattin des Statthalters von Paläſtina, Elpidius, die mit dieſem und ihren drei Söhnen eine Reiſe nach Egypten gemacht hatte, nur um den heiligen Antonius zu beſuchen. Auf der Rückreiſe erkrankten die drei Knaben in Gaza an einem ſo gefährlichen Fieber, daß ſie trotz der Bemühungen der Aerzte und der ſorgſamſten Pflege von Seiten der Eltern rettungslos und aufgegeben waren. Ariſteneta ging ſelbſt wie eine Sterbende zwiſchen den Sterbebetten ihrer Kinder hin und her; da erzählten ihre Dienerinnen von dem heiligen Einſiedler, der in der Wildniß am Meere ein ſo gottſeliges Leben führe, daß Gott großes Wohlgefallen an ſeinem Gebete habe. Ariſteneta machte ſich auf und ging mit Erlaubniß ihres Gemahles, von wenigen Dienern

begleitet, zu Hilarion. „Ich bitte dich um der Liebe Jesu Christi willen," rief sie ihm schon von weitem zu, „komm nach Gaza und erhalte meinen Söhnen das Leben." Hilarion entschuldigte sich und sagte, er ginge höchst selten und nur zur äußersten Nothwendigkeit in irgend ein stilles Dorf; aber in eine Stadt, und gar in eine so große heidnische Stadt voll lauter Götzentempel und Götzenbilder ginge er niemals. Aristeneta warf sich ihm zu Füßen und bat: „Um so mehr mußt du kommen, mußt durch die Rettung meiner armen Kinder den Namen Jesu verherrlichen und die Götzen zu Schanden machen." Hilarion weigerte sich noch immer, weil seine Demuth alles Aufsehen scheute; aber Aristeneta blieb auf den Knien liegen, wiederholte nur die Worte: „Um des heiligen Blutes Jesu willen, rette meine Kinder!" und weinte so trostlos, daß ihr Gefolge in Thränen zerfloß und Hilarion, von Mitleid überwältigt, ihr endlich versprach, nach Sonnenuntergang in Gaza zu sein. Er hielt Wort, kam, betete über die sterbenden Knaben und sie wurden auf der Stelle gesund. Sie erkannten ihre hochbeglückten Eltern, lobten Gott, küßten dankbar Hilarions Hände und begehrten zu essen nach Kinderart. Dies Zeichen, daß die Kraft Gottes mit seinem Gebet sei, verbreitete Hilarions Namen in der Welt und seine Einsiedelei wurde zum Wallfahrtsort. Heiden kamen und gingen als Gläubige fort; Gläubige kamen und kehrten nicht mehr in die Welt zurück. Es gab bis dahin weder Klöster noch Mönche in Syrien und Palästina; er wurde ihr Begründer und zugleich ein Lehrmeister des geistlichen Lebens für alles Volk, das sich in Schaaren, Vornehme und Geringe, Männer und Weiber, zu ihm drängte. In welchem Sinne er Alle aufnahm, sagt der heilige Hieronymus, der sein Leben beschrieben hat, sehr schön mit zwei Worten: „Unser Herr Jesus hatte in Egypten den alten Antonius und in Palästina den Hilarion." Wenn Kranke und Leidende aus Syrien zu Antonius kamen, pflegte er zu sagen: „Warum geht ihr denn nicht zu meinem Sohne Hilarion? Er versteht es besser, euch zu helfen, als ich." Die Wüsten und die Berge

des gelobten Landes, der Libanon und Antilibanon, Mesopotamien und Persien, bevölkerten sich allmälig mit Liebhabern des ascetischen Lebens, mit gewaltigen Büßern, mit Einsiedlern, die bald in gänzlicher Abgeschiedenheit und bald in Lauren gemeinsamer lebten; später auch in abgeschlossenen Wohnungen, Klöstern (Claustrum) sich vereinigten. Ihr geistlicher Vater war Hilarion. Er wanderte zuweilen zu all' diesen Brüdern und besuchte sie in Zellen und Lauren, um sie im Auge zu behalten und sie zur Beharrlichkeit und zum Fortschritt anzueifern. Er pflegte ihnen zu sagen: „Die Gestalt dieser Welt vergeht (I Cor. 7, 31.) und das allein ist und gibt das ewige Leben, was mit der Trübsal des gegenwärtigen Lebens erkauft wird." Diese Reisen waren wie kleine Völkerwanderungen; denn fast alle Einsiedler, die er besuchte, gaben ihm das Geleite und zogen eine Strecke Weges mit ihm, so daß manchmal gegen tausend, ja zweitausend beisammen waren. Jeder mußte sich mit einem kleinen Mundvorrath versehen, um Keinem beschwerlich zu fallen. Dennoch war diese große Menschenmenge zuweilen denjenigen Lauren oder Klöstern eine Last, in denen Hilarion Herberge nahm. Aber die Freude, ihn zu empfangen, überwog für die Brüder bei Weitem die kleine Unbequemlichkeit. Hilarion pflegte immer auf einem Zettel die Orte zu verzeichnen, wo er herbergen, und die, welche er nur vorübergehend besuchen wollte. Unter den Brüdern befand sich einer, der vielleicht manche gute Eigenschaft, jedoch in der Tugend der heiligen Armuth es noch nicht weit gebracht hatte. Er lebte auf seinem Weinberg und betrachtete ihn ganz wie sein Eigenthum. Die Brüder baten Hilarion, diesen Weinberg auf das Verzeichniß seiner Herbergen zu setzen, um dem Bruder ein wenig seine Kargheit zu vertreiben. „Nein," sagte Hilarion, „weshalb sollten wir den Bruder belästigen und uns peinigen?" Als der karge Mann diese Aeusserung erfuhr, schämte er sich und lud Hilarion mit seinen Begleitern ein, bei ihm zu herbergen. Hilarion nahm die Einladung an. Bis er aber die Reise antrat, bedauerte der Geizige tausendmal, diese Einladung gemacht zu

haben, umſtellte den Weinberg mit Wächtern und befahl ihnen, die fromme Schaar durch Steinwürfe und Schläge zu verjagen, ſobald ſie ſich dem Weinberg nähern würde. Das geſchah. Die Brüder zürnten dem Geizigen, Hilarion lachte und ging vorüber; bemerkte auch gegen einige Gefährten, daß nicht der Geiz Scheunen und Fäſſer fülle, ſondern Gottes Segen. Der Bruder Sabas nahm nun liebreich das kleine Heer von dreitauſend Menſchen auf. Auch er hatte ſich in ſeinem Weinberge eine Zelle erbaut; auch er bearbeitete ihn fleißig und ſorgfältig, jedoch nur, um den ganzen Ertrag unter die Armen zu vertheilen. Er ſelbſt lebte als ächter Ascet von etwas Gerſtenbrod und ein wenig Gemüſe. Obwohl es die größte Freude dieſes freiwilligen Armen in Chriſto war, einen recht reichlichen Ertrag den Dürftigen zu ſpenden, ſo zögerte er doch keinen Augenblick, gaſtfrei zu ſein und die Brüder einzuladen, ſich mit ſeinen Trauben zu laben. Hilarion verrichtete ein Gebet mit ihnen, ſtand dann auf, ſegnete den Weinberg und ließ ſeine Schäflein darin weiden, indem er ſagte: „Thut, was euch erlaubt iſt.“ Dann pilgerten ſie weiter. Bei der Weinleſe ergab ſich der Ertrag dieſes Rebgartens viel reichlicher als ſonſt und der des Geizigen viel ſpärlicher. Hilarion hatte eine große Abneigung gegen alle Asceten, die ſich nicht mit völligem Vertrauen der Vorſehung Gottes in die Arme warfen und für Nahrung, Obdach, Kleidung allzu ängſtlich ſorgten. Seine Anſicht war: um auf die Eroberung des Reiches Gottes auszugehen, müſſe der Soldat Chriſti mit wenig Bagage belaſtet ſein. Er verſtieß einen Bruder, der die Erzeugniſſe ſeines Gartens kärglich ſpendete, um ſich Vorräthe zu ſammeln und der ſogar etwas baares Geld beſaß. Dieſer Bruder wünſchte mit Hilarion ausgeſöhnt zu werden, wendete ſich deshalb an deſſen Lieblingsjünger Heſichius und brachte zum Beweis ſeiner beſſeren Geſinnung die erſte Frucht ſeines Gartens, einen Büſchel von grünen Erbſen. Heſichius legte ſie Abends vor, doch Hilarion wies ſie zurück und ſprach, der Geruch ſei ihm widerlich, denn er ſpüre den Geiz darin. Dann fragte er, wer die Erbſen gebracht habe und ſagte, nachdem

Hesichius den Bruder genannt: „Lege sie in die Krippe der Ochsen und du wirst sehen, daß auch die Thiere sie verschmähen. Die Hand, die sie spendet, ist nicht rein von Eigenthum.“ Hesichius gehorchte und die Erbsen blieben unberührt.

Dieser heilige Bekämpfer des Bösen hatte dadurch eine große Macht über das Böse bekommen und es gefiel Gott, diese Macht auch äußerlich hervortreten und den Geist des Bösen durch sie besiegen zu lassen. Deshalb kamen Besessene aus der Nähe und Ferne zu Hilarion, der sie durch sein Gebet von den quälenden Dämonen befreite. An dem Manne des Glaubens erfüllte sich die Verheißung des Heilandes: „Wie du geglaubt hast, so geschehe dir.“ (Matth. 8, 13.) Sogar Kaiser Constantius schickte einen jungen Franken von seiner Leibwache mit großem Ehrengeleit von Byzanz nach Gaza, damit er Hülfe fände bei Hilarion. Wie das zuweilen geschieht durch besondere Zulassung Gottes, daß die nächste Umgebung am wenigsten die Heiligen würdigt: so war es auch hier. Die Einwohner von Gaza waren in der Mehrzahl heidnisch, beteten ihren Götzen Marnas an und haßten Hilarion wegen seiner Wunder als einen Widersacher dieses Marnas. Die kaiserliche Gesandtschaft erschreckte sie und um ihre früheren Beleidigungen gut zu machen, schlossen sich Viele aus ihnen dem Ehrengeleite an. Hilarion wandelte im Freien und betete halblaut die Psalmen, als ihm dieser Menschenstrom entgegen kam. Er sah so heilig und liebreich aus, daß Alle vor ihm auf die Knie fielen, und er gab ihnen seinen Segen, grüßte sie freundlich und hieß sie heimkehren. Den Besessenen aber behielt er zurück. Der Jüngling befand sich in einem entsetzlichen Zustand und ward dermaßen emporgeschleudert, daß seine Füße kaum den Erdboden berührten und all seine Glieder verrenkt waren. Dazu sprach er griechisch und syrisch, wie man ihn anredete, während er in gesunden Tagen nur fränkisch und lateinisch verstand. Manchmal machten ihn Anfälle von unbeschreiblicher Wuth einem wilden Thiere ähnlicher, als einem Menschen. Hilarion befahl dem bösen Dämon im Namen des Herrn Jesu, von dem Jünglinge zu weichen und es geschah.

Der Geneſene wollte jetzt durchaus ſeinem Wohlthäter zehn Pfund Gold ſchenken. Da gab ihm Hilarion ein Stück Gerſtenbrod und ſagte: „Wer davon lebt, dem iſt Gold und Staub ein und daſſelbe Ding.“ Auch über wüthende Thiere hatte er wunderbare Macht. Ein ungeheures baktriſches Kameel war toll geworden und hatte ſchon einige Menſchen mit den Füßen zerſtampft. Dreißig Männer führten es jetzt mit ſtarken Stricken gebunden zu Hilarion und entflohen ſchleunigſt ſammt allen Uebrigen, als der heilige Mann gebot, das Thier loszulaſſen. Mit ausgeſtreckter erhobener Hand ging er ruhig dem Kameel entgegen, das ſich wüthend auf ihn ſtürzen wollte, aber urplötzlich gebändigt zur Erde fiel.

So hatte Hilarion ſeine ganze Jugend in tiefſter Einſamkeit zugebracht und Gott nur in der Stille gedient. Dann aber, während ſeines ganzen Mannesalters, hatte er unausgeſetzt mit den verſchiedenſten Menſchen und zwiſchen all ihren Sorgen und Nöthen, Anliegen und Gebrechen leben müſſen, hatte Unzählige auf den Weg der Wahrheit geführt, Tauſende auf den Weg der höheren Vollkommenheit; war für das Morgenland der Begründer des Mönchslebens geworden, hatte eine Menge von Zellen, von Lauren, von Klöſtern hervorgerufen, und inmitten all dieſer zerſtreuenden, blendenden, gefährlichen Arbeiten, inmitten all der Bewunderung und Lobpreiſung der Beſten und Edelſten ſeiner Zeitgenoſſen immer in ſtiller Seele nur Gott verherrlicht, nie ſich ſelbſt, nie auch nur die mindeſte Anwandlung von Hochmuth oder Selbſtgefälligkeit gehabt. Nun war er ein Greis von dreiundſechzig Jahren; nun hätte er nach gewöhnlicher menſchlicher Anſicht ruhig ſein können über ſein Seelenheil. Hilarion war es nicht. Er weinte täglich und ſehnte ſich mit unglaublichem Verlangen nach dem ſtillen Wandel ſeiner Jugend zurück. Als die Brüder ihn in ſo großer Traurigkeit ſahen, drangen ſie in ihn und er ſprach tief betrübt: „O meine Kinder, ich bin ja wiederum ganz weltlich geworden und empfange meinen Lohn ſchon in dieſem Leben. Wo iſt die Unſcheinbarkeit meiner früheren Jahre geblieben? ach ſeht ihr nicht, wie ganz Paläſtina

und die Nachbarländer mich ehren? wie edle und weise Männer, fromme Priester, heilige Bischöfe sogar mich elenden Menschen besuchen! Wo ist meine Einsamkeit geblieben? seht ihr nicht, wie die Einöde zur Welt geworden und mit Leuten angefüllt ist, die mit tausend Anliegen zu mir kommen, als ob ich ihnen helfen könnte, da doch jeder Andere ein besseres Werkzeug Gottes ist, als ich! Wo ist meine Armuth geblieben? ach! unter dem Namen der Klöster und unter dem Schein der Verpflegung unserer Brüder habe ich Eigenthum und zeitlichen Besitz. Seht ihr denn nicht, in welcher Gefahr ich schwebe, meine Seele zu verweltlichen und in der Ewigkeit den Lohn der Entsagung zu verlieren, den der Herr uns „hundertfältig" verheißen hat"? So wehklagte er und wollte sich nicht trösten lassen. Die Jünger aber und besonders Hesichius bewachten zärtlich jeden seiner Schritte, damit er ihnen nicht heimlich in irgend eine undurchdringliche Wüste entfliehe. Um wenigstens das zu thun, was er vermogte, begann Hilarion jetzt mit erneuter Strenge gegen sich selbst zu verfahren und seinem schwachen abgezehrten Körper den Genuß des Brodes zu entziehen; zugleich auch immer feuriger und tiefsinniger den Brüdern die heiligen Schriften zu erklären, welche die süße Nahrung seines Geistes waren. Die Sorge um sein ewiges Heil wich aber nicht aus seiner Seele.

Da besuchte ihn eines Tages Aristeneta, deren Kinder er vor langen Jahren durch sein Gebet am Leben erhalten hatte. Diese Kinder waren jetzt Männer und Aristeneta lebte nun, wie so viele vornehme Frauen jener Zeit, ganz zurückgezogen von der Weltlichkeit und nur darauf bedacht, die Angelegenheiten ihrer Seele zu ordnen, bevor sie vor dem ewigen Richter Rechenschaft abzulegen habe. Zum heiligen Antonius wollte sie pilgern und ihre erste Station war bei dem heiligen Hilarion. Sie kam nicht mehr mit dem Gefolge und in der reichen Behaglichkeit ihres früheren Lebens, sondern arm und schlicht und mit geringer Begleitung und bat um Hilarions Segen zu ihrer Reise. Er aber sprach mit Thränen im Auge: „Wäre ich nicht in dem Kloster wie in einem Kerker verschlossen, so

wär' auch ich längſt zu unſerm Vater Antonius in die Wüſte geflohen. Jetzt aber iſt es zu ſpät: wir haben ihn geſtern verloren. Warte noch mit deiner Reiſe, denn die Nachricht wird bald eintreffen." Das geſchah auch wirklich. Antonius war hinüber gegangen; aber er lebte fort in Denjenigen, die, wie Hilarion, in ihm das Ideal ihrer eigenen Geiſtesrichtung verwirklicht gefunden und ſich nach ihm nicht blos im äußerlichen, ſondern im geheimſten Daſein gebildet hatten. Um ſo entſchiedener empfand Hilarion jetzt das Bedürfniß, aus der großen Unruhe der Zeitlichkeit ſich zurückzuziehen. Er war ſo geſchwächt vom Faſten, daß er keine Fußreiſe mehr machen konnte; darum begehrte er eines Tages ein Eſelein. Er wollte fort. Blitzſchnell verbreitete ſich dieſe Nachricht und als ob Paläſtina durch ſie mit Untergang bedroht ſei, ſo ſtrömte das Volk ſeinem Kloſter zu, um ihn feſtzuhalten. „Laßt mich gehen!" ſagte er flehend; „Gott lügt nicht! Er zeigt mir die Verwüſtung der Kirche, die Entheiligung der Altäre, das Blutvergießen meiner Kinder. Ich kann das Entſetzliche nicht ſehen! Laßt mich fort." Man verſtand nun zwar, daß Gott ihm zukünftige Dinge zeige; gleichwohl bewachten ihn zehntauſend Menſchen Tag und Nacht. Da erklärte Hilarion, er werde ſich jeglicher Nahrung enthalten, bis man ihn ziehen laſſe; und da er Wort hielt und ſechs volle Tage ohne Speiſe und Trank blieb, entſchloß man ſich, wehklagend und jammernd, ihn zu entlaſſen. Nun ſegnete er das Volk, wählte vierzig Mönche aus, die rüſtig an Leib und Seele waren, ließ ſie etwas Mundvorrath mitnehmen und pilgerte mit ihnen dem Berge Colzim zu. Unterwegs beſuchte er Mönchsklöſter und Einſiedler, auch zwei heilige Bekenner, die Biſchöfe Drakontius und Philo, die der arianiſche Kaiſer Conſtantius abgeſetzt und nach Babylon in Egypten, dem jetzigen Cairo, verbannt hatte. Bei der Stadt Aphrodite begann der Eingang in die Wüſte, die ſich bis an's rothe Meer ausbreitet. Dort hatte der Diakon Baiſon die Einrichtung getroffen, fremde Reiſende durch die weg- und waſſerloſe Wüſte auf ſchnelllaufenden Kameelen zu ſchaffen, die, zum ſcharfen Trab eingeübt,

windschnell über den Sand dahin streichen, wie sie denn auch noch noch jetzt in Egypten und Syrien als Geschwindboten dienen. Dennoch waren es drei Tagereisen bis zum Berg Colzim. Aber Hilarion scheute keine Anstrengung, um den Ort zu sehen, den Antonius geheiligt hatte; um da zu beten, wo der Meister seiner Jugend, der einen so gewaltigen Einfluß auf sein ganzes Leben geübt und ihn sich nachgezogen hatte, wo Antonius in der innigsten Vereinigung mit Gott gelebt hatte und gestorben war. Am Jahrestag seines Todes kam Hilarion dort an und wurde mit Freuden von den beiden treuen Jüngern des Antonius, von Isaak und Pelusian, begrüßt. Sie waren Zeugen und Genossen der letzten Jahre und des Todes des heiligen Patriarchen gewesen und konnten am Genauesten alle Kunde über ihn ertheilen, nach der Hilarion verlangte. Sie durchwanderten mit ihm die ganze kleine Oase, die Schöpfung des Antonius, und erzählten, wie die abgestorbene und verwilderte Natur sich belebt und gesänftigt habe unter seiner gebenedeiten Hand. Neben der Felsenbank, die des seligen Greises Lagerstatt und Sterbebett gewesen war, kniete Hilarion nieder und verehrte sie mit einem andächtigen Kuß. Die Heiligen wissen am Besten, was dazu gehört und was das ist, heilig sein.

Hilarion kehrte nach Aphrodite zurück, entließ seine Reisegefährten wieder in ihre palästinischen Klöster, behielt nur zwei Jünger bei sich und begab sich mit ihnen in eine unferne Einöde, wo er in einem so strengen Fasten und Stillschweigen lebte, daß er zu sagen pflegte, er habe erst jetzt angefangen, Gott zu dienen. In dieser Landschaft hatte es nun schon seit drei Jahren nicht geregnet, so daß die Bewohner den ausgedorrten Boden nicht hinreichend bewässern und folglich nicht bebauen konnten, und Mensch und Vieh verschmachteten. Es hieß allgemein, alle Elemente trauerten um den Tod des Antonius. Da man nun erfuhr, daß Hilarion in der Gegend weile, und da Niemand zweifelte, daß auch er ein Freund Gottes sei und daß deshalb durch seine Vermittelung jede Noth und Bedrängniß gehoben werden

könne: ſo drängte ſich das Volk maſſenweiſe zu ihm und entkräftete Männer, abgezehrte Weiber, hinſterbende Kinder, bleich von Hunger und Todesangſt, ſchrien zu Hilarion, als einem Nachkommen des heiligen Antonius, er möge Gott um Regen bitten. Hilarion that es und wurde erhört. Die dankbare Verehrung des Volkes ſcheuchte ihn aber wieder aus ſeiner Zelle, weil er dort nicht mehr die Abgeſchiedenheit und Unſcheinbarkeit fand, welche das ſtärkſte Bedürfniß ſeiner Seele war; und er zog nach Alexandrien, um ſich in eine Wüſte Unteregyptens zu vergraben. Bei einem Beſuche, den er einem Kloſter in Bruchium, dem Hafen von Alexandrien, machte, ward ihm die Kunde, daß Julian der Apoſtat, der inzwiſchen Kaiſer geworden war, gegen ihn wüthe und ihn in Gaza aufſuchen laſſe. Alsbald ſattelte er ſein Eſelein und ſchickte ſich zur Abreiſe an. Die Mönche flehten, er möge bleiben, Niemand würde ihn hier ſuchen, und wenn man ihn etwa fände, ſo wollten ſie Alle mit ihm leiden und ſterben. „Laßt mich ziehen, meine Kinder," ſagte er; „ihr wißt nicht, was Gott über uns verhängt." Kaum war er fort, ſo erſchienen auch ſchon Soldaten des Landvogtes von Paläſtina, die Hilarion und Heſichius aufſuchen und auf kaiſerlichen Befehl um's Leben bringen ſollten. So zuwider war der arme Einſiedler dem gewaltigen Kaiſer, der Heilige dem Abtrünnigen! eine ſolche Macht erkannte der abgefallene Imperator der Welt in dieſem alten Asceten an, daß er ihn nicht auf der Erde neben ſich beſtehen laſſen wollte! Und dies Zeichen ſetzt ſich ſeitdem unveränderlich fort: die Nachfolge Jeſu in der höchſten Vollkommenheit, wie ſie von den aſcetiſchen Seelen in der Kirche angeſtrebt wird, iſt den Abgefallenen aller Zeiten ein Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgung. Das iſt ein Beweis ihrer immenſen Macht! denn die Ohnmacht hat immer und überall einen Freipaß.

Während Hilarion ſich in der Wüſte verbarg, machten die geiſtesverwandten Arianer und Heiden von Gaza auch äußerlich gemeinſchaftliche Sache, brannten ſein Kloſter ab, verwüſteten es, mißhandelten und verjagten die Brüder. Unter

dieſen war ein Judas, Namens Hadrian. Er machte ſich auf zu Hilarion und ſuchte ihn zur Rückkehr nach Paläſtina zu bewegen unter dem Vorgeben, daß er dort den betrübten Brüdern von großem Troſte ſein würde, während doch jeder treue Bruder ſich freute, den heiligen Greis in Sicherheit vor ſeinen Feinden zu wiſſen. Hilarion ließ ſich nicht täuſchen, verabſchiedete den Hadrian und ſetzte ſeinen Wanderſtab weiter und zwar über das Meer nach Sicilien. Bei der Landung bot er dem Schiffer als Zahlung für ſich und ſeinen Gefährten Zananus das Buch der heiligen Evangelien an, das er in früheſter Jugend abgeſchrieben und immer bei ſich getragen hatte. Der Schiffer aber hatte Erbarmen mit dieſen beiden Bettlern, nahm es nicht an und ließ ſie ziehen. Hilarion freute ſich, für einen Bettler gehalten zu werden, verließ die ſehr bevölkerte und belebte Küſte und drang in das innere Land, wo er am Saume eines Waldes eine Zelle von Baumzweigen aufſchlug. Täglich ſammelte er einen Bündel von trockenen Reiſern, den Zananus in ein benachbartes Dorf trug und gegen ein Stück Brod vertauſchte. Davon lebten Beide ſehr zufrieden und ganz dem Gebete hingegeben. Allein das Licht Hilarions war nun einmal auf den Leuchter geſtellt, ſo ſehr er ſich auch bemühte, es unter dem Scheffel zu verbergen. Hier wie in Paläſtina und Egypten wendeten ſich Leidende an dieſen Mann des Gebetes. Auf ſeine Fürbitte, die er ihnen nicht verſagen konnte, ließ Gott Erhörung folgen; die Kranken genaſen und ihrer Dankbarkeit folgte Verehrung. Hilarion war wieder umwogt vom Zudrange der Menſchen. Inzwiſchen hatte Heſichius — der, man weiß nicht wo und warum, ſich von ihm getrennt hatte — ſeinen geliebten Meiſter in allen Wüſten, Klöſtern und Hafenſtädten des Morgenlandes umſonſt geſucht. Nach drei Jahren ſchiffte er nach dem Peloponnes hinüber und hörte dort einen Juden Vieles erzählen von einem chriſtlichen Propheten in Sicilien, der Zeichen und Wunder thue wie ein zweiter Elias. Heſichius fragte nach deſſen Namen und Alter; allein der Jude hatte ihn nie geſehen, nur von ihm gehört. Heſichius ſchiffte ſich ſogleich nach Sicilien ein

und ſeine erſte Frage dort war nach dem Wundermann, von dem auch alle Welt zu erzählen wußte. Als Heſichius erfuhr, daß dieſer Diener Gottes nie auch nur ein Stücklein Brod von Denjenigen annähme, welche ihm ihre Dankbarkeit durch die reichſten Geſchenke zu beweiſen wünſchten, ſondern immer mit dem göttlichen Heilande antwortete: „Umſonſt habt ihr es empfangen, umſonſt ſollt ihr es auch geben“ (Matth. 10, 8.), da freute er ſich, denn daran erkannte er Hilarion und begab ſich zu ihm.

Sie gingen nun zuſammen in ein ganz fremdes Land, deſſen Volk und Sprache ihnen durchaus unbekannt war: nach Dalmatien, dem öſtlichen Küſtenlande des adriatiſchen Meeres; ein ſchönes Land, aber häufig ſchwer heimgeſucht durch Erdbeben. Ein ſolches beängſtigte eben die Hafenſtadt Epidaurus. Während die Erde ſich ſpaltete, um ſie zu verſchlingen, die Berge zuſammenkrachten, um ſie zu verſchütten, ſtieg das Meer mit ſolcher Gewalt zu ſolcher Höhe, daß Schiffe auf Felſen am Ufer geſchleudert wurden. Das gedrangſalte Volk floh wie auf höheren Antrieb zu Hilarion, der in der Schlucht eines Berges lebte, jammerte nach Errettung und führte ihn zum Geſtade des Meeres. Hilarion hatte den Glauben, der Berge verſetzt. Er zeichnete drei Kreuze in den Sand des Ufers und erhob die Hand wider die Wellen. Sie bäumten ſich hoch auf wie unbändige Roſſe, ſtanden, überſchlugen ſich und wogten langſam vom Geſtade zurück. Der heilige Hieronymus, der das Leben beſchrieben hat und ſelbſt ein Dalmatier war, ſagt: „Von dieſem Wunderzeichen weiß die Stadt Epidaurus und ganz Dalmatien bis auf den heutigen Tag zu ſagen; denn die Mütter erzählen es ihren Kindern, um es im Gedächtniß der Nachkommen zu erhalten.“ Warum wird es uns ſo ſchwer, die Wunder mit dem Auge des Glaubens aufzufaſſen? Gehören wir etwa zu Denen, die der Herr Jeſus nannte: „Ihr Kleingläubigen“! als Er eine große Stille auf dem Meere machte? (Matth. 8.)

Ein Land, wo Hilarion unter ſolchen Umſtänden auftrat, konnte die Stätte ſeines Bleibens nicht ſein. Er ging nach

der Insel Cypern, deren Primas der heilige Epiphanius, Bischof zu Salamin, sein Landsmann und ehemaliger Schüler, war. An dessen Tisch wurden ihm einst Vögel vorgesetzt. Hilarion weigerte sich davon zu essen, weil er, seit er das Kleid des Einsiedlers trage, nie etwas gekostet habe, das je belebt gewesen sei. „Seitdem ich dies Kleid trage," antwortete Epiphanius, „habe ich nie zugegeben, daß irgend Jemand einschliefe, der etwas gegen mich auf dem Herzen hatte und bin selbst nie in Unfrieden mit einem Andern eingeschlafen." „Verzeih mir, mein Vater," entgegnete Hilarion demüthig, „du hast eine bessere Lebensregel befolgt als ich." Einige Meilen von Paphos, zwischen Trümmern eines verlassenen Götzentempels, siedelte er sich an und lebte dort zwei Jahre, immer betend, immer Wunder wirkend, immer auf der Seelenflucht vor dem Ruhme seiner Heiligkeit. Fünf Jahre vor seinem Tode schickte er den Hesichius mit dem Auftrage fort, die Brüder in Palästina zu grüßen und in Egypten oder Lybien einen Ort ausfindig zu machen, wo er ungestört sein letztes Stündlein erwarten könne. Hesichius kehrte zurück und rieth dem Greise, in Cypern zu bleiben, wo er im Innern der Insel ein wildes einsames Thal erkundschaftet hatte. Es lag auf dem Gebirge und war rings von hohen, schroffen Felsen eingeschlossen; daher fast unzugänglich. Aber es hatte ein klares Bächlein, eine grüne Wiese und viele schöne Aepfelbäume. Dazu stand die ganze Gegend in dem Rufe, von bösen Geistern bewohnt zu sein. In solcher wilden Abgeschiedenheit von seinen alten Feinden umringt zu leben und zu sterben, das sagte dem heiligen Greise zu. Mühsam steigend und kletternd, zuweilen auf Händen und Füßen kriechend, erreichten sie das Thal, das Hilarion als die Stätte seiner Ruhe erkannte. Darum wollte er auch keinen irdischen Trost haben und schickte seinen lieben Jünger Hesichius nach Palästina zurück, mit der Erlaubniß, ihn ein paar Mal im Jahre besuchen zu dürfen. Das geschah. Hilarion legte sich ein Gärtchen am Bache an, und lebte von Kräutern und Wasser, wie in seiner Jugend. Von den

Aepfeln aß er nie; aber ſie erfreuten ſein Auge. Menſchen wagten ſich nicht zu ihm. Und ſo hatte er denn wieder ſeine langerſehnte, liebe Wüſteneinſamkeit, in der er nichts hörte als die Stimme Gottes und nichts ſah als himmliſche Bilder, die das irdiſche Auge nicht wahrnimmt, weil es vom irdiſchen Sinne befangen iſt. Kurz vor ſeinem Tode fand ſich wunderſamer Weiſe ein Gichtbrüchiger bei ihm ein, der Beſitzer dieſer Felſenwildniß, und bat ſo beweglich um ſein Gebet, daß Hilarion weinend Gottes Barmherzigkeit anrief und den Mann geſund entließ. Dies hatte die gewöhnlichen Folgen; aber ſie rührten ihn nicht mehr! Er wurde krank und ſchrieb für Heſichius ſein Teſtament auf, indem er ihm ſein Evangelienbuch, ſein Bußkleid und ſeinen armſeligen Mantel vermachte. Viele gottſelige Leute aus Paphos beſuchten ihn mit großer Andacht. Nichts lebte mehr an ihm, als Augen und Stimme; der ganze Leib war ſchon wie todt. Auf einmal überfiel ihn wieder die heilige Furcht vor dem Gerichte Gottes und er ſprach ermuthigend zu ſich ſelbſt: „Fürchte dich nicht, meine Seele! zieh' aus, zieh' aus! Siebzig Jahre haſt du Chriſto gedient und du ſollteſt den Tod fürchten?“ Da legte ſich eine tiefe Ruhe auf ſein Antlitz und er entſchlief im Herrn; in dem Gott, der ſo früh ihn berufen und geſagt hatte: „Du biſt Mein.“

Paul der Einfältige.

„Da iſt Bahn und Straße, die richtige Straße, auf der ſelbſt Einfältige nicht irre gehen.“ (Iſai. 35, 8.)

Ein ſechszigjähriger Landmann irrte tief bekümmert und rathlos in der Wüſte umher, die der heilige Antonius bewohnte. Sein Weib, das jung und ſchön, aber böſe und laſterhaft war, hatte ihn betrogen und Gott ſchwer beleidigt. Er überließ ihr ſein Häuschen und Alles, was er beſaß, und

floh hinweg, ohne recht zu wissen, was aus ihm werden solle. Er war ein gar schlichter unschuldiger Mensch, der nicht um die Welt eine Lüge gesagt und seinem Nächsten wehe gethan hätte; er hieß Paul. Acht Tage streifte er umher, rathlos und angsthaft. Da gab Gott ihm ein, alles Uebrige zu vergessen und nur an das Heil seiner Seele zu denken, und Paul machte sich auf und ging geradesweges zu Antonius und sagte ihm, er wolle lernen, Einsiedler zu werden. Antonius entgegnete, dies sei in so hohen Jahren nicht mehr möglich; er solle anderweitig recht fromm Gott zu dienen suchen, denn die Strenge des Einsiedlerlebens könne er nicht ertragen. „Lehre mich nur, was ich zu thun habe," antwortete Paul gelassen; „ertragen werd' ich es schon." „Es geht nicht an," entgegnete Antonius, „du kannst nicht Einsiedler werden. Willst du aber durchaus von der Welt dich entfernen, so geh' in ein Kloster, wo Mönche beisammen leben, damit du im Nothfall die Pflege und Hülfe findest, die dein Alter bedarf. Hier findest du nichts, denn ich lebe ganz einsam und esse nur am dritten oder vierten Tage ein wenig." Damit ging Antonius in seine Zelle zurück und verschloß sich drei Tage in ihr, seinen Gebeten und Betrachtungen obliegend und dem Paul überlassend, ob er seinen Rath befolgen wolle oder nicht. Am vierten Tage trat Antonius aus seiner Höhle und siehe, Paul war noch da. „Lieber Alter," sprach er gütig, „dies ist kein Ort für dich." „Mein Vater," entgegnete Paul entschlossen, „ich werde nirgends sterben, als gerade an diesem Orte." Antonius sah, daß der alte Mann nicht das geringste von Lebensmitteln bei sich hatte, und da er noch nicht wußte, welch' ein Geist diesen Greis beseelte, so ließ er ihn eintreten, gab ihm etwas Brod und Wasser und sprach: „Paul, du kannst vollkommen und selig werden, wenn du den Gehorsam beobachten willst." „Ich will ihn beobachten; befiehl nur," sagte Paul einfach. Diese kindliche Bereitwilligkeit zu gehorchen, und zwar in so spätem Alter, erfreute Antonius ungemein, und er begann sogleich mit Paul umzugehen, wie mit einer sehr begnadigten Seele. „Geh jetzt hinaus, stelle

dich vor der Höhle hin und bete, bis ich dir Arbeit bringe," sprach er zu ihm. Paul ging hinaus und begab sich in's Gebet; Antonius aber ließ ihn stehen den ganzen Tag und die ganze Nacht, und so oft er durch ein Luftloch in seiner Zelle nach ihm schaute, stand Paul vertieft in's Gebet unbeweglich auf demselben Flecke, so daß er nach vierundzwanzig Stunden nicht um eines Strohhalms Breite davon gewichen war, unbekümmert um die sengende Sonnengluth und den nächtlichen Thau. Nun brachte Antonius ihm in Wasser erweichte Palmzweige und sagte: „Flechte davon einen Strick, wie du siehst, daß ich es mache." Es war eine mühsame und anstrengende Arbeit; aber Paul machte sie mit großem Eifer und flocht fünfzehn Ellen zusammen. Als nun Antonius den Strick ansah, gefiel er ihm nicht und er sprach: „Du hast ihn zu fest gedreht; mach' ihn auf und flechte ihn lockerer." Paul flocht die fünfzehn Ellen wieder auf und dann auf's Neue zusammen, was eine außerordentlich schwere Arbeit war, weil sich die eingeweichten und feuchten Palmzweige durch die erste Flechtung ganz verkrümmt hatten. Dies mußte er sieben Tage lang üben, ohne daß er Speis' und Trank erhalten hätte, weil Antonius ihn prüfen wollte, ob er geduldig bei aller Vernachlässigung sei und durch keine Mühseligkeit sich abschrecken lasse. Paul ließ Herz und Muth nicht sinken, beklagte sich mit keinem Worte, mit keinem Blick und blieb freundlich bei seiner Arbeit. Antonius freute sich mehr und mehr, ging nach Untergang der Sonne zu ihm und fragte: „Willst du jetzt ein Stück Brod mit mir essen, mein lieber Paul?" „Wie du willst, mein Vater!" war die Antwort. Sie gingen in die Höhle und Antonius legte vier Brödchen, jedes von zwölf Loth, vor, eins für sich und drei für Paul; sie waren so steinhart, daß sie in Wasser erweicht werden mußten. Während das geschah, betete Antonius einen Psalm und wiederholte ihn zwölf Mal und Paul betete ihn freudig mit. Dann sprach der heilige Meister zu dem heiligen Schüler: „Wir wollen uns setzen, aber noch nicht essen, sondern der Wohlthaten Gottes gedenken." Und

als es Nacht geworden war, setzte er hinzu: „Die Essenszeit ist vorüber, laß uns das Dankgebet sprechen und schlafen gehen.“ Ohne Widerrede gehorchte Paul. Um Mitternacht weckte Antonius ihn zum Gebet und erst am Abende dieses Tages genossen sie etwas Brod. Als Jeder eins verzehrt hatte, sagte Antonius, der nie mehr aß: „Nimm noch ein Brödchen und iß es.“ „Wenn auch du noch eins issest, so will ich es thun, sonst nicht,“ antwortete Paul. „Ich darf nicht,“ weil ich Einsiedler bin und als solcher arm leben muß,“ entgegnete Antonius. „Dann darf ich auch nicht, weil ich Einsiedler werden will,“ sprach Paul ruhig.

Der heilige Antonius lehrte vom Gehorsame: „Da unser Herr gesagt hat: Ich bin gekommen, nicht um meinen Willen zu thun, sondern den Willen Dessen, der mich gesandt hat: so ist das ein Fingerzeig für uns. Will der Mensch in kürzester Zeit vollkommen werden, so sei er nicht sein eigener Lehrer und Meister und folge nicht seinem eigenen Willen, wenn gleich sein Wille nicht unrecht sei. Denn der Wille Christi war dem Willen seines himmlischen Vaters gewiß nicht zuwider; im Gegentheil! und dennoch wollte er seinen eigenen Willen nicht thun, um nicht für ungehorsam zu gelten und um uns den Gehorsam zu lehren, der vor Allem in gänzlichster Verleugnung des eigenen Willens besteht. Der Sohn Gottes konnte nicht fehlen, wenn er auch seinen Willen gethan hätte und that ihn nicht. Um wie viel weniger dürfen wir, die wir mit dem besten Willen ganz außerordentlich oft fehlen und überdies sehr selten einen ganz reinen Willen haben, unserm Kopfe folgen, wenn wir nach der höheren Vollkommenheit streben.“ Gemäß dieser Lehre behandelte und übte er seine Jünger und Paul schmiegte sich mit unbeschreiblicher Demuth und Einfachheit in diese Zucht. Bald mußte er einen ganzen Tag Wasser aus dem Brunnen schöpfen und es gleich wieder ausgießen; bald sein Kleid zertrennen, zusammenheften und wieder zertrennen; unzählige Mal fertige Körbe auf- und wieder zuflechten. Einmal bekam Antonius eine Schale voll Honig geschenkt. Er sagte

zu Paul: „Zerbrich das Gefäß und laß den Honig auf den Sand fließen.“ Und gleich darauf, als sein Befehl eben vollzogen war: „Jetzt schöpfe den Honig ganz sauber und ohne eine Vermischung vom Sande auf und in eine andere Schale.“ — Bedenkt man, wie der Mensch von so unzählig vielen Schickungen und Zulassungen Gottes heimgesucht wird, deren Ursache er nicht ergründen kann und die häufig der menschlichen Klugheit und Einsicht ganz zuwiderlaufen: so muß man die Schule weise und liebevoll nennen, in welcher Paul auf solche Art zur gleichmüthigen Hingebung eingeübt wurde. Und bedenkt man die heftige Neigung jedes Menschen, nichts lieber als den eigenen Willen zu thun: so muß man Gott preisen, dessen Gnade eine solche Verleugnung der heftigsten Neigung ermöglicht, und den Menschen lieben, der in einer so unaussprechlichen Seelenreinheit die Gnade aufnimmt und ihre Wirksamkeit unterstützt.

Nachdem Antonius sich überzeugt hatte, daß ihm Paul in der vollen Strenge des geistlichen Lebens Gehorsam leiste, sprach er: „Nun sieh, mein Bruder! traust du dir zu, Tag für Tag so fortzuleben, dann will ich dich bei mir behalten.“ Ungemein freundlich versetzte Paul: „Ich weiß nicht, mein Vater, ob das Schwere nicht noch kommt und ob du mir nicht noch harte Dinge lehren und befehlen wirst; denn Alles, was ich bisher gethan und von dir gesehen habe, kann ich mit Gottes Hülfe und ohne besondere Anstrengung verrichten.“ Nach einigen Monaten führte Antonius diese in ihrer Einfalt so vollkommene Seele in eine Zelle, die etwa dreitausend Schritte von der seinen entfernt war und sagte: „Sieh, Paul, jetzt bist du im Namen und durch die Gnade Jesu Einsiedler geworden; jetzt lebe in der Einsamkeit, arbeite fleißig, hebe Gedanken, Herz und Gemüth zu Gott dem Allmächtigen empor, während deine Hände thätig sind; iß und trinke nie vor Sonnenuntergang und nie so, daß du gesättiget wärest, lerne streiten und kämpfen mit unserm alten Widersacher, dem Teufel, und übe Alles pünktlich, was ich dir gesagt und gezeigt habe.“ Mit der größten Aufmerksam-

keit empfing Paul dieſe Ermahnung und mit eben ſo großer Genauigkeit befolgte er ſie, denn er betrachtete ſie nicht anders, als ob ſie Gott ſelbſt ihm gäbe. Antonius beſuchte ihn zuweilen und erfreute ſich an dieſer ſchlichten Gottſeligkeit, die gar keine Ahnung ihrer hohen Tugend hatte; und wenn fremde Brüder bei ihm waren, ließ er oft Paul rufen, damit er ihnen zum Vorbilde und zur Erbauung diene. Einſt befanden ſich ſehr erleuchtete und vortreffliche Brüder zum Beſuche bei Antonius und Paul war gerufen worden, um ſie zu bedienen, was er mit demüthiger Freude gar gern that. All dieſe gottſeligen und weiſen Männer führten zuſammen äußerſt erhabene Geſpräche über göttliche Dinge und einmal auch über die Propheten. Da Paul nie von ihnen gehört hatte, ſo fragte er ganz unbefangen: „Waren die Propheten vor dem Herrn Chriſtus, oder war Chriſtus vor den Propheten?“ Antonius erröthete faſt über dieſe Frage und ſagte ganz freundlich zu Paul: „Schweige ſtill, mein Bruder.“ Paul ſchwieg. Die Brüder blieben drei Wochen bei Antonius und Paul bediente ſie höchſt aufmerkſam, aber mit einem ſo unverbrüchlichen Stillſchweigen, daß ſie endlich fragten: „Warum redeſt du nie mit uns?“ Paul lächelte freundlich und gab keine Antwort. Als nun die Brüder den Antonius um den Grund fragten und er ſich durchaus nicht beſinnen konnte, etwas Derartiges geboten zu haben, ſagte er zu Paul: „Rede doch mit den Brüdern! weshalb ſchweigſt du?“ „Weil du es mir geboten haſt, mein Vater,“ antwortete Paul gelaſſen. Da rief Antonius: „O meine Brüder! dieſer Paul verdammt uns Alle, denn Keiner von uns beachtet und befolgt ſo genau die Einſprache des heiligen Geiſtes, wie er jedes Wort in Obacht nimmt, das ich zu ihm ſpreche.“

Paul war ſo recht einer von jenen „Kleinen,“ denen Gott ſeine ewigen Geheimniſſe offenbart. Das ſüße, erhabene, beſeligende Geheimniß vom Gehorſame des ewigen Wortes in der Menſchwerdung war ihm aufgegangen; im Verſtande nicht, wohl aber im Herzen. Er gehorchte, weil

ſein Gott gehorſam war. Das iſt die höchſte Stufe des Gehorſams," ſagt der heil. Bonaventura in ſeiner „Goldenen Leiter der Tugenden."

Nach der Lehre des heiligen Antonius beherrſchten gewiſſe böſe Geiſter durch gewiſſe Laſter die Menſchen; hatte nun Jemand irgend ein Laſter, ſei es Hochmuth, Geiz, Trägheit, Neid u. ſ. w. völlig in ſich beſiegt und es in der Wurzel ausgerottet: ſo belohnte Gott der Allmächtige dieſen gewaltigen Kampf zuweilen mit der Gnade, daß ein ſolcher Streiter Chriſti ſeine Macht über den Dämon dieſes Laſters in Andern ausüben durfte. Durch Demuth und Gehorſam beſiegte Paul ſo gründlich den alten Menſchen in ſich, daß er ſchnell zur höchſten Vollkommenheit ſich erſchwang. Die Kraft Gottes fand kein reineres Werkzeug als dieſen einfachen Greis und darum wurde ſein Gebet gleichſam allmächtig wider die Dämonen und die von ihnen Beſeſſenen. Die traurigſten Fälle der Art ließ Antonius, vielleicht auch aus Demuth, denn in dieſer Tugend übertrifft immer ein Heiliger den andern, von ſeinem Paul erledigen. Einſt wurde ihm ein Jüngling zugeführt, der vom Dämon der Gotteslästerung bis zum Wahnwitz geplagt war. Er brachte ihn zu Paul und ſagte: „Vertreibe den böſen Feind aus dieſer Seele, damit ſie Gott lieben und loben könne." „Warum thuſt du es nicht, mein Vater?" fragte Paul. „Weil ich eben keine Zeit habe," antwortete Antonius und ging von dannen. Paul verrichtete ſein eifrigſtes Gebet und ſagte darauf: „Haſt du es gehört, du böſer Dämon, Antonius befiehlt dir, dieſe Seele zu verlaſſen." Aber der Jüngling wüthete frecher und wilder noch wider Gott und alles Heilige. „Verlaß dieſe Seele, oder ich verklage dich bei Chriſtus!" wiederholte Paul. Doch ohne Erfolg. Da ging er hinaus unter die brennende Mittagſonne Egyptens, die dem babyloniſchen Feuerofen nicht unähnlich iſt, beſtieg einen Felſen und ſprach: „Lieber Heiland, Du ſiehſt, daß ich hier ſtehe. Nun, ich werde nicht von hier fortgehen, nicht ſchlafen, nicht eſſen, nicht trinken, bis Du dieſen armen Jüngling von dem

böſen Geiſte befreit haſt; denn Antonius hat mir befohlen, Dich darum zu bitten.“ Und mit dieſer Taubeneinfalt führte er das Werk zu Ende.

Mit zärtlicher Liebe und Bewunderung nannten die Brüder dies Schoßkind Gottes nie anders, als Paul den Einfältigen, ſo erzählt Palladius, Biſchof von Helenopolis, der ſich gegen Ende des Jahrhunderts drei Jahre in der Wüſte Egyptens aufhielt.

Ammon, Abt zu Nitria.

„Herr, wer wird ruhen auf deinem heiligen Berge?
„Wer ohne Makel einhergeht.“ (Pſ. 14, 1—2.)

Unſern Alexandrien, in einem Landhauſe, ſaß ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren einer Jungfrau gegenüber und erklärte ihr das ſiebente Capitel des erſten Corintherbriefes, welches von den Vorzügen des jungfräulichen Lebens vor dem Eheſtande handelt, Vorzüge, die der heilige Apoſtel in dem Worte zuſammenfaßt: „Eine Jungfrau iſt auf das bedacht, was des Herrn iſt, damit ſie an Leib und Geiſt heilig ſei.“ (V. 34.) Und: „Seliger iſt ſie, wenn ſie Jungfrau bleibet.“ (V. 40.) Dieſe beiden jungen Leute waren im Feſtgewande und trugen Blumenkränze auf der Stirne; dies war hochzeitlicher Gebrauch und ſie waren eben vermählt worden. Der Jüngling hieß Ammon. Er war aus einer reichen und angeſehenen Familie entſproſſen, früh elternlos geworden und hatte von ſeinem Oheim eine vortreffliche Erziehung erhalten, damit er einſt auf jede Weiſe in der Welt glänze. Aber die Gnade bemächtigte ſich ſo ganz und ſo früh ſeiner Seele, daß die Welt mit ihrem Glück und ihrem Glanz nicht den mindeſten Reiz für ihn hatte. Reichthümer, Ehren, Genüſſe und Freuden ſtießen ihn ab, ſtatt ihn anzuziehen. Sein Oheim, übrigens ein ſehr rechtſchaffener Mann,

ſah das mit großer Betrübniß und wähnte, das beſte Mittel, um Ammon auf andere Gedanken zu bringen, ſei der Eheſtand. Ohne ihn zu fragen, ſchloß er eine Verbindung zwiſchen ſeinem Neffen und der Tochter eines ſehr angeſehenen Mannes ab; und erſt, nachdem Alles beſtimmt und abgemacht war, erfuhr Ammon dieſe Verfügung ſeines Oheims, den er wie ein guter und dankbarer Sohn zärtlich liebte und ehrte. Reine Seelen gehen ſicher an Gottes Hand. Ammon unterwarf ſich äußerlich. Aber die Gnade in ihm war ſo groß, daß ſie auch auf ſeine Braut überging, und der Schwung ſeiner Seele ſo hoch, daß er auch die Braut über das Irdiſche erhob. Nachdem Ammon ihr mitgetheilt hatte, was der Apoſtel Paulus auf Eingebung des heiligen Geiſtes über die Virginität ſagt, und was der göttliche Heiland vom Himmelreiche ſpricht, wie das neunzehnte Capitel des Evangeliſten Matthäus es berichtet: da entzündete ſich auch in dem Herzen des jungen Mädchens die Flamme der himmliſchen Liebe und Beide kamen überein, im jungfräulichen Stande zu verbleiben. Ammon hätte gewünſcht, ſich ſogleich dem Leben der Einſiedler anſchließen zu können; ohne die Einwilligung ſeiner Braut durfte er aber nicht dieſen Schritt thun, und da ſie nicht wußte, was aus ihr werden ſolle, wenn er ſie verließ, ſo bat ſie ihn, er möge ſich vor der Hand noch nicht von ihr trennen. Ammon war es zufrieden und ſie begannen nun ein ſtilles, friedliches, engelhaftes Leben, das ſie achtzehn Jahre miteinander führten. Sie bewohnten ein freundliches, von großen Gärten umgebenes Landhaus und Ammon beſchäftigte ſich eifrig mit deren Beſtellung. Einem Balſamgarten widmete er ganz beſonders ſeine Sorgfalt, da dies Gewächs, wie Weinreben, mit großer Mühe gebaut, beſchnitten und geſäubert werden muß, damit es ſein köſtliches, wohlriechendes Harz ausſchwitze, das zu Weihrauch und zu ärztlichen Mitteln gebraucht wird. Seine Frau ſtand ihrem Hausweſen vor, arbeitete fleißig, um arme und alte Leute zu kleiden, beſuchte Kranke und pflegte ſie und heiligte dieſe geringen und einfachen Beſchäftigungen, wie ſeinerſeits Ammon,

durch eine immerwährende Erhebung des Gemüthes zu Gott. Zweimal am Tage beteten sie gemeinschaftlich die Psalmen und gegen Abend vereinigten sie sich wieder zu einer einfachen Mahlzeit. So vergingen die Tage in einem Frieden, den die Welt nicht kennt und nicht gibt, und ihr Gebet bekam eine solche Kraft, daß sich die Gnade ihnen mehr und mehr mittheilte. Die ganze Umgegend erbaute sich an dem himmlischen Wandel dieser beiden irdischen Engel. Jungfrauen, die nach der höheren Vollkommenheit verlangten, erbaten sich den Rath, die Anleitung und das Gebet dieser gottseligen Frau; Männer und Jünglinge, die ihr Seelenheil zu sichern wünschten, wendeten sich wegen Belehrung an Ammon; jede Seele, die sich in irgend einer Weise bedürftig ihnen nahte, verließ sie getröstet und gestärkt. Die Gabe des Trostes ist auch eine Wirkung des heiligen Geistes, den der göttliche Heiland ja auch „den Tröster" nennt, obzwar sie unter dessen sieben Gaben nicht genannt ist.

Eines Tages sprach die gottselige Frau zu Ammon: „Lieber Herr, es sind jetzt achtzehn Jahre, seitdem ich durch Gottes Gnade deinem heilsamen Rath gefolgt bin, wolltest du jetzt den meinen annehmen, so wär' ich versichert, daß du mich herzlich in Gott liebtest." Ammon entgegnete, sie dürfe immer dessen versichert sein, möge er ihren Rath annehmen oder nicht; und was es denn sei? „Ich glaube," sagte sie, „daß du und vielleicht auch ich, mehr für das Heil anderer Seelen wirken kannst, wenn wir hinfort von einander getrennt leben. Damals hattest du Mitleid mit meiner Jugend und Unerfahrenheit und bliebst bei mir; nun aber, da ich deine Jüngerin im geistlichen Leben geworden bin, finde ich es billig, daß ich dir deine volle Freiheit gebe, damit deine große Tugend und Weisheit nicht länger verborgen bleibe." Mit herzlicher Freude dankte Ammon seiner Frau und dem lieben Gott und sagte: „Das ist ein Gedanke von Oben, geliebte Schwester, und da du es zufrieden bist, so will ich mir denn in der Einsamkeit eine Hütte erbauen. Du aber bleibe hier in diesem Hause und im Schutze des allmächtigen

Gottes.“ Sein ganzes Beſitzthum überließ er ihr, damit ſie unbeſchränkt in Ausübung von Werken der Barmherzigkeit ſei und bald geſellten ſich fromme Jungfrauen zu ihr, mit denen ſie ein ganz aſcetiſches Leben führte und dem Weſen nach, wenn auch nicht in der Form, eine Kloſtergenoſſenſchaft bildete.

Ammon, nachdem er von ſeiner Frau Abſchied genommen und ihr verſprochen hatte, ſie jährlich ein oder zwei mal zu beſuchen, wendete ſich der Wüſte zu, die fortan während zweiundzwanzig Jahren ſein Aufenthalt blieb. Er war einer jener ſeltenen Menſchen, die eine ſolche Urſprünglichkeit und unmittelbare Kraft des Geiſtes haben, daß ſie in der Richtung, die ſie einſchlagen, wenig nur von anderen Menſchen empfangen, aber ſehr viel ihnen geben und in ihnen wecken und anregen können. Deshalb drängte ſein Geiſt ihn auch nicht zu der allgemeinen Wallfahrt der Zeit, zu Antonius, ſondern wie Antonius ſuchte er zuerſt die vollkommene Einſamkeit mit Gott auf, und erſt ſpäter begab er ſich zu dem großen Patriarchen und befreundete ſich innig mit ihm, wie das von dieſen zwei heiligen, in Gott verbundenen Seelen zu erwarten ſtand. Ammon ſiedelte ſich in ſeiner Heimath an, in Unteregypten. Da lag weſtlich von Alexandrien der große See Mareotis, halb Sumpf, halb Waſſer, wie ſich das häufig an den Küſten des mittelländiſchen Meeres, wo es nicht felſig iſt, findet. Am ſüdlichen Ufer dieſes Sees, das Palladius erſt nach anderthalb Tagereiſen erreichte, wurde ſehr viel Salz (Natrum, Niter) gegraben und daher hieß dieſe ganze Gegend Nitria. Sie lief aus in eine ungeheure Wüſte, die ſich bis Mauritanien (Nordafrika) erſtreckte, im Süden aber undurchdringlich bis in's Herz von Afrika ſich ziehen mogte. Kalkſteinfelſen, Ausläufer des Libyſchen Gebirges, erhoben ſich in dieſer Wüſte und bildeten den Berg Nitria, wie man zu ſagen pflegte, den Ammon in der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts zu ſeiner Einſiedelei erwählte und auf dem Palladius gegen Ende deſſelben Jahrhunderts 5000 Mönche fand. Ammon richtete ſich in dieſer furchtbaren

Wüstenei eine Felsenzelle ein und erhob sich zur höchsten Betrachtung und Erkenntniß der Wahrheit, so daß die Fülle von anregenden Kräften, die er aus der Fülle des göttlichen Lichtes und der göttlichen Liebe einsog, wie Wasserbäche vom Hochgebirge in's Thal, aus seiner Seele lebend, erfrischend und reinigend in andere Seelen überströmten. Auf einem anderen Wege als Paulus von Theben, als Antonius und Hilarion, war er zu dieser unaussprechlichen Vereinigung mit Gott gelangt. Er hatte sich nicht in zarter Jugend der Welt entziehen und in die menschenleere Einöde fliehen können. Seine Verhältnisse brachten es mit sich, daß ihm Alles angeboten wurde und Alles ihm gehörte, was den Menschen im irdischen Glücke zurecht zu setzen pflegt. Aber gottliebende Menschen fassen ihre Richtung und alle Dinge, die sie auf derselben finden, nur von dem Gesichtspunkte auf, den sie mit dem Auge des Glaubens erfassen, und verfolgen sie im vollen Zusammenhang bis in die tiefste Tiefe und bis zur höchsten Höhe; und so machen sie sich ein anderes Glück zurecht! Während die Verzagten sie übertrieben und überspannt nennen, sind sie doch nur ganz, doch nur Eines; und während die Weltmenschen sie bemitleiden und beachselzucken, gehen sie aus zur Eroberung der wahren Glückseligkeit. Und dazu haben sie einen sichern Leitfaden, den auch Ammon hatte, in der unverwässerten heiligen Schrift. „Ihr sollt besitzen, als besäßet ihr nicht," heißt es in jenem wunderbaren Corintherbriefe, der so im Geiste des Heilandes das Ideal aufstellt und zwar erreichbar aufstellt, ohne jedoch die große Mehrzahl Derjenigen zu entmuthigen, welche nicht es zu verwirklichen begehrt. Ammon aber strebte aus ganzer Seele dahin und war so erfüllt von der Aussicht und Hoffnung auf die himmlischen Güter und die ewigen Freuden, daß die irdischen und vergänglichen Etwas waren, was zu seinem Besitzthume nicht mehr gehörte. Aug' in Aug' sah er ihnen, und seine Hand erfaßte sie, und sie umringten ihn, und dennoch hatte er sich so vollkommen von ihnen abgelöst, daß er jetzt in einsamer Wüste nicht ärmer war, als in seinem reichen Hause.

Bald wurde er in Unteregypten Das, was Antonius in der Thebais und Hilarion in Paläſtina wurde: der Lehrer und der Mittelpunkt des geiſtlichen Lebens. Heilsbegierige Menſchen kamen in Schaaren zum Berge Nitria und Viele blieben bei Ammon und wurden große Anachoreten. Der Berg glich einem Bienenſtock, ſo war er von Zellen durchgraben, deren Bewohner ſich von dem ſüßen Honig heiliger Betrachtung nährten. Ihre Beſchäftigung war die Leinweberei, deren Ertrag Ammon theils für den Unterhalt der Brüder, theils für die Armen weit und breit umher, theils endlich für die Verpflegung der zahlreichen Gäſte verwendete. Die Gaſtfreundſchaft wurde im hohen Grade geübt. Kamen Fremde an, ſo eilten die Mönche ihnen entgegen, führten ſie pſalmenſingend erſt in die Kirche, dann in die geräumige Herberge, wuſchen ihnen die Füße, brachten Speiſe und Trank und bedienten ſie. Ein großes Haus, das auf dem Berge neben der Kirche lag, war ganz allein für Gäſte beſtimmt. Da durften ſie Jahre lang bleiben, wenn es ihnen gefiel, und während der erſten acht Tage muthete man ihnen auch keine Arbeit zu. Blieben ſie aber länger, ſo mußten ſie ſich beſchäftigen und im Gemüſegarten, in der Küche, in der Bäckerei oder irgend einer andern häuslichen Arbeit thätig ſein, mußten auch das allgemeine Stillſchweigen halten, welches für gewiſſe Stunden feſtgeſetzt war. Kamen Gelehrte oder wiſſenſchaftlich gebildete Männer, ſo verſah man ſie mit Büchern und Schriften, um ſie in ihrer Art von Thätigkeit zu erhalten; und auch ſie mußten ſich der allgemeinen Lebensordnung fügen, um keine Störung in der klöſterlichen Regel zu machen. Die Mönche beteten zu beſtimmten Zeiten täglich mehrmals gewiſſe Pſalmen uud ſangen Hymnen und Loblieder, ſo daß der ganze Berg von himmliſchen Chören erſchallte. Täglich auch belehrte Ammon ſie über die Pflichten, die Wege und das Ziel des aſcetiſchen Lebens und legte ihnen die heiligen Schriften aus. Am Samſtag und Sonntag wurde Gottesdienſt in der großen Kirche gehalten, die mitten auf dem Berge lag. Nach und nach wurden acht

Priester für diese so überaus zahlreiche Gemeinde und deren geistliche Bedürfnisse nothwendig; das heilige Meßopfer und das Predigtamt verwaltete aber immer nur der Aelteste von ihnen.

Fühlte sich einer von Ammons geistlichen Söhnen zu einem besonders strengen Leben der Buße berufen und hatte er zuvor Proben seiner Demuth und Beharrlichkeit abgelegt, so bekam er die Erlaubniß, sich aus dem gemeinsamen Leben zu Nitria in eine größere Abgeschiedenheit begeben zu dürfen. Zehn Meilen tiefer in die Wüste hinein schlugen solche Einsiedler ihre Zelte auf, und zu der Zeit, als 5000 Brüder gemeinsam auf dem Berge Nitria lebten, hatten sich 600 aus ihnen in jene Wüstengegend zurückgezogen, die von der Menge der zerstreuten Zellen oder Hütten den Namen Cellia empfing. Diese Zellen lagen so weit von einander entfernt, daß kein Einsiedler von seinem nächsten Nachbar gesehen oder gehört werden konnte. Jeder blieb für sich und bei seiner Handarbeit, die er einige Mal im Jahr in Nitria ablieferte und dafür die Lebensmittel erhielt, die ihm nothwendig waren. Keiner besuchte den Andern, um sich mit ihm zu unterhalten, Keiner sprach mit dem Andern, um sich zu zerstreuen. War Einer unter ihnen weit vorgeschritten im geistlichen Leben und wußte er, daß ein Anderer schwer kämpfte, so suchte er ihn auf, um ihm Muth oder Warnung oder Trost zuzusprechen. Auch die Einsiedler von Cellia hatten ein Gotteshaus, das inmitten ihrer Wüste lag und worin sie sich ebenfalls Samstags und Sonntags versammelten. Einige von ihnen wohnten drei bis vier Meilen davon entfernt. Da sahen sie sich, aber wie Fremdlinge, die aus dem Himmel kommen, um auf Erden die Beschäftigung der Himmlischen fortzusetzen; nämlich Gott anzubeten. War der Gottesdienst zu Ende, so ging Jeder schweigend heim. Fehlte Einer, so wußten die Uebrigen schon, daß er krank sein müsse, und dann besuchten sie ihn, aber vorsichtig und nicht auf einmal. Genug, wenn sie auch dem Leibe nach einsam und abgeschieden und ohne irgend einen vergänglichen Trost lebten: in der heiligen Liebe zu

Gott und dem Nächſten waren ſie innig verbunden, waren in dieſer Verbindung lebendige Glieder des Leibes Chriſti, durch den ſie wiederum mit dem himmliſchen Vater verbunden waren und ſagten mit größerer Vollkommenheit als der Apoſtel Philippus (Joh. 14, 8.), dem damals der heilige Geiſt noch nicht das übernatürliche Auge geöffnet hatte: „Es genügt uns.“

Der ſelige Stifter dieſer frommen Genoſſenſchaften war mit außergewöhnlichen Gnadengaben beſchenkt und las in den Seelen und in den Zeiten, wie in aufgeſchlagenen Büchern, verborgene Dinge. Betrübte Eltern führten einſt ihren einzigen Sohn in Ketten und Banden auf den Berg Nitria. Der Knabe war von einem tollen Hunde gebiſſen und verſuchte nun in der Wuth über Andere herzufallen. Die Eltern trugen ihr Anliegen vor und flehten um Ammons Fürbitte. „Liebe Leute,“ entgegnete Ammon, „mein armes Gebet vermag in dieſer Sache ſehr wenig, aber ihr ſelbſt vermöget ſehr viel.“ Sie fragten, wie ſo das? Und er ſprach: „Ihr habet eine arme Wittwe ihrer Kuh beraubt; gebt ihr dieſelbe zurück und der liebe Gott wird daran ſolches Wohlgefallen haben, daß Er euch die Geſundheit eures Kindes ſchenken wird.“ Beſchämt, bereuend und hoffnungsvoll gingen ſie heim, machten ihre Miſſethat wieder gut und ihr Sohn wurde geſund. Ein anderes Mal hatten zwei Männer ihm die Verſicherung gegeben, daß ſie ihm gern aus Liebe zu Gott einen Dienſt leiſten mögten. „Das freuet mich,“ ſagte Ammon, um ſie zu prüfen; „dazu will ich euch gleich Gelegenheit geben. In eurem Dorfe hat man uns ein großes neues Faß geſchenkt, welches wir ſehr nothwendig brauchen, um das Trinkwaſſer für unſere Gäſte aufzubewahren; ich bitt' euch, ſchafft es mir herauf.“ Sie verſprachen es und gingen fort. Dem Einen that aber ſeine Zuſage leid und er ſagte zu dem Andern: „Ich werde mich hüten, das Faß den Berg hinauf zu ſchaffen. Das würde mein Kameel ganz zu Grunde richten.“ Der Zweite aber, obwohl er nur ein Eſelein hatte, erfüllte ſein Verſprechen,

nicht ohne Mühe und Anstrengung für sich und sein Lastthier. Als Ammon ihn daher ziehen sah, ging er ihm freundlich entgegen, dankte ihm und sprach: „Sieh! es hat deinem Gefährten nichts geholfen, sein Kameel so über die Maßen zu schonen; denn inzwischen haben die Hyänen es zerrissen.“ Und als der Mann am andern Tage in sein Dorf zurückkam, fand er seinen Gefährten, der sich das Haar vom Kopfe raufte, weil die wilden Thiere über Nacht sein Kameel gefressen hatten.

Einst schickte der heilige Antonius dem seligen Ammon einen freundlichen Gruß und die Einladung, ihn doch noch einmal zu besuchen. Dreizehn Tagereisen trennten sie; Ammon säumte aber nicht, machte sich mit dem Boten und seinem Lieblingsjünger Theodor auf und pilgerte vom Berge Nitria zum Berge Colzim. Sie gelangten glücklich bis zu einem Arme des Nil, den man den Lycus nannte, und spähten nach einem Nachen, der sie hinüber fahre. Es war aber eine ganz menschenleere Gegend, in welcher gar kein Verkehr statt fand; daher gab es nirgends Nachen und es blieb ihnen nichts übrig, als durch den Fluß zu schwimmen. Während die Brüder sich sämmtlich dazu anschickten, wollte Ammon sich nicht entkleiden. Da ward er von einer übernatürlichen Kraft sanft emporgehoben und über den Fluß hinweg geführt; das Wasser trug ihn, wie es seinen Herrn und Meister getragen hatte. Mit inniger Freude empfing ihn Antonius: „Deines Bleibens ist nicht mehr lange zwischen uns, mein Bruder, darum hatte ich ein großes Verlangen, noch einmal mit dir von den Dingen der Ewigkeit zu sprechen,“ sagte er. Sie blieben geraume Zeit beisammen und labten ihre Seelen an dem Licht, das aus der einen in die andere strahlte. Dann trennten sie sich und als bald nachher Ammon auf dem Berge Nitria starb, sah Antonius dessen verklärte Seele „wie die aufsteigende Morgenröthe“ (Hohel. 6, 9.) in's himmlische Vaterland ziehen.

Der heil. Pachomius,

Abt von Tabenna.

„Herr, was willst du, daß ich thun soll.“ (Apostelg. 6, 9.)

Wie Antonius der Schöpfer des Mönchslebens genannt werden kann, so war sein jüngerer Zeitgenosse Pachomius dessen Gesetzgeber. Er gab den Genossenschaften von Anachoreten, die theils als Einsiedler, theils gemeinschaftlicher in Lauren lebten, aber nur ganz form- und gestaltlos durch den gewaltigen Geist ihrer Begründer Antonius, Hilarion und Ammon zusammenhielten, bestimmte Regeln und Gesetze, durch welche sie sich zu einer festen und dauerhaften Verbindung zusammenschlossen. Pachomius war der eigentliche Stifter der geistlichen Orden, deren Vorläufer und Vorbilder jene Drei waren.

Pachomius stammte aus einer heidnischen Familie in der Thebais und ward sorgfältig in den Kenntnissen seines Landes und seiner Zeit unterrichtet. Von frühester Kindheit an zeichnete er sich durch unschuldige Gesinnung und züchtige Sitten in seiner verdorbenen heidnischen Umgebung aus. Es wird von ihm erzählt, daß er als junges Kind seine Eltern zu einem Götzenbilde begleitet habe, das Orakel gab. Aber es verstummte in der Gegenwart dieses Kindes und die Götzenpriester erklärten den bestürzten Eltern, daran sei Niemand Schuld, als der kleine Feind der Götter, ihr Sohn.

Zu der Zeit, als Constantin Krieg führte gegen seinen Mitkaiser Maxentius, ließ er in dem Theile des römischen Reiches, der ihm unterworfen war, die kräftigsten Jünglinge ausheben und im Kriegsdienste verwenden. Dies Schicksal traf auch den Pachomius, der damals kaum zwanzig Jahre alt war. Eine ganze Schaar solcher jungen Leute ward in der Thebais ihren Familien entrissen, auf dem Nil eingeschifft, um zuerst gen Alexandrien und dann zu ihrer ferneren Bestimmung geschickt zu werden. Sie waren sämmtlich sehr niedergeschlagen, verließen ungern ihr Vaterland und wurden überdies von den Soldaten, die sie bewach-

ten, ſchlecht verpflegt und roh behandelt. Als das Schiff eines Tages bei einer anſehnlichen Stadt an's Land legte, kamen viele Einwohner an das Ufer des Nils, brachten den jungen Rekruten Speiſe und Trank und allerlei Labung, tröſteten ſie, ermunterten ſie zu Hoffnung und Muth, und erwieſen ſich ſo ungemein liebevoll gegen dieſe unbekannten und verlaſſenen Jünglinge, daß Alle gerührt waren, vorzüglich aber Pachomius. Er erkundigte ſich, was dies für mildreiche, wohlwollende Leute ſein mögten, und erfuhr, daß es Chriſten wären, Leute, die an Jeſus Chriſtus, den eingeborenen Sohn Gottes glaubten, die ſich bemühten, allen Menſchen Gutes zu thun, beſonders den Unglücklichen, den Hülfloſen und Verlaſſenen, und die dafür ihren Lohn im Himmel, auf Erden nicht, zu empfangen hofften. Von dieſem Glauben der Chriſten ward Pachomius tief gerührt und mit einem von der göttlichen Liebe erleuchteten und entzündeten Herzen zog er ſich zurück, hob Augen und Hände zum Himmel und betete: „Allmächtiger Gott, der Du Himmel und Erde geſchaffen haſt, wenn Du mich aus der gegenwärtigen Trübſal befreieſt und mir die wahre Erkenntniß ſchenkſt, in welcher Weiſe ich Dir am vollkommenſten dienen kann, ſo will ich mich für alle Tage meines Lebens einzig deinem Dienſte widmen. Erhöre mein Gebet und laß mich wiſſen, was ich thun ſoll.“ Das Schiff ging weiter und führte die jungen Leute ihrer Beſtimmung zu. Pachomius vergaß nie, daß er ſich dem Dienſte Gottes anverlobt habe, obwohl ihm vielfache Anlockungen begegneten, und mit Verachtung wies er die Freuden der Welt zurück, denen ſeine heidniſchen Gefährten ſich hingaben.

Conſtantins Kriegszug gegen Maxentius nahm ſchnell ein ſiegreiches Ende, die Soldaten wurden entlaſſen und im Jahre 313 kehrte Pachomius freudig in ſeine Heimath zurück, um ſich unter eine andere Truppe zu ſtellen, nämlich unter die Katechumenen, welche den Unterricht in der Glaubenslehre der Chriſten erhielten. Sein feuriges Herz machte ihn zu einem ſo eifrigen Jünger dieſes ſeligen Glaubens, daß er bald darauf das heilige Sacrament der Taufe empfing. In

der folgenden Nacht träumte er, daß Thau vom Himmel in ſeine rechte Hand fiele und ſich in Honig verwandle, und es ſprach eine Stimme: „Pachomius! Chriſtus der Herr gibt dir große Gnade.“ Sein liebentflammtes Herz wußte nicht anders ſich genug zu thun, als durch die vollkommene Hingebung an dieſen gnadenvollen, liebereichen Herrn. Während er überlegte, wie ſich das am Beſten bewerkſtelligen laſſe, hörte er von dem greiſen Anachoreten Palemon ſprechen, der in einer Einöde der Thebais ein ganz der Welt abgeſtorbenes und dem Himmel zugewendetes Leben führe. Da wurde es hell in Pachomius, als ob ihm innerlich die Sonne aufginge. Er ſprach zu ſich ſelbſt: Das iſt's, wohin Gott dich haben will! und machte ſich ſofort auf den Weg nach Palemons Wüſtenei. An die Thüre der armſeligen Hütte klopfte er demüthig und bat um Einlaß. Der alte Anachoret öffnete die Thüre nur halb, ſchaute ernſt und ſtreng den Jüngling an und fragte: „Was willſt du? wen ſuchſt du?“ Pachomius entgegnete unverzagt: „Gott der Herr ſchickt mich her; ich ſuche dich, denn ich will von dir lernen Einſiedler zu werden.“ Aber mit immer gleicher Strenge ſprach Palemon: „Das haben ſchon Manche mir geſagt, ſind aber bald wieder ihres Vorhabens überdrüſſig worden. Denn das Einſiedlerleben iſt freilich eine gottgefällige, aber auch eine harte und ſchwere Sache, der man wohl überdrüſſig werden kann.“ „Es iſt nicht Einer wie der Andere,“ ſagte Pachomius beſcheiden, „verſuch' es mit mir! allmälig wirſt du meinen guten Willen und meine Kräfte erkennen.“ „Mache erſt die Vorübung zum geiſtlichen Leben in einer Laure durch,“ antwortete Palemon immer abweiſend; „da haſt du durch die Gemeinſchaft mit Anderen mehr Hülfe und durch ihr Beiſpiel mehr Ermunterung; kannſt auch leichter einige Labung finden, wenn das büßende Leben dir zu ſchwer fallen ſollte. Hier an dieſem Orte kann man nicht anders als einen äußerſt ſtrengen Wandel führen, denn alle Hülfe und jede Stütze menſchlicher Art fällt weg. Ich brauche zu meinem Unterhalte nur Brod oder wilde Kräuter mit Salz und durchwache die halbe Nacht, oft die ganze, in

Gebet und Betrachtung der heiligen Schrift. Am Tage bin ich keinen Augenblick müßig und sogar wenn ich die Psalmen singe und bete, verfertige ich ein härenes Zeug zu Bußkleidern, damit ich den Ertrag an Dürftige und Fremdlinge geben könne." Der Jüngling erschauderte bei der Vorstellung, ein ganzes langes Leben in dieser Weise hinzuopfern; doch die Gnade überwog den Widerstand der Natur und er sagte entschlossen: „Ich glaube und vertraue in Christum den Herrn, daß Er mir Stärke und Geduld geben werde, um aus Liebe zu Ihm Zeit meines Lebens bei diesem Wandel zu beharren und ich hoffe auf die Hülfe deines Gebetes, mein Vater." Dieser Glaube an den Beistand Gottes und diese große Opferwilligkeit waren dem alten Palemon ein Zeichen, daß ein übernatürlicher Antrieb und kein Hochmuth und keine Neugier den Jüngling zum ascetischen Leben dränge. Er hieß ihn willkommen, nahm ihn bei sich auf und gab ihm das Gewand, welches alle Anachoreten gleichmäßig zu tragen pflegten, um auch äußerlich zu zeigen, welchem Stande sie sich gewidmet hatten: nämlich das Scapulier von Ziegen- oder Schaffell (Melote).

Ungefähr um diese Zeit schrieb Eusebius in seinem „Erweis des Evangeliums":

„In der Kirche Christi gibt es zwei verschiedene Ordnungen des Lebens, die beide gemäß der Gnade sind, deren Eine jedoch übernatürlich ist und über die allgemeine menschliche Art hinaus geht. Denn sie läßt weder Heirath, noch Kindererzeugung, noch Vermögen, noch Erwerb zu, und widmet sich, durchaus verschieden von gewöhnlicher Weise der Menschen, aus überschwenglicher himmlischer Liebe dem Dienste Gottes allein. Diejenigen, welche solchen Wandel führen, sind dem sterblichen Leben gleichsam schon abgestorben, leben nur dem Leibe nach noch auf der Erde; ihre Seele aber ist mit ganzem Verlangen schon hinübergegangen in den Himmel. Gleich Unsterblichen schauen sie auf den Verkehr der Erdenbewohner hinab und heiligen sich dem ewigen Gott für das ganze Menschengeschlecht, nicht mit er-

würgten Farren, nicht mit Trank- und Rauchopfern, sondern mit ächten Lehren wahrer Gottseligkeit, mit der Gesinnung einer reinen Seele, mit Uebung der Tugend in Werken, wodurch sie Gott versöhnen, und für sich und ihre Brüder heiligen Gottesdienst üben."

So erhaben dachte die alte Kirche von ihren Asceten! so entsprechend ihrer Liebe für den göttlichen Heiland war ihre Auffassung der Ascese, nämlich daß dieselbe in der liebenden Vereinigung mit seinem Sühnopfer übernatürliche Gnade und Kraft gewinne, um Buße zu thun für Diejenigen, welche keine thun, und daß sie dadurch zu einer sühnenden Macht für die Brüder werde. Die Entsagung aus unerhörter, unaussprechlicher Liebe war die Erfindung des menschgewordenen Gottes. Und weil Er, um sie in der allerhöchsten Vollkommenheit zu üben, Mensch ward, so ist sie seitdem auch das Eigenthum der Menschen geblieben, die himmlisch gesinnt sind; denn Er hat den Menschen nicht blos die gottgefälligen Tugenden gezeigt, sondern zugleich auch gegeben in der Kraft der Gnade. Eusebius war keine jener schwunghaften Seelen, wie Antonius, Athanasius, Augustinus, die gleichsam bezaubert von der Liebe Gottes waren und jeden Athemzug zu einem Hymnus und jeden Herzschlag zu einem Liebesseufzer machten. Er war in der Kirche Gottes mehr ein Wissender, als ein Liebender; aber sogar sein trockener Verstand erkennt den überirdischen liebeglühenden Tiefsinn der Ascese an und erwärmt sich an der heiligen Flamme der Liebe zum Leiden, die Christus auf Erden angezündet hat.

Pachomius lebte nun bei Palemon mit eben der Strenge und denselben Beschäftigungen, geistlichen Uebungen und Arbeiten obliegend, wie der Greis selbst. Das nächtliche Gebet wurde ihm sehr schwer. Er war des Nachtwachens nicht gewohnt und häufig übermannte ihn der Schlaf. Dann ging Palemon mit ihm vor die Hütte und hieß ihn einen Sack mit Sand füllen und dann die schwere Last so lange hin und her tragen, bis er wieder munter geworden war. Palemon

hielt ihn auch immer dazu an, recht aufmerksam beim Gebet zu sein und sich weder durch seine Handarbeit noch durch andere Gedanken zerstreuen zu lassen. „Sei wachsam und eifrig, mein Pachomius!“ pflegte er zu sagen. „Wirst du schläfrig und lau, so benutzt das der böse Feind, um dir Widerwillen gegen deinen heiligen Vorsatz einzuflößen, und dann ist all unsere Müh' und Arbeit umsonst gewesen!“ Alle Ermahnungen, Lehren und Uebungen des Greises nahm der fromme Jüngling mit tiefem Gehorsam an und wuchs dadurch von Tag zu Tage im gottgefälligen Wandel, so daß der erfreute alte Palemon nicht aufhörte, Christus den Herrn für einen solchen Jünger zu loben und zu preisen; Pachomius aber that das Nämliche für einen so heiligen geistlichen Vater.

Am hochheiligen Ostertage sprach Palemon: „Heute ist ein allgemeines Fest in der ganzen Christenheit, darum gehe hin, mein Pachomius, und bereite uns für den herrlichen Festtag ein Freudenmahl.“ Der Jüngling vollzog den Befehl und die festliche Mahlzeit, die er zubereitete, bestand darin, daß er auf die wilden Kräuter, die sie sonst nur mit Salz würzten, ein wenig Oel goß. Dann kam er zu Palemon und sagte: „Mein Vater, ich habe gethan, was du mir befohlen hast.“ Als nun Palemon nach verrichtetem Gebete seinen Blick auf die Speise fallen ließ und gewahrte, daß das Oel mit zerriebenem Salze vermischt war, da fing er an bitterlich zu weinen und klagte unter strömenden Thränen: „Mein Herr und Heiland ist am Kreuz mit Galle und Essig getränkt worden und ich soll schwelgerische Kost zu mir nehmen? Ach, das kann ich nicht!“ Pachomius bat ihn flehentlich, doch ein wenig davon zu genießen; es sei ja heute der höchste Freudentag; umsonst! der Greis blieb bei seiner untröstlichen Wehklage. So brachte Pachomius denn, wie gewöhnlich, Salz und Brod; und nun wurde Palemon froh und aß sehr vergnügt mit seinem lieben Jünger.

Einst kam ein fremder Anachoret zu ihnen und bat um Herberge, die ihm gern gewährt wurde. Pachomius hatte

Feuer angemacht, da er Brod backen wollte, und alle Drei ſaßen daneben und ein Wort gab das andere. Der fremde Einſiedler begann vom Glauben zu ſprechen und ſagte plötzlich: „Hat Einer von euch den wahren Glauben, ſo ſtelle er ſich auf dieſe glühenden Kohlen und bete langſam ein Vater Unſer.“ Palemon erkannte aus dieſer vorwitzigen Aufforderung, daß der gute Bruder vom Hochmuth geplagt ſein müſſe und antwortete: „Laſſe dergleichen Worte nicht wieder über deine Lippen kommen, mein Bruder! ein böſer Geiſt gibt ſie dir ein! es iſt derſelbe Geiſt, der unſern Herrn aufforderte, ſich von der Tempelzinne hinab zu ſtürzen. Ergeht der Befehl Gottes an dich, auf glühende Kohlen hinzutreten, ſo vollziehe ihn; aber im Gehorſam und nicht aus Uebermuth des Eigenwillens.“ Anſtatt die Ermahnung Palemons dankbar anzunehmen, erhob ſich der Einſiedler und ſtellte ſich wirklich auf die Kohlen. War es eine beſondere Zulaſſung Gottes, war es ein Blendwerk des böſen Feindes; genug, er blieb unverletzt und wurde nun durch ſeine geträumte Heiligkeit dermaßen hochmüthig, daß er auf Palemon und Pachomius mit großer Geringſchätzung herabſah und ſie auch bald wieder verließ. Aber er ging einem traurigen Ende zu! Der Hochmuth raubte ihm das wahre Vertrauen auf Gott und Wachſamkeit gegen die Verſuchung. Er fiel tief und immer tiefer, und die Blindheit ſeines Herzens wurde ſo groß, daß ſie mehr und mehr ſeine Vernunft umdunkelte, bis er kläglich im Wahnſinne ſtarb. Dieſe Begebenheit war für Pachomius eine heilſame Warnung, ſorgfältig über ſich ſelbſt zu wachen, damit nicht blos die Vorſchrift äußerlich erfüllt, ſondern als ein heiliges Gebot in's Herz gegraben und mit dem ganzen Gemüthe vollzogen werde. Tag und Nacht las er in der heiligen Schrift, lernte ſie auswendig, ſtellte Betrachtungen darüber an und befliß ſich, ihre Lehre von der Geduld, von der Demuth, von der Liebe zu Gott und dem Nächſten zugleich in's Gedächtniß zu faſſen und in's Werk zu ſetzen. Palemon bewunderte ihn heimlich, weil er in ſo himmliſcher Weiſe jede Selbſtverläugnung und Abtödtung

übte, daß seine Seele immer reiner, immer lauterer wurde. Sein hartes, beschwerliches Anachoretenleben, in welchem nichts zu finden war, als nur das, was der sinnlichen Natur auf's Aeußerste zuwider ist, liebte Pachomius herzlich, weil er darin ein Stück des heiligen Leidens seines Herrn durchlebte. Einzelne Stellen in der Wüste tragen ein niedriges Dornengestrüpp, an welchem die Dornen lang und spitz wie große Stecknadeln und dabei so eisenhart sind, daß sie sich wie Lanzen einbohren. Um Jerusalem heißt man sie „Spina sancta," weil die heilige Dornenkrone davon geflochten war. Eine solche Dornenwildniß lag unfern von Palemons Hütte und Pachomius sammelte dort die Reiser ein, welche er zum Feuer brauchte. Wurden nun seine Hände und Füße bei dieser Arbeit schmerzlich von den fürchterlichen Dornen zerstochen, so gedachte er der Nägel, welche die zarten Hände und Füße des liebreichen Herrn am Kreuze durchwundeten und fühlte seine eigenen Schmerzen nicht. So machte Pachomius eine Prüfungszeit von mehreren Jahren bei Palemon durch.

Eine Tagereise Nilabwärts von Theben am linken Ufer liegt in der Wüste hinter dem Dorfe Denderah (dem alten Tentyris) der schöne Tempel der Aphrodite, den die Königin Cleopatra bauen ließ. Er war also schon 400 Jahre alt, als Pachomius in diese Gegend kam; und wie Pachomius ihn damals sah, so ist er im Wesentlichen noch jetzt nach anderthalb Jahrtausenden, nur freilich hat seine Bestimmung sich sehr geändert: er ist eine Herberge für Reisende des Landes geworden[1]). Man nennt im Oriente ein

---

1) Aus den oberen zerstörten Tempelräumen ist der bekannte astronomische Thierkreis von Denderah in das Museum von Paris entführt. Aber in der äußern Vorhalle ist an der Decke noch ganz deutlich, obwohl etwas geschwärzt, ein Thierkreis zu sehen. Er beginnt mit dem Zeichen des Krebses, über dem ein Lichtball schwebt, der in eine Strahlengarbe sich ergießt, wodurch das Sommersolstitium bezeichnet ist. Dann folgen die übrigen Zeichen, wie wir sie kennen,

ſolches Gebäude einen Khan; es bietet dem Reiſenden ein Obdach für ihn ſelbſt ſowohl, als für Eſel, Pferde und Kameele, aber ſonſt findet man nichts, als was man ſelbſt mitbringt. Unter den majeſtätiſchen und rieſenhaften vierundzwanzig Säulen, die, zu ſechs in jeder Reihe, eine großartige Vorhalle bilden, bedeckt jetzt Spreu, als Schlafſtätte für Menſchen und Vieh, fußhoch den Boden, liegen Steine und ſchwarze Aſche als Ueberbleibſel kleiner Feuerheerde umher, ziehen ſich lange Waſſertröge, aus Lehm geknetet, um die Thiere zu tränken, bis zur äußern Eingangspforte hin. Dieſe gemeine Beſtimmung bildet einen ſchneidenden Gegenſatz mit den ſtrengen und erhabenen architektoniſchen Linien des altegyptiſchen Bauwerkes; aber keinen ſchneidenderen, als der tiefe Ernſt dieſer Architektur ſelbſt, mit ihrer kindiſchen, verzerrten und abentheuerlichen Ausſchmückung durch Meißel und Pinſel. Die reinſte Blüthe des Geiſtes der alten Egypter — wie überhaupt vielleicht der meiſten Völker — war ihre Baukunſt, und zwar deshalb, weil ſich die Sinnlichkeit weniger in ihr, als in den übrigen Künſten ausprägen läßt. Das Dorf Denderah liegt unter Dommpalmen und zwiſchen Feldern. Bald geht aber die Cultur in Weideland für Schafe und Ziegen über, und allmälig erſtirbt dieſes in den gelben Wellen des Sandes, aus dem, wie ein ſchwarzer Felsblock, der Tempel der Hathor (ſo hieß die Venus der egyptiſchen Götterlehre) aufſteigt. Hinter ihm wogt und wogt die ungeheure lybiſche Wüſte in's Herz von Afrika hinein.

In dieſer Gegend lag ein verfallenes und gänzlich verlaſſenes Dorf. Ob Chriſten daraus vertrieben waren, ob es früher durch Kriege der Römer oder noch älterer Völker zerſtört und verödet worden war, man weiß es nicht! Es hieß Tabenna und hieher gerieth einſt Pachomius, als er tiefe Einſamkeit geſucht hatte. In ſein Gebet hinein ſprach

---

mit Sternen und mit ſymboliſchen Geſtalten untermiſcht; nur ſtatt des Zeichens der Jungfrau iſt hier eine Schlange.

eine Stimme von Oben: „Pachomius, dies ist der Ort, wo du mir dienen sollst, du und viele Andere. Schau' auf!" Und ein Engel zeigte ihm eine Tafel, auf welcher die Vorschriften standen, welche Pachomius später als Ordensregel seinen Mönchen gab. Er eilte sogleich zu Palemon zurück und unterwarf Alles dessen Urtheil. Der Greis glaubte gern, daß ein großer Beruf den Pachomius erwarte, ging mit ihm nach Tabenna, half ihm eine Zelle errichten und kehrte darauf in sein altes Hüttchen zurück. Da überfiel ihn eine schmerzhafte, langwierige, aus seinen strengen Fasten entspringende Krankheit. Es begaben sich einige Brüder zu ihm, die, in der Meinung, ihn recht gut zu pflegen, bessere und reichlichere Nahrungsmittel ihm gaben. Doch seine Leiden wurden immer heftiger und er bat die Brüder, sie mögten ihn nur bei seiner alten Weise lassen. „In Gott dem Herrn und in der Abtödtung ist allein Ruhe und Freude zu finden," sprach er. „Und so will ich denn die geistlichen Waffen, die ich um der Liebe Jesu willen ergriffen habe, bis zum Ende brauchen." Und so ließ er sich von der Krankheit aufzehren und starb selig in den Armen seines geliebten Pachomius, der unter Psalmengebet den ehrwürdigen Greis begrub.

Seit Pachomius Christ und Einsiedler geworden war, hatte er nie irgend einen seiner Verwandten gesehen. Wie groß war seine Freude, als eines Tages sein älterer Bruder Johannes ihn in der Wüste von Tabenna besuchte und zwar in der Absicht, sein Einsiedlerleben zu theilen. In jenen glücklichen ersten Zeiten des Evangeliums zeichneten sich die Christen dermaßen durch ihre Tugenden aus, daß das Leben, welches sie nach ihrer Bekehrung zu führen pflegten, auf jene Heiden, die Sinn für Tugend behalten hatten, tiefen Eindruck machen mußte. Einen solchen Eindruck hatte Pachomius durch die Nächstenliebe der Christen empfangen, und einen solchen Eindruck empfing Johannes, als er von dem ascetischen Leben hörte, das sein Bruder um der Liebe Gottes willen mit so großer Gnade in der Wüste führte. Was

für ein Glaube mußte das sein, der zu solchem Opfer befähigte? Johannes lernte diesen Glauben kennen, ließ sich taufen und wurde Anachoret. Beide Brüder gingen nun gemeinschaftlich auf die Erstürmung des Himmelreiches aus und Einer befliß sich, es dem Anderen an Demuth, Geduld und Selbstverläugnung zuvorzuthun. Die Abtödtung, welche Pachomius übte, war gleichmäßig groß für Leib und Seele. Während fünfzehn Jahren und trotz seiner strengen Fasten, Nachtwachen und Handarbeit legte er sich nicht zum Schlafe nieder, sondern in der Mitte seiner Zelle sitzend und ohne sich an die Wand zu lehnen, schlief er. Durch diesen Mangel an Schlaf litt er anfangs unsäglich, bis die Natur dermaßen überwunden war, daß sie des Geistes Ruhe in Gott nicht mehr störte. Mit ausgespannten Armen und unbeweglich, als ob sein Leib an's Kreuz geheftet sei, betete er stundenlang und läuterte dermaßen seine Seele durch ihre beständige Erhebung zu Gott und Betrachtung der ewigen Schönheit, daß sie auf ihrem fleckenlosen Spiegel kein Atom von Unvollkommenheit ohne bittere Reue dulden konnte. Welche Versuchungen der alte Feind der menschlichen Vollkommenheit ihm bereitete und welche Fallstricke er ihm legte, läßt sich aus diesen Riesenkämpfen genugsam schließen.

Einsprache von Oben belehrte ihn, die Zeit sei nahe, da er viele Einsiedler um sich versammeln und ihnen eine geistliche Richtschnur für ein gemeinsames Leben geben werde. Er war noch ganz allein mit Johannes in Tabenna, aber er war aufmerksam auf die Stimme Gottes, wie der Knabe Samuel im Tempel, und deshalb begann er allgemach Zelle an Zelle zu bauen. Johannes, der ein großer Liebhaber der einsiedlerischen Beschränkung war, rügte diesen vermeintlichen Fehler mit einiger Heftigkeit und seine Vorwürfe thaten dem Pachomius schmerzlich weh; jedoch unterdrückte er alle Antwort und verhielt sich in größter Sanftmuth schweigend und freundlich. In der Nacht überfiel ihn ein unsäglicher Reueschmerz über diese unwillkürliche Regung von Empfindlichkeit. Ein alltäglicher Mensch hätte sich in diesem Falle sein

Schweigen zur Tugend angerechnet; dieſer heilige Menſch rechnete ſich die innere Aufwallung zur Sünde an. Pachomius ging hinaus, warf ſich in den Staub, weinte bitterlich und wehklagte: „Wehe mir! ich wandle noch immer nach dem Fleiſche und nicht nach dem Geiſte! ich walle auf in Ungeduld, weil ich im Recht zu ſein glaube. Nicht alſo haſt Du es gemacht, Du ſanftmüthiger und demüthiger Herr Jeſus, und findeſt Du nicht einen Theil deiner Gnade in mir, ſo bin ich nicht dein treuer Knecht. Findet hingegen der böſe Feind einen Theil ſeiner Werke in mir, ſo bin ich ſeiner Dienſtbarkeit unterworfen, weil geſchrieben ſteht: „Von wem Jemand überwältigt wird, deſſen Knecht iſt er.“ (II Petr. 2, 19.) Wie ſoll ich mich unterſtehen Andere über das geiſtliche Leben zu belehren, da ich dein heiliges Geſetz nicht mit unbeflecktem Gemüthe zu halten vermag! O Herr! o Herr! läutere mein Herz mit dem Strahle deiner Gnade.“ Eine ſo zarte Gewiſſenhaftigkeit würde ſchwerlich da gefunden werden, wo die Zermalmung und Vernichtigung des natürlichen Menſchen durch die heilige Asceſe, nicht ſtattgefunden hat.

Johannes ſtarb bald darauf und Pachomius empfing den Troſt von Gott, daß nun ein greiſer Einſiedler, Namens Apollo, ihn häufig beſuchte und ihn in ſeinen Kämpfen gegen ſataniſche Lockungen kräftigte. Einſt klagte ihm Pachomius alle Leiden dieſes täglich und immer in anderer Geſtalt ſich erneuernden Streites. Lächelnd antwortete Apollo: „Der böſe Feind hat zwei Gründe, um mit aller Macht den Krieg gegen dich zu führen. Erſtens den, daß er dich noch nie überwunden hat; und zweitens den, daß er hofft leichtes Spiel mit uns Anderen zu haben, wenn du beſiegt werden könnteſt. darum halte dich tapfer, Pachomius! du leuchteſt uns Allen durch göttliche Gnade vor: deshalb würde dein Fall Vielen eine Urſache zum Falle werden.“ Mit der heiligen Einfalt, die nur Gott ſieht, ſetzte Pachomius ſeine ſtrengen Abtödtungen des Leibes und der Phantaſie fort, die er als Mittel anſah, welche ihm den Kampf gegen die weichliche Eigen-

liebe der Sinnlichkeit und gegen die hoffärtige Eigenliebe des Stolzes erleichterten. Als jetzt zum dritten Mal der Ruf an ihn erging, eine Genossenschaft von Einsiedlern zu gründen und sie durch eine Richtschnur zum gemeinsamen Leben zu verbinden, da zögerte er nicht länger und behielt Diejenigen bei sich, die den Weg des Heils von ihm erlernen und sich seiner Regel unterwerfen wollten. Um 325, als Pachomius etwa dreiunddreißig Jahre alt war, begann das Kloster zu Tabenna, dessen erster Vater (in griechischer Sprache Abbas, woraus das deutsche Abt entstand) Pachomius wurde. Später gründete er noch acht Klöster von Tabennasioten, wie man diese Ordensmänner nannte, ja auch eines von Tabennasiotinnen; letzteres durch seine Schwester. Auch sie hatte sich zum Glauben bekehrt und kam bald nach der Stiftung des ersten Klosters nach Tabenna, um ihren Bruder zu besuchen. Aber Pachomius hatte es sich zum Gesetz gemacht, nie mit einem weiblichen Wesen zu sprechen. Er wollte auch für seine Schwester nicht einmal eine Ausnahme machen und für sich selbst diesem Trost entsagen. Durch den Bruder Pförtner, der alle Gäste aufzunehmen hatte, ließ er ihr den Rath ertheilen, sie möge sich ganz dem Dienste Gottes hingeben und Wittwen und Jungfrauen zu gleichem Zwecke um sich versammeln. Wenn sie dazu geneigt sei, wolle er ihr auf dem andern Ufer des Nils von den Brüdern ein Kloster bauen lassen und ihrer Genossenschaft eine Lebensregel geben. Das Herz der Jungfrau ward entflammt und erleuchtet vom Lichtfeuer des heiligen Geistes, sie verlobte sich dem göttlichen Liebhaber der Seelen und im Jahre 328 lebte sie schon mit einigen geistlichen Schwestern im Kloster Men, denen sie in Worten und Werken den Weg des Heiles zeigte. Der ehrwürdige und hochbejahrte Mönch Petrus von Tabenna wurde von Pachomius beauftragt, an bestimmten Tagen die Klosterfrauen zu besuchen, ihnen die heilige Schrift zu erklären und sie zum gottgefälligen Wandel nach der Ordensregel, in Armuth, Keuschheit, Gehorsam und Pünktlichkeit, anzueifern. Die männlichen Mitglieder ihrer Familien durften die Kloster-

frauen nur mit Erlaubniß ihrer Vorsteherin und in Gegenwart anderer bejahrter Klosterfrauen sehen und nie das geringste Geschenk von ihnen annehmen. Gab es im Kloster Bauten oder dergleichen Dinge, die über weibliche Kräfte gehen, zu besorgen, so wurden von Tabenna die ehrwürdigsten, schweigsamsten und fleißigsten Brüder geschickt. Sie führten die Arbeiten aus und kehrten immer wieder zur Mahlzeit nach Tabenna zurück, ohne in Men auch nur einen Trunk Wasser anzunehmen. Außer dem Priester, der mit seinem Diakon jeden Sonntag das heilige Meßopfer darbrachte, überschritt kein Mann die Klosterschwelle. Die Nonnen lebten in denselben Beschäftigungen wie die Mönche: sie beteten gemeinschaftlich zu bestimmten Stunden des Tages und der Nacht eine gewisse Anzahl von Psalmen und Hymnen; sie beteten jede für sich und betrachteten die Mysterien des Glaubens oder die Aussprüche und Lehren der heiligen Schriften bei ihren Arbeiten, mochten diese nun in häuslichen Verrichtungen kochen, backen, waschen, den Garten bestellen u. s. w. oder in eigentlicher Handarbeit bestehen. Sie spannen das Garn, aus dem sie ihre Gewänder webten und hatten sie mehr Zeug angefertigt, als sie für ihre Genossenschaft bedurften: so fertigten sie Kleider für die Armen an und verschenkten sie. Verstarb eine Klosterfrau, so legten die Schwestern den Leichnam im Ordenshabit in den Sarg und trugen ihn zum Gestade des Nils, während sie feierlich Psalmen beteten und Palmzweige in den Händen hielten. Von Tabenna kamen dann Mönche über den Nil, ebenfalls unter Psalmengesang, aber mit Oelzweigen in den Händen, holten die Leiche ab und beerdigten sie in ihren Grabstätten mit großer Freudigkeit; denn der Kampf dieses armen und doch so reichen, so opferreichen Lebens, war nun überstanden und es ruhte unter den Palmen des Sieges und den Oelzweigen des Friedens von irdischer Trübsal aus.

Mit demüthiger, heiliger Liebe nahm Pachomius Alle auf, die Verlangen trugen durch ein Leben der Buße und Entsagung sich Gott zum Opfer darzubringen. Dies Vorhaben

bekräftigte er auf jede Weise in ihnen und wiederholte immer wieder die Ermahnung: „Ein Mönch muß zuerst der Welt, dann seiner Verwandtschaft und Freundschaft, endlich sich selbst entsagen, damit er, befreit von unnützer Last, unbeschwert das Kreuz der Nachfolge Jesu tragen könne.“ Im Anfang des Klosters war er der alleinige Diener aller Mönche: er bereitete den Tisch, brachte die Speisen, begoß und pflanzte das Gemüse, versah das beschwerliche Pförtner- und das mühselige Krankenwärter-Amt, verharrte immer bei seinen Fasten und Wachen und gab überdies den Brüdern alle geistliche Belehrung und das Beispiel eines von heiliger Liebe flammenden Gebeteifers. Es währte auch nicht lange, so zählten die Mönche von Tabenna nach Hunderten. Wer sich entschloß, im Kloster, zu bleiben wurde drei volle Jahre bei der Handarbeit und geringen häuslichen Verrichtungen gehalten und dann erst zu den geistlichen Uebungen und auf dem eigentlichen Kampfplatze zugelassen. Kein Unfreier wurde aufgenommen, kein Minderjähriger, Keiner, der unauflösliche Verbindlichkeiten in der Welt eingegangen war. Geld, oder sonst ein Geschenk, wurde von dem Eintretenden nicht angenommen. Es hätte dem reicheren Bruder Eitelkeit, dem armen falsche Beschämung geben können. Bedienung der Fremden war die erste demüthige Beschäftigung des Eintretenden. Konnte er nicht lesen, so mußte er es lernen und, als Noviz, von den heiligen Schriften das ganze neue Testament und die Psalmen auswendig lernen. Dies war eine gute Uebung, um dem Gedächtniß heilige Lehren einzuprägen und den Geist auf Ueberirdisches hinzulenken. Auch war es nicht möglich, bei der damaligen Kostbarkeit der Bücher und bei der großen Zahl der Brüder, jeden mit einem Exemplar der heiligen Schriften zu versehen, obwohl einige Mönche sich immer mit dem Abschreiben beschäftigten. Zum gemeinschaftlichen Gottesdienste berief eine Trompete. Auf ihren Schall mußten die Mönche sofort ihre Zellen verlassen; und das thaten sie mit solcher Pünktlichkeit, daß nicht einmal der angefangene Buchstabe vollendet wurde; denn diese Pünktlich-

keit ist weiter nichts, als gewissenhafter Gehorsam und ohne denselben kann kein Haus, viel weniger eine große Genossenschaft in Ordnung gehalten werden. Jeden Samstag und Sonntag empfingen die Mönche das hochheilige Sacrament. Ein Priester der nächstgelegenen Kirche brachte das heilige Meßopfer dar; denn unter den ersten Jüngern des Pachomius waren keine Priester und er selbst, wie Antonius, Hilarion und Ammon, war Laie. Keinem Bruder war erlaubt, die geistlichen Weihen zu empfangen und hatte ein Geistlicher sich im Kloster aufnehmen lassen, so mußte er sich mit allen Uebrigen derselben Richtschnur fügen, weil Pachomius jedem Anlaß zur Ungleichheit und zum Ehrgeiz vorbeugen wollte. Vorgeschriebene Gebete wurden zu bestimmten Stunden gemeinschaftlich verrichtet und jedes Mal mit Psalmengesang begonnen. War ein Bruder auf der Reise oder durch ein Geschäft abgehalten, das er im Gehorsam vollzog, so war er verpflichtet, sich im Geiste mit den Brüdern zum Gebet zu vereinigen. Uebrigens waren der vorgeschriebenen Gebete nicht so viel, daß eifrige Andacht nicht noch mehr hätte leisten können, während die geistig minder Vorgerückten auch nicht überladen wurden. Uebung im Gehorsam, das war die Hauptaufgabe des Novizen. Daher erhielt er zuweilen Befehle, deren Zweck ihm nicht einleuchtete, und die auch in der That keinen andern hatten, als den, seinen Willen zu brechen. Die scheinbare Knechtschaft sollte ihm die wahre Freiheit geben, indem sie ihn vom Joche seiner Eigenliebe ablöste. Wer dem Willen Gottes sich fügen will, muß den eigenen Willen fahren lassen und das lernt er nicht außerhalb des Gehorsams. Ein Noviz bat Pachomius um Arbeit. Dieser steckte seinen Stab in die Erde und sagte: „Begieße diesen Stock.“ Der Jüngling gehorchte einen Tag und noch einen und wieder einen und so fort dreihundertundfünfundsechzig Tage. Und als das Jahr herum war, da machte er es im zweiten eben so. Aber im dritten Jahre begann der Stab zu grünen und zu blühen.

Unter den vielen Männern und Jünglingen, die ſich heilsbegierig bei Pachomius einfanden, war ſelbſtverſtändlich eine außerordentliche Verſchiedenheit der Fähigkeiten, der Gaben, der Kräfte, ſowohl dem Leibe als dem Geiſte nach. Einige kamen ſchon ſehr abgetödtet zu ihm und erſchwangen ſchnell die höchſten Stufen der Vollkommenheit; bei Anderen ging es langſamer; bei Einigen gar nicht. Dieſe Letzteren gehörten aber immer zu den Ausnahmen. Um Alle gehörig überſehen und leiten zu können, wurden ſie in Ordnungen und Chöre abgetheilt, jede Ordnung unter die Aufſicht eines Vorſtehers geſtellt, und dieſe ſtanden wiederum unter dem Abte in Tabenna. Die übrigen Klöſter des Ordens hatten jedes einen Prior, der dem Abte von Tabenna unterworfen war, obgleich das Kloſter von Pabau größer und anſehnlicher als das von Tabenna war. Die hierarchiſche Gliederung, welche Beweglichkeit und Lenkſamkeit in die Maſſe bringt, wurde gleich bei dem erſten Auftreten des klöſterlichen Lebens beobachtet. Den verſchiedenen Ordnungen der Mönche waren Alle nach ihren verſchiedenen Talenten und Fähigkeiten zuertheilt; die Schwachen zu leichten Verrichtungen, die Starken zu ſchweren; aber Alle ohne Ausnahme mußten arbeiten. Es gab eine Ordnung für jedes Handwerk, das im Kloſter nothwendig war: eine Ordnung der Köche, der Gärtner, der Bäcker u. ſ. w. Die Kranken bildeten eine Ordnung; die Pförtner eine, die aus ſehr vorſichtigen und verſtändigen Männern beſtehen mußte, weil ſie den Verkehr mit der Außenwelt und den vorläufigen Unterricht Derjenigen, die aufgenommen werden wollten, zu beſorgen hatten. Jede Ordnung bewohnte ihr eigenes, in Zellen abgetheiltes Haus; und in jeder Zelle wohnten drei Brüder beiſammen. Es gab aber nur eine Küche für Alle und ſie aßen gemeinſchaftlich, jedoch im tiefſten Stillſchweigen und die Kapuze ſo tief über die Augen herabgezogen, daß Keiner ſehen konnte, ob ſein Nachbar viel oder wenig eſſe. Mit dem Eſſen hielt der heilige Abt es wie mit dem Beten: er ſtrengte die Einen nicht zu ſehr an und er ließ dem Eifer der Anderen freien Spielraum. In Käſe

und Brod, in gesalzenen Fischen, in Lattig, in Oliven, Feigen und anderem Obst bestanden die gewöhnlichen Speisen. Gekochtes Gemüse wurde auch täglich aufgetragen; doch Niemand pflegte es zu genießen außer Greise, Kränkliche und Kinder, und diese benutzten in der Regel auch nur die Freiheit, das Abendessen zu verzehren, was jedoch täglich aufgetragen werden mußte, um den Brüdern Anlaß zur Abtödtung zu bieten. Pachomius besuchte mit einigen Mönchen einst ein Kloster, wo man ihnen die Abendmahlzeit vorsetzte. Er bemerkte, daß sie von Allem aßen. Die Regel wurde nicht dadurch verletzt; allein dieser Mangel an Enthaltsamkeit schmerzte ihn so sehr, daß die Thränen ihm still aus den Augen rollten. Die Mönche waren schmerzlich betroffen, ihn so betrübt zu sehen, und wurden es noch mehr, als er auf ihr dringendes Bitten ihnen den Grund derselben sagte. Um wie viel mehr betrübte es ihn, wenn die Regel selbst verletzt wurde! Einst hatte er in zwei Monaten Kloster Pabau nicht besucht. Als er dahin kam, gingen manche Brüder ihm entgegen und auch einige Kinder, welche von den Eltern in das Kloster gegeben waren, um gottselig erzogen zu werden, so daß auch diese später so wichtige und großartige Bestimmung der Klöster sich ebenfalls in ihrem ersten Beginne schon zeigte. Einer der Knaben erzählte ihm: „Denke nur, mein Vater, während du fort warst, hat man uns weder Gemüse noch Suppe zu essen gegeben.“ Freundlich entgegnete der heilige Abt: „O mein liebes Kind, ich will Sorge tragen, daß es künftig nimmer daran fehle.“ Er ging in's Kloster, durchwandelte und untersuchte alle Classen und kam dann auch in die Küche. Er traf den Vorsteher dieser Classe höchst emsig beschäftigt Binsenmatten zu flechten. „Wie lange ist es her, fragte Pachomius, seitdem du kein Gemüse gekocht hast, mein Bruder?“ Der Bruder bekannte sogleich, es sei zwei volle Monat her, setzte aber hinzu: „Da fast keiner der Ordensbrüder davon aß, habe ich geglaubt, Zeit und Kosten sparen und zum Besten des Klosters Matten flechten zu dürfen.“ Pachomius fragte: „Wie viel Matten hast du denn gefloch-

ten?" — „Fünfhundert." — „Bringe sie alle her." — Als sie zusammengehäuft waren, ließ Pachomius sie verbrennen und rügte in Gegenwart der ganzen Ordnung den zwiefachen Fehler des Bruders: „Gegen den Gehorsam hast du dich vergangen, denn die Regel schreibt gewisse Speisen vor. Und gegen die Liebe hast du dich doppelt vergangen, denn die Kinder und Greise haben die Nahrung vermißt, die ihnen nothwendig ist und den übrigen Brüdern hast du die heilsame Uebung der Abtödtung entzogen." Keine Sparsamkeit, kein Fleiß, kein vermehrter Gewinn zu Gunsten der Armen entschuldigte in den Augen des heiligen Abtes die Verfehlung gegen Gehorsam und Liebe. Ein Oberhaushalter stand der häuslichen Verwaltung des Klosters vor und ihm zur Seite ein Schaffner, der dafür zu sorgen hatte, daß durch den Ertrag der Arbeit zuerst die Bedürfnisse der Brüder gedeckt und dann neues Arbeitsmaterial gekauft werde, z. B. Flachs und Baumwolle für die Weber, Pergament für die Abschreiber u. s. w. Das Uebrige wurde verkauft zum Besten der Armen und dieser Ertrag war zuweilen so groß, daß die Dürftigen in der ganzen Landschaft nicht durch Hungersnoth litten, womit Egypten häufig heimgesucht wurde. Um diese verschiedenen Geschäfte zu besorgen, gingen zwei Boote auf dem Nil zwischen Tabenna und Alexandrien hin und her, so groß war der Fleiß der Brüder! sie heiligten die an sich schon löbliche Arbeit durch die Betrachtung göttlicher Dinge und durch das innere Gebet, welches der Lebensathem der Gottseligen ist, denn es haucht Liebe aus und athmet Gnaden ein.

Der Bruder Zachäus war ein gar heiliger Mann, der viele Jahre in der äußersten Demuth und Abtödtung hingebracht hatte und endlich in Folge seiner Bußwerke von schweren Leiden heimgesucht wurde. Man gab ihm eine besondere Zelle, die er im Gehorsam beziehen mußte; übrigens blieb er bei seiner Bußstrenge, lebte von Salz und Brod, schlief wenig, stand um Mitternacht auf, fehlte nie bei dem gemeinschaftlichen Stundengebet, klagte nie und gab durch

sein ganzes Wesen kund, welchen Trost die Liebe zu Gott gewährt und wie leicht die Leiden der Zeit für Denjenigen wiegen, der mit der Seele schon in der Ewigkeit ist. Es versteht sich, daß Bruder Zachäus mit der größten Emsigkeit arbeitete, obschon er sich vor Schmerzen und Schwäche kaum aufrecht halten konnte. Er flocht Matten*) von Binsen, und dies ist eine Arbeit, welche den Händen sehr wehe thut und sie häufig bis auf's Blut verwundet. Dies geschah auch dem Bruder Zachäus. Man stellte ihm vor, daß für Jemand, der ohnehin schon durch Krankheit und Schmerzen gemartert werde, diese Arbeit zu hart sei. Zachäus antwortete: er verstehe keine andere Arbeit zu machen und noch viel weniger müßig zu sein. Man machte ihn auf die schrecklichen Wunden seiner bluttriefenden Hände aufmerksam. Zachäus antwortete: die Wunden in den Händen des gekreuzigten Herrn wären viel tiefer gewesen. Endlich bewog ihn ein Bruder, seine Hände mit Salbe einzureiben, damit er besser arbeiten könne. Zachäus befolgte den Rath; statt aber Erleichterung zu finden, nahmen die Wunden und Schmerzen dermaßen zu, daß er kaum noch die Hände bewegen konnte. Pachomius besuchte den kranken Bruder Zachäus und behandelte ihn so, wie nur ein Vollkommener einen Vollkommenen behandeln darf; er machte ihm Vorwürfe, daß er aus Mangel an Vertrauen auf Gott menschliche Hülfe in Anspruch genommen habe. Zachäus klagte sich sogleich dieses Fehlers an, bat seinen heiligen Abt, die göttliche Barmherzig-

*) Matten von Binsen, feinere und grobe, gehören im Orient zum allgemeinen Hausbedarf, indem man den Estrich von Lehm oder Stein mit Matten bedeckt, auf Matten schläft, ja ganze Straßen, in denen viel Handel und Wandel getrieben wird, mit Matten überspannt, um sie gegen die Sonnengluth zu schützen. Aus demselben Grunde hängt man in Spanien, wo so manches Orientalische sich findet, seine Matten von Außen vor den Fenstern und besprengt sie ab und an mit Wasser, um in den Zimmern Kühle und Schatten zu erhalten. Auch über den inneren Hof (Patio) der Häuser in Andalusien spannt man Matten aus. Daher ist auch jetzt in Spanien die Verfertigung von Matten (Esparta) ein großes und wichtiges Geschäft.

keit für ihn anzuflehen und beweinte sein Vergehen bis zum Ende seines Lebens.

Mittwoch und Freitag versammelte jeder Vorsteher seine Ordnung und gab ihr einen belehrenden oder ermahnenden Unterricht. Samstag predigte der Obere jedes Klosters ein=Mal; Sonntags zwei Mal. Jede Ordnung hatte auch ihre kleine Bibliothek, aus welcher die Brüder mit Büchern versehen wurden. Ueber Stellen, die sie nicht verstanden, baten sie die Oberen um Belehrung. Das Stillschweigen wurde pünktlich gehalten und nur zu gewissen Stunden war das Sprechen erlaubt. Gastfreundschaft wurde großmüthig gegen Alle, die sich meldeten, geübt. In Gemächern am Thore wurden sie beherbergt und gespeist. Am Gottesdienste der Mönche durften sie beliebig Theil nehmen, aber nicht zwischen ihnen essen und wohnen; auch nicht einmal Priester und Einsiedler. Für weibliche Gäste sogar gab es eine getrennte Wohnung, in der sie gastfrei beherbergt wurden. Und diese liebliche Tugend der Gastfreundschaft ist ein Erbtheil, welches die Klöster des Orients bis zu dieser Stunde treu bewahrt haben und in bewundernswürdiger Weise für jeden Reisenden üben. Keinem Kloster fehlt der Nebenbau eines Pilgerhauses und es öffnet sich ohne Unterschied Dem, der anklopft. Auf der Insel Cypern, in Damascus, in Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Rama, überall empfangen die guten Väter Franziscaner mit heiterer katholischer Opferwilligkeit Reisende aller Nationen, aller Confessionen, aller Stände; und in dem wunderschönen Kloster auf dem Berge Carmel, in dieser erhabensten und bezauberndsten Einsiedelei der Erde, machen sich die frommen Väter Carmeliten arm, um ihre Gäste reich zu machen. Auch das griechische Kloster Mar Saba, in wilder Felsenwüste am todten Meere, gewährt gastfrei Herberge. Wer je im Orient reiste, weiß die Gastfreundschaft der Klöster im vollen Umfange zu würdigen. Aber so erfüllt vom heiligen Geiste war der erste aus dem Christenthum erblühende klösterliche Orden, daß spätere Jahrhunderte im Wesentlichen unverändert die Ordensregel bei=

behielten, die der große Abt Pachomius seinen Tabennasioten gab: denn in ihr war Triebkraft für jede Tugend und Spielraum zur Erreichung der höchsten Vollkommenheit.

Zuweilen geschah es aber auch, daß Menschen sich aufnehmen ließen, denen es theils am guten Willen, theils an Beharrlichkeit fehlte. Sie waren nicht eingedenk der Mahnung des Heilandes, daß der nicht zurückschauen dürfe, der die Hand an den Pflug gelegt habe. Sie hätten recht gern für geistliche Menschen gegolten, aber als sinnliche Menschen leben mögen. Es war noch nicht gebräuchlich, die drei Gelübde der evangelischen Räthe bei dem Eintritt in den Orden nach vollbrachtem Noviziat abzulegen. Im Ganzen war der Glaube viel zu schwungvoll und die Seelen waren viel zu markig, um nicht genug Athem in der Brust für einen ascetischen Lebenslauf zu haben. Außerdem war der Abtrünnige vom Orden gleichsam gebrandmarkt, weil man seine Rückkehr in die Welt mindestens als eine außerordentliche Schwäche des Charakters betrachtete. Pachomius hatte zu einer Zeit großen Kummer wegen solcher Mönche, die den Kampf des Geistes nicht zu Ende führen wollten. Er gab sich alle Mühe, sie zu unterrichten, wie sie sich im Gebet, bei Versuchungen und allerlei Blendwerk gegenüber zu verhalten hätten; er betete für sie mit aller Inbrunst eines zärtlichen Vaters, eines guten Hirten; umsonst! seine treue Wachsamkeit über ihren Wandel wurde ihnen so verhaßt und die böse Begier ihrer Leidenschaften wurde so mächtig, daß sie sich in die Welt zurück stürzten. Tabenna aber, wie ein Garten, der von Unkraut gesäubert ward, grünte und blühte frischer und schöner auf. Es gab auch damals schon Seelen, die nur in der Phantasie und nicht mit dem Herzen das Ordensleben auffaßten; da sie nicht in dessen Tiefe eingingen, in die Vereinigung der Liebe mit dem Willen Gottes, so war ihnen der Weg, der dahin führt, zu rauh und sie verließen ihn. Pachomius hatte eine solche Gabe der Weisheit, um die Seelen zu lenken, daß die Priore seiner übrigen Klöster nicht selten mit Mönchen zu ihm kamen, die gegen-

ſie rebelliſch waren und die er zu beſänftigen verſtand. Der Prior von Pabau kam einſt nach Tabenna und führte bittere Klage über einen jungen Mönch, der durchaus Prieſter werden wolle und den er nicht für würdig hielt, die prieſterlichen Weihen zu empfangen. Zu ſeinem höchſten Erſtaunen ſagte Pachomius: „Mein Rath iſt, daß du dem Bruder willfahreſt. Das Verlangen, Prieſter zu werden, iſt ja gut an ſich und kann eine Seele, die nicht in Trägheit verſunken iſt, wohl zu höherer Vollkommenheit aneifern. Vielleicht heiligt ihn das heilige Amt.“ Der Prior befolgte den Rath des heiligen Abtes und bald darauf kam der junge Mönch nach Tabenna, warf ſich dem Pachomius zu Füßen und ſprach unter ſtrömenden Thränen: „Dank dir, du Gebenedeiter des Herrn, daß du ſo mild und nachgiebig gegen mich geweſen biſt. Die Verſagung meines Wunſches bewirkte nur, daß der Wunſch immer heftiger wurde. Aber da er mir nun erfüllt werden ſollte, warf ich den Blick in mich ſelbſt hinein, erſchauderte vor meiner Unvollkommenheit und erkannte deutlich ſataniſche Verſuchung zum Hochmuth. Ich will bleiben, was ich bin, ein geringer Mönch. Hätteſt du mich aber nicht mit ſo weiſer Milde behandelt, ſo wäre ich vom Orden und mithin von Gott ſelbſt, der mich berief, abgefallen.“

Pachomius war von ſo grenzenloſer Demuth, daß er, der Zeichen und Wunder that, böſe Geiſter austrieb, ungefährdet auf Schlangen und Scorpionen trat, einem Kinde gehorchte. Er beſuchte eines ſeiner Klöſter und ſetzte ſich, nachdem er alle Claſſen in Augenſchein genommen, und das gemeinſchaftliche Gebet verrichtet hatte, bei denjenigen Brüdern nieder, welche Binſendecken machten und begann ſeinerſeits eine Matte zu flechten. Da ging ein kleiner Knabe vorüber, welcher dem Vorſteher der Ordnung als Diener gegeben war, blieb bei Pachomius ſtehen und ſagte mit dem ganzen Vorwitz ſeines Alters: „Mein Vater, du machſt es nicht recht, unſer Prior macht es anders.“ Da ſtand der heilige Abt auf, als ob ein Vorgeſetzter mit ihm rede und

ſagte liebreich: „Wohlan, mein Kind, zeige mir, wie der Prior es macht.“ Der Knabe zeigte es ihm und Pachomius arbeitete nun ganz ruhig in der Weiſe fort, die er eben erlernt hatte. Nach irdiſcher Weisheit gehandelt, hätte er dem Kinde einen Verweis für ſeinen Vorwitz geben müſſen. Er handelte nach himmliſcher Weisheit und gab den Brüdern ein Beiſpiel von unvergleichlicher Demuth. So verbarg er ſich auch zwiſchen den Mönchen und gebot ſtreng, daß Niemand ihn nenne, als Athanaſius der Große, Patriarch von Alexandrien, das Kloſter Tabenna beſuchte. Das half ihm aber nichts. Der Heilige erkannte den Heiligen. Pachomius zitterte, daß der große Biſchof ihn vielleicht zum Prieſter würde weihen wollen, wogegen er im Gefühle ſeiner Unwürdigkeit vor Gott aus ganzer Seele ſich ſträubte. Die Heiligen wurden heilig, weil ſie den Maßſtab ihrer Tugend immer über ſich an das Vorbild Jeſu, nie unter ſich an den gebrechlichen Nächſten legte.

Pachomius hatte häufige Extaſen, in denen er mit übernatürlichem Blick die zukünftigen Dinge und himmliſche Myſterien klar ſchaute. Nach langem inbrünſtigen Gebet ward er einſt wie von der Erde entrückt und erkannte in einer Viſion die Zukunft des Ordenslebens, daß viel Lauheit, viel Weltlichkeit, viel Zank und Eiferſucht ſich einſchleichen würden, beſonders deshalb, weil die Oberen nicht mit aller Gewiſſenhaftigkeit die Ordensregel aufrecht hielten, und Macht und Anſehen vor der Welt haben wollten. Da ſeufzte Pachomius und ſprach: „O Herr! wenn es ſo kommen ſoll, weshalb haſt du mich denn das mühſelige Werk beginnen laſſen, bei dem ich Dir gedient habe Tag und Nacht, ohne mir Ruhe zu gönnen und ohne mich zu ſättigen mit trocknem Brod.“ Da ſprach eine Stimme: „Rühme dich nicht, Pachomius! was du für mich gethan haſt, das habe ich in dir gethan.“ Da fiel Pachomius auf ſein Angeſicht und weinte und flehte zur Barmherzigkeit Gottes wegen ſeiner hoffärtigen Aeußerung. Und ſiehe, da ſenkte ſich ein großes Licht zu ihm herab, Engel umringten ihn und ſprachen: „Weil du

die Barmherzigkeit Gottes angerufen haſt, um dir beizuſtehen im Kampfe gegen Traurigkeit und Hoffart, ſo nahet ſich dir die Barmherzigkeit ſelbſt, der König der Glorie, der aus Erbarmen hat Menſch werden und gekreuzigt werden wollen.“ Und als die Engel ihn aufgerichtet hatten, ſah Pachomius in unbeſchreiblicher Schönheit und Klarheit den göttlichen Erlöſer vor ſich ſtehen, Glanz ausſtrahlend wie die Sonne, aber mit den Wundmalen und der Dornenkrone. „O Herr, hab' ich dich ſo gekreuzigt?“ fragte Pachomius ſchmerzlich. „Nicht du, aber deine Eltern, ſprach mild der liebreiche Herr. Doch ſei getroſt und faſſe Muth und Vertrauen. Das Werk, das ich durch dich begonnen habe, wird nicht von meiner Gnade verlaſſen werden, wird bleiben bis zum Ende der Tage. Wer aus ganzem Herzen das ewige Leben liebt und ſucht und den Kampf nicht ſcheut, der wird auf dieſem Wege das Heil ſeiner Seele und dereinſt die Glorie finden. Wer aber den Tod der Seele liebt, wird in ewiger Finſterniß verbleiben.“ Mit unſäglichem Troſt vernahm Pachomius dieſe Worte und als die himmliſche Viſion verſchwand, begab er ſich zu den Brüdern, brachte mit ihnen das gemeinſame Abendopfer der Lob- und Dankgebete dar und legte ihnen die Wonne der zukünftigen Herrlichkeit ſo lieblich aus, daß ſie wohl merkten, welch' eine Fülle von Süßigkeit ihn überſtrömt habe. „Deshalb habt immer die Stunde eueres Todes vor Augen, ſprach er zum Schluß, und gedenkt der ewigen Strafen. Dann wird euch jede irdiſche Pein gering und jede Entſagung leicht vorkommen. Uebt ihr euch auf dieſe Weiſe in der Abtödtung, ſo ſchafft ihr Raum in euch für die Wirkung des heiligen Geiſtes. In euerm entleerten Herzen wird er Flamme und Licht entzünden, welche für die himmliſche Betrachtung befähigen. Und dieſe fortgeſetzte Betrachtung läutert euch mehr und mehr von irdiſchen Begierden, und gibt euch Reinheit des Gemüthes und Demuth des Herzens. So gelangt ihr dahin, wahrhaft zum Tempel des heiligen Geiſtes, zum Tabernakel Gottes zu werden, wie Er ſelbſt es verſprochen hat: „Wenn Jemand mich liebt, ſo wird

ihn mein Vater lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen." (Joh. 14, 23.) Dann wird euch die heilige Furcht des Herrn im Fortschritte des Geistes besser unterrichten, als der weiseste Lehrer, wird euch einsichtsvoll machen und euch die Erkenntniß geben, welche über den Begriffen des menschlichen Verstandes liegt. Dann werdet ihr auch wissen, um was ihr Gott zu bitten habt, denn „der Geist selbst begehrt für uns mit unaussprechlichen Seufzern; nach Gottes Wohlgefallen begehrt er für die Heiligen." (Röm. 8, 26. 27.)

Mit diesen himmlischen Lehren entzündete Pachomius die heilige Liebe im Gemüthe der Brüder und namentlich in einem jungen Mönch, der bis dahin vielfach Aergerniß gegeben hatte. Er hieß Sylvanus, war Schauspieler gewesen, hatte einen Augenblick von Ekel gegen sein Gauklerleben gehabt, war in dieser Aufwallung von der Gnade nach Tabenna geführt und auch wirklich von Pachomius aufgenommen worden, der, gleich seinem göttlichen Meister, das geknickte Rohr nicht zerbrach. Aber Sylvanus blieb mit seiner Gesinnung in allen Thorheiten der Welt befangen, obwohl er nie nach ihr zurückverlangte, und übertrat aus Leichtsinn und Zerstreuung so oft Zucht und Regel, daß er den jüngeren Novizen ein sehr schlechtes Beispiel, den älteren Mönchen mancherlei Anstoß gab. Pachomius allein hatte mit Sylvanus Geduld. Endlich kam es dahin, daß einige der erfahrensten Brüder ihrem heiligen Abte vorstellten, Sylvanus stifte zu großen Schaden durch sein leichtsinniges Wesen, um länger im Kloster, zum Nachtheil aller Schwachen, geduldet werden zu dürfen. Pachomius bat abermals für den eitlen und verkehrten Jüngling, ermüdete nicht, ihm selbst mit aller Milde vom Wege des Verderbens abzurathen, und weinte so lange vor Gott um die Rettung dieser Seele, bis der Funke der Gnade, der in ihr schlummerte, sich an jener Ermahnung entzündete und zu einem hellen Feuer wurde. Sylvanus wurde jetzt in demselben Maße bußfertig, als er früher leichtsinnig gewesen war; und wie er sonst unaufhörlich geschwätzt und

gelacht hatte, so schwieg und weinte er jetzt ununterbrochen. Jetzt störte er wiederum die Brüder, aber durch seine Thränen! Wo er ging und stand, bei dem Gebete, der Arbeit, dem Essen, vergoß er Thränenfluthen. Man bat ihn, wenigstens nicht bei Tische so herzbrechend zu weinen, da einige Brüder aus Mitleid gar nicht essen konnten. Sylvanus gab sich alle Mühe, es zu unterdrücken, nahm, als es ihm nicht gelang, alle Verweise und Strafen mit freudiger Demuth an; aber seine Sünden standen dermaßen immer vor seinem Angesicht, wie der Psalmist sagt, daß sich seine ganze Seele gleichsam in Reueschmerz auflöste und in Thränen dahinströmte. Er brachte es endlich zu einer unglaublichen Stufe heiliger Zerknirschung und heiligen Hasses seiner selbst, denn Pachomius sagte eines Tages zu den versammelten Mönchen: „Liebe Kinder, seitdem dies Kloster erbauet ist, habe ich nur einen einzigen Bruder gehabt, der in der Demuth vollkommen gewesen wäre: das betheuere ich vor Gott und seinen Engeln." Die Brüder riethen hin und her, wer wohl dieser vollkommene Mönch sein möge, und baten endlich ihren Abt dringend, ihnen zur allgemeinen Erbauung diesen Bruder zu nennen. Pachomius antwortete: „Meine Söhne, wüßte ich nicht, daß Derjenige, den ich nennen werde, sich um so tiefer demüthigen wird, so dürfte ich eueren Wunsch nicht erfüllen. Aber er folgt so treu der Gnade Gottes, daß der Stachel der irdischen Ehre seine Seele nicht mehr erreicht und verwundet, und das ist kein Anderer, als der Jüngling, den ihr vor Kurzem aus dem Kloster jagen wolltet, Bruder Sylvanus."

Während einer österlichen Fastenzeit hatten die Mönche von Tabenna ein wundersames Bild der Abtödtung vor Augen. Es meldete sich ein bejahrter Taglöhner zur Aufnahme bei Pachomius. Wohl war der heilige Abt mit einem prophetischen Geiste und mit der Gabe, die Geister zu unterscheiden und in den Seelen zu lesen, begnadet; dennoch gefiel es Gott zuweilen, seinen übernatürlichen Blick zu verhüllen, oder seine Fürbitte nicht zu erhören, was jedoch den

heiligen Gleichmuth des Pachomius nicht im mindesten störte, weil er weder die Erfüllung noch die Versagung, sondern in der Versagung wie in der Erfüllung nur den Willen Gottes liebte. Pachomius antwortete dem alten Taglöhner, er sei viel zu bejahrt, um das Leben der Mönche zu beginnen; man fange hier früh an, sich an die Ordensregel zu gewöhnen, und sich der Zucht und dem Gehorsame zu unterwerfen. Seiner Bitte könne demnach nicht gewillfahrtet werden. Der Greis bat aber einen Tag, und den zweiten Tag, und endlich sieben Tage, wobei er auch ein beständiges Fasten beobachtete. Am achten Tage sprach er zu Pachomius: „Ich bitte dich, nimm mich auf! Sobald du bemerkst, daß ich nicht alle Werke der Mönche in Gebet und Arbeit, in Fasten, Wachen und Stillschweigen erfülle, dann, mein Vater, bitte ich dich, jage mich fort!" Pachomius ging auf diese Bedingung ein und der Alte wurde aufgenommen, gerade als die vierzigtägige Faste begann. Während derselben übten sich die Mönche in verschiedenen Abtödtungen: die Einen aßen etwas Weniges gegen Abend, die Anderen erst am zweiten oder dritten, noch Andere am fünften Tage. Manche durchwachten die ganze Nacht stehend und ruhten ein wenig' bei Tage; Manche verrichteten all' ihre Arbeit auf den Knieen; genug, es war Keiner, der sich nicht bemühte, mit dem göttlichen Heilande in die Wüste der Entsagung zu gehen. Was that aber der Greis? er stellte sich in ein Winkelchen und flocht Körbe aus eingeweichten Palmzweigen. Und da stand und stand er, ohne sich zu legen, zu setzen, zu knieen, anzulehnen, ohne zu sprechen, ohne einen Bissen Brod, einen Tropfen Wasser zu genießen! Nur am Sonntag verzehrte er einige Blätter Salat, und nur wenn die gemeinschaftlichen Gebetsstunden kamen, verließ er seinen Platz. Uebrigens war er stets emsig mit der Arbeit beschäftigt und fast ununterbrochen in der Extase einer unaussprechlichen Vereinigung mit Gott und eines seligen Schauens. Die ganze Classe der Korbflechter gerieth in Aufruhr und sprach zu ihrem Vorsteher: „Woher kommst du mit diesem Menschen, der nichts

Menſchliches mehr an ſich hat? Entferne ihn! wir können dieſen Anblick nicht mehr ertragen, denn es iſt uns nicht möglich, mit ihm Schritt zu halten. Wenn wir auf ihn ſchauen, müſſen wir ſämmtlich fürchten, verdammt zu werden.“ Der Vorſteher der Claſſe trug dieſe Klagen vor Pachomius und dieſer beobachtete jetzt ſelbſt genau das Thun und Laſſen des alten Mannes. Es erfüllte ihn mit heiliger Ehrfurcht vor einem ſolchen Siege des Geiſtes über das Fleiſch, und er begab ſich in's Gebet, um Erleuchtung zu erflehen, was er in dieſem Falle zu thun habe, damit ſeine Brüder durch ſo Außerordentliches erbaut, aber nicht überſpannt würden. Und Gott öffnete ihm jetzt das Auge der Einſicht. Pachomius ging zu dem Greiſe, führte ihn bei der Hand vor den Altar der Kloſterkirche und ſprach: „Sei mir gegrüßt, du ehrwürdiger Prieſter des Herrn! ſei mir gegrüßt, o du Seliger! (Macarius heißt: der Selige.) Du biſt der große Macarius, von dem ich ſeit Jahren ſchon gehört, und den ich zu ſehen ſo herzlich verlangt habe. Ich danke dir, daß du meine geiſtlichen Söhne gedemüthigt und ihnen gezeigt haſt, wie ſie nicht Urſache haben, ſich ihres Wandels zu rühmen. Aber ich bitte dich, verlaſſe uns jetzt; du biſt für uns zu übermächtig.“ So ſprach der große heilige Pachomius, ſtellte ſich in eine und dieſelbe Reihe mit den verzagteſten Brüdern, damit nur keiner muthlos gemacht werde, und verdemüthigte ſich für Alle, während er ſich mit Macarius hätte meſſen dürfen.

Dieſer gewaltige Menſch war aus Alexandrien gebürtig und von geringer Herkunft. Bei dreißig Jahren verließ er plötzlich ſeinen kleinen Handel mit Zuckerwerk, das er, nach orientaliſcher Art, auf den Gaſſen feil bot, und begab ſich zu den Anachoreten, die Ammon in der Landſchaft Nitria verſammelt hatte. Dort machte er die Vorſchule des Gehorſams durch und folgte dann dem ungemein ſtrengen aſcetiſchen Zuge, der ihn in die Einſamkeit führte. Er gerieth in die Wüſte Scete, zwiſchen Egypten und Lybien, die von ſo entſetzlicher Erſtorbenheit war, daß ſie kein gutes Trink-

waſſer weit und breit hatte. Sumpfige Lachen boten Waſſer von üblem Geruche und bitterem Geſchmacke, womit ſich Derjenige begnügen mußte, der ſich in dieſe ſchauerliche Einöde begab. Und doch war bereits das Anachoretenleben in ſie hinein gedrungen! Wie die Begier nach den Gütern dieſer Erde den irdiſchen Menſchen zur Eroberung blühender Länder, zur Entdeckung von Gold- und Silberminen ſtachelt, ſo trieb das Verlangen nach himmliſchen Schätzen, nach „dem brennenden Golde der Liebe," den aſcetiſchen Menſchen zur Entdeckung derjenigen Stätten an, vor denen die Begier nach Freuden und Genüſſen erſchaudert und wo böſe Leidenſchaften gleichſam den Hungertod ſterben müſſen. Macarius von Alexandrien fand in der Wüſte Scete einen Geiſtes- und Namensbruder, den egyptiſchen Macarius, der ſeiner Herkunft nach ein Hirt, aber früh ſo ausgezeichnet in der Aſceſe war, daß die übrigen Anachoreten ihn nannten „der junge Greis." Ein Feigendiebſtahl aus ſeiner Kindheit zermalmte ihm das Herz in Reue, und um ihn in der Demuth mehr und mehr zu befeſtigen, wurden ſchwarze Verläumdungen, auf Zulaſſung Gottes, wider ihn ausgeſtreut und geglaubt, während er in einer engen finſtern Felſengrotte ein ganz verborgenes Büßerleben führte. Dieſe Prüfung ging vorüber, wie alle Prüfungen, und da jetzt für den egyptiſchen Macarius die Zeit der Ehre begann, da Wunderzeichen, Gebetserhörungen, Beherrſchung der Naturkräfte, die Gnade Gottes, welche in ihm wirkte, kund gaben, ſo floh er vor dem bewundernden Zudrange der Menſchen in die Wüſte Scete, wohin ihm ſo leicht Niemand folgte, es ſei denn ein heilsbegieriger Jünger. An ſolchen fehlte es nicht, obſchon er ſie ſcharf übte in allen Tugenden ihres Standes. Aber er that es mit einer ſolchen milden Sanftmuth, daß ſeine Schüler wohl ſahen, wie nur die Liebe ſeines Herzens, aber keine rauhe Härte ihn dazu veranlaßte. Sein liebſtes Gebet war: „Herr, erbarme Dich meiner, wie Du es für mich am Beſten weißt und willſt." Einen Jüngling, der Einſiedler zu werden wünſchte, ſchickte er auf den Gottesacker der Brü-

der und befahl ihm: „Lobe die Todten!“ und als der Jüngling zurückkam, befahl er ihm: „Geh' abermals hin und schmähe die Todten!“ Als der Jüngling gehorcht hatte, fragte Macarius: „Was antworteten dir die Todten, mein Sohn?“ „Nichts, mein Vater!“ antwortete der verwunderte Jüngling. „Ahme ihre Unempfindlichkeit bei Lobeserhebungen oder Schmähungen der Menschen nach, mein Sohn; denn dein ewiges Leben hängt nicht von dem Urtheil der Welt, sondern von dem Richtspruche Gottes über dich ab.“ Einem anderen Jüngling rieth er: „Nimm aus der Hand Gottes Armuth, Mangel, Krankheit und alles Elend freudig an, und ebenso freudig Trost, Erquickung und allen Ueberfluß: durch diese gleichmäßige Freude über den göttlichen Willen brichst du deinen Leidenschaften ihren Sporn ab.“ Einige ältere Einsiedler warfen ihm sein liebevolles Benehmen gegen seine Jünger als übertriebene Herablassung vor, aber er entgegnete: „O meine Brüder, zwölf Jahre hab' ich Gott um diese Gnade bitten müssen, ehe er sie mir gewährte! Was hilft es uns, wenn wir Denjenigen erzürnen oder erbittern, den wir zurechtweisen müssen? Die Strafe muß vielmehr so beschaffen sein, daß sie die Seele für die Tugend gewinnt.“ Als die Heiligkeit des egyptischen Macarius viele Anachoreten in der Wüste Scete versammelte, die, gleich jener zu Cellia in Unteregypten, über eine meilenweite Strecke verstreut in einzelnen Hütten lebten: so mußte eine Kirche gebaut werden, in welcher sie sich, nach damals herrschendem Gebrauche, Samstags und Sonntags zur Feier der heiligen Geheimnisse und zum Empfange der heiligen Sacramente einfanden; und Macarius ward durch den Befehl seines Bischofs gezwungen, die priesterlichen Weihen zu empfangen, damit er die geistlichen Obliegenheiten für diese Kinder der Wüste vollziehe. Nach und nach wurden noch drei Kirchen in der Wüste Scete erbaut und jede von einem Priester verwaltet. Macarius aber hatte die fürchterlichsten Versuchungen zum Hochmuthe und bat deshalb Gott Tag und Nacht, ihm doch eine recht heilsame Demüthigung zu schicken. Dies

Gebet fand Erhörung! Auf Geheiß von Oben mußte sich Macarius zu zwei Frauen in einer entfernten Stadt begeben, um von ihnen eine Vollkommenheit zu erlernen, zu welcher er sich noch nicht erhoben habe. Sie lebten in demselben Hause und es war nicht das mindeste Außerordentliche an ihnen und ihren Verhältnissen zu bemerken. Macarius drang in sie, ihm ihre Lebensweise mitzutheilen. „Ach," sprachen sie, „das ist nicht der Mühe werth, mein Vater! wir leben seit fünfzehn Jahren schon still und friedlich beisammen, haben nie ein böses Wort gewechselt, sind unseren Männern gehorsam, lieben das Stillschweigen, halten uns bei allen Geschäften des Hauses in Gegenwart Gottes, und das ist eben Alles, was wir Ihm zu Liebe thun können, und das ist ja leider sehr wenig." Aber Macarius kehrte erbaut und beschämt in seine Wüste zurück.

Zu ihm, dem älteren, kam der jüngere Macarius von Alexandrien, der jetzt anfing, das ascetische Leben bis zur äußersten Strenge zu üben. In sieben Jahren lebte er von einigen rohen Kräutern; in drei Jahren von acht bis zehn Loth Brod täglich. Und endlich folgendermaßen: in ein Wassergeschirr mit engem Halse brockte er Brod, um dasselbe zu erweichen; dann griff er hinein, und so viel Brocken, als er mit einem Griff fassen konnte, aß er täglich ein Mal. Das war aber nur wenig, denn er konnte die Hand, wenn sie sehr gefüllt war, nicht durch den engen Hals des Gefäßes zurückziehen. Um die leiseste Regung irgend eines sinnlichen Wohlgefallens zu übermeistern, schlug er einst während sechs Monaten seine Wohnung an einem Sumpfe auf, über welchem Mückenschwärme wie Wolken schwebten. Diese Insecten fielen blutgierig über ihn her. und zermarterten ihn dermaßen, daß er nach einem halben Jahre entstellt und verwundet wie ein Aussätziger zu den Brüdern zurückkam. In seiner Zelle grub er mit unsäglicher Mühe einen langen unterirdischen Schacht, der nach einer entfernten und ganz unbesuchten Höhle führte; kamen Fremde, die ihn in ihren Angelegenheiten zu sprechen wünschten, so floh er aus De-

muth in seine Verborgenheit, und ließ den älteren Macarius, oder andere fromme Einsiedler die Sachen erledigen. Das Beispiel dieser beiden „Seligen" feuerte alle Brüder zur Nacheiferung an. Es hätte sich Jeder der Sünde geschämt, irgend einen sinnlichen Genuß sich zu gönnen. Dem jüngeren Macarius wurde einst eine Weintraube geschenkt. Es fiel ihm nicht ein sie zu essen, und er brachte sie dem Einsiedler, der ihm am nächsten wohnte. Dieser machte es genau so wie Macarius, und die Weintraube durchwanderte auf diese Weise die ganze Wüste Scete und kehrte nach geraumer Zeit wieder zu Macarius zurück. — Als ein Jünger sehr über Zerstreuungen im Gebete klagte, und geneigt war, es aus geistiger Trägheit zu verlassen, sprach er: „Verlängere vielmehr dein Gebet und sage: Kann ich auch nicht ruhig beten, so will ich doch um Christi willen ruhig auf dieser Stelle bleiben." Der Jünger befolgte den Rath und überwand durch Geduld allmählig die Zerstreuung. Der Patriarch von Alexandrien hörte von dem günstigen Einfluß, den er auf die Seelen übe, berief ihn zu sich und ertheilte ihm die geistlichen Weihen. Der ältere Macarius begleitete ihn auf dieser Reise eine Strecke Weges. Sie fuhren auf dem Nil, und hatten sich demüthig in ein Winkelchen des Schiffes niedergesetzt und in die Betrachtung begeben. Auf dem Schiffe befanden sich zwei vornehme Herren, die mit großem Gefolge reisten. Ihre Diener, Pferde und Sänften glänzten von Gold und Purpur und überfüllten den Raum. Als die Herren die zwei armen Mönche in dürftiger Kleidung gewahrten, priesen sie dieselben glücklich in ihrer schlichten und einfachen Lebensart und riefen: „O wie selig seid ihr, daß ihr die Welt verachtet!" „Freilich verachten wir durch Gottes Gnade die Welt," antwortete Macarius der Alexandriner; „aber wie steht es mit euch? ist es nicht so: euch verachtet die Welt?" Dem einen Herrn leuchtete durch dies Wort der leere Prunk und der falsche Schein von Glück, worin er lebte, dermaßen ein, daß er in seiner Heimath all' die armselige Herrlichkeit von sich warf und ein ascetisches Leben begann.

Beide Macarius waren durch Glauben, Wandel, Lehre, Beispiel und Einfluß wahre Apostel und Säulen der katholischen Kirche und deshalb bitter gehaßt von den Arianern; namentlich von dem arianischen Patriarchen Lucius, der dem ebenfalls arianischen Kaiser Valens keine Ruhe ließ, bis derselbe die beiden heiligen Männer aus Egypten, und auf eine Insel im griechischen Archipelagos verbannte, wo der Götzendienst noch immer im Schwunge war. Dies geschah im Jahre 373. Aber in der Verbannung wie in der Heimath gewannen sie die Seelen für den wahren Glauben, und es schien, als habe Gott ihnen zu den übrigen Tugenden auch noch die des Apostolats zuwenden wollen. Dies lag aber keineswegs in der Absicht der Arianer, und man schickte sie in ihre Heimath zurück. Der ältere Macarius suchte wieder seine Wüste Scete auf; der jüngere ging nach Cellia, wo er die priesterliche Seelsorge der Anachoreten verwaltete. Obwohl er dies heilige Amt mit der größten Gewissenhaftigkeit ausfüllte, und unermüdlich in allen Pflichten der Liebe war, welche die Führung der Seelen so mühselig machen: wurde er dennoch von der Versuchung geplagt, er müsse mehr zur Ehre Gottes wirken, und das könne nur in Rom geschehen. Dieser Gedanke verfolgte ihn Tag und Nacht; weder Arbeit, noch Gebet, noch Beschäftigung mit den Brüdern verscheuchte die quälende Versuchung. Da füllte er einen großen Korb mit Sand an, nahm ihn auf die Schultern und durchstreifte mit dieser Last die Wüste, um durch körperliche Ermüdung die geistige Unruhe zu überwältigen. In solchen unausgesetzten Kämpfen und Anstrengungen, z. B. in den letzten sechzig Jahren seines Lebens niemals sich niederlegend, wurde er fast hundertjährig und starb um 395. Palladius sagt von ihm, er sei klein und schmächtig von Körperbau und von sehr zarter Natur gewesen, und der Wunder habe er so viele gethan, daß das Außerordentliche ganz alltäglich um ihn herum geworden sei. Die außerordentlichen Menschen thun eben Alles in solcher Vollkommenheit, daß das Gewöhnliche da-

durch außerordentlich, und das Außerordentliche einfach, wie etwas ganz Gewöhnliches erſcheint.

Der heilige Abt von Tabenna führte inzwiſchen ſeine Mönche immer tiefer in das geiſtliche Leben hinein. Ihre Abtödtung erreichte, ſogar für jene feurig ascetiſche Zeit, einen hohen Grad. Beim gemeinſchaftlichen Gebete war es Regel, ſich möglichſt ſtill zu verhalten, ohne zu huſten, ſich zu räuſpern, oder gar den Platz zu verlaſſen. Da kam es denn einmal vor, daß Bruder Tithees von einem Scorpion heftig in den Fuß geſtochen wurde. Das Gift ſchwellte ſogleich den verletzten Fuß an, und Tithees fühlte, wie es weiter und immer weiter um ſich griff. Aber trotz Schmerz und Gefahr blieb er ruhig auf ſeinem Platze, und dieſer heroiſche Gehorſam bewog Pachomius, Gott um ſein Leben und ſeine Geneſung zu bitten. Das war aber etwas Seltenes! gewöhnlich ſagte er zu den Brüdern, wenn ſie über Krankheit oder Schmerzen klagten: „O meine Kinder, wie könnt ihr nur wünſchen, von eueren Nöthen befreit zu werden? ſeht ihr denn noch immer nicht ein, daß keine Abtödtung ſo wohlgefällig vor Gott iſt, als die freudige, oder wenigſtens geduldige Hinnahme des Kreuzes, das Er auflegt? Faſten, wachen, das Fleiſch kreuzigen, ſind gute Bußwerke; aber leiden in der Vereinigung mit unſerem leidenden Herrn und Heiland iſt ungleich beſſer.“

Das Heil aller Seelen lag Pachomius am Herzen. In den großen Wüſten befinden ſich hie und da um Waſſerquellen fruchtbare Stellen, Oaſen, die wie grüne Inſeln mitten im Sandmeere liegen. Die ſogenannte große Oaſe in der lybiſchen Wüſte wurde auch wirklich von den alten Griechen „die Inſel der Glückſeligen“ genannt, weil ſie ſo ungemein lieblich war. Die egyptiſchen Oaſen boten Weideplätze für Rinderheerden und deshalb hielten ſich viele Hirten in ihnen auf, die aber ganz verwilderten und aus Mangel an Unterricht glaubenslos wurden. Pachomius begab ſich zum Biſchofe von Tentyris und bat ihn, ſich dieſer armen verlaſſenen Chriſten zu erbarmen, und ihnen einen Prieſter zu ver-

ordnen und Bethäuslein zu erbauen. Und bis das zu Stande kam, vertheilte er sich mit einigen frommen Brüdern durch die Weideplätze, damit die Hirten in den Glaubenslehren unterwiesen würden. Man meint einen heiligen Alfons von Liguori zu sehen, der in unseren Zeiten in den Felsenthälern von Amalfi und Sorrent zu gleichem Zwecke die Ziegenhirten aufsucht! Für den ganz mit Gott versöhnten Menschen gibt es keinen Feind in der Schöpfung mehr! Der heilige Hieronymus, der das Leben des großen Abtes von Tabenna beschrieben hat, erzählt: über giftiges Gewürm sei Pachomius ungefährdet hinweg geschritten, und die Crocodile hätten ihm ihre Rücken dargeboten und über den Nil ihn getragen. Die bösen Geister kamen ihn zu bestreiten, aber „seine Ferse zertrat ihren Kopf," und sie mußten ihm Red' und Antwort stehen, durch welche Kraft sie denn so gebändigt wären? „Durch die wunderbare Menschwerdung Jesu Christi," hieß es. Ja wohl! die Menschwerdung ist das Wort der Erlösung, und das glaubensstarke christliche Alterthum nahm diesen Glauben im vollen Umfange und mit allen Consequenzen an — und darin bestand seine Größe! Aber schwerer zu bändigen als Crocodile, Nattern und Dämonen, ist die verläumderische Zunge. Weder die Tugend, noch die Wüste, weder die Heiligkeit, noch die Wunderzeichen schützten Pachomius vor Verläumdung. Haß und Neid waren geschäftig, ihn als einen irrgläubigen Visionär zu verschreien, der aus Ruhmsucht seine Mönche und alle Welt zu blenden suche. Die egyptischen Bischöfe beriefen ihn vor ihre Versammlung nach Latopolis (dem heutigen Essne). Er rechtfertigte sich nach Art und Weise der Heiligen; d. h. mit solcher Demuth und Einfachheit, daß er sich die Liebe und das Vertrauen seiner Oberhirten erwarb.

Endlich ging auch dies herrliche Gestirn des altchristlichen geistlichen Lebens unter. Die Pest, diese Geißel des Orients, suchte auch Tabenna heim. Ueber hundert Mönche starben, unter ihnen drei Lieblingsjünger des Pachomius, Säulen und Zierden des Ordens. Dann kam an ihn die

Reihe. Schwach und abgezehrt dem Leibe nach, doch mit einem Antlitz, das von gottſeliger Freude ſtrahlte, ermahnte er noch einmal die Brüder und athmete lächelnd ſeine Seele aus.

Serapion der Sindonite.

„Wer dem Herrn anhängt, iſt Ein Geiſt mit Ihm.“ 1 Cor. 6, 17.

Dieſer wunderbare Anachoret hatte viele Jahre hindurch keine andere Einſiedelei als ſeine Liebe zu Gott. Sein Körper war die Zelle, in welcher ſeine Seele wohnte, und wohin der Körper ſich auch begeben mochte, die Seele blieb davon unberührt und ließ ſich nicht ſtören in der geiſtigen Sammlung und in der Vereinigung mit Gott. Serapion war ein Egypter und die ascetiſche Richtung, die ſich früh ſchon in ihm entwickelte, führte ihn zu den großen heiligen Männern der Wüſte, bei denen er eine ſtrenge Schule durchmachte. Leib und Seele nahm er in ſcharfe Zucht durch Abtödtung der Sinnlichkeit und durch Uebung im Gehorſam. Das machte ihn ſo empfänglich für die Einwirkung des heiligen Geiſtes, daß er lenkſam und ſicher, wie ein Nachen vom Steuer, von der Gnade ſich führen ließ. Seine Bußwerke waren ſo groß, daß ſie übermenſchlich erſchienen und ihm den Beinamen „der Unleidende“ zuzogen, weil man ſich gar nicht vorſtellen konnte, daß ein leidensfähiger Menſch ſie aushalte. „Der Sindonite“ aber hieß er wegen des Stückes Leinwand, die ſein einziges Kleid ausmachte. Die ununterbrochene Betrachtung der heiligen Schrift, verbunden mit ſeinen geiſtigen und leiblichen Abtödtungen, gründete ihn feſt in der Armuth und in bußfertiger Geſinnung. Deshalb hielten die Meiſter ſeines inneren Lebens ihn nicht zurück, als der Entſchluß in ihm reifte, die Zelle mit der Welt zu vertauſchen und unter den Menſchen als Anachoret zu leben. Im Allgemeinen betrachteten ſie das als eine ſchwere Verſuchung zum Abfall vom Wege der Vollkommenheit und als das Zeichen eines großen Leichtſinnes. Palladius, der das

Leben Serapions beſchreibt und der ſelbſt ein Zögling der Väter der Wüſte war, bevor er Biſchof zu Helenopolis wurde, erzählt: Als ich mich eine Zeitlang in der Einöde von Scete bei dem großen Macarius aufhielt, wurde ich oft unruhig in meinem Gemüthe, ging deshalb einmal ganz angſthaft zu dem Altvater und klagte: „Was ſoll ich thun? meine Gedanken raunen mir immer zu: du biſt unnütz in der Zelle; geh von dannen!“ Der ſelige Macarius gab mir die Lehre: „Antworte deinen Gedanken: Um Chriſti willen bleib' ich in meiner Zelle und damit nütze ich dem Gehorſam.“ So viel gaben die Altväter darauf, den umſchweifenden und beweglichen Menſchenſinn in den heilſamen Schranken gelaſſener Beharrlichkeit feſtzuhalten. Das thaten ſie aber nicht bei Serapion, als er ihnen ankündigte, er wolle verſuchen, Seelen aus dem Pfuhle der Welt zu retten. Sie ließen ihn gehen, wie Gott ihn führte. Er kam nach Corinth, der üppigen Stadt, wo es noch immer, trotz der Briefe des heiligen Apoſtel Paulus, ein leichtfertiges Menſchengeſchlecht und Sänger und Schauſpieler in Fülle gab. Ein heidniſcher Gaukler, der mit ſeiner ganzen Familie auf der Schaubühne lebte, erfüllte Serapions Herz mit dem tiefſten Mitleiden. Er wußte nicht anders in die Nähe dieſer unglücklichen Leute zu kommen, als indem er ſich ihnen verkaufte, als Sclave in ihre Dienſte trat und ſie durch ſein Leben und ſeine Liebe für das Evangelium zu gewinnen ſuchte. Die zwanzig Gulden ſeines Kaufpreiſes verſiegelte und bewahrte er. Das wüſte, unruhige, zügelloſe Leben in dieſem Hauſe, das einem minder Vollkommenen tödtlich qualvoll geweſen wäre, beachtete Serapion gar nicht. Ein hochherziger Menſch, der in einem ſchlammigen Teich Ertrinkende ſieht und ſie retten will, beachtet nicht die Unſauberkeit des Waſſers und ſtürzt ſich hinein: ſo machte es Serapion für verſinkende Seelen. Pünktlich verrichtete er die geringſten Dienſte, trug Waſſer herbei, wuſch ſeinem Herrn die Füße, war nie müde der ſauern Arbeit, nie unzufrieden, ſchlief wenig, faſtete viel. Schweigend und himmliſche Dinge betrachtend, verhielt er ſich faſt

immer; wenn er einmal ſprach, ſo ſtrömte von ſeinen Lippen überirdiſche Weisheit, die den armen Gaukler zuerſt mit Staunen, dann mit Bewunderung, endlich mit Liebe erfüllte. Ehrfurchtsvoll behandelte er ſeinen wunderbaren Knecht, hörte mehr und mehr auf deſſen Ermahnungen, verlangte deſſen Rathſchläge, entſagte endlich ſeinem elenden Gewerbe und bekehrte ſich zum Chriſtenthume. Nach ihm ſeine Familie. Nun betrachteten ſie Alle ihren Sclaven mit anderen Augen, und je frömmer ſie wurden, um ſo höher ſchätzten ſie ihn. Endlich ſprach der Herr zu Serapion: „Mein Bruder, weil du uns aus der ſchmählichen Dienſtbarkeit des Heidenthums, der Welt und der Sünde erlöſt haſt, will ich dich von meiner Dienſtbarkeit befreien und dir überlaſſen zu leben, wie und wo du willſt.“ Serapion antwortete: „Da Gott euch die Gnade gegeben hat, euer Heil zu erkennen und ihr ſie benutzt habt, um das Heil zu ergreifen, und da ihr nunmehr auf dem rechten Wege ſeid: ſo darf ich euch jetzt getroſt verlaſſen, um die Rettung anderer Seelen zu verſuchen.“ Und er erzählte ihnen, daß er ein egyptiſcher Mönch und ein freier Mann ſei und daß er nach dem Beiſpiele des Gottesſohnes, welcher Knechtsgeſtalt angenommen habe, um die Welt aus der Sündenknechtſchaft zu befreien, aus Liebe zu ihren Seelen freiwillig ihr Knecht geworden ſei. Da zerfloſſen ſie in Thränen und beſchworen ihn, als ihr Herr und Vater bei ihnen zu bleiben. Allein Serapion war nicht länger zu halten und brachte ihnen auch ihr Kaufgeld zurück. „O behalte dies Geld, das uns zu unſerm Heil verholfen hat,“ flehten ſie weinend, „oder theile es den Armen aus.“ „Euch gehört es und nicht mir,“ ſprach Serapion, „denn ich bin ein armer Mönch, der nichts beſitzen, alſo auch nichts verſchenken darf.“ Und liebevoll nahm er Abſchied von ihnen. Die göttliche Vorſehung führte ihn nach Lacedämon zu einer Wittwe, die kinderlos, krank und in bitterer Noth war. Wie ſollte er ihr helfen? und durfte er ſie in dieſem Elend laſſen? Er hörte, daß ein angeſehener Mann in der Stadt, der ſonſt ganz rechtſchaffen, aber von der manichäiſchen Irr-

lehre angesteckt sei, einen tüchtigen Knecht suche. Flugs begab sich Serapion zu ihm, verkaufte sich selbst, trug den Erlös zu der armen Wittwe und brachte es nach zwei Jahren dahin, daß seine Herrschaft sich mit ihrem ganzen Hausgesinde wieder dem katholischen Glauben anschloß. Auch dieser Herr schenkte aus Dankbarkeit seinem gottseligen Sclaven die Freiheit, bekleidete ihn mit einem guten Rock und Mantel, und gab ihm überdies ein Evangelienbuch. Froh zog Serapion von dannen, so gut ausgerüstet war er noch nie gewesen. Er hatte es aber auch noch nie so bedurft, denn es war ein rauher Winter in den Gebirgen von Lacedämon. Als er nun so dahin wandelte, ruhig erwartend, wie Gott ihn führen werde, begegnete ihm ein armer, halbnackter Mann. Geschwind nahm Serapion den Mantel ab und reichte ihn dem Bettler dar, der sich mit Wohlbehagen darin einwickelte. Serapion ging weiter und fand am Wege liegen einen von Kälte fast erstarrten Greis. Geschwind zog Serapion seinen Rock aus, bedeckte den alten Mann damit und ging in seinem Leinwandkleide weiter. Als er am Abende mitleidige Leute traf, die ihn in Herberge nahmen und ihn fragten, wer ihn denn so ausgeplündert habe, wies Serapion auf die Evangelien hin und sprach: „Dies Buch hat's gethan." Und auch dieses Buch blieb nicht sein Eigenthum! In der benachbarten Stadt verkaufte er es zum Besten einer Familie, die in große Dürftigkeit gerathen war. Ein Geistlicher erhandelte das Buch und stellte Serapion mild zur Rede, daß er von einem solchen Kleinod sich trenne. Demüthig erwiderte er: „Wirst du es glauben, mein Vater? mir war, als riefe das Evangelium beständig mir zu: Gehe hin, verkaufe Alles, was du hast und gib es den Armen! Alles, was ich hatte, war nun eben dies Buch; und deshalb verkaufte ich es." In Athen gab es sehr viele Philosophen, aber wenig barmherzige Seelen. Drei Tage war Serapion dort, ohne einen Bissen Brod zu bekommen. Da gesellte er sich zu Leuten, die auf einem öffentlichen Platze beisammen waren, und erzählte ihnen, er sei seit seiner Ab-

reiſe aus ſeinem Vaterland Egypten einem harten Wucherer in die Hände gefallen, der ihn ohne Unterlaß peinige. Man war bereit, ihm zu helfen; er möge nur den Wucherer nennen. „Der Hunger iſt es," ſagte Serapion. Ein Philoſoph ging vorüber und warf ihm verächtlich einen Silberling zu. Serapion nahm demüthig das Geldſtück auf, trug es nach dem nächſten Bäckerladen, nahm ein einziges Brod und verließ genügſam die Stadt. Man brachte dem Philoſophen ſeinen Silberling wieder, bis auf jenen Heller, den der Bäcker für ſein Brod behalten hatte, und er geſtand nun ein, daß der arme Fremdling es in der Weltverachtung weiter gebracht habe, als er. Von Griechenland ſchiffte ſich Serapion nach Rom ein. Da er in den erſten Tagen gar nichts genoß, ſo glaubten die übrigen Reiſenden, er leide an der Seekrankheit und bekümmerten ſich nicht weiter um ihn. Endlich, am fünften Tage, fragte ihn Jemand: „Aber warum nimmſt du denn gar keine Nahrung zu dir?" Serapion erwiderte: „Weil ich nichts habe und auch kein Geld beſitze, um mir einen Biſſen Brod zu kaufen." Die Leute entſetzten ſich vor dieſer Abtödtung. Nur einer der Schiffer rief: „Du Schurke! wenn du kein Geld haſt, womit willſt du die Ueberfahrt zahlen?" „Ich kann ſie freilich nicht zahlen," entgegnete Serapion ſanft, „willſt du mich aber nicht unentgeltlich mitnehmen, ſo fahre an die nächſte Küſte und ſetze mich dort aus." „Nein!" ſagte der Schiffer, „das thue ich nicht, denn es würde die Fahrt aufhalten und Wind und Meer ſind uns noch nie ſo günſtig geweſen, wie diesmal." Alle Reiſende wollten um die Wette Serapion mit Speiſe und Trank verſorgen; mit größter Dankbarkeit nahm er jedoch nur das Allerwenigſte an und gelangte glücklich nach Rom. Die Gräber der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus und der Martyrer voll Andacht zu beſuchen, war ſein erſtes Geſchäft. Das zweite dem Nächſten zu dienen; und zwar in der Weiſe, die ihm eben eigenthümlich war und die er von ſeinem göttlichen Erlöſer ſelbſt gelernt hatte: er machte ſich zum Knechte, um Seelen zu retten. Zwei Mal noch übte er

dieſen heroiſchen Liebesdienſt; zwei Mal noch wurde er der Sclave von Menſchen, die durch ihren Wandel für das blos natürliche Gefühl unerträglich und abſtoßend geweſen wären, die Serapion aber liebte, weil er mit dem Auge des Glaubens ſie betrachtete und noch eine Spur von göttlicher Ebenbildlichkeit in ihnen fand. Und der Gott, der ſich zum Knechte der ſündigen Menſchheit gemacht hat, um ſie zu erlöſen, war mit ſeiner Gnade bei Serapion, ſo daß zwei Mal Menſchen bekehrt und gerettet wurden, die bereits dem ewigen Verderben verfallen ſchienen. Solcher Treue, ſolcher Opferwilligkeit, ſolcher Demuth, ſolchem Gehorſam, ſolcher Liebe konnten ſie nicht widerſtehen. Dreißig Jahre erfüllte Serapion ſeine Aufgabe, nämlich gerade dieſen Theil des Lebens des menſchgewordenen Gottes zu leben. Dann kehrte er zurück in ſeine Heimat, die Wüſte, und fand fort bald ſeinen Tod und durch ihn ewige, ſelige Freiheit für kurze Sclaverei. Als der Patriarch zu Alexandrien, der heilige Johannes der Almoſengeber, Serapions Lebensbeſchreibung las, rief er ſeinen Verwalter und ſprach mit vielen Thränen: „Ach, wie erbärmlich wär' es, wenn wir uns rühmten, unſere Güter den Armen auszutheilen! Dieſer heilige Serapion hat ein Mittel gefunden, ſich ſelbſt für ſie hinzugeben, nicht Einmal, ſondern vielmals!"

Der heilige Arſenius.

„Er entwich in die Wüſte und betete." Luc. 5, 16.

Das, was uns jetzt ſo fremd und ſeltſam erſcheint, und wozu doch der heilige Apoſtel Paulus ſo häufig auffordert, nämlich: die Bande mit der Welt zu löſen, um deſto vollkommener die Gemeinſchaft mit Chriſtus zu knüpfen, erregten in jener Zeit gar keine Befremdung. Das große und wichtige Geſchäft der Heiligung war nicht eine der tauſend Angelegenheiten, ſondern die Hauptangelegenheit des Lebens der Chriſten. Die Schein- und Namenchriſten, die

sich nur an die äußere Form schlossen, die Arianer und andere Häretiker, deren Irrlehre von der Menschwerdung Gottes das ganze Christenthum verfluchte; die Heiden, deren Weltanschauung nichts vom Falle, von der Erlösung und von der Heiligung des in Christus wiedergeborenen Menschen wußte: diese freilich waren sämmtlich zum Widerspruche gegen das Leben in christlicher Ascese geneigt; denn in den Ersten war der Geist des Christenthums viel zu matt und in den Letzteren der Geist der Irdischkeit viel zu mächtig, als daß ihnen das Auge des Glaubens über die Lehre von der Entsagung aufgegangen wäre. Aber die ächten Christen waren damals in der ganzen Glut „ihrer ersten Liebe", und da die Liebe eine volle Hingebung begehrt: so stellten sie sich das Ideal dieser Hingebung und das damit unzertrennlich verbundene Streben nach Heiligung hoch auf, nämlich unter dem Kreuze des aus Liebe für die Sünder hinsterbenden Heilandes, neben Maria und Johannes auf Golgatha. Das thaten Menschen der verschiedensten Art und Begabung, Vornehme und Geringe, Gelehrte und Einfältige, große Sünder und heilige Seelen, das graue Alter und die zarte Jugend. Wen Christus rief, der folgte Ihm, gleichviel wohin! in den blutigen Circus, in die Stille des Klosters, auf die Spitze der Säule, in den Palast der Kaiser, in die öde Wüste; der brach die Bande, welche mit dem Rufe Christi nicht bestehen konnten. Keiner widerstand der Gnade; darum war so viel Gnadenwirkung auf Erden.

Kaiser Theodosius der Große suchte einen Erzieher für seine Söhne Arcadius und Honorius, und ersuchte den Kaiser Gratian in Rom, ihm nach Constantinopel einen Mann zu schicken, dem er die Knaben anvertrauen könne. Damals war Arsenius Diakon der römischen Kirche, ein Mann des Gebetes, ernster Studien und heiliger Werke. Obgleich er verwandt war mit den vornehmsten Familien, lebte er in großer Zurückgezogenheit mit seiner gottseligen Schwester zu Rom. Auf ihn warf Papst Damasus, den Kaiser Gratian in dieser wichtigen Sache zu Rathe zog, sein Auge, denn er

fand Alles in Arsenius vereinigt, was ihn zum Erzieher der jungen Cäsaren befähigen konnte: Glaube und Wissenschaft, Weisheit und Klugheit. Arsenius gehorchte dem Nachfolger des Apostelfürsten, verließ seine Einsamkeit, entsagte dem Verlangen nach gänzlicher Trennung von der Welt und ihren Gefahren, und begab sich nach Constantinopel. Theodosius wußte ihn zu schätzen, gab ihm den Rang eines Senatoren, eine prächtige Wohnung, zahlreiche Dienerschaft, machte ihn nicht nur zum Erzieher und Lehrer seiner Söhne, sondern auch zu deren Taufpathen, und wollte, daß diese ihn als einen zweiten Vater ehrten. Arsenius blieb immer in der Demuth, auch äußerlich. Er gab stehend den jungen Cäsaren Unterricht; sie aber saßen. Theodosius kam einst in die Lehrstunde, tadelte dies als höchst unehrerbietig an seinen Söhnen, und gebot dem Arsenius ausdrücklich, ebenfalls einen Sitz zu nehmen. All diese Ehren ließen Arsenius höchst gleichgültig. Sein Sinn war zu hoch nach Oben gerichtet, um sich in Gold und Purpur zu verlieren. Mit größtem Eifer und innigster Liebe führte er sein mühseliges und undankbares Amt. Während er Alles that, um seine Zöglinge zu würdigen Kronenträgern zu bilden, mußte er sehen. wie sie ihr Ohr den höfischen Schmeichlern in ihrer übrigen Umgebung öffneten und wie sie sich der Trägheit und Verweichlichung hingaben, durch welche sie ihrem großen Vater so unähnlich und ihre Regierung später so unheilvoll wurde, Dennoch verlor Arsenius den Muth nicht, und sparte weder Belehrung noch Ermahnung, weder die Sanftmuth noch die Strenge der Liebe. Arcadius hatte sich einst einen so groben Fehler zu Schulden kommen lassen, daß Arsenius eine scharfe Züchtigung für nothwendig hielt. Statt in sich zu gehen, gerieth der junge Cäsar außer sich vor Zorn, begann seinen Erzieher zu hassen und zu verfolgen, wurde darin bestärkt und aufgestachelt durch Neider des Arsenius und trug endlich einem Offizier seiner Leibwache auf, ihn um jeden Preis von der strengen Ueberwachung seines Erziehers zu befreien. Zum Glücke sah der Offizier nicht, wie so viele der Höflinge, in

Arkadius den künftigen Kaiſer, in deſſen Gunſt man ſich einzuſchmeicheln habe; auch hatte er Furcht vor Theodoſius und Achtung vor Arſenius. Deshalb verrieth er dem Letztern die Sache und gab ihm den Rath, ſich heimlich aus Conſtantinopel zu entfernen, da ſein Leben gefährdet und jede günſtige Einwirkung auf Arcadius durch deſſen Haß gelähmt ſei. Arſenius begab ſich in's Gebet, um ſich über den Willen Gottes erleuchten zu laſſen und vernahm eine Stimme, welche zu ihm ſprach: Fliehe die Menſchen, Arſenius, ſchweige, ruhe und rette deine Seele! Dieſe Worte waren ſo ganz im Einklange mit dem Verlangen nach gänzlicher Abgeſchiedenheit, welches er ſchon lange in ſeiner Seele ſpürte und bekämpfte, daß er glauben durfte, jetzt ſei der Augenblick da, den Gott in ſeiner Barmherzigkeit ihm gönne, um fortan dem ſtreng aſcetiſchen Leben ſich zu widmen. Er verließ den Kaiſerpalaſt, beſtieg ein Schiff, das ſegelfertig nach Alexandrien im Hafen lag, und fuhr von dannen, nicht ſowohl um ſein Leben zu retten, als um es zu opfern. Alle Herrlichkeiten des großen, üppigen, volksreichen Alexandriens waren ihm wie Nichts. Er ging hindurch und in die Wüſte Scete. Dort, in einer Felſenhöhle, bat er abermals mit inbrünſtigem Flehen um Erkenntniß des göttlichen Willens; und abermals ſprach eine Stimme in ſein Gebet: Arſenius, fliehe, ſchweige, ruhe, und du wirſt deine Seele retten. Wer ſich einer Genoſſenſchaft von Einſiedlern oder Mönchen einverleiben wollte, mußte ſich zuerſt vor den Obern derſelben ſtellen und von ihm die Erlaubniß erbitten, unter Leitung der Erfahrenen und Alten, welche man deswegen aus Ehrfurcht Väter oder Altväter nannte, Gott dienen zu dürfen. Dieſer Act der Unterwerfung war beſonders nothwendig bei den Anachoreten. Hätte ſich Jeder nach Belieben und ohne geiſtliche Aufſicht und Führung in der Wüſte niedergelaſſen, ſo würde ſie bald von einer verwilderten, zuſammenhangsloſen Horde bevölkert worden ſein. Hingegen verband Demuth und Gehorſam die Einzelnen zu einer geheiligten Familie von Brüdern. Dieſer Regel gemäß mußte ſich Arſenius nun alſo zuerſt vor dem Abt Paſtor

ſtellen, welcher damals die geiſtliche Leitung in der Wüſte Scete gottſelig beſorgte. Arſenius war bereits vierzig Jahre alt und kam aus den glänzendſten Verhältniſſen der Welt, vom Kaiſerhofe zu Byzanz. Der Abt Paſtor übergab ihn der Aufſicht eines ausgezeichnet frommen und geiſtig erleuchteten Mitbruders, der aber noch ſehr jung war und Johannes der Kleine hieß. Dieſer hatte nun den Novizen durch verſchiedene Abtödtungen auf die Probe zu ſtellen, wie tief deſſen Bußgeiſt und ob er überhaupt für das aſcetiſche Leben befähigt ſei. Johannes reihte alſo den Arſenius zu ſeinen Schülern. Als ſie ſich nun Alle am Abende verſammelten, um ihre ſpärliche Mahlzeit zu verzehren, und als alle Brüder ihre gewohnten Plätze einnahmen: da wies Johannes dem Arſenius keinen Platz an, ſondern er ließ ihn ſtehen mitten in der Verſammlung und beachtete gar nicht ſeine Anweſenheit. Auf dieſe Geringſchätzung folgte eine andere. Johannes nahm gleichgültig ein Stück Brod, warf es dem Arſenius vor die Füße und ſagte trocken: „Iß, wenn du Luſt haſt.“ Arſenius kniete nieder und verzehrte auf den Knien das Brod. Die Brüder ſtaunten ihn mit Bewunderung an und Johannes rief entzückt vor Freude: „Dieſer Mann paßt für das Einſiedlerleben! Betet, meine Brüder, um den Segen des Herrn für ihn und für uns!“ Von dieſem Augenblicke an bis zu ſeiner letzten Stunde verſenkte ſich Arſenius in die Einſamkeit mit Gott und fragte ſich oftmals ſelbſt: „Warum haſt du die Welt verlaſſen, Arſenius? warum biſt du hergekommen?“ Eine Frage, die ein großer Aſcet ſpäterer Zeit, der heilige Bernard, ſich immer wieder und wieder vorlegte, um ſich zur Beharrlichkeit, wie Arſenius, anzuſpornen. Dieſer behauptete, daß die Hauptpflicht eines Mönches darin beſtehe, ſich von der Erde und von allen zeitlichen Angelegenheiten ohne Ausnahme abzuſchälen, im Geiſte der Zerknirſchung all ſeine Fehler und Schwachheiten zu beweinen und ſehnſuchtsvoll der glorreichen Ewigkeit entgegen zu harren. Deshalb ſuchte Arſenius ſich in ſeiner Felſenzelle zu begraben mit ſeinen Erinnerungen, ſeinem Geiſte, ſeinen Kenntniſſen, ſeinen

Talenten, um den irdiſchen Menſchen, nach jeder Richtung hin, gänzlich abſterben zu laſſen und dadurch die Vereinigung mit Gott anzuſtreben. Kaiſer Theodoſius war ſehr betrübt über das Verſchwinden des Arſenius. Er ließ ihn überall in Klöſtern und Einöden ſuchen. Aber der große Kaiſer ſtarb bald, 395, und ſeine Söhne theilten die Krone, die er allein getragen hatte, und die ihnen dennoch zu ſchwer war. Die Nachforſchungen nach Arſenius waren jedoch nicht umſonſt geweſen; Arcadius, der jetzt auf dem Throne zu Conſtantinopel ſaß, erfuhr den Aufenthalt ſeines heiligen Erziehers, ſchrieb ihm durch einen eigenen Boten, bat um Verzeihung für frühere Beleidigungen, empfahl ſich ſeinem Gebete und bot ihm an, alle Einkünfte der egyptiſchen Steuern ihm zu überlaſſen, damit er ſie ganz nach Gutdünken an Bedürftige und Einſiedler, an Kirchen und Klöſter verthetle, weil die Armenpflege von ihm gewiß am Beſten gehandhabt werde. Arſenius nahm aber dies ungeheure Almoſen nicht an, ſondern ſchrieb nur zurück: „Gott wolle uns Allen unſere Sünden vergeben! Mit der Vertheilung des Geldes kann ich mich aber nicht befaſſen, da ich mich ſchon als einen Abgeſtorbenen betrachte.“ Er gedachte der Mahnung jener himmliſchen Stimme, die ihm ſo ganz beſtimmt ſeinen Weg angewieſen hatte. Deshalb war er auch ganz entſchloſſen, ihn ſtreng zu befolgen und ſich ſogar einer ſcheinbar gerechtfertigten Zerſtreuung zu entziehen. Keine weltliche Angelegenheit war ihm eines Gedankens würdig! er beſchäftigte ſich nur mit dem Tode, und wie ſeine Seele dann die Gerichte Gottes werde beſtehen können. Anfangs behielt er unbewußt noch gewiſſe Gewohnheiten aus der Welt bei, z. B. kreuzte er die Beine über einander, wenn er ſaß, oder legte einen Fuß auf's Knie. In den Verſammlungen der Mönche und Einſiedler waren aber Haltung, Stellung und Bewegung geregelt, um den Körper, auch äußerlich, an eine gewiſſe Zucht zu gewöhnen. Doch that es Allen leid, ihn auf dieſen kleinen Verſtoß aufmerkſam zu machen, weil ſein erhabener Bußgeiſt ſie mit der größten Ehrfurcht erfüllte. Der

weise Abt Paſtor ergriff das Auskunftsmittel, einſt ſelbſt in einer Verſammlung mit einem Fuß auf's Knie zu ſitzen und ſich darüber von einem alten Einſiedler einen Verweis geben zu laſſen. Arſenius verſtand die Warnung und bemühte ſich fortan, die kleinen weltlichen Angewöhnungen nicht minder als die großen zu bekämpfen. In der Welt war er auf's prächtigſte gekleidet geweſen; jetzt trug er das gröbſte und unbequemſte Kleid. In der Welt hatte er an geiſtreicher Unterhaltung großes Vergnügen gefunden; jetzt hielt er das Stillſchweigen ſtrenger denn irgend einer und wählte deshalb eine Zelle, die in ſtundenweiter großer Entfernung von allen übrigen lag. In der Welt fand ſein feiner und ſcharfer Verſtand an allen Wiſſenſchaften Freude und er ſtudirte auch die profanen mit hohem Intereſſe; jetzt verſagte er ſeinem Geiſte alle Zerſtreuung und ſtudirte nichts, als die eine ach! ſo ſehr vernachläſſigte Wiſſenſchaft von den letzten Dingen des Menſchen. In der Welt liebte er ſehr, nach damaligem Gebrauche, die Wohlgerüche, welche in den Gemächern gebrannt und den Gewändern beigebracht wurden; jetzt wechſelte Arſenius nur einmal im Jahre das Waſſer, worin er die Palmzweige aufweichte, die er zu Matten verflocht, und goß in der übrigen Zeit nur immer etwas friſches hinzu. Einige Altväter fragten ihn, weshalb er denn nicht dies übelriechende Waſſer ausgieße? „Um den Geruchsſinn abzutödten, der früher ſo geſchwelgt hat," entgegnete Arſenius. An die allgemeine Beſchäftigung der egyptiſchen Einſiedler, Matten zu flechten, gewöhnte er ſich mit Mühe, weil er ſeine Hände nie zu dergleichen Dingen gebraucht hatte. Je ſchwerer die Arbeit ihm wurde, deſto eifriger trieb er ſie, jedoch ſo, daß ſie ihn niemals in heiliger Betrachtung ſtörte. Durch dieſe trat die gnadenvolle Liebe Gottes und der ſündhafte Undank des Menſchen ſo nah an ſeine Seele, daß ſeine Augen immer in Thränen der Liebe und des Leides gebadet waren; und dieſe heilige Zerknirſchung währte bis zum Ende ſeines langen Lebens und ſenkte ihn tief in die Grundlage der Vollkommenheit, in die Demuth, ein. Die

Einsiedler von Scete bekamen einmal ein kleines Geschenk an Feigen, aber in so geringem Maße, daß der Abt nicht den Muth hatte, eine so winzige Gabe an Arsenius zu schicken. Dieser erfuhr es durch einige Einsiedler, die ihn mit seinen armseligen Lebensbedürfnissen versorgten, weil er um der irdischen Dinge willen höchst ungern seine Zelle verließ. Nun erschien er aber nicht bei dem Gottesdienste und sprach zu den Mitbrüdern, die ihn aufsuchten, weil sie ihn krank glaubten: „Ihr habt mich ja von eurer Gemeinschaft ausgeschlossen, indem ihr mich für unwürdig hieltet, an dem Segen Theil zu nehmen, den der liebe Gott euch zugeschickt hat.“ Auf's höchste erbaut durch eine Demuth, welche die Gabe Gottes so hoch und sich selbst so gering schätzte, eilte der Priester der Genossenschaft zu ihm, brachte ihm ein Paar Feigen und führte ihn zur Kirche. Dort suchte er sich immer einen Platz hinter einem Pfeiler auf, wo Keiner ihn gewahr wurde und wo er Niemand sah: dermaßen fürchtete er jeden Anlaß zur Zerstreuung. „Warum fliehest du deine Mitbrüder?“ fragte ihn einst der Abt Marcus. „Gott weiß, wie ich sie liebe,“ erwiederte Arsenius; “aber ich kann nicht zugleich bei Gott und bei den Menschen sein und den Einen zu verlassen, um mich den Anderen anzuschließen, ist mir nicht erlaubt. Ich muß suchen, mich mit den himmlischen Heerschaaren in einer und ungetheilter Richtung des Willens auf Gott zu halten; bei den Menschen aber ist sie zersplittert.“ Der Verkehr mit Menschen erfüllte ihn stets mit Besorgniß und er pflegte oft zu sagen: „Das Stillschweigen hat mich nie gereut; die Unterhaltung mit Menschen immer ein wenig.“ Deshalb ließ er sich nie bewegen, Briefe schriftlich zu beantworten, noch dazu, Auslegungen der heiligen Schrift zu machen, wozu er durch Geist, Gebet und Erleuchtung so sehr befähigt gewesen wäre; denn außer der Zerstreuung fürchtete er auch die Eitelkeit und Selbstgefälligkeit. Er wiederholte häufig: „Uns Römern hilft zum Fortschritt in der Tugend all unsre geistige Bildung nichts, denn der wissenschaftliche Prunk bläht leicht das Herz zum Stolz auf. Hingegen diese schlichten Egypter haben sich durch Arbeit und Einfalt auf den Weg der Vollkommenheit begeben.“ Einst

holte er sich gute Rathschläge bei einem ganz einfachen alten egyptischen Einsiedler, und ein Anderer hörte zu und fragte höchst verwundert: „Vater Arsenius, du bist unterrichtet in aller Wissenschaft der Römer und Griechen, und fragst diesen ungebildeten Greis um Rath?“ — „Ja freilich kenne ich griechische und römische Wissenschaft,“ antwortete der heilige Mann, „aber das Alphabet dieses Greises habe ich leider noch nicht gelernt.“ Der Erzbischof Theophilus von Alexandrien besuchte ihn einst mit einer hohen Magistratsperson und bat, er möge ihnen etwas Erbauliches sagen. Arsenius erwiederte, dazu sei er viel zu sündhaft. „Indessen,“ setzte er nach einigem Stillschweigen hinzu, „wollt' ihr mir versprechen, sie zu befolgen, so sag' ich euch recht gern ein Paar Worte.“ Die beiden Herren waren es wohl zufrieden und er sprach: „Wenn ihr hört, daß der arme Sünder Arsenius da oder dort sei, so sucht ihn nicht auf.“ Ein anderes Mal wünschte derselbe Erzbischof eine Unterredung mit ihm zu haben, kannte nun aber schon aus Erfahrung seine grenzenlose Liebe zur Abgeschiedenheit und ließ deshalb zuvor bei ihm anfragen, ob der Eintritt in seine Zelle erlaubt sei? Arsenius gab dem Boten zur Antwort: „Kommt der Erzbischof, so werde ich ihm gewiß meine Zelle öffnen; doch nicht nur ihm, sondern aller Welt; und dann werde ich mich davon machen.“ Nachdem dem Erzbischof diese Erklärung hinterbracht war, sprach er: „Besser nicht hingehen, als ihn verjagen.“

Die jüngeren Einsiedler Daniel, Zoylas und Alexander, welche ihm mit Freuden kleine Dienste leisteten, traten dadurch in nähere Beziehung zu ihm und erfreuten sich an der Beobachtung seines heiligen Wandels und an den Lehren, die er ihnen zuweilen, jedoch immer wie mit fremdem Munde gab. Einer der Jünglinge beklagte sich, daß er die heiligen Schriften zwar auswendig wisse und gern betrachten wolle, aber ihren tiefen Sinn nicht gehörig verstehe und deshalb lau bleibe. „Fahre dennoch fort mit der heiligen Betrachtung, mein Sohn,“ sprach Arsenius; „der selige Abt Pastor pflegte zu sagen: Die Schlangenbeschwörer verstehen nicht die Kraft der Worte, durch

welche sie die Schlangen fangen; aber die Schlangen selbst verstehen sie und gehorchen ihr. Verstehen wir auch nicht die ganze Tiefe der heiligen Schrift, so verspürt die uralte Schlange doch ihre Kraft, wenn wir uns damit beschäftigen, und das göttliche Wort, welches der heilige Geist durch die Propheten und Apostel geredet hat, jagt sie weit von uns fort." Einst sprach er zu Daniel: „Ein frommer Altvater gab mir eine gute Lehre: Befleißige dich, deine innerlichen Werke nach dem Willen Gottes zu verrichten; dann werden sie dir helfen, die böse Begierlichkeit des äußeren Menschen zu besiegen." Und ein anderes Mal sagte Arsenius: „Suchen wir Gott den Herrn, so werden wir ihn finden, und halten wir ihn, so wird er bei uns bleiben." Solche Vereinigung mit Gott erstrebte Arsenius durch die Richtung all' seiner Kräfte auf dies erhabene Ziel, und außer in der Abtödtung des sinnlichen Menschen fand er in dem eifrigen, beharrlichen, demüthigen Gebet die Stärke zu seinem fünfundfünfzigjährigen Kampfe. Oft hörten ihn die Jünger in der verschlossenen Zelle weinend wehklagen: „O Herr, verlaß mich nicht, obwohl ich dir bisher so treulos war! Ach gib mir die Gnade, daß ich endlich einmal anfange, dir zu dienen." Er sagte, eine Stunde Schlaf müsse einem Mönch genug sein, und er bemühte sich, nicht einmal so lange zu schlafen. Hatte er nun die Nacht im Gebete zugebracht und überwältigte ihn gegen Morgen die Ermüdung, so sprach er zum Schlaf: „Komm' her, du böser Gesell!" schlummerte eine kleine Weile und ging dann schnell an seine Arbeit. Jeden Samstag Abend begab er sich mit zum Himmel erhobenen Händen ins Gebet, wenn die Sonne hinter seinem Rücken sank, und nicht eher stand er auf vom Gebet, als bis die aufgehende Sonne ihm Sonntags früh in's Antlitz schien. Das Beispiel seiner gottseligen und demüthigen Tugend bewirkte einen unbegrenzten Gehorsam von Seiten seiner Jünger. Zum Alexander sagte Arsenius eines Tages: „Wenn du morgen mit deinem Palmenflechten fertig bist, so komme zu mir, wir wollen unsere Mahlzeit zusammen einnehmen. Sollten aber Fremde dich besuchen, so iß mit ihnen und komme nicht zu mir." Alexander war damals noch ganz ungeübt im

Palmenflechten und doch bemüht, seine Arbeit auf's Beste zu verrichten. Deshalb war er um die Zeit des Essens noch lange nicht fertig und Arsenius aß allein, in der Voraussetzung, fremde Brüder hätten bei Alexander die Gastfreundschaft begehrt. Als dieser sich spät Abends bei ihm einstellte, fragte er sogleich, ob dies der Fall gewesen sei? Alexander sagte Nein. „Aber warum kommst du denn erst jetzt?" fragte Arsenius. „Mein Vater," entgegnete Alexander, „du sagtest, ich möchte kommen, wenn ich mit meinen Palmen fertig wäre. Mein Vorrath war groß, erst jetzt hab' ich ihn verbraucht und daher wagte ich nicht, früher zu kommen." Arsenius freute sich über einen so vollständigen Gehorsam; statt aber seine Freude zu äußern, sagte er: „Lerne geschwinder arbeiten, damit du Zeit behältst zum Psalmengebet, zum anderweitigen Gottesdienste und zum Essen, sonst wirst du an Leib und Seele verkümmern." Aber Verweise und Strenge schlossen den frommen Jünger nur um so fester an Arsenius, denn er maß an ihnen seines Lehrers heilige Liebe und seine eigene Unvollkommenheit ab. Arsenius selbst unterwarf sich im Gehorsam auch da, wo er ihm am schwersten fiel. Er wurde einmal krank und zwar so bedenklich, daß der Priester, der für die geistlichen Bedürfnisse der Einsiedler von Scete zu sorgen hatte, es für gut fand, Arsenius in die Nähe der Kirche und in eine Wohnung bringen zu lassen, welche einige Bequemlichkeit gewährte. Auf ein Lager von Thierfellen mit einem kleinen Kopfkissen wurde der Kranke gebettet, dem diese geringe Pflege unerträglicher war als sein großes Leiden, der sich aber gelassen der Anordnung unterwarf. Ein alter Einsiedler besuchte ihn und rief mit Entrüstung: „Sehe ich wirklich den Vater Arsenius so bequem gebettet!" Der Kranke schwieg; doch der Priester nahm das Wort und fragte den alten Einsiedler: „Welchem Stande gehörtest du in der Welt an?" — „Ich war Hirt." — „Und wie gewannst du deinen Lebensunterhalt?" — „Ach, sehr mühselig." — „Und wie lebst du jetzt?" — „Viel besser und mühloser." — „Nun sieh!" sprach der Priester, „bei dem Vater Arsenius ist es gerade umgekehrt. Der war in der Welt gleichsam der Vater der Cäsaren, hatte hundert Diener in Seide

gekleidet, hatte prächtige Gemächer mit Teppichen und Ruhebetten; das Alles entbehrt er hier, entsagt und leidet, während du es jetzt bequemer hast, als in der Welt. Und dennoch nimmst du ein Aergerniß an seiner Lagerstätte!" Der alte Einsiedler warf sich auf die Knie und rief: „Vergebung, mein Vater, ich habe gesündigt. Arsenius ist auf dem wahren Wege der Demuth." So arm war jetzt dieser sonst so reich gekleidete Mann, daß er nur sein Mönchsgewand hatte. Nun sollte er während der Krankheit ein leinenes Hemd tragen. Er besaß es nicht. Man gab ihm etwas Geld, um es zu kaufen, und er sprach: „Mein Gott, ich danke dir für die Gnade, in deinem Namen Almosen empfangen zu dürfen." In der nämlichen Zeit wurde ihm ein Bote aus Rom gesendet, der ihm das Testament eines reichen Senators, seines Anverwandten, überbrachte; Arsenius war zum Erben des ganzen Vermögens eingesetzt. Er fragte, wann sein Vetter gestorben sei, und der Bote erwiederte, vor drei Monaten. „Dann kann ich ihn nicht beerben, denn ich starb lange vor ihm," sprach Arsenius, und war nicht zu bewegen, die Erbschaft anzunehmen. Nach seiner Genesung kehrte er mit Wonne in seine arme Zelle zurück, die ihm auf Erden lieber war als das Paradies, und verließ sie noch seltener als zuvor; rieth auch allen Einsiedlern, möglichst in der Abgeschiedenheit sich zu halten und wiederholte ihnen die Worte, die er einst mit so großer Herzensbewegung im Gebete vernommen hatte: „Fliehe, schweige, ruhe, und du wirst deine Seele retten." — „Aber, mein Vater," fragte ein junger Mönch, „warum meidest du die Gespräche der Mitbrüder? es wird ja nur von Gott geredet." — „Ich horche doch lieber auf das, was Gott im Innersten meines Herzens sagt, als auf das, was Andere von ihm sagen," gab Arsenius zur Antwort.

Im hohen Alter schickte Gott ihm die Prüfung, die für ihn am herbsten war. Die Stürme der Völkerwanderung sausten immer verheerender über das alte Römerreich. Die nordischen Barbaren drangen unaufhaltsam erst über die Grenzen, dann in die Provinzen, dann nach Rom vor und über Rom hinaus, über das Mittelländische Meer, nach Afrika. Und auch die

römiſchen Provinzen dieſes Welttheils traf die Geißel ihrer Verheerungen und Genſerich, der Vandalenkönig, eroberte Carthago und gründete dort ein Reich, während der heil. Auguſtinus als Biſchof von Hippo zwiſchen dieſen Drangſalen von der Erde ſchied. Die Wüſten Afrika's boten keine ſichere Zuflucht mehr gegen die barbariſchen, abgehärteten Völker des Nordens, welche überall die afrikaniſchen Völker aufjagten. Dieſe flohen nun ſelbſt in die Einöden und die wilden Mazyken durchſchweiften mit Feuer und Schwert die Wüſte Scete und verſcheuchten die ſtillen Einſiedler. Weinend zog Arſenius fort und klagte: „Wehe uns! die Welt hat die Stadt Rom verloren und wir Mönche die Wüſte Scete!“ Er begab ſich in eine entlegene Gegend zwiſchen dem egyptiſchen Babylon (jetzt Cairo) und der alten Königsſtadt Memphis und lebte dort zehn Jahre. Doch die Nähe der großen Städte brachte ihm zu viel Unruhe und Beläſtigung, und er floh deshalb nach Unteregypten in eine ſumpfige Wildniß, wo er alle Strengheiten, die er ſeit fünfzig Jahren übte, noch verſchärfte und täglich wie ein junger Anfänger in der Asceſe ſich fragte: Arſenius, weshalb kamſt du hieher? Um dieſe Zeit verließ eine edle Römerin ihre Heimath und reiſte nach Aegypten, um ihre Seele zu laben und zu ſtärken an dem Geiſte des Chriſtenthums, der dort in der Asceſe eine ſo herrliche Blüthe der Vollkommenheit trieb, daß ihr Wohlgeruch das Morgen- und Abendland erfüllte. Die erhabene Gottſeligkeit ihres Landsmannes Arſenius zog die edle Römerin vor Allem an. Sie freute ſich ſehr, vom Patriarchen von Alexandrien zu vernehmen, er wohne in der Nähe und ſie bat den Oberhirten, ihr ein kurzes Geſpräch zu vermitteln. Arſenius aber, der den Patriarchen ſelbſt einſt nicht hatte empfangen wollen, ſchlug dies Anſuchen rund ab und die beſtürzte Frau glaubte, es ſei am gerathenſten, ihn ohne Umſtände aufzuſuchen. Sie begab ſich in die Einöde und wartete lange, bis er von dem Beſuch bei einem kranken Mitbruder heimkehrte. Endlich kam er, eine hohe, ſchlanke Geſtalt, etwas gebückt durch ſeine zweiundneunzig Jahre, doch majeſtätiſch in Gang und Haltung, mit einem langen ſchneeweißen Bart, mit ſchönen lieblichen Augen die in

Thränen strahlten und mit der Milde im Antlitz, welche den Sieg über den irdischen Menschen verkündet. Da meinte sie, einen Engel oder einen Propheten der alten Tage, kurz etwas Ueberirdisches zu sehen. Denn das Himmlische, welches aus seinem Aeußern aufleuchtete, entsprang aus der heiligen Stille seiner Seele, die durch die Bande des Gebetes in ununterbrochener Vereinigung mit Gott ruhte; und so sieht der irdische Mensch nicht aus. Sie eilte ihm entgegen, sie fiel ihm zu Füßen und suchte ihm ihre Verehrung auszusprechen. Arsenius hob sie schnell auf und sagte mit großem Ernst: „Willst du mich durchaus sehen, so schaue mich an nach Belieben. Nur schicke nicht etwa die Römerinnen über's Meer, um den alten Arsenius zu betrachten. Uebrigens muß ich mich sehr wundern, daß du deine Heimath und deine Familie verließest, um in Egypten die Einsiedler zu belästigen." Die Dame sagte in grenzenloser Verwirrung, sie werde gewiß allen Römerinnen diese Reise abrathen, nur möge Arsenius im Gebet vor Gott ihrer eingedenk sein. „Freilich werde ich Gott bitten, daß er die Erinnerung an dich aus meinem Gedächtniß tilge," antwortete Arsenius und begab sich in seine Zelle. Die Dame kehrte schleunig nach Alexandrien zurück. Bestürzung, Schreck und Schmerz zogen ihr ein heftiges Fieber zu und der Patriarch hatte alle Mühe, sie zu trösten und ihr begreiflich zu machen, daß Arsenius in seinen Antworten mehr Strenge gegen sich selbst, als gegen sie an den Tag gelegt habe.

In der That war Arsenius seinerseits voll Schreck, weil Unteregypten so recht dem ersten Anlauf der römischen Pilgerfahrten zu den orientalischen Asceten ausgesetzt war. Diese Reisen andächtiger Leute kamen mehr und mehr in Aufnahme und Arsenius floh wiederum seiner Zelle bei Memphis zu. Unterwegs begegnete ihm ein Mohrenmädchen, das neugierig sein rauhes Gewand anfaßte. Er verwies es ihr und sagte, es schicke sich nicht, das Kleid eines Mönchs zu berühren, worauf dann die Mohrin unverzagt zur Antwort gab: „Warum bleibst du nicht in deinem Kloster, da du ein Mönch bist?" Das ging ihm durch's Herz. Er eilte um so mehr in die Einsamkeit

und ſagte zu ſeinen Jüngern: „Die Taube fand keinen Zweig, auf dem ſie ruhen konnte, und kehrte in die Arche Noe zurück.“ Endlich, bei fünfundneunzig Jahren, waren die Kräfte dieſes Rieſen an Geiſt erſchöpft und er fühlte ſein letztes Stündlein nahen. Eine einzige Bitte legte er ſeinen Schülern an's Herz: ihm nur ja keine Verehrung nach ſeinem Abſcheiden zu erweiſen, vielmehr im Gebet ſeiner eingedenk zu ſein, als des größten armen Sünders. Dann befiel ihn eine unausſprechliche Verzagtheit. „Iſt es denn möglich, mein Vater, du fürchteſt den Tod?“ fragten ſeine betrübten Schüler. „Gewiß, ich fürchte den Tod,“ ſprach der ſelige Greis, „und ich kann wohl ſagen, daß dieſe Furcht mich keinen Augenblick verlaſſen hat ſo lange ich Mönch bin.“ Doch je näher ſein Ende heranrückte, deſto mehr wich die Furcht von ihm. Zuletzt machte ſie tiefer, heiliger Ruhe Platz und er entſchlief im Frieden des Herrn. Als man von ſeinem Hinſcheiden den Patriarch Theophilus in Kenntniß ſetzte, rief dieſer aus: „Glückſeliger Arſenius, daß du den letzten Augenblick ſtets vor Augen hatteſt!“ Und der Altvater Poemen ſagte mit Thränen: „Glückſeliger Arſenius, daß du über dich weinteſt, ſo lange du auf Erden warſt! Wer hier nicht weint, wird im anderen Leben ewig über ſich weinen!“ So nothwendig für das Heil der Seele hielten die Altväter die bußfertige Zerknirſchung.

Der ſelige Moyſes.

„Der Sünden meiner Jugend gedenke nicht, o Herr.“
Pſ. 148.

Die Verwilderung und Entſittlichung, worin Moyſes bis zu ſeinem vierzigſten Jahre lebte, machten ſeine Bekehrung zu einem Wunder der Gnade, von dem Palladius alle Einſiedler von Scete erzählen hörte. Die Heimath des Moyſes war Abyſſinien oder, wie man es damals nannte, Aethiopien. Seine Hautfarbe war ſchwarz und ſeine Leidenſchaften brannten ſo heiß wie die Sonne ſeines Landes. Dem Stande nach war er Sclav und gehörte einem Herrn an, welcher ein öffentliches Amt verwaltete. Er ließ ſich ſoviel Diebſtähle und Ver-

untreuungen zu Schulden kommen, daß er sich oftmals schwere Strafen zuzog. Statt sich zu bessern, wurde er aber immer schlechter und mit seiner Unbändigkeit wuchs seine Frechheit. In Folge eines Zankes erschlug er einen anderen Sclaven, und da er theils für sein Leben fürchtete, theils der Dienstbarkeit überdrüssig war, so floh er aus seiner Heimath, sammelte andere böse Gesellen um sich und trieb mit ihnen fünfzehn Jahre lang Straßenräuberei. Seine riesenhafte Leibesstärke und seine Verwegenheit zogen ihm die Auszeichnung zu, der Häuptling dieser Bande zu werden. Raubend und plündernd schweifte sie umher, setzte alle Ortschaften in Schrecken und wußte sich in verborgenen und zerstreuten Schlupfwinkeln so geschickt zu verstecken, daß sie allen Nachstellungen entging. Einst wurde Moyses an der Ausübung eines Diebstahles durch das Bellen eines Hirtenhundes verhindert. Dafür wollte er Rache nehmen, und zwar an dem Herrn des Hundes. Moyses erkundschaftete, daß dies ein Schäfer sei, der jenseits des Nils seine Heerde hüte. Sogleich zog er seine Kleider aus, wickelte sie sich wie einen Turban um den Kopf, steckte seinen Speer hinein und schwamm durch den Nil, gerade so wie noch heutigen Tages die Nubier ihn durchschwimmen. Dem armen Schäfer war jedoch zur rechten Zeit die Kunde von dem Racheplan des Moyses zu Ohren gekommen; er verbarg sich und Moyses nahm nun in Ermangelung des Hirten Rache an der Heerde, stach die Schafe nieder, band vier der stärksten Widder zusammen, schwamm mit ihnen zurück und verkaufte sie im nächsten Dorfe. Kein Mensch versuchte auch nur im Entferntesten Hand an ihn zu legen und er entkam glücklich zu seiner Bande.

Wie es geschah, daß ein Strahl der Gnade in diese von den wildesten Leidenschaften verfinsterte Natur hineinleuchtete, und daß eine Seele, die so fern vom Reiche Gottes sich befand, dennoch es zu gewinnen beschloß: darüber fehlen die Nachrichten. Der Gott, der nicht den Tod des Sünders, sondern dessen Bekehrung will, ließ den Moyses nicht umkommen in seinen Sünden. Moyses warf plötzlich einen

klaren Blick in ſeine Ruchloſigkeit, erſchauderte vor ſich ſelbſt und begann auf der Stelle das mühſelige Werk ſeiner Umkehr zu Gott. Sie wurde ihm unſäglich ſchwer; denn außer ſeinen wilden Leidenſchaften hielt ihn auch noch die lange Gewohnheit, die ihm faſt unwiderſtehlich ſchien, am Böſen feſtgeknüpft. Um jeder Verſuchung wenigſtens dem Raum nach aus dem Wege zu gehen, floh Moyſes bis an die Libyſche Grenze der Wüſte Scete auf einen Felſen, bat den Altvater Iſidor, welcher das Prieſteramt bei dieſen Einſiedlern verwaltete, ſich ſeiner Seele zu erbarmen, ihr mit Rath und Troſt beizuſtehen, und begann nun ſeinen Kampf. Der war über alle Maßen ſchwer! wie mußten nicht ein Antonius, ein Hilarion, ein Pachomius kämpfen, dieſe Jünglinge, welche von Kindheit auf die Richtung nach höheren Dingen gehabt, und nie, dem Willen nach, die Sünden gekannt hatten! Und nun Moyſes, der jung geweſen und alt geworden war, ohne etwas Anderes zu kennen, und der ſich mit all' ſeinen Kräften und Neigungen in ſie vertieft hatte! Doch das ſchreckte ihn nicht ab. Er hatte jetzt den Gott kennen gelernt, auf den der Apoſtel Paulus vertraute, da er ſprach: „Ich kann Alles in Dem, der mich ſtark macht.“ Hundertmal ſtand Moyſes auf dem Punkte, dem Bußleben in der Wüſte den Rücken zu kehren, und ſich wieder in die Welt zu begeben; aber immer und immer beſiegte er die Verſuchung. Aber er floh zu dem heiligen Iſidor und klagte ihm ſein Leid. „Fürchte dich nicht vor dieſen Angriffen des böſen Feindes, mein Bruder! er weiß, daß du ein Anfänger biſt, und ſucht dir deshalb Widerwillen gegen die Wüſte beizubringen. Gib ihm kein Gehör, halte dich ruhig in deiner Zelle und der Feind wird abziehen;“ ſo tröſtete ihn der Greis. Arbeitend, faſtend, betend hielt er ſich in der engen Felſenhöhle auf, die ihm als Zelle diente. Er theilte ſeinen Tag in fünfzig Abſchnitte, und war einer derſelben verfloſſen, ſo betete er eine beſtimmte Anzahl von Pſalmen. Dabei flocht er Matten und drehte Stricke. Seine Nahrung beſtand in zwölf Unzen ſteinharten Brodes täglich und einem

Trunk Waſſer. Er hoffte auf dieſe Weiſe ſeine Neigung zur Völlerei in Speiſe und Trank, und zum herumſchweifenden Müßiggange zu beſiegen; ſeinem Gedächtniſſe und ſeiner Phantaſie aber heilſame Zügel anzulegen durch das Pſalmengebet. Doch ſo leichten Kaufes ließ der böſe Feind ſeine Beute nicht fahren! Mit lockenden Bildern und bethörenden Vorſtellungen beſtürmte er den Büßer und verſetzte ihn in die fürchterlichſten Beängſtigungen; denn nur mit ſeinem höheren Willen ſchloß er ſein Gemüth gegen dieſe verführeriſchen Gaukeleien ab; der irdiſche Menſch war mit ihnen im Bunde gegen ſeinen beſſeren Willen, und trotz dem Gebete, der Arbeit, dem Faſten konnte er ſie nicht übermeiſtern. Ragende Unruhe trieb ihn wiederum zu Iſidor. Der fromme Greis antwortete auf ſeine Klage: „Du haſt nicht mit aller Kraft dein Gemüth gegen dieſe Bilder aus deiner ſündigen Vergangenheit vertheidigt, mein Bruder. Du haſt ihnen aus alter ſchlimmer Gewohnheit noch Zutritt gegönnt und deshalb haben ſie übermächtig deine Gedanken eingenommen. Bekämpfe ſie ſchärfer als bisher. Sie laſſen dir keine Ruhe! nun wohlan! vergelte ihnen Gleiches mit Gleichem, gönne ihnen nicht ſo viel Ruhe, daß ſie ſich bei dir einniſten könnten. Wache und bete Tag und Nacht.“ Dieſe Ermahnung des erfahrenen gottſeligen Greiſes befolgte Moyſes buchſtäblich. Während ſechs Jahren begnügte er ſich nicht damit, den ganzen Tag unausgeſetzt dem Gebete zu widmen, ſondern wenn die Nacht einbrach, ſtellte er ſich in die Mitte ſeiner Zelle, und mit aufgehobenen Händen fuhr er fort Gott anzurufen und zu preiſen. Aus Furcht, vor Müdigkeit einzuſchlafen, wagte er nicht einmal beim Gebete niederzuknieen. Zuweilen ſchlief er gegen Morgen ein wenig ſtehend und an die Wand gelehnt. Manche Nacht that er kein Auge zu. Er wollte durchaus die irdiſche Natur beſiegen, welche ihn zu unterjochen und von Gott zu trennen ſuchte. Aber es gelang ihm noch immer nicht. All' ſeine Kämpfe und Qualen offenbarte er dem heil. Iſidor, welcher großes Mitleid und innige Theilnahme für ihn empfand und ihm einmal ſagte: „Du

bestreitest den bösen Feind zu heftig; das reizt ihn auf. Halte Maß, mein Bruder! der geistliche Streit muß nicht in aufgeregter Weise geführt werden." Moyses gab ihm zur Antwort: „Mein Vater, laß mich kämpfen, wie ich's vermag! denn ich kann nun einmal keine Ruhe finden, bevor ich Dasjenige besiegt habe, was mich von der Vereinigung mit Gott abhält." Statt also seine Strengheiten zu mildern, ersann er neue. Nächtlicher Weile ging er in die Zellen der kranken oder greisen Einsiedler, nahm heimlich ihre leeren Wasserkrüge, schöpfte sie voll und brachte sie zurück. Dies war für einen von Fasten, Nachtwachen, Arbeit und Seelenqual fast aufgeriebenen Menschen eine ungeheuere Anstrengung; denn das trinkbare Wasser war von manchen Zellen bis auf fünftausend Schritte entfernt. Aber Moyses verfolgte mit Starkmuth sein Ziel; denn er fürchtete nicht der Hinfälligkeit seines Körpers, wohl aber der seiner Seele zu erliegen. Als er nun einst in der Morgendämmerung einen vollen Wasserkrug mit großer Erschöpfung nach der Zelle eines alten Einsiedlers trug, fühlte er sich plötzlich zu Boden geworfen und ein empfindlicher Schmerz raubte ihm die Besinnung. So fand ihn ein Bruder, rief Andere zur Hülfe herbei, und sie trugen den Ohnmächtigen zu Isidor, welcher neben der Kirche wohnte. Da lag Moyses ein ganzes Jahr an schwerer Krankheit danieder. Als er aber genesen war und Isidor ihn aufforderte, nach Petra zurückzukehren (so nannte man den Felsen, in dessen Höhle er wohnte), da sträubte sich Moyses, denn er fürchtete in der Einsamkeit seine alten Feinde wieder zu finden. „Du bist nicht einsam in deinen Kämpfen, mein Bruder, obgleich dir deine Zelle sehr einsamer scheint," sprach Isidor. „Schau nur um dich." Er zeigte gen Osten und mit den Augen des Geistes sah Moyses Schaaren der Engel, die von überirdischem Lichte dermaßen strahlten, daß die Sonne trübe neben ihnen erschien. Dann blickte er nach Westen und gewahrte eine Menge unheimlicher Gestalten, welche finster, traurig und verwirrt die Flucht zu nehmen schienen. „Sieh, mein Bruder," sprach Isidor, „dies dunkle

Heer ſtreitet zwar wider uns, aber jenes lichte, das viel zahlreicher iſt, ſendet der allmächtige Gott uns zu Hülfe, und das iſt immer bei dir in deiner einſamen Zelle. Alſo fürchte dich nicht.“ Wunderbar getröſtet empfing Moyſes die heilige Eucharistie und begab ſich nach ſeiner Zelle. Drei Monate ſpäter beſuchte Iſidor ſeinen lieben Jünger und fragte ihn, ob der böſe Feind ihn wieder nach alter Art gequält habe? „O nein, mein Vater,“ ſagte Moyſes demüthig; „ſeitdem du, als ein großer Freund Gottes, mir das Auge für ſeine Gnadenhilfe aufgethan haſt, haben alle Anfechtungen aufgehört.“ — „Das hat Gott ſo zugelaſſen,“ entgegnete Iſidor, „damit du dich nicht etwa rühmteſt, als hätteſt du den Satan und ſeine Verſuchungen durch die Strengheiten deines Lebens überwunden. Sei jetzt getroſt! im Namen Jeſu Chriſti, deine Anfechtungen ſind vorüber.“ Sie trugen für Moyſes die heilbringenden Früchte des Starkmuthes und der Demuth. Er wurde nun zum erſten Mal in die Verſammlung der Väter der Wüſte Scete berufen, die über eine wichtige Angelegenheit Rath hielten. Als Moyſes erſchien, riefen Einige ganz laut, um ihn zu prüfen: „Was will der Mohr zwiſchen uns?“ Moyſes aber ſchwieg mit heiterem Angeſicht. Später fragten ihn Die, welche ihn ſo verächtlich behandelt hatten, was er gedacht? Moyſes gab zur Antwort: „Ich dachte: Jeſus aber ſchwieg.“ Ein anderes Mal wurde er wieder zu einer Verſammlung berufen, in welcher ein ſtrafbarer Bruder gerichtet werden ſollte. Moyſes kam aber nicht. Da ließ Iſidor ihm ſagen, alle Väter warteten auf ihn und warum er nicht komme? Moyſes füllte einen Korb mit Sand, nahm ihn auf den Rücken und erſchien ſo in der Verſammlung. Man fragte ihn, was das zu bedeuten habe? und er antwortete: „Ich trage die ſchwere Laſt meiner Sünden, und ſollte mich erkühnen, fremde Sünde zu richten?“ Da ſprach Keiner ein Wort gegen den ſtrafbaren Bruder. Die böſen Geiſter, die den tapfern Moyſes ſo manches Jahr gepeinigt hatten, bekannten ſich jetzt für überwunden. Ein gottſeliger Einſiedler hörte, wie ſie zu Moyſes ſprachen: „Wir können

dir nichts mehr anhaben! denn wenn wir dich in Verzweiflung zu stürzen suchen, indem wir dir die Sünden deiner Vergangenheit vor Augen stellen, so schwingst du dich voll Vertrauen zur Barmherzigkeit Gottes auf. Und wenn wir dich hochmüthig zu machen suchen, so demüthigst du dich unter der Gerechtigkeit Gottes. Mit solchen Menschen haben wir nichts zu schaffen."

Die Einsiedler wollten immer gute Lehren und Ermahnungen von ihm hören und er wiederum von ihnen. Das kam Allen zu gut: Jeder lernte und lehrte in Demuth. „Vier Dinge sind's, die dem Mönch vor Allem Noth thun," sagte Moyses aus dem Schatze seiner Erfahrungen: „die Haltung der Gebote, die Demuth, die Armuth und das Stillschweigen. Und drei Dinge sind's, die er besonders beherzigen muß, weil sie ihm, wie jedem Menschen, sehr schwer fallen: er muß jederzeit gern sein Kreuz tragen; jederzeit seiner Sünden gedenken und jederzeit sein Sterbestündlein vor Augen haben." Oft wiederholte er den Brüdern: „Wenn der Mensch sich nicht wahrhaft im Herzen für einen Sünder hält, so erhört Gott der Herr sein Gebet nicht." — „Und wer hält sich denn wahrhaft im Herzen für einen Sünder?" fragte ein junger Einsiedler. „Wer stets auf seine Sünden, und nie auf die des Nächsten sieht," antwortete Moyses. Und sprach dann weiter: „Stimmen des Menschen Werke nicht mit seinem Gebete überein, so ist alle Mühe und Arbeit vergebens." — „Worin besteht diese Uebereinstimmung?" fragte der junge Einsiedler. — „Darin, daß wir die Sünde, wegen welcher wir Gott um Vergebung bitten, nicht mehr begehen. Hat der Mensch im innersten Winkel seiner Seele, dem Willen nach alle und jede Sünde verlassen: dann ist er mit Gott versöhnt und dann kann sein Gebet Erhörung finden." — „Aber wie ertragen wir so viel Arbeit und Mühsal?" fragte der wißbegierige Jüngling. — „Wenn Gott sie uns tragen hilft," sprach Moyses. Dem jungen Einsiedler wurde der geistliche Streit sehr schwer und die Abtödtung sehr lästig; da rief er denn mit einiger Ungeduld: „Ach,

mein Vater! was hilft all' das Faſten und Wachen? die böſen Reizungen und Verſuchungen wachen immer wieder auf." — „Aber die Abtödtung ſchläfert ſie immer wieder ein," ſagte Moyſes. — „Und wie kann der Menſch am beſten ſich ſelbſt abſterben?" fragte ein anderer Bruder. — „Mein Sohn," ſprach Moyſes, „es ſei denn, daß der Menſch ſich einbilde, er liege drei Jahre im Grabe und unter der Erde, ſo wird er nimmer ſich ſelbſt abſterben."

Es lebte damals in der Wüſte Scete ein Anachoret, Namens Zacharias, von dem der heilige Abt Serapion zu ſagen pflegte: „Ich bin ihm zwar in leiblichen Abtödtungen überlegen; allein in der Demuth und im Stillſchweigen übertrifft er mich weit." Dieſer Zacharias war bei Moyſes, als einige Brüder den Letzteren beſuchten und ihn um einige heilſame Lehren baten. „Ich bitte dich, mein Bruder, was hab' ich zu thun? und was ſoll ich unſeren Brüdern ſagen?" fragte Moyſes den Zacharias. Dieſer fiel ihm zu Füßen und rief in Thränen: „Warum beſchämſt du mich durch dieſe Frage?" — „Ich ſah den heiligen Geiſt auf dich herabſteigen," erwiederte Moyſes; „das treibt mich an, dich zu fragen." Da nahm Bruder Zacharias ſeinen Mantel ab, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen. Schweigend und ſtaunend ſahen Alle ihm zu. Dann ſprach Zacharias: „Ein Menſch, der ſich nicht in dieſer Weiſe mit Füßen treten laſſen will, wird nie ein rechter Mönch werden." Das iſt Asceten-lehre durch alle Zeiten! Tauſend Jahre ſpäter ſah der liebliche, tiefſinnige Ascet des vierzehnten Jahrhunderts, Heinrich Suſo, der ſelige Dominikanermönch, ein Hündchen mit einem Tuche ſpielen und erkannte dabei, ſo müſſe er ſich auf dem Boden umher ſchleifen laſſen, gleichviel von wem! Die Liebe zu Gott bis zur gänzlichſten Verachtung des Ichs getrieben: das iſt Demuth. Dem Bruder Zacharias war aber ſein letztes Stündlein nahe. Als er nun ſo da lag, und es mit ihm vom Leben zum Sterben ging, fragte ihn Moyſes: „Mein Bruder, ſiehſt du himmliſche Dinge?" — „Ich ſehe, daß nichts beſſer iſt, als das Stillſchweigen," antwortete demüthig Zacharias.

— „So schweige denn bis zum Ende, mein Bruder," sagte Moyses. Und schweigend, im tiefsten Frieden, gab Zacharias seinen Geist auf. Abt Isidor schaute zu derselben Stunde freudig empor und sprach: „O du glückseliger Zacharias, die Pforten des Himmels öffnen sich dir, denn die Demuth ist die Thüre zu Gott."

Der Gegensatz von dem, was Moyses gewesen, zu dem, was er geworden war, gab ihm in den Augen der Welt eine Berühmtheit, die ihn sehr peinigte. Er besorgte, man werde wegen dieser Umwandlung nicht Gott allein die Ehre geben, sondern auch ihn bewundern und preisen, und er sagte mit dem heil. Ignatius von Antiochien und mit allen Heiligen: „Wer mich lobt, der geißelt mich." Wenn Moyses es möglich machen konnte, so floh er vor den Bewunderern, und kein größerer Dienst konnte ihm erwiesen werden, als wenn man ihm hinterbrachte, daß ihm ein solcher Besuch zugedacht sei; dann begab er sich schleunigst von dannen und man fand nur seine leere Zelle. Es machte sich einmal eine hohe obrigkeitliche Person auf den Weg nach der Wüste Scete, um diesen Moyses kennen zu lernen, der als Straßenräuber angefangen hatte und als Heiliger endete. Moyses erhielt die Kunde und entwich nach einem Sumpfe, wo er sicher war. Nun hatte sich aber der fremde Herr mit seinem Gefolge in der Gleichförmigkeit der Wüste zwischen ihren Sandhügeln und Felsblöcken verirrt, und Moyses stieß unversehens auf Den, vor welchem er floh. Der Fremde war froh, einen Wegweiser zu finden und sprach zu Moyses: „Mein Vater, ich bitte dich, sage mir wo liegt die Zelle des berühmten gottseligen Einsiedlers Moyses?" Dieser antwortete gelassen: „Was willst du, Herr, bei dem Menschen? und warum nennst du ihn gottselig? Den kennen wir hier besser! er ist ein Narr und ein Ketzer. Willst du dich erbauen, so besuche andere Brüder, und nicht den." Damit ging er von dannen und ließ den Herrn in höchster Verwunderung zurück, daß der Moyses in der Ferne so hoch und in seiner Wüste so gering geschätzt werde. Indessen befolgte er den Rath und besuchte

einige Altväter, die ihn mit Ehrerbietung aufnahmen und an denen er sich höchlichst erbaute. Er theilte ihnen endlich mit, daß er eigentlich den Bruder Moyses habe besuchen wollen, und in welcher Weise er davon abgehalten worden sei. Die frommen Väter betrübten sich ungemein über eine solche Verläumdung und fragten, was denn das für ein Mensch gewesen sei? Der Fremde antwortete: „Er war bejahrt, lang und hager, mit einem abgetragenen Mönchsgewande bekleidet und von ganz schwarzer Hautfarbe." „Das war Moyses selbst!" riefen die Väter freudig, und der Fremde verließ die Wüste, höher erbaut durch dies Benehmen des Moyses, als er es durch dessen salbungsvollsten Worte hätte werden können.

Da wo Moyses nicht mit Bewunderern und Lobrednern zu verkehren hatte, war er ungemein leutselig und zugänglich. Ein Jüngling, der sich dem ascetischen Leben zu widmen wünschte, bat einen der Einsiedler der Wüste Scete, ihn zu den frömmsten Vätern zu führen, damit er von denselben Rath und Belehrung empfangen möge. Der Einsiedler ging mit dem Jüngling zu Arsenius. Dieser saß in seiner Zelle, flocht eine Matte, und war so vertieft in Betrachtung, daß er die Eintretenden gar nicht bemerkte, sie nicht grüßte, nicht eine Sylbe mit ihnen sprach. Nach einer Weile entfernten sie sich wieder, stumm, wie sie da gesessen hatten, und der Einsiedler brachte den Jüngling zu Moyses. Dieser empfing ihn so liebevoll, sprach so väterlich wohlwollend über seinen Plan, ermunterte ihn so kräftig, bewies ihm so herzliche Theilnahme, daß der Jüngling, nachdem er sich verabschiedet hatte, zu seinem Begleiter sprach: „O wie viel frommer und besser ist doch der ehemalige Straßenräuber, als der ehemalige Hofmann!" Diese Aeußerung wurde den Altvätern bekannt und Einer von ihnen, der äußerst gottselig war und eine hohe Meinung von Arsenius hatte, bat Gott, ihn aufzuklären über die innere Beschaffenheit dieser beiden Männer. „Der Eine meidet um deines Namens Willen, o Herr, jeden Verkehr mit den Menschen, während der Andere aus dem-

ſelben Grunde zuvorkommend gegen ſie iſt. Welcher von Beiden hat denn nun Recht?" Und er fiel in Extaſe und ſah auf einem Strome zwei Nachen ſchwimmen. In dem einen fuhr Arſenius ſtill und ruhig dahin und der heilige Geiſt ſchwebte ihm zu Häupten. In dem andern ſaß Moyſes und die Engel fuhren mit ihm und träufelten Honig auf ſeine Lippen. Da verſtand der Altvater, daß dieſe beiden ſeligen Männer in der vollkommenen Liebe lebten, alle Handlungen von ihr leiten ließen und in der verſchiedenen Aeußerung derſelben ſehr wohlgefällig vor Gott wären.

Und wieder einmal hatte Moyſes einen Beſuch, doch anderer Art. Vier böſe Geſellen, die von Diebſtahl und Räuberei lebten, ärgerten ſich, daß der Moyſes die Wege der Sünde verlaſſen und ſich zu einem büßenden Leben bekehrt habe. Ihr böſes Gewiſſen erblickte in ſeiner Reue einen heimlichen Vorwurf. Sie wollten ſich an ihm rächen, ihn mißhandeln, vielleicht ihn tödten. Sie überfielen ihn nächtlicher Weile. Aber der alte Rieſe in ihm war nur abgeſtorben für die Sünde, nicht für Kämpfe. Moyſes überwältigte ſeine vier Widerſacher, band ſie und ſchleppte ſie nach dem Gotteshauſe. Dort ſprach er zum Prieſter: „Es iſt mir nicht erlaubt, dieſe Männer zu züchtigen, die mich gewaltthätig in meiner Zelle überfallen haben. Befiehl jetzt, was ich mit ihnen anfangen ſoll." Dieſe Kindeseinfalt machte einen ſolchen Eindruck auf die Räuber, daß ſie demüthig um Gnade baten und ſich zu Gott bekehrten. „Denn," ſprachen ſie, „iſt der Stärkere über dieſen Starken gekommen, was wollen wir uns denn noch länger gegen ihn widerſetzen!"

Jede Ehre wurde ängſtlich von den frommen Einſiedlern gemieden; keine mehr, als die des Prieſterthums. Aber nicht Feigheit und nicht irdiſcher Sinn hielt ſie davon zurück, ſondern ihre Demuth und die hohe Heiligkeit des prieſterlichen Amtes. Ohne den ausdrücklichen Befehl der Biſchöfe empfingen ſie höchſt ſelten die heiligen Weihen. Dieſen frommen Zwang mußte auch Moyſes in ſeinem Alter leiden: der Patriarch von Alexandrien ertheilte ihm die geiſtlichen Weihen.

„Jetzt biſt du weiß geworden, Moyſes," ſprach ſcherzend der Patriarch, nachdem er ihn zum Diakon gemacht und ihm die weiße Stola über die linke Schulter gelegt hatte*). „Bin ich inwendig oder auswendig weiß geworden?" fragte Moyſes. Der Patriarch befahl nun heimlich den Kirchendienern, ihn nicht zu leiden, daß ſich Moyſes in den folgenden Tagen dem Altare nahe, um ſeine Obliegenheiten als Diakon zu verrichten, und genau auf ſein Benehmen Acht zu geben. Dies geſchah. Die Kirchendiener wieſen den Greis als einen unverſchämten Eindringling fort und riefen ihm zu: „Der Mohr hat am Altare nichts zu ſchaffen." Mild und geduldig zog er ſich zurück und ſprach: „Dem Mohren geſchieht Recht! er iſt kaum ein Menſch und will am Altare mit den Engeln dienen!"

Er war fünfundſiebzig Jahre alt, als die Wüſte Scete von dem wilden Volke der Mazyken überſchwemmt wurde. Kurz vorher kamen ſieben Einſiedler zu ihm, um ſich an ſeiner himmliſchen Weisheit zu erbauen und ihre Seelen im heiligen Bußſacramente zu reinigen. Nachdem er dies göttliche Richteramt als Stellvertreter Gottes vollzogen hatte, ſprach er im prophetiſchen Geiſte zu ihnen: „Heute, meine Brüder, hab' ich zum Letztenmal eueren Seelen gedient. Fliehet jetzt eilig, denn die Barbaren ſind ſchon ganz nahe." — „Willſt du denn nicht auch die Flucht ergreifen?" fragten ſie. — „Nein!" ſprach Moyſes; „im Hinblick auf mein früheres Leben habe ich ſchon lange dieſen Tag erwartet, damit die Worte meines Heilandes an mir in Erfüllung gehen möchten: Wer das Schwert nimmt, der wird durch das Schwert umkommen." (Matth. 26, 52.) Da ſprachen die Einſiedler einmüthig: „Flieheſt du nicht, ſo bleiben auch wir und ſterben mit dir." Moyſes ſagte: „Ich habe keine Urſache zu fliehen. Ihr aber bedenkt wohl, was ihr thut. Jetzt könnt ihr euch noch retten; doch bald wird es zu ſpät

*) Indem er dies thut, ſpricht der Biſchof zum Diakon: „Empfange die weiße Stola aus Gottes Hand!"

ſein.“ Sie aber wollten durchaus bei ihm bleiben und er verwehrte es ihnen nicht. In heiligem Gebete und gottſeligem Geſpräche floh die Nacht dahin. Als der Morgen dämmerte, ſprach Moyſes: „Die Stunde iſt da.“ Gleich darauf drangen von allen Seiten wilde Schwärme in das ſtille Wüſtenland. Ein Trupp lief der Felſenzelle des Moyſes zu, der betend auf den Knieen lag. Ein Speer durchbohrte ſeine Bruſt und entſeelt ſank er zu Boden. Sechs Brüder folgten ihm auf dieſelbe Weiſe in die Ewigkeit. Der ſiebente hatte ſich in Todesfurcht zitternd unter einem großen Haufen von Palmblättern und Matten verborgen, und er ſah ſieben Kronen, die ſich vom Himmel auf die ſieben entſeelten tapferen Streiter Chriſti herabſenkten. Er aber ging leer aus.

Bruder Valens, Bruder Ero und Bruder Ptolomäus.

Nachdem Palladius das Leben des Moyſes und anderer gottſeliger Einſiedler und Mönche beſchrieben hat, ſagt er: „Der Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen ſtand zwiſchen lauter heilſamen Bäumen und Pflanzen im Paradieſe. Und ſo wird es denn auch nicht unnütz ſein, etwas von Solchen zu berichten, die gefallen ſind, weil ſie ſich ihrer Vortrefflichkeit rühmten. Wird die Tugend nicht in reiner Abſicht auf Gott und ſein Wohlgefallen geübt, ſo kann ſie gar leicht eine Gelegenheit zum Falle werden, indem der Menſch ſeiner eigenen Kraft vertraut und an deren Schwäche ſcheitert. Darum ſteht geſchrieben: Ich habe geſehen den Gerechten zu Grunde gehen in ſeiner Gerechtigkeit.“

Valens war gebürtig aus Paläſtina, begab ſich in die Wüſte Scete und führte viele Jahre mit großer Beharrlichkeit ein ungemein ſtrenges, kämpfendes Leben. Aber leider führte er es mit mehr Eifer als Demuth; mehr in der Abſicht, ſeine

eigene Ehre, als die Ehre Gottes zu ſuchen. Während die heiligen Seelen gerade in dem Maße, als ſie ſich vervollkommneten, ihre Tugend der Gnade Gottes zuſchrieben und ihre Gebrechen im Auge behielten, um ſich wegen ihrer Sündhaftigkeit zu verachten: überſchätzte Valens ſich dermaßen, daß er wähnte, durch ſeine Anſtrengung ein Liebling Gottes geworden zu ſein, der beſondere Vorrechte genießen dürfe. Er vergaß gänzlich jene Lehre, welche ſich aus dem Munde des heil. Antonius bei allen Asceten fortpflanzte. Dieſer Erzvater des geiſtlichen Lebens ſah in einer Viſion den ganzen Erdboden mit einem dichten Netz überwebt, und er verſtand dabei, dies wären die Fallſtricke des Teufels für Alle. „O weh!“ ſeufzte er; „wird denn Niemand ihnen entgehen?“ — Da antwortete eine Stimme: „Ja! der Demüthige.“ — Denn der Demüthige iſt vorſichtig, weil er die erſtaunliche Hinfälligkeit der Seele und die betrügeriſche Menſchennatur kennt. Von ſolcher Demuth und Vorſicht war der Bruder Valens ſehr weit entfernt. Er glaubte ſo hoch geſtiegen zu ſein, daß die Engel bereit wären, ihm auf jeden Wink zu dienen. Die Einſiedler erzählten dem Palladius: Einſt ſaß Bruder Valens nächtlicher Weile bei ſeiner Arbeit und die Nadel entfiel ihm, mit welcher er die Körbe zuſammen zu heften pflegte. Da durchleuchtete ein unheimliches Licht ſeine Zelle; er fand ſeine Nadel wieder und wurde von dieſer Stunde an ſo aufgeblaſen und übermüthig, daß er alle Einſiedler verachtete. Der große Macarius, Prieſter in Scete, hatte von fremden Gäſten Backwerk zum Geſchenke bekommen. Er ſegnete es und ſchickte durch die ganze Wüſte jedem Bruder ſeinen Antheil, ein lieblicher Gebrauch der Zeit, der die Gemeinſchaft in Glauben und Gnade, welche aus der heiligen Euchariſtie hervorgeht, ſinnbildete. Aber Valens empfing den Boten ſehr unfreundlich, der ihm die Eulogie, wie man das geſegnete Brod nannte, von Macarius überbrachte. „Fort mit dir!“ rief er ihm zu, „und ſage dem Macarius, ich ſei ebenſo gut als er! ich brauche nicht ſeinen Segen zu empfangen.“ Als Macarius dieſe Antwort bekam, erkannte er ſogleich, wie

übel es um die Seele des Bruders Valens stehen müsse, machte sich auf den Weg zu ihm und stellte ihm liebevoll die Gefahr vor, in welcher seine Seele schwebe. „Kehr' um zu Gott, mein Bruder," flehte der greise Priester, „ruf' an seine Barmherzigkeit! Du entfernst dich von ihm, weil du betrogen bist." Der verblendete Mensch gab ihm aber kein Gehör und mit betrübtem Herzen mußte Macarius ihn sich selbst überlassen.

Nachdem nun Valens es unter seiner Würde hielt, das Zeichen der Gnadengemeinschaft mit seinen Brüdern anzunehmen, ging er bald noch einen Schritt weiter und verachtete die Gemeinschaft mit dem gütigen Heilande selbst, welche dieser sich würdigt, in der heiligen Communion mit den armen Menschen einzugehen. Als die Brüder wahrnahmen, daß sich Valens von den heiligen Sacramenten fern hielt, wurden sie unaussprechlich bekümmert, denn wie sollte er den Hochmuth überwinden, wenn er verschmähte, dessen wahren Ueberwinder in sich aufzunehmen? Der böse Feind aber triumphirte; er wußte wohl, daß er jetzt gewonnenes Spiel bei Valens habe. Er spiegelte dem Bethörten ein Blendwerk vor, welches dieser mit der vollen Unvorsichtigkeit des Hochmuthes für eine wahre himmlische Vision ohne Prüfung annahm. Ein glänzender Engel erschien dem Valens und sprach: „Christus liebt deinen Wandel, deine hohe Zuversicht, die Freiheit deines Sinnes. Er kommt zu dir. Geh' ihm entgegen und falle anbetend auf dein Angesicht." Valens eilte vor seine Zelle hinaus. Die finstere Nacht war durch unzählige Fackeln und Ampeln taghell und inmitten all' dieser Lichter sah er eine leuchtende Gestalt. Er warf sich zu Boden und betete an — den Geist der Lüge. Am nächsten Sonntage sprach er nach dem Gottesdienste zu den versammelten Brüdern: „Die Communion ist mir fortan unnütz, denn Christus der Herr besucht mich in meiner Zelle." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so verfiel er in tobsüchtigen Irrsinn. Die Brüder mußten ihn in Bande legen und ein ganzes Jahr blieb er geisteskrank. Hatten die Heiligen

Visionen himmlischer Art, so mißtrauten sie immer denselben, hielten sie für Selbsttäuschung oder für eine Versuchung des bösen Feindes, der ihrem Hochmuthe zu schmeicheln trachte. War aber die Vision wirklich von Gott, brachte sie ihnen Licht über göttliche Geheimnisse und über Dinge der überirdischen Welt, so drang dies Licht, weil es von der ewigen Weisheit und Wahrheit ausfloß, zugleich so erleuchtend in ihre eigene Seele hinein, daß sie nicht blos jeden Fleck derselben in seiner tiefsten Verborgenheit wahrnahmen, sondern daß ihnen auch der geringste Makel, jener unaussprechlichen Schöne gegenüber, in einer Häßlichkeit erschien, welche sie zu einer grenzenlosen Verachtung ihrer selbst antrieb. Immer wandelten sie furchtsam auf dem gefahrvollen schmalen Pfade der übernatürlichen Erleuchtungen und Offenbarungen. Immer waren sie eingedenk, daß die Feinde des Heils nur auf einen schwachen Augenblick von Selbstgefälligkeit lauerten, um ihnen Schlingen zu legen. Immer behielten sie den unerforschlichen Rathschluß Gottes im Auge, dem es nun gerade in dieser Weise gefalle, sie zum Organ oder zum Werkzeug seiner Absichten zu wählen. Und so wurde denn von den außergewöhnlichen Gnadengaben, die ihnen zufielen, die alleraußergewöhnlichste, ihre Demuth; und bei dieser kommt weder die Ehre Gottes, noch das Heil der Seele zu kurz. Das Gebet der Brüder und eine strenge Seelenzucht brachten übrigens den bethörten Valens allmählich wieder zur Besinnung und endlich zur Erkenntniß. Nachdem er sich zum Genossen der seligen Geister hatte machen wollen, und statt dessen den gesunden schlichten Menschenverstand verloren hatte, sah er die Armseligkeit aller menschlichen Vortrefflichkeit, die nicht in Gott wurzeln will, ein, führte seitdem ein ganz einfaches, bußfertiges Leben und pries Gott, „der die Hoffärtigen vom Stuhle stößt, aber den Demüthigen Gnade gibt.“ (Luc. 1.)

Bruder Ero war aus Alexandrien, ein edler und schöner Jüngling, von überaus feinem Verstande und keuschen Sitten. Das ascetische Leben zog ihn ungemein an. In Scete über-

gab er sich demselben mit einer Kraft und Ausdauer, welche den erfahrensten Vätern Bewunderung abnöthigte. Er studierte Tag und Nacht die heilige Schrift. Er gewöhnte seinen Körper dermaßen an das Fasten, daß er manchmal in drei Monaten sein hauptsächlichstes Nahrungsmittel in der heiligen Communion fand, und nur zuweilen einmal etwas wildes Kraut genoß. Als Palladius von Alexandrien aus nach der Wüste Scete zu reisen wünschte, wies ihn der Patriarch deswegen an die beiden Einsiedler Albin und Ero, welche so eben dem heil. Isidor, Spitalmeister zu Alexandrien, die Arbeitserzeugnisse der Einsiedler gebracht hatten, damit er sie zum Besten seiner armen Kranken und Pilger verkaufe. Palladius machte sich demnach mit den Brüdern Albin und Ero auf den Weg. Palladius erzählt: „Wir hatten vierzig Stunden zu gehen. Bruder Albin und ich genossen auf dieser Reise zweimal Speise und dreimal einen Trunk Wasser. Bruder Ero nahm aber gar nichts zu sich und ging dabei so geschwind, daß er über den Sand zu fliegen schien und wir nicht Schritt mit ihm halten konnten. Dabei sprach er aus dem Gedächtnisse zu unserer größten Erbauung den Propheten Isaias und einen Theil des Jeremias, den Evangelisten Lucas, den Hebräerbrief, die Sprüchwörter Salomons und eine Menge Psalmen.“ So lebte Ero manches Jahr in stillem Frieden, bis der Versucher ihm den Gedanken eingab, daß er ein mehr englisches als menschliches Leben führe. Statt dem lieben Gott für seinen Gnadenbeistand zu danken, erging sich Ero in selbstgefälligen Betrachtungen. Bald kam es dahin, daß er die übrigen Einsiedler und die Ermahnungen der Väter mißachtete, hingegen ein großes Verlangen trug, von der Welt wegen seines engelhaften Wandels bewundert zu werden. Da er die Warnungen der Altväter und das heilige Bußsacrament verschmähte, verlor seine Seele, diesen heftigen Anreizungen zur Eitelkeit gegenüber, allmählich die Kraft zum Kampfe und endlich den Willen zu kämpfen. Er versank in geistige Trägheit, in Lauheit, in Ueberdruß; dann in Widerwillen gegen das ascetische Leben. Seine Zelle

wurde ihm unerträglich, er warf das Einſiedlergewand von ſich und eilte nach Alexandrien. Aber da war Niemand, der ihn bewundert, ja, nur beachtet hätte! Im Müßiggange trieb er ſich mit einem verödeten Herzen und verwildertem Sinne umher, ſuchte Zerſtreuung im Wein und ſank tief und tiefer, ſo daß er, der vom Brode der Engel gelebt hatte, ſo lange er in der Vereinigung mit Gott war; jetzt, in ſeiner Trennung von Gott, gleichſam mit den Träbern der unreinen Thiere ſich zu ſättigen ſuchte. Dennoch war Gott ihm gnädig und ſchickte ihm eine ſchwere Krankheit, die ihn mit unſäglichen Schmerzen peinigte und ſeine Geſundheit gänzlich zerrüttete. Nun gedachte er mit bitterer Reue eines verlorenen Friedens und floh in die Wüſte zurück. Mild nahmen die frommen Väter den verlorenen Sohn auf und pflegten ihn. Er hatte aber nur noch ſo viel Zeit, um unter tauſend Thränen das Bekenntniß ſeiner Schuld abzulegen. Dann rief ihn Gott in die Ewigkeit und zur Rechenſchaft über das ihm anvertraute Pfund.

Hochmuth und Eitelkeit ſind gewaltige Gegner der Vollkommenheit, aber ihr Todfeind iſt der eigene Wille. Als ein junger Mann, Namens Ptolomäus, das aſcetiſche Leben begann, ſahen die heiligen Einſiedler von Scete ihm bedenklich und bekümmert zu; denn dies war nicht die Art, die den Anfängern heilſam ſein konnte. Wer das Himmelreich gewinnen will, muß werden wie die Kinder, ſagt der göttliche Heiland. Die Haupttugend des Kindes beſteht im Gehorſam. Durch den Gehorſam wird es zu allem Guten angeleitet und eingeübt. Ohne Gehorſam kann es gute Neigungen und Aufwallungen haben, aber ihm fehlt die dauerhafte Grundlage der Tugend. Menſchen, die um des Himmelreiches willen die Welt verließen, und allen Freuden und Genüſſen entſagten, um deſto ſicherer die Wonnen der Ewigkeit zu genießen, mußten ſich alſo zu Kindern machen und in die Schule des Gehorſams gehen wie Paul der Einfältige, bei dem heil. Antonius: das war die erſte Regel für Mönche und Einſiedler. Ferner war es nicht gerade eine Vorſchrift, aber ein

heilsamer Gebrauch, daß sich die Anfänger bei den Erfahrenen Rath und Trost zu erbitten pflegten. Daher die vielen schönen Lehren und Aussprüche, welche die Altväter gaben, wenn die jungen Brüder ihnen ihre Versuchungen klagten. So sagte einst ein junger Einsiedler ganz trostlos zu einem Altvater: „Was soll ich anfangen, um mich vor Verzweiflung zu bewahren? Meine Gedanken flüstern mir immerfort zu, ich hätte ganz umsonst die Welt verlassen und könnte nimmer selig werden.“ — „Mein Bruder,“ antwortete der Greis, „wenn wir auch nicht würdig sind, in's gelobte Land zu kommen, so ist es uns doch besser in der Wüste zu sterben, als wieder umzukehren nach Egyptens Fleischtöpfen. Das beherzige.“ — Ein anderer Bruder sprach zu seinem geistlichen Lehrmeister: „Wie kommt's, mein Vater, daß Unlust und Trägheit mich überwältigen?“ — „Dies ist ein Zeichen, daß du dir weder die Glorie des Himmels, noch die Pein der Hölle gebührend vor Augen stellest,“ war die Antwort; „denn wenn du es thätest, so würde dir das Verlangen nach der ewigen Seligkeit und die Furcht vor der ewigen Strafe ein genügender Sporn zum Eifer und zur Zerknirschung sein, mit denen man jene Schlaffheit und Lauheit des Gemüthes tapfer bestreiten kann.“ Und hätten die jungen kämpfenden Asceten auch nicht immer und nicht Alle solche Worte der Ermunterung gehört, so lehrte dennoch die Erfahrung, daß es ihnen schon sehr heilsam sei, sich offen und unbefangen über ihren Gemüthszustand auszusprechen; weil kindliche Aufrichtigkeit manchmal schon hinreicht, um die schwersten Versuchungen in die Flucht zu schlagen.

Aber alle diese weisen Einrichtungen verschmähte Ptolomäus. Er behauptete, er dürfe das geistliche Leben von Niemand lernen, als von dem heiligen Geiste, dessen Einsprechungen ein Mensch von gutem Willen ja gewiß sein dürfe. Man bemerkte ihm dagegen: die Einsprache des heiligen Geistes und das Verständniß derselben sei zweierlei; und dies Verständniß erschließe sich nicht einem oberflächlich guten, sondern einem durch lange Uebung in Gehorsam und

Demuth geläuterten Willen. Darauf schützte Ptolomäus das Beispiel des Patriarchen aller Einsiedler, des Paulus von Theben vor, ohne zu bedenken, daß dieser selige Mann keineswegs aus Eigensinn sich abgesondert habe, vielmehr von den Umständen genöthigt, in die Wüste fliehen mußte und dort, durch die außerordentliche Reinheit seines Herzens, die Vereinigung mit Gott fand, die ihm zu einer himmlischen Fessel wurde. Eine specielle Einsprache und Führung des heiligen Geistes hatte weder Paulus, noch irgend Einer der seligen Altväter je beansprucht; sie war ihnen nur aus Gnade geworden. Diese Vorstellungen brachten aber in Ptolomäus nicht die mindeste gute Wirkung hervor. Er sonderte sich gänzlich von den Brüdern ab und schlug seine Wohnung in einer Felsenhöhle jenseits der Wüste Scete an einem durchaus unbewohnten Orte auf, von welchem das trinkbare Wasser achtzehn Stunden entfernt war. Allerdings war in den Wintermonaten der Nachtthau in dieser Gegend ziemlich stark; den fing Ptolomäus auf in Schwämmen, welche er dann in irdene Geschirre auspreßte, und damit behalf er sich. Seine Speise bestand in wilden rohen Kräutern. So lebte er fünfzehn Jahre. Aber was half ihm die Abtödtung des Leibes, während er durch dieselbe seinen Eigenwillen nährte und großfütterte? Ach, gar nichts! In selbstverschuldeter Entfernung von den heiligen Sacramenten der Buße und des Altars, von der Anhörung und Auslegung des Evangeliums, von der Ansprache und Belehrung der weisen Altväter; in selbstverschuldeter Beschränkung auf seine Gedanken allein, wandelte er allmählich innerlich auf ebenso verkehrtem Wege wie äußerlich. Mehr und mehr bemächtigte sich der Irrthum seiner; mehr und mehr wich er von der Wahrheit ab; die Lehre des Heiles verschleierte sich vor ihm; er fiel in Un- und Wahnglauben. Er bildete sich ein, die Welt werde vom Zufall, nicht von der göttlichen Vorsehung regiert: demnach gebe es keine ewige Belohnung und Bestrafung; der Mensch habe nach seinem Tode kein Gericht Gottes zu fürchten und die Drohung der heiligen Schrift sei eitel Hirngespinnst.

Wider dieſen Sturm thörichter Gedanken vermochte Ptolomäus trotz all' ſeines Faſtens nicht Stand zu halten in ſeiner Zelle. Noch jetzt hätte er ſeine Seele retten können, wenn er zu den Vätern geflohen wäre und ſich ihrer Führung unterworfen hätte; aber der Eigenſinn ließ es nicht zu. Er ging lieber nach Alexandrien. Die lange Gewohnheit ſeines ſtrengen, enthaltſamen Lebens hatte ihm einen großen Widerwillen gegen jede Unſittlichkeit beigebracht, und er nahm ſich vor, einen ſehr tugendhaften Wandel zu führen, theils weil er einen ſolchen geziemender für den Menſchen fand, theils weil er den Einſiedlern beweiſen wollte, zu welcher Tugend er ſich in ſeiner Abgeſchiedenheit erſchwungen habe und wie ſehr er ihnen überlegen ſei. Ohne Beſchäftigung, ohne Zweck, ohne Halt, ſtreifte er in dem üppigen Alexandrien umher, beſuchte die Schauſpiele, die öffentlichen Bäder, miſchte ſich überall unter die Leute, und ſah und hörte tauſend Dinge, an die er in der Wüſte nicht gedacht hatte und die ihm ſehr gefährlich werden konnten. Da traf es ſich, daß ein ſehr frommer alter Einſiedler aus Scete nach Alexandrien kam, um Handarbeit der Brüder zu verkaufen und dafür den Stoff zu ihrer Bekleidung einzuhandeln. Er ſah den Bruder Ptolomäus in ein Weinhaus gehen. Dies ſchmerzte den heiligen Greis über alle Maßen! Er wartete vor der Thüre des Hauſes, bis Ptolomäus es wiederum verließ, nahm ihn liebreich bei der Hand, führte ihn mit ſich hinweg und ſprach wehmüthig: „Mein Herr und Bruder, du trägſt ein geiſtliches, ja, ein engliſches Kleid; du biſt noch ſehr jung; denkſt du denn gar nicht an die vielfachen Netze des Satans? weißt du denn nicht, daß der böſe Feind durch Aug' und Ohr in's Herz einzieht, und daß dem Einſiedler nichts ſchädlicher iſt, als das bunte bethörende Menſchengewimmel in einer großen Stadt? Wie darfſt du demnach wagen, dich in ein Weinhaus zu begeben, wo man ſo Manches ſehen und hören muß, was nicht heilſam iſt! Ach, ich bitte dich, thue das nicht mehr! fliehe doch lieber wieder nach Scete, wo du mit der Hülfe Gottes deine Seele ſelig machen kannſt. Ich gehe

noch heute zurück; ach, mein Bruder, komm' mit mir." Wiederum war das ein Augenblick, wo die göttliche Gnade an das Herz des Ptolomäus klopfte; aber er ließ sie nicht ein. Vielmehr sprach er mit großer Geringschätzung zu dem gottseligen Greise: „Geh' nur allein zurück, mein Alter, und schwätze nicht so viel. Du wirst wohl wissen, daß Gott auf nichts sieht, als auf ein reines Herz." Da hob der Greis Hände und Augen zum Himmel und sagte demüthig: „Lob und Ehre sei dir, mein Gott! siehe! ich lebe bereits seit fünfundfünfzig Jahren in der scete'schen Wüste und habe noch kein reines Herz. Dieser junge Bruder aber, der in den Weinhäusern von Alexandrien umherzieht, sagt: er besitze die Lauterkeit des Herzens." Darauf wendete er sich zu Ptolomäus und sagte liebevoll: „Gott erhalte dich, mein Bruder! mich aber und meine Hoffnung wolle Er auch nicht zu Schanden werden lassen." Somit trennten sie sich und Jeder verfolgte den Weg, den er frei gewählt hatte; der Eine den Weg des Heils; der Andere den des Verderbens. Ptolomäus konnte sich nicht erhalten auf seiner eingebildeten Höhe. Dünkel und Unglaube, die immer mit allen bösen Leidenschaften im Bunde sind, schützten Ptolomäus nicht, als diese durch schlechtes Beispiel und schlechte Gesellschaft mächtig in ihm aufgereizt wurden. Genug! er sank nach und nach zu einem ganz gemeinen und verächtlichen Leben herab, hielt sich zu niedrigem Gesindel und trieb sich verloren in ganz Egypten umher, den christlichen Herzen zur Betrübniß und Beschämung, den Heiden zum Gespötte. Wie und wo er untergegangen ist, darüber fehlt alle Kunde. Nur das ist gewiß: die Wüste sah ihn nicht wieder; denn Berührung mit dem Weltgeist und Befleckung durch ihn war in diesem Falle, wie so häufig! eins und dasselbe. Sammlung des Geistes in sich selbst, eine Sammlung, welche durch Abtödtung der sündigen Natur und Beherrschung der Leidenschaften, durch Meditation und durch Gebet eine lebendige Schwungkraft in der Richtung auf Gott erhält, hat ihre sicherste Heimath in der ascetischen Zelle. Führt der Beruf den Asceten heraus,

muß der Priester, der Missionär, der Glaubenslehrer in Berührung mit dem Weltgeiste treten: so ist die Standesgnade der Schild, der ihn vor Zerstreuung und Befleckung schützt, und immer wird er, durch den sehnsüchtigen Zug eines geheiligten Heimwehs, der Seele nach ein Bewohner seiner Zelle bleiben. Aber aus Leichtsinn und aus Ueberdruß an der Ascese freiwillig die Zerstreuung wählen — das ist ein giftiger Mehlthau für die Gnaden und Gaben, welche in jener Sammlung und Schwungkraft des Geistes ihren Höhepunkt finden.

Der heilige Ephrem, der Syrer.

„Die Stimme der Turteltaube hat sich hören lassen in unserem Lande." (Hohel. 2, 12.)

Und so wurde denn Egypten, dies Babylon der Vielgötterei, dies Land der finsteren Räthsel, vor denen die Sphynx Wache hielt, zu einem hellen, lautern Born, aus dem sich die „Wasser des ewigen Lebens" in Fülle ergossen. Das Wort zum Räthsel der Welt, das polytheistische Jahrtausenden vor der stummen, steinernen Sphynx nicht fanden, lösten Egyptens Söhne vor dem Kreuze, als sie durch Ascese und Mystik den paradiesischen Menschen wieder herstellten, und Höhlen und Klöster zu Pflanzschulen des höchsten christlichen Lebens machten. In zwei großen Strömen ergoß sich von hier aus dies neue Leben voll reicher Keime von unberechenbarer Triebkraft über die Welt. Der eine ging in den Orient, der andere ins Abendland, nach Westen und gegen Norden. Für diesen letzten Strom grub der geistliche Held des Jahrhunderts, der Vorkämpfer und Repräsentant der Kirche in der Glaubensschlacht für die Gottheit Christi gegen den Arianismus, der große heilige Patriarch von Alexandrien, Athanasius, das Bett während seiner Verbannungen nach Trier und nach Rom, da er, zugleich Jünger und Meister der As-

ceſe, durch ſein Beiſpiel, ſeine Begleiter, ſeine Erzählungen, ſeine Schriften, ein Wegweiſer in dieſem heiligen und geheimnißvollen Gebiete wurde. Wie aber das ascetiſche Leben in ſeinen verſchiedenen Formen von Einſiedlern und Mönchen in's Morgenland gekommen ſei, darüber gibt es keinen beſtimmten Nachweis. Der heil. Baſilius der Große fand ſchon im Jahre 357 blühende, wohlgeregelte Klöſter in Cöleſyrien und Meſopotamien. Auch Paläſtina und Perſien hatten um dieſelbe Zeit ſchon ein ganz ausgebildetes Mönchsweſen. Daraus darf man den Schluß ziehen, daß ſich Kloſterſinn und Kloſterleben ſo naturgemäß aus dem friſchen chriſtlichen Glauben entwickele, wie die Blume aus ihrer Knoſpe. Man lernte den Gott der unendlichen Liebe durch den Glauben kennen; man nahm ihn durch eine entſprechende Liebe im Herzen auf; man widmete ſich ihm ganz: das war ſo einfach! Die größten und ausgezeichnetſten Männer der Kirche waren Schüler von Asceten, und verbreiteten und pflegten dieſen Sinn wiederum in ihren Schülern, weil ohne denſelben das chriſtliche Leben nicht zur ſchönſten Blüthe kommen kann.

Bei Niſibis, der uralten Hauptſtadt von Meſopotamien, lebte ein Ehepaar von braven Landleuten und erzogen ihren Sohn in der Furcht des Herrn. Dieſer Knabe war Ephrem. Sein mildes, inniges Gemüth entwickelte ſich tief und reich durch die fortgeſetzte Betrachtung der heiligen Schrift, mit deren Schätzen ſeine Eltern ihn früh bekannt machten. Sie goß ein ſolches Licht in ſeine Seele, daß ein hohes Ideal von Tugend ihm einzig und allein als das Ziel vorſchwebte, dem er zuzuſtreben habe. Kleine Aufwallungen von Zorn, kleine flüchtige Zweifel an der Vorſehung Gottes erſchienen ihm ſpäter als ſchwere Verſündigungen; und einige muthwillige Knabenſtreiche beweinte er ſpäter wie todeswürdige Verbrechen: ſo lauter war und blieb ſein Herz von Jugend auf bis in das ſpäte Alter. Eine unausſprechliche Friedfertigkeit und eine unüberwindliche Sanftmuth, bei aller Feſtigkeit des Glaubens und aller Entſchiedenheit der Ueberzeugung,

gab seiner Tugend einen seltenen Schmuck von Liebenswürdigkeit. Traumgesichte, Kerkergefahren, in die er unverschuldet gerieth, die sogar sein Leben bedrohten und auf die dennoch seine Freisprechung erfolgte, entzündeten ihn zum lebhaftesten Danke gegen die Fügungen der göttlichen Barmherzigkeit und er empfing nun, bei etwa achtzehn Jahren, die heilige Taufe und faßte den Entschluß, sich in stiller Beschaulichkeit dem Dienste Gottes zu widmen. Wie in Egypten und Palästina, gab es damals auch in Syrien und Mesopotamien sehr viele Männer, die sich dem ascetischen Leben ergaben und in großer Abtödtung der Sinnlichkeit geistliche Uebungen verfolgten, dabei aber auch eifrig Handarbeit trieben. Ihre Lebensweise war dreifacher Art; Einige waren Einsiedler im strengsten Wortsinne und Jeder von ihnen lebte in seiner Zelle, Hütte oder Höhle in völliger Abgeschiedenheit. Andere lebten insofern gemeinschaftlich, als sie ohne irgend ein Obdach auf den Bergen der großen syrischen Wüste, größtentheils auf dem Gebirge Sigoron, zwischen Nisibis und Edessa, sich aufhielten und sich täglich zum vereinten Gebet und Lobgesang zusammen fanden. Sie schliefen in Felsenspalten, hatten keine Zellen, aßen kein Brod; Jeder besaß eine kleine Sichel, mit welcher er zur Zeit des Mahles wilde Kräuter zur Nahrung sich abschnitt. Diese furchtbare Strenge der Lebensweise ward nur von Wenigen befolgt. Die Meisten schlossen sich einer Klostergemeinschaft an, in welcher Wohnung, Mahlzeit und Gebet gemeinsam waren. Auch hier herrschte strenge Abtödtung und der Sinnlichkeit wurde äußerst wenig an Speise und Schlaf gegönnt. Arbeiten mußten Alle: das war eine Hauptbedingung des ascetischen Lebens, gleichviel in welcher Form es zur Erscheinung kam. Die Einsiedler in den Zellen, die Heimathlosen auf dem Gebirge, die Mönche im Kloster mußten arbeiten, um ihre Bedürfnisse zu bestreiten und Almosen zu spenden. Diese letzte Pflicht war so heilig, daß die äußerste Dürftigkeit nicht von ihr entband; daraus entsprang ein großer Arbeitseifer. Sie flochten Körbe, Matten, Seile, fertigten Papier an, webten Segel und Tücher,

mahlten Korn, trieben Feld- und Gartenarbeit, schrieben Bücher ab; Einige, wie Ephrem, schrieben selbst Bücher; aber er webte auch Segel. Die Beschäftigung des Schreibens abgerechnet, hinderten die übrigen Arbeiten weder das Gebet, noch den Psalmengesang, weder das Lesen in der heiligen Schrift, noch die Betrachtung.

Zu dem heiligen Einsiedler Jacob, der später Bischof zu Nisibis wurde, damals aber anachoretisch in seiner Zelle am Fuße des Gebirges lebte, ging Ephrem, legte ihm das Bekenntniß aller Frevel- und Missethaten seines Lebens ab; denn der unendlichen Vollkommenheit Gottes gegenüber und nach himmlischem Maßstabe gemessen, erschienen ihm seine kleinen Vergehen nicht anders, und erhielt Jacobs Erlaubniß, fortan in seiner Gesellschaft der Buße und Entsagung sich widmen zu dürfen. Hier machte Ephrem die läuternde Schule des Gehorsams durch, und legte in ihr den Grundstein zu seiner Heiligkeit und seiner geistigen Erleuchtung. Er soll der griechischen Sprache und der weltlichen Wissenschaften unkundig gewesen sein, nur eine allgemeine Schulbildung gehabt, aber aus dem unabläßigen Studium der heiligen Schriften eine übernatürliche Weisheit gesogen haben, welche er darauf in seinen Schriften niederlegte. Die gelehrtesten Kirchenväter verehrten in Ephrem einen erleuchteten Lehrer. Mit dem klaren Blicke seines nur auf Himmlisches gerichteten Geistes faßte er ungetrübt und ungeblendet das Licht auf, welches erst die Propheten, dann die Apostel erleuchtet hatte. Und im Gebete sprach Ephrem so ununterbrochen, so kindlich, so liebeglühend, so demüthig zum ewigen Worte, daß nun das Wort wiederum zu ihm sprach und ihm eine andere Erkenntniß verlieh, als die, welche er aus Büchern oder von Menschenlippen hätte lernen können. Seine Natur war zum Zorne geneigt, war heftig und aufbrausend. Er besiegte diese Leidenschaft so vollkommen, daß Niemand ihn je mit Anderen streiten oder zürnen sah und daß er sich den Beinamen „Gottes Friedensmann" er-

warb. Im späteren Verkehre mit verstockten Sündern und Missethätern, mit Ketzern und Heiden waren Gebet und Thränen seine einzigen Waffen. Er verachtete sich selbst über alle Begriffe und wünschte nichts so sehr, als daß Andere dieselbe verächtliche Meinung von ihm hegen möchten. Mit unaussprechlicher Demuth weinte, seufzte und klagte er über sein geistiges Elend. „Ich befürchte Denen zu gleichen," schreibt er in seinen „Bekenntnissen", „welche von den Flammen des Himmels verzehrt wurden, weil sie ein unheiliges Feuer auf dem Altare zu opfern sich erkühnten; wenn ich, ohne geheiligtes Feuer der Liebe im Herzen, vor Gott erscheine und dadurch jene Strafe verdiene." Er behauptete, gar nicht genug Thränen vergießen zu können, um alle Flecken seiner Seele, die nur er wahrnahm, abzuwaschen — und mit dieser heiligen Zerknirschung ging sein Verlangen Hand in Hand, das Reich Gottes vollkommen in seinem Gemüthe zu begründen. Weil Stolz und Hochmuth diesem Reiche entschieden widerstreben, so fürchtete er nichts so sehr, als deren Fallstricke. „Es gibt keine gefährlichere Sünde," schreibt er; „sie vernichtet sogar die Gaben Gottes, macht Tugenden zu Quellen der Hoffart und verwandelt sie in Gräuel. O wären wir doch stets eingedenk, daß am Tage der Rechenschaft all' unsere Tugenden im Feuer geprüft w rden, und daß keine die Prüfung bestehen könne, als nur die Demuth." Lobeserhebungen beängstigten ihn fürchterlich. Während man ihn lobte, stand er im Geiste vor dem Richterstuhle Gottes, zitternd und bebend, ob er nicht vielleicht durch scheinheilige Heuchelei seinen Lobredner betrogen habe. Auf die Nothwendigkeit dieser bußfertigen, demüthigen Zerknirschung, gegenüber der unermeßlichen Liebe und der gewaltigen Strenge der Gerichte Gottes, drang Ephrem lebhaft und feierlich für sich selbst zuerst, aber auch bei Anderen. „Zerknirschung," schreibt er, „ist das tägliche Brod aller geistigen Menschen. Dadurch erhalten sie Barmherzigkeit und erwerben sich jene unendlichen Gnaden, die kostbarer sind, als alle Schätze." Der heil. Gregor von Nyssa sagt von Ephrem: „Weinen war ihm so natürlich, wie

anderen Menſchen das Athemholen. Tag und Nacht vergoſſen ſeine Augen Thränenſtröme.

Aus der Einſiedelei begab ſich Ephrem für eine Zeit in eine Ordensgenoſſenſchaft, um ſich auch in den mannichfachen Abtödtungen zu üben, welche das gemeinſame Leben mit ſich bringt. Da ſchloß er ſich einem gottſeligen Mönch an, Namens Julian, den ſchwere Schickſale aus dem Abendlande hierher in den Hafen der Ruhe geführt hatten. Julian, von Geburt ein Weſtgothe, war durch den Krieg in Sclaverei gerathen und hatte von ſeinem heidniſchen Herrn maßloſe Härte um des Glaubens willen erdulden müſſen. Denn zu Heliopolis in Cöleſyrien war der Chriſtenglaube mit ſeiner Reinheit und Heiligung des Lebens kein willkommener Gaſt. Heliopolis (Sonnenſtadt) iſt der griechiſche Name für das ſyriſche Baalbek. Der Sonnengott Baal und ſeine Schweſter, die Mondgöttin Aſtarte, waren die Haupt- und Lieblingsgötter Syriens, und kaum mag irgend ein anderer Götzendienſt ſo ſchneidend der chriſtlichen Lehre zuwider gelaufen ſein, als der Cultus, den man dieſen Abgöttern zollte.
ſyrien iſt der Landſtrich zwiſchen den beiden Gebirgszügen Libanon und Antilibanon, ein großes, weites, ebenes, fruchtbares Thal. Da lag der Sitz des Baal-Cultus, das üppige, reiche, weichliche, tempelgeſchmückte Baalbek; da liegen noch jetzt ſeine großartigen, wunderſchönen Tempelruinen, in denen der Reiſende ſtaunend und bewundernd ſich verlieren kann, ſo umfangreich, ſo herrlich ſind ſie. Der wilde, kahle Antilibanon ſchaut finſter auf ihre zertrümmerte Lieblichkeit herab und ein maronitiſches Dörfchen, ein kleiner Bach, ein paar Nußbäume bilden ihre nächſte, unſcheinbare Nachbarſchaft. Die nahen Steinbrüche des Antilibanon lieferten leicht das herrliche Material zu dieſen Rieſenbauten. Da liegen noch jetzt ungeheure Werkſtücke, zwanzig bis dreißig Fuß lang, wie man ſie zu Fundamenten und Umfangsmauern anwendete. Halb behauen liegen ſie da; ehe der Arbeiter ſie vollenden konnte, gab es keinen Baal mehr.

Hier hatte Julian lange Schmach und Grauſamkeit erdul-

den müſſen, bevor er ſeine Freiheit erlangte; und er verwendete dieſe ſogleich dazu, um ſich das ſüße Joch des Heilandes in ſeiner praktiſchen Nachfolge aufzulegen. Sein Gemüth war in den herben Prüfungen nur geläutert und zugleich zur brennenden Liebe Gottes entflammt. Er konnte den Namen Gottes nicht hören, nicht leſen, ohne in Thränen zu zerfließen und um Vergebung ſeiner Sünden zu flehen. In dieſer Geſinnung begegneten ſich Julian und Ephrem und beſtärkten ſich darin, denn die heilige Liebe iſt untrennbar von heiligem Schmerz über die Beleidigungen Gottes durch die Sünde! Der Tod trennte die Freunde, Julian ſtarb gottſelig und Ephrem begab ſich nach Niſibis, wo jetzt der heilige Einſiedler Jacob auf dem Biſchofſtuhle ſaß. Es war im Jahre 350 und König Sapor von Perſien belagerte die Stadt mit unermeßlichen Streitkräften, denn ſie war das Bollwerk des römiſchen Reiches gegen Oſten und gegen die Könige und Völker des tieferen Aſiens. Darum wurde ſie auch ebenſo feurig und unermüdlich vertheidigt, als angegriffen. Aber nach den furchtbaren Anſtrengungen einer ſiebzigtägigen Vertheidigung war Niſibis erſchöpft; Sapor hingegen bekam Hülfe und friſche Heere von den Königen Indiens. Der Fall von Niſibis ſchien unvermeidlich, die Männer der That gaben es auf. Da erhoben ſich die Männer des Gebetes, Jacob und Ephrem, vom Volke angefleht, Gott zu bitten um die Rettung der Stadt und beſtiegen die Stadtmauer. Jacob überſchaute das Lager und das Heer und die Kriegsmaſchinen, und die Wälle und Schanzen und Graben des Königs Sapor und dann kniete er nieder und bat Gott den Allmächtigen ſeine Allmacht zu zeigen. Da ſtiegen Wolken auf Wolken am Horizont empor, verfinſterten das Tageslicht und fielen gleichſam vom Himmel herab auf die Erde; denn es waren Myriaden von Mückenſchwärmen, welche den Elephanten in die Rüſſel, den Pferden, Kameelen und anderem Laſt- und Schlachtvieh in die Naſenlöcher, die Augen und die Ohren drangen, und dieſe Thiere dadurch ſo wüthend machten, daß ſie ihr Geſchirr zerriſſen, aus den Reihen brachen, Menſchen zerſtampften, nach allen Richtungen flohen und eine grenzenloſe Zerſtörung

des Lagers anrichteten, welche um so weniger verhindert werden konnte, als die Mücken den Soldaten in die Augen flogen und sie, wenngleich nur vorübergehend, doch schmerzlich blendeten. Die Zerrüttung des Lagers war so groß und so gründlich, daß König Sapor grimmig einen Pfeil gen Himmel abschoß und die Belagerung aufhob.

Der heilige Bischof Jacob ward bald darauf aus diesem Leben abgerufen und Ephrem begab sich nach der Provinz Osroëne, wo er in stiller Einsamkeit ein ungemein strenges Leben unfern der Hauptstadt Edessa führte. Hier begann er seine Schriften abzufassen. Ein alter Anachoret, der ihn zuweilen besuchte, um sich an seinem Fortschritte in der Heiligung zu erfreuen, traf ihn einst, als er eben seinen Commentar über das erste Buch Moses, die Schöpfungsgeschichte, vollendet hatte. Der Greis las diese Schrift, behielt sie, ging damit nach Edessa und legte sie der Geistlichkeit und den gelehrten Männern der Stadt vor. Diese bewunderten die Schrift und wünschten dem Greise Glück, etwas so Treffliches geliefert zu haben. Da sagte er ihnen, daß nicht er der Verfasser sei, sondern ein fremder Einsiedler, der ungemein gottselig in einer elenden Höhle lebe. Seitdem hörte Ephrems unbekanntes Leben auf. Er wurde vielfach besucht; die Einen begehrten seinen Rath, die Anderen seine Belehrung, Alle sein Gebet. Der Bischof von Edessa hörte von dem großen Einfluß, den Ephrems Reden auf das Volk übten, und von der großen Liebe, welche dieses wegen seiner Sanftmuth und Frömmigkeit für ihn hegte. Deshalb beschloß er, dies mild und hell strahlende Licht auf einen Leuchter in der Kirche zu stellen; er weihete Ephrem zum Diakon. Diesem Gebote seines Bischofs unterwarf sich Ephrem schon zitternd und zagend; aber zum Empfang der Priesterweihe vermogte ihn der Bischof nicht. Er blieb sein Lebenlang demüthiger Diakon der Kirche von Edessa und erfüllte die Obliegenheit eines solchen, als Prediger des Evangeliums und als Armenpfleger, im weitesten Umfange. Je tiefer er vom Bewußtsein seiner Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit durchdrungen war, desto tiefer ergriff seine Demuth Alle, welche mit ihm in

Berührung kamen. Wenn er predigte und die Sünden Anderer rügte, besorgte er stets über sich selbst das Urtheil zu sprechen; deshalb stellte er sich immer in eine Reihe mit seinen Zuhörern, oder eigentlich unter sie. Am Ende einer Predigt, die er hielt, um für das Marterthum zu entflammen, als man unter Kaiser Julian eine Christenverfolgung fürchtete, ruft er aus: „Ich wünsche zu sterben für diesen Glauben! Versammelt euch, Juden und Ketzer, vereiniget euch mit den Heiden und den Barbaren! Laßt mich sterben für Jesum Christum! Euer Frevel wird freilich euretwegen mich betrüben, ich werd' aber hochbeglückt sein, für meinen Glauben sterben zu dürfen. Zwar fürcht' ich den Tod, wenn ich auf mich selbst sehe, aber Jesus Christus ist meine Hoffnung und mein Vertrauen! In mir heg' ich Bangigkeit, in ihm hab' ich Zuversicht. Ich fliehe aus eigener Schwäche, ich beharre in seiner Stärke. Sehe ich auf mich, so bebe ich, werfe ich den Blick auf ihn, so bin ich voll Muth. O mein Gott! ich zittere, weil du die Sünde hassest; dennoch überströmt mich Freude, denn du bist für die Sünder gestorben."

Der Bußgeist, der Ephrem beseelte, machte ihn zu einem unwiderstehlichen Bußprediger. Auch seine äußere Erscheinung war höchst ergreifend, der Wuchs hochschlank, die strahlenden Augen von unversiegenden Thränen übergossen, das Antlitz von sanftem, heiteren, wundervollen Ausdruck und mit einem Blick, der hohe Heiligkeit ankündigte. Er war stets so ergriffen von den gewaltigen Heilswahrheiten, die er vortrug, daß er sich manchmal unterbrechen und inne halten mußte, um sich zu erholen. Ließ er dann seinen Thränen freien Lauf, so weinten und seufzten seine Zuhörer mit ihm. Der heilige Gregor von Nyssa behauptet, man habe seine Rede über das jüngste Gericht ohne Thränen nicht lesen können; um wie viel weniger sie hören! „Vielgeliebte!" sagte er, „ihr wendet euer Ohr den Worten zu, die ich über die furchtbare Ankunft des Herrn sprechen werde. Doch wer vermag so schreckliche Dinge zu erzählen? welche Zunge kann sie ausdrücken? Denk' ich an diesen entsetzlichen Augenblick, so ergreift mich heftige Angst. Der König der Könige wird herabsteigen vom Himmel, vom Throne der

Herrlichkeit, wird ſeinen Sitz nehmen als Richter und alle Bewohner des Erdballs vor ſeinen Richterſtuhl berufen. Ach! jetzt ſchon macht ein Donnerſchlag uns beben! wie werden wir dann ertragen den Schall jener Poſaune, welche die Todten in's Leben rufen wird! Sobald die entſchlafene Menſchheit im Schoß der Gräber dieſen Ton vernimmt, wird das Leben ſie wieder beſeelen. Alle werden in einem Augenblick erſtehen, ohne daß ihnen ein einziges Haar fehlt, werden ſich ſammeln, und auf den Richtplatz zuſammenſtrömen; denn der überhimmliſche König erläßt ſeine Befehle und die erſchütterte Erde und die durchbebten Meeresabgründe geben ihre Todten zurück." Dann ſchilderte er das Feuer, das den ganzen Erdball entzündet; die Engel, welche die Schafe von den Böcken ſondern; die Fahne des Kreuzes, ſtrahlend im Lichtglanz, die der König vor ſich hertragen läßt; die Menſchen in Angſt und Beſtürzung; die Gerechten überſtrömt von Freude und die Böſen der Verzweiflung hingegeben; die himmliſchen Heerſchaaren, wie ſie den dreimal heiligen Gott in Lobgeſängen verherrlichen; die eröffneten Himmel und den Herrn von ſolchem Glanz umleuchtet, daß weder Himmel noch Erde ihn zu ertragen vermögen. Ephrem war ſo erſchüttert, daß ſeine Stimme in Thränen brach und er nicht weiter konnte. Da rief ihm die Gemeinde zu: „Fahre fort, uns von dieſen ſchrecklichen Dingen zu unterrichten! ſage weiter, o Knecht des Herrn, was dann noch geſchehen wird." Nun ſchlug Ephrem vor ihren Augen das Buch des Lebens auf, in welchem alle unſere Gedanken, Worte und Handlungen niedergeſchrieben ſind. „Dann wird jeder Menſch vorgerufen werden, um eine ſtrenge Prüfung zu beſtehen, und Jeder wird bebend die Augen niederſchlagen vor dem ewigen Richter, deſſen göttlich gerechtes Urtheil einem Jeden Leben oder Tod, Himmel oder Hölle zuſpricht. O Vielgeliebte! welche Thränen müſſen wir nicht Tag und Nacht weinen in der Erwartung dieſes furchtbaren Gerichtes. Bei dem bloßen Gedanken an dieſe Dinge erſtarrt mein Gebein." — „Ach wir beſchwören dich," riefen die Zuhörer, „rede weiter zu unſerer Wohlfahrt und zum Heil

unſerer Seelen!“ — „O meine Vielgeliebten!“ fuhr Ephrem fort, „dann wird man bei jedem Chriſten das Siegel der heiligen Taufe und den Schatz des Glaubens ſuchen; dann wird man von jedem Chriſten fordern, daß er gelebt habe gemäß ſeiner Widerſage gegen Satan und deſſen Werke; nicht gegen eins oder zwei oder zehn, ſondern gegen alle überhaupt. O ſelig Derjenige, der ſein Verſprechen treu befolgt hat! Denn nun tritt die Kunde des Jammers ein, welche die Menſchen auf ewig von einander trennt: Biſchöfe von den Biſchöfen, Prieſter von den Prieſtern, Diakonen und Lectoren von ihren Weihegenoſſen; Kinder von ihren Eltern; Brüder von ihren Schweſtern; Freunde von ihren Freunden. Und nach geſchehener Trennung werden die Ausgeſchiedenen mit unermeßlicher Wehklage den Auserwählten zurufen: Lebt ewig wohl, ihr Heilige und Diener Gottes! lebt wohl, ihr Propheten, Apoſtel und Märtyrer! lebt wohl, ihr Eltern, Kinder und Freunde! lebe ewig wohl, du allerſeligſte Jungfrau, Mutter unſers Herrn! Ihr Alle habt gebetet für unſer Seelenheil; wir aber wollten uns nicht retten. Lebe wohl, heilbringendes Kreuz! lebe wohl, Paradies, du Wonnegefilde, du Reich der Ewigkeit, du himmliſches Jeruſalem. Lebt wohl, ihr Seligen! Lebe wohl, o Seligkeit! wir ſehen euch nicht mehr! wir verſinken in einen Abgrund von Schmerz und Qual, wir hoffen in Ewigkeit auf keine Rettung mehr.“ — In dieſer Weiſe ſprach Ephrem noch lange zu der athemlos lauſchenden Gemeinde, weinte und ſeufzte, und ſchlug ſich bußfertig auf die Bruſt. Er that das aber nicht um die Zuhörer zu rühren, ſondern immer und bei der geringſten Veranlaſſung traten ihm die beiden gewichtigen Vorſtellungen: des Menſchen Sündhaftigkeit und das Weltgericht, ſo erſchütternd vor die Seele, daß die innere Bewegung ihn ganz faſſungslos machte. Einſt verließ er mit zwei Gefährten Edeſſa vor Sonnenaufgang, als das ganze Himmelsgewölbe mit Millionen von funkelnden Sternen überſäet war. Lichte Freude überfluthete ſein reines Herz und er rief: „O wenn der Glanz dieſer geſchaffenen Dinge ſchon ſo unausſprechlich lieblich iſt, wie groß wird dann

die Herrlichkeit sein, welche bei der Ankunft des Weltheilandes von dem unerschaffenen Lichte ausgehen und die Seligen umstrahlen wird!" Doch alsbald wendete er demüthig den Blick auf sich selbst und er setzte hinzu: „O weh, welch' ein Schreckenstag! o wehe mir!" Und er fiel in eine starke Ohnmacht. Seine Gefährten fragten, was ihm widerfahren sei, als er wieder zur Besinnung kam. „O meine Brüder," antwortete Ephrem, „ich gedachte des Zustandes, in dem ich vor meinem Richter erscheinen werde, ich Elender zwischen so vielen Vollkommenheiten; ich verdorrter Baum ohne Früchte. Die Martyrer werden ihre Wundmale zeigen, die Ordensmänner ihre Tugenden; aber ich — aber ich! ach, ich werde in meiner eitlen, hochmüthigen Seele nichts als Trägheit und Lauigkeit aufzuweisen haben." Nachts, wenn er sich einer kurzen Ruhe hingeben wollte, hinderte ihn die Vorstellung seiner Sünden daran. Es wurde ihm unmöglich, Schlaf zu genießen, und wie König David benetzte er sein Lager mit Zähren. Oder er sann über die unendliche Liebe Gottes zu den Menschen nach, warf sich auf die Knie und wollte mit Liebesinbrunst sein Dankgefühl ausströmen lassen. „Aber," sagt er, „das Andenken meiner Sünde hält mich davon ab und ich kann nichts anderes, als in Thränen zerfließen. Ich fühle deutlich, daß ich die Angst, die der Tag des Gerichtes in mir erweckt, nicht würde ertragen können, wenn mich nicht Beispiele der Barmherzigkeit Gottes, wie jene des Zöllners, des guten Hirten, des kananäischen Weibes, der Magdalena und des Samaritans unterstützten und kräftigten." Ephrem rieth seinen Schülern vor Allem, die Lauheit aus ihrer Seele zu verbannen und sagte: „Was der Mensch heute mit der einen Hand durch Abtödtung aufbaut, reißt er morgen mit der anderen durch Lauheit nieder. Und Satan spricht, wenn er von liebeglühenden Seelen überwunden wird: Zu den Lauen will ich gehen; die sind meine Freunde! die halte ich ohne Zurüstung fest bei den Banden, die sie lieben." Ermuthigen sollten sich seine Schüler durch den Gedanken, daß das Erdenleben eine Zeit des Wuchers, und zwar eine sehr

kurze Zeit für einen unendlichen Gewinn sei. Er sagt: „Sprecht recht oft zu euch selbst: Es bleibt mir nur noch eine kurze Strecke Weges übrig und ich gelange zur Heimath der Ruhe, deshalb will ich mich nicht auf der Straße aufhalten.“ So mild er war, fand er im Gehorsam doch nur dann eine Förderung der Tugend, wenn derselbe schwere, ja sogar harte Befehle zu vollziehen hatte. „Denn,“ sagte Ephrem, „niemals wird wildes Gethier durch Milde zahm.“

Ephrem pflegte Edessa zu nennen „Stadt des Segens.“ Sie hatte sehr früh die Lehre des Evangeliums angenommen und sehr rein sie bewahrt. Als der Arianismus weit und breit jene Gegenden überschwemmte, erhielt sich Edessa rein und mit ihrem heiligen Bischof Barses wurden zugleich achtzig Geistliche um ihrer katholischen Glaubenstreue willen verbannt. Wegen der Frömmigkeit ihrer Einwohner wich Kaiser Julian auf seinem persischen Feldzuge ihr aus. Dennoch pflanzte sich in diesem frommen Edessa von Mund zu Munde die Irrlehre eines gewissen Bardesanes fort, die unter anderen auch die Auferstehung des Fleisches läugnete. Um diesen Lehren die größtmöglichste Ausbreitung und auch dort Eingang zu gewähren, wo sie in ihrer Falschheit wären zurückgewiesen worden, brachte der Sohn des Bardesanes, Harmonius, sie in anmuthige Verse, setzte sie in Musik und mit den einschmeichelnden Melodien floß häretisches Gift von den Lippen und in das Ohr des unbefangenen Volkes. Ein großer Schmerz für Ephrem! Aber dieser heilige Schmerz machte ihn, wie so viele früheren gottbegeisterten Sänger, zum Dichter. Er dichtete katholische Lieder, theils in demselben Versmaß, um nach den bekannten Melodien gesungen zu werden, theils in neuen und noch lieblicheren Weisen. Und um sie bekannt zu machen, versammelte er die gottgeweiheten Jungfrauen, „die Töchter des Bundes“ — wie sie in syrischer Sprache genannt wurden, und lehrte sie diese Lieder in den Versammlungen der Gläubigen und im Kreise frommer Familien singen. Unerschöpflich ist Ephrem im Lob und Preis der allerseligsten Jungfrau Maria. Mit einer

ſolchen Fülle und Glut der Andacht mag wohl nimmer ein Dichter ihr gehuldigt haben. Die ganze Schatzkammer der orientaliſchen Phantaſie öffnet ſich und ruft Himmel und Erde zuſammen, um das Herrlichſte und Lieblichſte, das Mächtigſte und Süßeſte auszuwählen und daraus einen Schmuck zu bilden, der des Gegenſtandes würdig ſei. Aus dem vierten Jahrhundert, alſo aus der uralten Zeit der Kirche, tönen dieſe Lieder, dieſe Feſtgeſänge, dieſe Gebete zur Ehre Marias, herüber und zwar in jenem innigen, kindlich ſicheren Tone, der ſich aus dem allgemeinen Bewußtſein erhebt, in demſelben wurzelt und ihm wiederum Ausdruck gibt. Wie ein ſilberner Strom dringen ſie aus Ephrems Andachtsglut. Er weiß ihren Wogen gar keine Grenze zu ſetzen. Wie die Wellen des Meeres ſteigen und fallen und immer wieder ſteigen: ſo hebt auch ſeine Liebesfülle immer von Neuem an zu loben und zu bewundern. Ein Gebet heißt: „Allerheiligſte Mutter Gottes, ganz unbefleckte, vollkommen unverſehrte! Thron des himmliſchen Königs, himmliſche Pforte, unbegreifliches Wunder, Offenbarung des verborgenen Geheimniſſes Gottes, lebenſpendende Quelle, unerforſchliches Meer göttlicher unausſprechlicher Gnaden; nach der allerheiligſten Dreifaltigkeit Herrin über Alles; nach dem Mittler Mittlerin der ganzen Welt; makelloſes Kleid Deſſen, der das Licht anzieht wie ein Gewand; Brücke der ganzen Welt, die uns in den Himmel führt; Mutter und Dienerin des nie untergehenden Sternes; wahrer Weinſtock, tragend die Frucht des Lebens; Sicherheit der Stehenden, Aufrichtung der Fallenden, Erweckung der Trägen, Spenderin alles Guten, Hafen für die vom Sturme Herumgetriebenen, Stab der Blinden, Führerin der Verirrten, Befreierin der Gefangenen, die ganze Welt mit Süßigkeit durchduftende, unverwelkliche Blume, glänzendſte Lilie, Roſe des lieblichſten Duftes voll; mein Heil, mein Troſt, mein Licht, mein Leben, meine Freude, mein Ruhm, hellſtrahlende Lampe meiner verfinſterten Seele, o ſieh auf meinen Glauben, und meine Sehnſucht! Nimm meine arme Seele auf, mache durch deine Vermittlung und

Hülfe mich würdig, einst zur Rechten deines Sohnes zu stehen und in die Ruhe seiner Auserwählten und Heiligen einzugehen. Es fehlt dir nicht an Willen, nicht an Macht dazu. Dein Sohn ehrt dich als Mutter und erhört gern deine Fürbitten. So vertrau' ich denn auf dich, o wahre Mutter Gottes, Dem da Ehre und Ruhm gebührt mit dem Vater und dem heiligen Geist jetzt und allezeit und in Ewigkeit, Amen."

In einem Bußgebete ruft er Maria so an: „Erwecke, o jungfräuliche Mutter, meinen Sinn zur Buße und führe mich auf den Weg des Heils; und habe ich diesen gefunden, so bleibe meine Begleiterin, damit ich unter deiner Führung selig werde! O Mutter des menschenfreundlichen Gottes, zerknirsche mein Herz und demüthige es, und erfülle meine Augen mit Thränen der Reue, und erleuchte sie durch das Licht deiner Fürbitten, damit ich nicht zum Tode der Seele entschlafe! Besprenge mich mit dem Hyssop deiner Erbarmungen, auf daß ich rein und weißer werde, als Schnee! Mutter meines Herrn Jesu Christi, nimm mein flehendes Bekenntniß und Gebet auf, und erhalte mich mein noch übriges Leben hindurch ohne Anstoß auf dem Wege der Buße! Wenn aber meine arme Seele vom Leibe scheiden muß, dann erscheine mir, o Herrin, mit deinem barmherzigen Auge und befreie mich von den bittern Anklagen meiner Feinde und des Fürsten dieser Welt. Werde meine Vertheidigerin, vernichte alle Schuldbriefe meiner Sünden, und führe mich ohne Beschämung und gerettet vor den Richterstuhl deines Sohnes."

Ein anderes Gebet macht Ephrem zu einer wahren Perlenschnur von bewundernden, verehrenden, zärtlichen Anrufungen:

„Allerreinste, Allerunentweihteste, Allerunbeflecktеste, Allermakelloseste, Allertadelloseste, Allerpreiswürdigste, ganz Unversehrte, ganz Unverletzte, Allerheiligste, Allerehrwürdigste, Allerschätzbarste, Allgepriesene, Allverlangenswürdigste! — Heilige Arche, durch welche wir aus der

Flut der Sünde gerettet wurden; unverbrannter Dornbusch, den Moses, der Gottesseher, schaute; goldenes Rauchgefäß, in welchem das Wort, das Fleisch anzündend, die Welt mit Wohlgeruch erfüllte; siebenarmiger Leuchter, dessen Schimmer die Sonnenstrahlen übertraf; heiliges Gezelt, das der geistige Beseleel [1]) baute; Manna bewahrendes Gefäß; heiligaufgeblühter Stab Aarons; thautragendes Vließ Gedeons; von Gott beschriebenes Buch, durch welches die Schuldschrift Adams getilgt ward; Berg Gottes, heiliger Berg, auf dem zu wohnen der Herr sein Wohlgefallen fand; heilige Wurzel Jesse, Stadt Gottes, von der David spricht (Ps. 86, 3.): „Herrliches wird über Dich ausgesagt! Schönste von Natur aus und der Annahme jedes Fleckens unfähig; Paradies, heiliger als das in Eden; lebenspendender Baum, die schönste und süßeste Frucht tragend; lieblicher Apfel, süßduftende Rose, weißeste Lilie; versiegeltes Buch, das Niemand lesen kann; unverletztes Vorbild der Jungfrauschaft; hochgeschätztes Gesicht der Propheten; von Gott gewebter Purpur, beredtsamer Mund der Apostel, unbesiegbare Zuversicht der Streiter, Stütze der Könige, Ruhm der Priester, Besänftigung des gerechten Richters! meine Hoffnung, meine Erquickung, meine Herzenslust! meine Freude, mein Glanz, mein nie schlafender Beistand bei Gott! unerschöpfliches Meer göttlicher, unaussprechlicher Gnaden und Gaben; über die himmlischen Mächte erhabene Höhe; unerforschliche Tiefe erhabener Gedanken; allgemeiner Stolz der Natur, Zierde der Engel; unvergleichlich Erhabenere und Glorreichere als die Cherubim und Seraphim; Schlüssel, der uns in den Himmel einführt; Glanz des wahren und mystischen Tages; erleuchtender Blitzstrahl gläubiger Seelen; Morgenwolke, die den Erdebewohnern himmlischen Thau bringt" — — und so fort Seite auf Seite! Wie kurz, wie kalt, wie arm sind dagegen unsere Lieder zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria! Und wie einfach und erschöpfend spricht Ephrem den Grund sei-

1) Der Baumeister der Stiftshütte im Alten Bunde.

ner Liebe und seiner Zuversicht aus. „Du über alles Lob Erhabene vermagst, was du willst, bei Gott, den du geboren hast.“ „Mächtige Mutter des mächtigen und lebendigen Gottes, du hast das Wollen und das Können als jene, die den Einen der Drei-Einigkeit auf unaussprechliche Weise geboren hat.“ „O Gottesbraut! große Zuversicht hast du vor dem aus dir Gebornen! Alles kannst du als Gottes Mutter, Alles vermagst du, als erhaben über alle Geschöpfe. Nichts ist Dir unmöglich, wenn du willst, du gute Mutter Christi unsers Gottes.“

Auf die ganze Heilsanstalt Christi, auf seine Geburt, seine Taufe, sein Fasten, auf sein Leiden, seine Auferstehung und Himmelfahrt, die Martyrer, die Abgeschiedenen und die Reinigung der Seele im Bußsacrament verfaßte Ephrem Hymnen, und der greise und doch so liebentflammte Anachoret stand in den anmuthigen Chören der Töchter des Bundes wie ein Lehrer des Harfenspiels aus einer überirdischen Welt. Aber nicht immer waren Häretiker und Heiden durch Hymnen und Lieder zu gewinnen. Dann zog er gegen sie aus als feuriger Missionär und predigte ihnen Glauben und Ueberzeugung in's Herz hinein. Er gewann Viele für die Heerde Christi, Manichäer, welche die Gottheit des heiligen Geistes, Arianer, welche die Gottheit des eingeborenen Sohnes läugneten, Novatianer, welche die Kraft der Buße verwarfen und die zweite Ehe verdammten, Ophiten, welche Jesus in der Gestalt einer Schlange anbeteten, Bardesaner, welche nicht an die Auferstehung des Fleisches glaubten. Von diesen und anderen Irrlehren, die alle mehr oder minder ihre Sectirer hatten, wimmelte der Orient und zwar wohl zur tiefen Betrübniß der katholischen Kirche, aber ohne deren Glaubenslehren im mindesten zu beugen und zu modeln. Ueber das zukünftige Leben lehrte Ephrem, daß die Seelen gleich nach ihrer Trennung vom Leibe ein besonderes Gericht bestehen, daß die Gerechten, welche mit einer läßlichen Sünde behaftet gestorben sind, oder welche durch Werke der Genugthuung ihre begangenen Fehler nicht gehörig gebüßt haben,

in den Flammen des Purgatoriums noch leiden müſſen, bevor ſie zum Anſchauen Gottes gelangen; daß aber die Gläubigen, welche auf Erden wandeln, die Qualen dieſer leidenden Gerechten durch Opfer, Gebet und andere gute Werke mildern und abkürzen können. Dieſe Lehre war damals ſo wie jetzt die Lehre der katholiſchen Kirche, und dies Zeugniß des ſyriſchen Kirchenlehrers aus dem vierten Jahrhundert beweiſt, daß weder der Mariencultus, noch die Lehre vom Fegfeuer Erfindungen des Mittelalters geweſen ſind. Ephrem hegte auch eine beſonders andächtige Verehrung für das Symbol unſerer Erlöſung und ſagte: „Alle Nationen verehren das heilbringende Zeichen des Kreuzes, und wir bezeichnen damit unſere Hausthüren, unſere Stirne, unſere Augen, unſern Mund, unſere Bruſt, uns ganz und gar.“ Bei aller Glut ſeines Glaubens, die ihn zur größten Härte gegen ſich ſelbſt antrieb, war er für Andere ſehr mild und vorſichtig. Er geſtattete nie den Neubekehrten, ſich dem Drange ihres erſten Eifers rückſichtslos hinzugeben und ſogleich mit ſchweren Abtödtungen zu beginnen; vielmehr rieth er ihnen, ſolche Uebungen vorzunehmen, bei denen ſie beharren könnten und die ſie vielleicht allmählich auf den Rath erfahrener, ſeelenkundiger Männer ſteigern dürften.

Bei dem heiligen Baſilius lebte Ephrem eine Zeitlang in Cäſarea, um ſich an dieſer Sonne des Geiſtes zu erwärmen und zu erfreuen; und der große Erzbiſchof verehrte nicht minder den demüthigen Diakon. Als einſt Baſilius predigte, ſah Ephrem über ſeinem Haupte eine Taube ſchweben, liebliches Sinnbild des heiligen Geiſtes, der aus dem großen Erzbiſchof ſprach und dem heiligen Diakon ſich offenbarte. In einer Rede über Baſilius ergießt ſich der Strom bewundernder Freundſchaft in bilderreicher Beredtſamkeit aus Ephrems Herzen, und er weiß nicht Worte genug zu finden, um ſeine Bewunderung auszudrücken. „Baſilius,“ ſagt er, „iſt in Wahrheit das Leben der Wunder, die Bahn der Tugenden, das Buch der Lobpreiſung. Er wandelt im Fleiſch und lebt im Geiſt. Er ſteht in Gemeinſchaft mit den übri-

gen Erdebewohnern, iſt aber vertieft in die Beſchauung des Himmels. Er iſt der Zauberſtab zum Anſchlagen geheimnißvoller Saiten, deren Melodie die Engel entzückt. Er iſt die ſchützende Mauer der Glaubenslehren und der Traubenſchmuck des göttlichen Weinſtocks. Er iſt das üppige Saatfeld des Himmelreichs, das köſtliche Früchte der Gerechtigkeit bringt, und das Thal, das, mit tauſend Blüthen des geiſtigen Roſengeſträuches geſchmückt, lieblichen Wohlgeruch zum Himmel ſendet. Da die heiligen Bücher ſeine ſtete Beſchäftigung und die apoſtoliſchen Vorſchriften ſeine Regel ſind; und da er in ihnen lebt wie zwiſchen unverwelklichen Blumen, aus deren heiligen Kelchen er ſeine Nahrung zieht: ſo fließt ſeine Rede wie ein Strom und ſeine Gerechtigkeit wie Meeresflut."

Letzteres war auf Ephrem ſelbſt anzuwenden. Inmitten all' ſeiner Arbeiten als Prediger, als Miſſionär, als Dichter, als Lehrer, als Pfleger der Armen behielt er in ſeiner Seele den Zug nach der Einſamkeit, den er mit allen Heiligen theilt; denn der heilige Geiſt ſpricht ſchon durch den Mund des Propheten zur Seele: „Ich will ſie in die Einſamkeit führen und dort zu ihrem Herzen ſprechen." In der Einſamkeit, welche er dem Bußgeiſte und der Betrachtung himmliſcher Dinge widmete, entwickelte ſich in ſeiner Seele eine unverletzbare Reinheit und eine unermüdliche Wachſamkeit über ſein Herz und alle ſeine Neigungen. So weit Ephrem keine Liebespflicht verletzte, zog er ſich in die Höhle unweit Edeſſa zurück, die er früher ſchon einſiedleriſch bewohnt hatte, und verſenkte ſich dort in die Wonnen des Umganges mit Gott und in die Tiefen heiliger Beſchauung. Kurz vor ſeinem Tode ſuchte eine entſetzliche Hungersnoth mit ihrem Gefolge von Elend und Seuche Edeſſa heim. Da verließ er freudig die geliebte Zelle und begab ſich in das Gewühl der aufgeregten, geängſtigten Stadt. Abwechſelnd bittend und drohend, flehend und zürnend, wendete er ſich an die Reichen und Wohlhabenden, um ſie zu vermögen, der Noth ihrer armen Mitbürger abzuhelfen. Wie immer und überall bei ſolchen öffentlichen Calamitäten machte ſich auch in Edeſſa

die Selbſtſucht zuerſt geltend und Jeder dachte an ſich und an die Seinen im engeren Sinne. Für Ephrem aber waren die Seinen, alle Nothleidenden, und mit heftiger Zudringlichkeit ließ er nicht nach, den reichen Einwohnern ſo lange in's Gewiſſen zu reden, bis ſie erklärten, ſie würden gern Almoſen ſpenden, wenn ſie nur wüßten, wer dieſelben zweckmäßig vertheilen werde! Der heilige Biſchof Barſes nämlich und achtzig katholiſche Prieſter waren eben vom arianiſchen Kaiſer Valens um des Glaubens willen in die Verbannung geſchickt, und man war ſo daran gewöhnt, die Vertheilung der Almoſen dem Biſchofe zu übertragen, daß die Einen wirklich rathlos waren und die Anderen darin einen willkommenen Vorwand für ihre Kargheit fanden. Aber Ephrem war zum Diakon geweiht, um der Armenpflege nach apoſtoliſchem Gebrauche die ſacramentaliſche Gnade mitzutheilen und die Ausſpendung höherer Gnadengaben damit zu verbinden. So hoch ſchätzte die Kirche ihre Dürftigen und Armen, daß ſie eine beſondere Weihe auf deren Pflege legte und den künftigen Prieſter, der zum heiligſten Verkehre mit Gott im allerheiligſten Meßopfer beſtimmt war, eine heiligende Vorſchule des Verkehres mit Gott in den Armen durchmachen ließ. Darum ſagte Ephrem: „Was haltet ihr wohl von mir?“ Nun floſſen Spenden und Almoſen ihm reichlich zu und er entwickelte jetzt eine ebenſo umſichtige, als vielſeitige Thätigkeit. Er verſorgte die Armen der Stadt und der Umgegend mit allen Bedürfniſſen und verwandelte öffentliche Gebäude in Spitäler für Kranke, die ſonſt kein Unterkommen hatten. Ein volles Jahr brachte er unausgeſetzt damit zu, Hungrige zu ſpeiſen, Kranke zu pflegen, Todte zu begraben, Sterbende zu bekehren oder zu tröſten, die Reichen zur Nächſtenliebe zu veranlaſſen und ganz Edeſſa zu erbauen und zur Nachfolge einzuladen. Als die Zeit der Heimſuchung vorüber war, kehrte er in ſeine Zelle zurück und erkrankte bald. Dennoch, oder vielleicht deshalb, verfaßte er jetzt ſeine Ermahnungen zur Buße. Bis zum letzten Athemzuge wollte er ſich ſelbſt und Andere an das Eine erinnern, was Noth thue: an die reuige Umkehr zu

Gott. Er machte auch sein Testament, d. h. er setzte das Vermächtniß seines Glaubens für seine Jünger auf, bezeugt, unwandelbar in der reinen Lehre und in der Gemeinschaft der Kirche geblieben zu sein, Irrlehren verabscheut und den Umgang mit ihren Anhängern geflohen zu haben, und ermahnt seine Jünger, dasselbe zu thun. Er verbietet, daß man ihn nach seinem Tode lobe und ihn stattlich begrabe; noch dringender, daß man seine Fürbitte anrufe, „wie man bei den im Herrn entschlafenen Heiligen thue." Vielmehr bittet er flehentlich, daß für seine Seele viel gebetet und oft das heilige Opfer dargebracht werde. Endlich gibt er seinen Jüngern seinen Segen, nimmt aber zwei, Paulonas und Aranad, ausdrücklich davon aus, obwohl sie sehr begabt und eifrig zu sein schienen, weil er im prophetischen Geiste vorhersah, daß sie vom wahren Glauben abfallen würden. Dann ging er ein in den Frieden des Herrn im Jahre 378. Ganz Edessa beweinte ihn. Die Kirche aber erfüllte seinen Wunsch nicht, sondern hielt sein Andenken heilig und der heilige Gregor von Nyssa, der sein Leben beschrieb, ruft ihn so an: „O du, der du jetzt an den Stufen des göttlichen Altares vor dem König des Lebens stehst, wo du mit den Engeln die heilige Dreifaltigkeit anbetest, gedenke unser Aller und erflehe uns die Vergebung unserer Sünden."

Die heilige Macrina.

„Was droben ist, habet im Sinn, nicht was auf Erden." (Col. 3, 2.)

Welchen Einfluß das Beispiel der Eltern und eine gottselige Erziehung ausüben, zeigt sich in glänzender Weise bei der Familie von Heiligen, zu welcher zwei Macrinas gehören. Die ältere Macrina, die Stammmutter des hochbegnadigten Geschlechtes, war aus Neo-Cäsarea in Pontus, wo der heilige Bischof Gregor Thaumaturg seine Wunder gewirkt und dies Lämmchen seiner für Christus gewonnenen Heerde in zarter Kindheit gesegnet hatte. Sie vermählte sich

mit einem Manne, der ihr gleich war an Adel der Herkunft und der Gesinnung, an Schätzen des Glückes und der Tugend. Die Christenverfolgung des Kaisers Diocletian, die Kaiser Maximin mit erhöheter Wuth fortsetzte, traf schwer dies Ehepaar. Sie wurden ihrer Güter beraubt, ihr Vermögen eingezogen und flohen in die waldigen Gebirge von Pontus, wo sie lange obdachlos umherirrten und so große Drangsale ausstanden, mit so freudigem Muthe duldeten, so Viele durch ihr Beispiel im Glauben befestigten, daß sie als fromme Bekenner verehrt, Macrina als eine Heilige gepriesen wurde. Später traten günstigere Tage für das Christenthum ein, die Verfolgten erhielten ihre Besitzthümer zurück, Macrina und ihr Gemahl ordneten ihre weltlichen Angelegenheiten und lebten fortan in Pontus, wo sie alles Ansehen genossen, welches ein tugendhafter Wandel, verbunden mit großem Reichthum, zu gewähren pflegt. Ihrem einzigen Sohne Basilius gaben sie eine Erziehung, wie sie von so erleuchteten Eltern zu erwarten war, und die so gute Frucht trug, daß er als Jüngling schon im ganzen Lande wegen seines Geistes, seiner Tugenden und seiner Gelehrsamkeit bewundert wurde. Zu solcher Vortrefflichkeit reifte Basilius heran, daß die Kirche ihn nicht nur zu ihren Heiligen zählt, sondern daß Gott ihm auch eine Heilige zum Weibe und einen Kranz von Heiligen zu Kindern gab. Emmelia hieß die Jungfrau, welche sich mit Basilius vermählte. Ihr Sinn stand nach dem Kloster; allein die Verhältnisse oder die Schickungen Gottes fügten es anders. Sie war früh verwaist, ihr Vater umgekommen durch die Grausamkeit des Kaisers Licinius, ihre Mutter vor Gram gestorben. Ihre seltene Schönheit und ihr großes Vermögen zogen ihr viele Bewerber zu, die sie lieber gewaltsam entführt, als in klösterlicher Stille gelassen hätten. Die ungeordneten Zustände der Zeit versprachen ihr keinen Schutz; da wählte sie Basilius zum Gemahl und brachte ihm beträchtliche Besitzungen in Cappadocien zu. Mit zehn Kindern wurde diese Ehe gesegnet, von denen drei Söhne Heilige und Bischöfe der

Kirche wurden, nämlich: der heilige Basilius der Große, Erzbischof von Cäsarea, der heilige Gregor, Bischof von Nyssa, und der heilige Petrus, Bischof von Sebaste. Das älteste aller Kinder war ein Mädchen, das nach der Großmutter den Namen Macrina empfing. Auf ihr ruhte die Fülle der herrlichsten Gaben: ein Geist, so kräftig, so tief und so schwunghaft, daß ihre Brüder, diese Säulen der Kirche, sich an ihm erbauten; ein Herz, so liebevoll und so stark, daß die ganze Familie sich daran lehnte; ein Gemüth, so ganz den himmlischen Dingen zugewendet, daß es von Erleuchtung überfloß; eine Schönheit des Körpers und Anmuth des Benehmens, die den höheren Vorzügen auch noch den einer gewinnenden Lieblichkeit zugesellte. Mit grenzenloser Zärtlichkeit hing Emmelia an dieser Tochter und ließ sie fast gar nicht aus den Armen und vom Schoße. Sie machte sich zu ihrer Wärterin, später zu ihrer Lehrerin. Sie litt nicht, daß die geistigen Fähigkeiten des Kindes den phantastischen Erzeugnissen der Dichter zugewendet, noch das Gedächtniß mit Poesien angefüllt werde, wie es damals üblich war. Sie gab ihm kräftige und heilsame Geistesnahrung durch diejenigen Theile der heiligen Schriften, welche dem kindlichen Alter angemessen und verständlich waren. Macrina lernte das Buch der Weisheit und die Psalmen mit großer Leichtigkeit und Freude auswendig und fand ein solches Gefallen am Psalmengesang, daß er all ihre Arbeiten und Beschäftigungen begleitete. Morgens erwachte er mit ihr, Abends ging er mit ihr schlafen; bei allen weiblichen Handarbeiten, in denen sie eine Meisterin war, schwebte er auf ihren Lippen. In dieser reinen Luft der Gottseligkeit entfaltete sich früh und reich ihr Geist und ihre Schönheit, und bei zwölf Jahren kaum verlobte ihr Vater sie mit einem ausgezeichneten Jüngling, der sich bestrebte in der Vollkommenheit ihr nachzueifern. Allein er starb bald nach der Verlobung. Macrina betrachtete dies Ereigniß als eine Fügung Gottes, um im jungfräulichen Stande zu verbleiben. Fernere Bewerbungen wies sie ab, indem sie sagte, der Tod sei nur eine

Reiſe, keine ewige Trennung; ſie werde dereinſt den Mann wiederſehen, mit dem ihr Vater ſie verlobt habe, und ſie könne ſich daher mit keinem Anderen verbinden. Fortan lebte ſie wie im Himmel mit ihrer Seele, während ſie alle Pflichten mit einer Pünktlichkeit und in einem Umfang erfüllte, als ob all ihre Gedanken einzig und allein ihrer Familie zugekehrt wären. Ihr Vater ſtarb im Jahre 342, und gerade zu derſelben Zeit kam ihr jüngſter Bruder Petrus auf die Welt. Emmelia war tief gebeugt vor Gram über den Verluſt ihres Gatten, der ihr zehn Kinder zur Erziehung und Verſorgung hinterließ, von denen das älteſte, Macrina, vierzehn Jahre zählte. Emmelia wäre dieſen Sorgen und Laſten zum Opfer geworden, wenn nicht Macrina ſich ihr zur Seite geſtellt hätte mit Kraft und Einſicht, die weit über ihre Jahre, mit Liebe und Zärtlichkeit, die weit über die Pflicht hinausgingen. Sie übernahm die ganze Pflege des kleinen Bruders, der in ihren Armen aufwuchs, wie einſt ſie in den Armen Emmelia's. Sie übernahm die mühſelige Verwaltung eines beträchtlichen Vermögens, das, auf Grundbeſitz beruhend, durch die drei Provinzen Pontus, Cappadocien und Klein-Armenien zerſtreut war. Sie übernahm die Sorge für die zarte kränkelnde Mutter in einem ſolchen Grade, daß ſie dieſelbe ankleidete und ein gewiſſes Brod mit eigenen Händen bereitete, welches Emmelia gern aß. Die Mutter durfte ſich mit den Kindern und mit dem Hausweſen nur gerade ſo viel beſchäftigen, als es ihr Freude machte; Beſchwerden und Sorgen nahm Macrina ihr ab. Unerſchöpflich in Liebe, in Zärtlichkeit, in Tröſtungen, wurde dieſe große Seele eine geiſtige Schweſter ihrer Mutter und eine geiſtige Mutter ihrer Geſchwiſter. Die Erziehung des kleinen Petrus leitete ſie und ſie wurde ſein Lehrer, nachdem ſie ſeine Wärterin geweſen war. Sie geſtattete nicht, daß der himmliſch reine Sinn des Knaben mit profanen Wiſſenſchaften ſich beſchäftige. Die göttlichen Dinge und die heiligen Schriften, ſowohl der Lehre als den Beiſpielen nach, mußte er gründlich ſtudiren, und früh in Gebet und Betrachtung, in Abtödtung

seiner erwachenden Leidenschaften und in Unterwerfung seines Willens sich üben. Ihr ältester Bruder, der große Basilius, kehrte im Jahre 355 aus Athen nach Pontus zurück mit jener tiefen, stolzen Weltverachtung, die ein großes Genie wohl befallen kann, wenn es sich schon in früher Jugend Schätze der Intelligenz und Masse des Wissens angeeignet hat, ohne sich in der Tugend der evangelischen Demuth zu üben. Basilius war erst sechsundzwanzig Jahre alt und der Ruf seiner Weisheit und seines seltenen Geistes war schon so groß, daß die Stadt Neo-Cäsarea ihm den Antrag machte, an die Spitze aller ihrer Unterrichtsanstalten zu treten; ja, daß die ganze Bevölkerung sich mit dieser Bitte zu ihm drängte, als er bald darauf in die Stadt kam. Basilius lehnte den Antrag ab; er stand über dem Ehrgeiz, der Aemter und Würden begehrt. Er fühlte sich zu Höherem berufen und war durstig nach Ruhm, nach dem Glanz eines unsterblichen Namens, nach der Bewunderung der Edelsten aus der Mit- und Nachwelt. Macrina sah diese Trübung der herrlichen Seele ihres Bruders mit Bekümmerniß; denn solche Gesinnung war nicht die des Evangeliums, welches Verachtung der Welt aus Liebe zu Gott — nicht aber aus Zufriedenheit mit der eigenen Vortrefflichkeit lehrt. Lind und leise machte sie ihm die Gefahr bemerklich, die für ihn aus so feiner Selbstgefälligkeit entspringen könne; und Basilius, nach seinem eigenen Ausdrucke, erwachte wie aus tiefem Schlaf vor dem wahren Lichte des Evangeliums, ließ ab von hochmüthiger Weltweisheit und machte eine Reise durch Egypten, Palästina, Syrien und Mesopotamien, um die göttliche Weisheit der großen Asceten zu studieren und sich, in ihrer Nachfolge, wahrhaft über die Welt zu stellen. Während er das that, begann ihrerseits Macrina diese Weisheit der Entsagung streng zu üben. Ihre Schwestern waren nun sämmtlich verheirathet; ihre Brüder auf Schulen oder in einer Laufbahn, wo sie der weiblichen Fürsorge nicht mehr bedurften. Macrina schlug ihrer Mutter vor, eine klösterliche Genossenschaft zu bilden und sich in der Abgeschiedenheit ungestört

dem Dienſte Gottes zu widmen. Emmelia willigte ſelig ein; ſie ſah den Wunſch ihrer Jugend in Erfüllung gehen. Auf einem ihrer Landgüter in Pontus richtete Macrina das Kloſter ein. Es lag am Strom Iris, in einſamer waldiger Gegend, im Sprengel des Biſchofs von Ibora. Kaum eine Viertelſtunde vom Kloſter befand ſich eine Kirche, welche den Vierzig Martyrern geweiht war, jenen Kriegern, die unter Kaiſer Licinius zu Sebaſte in Armenien für ihr chriſtliches Bekenntniß den Tod fanden. Emmelia hatte in dieſe Kirche die Reliquien dieſer Streiter Chriſti bringen laſſen, bei deren Uebertragung Gott durch Wunder Zeugniß für ihre Heiligkeit ablegte; und die Vierzig Martyrer ſtanden in großer Verehrung bei der ganzen Familie. Vorſteherin des Kloſters war Macrina; gottſelige Wittwen und Jungfrauen, theils ihre und Emmelia's Freundinnen und Anverwandte, theils ihre Dienerinnen, bildeten die Genoſſenſchaft, deren Seele Macrina jetzt, wie ehedem auch die der Familie war. Alle lebten in vollkommener Gleichheit und Eintracht, ohne Unterſchied der früheren Verhältniſſe. Alle Gegenſtände gehörten Allen gemeinſam und gleichmäßig für Alle war die Kleidung, die Nahrung, die Lagerſtätte. Ihr Genuß beſtand in der Entſagung; ihr Reichthum in der Entbehrung aller irdiſchen Güter; ihr Ruhm, vergeſſen zu ſein von der Welt. Zu den beſtimmten kirchlichen Stunden des Tages und der Nacht ertönte feierlicher Pſalmengeſang; und mit Handarbeit, Gebet, frommer Leſung und Betrachtung floh die Zeit dahin.

Es war im Jahre 358, da Emmelia's Mutterherz tief verwundet wurde durch den plötzlichen Tod ihres zweiten Sohnes. Er hieß Naucrates, war Macrina's Lieblingsbruder, ein herrlicher Jüngling, ſchön, voll Geiſt, fein gebildet, ſehr unterrichtet, jede Laufbahn ihm geöffnet, die glänzendſten Erfolge ihm gewiß. Und ſiehe! bei zweiundzwanzig Jahren ergriff ihn, ihn zuerſt in der ganzen Familie, der Geiſt der Aſceſe. Er nahm ſein väterliches Vermögen, vertheilte es an die Armen, entäußerte ſich jeglichen Beſitzes, nahm nur Bogen und Köcher und begab ſich in einen Wald

am Strom Iris, wo er sich eine Einsiedelei erbaute. Sein Gefährte in dieser harten und rauhen Lebensweise war sein armer, frommer Sclav, Namens Chrysaph, der sich durch keine Mühsal von dem geliebten Herrn trennen ließ. Nicht zufrieden mit den Beschwerden einer solchen Existenz, nahm Naucrates zwei kranke Greise in seine Einsiedelei, pflegte ihre Gebrechen und sorgte als guter Schütze für ihren Unterhalt. Unter solchen Abtödtungen traf ihn nach fünf Jahren der Tod. Man fand ihn und Chrysaph entseelt im Walde. Emmelia's Herz wollte brechen. Doch Macrina's himmlischer Sinn erfreute sich an der Seligkeit des früh vollendeten Bruders und stärkte die Mutter zur unbedingten Hingebung an den Willen Gottes. Sie hatten ein zweites Kloster, unfern von dem ihren, für fromme Männer erbaut, welche sich stiller Zurückgezogenheit und heiliger Betrachtung widmen wollten. In diesem Kloster wurde Petrus erzogen und gebildet, und als Basilius von seinen Reisen zurückkam und sich in einer nahen Waldeinsiedelei niederließ, übernahm er die Leitung jenes Klosters nach einer bestimmten Regel, die er selbst abfaßte. Macrina genoß nun die selige Freude, diesen herrlichen Bruder auf dem Wege der Vollkommenheit wandeln zu sehen, für welche seine Seele im höchsten Grade befähigt war. Obwohl er bald zum Priesterthum und zum Glaubenskampfe durch Wort, Schrift und That, später auf den Erzbischofssitz von Cäsarea berufen wurde und in jeder Stellung alle Tugenden seines Berufes übte, so blieb die gottgeweihete Einsamkeit das Ziel seiner Sehnsucht und die heilige Asceſe das Mittel, durch welches er sich mitten in der ganzen Thätigkeit einer stürmischen Welt in stiller Seeleneinsamkeit zu halten vermogte.

Macrina wurde von einem schweren Leiden heimgesucht: ein Krebsübel nagte an ihrem Leben. Emmelia zog alle Aerzte zu Rathe und Macrina gebrauchte pünktlich alle Mittel; aber ganz umsonst! Das traurige Uebel nahm immer zu. Sie blieb so ruhig, so freudig, so thätig zur Arbeit, so eifrig zum Gebet, wie sie immer gewesen war, und ertrug mit

lächelndem Antlitz quälende Schmerzen; doch Emmelia war tief gebeugt. Sie konnte nicht glauben, daß Gott das Opfer dieses Kindes von ihr verlange. Auf ärztliche Wissenschaft setzte sie ihr Vertrauen nicht länger, desto mehr auf die Barmherzigkeit Gottes, und sie begann Tag und Nacht Gott anzuflehen, daß dieser Kelch der unaussprechlichsten Bitterkeit an ihr vorübergehen möge. Und als Emmelia sich im himmelstürmenden Gebet ganz vollgesogen hatte von Vertrauen auf Den, der gerade mit solcher Glut, Inbrunst und Ausdauer gebeten sein will: da machte sie das heilige Zeichen der Erlösung über ihre kranke Tochter und die Kraft des Kreuzes heilte das Uebel und machte Macrina gesund.

Aber Emmelia's letzte Stunde kam! freilich zu früh für Macrina's liebendes Herz, aber gerade zu rechter Zeit, um der zärtlichen Mutter den Schmerz zu ersparen, Basilius überleben zu müssen. Am 1. Januar 379 ging der große heilige Basilius, kaum fünfzig Jahre alt, in die Ewigkeit. Ihm und der geliebten Mutter folgte Macrina der Seele und der Sehnsucht nach. Was ihr vom Vermögen zufiel, theilte sie sogleich an die Armen aus. Ihren Körper behandelte sie mit der äußersten Geringschätzung, als einen Kerker ihres mehr denn je nach ewiger Freiheit schmachtenden Geistes. Das Gebet war ihre einzige Labung. Ihr jüngster Bruder Petrus stand dem benachbarten Mönchskloster vor und tröstete sie mit seiner durch die Priesterweihe noch erhöhten und geheiligten Bruderliebe. Aber ihren dritten Bruder, den heiligen Bischof von Nyssa, Gregor, hatte sie seit acht Jahren nicht gesehen, weil ihn die Stürme des Arianismus von seinem Bischofssitze in die Ferne trieben. Die Häretiker verfolgten auf's Heftigste Alle, besonders aber die Bischöfe, welche sich nicht der Irrlehre anschlossen. Gegen Ende des Jahres 379 erkrankte Macrina schwer. So eben war zu Antiochien ein Concil gehalten und geschlossen worden, dem Gregor beiwohnte. Jetzt endlich durfte er von dort nach Pontus und nach den beiden Klöstern eilen, die ihm so lieb waren. Die Mönche kamen ihm, wie es üblich war, feierlich entgegen und geleiteten ihn zu Macri-

na's Kloſter, wo die Nonnen in der Kirche ſeiner harrten und in ſchweigender Demuth ſeinen Segen empfingen, darauf ſich ſämmtlich ſtill zurückzogen. Gregor erkannte daraus, daß die Oberin ſich nicht unter ihnen befinde. Er ließ ſich zu ihr führen und fand ſie ſehr krank in ihrem elenden Kämmerchen. Ihr Lager war ein Brett, ihr Kopfkiſſen ein ausgehöhlter Block, ihre Decke ein härenes Bußkleid. Gen Oſten war dies armſelige Lager gewendet, damit ſie beten könne in geziemender Richtung. Er blieb den ganzen Tag bei ihr und ſie ſprachen zuerſt vom Tode des Baſilius; Gregor mit tiefem Schmerz, Macrina wie ein abſcheidender Geiſt, deſſen Flügel ihn der Verklärung entgegen tragen. So ſchön ſprach ſie vom anbetungswürdigen Willen Gottes, von ſeiner Liebe, die uns Leiden ſendet, von der hohen Würde und Beſtimmung der Seele, von der Wonne des ewigen Lebens, daß Gregor daraus eine Abhandlung „Ueber die Seele und die Auferſtehung" verfaßte. Gegen Abend, als das Gebet der Lampen — ſo nannte man damals die Veſper — ertönte, ſchickte Macrina ihren Bruder in die Kirche und betete einſam auf ihrem Schmerzenslager. Am folgenden Tage eilte er früh zu ihr und ſah gleich, daß ſie ſterbend ſei. Sie konnte nicht mehr ſprechen, als nur im ganz leiſen Gebete. Mit dem heiligen Kreuz bezeichnete ſie ſich Herz und Mund. Und ſo gab ſie ihre ſchöne Seele auf. Kein Kleid, kein Mantel, kein Tuch, nichts fand ſich in dem ganzen Kloſter, um die heilige Leiche beſſer zu bekleiden. „Sie hatte nichts als ihr armſeliges Ordensgewand," ſagte weinend Veſtiana, eine edle Wittwe, die während Macrina's Krankheit der Genoſſenſchaft vorſtand. Da warf Gregor ſeinen biſchöflichen Mantel über die entſeelte Hülle und nahm einen eiſernen Ring mit einem Partikel des wahren Kreuzes, den Macrina immer auf dem Herzen getragen hatte, an ſich. Ihr Kreuz, auch von Eiſen, gab er an Veſtiana. Er beging mit dem Biſchofe von Ibora ihre feierliche Beerdigung. Nonnen und Mönche, in zwei Chöre abgetheilt, trugen Kerzen in den Händen und ſangen wechſelsweiſe Pſalmen, indem ſie in Prozeſſion die Bahre

begleiteten, die Gregor und der Biſchof ſelbſt nach der Kirche der Vierzig Märtyrer tragen halfen. Dieſe Kirche war nur zwanzig Minuten entfernt; doch wegen der zuſtrömenden Volksmenge wurde ſie erſt gegen Abend erreicht. Dort nun ließ Gregor unter den üblichen Gebeten und Ceremonien das Grab ſeiner Familie öffnen, und legte, vom Biſchofe unterſtützt, Macrinens Leiche neben die ihrer geliebten Mutter Emmelia. Dann kniete er am Grabe nieder und küßte deſſen Staub. Dies geſchah im Dezember des Jahres 379, und der heilige Gregor von Nyſſa hat ſelbſt das Leben und den Tod ſeiner heiligen Schweſter beſchrieben.

Die ſelige Marana und die ſelige Cyra.

„Nach deinem Namen und deinem Andenken verlanget die Seele.“ (Iſaias 26, 8.)

Der gelehrte und fromme Biſchof Theodoret von Cyrus in Syrien, der im Jahre 457 ſtarb, erzählt in ſeinen „Geſchichten der Gottliebenden“ von vielen heiligen Menſchen, die er theils ſelbſt gekannt und aufgeſucht, oder über die er ſichere Kunde eingezogen habe; und die anderntheils ſeiner Zeit ſo nahe ſtanden, daß Jedermann ihr Leben und ihre Tugend kannte. Er beſuchte viele Asceten, die ſowohl einſiedleriſch als klöſterlich gemeinſam in Syrien, Cilicien und Paläſtina lebten, und erzählt dann von zwei gewaltigen Ascetinnen, die, als er zu ihnen kam, ſchon zweiundvierzig Jahre zuſammen ein Bußleben geführt hatten, vor deſſen Strenge er, der doch manche Strengheit dieſer Art geſehen hatte, ſich entſetzte. „Von der Zeit an,“ ſchreibt er, „daß Chriſtus der Herr die jungfräuliche Reinheit geehrt hat, indem er von einer Jungfrau hat wollen geboren werden — blüht die immergrüne Wieſe der Jungfräulichkeit mit tauſend und tauſend unverwelklichen Blumen für den Schöpfer allein. Das Weib wie der Mann kann dieſe Tugend und die Vollkommenheit des geiſtlichen Lebens üben; denn nur dem natürlichen Leben nach iſt ein Unterſchied zwiſchen dem männlichen und

weiblichen Geschlecht; nicht dem Glauben und dem Gemüthe nach. Es haben Weiber nicht weniger, wo nicht mehr als die Männer tapfer für das Himmelreich gestritten und sie sind um desto lobwürdiger, als sie in ihrer zarteren Natur gleich dem Manne den Kampf bestanden und die von Eva ererbte Schmach und Schwäche ausgelöscht haben. Der heil. Apostel Paulus schreibt: In Christo Jesu ist weder Weib noch Mann; und darum hat der gnadenvolle Gott auch nur einen Himmel für seine treuen Streiter."

Marana und Cyra waren Töchter aus sehr reichen und vornehmen Geschlechtern zu Beröa in Syrien. Sie waren Freundinnen von Jugend auf, und das stärkste Band zwischen ihnen war nicht der Glanz ihrer Abkunft, nicht der Reichthum ihrer Eltern, nicht das Ansehen, welches sie in Stadt und Land genossen, nicht die gute Erziehung, die man ihnen gab, nicht schöne Kleider, Schmuck oder anderer weltlicher Tand; es war die glühende Liebe zu Dem, der sie zuerst geliebt, „mit ewiger Liebe geliebt" hatte. Alle Freuden der Jugend, alle Genüsse der Welt, alle Annehmlichkeiten des Reichthums waren ihnen mehr als gleichgültig, waren ihnen zuwider, weil der göttliche Bräutigam ihrer Seele in Armuth und Niedrigkeit, in Entbehrung und Leiden gelebt hatte, und weil ihnen Alles, was er nicht mit ihnen theilte, als falsche Güter, als betrügliches Glück erschien. Sein heiliges Leiden war so tief in ihre Herzen geprägt, stand so lebhaft vor ihren Augen, daß nichts ihnen wünschenswerth erschien, als aus Liebe leiden und leiden. Denn das in der vollkommenen Liebe Gottes getragene Leid ist die höchste Stufe des Gnadenlebens, von welcher aus die Seele zur Anschauung Gottes in der ewigen Glorie fliegt. Marana und Cyra betrachteten in der heiligen Schrift nichts lieber, als die Parabel vom reichen Prasser und dem armen Lazarus; aus ihr erkannten sie, wie unaussprechlich lieb Gott die Armuth und das Leiden habe. Denn was that Lazarus? welche Werke der Frömmigkeit, der Tugend, der Gottesfurcht übte er? Man weiß es nicht. Man erfährt nur, daß er Mangel, Krankheit und Verachtung litt, und dann, daß die Engel seine Seele in den

Schoß Abrahams trugen. Darum liebten Marana und Cyra das Leiden und wollten nicht die guten Tage des reichen Mannes auf Erden haben, um nicht dereinſt fern von Gott im ewigen Feuer verſchmachten zu müſſen. Daß die Ehe nicht der Stand ſei, in welchem ſie ihre Liebe zum Leiden ungetheilt befriedigen könnten, leuchtete ihnen früh ein; ebenſo auch, daß es ihnen nicht möglich ſein werde, im Hauſe der Eltern die Bußwerke zu üben, nach denen ſie ſo ſehr verlangten; denn dort war nichts als Wohlbehagen, Ueppigkeit und Bequemlichkeit zu finden. Sie zogen ſich alſo aus der Stadt und in einen Garten zurück, den Cyra's Vater ihr ſchenkte; aber keineswegs um das prächtige Landhaus zu bewohnen! o nein. Sie ließen ſich in dieſem Garten eine kleine Hütte ohne Dach erbauen, oder vielmehr eine Ringmauer um einen kleinen freien Raum aufführen. Und dieſer Platz, der ihnen weder gegen die Sonnenhitze, noch gegen die Winterkälte, noch gegen Sturm, Regen, Thau, noch gegen Inſecten und Gewürm auch nur den mindeſten Schutz gewährte, wurde ihr Wohn-, ihr Schlaf-, ihr Eß-, ihr Betgemach, wurde ein Palaſt der heiligen Liebe. Den Eingang ließen ſie vermauern, in der Ringmauer aber zwei kleine Fenſter eröffnen, welche ſie nach Belieben von Innen durch Laden ſchließen konnten. Das eine Fenſter führte in den Garten und ſie ließen ſich durch daſſelbe ihre ſpärliche Nahrung an Brod und Waſſer reichen. Das andere ſah in das Klöſterchen hinein, das ſich an die Ringmauer lehnte. Es war damals die Sitte reicher vornehmer Leute, außerordentlich viel Dienſtboten zu haben, erkaufte oder ererbte Sclaven nämlich, die für immer zur Familie gehörten. Nahm eine ſolche Familie das Chriſtenthum an, ſo folgte ſehr häufig die ganze Dienerſchaft ihrem Beiſpiel und die Verhältniſſe zwiſchen Herren und Dienern wurden dann nach chriſtlicher Weiſe geordnet. Zuweilen gaben neubekehrte reiche Leute allen ihren Sclaven, deren Zahl ſich auf Hunderte und Tauſende belief, die Freiheit und eine Verſorgung, und es kam wohl nie vor, daß nicht Einige aus der Dienerſchaft begehrt hätten, ein mehr oder minder aſceti-ſches Leben zu führen, wenn die Herren ſich demſelben widmeten.

Dies war auch bei Maranas und Cyras Dienerinnen der Fall und für sie wurde das kleine Kloster gebaut, das sich an die Wohnung ihrer ehemaligen Herrinnen lehnte. Sie lebten dort ein ganz abgeschlossenes, zwischen Handarbeit und geistlichen Uebungen getheiltes Leben, wie es in den Klöstern gebräuchlich war, und durch das kleine Verbindungsfenster empfingen sie von Marana und Cyra Belehrung und Aufmunterung.

Diese beiden heroischen Jungfrauen begnügten sich nicht mit der Bußstrenge, welche für sie aus ihrer Wohnung oder eigentlich aus dem Mangel an Obdach hervorging. Die Freude, das süße und sanfte Joch des Herrn aufgenommen zu haben, war in ihren Herzen so groß, daß es sie drängte zu zeigen, wie die Liebe keine Last kennt. Sie nahmen schwere Eisenketten, die ein starker Mann nur mit Mühe getragen hätte, hingen die eine um den Nacken und schlossen die andere um den Leib; und beide Ketten waren so lang, daß sie nun bis zur Erde herabhingen. Dann umschlossen sie Hände und Füße mit ebenso schweren Ketten und über all dies Geschmeide warfen sie sich weite lange dichte Schleier, die vorn bis über den Gürtel, rückwärts bis auf den Boden herabfielen und die ganze Gestalt verhüllten. In diesem Brautschmuck harrten sie mit unbeschreiblicher Wonne des Bräutigams ihrer Seelen. Und wer war dieser Bräutigam? Es war Christus im Kerker; Christus in Banden; Christus in der Gefangenschaft einer wilden Pöbelrotte. Seine Haft im Fleisch zuerst und dann im Leiden war das Wort zur Lösung eines Räthsels der Liebe, dessen Schlüssel der natürliche Mensch freilich nimmermehr zu finden vermag. Cyra, die eine äußerst zarte Person war, konnte sich gar nicht gerade aufrichten unter ihren geliebten Ketten. Sie war immer vertieft in heilige Betrachtung und nie hat irgend ein Fremder sie reden hören. Marana sprach am äußern Fenster mit den Frauen, welche sich in verschiedenen Anliegen und um Gebetshülfe bittend an diese Heldinnen Christi wendeten, jedoch nur zur heiligen Pfingstzeit, damit der heilige Geist ihr eingeben möge, was sie zum Heil der Seelen zu sagen habe. Außerdem hielt auch sie ein strenges Stillschweigen. So gering und arm-

ſelig auch ihre Koſt war, beobachteten Beide dennoch drei Mal im Jahre vierzigtägige Faſten und abermals drei Mal einundzwanzigtägige. Ferner gab ihnen der Geiſt der Abtödtung ein, die heiligen Stätten zu Jeruſalem zu beſuchen, und ſchweigend, betend, faſtend machten ſie die lange Wallfahrt von zwanzig Tagereiſen, um ſich auf den Stätten des Leidens größere Freude und Liebe zum Leiden einzuſammeln. In derſelben Weiſe pilgerten ſie ein anderes Mal nach Seleucia in Iſaurien, zum Grabe der heiligen Thekla. Immer kehrten ſie neu entflammt für das Werk der Buße in ihre ſchauerliche Zelle zurück. Aber ſie bemerkten all' ihre Peinen gar nicht; ſie traten durch das Gebet in eine faſt ununterbrochene Extaſe. Theodoret ſagt: „Ich habe dieſe Dienerinnen Gottes mehrmals beſucht, geſprochen und auch geſehen; denn ſie ließen mir, um dem Prieſterſtand ihre Ehrfurcht zu beweiſen, den vermauerten Eingang öffnen. Auch nahmen ſie aus demſelben Grunde auf mein dringendes Bitten die ſchweren Eiſenketten ſo lange ab, als ich bei ihnen war; denn ich fürchtete, ſie würden vor meinen Augen unter der Laſt erliegen müſſen. Sie lebten damals ſchon zweiundvierzig Jahre in dieſer furchtbaren Strenge und trotz des langen, müheſeligen Kampfes hatten ſie ſo viel Eifer und Luſt daran, als ob ſie eben erſt angefangen hätten. Sie haben immer vor Augen einerſeits das Leiden und die Liebe, andererſeits die Schönheit und Glorie ihres göttlichen Bräutigams, und in Erwartung des Lohnes, den er ihnen verheißen hat, vollziehen ſie ihren Lauf ohne Mühe, beachten weder Hitze noch Kälte, weder Hunger noch Durſt, weder Regenſtröme noch Sonnenbrand, weder Schmerzen noch Ermüdung; denn am Ziele der Laufbahn ſteht der Geliebte mit dem überhimmliſchen Brautkranz. Und wie bezaubert von einem heiligen Liebestrank flieht die ganze Sehnſucht ihrer Seelen von der Erde hinweg und zu Gott."

Wenn die Marien dies thaten, was mochten die Magdalenen thuen?

Die heilige Thais.

„Wenn du rufeſt, antwortet er dir, ſobald er es höret.“
(Iſaias 30, 19.)

Eine Magdalena vor ihrer Bekehrung war Thais. Sie war das Kind chriſtlicher Eltern und hatte in ihrer früheſten Jugend von Gott und von den chriſtlichen Glaubenslehren gehört. Aber die Eltern ſtarben, Thais kam nach Alexandrien, war ſehr jung, ſehr unerfahren, ſehr ſchön; die Leidenſchaften der ſündigen Natur ſtimmten mit den Verlockungen der Welt überein und ſie betrat den Weg des Verderbens. Da ſie nicht nur eine ſehr ſchöne, ſondern auch eine ſehr kluge und geſcheidte Perſon war, ſo bezauberte ſie die Einen durch Anmuth, die Anderen durch Geiſt. Es verbreitete ſich der Ruf ihrer einnehmenden Perſönlichkeit mit dem ihres elenden Lebenswandels durch ganz Egypten und drang ſogar zu dem erleuchteten, heiligen Abt Paphnutius. Was er von ihr vernahm, erweckte in ihm keine Neugier wie bei den Weltkindern, keine Verachtung wie bei den Phariſäern, ſondern ein unausſprechliches Erbarmen, daß ein Geſchöpf, welches der Schöpfer mit ſo lieblichen Gaben ausgeſtattet und ſo recht zu ſeinem Ebenbilde beſtimmt habe, all' dieſer Gnade treulos ſei und ſchnurſtracks der Hölle zuwandele. Als ein guter Schüler des gütigen Heilandes, der ſich zum ſamaritaniſchen Weibe am Brunnen niederſetzte, dachte Paphnutius: „O wenn ſie die Gabe Gottes erkennen wollte!“ und Gott erleuchtete und führte ſeinen heiligen Diener. Er zog weltliche Kleider an, nahm Geld zu ſich, wanderte gen Alexandrien und fand dort leicht das prachtvolle Haus der ſchönen Thais auf. Paphnutius ließ ſich bei ihr anmelden und ſie empfing ihn in einem herrlich geſchmückten Saale. Da bat er ſie, in ein entlegeneres Gemach ihn zu führen. Sie that es. Aber wiederum fragte er, ob nicht ein noch einſameres Zimmer in ihrem Hauſe zu finden ſei? „O ja,“ ſagte Thais befremdet; „doch was fürchteſt du hier? Menſchen können dich nicht

ſehen, und einen Ort, wo du dich vor dem Auge Gottes, des Allſehenden, verbergen könnteſt, gibt es ja auf der Welt nicht.“ „Alſo weißt du, daß ein Gott iſt?“ fragte Paphnutius. „Gewiß!“ entgegnete Thais; „und ich weiß auch, daß es ein Paradies voll ewiger Wonnen für die Guten und eine Hölle voll ewiger Peinen für die Gottloſen gibt.“ „O du Unſelige!“ rief Paphnutius, „wenn du das weißt, wie kannſt du dann in Sünden vor Gott leben! wie kannſt du dich dann den ewigen Peinen überliefern, zu denen du nicht nur deine eigene Seele, ſondern auch die Seelen Anderer verdammſt!“ Nie in ihrem Leben hatte die arme Thais ſolche Worte vernommen. Wie ein Blitz durchbohrten ſie ihr Herz mit feurigem Strahl und ein Regen der Gnade folgte ihm nach. Mit einem Blick wurde die lange Miſſethat ihres Lebens ihr klar. Sie fiel wie zermalmt von der Wucht dieſer Erkenntniß auf ihr Angeſicht und flehte mit tauſend Thränen: „O mein ehrwürdiger Vater, lege mir heilſame Buße auf und erwirb mir durch deine Fürbitte von Gott die Vergebung meiner Sünden! Was ſoll ich thun? Wohin ſoll ich gehen?“ Der heilige Abt bezeichnete ihr die Pforte eines Nonnenkloſters, an welcher er ſie erwarten wolle. „Ich komme,“ ſagte ſie; „gib mir nur drei Stunden Zeit, dann komme ich gewiß.“ Paphnutius verließ ſie, denn er ſah, daß Gottes Gnade gewaltig in ihr wirkte. Es war das Jahrhundert der großen Bekehrungen, der großen Bußen, der großen Genugthuungen; es war das Jahrhundert der großen Seelen, „in denen die Gnade, wie früher die Sünde, überfloß.“ Bekehrten ſich die Sünder, ſo bereuten ſie dermaßen ihre Beleidigungen Gottes, daß ihnen eine öffentliche Beſchämung nur willkommen war. Dieſe Geſinnung machte die öffentlichen Kirchenbußen möglich, der tiefen Reue der Sünder gewährten ſie troſtvolle Erleichterung und den übrigen Gläubigen eine große Erbauung und ein heilſames Vorbild der Demuth.

Thais raffte all' ihre Koſtbarkeiten, Juwelen, Perlen, goldgeſtickte Gewande, Alles was ſie an Geſchmeide und reichem Schmuck beſaß, zuſammen, ließ es auf den freien Marktplatz

tragen, auf einen Haufen werfen, und legte dann mit eigener Hand und vor den Augen des ganzen Volkes Feuer daran. Sie verließ nicht eher den Platz, als bis der kostbare Scheiterhaufen verbrannt, das Gold geschmolzen, das Edelgestein geschwärzt, der Purpur und Seidenstoff in Asche zerfallen war.' Dann ging sie hinweg und suchte den heiligen Abt an der bezeichneten Stelle auf. Paphnutius empfing sie, führte sie in das Nonnenkloster und in die Zelle, die er für sie hatte bereiten lassen. Es war ein ganz kleines Kämmerchen, das in der Thüre eine schmale Oeffnung hatte. „Hier," sagte er, „wirst du Buße thun und durch dies Fensterlein täglich eine spärliche Nahrung von Brod und Wasser erhalten. Die Klosterfrauen werden es dir bringen, aber du wirst nie mit ihnen reden." „Und was soll ich beten?" fragte Thais demüthig. „Da du nicht werth bist, den Namen des allmächtigen Gottes mit deinen unreinen Lippen auszusprechen, und nicht werth bist, deine sündebefleckten Hände zum Himmel zu erheben, so begnüge dich damit, gegen Aufgang der Sonne dich zu wenden und zu beten: „O du, der du mich erschaffen hast, erbarme dich meiner." Darauf verließ er sie, verschloß die Thüre und verwahrte sie mit einem bleiernen Siegel. Thais blieb allein. Und so blieb sie drei Jahre. Keines Menschen Stimme ermunterte sie! keines Menschen Auge blickte auf sie! keines Menschen Trost erquickte sie! Als eine Unwürdige, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, hielt sie sich für noch viel unwürdiger, sich Gott zu nahen. Ohne je die Augen zum Himmel aufzuschlagen, betete sie mit der unaussprechlichen Zerknirschung eines wahrhaft bereuenden Herzens nur das, was Paphnutius ihr vorgeschrieben hatte. Nach drei Jahren glaubte der heilige Abt, daß sich Thais genug in der Buße gereinigt habe, um in der Glaubenslehre unterrichtet und in die heilige Kirche aufgenommen zu werden. Um sich aber nicht von unzeitigem Mitleid bewegen zu lassen und ihrer Seele mehr zu schaden, als zu nützen, begab sich Paphnutius zum großen heiligen Antonius in die Wüste und bat sich dessen Rath aus. So heilig und hoch hielten die Heiligen

die Angelegenheit einer einzigen Seele, daß Paphnutius ihretwegen die lange mühselige Reise machte, und daß der heilige Antonius allen Jüngern, die er damals bei sich hatte, anbefahl, sich um Erleuchtung wegen dieser Sache in's Gebet zu begeben und ihm dann ihre Mittheilung darüber zu machen. Sie gehorchten Alle und unter ihnen befand sich auch Paul der Einfältige. Ihm wurde eine liebliche Vision zu Theil: er sah ein herrliches Ruhebett im Himmel bereitet und drei erhabene Jungfrauen bewachten es. Als Paul nun kindlich frohlockte: „Das ist für meinen Vater Antonius!" da vernahm er eine Stimme, welche sagte: „Mit nichten! sondern für Thais, die Büßerin." Paul erzählte dies in der Versammlung der Brüder zur höchsten Erbauung Aller und Paphnutius begab sich, im Geiste erleuchtet durch diese Vision, nach Alexandrien zu der Gefangenen Gottes, nahm das Siegel von der Thüre und sprach: „Komm heraus und sage mir, was du während dieser drei Jahre gethan hast." „Ich habe gebetet, was du mir anbefohlen hast, und habe Tag und Nacht die Menge und Schwere meiner Sünden betrachtet und beweint," sagte Thais. „Siehe!" sprach Paphnutius, „nicht wegen der Bußwerke, sondern wegen deiner Zerknirschung vergibt dir Gott." Weil Paphnutius es wollte, verließ Thais die Zelle. Sie wäre lieber darin geblieben. Aber nach fünfzehn Tagen rief Gott sie in den Himmel.

Die heilige Pelagia.

„Ein Abgrund ruset den anderen" (Ps. 41.)

Der Oelberg und alle Berge Palästina's waren Lieblingsstätten des ascetischen Lebens. In Einsiedeleien, in Lauren, in Klöster zogen sich Menschen zurück, denen die Betrachtung der ewigen Güter lieblicher erschien, als der Genuß der vergänglichen; und die sich gerade auf den Stellen am meisten

angetrieben fühlten, aus Liebe zu Gott zu leiden, wo der Sohn Gottes aus Liebe für die Menschen Unaussprechliches gelitten hat. Grotten und Höhlen, welche die Natur in dem leichten Kalkstein bildet und welche die Menschenhand ohne große Mühe vervielfältigt, zerklüften alle Höhenzüge zwischen Jerusalem, Jericho, das todte Meer und Bethlehem. Das Dorf Siloe bei Jerusalem ist vollständig ein Grottendorf. Manche dieser Grotten sind vorn geschlossen durch eine Lehmwand, in welcher sich eine Thüre befindet; manche haben eine Art von Vordach, andere sind aber nur rohe Höhlen. Vielleicht war Siloe einst eine Mönchslaure. Keine Stätte war den Anachoreten lieber, um ihre Zelle dort aufzuschlagen, als der Oelberg, der heilige Oelberg, wie ihn alte fromme Bücher nennen; dort begann das bittere Leiden des Herrn, „die Noth Gottes," sagen die frommen alten Bücher; und dort begann seine ewige Freude mit der Himmelfahrt. Für Seelen, die sich hienieden seinem Leiden anschließen wollen, um droben die Glorie mit ihm zu theilen, gibt es auf der ganzen weiten Welt keinen Platz, auf dem sie leichter und lieber ihre via crucis durchmachen könnten, als den Oelberg. Er liegt im Osten von Jerusalem, lang gestreckt, und erhebt sich mit drei Gipfeln. Der südliche heißt Berg des Aergernisses (mons offensionis), weil König Salomo, seiner Weisheit beraubt, den Götzen Moloch, Astaroth u. A. Rauchwerk und Opfer dort darbringen ließ, indem er bei seinen fremdländischen Weibern Jehova vergaß. Der nördliche Gipfel heißt Berg der galiläischen Männer, weil dort die Galiläer zu wohnen pflegten, wenn sie zu den gebotenen Festen ihres Gesetzes in Jerusalem sich einfinden mußten. Der mittlere Gipfel ist die Stätte der Himmelfahrt Christi. Von dort oben herab blickt man auf die Stadt, auf das gottesmörderische, fluchbeladene, von Ungläubigen zertretene Jerusalem, und nichts springt dem Blick so sehr in die Augen, als die türkische Moschee Sakarah auf dem Berge Morija. Auch das Land übersieht man weit und breit vom Oelberg: das sich öde, kahl, steinern, mit Thälern schmal wie Schluchten, mit Hügeln starr wie Gräber, ganz eigenthümlich

todt und traurig dahinwellt und wie ein verſteinertes Meer ausſieht. Tief im Oſten ſchauen blaue Punkte glänzend zwiſchen den Einſchnitten in graugelben Hügeln hervor; das iſt das todte Meer, welches acht Stunden entfernt iſt. Und jenſeits deſſelben erheben ſich die transjordaniſchen Berge, deſſen einer der Nebo iſt, von dem Moſes in das Land der Verheißung, das er nicht betreten ſollte, ſehnſuchtsvoll hinüberſah. Im tiefen Weſten aber, wenn's ein heller Tag und die Beleuchtung günſtig iſt, blitzen helle Streifen und Funken auf: das iſt das mittelländiſche Meer bei Jaffa, bei Ascalon, wo die alten Kreuzfahrer landeten, um dem Muſelmann, dem Schakal der Wüſte, das Reich des „Löwen vom Stamm Juda" abzujagen.

Von Jeruſalem zum Oelberg geht man zuerſt über die via dolorosa (Straße der Schmerzen), den Weg, den Chriſtus unter dem Kreuze vom Richthauſe nach Golgatha ging; aber in entgegengeſetzter Richtung. Golgatha iſt jetzt umſchloſſen von der Kirche des heiligen Grabes. Die via dolorosa führt an all den Leidensſtationen vorüber, die tauſendmal nachgeahmt, nach Schritt und Zoll ausgemeſſen und durch Bildwerke verherrlicht ſind, und mündet am Stephanusthore, welches ſeinen Namen von dem heiligen Erzdiakon empfing, der außerhalb deſſelben geſteinigt wurde. Hier fällt ein Abhang des Morija ſteil hinunter und bildet mit dem auf der anderen Seite emporſteigenden Oelberg eine Schlucht, welche das Thal Joſaphat heißt. Durch dieſe Schlucht fließt der Bach Cedron. Der ganze Charakter dieſer Landſchaft iſt von einer furchtbaren Strenge; Stein und Stein und nichts als Stein! Die Mauern und Häuſer der Stadt, der Morija, der Oelberg, die Trümmer, die Schutthaufen, der Erdboden, das Bett des Cedron, Alles ein und derſelbe graugelbe Stein. Kein Grashalm zwiſchen dem Steingeröll, das weit und breit, auf Höhen, in Tiefen, den Boden bedeckt; nur ſpärlich zerſtreute Oelbäume, deren ſilbergraues Laub in vollkommener Harmonie mit der Färbung der ganzen Natur iſt. Sie ſieht aus wie erſtorben und verſteinert vor Entſetzen, weil der König des Lebens, ihr Schöpfer und Erhalter, hier hat ſterben müſſen.

Sie sieht aus, als habe sie sich voll Gram und Trauer, wie die alten Büßer, das Haupt mit Asche und Staub bestreut. Eine Brücke führt über den Cedron und dann geht der Weg an dem ewig anbetungswürdigen Garten Gethsemane vorüber. Am Fuße des Oelberges liegt er; acht ururalte Oelbäume haben die Noth Gottes angesehen! Ihre mächtigen, umfangreichen Stämme sind ganz hohl und die Höhlungen mit Steinen ausgefüllt, damit sie dem Winde Widerstand leisten können. Der Oelbaum ist auch in seiner Art ein Pelikan, der sich für die Seinen opfert! Er verzehrt sein Mark, sein Holz, um seine Früchte zu ernähren und sein Stamm wird allmählich so hohl, daß er nichts übrig behält, als die Kruste der Rinde. Zur Rechten des Weges liegt Gethsemane; zur Linken das Grab der „Gebenedeiten unter den Weibern", über welchem sich ein Kirchlein erhebt, welches dermaßen besucht und verehrt wird, daß sich sogar der Türk, der in der Kirche vom heiligen Grabe raucht und Kaffee trinkt, hier einen Betplatz eingerichtet hat; denn „von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter auf Erden!" hat sie in ihrem prophetischen Triumphliede gesagt. Der Türk ehrt Maria und sein Gott ist nicht Christus! Und Christen gibt es, die Maria, ihres Gottes Mutter, nicht ehren wollen! Zwischen Gethsemane und diesem Grabe führt der Weg um den Fuß des Oelberges herum nach Bethanien, dann nach der Felsenwüste Quarantana, wo Jesus die vierzigtägige Faste hielt; dann nach Jericho und in's Ghor, das weite Thal, durch welches der Jordan fließt, bis er im todten Meere mündet. Verfolgt man aber nicht den Weg nach Bethanien, und beginnt man statt dessen bei Gethsemane den Oelberg zu ersteigen, so erreicht man nach einer kleinen halben Stunde den mittleren Gipfel, den der Himmelfahrt. Hier stand vor Zeiten die Kirche der heiligen Pelagia, der großen Büßerin, deren Seele zuerst auch ein verwüstetes Jerusalem und dann eine Stadt des Friedens war.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts, als sich viele Anachoreten am Oelberge und im Thale Josaphat angesiedelt

hatten, zeichnete sich Einer unter ihnen durch die äußerste Bußstrenge aus. Er war eines Tages gekommen, man wußte nicht woher, und hatte die heiligen Stätten Jerusalems mit solcher Andacht und Zerknirschung und unter solchen Strömen von Thränen besucht, daß Keiner ihn ohne Rührung betrachten konnte, um so weniger, als er von sehr schmächtigem Körperbau, feinem Antlitze und zarter Farbe war. Man hielt ihn für einen Pilger und man staunte nicht wenig, als dieser zarte, junge Mensch eine Grotte am Oelberge bezog, sie durch eine Thüre, worin ein Licht- und Luftloch war, schloß, und diese Zelle nur ein Mal in der Woche verließ, um Wasser zu schöpfen und einige Kräuter zu sammeln. Davon lebte er. Sonst zeigte er sich nie und sprach mit Niemand. Begegnete er einem Einsiedler auf dem Wege zum Brunnen, so grüßte er ihn unbeschreiblich demüthig. Er lebte nur für die Buße und das Gebet. Außer den kirchlichen Tagzeiten, die er zu den bestimmten Stunden betete, beschäftigte er sich mit Psalmengesang, der nur durch seine Seufzer und Thränen unterbrochen wurde. Ja, in stiller Nacht, wenn alle Anachoreten und Mönche ruhten, um in einem kurzen Schlafe die nothwendige Stärkung für Leib und Seele zu finden; dann hub dieser Einsiedler an Hymnen zu singen, und so wundersam süß und lieblich, daß der Bruder, der ihm am nächsten wohnte, die Chöre der Engel zu hören meinte, als er zum ersten Mal diesen Gesang vernahm. Er lauschte, stand auf und ging vor seine Zelle, um sich an dem wonnevollen Gesang zu laben, und da bemerkte er deutlich, daß derselbe aus der Grotte des Bruders Pelagius, so hieß der junge Büßer, dringe. Er näherte sich vorsichtig, machte aber unversehens etwas Geräusch; da verstummte der Gesang und daraus schloß der Einsiedler, daß kein Engel, sondern Bruder Pelagius selbst dieser Sänger sei. Wachte ein Bruder einmal später als gewöhnlich wegen irgend eines besonderen Bußwerkes, so hörte er denselben lieblichen Hymnengesang des Bruders Pelagius. So lebte dieser Büßer vier Jahre; immer bleicher wurde sein Antlitz, immer abgezehrter seine

Gestalt, immer tiefer sank sein Auge ein, immer matter wurde sein Gang. Das bemerkten die Brüder, wenn er zum Brunnen ging oder Kräuter pflückte. Aber das war ja etwas Gewöhnliches, daß die natürliche Lebenskraft sich verzehrte; die gewaltigsten Büßer, wie Hilarion und Macarius, glichen den Mumien und wurden dennoch uralt, weil es Gott gefiel, sie durch übernatürliche Kraft im irdischen Leben zu erhalten. War das aber nicht der Fall und durfte der Einsiedler seinen Lauf früh vollenden: so hätten die Brüder wohl mehr Lust gehabt, ihn deshalb zu beneiden, als zu beklagen.

Um diese Zeit wurde Jacobus, Diakon zu Edessa, von einem heftigen Verlangen ergriffen, die heiligen Orte des gelobten Landes zu besuchen. Er hielt bei seinem Bischofe um die Erlaubniß an, die Wallfahrt dahin machen zu dürfen und erhielt sie sammt der Weisung, in Jerusalem den büßenden Bruder Pelagius zu erkundschaften und ihm einen Gruß zu bringen. Es ward dem Diakon recht schwer, den Auftrag seines Bischofes zu erfüllen, denn Niemand wußte in Jerusalem den Namen des großen Büßers; aber endlich schloß man gerade daraus, er könne vielleicht der Bruder Pelagius sein, den Jacobus suche, und man wies den Diakon zu dessen Grotte am Oelberge. Jacobus klopfte leise an die Thüre. Der Einsiedler aber öffnete sie nicht, sondern nur das Fensterchen in derselben und fragte nach dem Begehren. Jacobus sah nun ein todtenbleiches, abgehärmtes Antlitz mit verweinten, eingesunkenen Augen und sagte: „Der Bischof Nonnus von Edessa schickt dem Bruder Pelagius seinen Gruß.“ Und Pelagius antwortete: „Bischof Nonnus ist ein heiliger Mann und ich empfehle mich in sein Gebet;“ schloß das Fensterlein und begann Terz zu beten. Jacobus war ungemein erbaut durch eine so große Abtödtung des Einsiedlers, daß der Gruß des Bischofes ihm nicht ein einziges überflüssiges Wort, viel weniger eine Frage entlockt habe. Manches, was er in der Stadt und bei anderen Einsiedlern von dem Bruder hörte, steigerte seine Bewunderung und in der Hoffnung, daß Pelagius bei einem zweiten Besuche ihm vielleicht ein heilsames

Wort für ſeine Seele ſagen werde, begab ſich Jacobus vor ſeiner Heimkehr nach Edeſſa wieder zu ihm. Als er anklopfte, öffnete ſich jedoch weder Thür noch Fenſter. Jacobus dachte, der heilige Büßer könne wohl vertieft in ſein Gebet, oder gar entzückt in der Beſchauung ſein, und wartete; betete ſeinerſeits die Tagzeiten und klopfte wieder und wartete abermals, bis die Sonne ſich zu neigen begann. Da fiel ihm das todesblaſſe Antlitz des Bruders Pelagius ein und ſchüchtern wagte er durch einen Spalt der Thür in die Grotte zu ſchauen. Pelagius lag ausgeſtreckt auf dem felſigen Boden; ob krank, ob todt, konnte er in der Finſterniß der Grotte nicht erkennen. Jacobus eilte zu dem zunächſtwohnenden Einſiedler, theilte ihm ſeine Befürchtung mit, und ſie öffneten jetzt gemeinſchaftlich die Thür des Pelagius. Als das Tageslicht auf den Körper fiel, ſahen ſie alsbald, daß die Seele abgeſchieden ſei, und nun verſammelten ſich alle Einſiedler zum heiligen Gebete bei der Leiche und um ſie, nach Landesgebrauch, vor dem Begräbniſſe mit Myrrhen zu waſchen. Da fand man, daß Pelagius ein Weib ſei! Die Einſiedler prieſen die Macht Gottes, die einem ſo ſchwachen Geſchöpfe ſolche Stärke verliehen habe, und ſendeten ſchleunigſt Boten an die Nonnen von Jeruſalem, ja von Jericho und im Jordansthale, mit dieſer ungewöhnlichen Nachricht. Die gottgeweihten Frauen und Jungfrauen eilten zahlreich herbei, um dieſer Schweſter, in welcher Gott ſo große Gnadenſchätze verborgen hatte, die letzte Ehre zu erzeigen; und unter andächtigem Pſalmengeſange und feſtlichem Kerzenglanz wurde die große Büßerin aus ihrer Grabeshöhle über der Erde in die Grabeshöhle unter der Erde gebettet. Zerſtört iſt jetzt die Kirche der heiligen Pelagia auf dem Oelberg, welche eine andächtigere Zeit ihr errichtet hatte. Und wie ihre Grotte unfern der „Grotte der Todesangſt“ lag, ſo erhob ſich auch ihre Kapelle auf dem Gipfel der Himmelfahrt. „Aus großer Trübſal war ſie gekommen und hatte ihre Kleider gewaſchen und weiß gemacht im Blute des Lammes;“ darauf ſtand ſie, „mit der Palme des Sieges in den Händen, vor dem Throne

Desjenigen, der Alles neu macht und der alle Thränen abwischt." (Offenb. 7. und 21.)

Dem Diakon Jacobus aber lichtete sich das Gedächtniß, als er den Namen Pelagius und die strenge Buße und den Gruß seines gottseligen Bischofes mit der Abgeschiedenen in Verbindung brachte. Er erinnerte sich, wo und wie er sie einst gesehen hatte, und zum herzerhebenden Beispiele für alle armen Sünder und zur höchsten Erbauung für alle gottliebenden Seelen schrieb er die Geschichte dieser wundersamen Bekehrung auf.

Es war gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts, unter der Regierung des Kaisers Theodosius des Jüngeren, als der Patriarch von Antiochien seine Mitbischöfe, wegen Angelegenheiten der Kirche, nach seinem Metropolitansitze berief. Unter diesen leuchtete Nonnus, Bischof von Edessa, früher Mönch zu Tabenna in Egypten, durch Heiligkeit des Wandels und durch Weisheit in Sachen des Heiles hervor. Der Patriarch bat ihn, als eben alle Bischöfe und eine große Volksmenge in der St. Julianskirche zu Antiochien versammelt waren, die Anwesenden durch eine Ermahnungsrede zu erbauen. Der fromme Bischof folgte bereitwillig der Aufforderung, und sämmtliche Zuhörer erquickten sich auf's Höchste an der Lehre des Evangeliums, die er, erfüllt vom heiligen Geiste, ihnen deutete. Die Menge war so groß und so begierig ihn zu vernehmen, daß die St. Julianskirche sie nicht faßte; deshalb standen die Kirchthüren weit offen und vor denselben drängten sich die Zuhörer dicht zusammen. Plötzlich entstand ein großes Getöse vor einer dieser Thüren; alle Köpfe und Augen wendeten sich, aber nicht zum Bischof Nonnus hin, sondern von ihm hinweg, denn die schöne Pelagia, die erste Sängerin und Tänzerin am Theater zu Antiochien, kam daher. Nun war ihr Erscheinen allerdings der Art, um das größte Aufsehen zu machen. Zwischen einem Schwarm prächtig gekleideter Diener und Dienerinnen saß sie, strahlend von Edelsteinen, auf einem Maulthiere, das mit einer goldgestickten Decke behängt war. Von dem Diadem

an, das sie auf ihrem lockigen, langherabwallenden Haare trug, bis zu ihren Sandalen herab, um den Hals, um die Arme, an den Händen sah man nichts als Diamanten und Perlen. Aber man vergaß diese Kleinodien zu betrachten über dem Anblicke ihrer wundersamen, ja übermenschlichen Schönheit, die kein Weltkind ohne Bewunderung sehen konnte. Deshalb begnügten sich die Leute nicht damit sie anzuschauen, wenn sie vorüberzog, sondern sie liefen ihr nach, oder auf kürzerem Wege ihr voraus und blieben dann auf's Neue stehen, um sie immer wieder und wieder zu sehen. Daher gab es jedesmal einen ungeheueren Auflauf, wenn Pelagia erschien; und ein solcher fand auch jetzt vor der St. Juliankirche statt, denn sie ritt ganz nahe bis zur Thür und überblickte mit ihren strahlenden Augen die fromme Versammlung innerhalb derselben. Da mochte wohl nichts sein, was ihre Aufmerksamkeit fesselte, denn in Kurzem ritt sie weiter und erfüllte die Luft mit dem lieblichen Duft der Essenzen und Oele, der aus ihren Gewändern und Haarlocken quoll; und es war nicht anders, als ob das Maulthier das ganze glückliche Arabien von dannen trage, das Land der köstlichsten Edelsteine und der balsamischsten Wohlgerüche. Auch in der Kirche gab es eine große Störung. Leider ist die Neugierde eine Untugend, welche sich dermaßen allgemein eingenistet hat, daß sie selbst bei andächtigen Menschen nicht als Untugend gilt; und so war für einige Augenblicke der Bischof Nonnus und seine Predigt vergessen: Alles starrte auf Pelagia hin. Er selbst, der gottselige Bischof, während seine Mitbischöfe ernst von dem Unfuge sich abwendeten und zur Erde blickten, er machte es wie die Uebrigen und sah fest Pelagia an, sah ihr auch nach, so lange er sie gewahr werden konnte und brachte dann seinen Vortrag zu Ende. Darauf fragte er die anderen Bischöfe, ob ihnen diese ausnehmend schöne Person nicht gefallen habe? Die ehrwürdigen Väter verwunderten sich sehr über diese Frage und schwiegen. Er aber bog sein Haupt bis auf sein Psalmenbuch herab, das auf seinen Knieen lag, seufzte tief und schwer und sprach: „Ich

habe dieſe übermäßige Schönheit mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtet, denn der allmächtige Gott wird ſie uns an ſeinem ſtrengen Gerichtstage vor Augen ſtellen, wenn er uns und unſere Schäflein wird zur Rechenſchaft ziehen. O, meine Brüder! wie viele Stunden mag ſie damit hingebracht haben, ſich zu ſchmücken und zu zieren! wie ſorgfältig mag ſie Alles ausgewählt haben, was ihre natürliche Schönheit hervorheben könnte! und wozu all' dieſe Aufmerkſamkeit, Mühe und Arbeit? um ſterblichen Menſchen zu gefallen, die doch ſo vergänglich wie eine Nebelwolke ſind! Und wir, meine Brüder! hat uns Gott nicht eine Seele gegeben, deren urſprüngliche Schönheit unendlich viel größer iſt, als die leibliche Schönheit dieſer armen Perſon; denn die Seele iſt geſchaffen nach dem Ebenbilde Gottes! Und hat Gott nicht unſerer Seele ſich ſelbſt zum ewigen Bräutigam und ein Uebermaß von himmliſchen Freuden und Wonnen verheißen, wenn ſie ihn liebt und ihm zu gefallen ſucht! Nun wohlan, meine Brüder, wo ſind die Perlen und Juwelen, mit denen wir unſere Seele ſchmücken? wo ſind die Salben und Eſſenzen, mit denen wir ſie einbalſamiren? wie ſorgen wir dafür, daß ſie im Feſtgewande und ſüßen Wohlgeruch der Tugend aushauchend vor dem himmliſchen Bräutigam erſcheine und ihm einen nicht unwillkommenen Anblick gewähre! O wehe! wehe uns! ſtatt ſie zu zieren, laſſen wir ſie verwildern und verderben." Und tief betrübt, die Bruſt voll Seufzer, das Auge voll Thränen, nahm der heilige Biſchof ſeinen Diakon bei der Hand und zog ſich mit ihm in die Herberge zurück, die ihm angewieſen und die in einem Hauſe war, welches der St. Julianskirche gehörte und mit ihr in Verbindung ſtand. Denn die Gaſtfreundſchaft, dieſe in den alten chriſtlichen Zeiten ſo hoch geſchätzte Tugend, ſorgte für Pilgerhäuſer und Herbergen für Fremdlinge, Reiſende und Gäſte neben den Kirchen und gleichſam im Schutz und Schirm des Tabernakels. Kaum befand ſich Biſchof Nonnus in ſeinem Gemache allein, ſo warf er ſich mit dem Angeſichte auf den Boden, ſchlug zerknirſcht an ſeine Bruſt und rief unter Thränenſtrömen: „Mein Herr

und mein Gott, ach vergib mir! jenes Weib schmückt sorgfältiger ihren Leib, als ich meine Seele. Jenes Weib hat sich vorgenommen, den sterblichen Menschen zu gefallen und verfolgt ihren Vorsatz mit Eifer. Ich aber habe mir vorgenommen, Dir zu gefallen; und aus lauter Trägheit vernachlässige ich es! Und weil ich dein Gebot nicht gehalten und deinen Willen nicht erfüllt habe, deshalb bin ich nackt, häßlich und arm vor dir und vor den Menschen." Klagend und weinend, und in der Bitterkeit seines Herzens all' seine vermeintliche Treulosigkeit bereuend, brachte Bischof Nonnus mit seinem Diakon den Tag und die Nacht hin.

Als er sich eine kleine Weile zur Ruhe legte, um vor den Metten Kraft zu schöpfen, hatte er einen Traum, den er am anderen Morgen dem Diakon erzählte und sprach: „Ich stand am Altare, um die heiligen Geheimnisse zu feiern, und wurde in fast unerträglicher Weise gestört und beängstigt durch eine über und über besudelte Taube, die mir immerfort um den Kopf schwirrte. Als die Messe der Katechumenen zu Ende war und der Diakon den Ungetauften befahl, die Kirche zu verlassen, da verschwand auch die Taube, kam jedoch wieder herein, als ich nach vollendeter heiliger Messe den Segen gab, und flog wieder um mich herum. Endlich fing ich sie und warf sie in das Wasserbecken, das sich im Vorhofe der Kirche befindet, und aus dem Wasser kam sie weiß, wie ein Schwan, zum Vorscheine und flog dermaßen in die Höhe, daß ich sie nicht mehr gewahr werden konnte."

Der folgende Tag war ein Sonntag und der Gottesdienst wurde so feierlich wie möglich, unter großer Theilnahme der Gläubigen, von den versammelten Bischöfen in der Hauptkirche Antiochiens abgehalten. Nach der Lesung des heiligen Evangeliums übergab der Patriarch dem Bischofe Nonnus das Evangelienbuch und ersuchte ihn, das Volk durch eine Predigt zu erbauen. Und Nonnus fing an zu predigen von dem zukünftigen Gerichte und von den Wonnen und den Strafen der Ewigkeit. Es war so recht eine jener Predigten, die der barmherzige Gott auf die Lippen eines

treuen Dieners legt, um die Gemüther bis in's Innerste zu erschüttern. Die ganze Versammlung war zu Thränen gerührt, und mancher arme Sünder ging in sich und kehrte bußfertig zu Gott um. Aber Keiner vergoß solche Ströme von Zähren, Keiner wurde so durchbebt von den Schrecknissen des großen Gerichtstages, Keiner warf einen so trostlosen Blick auf seine Missethaten, als die schöne, bewunderte, reichgeschmückte Pelagia. Sie hatte von diesem Bischofe der Christen und von seinen ausgezeichneten Predigten gehört; sie war in früher Jugend, vielleicht von frommen Eltern, unter die Katechumenen eingeschrieben worden, hatte aber seitdem nie im mindesten daran gedacht, sich mit der christlichen Glaubenslehre zu beschäftigen, und fühlte sich jetzt plötzlich durch eine jener anbetungswürdigen Fügungen der göttlichen Barmherzigkeit angetrieben, der gottesdienstlichen Feier der Christen beizuwohnen, so weit das den Ungetauften gestattet war. Die Predigt durchbohrte ihr Herz. Im Innersten verwandelt verließ sie die Kirche und trug einigen Dienern auf, dem Bischofe Nonnus zu folgen, wenn er sich in seine Wohnung zurückbegebe. Das geschah; und kaum hatte sie erfahren, daß er in der St. Julianskirche Herberge genommen, so schrieb sie ihm:

„Mein Herr! ich habe gehört, daß dein Gott vom Himmel auf diese Erde herabgestiegen sei, um die Sünder selig zu machen, und daß er es nicht verschmäht habe, mit den Sündern umzugehen. Ich habe auch durch Christen gehört, daß du, mein Herr, in großer Heiligkeit leuchtest und als ein wahrer Diener und Jünger Christi ihm nachfolgst. Ist das wirklich der Fall, so verachte mich nicht; denn ich hoffe durch dich zur Erkenntniß Gottes zu gelangen und dereinst gewürdigt zu werden, sein Angesicht zu schauen."

Bischof Nonnus schrieb ihr zur Antwort: „Wer du auch sein mögest, Gott dem Herrn bist du bekannt mit deinem Willen und mit deinen Werken. Hast du also das ernstliche Verlangen und die aufrichtige Absicht, Gott, die Glaubenslehre und die Tugend kennen zu lernen, und wünschest du mich

deshalb zu sehen und zu sprechen, so bin ich bereit, dich in Gegenwart meiner Mitbrüder, der übrigen Bischöfe, zu empfangen."

Voll Freude über die günstige Antwort, eilte Pelagia zum Bischofe Nonnus und ließ sich anmelden. Sie mußte warten, bis er die übrigen Bischöfe zu sich berufen hatte; und erst, als sie Alle versammelt waren, durfte sie eintreten. Man traute ihr nicht recht und fürchtete irgend ein schauspielerisches Aufsehen. Aber Pelagia trat ein, warf sich auf die Kniee vor dem Bischofe Nonnus, küßte seine Füße und sprach: „Herr, ich bitte dich, sei mild und gütig, wie dein Gott Jesus Christus ist, und mache mich zur Christin. Ich bin ein Abgrund aller Sünden, deshalb gewähre mir das Wasser, das von allen Sünden reinigt: die heilige Taufe." Bischof Nonnus hieß Pelagia aufstehen und antwortete ihr: „Die geistlichen Kirchensatzungen gebieten, gewissen Personen das heilige Taufsacrament nur unter der Bedingung zu spenden, daß sie sichere Bürgen stellen, nicht zu ihrem früheren Leben zurückzukehren; und dies Gesetz betrifft auch dich." Pelagia fiel ihm wieder zu Füßen und sagte mit heißen Thränen: „Ich weiß keine Bürgen zu stellen, aber verlasse dich darauf, ich kehre nicht zu meinem früheren Leben zurück. Und weil das ganz gewiß ist, so mußt du meine Seele läutern, damit sie rein und geschickt zu einem neuen Leben sei. Läßt du mich noch einen Augenblick unter der Last meiner Missethaten, die mich todt drücken, so wird Gott sie dir zurechnen und du wirst eine schwere Rechenschaft dafür abzulegen haben. Opferst du nicht heute noch meine Seele Gott auf, machst du mich nicht heute noch durch die geistige Wiedergeburt in der Taufe zu einer Braut Christi: so verzögere Gott dir im zukünftigen Leben die Anschauung seines heiligsten Angesichtes." In Thränen gebadet lag sie auf dem Boden und wollte sich nicht trösten lassen; und alle anwesenden Bischöfe stimmten in der Ansicht überein, dies sei wahrhaft die Reue der bußfertigen Magdalena zu den Füßen des göttlichen Heilandes. Bischof Nonnus schickte seinen Diakon Jacobus zu

dem Patriarchen von Antiochien mit dem Auftrage, demselben diesen ganzen Vorgang zu erzählen und ihn zu bitten, er möge eine gottgeweihte Frau senden, oder eine Diakonissin, welche letztere bei der Taufe der weiblichen Katechumenen Dienstleistungen zu verrichten hatten, damit die heilige Handlung an Pelagia vollzogen werden könne. Der Patriarch war hocherfreut und rief: „Wahrlich, das ist eine Angelegenheit, die recht auf den ehrwürdigen Nonnus gewartet hat, und die er bestens zum Ende führen und Gott sehr verherrlichen wird!“ Er berief auch sogleich eine würdige Frau, Namens Romana, welche den Diakonissen vorstand, und wies sie an, daß sie den Jacobus zum Bischofe Nonnus begleite, dort bei der Taufhandlung diene und dann Pelagia in ihren Schutz und ihre Aufsicht nehme. Die arme Sünderin lag noch immer zermalmt von Reueschmerz und gebadet in Reuethränen am Boden, als Romana kam, sie aufhob und sie ermahnte, sich zu sammeln und ihre Sünden zu bekennen. „Ach,“ sagte die traurige Pelagia, „das wird ganz leicht sein, denn wenn ich mein Herz nach bestem Wissen und Gewissen durchsuche, so finde ich nichts Gutes, sondern die Ueberfülle des Bösen. Aber obschon ich weiß, daß meine Sünden zahlreicher sind, als die Wassertropfen im Meere und schwerer sind, als der Sand am Meere: so hoffe ich doch, daß der göttliche Herr Jesus Christus mich in Gnaden ansehen und mir die fürchterliche Bürde abnehmen werde.“ Bischof Nonnus fragte sie nach ihrem Namen. „Pelagia haben meine Eltern mich genannt,“ sagte sie. „Jetzt bin ich aber leider unter dem Namen Margarita bekannt, weil ich den Schmuck der Perlen sehr liebte und weil man meine elende Schönheit, diesen Fallstrick des Satans, mit der Schönheit der Perlen verglich.“ „So wollen wir es bei deinem wahren Namen Pelagia lassen,“ sagte der Bischof Nonnus und ging dann zu den heiligen Ceremonien über. Zuerst sprach er die kirchlichen Beschwörungen über Pelagia, dann taufte er sie vermittelst dreimaligem, vollständigem Untertauchen in den Taufbrunnen, der ein tiefes Becken in der Mitte der Taufkapelle (Bap-

tisterium) war, in welches der Katuchemen auf Stufen hinabstieg. Damals wurde gleich nach der Taufe das Sacrament der Firmung gespendet, welches die Fülle des heiligen Geistes verleiht; eine Gnade, welche dem neuen Christen in den ersten Zeiten besonders nothwendig war, weil er ja sehr oft sogleich seinen neuen Glauben mit dem Martyrerthum besiegeln mußte. Und endlich empfing Pelagia nach der Firmung das heilige Altarssacrament, das Brod des ewigen Lebens, und war nun einverleibt dem mystischen Leibe Christi. Die gottselige Romana war ihre Taufzeugin gewesen und führte sie nun, als ihre geistliche Mutter, mit sich hinweg, um für vollständigen Unterricht in der christlichen Glaubenslehre zu sorgen. Der Bischof Nonnus aber sprach zu seinem Diakon mit der kindlichen Freude der Heiligen: „Auch wir wollen den heutigen Tag fröhlich begehen, wie die lieben Engel im Himmel es thun, denn da ist heute Jubel und Frohlocken über die Bekehrung dieser Seele. Darum wollen wir, wie an hohen Festtagen, Oel an der Speise und Wein zum Getränke brauchen und ein frohes Mahl im Herrn halten."

Pelagia trug jetzt das weiße Gewand der Neophyten, dies Sinnbild einer geläuterten Seele. Aber sie hatte große Versuchungen zu überwinden; denn der böse Feind spiegelte ihr auf's Lieblichste vor, welch' ein angenehmes Leben sie in seinem Dienste geführt habe, wie viel Vergnügen, Reichthum, Freude und Bewunderung ihr zu Theil geworden sei; und daß sie jetzt dem Judas gleiche, der den Herrn, welcher ihn mit Güte und Liebe überschüttet, verrathen und verlassen habe. Bunte, bethörende Bilder umgaukelten sie, die Alles auf's Anmuthigste darstellten, worauf sie jetzt zu verzichten hatte. An Bischof Nonnus ließ der Satan in anderer Weise, durch Drohungen und Schrecknisse, seinen Groll über Pelagia's Rettung aus. Doch Beide setzten ihm gelassen ihre Waffen entgegen, vor welchen er ohnmächtig wird: das heilige Kreuzzeichen und die Erhebung der Seele zu Gott, und Pelagia sprach zum Widersacher alles Guten: „Der gnadenvolle Herr, der mich dir entrissen und zu seiner Braut mich

erwählt hat, wird statt meiner dich fortan bekämpfen." Und damit kam eine tiefe, unzerstörbare Ruhe über sie. Am dritten Tage nach ihrer Taufe beschied sie denjenigen ihrer Sclaven zu sich, der ihrem ganzen Hause und aller Dienerschaft vorstand und alle ihre Schätze unter Verschluß hatte. Sie befahl ihm, sogleich ein genaues Verzeichniß ihrer ganzen Habe zu machen, sowohl an Gold und Silber, als an Edelsteinen, Schmuck, prächtigen Kleidern, kostbarem Hausgeräthe, und ihr dies Verzeichniß zu bringen. Dann übergab sie es dem Bischofe Nonnus und sprach: „Herr, hiermit lege ich all' meinen Reichthum in deine gebenedeiten Hände, damit du nach deinem Gefallen darüber verfügest. Ich meinestheils verlange keine anderen Reichthümer mehr, als die meines Herrn und Heilandes Jesu Christi." Bischof Nonnus ließ auf der Stelle den ersten Schaffner der St. Julianskirche zu sich entbieten, und sprach zu ihm in Pelagia's Gegenwart, indem er ihm das Verzeichniß überreichte: „All' dies Gut ist mir zur Verfügung eingehändigt worden. Ich beschwöre dich demnach bei der hochheiligsten Dreifaltigkeit, daß du davon nicht das Allermindeste zum Gebrauche der Kirche oder für den Patriarchen von Antiochien verwendest, vielmehr Alles an Wittwen und Weisen, an Dürftige und Verkrüppelte und sonstige Arme austheilst, damit der übel gewonnene sündige Reichthum wohl angelegt und zum Schatze der Gerechtigkeit gemacht werde." Der Schaffner versprach es und die Nothleidenden von Antiochien priesen die Gnade Gottes in dem barmherzigen, unbekannten Wohlthäter.

Und noch eine Verfügung hatte Pelagia zu machen, nämlich die über ihre zahlreiche Dienerschaft, die aus lauter Sclaven, männlichen und weiblichen Geschlechtes, bestand. Sie mußten sich sämmtlich zu ihr verfügen und da schenkte sie einem Jeden nicht nur die Freiheit, sondern so viel an Gold oder Kleinodien, die sie zu diesem Zwecke zurück behalten hatte, daß er sich ehrlich ernähren konnte. All' diese Leute weinten und wehklagten, küßten ihre Hände und den Saum ihres Gewandes und wollten sich durchaus nicht von

ihr trennen; wollten lieber ihre Sclaven, als ohne sie freie Leute sein; so etwas Bezauberndes hatte Pelagia an sich! Aber sie sprach ihnen ernst und liebreich zu: „Betrübt euch nicht, für mich ist gesorgt, ich kann euch nicht mehr brauchen, und hier auf Erden können wir nicht mehr zusammen wohnen. Wollt ihr mich jedoch im glückseligen ewigen Leben wiederfinden, dann macht es wie ich und sagt euch eilig von der sündigen Welt und ihrem bösen Dienste los.“ Und darauf entfernte sie sich von den Leuten und verschloß sich wieder in der armen Zelle, die sie im Hause der Wittwe Romana bewohnte.

So vergingen die acht Tage nach der Taufe, während welcher die Neophyten immer ihr weißes Taufgewand zu tragen pflegten, nach denselben es aber ablegten, um gleich allen übrigen Gläubigen im gewöhnlichen Hauskleide an ihr Tagewerk sich zu begeben. In der letzten Nacht verschwand Pelagia aus Antiochien — wie es scheint, nicht ohne den Bischof Nonnus von ihrem heiligen Vorhaben in Kenntniß gesetzt zu haben; denn sie empfing von ihm ein Männerkleid, das sie über ein härenes Bußhemd anlegte; ihr Taufgewand aber ließ sie zurück. Als Romana außer sich vor Betrübniß und Schreck am anderen Morgen mit der Nachricht zu dem Bischofe Nonnus eilte, daß Pelagia verschwunden sei, sprach er: „Weine nicht, meine Tochter, freue dich vielmehr, daß unsere Pelagia den besten Theil, den der heiligen Büßerin Magdalena, gewählt hat, welche dem Herrn so wohlgefällig war, daß sie auf Calvaria unter dem Kreuze stehen und nach seiner glorreichen Auferstehung zuerst ihn sehen durfte.“ Romana glaubte nun, daß Pelagia etwa in einem fremden Lande in ein Kloster eintreten wolle, da sie den Bischof Nonnus so ruhig sah; und sie pries den guten Hirten, der so gnädig für das verirrte Schäflein sorgte. Pelagia, die schöne, die bewunderte, die berühmte, war und blieb verschollen für Antiochien, während sie gen Jerusalem pilgerte und dort auf heiligster Stätte in Dornen und Asche der Buße ein Leben zu Ende führte, das in Glanz und Herrlichkeit sündiger Weltlust be-

gonnen hatte. Aus dem Abgrunde der Sünde warf sie sich in den Abgrund der Reue, und dort that sich der Abgrund der göttlichen Liebe für sie auf.

St. Simeon Stylites.

„Wenn ihr an mich glaubet, werdet ihr die Werke thun, die ich thue und noch größere." (Joh. 14, 12.)

Als Theodoret es unternahm, dieses Leben in seinem Buche von den gottliebenden Seelen zu beschreiben, sagte er: „Es ist zwar dieser Mann, als ein großes Weltwunder, im ganzen abend- und morgenländischen römischen Reiche und nicht minder bei den Persern, Indiern, Arabern und Mohren bekannt; ja sogar zu den Völkern an der äußersten Gränze Scythiens ist der Ruf dieses gottseligen Lebens gedrungen, so daß ich die ganze Welt und alle Zeitgenossen als Zeugen der Wahrheit aufrufen kann. Dennoch fürchte ich mich, den ungeheueren Kampf und die übermenschliche Strenge seines Lebens zu beschreiben, aus Besorgniß, daß die Nachkommen eine wahre Begebenheit für eine erdichtete Geschichte halten möchten. Alles, was sich mit heiligen Menschen und Gottesfreunden zuträgt, ist übernatürlich; wer aber unerfahren im geistlichen Leben ist, der will dergleichen Dinge nach der Natur messen, und geht die Erzählung nun über die Natur hinaus, so gelten ihm die göttlichen Geheimnisse und Wunder als lauter Lügenwerk. Dennoch ist die Erde auch voll gottseliger, gläubiger Menschen, welche in göttlichen Dingen wohl erfahren und in der Gnade des heiligen Geistes wohl befestigt sind; und von ihnen glaube ich, daß sie sich an diesem wundersamen Leben höchlichst erbauen werden." Diese Einleitung gilt jetzt noch gerade so, wie sie vor vierzehn Jahrhunderten galt und wie sie nach anderthalb zukünftigen Jahrtausenden immer noch gelten wird. Ein heiliger Simeon Stylites und seines Gleichen, ein Macarius, eine Marana und Cyra,

ſind zu betrachten als die „magnalia Dei“, als die großen Thaten Gottes, welche das Volk in der Apoſtelgeſchichte lobpreiſ't. Denn ſolche Dinge thut der Menſch nicht aus eigenem Antrieb und aus eigener Kraft. Vielleicht beginnt der Menſch ſie, aber er beharrt nicht; vielleicht beharrt er eigenſinnig, aber ohne Segen; vielleicht gewinnt er Einfluß, aber zum Böſen, zur Lüge, zum Irrthume. Es muß da immer wiederholt werden, was der Prophet ſpricht: „All' unſer Thun thuſt du für uns.“ (Iſaias 26, 12.) Simeon aber ſtand auf ſeiner Säule wie ein Engel, den Gott dahin geſtellt hatte, um den Heiden, den Juden, den Häretikern den Weg zum Himmel zu zeigen. Deshalb ſtrömte die Welt um dieſe Säule zuſammen. Fürſten und Völker ſtanden da und lauſchten auf die himmliſche Beredtſamkeit des armen Schafhirten, und die Kaiſer ſchickten ihm Boten mit Grüßen und Glückwünſchen zu. Denn was ihn beſeelte, war kein Wunſch von dieſer Welt! was er begehrte, war Irdiſches nicht! ſein Verlangen, ſeine Sehnſucht, ſein Troſt, ſein Gut, ſein Alles — war leiden aus Liebe um Jeſu willen.

Theodoret war ein Zeitgenoſſe, ein Landsmann und Freund Simeons, ein Augenzeuge der ungewöhnlichen Dinge, die durch ihn und mit ihm vorgingen. Er beſuchte ihn zuweilen und ſtarb ſelbſt zwei Jahre vor Simeons Tode. Doch nicht er allein hat dies Leben beſchrieben! Ein Jünger Simeons, Namens Antonius, that es ebenfalls; und ein Dritter noch that es, der Prieſter Cosmas, aus Phanir in Cöleſyrien, ein Freund Simeons*). In manchen Einzelheiten ſtimmen ſie nicht überein; der Eine erzählt, was der Andere übergeht; Theodoret ſagt ausdrücklich: er habe nur ein kleines Tröpflein Honig zu koſten gegeben. Aber der große Gang der Begebenheiten und der Thaten, und die bis dahin unerhörte Erſcheinung dieſer neuen Art des Einſiedlerlebens iſt bei allen Dreien übereinſtimmend. Mögen daher auch einzelne

*) Dieſe letzte Biographie gab der gelehrte Maronite, Evodius Aſſemani, Erzbiſchof von Apamea, zu Rom im Jahre 1748 heraus.

Wunder legendenmäßig aufgefaßt und erzählt ſein, wie das ja auch bei den großen Einſiedlern des vierten Jahrhunderts geſchah; die Thatſache bleibt: in der erſten Hälfte des fünften Jahrhunderts ſtand Simeon viele Jahre hindurch in der Gegend vom ſyriſchen Antiochien auf einer Säule, betete, lehrte, predigte, that unzählige Wunder, bekehrte die Menſchen einzeln und in Maſſen, und wirkte als ein Miſſionär des Evangeliums in der Art, daß nicht er zu fremden Völkern ging, ſondern daß eine wahre Völkerwanderung, kommend und gehend, wie ein Meer ſeine Säule umflutete und umwogte.

In den Bergen des nördlichen Syriens, an der Grenze von Cilicien, lag der Flecken Sis oder Siſan, in welchem Simeon um das Jahr 388 zur Welt kam. Seine Eltern waren wohlhabende Landleute und gute Chriſten. Das Kind empfing ſogleich die heilige Taufe. Es war früh durch glückliche Gaben ausgezeichnet, ſehr ſchön, ſehr kräftig, ſehr gewandt dem Leibe nach; dabei heiter und freundlich von Gemüth und dem Herzen nach ſo liebevoll, daß es ſich öfters die Speiſe entzog, um Hungrige zu ſättigen. Wie die Patriarchen der Vorzeit, wie Jacob und David, wurde auch Simeon ein Hirtenknabe. Die Eltern übergaben ihm ihre Schafheerde und mit großer Sorgfalt vollzog er alle Obliegenheiten ſeines Geſchäftes. Die Einſamkeit der Thäler und Berge, wohin er ſeine Schafe zur Weide führte, war ihm ſehr lieb, entſprach der ſinnenden Richtung ſeines Gemüthes und nährte ſie, während die Bilder der Natur ſeiner Seele nur reine, friedliche Eindrücke gaben. Vom weltlichen Treiben, von Bosheit und Sünde, blieb er ganz unberührt. Auch Belehrung und Unterricht fehlten ihm durchaus. Morgens trieb er die Heerde aus und Abends trieb er ſie heim, ſo daß er weder Gelegenheit noch Zeit hatte, um irgend etwas zu lernen. Aber Sonntags ging er mit den Eltern zum Gottesdienſte, und was er dort ſah und hörte, und in ſich aufnahm und allmählich verarbeitete, das war der dunkle Keim zu einer ſpäteren Blüthe von lichter, himmliſcher Weisheit. Er fand große Freude

daran, das wohlriechende Harz Storax von den Gebüschen zu ſammeln und, wenn er einen Vorrath beiſammen hatte, ein Feuer auf den Bergen anzuzünden und ihn zu verbrennen; denn es war ihm ſo unbeſtimmt ein lieber Gedanke, daß der ſüße Duft zum Himmel aufſtieg. Vielleicht war es eine Vorahnung aller Gebete, die dermaleinſt aus ſeiner Seele zum Himmel ſich erheben würden. Es regt ſich bisweilen unausſprechlich Tiefſinniges im Gemüthe eines Kindes.

Während eines Winters trat ein ſo heftiger Schneefall ein, daß Simeon ſeine Schafe nicht weiden konnte, ſondern eine Zeitlang zu Hauſe bleiben mußte; da ging er denn häufiger in die Kirche und hörte mit tiefer Aufmerkſamkeit die Vorleſungen des Evangeliums an. Einſt vernahm er die Bergpredigt mit ihren wonnevollen Verheißungen. Daß die Leidtragenden getröſtet werden und die reinen Herzen Gott ſchauen ſollten, klang ihm ſo lieblich, aber auch ſo unverſtändlich, daß er ſich an einen Greis mit der Frage wendete: „Herr, was lieſt man da?“ „Das Evangelium, mein Sohn, zur Belehrung unſerer Seele, damit wir lernen, Gott dem Allmächtigen zu dienen und ihn zu fürchten,“ ſprach der Greis. „Was heißt das, Gott fürchten?“ fragte Simeon, der damals dreizehn Jahre alt war, weiter. Aber der Greis war ganz erſtaunt und ſprach: „Ich ſehe freilich, daß du ſehr jung biſt; aber fragſt du mich denn wirklich aus Unwiſſenheit?“ „Ich frage dich an Gottes ſtatt,“ ſagte Simeon, „denn was ich höre, das mögt' ich thun lernen. Aber ich bin unwiſſend und einfältig.“ Da ſprach der Greis: „Mein Kind, wenn ſich der Menſch vor Jedermann demüthigt, ohne Unterlaß zu Gott betet, im Faſten und aller ſinnlichen Abtödtung ſich übt, ſein Herz weder an Geld noch Gut, weder an Eltern noch Freunde hängt, vielmehr die Gebote Gottes treu und gewiſſenhaft erfüllt, dann wird er das Himmelreich erben und dann iſt er gewandelt in der heilſamen und heiligen Furcht Gottes, und wer das nicht thut, dem wird dereinſt die äußerſte Finſterniß zu Theil werden, in welcher der Teufel mit ſeinen

bösen Geistern hauset. Der Ort aber, mein Sohn, wo du jene heilsamen Dinge am vollkommensten lernen und üben kannst, ist das Kloster. Ueberlege es aber wohl: du mußt Hunger und Durst leiden, Unbilden und Verachtung ertragen, dich schmähen und beschimpfen lassen, seufzen und weinen, wachen und entsagen, Vieles von den Menschen erdulden, ohne von den Engeln Gottes getröstet zu werden; denn das ist der Weg zur Vollkommenheit. Hast du den guten Willen ihn zu betreten, so gebe dir der Herr der Herrlichkeit seine Gnade dazu." Da fiel Simeon dem Greise zu Füßen und rief: „Du bist mir Vater und Mutter! du bist mein Lehrer in allem Guten! du bist der Führer meiner Seele zum Himmel! daß du sie gerettet hast, die sich schon zum Verderben neigte, das lohne dir Gott. Ich aber gehe dahin, wo Seine Gnade mich haben will." „Geh, mein Sohn!" sprach der Greis. „An Trübsal wird es dir nicht fehlen, aber du kannst nachmals gestärkt und ein auserlesenes Werkzeug Gottes werden." Simeon setzte noch eine Zeitlang sein Hirtenleben fort; aber er betete auch fleißig in einer Kapelle, die zur Ehre heiliger Martyrer erbaut war. Da lag er oftmals mit dem Antlitz auf die Erde gedrückt und flehte mit unaussprechlichen Seufzern zu Gott um die Gnade, Buße thun zu dürfen, und wenn er dann wieder auf seine stillen Berge kam, sammelte er eifrig Storax, zündete ein Feuer an, legte das Räucherwerk mit Andacht darauf und sagte froh und innig: „Steig' auf zu Gott, der im Himmel ist, du lieblicher Duft, und sei ihm wohlgefällig." Und so war der Weihrauch die erste Gabe, welche Simeon dem menschgewordenen Erlöser darbrachte. Gold und Myrrhen kamen später! Zu diesem jungen und reinen, ganz in Gott versenktem Gemüth neigte sich denn auch die Gnade in anderem Maß herab, als es möglich ist, wenn der größte Theil des Herzens von der Welt und von irdischen Dingen erfüllt ist. Wachend war Simeon bei Gott und sprach mit ihm; dafür war Gott bei Simeon, wenn er schlief, und redete zu ihm durch Träume und in Gesichten.

Er schlummerte einst am Fuße des Berges; da erschien eine himmlische Gestalt in seinem Traume, hieß ihn aufstehen und bauen. Simeon entschuldigte sich, weil er der Baukunst unkundig sei. „So lerne sie von mir!“ sprach die strahlende Erscheinung. Und sie gab ihm einen großen, schön bearbeiteten Stein in die Hand und sprach weiter: „Lege ihn ostwärts, und einen zweiten gen Norden, einen dritten gen Süden, einen vierten über jene hin; dann ist der Bau fertig.“ „Aber was ist das nun?“ fragte Simeon. „Ein Altar Gottes, dem du dienen willst und der durch dich seinen Namen verherrlicht haben will. Darum halte dich fern von Hoffart und Stolz; harre aus in Langmuth, in Standhaftigkeit, in unüberwindlicher Geduld, beseele dich mit der vollkommenen Liebe gegen Jedermann: dann wirst du Viele vom Irrthume zur Erkenntniß der Wahrheit führen.“ Und eine zweite leuchtende Gestalt, mit himmlisch heiterm Angesicht und mit einem goldenen Buche auf der Brust, trat zu ihm heran und legte Etwas in seinen Mund, das — schneeweiß, perlenrund und honigsüß — wunderbar seine Seele sättigte. Aber die erste Gestalt gab ihm den goldenen Stab, den sie in der Rechten hielt, und sprach: „Hiemit weide die Schafe Christi.“ Und Simeon erwachte. Dermaßen war seine Seele überfüllt von dem Eindrucke dieses Traumes, daß er einundzwanzig Tage ohne Speise und Trank verblieb, was ihm doch sonst nie eingefallen war, da er immer Fleisch und Wein von seinen wohlhabenden Eltern erhalten und genossen hatte. Sein Gebetseifer wuchs; stundenlang verweilte er betend in der Kirche, dann tagelang, endlich ganze Nächte hindurch. Andere Hirten und Altersgenossen fingen an ihn zu beobachten, erst mißtrauisch, was er wohl die ganze Nacht in der Kirche beginne? ob er auch wohl immer bete? ob dies nicht Heuchelei oder Sucht nach Aufsehen sei? Sie belauschten ihn und wechselten sich ab von Stunde zu Stunde; aber Keiner von ihnen sah etwas Anderes, als daß Simeon vom Abend bis zum Morgen abwechselnd auf den Knieen und ausgestreckt auf dem Boden lag, und zwar in einem so weltvergessenden Gebete,

daß der Körper regungslos und wie todt war. In einzelnen Blitzen gab sich jetzt auch die Kraft Gottes kund, die durch ihn so viele leuchtende Wunder wirken wollte. Nach jenen einundzwanzig Tagen gänzlicher Enthaltung von Speise hungerte ihn, und er ging zu einem Fischer in der Nachbarschaft und bat dessen Tochter Martha, ihm einige Fische zu verkaufen. Das Mädchen wollte sich eben mit dem reichlichen Fischzuge der vergangenen Nacht zum Markte von Sisam begeben, läugnete, daß sie Fische im Hause habe, und legte einen Schwur bei dem Namen Gottes darauf ab, als Simeon es nicht glauben wollte. Er verließ sie und ging auf den Marktplatz, wo sich viele Menschen befanden. Bald darauf kam auch Martha mit ihren Fischen, doch in einem kläglichen Zustande. Von unsichtbarer Gewalt gejagt raſete sie umher und schrie beständig Simeons Namen und die Fische umwimmelten sie und raſeten wider sie auf. Es war ein grauenhafter Anblick; und die Unsinnige kam erst dann wieder zu sich selbst, als Simeon sie bei der Hand nahm und ihr Ruhe gebot.

Inzwischen war Susocion, Simeons Vater, gestorben und sein älterer Bruder, Semses, wollte jetzt das Hauswesen auf seine eigene Hand führen und darum das Vermögen theilen. Die Brüder liebten sich herzlich, deshalb sprach Simeon zu Semses: „Theile du ganz nach deinem Gewissen und nimm, was dir gefällt;" und Semses machte die Theilung mit der größten Gewissenhaftigkeit. Aber Simeons Sinn stand nicht nach den Gütern dieser Welt, sondern nach den Schätzen des Himmels, die man gewinnt, wenn man jene aufgibt; und da sein Entschluß feststand, sich in ein Kloster zu begeben: so fing er seinerseits an, seine Habe zu vertheilen. Sie war beträchtlich, denn eine Verwandte von ihm war eben auch gestorben und hatte ihn zum alleinigen Erben eingesetzt. Das Landgut gab er seinem Bruder, mit dem baaren Gelde und sonstigen Erbschaftsstücken bedachte er die Armen und die Klöster. Er brauchte nichts! was konnten alle Güter für ihn sein, der die vierzigtägige Faste in gänzlicher Enthaltung von jeder irdischen Speise hinbrachte!

zu Mitfasten speiste ihn der zarte Fronleichnam des Herrn in heiliger Communion und dann wieder am Osterfest. Das genügte dem seligen Knaben. Und warum nicht? der Herr des Lebens ging ja in sein Leben ein. Bald darauf trat die Erntezeit ein, im Frühling, wo sie in jenen heißen Ländern immer stattfindet. Simeon wollte sie noch mitmachen, nicht um zu sammeln, sondern um zum letzten Male zu geben. Er gestattete allen Aehrenlesern, einheimischen und fremden, aus der Ferne und aus der Nähe, Zutritt zu den Feldern, und erlaubte ihnen nicht nur eine Nachlese zu halten, sondern auch von den Garben zu nehmen. Abends, wenn er dann die Schnitter um den Weinschlauch und um Brod und Hammelfleisch versammelte und reichlich speiste, konnte er es nicht über's Herz bringen, die Aehrenleser, also gerade die ärmsten Leute, hungrig vom Felde gehen zu sehen. Er rief auch sie mitleidig herbei und bediente auch sie mit Speise und Trank, welche Gott in seinen gesegneten Händen wunderbar vermehrte. Und damit schloß Simeon sein Leben in der Welt ab, dies reine, unschuldige Leben, in welchem nie ein Gedanke der Selbstsucht oder der Eitelkeit Platz gefunden hatte, weil es ganz erfüllt war von unaussprechlicher Liebe zu Gott, die sich in dreifacher Weise untrüglich kund gab, durch heiligen Gebetseifer, durch heiligen Haß seiner selbst und durch heilige Nächstenliebe. Nun war aller Ballast von Besitz und von Eigenthum abgeworfen, nun war er fähig, das Kreuz seines Herrn auf die bloßen Schultern zu nehmen. Er wußte, was ihn im ascetischen Leben erwartete: Entsagung für den sinnlichen, Trübsal für den geistigen Menschen: darauf hatte jener unvergeßliche Greis ihn ja vorbereitet. Aber gerade Das zog Simeon an! er hatte ja auch an jenem Tage das Wort gehört, das wie durch einen himmlischen Blitzstrahl die Pforte zum ewigen Leben vor ihm aufriß: „Selig sind die Trauernden, denn sie sollen getröstet werden." Er wußte also, daß er würde leiden müssen; aber er konnte auch mit dem Apostel sagen: „Ich weiß, an Wen ich geglaubt habe." (II Timoth. 1, 12.) Was er nun noch

an Habseligkeiten besaß, nahm er zusammen und begab sich nach dem großen und wohlhabenden Flecken Teleda, der zwischen Antiochien und Beröa lag. Es war eine freundliche Gegend, der hohe Berg Coryphe (die Spitze) überragte den Ort und am Fuße dieses Berges lagen zwei zahlreiche Klostergemeinden. In einem dieser Klöster lebte ein sehr frommer Vetter Simeons, der fünfunddreißig Jahre dort wohnte, ohne je die Pforte wiedergesehen zu haben, durch die er eingetreten war. Bei seinen Schenkungen hatte Simeon dies Kloster besonders reichlich bedacht und jetzt meldete er sich dort um Aufnahme. Heliodor, der Abt, war ein ehrwürdiger Greis von fünfundsechszig Jahren, und davon hatte er nicht weniger als zweiundsechzig im Kloster zugebracht, da seine Eltern ihn als Knäblein von drei Jahren zur Erziehung dahin gaben. Die Welt war ihm gänzlich fremd; er gestand, daß er nicht wisse, wie Hühner und Schweine aussähen, und Theodoret sagt: „Diesen Mann habe ich oft gesehen, oft ihn bewundert wegen seiner heiligen Einfalt und ihn nicht wenig geliebt um seiner großen Aufrichtigkeit willen.“ Nachdem Simeon sieben Tage und sieben Nächte weinend und betend und ohne Speise und Trank vor Gott gelegen hatte, begab er sich zu Heliodor, fiel ihm zu Füßen und flehte: „Erbarme dich eines elenden Sünders, rette meine Seele, die Gefahr läuft zu Grunde zu gehen, und die gern Gott dienen möchte.“ Der Abt fand ihn noch sehr jung und fragte ihn nach seiner Herkunft. „Ich bin frei geboren und heiße Simeon,“ antwortete er; „aber rette meine Seele.“ Heliodor hob ihn auf und sprach: „Hat Gott dich hergeführt, so wird er dich auch bewahren und deine Seele nicht in der Trübsal untergehen lassen. Sei nur recht demüthig und dienstwillig, wie es deiner Jugend geziemt, gegen alle Brüder, damit du dir ihre Liebe erwirbst.“ Eben damals befand sich in diesem Kloster der Bischof Domnus von Gabula in Cölesyrien, um mehreren jungen Asceten die Tonsur und seinen Segen zu ertheilen und sie dadurch dem Ordensstande einzuverleiben. Simeon machte einen sehr

günſtigen Eindruck auf den frommen Biſchof; er war nicht groß von Geſtalt, aber kräftig und geſchmeidig, ſein Antlitz war friſch und blühend und ſein Ausdruck von holdſeliger Anmuth. Sein Bruder Semſes war nach Teleda gekommen, um Zeuge der heiligen Handlung zu ſein, durch welche ſich Simeon ganz dem Dienſte Gottes aufopferte. Semſes nahte ſich mit anderen Gläubigen dem Biſchofe, um deſſen Segen zu empfangen; da hub dieſer an, ihn ſo kräftig und innig aufzufordern, dem Beiſpiele ſeines jüngeren Bruders zu folgen, daß Semſes, der willens geweſen war, gleich wieder in ſeine Heimath zurückzukehren, ganz ergriffen von der Herrlichkeit des Ordensſtandes, im Kloſter zu bleiben beſchloß und mit Simeon und den Uebrigen die Tonſur empfing. Von prophetiſchem Geiſte ergriffen, ſprach der fromme Biſchof zum Abt Heliodor: „Wird dem Jüngling Simeon ein längeres Leben geſchenkt, ſo wird er ein köſtliches Gefäß, in welchem Gott mit Wohlgefallen ruhen wird.“ Semſes ging noch einmal nach Hauſe, um über ſeine Habe zu Gunſten der Armen und der Klöſter zu verfügen, kam dann zurück und führte bis zu ſeinem Ende ein ſehr gottſeliges Leben im Kloſter zu Teleda. Simeon aber, der ſchon zuvor all' dieſe Feſſeln von ſich abgeſtreift hatte, dachte vom erſten Augenblicke an weiter gar nichts,, als mit der äußerſten Abtödtung wie mit einer geliebten Braut zu leben und ſie aus ganzer Seele zu umfangen. Er war jetzt vierzehn, höchſtens fünfzehn Jahre alt. Nach der Regel des Kloſters genoſſen die Mönche nur immer einen Tag um den anderen Speiſe. Simeon aber nahm nur jeden Sonntag Nahrung zu ſich und die Speiſen, die er an den übrigen Tagen empfing, gab er den Dürftigen, die an der Kloſterpforte erſchienen. Doch war dies kein einſeitiger Eifer! ſeine Liebesglut und ſein Verlangen Gott zu dienen, hielt damit Schritt; denn täglich empfing er die heilige Communion und in den erſten vier Monaten ſeines Kloſterlebens lernte er den ganzen Pſalter (die Pſalmenſammlung) auswendig. Da er ſich mit der höchſten Demuth gegen alle Brüder benahm, zu jedem Dienſte willig ſich gebrauchen

ließ, nie die mindeste Unzufriedenheit äußerte und durch Vorwürfe nur zur innigsten Dankbarkeit und zur Reue über seine vermeintlichen Sünden bewegt wurde: so ließ der Abt Heliodor ihn gewähren, obgleich schon einige der Lauen in der Genossenschaft über Verletzung der Regel und hoffärtige Ueberhebung zu klagen anfingen. Immer strenger wurden Simeons Fasten. Zwei und drei Wochen ließ er ohne Nahrung zu nehmen vorübergehen; dann begnügte er sich, mit Linsen, die in Wasser aufgeweicht, nicht gekocht waren. Um das Fleisch zu kreuzigen und den Geist im ununterbrochenen Umgange mit Gott zu erhalten, befliß er sich auch, den Schlaf möglichst zu überwinden. Wurde er Nachts so müde, daß sein Wille gegen das allgewaltige Bedürfniß der Ruhe allein nicht mehr ausreichte: so stellte er sich, an die Wand gelehnt, auf eine hölzerne Kugel. Sie rollte dahin, wenn der Schlummer ihn übermannte und er fiel zu Boden. Das trieb er so lange, bis sein Schlaf nichts Anderes war, als die leichte Ruhe des Vogels, der, auf dem Zweige stehend, schlummert. Obgleich Simeon in liebevollster Weise mit allen Mönchen umging und besonders freundlich gegen seine Widersacher sich benahm, war doch der Zug nach ungestörter Einsamkeit mit Gott vorherrschend in ihm und so mächtig, daß er eines Tages verschwunden war. Die lauen Mönche jubelten heimlich, von diesem beständigen, lebendigen und beschämenden Vorwurf ihres ungeistlichen Sinnes befreit zu sein; der Abt Heliodor betrübte sich jedoch sehr sammt allen Wohlgesinnten und ließ das Kloster und die Umgegend durchsuchen und durchfragen. Doch vergebens! Es verging ein Tag, eine Woche, ein Monat — Simeon war also fort! Da räumte der Bruder, der für die Küche zu sorgen hatte, in einem entlegenen Nebenhöfchen einen Holzhaufen ab, um Brennholz für den Heerd zu gewinnen; und siehe! innerhalb dieses Holzhaufens hatte sich Simeon einen Raum zu einer winzigen Zelle ausgehöhlt, in welcher er, in seliger Extase, die Anschauung Gottes genoß. Das vermehrte die Liebe, welche der Abt für ihn hegte, und die Abneigung

ſeiner Widerſacher. Sie ſuchten ihn auf jede Weiſe zu quälen, bald indem ſie in den Abt drangen, den Sonderling der Regel zu unterwerfen, bald indem ſie ihn ſelbſt mit Hohn und Schmähworten behandelten, bald indem ſie ihm geradezu Uebles zuzufügen ſuchten. Der milde Abt erkannte in Simeon das Kleinod ſeiner Genoſſenſchaft und in den unzufriedenen Mönchen die Beweggründe des Neides und der Bosheit; deshalb ermahnte er Simeon nur gelinde, an der Regel ſich zu halten und den heiligen Geiſt durch keine Uebertreibung zu verſuchen. Aber es war ja eben dieſer Geiſt, der Simeon auf ſo ungewöhnlichen Wegen zur Vollkommenheit führte! Der feindſelige Haß der Brüder gab ihnen einſt einen grauſamen Gedanken ein. Sie machten eine ſchwere eiſerne Schürſtange im Feuer glühend und ſprachen dann zu Simeon: „Schüre das Feuer mit dieſer Stange, wenn du Glauben haſt.“ In freundlicher Argloſigkeit ſprach Simeon: „Warum nicht?“ ergriff mit beiden Händen die ſchwere glühende Stange und ſchürte ruhig den Küchenheerd. Die Mönche entſetzten ſich, als ſie nicht die geringſte Spur einer Brandwunde an ſeinen Händen bemerkten, und als der Abt es erfuhr, wollte er die Urheber ſolcher Ruchloſigkeit aus dem Kloſter verbannen. Allein Simeon legte ſo dringende Fürbitte ein, daß ſie bleiben durften. Sie blieben alſo; aber ihre neidiſchen Herzen wurden nur noch böswilliger. Alle Peinen, welche Andere ihm nicht anthaten, that Simeon ſich ſelber an und nahm einmal einen rauhen, dicken, aus Palmenfaſern gedrehten langen Strick, den er ſich feſt um den bloßen Leib wickelte. Dieſer fürchterliche Bußgürtel zerrieb ihm ſehr bald die Haut und machte ihm gräßliche Wunden tief in's Fleiſch hinein. Nach zehn Tagen lief das helle Blut, wenn er ſich bewegte, von ihm herab und ein Bruder bemerkte es und fragte ihn, was das bedeute. „Nichts Unangenehmes,“ entgegnete Simeon in ſeiner freundlichen Weiſe. Der Bruder ſagte jedoch dem Abt, was er wahrgenommen habe, und Heliodor ergründete die Sache und gab nun an Simeon einen ſcharfen Verweis. Mit größter Vor-

ſicht wickelte man den Strick von dem zerfleiſchten Leibe ab, und Simeon litt es geduldig, war jedoch nicht zu bewegen, die Wunden durch Salben oder dergleichen Mittel heilen zu laſſen. Vielmehr bat er: „O gönnt mir doch dieſe Strafe für meine Sünden und laßt mich ſo ſterben!“ „Aber, mein Sohn,“ ſprach der Abt, „du biſt noch nicht achtzehn Jahre alt; was für Sünden kannſt du denn begangen haben?“ Simeon antwortete: „David ſagt: Siehe, in Ungerechtigkeiten bin ich empfangen und in Sünden empfing mich meine Mutter.“ Ehrfurchtsvoll ſchwieg der Abt vor einem ſo tiefen und heiligen Verlangen nach Buße. Auch Prüfungen, welche Gott ihm unmittelbar auferlegte, trug Simeon mit derſelben Gelaſſenheit. Er wurde blind beim Gebete. Seine Augen, die nichts Irdiſches zu ſehen begehrten, ſollten, ſo ſchien es, für immer gegen die Erde hin geſchloſſen bleiben. Der Abt ſchlug ihm vor, einen Arzt zu rufen. Simeon dankte und bat nur, daß man ihn in die Todtengruft führen möge. Es geſchah. Dort verharrte Simeon im vertrauensvollen Gebete und in der demüthigen Vereinigung ſeines Willens mit dem Willen Gottes, und nach dreißig Tagen des geduldigen Ausharrens lichteten ſich ſeine Augen und er kehrte, als ob nichts geſchehen ſei, zu den übrigen Mönchen zurück. Prüfungen anderer Art waren die Verſuchungen, mit denen der böſe Feind ihn heimſuchte, unausſprechliche Seelenangſt und Kämpfe mit finſtern unheimlichen Gewalten. Doch ſtark im Glauben bot Simeon ihnen die Spitze. Eine dunkle tiefe Felſenhöhle, oſtwärts vom Kloſter, war wegen der geheimnißvollen Schreckniſſe, welche ſie umhauſten, ein ſo gefürchteter Ort, daß ſogar bei Tage Niemand ſie zu betreten wagte, denn ganze Legionen des Satans ſollten darin ihr wüſtes Weſen treiben und überdies wimmelte ſie von Schlangen und anderem giftigen und unheimlichen Gethier. Dieſe Stätte wählte Simeon, um ſich mit ſeinem Heilande, vom Geiſte getrieben, in die Wüſte und zu den wilden Thieren während der Quadrageſima zu begeben. Da ließ er ſich von Schreckgeſtalten umtoben und von inneren Qualen zerwühlen,

ohne die Sammlung in Gott zu verlieren und ohne etwas Anderes zu seinem Schutz aufzurufen, als das Gebet und das heilige Kreuzzeichen. Und plötzlich verschwand der unholde Spuk, glänzendes Licht erfüllte die Höhle und eine Stimme sprach süß und trostvoll: „Deine Brüder verfolgen dich; Satan quält dich; aber fürchte dich nicht, der Herr ist mit dir, seine Gnade behütet dich und seine Rechte hält dich. Du wirst das Haupt deiner Brüder sein und den Satan unter deine Füße treten.“ Und in seliger Extase verbrachte Simeon die übrige Zeit der Quadragesima, ohne daß man im Kloster ahnte, was aus ihm geworden sei. Der Abt hatte umsonst nach ihm suchen, fragen und forschen lassen; an die verrufene Höhle hatte Niemand zu denken gewagt. Als nun aber der freudenreiche Tag der Auferstehung des Herrn nahe war, da befiel den Abt große Angst um Simeon. Er besprach sich mit einigen Mönchen, deren wohlwollende Gesinnung für den Vermißten ihm bekannt war, sie zogen mit Fackeln in die Höhle und entdeckten in einem Winkel derselben Simeon ganz schwach am Körper, doch in stiller Gebetsenizückung. Sie führten ihn froh in's Kloster zurück und am heiligen Ostertage empfing er mit den Brüdern die heilige Communion, das Brod seines Lebens. Jetzt stellte sich aber die ganze Mönchsgenossenschaft, Simeons Feinde und Freunde, einhellig vor den Abt und ersuchte ihn, diesen Bruder zu entlassen, der in der Ordnung, Ruhe und Gleichmäßigkeit des Klosters solche Störung mache und immerfort Aergerniß oder Veranlassung zu peinlichen Besorgnissen gebe. Wolle der Abt den Simeon nicht fortschicken, so würden sie sich sämmtlich in ein anderes Kloster begeben. Der gute Heliodor gerieth in tiefe Betrübniß. Er hatte den ächten Bußgeist, der Simeon beseelte, zu gut erkannt, um nicht mit großem Schmerz den heiligen Jüngling aus seiner kleinen Heerde zu verlieren. Andererseits bestand diese aus hundert und zwanzig Brüdern, unter denen viele sehr fromm und gottselig waren; sollte er um den Einen alle Uebrigen aufgeben? waren sie nicht sämmtlich seine geistlichen Söhne? und auch die min-

der Guten? Schon oft hatte er an Simeon Verweise und Ermahnungen gegeben und ihm Vorstellungen gemacht, sich in seinem Bußeifer zu mäßigen; da er aber einsah, daß dieser Eifer kein Eigensinn, sondern eine Führung Gottes mit dieser so ganz ungewöhnlichen Seele sei: so hatte er nie gewagt, unter dem Gehorsam zu befehlen, daß sich Simeon der allgemeinen Klosterregel füge und deshalb war dieser auch ungestört auf seinem Wege geblieben. Sollte er ihm jetzt, wider sein eigenes Gewissen, einen solchen Befehl geben? Sollte er diese große, schwunghafte Seele hemmen, weil die übrigen nicht mit ihr Schritt zu halten vermogten und weil einige ihr nicht ihren hohen Flug gönnten? Heliodor hatte einen schmerzlichen Kampf zu bestehen, bis er Simeon zu sich rief und freundlich zu ihm sagte: „Mein Sohn, du weißt, wie sehr ich dich liebe, wie ich dich nie betrübt, nie gewünscht habe, du mögest unser Kloster verlassen, wie ich dich immer in Schutz genommen und immer geglaubt habe, der Geist Gottes bewege dich und nicht Trotz oder Laune des Sonderlings. Aber, mein Sohn, du gereichst den Brüdern zum Anstoße, und da unsere ersten Väter für das gemeinsame Leben der Mönche in Klostergenossenschaften bestimmte Regeln und Satzungen gegeben haben, die ich meiner Pflicht gemäß aufrecht halten muß: so bleibt mir nichts übrig, als dir zu sagen, gehe, wohin der Herr, den du so aufrichtig suchst, dich führen wird. Das Verlangen deines Herzens wird Er erfüllen. Vergiß aber nicht das Kloster, in dem deine Jugend erzogen worden ist. Schenke ihm den Beistand deiner Fürbitte. Und höre ich dereinst, daß der Herr dich verherrlicht, mein Sohn, so will ich ihn dafür mit Frohlocken loben und preisen." Dann wollte er dem aller Hülfsmittel beraubten Simeon, der einen großen Theil seines Vermögens diesem Kloster geschenkt hatte und der nun in der äußersten Armuth es verlassen mußte, voll väterlicher Sorge eine geringe Geldsumme einhändigen, die ihn vor bitterstem Mangel schütze, bis er wieder eine Stätte gefunden habe; doch mit demüthigster Dankbarkeit antwor-

tete Simeon: „Fern sei es von deinem unwürdigen Diener, auch nur einen Denar von dir anzunehmen. Statt des unnützen Geldes gib mir aber deinen heiligen Segen mit auf den Weg.“ Und der Greis betete über ihn, wie Isaak über seinen Jacob, segnete ihn und sprach: „Zieh hin in Frieden und der Herr sei mit dir.“ So verließ Simeon denn das Kloster zu Teleda, begab sich in eine wilde Felsengegend und stieg in eine wasserlose Cisterne hinab, in welcher er Gott freudige Lobgesänge darbrachte. Heliodor hatte aber in der Nacht einen beängstigenden Traum. Weißgekleidete Männer mit brennenden Fackeln in den Händen umringten das Kloster und riefen dem Abte zu: Wir verbrennen dich und dies Haus, wenn du nicht den Diener Gottes Simeon zurückrufst. Was hat er verbrochen? Warum hast du ihn verjagt? Am großen Gerichtstage wird seine Würdigkeit im hellen Lichte erglänzen! Zitternd erwachte Heliodor, berief die Brüder und sprach: „Ich habe diese Nacht Vieles um Simeon gelitten. Er ist ein großer Freund Gottes. Zieht aus und sucht ihn und kehrt nicht ohne ihn zurück.“ Die Brüder gehorchten. Hirten wiesen auf Simeons Spur. Sie fanden und brachten ihn zurück. Doch seines Bleibens war nicht länger in Teleda. Die Vorschule war durchgemacht, die hohe Schule erwartete ihn. Zehn Jahre hatte Gott ihm geschenkt, um zu prüfen, ob er beharren werde in der Liebe zum Leiden; ob Haß und Verfolgung ihn so einschüchtern, milde Vorstellungen ihn so einnehmen könnten, daß er abließe von seinem Dornenwege. Da er aber unerschütterlich sowohl in seinem Entschluß als in der Nächstenliebe blieb und da nicht ein Stäubchen von Erbitterung noch von Selbstgefälligkeit seine Seele befleckte: so führte die Hand Gottes ihn weiter. Simeon zählte jetzt vierundzwanzig Jahre. Die Welt hatte er gänzlich vergessen; daher wußte er auch durchaus nicht, wohin er sich zu wenden habe, nachdem er das Klostergebiet von Teleda verlassen. Er bat Gott, ihm den Weg zu bereiten und ihn dahin zu führen, wo er seinen Diener haben wolle; und wanderte getrost weiter. So kam er in die

Nähe des Fleckens Telaneſſus (ſyriſch Telneſche) im Gebiete von Antiochien, trat unter einen Baum und betete dort: „Allerheiligſter Gott und Herr! iſt es dir genehm, daß ich in dieſem Orte die vierzigtägige Faſtenzeit zubringe, ſo führe mich zu irgend einem Kloſter und laß den Pförtner zu mir ſprechen: Komm herein.“ Bis zum Abend blieb er im Gebete unter dem Baum, ging dann in den Flecken, fand ein Kloſter und klopfte an die Pforte. Ein freundlicher Knabe, öffnete ſie, ſchaute mit kindlicher Ehrerbietung zu dem ſchönen, würdevollen, einnehmenden Fremdling auf und bat ihn einzutreten. Simeon wünſchte zuvor dem Abte gemeldet zu werden; doch der Knabe ergriff mit liebevoller Haſt ſeine Hand, zog ihn über die Schwelle und lief dann fort. Das Kloſter war faſt ganz verödet; die Mönche hatten ſich anderen Genoſſenſchaften angeſchloſſen und es befand ſich jetzt nur dieſer ſiebenjährige Knabe und ein Greis darin. Letzterer kam ſchnell herbei und nahm Simeon wie einen längſt gekannten theuern Freund auf, bewirthete ihn ehrerbietig und ſtellte das ganze Haus ihm zur Verfügung. Simeon bat ihn um eine abgelegene Zelle, in welcher er die bevorſtehende Quadrageſima recht abgeſchieden verbringen könne und der Greis ließ ſie nach ſeinem Wunſche einrichten. In Telaneſſus befand ſich damals ein Geiſtlicher, der das kirchliche Amt hatte, zu Zeiten in der Provinz umherzureiſen und die Prieſter auf dem Lande, wie auch einzelne Klöſter, die nicht unter einem Abte ſtanden, zu viſitiren, damit jeder möglichen Unordnung ſchleunige Abhülfe werde. Er war ein ausgezeichneter Mann, gebürtig aus Edeſſa, von vornehmem Geſchlecht. Er hieß Baſſus und war ſelbſt der Vorſteher einer Genoſſenſchaft von zweihundert Mönchen, die er nach einer ſehr ſtrengen Regel leitete. Sie durften keine Laſtthiere und keine Mühle haben, kein Geld annehmen, keine Ausgänge für Einkäufe machen, mußten alſo ſich ganz der Vorſehung Gottes überlaſſen. Baſſus beſuchte Simeon und ſeine große neidloſe Seele ward von Bewunderung erfüllt über dieſen Jüngling, der mit ſolchen Rieſenſchritten und ſolcher unbefangenen Einfalt auf

dem Wege der Liebe zum Leiden vorwärts lief. Simeon ſchätzte ſich überaus glücklich, einen ſo erleuchteten Rathgeber hier gefunden zu haben und theilte ihm ſeine Abſicht mit, die vierzigtägige Faſte ununterbrochen dem Gebet, und zwar ohne Speiſe und Trank, eingemauert in der Zelle hinzubringen. „Willſt du dich denn freiwillig der Gefahr ausſetzen, ein großes Verbrechen zu begehen und ein Selbſtmörder zu werden?“ fragte Baſſus mit ſcheinbarer Strenge. „Wohlan, mein Vater,“ entgegnete Simeon demüthig, „laſſe mir zehn Brode und einen Krug mit Waſſer bringen, und ich verſpreche dir, im Falle der Noth davon Gebrauch zu machen.“ Baſſus konnte nichts dagegen einwenden. Er ſegnete den heiligen Jüngling, ließ ihm die Lebensmittel bringen und dann in ſeiner Gegenwart die Thüre vermauern. Der wunderbare Büßer blieb allein mit Gott, wie ſein Heiland in der Wüſte es geweſen war. Baſſus konnte kaum den Ablauf der Faſte erwarten vor Sorge und Theilnahme. Endlich wurde die Thüre eingeſchlagen und er fand Simeon am Boden liegen, körperlich athemlos und ſchwach, geiſtig in höchſter Weiſe lebend; denn kaum hatte er von Baſſus die heilige Communion empfangen, ſo ſtand er auf und verließ die Zelle. Brod und Waſſer waren unberührt geblieben.

Der Prieſter von Telneſche, Daniel, wurde ein großer Freund und Anhänger Simeons. Er war ſelbſt ſehr ascetiſch und verſtand daher den erhabenen Bußgeiſt, der den Jüngling beſeelte. Er ging beſtändig mit ihm um und verſorgte ihn mit Kleidern und mit ſeiner geringen Lebensnothdurft. Simeons Sinn ſtand nach der Wüſte; Daniel, Baſſus und andere Freunde hielten ihn aber für berufen, unmittelbarer auf die Welt zu wirken, als es in der tiefen Einöde möglich iſt, und ſchlugen ihm das einſiedleriſche Leben in einer Mandra vor. Das iſt ein Raum im Freien, der von einer hohen Steinmauer umgeben iſt. Wer ſich darin aufhält, iſt allen Unbilden der Witterung preisgegeben und kann von Außen nicht geſehen werden. Die beiden großen Büßerinnen Cyra und Marana, Simeons Landsmänninnen und Zeitgenoſſen, lebten gemeinſchaft-

lich in einer ſolchen Mandra. Dieſer Vorſchlag war nach Simeons Wunſch. Daniel beſaß auf einem benachbarten Berge ein Grundſtück und gab mit Freuden den Platz her, auf welchem die Mandra eingerichtet wurde; und kein König nahm je froher Beſitz von ſeinem Throne und von den Herrlichkeiten ſeines Reiches, als Simeon von ſeiner Mandra, in welcher nichts als das äußerſte Elend ihn erwartete, jedoch ein Elend, welches durch die Herrlichkeit Gottes wunderbar überſtrahlt werden ſollte. Es war im Jahre 412 und Simeon zählte vierundzwanzig Jahre, als er die Stätte betrat, auf welcher er faſt ein halbes Jahrhundert hindurch als eine geiſtige Sonne, von Oben herab, Lehrer und Wohlthäter der Völker werden ſollte. Die erſten zehn Jahre ſtand er aber noch nicht auf Säulen; allmählich klimmte er die Leiter der äußerſten Abtödtung empor. Er begann damit, zur Faſtenzeit in die Mandra zu gehen, den Eingang durch ſeinen Freund und Beſchützer, den ehrwürdigen Baſſus, vermauern zu laſſen und ſich in gänzlicher Enthaltung von aller leiblichen Nahrung, dabei unbeſchützt gegen Stürme und Nachtfröſte, gegen Regenſtröme und Hagelſchauer, unter freiem Himmel unabläſſigem Gebet hinzugeben. Mit ſeiner einzigen Liebe, mit Gott, vereinigt zu ſein, dahin rang ſich ſeine Seele durch Ueberwältigung jeder irdiſchen Hemmung und Störung, gleichviel ob dieſe aus den Anforderungen oder aus dem Unbehagen der irdiſchen Natur hervorgingen. Kraft ſeiner heiligen Liebe legte er ſich mehr und mehr dieſe irdiſche Natur unter die Füße und zugleich auch alle Angriffe des böſen Feindes, der keine Art von Verſuchung verſchmähte, um den Kämpfer Chriſti von ſeinem Ziele zurück zu ſchleudern. Allein Simeon war ſchon ein Meiſter in der heiligen Wiſſenſchaft des Gebetes: er ließ die Hölle toben und hielt mit ſeinem Willen am Himmel feſt. Am Oſtertag ſtellte ſich wiederum der ehrwürdige Baſſus vor der Mandra ein; jedoch nicht allein, ſondern mit allen Geiſtlichen ſeines Amtsbezirkes und mit vielen Anderen, zu denen ſich denn auch noch alle Einwohner von Telneſche und aus der ganzen Umgegend erwartungsvoll

gesellten. In Gegenwart so vieler Zeugen wurde die Mandra geöffnet und Alle begrüßten Simeon mit unbeschreiblichem Frohlocken. Ein gottseliger Mann, der Maris hieß, war der Ueberzeugung, daß das Gebet dieses großen Büßers Gott sehr wohlgefällig sein müsse, hatte deshalb ein Gefäß voll Oel mitgebracht und bat Simeon demüthig, es zu segnen. Es geschah; und als ob Gott seine Gnade sinnbilden wolle, in solchen Strömen überwallte das Oel die Schaale, alles Volk schöpfte begierig und andächtig, und Maris trug das überfließende Gefäß nach Hause, wo es jahrelang in wunderbarer Weise gefüllt blieb. Vassus speiste Simeon mit dem Brode der Engel, verließ ihn in seiner Mandra mit erhöhter Liebe und Bewunderung und sprach, vom prophetischen Geiste erfüllt, zu dem versammelten Volke: „Durch diesen seligen Jüngling wird der Herr Wunder wirken, wie er sie weder durch seine Propheten, noch seine Apostel gewirkt hat. Die Könige und Großen der Erde werden kommen, ihn zu begrüßen, zu verehren und auf den Knien um seine Fürbitte ihn anzuflehen.“ Und wirklich begannen jetzt auch die wunderbaren Heilungen kranker Leiber und Seelen, welche mehr und mehr Simeons Ruhm durch die ganze Welt verbreiteten. Ein achtzehnjähriges Mädchen aus der Nachbarschaft, gichtbrüchig seit ihrer Kindheit, war die Erste, die bei ihm Heilung fand. Zugleich entzündete er in ihr einen solchen Drang nach der höheren Vollkommenheit, daß ihr Vater, ein reicher Mann, ihr ein Kloster erbauen mußte, worin sie fortan ein gottseliges Leben führte. Theodoret sagt von dem Zudrange zu Simeon, nachdem er verschiedene Völker des Orients genannt hat: „Ja sogar die Völker vom Niedergang der Sonne kamen zu ihm, aus Spanien nämlich und England, und aus Frankreich, das zwischen diesen beiden Ländern liegt. Von Italien braucht nur dies eine angeführt zu werden, daß man sagt, in der weltberühmten Stadt Rom sei der selige Simeon so hoch verehrt, daß man sein Bild in kleiner Form an allen Werkstätten und Laden anbringe, um sich dadurch gleichsam seinem Schutze anzubefehlen.“ In seinem Verlangen nach ungestör-

ter Einsamkeit mit Gott begehrte Simeon, sich diesem Zudrange zu entziehen und deshalb die Thüre der Mandra auf drei Jahre vermauern zu lassen, so daß er für Jedermann unsichtbar und unzugänglich sei. In der Ringmauer blieb nur eine ganz kleine Oeffnung, durch welche ihm die heilige Communion gereicht wurde. Ein Gefäß mit Linsen und einen Krug voll Wasser drang Bassus ihm auf, beredete ihn auch, seine Vermauerung auf achtzehn Monate zu beschränken. Mit großer Demuth folgte Simeon den Rathschlägen seines erfahrenen Freundes und setzte zugleich ein solches Mißtrauen in die Schwäche seiner eigenen Natur, daß er sich den rechten Fuß durch eine eiserne Kette fesseln und diese an einen schweren Stein schmieden ließ. Dadurch war ihm Flucht unmöglich gemacht. Der Chor-Bischof Meletius von Antiochien machte ihm jedoch die Bemerkung, daß ein fester, aus dem Willen Gottes entspringender Vorsatz den Leib auch ohne Kette fesseln könne; da ließ Simeon sie wieder abnehmen und sammelte sich zur Beharrlichkeit in seinem schweren geistigen Kampf. Immer gewaltiger wurden die Prüfungen, die Gott ihm schickte oder zuließ, um ihn im Schmelztiegel zu einem Werkzeuge von reinem Gold zu läutern, das würdig sei, von der Hand Gottes gebraucht zu werden. Dämonische Versuchungen wechselten ab mit himmlischen Offenbarungen; qualvolle Schrecknisse mit überfließenden Tröstungen; trügerische Erscheinungen mit lieblichen Visionen und mit überirdisch belehrenden Gesichten. Durch diesen Wechsel von Qualen und Wonnen, durch diese Boten aus Hölle und Himmel, die gleichsam sein Herz umlagerten und es einzunehmen suchten, wurde Simeon eben so geübt in der geistigen Abtödtung, wie er sich selbst in der leiblichen übte. Nichts dünkte ihn süß oder wünschenswerth oder tröstlich, als Gott zu dienen in der Weise, die Gott wohlgefällig sei; ob das nun sei auf Dornen oder auf Rosen, das war ihm vollkommen gleichgültig. Im Feuer unbegreiflicher Prüfungen wurde er wie ein Gewand von Asbest, das man in die Flammen wirft, um es zu reinigen, und das nicht verbrennt, sondern lauter und ge-

ſchmeidig wird. In ſtillen Nächten oder in früher Morgendämmerung ſahen zuweilen Hirten und Landleute Engel, die ein Kreuz trugen, auf der Ringmauer der Mandra ſtehen, oder hörten feierliche Lieder, wie Chorgeſang, von überirdiſchen Stimmen geſungen. Tiefe Ehrfurcht zog einen geweihten Kreis um die Mandra; dennoch wagten einſt drei wilde rohe Geſellen, einen Angriff auf Simeon zu machen und um Mitternacht die Mauer zu überſteigen. Mit Schwert und Lanze ſtürmten ſie auf den heiligen Beter ein; doch urplötzlich lähmte ſie eine geheimnißvolle Gewalt und unbeweglich blieben ſie auf einer und derſelben Stelle ſtehen. Da ſtanden und ſtanden ſie bis zum anderen Abend; denn nun erſt kam Simeon aus ſeiner Gebetsentzückung zu ſich, wurde ihrer anſichtig und fragte, wer ſie wären und was ſie wollten. Der Eine fand nun Kraft, um zu ſagen, ſie wären Räuber und hätten ihn tödten wollen: „Gehet in Frieden," ſprach Simeon, „und thut künftig keinem Menſchen mehr etwas Böſes an, damit euch nicht Schlimmeres widerfahre." So verſtrichen die achtzehn Monate von Simeons gänzlicher Abgeſchloſſenheit, und zum dritten Mal kam ſein gottſeliger Freund Baſſus in Begleitung einer unzähligen Volksmenge, um die Vermauerung zu beſeitigen. Die allgemeine Bewunderung und Freude, Simeon geſund und lebendig zu finden, ging in andächtiges Erſtaunen vor der Gnade Gottes über, als Baſſus das Gefäß mit Linſen öffnete und es ganz unberührt fand. Das Volk begehrte davon, und Prieſter und Diakonen theilten während ſechs Stunden von dem geſegneten Vorrath aus. Obgleich Simeon nun wieder den Menſchen zugänglich war und ihren Nöthen mit ſeinem Gebete, ihren Sünden und Laſtern mit ſeinen Ermahnungen zu Hülfe kam: ſo blieb ſeine Seele doch ungeſtört in der Vereinigung mit Gott und deshalb trat ihm auch die Beſtimmung, welche Gott ihm gegeben hatte, klar und immer klarer vor die Seele: ein Bußprediger ſollte er ſein durch Wort und durch Beiſpiel; die unermeßliche Erbarmung, Gnade und Liebe Gottes ſollte er durch ſeine Lehren, ſeine Wunder, ſein ganzes Leben verkün-

digen und zugleich die weltüberwindende und versöhnende Macht der Buße, wenn sie aus heiliger Liebe zum Leiden entspringt und als ein Bächlein in das Meer der Sühne am Kreuze sich ergießt, sollte er an sich selbst zeigen. Bei einem so demüthigen, so entsagenden, so abgetödteten, so durch und durch geistig Armen ist nicht wohl eine selbstquälerische Laune vorauszusetzen, die ihn siebenundvierzig Jahre in seine Mandra gesperrt hätte. Er quälte weder sich selbst noch Andere. Er war, wie alle heiligen Freunde Gottes vor ihm und nach ihm, lieblichen Gemüthes, freundlich und theilnehmend; aber freilich, zum Wegweiser auf seinem Pfade konnte er die Welt nicht brauchen; und welcher Heilige konnte das je? Gerade weil er jetzt in häufigere Berührung mit den Menschen kam, nahm sein Bußeifer zu. Immer strenger wurde sein Fasten, immer glühender sein Gebet, immer gewaltiger seine Abtödtung. Er begann, um mehr und mehr das Fleisch zu überwinden, die Uebung des Stehens in der Art, daß er auf der Stelle in der Mandra, wo er zu beten pflegte, Tage und Nächte hindurch stehend im Gebete ausharrte. Jetzt wurde der Zudrang der Menschen massenhaft. War auch Mancher aus Neugier gekommen, mit Andacht und Ehrfurcht ging er fort, und bald begehrte ein Jeder von diesem wunderbaren Diener Gottes Worte des Heiles zu vernehmen oder Gnaden zu erbitten. Kranke, Gelähmte und andere Leidende ließen sich, trotz der größten Beschwerden, aus weiter Ferne zu ihm bringen und baten um Gesundheit; Unterdrückte und Mißhandelte kamen und baten um Schutz; Arme und Elende um Abhülfe ihrer Noth. Liebreich und geduldig hörte Simeon all' diese Anliegen und Klagen an; tröstete Alle, ermahnte Alle, betete für Alle; wirkte durch die Kraft Gottes zahllose Heilungen von Krankheit und Gebrechen, zahllose Bekehrungen armer Sünder, zuweilen auch Bestrafung der Verstockten, und entließ Niemand, ohne an ihm in irgend einer Weise bethätigt zu haben, daß der Geist Gottes ihn zu seinem Werkzeuge erkoren habe. Simon kannte daher auch keine Bevorzugungen und machte keinen Unter-

schied zwischen vornehm und gering, zwischen hoch und niedrig. Eine glänzende Vision hatte ihm aufgetragen, für alle Arme zu sorgen, weil jeder Betrübte und Bedrängte ein Armer sei und jeder Entbehrende ein Bettler, nur daß die Einen um den göttlichen Segen für himmlische Dinge und die Anderen für irdische bettelten. Deshalb müsse Simeon für die Könige bitten um Weisheit und Demuth; für die Richter um Gerechtigkeitssinn und Achtung vor den Gesetzen; für die Reichen um Nächstenliebe; für die Armen um Genügsamkeit; für die Priester um Selbstverläugnung, für die Mönche um Opferfreudigkeit; für Alle um einen unerschütterlichen Glauben an die göttlichen Lehren des Christenthums. Deshalb dürfe Simeon auch nicht die Gewaltigen der Welt scheuen, wenn sie die Kleinen mißhandelten, sondern als ein Beschützer der Wittwen und Waisen, der Geringen und Dürftigen solle er deren Recht vertreten und fordern, wo es unterdrückt und gekränkt werde.

In diesem für den natürlichen Menschen so unerhört beschwerlichen und unerträglich qualvollen Leben fand Simeon nichts lästig, als die Ehrenbezeugungen, mit denen man ihn überhäufte und das Menschengewimmel, das ihn umwogte. Er fürchtete sich vor der allgemeinen menschlichen Schwäche der Eitelkeit, und vor Zerstreutheit des Gemüthes, die aus der Vereinigung mit Gott reißt. Aber Gott, nach welchem Simeon so feurig und aufrichtig verlangte, behütete ihn vor diesen Klippen und gab ihm neue Gnaden, d. h. neue Mittel der Abtödtung. Zu Anfang des Jahres 423 begann Simeon seine an sich schon unerhörte Bußübung des immerwährenden Stehens dadurch zu erhöhen, daß er auf Säulen stieg. Innerhalb der Mandra befand sich ein Stein, der drei Ellen hoch war; auf demselben erblickte Simeon in einer Gebetsentzückung einen herrlichen Mann in kriegerischer Rüstung, mit verklärtem Antlitz, der die Hände faltete, tief sich beugte, dann sich wieder aufrichtete, und nachdem er diese Verneigungen eine Zeitlang fortgesetzt hatte, Blick und Hände gen Himmel hob. Dazwischen schaute er fest und eindringlich Simeon an. Drei Nächte hindurch verharrte die herrliche Erscheinung

vom Abend bis zum Morgen abwechselnd in jenen beiden Gebetsweisen; dann verschwand sie, und Simeon fühlte sich dadurch so bestimmt aufgefordert und so innig ermuthigt, daß er jetzt auf den Stein stieg und jene Uebung begann. Da erfüllte namenlose Süßigkeit seine Seele, denn jetzt wurde ihm klar, wo Gott ihn haben wolle. Drei Monate stand er auf diesem Stein und dann bestieg er Säulen. Während der ersten sieben Jahre stand er auf Säulen von eilf, von siebenzehn und von zweiundzwanzig Ellen Höhe; und endlich ließ er die berühmte Säule von vierzig Ellen errichten, auf der er dreißig Jahre stand, dreißig Jahre wie einen Tag verlebte, und endlich sein Leben auf ihr beschloß. Der Durchmesser dieser Säule betrug drei Fuß; der Raum, auf welchem oben der Heilige stand, war eine Elle breit, mit einem Geländer umgeben und ohne Dach. Wer mit Simeon sprechen wollte, der Priester, der ihm die heilige Communion reichte, seine Schüler, welche ihm Einmal in der Woche ein spärliches grobes Linsengericht und zuweilen ein Kleidungsstück brachten, überhaupt in seiner Nähe dienstbereit sich aufhielten: Alle mußten der Leiter sich bedienen. Seine Kleidung war das Mönchsgewand, eine lange Tunika von grobem Wollenstoff, mit einem Gürtel um den Leib und eine Kapuzze zur Kopfbedeckung; dazu für den rauhen Winter ein kleiner Mantel aus Thierfellen. Seine unbeschreiblich magere Gestalt war höchst geschmeidig und von nerviger Kraft; sein Antlitz schön und anmuthig, immer strahlend von innerer Heiligkeit, zuweilen verklärt in der Extase des Gebetes, und in späteren Jahren ehrfurchtgebietend durch seinen langen grauen Bart. So stand er wie schwebend zwischen Himmel und Erde auf seiner Säule und übte dort unablässig dasjenige Geschäft, für welches die Welt zwischen ihren Millionen von Geschäften nie Zeit hat: das Gebet. Die Engel sind in ewige Anbetung versenkt. Simeons Liebe zu Gott eiferte den Engeln nach und machte ihn den Engeln ähnlich; darum übte er das ewige Gebet. Dagegen sträubt sich die schwere irdische Natur — nicht nur gegen diese Uebung selbst, sondern sogar gegen den Glauben, daß

sie möglich sei; hält sie auch wohl für übertrieben. Aber die Asceſe bricht eben die Uebermacht der irdiſchen Natur, befreit die höheren Kräfte von deren Druck, löſt die Feſſeln, mit denen die Seele tauſendfach in die Leiblichkeit hinein geſchlungen iſt, und ermöglicht ihr durch die Befreiung aus dem verwirrten Vielerlei die Erhebung zur Einheit — zu Gott, die Vereinigung mit ihm, die Ruhe in ihm — dem Einen. Das Verlangen und Streben nach dieſer Erhebung der Seele iſt das Weſentliche des Gebetes; darin liegt nichts Unglaubliches und nichts Unmögliches. Und was die Uebertreibung betrifft, ſo iſt die Uebertreibung der Vernachläſſigung des Gebetes von vielen, vielen Tauſenden in ihrer Art gewiß weit unglaublicher. Millionen denken nicht daran, Gott die Ehre zu geben, die ihm gebührt: und Niemand wundert ſich. Einer denkt daran, Tag und Nacht, und nur daran: und die ganze Welt ſtaunt. Dies Staunen, welches die Abirrung des Menſchen von ſeinem übernatürlichen Ziel ſo klar und ſo traurig ausſpricht, trieb eben eine beſtändige Völkerwanderung zu jener Säule hin, auf der Simeon ſtand und ſeine Miſſion vollzog. Die ganze Nacht und am Tage bis drei Uhr Nachmittags trug er ſeine eigenen Anliegen und die ſeiner Brüder, d. h. aller Menſchen, mit demüthigem und inbrünſtigem Flehen vor Gott, pries die Fülle ſeiner Herrlichkeit und das Uebermaß ſeiner Liebe, und klagte über die Kälte und Treuloſigkeit des wandelbaren Menſchenherzens. Dann hielt er täglich zwei Predigten oder belehrende Reden an das Volk, immer ergreifend, feurig, liebevoll, wie der heilige Geiſt ſie ihm eingab. Die Aufforderung, vom Irdiſchen ſich loszureißen, die Welt zu verachten, das Himmelreich zu erſtürmen, nichts zu fürchten, als die Strafen der Hölle, nichts ſchwer zu finden, als in der Ewigkeit fern vom Anſchauen Gottes zu ſein: dies bildete meiſtens den Inhalt ſeiner Anreden. Doch wechſelten ſie auch ab mit glühenden Ermahnungen feſt im katholiſchen Glauben, in Anhänglichkeit an die ächte überlieferte Lehre, in Unterwürfigkeit gegen die Biſchöfe und Prieſter zu ſein, und Götzendienſt, Häreſie und Judenthum zu

verlassen. Außer diesen zwei allgemeinen Anreden sprach er dann höchst leutselig und bereitwillig mit jedem Einzelnen, der von ihm Rath, Trost, Entscheidung, Urtheil, Fürbitte, oder was sonst sein Anliegen war, begehrte. Doch nur bis Sonnenuntergang. Mit dem Eintritte der Nacht legte er die Weltgeschäfte bei Seite, entließ die Menge oder ließ sich wenigstens nicht länger abhalten, in die tiefe Stille und Einsamkeit des Gebetes sich zu versenken, um daraus Licht und Kraft zu schöpfen. Er hatte die Gewohnheit angenommen, zeitweise seine Anbetung durch tiefe Verbeugungen auszudrücken, bei denen er sich dermaßen neigte, daß seine Stirn sich seinen Füßen näherte. Ein Begleiter Theodoret's zählte einst 1244 solcher Adorationen hintereinander, verirrte sich dann in den Zahlen und hörte auf. An Sonn- und Festtagen stand Simeon aber immer vierundzwanzig Stunden aufrecht, mit zum Himmel erhobenen Händen. In der ersten Zeit seines Säulenstehens ließ er oben auf ihrer Spitze einen Pfahl befestigen und sich mit Stricken an denselben binden, damit er nicht von der Müdigkeit übermannt werde und etwa über das Geländer herabstürze; denn zum Liegen oder Sitzen war innerhalb desselben kein Platz. Er mußte sich also an das Stehen gewöhnen, und es gelang ihm so vollkommen, daß er später freistehend, etwa nur an das Geländer sich lehnend, aus einem leisen flüchtigen Schlummer so viel Ruhe schöpfen konnte, als seine in's Ueberirdische hinein gezogene Natur noch bedurfte. Was seine heldenmüthige Geduld und Beharrlichkeit noch bewundernswürdiger macht, sind die entsetzlichen körperlichen Leiden, welche dies Stehen, dies Fasten, dies Wachen, dieser Mangel an Obdach ihm zuzogen. Seine Fußsohlen rissen auf, sein Rückgrat litt, Geschwüre bildeten sich an seinen Füßen; dreimal erblindete er. Welche Peinen er ausstand, wußten aber nur diejenigen seiner Schüler, welche ihn bedienten, und auch sie nur unvollkommen, denn Simeon klagte nie. Seine Erblindungen mußten sie freilich bemerken, aber kein Fremder erfuhr etwas davon, denn er hatte ihnen streng verboten, etwas darüber zu sprechen. „Gott weiß es ja," sagte Si-

meon, „und das genügt mir; denn ihm allein diene ich, für ihn allein leide ich und er allein kann mir helfen.“ Menſchen waren für ihn um Gottes Willen geliebte Brüder, denen er ſich nach Kräften nützlich erweiſen müſſe; aber ihr Mitleid, ihr Lob, ihre Bewunderung begehrte er nicht. Darum lehnte er ruhig jede Ehre von ſich ab. Er pflegte zu den Kranken, die er geſund entließ, zu ſagen: „Wenn man euch fragt, wer euch geheilt hat, ſo ſprechet: Gott. Mich aber dürft ihr nie nennen! Thätet ihr das, ſo liefet ihr Gefahr, Gott ſchwer zu beleidigen und von ihm geſtraft zu werden. Sein iſt die Macht und die Gnade; darum ſei auch die Ehre ſein.“ Ein Prieſter erſchien einſt vor der Säule und rief, hingeriſſen von Bewunderung, zu Simeon hinauf: „Wer biſt du, wunderbares Weſen! biſt du ein Geiſt? biſt du ein Engel? kannſt du ein Menſch ſein?“ Die Umſtehenden hörten mit einigem Unwillen dieſe Fragen; Simeon bat aber demüthig den Prieſter, die Leiter zu erſteigen, und dann zeigte er ihm ſeine Hände und Füße und das böſe Geſchwür, ließ ihn die Hand auf ſeine athmende Bruſt legen, erzählte ihm, was und wann er zu eſſen pflege, und ſprach von dieſen außerordentlichen Dingen ſo gleichgültig, als ob ſie die alltäglichſten von der Welt wären. Der Geiſtliche überzeugte ſich, daß Simeon ein Menſch ſei, und verließ ihn viel erſtaunter über ſolche Demuth und Abtödtung, als er über den Anblick eines Engels geweſen wäre. Doch erregte Simeons Lebensweiſe Anfangs Mißbilligung und Tadel von Seiten Solcher, die nicht wußten, aus welchem Geiſt er handle, und die ſich durch körperliche Strengheiten und durch Wunderzeichen nicht blindlings einnehmen ließen. Die geiſtlichen Söhne und Jünger eines Ammon, eines Macarius, die Einſiedler von Nitria, welche ſich gründlich auf die heilige Asceſe an Leib und Geiſt verſtanden, ſchickten deshalb einen Boten zu Simeon, um ihn in der Tugend zu prüfen, die der Probirſtein aller übrigen und überhaupt des Chriſtenthums und chriſtlichen Sinnes iſt: im Gehorſam. Im Namen dieſer ehrwürdigen Väter der Wüſte ſprach der Abgeſandte deren Tadel einer

ſo befremdlichen Lebensweiſe gegen Simeon aus und gebot ihm, die Säule zu verlaſſen und ſich künftig nach den herkömmlichen überlieferten Regeln, ſei es als Einſiedler oder als Mönch, zu richten. Kaum hatte der Bote ſeinen Auftrag gemeldet, ſo ſchickte ſich Simeon an, ſeine geliebte Säule zu verlaſſen, obgleich er feſt glaubte, die Hand Gottes habe ihn dahin geſtellt; denn das eigene Urtheil kann auch den erhabenſten und edelſten Geiſt täuſchen und irre führen; der Gehorſam nie! im Gehorſam iſt immer ein Etwas vom Geiſte Desjenigen, „der gehorſam war bis zum Tode am Kreuze.“ Kaum wurde der Bote aus der Wüſte Simeons Bereitwilligkeit gewahr, ſo rief er ihm zu, gemäß ſeiner Vorſchrift: „Halt' ein und bleibe nur auf deiner Säule! Gott führt dich! Harre aus bis zum Ende.“ Hätte Simeon ſich geweigert, ſo würde man ihn mit Gewalt von der Säule entfernt haben. Auch Mönche von Tabenna verdammten Anfangs ſeine Lebensart als eine durch Neuheit und Uebertreibung höchſt anſtößige, und ließen ihm ſagen, ſie könnten in keiner Gemeinſchaft mit ihm ſtehen. Aber ihre Abgeſandten lernten an Ort und Stelle Simeons Tugenden und erhabenes Leben beſſer kennen, und ſtatteten nach ihrer Heimkehr einen ſo günſtigen Bericht ab, der allmählich von allen Seiten bekräftigt wurde, daß bald eine zweite Geſandtſchaft vor dieſer Säule erſchien, um die freudige Ehrfurcht und Bewunderung der Mönche auszuſprechen. Ueberhaupt fielen Scenen der eigenthümlichſten Art um dieſe Säule vor, von denen Theodoret als Augenzeuge einige erzählt:

„Ein Volksſtamm aus einem barbariſchen, unbekannten Lande erſchien vor Simeon, und der Häuptling bat für ſich und ſeine Horde um den Segen des Heiligen. Nun traf es ſich, daß ein anderer Stamm, der mit jenem in Feindſchaft lag, wie das bei den orientaliſchen Völkern oft der Fall iſt, eben in derſelben Abſicht zu Simeon gezogen war. Deſſen Häuptling erhob nun eine heftige Anklage gegen die neuen Ankömmlinge und beſchwor Simeon, ihnen ja nicht ſeinen Segen zu geben, und ganz beſonders nicht dem Anführer, der ein ſehr böſer und unwürdiger Menſch ſei. Der Angeklagte

hub aber eben so heftig an sich zu vertheidigen und seinen Ankläger zu beschuldigen; beide Horden nahmen Partei für ihre Häuptlinge und der Streit wurde so grimmig, daß er geradezu in einen Kampf überging. Ich war gerade zugegen, suchte die Parteien zu besänftigen und versicherte, Simeon werde dem einen Stamme wie dem anderen die Benediction ertheilen; aber dies eben wollten die Einen den Anderen nicht gönnen, weil sie behaupteten, der Häuptling sei ein Unwürdiger. Endlich mußte Simeon alles Ernstes die Streitenden bedrohen, um nur den Aufstand zu stillen. Und ich habe dies anführen wollen als ein merkwürdiges Beispiel von dem Vertrauen, das diese Barbaren auf Simeons Benediction setzten, da sie deren segnende Kraft durchaus nicht ihren Feinden gönnen wollten."

„Ein anderes Mal," erzählt Theodoret, „gerieth ich an diesem Orte fast in Todesgefahr. Ich sagte schon, daß sich Perser und andere Völker aus dem tiefen Asien zu Simeon begaben und ergriffen von seinen Predigten und Ermahnungen zum Glauben sich bekehrten und sich taufen ließen. Die Söhne Ismaels" (Araber, wahrscheinlich Beduinen, die als wandernde Stämme umherziehen), „kamen aber zuweilen in Schaaren von zwei-, dreihundert, ja von tausend Mann, legten ihre Irrthümer ab, zertrümmerten die Götzenbilder, die sie mit sich führten, ließen sich von Simeon in den Grundlehren des Christenthums unterrichten und verlangten dann die heilige Taufe. Simeon, der eine große Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande hatte, ermahnte einst einen solchen neubekehrten Stamm, sich meine Anwesenheit zu Nutzen zu machen und mich um meinen priesterlichen Segen zu bitten. Die guten Leute thaten es sogleich und zwar mit dem zwiefachen Feuer ihres frischen Glaubenseifers und ihrer natürlichen Wildheit. Sie stürmten auf mich ein; die Nächsten hielten mich fest, am Mantel die Einen, an Bart und Händen die Anderen; die Entfernteren streckten die Arme nach mir aus; die ganz Fernen aber drängten sich so ungestüm und von allen Seiten in das Menschengewirr hinein, daß ich, in dem furchtbaren Getümmel hin und her gezerrt, Gefahr lief erdrückt zu werden.

Simeon mußte mit großer Mühe Stille gebieten und Ruhe schaffen, um mich vor dem frommen Zudrange zu schützen."

„Von einem sehr berühmt gewordenen Wunderzeichen des heiligen Mannes war ich selbst Augenzeuge," berichtet Theodoret weiter. „Ein sarazenischer Fürst bat Simeon, einem Manne seines Gefolges, der von einer Lähmung aller Glieder befallen war, die Gesundheit zu erflehen. Simeon fragte den Kranken, ob er dem Unglauben entsagen wolle? und dieser erklärte sich dazu bereit. Also glaubst du an den dreieinigen Gott, den Vater, und den eingeborenen Sohn, und den heiligen Geist? fragte Simeon. Ich glaube, antwortete der Kranke. Wohlan! sprach Simeon, wenn du glaubst, so stehe auf, nimm deinen Fürsten auf deine Schultern und trage ihn in sein Zelt. Und der Gelähmte stand gesund und kräftig auf und that wie Simeon ihn geheißen hatte. Alle Anwesenden brachen aus in Lob und Preis der Allmacht Gottes. Simeon hat aber durch diese wunderbare Heilung dasselbe gethan, was unser Herr und Heiland that, als er den Gichtbrüchigen aufstehen und sein Bett forttragen hieß. Da Er selbst gesagt hat: Wer an mich glaubt, wird die Werke thun, die ich thue; und er wird größere als diese thun; so können wir nicht staunen, wenn Er seine Zusage erfüllt. Und Er hat es gethan von Anfang an! Nie hat Er durch seinen Schatten ein Wunder gewirkt. Der Schatten des Petrus hingegen besiegte Krankheit, Gebrechlichkeit und böse Geister (Apostelgesch. 5, 15.), weil es dem Herrn und Heiland so gefiel. Und kraft Seines Namens und Seines Auftrages wirkte auch Simeon seine unzähligen Wunder."

Das Volk vom Libanon schickte eine Botschaft an Simeon mit der Klage, daß die Raubthiere ihnen das Leben in ihren Bergen fast unmöglich machten. Sie vermehrten sich zu großen Heerden, drangen in die Ortschaften ein, raubten nicht nur alles Vieh, sondern auch kleine Kinder, fielen sogar Erwachsene an. Niemand getraute sich allein in die Berge zu gehen und das Feld zu bearbeiten, und sogar wenn Viele beisammen waren, ließen sich die wilden Bestien schwer ver-

ſcheuchen und immer nur auf kurze Zeit. Simeon antwortete auf ihre Klagen: „Euch gibt Gott, was ihr verdient. Ihr habt ihn und ſeine Erbarmung verlaſſen, um euch den Götzen zuzuwenden, die euch nicht wohl und nicht wehe thun können. Da gibt euch Gott den reißenden Thieren preis. Ruft nun eure Götzen an und ſehet, ob ſie euch helfen können.“ Die Abgeordneten bekannten, alle Opfer und Anrufungen hätten ſich gänzlich unwirkſam erwieſen; und mit lautem Jammergeſchrei warfen ſie ſich vor der Säule nieder und flehten um Simeons Fürbitte. Es war viel Volk zum Gebete verſammelt; Alle unterſtützten das Flehen der Abgeordneten und Simeon ſprach: „Nun wohlan! wenn ihr eure Augen aufthun wollt für die Erbarmungen Gottes, deſſen größte Barmherzigkeit euch zum wahren Glauben bekehrt ſehen möchte; wenn ihr den feſten Vorſatz faßt, euch in der chriſtlichen Heilslehre unterrichten zu laſſen und die Taufe zu empfangen: ſo will ich Gott bitten, daß er ſeine Geißel von euch nehme und ſein Angeſicht über euch leuchten laſſe.“ Sie antworteten einſtimmig: „Bitteſt du für uns um Befreiung von dieſer Drangſal und weicht die Geißel des Zornes von uns, ſo verſprechen wir deiner Heiligkeit, den Götzen zu entſagen und Chriſten zu werden.“ Tiefgerührt von der namenloſen Barmherzigkeit Gottes, welche ſich der wilden Beſtien bediente, um die armen Unwiſſenden von ihrem Irrthume zu bekehren, ſprach Simeon: „Stellt im Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti an allen Grenzen eures Gebietes Steine auf, bittet chriſtliche Prieſter, die in eurer Umgegend ſich aufhalten, jeden Stein mit dem heiligen Kreuze zu bezeichnen, wachet neben denſelben drei Tage und Nächte, und ich hoffe auf den Herrn Jeſus, daß die Beſtien fortan keinem Menſchen ſchaden werden.“ Voll freudiger Zuverſicht kehrten die Abgeordneten in den Libanon zurück, befolgten Simeons Anweiſung und es zeigte ſich ſogleich, daß ſein Mund den Willen Gottes kund gethan habe; die Raubthiere rotteten ſich zuſammen unter furchtbarem Gebeul und verließen das Gebiet. Frohlockend kamen die Einwohner der Ortſchaften nacheinander zu Simeon,

Männer, Weiber, Kinder, verkündigten die Befreiung von der Landplage, verlangten Unterricht und Taufe, blieben noch eine Weile bei Simeon und zogen dann, Loblieder singend für die zwiefache Gnade, die ihnen das Leben der Zeit und der Ewigkeit friedlich machte, in die Heimath zurück. Solche Bekehrte wurden dann selbst Glaubensboten für Nachbarvölker und vom Libanon drang der Ruf des heil. Simeon bis in's Yemen (das glückliche Arabien), wo sich kranke Ungläubige aufmachten, um bei dem Diener Gottes Gesundheit und den wahren Glauben zu finden.

Für die Christen in Persien war sein Gebet in weiter Ferne ein wirksamer Schutz. Das Christenthum hatte sich früh und stark in Persien ausgebreitet und hatte in das Heer der Martyrer eine bedeutende Schaar geliefert. Die Acten der persischen Martyrer zeichnen sich durch ein Uebermaß der Grausamkeit aus; die orientalische Phantasie ist unerschöpflich in Erfindungen so gräßlicher Art, daß man vor dem Gedanken schaudert: dies konnten Menschen an Menschen verüben. Dennoch wurde das Christenthum nicht ausgerottet. Da aber die Könige von Persien unbekehrt und der Anbetung des Feuers treu blieben, so waren die Christen nie sicher vor Bedrängniß und Verfolgung. Die Magier, welche als Priester des Feuerdienstes und zugleich als Weise und Zauberer von den Persern verehrt wurden, versuchten immer von Neuem, das Christenthum wo möglich auszurotten; und diesen Versuch erneuerte denn auch das Oberhaupt der Magier zu einer Zeit, da Simeons Name, als ein wunderthätiger Beschützer der Bedrängten, auch in Persien bekannt geworden war. König Jezdegerd gab dem Obermagier die Vollmacht, gegen seine christlichen Unterthanen zu wüthen und kein Mittel unversucht zu lassen, um sie zum Abfalle zu bringen. Die Geißel, die Folter, das Schwert mißhandelten und würgten die Lämmer Christi. In einem gräßlichen Kerker lagen dreihundertundfünfzig Gläubige in Fesseln, Männer und Frauen, Priester und Laien. Der Hunger sollte ihr Gewissen mürbe machen und sie zum Abfalle zwingen. Aber sie zogen alle Qualen

dieſes entſetzlichen Todes einer Todſünde vor und blieben unerſchütterlich. Zehn Tage hatten ſie nun ſchon Hungersnoth gelitten; da gab der heilige Geiſt den ſtandhaften Bekennern ein, ſich in Vereinigung mit Simeons Gebet an Gottes Barmherzigkeit zu wenden, und als ſie bis Mitternacht ſo demüthig und vertrauungsvoll und kindlich gefleht hatten, da erfreute ſie eine liebliche und troſtreiche Erſcheinung: Simeon ſtand in ihrer Mitte, umſtrahlt von Licht, in weißem Gewande, mit leuchtendem Antlitz, ermuthigte ſie und verhieß ihnen das Ende ihrer Leiden. Der Calvarienberg ragte ja überall in ſein Leben hinein; warum nicht auch der Thabor? Und nachdem er ſie mit ſo großer Wonne erfüllt hatte, daß ſie ihres Kerkers und ihrer Nöthen gänzlich vergaßen, erſchien er ihrem Verfolger, dem Oberhaupte der Magier, zürnend, drohend, ſtrafeverheißend, und erfüllte ihn mit einem ſo übernatürlichen Entſetzen, daß derſelbe einem ſo gewaltigen Beſchirmer der Chriſten ſich nicht zu widerſetzen wagte, ſondern den König Jezdegerd um Einſtellung der Verfolgung beſchwor. Als der König die Veranlaſſung zu einer ſo befremdenden Bitte erfuhr, ließ er ſogleich alle Chriſten auf ehrenvolle Weiſe in Freiheit ſetzen und ihre Gotteshäuſer ihnen wieder übergeben; denn er fürchtete ſich vor irgend einem göttlichen Strafgerichte, wie es jenen Magier ereilte. Die Erſcheinung hatte zu dieſem geſprochen: „Da du das Feuer anbeteſt, wird das Feuer dich verbrennen; und dann ſiehe, ob es dir Hülfe bringt.“ Von wüthenden Schmerzen befallen, die ihm die Eingeweide verbrannten, ſtarb er eines qualvollen Todes. Die durch ganz Perſien zerſtreuten Biſchöfe waren nicht wenig über den plötzlichen Stillſtand der Verfolgung verwundert, zogen Erkundigungen darüber ein, vernahmen die übernatürlichen Vorfälle, verfaßten einen ſchriftlichen Bericht derſelben und ſchickten ihn durch eine Geſandtſchaft von drei Prieſtern an Simeon. Dieſe blieben einige Wochen bei ihm und laſen wiederholt den Anweſenden den Bericht vor. Nicht umſonſt ſtand Simeon unter freiem Himmel auf ſeiner Säule! ſein

Leben und Wirken sollte öffentlich beglaubigt werden und Augen- und Ohrenzeugen zu Hunderten, zu Tausenden zählen.

Ob es dieser oder ein anderer König von Persien war, wird nicht gesagt; aber ein König dieses Landes schickte an Simeon durch einen Gesandten die Bitte, der Heilige möge doch für seinen Sohn beten, der bereits seit fünfzehn Jahren an einer Lähmung des ganzen Körpers litt. Zwei kostbare Teppiche sollten der Bitte Eingang verschaffen. Freundlich wies Simeon das Ehrengeschenk ab und sagte: „Im Namen unsers Herrn Jesu Christi zieh' in Frieden heim, nimm die Teppiche wieder mit, bedecke den Kranken damit und sprich dazu: Der arme Sünder Simeon gebietet dir im Namen Jesu Christi aufzustehen." Der Abgesandte that, wie ihm geheißen war. Der Königssohn genas auf der Stelle, und war so ergriffen von der Gnade und Allmacht Gottes, daß er das Christenthum annahm, mit seiner Mutter und Schwester die Taufe empfing und dann vor der Säule seines heiligen Wohlthäters erschien, um sich dessen Segen zu holen.

Nicht blos ein Missionär für die Ungläubigen war Simeon, sondern auch ein Bußprediger für die Gläubigen; und hatte seine Säule ihm bei seinen täglichen Ermahnungen als Kanzel gedient, so mußte sie dann auch wieder ein Richterstuhl und die Mandra ein Gerichtshof sein. In wie seltenem Grade er durchdringend und nachhaltig den Geist des Evangeliums zu wecken verstand, bezeugt ein Schreiben, welches die Gemeinde von Phanir in Cölesyrien, mit ihrem Klerus an der Spitze, ihm übersendete. Man sieht daraus, in welcher Verehrung er stand, wie segensreich er wirkte und wohin sein Streben ging. Ob er der Gemeinde die Verpflichtung zu einem wahrhaft christlichen Leben in seinen mündlichen Vorträgen oder schriftlich an's Herz gelegt hat, wird nicht gesagt und ist gleichgültig. Zuerst einige Begrüßungen aus diesem Briefe der Gemeinde von Phanir, deren Priester Cosmas Simeons Freund und Lebensbeschreiber wurde:

„An unseren Vater und Herrn, den gläubigen, den aus-

erwählten, der da würdig ist des Grußes vom Himmel; an den Verherrlicher der Kirche Christi, den Prediger des Lebens, der da steht zwischen Gott und seinen Geschöpfen; an ihn, der die drei erhabensten Tugenden, Liebe, Hoffnung und Glaube übt, welche sein Meister, der Apostel Paulus ihn gelehrt hat, der seinen Herrn in Wahrheit liebt und seinem Gott in Gerechtigkeit dient, der seinen Schöpfer durch Tugendwerke erfreut und die Gebote seines Erlösers erfüllt; an ihn, der die vergänglichen und hinfälligen Dinge verachtet, gläubig ist wie Abraham, sanftmüthig wie Moyses, heilig wie Josua, eifrig wie Elias, wunderthätig wie Elisäus, siegreich wie Job; an den Herrn Simeon, der durch Namen und Werke übereinstimmt mit Simon Petrus, dem Grunde der Kirche Christi — Cosmas, der Priester der Ortschaft Phanir, sammt den Diakonen und Lectoren und der ganzen kirchlichen Gemeinde, viele Grüße." Dann heißt es weiter: „Hinsichtlich des Gebotes der Gottesfurcht, welches von deiner Hoheit unserer Wenigkeit ist vorgestellt worden, schreiben wir dir, o Vater, in vollkommener Liebe. Und zwar über den Freitag*) und Sonntag: daß diese Tage unentheiligt und feierlich gehalten werden sollen; über das Maß: daß wir kein doppeltes machen, sondern nur ein Maß der Redlichkeit und ein Gewicht der Gerechtigkeit haben wollen; über die Grenzen der Ländereien: daß Niemand sie ändere, und über den Lohn: daß Niemand ihn dem Arbeiter vorenthalten wolle; über den Zins: daß er zur Hälfte ermäßigt, und über die Schuldscheine: daß die bezahlten zurückgegeben werden sollen; über das gerechte Gericht: daß wir zwischen Großen und Geringen recht richten, kein Ansehen der Person gelten lassen und kein bestechendes Geschenk annehmen wollen. Ferner wollen wir einander nicht verleumden, nicht Gemeinschaft mit Räubern und Zauberern haben; wohl aber Missethäter und Uebertreter des Gesetzes bestrafen und fleißig betend unser Seelenheil in der Kirche bewir-

*) In der alten Kirche hielten viele fromme Christen den Freitag, zu Ehren des bitteren Leidens, als Feiertag heilig.

ken. Niemand ſoll ſich erfrechen, dieſe Geſetze zu übertreten, Gewaltthat zu begehen, Ungerechtigkeit zu üben, den Richter zu beſtechen, Wittwen, Waiſen und Arme zu unterdrücken, oder ein Weib zu rauben. Was du uns geboten haſt und was wir angenommen haben, das wollen wir nun auch in Wahrheit gewiſſenhaft beobachten, und wir freuen uns dazu. Wir ſchwören bei Gott und ſeinem Chriſtus und bei ſeinem lebendigen und heiligen Geiſt, und bei dem Siege unſerer Herren, der Kaiſer, daß wir Jeden, der ſich erfrecht, dieſe Vorſchriften zu übertreten, nach deinem Wort, o Herr, und auch aus eigenem Antriebe ſtrafen und aus unſerer Mitte entfernen wollen. Nicht ſoll ſein Opfer in der Kirche mehr angenommen, nicht ſollen ſeine Todten zu Grabe geleitet werden. Bete für uns, o gerechter, vortrefflicher Herr, daß wir feſt und ſtandhaft in unſerem Entſchluſſe verharren, wozu uns von Chriſtus, um deiner Fürbitte willen, die Hülfe kommen möge. Bete für uns, daß wir weder vor dir zu Schanden, noch vor unſerem Herrn zu Schuldigen werden, ſondern mit froher Zuverſicht alles Gute in Gerechtigkeit thun und das Leben davon erlangen. Bete für uns, o Herr, daß uns durch deine Fürbitten zu jeder Zeit geholfen werde, und Erbarmung, Hoffnung und Heil über die ganze Welt in alle Ewigkeiten ſich ergieße. Amen. Ueber Jeden, der dies Alles hält, komme Segen. Wer ſich erkühnt, es zu übertreten, über den komme Fluch. Und es ſpreche das ganze Volk: Amen!"

Liebe Gott über Alles und deinen Nächſten wie dich ſelbſt: dies einfachſte und höchſte Gebot des Evangeliums, das immer wieder aufgefriſcht werden muß, weil es immer wieder in Vergeſſenheit geräth; die Gottesfurcht und die Nächſtenliebe waren es alſo, auf welche Simeon allen Nachdruck, alles Gewicht legte. Auf dieſe Tugenden, die Jeder üben ſoll und die er ſelbſt in einem ſo heroiſchen Grade übte, führte er die Gemeinde von Phanir und viele, viele Seelen zurück.

Die Bewohner der Ortſchaft Anadris im Libanon hatten ſeine Mahnung in den Wind geſchlagen und die Sonntags-

feier so wenig gehalten, daß sie ihre Felder Sonntags bewässerten. Da versiegte der Quell, der die Gegend weit und breit mit Wasser versah, und als sie ihn trotz aller Mühe nicht aufzugraben vermochten, rührte sie das Gewissen; sie zogen zu Simeon und bekannten ihre Schuld. Anfangs zürnte er sehr über die Verletzung eines so hochheiligen Gebotes; endlich aber sprach er zu den Trostlosen: „Warum befolgt ihr nicht meine Ermahnungen? ich gebe sie ja nur zu eurem Heile! ich verlange ja nichts, als eure Seelen voll froher Zuversicht sicher vor Gott zu stellen. Gehorchet ihm und geht in Frieden.“ Der Quell von Anadris floß nun reichlicher als zuvor.

Diese große Liebe zu den Seelen wendete sich bei Simeon, wie bei allen Heiligen, mit wahrer Zärtlichkeit den großen armen Sündern zu. Ein Uebelthäter, Namens Jonathas, setzte Antiochien und die ganze Umgegend durch Verbrechen und Frevel in Schreck. Aber die Stunde der Rache kam, und mit ihr die Gnade. Jonathas wurde so lange und scharf verfolgt, daß er, aus einem Schlupfwinkel in den anderen gejagt, nirgends mehr eine Zuflucht fand. Zu dieser Angst gesellte sich die größere des bösen Gewissens. In seiner Verzweiflung wußte er sich nicht anders zu helfen, als zu der Mandra zu eilen. Er umschlang die Säule und brach in heiße Thränen aus. Simeon fragte ihn, wer er sei und in welcher Absicht er komme. Jonathas gab sich zu erkennen und sprach sein Verlangen aus, Buße zu thun. Simeon ermunterte ihn zwar zum Vertrauen auf den unendlich barmherzigen Gott, der ja gerade für die Sünder sich hingeopfert habe, warnte ihn aber auch vor Heuchelei und vor der Rückkehr zum bösen Leben für den Fall, daß die Gefahr vorüber gehe. Jonathas betheuerte seine ernste Absicht einer gründlichen Bekehrung. Inzwischen erschien ein Trupp von Häschern aus Antiochien und verlangte von Simeon die Auslieferung des Verbrechers; denn ohne die Erlaubniß des Heiligen wagten sie nicht den elenden Menschen von der Säule hinweg zu reißen. „Meine Kinder,“ sagte Simeon, „nicht ich habe ihn

hergeführt; Gott hat es gethan, und der ist mächtiger als wir, und ist schon oft solchen reuigen Sündern zu Hülfe gekommen. Nehmt diesen hinweg, wenn ihr wollt. Ausliefern kann ich ihn euch nicht, denn ich fürchte Gott, der ihn bußfertig zu mir geschickt hat." Nach dieser Erklärung des verehrten Mannes gebrach auch den Häschern der Muth, Hand an Jonathas zu legen. Sie kehrten nach Antiochien zurück und er blieb sieben Tage bei der Säule, andächtig auf Simeons Ermahnungen lauschend, betend und in Reuethränen zerfließend. Nach sieben Tagen sprach er zu Simeon: „Milder Herr, entlasse mich nun." „Weshalb?" fragte Simeon besorgt. „Willst du zu deinem bösen Leben dich zurückwenden und neue Sünden zu den alten fügen?" „Nein, milder Herr," entgegnete Jonathas, „aber meine Zeit ist erfüllt." Und mit diesen Worten gab der reuige Sünder friedlich seinen Geist auf. In Antiochien verlangte man jedoch dringend die Hinrichtung des Jonathas, damit die Stadt von aller Furcht befreit werde, und es erschienen Soldaten vor der Säule und begehrten die Auslieferung des Verbrechers. Simeon antwortete ihnen: „Der allmächtige Gott hat ihn hierher geführt, hat ihn durch Reue und Buße mit sich versöhnt und hat ihn hinweg genommen. Wir armen Menschen haben keine Macht mehr über ihn."

Simeons Mutter hatte nach dem Tode ihres Mannes und nach dem Eintritte ihrer Söhne in's Kloster als eine christliche Wittwe in tiefer Verborgenheit gelebt. Manches Jahr war vergangen, der Ruhm ihres heiligen Sohnes erfüllte die Welt; da ward sie von dem Verlangen getrieben, ihn noch ein Mal vor ihrem Tode zu sehen. Sie verließ Sisan und ging zu dem wundersamen Berge bei Telneſche. Im Laufe der Zeit umgab keine Ringmauer die Säule mehr, sondern sie war auf allen Seiten von großen Gebäuden umringt, die den Fremden als Obdach und zur Herberge, Simeons Schülern zur Wohnung dienten und endlich ein Gotteshaus für die Gläubigen bildeten. Inmitten dieser Gebäude war ein freier viereckiger Platz, wie ein innerer Hof und da erhob

ſich die Säule. Von Außen konnte Niemand Simeon erblicken. Wer ihn ſehen wollte, mußte den inneren Hof, die Mandra, betreten; und dieſer Eintritt war den Frauen ſtreng unterſagt. Mit weiſer Vorſicht ſchloß Simeon das ganze weibliche Geſchlecht von einer Stätte aus, auf der ein ſo ſtarker Zuſammenfluß von Menſchen aller Art ſtatt fand. Einmal hatte ſich ein Weib von der Neugierde bethören laſſen, hatte Männerkleider angelegt und hoffte nun die Mandra betreten zu können. Aber entſeelt ſank ſie vor dem Thore nieder, und ſeitdem unterdrückte die Furcht vor einem ähnlichen Schickſale die Neugierde. Simeons Mutter hatte auch dies Verbot vernommen, rechnete jedoch darauf, daß ihr Sohn für ſie eine Ausnahme machen werde. Allein ſie irrte ſich! Als ſie um Einlaß bat, wurde er ihr nicht geſtattet und Simeon ließ ihr ſagen: „Gedulde dich ein wenig. Nach einer kleinen Weile werden wir uns ja mit Gottes Gnade wiederſehen.“ Auf dieſe Antwort war die arme Mutter nicht gefaßt; ſie begann zu weinen, zu bitten, zu klagen, zu jammern, ſo daß ſie nicht blos die Umſtehenden außerhalb der Mandra zu Thränen rührte, ſondern Simeon ſelbſt ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckte und bitterlich weinte, als ihre Stimme zu ihm drang. Er ließ ihr ſagen: „Geliebte Mutter! gib dich doch für eine kurze Zeit in Geduld; dann werden wir uns ja mit großer Freude in der ewigen Seligkeit ſehen.“ Und dabei blieb er. Für ſie und für ſich ſelbſt baute er auf die Verheißung des Herrn, welche für das Opfer irgend eines irdiſchen Glückes hundertfältigen Lohn verſpricht.

Nicht minder als die Bekehrung der Sünder, die Verbeſſerung der allgemeinen ſocialen Zuſtände, die Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Ungläubigen, nahm ſich Simeon auch die Angelegenheiten der Kirche zu Herzen. Uebergriffe der weltlichen Macht in ihre Rechte, Mißbräuche und Fehler der geiſtlichen Macht in ihrer Regierung, rügte er ohne Anſehen der Perſon. Kaiſer und Obrigkeiten, Biſchöfe und Prieſter hatten eben ſo pünktlich ihre Pflicht zu erfüllen und eben ſo nothwendig ihre Seele zu retten, wie der geringſte Bettler; des-

halb ließ Simeon bei passender Gelegenheit es nicht an Warnungen und Ermahnungen und niemals an Gebet fehlen. Bei den oströmischen Kaisern zu Constantinopel, Theodosius II., Marcian und Leo I., stand Simeon als ein Mann des Gebetes, den Gott höherer Erleuchtung würdigte, in großem Ansehen. Sie verschmähten nicht, ihn um seine Ansicht bei wichtigen Dingen zu befragen. Sie glaubten, daß ein so reiner, kräftiger und erhabener Geist tiefere Einsicht und klareres Urtheil auch über die Angelegenheiten dieser Welt in demselben Maße haben müsse, als sie ihm für seine Person ohne alles Interesse waren; daß sein Blick, ungetrübt durch politische Leidenschaften, höfische Intriguen, selbstsüchtige Bestrebungen, eine schärfere Erkenntniß von dem, was Recht sei und was Noth thue, habe.

Kaiser Theodosius II., ein milder, edler Herr, dem nichts fehlte, um ein großer Fürst zu sein, als das Genie und der Character seiner Schwester Pulcheria, war allzu nachgiebig gegen Personen, denen er wohlwollte oder denen er sein Vertrauen schenkte, namentlich gegen seine wunderschöne und äußerst geistvolle Gemahlin Eudocia. Auch deren Leben, eines der romanhaftesten für eine Kaiserin, kam mit Simeon in Berührung. Sie war aus einem griechischen Geschlechte, zu Athen geboren, die Tochter des sehr gelehrten und berühmten heidnischen Philosophen Leontius. Sie hieß Athenais und war mit allen Gaben der Natur reich geschmückt. Ihr Vater gab ihr eine vortreffliche Erziehung und bildete ihren ungewöhnlichen Geist sorgfältig aus. Als sie in schönster Jugendblüthe stand, starb Leontius und hinterließ ein höchst wunderliches Testament. Er war sehr reich und vermachte sein ganzes Vermögen seinen beiden ziemlich ungerathenen Söhnen, Valerius und Genesius, mit der Bedingung, ihrer Schwester hundert Goldstücke auszuzahlen; denn sie steht so hoch über ihrem Geschlechte, daß ihre Gaben ihr mehr nützen werden, als Vermögen, hieß es in dem Testamente. Indessen versuchte Athenais durch Bitten und Flehen ihre Brüder zu bewegen, diese so höchst ungerechte Bestimmung gut zu machen

und ihr Pflichttheil ihr auszuzahlen, da ſie unmöglich von hundert Goldſtücken leben könne. Umſonſt! die Brüder zahlten ihr das Vermächtniß aus und wieſen ſie aus dem Vaterhauſe fort. Athenais fand eine Zuflucht bei einer Verwandten, die ſie nicht blos liebevoll aufnahm, ſondern mit ihr nach Conſtantinopel ging, um das Teſtament caſſiren zu laſſen. In Conſtantinopel lebte damals ein anderes junges Mädchen, auch voll Geiſt, Genie und Talent; aber ſie war nicht Bettlerin, ſondern Kaiſerin: Pulcheria hieß ſie. Sie war die Enkelin von Kaiſer Theodoſius dem Großen, der das Reich zwiſchen ſeinen beiden Söhnen in ein weſt- und oſtrömiſches theilte. Honorius bekam das Abendland, Arcadius das Morgenland, welches ſeitdem als das byzantiniſche Reich noch eine tauſendjährige Exiſtenz hatte, während das abendländiſche in den Stürmen der Völkerwanderung vor den Barbaren zerfiel, um durch die jungen triebkräftigen Keime des Chriſtenthums zu neuer Ordnung und neuer Geſittung in neuen Völkern und Reichen umgeſtaltet zu werden. Arcadius, der erſte byzantiniſche Kaiſer, ſtarb jung, im Jahre 408. Das älteſte ſeiner Kinder war Pulcheria, damals neun Jahre alt; ihr Bruder, Theodoſius II., ſieben. Von der ganzen theodoſiſchen Familie ruhte allein auf dieſem kleinen Mädchen des Großvaters Geiſt und zwar in einem ſo eminenten Grade, daß in einem Alter, wo Andere noch der Erziehung bedürfen, ſie bereits der Erziehung ihres Bruders und ihrer beiden Schweſtern vorſtand. In ihrem vierzehnten Jahre legte ſie das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ab und ſchenkte bei dieſer Feierlichkeit der Kirche von Conſtantinopel einen Altar von prachtvoller Arbeit, mit Gold und Edelgeſtein eingelegt, an deſſen unterem Rande die Inſchrift ſtand, daß ſie ihn weihe für eine geſegnete Regierung ihres Bruders und als ein Unterpfand ihres Gelübdes der Jungfräulichkeit. Fern von allen Zerſtreuungen der Jugend und allen Genüſſen irdiſcher Größe führte Pulcheria ein ernſtes, pflichttreues, geheiligtes Leben. Die ſorgenvollen Geſchäfte der Regierung wechſelten ab mit Werken der Barmherzigkeit, und ernſte Studien mit frommen

Andachtsübungen. Mit ihren Schwestern Arcadia und Marina, die sich ebenfalls dem jungfräulichen Stande geweiht hatten, betete sie zu den bestimmten Stunden des Tages und der Nacht die kirchlichen Tagzeiten. Mit ihnen speiste sie und nur in ihrer Gesellschaft erschien sie öffentlich. Kein fremder Mann betrat je das Innere ihres Palastes. Uebrigens war sie sehr zugänglich und bereitwillig auf jede Weise zu helfen; sehr mildthätig gegen Arme; sehr ehrerbietig gegen die Bischöfe; sehr darauf bedacht, Kirchen, Spitäler und Klöster zu errichten, und vor Allem besorgt für die Erziehung ihres Bruders. Sie berief für ihn die berühmtesten Lehrer, entwarf selbst den Studienplan, der seinen Tag eintheilte und wählte einige Knaben von gutem Charakter und glücklichen Anlagen zu Erziehungsgenossen für ihn aus, damit deren Beispiel ihn aneifere. Bei fünfzehn Jahren ward sie Augusta (Mitkaiserin).

An Pulcheria nun wendete sich Athenais, um ihr Recht gegen ihre Brüder geltend zu machen. Sie war ebenso anmuthig als schön und trug ihre Klage in so lieblicher und rührender Weise vor, daß Pulcheria ganz für sie eingenommen wurde, sich nach ihrem Lebenswandel erkundigte und mit großer Freude erfuhr, daß er tadellos sei. Theodosius war zwanzig Jahre alt und sollte sich vermählen. Pulcheria fand in Athenais alle Eigenschaften vereinigt, welche er in einer Gemahlin wünschen konnte und nachdem Theodosius die schöne junge Bittstellerin gesehen und gesprochen hatte, fand er es auch. Athenais lebte noch im heidnischen Unglauben, nicht aus Wahl, sondern weil ihr Vater sie darin erzogen hatte. Ihr edler Geist war leicht für die Wahrheit des Christenthums gewonnen. Der Bischof Atticus unterrichtete und taufte sie und gab ihr den Namen Eudocia. Am 7. Junius 421 wurde ihre Vermählung mit Theodosius gefeiert. Die seltsame Vorhersagung ihres Vaters ging in Erfüllung und für ihr verweigertes Erbtheil empfing sie den Kaiserthron. Sie behielt immer eine Vorliebe für Wissenschaft und Dichtkunst und übersetzte als Kaiserin die Bücher Moyses, Josua und Ruth,

und die Propheten Daniel und Zacharias in Versen. Ihre Brüder ließ sie nach Constantinopel kommen und mit Ehren überhäufen und ihres Vaters Bruder, Asclepiades, erhielt auf ihre Verwendung die Statthalterschaft von Syrien. Er war vermuthlich nur aus Rücksicht für seine kaiserliche Nichte zum Christenthum bekehrt und im Herzen heidnisch gesinnt geblieben, denn bei jeder Gelegenheit äußerte er Haß gegen die Christen. Er bewirkte im Jahre 429 ein kaiserliches Edict, durch welches alle Synagogen in Syrien, welche im Laufe der Zeit zu christlichen Kirchen geworden waren, den Juden zurückgestellt werden sollten. Die syrischen Christen waren von Schmerz erfüllt, die Heiden frohlockten, die Juden bedauerten nicht die großen Geschenke, die sie an Asclepiades gemacht hatten und triumphirten; die syrischen Bischöfe aber wendeten sich in großer Betrübniß und Verlegenheit an Simeon, machten ihn mit dem Edict bekannt und baten ihn, die christliche Sache in Schutz zu nehmen. Darauf schrieb Simeon dem Kaiser:

„Weil sich dein Herz hochmüthig erhebt und du den Herrn deinen Gott vergessen hast, der dir den kaiserlichen Thron und die ehrenvolle Krone gab; und weil du ein Freund, Genosse und Begünstiger der ungläubigen Juden geworden bist: so wird das Strafgericht der Gerechtigkeit Gottes plötzlich dich ereilen, dich und Alle, welche sich in dieser Angelegenheit deinem Willen gefügt haben. Dann wirst du deine Hände zum Himmel erheben und in deiner Bedrängniß erklären: Mit Recht ist dies Strafgericht über mich gekommen, denn gegen Gott den Herrn habe ich treulos gehandelt.“ Theodosius ging in sich, bereuete seine Nachgiebigkeit gegen den Statthalter, entsetzte ihn zur Strafe seiner Bestechlichkeit und hob das christenfeindliche Edict wieder auf. Aber ganz andere Stürme sollten jetzt die Kirche in ihrem innersten Wesen bedrohen und Wunden in ihr Herz reißen, die theilweise bis zu dieser Stunde klaffen. Die Irrlehren des Nestorius und des Eutyches bewirkten diese Stürme. Nestorius, ein Priester zu Antiochien, von strengem Lebenswandel und

großer Beredsamkeit, aber sehr hochmüthig, heftig und ohne tiefe theologische Kenntniß, daher unklar, wurde im Jahre 428 auf den Bischofsitz von Constantinopel berufen. Die Lehre von der Menschwerdung Gottes, von der göttlichen und menschlichen Natur vereint in einer und derselben Person war von Anfang an den blos natürlichen Menschen ein Gräuel. Wegen derselben wollten die Juden Christus (Joh. 10, 30—31.) steinigen, lange bevor sie ihn kreuzigten; und als sich die christliche Kirche des menschgewordenen Gottes erbaute, als sie seine Krippe zu ihrem Fundamente, sein Kreuz zu ihrem Siegeszeichen machte, weil ihr Gott für sie im Fleische geboren und gestorben war: da regte sich auch sogleich die Irrlehre und verwarf in mannigfacher Form und mit tausend gleisnerischen Worten den beseligenden katholischen Glauben. Wie die Kirche im vorigen Jahrhundert einen Riesenkampf gegen den Arianismus zu führen hatte, so in diesem gegen den Nestorianismus. Damals wie jetzt verbanden die Häresiarchen mit ihrer Auflehnung die Lüge und behaupteten, die Kirche streite eigensinnig und kleinlich um ein leeres Wort, welches sie nun zum großen Schlagworte ihrer Partei machten. So behauptete Arius, er sei durch und durch rechtgläubig, nur die „Gleichwesentlichkeit" des Vaters und des Sohnes könne er nicht zugestehen, auf welcher doch gerade die Gottheit Christi beruht und welche deshalb die Kirche unerschütterlich aufrecht hielt. Jetzt verwarf Nestorius den Ausdruck Mutter Gottes oder Gottesgebärerin (Theotokos), womit die allerseligste Jungfrau Maria benannt wurde, den bisher kein Kirchenlehrer verworfen und den mancher gebraucht hatte, wie Dionysius von Alexandrien und Gregor von Nazianz. Denn Nestorius lehrte: Jesus Christus ist ein bloßer Mensch, der nur in sehr vollkommener Weise die Kraft Gottes in sich aufgenommen hat. Jesus von Nazareth, der Sohn Mariens, ist nicht wahrer Gott; er ist nur ein Mensch, der mehr als alle Heilige und Propheten von Gott erfüllt ist und er wird Gott genannt, weil er durch seine Beziehungen zur Gottheit Theil nimmt an ihren Ehren und Vorzügen. Das ewige Wort ist

nicht geboren aus der Jungfrau, ſondern hat nur Wohnung genommen in Chriſtus, den ſie gebar; darum darf ſie nicht Gottesgebärerin heißen.

Der Orient, dieſer Brütofen der Häreſien, war durch ſie in eine ſolche Geiſtesſchwäche gefallen, daß dieſe neue Irrlehre viel Eingang fand, namentlich in Syrien, wo der Patriarch von Antiochien, Johannes, vielleicht aus perſönlicher Freundſchaft für Neſtorius, ihr nicht ſogleich entgegentrat. Zu dieſem Patriarchat gehörte auch der Biſchofſtuhl von Cyrus und mit Betrübniß findet man Theodoret, den gelehrten Biſchof, den Jünger heiliger Anachoreten, den Bewunderer Simeons des Styliten, unter den Anhängern des Neſtorius. Zum Glücke nicht für immer. Aber auch im Orient ſelbſt erhob ſich der Mann, der die ſo oft angefochtene Lehre von der Menſchwerdung rettete und das katholiſche Dogma aufrecht hielt; das war Cyrillus, Patriarch von Alexandrien, ein Nachfolger des großen Athanaſius. Er ſagt: „Wie eng man ſich die Verbindung zwiſchen dem Sohne Mariens und dem ewigen Wort denken möge, wenn ſie nicht eine innere und weſenhafte iſt, ſo kann ſie nicht als Grund gelten, daß der als Gott angebetet werde, der es doch nicht iſt, der vielmehr nicht weſentlich von der Creatur verſchieden iſt. Anbetung gebührt Gott allein; und wenn dennoch Jeſus dem Neſtorius zufolge angebetet werden ſoll, weil er der Herr aller Dinge geworden iſt: ſo iſt dies geradezu gegen das erſte Gebot; der Menſch kann dadurch, daß er dem ewigen Wort als Organ gedient hat, nicht dem Ewigen gleich werden. Dann kann man auch nicht ſagen, daß der Sohn Gottes unſer Erlöſer ſei, wenn nicht er es iſt, der dem Tode für unſere Sünden überliefert worden iſt; er hätte dann keinen anderen Antheil an unſerer Erlöſung, als den: Jeſum vorbereitet, belehrt und ermuthigt zu haben, während doch Paulus ſagt, Gott habe ſeines eigenen Sohnes nicht geſchont.“ Die katholiſche Lehre ſpricht Cyrillus ſo aus: „Wie die Mutter eines Menſchen Mutter ſeiner ganzen Perſon und nicht blos ſeines Körpers iſt, wenngleich ſeine Seele ihm

anderswoher gekommen iſt, weil ſie nicht blos den Körper, ſondern das ganze Individuum, wie es aus der wirklichen und weſenhaften Vereinigung von Leib und Seele hervorgegangen iſt, geboren hat; ſo iſt auch Maria wahrhaft und wirklich die Mutter des ewigen Wortes, obwohl ſie keineswegs die Gottheit, durch die es gleiches Weſens mit dem Vater iſt, hervorgebracht hat. Denn ſie hat die Perſon ſelbſt das mit unſerem Fleiſch bekleideten ewigen Wortes zur Welt gebracht und ſein eigenes Fleiſch gebildet. Dieſe Vereinigung des ewigen Wortes mit dem Menſchen iſt eine wahrhafte und innerliche Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur zu einer Perſon. Darum dürfen die Schriftſtellen, die von Chriſto handeln, nicht getheilt angewandt, die einen blos auf den Menſchen und die anderen blos auf das ewige Wort bezogen werden. Vielmehr iſt es Einer und Derſelbe, der geſagt hat: Ich bin die Auferſtehung und das Leben; und der am Kreuz gerufen hat: Mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen! Und dieſem einen ungetheilten Emmanuel muß auch eine ungetheilte Anbetung und Lobpreiſung gezollt werden." Neſtorius aber beharrte in ſeiner Irrlehre und rief: „Anathema Dem, welcher den Emmanuel wahren Gott nennt! Anathema Dem, welcher ſagt, daß der in der Jungfrau erzeugte Menſch der eingeborene Sohn des Vaters ſei."

Obwohl dieſe Irrlehre nur in den Patriarchaten des Orients entbrannt war, Anhänger fand und verfochten wurde, ſo hielten doch Cyrillus und Neſtorius es für unmöglich, den Streit beizulegen, ohne von Rom die Entſcheidung erhalten zu haben; ſo gar nicht in Frage geſtellt war der Papſt als Oberhaupt der ganzen chriſtlichen Kirche. Cyrillus und Neſtorius berichteten die Streitfrage an Papſt Cöleſtin, der ſie reiflich prüfen und unterſuchen ließ, und im Jahre 430 die Erklärung abgab: Neſtorius habe ſeine Irrlehre zu widerrufen; wo nicht, ſo ſei er vom Biſchofſtuhle entſetzt und aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen. Cyrillus wurde als päpſtlicher Legat mit der Vollſtreckung dieſes Urtheils beauftragt. Inzwiſchen war die Streitfrage durch Schriften, Pre-

digten und Verfolgungen, welche Neſtorius und ſeine Anhänger ſich zu Schulden kommen ließen, ſo verbreitet und entzündet, daß Biſchöfe und Prieſter, Mönche und Einſiedler, Laien aller Stände, Männer und Frauen, ſich lebhaft an ihr betheiligten. Auf dem Concil zu Epheſus ſollte ſie ihre letzte Entſcheidung erhalten. In Epheſus hat nach uralter Tradition die allerſeligſte Jungfrau Maria nach dem Tode ihres göttlichen Sohnes bei dem heiligen Johannes bis zu ihrem Ende gelebt. In Epheſus ſollte die Frage entſchieden werden, ob der Gruß des Engels an „die Gebenedeite unter den Weibern" eine Lüge geweſen ſei oder nicht. Am 22. Juni 431 wurde in der großen Baſilika Sta. Maria das Concil eröffnet, unter dem Vorſitze des Cyrillus, als Stellvertreter des Papſtes Cöleſtin. Ihm zur Seite ſaßen in zwei Reihen hundertachtundneunzig Biſchöfe und in ihrer Mitte lagen die Evangelien; denn ſie ſollten jetzt Richter ſein zwiſchen der ewigen Wahrheit der Offenbarung und zwiſchen der Irrlehre eines verblendeten Menſchen. Neſtorius war in Epheſus, aber ſtatt zu widerrufen, erſchien er nicht in der Verſammlung, obwohl man ihn drei Mal dazu auffordern ließ. Inzwiſchen wurden die auf den Gegenſtand bezüglichen Schriften und Acten vorgeleſen und endlich feierlich das Urtheil geſprochen: Durch die heiligen Canones und durch die Briefe unſers heiligen Vaters und Mitbruders Cöleſtin, Biſchofs der Kirche von Rom, ſind wir genöthigt unter vielen Thränen zu erklären, daß unſer Herr Jeſus Chriſtus durch dies heilige Concil Neſtorius, der ihn geläſtert hat, der biſchöflichen Würde beraubt und von jeder kirchlichen Gemeinſchaft ausſchließt. Dann unterzeichneten alle hundertachtundneunzig Biſchöfe. Die Sitzung hatte vom frühen Morgen bis zum Einbruche der Nacht gewährt — obwohl es der längſte Tag des Jahres war, und das ganze Volk von Epheſus hatte erwartungsvoll hoffend und betend die Baſilika umwogt und auf die Entſcheidung geharrt. Als ſie bekannt wurde und als man die Abſetzung des Neſtorius erfuhr, brach das Volk einſtimmig in Frohlocken aus, pries Gott, daß der Feind des

Glaubens gefallen sei und segnete die Väter des Concils. Schnell wurde die ganze Stadt festlich und froh erleuchtet, und als die Bischöfe die Basilika verließen, führte man sie von tausend Fackeln umringt ihren Wohnungen zu, während Frauen Räuchergefäße vor ihnen her trugen, worin sie köstliches Rauchwerk verbrannten. Am nächsten Morgen wurde das Urtheil wider Nestorius öffentlich bekannt gemacht und auf den Plätzen der Stadt angeschlagen, und in den beiden Hauptkirchen von Sta. Maria und St. Johannes hielten die Bischöfe Reden an das Volk über das Geheimniß von der Menschwerdung Gottes und zu Ehren der allerseligsten Jungfrau. Nach und nach traten Bischöfe von der Partei des Nestorius dem Beschluß des Concils bei und an dem Tage, wo sieben von ihnen ihre Unterschrift abgaben, hielt Cyrillus eine Rede, die ein Jubelruf über den Triumph der Gottesmutter ist. „Wir grüßen dich, o heilige und geheimnißvolle Dreifaltigkeit, die du uns versammelt hast in dieser Kirche Maria's, der Mutter Gottes. O Maria! wir grüßen auch dich, du kostbarer Schatz des Weltalls, du Lampe, die nimmer erlischt, du Krone der Jungfräulichkeit, du Scepter der Rechtgläubigkeit, du unzerstörbarer Tempel, Mutter und Jungfrau, durch die im heiligen Evangelium Der gebenedeit ist, der im Namen des Herrn kommt. Wir grüßen dich, deren jungfräulicher Schoß den Unendlichen, den Unbegreiflichen umschloß. Wir grüßen dich! Durch dich wird die heiligste Dreifaltigkeit verherrlicht und angebetet, das Kreuz verehrt, der Satan aus dem Himmel gestürzt, der gefallene Mensch für den Himmel gerettet; die ganze Schöpfung vom Götzendienste befreit und zur Erkenntniß der Wahrheit geführt. Durch dich strömt die heilige Taufe und die Salbung unsäglicher Freude über die Gläubigen. Durch dich ist der eingeborene Sohn Gottes aufgegangen als das Licht für Alle, die in der Finsterniß der Sünde und im Schatten des Todes saßen. Aber welcher Sterbliche könnte dich würdig loben, o du unvergleichliche Maria." So liebte, lobte und ehrte die alte christliche Kirche die heilige Mutter Gottes.

Das dritte ökumeniſche Concil der Chriſtenheit wurde dadurch hervorgerufen, daß Neſtorius ihre Glorie anzutaſten wagte.

Mehrere morgenländiſche Biſchöfe ſtimmten jedoch nicht der Verdammung der neſtorianiſchen Irrlehre bei, die doch ſo unheilvoll in den Glauben der Chriſten eingriff. Sie fanden ein Stütze an dem Patriarchen Johannes von Antiochien, der aus Vorliebe für Neſtorius unentſchloſſen hin und her ſchwankte. Der Zwieſpalt in der Lehre zieht immer Zwieſpalt im bürgerlichen Leben nach ſich. Deshalb war es nicht minder für Kaiſer Theodoſius II. als für die rechtgläubigen Biſchöfe eine wichtige Angelegenheit, die orientaliſchen Biſchöfe wieder mit der einen Heerde Chriſti zu vereinigen. Zu einer einflußreichen Macht zählte der Kaiſer in dieſer Beziehung Simeon den Styliten. Er forderte ihn brieflich auf, zur Herſtellung des Friedens und der Einheit in der chriſtlichen Kirche beizutragen und ſchrieb ihm: „Wir wiſſen ſehr wohl, daß das ganze Leben deiner Heiligkeit Gott zugewendet, und dein Wandel ſo beſchaffen iſt, daß du mit Zuverſicht das Wohlwollen Gottes auf uns herabrufen kannſt. Dies ermuntert uns, dir die Angelegenheit zu empfehlen, deren geordnete Löſung ſo wichtig für unſere Zeit iſt. Sorge dafür, daß der Friede in der Kirche Wurzel ſchlage und nicht mehr geſtört werde durch die Ränke des böſen Feindes. Wir vertrauen ſicher auf die Gebete deiner Heiligkeit und auf deine frommen und überzeugenden Ermahnungen. Unterſchreibt der ſehr gottesfürchtige Patriarch von Antiochien, Johannes, die Abſetzung des Säemannes der Zwietracht, Neſtorius; verſichert er, daß er mit deſſen thöricht erſonnener Lehre keineswegs, wohl aber durchaus mit dem Ausſpruch der Väter und Biſchöfe auf dem Concil zu Epheſus übereinſtimme: ſo wird die Vereinigung der auseinander geriſſenen Glieder der Kirche erfolgen. Wer im Morgenland und Abendland zum wahren katholiſchen Glauben ſich bekennt, hält ſich zur Gemeinſchaft des ſehr gottesfürchtigen Cyrillus, Patriarchen von Alexandrien, und nichts iſt wünſchenswerther und deines Gebetes würdiger, als Alle durch Gottes Gnade in der Har-

monie des orthodoxen Glaubens vereint zu sehen. Also kämpfe auch du für dieses heilige Werk den schönsten Kampf gegen die Angriffe des Satans und er wird dir zum herrlichsten Siege angerechnet werden."

Nach unsäglichen Bemühungen wurde im Jahre 433 der Friede in der Kirche so weit hergestellt, daß die Irrlehre keine Fortschritte mehr machen konnte. Fast alle morgenländischen Bischöfe unterschrieben den Ausspruch des Concils von Ephesus. Die wenigen aber, welche bei der Auflehnung gegen die göttliche Autorität beharrten, wollte der Kaiser nicht dulden als falsche Hirten seiner Völker. Er verbannte sie von ihren Bischofstühlen. Eine gleiche Strafe traf auch den Stifter all' dieses Unheiles, den Nestorius, der sich nach dem Concil von Ephesus in sein altes Kloster zu Antiochien zurückgezogen hatte, und jetzt vom Kaiser nach einer Oase in Egypten verbannt wurde, wo er starb, ohne sich vom Irrthum zur Wahrheit bekehrt zu haben. So war dem Nestorianismus nach Westen hin ein Bollwerk gesetzt; doch gen Osten bahnte er sich Wege, indem er, wie alle Secten, damit vorlieb nahm, unter der Fahne politischer Maßregeln zu dienen. Die Könige von Persien fanden es zweckmäßig für ihre Politik gegen die oströmischen Kaiser, daß ihre christlichen Unterthanen nicht Rechtgläubige, sondern Nestorianer wären, begünstigten und beschützten diese Irrlehre und unterstützten sie mit der Gewalt des Schwertes gegen die Katholiken. Und da der Sectenhaß gegen die Kirche Gottes seinen Grund in dem Abfall von der Wahrheit zur Lüge hat: so konnten die persischen Könige sicher sein, daß die irrgläubigen Christen ihres Reiches den katholischen Interessen gründlich entfremdet werden würden. Bis zur heutigen Stunde ist der Nestorianismus eine der zahlreichen Secten, welche im schönen Orient den mystischen Leib Christi zerreißen.

Zwischen all' den Verwirrungen, Spaltungen, Zerrissenheiten und Unruhen stand Simeon auf seiner Säule, friedlich dem Einen zugewendet, den er in stürmischen wie in heiteren Tagen suchte, liebte und verherrlichte. Er wurde

alt und immer älter; er litt wie der ſtaubgeborene Menſch nach den Geſetzen der Natur zu leiden hat; aber ſein Leben blieb das, was es geweſen war: Gebet, Segen, Gnade und Liebe. Er ſah entſetzliche Tage! Fremde Völker aus unbekannten Wildniſſen, Vandalen, Hunnen, Gothen, wälzten ſich wie ungeheure Meereswellen gegen und über das römiſche Kaiſerreich, und Alarich und Attila, die Gottesgeißel, bedrohten Völker und Kirche. Und dieſe von Außen ſo ſchwer heimgeſuchte Kirche hatte in ihrem Innern einen noch viel härteren Kampf gegen eine neue Irrlehre zu führen, die ein Mönch zu Conſtantinopel, Eutyches, aus übertriebenem Eifer gegen den Neſtorianismus vorbrachte. Neſtorius hatte fälſchlich in Chriſtus zwei Perſonen gelehrt, eine göttliche und eine menſchliche, die ſich in Jeſus von Nazareth verbanden. Eutyches leugnete nun die zwei Naturen in Chriſtus und lehrte fälſchlich, daß er nur die göttliche habe; während es die Lehre der katholiſchen Kirche iſt, daß Chriſtus eine göttliche, nicht menſchliche oder gottmenſchliche Perſon iſt. Denn er iſt die zweite Perſon der allerheiligſten Dreifaltigkeit, das Wort; und dieſe Perſon nahm die menſchliche Natur an und vereinigte ſie mit der göttlichen. Die Anhänger des Eutyches wurden wegen ſeiner Lehre von Einer Natur Monophyſiten genannt und verbreiteten ſich ſchnell und weit, umſomehr, als Kaiſer Theodos und die Kaiſerin Eudocia ſich für dieſelbe gewinnen ließen. Theodos ſtarb zwar im Jahre 450, und Pulcheria, die den Kaiſerthron beſtieg und dem edlen Marcian zu einer jungfräulichen Ehe die Hand reichte, hielt mit demſelben feſt an dem katholiſchen Glauben. Das Concil zu Chalcedon, das vierte ökumeniſche*) der Chriſtenheit,

*) Das erſte war zu Nicäa, 325, gegen Arius, der die Gleichweſentlichkeit des Sohnes mit dem Vater leugnete; das zweite zu Conſtantinopel 381, gegen Macedonius, der die Gleichweſentlichkeit des heiligen Geiſtes verwarf; das dritte zu Epheſus, 431, gegen Neſtorius, der in Chriſtus zwei Perſonen annahm. Zwiſchen dieſem Gewimmel von Häreſien war der katholiſche Glaube immer der Leuchtthurm, der das Licht der wahren Lehre trug.

an welchem 520 Biſchöfe unter dem Vorſitze von vier päpſtlichen Legaten ſich betheiligten, verwarf im Jahre 451 die monophyſitiſche Irrlehre. Auch der erhabene Papſt Leo der Große trat ihr mit dem vollen Gewichte eines erleuchteten Kirchenlehrers entgegen, deſſen hoher Geiſt im Einklange mit ſeiner heiligen Seele war; dennoch griff das Uebel in trauriger Weiſe um ſich und befiel wie eine geiſtige Peſt ganze Völker, die noch jetzt mit ihr behaftet ſind. Die Armenier wurden Anhänger der monophyſitiſchen Irrlehre und trennten ſich als ſolche von der katholiſchen Kirche. Sie ſind gegenwärtig ſehr einflußreich im Orient, weil ſie einen großen Handelsgeiſt haben, mit welchem ſie ſich beträchtliche Vermögen zu erwerben wiſſen. Die Egypter wurden auch in der großen Mehrzahl Monophyſiten und bewährten den Sectirerabſcheu vor der wahren Kirche und den Haß gegen die Rechtgläubigen, als zwei Jahrhunderte ſpäter der Islam in Arabien auf- und zur Eroberung der ganzen Welt ausging. Egypten wurde im Jahre 640 von den Arabern erobert und die Monophyſiten leiſteten ihnen dabei bereitwilligen Dienſt und nahmen das Joch des Muſelmannes gern auf ſich, weil dadurch die Kluft zwiſchen ihnen und der Kirche um ſo tiefer wurde. Anfangs ließen die Ungläubigen ihnen ihre Kirchen und ihr Vermögen und erſtreckten nicht auf ſie die Bedrückung, mit welcher die katholiſchen Chriſten behandelt wurden. Nachdem aber der Muſelmann feſt ſich fühlte auf Egyptens Boden, verfielen auch die Monophyſiten ſeiner Tyrannei und raſch verminderte ſich ihre Zahl und ihr Kirchenweſen verkümmerte. In unſeren Tagen ſind die Kopten, Nachkommen und Ueberreſte des alten egyptiſchen, monophyſitiſchen Volkes, immer noch treu dieſer traurigen Lehre, welche den Menſchen des wonnevollen Troſtes und ſeligen Vorbildes beraubt, in dem menſchgewordenen Gott zugleich den Erlöſer anzubeten und den Bruder zu lieben. Wer je in dem melancholiſchen Bethaus der Kopten zu Alt-Cairo war, der ahnt, daß der verklärende Freudenſtrahl, welcher durch die Menſchwerdung

Gottes über und in alle Creatur ſich ergießt, dieſe Kinder des Schattens nie berührt hat.

Eine mächtige Stütze der Irrlehre des Eutyches war Eudocia, die verwittwete Kaiſerin. Wie dies zuweilen den geiſtvollen Menſchen geht: ſie werden von einer Idee angeſprochen und verſchwenden umſomehr all ihren Geiſt daran, ſie haltbar zu machen, als ſie unhaltbar iſt: ſo ging es auch ihr. Sie hatte ſich nach dem Tode ihres Gemahls nach Paläſtina begeben, welches durch den monophyſitiſchen Mönch Theodoſius dermaßen gegen die katholiſche Lehre aufgewiegelt wurde, daß er den Biſchof von Jeruſalem verjagen und deſſen Sitz einnehmen durfte. Weder dieſes Aergerniß, noch das Anathema, welches das Concil von Chalcedon gegen die Lehre des Eutyches ausſprach, bewogen Eudocia zur Verwerfung des Irrthums. Sie lebte in Jeruſalem ſehr fromm, ſehr wohlthätig, ganz ſo wie viele chriſtlichen Wittwen jener Zeit zu leben pflegten, und gerade das gab ihrem irrigen Glauben eine falſche Glorie. Pulcheria ſah mit tiefem Schmerz die Verirrung ihrer Schwägerin und flehete den heiligen Papſt Leo den Großen an, nichts unverſucht zu laſſen, um Eudocia's Seele zu retten. Mit der zarteſten Vorſicht führte er dieſen ſchwierigen Auftrag aus. Er ſchrieb ihr am 15. Juni 453. Er ſetzt voraus, daß ſie im heiligen Lande gar nicht umhin könne, an das Myſterium von der Menſchwerdung zu glauben, und bittet ſie darauf, ihren ganzen Einfluß anzuwenden, um die Mönche in Paläſtina, welche durch ihren Mitbruder Theodoſius wie berauſcht von der Irrlehre waren, zum katholiſchen Glauben zurückzuführen und ſie dahin zu bringen, daß ſie die Beſchlüſſe des Concils von Chalcedon anerkännten und ihre wilden Verfolgungen der Katholiken bereueten. Der heilige Papſt ſchreibt weiter: „Da nur kindliche Hingebung im Glauben und friedliche Demuth das Geheimniß unſeres Heiles faſſen können, wie ſehr wäre dieſen Bethörten zu rathen, einfach Das zu glauben, was ſie in den Evangelien leſen und im Glaubensbekenntniß ausſprechen, anſtatt ſich mit gottesläſterlichen Erfindungen zu

befaſſen. Denn wie der katholiſche Glaube den Neſtorius verdammt, der in dem Einen Jeſus Chriſtus unſern Herrn zwei Perſonen gelehrt hat: ſo verdammt ſie den Eutyches, weil er läugnet, daß das ewige Wort im Schoße der Jungfrau Maria die menſchliche Natur angenommen hat. Sollten deine Ermahnungen dazu beitragen, dieſe armen Menſchen zu bekehren, ſo würde dir eine unvergleichliche Ehre daraus erwachſen und ich würde dich bitten, mir dieſe frohe Botſchaft alsbald mitzutheilen, auf daß ich mich zwiefach freuen könne deinetwegen, der geſegneten Früchte deines frommen Werkes; ihretwegen, der Barmherzigkeit des gnadenvollen Herrn." Aber ſo leicht war Eudocia nicht gewonnen! ſo ſchnell nicht von liebgewordener geiſtiger Feſſel gelöſt! Sie widerſtand dem milden Anklopfen des heiligen Geiſtes: da führte die Hand Gottes ſchwere Streiche auf ihr Herz. Der weſtrömiſche Kaiſer Valentinian III., ihr Schwiegerſohn, wurde im Jahre 455 in der Blüthe des Lebens ermordet und ihre Tochter Eudocia von dem Mörder aus Ehrgeiz gezwungen, ſich mit ihm zu vermählen. Aber Rache und Abſcheu veranlaßten Eudocia, den Vandalenkönig Genſerich aus Afrika gegen den verhaßten, aufgedrungenen Gemahl zu Hülfe zu rufen. Genſerich kam, plünderte und verwüſtete Rom und führte Eudocia und ihre beiden Töchter gefangen nach Carthago. Solche Heimſuchungen Gottes ſind Thau der Gnaden für eine edle Seele: Eudocia ging in ſich. Vor Simeons Säule erſchien eines Tages Anaſtaſius, Chorbiſchof von Jeruſalem, und überbrachte dem Heiligen einen Brief, in welchem Eudocia ihm ihren Seelenzuſtand darlegte und um ſeinen Rath bat. Er antwortete ihr: „Der Satan ſah die Fülle deiner Tugend und wollte dich verſuchen. Zum Werkzeug gebrauchte er den gefährlichen Mönch Theodoſius, welcher deine Seele mit Beunruhigung und Finſterniß erfüllte. Wie der Waizen mußteſt du geſiebt, um geläutert zu werden. Aber nur Muth! dein Glaube iſt nicht untergegangen! Staunen muß ich jedoch, daß du in der Ferne ein Bächlein aufſuchſt, da du dem Quell ſo nahe

biſt, indem du ja den gottſeligen Euthymius haſt. Folge deſſen Rathſchlägen und du wirſt deine Seele retten."

Euthymius war ein heiliger Abt, der ſich vor all' den Glaubensverwirrungen und Lehrſtreitigkeiten und vor den Gewaltthaten des ſchismatiſchen Mönches und eingedrungenen Biſchofs Theodoſius in die Wüſte am todten Meere zurückgezogen hatte. Dort, eine Viertelſtunde vom Jordan, hatte der Anachoret Geraſimus eine Laure und ein Kloſter errichtet. Die Laure beſtand aus ſiebzig von einander getrennten Zellen, in welchen die älteren und durch den Gehorſam ſchon ſehr abgetödteten Mönche einſam lebten. Das Kloſter, das für die Novizen und die angehenden Mönche war, lag ungefähr in der Mitte all' dieſer zerſtreuten Zellen und jeden Samſtag und Sonntag fanden ſich auch die Einſiedler zum Gottesdienſte und zur heiligen Communion mit ihren jungen Mitbrüdern dort zuſammen. Eudocia war entſchloſſen, den Rath des heiligen Säulenſtehers zu befolgen und ſich mit Euthymius zu beſprechen. Da ſie wußte, daß der fromme Abt nicht nach Jeruſalem komme, wo der Anblick ſo vieler irregeführter, fanatiſcher Mönche ihm das Herz zerriß, ließ ſie unweit der Laure ein Gebäude errichten, worin ſie mit Euthymius Glaubensgeſpräche zu haben wünſchte; und dann ließ ſie durch zwei angeſehene Geiſtliche ihn dahin einladen. Er aber war vor dieſen kaiſerlichen Veranſtaltungen tiefer in die Wüſte gen Oſten entflohen und konnte nur mit großer Mühe aufgefunden und mit noch größerer bewogen werden, dem Wunſche der Kaiſerin zu entſprechen. Als er endlich kam und Eudocia ihn erblickte, fiel ſie auf die Knie und rief: „O mein ehrwürdiger Vater, ich ſehe, wie Gott mich begnadet durch deine Gegenwart." Der heilige Greis ſegnete ſie und ſagte einfach: „Meine Tochter, hüte dich in Zukunft beſſer! du biſt aus Mangel an Vorſicht in elende Irrthümer verfallen und aus unverſtändigem Eigenſinn in ihnen verharrt. Gib ſie auf, unterwirf dich der Entſcheidung des allgemeinen Kirchenrathes von Chalcedon und kehre zurück zur heiligen Gemeinſchaft der katholi-

ſchen Kirche.“ Abermals gab er ihr ſeinen Segen und verließ ſie. Eudocia befolgte ſo treu, was er ihr geſagt hatte, als habe Gott ſelbſt zu ihr geſprochen. Sie begab ſich wieder nach Jeruſalem, ſagte ſich los von der Irrlehre des Eutyches und ſchloß ſich dem katholiſchen Biſchofe Juvenalis an, der ſeinen Sitz inzwiſchen wieder eingenommen hatte. Viele Laien, Mönche und Prieſter folgten dem Beiſpiele der Kaiſerin. Leider nicht Alle! die Widerſpenſtigen erſtarben allmählich dem chriſtlichen Leben in ihrem öden Sectenweſen, das polypenmäßig immer neue, weil immer unvollkommene, Zweige ohne Blüten und ohne Frucht hervorbrachte. Die Anhänger dieſer Secte tragen jetzt in Syrien den Namen Jacobiten nach einem ihrer Lehrer Namens Jacob Baradai.

Nachdem Simeon auf die von ſo vielfachen und verſchiedenartigen Stürmen erſchütterte Welt von ſeiner Säule herab geſchaut hatte, mußte er in ſeinem Todesjahre noch Zeuge des furchtbaren Mißgeſchickes ſein, welches ſeine ſyriſche Heimath traf. Am 8. Juni 459 verwandelte ein ungeheures Erdbeben Antiochien und viele Nachbarſtädte in Trümmerhaufen. Es war in der Nacht vom Pfingſtſonntag auf Montag. Das üppige Volk hatte in ſehr unheiliger Weiſe das Feſt des heiligen Geiſtes gefeiert und ſich unterthieriſche Ausgelaſſenheit zu Schulden kommen laſſen. Da warfen einige Erdſtöße, die von Zeit zu Zeit in unregelmäßiger Weiſe ſich wiederholten, die große herrliche Stadt Antiochien mit ihren zahlreichen Prachtgebäuden wie ein Kartenhaus um. Viele Menſchen verloren das Leben, Viele Hab und Gut, Alle den Muth. Nun dachten ſie an Gott und an das ewige Strafgericht, an welches dies zeitliche ſie erinnerte. Nun wünſchten ſie ſo recht himmelſtürmend beten zu können, was ſie ſonſt nur wenig gewünſcht, wohl gar verachtet hatten. Nun fühlten ſie das Bedürfniß heiliger Fürbitte am Throne Gottes und nun ſtrömten ſie zu Tauſenden und Tauſenden, in täglich wechſelnden und ſich erneuenden Schaaren zu Simeon, um ſich unter die Flügel ſeines Gebetes zu begeben. Als fromme Wallfahrer kamen

ſie daher, im feierlichen Zuge, von Geiſtlichen geführt, das Kreuz voran, mit wehenden Fahnen, mit Rauchwerk und brennenden Lampen, weinend und klagend, ſeufzend und flehend. Als Simeon weit und breit von dieſer angſt- und ſündenvollen Menge die Säule umringt ſah und ihren Jammer um irdiſche Nöthen vernahm, rief er mit bitterm Schmerz herab: „O ſchweigt! ihr habt mich ja ſonſt nie hören und nie mir folgen mögen! Alle ſind abgewichen, unnütz geworden, wetteifern in Habſucht und Bosheit! die Ungerechtigkeit hat das Maß überſchritten! darum ſchweigt auch jetzt, denn ich kann mit euch Ungläubigen nicht reden. Laßt mich allein mit meinem Herrn ſprechen.“ Simeon begab ſich nun eifrig in's Gebet, während die Erdſtöße fortdauerten und auch ſeine Säule, wie ein Rohr im Sturm, erzittern machten. Die Gefahr wuchs. Da gebot Simeon der Menge, Kyrie eleison zu rufen, und als dies Gebet vollendet war, ſprach er demüthig: „Brüder, eine Seele aus uns Allen iſt erhört worden! um euch davon zu überzeugen, will ich euch den Mann vorſtellen.“ Und er rief aus der Maſſe einen ſchlichten Landmann hervor und ſprach zu ihm: „Du biſt's, mein Bruder! aber ſage mir, weshalb du ſo wohlgefällig vor Gott biſt?“ Der Mann antwortete ſchüchtern: Vergib, mein Vater, ich bin es nicht, denn ich bin ein ganz gewöhnlicher ſündiger Menſch.“ „Sprich nur, ſprich!“ gebot Simeon. Da ſagte der Mann: „Ich bin ein Tagelöhner und meine Lebensweiſe iſt ſo, daß ich meinen Lohn in drei Theile zerlege; den einen gebe ich den Armen, den anderen zahle ich als Abgabe dem Staate und den dritten brauche ich für meine täglichen Ausgaben. Und ſo hab' ich's immer gehalten.“ Da drängten ſich Alle voll Ehrfurcht zu dem geringen Mann, der in ſeiner Einfalt und Unſcheinbarkeit ſo wohlgefällig vor Gott war. Das Erdbeben hörte auf; allein es ließ ein ſolches Entſetzen in allen Gemüthern zurück, die unſägliche Nichtigkeit und Flüchtigkeit des ganzen irdiſchen Daſeins war ihnen in ſo gewaltigem Maßſtab vor die Augen getreten, daß ſich Niemand ſo recht an ſein Tage-

werk machen mogte! Handel und Wandel ſtockten. Man empfand noch den unvergleichlichen Schreck, die Erde unter den Füßen ſchwanken zu fühlen, die Mauern über dem Haupte ſchwanken zu ſehen. Darum wagte man noch nicht recht, weder in's Haus zu gehen, noch auf dem Felde zu arbeiten; Beſtürzung lähmte die Hände und raubte die Beſinnung. Nur bei Simeons Säule fühlten ſich Alle geborgen. Die Mandra war ihnen der ſicherſte Platz auf der weiten Welt. Heilige ſind Lieblinge Gottes und was auch geſchehe, ihnen geſchieht nichts Uebeles, denn ſie wenden das Uebel zum Guten: dieſe Meinung der ſonſt ſo leichtſinnigen Menge kam unwillkürlich zum Vorſchein durch das grenzenloſe Vertrauen auf Simeon. Er hieß ſie Leid tragen um ihre Sünden, beten, Buße thun, ſich mit Gott verſöhnen. Einundfünfzig Tage währte die Bußzeit und die Völkerſtrömung zur Säule hin wurde immer größer und größer. „Es war," ſchreibt Cosmas, der ſyriſche Biograph, „wie wenn Gott die halbe Welt aufgeregt habe, damit ſie zu ſeinem Vielgeliebten eile, ihn verehre, Abſchied nehme und deſſen Ende herrlicher mache, als das irgend eines Menſchen ſeiner Zeit." Am 29. Juli fand eine große öffentliche gemeinſame Feier der heiligen Communion dieſes mit Gott verſöhnten Volkes ſtatt. Es war die letzte, die Simeon in dieſer Weiſe hielt. Seine Miſſion war zu Ende, die wunderbare Miſſion, die er dreißig Jahre auf einer und derſelben zwei Fuß breiten Stelle hielt, und er wußte, daß ſie nun zu Ende gehe. Wie ein zärtlicher und verſtändiger Vater, der zu lieben Kindern ſpricht, entließ er nun Alle mit Troſt und Ermahnung, ſchärfte ihnen ein, die Gebote und Geſetze des Herrn zu halten, und hieß Jeden gehen in ſein Haus und ſein Tagewerk im Namen des Herrn beginnen; dann werde Gott ihnen gnädig ſein. Einen Monat noch ſetzte der Heilige ſeine gewohnte Lebensweiſe fort; aber da wurde er plötzlich ohnmächtig in Gegenwart ſeiner Schüler und blieb in todesähnlicher Erſchöpfung drei volle Tage zuſammengeſunken auf ſeiner Säule. Die Schüler ſtiegen abwechſelnd zu ihm hin-

auf, während ſein Lieblingsjünger und Biograph Antonius die ganze letzte Zeit treu bei ihm ausblieb und ihn Tag und Nacht nicht verließ. Dieſer zuerſt bemerkte das Gnadenzeichen, den wunderbaren Duft der Heiligkeit, der dieſen halbentſeelten, armen Körper wie ein Anhauch des Paradieſes umfloß. Es war, als ob Fluten von Wohlgerüchen aus unſichtbaren Rauchgefäßen zu dieſer gebenedeiten Säule wogten. Anfangs ſpürte man den Duft nur oben; allmählich ſank er tiefer und tiefer, wie unſichtbare Weihrauchwolken, und erfüllte die ganze Mandra mit ſüßem, lieblichem Geruch. Jeder bemerkte ihn unten, aber Niemand wußte, was er zu bedeuten habe. Antonius ſprach zärtlich zu ſeinem geliebten heiligen Lehrer: „Sieh, o Herr, wie dein Gott dich liebt! die Luft des Paradieſes umweht dich ſchon: jetzt wird er dich von hier abrufen und dahin führen, wo du zu ſein verdieneſt. Sprich aber zuvor die Fülle deines Segens über deinen Diener aus.“ Und mit zitternder Hand ſegnete der heilige Greis den Jüngling. Am 2. September kam Simeon wieder zu Kräften, berief all' ſeine Schüler, ſetzte zwei derſelben als Vorſteher über die anderen ein und empfahl ſie ſämmtlich dem Herrn. Dann beugte er ſich drei Mal tief und ſchaute froh gen Himmel. Volk unten in der Mandra fehlte nie. Es erregte große Beſtürzung und Trauer, daß Simeon drei Tage geſchwiegen und weder gepredigt, noch ſonſt auch mit irgend Jemand geredet hatte. Deshalb war die Freude groß, als er ſich jetzt erhob und ſeine gewöhnliche Stellung wieder einnahm. Alle riefen zu ihm empor: „Segne uns, Herr!“ Simeon blickte in alle vier Weltgegenden, erhob ſegnend die Hand und empfahl ſie dem allmächtigen Gott; ſprach dann noch einige Worte der Liebe zu den beiden Jüngern, die er zu Vorſtehern ernannt hatte, ſchlug dreimal an ſeine Bruſt, lehnte das Haupt auf die Schulter des Antonius und entſchlief im Herrn.

Die Verehrung, welche ſeine Zeit ihm zollte, war ſo groß, daß Kaiſer Leo I. dem Patriarchen von Antiochien ſchrieb, um ſich die entſeelte Hülle Simeons als einen köſtlichen Schatz und zugleich als einen heiligen Schirmvogt für das Reich

und für Constantinopel auszubitten, und auch damit dem großen Diener Gottes die gebührende Ehre erwiesen werde. Kaum wurde dies Ansinnen des Kaisers bekannt, so erhob sich ein Klageruf in Antiochien und die ganze Bevölkerung erließ eine Bittschrift an Leo und stellte ihm demüthigst flehend vor, daß das entsetzliche Erdbeben ihre Stadtmauern zerstört habe und daß ihnen der heilige Leib als Mauer und Beschirmer dienen solle. Ungern gab der Kaiser ihrer Bitte nach und es wurde in Antiochien eine eigene Kapelle gebaut, worin Simeons Reliquien mit großer Feierlichkeit beigesetzt und mit großer Andacht verehrt wurden. Auch die Mandra blieb ein Wallfahrtsort für fromme Pilger und das Kloster, welches sie umgab, beschirmte während mehrerer Jahrhunderte zahlreiche Genossenschaften von Mönchen. Im zehnten Jahrhundert wurde es von einem arabischen Häuptling zerstört und noch im vorigen sah man die großartigen Ruinen am Abhange des Berges, sieben Meilen von Antiochien.

So übermenschliche Anstrengungen und Schwierigkeiten mit dieser Lebensweise verbunden waren, fand sie dennoch Nachfolger, sogar zahlreiche. Im siebenten und achten Jahrhundert gab es im Orient sehr viele Säulensteher. Bis im zwölften erhielten sie sich in Syrien, in Mesopotamien bis im fünfzehnten. Der berühmtesten einer war Daniel, ein Schüler Simeons, der im Todesjahre seines großen Lehrers eine Säule bei Constantinopel bestieg und nach dreißig Jahren, als achtzigjähriger Greis, auf derselben starb. Seinem heiligen Vorgänger ähnlich, stand auch er in hoher Achtung bei Fürsten und Völkern und leuchtete durch die Gabe der Wunder und Weissagung. Ein anderer berühmter Stylite war der jüngere Simeon, der 596 starb, nachdem er achtundsechzig Jahre auf Säulen gestanden. Die Zeitgenossen nennen ihn ein wahres Wunder von Tugend und Heiligkeit. Als zarter Knabe schweifte er auf den Bergeshöhen umher und fing spielend einen Panther. Das wilde scheue Thier ließ sich ganz zahm am Gürtel des Knaben in's Kloster führen, wo Simeon erzogen wurde. Sein Lehrmeister, auch ein Stylite, fragte

ihn erſtaunt, was er bringe? „Eine Katze!“ ſagte der Knabe unbefangen. Dieſer Sieg der Unſchuld über das Schädliche in der Schöpfung erſchien dem Lehrmeiſter bedeutungsvoll und er gab dem längſtgehegten Verlangen des Knaben nach und erlaubte ihm, eine Säule zu beſteigen. Der kleine Simeon war damals ſechs Jahre alt und ſtand nun ſechs Jahre unter den Augen ſeines geiſtlichen Führers auf einer niedrigen Säule, dann acht Jahre auf einer höheren. Als er ſelbſt zwanzig Jahre zählte, begab er ſich auf den ſogenannten „wunderbaren Berg“ bei Antiochien, wo er bis zu ſeinem Ende verblieb und durch die heldenmüthigſte, mit allen Gnadengaben geſchmückte Tugend, ein Seelenbruder des ältern Simeon wurde, wie er deſſen Namensbruder war.

Der Thor! ſagt die ungläubige Welt. Ja wohl! der heilige Thor des Kreuzes! ſagt der Gläubige. In einem Lobgeſang der Maroniten — dieſes frommen, arbeitſamen, chriſtlichen Völkchens im Libanon — heißt es von Simeon: „Von jenem Weine, den auspreßte die Lanze auf Golgatha, trank der Gerechte.“ Ja, ſo ſtand es mit ihm: ſein Leben war ein Rauſch der himmliſchen Liebe, war ein Nachklang zu dem Wonnelied des heiligen Sängerkönigs im überirdiſch ſchönen zwei und zwanzigſten Pſalm: „Mein berauſchender Becher, wie herrlich iſt er!“ war ein Seitenſtück zu dem Ausruf ſeines großen Landsmannes, des heiligen Martyrers Ignatius, Biſchofs von Antiochien: „Meine Liebe iſt gekreuzigt! laßt mich ein Nachfolger der Leiden meines Gottes ſein.“ Nicht von Allen verlangt Gott das zu thun, was dieſer eine Gebenedeite aus Liebe zu ſeinem gekreuzigten Heiland that; aber daß einmal Einer das thue, aus unausſprechlicher, grenzenloſer, beſeligender, gnadenentſprungener Liebe thue, was ſonſt Keiner thut, warum ſollte Gott das nicht verlangen? Gab er doch das Gebot, das höchſte, — „liebe Gott über Alles“ — für Alle. Millionen bleiben davon in unausſprechlicher Ferne und tief, ach, wie tief unter dem Durchſchnittsmaß! Simeon überſtieg es, und das ſollte Thorheit ſein?

Der heilige Nilus.

„Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch auserwählt.“ Joh. 15, 16.

Die christliche Asceſe ſiedelte ſich in jedem Clima, unter jedem Himmelsſtriche und nach allen Weltgegenden hin an, weil ſie etwas Ueberweltliches und daher nicht an ein Land, ein Volk gebunden iſt. Doch hatte ſie Lieblingsſtätten; und das waren immer ſolche, auf denen der irdiſche Menſch durch die ihn umgebende Natur zur Entſagung aufgefordert wird, und wo der überirdiſche Fülle der Nahrung in heiliger Betrachtung und Beſchaulichkeit findet. Eine ſolche Stätte war der Berg Sinai im Peträiſchen Arabien. Mit ſeiner Familie von Nachbarbergen, von Hügeln, von Höhenzügen, von zackigen Spitzen und ſchroffen Felſenklüften, die ihn umringt, wie Kinder und Kindeskinder den Ahnherrn, ſchiebt er ſich als ein rieſenhaftes Vorgebirge in die nördliche Küſte des rothen Meeres. Wie ein Leuchtthurm ſteht er da. Das Licht, das von ihm ausgeht, ſind die Gebote Gottes, dieſe einfachen, ſchlichten zehn Gebote, die ſo leicht ausſehen und die dem ſündigen Menſchen ſo ſchwer fallen, daß der Sohn Gottes kommen und ihn entſündigen mußte, damit er ſie halten könne. Ringsum iſt Wüſte, gewaltige Wüſte, ſpärlich durchbrochen von kleinen Oaſen, die ſich mit einigen Palmen um dürftige Quellen bilden. Jünger des großen heiligen Antonius und des heiligen Hilarion zogen von Egypten und von Paläſtina aus zum Sinai. Die Einen lebten auf den Höhen des Berges in Zellen, welche die Natur ihnen in dem zerriſſenen Kalkgeſtein bereitet hatte, und in denen ſie ſich möglichſt weit von einander entfernt niederließen, ſo daß jeder Einſiedler mindeſtens eine Stunde zu gehen hatte, bis er ſeinen nächſten Nachbar erreichte. Die Anderen ſiedelten ſich auf derjenigen Kuppe an, die Horeb heißt und niedriger liegt. Da hütete Moyſes die Schafe Jethro's, ſeines Schwiegervaters, als Jehovah ihm im feurigen Dornbuſch erſchien und ihm

befahl, Israel aus der egyptischen Knechtschaft nach Canaan zu führen. Eine Kirche wurde hier erbaut und daneben ein Kloster, welches Mönche und Priester bewohnten, die nicht den Beruf der absoluten Einsamkeit spürten. Sie bildeten aber eine und dieselbe Genossenschaft mit den Anachoreten und der Sonntag versammelte sie Alle zur Feier der heiligsten Geheimnisse, zum Genusse des zarten Fronleichnams und zur Kräftigung in der Liebe zu Gott und den Brüdern. Es ist dieselbe Trennung und dieselbe Gemeinschaft, die sich bei allen Einsiedler- und Mönchsvereinen der Zeit findet.

Um das Jahr 390 kam ein jugendlicher Mann mit einem kaum in das Jünglingsalter tretenden Knaben in die Felsenwüste des Sinai und zog sich in eine der entlegensten Höhlen zurück. Der Mann hieß Nilus und der Jüngling Theodul; sie waren Vater und Sohn. Sie kamen aus dem Glück und der Herrlichkeit der Welt, getrieben von unbesieglichem Verlangen nach jenem Opfer, durch das sich der Mensch Gott und dafür Gott dem Menschen gibt. Nilus stammte aus einer reichen und vornehmen Familie zu Ancyra in Galatien. Er empfing eine vortreffliche Erziehung; er studirte zu Antiochien unter dem heiligen Johannes Chrysostomus die heiligen Wissenschaften; er ging nach Constantinopel, bekleidete hohe Aemter, ward Präfect. Früh schon hatte er sich vermählt und zärtliche Liebe band ihn an sein edles frommes Weib. Zwei Kinder erfreuten und schmückten seine Ehe. Es war aber nicht leicht am Hofe des Kaisers Arcadius mit reiner unangetasteter Seele zu leben. Ueppigkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht, Geldgier, Sinnenlust waren Götzen, welche die Herzen zu schnöder Liebe entzündeten. Wie leicht fiel da nicht ein sengender Funke im unbewachten Augenblicke auf das Gemüth! wie leicht blieb, wenn es auch nicht in sündiger Flamme auflohderte, ein häßlicher, schwarzer Brandfleck zurück! Das erwog Nilus mit zartem Gewissen und es begann in ihm ein gewaltiger Kampf. Von den Freuden, die das Herz verwüsten, und von den Ehren, die Gefahr bringen, wollte er sich trennen; denn wenn sie auch nicht

ſündhaft und nicht unbedingt zu verwerfen ſind: der ſündige Menſch mißbraucht ſie gar leicht zum Böſen, ſo dachte Nilus und dem gemäß wünſchte er zu handeln. Viele Güter wollte er aufopfern und ein Gut, das Eine, das allumfaſſende, dafür empfangen. Der Kampf währte lange, denn nicht blos ſich ſelbſt, ſondern auch ſein geliebtes Weib mußte er zum Opfer bringen und er hing an ihr mit der ganzen Glut ſeines Herzens. Auch ſie ihrerſeits wollte ſich durchaus nicht zur Trennung von ihm verſtehen. Wer kann ſagen, durch welche Trübſal ſie innerlich gingen, während äußerlich alles Glück, welches der Menſch begehren und genießen kann, ſie umgab! Der göttliche Heiland hat wohl mit Recht geſagt: das Schwert bringe er und nicht den Frieden. Dies geiſtige Schwert haben alle Heiligen führen und damit die Bande zerſchneiden müſſen, durch welche ſie an irgend eine Art von ſelbſtſüchtigem Genuß — ſei er der feinſte! — geknüpft waren. Das Chriſtenthum hat ſeine Herbe für die, von denen der göttliche Heiland geſagt hat: „Wer es faſſen kann, der faſſe es.“ Dafür hat es auch den Balſam, der vom Kreuz herabfließt. Mit dem Chriſtenthum, welches das chriſtliche Leben als ſo leicht und ſo bequem, ſo roſenfarben und ſammtweich, ſo verträglich mit der Welt und ihrer Luſt darſtellt und dadurch Jünger gewinnen möchte, ſteht es freilich im ſchroffen Widerſpruche. Aber auf Roſenwegen und mit Roſen bekränzt hat der göttliche Heiland nun einmal nicht ſein Kreuz nach Golgatha getragen! wer alſo nicht auf Steinen und unter Dornen gehen will, der folget ihm nicht nach. Nilus that es. Auf große Kämpfe folgte ein großer Sieg. Er trennte ſich von ſeiner Frau; ſie begab ſich mit ihrem Töchterchen in ein egyptiſches Kloſter und er mit Theodul erſt nach Paläſtina, dann auf den Sinai. In einer abgelegenen Höhle nahm er ſeine Wohnung; Gebet, Pſalmengeſang, Studium der heiligen Schrift und anderer gottſeliger Bücher füllten ſeine Zeit aus. Seine Vergangenheit mit allen Gewohnheiten, Beſchäftigungen und Genüſſen war ihm todt. Er lebte gemäß der ſtrengen Aſceſe, welche die Anachoreten des

Sinai übten, genoß höchst selten Brod, sondern gewöhnlich wilde Früchte und rohe Kräuter und fand in seinem Theodul einen gelehrigen Jünger und eifrigen Genossen. Zuweilen besuchte er Abends nach vollbrachtem Tagewerk die Mönche, die am Abhange des Berges gemeinschaftlich wohnten, und führte liebliche Gespräche mit ihnen über die Wonne der Abgeschiedenheit und über die Gnade, mit denen Gott das einsame, selbstlose Herz überströme. Seine inneren Kämpfe, den Streit des Fleisches wider den Geist, machte er getreulich durch, ohne sich von diesen Leiden den Frieden seiner schönen reinen Seele trüben zu lassen. Die Welt, die sonst so leicht vergißt, vergaß ihn nicht und schien zu begreifen, was sie sonst so schwer begreift, daß er durch die Ascese nicht in eine Finsterniß, vielmehr in ein Licht des Geistes eingegangen sei. Man schrieb ihm in vielfachen Angelegenheiten, um seine Ansicht, seinen Rath, seine Belehrung zu vernehmen. Nilus antwortete theils durch Briefe, theils durch größere Abhandlungen. Kaiser Arcadius empfahl sich selbst, seine Familie und sein Reich dem heiligen Mann, als nach der Verbannung des großen Johannes Chrysostomus Erdbeben, Feuersbrunst, Hagelschlag, alle Schrecknisse der Elemente Constantinopel heimsuchten und die Kaiserin im Kindbette starb. Nilus antwortete dem Kaiser: „Wie darfst du hoffen, Constantinopel befreit zu sehen von den Heimsuchungen Gottes, so lange große Verbrechen dort begangen werden und das Laster ungestraft herrscht? Seitdem der gottselige Bischof Johannes, die Säule der Kirche, das Licht der Wahrheit, die Posaune des Evangeliums verbannt worden ist, walten mit Macht Ungerechtigkeit und Frevel. Du aber, du selbst, hast ihn verbannt, diese Leuchte der Christenheit; hast dich leichtsinnig dazu hinreißen lassen von Bischöfen, die nicht weise handelten. Bedenke, was du gethan, und gehe in dich."

Das Klosterleben hatte auch damals schon sehr lebhafte Gegner in solchen Menschen, denen Alles zu viel ist, was unmittelbar für Gott geschieht, und die, wegen der Gebrech-

lichkeit eines Mitgliedes, einen ganzen Stand verdammen. Nilus sprach sich in seiner Abhandlung „vom Klosterleben" kraftvoll aus gegen Unordnungen in den geistlichen Genossenschaften, allein er beweist zugleich, schon aus dem Alten Bunde, daß es allzeit Menschen gab, die durch gänzliche Weltentsagung nach der Vollkommenheit strebten. „Der geistliche Kampf, durch den wir unsere Leidenschaften abtödten, um den neuen Menschen anzuziehen, ist die schwerste aller Künste," sagt er. „Diese Schwierigkeit darf uns aber nie ermüden, sondern nur eifriger und beharrlicher im heiligen Streit machen. Jesus Christus ist vom Himmel auf die Erde gekommen, um uns den Weg zu zeigen, der zur wahren Glückseligkeit führt, und die ersten Christen ahmten in allen Dingen dem göttlichen Meister nach. Sie verließen die Welt mit ihren Reichthümern, Ehren und Genüssen, um leichter ihre Leidenschaften zu unterdrücken, ihre Sinnlichkeit zu bezähmen und in der Tugend sich zu üben. Nur durch das Streben nach Heiligkeit gestaltet sich der ascetische Stand seinem Urbild gemäß; durch die Laster seiner Glieder wird er entstellt. Die Einsiedler müssen besonders der größten Schwierigkeiten gewärtig und von einem erfahrenen Meister geprüft sein, ehe sie ihrem Berufe folgen." Er selbst hatte die heftigsten Versuchungen bestehen müssen und er empfiehlt Anderen die Waffen, die er siegreich geführt hat: eifriges Gebet, fromme Lesungen, kniefällige Verdemüthigung vor Gott, Geduld, freiwillige Erniedrigung und das heilige Kreuzzeichen. In einer anderen Abhandlung über die „Hauptsünden" hebt er die Gefahr der Ehrsucht und des Müssigganges vorzugsweise hervor. „Die Ehrsucht," sagt er, „ist wie eine unter dem Wasser verborgene Klippe: wenn wir daran scheitern, ist es um all unsere Tugenden geschehen. Wer diesem Laster ergeben ist, betet gern öffentlich; wer es besiegt hat, lieber und freudiger im Verborgenen. Ein Thor zeigt seine Schätze und reizt dadurch die Gier der Räuber. Verbirg sorgsam deine inneren Reichthümer, denn die Feinde deines Heils besetzen wie Räuber den engen Weg, den du zu gehen hast. Ist ein Ordensmann

vom Müssiggang angesteckt, so erkennt man das leicht, wenn er häufig die Augen vom Buch abwendet, um die äußern Gegenstände zu betrachten; wenn er vom mindesten Geräusch an seine Thür gezogen wird; wenn er sich träge oder übereilt seiner Pflichten entledigt; wenn er seine bestimmten Andachtsübungen aufgibt und nach neuen hascht; Vieles anfängt, Nichts beendet; wenn er auf Neuigkeiten lauert und unter allerlei Vorwänden, sogar unter dem, die Kranken zu besuchen, unruhig hin und her läuft. Ein Ordensmann, der nicht in seiner Zelle verschlossen bleibt, gleicht einem ausgetrockneten, in die Wüste verpflanzten Zweig, der niemals Frucht tragen wird, weil er nicht Wurzel fassen kann."

In dem Buche „vom Gebet" sagt er: „Zuerst müssen wir die Gabe des Gebets und der Thränen von Gott begehren; den heiligen Geist anrufen, damit er in unsere Herzen jene reinen und glühenden Wünsche errege, die allzeit erhört werden; damit er unsere Seele in Bezug auf die Geschöpfe blind und stumm und unser Herz frei von jeder ungeordneten Neigung mache. Willst du recht beten, so verläugne dich selbst zu jeder Stunde. Bist du geduldig im Leiden, so wirst du froh sein im Gebet. Liebst du Gott, so verstehst du die große Kunst des Gebetes, und betest du recht, so wirst du Gott immer mehr lieben. Das Gebet ist demnach die göttlichste Tugend, denn es ist der Ausdruck der vollkommenen Liebe. Gelangst du im Gebet zu einer Freude, welche alle anderen Freuden weit übersteigt: so bist du zum wahren Gebet gelangt."

Zu Ancyra, der Vaterstadt des heiligen Nilus, zählte man damals gegen zehntausend gottgeweihte Frauen und Jungfrauen, von denen zweitausend heroische Tugenden in Werken der Buße und der Barmherzigkeit übten. Unter so vielen erhabenen Seelen leuchtete im hellsten und lieblichsten Glanze Magna hervor. Ihr eigner Wunsch wählte den jungfräulichen Stand, der Wunsch ihrer Mutter den Ehestand; und Magna schätzte den Gehorsam so hoch, daß sie dem Wunsch ihrer Mutter nachgab und sich einem Manne anvermählen ließ.

Sie wußte ihm anmuthig die Zusage zu entlocken, ihr noch einige Tage der Freiheit zu gewähren; und siehe! in dieser Zwischenzeit erkrankte er, starb und hinterließ ihr große Reichthümer. Magna pries mit gerührtem Herzen die göttlichen Fügungen und lebte fortan nur für ihren himmlischen Bräutigam. Das Vermögen gab sie den Armen hin und diente ihnen und den Kranken in den Spitälern. Ihr eigenes Haus war ein Kloster, in welchem sie mit all ihrer Dienerschaft nach einer bestimmten Regel und in pünktlichster Erfüllung aller christlichen Pflichten lebte. Sie verließ es nur, um Werke der Nächstenliebe zu üben und um Kirchen zu besuchen. Ihr höchster Genuß bestand darin, die Nächte vor den Altären zu durchwachen und dort vor Gott in Beschauung seiner unermeßlichen Vollkommenheit und in Betrachtung der ewigen Wahrheiten zu versinken. Die geistige Sammlung, in welcher sie sich immer durch die Einigung mit Gott hielt, sprach sich durch den milden Ernst auf ihrem Antlitz aus, der nicht blos dem Volke, sondern auch heiligen Priestern und Bischöfen eine wahre Ehrfurcht vor dieser seligen Jungfrau einflößte. Die Unvollkommenen sind immer ganz schnell mit sich selbst zufrieden; die Vollkommenen nie. Darum bat Magna den heiligen Nilus um einige ascetische Vorschriften, die er ihr in der Abhandlung über „die freiwillige Armuth," welche sie bereits in einem so hohen Grade übte, denn auch gab, und die Armuth als eine Frucht des ascetischen Lebensbaumes darstellte, dessen übrige Früchte Gehorsam, Friedfertigkeit, Demuth, Lauterkeit und Eintracht sein müßten.

Das kriegerische, eroberungslustige, beutegierige Volk der Sarazenen, das volle tausend Jahre die Plage des oströmischen Reiches war und es ganz allmählich, Provinz nach Provinz, Stadt nach Stadt, in Asien an sich brachte, endlich auch den Bosporus überschritt und mit der Eroberung von Constantinopel diesem Reiche ein Ende machte; diese Sarazenen oder Araber schweiften schon damals an den Grenzen umher und machten häufig räuberische Einfälle in unbeschützte

Landſtriche. Durch ihr Nomadenleben abgehärtet und an Entbehrungen gewöhnt, ſchreckten Wüſten ſie ſo wenig ab, daß ſie ſogar bis in das peträiſche Arabien drangen. Nilus und Theodul hatten eines Abends die Mönche auf dem Horeb beſucht und ſich in gottſeligen Geſprächen mit ihnen erfreut über den Frieden ihres ſtillen Daſeins. Die Nacht, ſo eine weiche, träumeriſche, orientaliſche Nacht, die nicht kalt und dunkel, ſondern mit eigenthümlichem Liebreiz lind und duftig die Welt einſchleiert, kam und ging, ohne daß die frommen Männer müde geworden wären. Gegen Morgen ſprach der Geiſtliche, der an der Kirche das Prieſteramt verwaltete und ein äußerſt liebevoller Mann war: „Wer weiß, ob wir uns jemals wieder ſo glücklich hier zuſammenfinden werden!“ Er ſtand auf, rief Alle in die Kirche, und im heiligen Pſalmengeſang brachten ſie Gott ihr Morgenlob dar. Kaum war er vollendet, ſo erſcholl rings umher wildes Geſchrei. Eine Sarazenenhorde überfiel das Kloſter, um zu rauben, was zu rauben war: die Wintervorräthe, welche in getrockneten wilden Früchten beſtanden und die jungen Mönche, die als Sclaven gebraucht oder verkauft werden ſollten. Die Alten beraubte man ihrer Kleider und ließ ſie dann entfliehen. Der fromme Prieſter und zwei Einſiedler wurden umgebracht. Dann zog die Rotte ab mit dem geraubten Gut und mit den Jünglingen, unter denen ſich Theodul befand. Gegen Abend wagten ſich die flüchtigen Mönche wieder nach ihrem Kloſter zurück und fanden noch den gottſeligen Prieſter am Leben. Er hatte mild geſagt: „Gott ſei gelobt!“ und das heilige Kreuzzeichen gemacht, als er den Todesſtoß empfing. Jetzt lag er in den letzten Zügen, ermahnte die Brüder, den Willen Gottes anzubeten, gab Jedem den Kuß des Friedens und entſchlief. Sie beerdigten ihn und ihre beiden anderen Todten mit tiefer Betrübniß, waren aber noch weit mehr bekümmert über das Loos Derjenigen, die in Gefangenſchaft gerathen waren. Am meiſten grämte ſich Nilus um ſeinen Theodul. Ganz unverhofft erhielt er Nachricht von ihm. Ein Flüchtling ſuchte Schuß auf dem Berge, freilich keiner

der Ihren, sondern ein junger Sclave, der mit seinem Herrn ebenfalls in die Hände der Sarazenen gefallen war. Dieser Herr hieß Magadon und war Senator der Stadt Pharan, welche in Arabien lag, aber zum oströmischen Reiche gehörte. Ihn selbst hatten sie ziehen lassen, aus Furcht vor den Römern; seine Sclaven und seine Habe hatten sie sich zugeeignet. Dieser junge Sclav erzählte nun den bekümmerten Mönchen: die Sarazenen hätten ihn und Theodul dazu bestimmt, der Göttin Venus, welche sie unter dem Bilde des Morgensternes anbeteten, geopfert zu werden. Er habe im günstigen Augenblick die Flucht gewagt; was aus Theodul geworden, wisse er nicht. Unaussprechlich war der Schmerz des Vaters, daß Theodul sein reines Leben für diesen Götzen der unlautern Liebe habe hinopfern müssen. Inzwischen hatte die Obrigkeit der Stadt Pharan durch Magadon die Gewaltthaten der Sarazenen erfahren, schickte eine Gesandtschaft an ihren Emir (Häuptling) und begehrte Genugthuung. Der Emir versprach das Geraubte zu erstatten; es mögten sich Alle, welche Forderungen hätten, bei ihm einstellen. Unter sicherem Geleite traten sie einen Zug an, der zwölf Tage dauerte und dem Nilus sich anschloß, um, wenn nicht seinen Sohn selbst, doch Kunde oder Spuren von ihm zu finden. Der Emir war freundlich und versicherte den Nilus, daß Theodul nicht geopfert, sondern verkauft worden sei und sich bei dem Bischofe von Elusa aufhalten solle. Neubelebt durch diese Hoffnung wollte sich Nilus alsbald auf den Weg machen, und der Emir gab ihm Führer mit, die ihn glücklich nach Elusa, einer Grenzstadt zwischen dem peträischen Arabien und Palästina, brachten. Die Einwohner von Elusa hatte der heilige Hilarion bekehrt. Als sie noch Heiden waren und eines ihrer Götzenfeste begingen, hörten sie, der Heilige sei in ihrer Nähe. Da zogen sie ihm entgegen, baten so demüthig um seinen Segen und empfingen denselben so dankbar und froh, daß diese kindliche Ehrfurcht große Gnade auf sie herabzog und ihr Herz dem christlichen Glauben öffnete. Jetzt war Elusa der Sitz eines Bischofs und wirk-

lich, Theodul hielt ſich bei dieſem auf. Wie Abraham ſeinen Iſaak, empfing Nilus ſeinen Sohn und ließ ſich alle Umſtände der wunderſamen Rettung genau erzählen. Die beiden Opfer waren ernannt: Theodul und Magadons Sclav; der Altar war errichtet, das Opfermeſſer geſchärft, die Opferſchaale, Weihrauch und Blumenkränze bereitet, die Stunde vor Sonnenaufgang, wenn der Morgenſtern im Morgenroth lieblich und klar wie ein Thautropfen in der Roſe erſtrahlt, für die feierliche Handlung beſtimmt. Die Sarazenen durchſchwelgten die Nacht bei wüſten Gelagen; der junge Sclav entfloh, Theodul verharrte, zur Erde gebeugt, im andächtigen Gebet. Gott konnte ihn ja auch anders retten, als durch die unſichere Flucht! Er betete: „O Herr, geſtatte nicht, daß mein Blut den böſen Geiſtern dargebracht, noch daß mein Leib ein Opfer für den Dämon der Sinnenluſt werde! O Herr! mein Vater ruft zu dir und hofft auf dich, laß uns nicht zu Schanden werden.“ So flehete Theodul. Als der Morgen dämmerte, zeigte ſich wohl ein Purpurſtreif im Oſten; aber anſtatt ſich höher und höher zu heben, auszubreiten und wie eine roſenfarbene Fluth über den ganzen öſtlichen Himmel zu gießen, anſtatt dieſes wunderſchönen Schauſpiels, das jeder Morgen in der Wüſte bringt, verhüllten dichte Wolken den Horizont und mit ihm — Morgenroth und Morgenſtern. Die Sarazenen ſchliefen, bis die Sonne das Gewölk durchbrach; und nun war die Stunde der Opferfeier vorüber. Sie hoben ihren Lagerplatz auf und zogen weiter. Einige Male verſuchten ſie Theodul zum Genuß von geopferten Speiſen zu zwingen; allein er ließ ſich durch keine Mißhandlung dazu bewegen. So gelangten ſie in bewohnte Gegenden und ſtellten ihn zum Verkaufe aus. Niemand wollte den hohen Preis zahlen, den ſie forderten, weil er ein kräftiger ſchöner Jüngling war. Endlich wurden ſie es überdrüſſig, ihn ſo lange mit ſich umher zu führen; ſie ſtellten ihn am Eingange eines großen Dorfes öffentlich aus mit einem Schwerte um den Hals. Dies bedeutete, daß man ihn lieber tödten, als unter dem Preiſe verkaufen würde. Nun erbarmte ſich ein

fremder Reisender, ein Mann aus Elusa, seiner, kaufte ihn, nahm ihn mit und der fromme Bischof von Elusa, der bald Ungewöhnliches in dem fremden Jüngling erkannte, löste ihn ein. So war nun Theodul den Hausgenossen des Bischofs eingereiht, und dieser gewann ihn so lieb, und fand ihn so geeignet, das priesterliche Amt zu verwalten, daß er ihm die niederen Weihen ertheilte. Statt eines Geopferten am Altare der Venus, sollte Theodul ein Opfernder am Altare Gottes werden; und so fand der glückliche Nilus seinen geliebten Sohn wieder! So gereichen alle Dinge Denen zum Heile, die Gott lieben! Der Bischof von Elusa behielt sie längere Zeit bei sich und erbaute sich an ihren Tugenden. Aber sie sehnten sich nach ihrer Abgeschiedenheit und baten um Entlassung. Nur unter der Bedingung, daß Beide die Priesterweihe empfingen, um in ihrer Felsenwüste den verlassenen Brüdern als Ausspender der heiligen Sacramente zu dienen, willigte der Bischof in ihre Entfernung ein. So zogen denn Vater und Sohn wieder nach ihren stillen sinaitischen Einsiedeleien, mit dem Vorsatze, noch eifriger Gott zu dienen denn zuvor. Und damit entschwinden sie dem menschlichen Blick. Nicht einmal die Zeit ihres Todes ist bekannt.

Der heil. Johannes Climacus.

„Schmachtet auch mein Fleisch und mein Herz; meines Herzens Gott und mein Theil ist Gott in Ewigkeit." Psalm 72, 26.

Gott schuf den Menschen mit einer unüberwindlichen Sehnsucht nach Glück, denn er schuf ihn nach seinem Bilde, d. h. er gab der Seele des Menschen die Fähigkeit, ihn zu erkennen, ihn zu lieben, ihn zu besitzen; und somit gab er ihr eine immense Größe, die durch nichts ausgefüllt werden kann, als durch ein immenses Gut, durch Gott. Befriedigung in Gott ist ihr wahres, ihr höchstes Glück. Jedes andere Glück genügt ihr nicht, denn jedes andere Gut ist geringer als sie. In Folge des Falles verwischte die Sünde aus der mensch-

lichen Seele die klare Vorstellung ihrer erhabenen Bestimmung, aber nicht das Verlangen nach einem grenzenlosen Glück; und weil sie sich von Gott getrennt und Den verloren hatte, dessen Besitz jenes Glück gewährt, so wendete sie sich nach Außen und suchte dort Befriedigung. Die Gebilde der Schöpfung gaben ihr angenehme Eindrücke; sie hielt diese flüchtigen Empfindungen für Glück; sie strebte dieselben festzuhalten oder neu hervorzurufen. So lebt der Mensch seit seinem ersten Abfall; er wähnt, die äußeren Gegenstände könnten ihn glücklich machen. Dieser Irrthum erwacht in ihm mit den Neigungen seiner gefallenen Natur, wird genährt durch den Genuß sinnlicher und die Unkenntniß übersinnlicher Freuden, und wird befestigt durch den Umgang mit anderen Menschen, welche sämmtlich in derselben Täuschung befangen sind. Denn glücklich will der Mensch nun einmal sein; durchaus! Und das ist sein Recht. Darum sagt der heil. Augustinus aus dem Schatze eigener Erfahrung in seinen Bekenntnissen: „Suchet immer das, was ihr jetzt sucht; aber sucht es nicht da, wo es nicht zu finden ist; sucht nicht das glückselige Leben in den Regionen des Todes.“ Und eine Erläuterung dieses Rathes gibt der heil. Bonaventura in seinem „Wegweiser der Seele zu Gott,“ indem er sagt: „Da die Seligkeit nichts Anderes ist als der Besitz des höchsten Gutes, und da das höchste Gut über uns ist, so kann Niemand selig sein, der sich nicht leiblich, sondern geistig, nicht über sich selbst erhebt. Nun können wir uns aber nicht über uns selbst erheben, es sei denn durch die Kraft von Oben; denn wir vermögen nichts ohne den göttlichen Beistand. Doch der göttliche Beistand wird Denen verliehen, welche von Herzen demüthig und fromm darum bitten, was durch das inbrünstige Gebet geschieht. Das Gebet ist also der Anfang der Erhebung zu Gott.“

Diesen Weg der Erhebung, diese Stufenleiter der christlichen Vollkommenheit, da beginnend, wo der Mensch mit der Welt und der Sünde bricht, da endend, wo er durch die drei göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung

und der Liebe zum Besitze des höchsten Gutes, zur Ruhe in Gott gelangt, hat ein stiller Einsiedler in der Wüste des Sinai in einem Buche beschrieben, welches so schön und so berühmt ist, daß es dem Verfasser seinen Beinamen gab: Climacus, weil das Werk den Titel führt „Climax", d. h. „Leiter." Er selbst hatte sie erstiegen, bevor er sie beschrieb. Dies Buch zeigt, zu welcher Höhe das ascetische Leben damals gestiegen war. Denn es stellt zwar das Ideal desselben auf, aber durchaus nicht als einen abstracten Gedanken, sondern als ein Ziel, wohin der gottliebende Mensch durch Gnade und beharrlichen Willen gelangen könne, wenn er die Rathschläge und Ermahnungen befolgt, die aus höherer Erleuchtung geschöpft und auf Erfahrung beruhend, ihm hier ertheilt werden. Johannes stammte aus Palästina. Christliche Eltern gaben ihm eine äußerst sorgfältige Erziehung, die den ungewöhnlichen Gaben seines klaren und scharfen Geistes und seines tiefen Gemüthes entsprach. Seine Fortschritte in den Wissenschaften waren so schnell und seine Kenntnisse so groß, daß er sich schon in früher Jugend den damals sehr ehrenvollen Beinamen „Scholasticus" erwarb. Doch Johannes legte weder auf sein Wissen, noch auf seine Fähigkeiten, noch auf die Aussichten, welche die Welt ihm eröffnete, den mindesten Werth. Früh wurde ihm klar, daß alle Genüsse und Vortheile der Welt die geistigen Bedürfnisse und das höhere Verlangen des Menschen zwar wohl betäuben, doch nimmer befriedigen können; und so wendete er sich denn früh von einer Richtung ab, die ihm statt des höchsten Gutes nur geringe, weil vergängliche Güter bot. Bei sechszehn Jahren begab er sich in die sinaitischen Wüsten, die schon längst von Einsiedlern und Mönchen bewohnt wurden. Kaiser Justinian hatte auf der Spitze des Sinai ein großes Kloster zu Unsrer Lieben Frau erbauen lassen, das einer zahlreichen Genossenschaft Unterkunft bot. Nicht dahin begab sich Johannes. Er war ein sehr geistreicher Mensch, von aufgewecktem Verstande und lebhafter Phantasie. Er liebte den Austausch der Gedanken in anregenden Gesprächen; aber eben deshalb fürch-

tete er durch dieſe aus ſeinen Fähigkeiten entſpringende Neigung, in Eitelkeit und Zerſtreuung geſtürzt zu werden und in dem Umgange mit ſo vielen Brüdern gefährliche Verſuchungen zu finden. Er begab ſich lieber in die abgelegene Einſiedelei des ehrwürdigen Greiſes Martyrius und bat ihn, die Führung ſeiner Seele zu übernehmen. Im heiligen Stillſchweigen brachte Johannes Gott das Opfer ſeines Wiſſens und im heiligen Gehorſam das ſeines Willens dar. Die Unterwürfigkeit gegen Martyrius übte er in ſolchem Grade, daß er gar keinen eigenen Willen zu haben ſchien. Dieſe Tugend prägte nun allen ſeinen Handlungen etwas von der Vollkommenheit des gehorſamen Gottesſohnes auf. Er verſuchte nie, ſein eigener Steuermann zwiſchen den Klippen, Untiefen und Strudeln ſeines inneren Lebens zu ſein; er ließ ſich leiten von einem erfahrenen Sinn und einer feſten Hand, und umſchiffte glücklich alle Gefahren, an denen ſo leicht das Selbſtvertrauen zu Grunde geht. Zu hohem Fluge ſchwang ſeine reine, demüthige junge Seele ſich auf und erhob ſich von ihrem heiligen Berge zur Betrachtung des höchſten Gutes und aller Schönheiten und aller Wonnen, die darin verborgen ſind. Mit ſtiller Freude beobachtete Martyrius die Fülle von Gnaden, die ſeinem frommen Jünger zu Theil wurde, und deſſen Eifer, um allen Anregungen derſelben getreu zu entſprechen. Um ſo mehr übte er ihn auf jede Weiſe in Abtödtung der Eigenliebe und Selbſtſucht.

Der heilige Baſilius der Große hatte durch ſeine Kloſterregeln dem Mönchsweſen im Orient einen Leitfaden für die Anordnung des äußeren und die Durchbildung des inneren Lebens gegeben, wie der heilige Pachomius es für die egyptiſchen Mönche that. Zu den Regeln des Baſilius gehörte die Ablegung der Ordensgelübde nach langer und reiflicher Prüfung und Erwägung; d. h. Diejenigen, welche glaubten, mit Gottes Gnade nach den drei evangeliſchen Räthen der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams leben zu können, bekräftigten und heiligten dieſen Entſchluß durch das feierliche Verſprechen, fortan ihren Reichthum in Gott allein, ihre

Freuden in Gott allein, ihren Willen in Gott allein zu suchen und zu begehren. Dieser Entschluß liegt ganz und gar über der Natur; denn die Natur hängt ungemein an ihren Reichthümern, ihren Freuden und ihrem Willen, und weiß nichts von der Liebe zum Leiden, welche die höchste Blüthe der Gnadenwirkung ist. Die vollkommenste Frucht dieser Blüthe ist jener Entschluß, der sich in den drei Ordensgelübden ausspricht. Johannes erwog während vier Jahren, ob er dem Zuge der Gnade, die ihn zur gänzlichen Hingabe an Gott berief, ohne Vermessenheit folgen dürfe, unterzog sich willig allen Prüfungen und nahm dankbar alle Unterweisungen an, die ihn darüber aufklären konnten. Je näher der Tag seiner Opferung kam, desto mehr steigerte er seinen Eifer zum Gebet, zum Fasten und Wachen, damit er seine Seele als einen reinen Heerd für das Feuer des heiligen Geistes, der in ihm fortan herrschen wolle, anbieten könne. Martyrius erlebte noch den Tag der feierlichen Weihe, an welchem sein hochbegnadeter Jünger sich durch die heiligen Gelübde gänzlich Gott hingab, ertheilte ihm noch den Rath, nunmehr als Anachoret zu leben; und bald darauf war die kleine Zelle verödet, denn Martyrius starb und Johannes begab sich in die Wüste Thola, die sich am Fuße des Sinai ausbreitete. Da vergrub er sich in einer Einsiedelei, welche zwei Stunden von der Kirche zu Unsrer Lieben Frau entfernt war. Samstag und Sonntag wohnte er dem gemeinschaftlichen Gottesdienste bei, empfing mit sämmtlichen Brüdern, Mönchen und Einsiedlern die heilige Communion; übrigens aber lebte er von aller menschlichen Ansprache abgesondert und nur darauf bedacht, die Einsprache Gottes zu hören und zu verstehen. Durch das Gebet hielt er sich immer in der Gegenwart Gottes; durch Studium der heiligen Schrift und der Werke der Kirchenväter in der höchsten Regsamkeit des Geistes; durch Betrachtung göttlicher Wahrheiten und himmlischer Geheimnisse in ungetrübter Reinheit des Herzens; und durch die süße Beschauung der ewigen Liebe in einer außerordentlichen Fertigkeit, deren Willen durch Gedanken, Worte und Werke

zu erfüllen und deren schmiegsames Werkzeug zu sein. Seine Seele wurde mit einer Fülle der auserlesensten Fähigkeiten geschmückt. Er verbarg sie sorgfältiger, als Andere ihre Mängel und Fehler verbergen, weil er mit demüthiger Vorsicht die eitle Ehrsucht fürchtete. Hinsichtlich der leiblichen Abtödtung vermied er, immer aus derselben Furcht, alles Ungewöhnliche. Er befolgte die allgemeine Regel und genoß das, was nicht verboten war, doch stets in den Schranken der äußersten Mäßigkeit. Er hatte so früh angefangen, die höheren Kräfte in Zucht zu nehmen und seinen Willen zu beherrschen, daß die niederen dadurch gebändigt waren und der Kampf mit ihnen weniger scharf hervortritt, als bei anderen Asceten. Seine Schwächen und geringen Unvollkommenheiten, welche unzertrennlich vom Zustande des Menschen hienieden sind, betrübten ihn so schmerzlich und erfüllten ihn mit so reuiger Zerknirschung, daß sich sein Herz in laute Wehklagen, seine Augen in Strömen von Thränen ergossen. Er weinte über die Verwüstung und Zerrüttung, welche als Folge des Sündenfalles in die ganze Schöpfung hinein gedrungen ist und welche sich in jedem Einzelnen geltend zu machen sucht, er weinte über die verlorene Ebenbildlichkeit Gottes im Menschen mit jenem grenzenlosen Schmerz, den nur Derjenige empfinden kann, der da weiß, welch' ein Verlust das ist und welch' ein Schatz von Glückseligkeit damit entschwunden ist. Zu lautem Jammer steigerte sich zuweilen dies Weh des übernatürlichen Menschen, so daß manchmal Einsiedler, die nach dem Kloster gingen, oder junge Brüder, die sich zu ihren Lehrern begaben, seine herzzerschneidenden Klagen hörten. Johannes wollte aber den Brüdern weder Anstoß geben noch Schreck verursachen; deshalb höhlte er mit unsäglicher Mühe und Geduld eine Grotte sich aus, welche tief in einen Felsen hineinlief und welcher er nur einen ganz engen und niedrigen Eingang gab. Aus dieser Felsengrotte drangen seine Seufzer zu keinem menschlichen Ohr, und dahin begab sich Johannes zuweilen, um die Erbarmnisse Gottes anzubeten und die Versündigungen der Menschen zu bejammern.

In dieser ascetischen Abgeschiedenheit reifte er den Absichten Gottes entgegen. Ein junger Mönch, Namens Isaak, war von Versuchungen so heftig bestürmt, daß er am Rande der Verzweiflung schwankte. Zu seinem Heil kam ihm der Gedanke, sich an den stillen, einsamen und gewiß hocherleuchteten Johannes zu wenden und ihn um geistige Waffen für diesen furchtbaren Kampf zu bitten. Dies kindliche Vertrauen fand seine Belohnung. Isaak drückte mehr durch Seufzer und Thränen als durch Worte vor Johannes die Nöthen und Aengste seiner Seele aus, als dieser schon liebreich zu ihm sprach: „Komm, mein Bruder! wir wollen im Gebet unsere Zuflucht zu Gott nehmen.“ Beide warfen sich auf die Knie und flehten um himmlischen Beistand, und während sie beteten, wichen die Anfechtungen von Isaak und kehrten nimmer wieder. Dankbar pries der junge Mönch die heilsame Wirkung der Gebetshülfe des großen Asceten, der seine außergewöhnlichen Gnadengaben so sorgfältig verheimliche. Und von dem Augenblicke wurde an Johannes, nach der Seite der Menschen hin, offenbar, wie an tausend heiligen Büßern vor und nach ihm, daß die übernatürlicher Weise gereinigte Seele auch übernatürliche Gaben und Erleuchtungen habe. Ein junger Einsiedler, Namens Moyses, bestürmte ihn so lange mit Bitten, die Leitung seiner Seele zu übernehmen, bis Johannes nachgab; das war nun der erste seiner Schüler. Mehr und mehr kamen aber auch Leute aus der Welt mit tausend Nöthen, Bedrängnissen und Fragen zu ihm, und Jeder ging getröstet oder belehrt oder gekräftigt hinweg. Wie groß die Versuchung zur Zerstreuung sein mochte, die aus dem Verkehr mit so vielen Menschen hervorging, Johannes überwand sie, indem er sich stets geistig gesammelt in der Gegenwart Gottes hielt, und es war Unverstand von Seiten einiger Einsiedler, welche noch nicht zu einer so innigen Vereinigung mit Gott gekommen waren, daß sie ihn beschuldigten, er verschwende seine Zeit mit unnützen Gesprächen, um die Gunst und die Bewunderung der Menschen zu gewinnen. Diese Verkennung schmerzte Johannes nicht im

mindeſten, und ſtatt die Beleidigung zu empfinden, fühlte er ſich nur zur größten Dankbarkeit für die liebreiche Warnung verpflichtet. Er legte ſich alsbald ein ſtrenges Stillſchweigen auf und beobachtete es unverbrüchlich während eines ganzen Jahres. Dieſe Demuth entwaffnete jene mißtrauiſchen Einſiedler und überzeugte ſie, daß Johannes niemals, weder redend noch ſchweigend, ſeine eigene Ehre ſuche, ſondern nur auf die Verherrlichung Gottes bedacht ſei. Sie geſellten ſich nun zu den übrigen Einſiedlern und Mönchen, und Alle baten den Johannes, wieder zum Heile der Seelen auf die Anſprache der Menſchen einzugehen. Freundlich und demüthig, wie er ſich in das Stillſchweigen begeben hatte, unterbrach er es nunmehr wieder, und der Ruf ſeiner himmliſchen Weisheit und ſeelenkundigen Erfahrung drang aus den Wüſteneien des Sinai in die weite Welt. Johannes galt für einen Mann, auf dem der Geiſt Gottes ruhe, und von fern und nahe ſuchte man einen ſo erleuchteten Rathgeber auf. Und ſo vergingen viele, viele Jahre.

Am rothen Meere in Arabien lag das Kloſter Raithu, deſſen Abt damals ein ſehr gottſeliger Mann war, der auch Johannes hieß und der die Tugenden ſeines großen Namensbruders am Sinai ſo verehrte, daß er den Wunſch ausſprach, die geiſtigen Früchte derſelben zum Nutzen ſpäterer Zeiten aufbewahrt zu ſehen. Der Abt von Raithu bat demnach Johannes, die Vorſchriften zu ſammeln und an einander zu reihen, welche er vereinzelt denjenigen Seelen zu geben pflegte, welche eifrig nach der chriſtlichen Vollkommenheit verlangten. Johannes antwortete, das gehe über ſeine Kräfte; er theile den Leuten nur die Rathſchläge mit, die Gott ihm eben eingebe; allein er verſtehe nicht zu ſchreiben und glaube auch nicht, daß ein Sünder wie er, berufen ſei, als Lehrer für Andere aufzutreten. Der Abt von Raithu ließ ſich aber durch dieſe Weigerung nicht abſchrecken, ſondern drang nur um ſo lebhafter auf die Erfüllung ſeines Wunſches, und Johannes, demüthig wie immer, gab endlich nach und verfaßte ſein berühmtes Buch: die Leiter, dem er ſeinen Geiſt und das ihm

seinen Beinamen gab. Er schmeichelte sich aber nicht, etwas Tüchtiges geleistet zu haben oder auf glücklichen Erfolg rechnen zu dürfen, und schrieb dem Abt von Raithu: „Aus Furcht, das geheiligte Joch des Gehorsams abzuwerfen, den ich immer als die Wurzel aller Tugenden betrachtete, hab' ich gethan, was ich vermochte. Doch bezweifele ich sehr, Nützliches zu Tage gefördert zu haben, weil ich, als ein Schüler der ich bin, nur einen unvollkommenen Abriß liefern konnte. Ein vollkommener Meister, wie du, wird an dies Werk die letzte Hand legen und es brauchbar machen." In dreißig Stufen hat er diese Leiter eingetheilt, auf welcher der Mensch aus sündhafter Unvollkommenheit allmählich höher und höher zur Heiligkeit emporklimmt. Jede Unvollkommenheit, die der Mensch ausrottet, indem er die entgegengesetzte Tugend sich aneignet, bringt ihn eine Stufe aufwärts und näher zu Gott. Indem er mehr und mehr vom Irdischen zum Himmlischen sich erhebt, nimmt die Mühe und Traurigkeit, die anfangs wegen der ungewohnten Anstrengung sehr groß ist, auch mehr und mehr ab. Auf der obersten Stufe findet er Gott und die selige Wonne der Ruhe in ihm. Auf der ersten Stufe: „Von der Entsagung des weltlichen Lebens," schreibt Johannes: „Die Zurückziehung von der Welt ist ein freiwilliger Haß dessen, was die Welt lobt und liebt, und eine Verläugnung der Natur in der Absicht, zum Besitze jener Dinge zu gelangen, die über der Natur sind. Wer immer aus Liebe zu Gott und aus Abscheu vor der Sünde aus der Welt geflohen ist, höre nicht auf, mit feurigen Thränen und dringenden Seufzern zu bitten, bis Jesus zu ihm kommt und den Stein der Verhärtung vom Herzen wälzt, und den Lazarus, d. h. den Geist, von den Binden der Sünden befreit, und den Engeln befiehlt: Löset ihn von aller Unruhe des Herzens und lasset ihn frei von jeder Krankheit der Sünde in die selige Stille des Geistes eingehen. Wahrlich, diejenigen Menschen, welche mit der Bürde des Leibes himmelan zu wandeln streben, müssen unaufhörlich Gewalt anwenden und viel Trübsal und manche bittere Stunde leiden, bis sie durch

anhaltende Bußtrauer gereinigt, zur göttlichen Liebe ſich entflammen. Sie würden ſich aber betrügen, wenn ſie dieſen Dornenpfad ohne erfahrenen Führer durchwandeln wollten. Bei dem Auszug aus Egypten war Moyſes, bei der Flucht aus Sodoma war ein Engel der Führer. Das Leben im Kloſter iſt nicht Jedermanns Sache und für die Einſamkeit taugen nicht Alle; aber dahin muß das Streben jedes ächten Chriſten gerichtet ſein, daß er vorſichtig und mit Beihülfe eines geiſtlichen Rathgebers prüfe, welchen Stand und Platz er zu wählen habe. Lebt er in der Welt, ſo ſage ich ihm: Thue alles Gute, was du thun kannſt; betrüge Niemand, haſſe Niemand, erhebe dich über Niemand; enthalte dich von der Lüge; lebe in Frieden mit deinem Eheweibe; gib nie ein Aergerniß; habe Mitleid mit Dürftigen; trenne dich nicht von der Kirche und vom Gottesdienſt: befolgſt du dies, wirſt du nicht fern vom Himmelreich ſein. Ein Mönch aber thut ſeiner Natur beſtändig Gewalt an, bewacht unaufhörlich ſeine Sinne, ſucht den Stand der Engel im irdiſchen Leibe darzuſtellen, hat nur das Göttliche vor Augen, und während ſeine Seele in Bußtrauer lebt, iſt ſein Geiſt von göttlichem Licht beſtrahlt. Wer in dieſen zwar mühſamen, aber herrlichen und durch Gott erleichterten Kampf ſich begibt, der ſoll wiſſen, daß er gleichſam in ein läuterndes Flammenmeer ſich zu ſtürzen hat, wenn er verlangt, daß das göttliche Liebesfeuer in ihm entbrennen ſoll."

Von der vierten Stufe, „dem ſeligen und lobenswürdigen Gehorſam," ſchreibt Johannes: „Wer durch das geiſtliche Gelübde das Weltkleid ausgezogen und das Joch Chriſti auf ſich genommen hat, begibt ſich in die Dienſtbarkeit des Gehorſams, nur um dafür in die ewige Freiheit verſetzt zu werden, und läßt ſich, von den Händen Anderer emporgehalten, ſorglos über das wilde Meer des Lebens tragen. Da er in der Abſicht, Demuth zu erlangen und ſein Heil zu bewirken, einem Anderen ſeine Leitung anvertraut, ſo iſt er gleichſam ſchon am Ziele des Guten, des Geiſtigen, des Gottgefälligen angelangt; denn Gehorſam iſt die voll-

kommene Verläugnung des irdischen Menschen, die Grablegung des eigenen Willens, die Auferweckung der Demuth, das selige Leben der Weltabgestorbenheit.“ Darauf spricht er von einem Kloster, in welchem er sich einige Zeit aufhielt, dessen Abt ein ungemein gottseliger Mann war, der durch Belehrung und Beispiel seine geistlichen Söhne zu einer feurigen Liebe des Gehorsams entzündete und somit zu hoher Vollkommenheit sie führte. Auf dem Wege der Selbstüberwindung, unter Leitung des Gehorsams, gelangten viele dieser Mönche zu einer wundersamen Abtödtung. Einer von ihnen hieß Abbacyrus, und Johannes erzählt von ihm, daß er gleichsam die Zielscheibe aller Verfolgung gewesen und sogar von den dienenden Brüdern so übel behandelt worden sei, daß sie ihm nicht selten die nothwendige Nahrung versagten. Johannes fragte ihn einst: „Wie kommt es nur, mein Bruder, daß du so häufig vom Tische fortgeschickt wirst und dich hungrig zur Ruhe begeben mußt?“ „O mein Bruder,“ antwortete der selige Abbacyus, „unsre Väter prüfen mich, ob ich fähig bin, ein Mönch zu sein. Im Ernst geschieht das nicht, und weil ich ihre liebevolle Absicht sehr gut kenne, so ertrage ich Alles ganz leicht und froh. Vor fünfzehn Jahren, bei meinem Eintritt in das Kloster, sagten sie mir, daß sie dreißig Jahre Diejenigen zu prüfen pflegten, welche sich dem Gehorsam und der Weltentsagung widmeten. Und daran thun sie recht, denn ohne Prüfungsfeuer wird das Gold nicht geläutert.“ Nach zwei Jahren wanderte Abbacyrus zum Herrn. Da sagte er mit sterbenden Lippen zu dem Abte: „Ich danke Gott und dir, daß du mich zu meinem Heile beständig geprüft hast. Sieh, wegen dieser Ursache bin ich seit siebenzehn Jahren frei von allen Versuchungen des bösen Feindes geblieben.“

Ein anderer Mönch hieß Laurentius, war ein herrlicher, liebenswürdiger Greis von achtzig Jahren und nahm im Kloster, wegen seiner Priesterwürde, nach dem Abte den ersten Rang ein. Einst hatte sich die zahlreiche Genossenschaft eben zur Mittagsmahlzeit niedergelassen, als der Abt mit lauter

Stimme den frommen Priester, Bruder Laurentius, zu sich rief. Dieser stand eilig auf, verließ seinen Platz, trat vor den Tisch des Abtes, knieete nieder, empfing den Segen wie es üblich war, erhob sich dann und erwartete, der Abt werde ihm irgend einen Auftrag geben. Aber ohne ihm ein Wort zu sagen, ohne nur eines einzigen Blickes ihn zu würdigen, ließ der Abt ihn vor dem Tische stehen. Da stand nun der herrliche Greis mit seinem milden, freundlichen, von Silberlocken umwallten Antlitz eine volle Stunde vor der ganzen Versammlung. Als man sich erhob, befahl ihm der Abt weiter nichts, als den neununddreißigsten Psalm zu beten, was er sogleich mit großer Inbrunst that. Später fragte ihn Johannes: „Was dachtest du, ehrwürdiger Vater, als du so am Tische standest?“ Laurentius gab zur Antwort: „Ich sah in unserm Abt den Herrn Jesus und glaubte dem Befehle Gottes, durch unsern Obern ertheilt, nachzukommen. Deshalb stand ich nicht vor dem Tische der Menschen, sondern vor dem Altare Gottes!, und während ich an ihn meine Gebete richtete, wuchs mein zärtliches Vertrauen zu unserm gottseligen Abt.“

Der Verwalter dieses Klosters hieß Menas, und war ein ganz ungewöhnlich begabter Mann, klug, sanft, demüthig wie Wenige, dabei so gewandt, daß auch das Zeitliche unter seiner Hand gedieh und alle Brüder die Nothdurft des Lebens in dem armen Kloster hatten. Diesem vortrefflichen Bruder gab einst der Abt ohne irgend einen Grund irgend ein Vergehen Schuld und ließ ihn aus der Kirche weisen. Johannes, der die Handlungsweise des großen Abtes gegen seine geistlichen Söhne noch nicht kannte, und der ganz gewiß wußte, daß sich Menas in jener Sache nicht vergangen habe, Johannes begab sich später zum Abte und wollte ihn aufklären über die Unschuld des Menas. Mild lächelnd unterbrach ihn der Abt und sprach: „Ich kenne seine Unschuld; aber ein Seelenführer muß sich bemühen, seinen Zöglingen so viel Kronen zu bereiten, als er weiß, daß sie tragen können, sei es durch Unbilden, Schmähworte, Herabsetzung oder

Spott. Ich könnte dem Bruder Menas keinen größeren Nachtheil zufügen, als wenn ich ihn des himmlischen Lohnes beraubte, welcher der sanftmüthigen Ertragung unverdienter Kränkung dereinst bestimmt ist." Johannes warf dagegen ein, das Geschlecht der Zeit sei nicht mehr stark genug für eine solche Strenge, und Viele würden sich deshalb von der Genossenschaft trennen. „Nein," entgegnete der Abt, „eine Seele, welche durch Christus in Glauben und Liebe mit ihrem Hirten verbunden ist, trennt sich nicht von ihm, besonders dann nicht, wenn er sie von den Wunden ihrer Sünden geheilt hat. Eine Seele aber, die nicht so in Christus gegründet ist, um ihrem Führer im unbedingten Gehorsam zu folgen, würde ohnehin keinen Nutzen von ihrem Aufenhalt zwischen uns haben." Und er fuhr fort, den Menas mehr und mehr zu einem Opfer der vollendeten Abtödtung zu machen. Einst kehrte Menas halbtodt vor Ermüdung von einer Geschäftsreise Abends in das Kloster zurück, warf sich nach Gewohnheit dem Abt zu Füßen und bat um die Gnade des Segens. Am Boden hingestreckt ließ der Abt den heiligen Greis, der schon neunundfünfzig Jahre im Kloster war, bis zum andern Morgen liegen. Dann segnete er ihn zwar und hieß ihn aufstehen, warf ihm aber vor, ein Heuchler und innerlich ungeduldig zu sein. Zur unsäglichen Erbauung des ganzen Klosters ertrug Menas großmüthig eine solche Bußübung, und als Johannes ihn später fragte, ob er während der langen Zeit weder mißmuthig noch schläfrig geworden sei, entgegnete Menas freundlich, er habe sie dankbar benutzt, um den ganzen Psalter zu beten.

Ein angesehener Bürger von Alexandrien meldete sich einst um Aufnahme bei dem Abt. Dieser wollte erproben, ob kein weltlicher Vorwitz ihn treibe, suchte ihn zu demüthigen und sprach: „Hast du dir wahrhaft vorgenommen, das Joch Christi zu tragen, so will ich, daß du im Gehorsam dich übest." Isidor, dies war sein Name, entgegnete: „Wie der Schmied das Eisen geschmeidig macht, so gebe ich mich in deine Hand." „Wohlan, mein Bruder," sprach der Abt,

stehe an der Klosterpforte, beuge dein Knie vor Jedem, der aus- und eingeht, und sprich dazu: Vater, ich bin ein Sünder, bitte für mich! Isidor gehorchte dem Abt, wie ein Engel Gott dem Herrn gehorcht. Er stand und bat sieben Jahre an der Klosterpforte. Darauf nahm der Abt ihn mit großer Freude unter die Brüder auf und wollte ihn zum Priester weihen lassen, weil er Isidor für einen sehr vollkommenen Mann hielt. Aber Isidor bat demüthigst, man möge ihn mit einer so hohen Würde verschonen und ihn auf dem Platz lassen, der seiner Unwürdigkeit gebühre, draußen an der Klosterpforte. Gerührt willigte der Abt in diese Bitte; aber nach zehn Tagen verließ Isidor seinen Platz, nicht um in's Kloster, sondern in den Himmel zu gehen. Johannes hatte einst Isidor gefragt, in welcher Seelenverfassung er sich während jener mühseligen sieben Jahre befunden habe. Isidor antwortete: „Im ersten Jahre war mir zu Muth wie einem für seine Sünden bestraften Sclaven und bitterer Schmerz erfüllte meine Seele, so daß ich trostlos den Leuten mich zu Füßen warf. Im zweiten Jahre schwand die Trübsal vor der Hoffnung, dereinst den Lohn meiner Geduld zu ernten. Im dritten Jahr aber schätzte ich mich der Aufnahme im Kloster und aller Gnaden des geistlichen Lebens ganz unwürdig, senkte mehr noch das Herz als das Auge zu Boden und bat flehentlich die Ein- und Ausgehenden um ihr Gebet für mich armen Sünder. Und in dieser Stimmung bin ich seitdem immer ruhig und zufrieden auf meinem Platz geblieben." Wie rein muß das Menschenauge sein, das zu einer solchen Selbst- und Gotteskenntniß gelangt!

Immer höher und höher führt Johannes nun auf seiner Paradiesesleiter und beschreibt Schritt um Schritt, wie die Kirche, kraft des ihr innewohnenden heiligen Geistes, stufenmäßig lehrend, übend, reinigend, stärkend, den Menschen entsündigt und auf göttliche Weise die Heilung der Todeswunden seiner Seele bewirkt. Zu dieser Entsündigung muß der Mensch sich aber auch selbst befähigen durch die vollkommene Buße. Johannes widmet ihr die fünfte Stufe und nennt sie „eine zweite Taufe, aber durch Thränen; ein Gericht, das

man über sich selbst hält; eine dauernde Abweisung alles Trostes; eine freiwillige Duldung aller Trübsal; eine Strafe und Verwundung der Seele zum Zweck der Selbstbeherrschung. Buße ist Abwendung von der Sünde, d. h. von dem ganzen, alten sündhaften Menschen." Das Andenken des Todes eifert zur Buße an; heilsame Trauer über frühere Sünden begleitet sie und ihre Wirkung bringt drei Tugenden hervor: Reinheit der Gedanken, Geduld in Trübsal und beharrliches Gebet. Indem die Bußstrenge nach und nach Zorn, Heuchelei, Trägheit, Geiz, Wollust, Hoffart und alle Laster angreift, rottet sie allmälig die bösen Leidenschaften durch Einpflanzung entgegengesetzter Tugenden aus. Von der lieblichen Tugend der Sanftmuth sagt Johannes auf der vierundzwanzigsten Stufe: „Vor der Sonne strahlt das Morgenlicht; so geht der Demuth die Sanftmuth voraus. Sanftmuth ist jener unveränderliche Zustand der Seele, der sich bei Lobreden wie bei Beleidigungen immer gleich ohne Verwirrung, ohne Unruhe, ohne Betrübniß bleibt. Sanftmuth verhilft zum Gehorsam und ist eine Eigenschaft der Engel. Eine sanfte Seele wird erleuchtet mit dem Geist der Einsicht und ist der Sitz der Einfalt. Die einfältige Seele ist von jedem verkehrten, eitlen, überflüssigen, vorwitzigen Gedanken fern; sie geht aufrichtig und gerade zum Herrn, wie der Schüler zum Lehrer. Da er selbst seiner Natur nach einfach, ohne Zusammensetzung und Beimischung ist, so will er, daß einfache, reine, unverstellte Seelen sich ihm nahen. Selig die Einfalt, die wir durch viele Mühen und Kämpfe gegen unsere eigene Bosheit erringen; ein überschwenglicher Lohn ist ihr bereitet, denn sie bahnt den Weg zur tiefsten Demuth. Schöner und vollkommener sah man sie nie, als bei jenem seligen Paul, genannt der Einfältige. Ihr verschwistert ist die Unschuld, d. h. jene heitere Stille der Seele, die jeden bösen Gedanken ausschließt." Ueber die Demuth sagt Johannes auf der fünfundzwanzigsten Stufe, es wären einst die Väter des Klosters auf dem Sinai zusammen gekommen, um sich über die Demuth zu unterhalten und was

einige Väter gesagt hätten, führt er an, z. B.: „Demuth ist ein beständiges Vergessen unserer guten Handlungen. Demuth ist die Erkenntniß unserer Gebrechlichkeit. Demuth ist das Gefühl eines zerknirschten Herzens und die Verleugnung des eigenen Willens. Demuth ist es, sich für den letzten der Menschen und für den größten Sünder anzusehen.“ Dann setzt er hinzu: „Demuth ist eine namenlose Gnade der Seele, ein unaussprechlicher Schatz, eine besondere Gabe Gottes. Christus sagt: Lernet von mir, nicht von den Menschen oder Engeln oder Büchern, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Ist diese Königin der Tugenden in unserer Seele herrschend geworden, dann achten wir alles Gute, das wir thun, für nichts; dann fürchten wir täglich unsere Sündenlast zu vergrößern; dann erregt die Fülle der Gnaden, die uns überströmen und deren wir unwürdig sind, die Besorgniß vor ewiger Strafe in uns; dann empfangen wir mit offenen Armen jede Kränkung und jede Schmach, weil sie Arzeneien für unsere Seelenkrankheiten der Hoffart und Ehrsucht sind; dann werden wir uns nicht blos Sünder nennen, nicht blos im Herzen uns dafür halten, sondern uns freuen, daß die ganze Welt uns dafür hält. Die Demuth ist ein göttlicher Schutz und Schleier, der unsere guten Werke und Tugenden verbirgt, um sie unsern eigenen vorwitzigen Augen zu entziehen. Die Buße weckt uns auf; die heilige Trauer klopft an die Himmelspforte; die Demuth öffnet sie. Diese Tugend ist es allein, welche kein Teufel nachahmen kann. Machte die Hoffart aus Engeln Dämonen, so ist kein Zweifel, daß die Demuth aus Dämonen Engel machen könne. Wer sich beeifert, dem feindlichen und stürmischen Meere der Hoffart zu entrinnen, der wird alles ausdenken und thun, wird Gebet und Thränen anwenden, bis er mit göttlicher Hülfe in unansehnlicher Lebensart das Schiffchen seiner Seele in den stillen Hafen der Ruhe, in die Demuth lenkt; und ist er dort angelangt, so wird er, wie der Zöllner, für alle übrigen Sünden leicht genug thun. Demuth ist die Thüre des Himmelreiches,

welche Alle hineinläßt, die ſich ihr nahen. Durch ſie ging, glaube ich, der Herr ſelbſt hinein. Ohne Prophezeihungen, Extaſen, Zeichen und Wunder haben Viele das Heil erlangt; allein ohne Demuth kann Niemand zum Brautfeſt mit dem göttlichen Bräutigam eilen. Wer dieſe Stufe erſtiegen hat, faſſe Muth und Vertrauen, denn er hat Chriſtus nachgeahmt."

Von Klarheit zu Klarheit ſteigt die gereinigte Seele auf. „Denn wo immer Gott, der über die Natur iſt, gegenwärtig iſt und wirkt, dort pflegt auch ſehr Vieles gewirkt zu werden, was über die Natur iſt." Und eine ſolche Wirkung, die aus göttlicher Erleuchtung entſpringt und die mit ihrem Licht Das zu erleuchten vermag, was in Anderen dunkel iſt, iſt „die Gabe der Unterſcheidung", die auf der ſechsundzwanzigſten Stufe liegt und die Johannes ſo erklärt: „Die Unterſcheidung iſt und wird erkannt als zuverläſſiges, wahres Verſtehen des göttlichen Willens, zu jeder Zeit, an jedem Ort, in jedem Geſchäft. Dieſe Einſicht haben nur Die, welche rein ſind dem Herzen, den Worten und dem Leibe nach; denn nichts trübt und verwirrt den Geiſt ſo ſehr, als unreine Begierden, Gedanken und Werke. Wer den Willen Gottes kennen lernen will, muß zuvor den ſeinigen abtödten, ſich ſelbſt verläugnen, mit Glauben und Einfalt beten, die Väter und Brüder kindlich um Rath fragen. Ein von aller ſinnlichen Begierde befreites Gemüth ſieht Himmliſches. Einſamkeit, Stillſchweigen und beſtändige geiſtige Wachſamkeit geben der Seele eine Ruhe, in welcher Betrachtung und Gebet gedeihen. Viele haben ſchon in einem Augenblick durch die vollkommene Reue Nachlaſſung der Sünden erlangt; allein noch Niemand iſt plötzlich zur höchſten Seelenruhe gekommen; denn das fordert Zeit und Arbeit und eine beſondere Hülfe Gottes. Ein Liebhaber der einſamen Seelenruhe dringt in die Tiefe der göttlichen Geheimniſſe, wohin kein zerſtreuter und begierlicher Weltling gelangt, nur dann, wenn er zuvor das Brauſen und Stürmen der Leidenſchaftsfluten und der Dämonen gehört, geſehen, bekämpft hat. In ein-

ſamer Ruhe vernimmt unſer Ohr große Dinge vom Herrn. Das beſtätigt der heilige Apoſtel Paulus, der vielleicht nie geheime und unausſprechliche Dinge vernommen haben würde, wenn er nicht nach ſeinen Kämpfen in das Paradies, als den Ort einſamer ſeliger Ruhe, entzückt worden wäre. Wer einſam lebt, bedarf des Schutzes und der Tugend eines Engels; denn einſam leben heißt: in immerwährender Anbetung vor Gott ſtehen. Deshalb iſt der wahre Einſiedler das Bild eines irdiſchen Engels. Zum Fall kommt er nur durch Unterlaſſung des Gebetes. Das Gebet iſt ſeiner Natur nach ein vertraulicher Umgang und die Vereinigung des Menſchen mit Gott*). Hinſichtlich ſeiner Kraft und Wirkſamkeit iſt es die Nahrung aller Geiſter, die Quelle aller Tugenden, der Brunnen der göttlichen Gnaden, die Erleuchtung aller Seelen, der Vorgeſchmack zukünftiger Herrlichkeit. Das Gebet iſt eine heilige Gewalt, die man Gott anthut. Die Frucht des Gebetes iſt Ueberwindung der Leidenſchaften und aller Feinde unſers Heiles. Sei immer ſtarkmüthig in deinen Kämpfen und nie müde und nachläſſig; rufe beſtändig den himmliſchen König um Hülfe an, und du wirſt Gott in deinem Gebet zum Lehrer haben. Wir können die Sehkraft durch keine Belehrung uns aneignen, weil ſie eine Mitgabe der Natur iſt. So auch iſt in der Wiſſenſchaft des Gebetes Gott ſelbſt unſer Lehrer, der dem treuen Beter das Gebet eingibt."

In Folge der Befreiung von allen Leidenſchaften ſteigt die Seele über ſich ſelbſt empor „zur ſeligen Stille des Geiſtes, zum irdiſchen Himmel", wovon Johannes Climacus auf der neunundzwanzigſten Stufe ſagt: „Siehe, auch wir, obwohl ſelbſt im tiefſten Meer der Unwiſſenheit, und in der Finſterniß der Verwirrung und Unruhe, und im Schatten dieſes Todesleibes liegend, haben uns erdreiſtet, von dem irdiſchen Himmel zu reden. Denn die Stille des Geiſtes halte

*) Der heil. Nilus ſagt: „Das Gebet iſt eine Erhebung des Geiſtes zu Gott."

ich für nichts anderes, als für den Himmel des Geiſtes im Herzen. Und wie die Sterne die Zierde des Firmamentes ſind, ſo ſind die Tugenden die Zierden dieſes Himmels. Wer ſein Fleiſch von jedem Makel des Verderbens gereinigt, und alle Sinne dem Geiſt unterworfen, und den Geiſt über die ganze Schöpfung und alle Naturkraft erhoben, und die Seele ſelbſt vor Gottes Angeſicht geſtellt hat: der iſt gelandet im himmliſchen Hafen vor der Auferſtehung des Leibes und genießt die Wonne der Entzückungen in dem Himmel der Betrachtung Gottes. Dieſe Stille des Geiſtes hatte der heilige Antonius, der da ſagte: „Ich fürchte Gott nicht; ich liebe ihn.“ Hatte der heilige Ephrem, der Syrer, der da ſagte: Laß ab von mir, o Herr, mit deinen Gnadenſtrömen. Wer keine Furcht mehr hat und kein Verlangen nach geiſtigem Genuß, iſt entweder ganz aufgelöſt in die Ruhe der göttlichen Liebe, oder er iſt, der Seele nach, todt. Wer in jener Stille des Geiſtes ruht, lebt nicht ſelbſt mehr, ſondern Chriſtus lebt in ihm. Aber die Krone des Sieges beſteht nicht aus einem koſtbaren Stein, und ſo wird die Stille des Geiſtes nicht vollendet, wenn auch nur eine Tugend vernachläſſigt wird.“

In einem ſo gereinigten Gemüth wirken nun ungehindert die Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe, durch welche der Menſch zur höchſten Stufe der Heiligkeit, ſogar dem Leibe nach, geführt wird und in ſich das göttliche Ebenbild wieder herſtellt. Er iſt rein; nun ruht er in Gott, nun iſt er Herr der Natur. Denn mit dem Glauben kann er Alles thun und unternehmen; mit der Hoffnung Alles befeſtigen und beſiegen; aber die Liebe, die ihrer Natur und Beſchaffenheit nach eine Aehnlichkeit mit Gott iſt, inſoweit Sterbliche ſie erreichen können; die Liebe iſt [illegible] als die Hoffnung, denn ſie wird Gott genannt.“ (1 Joh. 4.) „Gott iſt die Liebe.“

Zu welcher Ruhe der Seele muß er ſelbſt, der tiefe, erhabene, heilige Mann gelangt ſein, um ein ſolches Werk abfaſſen zu können! Wie muß er eingegangen ſein in die Stille

des Geiſtes, um die Einſprache des göttlichen Geiſtes ſo zu vernehmen! wie in die Heiligkeit, um die Wege zur Heiligung ſo zu beleuchten! wie in die Liebe, um das Werk der göttlichen Liebe, die Erlöſung und Entſündigung des Menſchen ſo von der Wurzel bis zum Gipfel auseinander zu falten! wie in die Kindſchaft Gottes, um mit einem ſo demüthigen und ſo glühenden Verlangen an der Ausbreitung des Reiches Gottes in den Seelen zu arbeiten! Auf ihn ſind zwei ſeiner ſchönen Sentenzen anzuwenden: „Die Stille des Geiſtes, die Liebe und die Aufnahme zum Kinde Gottes, unterſcheiden ſich nur dem Namen nach von einander; im Grunde ſind ſie Eines und daſſelbe, ſo wie das Licht, das Feuer und die Flamme eine Natur und Wirkung, aber ihre beſondere Benennung haben.“ Und: „Der Urſprung und die Mutter der Stille des Geiſtes iſt Gehorſam aus Demuth.“

Mit ſeinen wunderbar ſchönen Ausſprüchen und Sentenzen ließen ſich Bogen füllen. Deshalb ſoll nur noch eine einzige hier Platz finden. „Die Vorſehung Gottes zeigt ſich an all' ſeinen Geſchöpfen; die Hülfe Gottes an allen gläubigen Chriſten; die Barmherzigkeit Gottes an ſeinen beſondern Dienern; der Troſt Gottes an Denen, die Ihn lieben.“

Außer dieſer heiligen Leiter, iſt noch ein kleines Werk von Johannes Climacus vorhanden, ein Schreiben an den gottſeligen Abt von Raithu, das er „Hirtenbrief“ nennt, worin er ihm die Pflichten eines geiſtlichen Hirten gegen ſeine Heerde entwickelt und an's Herz legt. „Du biſt von Gott gerettet,“ ruft er dem frommen Abt zu, „wohlan! ſo rette du auch Andere. Du ſelbſt biſt von Chriſtus der Todesgefahr entriſſen, ſo entreiße auch Andere der Gefahr, die in den Tod ſtürzt. Dies iſt das große Amt, das Gott dir und Denen, die den Geiſt dazu haben, übertragen hat; ein Amt, das alle Thaten und Werke der tugendhafteſten Sterblichen übertrifft: ein Genoſſe und Mitarbeiter Jeſu Chriſti zu werden und durch deinen Eifer, deine Sorge, dein Feuer, deine Liebe, dein Gebet das verlorene Schäflein aufzuſuchen, zur Buße es anzuleiten und als ein reines Opfer es Gott darzuſtellen. Keine

Gabe ist Ihm angenehmer, als wenn wir eine gerettete Seele vor seinen Thron führen. Die ganze Welt ist nicht so viel werth, als eine einzige Seele; denn die Welt vergeht, aber die Seele ist unsterblich und ewig."

Im Jahre des Heiles 600 zählte Johannes Climacus fünfundsiebzig Jahre seines Alters, von denen er bereits sechzig in der Einöde zugebracht hatte. Da war der Ruf seiner Heiligkeit durch sein Leben und seine Schriften, die gleichmäßig von göttlicher Weisheit leuchteten, so hoch gestiegen und so allgemein verbreitet, daß er einstimmig zum Abt des Klosters auf dem Sinai, und zum Vorsteher sämmtlicher Mönche und Einsiedler im ganzen Lande Arabien gewählt wurde. Mit heiliger Furcht unterwarf er sich dieser Würde, die in einer schweren Zeit auf ihn fiel. Arabien und das benachbarte Palästina litten eine furchtbare Hungersnoth. Der Himmel war wie verdorrt; keine Wolke löste sich in Regen auf; entsetzliche Dürre raubte dem Boden seine Fruchtbarkeit; die Völker verschmachteten vor Elend, Noth und Krankheit. In Tagen der Trübsal wenden sich die Betrübten hülfesuchend immer an die hervorragendste Erscheinung ihrer Tage; das war Johannes Climacus. Für einen Moyses, zu dem Gott sprach, hatte er schon längst gegolten; nun sollte er auch ein Elias werden und nicht nachlassen mit Gebet, bis Gott die Plage der Dürre aufhören lasse. Und es gefiel Gott die Fürbitte seines treuen Dieners schnell zu erhören; gedeihliche Regenströme befruchteten weit und breit die erstorbenen Landschaften. Zugleich schrieb Gregor der Große, der heilige Papst aus dem Geschlecht der Anicier, an den heiligen Abt, empfahl sich seinem Gebet und schickte ihm beträchtliche Geldsummen für das Pflege- und Pilgerhaus am Fuße des Sinai.

Johannes hatte zitternd wegen der schweren Verantwörtung vier Jahre die Bürde seines Amtes getragen und dessen Obliegenheiten in großer Vollkommenheit erfüllt. Nun aber, im Vorgefühl seines baldigen Todes, wuchs sein Verlangen, seine letzten Tage fern von jeder Sorge um Zeitliches zu ver-

leben und seine geistlichen Söhne gönnten ihm die stille Vorbereitung auf seinen Heimgang. Er legte sein Amt nieder und zog sich in seine liebe Einsiedelei zu Thola zurück. Mit unaussprechlicher Freude und neuem Eifer ergab er sich dem Gebet. Diese selige Freude, in die Liebe Gottes gleichsam verloren und in die Wonne der Vereinigung mit dem Ziel seiner langen Sehnsucht versenkt zu sein, strahlte aus seinem Antlitz. So ward Moyses von himmlischem Glanze umflossen, als er gewürdigt war, Gott den Herrn zu schauen. Und so ging Johannes Climacus am 30. März 605 in die Ewigkeit hinüber. Dieser heilige Patriarch christlicher Asceſe, dieser erhabene Sionswächter des Klosterlebens, dieser Apostel des Standes der Vollkommenheit, war ein Zeitgenosse des Mannes, der sechs Jahre nach seinem Tode auftreten und die Welt verwüsten sollte durch die Lehre: Es ist Ein Gott und Mahomed ist sein Prophet.

Die Töchter der Grachen.

Das vierte Jahrhundert begann im Purpur des blutigen Martyrerthums, welches die Verfolgung Kaiser Diocletians über die Christenheit verhängte; und es endete im Lilienweiß des unblutigen Martyrerthums der heiligen Asceſe, welchem die Blüthe der Christenheit aus Liebe zur Nachfolge Jesu sich hingab. Der Gott am Kreuz und der Gott in der Eucharistie bildete den Mittel- und Lebenspunkt dieser beiden Martyrien. Sein heiliges Leiden, wie seine heilige Verdemüthigung, wollte Er fortgesetzt sehen in den begnadetsten Gliedern seines mystischen Leibes. Der Orient mit den Vorzügen eines warmen Climas, eines heitern Himmels und mit der Eigenthümlichkeit großer Länderstrecken, deren Beschaffenheit des Bodens nur solchen Ansiedlern lockend ist, welche den Erwerb von Geld und Gut nicht als die Hauptaufgabe ihres

Lebens betrachten: der Orient bot die äußeren Bedingungen am reichlichsten, unter denen sich das ascetische Leben, mochte es ein anachoretisches oder ein gemeinschaftlich klösterliches sein, großartig und einflußreich entfalten konnte. Ueberdies hatte der Orient noch einen übernatürlichen Zauber: er war die irdische Heimath des menschgewordenen Gottes. Im heiligen Land, wie das glaubensstarke Mittelalter so richtig Palästina nannte, war „die Sonne der Gerechtigkeit" aufgegangen und ihre Strahlen lockten und zogen zu den Stätten des Morgenlandes hin, auf denen sich theils die wundervollen Geheimnisse des christlichen Glaubens zugetragen, theils die Ereignisse begeben hatten, welche ihn vorbereiteten oder mit ihm in Zusammenhang standen. Eine der anziehendsten Stätten in dieser Beziehung war Egypten. Dahin zogen die Kinder Israels einst so freudig mit ihrem Patriarchen und ließen es sich wohl sein, bis die fremden Herrscher ihnen das Joch der Sclaven auf die Schultern wälzten. Und erlegen wären sie der Mühsal und den Nöthen, wenn nicht ein Gottgesandter sie durch tausend Zeichen der Wunderkraft Gottes gerettet, und durch neue Drangsale und Kämpfe geläutert, der ersten Heimath zugeführt hätte. Aber die Knechtschaft in Egypten, und der Zug durch die Wüste, und die Rückkehr in's gelobte Land waren nicht blos geschichtliche interessante Thatsachen; die christliche Seele erkannte zugleich in ihnen die Wege und die Schicksale ihres eigenen Lebens und fand in dieser Erkenntniß einen unerschöpflichen Stoff zu heilsamer Betrachtung und einen glühenden Sporn zu nothwendiger Nacheiferung. Und nach Egypten ging in der Fülle der Zeiten der menschgewordene Gott, der himmlische Flüchtling, das arme verfolgte Kind Jesus; ging von dem Thron der heiligsten Dreifaltigkeit in die Krippe von Bethlehem, und aus der Krippe in die Wüste des fremden Egyptens; denn „die Vögel haben wohl Nester und die wilden Thiere wohl Höhlen; aber Er hat keine sichere Stätte, um sein bedrohtes, heiliges Haupt zu betten." Lieblich erzählt die Legende: so wie sein kleiner Fuß den egyptischen Boden betreten habe, seien alle

Götzenbilder, an denen dies Land reicher denn irgend eines war, wie vom Blitz getroffen zusammengekracht und zerschmettert hingestürzt. Aber die christliche Seele sehnte sich, die Wüste und die Fremde zu theilen mit dem Gott ihres Herzens, dessen gnadenvolle Erscheinung auch dieses Herzens Götzenbilder in den Staub geschmettert hatte. Gerade Egypten war am Schlusse des Jahrhunderts gleichsam ein mystischer Garten, in welchem die christliche Ascese in zahllosen „Lilien unter den Dornen" massenhaft blühte. Schriftsteller wie Palladius, Rufinus, Cassian, welche damals Egypten bereisten und sich jahrelang dort aufhielten, um aus dem Umgang mit heiligen Männern einen heiligenden Einfluß auf sich selbst hinzuwenden, geben Zahlen an, über welche man sich fast entsetzt, weil die dem idealen Element abholde Richtung der Gegenwart an einen gar dürftigen Maßstab gewöhnt hat. Damals aber war die ideale Richtung die vorherrschende in der christlichen Welt. Dazu kamen auch gewisse äußere Strömungen der Zeit, welche viele Seelen ergriffen und ihnen im Frieden der Zelle einen Hafen eröffneten, der gegen drohende Ungewitter Schutz gewähre. Der Andrang der barbarischen Völker von Nordosten her gegen das alte Römerreich, das Kaiser Theodosius der Große mühsam in seiner kräftigen Hand zusammenhielt, erfüllte alle Gemüther mit einer unbestimmten Vorahnung vom Umsturz der alten Weltordnung. Es macht sich häufig am Schluß der Epochen und auf der Schwelle welterschütternder Ereignisse ein allgemeines dumpfes Unbehagen bemerklich, eine Schwüle der geistigen Atmosphäre, wie sie sich in der physischen vor dem Ausbruch eines Erdbebens kund gibt. Jeder spürt eine gewisse Unsicherheit in den bestehenden Verhältnissen und sucht irgendwo sich ab- oder anzuschließen oder auf einem festen Punkt sicher zu stellen. Nur ganz oberflächliche Gemüther, die ganz und gar in die Aeußerlichkeiten der Dinge zerflossen sind, merken nichts davon, oder nur gerade genug, um noch begierlicher nach dem Genuß oder Besitz der Scheingüter zu werden, die ihnen vielleicht bald verloren gehen sollen. Sonst sind dies

Augenblicke, in denen oftmals Leichtsinnige nachdenkend werden und Denkende sich ernsteren und höheren Dingen zuwenden; die tiefsten Gemüther aber aus ganzer Seele das Ewige und Himmlische ergreifen, so daß sie durch den Verlust des Vergänglichen und den Umsturz des Irdischen nicht verarmen, sondern bereichert werden. Ein solcher Sinn fand in der Entsagung der Zelle einen Punkt, der ihm zugleich Stütze und Aufschwung bot. Trieb einerseits der Sturm, der aus der Welt herüber drohte, in die klösterliche Stille, so war andererseits der Unfriede, den Häresien in der Kirche selbst stifteten, ein Grund, daß sich sehr viele Gläubige von allem Streit der Parteien in möglichster Ferne zu halten suchten, um den unaussprechlichen Schmerz des Bruderzwistes im Schoß der übernatürlichen heiligen Mutter nicht vor Augen zu haben oder wohl gar in ihn hineingezogen zu werden. Endlich auch wiederholt sich hier die allgemeine Erfahrung, daß nicht alle Seelen in reinster Absicht, sondern vielmehr durch gemischte Beweggründe zum Heiligsten hinzutreten. Wie zur Zeit Kaiser Constantins die Heiden in Massen äußerem Antriebe folgten und sich ohne christliche Gesinnung zum Christenthum bekannten: so wurden auch jetzt manche Christen nicht durch den heiligen Geist zum Anschluß an das Klosterleben bewogen, was aus der rohen ungeistlichen Einmischung mancher Mönche und Aebte in religiösen Differenzen zur Genüge hervorgeht. Diese Erwägungen werden die Zahlen, welche Palladius und Cassian geben, minder fabelhaft erscheinen lassen.

Palladius sagt: Damals waren Klöster in allen Gegenden Egyptens, die ältesten in der untern Thebais, unfern vom rothen Meer, auf den Bergen Colzim und Pispir, Gründungen des heiligen Antonius. Dort lebten die meisten seiner Jünger und ihre Zahl belief sich auf fünftausend. Eine andere Genossenschaft von tausend Mönchen regierte der heilige Isidor nach einer sehr strengen Regel; die Klausur wurde so genau beobachtet, daß man Niemand hineintreten ließ, der nicht mit dem Entschluß kam, innerhalb derselben sein Leben zu beschließen. Bei Antinopolis bestand eine Genossenschaft von zweitau-

send Mönchen, die zum Theil als Anachoreten in Höhlen und Zellen zerstreut lebten. Aber die größte Merkwürdigkeit der untern Thebais war die Stadt Oxyrinchis, denn sie war so zu sagen von Mönchen bevölkert, indem deren Zahl größer, als die der übrigen Einwohner war. Klöster bildeten die Mehrzahl der Gebäude und außerdem wohnten noch Mönche auf den Thoren und Thürmen der Stadt. Tag und Nacht hörte man das Lob Gottes in Psalmen und Hymnen erschallen, denn zehntausend Mönche und noch mehr gottgeweihte Jungfrauen ergaben sich mit heiligem Eifer dem Gebet. Die übrige Bevölkerung war unvermischt mit Heiden und Ketzern rein und gut katholisch und so ergeben den Werken der Barmherzigkeit, daß die öffentlichen Behörden an den Stadtthoren Wachen aufstellten, welche die Ankunft von armen Reisenden, Fremdlingen und Pilgern zu erspähen und anzuzeigen hatten, damit man sie gleich mit aller Gastfreundschaft empfangen könne. In der obern Thebais befand sich die Schöpfung des heil. Pachomius, Tabenna, mit seinen Tochterklöstern. Der heil. Hieronymus erzählt, die Tabennasioten hätten eine ungeheuere Congregation gebildet, welche sich alljährlich zur gemeinsamen Osterfeier bis zu fünfzigtausend vereinigt hätten. Im eigentlichen Egypten lag Nitria mit seinen fünftausend M[illegible]chen und jene Einöde, welche man die Zellen nannte, weil ungefähr fünfhundert Einsiedler sie bewohnten. Ueber die Wüste Scete, die an Lybien grenzte, finden sich keine Zahlen, obwohl Cassian sich eine Zeitlang dort aufhielt. In und um Alexandrien befanden sich zweitausend Mönche; bei Arsinoe, Canopus, Pelusium Tausende. Bei Heliopolis, dem heutigen Dorf Matariah, wo ein wunderschöner Obelisk von dem alten Sonnentempel noch übrig geblieben ist, lebten fünfhundert Mönche unter der Führung des heil. Apollonius. Sie mußten immer weiß gekleidet sein, um schon durch ihr Aeußeres an die nothwendige Reinheit der Seele gemahnt zu werden, und um diese zur höchstmöglichen Lauterkeit zu erheben, rieth Apollonius seinen Jüngern die tägliche heilige Communion an. Palladius gibt im Jahre 395 die Gesammtzahl der egyptischen Mönche auf

76,000 und die der Nonnen auf 20,700 an. Der heil. Pachomius zuerst hatte seiner Schwester Regeln für weibliche Genossenschaften aufgestellt, welche sich sehr bald verbreiteten und mit den männlichen wetteiferten in Abtödtung, Arbeitsamkeit, Demuth und Andacht. Sie hielten strenge Klausur und überschritten sie nur am Sonntag, um im Gotteshause die heilige Communion zu empfangen. Einer solchen Genossenschaft stand die Abtissin Talida vor, die achtzig Jahre im Kloster lebte. Ihre Jüngerinnen hingen mit so heiliger Zuneigung an ihr, daß die Pforte des Klosters nie verschlossen und dennoch nie von einer einzigen geöffnet wurde. Unter diesen Jungfrauen befand sich Taor. Sie war von einer so unbeschreiblichen Schönheit, daß die frömmsten und gottseligsten Männer sie nicht ohne Bewunderung ansehen konnten. Um dies zu vermeiden, verließ sie nie ihr Kloster und wenn sich die Genossenschaft zur Feier der heiligsten Geheimnisse begab, verzichtete Taor auf dieses Glück und blieb einsam im Gebet, vom Auge Gottes allein geschaut. Diese Nonnen betrachteten Krankheiten als den größten Segen wegen der Uebung in der Geduld, und bedienten sich darum nie der Arznei. Ihre Klöster fielen ebensowenig als die der Mönche den Einzelnen oder der Bevölkerung des Landes zur Last. Ihr Hauptnahrungsmittel, Gemüse, bauten sie in ihren Gärten, die Baumwolle zu ihren Gewändern spannen und webten sie selbst, und mit der Anfertigung verschiedener Handarbeiten verdienten sie so viel, daß nicht nur die Kosten ihres Unterhaltes bestritten wurden, sondern daß sie auch noch Almosen spenden, namentlich in Kriegszeiten arme Gefangene loskaufen konnten. So war es, mehr oder minder, im ganzen Morgenland.

Im Abendland gestaltete sich das ascetische Leben anders, weil es sich unter anderen Verhältnissen entwickelte. Es hat nun einmal seinen Ursprung im innersten Kern des Christenthumes und kann nirgends fehlen, wo die ganze Fülle und Tiefe des christlichen Wesens begriffen wird. In Rom, in dem Mittelpunkt der gesammten Kirche und besonders der

ganzen abendländischen Welt, wurde das ascetische Leben seit den ersten Anfängen des Christenthumes von einzelnen Individuen im Kreise ihrer Familie und mit Beibehaltung weltlicher Beziehungen geübt. Die Verfolgungen, die Leiden, die Schicksalswechsel, die Zerwürfnisse mit Verwandtschaft und Freundschaft boten der Entsagung einen so weiten Spielraum, daß die Kräfte nur eben hinreichten, um ihn auszufüllen. Aber als im Anfang des vierten Jahrhunderts das Christenthum mit den Kaisern zur Herrschaft kam und diese Herrschaft ihre Schattenseite in der Verweichlichung, Eitelkeit und Hoffart des Lebens hatte: da bildete sich die ascetische Richtung um so bestimmter aus, als sie den erhabenen Schwung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre sowohl dem heidnischen, als auch dem oberflächlich-christlichen Unwesen gegenüber aufrecht zu halten und zu vertreten hatte. Der große Licht- und Feuergeist des Jahrhunderts, Athanasius der Große, der, wohin er auch kommen mochte, wie die Sonne eine Fülle von Wärme und Erleuchtung verbreitete, regte auch in Rom die Funken zu hellen Flammen an. Seine Verbannungen wurden Apostolate, seine Reisen Missionen der höheren christlichen Vollkommenheit. Als er vor seinen Feinden aus Alexandrien zum Papst Julius floh, begleiteten ihn zwei egyptische Mönche, die als Musterbilder des ascetischen Lebens gelten konnten. Ammonius hieß der eine. So ganz war sein innerstes Wesen dem Göttlichen zugewendet und vom Verlangen nach himmlischen Dingen entzündet, daß nichts Irdisches seinen Blick zu fesseln vermochte. Wie ein Blinder, der an den höheren Bildern einer seligen Welt sich labt und es nicht merkt, daß seine Augen für die Schönheit der Erde geschlossen sind: so ging er zwischen den Herrlichkeiten Roms umher, ohne sie zu beachten. Der andere Mönch hieß Isidor und die Lauterkeit seiner himmlischen Seele, die sich zugleich in bezaubernder Freundlichkeit und heiliger Weisheit kund gab, nahm die Römer so ein, daß sogar die Heiden ihn liebten. So spiegelte sich die Heiligkeit, d. h. die Vereinigung der Seele mit der ewigen Liebe, in diesen gottseligen Männern zugleich erhaben und anmuthig ab, und

flößte eine gewisse Zuneigung zu einem Stande ein, der solche Seelen entwickelte. Den Eindruck, den diese beiden Männer durch ihre persönliche Erscheinung machten, verstärkte Athanasius durch seine Berichte über das Mönchsthum in Egypten, die er später in seiner Lebensbeschreibung des heil. Antonius zusammenfaßte. Er stellte darin ein Vorbild für die Ascese auf, zeigte den Weg zu demselben und die Regeln, nach denen der Weg zu durchwandeln sei, und zündete damit ein Feuer heiliger Liebe in unzähligen Herzen an, welche bis dahin keine Nahrung für diese lautere Flamme gehabt hatten. In dem üppigen Rom waren bisher die Mönche theils unbekannt, theils verachtet gewesen; denn in Rom stand damals noch das Heidenthum in Blüthe, und einer der Gründe, weshalb Constantin seine Residenz nach Byzanz verlegte, war der, daß sich so wenige der alten vornehmen römischen Geschlechter zum Christenthum bekehrten. Deren Reichthümer, deren Ansehen, deren Macht und Einfluß waren ihnen vererbt mit der Größe des heidnischen Roms, ja bildeten einen Theil dieser Größe; und bei diesen Schätzen war ihr Herz. Deshalb hat der göttliche Heiland von ihnen und von Allen, die ihnen ähnlich sind, gesagt, es sei schwer, daß die Reichen in's Reich Gottes kämen. Die Welt war besiegt und beherrscht von den stolzen Römern; diese von ihren stolzeren Frauen. Aber es kam der Tag, wo diese stolzen Frau n vom Christenthum besiegt und beherrscht werden sollten.

Von dem Luxus, in welchem römische Damen aus consularischen und senatorischen Geschlechtern lebten, ist es schwer sich eine Vorstellung zu machen, weil durch die Ueberfeinerung von Prachtliebe und Kunstsinn einerseits Verzerrung hervortritt, andererseits durch den gänzlichen Mangel an sittlichem Zügel eine grenzenlose Barbarei sich einmischt. Sie betrachteten sich nicht blos als die Herrinnen, sondern als die Göttinnen der Erde, und schalteten und walteten als solche. In seltenen Fällen nur störte sie ein unnachgiebiger Gemahl. Im Allgemeinen hatten die Männer nichts dawider, daß der Prunk und die Hoffart, worin ihre Frauen lebten, ihnen Be-

wunderer und Neiderinnen zuzog; es sprach ja für den Reichthum und den Glanz des Geschlechtes. Das unselige Sclaventhum bestärkte die vornehme Römerin in ihrem Göttinnen-Wahn. Der Sclave war weniger als ein Thier, viel weniger als der Lieblingsaffe, der Lieblingspapagei, das Lieblingshündchen! Diese Thiere wurden mit widerlicher Zärtlichkeit gehegt und gepflegt, gespeist und gebettet, betrauert und beweint! für sie hatte man Mitleid, Theilnahme, Sorgfalt. Aber der Sclave war nur ein Ding und für ein solches kann man ja kein anderes Interesse haben, als das, welches aus der Brauchbarkeit entspringt. Die reichen Römer hatten Sclaven zu vielen Tausenden, vertheilt in ihren Häusern und Landgütern. Sclaven verrichteten alle und jede Dienste, welche der Herr bedurfte, von der Bestellung seiner Felder an bis zur Bedienung seiner Person. Zu Hunderten wurden die Sclaven auf dem Lande am Morgen aus den engen, kerkerhaften Räumen, die ihnen Nachts Obdach gewährten, von den Aufsehern auf die Felder geführt, um bei möglichst schmaler Kost möglichst viel Ackerarbeit zu verrichten. Sie trugen an einem Fuß einen eisernen Ring als Fessel; nicht als ob sie durch diese Unbequemlichkeit besonders gestraft werden sollten; o nein! es war nur so das Sclavenzeichen, die Sclavensitte. Mochten diese armen Ackerknechte es bei sauerer ländlicher Arbeit aber auch noch so schwer haben, so war ihr Loos doch gewiß weit glücklicher, als wenn sie in die nächste Umgebungen ihrer Herren gekommen wären. Da hat es sich ereignet, daß sich Sclaven das Leben nahmen, weil sie sich nicht entschließen konnten, die beschämenden Dienste zu leisten, die man ihnen zumuthete. Am schlimmsten hatten es ohne Zweifel die Sclavinnen bei ihren Damen; erstens, weil die Damen eine hauptquälerische Eigenschaft im höheren Grade als die Männer besitzen: böse Laune; zweitens, weil das Weib seine eigene Verderbniß minder gut ertragen kann, als der Mann die seine: es wird leichter und gründlicher entmenscht. Und das war ein großer Theil der vornehmen Römerinnen in den letzten Jahrhunderten des heidnischen Roms. Fünfhundert Sclavinnen zu

ihrem persönlichen Dienst, fünfhundert armselige Geschöpfe, die sich an Schmeicheleien und Intrigue überboten, um durch die Gunst der Herrin ihr Schicksal zu erleichtern; das war nicht zu viel für die endlosen Dienstleistungen, welche etwa eine Asteria aus dem consularischen Geschlecht der Turcier nöthig hatte, deren Toilettenkasten von der schönsten Silberarbeit aus dem vierten Jahrhundert, mit Geräthschaften von gediegenem Silber, zum großen Theil vergoldet und die zusammen tausendneunundzwanzig Unzen wiegen, am Fuß des Esquilins vor etwa sechzig Jahren ausgegraben worden ist. Die Häuser der Großen waren sehr prächtig und anmuthig mit ihren inneren von Säulenhallen umgebenen Höfen, auf welche die Gemächer mündeten, und welche mit Springbrunnen, Statuen und Vasen geschmückt waren. Marmor, Bronce, Elfenbein, Alabaster, kostbare Steine wurden zu Kunstgegenständen und Hausgeräthen gebraucht, und zwar so, daß wo möglich jedes Geräthe, jedes Tischchen, jeder Sessel, jede Lampe ein Kunstwerk wurde. Aber in den Hintergebäuden dieser herrlichen Paläste sah es minder freundlich aus, denn sie wimmelten von Sclaven, wie ein Bienenstock von fleißigen Bienen. Ein besonderer Flügel war immer den Sclavinnen angewiesen; in kleinen Zimmern mußten sie sich eng und ärmlich behelfen und zusammengedrängt schlafen, in größeren arbeiten. Für diese verschiedenen Arbeiten waren sie in Rotten eingetheilt, welche unter einer Aufseherin standen und oft von dieser ebensoviel zu leiden hatten, als von der Herrin selbst. Die niedrigste und verachtetste Rotte war die der Spinnerinnen, weil sie am weitsten entfernt waren von persönlicher Bedienung ihrer Herrin. Aus einer andern Rotte zu den Spinnerinnen versetzt zu werden, galt für eine große Schmach. Sie spannen Baumwolle und Wolle und suchten sich bei der reichlich zugemessenen Arbeit durch Gesang zu erheitern. Die zweite Rotte, aber höher hinauf, waren die Weberinnen. Sie webten das Material, welches jene spannen, zum feinsten Muslin, zum weichsten Kaschmire, und auch zu gewöhnlicheren Stoffen aus. In alten Zeiten hatten die edelsten Römerinnen

im Kreiſe ihrer Dienerinnen ſich ſelbſt damit beſchäftigt; ja die Kaiſerin Livia wirkte noch mit eigenen Händen die Hausgewänder des Kaiſers Auguſtus. Aber eine Aſteria bekümmerte ſich nicht weiter um ihre Weberinnen, als daß ſie der Aufſeherin mehr Eifer und Fleiß für das Weberzimmer empfahl und ihr neue Muſter einhändigte. Höher geſchätzt weil ihre Arbeit unmittelbar die Perſon der Herrin betraf, waren die Kleidermacherinnen. Sie hatten das entſetzlich mühſame Geſchäft, die koſtbaren Stoffe der ſyriſchen und alexandriniſchen Kaufleute ſo zu verarbeiten, daß ſie die Eitelkeit ihrer Gebieterin zufrieden ſtellten. Die Stickerinnen bildeten, wegen des Luxus und der Künſtlichkeit ihrer Arbeit, eine noch höher geſchätzte Claſſe, welche in einem vierten großen Gemach beiſammen arbeitete; und dieſes ſtieß an das eigentliche Garderobezimmer, in welchem die Kleiderfalterinnen thätig waren. Die vornehmen Römerinnen durften öffentlich nicht anders erſcheinen, als in der beſtimmten Matronalkleidung, welche von keiner Frau niedern Standes und geringer Herkunft, von keiner Freigelaſſenen, keiner Sclavin, keiner Schauſpielerin, auch von keiner Fremden getragen werden durfte. Dieſer Anzug beſtand aus einem weißen Kleide (Tunica) und einem weißen Mantel (Palla). Der Stoff war die feinſte Wolle, oder Seide und Wolle verwebt. Nun kam Alles darauf an, dieſen Gewändern den höchſten Grad von Glanz und von Glätte und eine beſondere Art von Faltenbrechung zu geben. Man brauchte dazu eigene Glättmaſchinen und Kleiderpreſſen, und es gehörte viel Uebung und Geſchicklichkeit dazu, um dieſe Maſchinerie gehörig anzuwenden. Am untern Saum der Tunica ſaß eine in tauſend Fältchen gelegte Falbel, die immer mit einem Purpur- und Goldſtreifen geſäumt ſein mußte, zugleich aber auch mit Perlen, Edelſteinen und Gold geſtickt und beſetzt ſein durfte. Auf dem Lande und bei Luſtparthieen, die ſie incognito machten, bedienten ſich die vornehmen Römerinnen ſehr gern der farbigen Kleider. Ueberdies waren die Gewänder für jedes Feſt und für jede Jahreszeit mit irgend einer Beſonderheit,

entweder im Stoff oder in der Verzierung verſehen. Daher enthielt das Garderobezimmer, außer den Preßmaſchinen, einen beträchtlichen Schatz von Gewändern aller Art. Sie wurden aufbewahrt in großen Kaſten von koſtbarem und fremdländiſchem Holz, die an den Wänden hingereiht ſtanden und durch Aufſchriften ihren Inhalt bezeichneten, damit kein Fehlgreifen oder Suchen ſtatt finde. Oeffnete man einen Kaſten, ſo entſtrömten ihm balſamiſche Wohlgerüche. Die Aufſeherin der Garderobe war ſtets eine höchſt wichtige Perſon, da Alles, was Kleidermacherinnen, Falterinnen und Stickerinnen zu leiſten und zu liefern hatten, unter ihre Obſorge kam.

Ferner hatte eine Aſteria ein ganzes Heer von Kammerzofen, das auch wieder in verſchiedene Compagnien zerfiel. Zuerſt kamen die Schminkmädchen mit Seifen, Salben und Eſſenzen, um die Friſche und Weiche der Haut zu erhalten; dann um die Wangen roth und weiß, die Augenbrauen und Wimpern aber rabenſchwarz zu malen, und um die Zähne zu putzen und zu beizen, oder um künſtliche einzuſetzen, was ein ſo uralter Gebrauch iſt, daß man bei der Aufgrabung altrömiſcher Gräber auch ſieben Zähne an einem Golddraht gefunden hat: woraus hervorgeht, daß man ſie ſogar den Leichen ließ. An die Schminkmädchen reihten ſich die Haarſchmückerinnen. Sie mußten verſtehen, das Haar weich, glänzend und lockig zu machen, es zu färben, zu flechten, zu kräuſeln und aufzuſtecken. Die koſtbarſten Salben und Pomaden, die feinſten Nardenöle mußten den Kopfputz durch ihren Duft ſchmücken; ſie waren ſo theuer, daß oft die Einkünfte eines Landgutes für dieſe Eſſenzen verſchwendet wurden. Die armen Haarſchmückerinnen hatten aber ein Geſchäft, das mehr wie jedes andere ſie der Ungeduld und übeln Laune ihrer Herrin preisgab, weil der Kopfputz die Hauptſache bei der Toilette iſt. Es gehörte zur Kleiderordnung der Sclavinnen, daß ſie, ſo lange ſie im Toilettenzimmer ihrer Gebieterin im Dienſt waren, Bruſt und Arme völlig entblößt haben mußten, um ſogleich jede beliebige Züchtigung empfangen zu können. Eine ſehr allgemeine, womit die ungeduldigen

Damen ganz schnell bei der Hand waren, war die, daß sie ihre langen und starken goldenen Haarnadeln in Dolche*) verwandelten, und jedes Versehen durch Stiche in Brust, Schultern und Arme straften. Es war ein großes Glück, wenn sie den beklagenswerthen Zosen nicht gar ein Auge ausstachen und sich damit begnügten, sie zur Abwechslung mit den Knöcheln der geballten Faust in's Gesicht, und damit Blut aus Mund und Nase zu schlagen. Dies waren aber noch ganz milde Strafen. Es kamen Geißelungen bis auf's Blut vor und eine der qualvollsten Strafen bestand in einem eigens dazu ausgehöhlten Holzblock, welcher der unglücklichen Delinquentin oberhalb der Kniee angeschlossen wurde und den sie Tag und Nacht mit sich herumschleppen mußte. Ein eigener Zuchtmeister vollzog die verschiedenen Strafen, welche Herr und Herrin nicht eigenhändig verhängten, an männlichen und weiblichen Sclaven. Ein höchst wichtiges Amt bei der Toilette war das der Nägelschneiderin. Strümpfe und Handschuhe, diese nordischen Erfindungen, waren in Rom gänzlich unbekannt, die Hände immer unbedeckt und die Füße nur bei feierlichen Festen mit Schuhen bekleidet. Daher legte man auf ihre Schönheit den höchsten Werth, und umsomehr, als diese keine Surrogate zuließ, wie das bei dem Haar, den Zähnen und der Gesichtsfarbe möglich war. Schmale Füße, schlanke Finger, schöngeformte Nägel konnte man sich nicht künstlich erschaffen; deshalb mußten sie mit höchster Sorgfalt gepflegt werden. Hatte diese Sclavin ihr Werk mit silbernem Messerchen und Zangen verrichtet und die Nägel mit einem in Weingeist getauchten Schwämmchen gewaschen, so wurden die Finger beringt, und zwar so, daß an jede Hand acht Ringe kamen. Jede Jahreszeit hatte ihre eigene Ring-Garnitur: im heißen Sommer konnte man sie unmöglich so schwer wie im kalten Winter tragen und die hellen Farben des Frühlings paßten wiederum nicht zum Ernste des Herb-

*) Die römischen Herren hatten ähnliche Marterwerkzeuge und zu demselben Zweck in ihren Schreibgriffeln.

ſtes. Es war auch nicht genug die Ringe mit edeln Steinen zu beſetzen; ſondern jeder Stein mußte ein von Künſtlerhand geſchnittenes, bald erhöhtes und bald vertieftes Bildchen tragen. Hatte ein ſolcher Ring einen Stammbaum, d. h. konnte man nachweiſen, daß eine Cleopatra oder Berenice, ein Antonius oder König Agrippa ihn getragen habe, ſo wurde er mit Unſummen bezahlt; denn Männer und Frauen wetteiferten in dieſer verſchwenderiſchen Liebhaberei. Natürlich ſtellten die Juweliere ihren Gemmen die herrlichſten Certificate aus. Aber keine Verſchwendung wurde ſo wahnſinnig geſteigert, als die mit Perlen. Anfangs trugen die Damen in jedem Ohr eine einzige Perle, die von einer ſo fabelhaften Schönheit ſein mußte, daß Julius Cäſar für eine Perle, welche er der Mutter des Brutus ſchenkte, 60 Sextertien oder 272,835 Thaler zahlte. Solche Perlen nannte man „Uniones", d. h. Einziges. Aber die Mode ſtieg von den conſulariſchen Matronen zu den Frauen geringerer Stände herab. Da gaben jene ſie auf und trugen Ohrgehänge von drei nebeneinander hängenden Perlen, welche man mit dem Modeausdruck „Reſpectsvermelder" nannte, weil nur die allerreichſten Frauen ſie tragen konnten, denn ein ſolches Ohrgehänge war ein großes Landgut werth und die Damen trugen manchmal zwei, drei Erbſchaftsmaſſen im Ohrläppchen. Es verſteht ſich, daß die Juwelen und Kleinodien einer beſonderen Zunft von Sclavinnen anvertraut waren. Das Hals-, Haar- und Ohrgeſchmeide, die Ringe, die Armbänder, dieſe verſchiedenen Koſtbarkeiten hatten auch ihre verſchiedenen Wächterinnen, welche die verſiegelten Schmuckkaſten aufzubewahren, der Herrin zu bringen und den Inhalt ihr anzulegen hatten. Ein böſes Amt verwaltete die Spiegelhalterin. Toilettenſpiegel, die man bald ſo und bald anders drehen kann, gab es damals nicht. Sclaven mußten an elfenbeinernem Griff die Spiegelſcheibe von geſchliffenem und polirtem Metall halten, und jedem Blick mit geſchickter Wendung, gleichſam vorahnend begegnen, auch mit feinen trockenen Schwämmen den leiſeſten Anhauch, das feinſte Stäubchen

ſogleich abwiſchen. Der Spiegel einer Aſteria beſtand aus einer ſilbernen, mit Edelſteinen ringsum beſetzten Platte, deren Rückſeite mit Goldblech überlegt war, weil dann die Bilder um ſo deutlicher zurückſtrahlten. Von dieſen Spiegeln ſagt ein heidniſcher Schriftſteller mit Unwillen: „Die Mitgift, welche einſt der römiſche Senat der Tochter des Scipio gab, reicht jetzt nicht hin zu einem Spiegel für die Tochter einer Freigelaſſenen.“ Dieſem Spiegel mußte die Spiegelträgerin die höchſte Aufmerkſamkeit zuwenden, zuerſt um ihn in befriedigender Weiſe der Herrin vorzuhalten, dann um ihn im Futteral ſo aufzubewahren, daß nicht der mindeſte Fleck ſeinen Glanz trübe. Dies war der Zweck ihres Lebens. Zu einer maſchinenmäßigen Vollkommenheit in der Ausübung einer einzigen Soche wurden dieſe unglücklichen Geſchöpfe abgerichtet oder auch gleichſam zu Hausgeräth gemacht; zu einem Leuchter die Eine, denn ſie hielt unbeweglich die Fackel; zu einem Tiſch die Andere, denn unbeweglich hielt ſie unter den Händen der Gebieterin das Waſchbecken. Andere mußten ſich mit Leib und Leben der Sorge für die zärtlich geliebte Menagerie der Herrin hingeben, die Eine dem Schoßhund, die Zweite dem Affen, die Dritte der Schlange. Denn auch Lieblingsſchlangen hatten die vornehmen Damen, von einer kleinen unſchädlichen Art, die man epidauriſche Drachen nannte. An dieſen widerlichen Thieren fanden ſie großes Vergnügen, ließen ſich Arme und Hals von ihnen umringeln, und nahmen ſie mit zu Tiſch und wenn ſie Beſuche machten. Mit den eigentlichen Kammerfrauen, denen es oblag, die Herrin anzukleiden, mag das Heer der weiblichen Dienerinnen vollzählig ſein; doch außerdem hatte ſie ihre männlichen Sclaven; junge Pagen, welche ſie bei der Mahlzeit bedienten; handfeſte Männer, die zu Sechs und zu Acht, bevor Wagen innerhalb der Stadt erlaubt waren, auf ihren Schultern mittelſt vergoldeter Stangen die ruhebettartige Sänfte der Herrin trugen; ſchnellfüßige Läufer, pechſchwarze Afrikaner vom Stamme der Mazyken, die für das ſchnell- und leichtfüßigſte Volk der Erde galten und deshalb von den

Herren der Erde zu diesem Geschäft gewählt wurden; Pförtner an den Eingängen ihrer Zimmer, die nicht durch Thüren, sondern nur durch Vorhänge aus buntgewirkten kostbaren Teppichen geschlossen wurden. Man hörte also draußen jedes Wort, das man im Zimmer sprach, und Sclaven hielten Wache, um unberufene Lauscher abzuhalten. An den Kaiserhöfen war es eine hohe Hofcharge. Endlich Zwerge, diese Wonne der römischen Damen, besonders dann, wenn es kleine Mißgestalten mit unförmlich dicken Köpfen waren. Sie mußten die Castagnetten schlagen und tanzen lernen, ein Schauspiel, das ihre Herrinnen ungemein ergötzlich fanden. Die Natur erzeugte nicht so viele Zwerge, als es den Römerinnen beliebte; deshalb griff man zu der unmenschlichen Kunst, durch Einpressen in besonders dazu erfundenen Kasten das Wachsthum zu hindern und kleine Pygmäengestalten künstlich zu erschaffen. Und dies Uebermaß der tödtlichen Beleidigung Gottes in seinem Geschöpf und seinem Ebenbild schien der übermüthigen Römerin ganz in der Ordnung zu sein, und kaltblütig fragte sie: ob denn der Sclav ein Mensch sei? Hätte sie ihm das aber auch zugestanden — Römer war er nun einmal gewiß nicht; und die Kluft, welche den Römer von jedem anderen Menschen schied, war ungefähr ebenso groß als die, welche zwischen einem Menschen und einer Sache lag.

Rechnet man den Besuch der Badehäuser hinzu, der bei den Römern, wie noch jetzt bei den Orientalen, eine höchst umständliche und langwierige Angelegenheit war, so stellt sich heraus, daß die Toilette einer vornehmen Römerin einen beträchtlichen Theil des Tages in Anspruch nahm. Und womit mag Asteria den übrigen Theil hingebracht haben? Sie las Milesische Mährchen (so nannte man die Romane) und Gedichte der leichtesten Art; vielleicht auch einmal eine philosophische Abhandlung, oder ließ sie von einer Lieblingssclavin sich vorlesen. Sie unterhielt sich mit der Klasse von Schmarotzern, welche den Namen Philosophen trugen und deren ganze Weisheit darin bestand, sich um den Preis unsäglicher

Demüthigung als Gaſt und Tiſchgenoſſe in reiche Häuſer zu drängen. Aſteria hatte gewiß ihren Hausphiloſophen ſo gut wie ihr Schoßhündchen und ihren Favoritaffen, und fand großen Spaß daran, ihn recht boshaft zu necken und recht übermüthig zu quälen. Dann beſuchte ſie den Circus, in welchem die öffentlichen Wagenrennen (wie man jetzt Pferderennen hat) ſtatt fanden. Die Kutſcher des Circus waren in vier Parteien getheilt und in Farben gekleidet, die den vier Jahreszeiten entſprachen. Es gehörte zum guten Ton, für eine dieſer Parteien ſich zu fanatiſiren und deren Farbe zur Livree der Sclaven, beſonders der Sänftenträger zu machen, ſo daß alle Welt, wenn die Dame öffentlich erſchien, ſogleich wiſſen konnte, welche Partei des Circus die Ehre habe von ihr beſchützt zu werden. Die genußreichſte Unterhaltung gewährten die Gladiatorenkämpfe im Amphitheater, von denen früher ſchon geſprochen worden iſt und denen die vornehmen Damen eine ebenſo wahnwitzige Theilnahme ſchenkten, wie das gemeine Volk. All ihre Freuden waren krankhafter, convulſiviſcher Art, wie nur verzerrte Seelen und entſittlichte Charactere ſie empfinden, die in tiefer Laſterhaftigkeit ſtumpf geworden ſind für jedes höhere Gefühl. Das innere ſittliche Leben in dieſen Kreiſen auch nur entfernt anzudeuten, iſt unmöglich! — — So war es beſchaffen mit den vornehmſten Frauen aus Roms edelſten Geſchlechtern, mit den Nachkommen einer Cornelia, die noch jetzt als „die Mutter der Grachen“ eine zweitauſendjährige Berühmtheit genießt, weil ſie ihre Kinder höher ſchätzte als ein Paar Diamanten. Wohl ihr, daß es ſo war und unangetaſtet bleibe ihr Ruhm! aber eine Tugend, die aus einem gewiſſen ſtolzen Selbſtgefühl entſpringt, iſt ſehr unfruchtbar, ſehr wenig befähigt, Keime auszuſtreuen, die ſich wiederum zu Tugendblüten entfalten. Denn ſie geht mehr darauf aus, das Individuum zu verherrlichen, als Gott. Die Mutter der Grachen verherrlichte ſich ſelbſt durch ihre Söhne mit dem antiken römi-

1) „Das Coliſeum“ in den „Martyrern.“

schen Stolz. Der Stolz wucherte fort und fort durch die Geschlechter, erstickte die Tugend, die immer gebrechlich ist, wenn sie auf das Ich sich stützt, wandelte das Selbstgefühl in Selbstliebe um, was sehr leicht ist, sobald die Leidenschaft hinzutritt, und machte nach wenig Jahrhunderten aus den Töchtern der Grachen und der Scipionen das entsetzlichste, was es auf Erden gibt: ein entartetes Weibergeschlecht. Welch eine unerhörte göttliche Kraft zur Erneuerung der Seelen muß dem christlichen Glauben und der heiligen Ascese eigen sein, um aus diesem Geschlechte Heilige zu bilden! Welch ein riesiger Wille gehörte dazu, um sich aus solchem Meer von Verwöhnungen an das kühle Gestade der Armuth und Entsagung zu begeben; welch ein Wille, der mit solchem Zug der Gnade Schritt hielt! Denn wenn auch nicht alle vornehmen Römerinnen in die Excesse der Selbstsucht versunken waren: so wuchsen sie doch alle, auch die in christlichen Familien, nicht blos mit solchen Bildern und Beispielen vor den Augen auf, sondern auch umringt von allem Luxus, Wohlbehagen und Pomp, die unzertrennlich von kolossalen Reichthümern, hohen Würden und großartigen Lebensverhältnissen sind. Es war gewiß eine große Verherrlichung des Werkes Gottes, daß da, wo dem natürlichen Menschen nach nichts als Schwäche, Verzärtelung und Ueppigkeit zu erwarten war, himmlische Kraft und erhabener Opfergeist sich kund gaben, welche die Zeit in eine andere Bahn rissen aus Liebe zu dem menschgewordenen Gott.

Die heilige Marcella.

„Auf einem Weideplatz da hat er mich gelagert. Am Wasser der Erquickung hat er mich erzogen." Ps. 72, 1.

Der Aventin, einer der sieben Hügel, auf die Rom gebaut ist, war in der alten Zeit der Republik der Waffenplatz, auf dem sich die römischen Bürger versammelten, um kriegerische Zurüstungen zu machen. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts wurde er ein Waffenplatz anderer Art für Solche, welche mit himmlischen Waffen zur Eroberung des Reiches

Gottes auszogen. Denn auf dem Aventin ſtand Marcella's Palaſt. Der heilige Hieronymus, der große Kirchenlehrer, hat das Leben dieſer und anderer heiliger römiſcher Frauen beſchrieben, die eifrig ſeine Belehrung und geiſtliche Führung ſuchten, als er, vom Papſt Damaſus berufen, 382 nach Rom kam, um die Ueberſetzung der heiligen Schrift aus dem Griechiſchen und Hebräiſchen in's Lateiniſche zu machen — eine Ueberſetzung, welche unter dem Namen der Vulgata in der ganzen katholiſchen Kirche eingeführt iſt. Es verſteht ſich, daß der große Hieronymus Spott, Mißbilligung, Tadel und Verleumdung zu ertragen hatte, weil er ſich der Seelen dieſer Frauen annahm. In welchem Sinne er es that und wie ſehr ſie es verdienten, das bewies ihr ganzes Leben. Er aber antwortete kalt auf tadelnde Bemerkungen: es ſei nicht ſeine Schuld, daß die römiſchen Männer ſich das Heil ihrer Seele minder angelegen ſein ließen, als die römiſchen Frauen. Uebrigens ſei dies keine neue Erſcheinung, denn unter dem Kreuz Chriſti hätten drei Marien geſtanden und nur ein Johannes. Marcella war von conſulariſchem Geſchlecht aus dem Hauſe der Furier, ſehr reich, ſehr vornehm, ſehr angeſehen. Ihr Vater ſtarb früh; ihre Mutter Albina blieb Wittwe und gab ihren beiden Töchtern Aſella und Marcella eine ſehr gute Erziehung. Beide Schweſtern waren noch ganz jung, als der heilige Athanaſius nach Rom kam. Was ſie von ihm hörten über den heiligen Antonius, das Leben der egyptiſchen Einſiedler, den heiligen Pachomius und die Regeln, welche dieſer ſeinen Ordensbrüdern und Schweſtern gegeben, regte ſie zu dem lebhaften Verlangen an, denſelben Weg des Heils betreten zu dürfen und dies ſtand bei der zehnjährigen Aſella ſo feſt, daß ſie ſich gottgeweihter Jungfräulichkeit anverlobte und ſchon bei zwölf Jahren eine Zelle im Hauſe ihrer Mutter ſich bereitete. Da hatte ſie nichts von den Behaglichkeiten des Lebens als ein Obdach! die kahlen vier Wände umgaben ſie; auf der bloßen Erde ſchlief ſie; bei Waſſer und Brod jahraus, jahrein that ſie ſich noch Abbruch und in der Faſte brachte ſie mehrere Tage der Woche ganz ohne Nahrung

zu. Sie verließ ihre liebe Zelle nur, um die Kirchen der Martyrer zu besuchen, und zwar zu den Stunden, wo sie leer zu sein pflegten. Da betete Asella ungestört und unbemerkt mit tiefer Andacht. Aber auch in ihrer Zelle gab sie sich mit ganzer Seele dem Gebet und der Betrachtung hin, so daß sie in beständiger Geistessammlung war. Dabei beschäftigte sie sich unausgesetzt mit weiblichen Handarbeiten für die Armen und Hülfsbedürftigen. Das Stillschweigen war ihre Wonne und doch, oder eben deshalb, erbaute sie durch jedes Wort, das sie sprach. Immer gesund, immer freundlich, immer voll ernster Milde, lebte sie mitten im üppigen, volkreichen Rom abgetödtet und einsiedlerisch wie in einer Wüste. Höchst ungern und nur wenn eine dringende Nothwendigkeit vorlag, gestattete sie Männern, auch den frömmsten, Zutritt zu ihrer Einsamkeit. Sogar ihrer Schwester Marcella, die sie herzlich liebte, war es selten vergönnt, sie zu sehen, so rein, so tief, so ganz hatte ihre schöne Seele die Richtung zu Gott genommen.

Marcella verheirathete sich, verlor aber ihren Gatten schon nach einem halben Jahre und beschloß nun das Leben einer christlichen Wittwe eben so vollkommen zu führen, wie ihre Schwester das einer christlichen Jungfrau. Sie war wunderschön und der reichste und vornehmste Mann in Rom bewarb sich um sie. Cerealis hieß er, war mit dem Kaiserhause verwandt, Präfect und Consul gewesen, nicht jung mehr; und deshalb wollte er ihr, im Falle seines Todes, sein ganzes Vermögen hinterlassen. Die Schattirungen im christlichen Leben, von den Heldinnen und den Idealen der Asceſe an bis zu den Frauen, die sich nur durch den Namen Christinnen, aber nicht durch Sinn und Sitte von den Heidinnen unterschieden, waren unzählbar und berührten alle Stufen, die zwischen einer äußern christlichen Form und der innern höchsten Vollkommenheit liegen. Albina, die Mutter so heiliger Töchter, stand auf einer dieser Mittelstufen und hätte die glänzende Heirath Marcella's gar gern gesehen. Aber obwohl Marcella ihrer Mutter so ergeben war, daß sie aus Gehorsam Manches

that, was ihrer Neigung zuwider lief: so konnte sie sich doch nicht entschließen, zum zweiten Mal der Mutter zu Gefallen sich zu verehlichen und der Bewerbung des Cerealis Gehör zu geben. Da Albina sehr in sie drang, antwortete Marcella, wenn ihr Sinn nach einer zweiten Ehe stände, würde sie doch lieber einen Mann nach ihrer Neigung, als einen Mann um des Geldes willen nehmen. Und dabei verblieb es. So entschieden wies sie den Cerealis zurück, daß fortan kein Bewerber sich ihr zu nahen wagte, und daß nie auch nur ein Hauch von bösem Leumund den hellen Glanz ihres Rufes während eines langen, sehr langen Wittwenstandes und inmitten der sehr verderbten, also sehr zu übler Nachrede geneigten römischen Welt, trübte. Sie machte ihr Haus zu einem Kloster, dessen thätige, umsichtige, fromme Vorsteherin sie war. Albina lebte bei ihr und hielt sich immer in ihrer Gesellschaft auf. Ohne Zeugen sprach Marcella mit keinem Mann. An ihren Dienerinnen duldete sie keine Leichtfertigkeit im Anzuge oder in Worten; sie mußten Alle sittsam, still und züchtig, sanft und friedfertig sein. Dafür ging sie auch schwesterlich mit ihnen um. Marcella's Kleidung war die allereinfachste; grobe Stoffe genügten ihr. Alles Geschmeide verkaufte sie und gab den Erlös den Armen. Von Gold behielt sie nichts, als ihren Siegelring. Damals nämlich waren die vielen Schlüssel und Schlösser unserer Tage nicht gebräuchlich; man versiegelte die meisten angreifbaren Sachen. Da nun die Hausfrau Alles zu verwahren hatte, so gebührte ihr, nach der Meinung des Alterthums, der Siegelring des Hauses und der Kirchenvater Clemens von Alexandrien, gest. um 217, gestattet, des Versiegelns gewisser Hausrathsgegenstände wegen, auch den christlichen Hausfrauen einen goldenen Siegelring. Den also behielt Marcella, nicht zum Schmuck, sondern weil er zu ihrem Amt und Beruf gehörte. Einfach wie ihr Anzug war ihre Kost; Fleisch und Wein versagte sie sich, und Wein, das war schwer! denn Wein mit heißem Wasser gemischt war das einzige damals übliche warme Getränk, welches die Stelle vom Thee und Kaffee späterer Zeit einnahm, also beinahe etwas

Unentbehrliches! Aber nichts fand Marcella zu schwer, was ihr half, die sündige Natur mit ihren Neigungen zu besiegen. Gebet, Betrachtung, fleißiger Kirchenbesuch, das Lesen ernster Bücher, die Verwaltung ihres Hauses, Sorge für Kranke und Arme, emsige Handarbeit füllten das Leben der heiligen Wittwe und machten sie zum Musterbild der christlichen Frauen Roms, die sich häufig in ihren Seelenangelegenheiten Marcella's Rath ausbaten. Andere stellten sich auch ganz oder zeitweise unter ihre Leitung und machten bei ihr eine Vorschule des ascetischen Lebens durch, um es dann in ihren eigenen Häusern fortzusetzen. So bekamen Paläste und Villas mancher großen römischen Familie eine klösterliche Bestimmung, wenn auch nicht in der Form, welche später gewisse Regeln dem gemeinsamen Leben gaben. Eine Sophronia, Paula, Eustochium, Principia waren alle Marcella's Jüngerinnen, Freundinnen und geistliche Töchter. Sie war bereits über die Mitte des Lebens hinaus, als sie mit dem heiligen Hieronymus bekannt und befreundet wurde. Das gab ihrem hohen Geiste einen neuen Schwung. Hieronymus hatte das Leben der Einsiedler in der syrischen Wüste und dabei das Studium der heiligen Schrift gründlich geübt, bevor er nach Rom kam; das waren zwei Punkte, welche, wie Magnet das Eisen, unwiderstehlich Marcella anzogen. Hieronymus war kein sehr zugänglicher Charakter, hatte überdies nicht die mindeste Neigung, mit den römischen Damen in irgend eine Verbindung zu treten; aber Marcella's heilige Zudringlichkeit überwand seine heilige Zurückhaltung. Sie begehrte durch ihn zu einem tieferen Verständniß der heiligen Schrift zu kommen, „denn ich galt damals für einen Schriftkundigen," sagt der große Kirchenlehrer ganz demüthig. Und da er an ihr so viel Tugend und Geist, solche Lauterkeit der Gesinnung und Heiligkeit des Herzens fand, daß er nicht wagt, sie zu beschreiben, „weil Niemand mir glauben würde," sagt er: so gab er ihr alle Erklärungen und Belehrungen und alle Rathschläge für das innere Leben, nach welchen ihr frommes Verlangen stand. Mit großem Scharfsinn warf sie Fragen über die heilige

Schrift auf, und gab ſich nicht gleich mit der kürzeſten Beantwortung zufrieden, ohne jedoch im mindeſten von thörichter Neugier oder von dem Drange nach oberflächlicher Vielwiſſerei getrieben zu werden. Sie begehrte mehr zu wiſſen, um beſſer zu werden, und nicht um Klügelei war es ihr zu thun, ſondern um Tugend. Dieſe ganz reine Abſicht machte ihren ohnehin eben ſo feinen als ſchwunghaften Geiſt dermaßen klar und erleuchtet, daß der heilige Hieronymus von ihr ſchreibt: „Alles, was ich mit vielem Studium, mit langem Nachſinnen und Betrachten mühſam erlernt habe, lernte die ſelige Marcella auch, aber ganz leicht, und indem ſie keine ihrer übrigen Beſchäftigungen aufgab und keine ihrer Pflichten vernachläßigte. Sie hatte ſo gründlich die heilige Schrift nebſt Allem ſtudirt, was die Väter und Lehrer der Kirche über dieſelbe an Auslegungen und Erklärungen geſchrieben, daß, wenn wir (er und andere gottſelige gelehrte Männer) über das eine oder andere Zeugniß uns nicht einigen konnten, wir uns mündlich oder ſchriftlich an Marcella wendeten, und jedes Mal veranlaßt wurden, ihren Ausſpruch oder ihr Urtheil als die richtigen zu bewundern. Verſtändig und demüthig, wie ſie war, richtete ſie ihre Antworten immer dergeſtalt ein, daß ſie ihre Anſicht mir oder einem Andern zuſchrieb, damit ſie nie für eine Meiſterin, wohl aber ſtets für eine Schülerin gehalten werden möge.“ Und über den unglaublichen Eifer, der ſie für das Leſen der heiligen Bücher beſeelte, ſchreibt er: „So oft ich mir ihren Fleiß bei dieſen göttlichen Leſungen vorſtelle, kann ich mich nicht enthalten meine Trägheit zu verdammen, daß ich in einem Kloſter und zwar auf dieſer heiligen Stelle (nämlich zu Bethlehem), wo ich allzeit die Krippe des Erlöſers vor Augen habe, das nicht thue, was eine vornehme Frau in den Stunden that, welche ſie aus dem Gewirre der Beſchäftigungen und Sorgen für ihre Familie und ihren zahlreichen Hausſtand erübrigte.“ Nachdem der heilige Hieronymus drei Jahre in Rom zugebracht hatte, kehrte er nach dem Morgenlande zurück, im Jahre 385, blieb aber im ununterbrochenen Briefwechſel mit Marcella und ihrer Schweſter, und ſagt:

„Im Geiſte waren wir immer beiſammen.“ Ehe er ſich zu Oſtia, dem Hafen von Rom, einſchiffte, ſchrieb er an Aſella: „Wenn mich gleich Einige für grundböſe und mit allen Gräueln der Sünde befleckt ausſchreien und wenn auch dieſer Lohn im Vergleich zu meinen Sünden ſehr gering iſt: ſo thuſt du doch wohl daran, daß du die Menſchen nach dir miſſeſt, d. h. auch die Böſen für gut hältſt; denn es iſt eine gefahrvolle Sache, einen Anderen zu richten.“ Am Schluß ſagt er: „Gute Aſella, du Muſterbild des jungfräulichen, züchtigen, reinen Sinnes, denke vor dem Herrn recht oft an mich und ſänftige mit deinen Gebeten die Fluten des Meeres.“ Er hatte ſich durch ſeine große Freimüthigkeit, die zuweilen an Schonungsloſigkeit ſtreifen mochte, unter den verzärtelten Römern manche Feinde gemacht, beſonders dadurch, daß er unerbittlich die Mängel im geiſtlichen Leben wo möglich noch ſtrenger, als im weltlichen rügte; darauf bezieht ſich die obige Aeußerung.

Marcella hatte nicht nur auf heilsbegierige und gottſelige Perſonen ihres Geſchlechts einen großen Einfluß gewonnen; auch in weiteren Kreiſen machte er ſich geltend. Die origeniſtiſchen Streitigkeiten erfüllten die Kirche. Rufinus, der gelehrte Presbyter von Aquileja, hatte ein Werk des großen Origenes überſetzt (Periarchon, d. h. die Grundlehren), worin Meinungen ausgeſprochen waren, welche die katholiſche Lehre als irrig bezeichnet, welche aber nichtsdeſtoweniger von blinden Anhängern des Origenes zu Lehren der Kirche erhoben werden ſollten. Die hauptſächlichſten waren dieſe: „Die Höllenſtrafen ſeien nicht ewig; die Seelen ſeien vor den Leibern da geweſen; die gefallenen Engel würden wieder zu ihrer verlornen Würde gelangen; das Paradies ſei nur eine bildliche Vorſtellung des Himmels; der Menſch würde nicht in demſelben Leibe auferſtehen.“ Schon bei ſeinen Lebzeiten hatte ſich der große und fromme Origenes beſchwert, daß die Abſchreiber ſeiner ſo ſehr zahlreichen Schriften ſehr wenig gewiſſenhaft zu Werk gingen und große Mißverſtändniſſe veranlaßten, welche denn von unruhigen, ſpitzfindigen, neue-

rungssüchtigen Köpfen ausgebeutet würden, ihn selbst in ein falsches Licht stellten und Manchen zum Aergerniß, Andern zum Fallstrick gereichten. So war es auch jetzt! durch den Glanz seines berühmten Namens sollten jene Ansichten zu einer dogmatischen Geltung in der Kirche gebracht werden. Obgleich nun Hieronymus ein großer Bewunderer des Origenes und ein langjähriger Freund des Rufinus von Aquileja war, trat er doch mit aller Entschiedenheit gegen Irrthümer auf, welche die Kirche mißbilligte, und umsomehr, als diese irrigen Lehren bei Laien, Geistlichen und Mönchen vielen Beifall und Eingang fanden und sogar aus dem Morgenlande nach Rom sich verbreiteten. Je glänzender der Name des Origenes war, um desto breiter war der Deckmantel für die Ketzerei, gegen die er selbst, der heilige Mann, sich gewiß zuerst aufgelehnt hätte. Denn über seine Ansichten hatte die Kirche zur Zeit, als er schrieb, noch nicht die Entscheidung des heiligen Geistes abgegeben. Und nicht der Irrthum macht den Ketzer aus, sondern die wissentliche beharrliche Empörung gegen die Kirche, welche der Sohn Gottes auf Erden gestiftet hat, als er sprach: „Wer euch hört, der höret mich.“

Bald nach der Abreise des heiligen Hieronymus hatte Marcella ihre geliebte Mutter Albina verloren. Diese, obwohl sie eine sehr tugendhafte Matrone war, hing doch ganz mit der Fleisch- und Blutliebe der Welt an ihrem Geschlecht, und da ihre Töchter dasselbe nicht fortgepflanzt hatten, so vermachte sie ihr ganzes Vermögen den Kindern ihres Bruders. Marcella hätte es unaussprechlich gern gehabt, um es den Dürftigen zuzuwenden; aber sie ließ sich die Entziehung desselben mild gefallen, um ihre Mutter nicht zu betrüben und Gott in seiner unbegrenzten Liebe erfüllte doch den Wunsch dieser heiligen Seele; denn durch einen der Erben dieses Vermögens, durch Marcella's Neffen Pammachius, kam dieses und noch viel mehr in die Hände der Nothleidenden. Asella trat nun als Vorsteherin zu einer Genossenschaft von neubekehrten Personen weiblichen Geschlechtes und wirkte durch ihre Belehrungen ungemein für die Ausbreitung des Glaubens in Rom, wo Palladius sie im Anfang

des fünften Jahrhunderts sah, bewunderte und von ihr erzählt, es hätten auch Männer, durch ihre Ermahnungen geweckt und angeeifert, zum Glauben sich bekehrt. Marcella zog sich mehr und mehr aus der Welt und aus ihrem Palast auf dem Aventin in ein einfaches Landhaus zurück, das sie in einer Vorstadt von Rom besaß. Als aber das origenistische Unwesen auch dort ausbrach, gab sie sich die größte Mühe, die räudigen Schafe aus der Heerde Christi zu entfernen und der Irrlehre einen Damm zu setzen. Es war schwer, den Häretikern auf die Spur zu kommen, denn das Buch Periarchon war anonym übersetzt, und wer sich zu dessen Lehren bekannte, behauptete dennoch, rechtgläubig und gutkatholisch zu sein, weil jene Lehren nichts Wesentliches und den Grund des Christenthums Antastendes wären; kurz, sie befolgten die Taktik, welche die meisten Häretiker beobachten. Der Papst Siricius ließ sich auch wirklich durch solche Versicherungen über ihr gefährliches Treiben beruhigen. Allein Marcella in ihrer Stille und Abgeschiedenheit ruhte nicht. Der katholische Glaube war gefährdet, und zwar an dem Ort, wo die heiligen Apostel Petrus und Paulus ihn verkündet hatten und für ihn gestorben waren; arglose Seelen ließen sich diesem Glauben entfremden, von dem nichts hinweggenommen und zu dem nichts hinzu gesetzt werden darf, wenn er der wahre und reine, der geoffenbarte Glaube sein soll: wie hätte Marcella nicht auf Mittel und Wege sinnen sollen, um Alles zu thun, was in ihrer Macht stand, um die Trübung des höchsten Kleinods, das hienieden der Christ besitzt, zu verhüten! Mit größter Vorsicht und Zurückhaltung ging sie zu Werk und es gelang ihr, glaubwürdige Personen zu finden, welche Zeugniß ablegten, daß sie von Dem und Dem in der origenistischen Irrlehre unterrichtet worden wären. So konnten denn diese Lehrer zur Rechenschaft gezogen und ihre Lehre verdammt werden.

Unter den vielen gottliebenden Seelen, die mit Marcella in Verbindung standen, hatte sie sich Eine auserwählt, bei der sie zugleich Mutterstelle vertrat. Dies war Principia. Sie

kam in zarter Jugend zu Marcella. Sie war verwaist und aus einem angesehenen Patriziergeschlecht, denn der heilige Hieronymus schreibt ihr: „Ganz Rom freute sich, daß du eine Mutter und daß Marcella eine Tochter gefunden.“ Mit dieser geliebten Pflegetochter vereint, widmete sich Marcella unausgesetzt ihren gottgefälligen geistlichen und leiblichen Werken, und erreichte ein hohes Greisenalter, dessen letzte Tage noch sehr stürmisch und qualvoll sein sollten. König Alarich mit seinen Gothen wälzte sich wie ein verheerender Strom durch Italien und bis vor die Mauern Roms. Kaiser Honorius saß in Ravenna und trieb dort eine seiner Lieblingsbeschäftigungen: er fütterte seine Hühner, und die höfischen Schmeichler, die ihn umringten, wagten so wenig, ihn in diesem kaiserlichen Vergnügen zu stören, daß sie nicht einmal den barbarischen Namen Alarich vor ihm nannten, viel weniger ihm sagten, daß dieser König mit seinen Barbaren Rom belagere. Dies geschah im Jahre 410. Es war eine schwere Belagerung! Hungersnoth und Krankheit herrschten in der Stadt, und durch Verrath fiel sie am 24. August in Alarichs Hand. Er überließ sie der Plünderung und die Barbaren hausten in ihr mit Feuer und Schwert. Alarich und seine Gothen waren Arianer. Dennoch hatten sie so große Ehrfurcht vor den heiligen Aposteln Petrus und Paulus, daß Alarich den Befehl gab, die beiden Basiliken, welche auf dem Vatican und an der Straße von Ostia ihnen geweihet waren, sollten zwei Freistätten für alle Flüchtlinge sein. Diese Ehrfurcht vor den Jüngern des Heilands bei dem arianischen Mangel an Ehrfurcht vor Ihm Selbst, den Meister, zeigt, wie wenig folgerichtig der Menschengeist denkt, sobald er sich vom katholischen Glauben ablöst. Alarichs Befehl wurde von seinen siegestrunkenen und beutegierigen Gothen mit staunenswerther Pünktlichkeit erfüllt, welche durch einen Zug unter vielen recht anschaulich wird. Eine bejahrte gottgeweihte Jungfrau hatte die heiligen Altargefäße der Basilika von St. Petrus in ihrem Hause in Verwahrung genommen und erwartete im Gebete, was Gott über sie verhängen werde. Ein angesehener gothischer Krieger drang mit seinem

Gefolge zu ihr ein, beleidigte ſie aber nicht, und verlangte nur die Auslieferung von Gold und Silber oder von Kleinodien. Sie antwortete ihm, daß ſie in der That große Schätze habe, die ſie ihm ſogleich zeigen werde, und ſie führte ihn in das Gemach, wo die prachtvollen Geräthſchaften ſich befanden, die den Gothen durch ihre Menge, ihr Gewicht, ihre Schönheit in frohes Erſtaunen verſetzten. „Dieſe Gefäße gehören dem heiligen Apoſtel Petrus," ſagte die ehrwürdige Jungfrau zu dem Gothen; „da ich ſie nicht vertheidigen kann, ſo wage ich nicht, ſie zurückzuhalten. Nimm ſie, wenn du den Muth dazu haſt." Aber er hatte ihn nicht. Er ſetzte Alarich durch einen Soldaten von dieſem Fund in Kenntniß und dieſer befahl, daß die heiligen Geräthe, die gottgeweihte Jungfrau und alle Chriſten, welche ſich ihr anſchließen würden, ungefährdet zur Baſilika des Apoſtelfürſten geleitet werden ſollten. Der Vatican lag am andern Ende der Stadt und ſo zog denn eine feierliche Proceſſion mitten durch das kriegeriſche Getümmel. Die Chriſten trugen mit großer Andacht und Ehrerbietung die heiligen Gefäße, die ihnen jetzt das Leben retteten, und zu beiden Seiten gingen Soldaten mit blankem Schwert; und Römer und Gothen ſangen Loblieder zum Preiſe Gottes; und je mehr Flüchtlinge ſich dem Zuge anſchloſſen, deſto williger öffneten die Soldaten ihre beſchirmenden Reihen. Woher dieſe Ehrfurcht der Irrgläubigen vor goldenen Kelchen und Schalen? ob ihnen nicht die Ahnung der Wahrheit durch die Seele ging: ſie haben den Leib und das Blut Gottes umſchloſſen?

Marcella hatte ſich während der Schreckenszeit ſtill in ihrem Hauſe verhalten. Für ſich fürchtete ſie nichts; deſto mehr für Principia. Als ein Soldatentrupp zu ihr hereinſtürmte und, nach der Größe und Stattlichkeit der Wohnung urtheilend, verborgene Schätze forderte, zeigte ſie ihre geringen Kleider vor und betheuerte, daß ſie weiter nichts beſitze. Dies ſchien wenig glaubwürdig und ſie wurde mit Stockſchlägen mißhandelt. Aber ſie beachtete es gar nicht und bat nur immer, man möge ſie nicht von ihrer Tochter trennen. Gott rührte das Herz ihrer Peiniger, und ſie wurden

beide nach St. Pauls Baſilika gebracht. Dort brach Marcella in Lobpreis Gottes aus, daß die Gefangenſchaft ſie nicht arm gemacht, ſondern arm gefunden habe, und daß ihre Principia gerettet ſei. Und nach wenig Tagen entſchlief ſie in den Armen ihrer geliebten Pflegetochter und gab ohne Krankheit und ohne Todeskampf ihre ſchöne Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück.

Die ſelige Fabiola.

„Ich will gefallen dem Herrn im Lande der Lebendigen.“ Pſ. 114, 9.

Minder vollkommen in ihrem früheren Leben als die heilige Marcella, hat ſich dieſe edle Römerin doch aus ſo ganzem Herzen zu Gott bekehrt, daß ihr Bußgeiſt ein nicht minder erbauliches Vorbild für Alle wurde, welche aufrichtig dahin ſtreben, ihre Seele zu retten; und der heilige Hieronymus hat ſie in ihrer Lebensbeſchreibung als ein lebendiges Denkmal der Barmherzigkeit Gottes hingeſtellt, die Jeden, auch wenn er auf Irrwegen wandelt, aber doch guten Willens iſt, Erleuchtung ſchickt und Gnade anbietet, um ſich auf den richtigen Pfad zurückzufinden. Heidniſche Sitten, Gebräuche, Anſichten herrſchten überhaupt im ungläubigen Rom und drängten ſich auch in das chriſtliche hinein, das durch tauſend Bande der Familie und der Freundſchaft mit jenem verwebt war. Ein gläubiges Familienglied war zuweilen von einer ganzen Schaar heidniſcher Anverwandten umringt und auch der umgekehrte Fall trat ein. Wehte nun freilich die reine Luft des chriſtlichen Lebens zu den Heiden hinüber und trug ihnen den Duft der Tugend der Heiligen zu: ſo legte ſich dafür auch die Schwüle ihrer Atmoſphäre betäubend auf manche Stirne, und der ſinnliche Menſch, möge er auch Chriſt heißen, iſt immer ein heidniſcher Menſch. In kein Verhältniß war in Folge des erſten Abfalls und der damit verbundenen Abkeh-

rung von dem ursprünglichen göttlichen Gesetz ein so tiefes Verderben eingerissen, als in das der beiden Geschlechter zu einander und in dem, was der schönste und höchste Ausdruck dieses Verhältnisses sein sollte: in die Ehe. Die Geschichte der vier vorchristlichen Jahrtausende ist voll der Gräuel, welche in Folge dieses Verderbens einst die Sündflut auf die sündige Welt herabzogen, aber ach! mit der neuen Erde wieder auftauchten aus den großen Wassern. Kein Zorngericht Gottes, kein Schwefelregen, keine Sündflut, kein Untergang Sodoma's, den die heilige Schrift bekundet, kein Untergang des Eilandes Atlantis, von dem die alten Griechen erzählen, nichts vermochte dem unaussprechlichen Verderben Einhalt zu thun, welches durch das Gesammtgeäder der Menschheit kroch und das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einem Etwas machte, das namenlos ist wegen seiner Entwürdigung. Aber was keine Sündflut und kein Zorn Gottes vermochte, das konnte das Blut Gottes und seine Liebe: das verlorene Ideal wieder aufrichten und den Weg zu ihm bahnen. Christus that es. Er sprach zu den Juden: „Um der Härte eures Herzens willen ward euch die Scheidung erlaubt; im Anfang aber war es nicht so.“ Er, der jedem Gebot die Vollendung gab, der die Barmherzigkeit des Samariters, und die Liebe zu den Feinden, und die freiwillige Armuth, und die Herzensreinheit bis in die Gedanken hinein lehrte; Er zog auch das göttliche Gesetz der Ehe wieder aus dem Schlamm hervor, worin es versunken und zertreten war. Er legte die Gnade des Sacramentes auf sie und wie hoch und heilig Er sie gehalten wissen wollte, das bezeugt der heilige Apostel Paulus, indem er die eheliche Verbindung zwischen Mann und Weib mit derjenigen vergleicht, welche zwischen Christus und Seiner Kirche besteht. Der Christ ist ein übernatürlicher Mensch und auf übernatürlichen Boden hat Christus die Ehe gestellt, weil sie, sobald sie nicht dort steht, Gefahr läuft, grenzenlos gemein zu werden und die Menschheit wieder in qualmende Krater der Entsittlichung hineinzureißen. Bleibt sie aber auf idealischer Höhe, ist sie ein Sinnbild der Verbin-

dung Christi mit der Kirche, so geht eine gesegnete Menschheit, das Heil der Generationen für Zeit und Ewigkeit aus ihr hervor. Es versteht sich von selbst, daß nichts sie auflösen kann als der Tod, denn ihr innerstes Wesen ist ja eben eine durch zwei Menschen in der Gnade geknüpfte und im Blut Jesu zusammen geschmolzene Einheit. Und auch das versteht sich von selbst, daß das Heidenthum diese Auffassung der Ehe nicht kannte und die Secten außerhalb der Kirche sie nicht anerkennen; denn sie ist dem Sinnenmenschen lästig.

In der heiligen Fastenzeit des Jahres 390 hatte Rom ein seltenes und herzerhebendes Schauspiel. Unter den öffentlichen Büßern vor der Basilika von St. Johannes zum Lateran, welche um die Gnade flehten, wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen zu werden, befand sich Fabiola, die vornehme, hochgeehrte, unermeßlich reiche Fabiola aus dem uralten Geschlechte der Fabier. Im härenen Bußgewand und ohne Sandalen, mit aufgelöstem Haar und verweintem Antlitz, mit Asche auf dem Haupt und dem Nacken und mit Erdenstaub in den Händen kniete sie am Boden und flehte unter heißen Thränenströmen um die Gnade, durch heilsame Buße wieder mit Gott ausgesöhnt zu werden. Der Papst Siricius, die Geistlichen, Fabiola's Standesgenossen, das ganze römische Volk, Alle sahen mit Erbauung und Rührung an dieser Büßenden, wie tief und weltvergessend die Reue eines guten Herzens sein kann, wenn es aus seiner Verblendung erwacht. Fabiola war früh mit einem Manne vermählt, der ein so lasterhaftes Leben führte, daß es ihr unmöglich schien, an seiner Seite zu bleiben. Sie war sehr jung und wähnte das Recht zu haben, so große Beleidigungen, wie er sich gegen sie zu Schulden kommen ließ, nicht ertragen zu dürfen. Ueber ihn sich zu beklagen, verbot ihr das weibliche Zartgefühl; sie nahm lieber die Schuld der Uneinigkeit in der Ehe auf sich und verließ das Haus ihres Gatten, um zu ihrer Familie zurückzukehren. Uebrigens kannte ganz Rom den sittenlosen Wandel dieses Mannes. Nachdem Fabiola eine Zeitlang bei ihren Anverwandten gelebt hatte, glaubte sie mit Fug und Recht eine

zweite Ehe schließen zu können, da sie ja nicht aus Wankelmuth und Leichtsinn und nicht von blinder Leidenschaft getrieben, sondern durch das schlechte Betragen ihres Mannes dazu gedrängt, sich von ihm getrennt habe. Das bürgerliche Gesetz erlaubte dies und das evangelische Gesetz, welches die zweite Ehe verbietet, so lange der erste Gatte lebt, war ihr unbekannt. Vielleicht wollte sie es nicht kennen, und mindestens ging sie unbehutsam zu Werk. Genug, sie vermählte sich wieder und lebte mehrere Jahre sehr zufrieden mit dem zweiten Mann. Da verlor sie ihn durch den Tod. Solche Erschütterungen des Herzens, die man schmerzlich empfindet, sind oft sehr heilsam, weil sie das Herz ablösen von seinen irdischen Neigungen und es ihm erleichtern, eine andere, höhere Wendung zu nehmen. Das geschah auch bei Fabiola. Der Verlust ihres Gatten stellte ihr die Vergänglichkeit alles irdischen Glückes und die Thorheit vor Augen, es um den Preis ewiger Güter erkaufen zu wollen, und welches Gut ist höher, als die Gnade Gottes? und welcher Schmerz größer, als das Bewußtsein, durch verblendende Selbstsucht sie verloren zu haben? Als diese Binde von Fabiola's innerem Auge fiel, erkannte sie leicht die Verletzung des göttlichen Gesetzes, die sie sich hatte zu Schulden kommen lassen, und mit größter Entschiedenheit schlug sie den Weg der Rettung ein, der sie in möglichst kurzer Frist zur Aussöhnung mit Gott führen sollte. Willig unterwarf sie sich der öffentlichen Buße, der sich nicht leicht Frauen ihres Standes unterzogen. Ihr Schmerz war so groß, Gott beleidigt und ein öffentliches Aergerniß gegeben zu haben, daß keine Demüthigung sie mehr demüthigen konnte, als die Selbsterkenntniß es that. Nachdem der äußere Act der Buße vollzogen und Fabiola zugleich aus dem Staube und der Asche der Sünden aufgehoben und zur Reinheit der Kinder Gottes hergestellt war: da zeigte es sich, welch ein Fundament der Bekehrung die aufrichtige Reue in ihr gelegt hatte. „Wer viel liebt, dem wird viel vergeben." (Luc. 7, 47.) Diesen Ausspruch des Heilandes begriff Fabiola; und so wurde denn Er, der ihr so viel ver-

geben hatte, der Vielgeliebte ihrer erneuten Seele. An dem Tage, da sie das hochwürdigste Gut empfing, stieg sie für immer herab vom Throne des Wohllebens und des Glanzes, auf dem sie von der Wiege an sich befunden hatte, und begab sich in die dunkle Hütte freiwilliger Armuth. Ihr Eifer zum Fasten, zum Almosengeben, zum Gebet, zur Verdemüthigung hielten mit einander Schritt, so daß die äußere Abtödtung nur der Wiederschein und die Folge der inneren war. Schöne Kleider, kostbare Stoffe, feine Leinwand, Perlen und Juwelen legte sie für immer ab und ganz grobe Gewänder an, aber ohne irgend einen Werth auf diese Entsagung zu legen, die einer in Verwöhnungen auferzogenen Frau so ungemein schwer zu fallen pflegt. „Leichter ist es jedoch," sagt der heilige Hieronymus, „Diamanten abzulegen, als den Hochmuth. Wer sich nichts zu gut thut, weil er Gold und Silber dahin gegeben, wird vielleicht hoffärtig wegen seiner geringen Kleidung, und das Menschenlob vergütet ihm seine Armuth. Aber Fabiola richtete ihre Absicht rein auf Gottes Ehre und Wohlgefallen und hat sich nie auf einer Regung der Selbstgefälligkeit ertappen lassen." Ihre Freigebigkeit kannte keine andere Grenze als die, daß sie nichts mehr hatte und mit Geben zu kargen, schien ihr unwürdig zu sein für eine Jüngerin des menschgewordenen Gottes, der sich ganz für uns dahin gegeben hat. Die große Stadt Rom war zu klein für Fabiola's Freigebigkeit. Sie lud gleichsam die ganze Welt ein mit den Worten ihres Vielgeliebten: „Kommt her zu mir, ihr Mühseligen." Sie durchreiste Italien; sie suchte die klösterlichen Genossenschaften auf, welche um diese Zeit dort erblühten; sie ging zu den Einsiedlern, die im Appenin, am Gestade des Meeres und auf benachbarten Inseln das Leben der Anachoreten des Morgenlandes führten; und der Zweck von Fabiola's Wanderungen war kein anderer als der, Hülfe zu spenden, wo es nöthig war. Wenn sie aber viel gab, so that sie doch noch viel mehr! Fabiola war es, welche das erste Spital in Rom stiftete und in diesem Hause Kranke, Arme und jede

Art von Dürftigen aufnahm. Die erste Dienerin dieses Spitals war sie selbst; und die Tochter der alten römischen Consuln und Senatoren machte sich zur Magd der Armen Christi. Mit eigenen Händen wusch sie böse Geschwüre aus, verband blutige Wunden, trocknete den Todesschweiß von der Stirne der Sterbenden. In ihren Armen hielt sie solche Kranke, die sich in Convulsionen umherwälzten oder von Krämpfen befallen waren. Für Alle bereitete sie das Lager, brachte ihnen lindernde Arznei, reichte ihnen erquickende Speisen und that dies Alles mit einer so unaussprechlichen Liebe, daß diejenigen armen Leute im Spital, welche gesund waren, zu erkranken wünschten, um von Fabiola gepflegt zu werden. „Wohl weiß ich," sagt der heilige Hieronymus, „daß manche Reiche den Armen Barmherzigkeit erweisen; aber sie thun es mit fremden Händen. Sie geben ihr Geld, doch nicht ihre persönlichen Dienste, und zwar aus dem Grunde nicht, weil der Anblick des Elendes ihnen Ekel einflößt und sie krank macht. Ich will diese Schwächlichkeit nicht schelten, nicht Unbarmherzigkeit nennen. Dafür muß es mir aber auch erlaubt sein zu sagen, daß der rechte Liebeseifer und der vollkommene Glaube, das Gemüth über eine solche krankhafte Schwäche erheben und es stark machen für heilige Liebesdienste." Doch dies Alles genügte Fabiola's Bußgeist nicht. Das vollkommene Opfer schien ihr noch eine Stufe höher zu liegen. Das geheiligte Thun steht über dem geheiligten Geben. Das geheiligte Sein steht über Beiden. Im Morgenland auf heiliger Stätte zu einem wahren Brandopfer reiniger Liebe sich zu machen, in strengster Ascese anachoretisch für Gott allein und Ihm zu Liebe von Almosen zu leben: dahin ging das Verlangen dieser großen Seele. Sie hatte schon beträchtliche Schenkungen nach Palästina gemacht, wie das ihre Weise war, als sie sich entschloß, nach Jerusalem zu reisen. Ihre Freunde und Verwandten riethen ihr ab, suchten sie in Rom festzuhalten; doch Fabiola fand in Rom immer noch zu viel Gepränge, Zerstreuung und Hoffart der Welt, obwohl sie in der Armseligkeit sich angesiedelt hatte,

und ſehnte ſich hinweg nach der Wüſte, wie der Gefangene aus dem Kerker in die Freiheit. Sie ſchiffte ſich ein und kam im Jahre 395 glücklich nach Jeruſalem, wo ihr Name durch ihr gottſeliges Leben ganz bekannt war und wo man ſie mit Freude und Ehrfurcht willkommen hieß. Dort und in Bethlehem lernte der heilige Hieronymus ſie kennen und ſchätzen. Wie all' ihre berühmten und heiligen Zeitgenoſſinnen ſtand Fabiola auf einer ſolchen Höhe der Geiſtesbildung, daß ein gründliches Studium der heiligen Schrift ihre Lieblingsbeſchäftigung wurde. „Heißhungrig durchlief ſie die Propheten, die Pſalmen, die Evangelien," ſchreibt Hieronymus, „that kluge Fragen, ſchrieb ſich die Antworten tief in's Herz, ſah in der Wiſſenſchaft nur das Mittel, um in der Erkenntniß zu wachſeln. Als wir einſt das Buch Numeri vor uns hatten, fragte ſie mich viel nach den iſraelitiſchen Stämmen und Geſchlechtern und war zufrieden mit meinen Antworten. Als ſie aber die geheime höhere Bedeutung der Lagerplätze wiſſen wollte, welche die Kinder Iſraels während ihres Zuges durch die Wüſte, von Egypten bis zum Jordan, aufſchlugen und ich meine Unwiſſenheit bekennen mußte: drang ſie ſo lebhaft in mich, über die Auslegung dieſer Geheimniſſe nachzudenken, daß ich es ihr nicht abſchlagen konnte. Und wie ich ihrem Namen das Büchlein von der Erklärung der prieſterlichen Kleider zugeſchrieben habe, ſo will ich ihr auch die Auslegung der zweiundvierzig Lagerplätze des iſraelitiſchen Volkes zuſchreiben, dieſer ſeligen Fabiola, welche durch die Wüſte der Welt gepilgert iſt und die himmliſchen Zelte früher erreicht hat, als ich." Trotz der Freude, die ſie an ſolchen Studien unter der Leitung eines ſolchen Meiſters hatte, gab ſie doch ihre Abſicht, ein ganz abgeſchiedenes Leben zu führen, keineswegs auf. Die Schrift des Hieronymus an den früheren Genoſſen ſeiner Einſamkeit, Heliodor, worin er denſelben auffordert, in die verlaſſene Einöde zurückzukehren, dieſe Schrift, welche ſo vielen Anklang und daher auch manchen Widerſpruch gefunden hat (weil nur das Bedeutungsloſe ſich allgemeinen, aber oberflächlichen Beifalls rühmen

kann), diese Schrift wußte Fabiola auswendig; und die Frage an Heliodor: „Was machst du in der Welt, du, der du größer bist als die Welt?“ kam ihr nicht aus dem Sinn. Hieronymus bemühte sich, eine Stätte zu suchen und zu wählen, welche für diese auf außerordentlichen Pfaden geführte, außerordentliche Seele passend gewesen wäre. Ehe es ihm gelang, eine solche zu finden, wurde der Orient in Angst und Schrecken versetzt durch Streifzüge des wilden Volkes der Isaurier, die raubend und plündernd mit überraschender Schnelligkeit durch die Bergpässe des Taurus in Kleinasien eindrangen, in Syrien große Verheerungen anrichteten und Phönizien bedrohten. Es hieß, sie hätten besonders Palästina und Jerusalem im Auge; Antiochien war schon belagert; Tyrus wurde neu befestigt. Man floh der Küste zu, um sich auf die Schiffe und, sollten die Drangsale einbrechen, auf die Flucht zu begeben. Die Frauen waren vorzugsweise gefährdet, weil die Barbaren sie raubten und fortführten. Unter so mißlichen, unsichern Verhältnissen hielt Hieronymus es für Fabiola am Gerathensten, nach Rom zurückzukehren und dort eine Herberge zu suchen, wo sie so Viele beherbergt hatte; dort arm zu sein, wo sie zuvor reich gewesen war, zwischen all' den Erinnerungen an ihre glänzende Vergangenheit abgetödtet wie in der Wüste zu leben. Es that ihm sehr leid, „ein so köstliches Kleinod aus dem heiligen Land zu verlieren;“ aber Fabiola, die überall fremd, und jederzeit reisefertig, und nirgends an eine feste Wohnung gebunden war, löste auch ihr Herz von jedem Wunsch ab, der nicht mit den Fügungen Gottes übereinstimmte, und ging willig nach Rom zurück. Noch einige Jahre erbaute und erfreute „diese gewaltige Frau,“ wie Hieronymus sie nennt, das römische Volk durch das heilige Bußleben, welches sie in ihrem Spital als Magd der Armen und Kranken fortsetzte. Dann, in der Vorahnung ihres baldigen Todes, berief sie einige fromme Mönche, um ihr die letzte Last des zeitlichen Gutes abzunehmen und auf Gründung neuer Genossenschaften zu verwenden, damit sie umsomehr Fürbitter habe, die ihr be-

behülflich sein könnten, recht bald die ewigen Hütten zu erreichen. Begieriger war sie nach dem Tode, als Andere nach dem Leben, und in jedem Augenblick war sie bereit zu sterben, um mit dem heiligen Apostel Paulus „aufzelöset und bei Christus zu sein.“ Was aber die Stadt Rom von Fabiola hielt, zeigte sich bald; denn kaum hatte sie im Frieden des Herrn ihren Geist aufgegeben, so strömte das Volk, Alleluja singend, zusammen, alle Gotteshäuser erschallten von Gebeten und Psalmen und ihr Begräbniß war festlicher und feierlicher, als je der Triumphzug einer ihrer Ahnherrn gewesen war. Denn damals frohlockten nur Menschen über einen irdischen Sieger; aber jetzt frohlockten auch die Engel im Himmel der bekehrten armen Sünderin entgegen, in welcher die Gnade so überströmend gewesen war, daß sie den Sieg über die Sünde davon getragen hatte.

Die heilige Paula.

„Höre, Tochter, und schaue und neige dein Ohr; und vergiß dein Volk und das Haus deines Vaters.“ Ps. 44. 10.

Unter der Kirche zu Bethlehem befindet sich die Felsengrotte, in welcher das wundervollste, lieblichste, demüthigste Geheimniß der überschwenglichen Liebe Gottes in die Zeit eintrat. Das geschah in der allergrößten Unscheinbarkeit. Eine nackte Felsenhöhle, die nach orientalischer Sitte, sei's gelegentlich, sei's beständig, als Stall diente; ein armes Kindlein in der Krippe liegend, welche sonst das Futter des Viehs aufnahm; eine unbekannte zarte Mutter; ein geringer Handwerksmann; einige Hirten vom benachbarten Felde: so trat Er in das Erdenleben ein, Er, den der Prophet Isaias als den „Friedenskönig Wunderbar“ Jahrtausende vorher verkündete. Nur das Auge des Glaubens durchdringt den Schleier dieser Unscheinbarkeit; die Hirten hören und sehen die jubili-

renden Engel und die Könige im tiefen Orient folgen dem geheimnißvollen Stern. In dieser mystischen Stille begann in der Zeit die Erlösung der Welt. Aber auf diese mystische Stille schaute in späteren Tagen und Jahrtausenden das Auge des Glaubens mit unaussprechlicher Liebe, und heilige Seelen sehnten sich nach der Grotte von Bethlehem wie nach dem Hafen des Friedens. Bethlehem bildet einen entschiedenen Gegensatz zu dem in Staub und Asche versteinerten Jerusalem. Es ist als hätte die Ankunft des Herrn einen beständigen Frühlingszauber über Bethlehem, sein Tod eine beständige starre Trauer über Jerusalem ausgebreitet. „Bethlehem liegt zwischen zwei Hügeln auf einem Abhang, der sich in ein tiefes Thal hinabsenkt und mit Oel-, Feigen- und Mandelbäumen reich bedeckt ist. Der kräftige Boden trägt üppige Feldfrucht und hie und da kleine winzige Wiesenstellen, frisch und zart wie grüner Sammet. Die Vögel singen um Bethlehem; das ist selten in Palästina. Die ganze Landschaft ist anmuthig frühlingsmäßig, ohne Glut und Glanz, unbeschreiblich passend für die Idylle der Ruth, für die Kinderspiele des Hirtenknaben David, für die Wiegenstätte des göttlichen Kindes. Die Kirche ist noch die, welche die Kaiserin Helena im Basiliken-Styl über dem Stall mit der Krippe hat erbauen lassen; die alten schönen Marmorsäulen mit ungeschickten Knäufen, welche den inneren Raum in drei Langschiffe zerschneiden, stehen noch alle aufrecht. Das Getäfel der flachen Decke aus Cedernholz besteht auch noch; nur die Mosaikbilder an den Wänden sind theils herausgerissen, theils übertüncht worden von den Muhamedanern. Der ganze Hügel von Kalkstein, auf dem die Kirche liegt, ist unterminirt von theils natürlichen, theils künstlichen Höhlen und Grotten. Die Christen der ersten Jahrhunderte schlugen darin ihre Wohnungen für's Leben oder für den Tod auf. Sie reihen sich wie kleine Katakomben an die Grotte der Geburt Christi, die mit Marmor an den Wänden bekleidet, mit Seidenstoffen ausgehängt, mit Gemälden verziert und Tag und Nacht von mehr als fünfzig vergoldeten ewigen Lampen er-

leuchtet iſt, welche auf der geheimnißreichen Stätte das Licht der Welt andeuten, das in Chriſtus uns erſchienen iſt. In einer dieſer Grotten befindet ſich der Altar, der über dem Grabe des heiligen Hieronymus errichtet iſt. Hier ſuchte und fand er einen Ruheplatz nach ſeinem kampfbewegten Leben. „An der Geburtsſtätte meines Heilandes," ſchreibt er, „will ich wohnen und ruhen, weil Er dieſen Platz gewählt und geweiht hat." Das war der myſtiſche Zug für Seelen, „welche dem Lamme folgen, wohin immer es geht!" Dieſe Höhle war des Hieronymus Lieblingsaufenthalt. Da lebte er, das Orakel ſeiner Zeit, ganz verſenkt in Abtödtung und Wiſſenſchaft. Da durchwachte er die Nächte bei ſeiner Ueberſetzung des Alten Teſtamentes aus dem Hebräiſchen in's Lateiniſche. Da hatte er immer vor Augen die letzten Dinge des Menſchen, immer im Ohr die Poſaune des Gerichtes und durch eine faſt gewaltthätige Bußſtrenge, die ihn antrieb, mit Steinen die Bruſt ſich blutig zu ſchlagen, ſuchte er Alles zu unterjochen, was ihm bei ſeinem Sturmlaufen auf den Himmel im Wege war. In einer anderen Grotte iſt die Grabſtätte ſeines Schülers, des heiligen Abtes Euſebius von Cremona. Eine dritte iſt dem Andenken der unſchuldigen Kindlein geweiht, die Herodes zu den Erſtlingen der Martyrerblüthen machte und die für ihren Heiland nicht ſowohl zeugen als ſterben konnten. Außerhalb Bethlehems liegt ein kleines Sanctuarium, das man als den Zufluchtsort der ſeligſten Jungfrau Maria während jener Schreckenstage bezeichnet, und das bei dem Volke in beſonderer Verehrung iſt, ſogar bei den Muhamedanern, die darauf ihre Eide ablegen. In einer vierten Höhle erhebt ſich ein Altar über den Reliquien der beiden edlen Römerinnen Paula und Euſtochium, Mutter und Tochter, welche gläubige Andacht in ein Kloſter zu Bethlehem führte. Sie waren unzertrennlich im Leben und ungetrennt ruhen dieſe letzten Sproſſen der hohen Scipionen und der feurigen Grachen im dunkeln, demüthigen Grabe, neben der dunkeln und demüthigen Krippe*)."

*) Aus den „Orientaliſchen Briefen," Novbr. 11, 1843.

Die altrömischen Geschlechter gingen mit dem alten heidnischen Rom dem Fleische nach unter, um im Geiste aufzuerstehen. Mit vollem erleuchteten Auge überschauten sie die Vergangenheit, die sie irdisch groß, reich, mächtig und zu Herren der Welt gemacht hatte und die nun für immer dahin war. Hohe Seelen klammern sich nicht an vergängliche Größe; sie wenden sich ab und der wahren Größe zu, sobald sie dieselbe als ihre Bestimmung erkannt haben. Von welcher Art diese sei, lehrt das Evangelium, lehrt das Leben des menschgewordenen Gottes. Die erste senatorische Familie, die sich in allen ihren Gliedern dem Christenthum zuwendete, war die der Anicier, aus der zweihundert Jahre später der heilige Gregor der Große auf den Stuhl Petri erhoben wurde. Proba Falconia, an die der heilige Augustinus ein berühmtes Schreiben über das Gebet richtete, war aus diesem Hause, das dem christlichen Rom mehr Heilige noch, als dem heidnischen Consule gab. Mit diesem Geschlecht wetteiferte das der Julier und der Aemilier, die sich in Torquatus und Paula verbunden hatten.

Paula war am 5. Mai 347 zu Rom geboren. Ihr Vater, Rogatus, war von griechischer Abkunft und wollte seine Ahnen bis zu Agamemnon hinauf führen; ihre Mutter zählte die edelsten Namen der Republik, Scipio, Paulus Aemilius, wirklich zu den ihren. Die unermeßlichen Reichthümer des Hauses entsprachen der Abkunft und waren königlich. All dieser Glanz fiel Paula zu und ihrem einzigen Bruder. Die Natur hatte sie mit allen Gaben des Geistes und des Herzens reich geschmückt, und als sie bei achtzehn Jahren mit Torquatus aus dem Hause der Julier sich vermählte, der ihr gleich an Adel des Geschlechtes und der Gesinnung, und an Gaben des Glückes und des Herzens war, da freute sich ganz Rom über die Verbindung dieser beiden Geschlechter in zwei so edlen Sprößlingen. Sie führten auch einen christlichen, sehr erbaulichen Wandel, der auf einer solchen Höhe des irdischen Glückes ein weithin strahlendes, segenreiches Beispiel ist. Paula war tadellos und bewundernswerth nach dem Urtheil der Welt, aber noch ganz

fern von der evangelischen Vollkommenheit. Ihr Herz hing mit leidenschaftlicher Zuneigung an ihrem Gemahl, an ihren Kindern, und sie sonnte sich in dem Beifall der Welt und in der Zufriedenheit mit ihrer eigenen Tugend. Ihre Kinder hießen Blesilla, Paulina, Eustochium, Rufina und Toxotius. Die vortrefflichen Eigenschaften der Eltern waren auf sämmtliche Kinder übergegangen, und an diesem Kranz von lebendiger Anmuth und Tugend erfreute sich die beneidenswerthe Mutter bis zur Berauschung. So genoß sie vierzehn Jahre ein ungetrübtes, beinahe übermenschliches Erdenglück. Da starb Toxotius, ihr Gemahl. Sie hatte ihn mit einer solchen Glut des Herzens geliebt, daß ihr das Leben ohne Toxotius unerträglich schien, daß sie sterben wollte vor Gram. Nun war ihr der Beifall der Menschen und die Herrlichkeit der Welt ganz gleichgültig. Nun fand sie nirgends Trost, nirgends Linderung, als einzig und allein in der Hoffnung, bald ihrem Toxotius nachzufolgen. Nun war sie so grenzenlos elend, wie jede Seele werden muß, früh oder spät, die es vergessen hat, daß das Geschöpf nur um des Schöpfers willen zu lieben ist. In dieser Nacht des Leidens wartete die Barmherzigkeit Gottes auf sie. Gott wollte nicht, daß die Liebeskraft eines so schönen Herzens vergeudet werden sollte. Er ließ Sterne in der Finsterniß aufleuchten, andere Gedanken, andere Freuden, andere Wünsche und Hoffnungen, als die, welche mit Toxotius zu Grabe gegangen waren; und Paula wendete diesen neuen Gestirnen ihre traurigen Augen zu und ein übernatürliches Licht ging ihr darin auf. Nicht einen einzigen Augenblick hatte sie sich nach irdischer Tröstung umgesehen; das befähigte sie, himmlische zu empfangen. War ihr die schönste Blüthe des Zeitlichen entsunken, so wollte sie sich denn ganz davon lossagen und mit Sinn und Seele das Ewige ergreifen. Um sich selbst klar zu machen, wie sie das am Gründlichsten bewerkstelligen könne, verließ sie für einige Zeit ihr Haus und zog sich in dasjenige zurück, das schon für manche ringende Seele die Wahlstatt unsichtbarer Schlachten gewesen war, in das Haus auf dem Aventin, zu Marcella, ihrer ge-

liebten und verehrten älteren Freundin. Durch Marcella's erleuchtete Rathschläge hoffte sie den Pfad, der in's Himmelreich führt, schärfer erkennen und entschiedener betreten zu können. Es gehörte zu den Fügungen Gottes, daß sie nur gerade ihre Tochter Eustochium mit zu Marcella nahm. In dem Herzen dieses ganz jungen Mädchens, das unter Paulas geistvollen, begabten und sinnigen Kindern vielleicht das ausgezeichnetste war, entzündete sich dort eine stille, unauslöschliche Flamme heiliger Liebe, welche ihr ganzes Leben verklärte und sie früh zu dem Entschluß brachte, keinen anderen Bräutigam zu wählen, als den göttlichen Heiland selbst. Paula entschloß sich wirklich, der Fahne des Kreuzes zu folgen, die Marcella so tapfer und beharrlich vorantrug. Um eine tiefe Kluft zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu reißen, auch um sich einigermaßen bekannt zu machen mit der vollen Strenge und Herbe des ascetischen Lebens, verließ sie nach einiger Zeit Marcella's Haus und begab sich in noch größere Einsamkeit, in eine klösterliche Frauen-Genossenschaft außerhalb Rom. Eustochium ließ sie aber bei Marcella, welche das gottselige Kind unter ihre eigenste Aufsicht nahm, um den Knospen der Gnade in diesem jungen Gemüth heilige und reichliche Pflege zuzuwenden. Paula aber prüfte im Kloster den Vorsatz, den sie bei Marcella gefaßt hatte; und als sie sich mit ihm und mit dem heiligen Joch, das er ihr auflegte, genugsam bekannt gemacht und unter unsäglichen Thränen und Gebeten um die Gnade der Beharrlichkeit gefleht hatte: da kehrte sie nach Rom zurück und lebte in ihrem königlich reichen Hause, wie in einem Kloster. Sie that das, was die ersten Jünger in so hoher Vollkommenheit thaten, daß es vielleicht die Schneeflocke war, welche eine ganze Lavine von Gnaden in Bewegung setzte: sie „stand auf und folgte Ihm nach." Dies Aufstehen und mit einem Schritt Alles verlassen, ist, was der göttliche Heiland nennt „die Hand an den Pflug legen und nicht zurückschauen." Diesen heroischen Anfang der Laufbahn der Heiligen machte auch Paula. Mit einer so unaussprechlichen Freudigkeit ergab sie

sich dem Dienste Gottes, daß es den Anschein hatte, als müsse ihres Gemahls Tod, der sie zu diesem Dienste gebracht, ihr äußerst willkommen gewesen sein. Stellt man ihren früheren Schmerz neben diese Selbstüberwindung, so zeigt es sich, daß Paula gelernt hatte, mit dem heiligen Apostel Paulus zu sagen: „Ich kann Alles in Dem, der mich stark macht.“ Wenn auch nicht mit all den Uebertreibungen einer Asteria, hatte Paula doch ein so verzärteltes Leben geführt, wie das nun einmal bei den vornehmen Römerinnen üblich war; hatte sich gekleidet in den kostbarsten Stoffen, sich geschmückt mit den reichsten Kleinodien, sich genährt mit den feinsten Speisen; hatte geruht auf einem behaglichen Lager und sich tragen lassen von ihren Dienern in vergoldeter Sänfte; hatte ihr Haar durchflochten mit Blumen und durchduftet mit köstlichen Essenzen. Jetzt trug sie ein unscheinbares Kleid und darunter ein härenes Bußgewand, schlief auf dem harten Boden, den sie mit einem groben Teppich bedeckte, genoß weder Fleisch noch Wein, weder Fische noch Eier noch Honig, und ließ nur an Festtagen ihr Gemüse mit Oel zubereiten. Nie saß sie mehr mit irgend einem Manne zu Tische, nicht einmal mit den heiligen Bischöfen, die aus der Ferne nach Rom kamen und bei ihr wohnten. Nie, außer in Krankheiten, brauchte sie Bäder. Mit Thränen und nächtlichem Gebet weinte sie sich die Augen so blind und marterte sie ihren Körper so ab, daß selbst Hieronymus, der eiserne Heilige, ihr Mäßigung anrieth. Doch sie gab zur Antwort: „Möge mein Antlitz immerhin entstellt werden, das ich, wider Gottes Gebot, durch Schminke und thörichten Zierrath habe schmücken wollen, um meinem Manne und der Welt zu gefallen. Jetzt begehre ich nichts, als meinem Herrn und Heiland zu gefallen, und wenn auch der verzärtelte Körper darüber zu Grunde gehen sollte! der verdient nichts Besseres!“ Sie hatte einen lebhaften, feinen Geist, der sie früher viel Unterhaltung finden ließ in geselligem Umgang. Bald überzeugte sie sich aber, wie leicht der Verkehr mit der Welt den Verlust der Geistessammlung nach sich zieht und wie wenig Nahrung die Seele aus all'

den Gesprächen empfängt, und da gab sie die Besuche auf. Ueber geistliche Dinge unterhielt sie sich doch zuweilen mit frommen Personen. Alle irdischen Freuden waren ihr verächtlich und überhaupt unwürdig eines Christen, der ein Fremdling hienieden sein soll. An ihren Kindern hing sie noch immer, vielleicht ohne es selbst zu wissen, mit unaussprechlicher Zärtlichkeit, die so groß war, daß sie ihrem heißen Verlangen, in's Morgenland zu pilgern, die Waage hielt. Aber liebreich und gütig wie für diese Kinder, war sie auch für die Armen, denen sie bis zur Verschwendung Almosen spendete. Jeder Noth suchte sie abzuhelfen: den Kranken ließ sie nachfragen und pflegte sie; die Sterbenden aufsuchen und tröstete sie und sorgte für ihre anständige Beerdigung. War ein Hungriger oder Nackter von einem Anderen gespeist und gekleidet als von ihr, so warf sie sich das als Saumseligkeit vor. Sie verwendete für diese Almosen nicht nur Alles, was sie von der Beschränkung ihres früheren Aufwandes für ihr Haus und ihre Person ersparte, und dies war sehr viel! sondern auch den Theil ihres Vermögens, über den sie frei verfügen durfte. Es fiel ihr gar nicht ein, für ihre heißgeliebten Kinder, die freilich durch das väterliche Erbe sehr reich waren, Geld und Gut zu sammeln. Die Verwandten warfen ihr das, was sie Verschwendung und Beraubung der Kinder nannten, vor; doch lächelnd antwortete Paula: „Ich beraube nicht meine lieben Kinder; im Gegentheil! ich hoffe statt des zeitlichen Erbtheiles ein ewiges, die Barmherzigkeit Gottes ihnen zuzuwenden.“ Höchst willkommen war ihr aber dieser und jeder andere Tadel, und nichts peinlicher, als Lob und Beifall der Menschen. Im Jahre 382 berief der heilige Papst Damasus mehrere abend- und morgenländische Bischöfe nach Rom, um einige Streitpunkte in der Kirche aufzuklären und festzustellen. Paula hatte ein großes Verlangen, in die heiligende Nähe dieser frommen Männer zu kommen; und da ihr Haus eines der größten und sie selbst die geehrteste Frau in Rom war, so nahm der heilige Epiphanius, Bischof zu Salamis auf der Insel Cypern, ihre ehrerbietige Einla-

dung an und nahm Herberge bei ihr. Durch ihn lernte sie den heiligen Hieronymus kennen, der in Begleitung des Bischofs Paulinus von Antiochien eben auch nach Rom kam. In Hieronymus fand Paula den Lehrer und Führer, welchen ihre Seele bedurfte, um sich zur Vollkommenheit aufzuschwingen. Er galt bei Vielen für einen herben Eiferer; aber heilsbegierige Seelen fanden das nicht, fanden vielmehr eine Erleuchtung und eine Erhabenheit in ihm, welche ihnen die Zuversicht einflößte, daß er sie „auf dem schmalen Wege und durch die enge Pforte" in's Himmelreich führen werde. Nichts Anderes verlangte Paula. Sie war viel zu edel und zu hoch, um irgend eine schmeichelnde Verweichlichung in der Frömmigkeit zu begehren. Was ihr Noth that, war, daß die Liebesfülle und Glut ihres Herzens beständig in Schranken gehalten werde; denn dieser himmlische Reichthum, der das Geschöpf so ähnlich dem Schöpfer machen kann und der bei den meisten Menschen ein Vorzug sein, weil er selbstsüchtige Kälte überwinden würde, drohte durch Uebermaß immer bei ihr zur Klippe zu werden. Ohne Maß will Gott allein geliebt sein; und sie an dies Maß in jedem irdischen Verhältnisse zu mahnen, dazu war Hieronymus gerade der rechte, der gottgesandte Mann. Er wurde auch nicht nur der Lehrmeister ihres inneren Lebens, sondern, wie ihre Freundin Marcella, suchte sie aus seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit für sich und ihre Töchter den Vortheil der Schrifterklärung zu ziehen. Um desto besser im Stande zu sein, das volle Verständniß der heiligen Schriften sich zu eigen zu machen, besonders um sich so recht in den Geist des königlichen Psalmendichters zu versetzen, der, wie kein Anderer, die Liebe und Barmherzigkeit Gottes gepriesen hat, begann Paula das Studium des Hebräischen mit glücklichem und schnellem Erfolg. All' ihre Studien, wie all' ihre Werke der Barmherzigkeit theilte Eustochium mit ihr. Außer dem kurzen Aufenthalt Eustochiums bei Marcella, als Paula im Kloster war, vielleicht in dem Kloster, welchem die heilige Lea, auch eine gottselige Wittwe aus edlem römischen Geschlecht, vor-

ſtand, hatten ſich Mutter und Tochter nie getrennt. Sie theilten ein und daſſelbe Zimmer, ſie trieben eine und dieſelbe Beſchäftigung, ſie ruhten auf einer und derſelben armſeligen Lagerſtatt; ſie lebten gleichſam mit einem und demſelben Herzen in zwei Körpern. Euſtochium blickte ehrfurchtsvoll zu ihrer Mutter wie zu dem Ideal chriſtlicher Tugend empor; Paula ſah mit frommer Ehrfurcht auf die jungfräuliche Seele ihrer gottverlobten Tochter. Nie gab es ein innigeres, tieferes, ſüßeres Verhältniß zwiſchen Mutter und Kind. Paula hatte mit der Welt abgethan und nie berührte die Welt Euſtochiums Sinn. Ihr reiner, durch keine irdiſchen Gedanken gefeſſelter Geiſt ſchwang ſich leicht mit dem ihrer Mutter zum Ueberirdiſchen empor und entwickelte ſich ſchnell unter der hochgehaltenen Führung des heiligen Hieronymus.

Paula's älteſte Tochter, Bleſilla, ward inzwiſchen mit einem Manne vermählt, deſſen Name nicht erwähnt wird und der nach ſechs Monaten ſtarb. Bleſilla fiel in eine gefährliche Krankheit und faßte nach ihrer Geneſung den großmüthigen Entſchluß, ihr übriges Leben ungetheilt Gott zu weihen. So ernſt war es ihr um die vollkommene Hingebung an Gott zu thun, daß ſie nicht ſowohl den Tod ihres Mannes betrauerte, als vielmehr dieſes, ihre Liebe einem Menſchen geſchenkt zu haben. Nun wetteiferte ſie mit Paula und Euſtochium in allen Tugenden einer gottliebenden Seele und lebte in Abtödtung, Gebet, frommen Werken und Betrachtungen der heiligen Schrift unter der geiſtlichen Leitung des heiligen Hieronymus. Er ſagt von Bleſilla, daß ſie einen ungemein lebhaften Geiſt gehabt und mit großer Anmuth geſprochen habe. Das Griechiſche war ihr ſo geläufig wie das Lateiniſche, und noch ſchneller als ihre Mutter lernte ſie das Hebräiſche. Um ſie bei ihren neunzehn Jahren und bei ihren glänzenden und liebenswürdigen Eigenſchaften in heiliger Weltverachtung zu beſtärken, las Hieronymus mit ihr das Buch vom Prediger Salomo, und Bleſilla drang ihm das Verſprechen ab, eine Auslegung deſſelben zu ſchreiben, damit ſie es künftig auch ohne ihn leſen und verſtehen könne.

Paulina, die zweite Tochter Paula's, heirathete jetzt einen so ausgezeichnet edlen Mann, daß ihn die Kirche zu den Lieblingen Gottes, den Heiligen zählt. Er verdiente Paula's Schwiegersohn und Marcella's Neffe zu sein. Er war, wie Marcella, aus dem uralten Geschlechte der Furier, war römischer Senator und sehr reich, hieß Pammachius und war sehr befreundet mit Hieronymus, der ihm mehrere seiner Schriften zur Ansicht und Beurtheilung vorlegte. In einer Umgebung von so geistvollen, so hochgebildeten, so gottseligen Menschen lebte Paula. Gott in seiner großen Gnade und Barmherzigkeit sorgte aber auf jede Weise dafür, daß sie sich des Glückes nicht überhebe, solchen Kreis von heiligen Kindern und Freunden zu haben. Der Neid, diese Ausgeburt der Bosheit, die das Schöne und Gute haßt, weil sie selbst häßlich und schlecht ist, suchte Gift auf Paula zu spritzen. Es war kaum möglich, denn schon in ihrem weltlichen Leben war ihr Ruf makellos wie ihr Wandel gewesen. Der Neid versucht manchmal aber auch das Unmögliche und flüsterte die Behauptung umher: dieser Wandel sei plötzlich zur Scheinheiligkeit herabgesunken. Paula entsetzte sich nicht und ereiferte sich nicht, blieb in großer Ruhe und in liebreicher Geduld, klagte über keinen Verläumder und schwieg zu jeder Verläumdung. Sie äußerte ganz gelassen: „Diejenigen werden selig gepriesen, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen (Matth. 5, 10.). Leidet also der Mensch nur nicht wegen seiner Sünden, so ist die Verfolgung auf dieser Welt eine Veranlassung zu himmlischer Belohnung." Im Stillen freute sie sich, wie jene Apostel „gewürdigt zu sein, für den Namen Jesu Schmach zu leiden." (Act. 5, 41.) So hoch und fest war ihre Tugend. Auch unter dem Schein der Theilnahme näherte sich ihr der Neid. Jemand sagte ihr eines Tages in's Gesicht, ihr feuriger Glaubens- und Tugendeifer mache, daß Viele sie für unsinnig hielten und sich wunderten, weshalb ihre Familie sie nicht wie eine Geisteskranke einsperren und ärztlich behandeln lasse. Paula entgegnete ganz liebreich: „Wir sind Thoren um Christi willen,

ihr hingegen seid klug. (1 Cor. 1, 25.) Aber diese Thorheit ist vor Gott besser und weiser als menschliche Klugheit." Kein Wind, der von der Welt herwehete, konnte den schönen Frieden ihres Herzens stören, in das sie tief jenen Ausspruch des göttlichen Heilandes geprägt hatte: „Darum haßt euch die Welt, weil ihr nicht von der Welt seid." (Joh. 15, 18.) Mit diesen und ähnlichen Zeugnissen aus heiliger Schrift bereitete sich Paula die Waffen einer unüberwindlichen Geduld und langmüthigen Nachsicht, die endlich den Neid selbst besiegten und zum Schweigen brachten. Je tiefer sie in das nichtige und oft so sündhafte Welttreiben hinein schaute, je mehr sie erkannte, daß der Fuß mit jedem Schritt und Tritt über Basilisken hinweg gehen muß, desto klarer wurde ihr die unermeßliche Schwierigkeit, mit fleckenloser Seele so vielen Gefahren auszuweichen. Die vollkommenen Seelen fliehen die mindeste Trübung ihres Inneren mehr, als die unvollkommenen große Makel, weil ihr Gewissen so viel zarter und ihre Liebe zu Gott so viel inniger ist. Der Umgang mit den heiligen Bischöfen Epiphanius und Paulinus und mit dem heiligen Hieronymus bestärkte ihre Neigung zur Abgeschiedenheit und erhöhte ihr Verlangen, sich gänzlich und für immer aus der Hauptstadt der Welt, in der sie durch ihre Verhältnisse stets mit der Welt verflochten bleiben mußte, und in der stets tausend und aber tausend Augen auf sie blickten, in tiefe Einsamkeit und Unscheinbarkeit zu begeben. Die Verborgenheit aufsuchen mit dem „verborgenen Gott," wie Isaias prophetisch ihn nannte, das war der Zug der Gnade in Paula. Aber sie widerstand noch. Die Kinder, die geliebten Kinder, hielten die zärtlichste aller Mütter fest. Gott kam ihr zu Hülfe. Blesilla starb. Die anmuthige, geistvolle junge Frau starb im zwanzigsten Jahre. Gott belohnte ihre Hingebung an ihn mit einem frühen Tode und brachte ihr Opfer in Sicherheit. Paula verfiel aber wieder in einen ganz übermäßigen Schmerz. Wie eine Leiche wurde sie von Blesilla's Beerdigung hinweg getragen. Sie kam nur zur Besinnung, um sich in jammernde Wehklagen zu er-

gießen, und gerieth in einen Zuſtand, der die größte Beſorgniß für ihr Leben veranlaßte. Sie verging vor Gram. Ihr Herz hatte dies Kind, das älteſte, wenn nicht am meiſten, doch am längſten geliebt. Sie ſah in Bleſilla ihr Ebenbild, denſelben Geiſt, daſſelbe Schickſal, dieſelbe Bekehrung. Sie hatte in Bleſilla ein zweites Leben gehabt; nun fiel gleichſam ihr eigenes Leben mit der Tochter ins Grab! ſie weinte und klagte wie jene „Stimme zu Rama," die ſich „nicht tröſten wollte." Das ſah Hieronymus mit tiefem Schmerz. Auch ihm ging Bleſilla's Verluſt zu Herzen, aber er fand es unvereinbar mit Paula's Hingebung an Gott, daß ſie ſo übermäßig trauere um eine Perſon, für welche der Tod nur der Uebergang aus der Zeit in die Ewigkeit, nur die Heimkehr aus der Verbannung geweſen war. Er ſuchte ihr Muth und Faſſung einzuſprechen; doch umſonſt! In dieſem Gram verließ er ſie und ging im Jahre 384 nach dem Oriente zurück, weil er fand, daß ein Ausleger der heiligen Schriften ſich mit dem Oertlichen Paläſtina's auf's genaueſte bekannt machen müſſe. Von dort ſchrieb er an Paula über ihren Gemüthszuſtand einen Brief voll jener heiligen Strenge, die aus einer übernatürlichen Liebe zu den Seelen hervorgeht! die Liebe der Welt kennt eine ſo ernſte Sprache nicht! „Deine Tochter," ſchreibt er, „iſt in dem glühenden, durch reinigende Buße gekräftigten Entſchluß, ſich ganz Gott zu weihen, aus dieſem Leben geſchieden. Ahneſt du nicht, daß der Erlöſer dir zuruft: Paula, wie magſt du dich grämen, weil deine Tochter die meine geworden iſt? Deine Thränen ſind eine Empörung gegen meine Vorſehung, eine Beleidigung meiner Liebe! Ich weiß, daß eine Mutter der Natur etwas zugeſtehen darf; aber nimmermehr die Herrſchaft eines ſo vernichtenden Schmerzes. Das gereicht deinem Glauben nicht zur Ehre und bringt das aſcetiſche Leben in keinen guten Ruf. Inſofern Bleſilla's glückſeliger Zuſtand es erlaubt, betrübt ſie ſich, weil du den Heiland betrübeſt. Von den Höhen des Himmels ruft ſie dir zu: O gönne mir meine Seligkeit! ich bin hier bei der Mutter Gottes und in der Geſellſchaft der Engel und Hei-

ligen. Du weineſt, weil ich die Erde verlaſſen habe; aber ich beklage deine Verbannung, in der du ſo großen Gefahren ausgeſetzt biſt.“ Hieronymus wollte nicht den Flecken weichlicher Schwäche an Paula dulden, weil er am beſten wußte, zu welcher Vollkommenheit ſie befähigt war. Das ſpricht er an einem andern Ort aus, indem er ſagt: „Alle irdiſchen Freuden verachtete ſie; aber vom irdiſchen Leid um ihre Lieben ließ ſie ſich zuweilen übermeiſtern, jedoch mehr dem Leibe als dem Gemüthe nach. Dies war ihr größter Fehler, ein Fehler, den man bei anderen Leuten Tugend nennen würde.“ Jenes Schreiben übte eine heilſame Wirkung auf Paula; ſie ermannte ſich und ihr Schmerz wurde das, was der Schmerz überhaupt für jeden Chriſten ſein ſoll: das Mittel, um eine höhere Stufe der Liebe zu Gott zu erſteigen. Bleſilla war alſo hinüber! Jeden Augenblick konnte ein jedes ihrer Kinder Bleſilla folgen und ſie daran erinnern, daß Gott ihr die Kinder nur geliehen, nur auf kurze Zeit anvertraut und ungleich größeres Recht an ihnen habe als ſie. Warum ſollte ſie nicht freiwillig das Geliebteſte ihm übergeben? warum nicht ganz das Opfer ihres ſüßeſten Glückes bringen? Leichter ſchien es ihr, dieſem Glücke vollkommen zu entſagen, als es zu genießen und dabei vollkommen zu werden; ſo ſtark war dieſe Feſſel! Paula hatte einen ungeheuern Kampf zu beſtehen. Auf der einen Seite den Zug der Gnade und der Ruf, der unaufhörliche, Alles übertönende Ruf: „Folge mir nach! Nimm' auf dein Kreuz! Wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, iſt meiner nicht werth!“ Auf der anderen Seite der Zug der Natur zu dem, was in ihr am heiligſten, was durch die Pflicht geboten iſt, was unterſtützt wurde durch all' ihre Verhältniſſe, durch die Bitten ihrer Kinder, die Vorſtellungen ihres einzigen Bruders, die Wünſche ihrer ganzen Familie. Und Paula in der Mitte mit einem Herzen, das bei dem Gedanken an Trennung, freiwillige, ſelbſtgewählte Trennung zu brechen drohte, und dennoch! dennoch! dieſe Trennung erſehnte! Das war ein Kampf! Nicht der gewöhnliche und alltägliche zwiſchen gut und böſe,

Licht und Finſterniß, den jeder Menſch zu kämpfen hat; ſondern der Kampf der Heiligen, wo die Vollkommenheit mit der höchſten Vollkommenheit ringt und wo Tugend mit noch ſtärkerer Tugend zu beſiegen iſt. Ein ſolcher Kampf erwacht nicht in alltäglichen Seelen; ein ſolcher Sieg geht nicht aus Gedanken dieſer Welt hervor.

Als Paula's Entſchluß endlich unwiederruflich feſt ſtand, traf ſie alle Anordnungen, um ihn baldmöglichſt auszuführen. Ihre jüngſte Tochter, Rufina, war bereits mit Aletius, einem vornehmen Römer verlobt und ſollte bis zu ihrer Vermählung bei ihrer Schweſter Paulina leben. Die Erziehung von Paula's Sohn, Toxotius, wußte ſie in den beſten Händen bei ihrem Schwiegerſohn Pammachius und ihrem Bruder. Ihre Vermögensangelegenheiten ordnete ſie in der Art, daß ſie ihren Kindern Alles überließ, was ſie von ihrem verſtorbenen Gemahle geerbt hatte und was ihnen vom mütterlichen Vermögen rechtmäßiger Weiſe zuſtand. Das Uebrige behielt ſie zu Almoſen und Werken der Barmherzigkeit mehr, als für ihren eigenen Gebrauch. Als nun Alles geordnet und das Schiff, das ſie für immer nach dem fremden, fernen Lande bringen ſollte, ſegelfertig in Porto (dem heutigen Oſtia) an der Mündung der Tiber war, verließ Paula im Jahre 385 das Haus und die Heimath ihrer Väter, und die Hauptſtadt der Welt, und tauſend Erinnerungen und Hoffnungen, und die Stätten, auf denen ſie mit vielem Glück und vielem Leid von Gott geſegnet worden war. Ihre ganze Verwandtſchaft gab ihr das Geleit, um ſie wenigſtens bis zum letzten Augenblicke noch zu ſehen. Als der kam, und als nun Abſchied genommen werden mußte, brach der Schmerz aus in Thränen und Klagen. Rufina weinte ganz untröſtlich und Toxotius, der noch ein Kind war, umklammerte ſeine Mutter. Sie aber unterdrückte ihr Herzeleid und ihre Zähren, empfahl ſich und die Ihren der Gnade Gottes und eilte auf's Schiff. Euſtochium folgte ihr; denn Mutter und Tochter waren von demſelben Entſchluß beſeelt, im heiligen Lande dem klöſterlichen Leben ſich zu widmen. Das Schiff ſtieß ab

vom Ufer und fuhr hinaus auf's hohe Meer, und alle Abreisenden schauten zurück nach dem Gestade, wo die Zurückbleibenden ihnen Grüße zuwinkten und wo der kleine Toxotius seine Arme nach der geliebten Mutter ausstreckte. Aber Paula allein sah nicht mehr auf die Erde, sondern gen Himmel; sie hatte überwunden! Als sie an der Insel Ponzia vorüberfuhr, wo Flavia Domitilla um des Namens Jesu willen in der Verbannung gelebt und unter Domitian die Marterpalme errungen hatte, fühlte sich Paula von freudigem Muthe beseelt, in freiwillige Verbannung um des Namens Jesu willen ziehen zu dürfen. Zwischen der Scylla und Charibdis, in der Meerenge von Messina, schiffte sie glücklich hindurch, wendete sich dann gen Osten und landete wohlbehalten auf der Insel Cypern, wo der heilige Epiphanius ihr mit Freuden die Gastfreundschaft erwiederte, die er in Rom bei ihr gefunden hatte. Paula benutzte ihren zehntägigen Aufenthalt auf Cypern gar nicht um sich auszuruhen oder um sich an der Gesellschaft des heiligen Greises zu erfreuen, für den sie doch eine kindlich zärtliche Ehrfurcht hegte und ihn als einen Vater ihrer Seele betrachtete. Sie besuchte Klöster und Arme, betete und spendete Almosen und erbaute Andere noch mehr, als sie selbst sich erbaute; empfing dann des heiligen Bischofs Segen und segelte nach Seleucia in Syrien, wo sie ihre Seefahrt beendete und zu Lande weiter nach Antiochien reiste. Auch der dortige Erzbischof Paulinus war froh, sie im Morgenlande zu sehen, und hielt sie einige Zeit fest. Dann aber trat sie ihren eigentlichen Pilgerzug nach Jerusalem an, und zwar ganz armselig, auf einem Eselein, was ihr, dem Leibe nach, recht schwer wurde, weil sie daran gewöhnt war, in einer bequemen Sänfte getragen zu werden. Sie wollte es aber nicht bequem haben, dort, wo der Sohn Gottes in Armuth und Mühsal gelebt, und sogar bei seinem festlichen Einzuge in Jerusalem nur eines Esels sich bedient hatte. Sie schlug den Weg längst der Küste ein, welcher genau derselbe ist, den man noch jetzt zu nehmen pflegt, „am sandigen Meerufer" von Beirut über Sidon nach Tyrus,

und weiter nach Ptolemais (jetzt Acca oder St. Jean d'Acre), nach Cäsarea, nach Jaffa (dem biblischen Joppe). All' diese Städte waren ihr wohlbekannt aus heiliger Schrift Alten und Neuen Testamentes. Auf den üppigen Phönizierstädten lag schon damals die Last der erfüllten Weissagungen des Isaias. Cäsarea war aber noch ganz volkreich und blühend, und Paula sah das Haus, in welchem der Hauptmann Cornelius, der erste unter den Heiden, zum Christenthum bekehrt und welches in eine Kirche verwandelt worden war. Bei Jaffa, wo sie der von den Todten auferweckten Tabitha gedachte und des Petrus, dessen Glaube dies Wunder vollbrachte, verließ Paula das Meeresufer, wendete sich landeinwärts und ging über Emaus nach Jerusalem. Die Andacht, Abtödtung, Mildthätigkeit und Demuth, welche sie bei ihrem Pilgerzuge geübt hatte, fanden überreichen Lohn in der unaussprechlichen Freude, womit sie Jerusalem begrüßte und durchwanderte. So war sie denn endlich am Ziele der mühevollen Wallfahrt! endlich auf den Stätten, die der Sohn Gottes durch Leben und Lehren, durch Leiden und Sterben, durch Liebe und immer wieder Liebe und Liebe verklärt hatte! Der Statthalter von Palästina, der Paula und ihre ganze Familie von Rom her sehr gut kannte und daher auch wußte, welcher Glanz sie dort umgab, stellte ihr zu Jerusalem sogleich ein großes, prächtig eingerichtetes Haus zur Verfügung; aber um Paläste zu bewohnen war Paula nicht gekommen! Sie lehnte dankbar das Anerbieten ab und zog mit Eustochium und mit ihren Dienerinnen in die dürftigen Zellen eines Nonnenklosters, vielleicht in das, welches ihre große Landsmännin und Zeitgenossin, die heilige Melania, dort gegründet hatte. In ihrer Zelle lebte sie so abgelöst von allem Irdischen, so arm im Geiste und im Herzen, so entblößt von Jeglichem, was des natürlichen Menschen Freude ist, als habe sie ihr Lebenlang nichts gekannt, geübt und geliebt als die strengste Ascese. Und doch waren es nur fünf Jahre, aber fünf Jahre einer ebenso aufrichtigen als schwunghaften Bekehrung, welche sie so gefördert hatten. Welche Reinheit der

Absicht und welche Kraft des Willens setzt das voraus! Täglich besuchte sie irgend eine der geheiligten Stätten und verweilte betend und betrachtend vor dem Geheimniß göttlicher Gnade, das dort vollzogen ward. Das sogenannte Coenaculum suchte sie auf, den Saal, in welchem der göttliche Heiland sich sehnte, das Osterlamm mit seinen Jüngern zu essen, um das Mahl des Neuen Bundes in seinem Fleisch und Bluteinzusetzen. Und den heiligen Oelberg, wo die entsetzliche, unaussprechliche, ach unausdenkbare Todesangst begann, dies mystische Leiden, das vier Jahrtausende der Sünden auf das Lamm Gottes wälzten, dessen Blut für sie überflüssig genug thun sollte. Und den ganzen langen schmerzenreichen Weg der Gefangenschaft, von einem ungerechten Richter zum andern, von einer Pein zur andern, von der Geißelung zur Dornenkrönung und von da zur schweren Kreuztragung nach Golgatha. Aber vor dem heiligen Kreuze sank sie zu Boden und auf ihr Angesicht und betete an, als ob sie den Herrn, aus allen Wunden blutend, daran hängend und verscheidend vor Augen hätte. Und das Grab, das den heiligen Leib des Herrn umfangen und doch nicht festgehalten hatte, bedeckte Paula mit Zähren und Küssen liebender Andacht und seliger Dankbarkeit. Und auf allen diesen gebenedeiten Stätten verweilte sie mit einer Inbrunst, wie wenn sie begehrte, auf einer jeden vor Liebe zu sterben. „Wer wird mir Flügel geben, wie einer Taube, daß ich hinaufflegen könne und ruhen?" Dieses himmlische Verlangen des königlichen Psalmensängers blieb fortan Paula's einzige Sehnsucht, und mehr und mehr fühlte sie sich als einen Fremdling hienieden, welcher sein wahres Bürgerrecht erst im ewigen Leben hat. Darum wählte sie auch nicht Jerusalem zu ihrem Ruheort; sie setzte den Pilgerstab weiter, durch ganz Palästina fort und suchte alle Orte auf, welche in der Geschichte des israelitischen Volkes nicht minder als durch die Geheimnisse des Erlösungswerkes wichtig und anziehend waren. Ihre gründliche Kenntniß der heiligen Schriften, die ihr nicht aus den Händen kamen, und ihre tiefinnerliche Andacht, belebten und beseelten die äuße-

ren Umgebungen dermaßen, daß ſie Alles, was ſie las oder woran ſie ſich erinnerte, wie mit eigenen Augen ſah. Ihre vergangenen ſchwere Kämpfe wurden mit den ſüßeſten Wonnen belohnt, die ein reines Herz empfinden kann.

Bevor Paula Rom verließ, vielleicht ſchon früher, hatte ſie ihren Sclaven die Freiheit und zugleich die Mittel gegeben, ſich eine Exiſtenz zu begründen. Von den weiblichen Sclaven waren aber ſehr viele als freiwillige Dienerinnen bei ihr geblieben und begehrten nichts Anderes, als die Mühen und Entſagungen ihrer geliebten Herrin zu theilen. Dieſe Alle hatte ſie mit ſich über das Meer in's Morgenland geführt. In Jeruſalem ſchloſſen ſich noch andere heilsbegierige Frauen ihr an, um aus ihrem Umgang und ihren Belehrungen recht viel Erleuchtung über das geiſtliche Leben zu ſchöpfen. So war Paula immer umringt mit einer ganzen Schaar frommer Frauen, deren verehrte Führerin ſie äußerlich und innerlich wurde. Manche von ihnen begleiteten ſie auch auf ihren Reiſen. Nachdem nun Paula ganz Samaria und Galiläa ebenſo aufmerkſam und andächtig durchpilgert war, wie Judäa, reiſte ſie mit Euſtochium und zahlreichen Begleiterinnen nach dem Lande, das zugleich Born und Höhepunkt des aſcetiſchen Lebens war. „Durch die weite ſyriſche Wüſte voll weichen Sandes, worin ſich die Fußtapfen der Reiſenden gleich wieder verlieren," damals wie jetzt! ging Paula mit ihrer Reiſegeſellſchaft nach Alexandrien und machte von dort aus Beſuche bei verſchiedenen klöſterlichen Genoſſenſchaften. In Nitria wurde ſie mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Aber ſie war ſo demüthig, daß ſie ſich all' den frommen Männern zu Füßen warf und Den verehrte, der in ihnen lebte, Chriſtus den Herrn. Je armſeliger die Zellen, um deſto beſſer gefielen ſie ihr, um deſto mehr entbrannte ihr Verlangen, ſich auch ſo abzuſchließen. Ueberall ſpendete ſie Almoſen für Kranke und Schwache mit der demüthigen Liebe, welche auf keine Gabe ſtolz iſt, weil ſie eine jede in die liebeswunde Hand des göttlichen Heilandes ſelbſt legt. Dann ſchiffte ſie ſich in Peluſium ein, landete in Majuma, dem Hafen von

Gaza, und pilgerte durch das Land der alten Philistäer wieder ins gelobte Land zurück. Denn dort war eine Stätte, die ihr lieblicher und anziehender schien als die ganze übrige Welt! ein Punkt, von welchem sich ein übernatürliches Licht über die ganze Schöpfung von Geschlecht zu Geschlecht ergoß! und das war die geheimnißvolle Grotte zu Bethlehem. Als Paula zum ersten Male diese Grotte betrat, sank sie in Entzückung auf die Kniee, und das wundervolle Mysterium von der Menschwerdung Gottes ergriff, durchdrang und erleuchtete ihre Seele so mächtig, daß die dunkle Höhle für sie der Thabor wurde, auf dem sie die Verklärung des Herrn sah und wo sie Hütten zu bauen beschloß. Demzufolge begab sie sich nach der glücklichen Heimkehr aus Egypten nach Bethlehem, um ihren Plan dort auszuführen. Sie bezog mit Eustochium und ihren Dienerinnen ein kleines ärmliches Haus, in welchem sie sich drei Jahre recht eng und kümmerlich behelfen mußten. Das war nun gerade ihre Wonne! wie hätte sie Wohlbehagen und Bequemlichkeit genießen mögen neben der Krippe, wo ihr Gott und Herr als zartes Kindlein auf hartem Stroh gelegen, und wo seine allerseligste jungfräuliche Mutter so viel herbe Entbehrungen ausgestanden hatte! O nein! Leid für Leid und Liebe für Liebe dachte Paula. Aber eben darum begnügte sie sich auch nicht mit einer leidenden Liebe und verschloß sie nicht in ihrer Zelle, sondern überströmend wie jene des leidenvollen göttlichen Kindes gewesen war, welche die armen Hirten und die reichen Magier erquickte: so ergoß sich auch ihre Liebe zu dem Nächsten in ein Werk der leiblichen und der geistlichen Barmherzigkeit. Mit tiefsinniger Zärtlichkeit ließ Paula da, wo der im Fleisch erscheinende Sohn Gottes keine Herberge fand, ein Pilgerhaus bauen; und um das ewige „Gloria" der Engel auch hienieden ertönen zu lassen, ein Kloster, worin gottesbräutliche Seelen sein Lob singen, zu seiner Ehre frohlocken sollten. Pilger des Morgen- und Abendlandes, aus fernen Gegenden, wie Persien, Indien, Aethiopien, wie Gallien und Britannien, wurden damals in großer Menge, oft

in beträchtlichen Zügen von frommer Andacht nach Palästina geführt, um die Stätten des Heiles zu verehren. Manche kehrten mit erwärmter Seele in die Heimath zurück; Manche mogten sich nicht wieder trennen von dem begnadeten Lande und begehrten Gott und dem Nächsten dort zu dienen. Von diesen blieben die Meisten in Jerusalem, wo die Grotten und Höhlen des Oelberges die Einsiedlerischgesinnten anzogen und aufnahmen, und wo der Zusammenfluß so vieler Pilger, unter denen es nicht an Kranken, Schwachen und Dürftigen fehlte, die thätige Bruderliebe in Anspruch nahm. In Jerusalem, dem Sitze eines Erzbischofs, war reichlich für diese verschiedenen Bedürfnisse gesorgt; dort lebte überdies gerade damals die berühmte heilige Wittwe Melania mit ihren ungeheuren Reichthümern, die sie während fünfundzwanzig Jahren mit vollen Händen ausschüttete. Bethlehem, das kleine Landstädtchen, entbehrte bis jetzt einer solchen Unterstützung. Paula gewährte sie; und während sie selbst in geringer Wohnung und mit vielfacher Einschränkung lebte, baute sie an der Straße von Jerusalem eine große Herberge für Pilgrimme, die mit einem Männerkloster in Verbindung stand. Die Mönche übernahmen die Verpflichtung, die Fremdlinge zu bedienen, eine Pflicht, welche mehr oder minder nicht nur die Klöster, sondern sogar die Anachoreten zu erfüllen hatten. Damit es der Gastfreiheit nie an Mitteln gebreche, trug Paula Sorge für das Zeitliche. Im Uebrigen standen die Mönche unter der Führung des heiligen Hieronymus. Zugleich hatte Paula auch ein Nonnenkloster bauen lassen, das sie ebenfalls in diesem Jahre 389, vier Jahre nach ihrer Abreise von Rom, mit ihrer geliebten Eustochium und vielen frommen Wittwen und Jungfrauen bezog. Da diese Frauen von sehr verschiedener Herkunft, Bildung und Gewohnheit, von sehr verschiedenem Alter und Gesundheit, überdies aus ganz verschiedenen Ländern, und nur durch Gottes Fügung bei Paula zusammen gekommen waren; so führte sie drei Gebäude auf, die aber unter einem Dache sich befanden. Jedem Schäflein ihrer kleinen Heerde wies sie in einer der drei Abtheilungen

seinen Platz an, und jede Abtheilung aß und arbeitete gemeinschaftlich unter einer von Paula dazu auserwählten Oberin, welche Mutter genannt wurde. Paula selbst war die oberste Hirtin und Eustochium unterstützte sie. Zum Gebet vereinigte sich das ganze Kloster in dem gemeinschaftlichen Betsaal früh Morgens, sobald der Weckruf: „Alleluja!" erklang; dann wieder zur Terz, Sext und Non (9, 12, 3 Uhr), dann Abends zur Vesper und endlich zur Mette um Mitternacht. Da wurden in geordneter Weise die vorgeschriebenen Psalmen gesungen. Jede Schwester mußte den Psalter auswendig wissen, täglich in der heiligen Schrift lesen und betrachten. Sonntags ging jede Schaar unter Anführung ihrer Oberin in die Kirche, welche den Knotenpunkt der drei Gebäude bildete, und wohnte dort dem feierlichen Gottesdienste bei. Die Kleidung Aller war ganz gleichförmig und von grobem Baumwollenzeug. Der Leinwand bedienten sie sich nur zu Handtüchern. Sie verrichteten alle häuslichen Beschäftigungen, und spannen, webten und nähten ihre eigenen Gewänder, so wie auch die für dürftige Pilger und überhaupt für Arme. Keine hatte irgend ein Eigenthum, ausgenommen das Kleid, das sie trug. Die vornehmen Frauen trennte Paula sorgfältig von ihren ehemaligen Dienerinnen, damit sie nicht an die früheren weltlichen Verhältnisse erinnert und versucht würden, dieselben auch im Kloster fortzusetzen. Keinem Manne, welchen Alters und Standes er sein mogte, war der Eintritt in's Kloster erlaubt. „Dadurch war den bösen Zungen jede Möglichkeit zu übler Nachrede abgeschnitten, die sie so eifrig suchen, um ihre eigene Untugend zu beschönigen," bemerkt der heilige Hieronymus. Paula war die Seele und das Herz dieser Genossenschaft, ganz brennend und leuchtend von Glauben und Liebe, das demüthigste Kind Gottes, die zärtlichste Mutter ihrer geistlichen Töchter. Sie war überall die Erste und Letzte, die Erste zum dienen, zum beten; die Letzte zum ruhen. Sie und Eustochium übernahmen die niedrigsten häuslichen Verrichtungen, zündeten die Lampen an, schürten das Feuer des Küchenheerdes, säuberten das Gemüse, deckten

die Tische, füllten die Becher, kehrten das Haus. Kein Geschäft war ihnen zu gemein oder zu schwer! sie thaten ja nur, was der göttliche Heiland dreißig Jahre im Häuschen zu Nazareth gethan hatte, und was die heilige Schrift in dem einen Wort zusammenfaßt: „Er war seinen Eltern unterthan.“ Die Unterthänigkeit ihres Gottes bis zum Tode am Kreuze war der Quell, aus dem diese beiden heiligen Seelen ihre grenzenlose Dienstwilligkeit schöpften. Es war ja doch noch immer ein himmelweiter, unvergleichlicher Unterschied zwischen: aus dem Himmel zur Krippe, und: aus dem Palast in Rom zur Krippe; und an diesen Unterschied dachten sie stets. Was das für ein Abstand sei: Vom Palast in Rom zur Krippe, daran dachten sie hingegen nie. Die Kranken pflegte Paula mit unaussprechlicher Sorgfalt und kam überreichlich ihren Bedürfnissen zuvor. Mit weiser Mäßigkeit und Vorsicht, und um Allen und immer geben zu können, richtete sie all' ihre Spenden oder Almosen stets nach der Nothdurft des Empfängers ein; aber für Kranke überschritt sie dies Maß, und theilte ihnen reichlich Fleisch, Wein und was sonst zu ihrer Labung dienen konnte, mit. Uebrigens wurde im Kloster streng gefastet und von der jüngsten und stärksten Schwester nicht so streng als von Paula selbst. Gegen Andere war sie ganz Mitleid und Barmherzigkeit, gegen sich selbst ganz Härte und Liebloſigkeit, schreibt der heilige Hieronymus und erzählt weiter: „Sie war einst krank, die selige Paula, und ganz abgeschwächt von einem heftigen Fieber, welches sich durch die unerträgliche Sonnenhitze bis zur Lebensgefahr gesteigert hatte. Die Allmacht Gottes erhielt sie; nun aber schrieben die Aerzte ihr vor, ihren abgematteten Körper durch den Genuß von Wein zu stärken. Sie that es aber nicht. Der heilige Bischof Epiphanius war damals in Jerusalem und besuchte zuweilen die selige Paula in Bethlehem. Ich bat ihn heimlich, er möge sie doch überreden, ja ihr befehlen, Wein zu trinken, da ich wußte, welche kindliche Ehrfurcht sie vor ihm hatte. Als er davon zu reden anfing, sagte sie lachend, sie wisse schon, auf wessen Anstiften er diesen Punkt

berühre. Der Bischof Epiphanius ließ aber nicht nach mit Zureden und blieb ziemlich lange bei der Kranken. Als er von ihr gegangen kam, fragte ich ihn, wie die Sache geendet habe? Er sprach: So hat sie geendet, daß Paula mich alten Mann fast überredet hat, keinen Wein mehr zu trinken. Ich erzähle dies," setzt Hieronymus hinzu, „nicht eigentlich, um ein so schonungsloses Verfahren mit einer geschwächten Gesundheit zu loben, sondern um ihre Liebe zur Abtödtung zu zeigen." Mit linder Schonung, die nie in schwache Weichlichkeit ausartete, weil sie die hohe Bestimmung gottgeweihter Seelen immer vor Augen hatte, behandelte Paula ihre geistlichen Töchter und wußte ihnen durch ihr Beispiel opferwilliger Liebe eine so zärtliche Verehrung einzuflößen, daß ein trauriger Blick von ihr zur schmerzlichen Strafe wurde. Heftige und zornmüthige Naturen behandelte sie klug mit den mildesten Worten, während sie durch tausend Geduldübungen ungesucht sie zu zügeln wußte. Träge Naturen spornte sie schärfer an. Gegen Verletzungen des Stillschweigens, der schwesterlichen Eintracht, der züchtigen Kleidung war sie unerbittlich und geschwätzige, zänkische, eitle Schwestern mußten, wenn Ermahnungen fruchtlos blieben, an der Thüre stehend essen und beten, um sie durch öffentliche Beschämung auf das Aergerniß aufmerksam zu machen, das sie der Genossenschaft gaben. Paula sagte: „Fehler, welche die Weltmenschen für gering, ja für gar nichts halten, werden in Klöstern zu groben Lastern." Sie besaß den Geist der Bußfertigkeit in einem solchen Grade, daß sie ihre kleinsten Vergehungen mit einer Zerknirschung beweinte, als ob sie sich ungeheuerer Verbrechen schuldig gemacht habe. Ihre Liebe zur Armuth ging mit der zur Abtödtung Hand in Hand und sprach sich auch in ihren Bauten aus. Nicht blos die Klöster, sondern auch die Kirchen waren schmucklos und niedrig und in ihrer Ausstattung nur mit dem Nothwendigsten versehen, damit die Armen nur nimmer zu kurz kommen möchten. Hieronymus machte ihr zuweilen einige Vorstellungen wegen dieser grenzenlosen Freigiebigkeit gegen die Armen. Dann nahm sie

äußerst demüthig und mit wenig Worten Gott zum Zeugen, daß sie ja um Christi willen Alles austheile und nichts verlange, als am Bettelstab zu sterben, in einem erbettelten Leichentuch begraben zu werden und ihrer Eustochium keinen Pfennig zu hinterlassen. Alles Demjenigen wieder zu geben, von dem sie Alles auf Erden empfangen und Alles im Himmel zu hoffen hatte, und in möglichster Armuth des Herzens und Geistes dem armen Jesus nachzufolgen: dies war die aus dem Glauben geschöpfte Triebfeder ihrer Handlungsweise; von einem gewissen natürlichen Mitleid mit fremder Noth ließ sie sich durchaus nicht leiten. Nicht minder großmüthig in ihrer Liebe zu Gott war Eustochium. Mit frohem Herzen und Antlitz sah sie ihr ganzes väterliches und mütterliches Erbe durch Paula's Hände zu den Armen gehen, während sie selbst nie auch nur einen einzigen Pfennig besaß oder berührte. Sie betrachtete die Gottseligkeit ihrer Mutter als ihren größten Reichthum und war ihr mit solchem Gehorsam ergeben, daß sie weder Tag noch Nacht von Paula's Seite wich, und nie ohne die Mutter weder aß, noch trank, noch ausging. Hieronymus schreibt von ihr an die Furia, eine mit ihr verwandte junge Wittwe in Rom: „O wenn du Eustochium sehen und die Reden ihres heiligen Mundes hören könntest, so würdest du staunen über den gewaltigen Geist in diesem zarten Körper; staunen, daß alle Schätze des alten und neuen Testamentes aus ihrem Herzen strömen. Fasten ist ihr ein Spiel, beten eine Wonne. Mit dem Tamburin in der Hand singt sie, wie Mirjam, dem Reigen der Jungfrauen voran und bildet Sängerinnen und Saitenspielerinnen zu Ehren des Heilandes. So geht Tag auf Tag dahin. Mit dem Oele in der Lampe erwartet sie die Ankunft des göttlichen Bräutigams." Eustochium war, wie Paula und die verstorbene Blesilla, des Hebräischen so vollkommen kundig, daß sie die Psalmen in dieser Sprache betete. Hier in Bethlehem war es auch, wo Mutter und Tochter nicht nachließen, den heil. Hieronymus mit Bitten zu bestürmen, bis er sich entschloß, die ganze heilige Schrift mit ihnen zu

lesen und durch seine Auslegungen und Erklärungen sie zum tiefsten Verständniß derselben einzuweihen. Der große Kirchenlehrer widmete der Eustochium seine Commentare über die Propheten Isaias und Ezechiel und schrieb für sie eine Abhandlung über die Jungfräulichkeit, bekannt unter dem Namen: Brief an Eustochium. Für das Kloster zu Bethlehem übersetzte er auch in's Lateinische die Regel des heiligen Pachomius.

Das unaussprechlich gottinnige, anmuthige und genußreiche Leben dieser beiden heiligen Seelen, in denen die höchste Ascese in idealischer Lieblichkeit erscheint, beschreiben sie selbst am Besten. Ihre Freundin Marcella hatte im Jahre 389 ihre Mutter verloren und sich nach deren Tode, wenigstens für eine Zeit, auf's Land in der Gegend von Rom begeben. Nun wünschten aber Paula und Eustochium, daß Marcella in's Morgenland, wo möglich nach Bethlehem, kommen möge und sprachen ihr diesen Wunsch in einem dringenden, zärtlichen, seelenvollen Brief aus, in dem sie unter anderm sagen: „Du warfst den ersten Funken in unser Herz; du hast uns mit Wort und That zu dieser Lebensweise ermuntert; du hast uns, wie die Henne ihre Küchlein, unter deine Flügel versammelt; willst du uns nun frei ohne unsere Mutter fliegen lassen? soll die milde, liebliche und über allen Begriff freundliche Marcella, die durch den Zauber ihrer Beredtsamkeit zu unserm neuen Leben uns hindrängte, jetzt für uns eine strenge Marcella werden? sollte die heiterste Stirne sich bei unserer Bitte in finstere Falten legen? Wir möchten dich ja nur zu dem Schritt bereden, zu welchem du uns zuerst und so oft angelockt hast! Von der Auffahrt des Herrn bis auf diesen Tag, wie viele Martyrer, Bischöfe, Kirchenlehrer besuchten Jerusalem! Es war ihnen, als mangele ihrer Religion, Weisheit und Tugend etwas, wenn sie nicht Christum an den Orten angebetet hätten, wo das Licht des Evangeliums vom Kreuze aus seinen ersten Schimmer verbreitete. Wenn Jemand mit Recht getadelt werden dürfte, daß er griechische Wissenschaften in Sizilien, statt in Athen,

lateiniſche in Lybien ſtatt in Rom, ſtudirt habe: wie können wir denn glauben, daß Jemand den Gipfel der chriſtlichen Weisheit erreichen könne, ohne Jeruſalem zu beſuchen? Zwar läugnen wir gar nicht, daß das Reich Gottes inwendig in uns ſelbſt ſein müſſe, und daß es auch in anderen Ländern große und heilige Männer gebe. Aber wir wollten nur ſagen, daß gerade die, welche in der ganzen Welt zu den vortrefflichſten Menſchen und unter die Erſten gehören, ſich hier verſammeln. Wir gehören freilich nicht unter die Erſten; doch eben weil wir unter den Letzten ſind, haben wir uns hierher begeben, um die ausgezeichnetſten und edelſten Menſchen aller Länder ſehen zu können. Von allen Seiten drängen ſich Pilger her, Mönche und Weltliche, und ſingen in den verſchiedenſten Sprachen, aber von demſelben Glauben beſeelt, das Lob Gottes. Die lauterſte Eintracht herrſcht unter dieſen Fremdlingen. Sucht einer den andern zu übertreffen, ſo iſt es in der Demuth. Der Geringſte wird geachtet wie der Vornehmſte. Auf den Anzug legt Niemand Werth, da Keiner die Kleider des Nächſten betrachtet. Von ſtrengem Faſten macht man kein Aufheben und beſcheidene Sättigung wird nicht getadelt. Keine üble Nachrede, keine Ueppigkeit, kein Splitterrichten findet ſtatt, und in der erſten Chriſtentugend, einem reinen und keuſchen Wandel, üben ſich Alle. Mit Eifer und Andacht beſuchen ſie die zahlreichen, dem Gebet gewidmeten Stätten in Jeruſalem. Da aber Jeder gern das rühmt, was er beſitzt, ſo wollen wir nun vom Städtchen Chriſti, von der Herberge Maria's dir erzählen. Hier iſt nichts als Stille, Friede und ſchlichtes Landleben, denn hier iſt die Krippe, in der das göttliche Kind geweint hat, und ſchweigend iſt ſie am Beſten zu verehren. Von Roms Herrlichkeiten findeſt du hier nichts, keine Säulenhallen, keine Prunkgemächer mit Gold getäfelt, keine Paläſte vom Frohndienſt der Sclaven erfüllt und vom Elend der Dürftigen umringt. Zwar lieben wir Rom, denn dort iſt eine heilige Kirche, dort glänzen die Siegeszeichen der Apoſtel und Martyrer, dort wird Chriſtus wahrhaft bekannt und der Glaube

vom Apostel verkündet; dort schwingt sich jetzt das Christenthum in die Höhe und das Heidenthum sinkt in den Staub. Aber Roms Macht, Größe und Herrlichkeit, Roms unzählbare Menschenmenge, dies Sehen und Gesehenwerden, dies Grüßen und Gegrüßtwerden, dies Reden und Hören, dies Loben und Tadeln, gönnen dem beschaulichen Leben die Sammlung des Geistes nicht. Nehmen wir die Besuche an, so ist unsere Ruhe dahin. Schließen wir unsere Thüre zu, so schreit man uns als stolze Leute aus. Bisweilen muß man denn auch einen Besuch erwiedern. Man begibt sich in prächtige Paläste, geht an Schaaren geschwätziger Diener vorüber, betritt Purpurteppiche; doch welchen Gewinn bringt man heim? Wie anders hier, auf dem Landgut Christi! hier siehst du nichts, als ländliche Einfalt! Hier hörst du nichts, als das Lob Gottes! Nur Psalmengesang unterbricht die Stille. Der Ackersmann am Pfluge, der Schnitter auf dem Felde, der Winzer im Rebengarten, Alle stärken sich bei ihrer mühseligen Arbeit durch den Gesang der Psalmen. David's Lieder sind die einzigen Liebeslieder in diesem Lande: so beseelt ist hier das ganze Leben vom geistigen Leben! Und die Stunde sollte nicht kommen, wann ein athemloser Bote uns die Freudennachricht brächte: Marcella ist am Gestade von Palästina! O gewiß, sie kommt noch! O gewiß, der Tag bricht noch an, da wir Hand in Hand betreten werden die Grotte der Geburt des Herrn, weinen werden an seinem Grabe, küssen werden sein Kreuz, zum Oelberg aufsteigend ihm nachfliegen werden im Geist und auf den Schwingen der Sehnsucht. Dann wandeln wir weiter und sehen Lazarus aus seinem Grabe in Bethanien hervorgehen; sehen den Jordan, der nach der Taufe Jesu heller und reiner floß; sehen die Zelte der Hirten, die Grabstätte David's, die Hütten Abraham's, Isaak's und Jacob's, die Felsenhöhlen, in welche die Propheten sich in Tagen der Verfolgung flüchteten. Und noch weiter wandeln wir — nach Nazareth und zu den übrigen Blumen Galiläas; nach Cana, wo der Heiland sein erstes Wunder wirkte; zum Thabor, wo wir Ihn nicht mit

Moyſes und Elias, ſondern mit dem Vater und dem heiligen Geiſt in der Verklärung ſchauen wollen; zum See Geneſareth, auf deſſen Fluten er wandelte; zur Wüſte, in welcher er Tauſende durch die Macht ſeines Wortes ſpeiſte; und nach Capharnaum, der vertrauteſten Stätte ſeiner Wunder. Dann kehren wir um und gehen an anderen Stätten vorüber, wo überall chriſtliche Kirchen, als eben ſo viele Siegesfahnen Jeſu aufgerichtet ſind. Und haben wir dann gemeinſchaftlich die ſchöne Reiſe gemacht und unſer ſtilles Haus wieder erreicht, o dann wollen wir in lebhafter Freude recht viel weinen vor Gott, und lobſingen, und unaufhörlich beten, und verwundet von der Liebe Jeſu einander das Loſungswort dieſer Liebe zurufen: Ich hab' Ihn gefunden, den meine Seele lieb hat. Ich hab' Ihn und halte Ihn und laſſe Ihn nimmer von mir."

Marcella's Weg durch's Leben war ein anderer, als der dieſer beiden „Tauben in den Felſenklüften." Sie widerſtand der lieblichen Einladung, nahm Principia in ihr Haus und erzog ſie zu einer zweiten Euſtochium.

Den Punkt ihres Herzens, auf dem Paula am verwundbarſten war, berührte die Hand Gottes fort und fort. All' ihre Kinder zu Rom ſtarben vor ihr. Dem Geiſt und dem Willen nach war ſie freilich von jeder ungeordneten Liebe abgelöſt. Mit dem Zeichen des Kreuzes, zu dem ſie unbedingtes Vertrauen hatte, bezeichnete ſie Mund und Bruſt, gedachte, daß Gott durch den Propheten Iſaias jedem ſeiner Geſchöpfe ſagt: Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du biſt mein! und vereinigte ſich mit dem anbetungswürdigen göttlichen Willen. Allein jedesmal führte eine ſolche Todesnachricht eine Todeskrankheit für ſie herbei. Rufina, die zu einer gottſeligen Jungfrau herangeblüht und mit Aletius vermählt war, betrübte ihren vortrefflichen Gatten nie, außer durch ihren frühzeitigen Tod. Er war ſehr befreundet mit dem heiligen Paulin, Biſchof von Nola, auch einem der großen Bekehrten dieſer an Bekehrungen ſo reichen Epoche. In dem Troſtbrief, den Paulin an Aletius nach Rufina's Tode

schrieb, nennt er sie „Tochter der Vollkommenheit, Schwester der Jungfräulichkeit, Gattin des Glaubens; denn sie war Paula's Tochter, Eustochiums Schwester und dein Weib." Sie hinterließ keine Kinder. Paulina, Paula's zweite Tochter, starb im Jahre 398, ebenfalls kinderlos. Sie hatte in einer sehr glücklichen Ehe mit Pammachius gelebt und, wie er, alle christlichen Tugenden mitten in der Welt, zwischen allen Klippen geübt, an die hoher Rang und großer Reichthum so leicht führen. Thätige Liebe für die Armen war Paulina's hauptsächlichste Beschäftigung und Pammachius hielt es keineswegs unter der Würde seines Standes, seines Geistes und des Ansehens, das er als römischer Senator und als ein Mann der Gelehrsamkeit und Wissenschaft genoß, seiner Frau dabei zur Seite zu stehen; hielt es auch nicht für Raub seiner Zeit oder unvereinbar mit ernsten Studien und hohen Würden, Werke der Barmherzigkeit zu üben. Er wetteiferte mit seiner Frau in dieser demüthigen Tugend, die nur im Himmel ihren Lohn, auf Erden aber ein reiches Maß des Undankes, der Verkennung, ja sogar des bitteren Tadels findet. Paulina erreichte kaum die Mitte des Lebens, als Gott sie in die Ewigkeit rief. Pammachius hatte sie zärtlich geliebt. Ihr Tod löste ihn noch mehr von der Welt ab, zog ihn noch mehr zum Ueberirdischen hin. Ihrem Herzen voll heiliger Liebe wollte er ein Denkmal setzen, das ihrer würdig sei, und den Plan, den Beide schon entworfen hatten, führte er um so eifriger allein aus. Er baute in Ostia, da wo die Tiber in's Meer sich ergießt und wo die Schiffe landen, die von fernen Küsten kommen, ein großes Hospiz und verwendete für diesen Bau, dessen Ausstattung, Einrichtung und dauernde Begründung nicht nur Paulinens ganzes Vermögen, das sie ihm vermacht hatte, sondern auch sein eigenes, sehr beträchtliches, und behielt sich nur ein ganz geringes jährliches Einkommen vor. Dies Hospiz, und gerade auf dieser Stelle, war eine große Wohlthat. Rom war noch immer der Mittelpunkt der Welt. Aus allen Ländern, die der Zepter der römischen Kaiser beherrschte, aus allen Nationen, die dem Hirtenstabe des Apostelfürsten

folgten, wogten Schaaren auf Schaaren nach Rom. Die afrikaniſche und aſiatiſche Küſte des mittelländiſchen Meeres war damals nicht ſo ſtarr und todt, wie ſie jetzt unter der Herrſchaft des Islams geworden iſt. Mauritanien, Numidien, Libyen, Egypten, Syrien, Kleinaſien waren blühende, cultivirte Länder, mit einer zahlreichen Bevölkerung und mit vielen großen Städten, in denen Handel und Wandel, Bildung und Verkehr jeder Art im großartigen Maßſtabe ſtatt fanden. Unzählige Biſchofſitze und die drei Patriarchate von Antiochien, Jeruſalem und Alexandrien ergoſſen chriſtliches Leben, das ſie in Rom ſchöpften, durch dieſe Völker und Länder. Zu Gallien, Spanien und Britannien ſtand Rom in demſelben lebendigen und belebenden Verhältniß. Daraus entſprangen tauſend Beziehungen, vielfache Verbindungen, die Fremdlinge aus allen Zonen und von allen Zungen nach Rom führten. Das Hoſpiz des Pammachius zu Oſtia, Roms Hafenſtadt, nahm gaſtfrei Alle auf, die müde, erſchöpft, krank von den Unbequemlichkeiten einer oft recht langwierigen Seefahrt dort landeten, und Ruhe und Pflege bedurften, bevor ſie die Landreiſe antraten. Dies Hoſpiz war zugleich Herberge und Krankenhaus, hauptſächlich wohl für Arme und Dürftige, aber auch für Jeden ohne Unterſchied, der dort die Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nahm. Alle wurden liebreich, wohlwollend und großmüthig aufgenommen. Auch die Reiſenden, die von Rom kamen, über's Meer wollten und oft recht lange auf ein paſſendes Schiff, oder auf günſtigen Wind zu warten hatten, durften im Hoſpiz bleiben, was für Unbemittelte eine große Erleichterung war. Daher war der Zudrang denn auch ſehr beträchtlich, und der heil. Hieronymus ſagt, ſchon im erſten Jahre der Eröffnung des Hoſpizes ſei die Kunde „von der Herberge am römiſchen Meergeſtade nach Britannien, Perſien und Egypten gedrungen und ſei von der ganzen Welt geſegnet worden.“ Froh ſeines Werkes verließ Pammachius zuweilen Rom, ſeine Studien, ſeine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, ſeine Arbeiten für Kirche und Glauben, ſeinen Briefwechſel mit Hieronymus, ſeinen Umgang mit

den frömmſten und gelehrteſten Männern ſeiner Zeit, eilte nach Oſtia, nahm die Kleidung eines Spitaldieners, ging armen Fremdlingen entgegen, wuſch ihnen die Füße, wechſelte ihre Kleider, bediente ſie bei der Mahlzeit und bereitete ihr Lager. Und mehr und mehr freute er ſich, daß er die irdiſchen Güter, welche nach ſeinem Tode vielleicht in Hader und Zwietracht zerſtreut worden wären, in der Zeit ausgeſäet habe, um in der Ewigkeit, wenn er „ſeine Garben bringe", Himmliſches dafür einzuernten. So lebte dieſer Gerechte noch zwölf Jahre nach Paulina's Tode und nachdem er die Trübſale Roms bei der Eroberung durch Alarich noch mit durchgemacht hatte, verſchied er im Frieden des Herrn um dieſelbe Zeit, wie Marcella, im Jahre 410.

Paula's einziger Sohn, Toxotius, machte keine Ausnahme in dieſer Familie von Heiligen. Er hatte ſich verehelicht mit Leta, der frommen Tochter des alten heidniſchen Götzenprieſters Albinus. Das Reis des Chriſtenthums war auf dieſen grauen Stamm gepfropft worden und hatte die Wildlinge umgebildet, ſo daß ſie heilige Früchte trugen. Der Greis ſelbſt aber blieb heidniſch zwiſchen ſeinen chriſtlichen Kindern. Die Ehe des Toxotius war anfangs kinderlos. Das Gebet beider Gatten und das Gelübde: wenn Gott ein Kind ihnen ſchenke, es ganz Ihm zu weihen, erwarben ihnen denn auch wirklich ein Kind der Gnade, Paula, zum Unterſchiede von ihrer Großmutter, die jüngere genannt. Dieſe Nachricht erfüllte die heilige Paula mit unſäglicher Freude, die ſich durch Alles, was ſie von der lieblichen Enkelin vernahm, immer ſteigerte. Mit ſtammelnder Zunge und in der Wiege ſang die Kleine Alleluja! und die erſten Namen, die ſie ausſprach, waren Paula und Euſtochium. Albinus war ein entſchiedener Feind der chriſtlichen Religion geweſen; doch dies Kind, an dem ſein Herz hing, das er auf den Armen trug und ungern von ſeiner Seite ließ, dies betende Kind wandelte ſeine Seele um. Leta's Ehe und tugendhaftes Leben, die gottſeligen Geſpräche, die ſie mit Toxotius führte, die fromme und freudige Pflichterfüllung, in welcher beide ſich übten, die guten

Lehren und Beispiele, die sie ihren Hausgenossen gaben, Alles das hatte ein gründliches Fundament zur Bekehrung des Albinus gelegt, welche jetzt durch das Gebet der Unschuld vollendet wurde. Er konnte nicht länger widerstehen! dies heilige, gläubige Haus heiligte den ungläubigen Greis und Leta pries Gott für das große Wunder, daß ihr Vater, der heidnische Hohepriester, in seinem späten Alter zur Wiedergeburt durch die Taufe gelangte und sich mit den Kindern und Einfältigen demüthig in der katholischen Glaubenslehre unterrichten ließ. Damit ihr aber die Schaale des Lebens nicht allzu süß sei, mischte Gott heilsame Bitterkeit hinein: Toxotius starb. Leta faßte den Entschluß, alle christlichen Tugenden ebenso treu als Wittwe, wie als Gattin zu üben und nur für Gott, für das Heil ihrer Seele und für ihre Tochter zu leben. Um diese zur geistlichen Vermählung mit Christus erziehen zu können, erbat sich Leta eine schriftliche Anleitung von Hieronymus. In der Seele aller Heiligen klingt das Wort Jesu nach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen." Für alle Heilige ist die Erziehung der Kinder eine hohe und heilige Aufgabe, weil es nichts Höheres gibt, als zu Jesu hinzuführen. Mit bewundernswürdiger Liebe, gleichsam mit einer Mutterliebe, welche auf geringe Einzelheiten sieht, die dem Auge eines Vaters allenfalls entgehen können, erfüllt der große Kirchenlehrer Leta's Wunsch und verschmäht nicht, zwischen all' seinen gewaltigen Arbeiten mit der Erziehung dieses kleinen Mädchens sich zu beschäftigen. Es ist einzig, wie die Liebe zu Gott die Herzen der Heiligen so groß und so weit macht! Er schreibt an Leta: „Soll deiner Tochter unbekannt bleiben, was Eitelkeit und Laster ist, so erziehe sie im Tempel wie Samuel und in der Wüste wie Johannes den Täufer. Was sie hört und sieht, soll geeignet sein, sie zu Gott zu führen. Kein Wort, das ihr einen Begriff vom Bösen geben könnte, berühre ihr Ohr, kein weltliches Lied ihre Lippen. Sobald sie verständlich spricht, präge ihrem Gedächtniß etwas von den Psalmen ein. Keine Dienerin darf ihr nahen, die vom Weltgeist beseelt ist, und kein Kind,

das ein schlechtes Beispiel ihr geben könnte. Laß sie nie lernen, was sie in der Folge wünschte, nicht zu wissen. Verschaffe ihr ein Alphabet, dessen Buchstaben von Holz oder Elfenbein sind, damit sie spielend sie lerne. Später übe sie durch Handführung, daß sie jeden Buchstaben mit ihrem Finger auf Wachs nachbilde, und dann laß sie die Namen der Patriarchen von Adam an schreiben. Hüte dich, ihr Abneigung gegen das Lernen zu erregen, weil diese Gesinnung ihr später bleiben möchte. Wähle ihr als Lehrer einen unterrichteten, tugendhaften Mann, der es seiner nicht unwürdig hält, in den Anfangsgründen sie zu unterweisen. Aristoteles versah ja dies Amt bei Alexander dem Großen! Sie darf an ihren Eltern nichts sehen, was sie nicht nachahmen dürfte. Sie sei liebevoll gegen Jedermann und besonders zärtlich gegen ihren heidnischen Großvater. Frühzeitig erfahre sie, daß sie eine Braut Christi werden soll. Wenn deine Tochter herangewachsen sein wird, so gehe sie nie anders als mit ihren Eltern aus, meide tändelnde Belustigungen und große Gastmähler. Die allerseligste Jungfrau Maria, die bei dem Anblick eines Engels erbebte, weil er unter der Gestalt eines Mannes erschien, sei ihr Vorbild. Sie gehe nur in die Kirche und zu den Gräbern der Martyrer, und am häufigsten halte sie sich in ihrem Kämmerlein auf, abwechselnd beschäftigt mit Beten, Lesen, Arbeiten. Was die Arbeit betrifft, muß sie spinnen und ihre Kleider anfertigen können. Lesen muß sie griechisch und lateinisch ganz geläufig und beide Sprachen mit größter Reinheit sprechen und schreiben. Die Ordnung, nach welcher sie die heiligen Schriften kennen lerne, sei diese: mit dem Psalter beginne sie und übe sich dabei zugleich im Psalmengesang. Dann lasse sie die Sprichwörter lesen, damit sie die Sittenvorschriften kennen lerne. Auf diese folge das Buch Ecclesiastes, das so recht geeignet ist, Verachtung der Welt einzuflößen. Dann gib ihr die Evangelien, welche deine Tochter allezeit in Händen haben soll. Darauf lese sie die Geschichte der Apostel und ihre Briefe, und lerne die Propheten und die geschichtlichen Bücher auswendig. Dann kann sie das

Hohelied lesen, weil sie vorbereitet sein wird, es im geistigen Sinne zu verstehen. Außerdem kann sie ohne Gefahr die Werke des heil. Cyprian, die Briefe des heil. Athanasius und die Schriften des heil. Hilarius durchgehen. Was das Gebet betrifft, so stehe sie zur Nachtzeit auf und halte pünktlich die Gebetsstunden des Tages, um dem Psalmengesang zur Mette, Terz, Sext, Non und Vesper obzuliegen. Uebermäßige Fasten mißbillige ich. Auf einer langen Reise muß man seine Kräfte schonen, weil man auf halbem Wege unterliegt, wenn man Anfangs zu geschwinde läuft. Die Bußübungen der Fastenzeit sollen freilich ganz streng sein; mehr jedoch bei wohlgenährten Weltleuten, als bei Solchen, deren Leben ein beständiges Fasten ist. Die gewöhnliche Speise deiner Tochter sei Gemüse, zuweilen etwas Fleisch, und jede Mahlzeit so mäßig, daß sie gleich darauf lesen oder Psalmen singen könne. Wein braucht sie nie zu trinken. Sind die Weisungen, die ich dir gebe, zu Rom nicht ausführbar, so schicke deine Tochter nach Bethlehem, damit sie unter den Augen ihrer Großmutter erzogen werde. Ich selbst will dann ihr Lehrer und Vormund sein und ich werde mich geehrt fühlen, eine Braut Jesu Christi zu unterrichten, die da bestimmt ist, dereinst im Himmel zu herrschen."

So abgetödtet war in Leta die betrügerische Natur, die unter dem Vorwande der Pflichterfüllung nur eine Befriedigung ihrer Selbstliebe sucht, daß sie den Rath des heiligen Hieronymus wohl erwog. Und als sie erkannte, daß es zu Rom nicht möglich sei, ihre Tochter „wie im Tempel und wie in der Wüste" zu erziehen, und daß diese Erziehung die Grundlage des ewigen Heiles und eine Bedingung der Glückseligkeit ihres Kindes sei: da fragte sie nicht Fleisch und Blut um Rath. Sie trennte sich von dem Kinde, dem einzigen, dem heißerflehten, in dem alle Erinnerungen an alles Glück ihrer Vergangenheit sich verschmolzen, und schickte es, nachdem es etwas herangewachsen war, zu der Großmutter nach Bethlehem. Sie selbst blieb in Rom und heiligte sich durch das Gelübde beständiger Keuschheit und durch Werke

der Barmherzigkeit. Paula aber empfing mit unsäglicher Freude das Kleinod dieser zarten Seele, welche sie zu einem vollkommenen Opfer, zu einer makellosen Braut Christi ausbilden sollte. Unter dem Einfluß ihrer Gottseligkeit und mit dem Beispiele ihrer Entsagung vor Augen, und umringt von lauter Seelen, die ihr nacheiferten, wuchs die Kleine wirklich wie im Tempel und in der Wüste auf. Paula's Leben aber ging zu Ende. Ihr heißes Verlangen „aufgelöst und bei Christus zu sein", sollte in Erfüllung gehen. Sie fiel in eine schwere Krankheit und litt sehr. Eustochium war unermüdlich in der Pflege der geliebten Mutter, unzertrennlich von dem Krankenbett, ausgenommen, daß sie oftmals mit ihren Thränen und Gebeten in die heilige Grotte der Geburt sich flüchtete und dort Gott anflehete, sie nicht der Mutter zu berauben oder ihnen beiden eine und dieselbe Todesstunde zu schenken. Aber kein Gebet und keine Pflege konnten Paula erhalten! sie fühlte wie der Tod nah und näher kam, wie die äußeren Glieder kalt und kälter wurden. Nur das Herz, das liebeglühende große Herz, war immer noch warm und hielt immer noch das Leben fest, und mit leiser Stimme sprach sie zu Gott Worte des Psalmensängers: „O Herr, ich habe den Ort geliebt, wo deine Herrlichkeit wohnt." „Wie lieblich sind deine Gezelte, Herr der Heerschaaren!" „Mein Fuß steht in deinen Vorhöfen, Jerusalem." Aber mit den Menschen redete sie nicht mehr, obgleich Eustochium und der heil. Hieronymus, mehrere Bischöfe und noch mehr Priester immer in ihrer Umgebung waren. Das Kloster war wie belagert von Geistlichen und Weltlichen, die von ihr hören, wo möglich sie sehen wollten. Hieronymus fragte sie: „Warum redest du so gar nicht mit uns? bist du bekümmert? drückt dich eine Last?" Paula antwortete in griechischer Sprache: „Nicht doch! sondern Alles ist still und ruhig in mir." Und mit gänzlicher Nichtachtung der Erde und aller Dinge, die zu ihr gehören, schloß sie die Augen, um nicht in dem Frieden ihrer letzten Stunde gestört zu werden, und sprach bis zum letzten Athemzug leise, ganz leise mit Gott allein. Dann erhob

ſie ihre Hand, machte über ihren Mund das heilige Kreuzzeichen, ſeufzte mit der Braut des Hohenliedes: „Der Winter iſt vorüber, die Blumen laſſen ſich ſehen in unſerem Lande!“ und ihre Seele entfloh in's Reich der ewigen Liebe. Kein Weinen, keine Wehklage wurde laut; keine bittere Troſtloſigkeit gab ſich kund. Pſalme wurden geſungen voll heiliger Hoffnung, voll feierlicher Freude, voll erhabener Liebe. Um was hätten Thränen neben dieſer Leiche fließen können? Prieſter nahmen brennende Kerzen zur Hand, Biſchöfe nahmen die Bahre auf ihre Schultern, ein langer Zug von Betenden ſchloß ſich ihnen an; ſo ging die Wallfahrt zur Kirche über der Grotte der Geburt. Dort wurde die heilige Leiche öffentlich ausgeſtellt. Wie eine Schlafende lag ſie da, unverändert blieb ihr ſchönes ernſtes Antlitz. Von nah und fern ſtrömten die Andächtigen herbei. Es fehlte kein Mönch, und wenn ihm ſeine Zelle, kein Einſiedler, und wenn ihm ſeine Abgeſchiedenheit noch ſo lieb war. Sogar die Nonnen erhielten Erlaubniß, ihre Klöſter verlaſſen zu dürfen. Man hätte es für eine Art von Kirchenberaubung gehalten, dieſer wahrhaft Seligen nicht die letzte Ehre zu erweiſen. Aber auch Bettler und Krüppel, Wittwen und Waiſen miſchten ihren Dank und ihre Lobſprüche in die Pſalmengeſänge, die eine ganze Woche hindurch in griechiſcher, ſyriſcher, lateiniſcher und hebräiſcher Sprache über ihrem Grabe erklangen. Paula ſtarb am 26. Januar 404, Abends nach Sonnenuntergang, in ihrem ſiebenundfünfzigſten Lebensjahre. Sie ſtarb ärmer als die Aermſten, die ſie je unterſtützt hatte. Die ganze Sorge für ihre beiden Kloſterſtiftungen, in denen ſich eine beträchtliche Anzahl von Mönchen und Nonnen befanden, war das irdiſche Erbe, welches ſie ihrer geliebten Euſtochium hinterließ und welches dieſe mit derſelben Hochherzigkeit antrat. „Der Herr regieret mich und nichts wird mir mangeln!“ (Pſ. 22, 1.) In ſolchem Vertrauen auf Gott ſetzte ſie das Werk ihrer Mutter fort. „Sei getroſt, meine Euſtochium,“ ſo redet Hieronymus ſie in Paula's Lebensbeſchreibung an; „dir iſt eine große Erbſchaft heimge-

fallen, denn Gott der Herr ist dein Theil.“ (Klagl. 3, 24.) „Und damit du um so mehr dich erfreuest, so wisse, daß deine Mutter durch eine lange Marter ihre Krone errungen hat. Denn nicht im Blutvergießen allein besteht die Marter, sondern auch das ist eine, und zwar eine tägliche und langwierige, Gott dem Herrn mit unsträflichem und eifrigem Gemüthe dienen. Jene Marter verdienet einen blutrothen Kranz von Rosen; diese aber einen weißen, von Lilien. Dem Bräutigam im Hohenliede wird darum die rothe und weiße Farbe zugeschrieben, weil er den Ueberwindern, sei's im leiblichen, sei's im geistlichen Marterkampfe, diese Siegeskränze austheilt. Deine Mutter, meine Eustochium, ist dem Befehl des Herrn bei Jeremias (51, 6.) nachgekommen, welcher sagt: Fliehet mitten aus Babylon und erlöset eure Seelen. Das hat sie gethan. Sie hat ihr Vaterland verlassen, sie ist in Chaldäa geblieben, sie hat nie nach Egyptens Fleischtöpfen zurückverlangt. Unter jungfräulichen Schaaren ist sie eine Genossin unseres Heilandes geworden und aus dem armen Städtlein Bethlehem in's himmlische Jerusalem zu Ihm hinauf gestiegen. Jetzt sagt sie zu Ihm, wie einst Ruth zur Noemi: Wo Du bleibst, da will ich auch bleiben; Dein Volk ist mein Volk und Dein Gott ist mein Gott.“ Und mit dem Anrufe an die Heilige schließt der Heilige: „So lebe denn wohl und ewig wohl, du selige Paula, und hilf durch deine Fürbitte dem hohen Alter Desjenigen, der dich immer geschätzt und geliebt hat. Dein Glaube und deine Werke haben dich Christo dem Herrn zugesellt und vor seinem Angesicht wird deine Bitte Erhörung finden.“

Eustochium wurde zur Vorsteherin des Klosters in Bethlehem gewählt und lebte dort eine Reihe von Jahren mit dem Blick auf die Ewigkeit, abgestorben für die Welt. Aber in der Welt gedachte man ihrer: das Elend und die Armuth, um sie zu segnen; die Bosheit, um sie zu hassen. Der Irrlehrer Pelagius warf die göttliche Gnade aus dem inneren Menschen heraus; wie hätte er die zarteste und höchste Blüthe, welche unter dem Strahl der Gnade sich entfaltet, das jung-

fräuliche gottgeweihte Leben, nicht verwerfen sollen! überdies ist es ein Zug, der alle Häresien als die Kinder eines Hauses charakterisirt: sie sind Gegner der heiligen Ascese und der Klöster, d. h. mit anderen Worten: sie sind Gegner der christlichen Vollkommenheit; und müssen es folgerichtig sein. Denn nur in der katholischen Kirche wird sie gehegt und gepflegt, und von dieser Kirche haben sie sich getrennt! Pelagius fand Schutz bei dem Erzbischofe Johannes von Jerusalem. Er wußte wohl, welche abgesagte Feinde seiner Irrlehre in den stillen Klöstern zu Bethlehem unter der Leitung seines gewaltigen Gegners, des uralten Greises Hieronymus sich befanden. Er schickte eine wüste Bande dahin ab, um Rache an ihm und an ihnen zu nehmen. Paula's Kloster wurde in Asche gelegt, Mönche und Nonnen geschlagen und mißhandelt, ein Diakon umgebracht. Hieronymus zog sich in einen festen Thurm zurück. Eustochium und ihre Nichte Paula entflohen mühsam dem Feuer und dem Schwerte und schrieben an den Papst Innocenz I., um sich über solche Gewaltthätigkeit und Grausamkeit zu beklagen. Der Papst nahm die Gekränkten in Schutz; aber Eustochium starb bald darauf um das Jahr 419 und wurde neben ihrer Mutter beerdigt. Hieronymus hatte eine hohe Meinung von ihrem tiefen, starken und scharfen Geist. Alles, was er schrieb, legte er ihr zur Beurtheilung vor, und sie war so fest in Christus eingesenkt, daß all' ihre gelehrten Studien sie nie aus der inneren Sammlung und aus der Vereinigung mit Gott zu bringen vermochten. Ihre Nichte, die jüngere Paula, starb, wie sie gelebt hatte, „im Tempel und in der Wüste" des Klosters. Sie war die Letzte ihres Hauses, das nun drei Generationen von Heiligen in den Himmel geschickt hatte. Es hatte seine Bestimmung wohl verstanden und in der Heiligkeit seine frühere Herrlichkeit begraben. Bei Christus entschwindet die Welt. Die letzte Tochter der Aemilier und Julier ging unbekannt und friedlich unter zu Bethlehem in der Höhle des „verborgenen Gottes."

Die beiden Melanien.

„Geh' aus deinem Lande und aus deiner Verwandtschaft, und aus deines Vaters Hause, und komm' in das Land, das ich dir zeigen will." (Genes. 12, 1.)

Die ältere Melania war auch eine jener heilsdurstigen, feurigen Seelen, die, gleich dem heiligen Apostel Paulus, „Alles zum Schaden sich rechnen, was nicht Christus ist;" war auch eines jener Werkzeuge Gottes, welches der Zeit ein großes Beispiel der Entsagung gab, und durch welches das christliche Rom zurückerstattete, was das heidnische geraubt hatte. Ihr Name wurde so glänzend und so groß, daß neben ihm der Name ihres Geschlechtes und ihres Gatten im Dunkel verschwunden sind. Ihr Vater hieß Marcellinus und war Consul im Jahre 341. Mit dem heiligen Priester Felix, der hundert Jahre früher zu Nola in Campanien vielfaches Marterthum litt, war Melania verwandt, war aus einer reichen altrömischen Familie, aber in Spanien geboren, wo sie große Besitzungen hatte. Sie wurde sehr früh vermählt; doch die Sorgen und Freuden des Ehestandes erstickten nicht das Verlangen ihres Herzens nach der höheren Vollkommenheit. Dies Verlangen war so lebhaft und aufrichtig, daß es ihre Seele frei von ungeordneter Neigung zu Mann und Kindern erhielt. Sie verlor ihn und zwei Söhne in einem und demselben Jahre. Sie betete den Willen Gottes an, der durch diese Todesfälle auf andere Wege sie wies, und ohne Thränen und Wehklagen sprach sie: „Herr, nun ist es mir verstattet, ohne Zerstreuung und ohne Rückhalt dir zu dienen." Melania war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt. Ein Sohn war ihr geblieben „zum Andenken eines ehemaligen Glückes", sagt der heilige Paulin, Bischof von Nola, mit dem sie sehr befreundet war. Publicola hieß der Knabe; er war an Geist und Körper von der Natur mit den schönsten Eigenschaften ausgestattet. Sie übergab ihn zur Erziehung ihrem Verwandten, dem Präfecten von Rom, und erwählte noch an-

dere gelehrte und fromme Männer, welche die Aufsicht über ihn führen und seinen Unterricht leiten sollten. Ihre Vermögensangelegenheiten brachte sie ebenfalls mit der größten Pünktlichkeit in Ordnung. Ihr ganzes Vermögen bestimmte sie ihrem Sohne, der schon durch die Beerbung seines Vaters außerordentlich reich war; aber ihre eigenen ungeheueren Einkünfte behielt Melania sich vor und nahm zum Mitgenuß derselben die ganze leidende Christenheit an Kindesstatt an. Wie Marcella die erste vornehme Römerin war, welche das klösterliche Leben befolgte: so war Melania die erste vornehme Pilgerin, die nach dem Morgenlande wallfahrtete, um die evangelischen Räthe, welche sie annehmen wollte, in der Vollkommenheit geübt zu sehen. Sie reiste zuerst nach Egypten, als der hohen Schule der heiligen Ascese, und zu den alten Meistern des inneren Lebens. Der gelehrte Rufinus, Presbyter von Aquileja, der sich damals in Rom befand, wurde Melania's hochgeschätzter Reisegefährte. Durch Frömmigkeit, Wissenschaft, Bildung und Tugend, verdiente er ihr Begleiter zu sein. Im Jahre 372 verließ Melania Rom, welches staunend, aber mehr tadelnd als lobend auf diesen Entschluß der hochherzigen Frau sah. Sie hatte noch keine Vorgängerin gehabt; man wußte nicht, wie die Sache sich wenden, welch' Ende sie nehmen werde; man mißtraute der Beharrlichkeit der Jugend und überhaupt mißfiel es den Leuten, daß sie ein lebendiges Beispiel der Entsagung in dieser Frau bewundern sollten. Welt ist Welt, allezeit und überall! Der heil. Hieronymus stellt später einmal Paula und Melania zusammen und schreibt:

„Wenn Juden und Heiden solche Leben tadelten, so wäre das zu ertragen. Ja noch mehr: es wäre tröstlich, Denen zu mißfallen, welchen Christus selbst nicht gefallen hat. Aber ach! Christen tadeln! katholische Christen suchen nach einem Splitter im Auge des Nächsten! Durch ihren Tadel des ascetischen Lebens hat es wirklich den Anschein, als hofften sie dereinst auf geringere Strafen, wenn ganze Schaaren mit ihnen zu Grunde gingen! Hätten Melania und Paula ihre

Zeit vergeudet mit dem Besuche der Bäder, und ihr Vermögen verschwendet für kostbare Salben und Essenzen, und ihren Wittwenstand mißbraucht zu unerlaubten Freiheiten, wer weiß, ob man sie nicht heilige Frauen nennen würde! jetzt aber, da sie im Bußkleide und in der Asche, mit Fasten und Weinen, in Armuth und Gebet ihrem Gott dienen wollten, jetzt schilt man sie hoffärtig." Hieronymus schmeichelt nie seiner Zeit. Aus solchen Aeußerungen ist zu entnehmen, daß die Stadt Rom, auch die christliche, nicht mit lauter Melanien und Paula's bevölkert war. Wie dem nun sei und welcher Hohn und Tadel sich über Melania ergossen habe, ihr wurde eine glänzende Genugthuung zu Theil, als sie fünfundzwanzig Jahre später wie im Triumphzuge nach Rom zurückkam. Ueberhaupt hat ihr Leben etwas ungemein Strahlendes und ist dadurch ganz verschieden von dem ihrer heiligen Zeitgenossinnen, aber nicht minder lehrreich und erbauend. Denn wie vollkommen mußte sie sein, um — stehend auf dem Höhepunkt der Zeit, das Augenmerk der christlichen Welt, durch Geist und Tugenden die berühmteste Frau des vierten Jahrhunderts, verehrt und bewundert von den Vätern und Lehrern der Kirche, von einem heil. Hieronymus, einem heil. Augustinus, einem heil. Paulin von Nola, um sich zu jener wundervollen Ablösung von allem Irdischen und allem Erschaffenen zu erheben, welche der Altvater, Abt Ammois, seinen Mönchen mit folgenden Worten empfiehlt: „Wenn der Mensch nicht im innersten Herzen zu sich selbst spricht: Gott und ich — wir sind allein auf der Welt; so wird er nie Ruhe haben." Vielleicht hatte Melania diese Lehre von ihm selbst empfangen; denn sie brachte fast ein Jahr in Egypten zwischen den Meistern und Jüngern der Aceese zu. Zuerst schiffte sie mit Rufinus von Rom nach Alexandrien, wo sie alsbald die gottseligsten Männer aufsuchte, unter denen der heil. Isidor, der Vorsteher des großen Spitals daselbst, weithin leuchtete. Von früher Jugend auf hatte er in der Wüste ein äußerst bußfertiges, demüthiges Leben geführt und die sündige Natur dermaßen abgetödtet, daß er mehr einem Engel

als einem Menschen ähnlich war. Der heil. Athanasius nahm ihn mit nach Rom, wo Isidor die üppige Römerwelt durch seine unaussprechliche Anmuth für die Asceſe begeisterte, denn Alles an ihm, seine Person, sein Blick, seine Sprache, sein Verständniß der heiligen Schriften, seine Erkenntniß der göttlichen Lehre, Alles war bezaubernd, und ein solcher Liebreiz von Milde, Güte und Friedfertigkeit war durch Glaube und Andacht seinem ganzen Wesen aufgeprägt, daß die Heiden nicht blos ihn selbst, sondern sogar seinen Schatten verehrten. Oftmals wurde sein Geist in der Betrachtung entzückt und zwar nicht blos bei dem Gebet oder dem Gottesdienst; sondern mitten unter den Brüdern, beim Essen, vergaß er den leiblichen Genuß; die Speise entsank seiner Hand, selige Thränen entströmten seinen Augen und verklärt saß er da. Fragte man ihn, wesbalb er denn weine mitten in der wonnevollen Anschauung himmlischer Geheimnisse: so antwortete er: „Weil ich noch von irdischer Speise leben muß, statt von den Freuden des Paradieses.“ Der berühmte blinde Lehrer Didymus lebte damals auch in Alexandrien. In seinem vierten Jahre verlor er das Augenlicht, wodurch er verhindert wurde, lesen zu lernen. Dennoch brachte er es so weit durch die beständige Sammlung des Gemüthes vor Gott, und durch unabwendbare Aufmerksamkeit auf die Lehre von himmlischen Dingen und ihre Betrachtung, daß er ein großer Kundiger und Dollmetscher der heiligen Schrift wurde und altes und neues Testament Wort für Wort auswendig wußte, übersetzte und erklärte. Als die arianischen Streitigkeiten einmal den großen heiligen Antonius nach Alexandrien führten, besuchte er den blinden Asceten und fragte ihn unter anderem, ob es ihm leid thue, blind zu sein? Didymus schwieg verlegen. Doch Antonius wiederholte die Frage und da mußte er freilich gestehen, daß er sich allerdings über seine Blindheit betrübe. „O mein Bruder,“ sprach Antonius, „gräme dich nicht, weil dir etwas fehlt, was auch Mücken und Fliegen besitzen. Freue dich vielmehr, daß dir durch die äußere Blindheit das innere Licht der Erkenntniß so hell aufgegangen ist.“ Me-

lania besuchte häufig den frommen gelehrten Blinden, um aus seiner Schriftkunde Nutzen zu ziehen. Häufig ging sie auch zu einer Dienerin Gottes, die nicht weit von der Stadt in einer Felsengrabkammer sich eingeschlossen hatte und ein so einsiedlerisches Leben führte, daß während zehn Jahren nicht Mann, nicht Weib ihr Antlitz sah. Sie hieß Alexandra und Melania erzählt von ihr: Ich habe sie nie gewahr werden können. Ich sprach mit ihr durch die kleine Oeffnung, in welche man ihr einige Lebensmittel in ihr Grab hinein reichte. Ich fragte sie einst, wie sie es möglich machen könne, sich aller menschlichen Ansprache zu enthalten, und in so gänzlicher Abgeschiedenheit, ohne alle äußere Hülfe, gegen Trägheit, Unlust und Niedergeschlagenheit des Gemüthes tapfer zu kämpfen. „Das kann ich dir auch nicht weiter erklären," sprach die selige Alexandra ganz einfach. „Ich weiß nur, daß ich vom Morgen an bis zur Non bete und Psalmen singe und dazwischen etwas in Leinwand nähe. Die übrige Zeit des Tages verbringe ich mit Betrachtung des Lebens der Patriarchen und Propheten, der Apostel und Blutzeugen Christi. Abends esse ich mein Brod und die meisten Stunden der Nacht vergehen mit Psalmengebet. So fliehet die Zeit dahin und voll gutem Vertrauen harr' ich auf mein Sterbestündlein, das mich auflösen und vor meines Heilandes Angesicht stellen wird." Ich fragte weiter: „Was hat dich aber bewogen, du fromme Dienerin Christi, dich vor den Menschen und in diese Grabkammer zurückzuziehen?" Die selige Alexandra gab mir zur Antwort: „Mit ungeordneter Zuneigung wendete ein junger Mann mir seine Liebe zu. Da habe ich mich lieber lebendig im Grabe verschließen wollen, als eine Seele bekümmern und verstören, die nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen ist." Nach zehn Jahren fühlte Alexandra, wie sich das so oft bei den Heiligen ereignet, daß ihr letztes Stündlein gekommen sei. Sie legte sich still und züchtig zurecht, wie man die Leichen betiet, und wartete so auf den ersehnten Augenblick. Als die Person, welche ihr Nahrung brachte, keine Antwort von ihr empfing, eilte sie mit dieser Nachricht

betrübt in die Stadt zurück. Man kam und brach die Thüre des Felsengrabes auf. Da fand man die fromme reine Magd entschlafen im Frieden des Herrn. Daß aber auch manchmal die Gottseligkeit nur der äußere Anstrich von ganz entgegengesetzten Eigenschaften war, macht ein Beispiel in dieser nämlichen Stadt Alexandrien und zu derselben Zeit recht einleuchtend. Palladius, Bischof von Helenopolis, der auch Melania's Leben beschreibt, erzählt es „den wahrhaft Frommen zum Lob, den Uebrigen zur Warnung." Ein Altvater sagt: „Von dem kleinsten Werk, welches der Mensch thut, bis auf das größte, ist Alles in Gefahr des Hochmuthes, sowohl die Werke, als die Gedanken." Und der Hochmuth, der die Seele von Gott ab- und dem Ich zuneigt, ist die Wurzel alles Bösen. Es hatte sich eine Jungfrau zu Alexandrien Christus dem Herrn verlobt. Sie lebte still und friedlich in ihrem eigenen Hause, wie das damals oft geschah. Sie war reich. Statt nun dem lieben Gott zu danken, daß Er sie würdige, eine arme Braut des armen Gottessohnes werden zu dürfen, bemächtigte sich der Hochmuth ihres Herzens und raunte ihr zu, daß sie etwas Großes thue und ein bewundernswerthes Opfer bringe. Sie gab diesen Einflüsterungen des bösen Feindes Gehör und betrachtete sich und ihren Entschluß mit Selbstgefälligkeit. Und dies Wohlgefallen an ihrer Handlungsweise brachte sie nach und nach dahin, daß sie allmählich die reine Absicht auf Gott ganz verlor und dem furchtbarsten aller Laster, das jeden Keim der Tugend versteinert, anheimfiel: dem Geiz, unter dem Schein der Gottseligkeit. Sie hatte eine kleine Nichte zu sich genommen und dies Kind wurde ihr Abgott. Sie lebte äußerst still, einsam und spärlich; doch weder Betrübte noch Bedrängte, weder arme Kirchen noch Klöster, sahen auch nur einen einzigen Heller ihres Vermögens; sie speicherte Alles für ihre Nichte auf und suchte sich zu überreden, dies sei tugendhaft und gottgefällig. Der heilige Isidor sah mit Betrübniß, wie sich diese arme Reiche mehr und mehr von ihrem Ziel entferne und er versuchte ihr eine Lehre zu geben. Er ging zu ihr

und sprach: „Ich weiß einen wahren Schatz von Juwelen zu kaufen, Hyazinthen und Smaragden, ein herrlicher Brautschmuck für deine Nichte! vor der Hand fordert man nur fünfhundert Goldstücke. Willst du sie zahlen? ich gebe dir die Versicherung, daß jeder einzelne Stein viel mehr werth ist.“ „Ich bitte dich, kaufe mir die Juwelen,“ bat sie dringend. „Willst du nicht mit mir gehen und sie zuvor anschauen?“ fragte Isidor. „O nein,“ entgegnete die Scheinheilige, „du weißt ja, daß ich nicht unter die Leute gehe.“ Ihr Herz brannte aber nach den Diamanten und sie drang dem heiligen Isidor die fünfhundert Goldstücke auf. Er machte sich mit dieser Summe froh davon und in sein Spital und verwendete das Geld für seine Krüppel, Bettler, Kranke und Pilger. Inzwischen harrte die Geizige mit Sehnsucht auf ihre Juwelen. Es kamen aber keine, und Isidor kam auch nicht. Sie verging vor Unruhe und Besorgniß; wagte jedoch nicht, den heiligen Mann an diese Sache zu erinnern. Endlich konnte sie ihr Verlangen nicht mehr bezähmen. Sie traf ihn in einer Kirche und fragte: „Nun, mein Herr, wie steht es mit den Smaragden und Hyazinthen?“ „O,“ sagte er, „ich habe dein Geld gleich für sie verwendet. Komm' in mein Haus, ich zeige sie dir, und gefallen sie dir nicht, so zahle ich die fünfhundert Goldstücke dir zurück.“ Diesmal ließ sie sich nicht länger einladen; sie ging mit Isidor in's Spital. In den unteren Räumen hatte er die Männer beisammen, in den oberen die Weiber. „Schau!“ sagte er, „wie gefallen dir diese Kleinodien der Kirche? sind sie nicht deines Goldes werth? sahest du jemals Smaragden und Hyazinthen, die köstlicher gewesen wären?“ Beschämt verließ sie den heiligen Spitalmeister und bedauerte in ihrem Herzen, daß sie nicht freiwillig, sondern durch seine fromme List dazu genöthigt, ihm die fünfhundert Goldstücke für die Armen Christi gegeben habe. Bald darauf verehelichte sich ihre Nichte und starb kurz nach der Hochzeit. Für wen hatte sie nun ihre Schätze gesammelt? Sie ging in sich und gab sie Gott, wie sie sich das in den Tagen ihrer Jugend vorgenommen hatte, und

ſie ſegnete den gottſeligen Iſidor *), der ihr eine ſo heilſame Lehre gegeben hatte.

Iſidor fand in Melania eine ſo heilsdurſtige Seele, daß er ſich mit großer Liebe ihrer annahm und ſelbſt nach der Wüſte Nitria ſie begleitete. Da hielt ſie ſich ſechs Monate im Pilgerhauſe auf und war ſo glücklich, jene Männer zu ſehen, die, dem Leibe und den Leidenſchaften nach ſo abgetödtet waren, daß der heilige Geiſt ſie würdigte, ſeine lebendigen Tempel zu werden. Einer von dieſen war der neunzigjährige Greis Hor, mit ſeinem ſchneeweißen Haar und ſeinem unſchuldigen fröhlichen Kinderantlitz. In der äußerſten Wüſte hatte er ſich lange Jahre geübt in dem Kampfe einer Seele, die nach der Vereinigung mit Gott ringt, und die Alles und Jedes, den Balken und den Splitter, aus dem Wege räumt, was ſich zwiſchen ſie und den Gegenſtand ihres Verlangens drängt. In dieſem geiſtlichen Streit, den die äußerſte Demuth und die unüberwindlichſte Geduld allein ſiegreich führen, und in dem die glänzendſten Eigenſchaften ohne dieſe beiden Tugenden kläglich unterliegen, war der greiſe Hor zu einer ſolchen Höhe des Geiſteslebens empor geſtiegen, daß Gott ihn zum Meiſter und Lehrer anderer Seelen haben wollte. Denn Meiſter in einer Sache kann nur Der werden, der ſelbſt Lehrling und Geſell war. Gilt das für Den, der ein Paar Schuhe macht, um wie viel mehr muß es gelten in der ſchwierigſten und wichtigſten Kunſt: die Seelen, und oft ſo rebelliſche, unfügſame Seelen! zum Ebenbilde Gottes umzubilden. So war Hor nach Nitria gekommen und fünftauſend Brüder blickten mit großer Ehrfurcht und Liebe zu ihm empor, denn er wandelte und ſchaute im Lichte des Glaubens. Ein fremder Bruder war halbnackt vor ihm erſchienen und hatte um Kleider gebeten. „Gebt ihm keine," ſprach Hor zu ſeinen Mönchen; „aber holt ihm die ſeinen wieder. Er hat ſie da und dort verſteckt, um von uns beſſere zu erhalten." Niemand wagte ſeitdem

*) Bei einem anderen Autor wird dieſer Spitalmeiſter Macarius genannt.

ein unwahres Wort zu sagen. Er selbst sprach nur von geistlichen Dingen und litt nie, daß man ihm auch nur eine Sylbe aus der Welt erzählte. Seine inneren Erlebnisse theilte er mit, zur Warnung und Belehrung; aber immer als von einem Anderen. Und so erzählte er auch einmal in Melaniens Gegenwart: Ein Anachoret hatte einst eine schwere Versuchung zum Hochmuth, als ob Gott ein großes Wohlgefallen an seiner Tugend haben müsse. Da erschien ihm ein herrlich strahlender Mann und sprach zu ihm: Ich bin mit dir zufrieden, Menschenkind! darum will ich dich vor Aller Augen erhöhen und wie den Propheten Elias bei Leibesleben zum Himmel führen. Aber zuvor bete mich an. Dem thörichten Mönch hatte Anfangs das Herz vor Freude geklopft bei dieser Anrede; allein der Schluß machte ihn betroffen. Ich bete ja täglich meinen Gott und Heiland an, dachte er bei sich selbst; und wenn dies der Herr wäre, so würde er es ja wissen. Schweigend machte er das heilige Kreuzzeichen und die Erscheinung zerfloß in Dunst. Aber so nahe ist die alte Schlange dem Hochmüthigen und so gern versucht sie ihm zuzuzischen: Du wirst sein wie Gott! Ein anderer Einsiedler, erzählte Hor, hatte seine Abgeschiedenheit in der Wüste so lieb, daß er sich nicht entschließen mochte, dem Rufe Gottes zu folgen, der ihn zu einem Diener anderer Seelen auf dem Wege der Vollkommenheit bestimmt hatte. Der Einsiedler betrübte und fürchtete sich sein eigenes Heil dabei in Gefahr zu bringen. Da schickte ihm Gott einen Engel, der tröstend zu ihm sprach: Sei getrost! es ist der Herr, der dies schwere Amt dir auferlegt und der dich überköniglich belohnen wird. Denn so viele Seelen du für ihn gewinnst, so viele Stufen kommst du ihm näher in der Seligkeit. Aber hüte dich vor eitler Selbstgefälligkeit. So erzählte der gottselige Greis viel Erbauliches und Lehrreiches, was, wie die Mönche versicherten, seine eigenen Erlebnisse waren. Melania sagt von ihm, er habe nie eine Unwahrheit, nie einen Schwur, nie eine böse Nachrede und nie ein überflüssiges Wort über seine Lippen gebracht.

Von dem Altvater Pambo hatte Melania schon durch Isidor eine sehr hohe Meinung, die zur innigsten Verehrung wurde, als sie ihn zu Nitria kennen lernte. Der Greis war beständig eingedenk der Mahnung seines großen Meisters Antonius: „Vertraue nicht auf deine eigene Gerechtigkeit und fessele deine Zunge.“ Demuth nach Innen, Schweigsamkeit nach Außen sind zwei gute Wächter vor der Thüre des Herzens. Melania erzählt mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit, wie es ihr bei ihrem ersten Besuche ergangen sei: „Isidor, der Priester Gottes, führte mich zu dem seligen Pambo, der emsig bei der Arbeit saß und Palmzweige zu Matten verflocht. Ich ließ von dem Silbergeräthe, das ich aus Rom mitgenommen, dreihundert Pfund an Gewicht vor ihm niederlegen und bat ihn, diese Gabe gütig anzunehmen und für die Bedürfnisse der Klöster zu verwenden. „Gott lohne deine Liebe,“ sprach Pambo zu mir und zu einem seiner Jünger: „Nimm dies und sorge, daß es an unsere Brüder in Lybien und in den Inseln*) vertheilt werde; denn sie haben es oftmals sehr nöthig. Den Klöstern in Egypten gib aber nichts; in dem fruchtbaren Lande leiden sie keinen Mangel.“ Ich stand unterdessen da und wartete, ob der selige Greis mir nicht seinen Segen geben oder wenigstens ein freundliches Wort sagen würde. Er schwieg aber und das Silbergeschirr wurde fortgetragen, ohne daß er es eines einzigen Blickes gewürdigt hätte. Da sprach ich: „Mein Herr und Vater, damit du wissest, was ich dir gebracht habe: es sind 300 Pfund Silber.“ Ich richtete damit aber nichts aus, denn ohne seine Augen auf mich zu wenden, antwortete der Diener Gottes. „Meine Tochter, Derjenige, dem du dies Geschenk gibst, hat nicht nöthig, von dir zu erfahren, wie viel Pfund es wiegt. In seiner Wage liegen die Hügel und Berge; da wird er schon das Gewicht deines Silbers wissen.

*) Die Alten nannten die Oasen, weil sie wie Eilande im Meere, in der Wüste liegen: Inseln. Die große lybische Oase hieß wegen ihrer Fruchtbarkeit bei den Griechen: die Insel der Glückseligkeit.

Hättest du es mir gegeben, so thätest du wohl daran, mich darauf aufmerksam zu machen. Da du es aber dem Gott geschenkt hast, der den Heller der Wittwe zählte und lobte: so wär' es besser, du schwiegest." Kurz darauf starb der Diener Gottes, ohne Krankheit, sanft und schmerzlos. Er flocht gerade einen Korb, als sein letzter Augenblick kam. Er ließ Melania rufen und sagte: „Ich habe nichts, was ich dir geben könnte, als diesen Korb; nimm ihn und gedenke meiner." Zu den Brüdern aber sprach er: „Seit ich meine Zelle in der Wüste erbaute und bewohnte, hab' ich kein Stück Brod gegessen, das ich nicht mit meiner Hände Arbeit verdient, und kein Wort gesprochen, das ich je bereut hätte; und doch sehe ich jetzt ein, meine Brüder, daß ich ein gottseliges Leben noch gar nicht recht angefangen habe." Geld und Gut verschenkte Melania mit vollen Händen; allein den Korb, den Pambo, und die Melote [1]), die Macarius ihr schenkte, behielt sie. Einst hörte sie auch die Ermahnungsrede, mit welcher der greise Mönch Pinuphius einen jungen Novizen aufnahm und unter Anderem zu ihm sprach: „Von heute an muß nach der Lehre des heiligen Apostels Paulus (Gal. 6, 14.) die Welt dir und du der Welt gekreuzigt sein." Und willst du wissen, wie das bei Leibesleben geschehen könne, so sag' ich dir: unser Kreuz ist die Furcht Gottes. Wer am Kreuz hängt, kann seine Glieder nicht regen und bewegen, wie er wohl möchte: so müssen wir unsern Willen und unsere Wünsche lediglich vom Befehl Gottes abhängig machen. Wer am Kreuz hängt, ist der Welt und den Geschöpfen abgestorben, und wenn ihm auch das Herz noch schlägt: so müssen auch wir irdischen Freuden und Begierden abgestorben sein und unsern Sinn einzig und allein der Ewigkeit zuwenden, in die wir jeden Augenblick berufen werden können. Wer am Kreuz hängt, begehrt nichts mehr von all den Dingen, die er verlassen hat: so müssen wir von der Furcht Gottes dermaßen unser ganzes Gemüth ein-

1) Gais- oder Schaffell, das zur Kleidung der Einsiedler gehörte.

nehmen lassen, daß wir eine aufrichtige Verachtung gegen Welt und Zeitlichkeit empfinden. Und diese Verachtung ist die wahre Mutter der Demuth. Denn wenn wir wirklich auf nichts Irdisches Werth legen: so verachten wir unsern Eigenwillen, unser Wohlbehagen, unsere Werke gerade so aufrichtig, wie alles Uebrige, und thun wir das, aber nicht mit den Lippen, sondern aus ganzem Herzen: so sind wir demüthig. Kennzeichen der Demuth ist es, wenn der Mönch seinen Willen bis zu gänzlicher Abtödtung verläugnet; seinem geistlichen Vater Gedanken und Handlungen kindlich anzeigt und demselben überläßt, sie zu beurtheilen; in allen anbefohlenen Dingen mit Geduld und Sanftmuth den Gehorsam übt; Keinem eine Unbill zufügt, hingegen die ihm zugefügte mit Langmuth erträgt: seine Zunge im Zaum hält und sich selbst für den geringsten Menschen schätzt. Demuth aber ist der Anfang unsers Heils, denn sie zermalmt das Herz durch Reue und diese Zerknirschung tödtet den eigenen Willen. Durch die Abtödtung des eigenen Willens werden aber auch die Laster ausgerottet. Auf deren Vertilgung folgt die Frucht der Tugenden. Tugend gibt Reinheit des Herzens und das reine Herz gelangt zur vollkommenen Liebe."

Viele andere Lehren hörte sie von den weisen und frommen Altvätern in den Wüsten, die freilich zuerst den Mönchen galten, doch für alle Menschen beherzigenswerth sind, wie z. B.

„Hüte dich, deinen Nächsten zu verachten; denn du weißt nicht, ob der Geist Gottes in ihm oder in dir ist."

„Der eigene Wille ist eine Mauer von Erz zwischen Gott und dem Menschen."

„Es gibt keine größere Tugend für den Menschen, als Niemand zu verachten, außer sich selbst."

„Wie gelangt der Christ zur wahren Demuth?" fragte ein junger Mönch. „Wenn er allezeit seine Sünden beherzigt;" antwortete ein Greis.

„Wenn einem Mönch," sagte Macarius, „Tadel wie Lob

iſt, und Armuth wie Reichthum, und Faſten wie Eſſen: ſo wird er kein ſchlimmes Sterbſtündlein haben."

„Ach!" ſeufzte er, „wenn unſere Zerſtreutheit im Gebet und unſere Nachläſſigkeit beim Pſalmengeſang uns nachgerechnet wird, ſo werden wir ſchwerlich ſelig werden."

„Armuth, Demuth und Geduld in der Trübſal ſind das beſte Handwerkszeug eines Mönches," ſagte der Abt Moyſes.

Dem Abte Poemen erzählte man von einem Bruder, daß er in jeder Woche ſechs Tage faſte, jedoch ſehr zornmüthig ſei. „O hätte er ſich doch mehr darauf verlegt, den Zorn zu überwinden, als im Faſten ſich zu üben!" rief Poemen.

„Wer mit andern Leuten lebt, ſei wie eine Bildſäule, die ſich nicht erzürnt, wenn ſie geſchmähet, und nicht überhebt, wenn ſie gelobt wird."

„Stimmen unſere Werke nicht mit unſerm Gebetseifer zuſammen, ſo iſt der ganze Handel vergeblich."

„Die Fliegen und Mücken fallen nicht auf einen ſiedenden, ſondern auf einen lauen Topf. So wagen ſich die Verſuchungen des Teufels nicht an den Mönch, der vom Feuer der göttlichen Liebe entzündet iſt, wohl aber an den Trägen und Lauen."

„Kämpft der Menſch wacker, ſo wird er auch manchen Sieg erkämpfen."

„Wer ſelig werden will, muß bei allen Gelegenheiten ein ſtarkmüthiges Herz haben."

Von dem kleinſten Werk, welches der Menſch verrichtet, bis auf das größte, iſt Alles in Gefahr des Hochmuths, Werke ſowohl wie Gedanken."

„Spricht nicht der Menſch in ſeinem Herzen: Gott und ich, wir ſind allein auf der Welt; ſo wird er nimmer Ruhe haben."

Aber auch von der Frucht hörte Melania erzählen, welche dieſe Lehren trugen, von der wunderbaren Frucht des Gehorſams, der bis zu einer übermenſchlichen Selbſtverleugnung geübt wurde. Zwei junge Novizen wurden in die tiefe Wüſte

mit einem Korbe voll Feigen zu einem kranken Einsiedler geschickt. Sie gingen irr, verfehlten den Weg und verschmachteten. Man fand sie später entseelt, in betender Stellung und in dem Korbe neben ihnen fehlte nicht eine Feige!

Dem Abt Sylvan warfen seine Jünger vor, daß ihm der Bruder Marcus lieber sei, als sie alle Eilf. Diese Klage kam anderen Altvätern zu Ohren und sie gingen zu Sylvan, um ihn zur Rede zu stellen. Statt sich zu vertheidigen, führte er sie vor jede Zelle, klopfte an und rief den Bruder bei Namen. Es erschien aber Keiner auf den ersten Ruf. Die Zelle des Marcus war die letzte, und kaum hatte Sylvan dort angeklopft, so stand auch schon Marcus auf der Schwelle und fragte nach dem Befehl. Sylvan schickte ihn mit irgend einem Auftrag fort, ging dann mit den Altvätern in die Zelle und zeigte ihnen, wie pünktlich im Gehorsam Marcus sei; denn er war mit Abschreiben beschäftigt gewesen und den Buchstaben O hatte er, ohne ihn zusammenzuziehen, verlassen. Da staunten die Väter und sprachen: „Wahrlich, du hast recht den Bruder Marcus zu lieben und auch wir wollen künftig ihn lieben, denn ohne Zweifel liebt Gott ihn sehr."

Zu dem Bruder Johannes dem Kleinen sprach sein Abt: „Fange uns die Löwin ein, die den Einsiedlern den Weg zur Kirche so unsicher und beschwerlich macht." Johannes nahm einen Strick und ging nach dem einsamen Kirchlein. Die Löwin ließ nicht auf sich warten, doch statt den frommen Johannes anzufallen, floh sie vor ihm. Er lief ihr nach und rief: „Steh' still! mein Vater hat mir befohlen, ich soll dich fangen." Und das wilde und grimmige Thier stand still und ließ sich binden. Mit grenzenlosem Erstaunen sah der Abt spät am Abend seinen Johannes daher kommen und die Löwin unbefangen am Strick führen. Um ihn in der Demuth zu erhalten, eilte er ihm entgegen, gab ihm ein Paar Streiche auf die Schulter und rief: „Thörichter Mensch! wie kannst du uns das wilde Thier herbringen!" Sanftmüthig löste Johannes die Löwin vom Strick ab und sie floh ihrer Wildniß zu.

Rufinus, der Melania überall begleitete und noch länger als sie zwischen den Asceten lebte, sagt ausdrücklich: „In allen Klöstern ist die erste und vornehmste Tugend: der Gehorsam. Kein Mönch wird von dem Abt aufgenommen, der nicht in der Probezeit vielfach geprüft und also befunden worden ist, daß er keinem Befehl des Abtes sich entziehe, möge derselbe noch so hart, schwer und unbillig sein. Daher sind auch die gemeinschaftlich lebenden Brüder mit nichten minder vollkommen, als die Anachoreten." Rufinus bezeugt auch, mit eigenen Augen im Vorhof eines Klosters das Bäumchen gesehen zu haben, an welchem der Bruder Johannes der Kleine den vollkommenen Gehorsam geübt, indem er auf Befehl seines Abtes Pachomius drei Jahre lang nichts gethan, als einen trocknen Stecken begossen habe. Darauf grünte das Bäumchen, blühte und trug Früchte, die der heilige Abt in die Versammlung der Brüder brachte und sprach: „Kostet die süße Frucht des heiligen Gehorsams." Alle Väter stimmten in der Ansicht überein, daß Gott von Denen, welche sich zum geistlichen Leben entschlossen, nichts weiter begehre, als die mühsame Erstlingsfrucht des heiligen Gehorsams; aber eines so vollkommenen, daß nicht blos dem Abt oder sonstigem Vorgesetzten, sondern auch dem geringsten Bruder um Gottes Willen gehorsamt werde. Und da wurde erzählt, daß ein Mönch aus Neid zu seinem frommen Mitbruder sagte: „Steige in den Nil hinab zu den Crocodillen." Der gehorsame Bruder that es bereitwillig; und da kamen die Crocodille und leckten seine Füße. Denn „alle Creatur harrt auf die Offenbarung der Kinder Gottes." (Röm. 8, 14.) Und ein Kind Gottes und Bruder des Gottessohnes, der das Kreuz zum Scepter machte, ist der durch den heiligen Gehorsam gekreuzigte Mensch. Deshalb sagte auch der Abt Hyperichion: „Wer diese Tugend besitzt, wird Alles erlangen, was er begehrt, und wird furchtlos vor dem Angesichte unsers Herrn Jesu Christi erscheinen. Denn er folgt ja an's Kreuz unserm Herrn und Heiland, der gehorsam war bis in den Tod." Auch von der Friedfertigkeit und kindlichen Ein-

falt der Anachoreten hörte Melania Liebliches erzählen; einen Zug unter vielen, der ihr besonders anmuthig erschien. Zwei greise Altväter bewohnten seit langen, langen Jahren eine und dieselbe Höhle in der Wüste. Sie hatten stets in einer so vollkommenen Eintracht gelebt, weil sie sich beide um die Wette befliſſen, nichts zu wollen und zu thun als den Willen Gottes, daß sich nie auch nur die mindeste Verschiedenheit der Meinung, viel weniger eine Uneinigkeit zwischen ihnen kund gegeben hatte. Ja, ihre Friedfertigkeit ging so unglaublich weit, daß sie gar nicht begreifen konnten, was und wie das sei, wenn Leute einen Zank hätten. Da sprach nun einmal der eine heilige Greis zum andern: „Mein Bruder, wir dienen Gott dem Herrn so leicht und so froh, daß wir von unserer Eintracht gar kein Verdienst haben. Laß uns versuchen, einen kleinen Unfrieden zwischen uns zu stiften. Das soll ja in der Welt recht häufig geschehen. „Wie du willst, mein Bruder!“ erwiderte der andere Greis; „nur weiß ich nicht, woher uns Unfriede kommen soll.“ „Aus der Behauptung und Vertheidigung des Mein und Dein entspringt in der Welt am leichtesten Zank und Streit,“ antwortete der Erste. „Gut!“ sprach der Andere, „so soll denn jeder von uns behaupten, daß dieser Stein, den ich jetzt zwischen uns lege, ihm gehöre, und daraus wird denn wohl Unfriede entspringen.“ Der fromme Altvater legte die Hand an den Stein und sprach: „Dieser Stein gehört also mir.“ — „Nein, mir!“ sagte der Andere und streckte die Hand danach aus. „Ich behaupte, daß er mein ist!“ betheuerte der Erste. „Nun so behalt' ihn, mein Bruder!“ entgegnete sanftmüthig der Zweite, und der Zank kam nicht zu Stande.

Gegen diese wehrlosen Lämmer der Heerde Christi richtete Kaiser Valens, der den Arianern geneigt war, seine große Verfolgung, gerade als Melania in Egypten war. Da segnete sie Gott den Herrn für den Reichthum, den er ihr gegeben hatte; denn sie ernährte fünftausend aus ihren stillen Zellen verjagte Mönche und nahm sich mit heldenmüthigem Bekenntniß ihres katholischen Glaubens der verfolgten Bischöfe

und Priester an. Rufinus wurde auch in die Verfolgung verwickelt; Melania aber nicht, durch eine besondere Fügung Gottes, der sie brauchen wollte für seine in's Elend geschickten Diener. Der arianische Statthalter von Alexandrien schickte auf Befehl des Kaisers eilf egyptische Bischöfe, Abt Paphnutius von Scete, Abt Isidor von Hermopolis, viele andere Geistliche und Einsiedler, im Ganzen 126 Personen, nach Diocäsarea in Palästina; und Melania folgte unerschrocken diesen Bekennern Christi nach und sorgte für alle ihre Lebensbedürfnisse, wie eine treue Tochter und Schwester. Der Statthalter von Syrien hatte verboten, diesen Bekennern irgendwie Beistand zu leisten. Man wollte sie nicht gerade öffentlich, doch sehr gern heimlich zu Tode martern und deshalb im Elend umkommen lassen. Melania sorgte aber dafür, daß dies nicht geschehe, und so streng sie bewacht wurden, immer fand sie Mittel und Wege, um die Wachen zu bestechen und die Gefangenen zu erquicken. Um kein Aufsehen zu machen, hüllte sie sich in Sclavenkleider und schlich Nachts zu den heiligen Bekennern. Der Landvogt von Palästina hörte von dem vielen Golde, das diese Frau mit grenzenloser Freigebigkeit für die Gefangenen hingebe; er mochte hoffen, ihr ein Lösegeld abzupressen und befahl, sie in den Kerker zu werfen. Da ließ sie ihm mit ruhiger Hoheit sagen: „Ich heiße Melania, war die Tochter eines römischen Consuls und die Gattin eines römischen Senators, bin aber jetzt eine Magd Christi und trage deshalb, nicht aus Furcht und nicht um mich zu verstecken, die Gewänder der Armuth. Wähne also nicht, mich schrecken zu können. Ich mache dir diese Mittheilung, damit du wissest, mit wem du zu thun hast." Der Landvogt änderte sogleich sein Verfahren, gab sie frei, behandelte sie mit großer Ehrerbietung und gewährte ihr fortan ungehindert Zutritt zu den Bekennern. Nachdem deren Verbannung aufhörte, ging Melania nach Jerusalem und erbaute dort ein Kloster, in welches sie sich mit fünfzig gottseligen Wittwen und Jungfrauen zurückzog, um arm und abgeschieden, mit Gebet und

Arbeit ihrem Gott zu dienen. Während sie in so großer Dürftigkeit und Unscheinbarkeit über zwanzig Jahre lebte, vollbrachte diese reiche Arme, diese demüthig Vornehme ungeheure Werke der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit. Ununterbrochen flossen ihr aus Rom, wie Oel in die Ampel für das ewige Licht, königliche Einkünfte zu und ununterbrochen strömten sie aus ihren Händen in die ganze christliche Welt. Da war weder in Persien noch in England, weder im Süden noch im Norden Noth in einer Kirche, einem Kloster, einem Spital, einem Gefängniß; Melania kam ihnen zu Hülfe und wußte immer und überall Rath zu schaffen. Sie war eine „Consolatrix afflictorum" des großen christlich-römischen Kaiserreiches. In Jerusalem hatte sie eine Herberge gestiftet, worin sie Pilger, Fremdlinge, Reisende, Bettler wie Reiche, Kranke wie Gesunde, Weltliche wie Geistliche aufnahm und Jeden nach seinen Bedürfnissen verpflegte. Kehrten diese Leute aus allen Ländern und Nationen wieder in ihre Heimath zurück und erzählten sie von den Herrlichkeiten des gelobten Landes, so rechneten sie auch dazu diese gebenedeite Melania mit ihren Werken der heiligen Liebe, und so wurde sie bei fremden Völkern und in fremden Zungen schon bei Leibesleben selig gepriesen. Der heilige Hieronymus hatte eine solche Verehrung für Melania, daß er sie eine zweite heilige Thekla nannte. Er wußte keinen schöneren Namen ihr zu geben, als den dieser geistlichen Tochter des heiligen Apostel Paulus, dieser ersten christlichen Martyrin, indem Melania auch die Erste in ihrer Zeit und zwischen ihren Standesgenossinnen war, die über die Meere ging, um dort zu dienen, wo ihr Gott dienstbar gewesen war. Wie eine andere Mirjam führte sie den Reigen der Töchter Israels, Buß-lieder singend, durch die Wüste, und zog sie schaarenweise sich nach in das himmlische Canaan. Palladius schreibt über Melania: „Sie lebte so, daß sie keinen Menschen beleidigte, sondern fast der ganzen Welt Gutes erzeigte." Denn ihre Milde und Liebe öffnete ihr die Gemüther und ihre Gottseligkeit benutzte diesen heilsamen Einfluß, um auf die Seelen

zu wirken und sie für das Himmlische zu gewinnen. Ein Kloster in Jerusalem war von der Irrlehre des Macedonius angesteckt, welcher den heiligen Geist als dritte Person der Gottheit läugnete. Vierhundert Mönche waren in diesen Irrthum verwickelt. Da es ihnen auch in zeitlichen Dingen übel ging, und Krankheiten und mannigfache Nöthen sie heimsuchten: so ergriff Melania diese Veranlassung, um ihnen zuerst in äußern Angelegenheiten hülfreiche Hand zu bieten. Dadurch wurde sie mit den einflußreichsten unter ihnen bekannt, und ganz allmählich wendete Melania nun ihre Theilnahme den geistlichen Nöthen zu und wurde durch milde Weisheit ein Werkzeug der Gnade Gottes, um diese Verirrten wieder auf den richtigen Weg zu führen und mit der Kirche zu versöhnen.

Einst kam ein Jüngling Namens Evagrius aus Constantinopel nach Jerusalem und in Melaniens Herberge für Pilger. Er war krank und trotz ärztlicher Sorgfalt und aufmerksamer Pflege blieb er auch krank; ein inneres Fieber rieb ihn auf, das allen Mitteln widerstand; denn es hatte seinen Sitz in einer kranken Seele, in einem fiebernden Herzen. Das erkannte Melania und deshalb nahm sie sich mit besonderer Theilnahme des armen Jünglings an. Wirklich gewann sie dermaßen sein Vertrauen, daß sie eines Tages zu ihm sprechen durfte: „Mein Sohn, deine Krankheit hat keinen natürlichen Grund. Du kannst nimmer genesen, so lange dein Gemüth leidet. Was ist es denn, was dein Herz betrübt und quält? sprich, mein Sohn, vielleicht können wir mit Gottes Gnade durch andere Mittel dir helfen, als durch Arznei.“ Da antwortete Evagrius: „Du hast recht, meine Mutter! kein Arzt der Welt kann mir helfen! nur Gottes Gnade und die Fürbitte gottliebender Seelen.“ Und er vergoß Ströme von Thränen. „Gottes Gnade ist unermeßlich,“ sprach Melania liebevoll, „und wir haben ja hier in den Klöstern fromme Seelen, welche gern Tag und Nacht deinetwegen Gott bestürmen werden; also vertraue mir dein Anliegen an.“ Nun sprach Evagrius: „Ich bin aus Pon-

tus gebürtig; der milde, weise, hochgelehrte Bischof Gregor von Nyssa erkannte in mir gute Anlagen und weihte mich zum Lector und dann zum Diakon. Als er in Kirchenangelegenheiten nach Constantinopel reiste, nahm er mich mit und der dortige Erzbischof Nectario glaubte, daß ich ein geschickter Kämpfer gegen das Unwesen mannigfacher Irrlehren sein würde und ließ mich durchaus nicht wieder fort. Ich schrieb und predigte nun zwar wider allerhand Ketzereien und hatte viel Zuhörer und großes Lob; aber ach! mein Herz wurde hingerissen zu sündiger Liebe gegen die Gattin eines vornehmen Mannes, die ihrerseits eine strafbare [illegible]ung für mich hatte. Ich fürchtete Gott und bat ihn angsthaft, mich zu retten aus der schweren Versuchung; und doch mochte ich nicht das thun, was mich gerettet hätte: ich floh nicht hinweg, und je länger ich blieb, desto unmächtiger wurde ich gegen die böse Leidenschaft. Da schrie ich zu Gott um Hülfe in dieser großen Noth und er schickte mir ein Traumgesicht: in schwere Kerkerhaft wurde ich geworfen und ein Engel erschien mir und sprach: Hier wirst du umkommen, wenn du nicht auf der Stelle entfliehst. Schwöre mir auf dies Evangelienbuch, morgen die Stadt zu verlassen und ich helfe dir zur Flucht." Froh der unverhofften Rettung legte ich den Schwur ab und erwachte. Aber die Stimme des Engels klang noch in meinem Ohr und immer hörte ich die Worte: hier wirst du umkommen! Der Kerker, der mich gefangen hielt, war Constantinopel, und die Kette, die mich fesselte, war die sündhafte Liebe. Ich raffte all meine Kraft zusammen, brachte meine Habseligkeiten auf ein Schiff und floh in's gelobte Land. Aber ach! der böse Feind verläßt mich nicht und quält mich unablässig mit der furchtbaren Versuchung, das geistliche Kleid von mir zu werfen, in die Welt zurückzukehren und zu leben, wie die Welt lebt." Nachdem Evagrius mit tiefer Trostlosigkeit so gesprochen hatte, antwortete Melania liebreich: „Gewiß, mein Sohn, du bedarfst recht sehr der Gebetshülfe und wir wollen Gott den Allmächtigen dringend bitten, daß er dir Kraft an Leib und Seele schenken

wolle; aber dafür verſprich ihm, aufrichtige Buße zu thun, wenn es ihm gefallen ſollte, dein Leben zu verlängern.“ Das verſprach Evagrius und Melania und alle frommen Seelen, welche um ſie verſammelt waren, ließen nicht ab, Gott mit Bitten für den ſchwerkämpfenden Jüngling ſo lange zu beſtürmen, bis er ihm himmliſche Schaaren zu Mitkämpfern ſchickte, welche den uralten Feind des Seelenheils beſiegen halfen. Evagrius genas und fand in dem Entſchluß, Buße zu thun, ſeine Ruhe und ſeine Kraft wieder. Melania brachte ihm ſein geiſtliches Kleid und nachdem er es angelegt hatte, zog er von dannen nach Egypten und zuerſt nach Nitria, wo er die Anfänge des aſcetiſchen Lebens übte; dann in die Einöde der ſogenannten Zellen oder Cellia. Fünfzehn Jahre brachte er in dieſen Wüſten und in dem Kampfe mit ſeiner Natur und ſeinen Leidenſchaften zu. Nie genoß er eine andere Nahrung als Waſſer und rohe wilde Kräuter, und konnte er mit Faſten und Gebet die Feinde des Heils nicht in die Flucht ſchlagen: ſo griff er auch wohl zu heroiſchen Mitteln, wie er denn einſt, als Verſuchungen zum Unglauben und zur Gotteslästerung ihn heftig plagten, während der glühenden Sommerzeit vierzehn Tage in afrikaniſcher Hitze unter freiem Himmel blieb. Dieſer Vorgeſchmack der Strafe der Verdammten ſollte ihn vor dem ewigen Feuer bewahren. Ein anderes Mal überfiel ihn der unlautere Geiſt; da ſtieg Evagrius in einen eiskalten Brunnen voll giftigem Gewürm hinab und blieb darin, bis er halberſtarrt von der Kälte des Waſſers war. Das Gewürm that ihm aber nichts zu leide und der unlautere Geiſt wich von ihm, als er ſah, daß Evagrius den Tod des Leibes weniger ſcheute, als den Tod der Seele und mit der heiligen Furcht Gottes die Verſuchung überwand. Die Sünde iſt wohl ein Goliath; aber die Liebe zu Gott iſt ein David, und David beſiegt den Goliath! Auf ſolche Weiſe verzehrte Evagrius Leib und Leben; allein die Seele erfüllte Gottes Gnade mit dem heiligen Geiſt, ſo daß er durch Weisheit, Wiſſenſchaft und Erkenntniß weithin leuchtete. Als man ihm die Nachricht vom Tode ſeines Vaters brachte,

ſprach er lächelnd zu dem Boten: „Wohl mir, daß ich einen unſterblichen Vater, Gott den Allmächtigen, im Himmel habe!“ So abgeſtorben war er gegen Fleiſch und Blut.

Es iſt ſehr lehrreich und warnend für die menſchliche Gebrechlichkeit, daß dieſe fromme und reine, kluge und hochherzige Melania an den Rand eines tiefen Abgrundes ſtreifte. Rufinus, den Palladius „den ſanftmüthigſten und gelehrteſten der Menſchen nennt,“ lebte in einem Kloſter am Oelberg zu Jeruſalem und machte von dort öftere Reiſen nach Egypten und auch zu den Mönchen auf dem Sinai. Wahrſcheinlich in Alexandrien, wo Origenes im Anfang des Jahrhunderts Catechet an der Schule der Catechumenen geweſen war und wo ſein Andenken in höchſten Ehren ſtand, wurde Rufinus ſo eingenommen füe dieſen gewaltigen Geiſt, daß er alle Lehren und Anſichten des großen Lehrers ohne Unterſchied und ohne Prüfung annahm, und in Folge davon auch deſſen Periarchon überſetzte, ein Werk, das namenlos in Rom erſchien und dort viel Unheil ſtiftete, wie ſchon im Leben der heiligen Marcella erzählt worden iſt. Es führte den Bruch der langjährigen Freundſchaft zwiſchen Rufinus und Hieronymus, und Herbe und Leidenſchaftlichkeit herbei, die ſich ſo leicht jedem Streit beimiſchen. Gegner des Rufinus warfen der Melania vor, daß ſie ganz von den origeniſtiſchen Irrthümern befangen geweſen ſei und daß ſie dieſelben mit Eifer vertheidigt und verbreitet habe. Vielleicht ließ Gott ſie in dieſe geiſtige Gefahr gerathen, um ſie zu prüfen, ob ſie zwiſchen all' ihren Tugenden auch die demüthige Unterwerfung unter die Autorität und Entſcheidung der Kirche in Glaubensſachen zähle. Möge ſie in Jeruſalem die Anſichten des Origenes überſchätzt haben; als ſie in Rom erfuhr, daß die Kirche dieſelben verdamme, war ſie eine ſo vollkommene Katholikin, daß ſich die Heiligen an ihr erbauten. Es war aber eine wichtige Familienangelegenheit, welche Melania im Jahr 397 nach Rom zurückführte. Ihr Sohn Publicola war ſeiner Mutter würdig, hatte ſich mit Albina, einer vornehmen Römerin, vermählt, und lebte mit ihr in glücklicher und geheiligter Ehe.

Für ſeine ſehr geiſtvolle und begabte Tochter Melania, die mit dem Namen auch das Herz, den Charakter und die Geſinnung ihrer Großmutter geerbt hatte, ſuchte er eine glänzende Verbindung aus und vermählte ſie bei dreizehn Jahren mit dem ſiebzehnjährigen Pinian, einem edlen jungen Römer, Sohn des Severus, der Präfect von Rom geweſen war. Die Ehe war ſehr glücklich, denn beide Gatten waren in den reinſten Grundſätzen des Chriſtenthums erzogen und lebten darin fort. Ihr gaſtliches Haus beherbergte mit Freude und Freigebigkeit Fremde, die nach Rom kamen; am liebſten Geiſtliche und am allerliebſten ſolche, die um des Glaubens willen zu leiden hatten. Als ein Anhänger des in Conſtantinopel verfolgten großen heiligen Patriarchen Johannes Chryſoſtomus kam Palladius nach Rom und in dies Haus. Die ältere Melania hatte er ſchon früher in Jeruſalem kennen gelernt und Alles, was er von ihr erzählte, erfüllte das Herz ihrer Enkelin mit einer ſo hohen Verehrung, daß ihre Großmutter ihr höchſtes Vorbild eines ächtchriſtlichen Lebens wurde. Melania die Jüngere hatte ihrem Gemahl zwei Kinder geſchenkt, die beide im zarteſten Alter ſtarben. Sie betrachtete dieſen Verluſt als einen Wink Gottes, der ſie von irdiſchen Feſſeln löſen und näher an ſich ziehen wolle, und mit reinem Sinn und glühendem Herzen ſuchte ſie ihren Gemahl für ihren Wunſch zu gewinnen, fortan mit ihm in geſchwiſterlicher Freundſchaft zu leben. „Gott hätte uns nicht die Kinder abgefordert, wenn er gewollt hätte, daß wir uns mit irdiſchen Dingen befaſſen ſollten," ſprach ſie zu Pinian. Und wirklich rang ihre überweltliche Geſinnung dem Himmel die Gnade ab, daß ihr Gemahl denſelben Entſchluß faßte. Er war jetzt vierundzwanzig und ſie zwanzig Jahre alt. Sie begann ſogleich ein aſcetiſches Leben zu führen, aß nur einen Tag um den andern, bediente ihre Dienerinnen, kleidete ſich äußerſt einfach, verarbeitete ihre koſtbaren Gewänder zu Alter- und Kirchenzierden und verkaufte all' ihre Diamanten und ſonſtige Koſtbarkeiten. Den Erlös ſchickte ſie durch den frommen Prieſter Paulus in's Morgenland an die Klöſter und Ein-

ſiedler. Unter andern kam Paulus auch zu dem Einſiedler Dorotheus in Egypten, überbrachte ihm 500 Goldgulden und bat ihn in Melaniens Namen, dieſelben in gottgefälliger Weiſe für Almoſen zu verwenden. Dorotheus antwortete: „Mit ſolchen Schätzen verſtehe ich nicht umzugehen. Bringe ſie einem Bruder, der davon mehr Kenntniß hat als ich. Drei Gulden will ich behalten aus Dankbarkeit für den guten Willen der Geberin.“ Melania die Aeltere hörte mit inniger Theilnahme den Entſchluß des jungen Ehepaares, der übrigens von andern Mitgliedern der Familie nicht eben gebilligt wurde. Sie hielt es für ihre Pflicht, ihrer Enkelin in ſo ſchwierigen Verhältniſſen beizuſtehen und ſie und Pinian zu ermuntern, beharrlich dem Ruf Gottes zu folgen. Sie hatte ſo eben die Ausſöhnung zwiſchen Rufinus und Hieronymus vermittelt. In der Kirche der Auferſtehung zu Jeruſalem hatten dieſe beiden verfeindeten Freunde der Feier der heiligſten Geheimniſſe gemeinſchaftlich beigewohnt und ſich die Hände gereicht. Von einem guten Werk ging Melania unermüdlich zum andern über, verließ Jeruſalem, ſchiffte ſich in Cäſarea ein, begleitet von verſchiedenen gottſeligen Männern und Frauen und landete glücklich in Neapel. Dorthin war ihre ganze Familie ihr von Rom entgegen gereiſt, nicht blos Publicola und Albina, Melania und Pinian, ſondern ihre ganze Verwandtſchaft, inſofern ſie dem Chriſtenthum angehörte. Darunter befanden ſich römiſche Senatoren, die mit allem Glanz ihres Ranges und Vermögens reiſten und in vergoldeten Wagen, mit herrlichen Pferden in prächtigem Geſchirr, umgeben von zahlreicher, koſtbar gekleideter Dienerſchaft, die arme Dienerin Chriſti empfingen. Das apoſtoliſche Leben der erſten Chriſten mit „einem Herzen und einer Seele“ blühete damals gar reich und lieblich und in viel größerem Maßſtab als zur apoſtoliſchen Zeit in der geſammten chriſtlichen Welt. Freilich gab es Spaltungen, Häreſien und Irrthümer und in Folge davon Hader, Zwiſt, Feindſchaft und Abfall; aber die Glaubensfeſten, die treuen Katholiken, hielten innig zuſammen, wußten von einander und kannten ſich vom Morgenland bis in's Abendland. Der heilige

Paulin von Nola gibt von dieser freundschaftlichen Gemeinsamkeit und von dem hochgebildeten Leben so vieler Menschen aus der höchsten Gesellschaft ein sehr liebliches Bild. Er selbst stammte aus einem großen römischen Geschlecht, das in Frankreich bedeutende Güter besaß. Dort, in Bordeaux, wo sein Vater Pontius Paulinus Präfect von Gallien war, wurde Paulin um die Mitte des vierten Jahrhunderts geboren und von dem berühmten Gelehrten und Dichter Ausonius, der freilich nur gerade genug Christ war, um nicht Heide genannt zu werden, gebildet und unterrichtet. Bei fünfundzwanzig Jahren empfing Paulin schon die Consularwürde in Rom, war tadellos in seinen Sitten, freigebig gegen die Armen, gerecht und uneigennützig in seinen Aemtern. Zu allen Tugenden ermunterte ihn seine herrliche Gattin Theresia, eine reiche edle Spanierin, in deren Herzen das Verlangen nach höherer Vollkommenheit brannte. Auf einer Reise nach Bordeaux lernte Paulin den heiligen Erzbischof von Mailand, Ambrosius, und den heiligen Bischof von Tours, Martinus, kennen und die Unterredungen mit diesen Männern ließen ihn ein viel höheres Glück im vertraulichen Umgang mit Gott ahnen, als er bis jetzt in seinem Leben, das doch so schön, so reich und so gut war, gefunden hatte. Nach dem irrigen Gebrauch der Zeit, der die Taufe bis an das Ende des Lebens verschob, war auch Paulin, obschon sechsunddreißig Jahr alt, noch Catechumen. Jetzt ließ er sich aber vom heiligen Delphinus, Bischof von Bordeaux, taufen und die Gnade des Sacramentes erleuchtete ihn dergestalt, daß ihm seine ganze Vergangenheit voll Fehler und Gebrechlichkeit erschien. Um sich den Gefahren der Welt zu entziehen und wirksamer an der Heiligung seiner Seele zu arbeiten, legte er Aemter und Würden nieder und zog sich im Jahre 389 auf eines seiner Landgüter in Spanien zurück. Theresia folgte ihm mit Freuden in die Einsamkeit. Ihre Ehe war bisher kinderlos gewesen; jetzt erfreute ihn die Geburt eines Sohnes, doch nur um ihm die Vergänglichkeit jedes irdischen Glückes recht eindringlich vor die Seele zu führen, denn nach acht Tagen

ſtarb das Kind. Heiligen Seelen dient Alles zur Heiligung. Paulin und Thereſia lebten fortan nach den evangeliſchen Räthen der Keuſchheit und der Armuth als treue Geſchwiſter mit einander und widmeten ſich ganz den Werken der himmliſchen Liebe, die in dem Maße wächſt, als die irdiſche abſtirbt. Beide hatten die Abſicht, in die Wüſten des Orients zu gehen und dort der ſtrengſten Asceſe ſich zu widmen. Sie verkauften all' ihre Beſitzungen in Spanien und Gallien und verwendeten das Geld zu großartigen Almoſen. Sie befreiten Gefangene, ſie zahlten für arme Schuldner, ſie verſammelten alle Nothleidende um ſich, und kleideten, ſpeiſten und beherbergten ſie. Dies Beginnen erſchien Manchen als Wahnſinn, Anderen als Unrecht; aber die Heiligen in der an großen Heiligen damals ſo reichen Zeit freuten ſich über dieſe beiden gottſeligen Menſchen. Paulin ließ ſich auch keineswegs durch Tadel und Verläumdung irre machen und antwortete nur immer: „O glückſelige Schmach, mit Jeſus zu mißfallen!" Es kam ſo weit, daß ſeine eigenen Sclaven, die er wie Brüder behandelte, ſich weigerten, ihm die geringſten Dienſte zu leiſten; ſo unwürdig eines großen Herrn kam ſeine Demuth und Armuth ihnen vor. Mit unerſchütterlichem Gleichmuth beſtand er die Prüfung und plötzlich verwandelten ſich auch ſeine heftigſten Gegner in Lobredner. Ganz Barcelona verlangte ihn am Weihnachtsfeſt 393 zum Prieſter und der Biſchof wurde gezwungen, ihm, der ſich auf's Aeußerſte weigerte, die heiligen Weihen zu ertheilen, ohne die feſtgeſetzten Zeiten zwiſchen den niederen und höheren zu beobachten. Paulin willigte endlich unter der Bedingung ein, daß er nicht an die Kirche zu Barcelona gebunden ſei, und nach dem Oſterfeſt 394 vertheilte er Alles, was er noch irgend in Spanien beſaß, an die Armen und ging, nachdem er unzählige Thränen getrocknet und unzähligen Nöthen abgeholfen hatte, nach dem ſüdlichen Italien, wo er bei Nola ein kleines Landgut beſaß, der einzige geringe Ueberreſt ſeiner „Königreiche," wie ſein Lehrer Auſonius ſeine Beſitzungen nennt. Nola liegt unfern Neapel, in dem reizenden Landſtrich, den man damals Campa-

nien nannte, und den die vornehme und reiche römiſche Welt wegen der Seebäder, der geſunden Luft und der anmuthigen Gegend beſonders gern zum Landaufenthalt wählte. Das Land war überſäet mit den ſchönſten Villa's; aber manche derſelben verloren jetzt nach und nach ihre ehemalige Beſtimmung: Stätten des Wohlbehagens und irdiſcher Genüſſe zu ſein. Mit der Bekehrung ihrer Beſitzer zog die chriſtliche Asceſe in ſie hinein und that Buße für die Gräuel der Ueppigkeit, die hier vor wenig Jahren noch zu Hauſe geweſen waren. Paulins Landhaus war geräumig, aber ſehr einfach und lag unmittelbar neben der Kirche, die über dem Grabe des heiligen Martyrers Felix erbaut war. Dieſe Nähe war eben das, was Paulin anzog. All' ſeine Aemter und Würden und alle Ehren, die ſein Rang, alle Vorzüge, die Geburt und Vermögen ihm gewährten, gab er auf, um aus einem römiſchen Conſul und Senator ein armer Mönch zu werden, ein Wächter und Pförtner am Grabe eines heiligen Martyrers. Es geſellten ſich auch bald gleichgeſinnte Männer zu ihm, mit denen er eine klöſterliche Genoſſenſchaft bildete. Sie bewohnten das Haus, bearbeiteten den Garten und fanden ſich zum Gebete zuſammen. Ein Flügel des Gebäudes war in Zellen abgetheilt, der andere in größere Räume. Jener hatte die Beſtimmung, Geiſtliche und dieſer Weltleute zu beherbergen. Thereſia ſorgte liebevoll für das Hausweſen.

Hierher kam Melania mit ihrer Begleitung. Ob ſie mit Paulin verwandt war, oder befreundet, oder ob ſie als Kinder Gottes Seiner übernatürlichen Familie ſich zuzählten und ſich kannten, wie die Seligen im Himmel ſich kennen — in Gott: das erfährt man nicht; aber Paulin ſelbſt beſchreibt dieſen Beſuch, den Melania bei ihm machte. Er hatte in Aquitanien einen Freund, Sulpicius Severus, den er aus dem Glanz und Ruhm der Welt ſich nach und in die Asceſe hinein gezogen hatte, gerade zu einer Zeit, als er ſelbſt der Gegenſtand bitteren Tadels war. Severus lebte in einem Dorf bei Toulouſe mit ſeinen Dienern und Sclaven, die ſeine geiſtlichen Brüder geworden waren, gerade ſo, wie

Paulin zu Nola, und ihre Freundschaft wurde nicht geschwächt, sondern erhöht durch ihre beiderseitige ascetische Richtung. An Severus schrieb Paulin:

„Wir haben diese heilige Frau, die nach fünfundzwanzig Jahren aus Jerusalem zurückgekommen ist, bei uns beherbergt. Mein Gott, was ist das für ein Weib! die Kraft Gottes ist über alle Maßen groß in ihr. Sie war zu Neapel von ihren Kindern und Enkeln empfangen worden und mit großem Geleite kam sie in unsere schlechte Wohnung nach Nola. Der Pomp und die Pracht der Welt, mit denen ihre Verwandten die ganze appische Straße*) erfüllt hatten, wogte nun in Gold und Purpur um sie her, während sie im groben schwarzen Kleide ganz zufrieden auf einem kleinen schlechten Pferde saß. Ihre einfache Demuth überstrahlte all' die Herrlichkeit und die Reichen staunten über ihre Armuth, die Weltleute über ihre Heiligkeit; sie aber lächelte in ihrem Herzen über all' das Erstaunen. Es war ein schöner Anblick und gereichte sehr zur Ehre Gottes, wie sich der Glanz und der Ueberfluß, den sie verschmähet hatte, jetzt vor ihr ausbreitete, als ob sie sich des Sieges erfreuen solle, den sie über all' die Eitelkeiten davon getragen. Aber schön war es auch, daß ihre Kinder, diese reichen Leute, doch von der Mutter eine solche Armuth im Geiste ererbt hatten, daß sie sich weit mehr über Melaniens Armseligkeit, als über ihre eigene Pracht freuten, und es sich zur hohen Ehre schätzten, deren schlechtes Mäntelchen oder den Saum ihres schwarzen Röckleins zu berühren. Wir priesen von Herzen Gott den Herrn, der die Demüthigen erhöhet und die Hungrigen mit Gütern erfüllt. Unsere Wohnung aber, die nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoß hat, jedoch ziemlich lang und in viele Zellen eingetheilt ist, gab allen diesen Gästen Herberge und nahm sowohl die fromme Begleitung Melaniens aus Jerusalem, als auch die ganze vornehme Verwandtschaft auf. Die Stille unseres Hauses wurde aber nicht dadurch gestört;

*) Der Weg von Rom nach Neapel hieß die Via Appia.

denn während wir mit Melania und ihren Frauen in der nahen Kirche des heiligen Felix das Lob Gottes in Psalmen sangen, und zu den bestimmten Stunden des Tages und der Nacht unsern geistlichen Uebungen oblagen, verhielten sich die übrigen Gäste sehr bescheiden und eingezogen, und legten durch ihr Schweigen ihre Ehrerbietung vor den Heiligen an den Tag und stimmten so auf ihre Weise in das Lob Gottes ein. Um dir aber noch mehr von dieser auserwählten Taube Melania zu sagen, so wisse: ihre Labung ist das Fasten, ihre Ruhe das Gebet, ihre Speise das Wort Gottes. Das Büchlein von dem Leben und den Thaten des heiligen Martinus von Tours, welches du mir gerade zu jener Zeit übersendetest, las ich selbst Melanien vor, die ein großes Wohlgefallen an solchen Geschichten hat. Sie hat mir einen kleinen Partikel des heiligen Kreuzes vom Bischof von Jerusalem mitgebracht und beifolgendes Stücklein vom heiligen Holz überschickt deiner ehrwürdigen Mutter (Schwiegermutter) Bassula, ihre Dienerin, meine Schwester Theresia. Da aber bei euch ein Herz, ein Sinn und ein Glaube ist, so gehört es euch Beiden. In Erinnerung, daß der König der Glorie an diesem Holz gehangen, und daß ihm zu lieb der Fels sich gespalten hat, wollen auch wir es den harten Steinen nachthun und unsere Herzen mit der heilsamen Furcht Gottes zermalmen."

Es ist so schön, welche Innigkeit und Traulichkeit sich mit der Hoheit der Verbindung verschmolz, in welcher diese vielen gottseligen Menschen zu einander standen. Sie waren sämmtlich nicht nur getaufte Christen, sondern aufrichtige Jünger des Kreuzes; und wie jener Partikel aus frommen Händen von Jerusalem nach Campanien und dem fernen Aquitanien kam: so war der Geist, der vom Kreuz herab weht, die Heiligkeit — das Band, welches sie zusammenschloß. Man hielt die Heiligkeit damals nicht für etwas halb Unmögliches und halb Unnatürliches, wovor man Scheu haben müsse, sondern ganz einfach für etwas Uebernatürliches, für eine Wirkung der Kraft Gottes im gottliebenden Menschen, für Gnaden, an die man glauben und die man lieben müsse. Und daraus

entſpringen denn dieſe anmuthigen und ſeligen Familien, dieſe lieblichen Gruppen von Heiligen, die ſich um irgend eine auserwählte Seele bilden und die dem Leben in der Kirche etwas ſo Bezauberndes, ſo Inniges und dem Herzen ſo Verwandtes geben, wie die Sternbilder den großen feierlichen nächtlichen Himmel dem Menſchen näher rücken und vertraulich machen.

Melania, die Wittwe, begab ſich darauf mit ihrer ganzen Familie nach Rom, wo ſich ſie einem herrlichen Kranz gottſeliger Frauen einreihen konnte. Da lebte die hochbejahrte Wittwe Marcella mit ihrer Pflegetochter Principia auf dem Aventin, und Fabiola in ihrem Spital, und Aſella als Vorſteherin einer klöſterlichen Genoſſenſchaft, und Paulina, der heiligen Paula Tochter, an der Seite ihres edlen Gemahles Pammachius, wetteifernd mit ihm in Werken der Barmherzigkeit, und Leta, die gottſelige Wittwe des Toxotius, welche zum Erſatz und zum Troſt dafür, daß ſie ihr einziges Kind, Paula die jüngere, in's Kloſter zu Bethlehem geſchickt, alle Arme an Kindesſtatt angenommen hatte. Zwiſchen dieſen vielen gottſeligen Frauen nahmen nun auch Melanias Schwiegertochter Albina und ihre Enkelin Platz; und während ſie dieſe auf dem Wege der Vollkommenheit beſtärkte, gelang ihr eine glänzende Bekehrung. Ihre Schweſtertochter Avita war mit einem ganz ausgezeichneten, guten und klugen Mann vermählt, der Apronianus hieß, reich und vornehm war, aber ſich durchaus abhold dem Chriſtenthum zeigte. Melania wußte den Apronian durch ihren Geiſt ſo einzunehmen und durch ihre Tugenden ſo zu erbauen, daß er es ſich gefallen ließ, in der chriſtlichen Glaubenslehre von ihr unterrichtet zu werden. Und als er nun bei dieſem Entſchluß beharrte und ſein edles Gemüth für die ewige Wahrheit öffnete, da drang ſie wie ein Lichtſtrom in ſein Herz und nahm es ſo unwiderſtehlich für Gott ein, daß nun auch Nichts mehr darin Platz fand als Gott allein; d. h. Nichts mehr nach der Ordnung der Natur, aber Alles durch Gott, mit ihm, in ihm. Der Menſch kann die ganze Welt durch ſeine Nei-

gungen und Leidenschaften, aber nicht zugleich Gott und die Welt besitzen. In dem Maße, als er die Welt opfert und sich abzutödten und zu überwinden, und die Ordnung der Natur unter die Füße zu treten, und das Verlangen seiner Seele fest und rein auf Gott, als das höchste Gut, zu richten sucht, in demselben Maße geht er in die Gnadenordnung ein, die ihm, aber durch einen anderen Proceß, wiederum zum Besitze der ganzen Welt verhilft. In dieser neuen Ordnung der Dinge findet er zuerst Gott; in Gott den Gottmenschen Christus; in Christus die ganze Menschheit, welche durch das gnadenreiche Geheimniß der Menschwerdung unauflöslich mit der Gottheit verbunden ist. Diesen Proceß machten die Neubekehrten der ersten Jahrhunderte häufig in wunderbarer Vollkommenheit durch. Mit solcher Kraft und Tiefe erfaßten sie die ewige Wahrheit in ihren gereinigten Herzen, daß diese keinen Raum mehr hatten, etwas Halbes und Vergängliches und Scheindinge zu beherbergen. Das eine Herz dem einen Gott, dem König der Liebe die Blüthe der Liebe, dem Herrn des Lebens die Fülle des Lebens: dies war der einfache und verständige Schluß, den sie machten. Und zwar nicht Einmal, Einer oder Zwei! sondern auf jedes Blatt der Geschichte jener altchristlichen Tage drängt sich Name an Name. So machte es auch Apronian. Er fühlte sich durch die Taufe auf Christo „mit einbegraben in seinen Tod" (Röm. 6, 4.) und schwang sich auf die Wege der höheren Vollkommenheit, auf denen sein glückliches Weib freudiger ihn begleitete, als sie es je auf den betrügerischen Rosenpfaden der Welt gethan. Und nicht genug! Auch seine Kinder Eunomia und Asterius folgten den evangelischen Räthen und dem Beispiele der Eltern und lebten entsagend, jungfräulich, in heiliger Armuth und in dem Schönsten, was es auf Erden gibt: in heiliger Buße eines reinen Herzens.

Melania, die Wittwe, hätte ihren Sohn Publicola auch gern in der ascetischen Schaar ihrer Familie gesehen, lieber im Kloster als im römischen Senat, lieber im Bußkleid als im Prachtgewande, weil ihre mütterliche Zärtlichkeit den leise-

ſten Schatten fürchtete, den Ehrſucht und Eitelkeit auf ihn werfen könnten. Aber Publicola war einer jener ſeltenen Menſchen, die an allen Verhältniſſen der Welt mitwirkend Theil nehmen, ohne ſich von ihnen gefangen nehmen zu laſſen. Die Gottesfurcht und Demuth ſeiner Mutter waren auf ihn übergegangen und erhielten ihn, mitten unter allen Verlockungen, fern von Selbſtgefälligkeit und Hoffart. Mit dem heiligen Auguſtin und dem heiligen Paulin war er ſehr befreundet und im vertraulichen Briefwechſel, und Paulin lobt ihn, daß er, „der hochgeſtellte Mann, nicht hoch von ſich gedacht, vielmehr nach dem Beiſpiele unſeres Heilandes ſich den Geringen gleich geſtellt und der Armen erbarmt habe.“ Es kam aber doch der Tag, da er dem Rathe ſeiner Mutter wenigſtens zum Theil folgte und ſich aus der Hauptſtadt der Welt in die Stille des Privatlebens zurückzog. In Rom, der Königin der heidniſchen Welt, ſaß durch die ungeheure Macht einer Tradition, die Alles für ſich hatte, was dem Sinnenmenſchen angenehm und willkommen iſt, das Heidenthum ſo unglaublich feſt, daß im Anfang des fünften Jahrhunderts das chriſtliche Rom ſich zum heidniſchen verhielt wie Goldadern zwiſchen Maſſen von geringem Erz. Dies Gold mußte aus dem Schacht geſprengt und von den Schlacken befreit werden. Das war nicht möglich ohne gewaltige Mittel. Kaiſer Theodoſius erließ 392 ein Edict, das den Götzendienſt in allen ſeinen Gebräuchen bei Androhung ſchwerer Strafen verbot. Kaiſer Honorius befahl 399, im Occident alle Tempel auf dem Lande abzubrechen, in den Städten aber als Kunſtwerke und öffentliche Zierden zu erhalten. Aber es gab noch ganz andere Tempel, die kein Edict niederreißen konnte: die Menſchenbruſt, die ihre Götzen hegte im Einzelnen, und das öffentliche Leben mit ſeinen Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen im Allgemeinen. Kaiſer Conſtantin hatte zwar die Gladiatorenſpiele verboten, und doch dauerten ſie noch fort, wenigſtens in der Weiſe, daß, wenn auch keine Gladiatorenſchulen mehr beſtanden, todeswürdige Verbrecher den Kampf wider die Beſtien führen mußten. Ein

ſolches Feſt gab Kaiſer Honorius ſelbſt im Jahre 395 zu Mailand, wo er damals reſidirte. Zu Rom hörten ſie gänzlich erſt im Jahre 404 auf, als der fromme Einſiedler Telemach ſich in die blutige Arena ſtürzte, um dem Kampfe Einhalt zu thun und dabei ſein Leben verlor. Dies Opfer der chriſtlichen Liebe beſiegte den heidniſchen Gräuel. Aber das römiſche Volk war entnervt, unluſtig zur Arbeit, liebte nichts als Würfelſpiel, Theater, wüſte Schwelgerei. Sein Tempel, ſein Lieblingsaufenthalt, der weit über Haus und Heerd ging, war der große Circus und das höchſte Intereſſe ſeines Lebens waren die darin ſtattfindenden Wagenrennen, an denen es ein leidenſchaftliches Vergnügen fand, ſo daß es ſich für dieſen oder jenen Kutſcher bis zum Wahnwitz fanatiſirte. Nach der einen Seite hin war es ausſchweifend in Genußſucht; nach der andern gedrückt, gequält, elend, tyranniſirt von den Reichen, unberückſichtigt von den Magiſtratsperſonen, ungerecht behandelt von den Richtern, ſo daß ein Verarmter ſehr bald der Sclav Desjenigen wurde, der ihm eine Unterſtützung zukommen ließ, um ihn in Knechtſchaft zu bringen. Die vornehmen Römer, die Nachkömmlinge alter ſenatoriſcher Familien, lebten eben ſo unthätig wie das Volk und eben ſo ſchwelgeriſch, nur mit jenem Unterſchied, den der Reichthum macht. Umgeben von Sclaven und Schmeichlern hatten ſie für nichts Sinn als für Tafelfreuden, Bäder und Schauſpiele; allenfalls noch für Jagd und Würfel. Es gehörte bei Vielen zum guten Ton, an ihre Götter nicht zu glauben, dennoch aber Sterndeuterei zu treiben und nach der vermeintlichen Gunſt oder Ungunſt der Geſtirne ihre Jagd- und Landpartien oder ähnliche Angelegenheiten zu ordnen. Gegen eine ſo entnervte und im gleichen Maße entſittlichte Volksmenge kämpften das chriſtliche Leben und die heilige Aſceſe Schritt vor Schritt, unermüdlich, bald große Siege und bald kleinere gewinnend, bis endlich die göttliche Vorſehung ihnen Bundesgenoſſen ſchickte, die zuerſt freilich ganz Rom in einen feurigen Schmelztiegel warfen, in welchem aber das reine Gold des chriſtlichen Roms von den Schlacken

des heidnischen gesäubert wurde, so daß es jetzt erst die Hauptstadt der christlichen Welt werden konnte. Bis dahin war in Rom noch immer ein Stück von Babylon; und bis das nicht zerstört war, erreichte es nicht seine Bestimmung: Mittelpunkt eines geistigen Reiches zu werden. Jene nothwendige und heilsame Säuberung und Sichtung gab die göttliche Vorsehung in rauhe Hände, in die der barbarischen Völker. Die ganze Epoche ist voll von ihren Zügen, ihren Unternehmungen, ihrer Kühnheit, ihren Siegen. Die ältere Melania beurtheilte ganz richtig die Zeit, und es war kein eigensüchtiges Verlangen nach der Stille ihres Klosters zu Jerusalem, welches sie antrieb, zu den Ihren zu sagen: „Meine Kinder! erinnert euch, daß geschrieben steht: Geliebteste, es ist die letzte Stunde. (1 Joh. 2, 18.) Wer weiß, ob nicht Tage der Trübsal vor der Thüre sind! Laßt uns die Eitelkeit der Welt verlassen und in der Stille Gott dienen und Buße thun für Alle, welche es nicht thun." Ihre Warnungen waren so eindringlich und so bekräftigt durch die Vorgänge in der Welt, daß Publicola und Pinian sammt ihren Frauen eine andere Heimath zu suchen beschlossen. Es kostete ihnen viel Mühe, ihre Paläste zu verkaufen; der römische Senat sah es nicht gern und manche ihrer Anverwandten eiferten dagegen. Sie ließen sich jedoch nicht irre machen, und bei dieser Gelegenheit gaben Pinian und die jüngere Melania 8000 ihrer Sclaven frei. Andere, die von Freiheit keinen Gebrauch zu machen verstanden, überließen sie dem Bruder Pinian's; sie selbst behielten nur Fünfzehn als freiwillige Diener, die sich durchaus nicht von ihrer geliebten Herrschaft trennen wollten. Ihre Besitzungen in Spanien, Frankreich und England verkauften sie und gaben den Erlös, bis auf den letzten Heller, den Dürftigen. Die Güter in Campanien, Sicilien und Afrika behielten sie, um ferner Almosen spenden zu können; und wie die Schwalbe ihr Nest verläßt, wenn das Haus baufällig geworden ist: so verließen sie nun den Palast und die Stadt ihrer Väter, schifften sich ein im Jahre 408 und gingen zuerst nach Sici-

lien. Kaum waren sie fort, so begann Alarich mit seinen Gothen die erste Belagerung Roms, die er nur gegen ein schweres Lösegeld und für den Augenblick aufhob, um sie zwei Jahre später zu Ende zu bringen. Es ist bezeichnend für die gänzliche Zerfallenheit der römischen Verhältnisse, daß, als Alarich abzog und sein Lager in Hetrurien aufschlug, 40,000 Sclaven aus Rom entliefen und ihm folgten. Die ältere Melania lobte Gott, daß die Ihren den entsetzlichen Trübsalen entronnen waren, die sich gleichsam aus den Schaalen jener Zornesengel in der geheimen Offenbarung über Rom ergossen. Pest und Hungersnoth, Feuer und Schwert wütheten nacheinander; und wer in dieser Schreckenszeit noch die Nächstenliebe übte, das waren die vornehmen christlichen Frauen. Melania ging mit ihrer ganzen Reisegesellschaft weiter übers Meer nach Afrika, wohin den Publicola seine Freundschaft für den Bischof von Hippo, und Pinian die seine für den Bischof von Tagaste zog. Diese beiden Bischöfe waren der heilige Augustinus und sein Freund, der heilige Alypius, der sich mit ihm zugleich bekehrt hatte! In Tagaste ließ sich die gottselige Familie nieder und lebte dort, wie sie nun schon eine Reihe von Jahren theils in Rom, theils auf dem Lande in Campanien gelebt hatte. Jede Stunde des Tages war durch bestimmte gottgeweihte Beschäftigung ausgefüllt: Gebet, Psalmengesang, Lesung und Betrachtung der heiligen Schrift, Besuche bei Armen, Pflege der Kranken, wechselten mit einander ab. Auch ein Theil der Nacht war dem Lobe Gottes in feierlicher Matutine gewidmet. Das Irdische wurde wenig gepflegt und Speise und Schlaf auf das Geringste herabgesetzt; auch die Güter in Campanien und Sicilien zum Besten der Nothleidenden verkauft, und von den Einkünften der numidischen Besitzungen knapp und dürftig gelebt, um mehr und mehr geben, und immerfort geben zu können. Als ob ein Chor von Engeln aus dem Himmel herabgestiegen wäre, um den Menschen zu zeigen, wie man Gott lieben und anbeten müsse, so lebte diese glückselige und gottselige Familie. Gleich nach ihrer

Ankunft in Tagaſte ſtarb Publicola. Mit ſtillem Leid beweinte ihn ſeine heilige Mutter. Ueber dieſen Todesfall ſchreibt der heilige Paulin von Nola an den heiligen Auguſtinus: „Er war nach der Lehre Chriſti dermaßen ſanftmüthig und von Herzen demüthig, daß an ſeiner Seligkeit nicht zu zweifeln iſt; denn die Sanftmüthigen werden ja das Erdreich beſitzen und Gott dem Allmächtigen gefallen im Lande der Lebendigen. Daher iſt auch ſeine Nachkommenſchaft ſchon mächtig auf dieſer Welt und unter den Großen der Erde ſehr erhöhet worden, und ein Gnadenſegen iſt ausgegangen über ſein Haus und Geſchlecht. Doch ich armer Sünder kann von dieſem gottgeliebten Mann, meinem theuerſten Freunde, und von ſeiner heiligen Mutter nicht würdig genug ſprechen, weil ich ihren Tugenden zu fern ſtehe. Deine Heiligkeit, die als eine Leuchte und ein Lehrer der Wahrheit in der Kirche Chriſti ſtrahlt, verſteht es beſſer als ich, ſolchen hochherzigen Seelen gebührendes Lob zu ſpenden.“

Die Aufgabe der älteren Melania war erfüllt: die Ihren waren im Himmel und auf Erden mit Gott vereint. Sie durfte wieder dem Zuge ihrer Seele folgen, der ſie ſo früh ſchon von der Welt abgelöſt und in die Einſamkeit geführt hatte. Sie ſehnte ſich nach einer vollkommenen Abgeſchiedenheit von Allem, was nicht Gott war und wie in ihrer Jugend, ſo ſchiffte ſie auch jetzt in ihrem Alter hinüber in's gelobte Land und ſuchte mit ſtiller Wonne ihr verwaiſtes Kloſter zu Jeruſalem auf. Doch das irdiſche Sion hielt Melania nicht lange mehr feſt; ſie war reif für das himmliſche. Bei ihrer Ankunft vertheilte ſie die geringen Ueberreſte ihres koloſſalen Vermögens an die Armen; und, nachdem ſie in vollkommener Entblößung von allem Irdiſchen vierzig Tage mit ihrem Heilande in der Wüſte geweſen war, nahm er ſie durch einen friedlichen Tod in ſein Himmelreich auf im Jahre 410.

Der heilige Biſchof Alypius pries Gottes Gnade, die ihm ſeinen Freund Pinian nach Tagaſte geſchickt und dadurch ſeiner Gemeinde ein ſo nachahmenswerthes Beiſpiel vor Augen

geſtellt hatte. In Afrika war das Unweſen häretiſcher Spaltungen, die immer mit politiſchen und ſocialen Unruhen Hand in Hand gehen, ſehr eingeriſſen, und zog auch die katholiſchen Kirchen in Armuth und Verwirrung hinein. Da thaten ſolche Vorbilder der demüthigen Unterwerfung und der chriſtlichen Nächſtenliebe doppelt Noth! Pinian und die Seinen lebten ganz für die Intereſſen der Kirche. Sie begnügten ſich nicht damit, den Bedrängten zu Hülfe zu kommen, ſondern ſie halfen auch den Seelen, die ſich zur höheren Vollkommenheit berufen fühlten, indem ſie zwei Klöſter bauten und mit genügenden Einkünften verſahen. In dem einen dienten achtzig Mönche, in dem andern hundertunddreißig Jungfrauen Tag und Nacht dem Herrn. Das Gotteshaus von Tagaſte war ſehr ſchön und geräumig; aber arm. Altargeräthe, Schmuck und Zierrath fehlten; man hatte ſich auf das Nothwendigſte beſchränken müſſen. Pinian richtete ſie nun würdig ein zur Feier der heiligſten Geheimniſſe. Die Altargefäße, welche den anbetungswürdigen Leib und das heiligſte Blut des göttlichen Heilandes umſchloſſen, die Lampen und Leuchter, die vor ſeinem Tabernakel brannten, die Rauchfäſſer, aus denen ihm zu Ehren wohlriechender Weihrauch aufſtieg; Alles wurde von Gold angefertigt und mit Edelſteinen geſchmückt. Diamanten zu ſparen da, wo der König des Weltall's ſein Blut nicht ſpart: dieſe Kargheit kannten Pinian und Melania nicht. Sie überwieſen auch dem Biſchof liegende Gründe, um die Bedürfniſſe der Kirche zu beſtreiten, und manche Gemeinde beneidete die von Tagaſte um ſo großmüthig freigebige Gäſte. Pinian hatte ſchon längſt gewünſcht, den heiligen Auguſtinus in Hippo zu beſuchen. Mit Melania und Albina und in Begleitung des heiligen Alypius reiſte er dahin. In Hippo waren donatiſtiſche Spaltungen im Schwange, die der heilige Auguſtinus [illegible] meinde ein gewiſſer unruhiger Geiſt. Sie wurde dermaßen erbaut durch Pinians Gottſeligkeit, daß ſich eines Tages dasjenige ereignete, was freilich in der alten Kirche nicht

selten war: beim Beginne des heiligen Meßopfers, umringten die Gläubigen den Pinian dergestalt, daß er nicht entrinnen konnte, und begehrten vom heiligen Augustinus, daß er demselben die priesterlichen Weihen ertheile. Der heilige Paulin war so in Barcelona, so der heilige Augustin selbst in Hippo zum Priester geweiht worden. Beide, und vor und nach ihnen viele heilige Männer, hielten sich für ganz unwürdig, das Priesteramt zu verwalten und weigerten sich, die Weihen zu empfangen. Je nachdem sich ihnen der Wille Gottes kund gab, unterwarfen sie sich zuletzt oder widerstanden bis zum Ende. Dies letztere that Pinian; er floh mit den Seinen nach Tagaste zurück und in Hippo brach ein ungestümer Aufstand aus. Pinian war aber ganz entschieden, die heiligen Weihen nicht zu empfangen, sondern ein geistliches Leben zu führen ohne sich dem geistlichen Stande einzuverleiben. Sieben Jahre noch blieb er mit den Seinen in Tagaste. Ihrer Aller liebste Beschäftigung und süßeste Erholung war es, gemeinschaftlich die Werke der großen Kirchenlehrer zu lesen und sie abzuschreiben. Melania lebte so außerordentlich streng gegen sich selbst, daß sie nur einen Tag um den anderen etwas Brod und Wasser genoß und ihre Dienerinnen beim Essen bediente.

Wäre die Gnade eben nicht Gnade, d. h. wäre sie keine freie Gabe Gottes, so müßte man billig staunen, daß sich in dieser Familie noch ein Heide befand; nämlich Albina's Bruder, Volusian, ein sehr geistvoller Mann, der später Präfect von Rom und Proconsul von Afrika wurde, und sehr bewandert in den Wissenschaften und in der heidnischen Philosophie war. Um diese Zeit schrieb er dem heil. Augustinus und legte ihm einige Fragen über die Menschwerdung Gottes und über die Wunder Jesu vor. Zuletzt sagt er: „Man erstaunt nicht, wenn nicht alle Geistliche solche Fragen genügend und überzeugend beantworten können. [illegible] Augustinus [illegible] würde er es nicht vermögen, so würde man glauben, daß dies eine Unvollkommenheit der christlichen Religion wäre." Der Heilige antwortete an Volusian: „In Allem, was mich betrifft,

glaube mir und nicht Anderen, und gib die allzu hohe Meinung auf, die du von mir haſt. Die Wiſſenſchaft der chriſtlichen Glaubenslehre iſt ſo tief, daß, hätte ich ſie ſtudirt und ſie allein, von früheſter Kindheit bis in's höchſte Alter, mit dem größten Eifer und Fleiß, und mit viel mehr Verſtand, als ich habe, ſo würde ich täglich neue Entdeckungen darin machen. Ich ſage nicht, daß die zu unſerem Heile nothwendigen Dinge ſo ſchwer zu entdecken wären; aber je gläubiger man in ſie eindringt, um deſto größere Geheimniſſe der göttlichen Weisheit enthüllen ſich. Der tüchtigſte Kopf und die ſchärfſte Intelligenz werden das von ihr eingeſtehen müſſen, was die Schrift ſelbſt ſagt: Wenn der Menſch damit zu Ende iſt, fängt er wieder an." (Eccl. 18, 6.) Trotz ſeines Briefwechſels mit dem erleuchtetſten gottſeligſten Biſchofe blieb Voluſian vor der Hand unbekehrt.

Im Jahre 417 machte Pinian ſich auf die Pilgerfahrt in's Morgenland und ging mit Melania und Albina über Alexandrien und durch die Wüſte nach Jeruſalem. Sie trafen dort den Pelagius, deſſen Irrlehre über die Gnade und den freien Willen der heil. Auguſtin glühend bekämpfte; und ſie hatten ſo lebhafte Controverſen mit ihm, daß er ſich für überwunden erklärte und ſeine Irrlehren ſelbſt verdammte. Freudig meldeten ſie dies dem heil. Auguſtinus. Aber die Häreſie ſitzt mehr im böſen Willen, als im Mangel an Einſicht und Pelagius, wie ſo manche Irrlehrer, konnte hundert Mal des Irrthums überführt werden, ohne ihn deshalb aufzugeben. Der heil. Hieronymus und die jüngere Paula empfingen freudig und liebreich dieſe Geiſtesverwandten in Bethlehem. Von dort machten Pinian und Melania eine Reiſe zu den ſyriſchen und egyptiſchen Mönchen und Einſiedlern, um ſich auf ein ähnliches Leben vorzubereiten. Albina trennte ſich jetzt zum erſten Mal von ihrer Tochter und ließ ſich in dem Kloſter zu Jeruſalem nieder, welches ihre Schwiegermutter, die ältere Melania, gegründet hatte, und in welchem noch die ganze Seele dieſer großen Frau lebendig und wirkſam war. Es war übrigens nicht Lauheit, ſondern nur

ihr Alter, wodurch Albina abgehalten wurde, ihre Kinder auf der beschwerlichen Reise zu begleiten. Sie kehrten von derselben noch mehr entbrannt in heiliger Liebe zurück und Pinian stiftete zu Jerusalem eine Genossenschaft von dreißig Mönchen, mit denen er, in geistlichen Uebungen und in Bebauung seines Gartens abwechselnd, getrennt von Melania lebte. Sie gründete ihrerseits ein Nonnenkloster, war aber nie zu bewegen, die Vorsteherschaft und Leitung desselben zu übernehmen. Auch that dessen Regel der Strenge ihres Bußgeistes kein Genügen. Sie suchte eine einsame Zelle am Oelberge auf, wo sie sich ungestört allen Abtödtungen des Irdischen und aller Betrachtung des Himmlischen widmen konnte. Vierzehn Jahre, bis zu ihrem Tode, verbrachte diese begnadete Seele in jener gänzlichen Entäußerung, die dem irdischen Sinn beklagenswerth erscheint, zu der hingegen die Heiligen und die Engel im Himmel Glück wünschen, als zu einem Zeichen der Auserwählung. Melanians Kleid war ein härenes Bußgewand; ihr Lager eine Strohmatte auf dem bloßen Erdboden; ihr Tisch ein Felsblock; ihr Hausgeräth heilige Schriften; ihre Nahrung Wasser und Brod jeden fünften Tag. Von all' den großen Römerinnen jener Zeit hat keine eine so ungeheuere Asceſe geübt, als die jüngere Melania. Aus ihrer abgeschiedenen Zelle verbreitete sich der Ruf ihrer Heiligkeit durch die Welt. Im Jahre 433 starb Albina, die ihre Tochter zwiefach geliebt hatte; zuerst als ihr theures Kind, dann als ihr Vorbild für die christliche Vollkommenheit. Sie erlebte aber nicht die Freude, ihren Bruder Volusian für das Christenthum gewonnen zu sehen. Er war jetzt Gesandter bei Kaiser Theodosius II. in Constantinopel und in großen Würden und Ansehen. Da rührte plötzlich die Gnade sein Herz. Er schrieb an seine Nichte Melania und sprach ihr den Wunsch aus, sie einmal zu sehen. Sie war voll Verlangen ihm zu dienen, aber so demüthig, daß sie nicht glaubte, irgend einen günstigen Einfluß auf ihn üben zu können. Erleuchtete geistliche Männer, die sie zu Rath zog, forderten sie dringend auf, ihrem Oheim das Opfer dieser Reise zu bringen.

Sie wählte sich eine passende Begleitung und machte sich wirklich auf den Weg. Allerorten, wo sie erschien und wo sie sich aufhielt, empfingen Bischöfe und Priester, Nonnen und Mönche, wie auch alle Gläubigen beiderlei Geschlechtes, die in der Welt gottselig lebten, sie mit den größten Ehrenbezeugungen und begrüßten sie wie einen Engel vom Himmel, und gingen wo möglich noch erbauter von ihr hinweg, als sie zu ihr gekommen waren. Glücklich gelangte sie nach Chalcedon, einer Stadt in Bythinien, die auf der asiatischen Seite des Bosporus, gegenüber Constantinopel, liegt. Da hatte Melania einen Augenblick von Entmuthigung, Scheu und Verwirrung. Ueber ein Vierteljahrhundert hatte sie nun schon Rom verlassen und von allem Pomp und allem Treiben der Welt sich fern gehalten; seit neun Jahren aber in der äußersten Abgeschiedenheit und Armuth gelebt. Und nun sollte sie aus ihrer engen, stillen, öden Zelle in das große, unruhige, üppige Byzanz hinein, das sich jetzt, nur durch den schmalen Meeresarm von ihr getrennt, anmuthig und herrlich vor ihren Blicken lagerte. Sie entsetzte sich vor den Gefahren, von denen jede Seele in der Welt bedroht ist, vor dem geistlichen Hochmuth, der ihr so leicht durch ihre Verhältnisse und ihre Stellung herbeigeführt, wenigstens als Versuchung nahen konnte. Da wendete sie ihre Augen von dem zauberischen Bilde ab, wie der göttliche Heiland es that, als ihm der Teufel vom hohen Berge herab die Reiche der Welt zeigte, und begab sich in die Herberge, welche zur Kirche der heiligen Euphemia gehörte. Diese jungfräuliche Martyrin hatte im Jahre 307 für den Namen Jesu auf dem Scheiterhaufen ihr Leben verloren. Ueber ihren Reliquien erhob sich am Gestade des Meeres eine Kirche sammt Pilgerhaus, in welchem Melania Einkehr nahm. Sie brachte die Nacht im Gebet vor dem Altare der Blutzeugin Christi zu und empfing so kräftige und süße Tröstungen, daß sie am anderen Tage fröhlich das kleine Schiff bestieg, welches sie über den Bosporus nach Constantinopel brachte. Bei dem Oberkämmerer des Kaisers Theodosius, der Paulus hieß und

ein sehr frommer Mann war, fand Melania mit ihrem kleinen Gefolge eine Wohnung bereit. Volusian war erkrankt und konnte sie nicht besuchen. Sie eilte zu ihm. Als er sie sah, sie, die er in Rom in dem vollen Glanz der Jugend, der Schönheit und der Verhältnisse gesehen hatte, und die er jetzt so arm, so schlecht gekleidet und mit jenem Aussehen und Ausdruck, welche den Menschen irdisch unschön, aber himmlisch schön machen, wieder fand, da rief er ihr entgegen: „O Melania, welche Veränderung!“ Sie ergriff die Veranlassung, um ihm zu antworten: „Diese Veränderung bezeugt dir eindringlicher, als alle Worte, die Kraft des christlichen Glaubens. Denn was hätte mich wohl veranlassen können, Alles, was man auf Erden Glück nennt, aufzuopfern, und Allem, was man Lust und Freude nennt, zu entsagen, wenn ich nicht mit dem heiligen Apostel Paulus die Zuversicht theilte, daß die Leiden der Zeit nicht werth sind der zukünftigen Herrlichkeit, und daß man nur durch Trübsal in's Reich Gottes eingeht. Aber jede Trübsal wird mir versüßt durch den Glauben an die Verheißung des Gottessohnes, daß Diejenigen, welche irdisches Glück seinetwegen verlassen, in der Ewigkeit hundertfach dafür belohnt werden.“ So erklärte Melania dem Volusian ihr Leben durch die heilige Schrift, und machte ihm die heilige Schrift verständlich durch ihr Leben. Die Glaubenslehre und das Glaubensleben erklären und bedingen sich gegenseitig. Melania ging zu Proclus, dem gottseligen Patriarchen von Constantinopel, und ersuchte ihn, zuweilen Volusian in seiner Krankheit zu besuchen und ihn durch geistreich fromme Gespräche günstig für den christlichen Glauben zu stimmen. Proclus versprach es ihr und hielt dermaßen Wort, daß Volusian später zu sagen pflegte: „Nur drei solche Männer in Rom und das Heidenthum würde bald nicht einmal mehr dem Namen nach dort bekannt sein.“ Volusian stand freilich nicht mehr vom Krankenlager auf, aber seine Seele fand ihre Genesung. Er bekehrte sich aus ganzem Gemüthe zum katholischen Glauben und empfing das heilige Sacrament der Taufe. Melania

war von einem heftigen Schmerz am Fuß befallen, der sie lähmte und an's Zimmer fesselte, so daß sie Volusian einige Tage nicht besuchen konnte. Die frohe Botschaft seiner Taufe machte sie aber auf der Stelle gesund; denn nun war er gerettet für's ewige Leben! sie war unaussprechlich bekümmert gewesen, daß er ungetauft sterben könne. Nun eilte sie zu ihm und verließ ihn nicht mehr. Erfüllt mit geistlichem Trost und erquickt durch die kostbare Wegzehrung des wahren Fleisches und Blutes Jesu Christi, starb Volusian eines seligen christlichen Todes. Nicht hinter dem heil. Augustinus, sondern hinter Melania hatte Gott seine rettende Hand verbergen wollen. Melania's glücklicher Einfluß beschränkte sich während ihres Aufenthaltes zu Constantinopel nicht auf Volusian. Die Irrlehre des Nestorius von den zwei Personen in Christus, die so Manche, namentlich in Constantinopel, trotz der Verdammung des Concils zu Ephesus bethörte, war für die rechtgläubige Melania ein Schwert im Herzen. Unermüdlich bekämpfte sie die falsche Lehre mit der heiligen Schrift, die sie sich durch langes Studium fest in's Gedächtniß geprägt hatte, und durch Erklärungen und Erläuterungen, welche fromme Betrachtung und der heilige Geist ihr eingaben. Vom Morgen bis in die Nacht gab sie Rede und Antwort Allen, welche bei ihr Belehrung, Rath, Richtschnur für die Erkenntniß der Wahrheit oder sonst eine geistige Gabe suchten. Was sie ehedem für die Leiber gethan, that sie jetzt für die Seelen: Werke der Barmherzigkeit. Ihre irdische Habe war dahin gegangen mit Almosen und Spenden; dafür durfte sie jetzt geistige unvergängliche Güter vertheilen. Sie führte viele Verblendete zum wahren Lichte zurück, und hielt Andere auf dem richtigen Pfade fest. Unter Denen, welche sie zur Liebe der katholischen Lehre anfeuerte, war Theodosius der Kaiser selbst. Die Kaiserin Eudocia, mit ihrem feinen und gebildeten Verstande, wußte Melania wenigstens von der Seite ihres Geistes vollkommen zu schätzen und sah sie häufig und gern. Melania benutzte diese Zuneigung, um das Kaiserpaar, wo möglich, etwas ab-

zulösen von der Anhänglichkeit an die Genüsse und die Herrlichkeiten der Welt, von denen es übermäßig eingenommen war, wie das so leicht den Menschen geschieht, die einen irdisch hohen Standpunkt einnehmen. Melania suchte das nachgiebige Gemüth des Kaisers zu entschiedener Feindschaft gegen jede Häresie zu stimmen; den beweglichen, phantasiereichen Geist der Kaiserin aber durch Erwägung himmlischer Dinge für den Ernst des Lebens im Glauben zu gewinnen. Die Schilderungen, welche Melania vom gelobten Lande, von den heiligen Stätten zu Jerusalem und Bethlehem, von der Ascese der Einsiedler, Mönche und Klosterfrauen, von der Andacht der Pilger und von den Gnaden machte, die eine Wallfahrt nach sich ziehe, ergriffen die Kaiserin so, daß sie sich von ihrem Gemahl die Erlaubniß zu einer Pilgerfahrt nach Palästina erwirkte. Die Vermählung ihrer Tochter Eudocia mit dem weströmischen Kaiser Valentinian war gerade im Werk; daher gab Theodosius seine Genehmigung erst nach den Feierlichkeiten, die damit verbunden waren. Melania enteilte inzwischen dem goldenen Gefängniß von Byzanz, das sie frohlockend wieder vertauschte mit ihrer seligen Freiheit. Kurz nach ihrer Heimkehr starb Pinian. Uebernatürlich getröstet sah sie ihn abscheiden, um vor dem Thron des Lammes den Platz einzunehmen, zu dem sie mit übernatürlicher Liebe ihn hingedrängt hatte. Die Frage des heiligen Apostels Paulus im ersten Corintherbrief: „Was weißt du, Weib, ob du nicht vielleicht den Mann werdest selig machen?“ hatte Melania von dem Standpunkt der Vollkommenheit aus erfaßt und gelöst. Inzwischen schickte Eudocia sich zu ihrer Pilgerfahrt an. Sie reiste durch Kleinasien und Syrien, spendete überall sehr liebreich große Almosen und wurde in Jerusalem mit Ehrfurcht und Freude aufgenommen. Melania mit vielen Klosterfrauen zog ihr feierlich entgegen; aber Eudocia erwies ihr noch größere Ehrenbezeugungen, als die Heilige der Kaiserin erwies. Eudocia nannte Melania Mutter und alle Nonnen des von ihr gestifteten Klosters Schwestern, und dankte Gott für die bei-

den großen Gnaden, erstens: das heilige Land und Jerusalem erreicht zu haben; dann: allda dem Geiste nach die Tochter einer solchen Mutter geworden zu sein. Eudocia stand damals auf der höchsten Stufe des irdischen Glücks, war Kaiserin des oströmischen Reiches und Mutter der jungen Kaiserin des Abendlandes. Nicht ahnte sie, daß sie nach einer Handvoll Jahren Jerusalem unter ganz veränderten Umständen wiedersehen würde. Kaiser Theodosius starb, kaum fünfzig Jahre alt. Seine Schwester Pulcheria bestieg den Thron und Eudocia war nur noch Kaiserwittwe, nicht mehr Kaiserin. Und auch ihre Tochter war es nicht mehr, war in Afrika die Gefangene des Vandalenkönigs Genserich und ihr Schwiegersohn Valentinian III. war ermordet! Trostbedürftig schlug sie ihre Wohnstatt auf der Stätte des bittern Leidens des Gottessohnes auf und mag oft Melaniens gedacht haben, die sich durch ein freiwilliges Opfer über jedes vergängliche Glück gestellt hatte. Im Todesjahr Pinians, 435, machte Eudocia ihre erste Wallfahrt, zu welcher sie durch Melania angeregt worden war. Sie wohnte in Jerusalem der Einweihung eines neuen Gotteshauses bei. Während der heiligen Ceremonien glitt sie aus, verrenkte sich den Fuß und empfand die Kraft von Melaniens Gebet. Der heftige Schmerz hätte es ihr unmöglich gemacht, der schönen Feier beizuwohnen und dadurch wäre in diese eine Störung gekommen. Melania bezeichnete vertrauensvoll den verletzten Fuß mit dem heiligen Kreuz und das Zeichen des Heiles brachte auch diesmal Heilung. Eudocia ging darauf nach Byzanz zurück. Melania lebte noch vier Jahre mit verschärfter Bußstrenge. Das heilige Weihnachtsfest des Jahres 439 brachte sie in Bethlehem zu, und begab sich, von dort nach Jerusalem heimkehrend, im sichern Vorwissen ihres nahen Todes zu ihren geistlichen Töchtern in's Kloster. Sie kündigte ihnen ganz bestimmt an, die Stunde ihres Abscheidens sei gekommen. Laute Wehklage ergoß sich durch Jerusalem. Man gönnte zwar der Heiligen den Himmel, aber man sah sie doch so ungern von der Erde gehen! Sie tröstete Alle, Geistliche und fromme Weltliche, die sie besuchten und in Thränen zerflossen. Sie ermahnte Alle zur Beharrlichkeit in der Tugend, wies auf die himmlischen Belohnungen hin und entschlief im seligen Vertrauen auf den Gott, den sie so unaussprechlich geliebt hatte, am 31. Dezember des Jahres 439.

Bilder

aus der

Geschichte der Kirche.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Dritter Band.

Die Kirchenväter.

Erste Abtheilung.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1859.

Die Kirchenväter.

Erſte Abtheilung:

Väter der orientaliſchen Kirche.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1859.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mainz,
Druck von F. Kupferberg.

Vorwort.

Mit größter Zaghaftigkeit lasse ich diesen dritten Band von Bildern aus der christlichen Kirche erscheinen, weil ich mehr noch als früher die Größe des Gegenstandes und die Schwäche der Feder fühle, die sich an ihn wagte. Aber er gehört in den Kreis meiner Aufgabe und so mußte ich in Gottes Namen fortsetzen, was ich in Gottes Namen angefangen habe. Es war nicht möglich, diese großen, reichen, glänzenden Gestalten in den engen Rahmen und die kleinen Umrisse der früheren Bilder zu bringen; denn in ihrer Hand, in ihrem Herzen, laufen zu viele Fäden der Geschichte ihrer Zeit zusammen, um diese unberücksichtigt zu lassen. So habe ich mich in dieser Sammlung auf die allerberühmtesten Väter der katholischen Kirche im Orient beschränkt — den Occident späteren Tagen überlassend — und ich hoffe, daß ihre großartige Schönheit, die zugleich so erhaben und so lieblich ist, sich durch die Unvollkommenheit meiner Feder hindurch Bahn brechen werde. Das katholische Herz frohlockt bei der Betrachtung dieser Männer, welche die Säulen seiner Kirche und folglich der gesammten Gesittung

und Entwickelung der Menschheit sind; denn mit dem Glauben der Kirche hielten sie die Frucht der Erlösung, das christliche Leben aufrecht, deren Zusammenhang nur der Unglaube läugnet. So ein Athanasius trägt, wie ein anderer Atlas, die christliche Welt auf seinen Schultern! Die früheren Bilder zeigten die Nachfolge Christi in seinen Heiligen, den Martyrern und den Einsiedlern, mehr von der duldenden Seite; ihnen war die blutige Passion von Golgatha und die stille Passion des Herzens am Oelberge zur Aufgabe geworden. Die heiligen Kirchenväter folgen dem lehrenden Leben Jesu nach, und dabei haben denn auch wahrlich die Leiden ihnen so wenig gefehlt, als ihrem göttlichen Meister! Wie oft heißt es auch bei ihnen: „Und er verbarg sich;" oder: „Man hob Steine auf, um ihn zu tödten." Kreuz und Dornenkranz sind das gemeinschaftliche Erbgut aller Heiligen, gleichviel ob auf dem Patriarchensitz oder in der Einöde; darin finden sie sich Alle zusammen als ächte und rechte Kinder des Reiches Gottes, das sie auf Erden verkündigen und ausbreiten. Nicht vielen Menschen ist die Gnade geworden, so Großes für das Reich Gottes zu wirken, wie diesen Männern, und deshalb mußten sie sich durch heilige Ascese tief in den mystischen Tod des Gekreuzigten mit einbegraben, um Theil zu haben an seinem übernatürlichen Leben, welches die Seele der geistigen Welt ist.

Die Uebersetzungen der Schriften der Kirchenväter und ihre Biographien, die zu Kempten erscheinen, aber bis jetzt noch nicht über Basilius hinausgehen; dann die Kirchengeschichten von Tillemont und von dem gelehrten Benedictiner Remy Ceillier, drei bändereiche Werke, habe ich hauptsächlich gelesen und, was den Chrysostomus betrifft, den Benedictiner Vital Mösl. Immer auch die kirchengeschichtlichen Schrif-

ten von Stolberg, Möhler und Döllinger, die mit ihrem Geiſte, ihrer Wiſſenſchaft, ihrer Frömmigkeit dem Leben, dem Weſen und der Lehre der Kirche einen ſo herrlichen Ausdruck zu geben vermögen. Den Fleury habe ich nicht mehr benützt; er wird hie und da durch einen Anhauch von Gallicanismus geſtreift, folglich beengt und erkältet. Wem aber der große, freie, warme, ächtkatholiſche Herzſchlag gelähmt iſt, den kann ich, trotz all' ſeiner übrigen Vorzüge, nun einmal nicht brauchen; am wenigſten bei einem Werke wie dieſes, in welchem es ſich herausſtellt, daß der Felſen Petri zu Rom und die Treue zu ihm den alleinzigen Schwerpunkt einer Welt ausmacht, die nur allzu geneigt iſt, in die Schwankungen, Verneinungen, Widerſprüche und endliche Auflöſung der Häreſie und des Schisma's ſich zu ſtürzen.

Welch' einen furchtbar verderblichen Einfluß die verfälſchte Glaubenslehre unter dem Protectorat gewiſſer Kaiſer auf das Glaubensleben übte, das zeigt ſich am grellſten in einigen Concilien, namentlich im öcumeniſchen vom Jahre 381 zu Conſtantinopel; und deshalb habe ich den katholiſchen Herzen den Schmerz nicht erſparen wollen, die Völker nicht nur, ſondern auch die geiſtlichen Hirten der Völker, in babyloniſcher Verwirrung zu ſehen. Sie werden umſomehr Gott danken und preiſen, daß ſelbſt in dieſen coloſſalen Unordnungen, durch Erleuchtung des heiligen Geiſtes, die Mehrzahl das gottentſtammte Kleinod des geoffenbarten Glaubensſchatzes, welches der Obhut des Stellvertreters Chriſti in der ſichtbaren Kirche anvertraut iſt, erkannte und bekannte. Sie werden auch jetzt, in unſeren vielfach betrübten Zeiten, einen übernatürlichen Troſt darin finden, daß die heilige Kirche ſchon ſo früh, ſo heftig, ſo gewaltſam, von Innen und Außen, von Unglaube, Häreſie, Schisma und weltlichen Machthabern,

gemeinſchaftlich bedroht und beſtürmt wurde und gerade aus aller Trübſal immer geläutert und friſch erblühend hervorging. Findet aber eine Seele in den nachfolgenden Blättern durch Gottes Gnade dieſen Troſt, ſo ſchenke ſie liebreich der meinen einen anderen: das willkommene Almoſen ihres frommen Gebetes.

Mainz, am Tage der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus,
29. Junius 1859.

Ida Hahn-Hahn.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

Das Werk der Schöpfung ist eine natürliche Offenbarung Gottes; wird gehalten und getragen von der Allmacht, Weisheit, Liebe Gottes, obzwar der Mensch, dieser Schöpfung Krone, sich durch die Sünde in die Feindschaft Gottes stürzt. Das Werk der Erlösung ist die übernatürliche Offenbarung Gottes durch und in Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch, der für die Erhaltung dieses Werkes nicht minder als für das der Schöpfung besorgt ist. Er erhält es, indem er dem apostolischen Lehramte, das sich im Episcopat fortsetzt, unter dem Beistande des heiligen Geistes die Gesammtlehre des Christenthumes anvertraut und darauf die Heilsanstalt zur Erlösung, Heiligung und Beseligung der Menschheit, die Kirche, erbaut. Wer die gesammte, allgemeine Lehre annimmt, gehört der Kirche an. Sie ordnet sich und rundet sich ab unter ihren geistlichen Vorstehern und Vätern, den Bischöfen. Diese haben ihren Mittelpunkt und Schlußstein in Rom. Aelteste Zeugnisse dafür. Frühe Ketzereien. Spruchgewalt über Entscheidung in Glaubenslehren hat der Bischof von Rom, der Papst, für die ganze Christenheit. S. 1—31.

Der heilige Athanasius der Große, Patriarch von Alexandrien.

Früher Kampf des Christenthumes gegen den Gnosticismus und Manichäismus. Das heidnische Alexandrien: Pracht, Wissenschaft, Handel,

das Serapeum. Das christliche Alexandrien: der Evangelist St. Marcus, die Katechetenschule, Pantänus, Clemens, Origenes. Letzter geistiger Aufschwung des Polytheismus in der neuplatonischen Philosophie. Große geistige Bewegung zu Anfang des vierten Jahrhunderts. Athanasius geboren um 296 zu Alexandrien. Fast gar keine Nachrichten über seine Jugend; Zögling des heiligen Bischofs Alexander, dann des heiligen Antonius in der Thebais. Um 319 Diakon und Schriftsteller. Arius und seine Irrlehre. Sie verbreitet sich; und warum. Das Concil von Nicäa, 325. Athanasius begleitet den Patriarchen Alexander dahin. Conferenzen mit Arius. Das Credo von Nicäa. Verdammung des Arianismus. Verbannung des Arius. Athanasius Patriarch von Alexandrien, 326. Constantia gewinnt sterbend Constantin für die Arianer. Arius zurückberufen. Arianische Verläumdungen des Athanasius. Arianersynode zu Tyrus. Athanasius rechtfertigt sich; wird dennoch abgesetzt; von Constantin nach Trier verbannt, 336. Arius stirbt. Constantin stirbt, 337. Athanasius kehrt nach Alexandrien zurück, 338. Die Arianer sammeln sich um Kaiser Constantius. Der Arianerbischof Gregor durch Waffengewalt in Alexandrien eingeführt, 341. Athanasius nach Rom, zum Papst Julius. Zwei gleichzeitige Zeugnisse für den Primat des römischen Stuhles in kirchlichen Angelegenheiten. Athanasius macht Rom bekannt mit dem ascetischen Leben. Asella und Marcella, seine Schülerinnen. Ihr Einfluß in Rom. Concil zu Sardica, 347, untersucht die Sache des Athanasius, erkennt seine Unschuld an. Constantius versöhnt sich zum Schein mit ihm. Athanasius kehrt nach Alexandrien zurück, wird frohlockend empfangen von der Gemeinde. Neue Ränke der Arianer und neue Verfolgung des Constantius gegen glaubenstreue Bischöfe. Concil zu Rimini, 359. Athanasius flieht in die Wüste, verfaßt zahlreiche Schriften gegen den Arianismus. Constantius stirbt, 361. Kaiser Julian, der Apostat. Athanasius kehrt nach Alexandrien zurück; muß sich verbergen. Julian stirbt, 363. Kaiser Jovian, gut katholisch, ehrt Athanasius, stirbt 364. Kaiser Valens, arianisch. Athanasius schreibt das Leben des heiligen Einsiedlers Antonius; Wirkung dieser Schrift. Valens verbannt Athanasius auf kurze Zeit, 367. Wirksamkeit des Athanasius in der ganzen Kirche. Briefe des Basilius. Schriften des Athanasius gegen die Irrlehre des Apollinaris. Tod des Athanasius um das Jahr 373. S. 52—182.

Der heilige Baſilius der Große, Erzbiſchof von Cäſarea. Der heilige Gregor von Nazianz, Patriarch von Conſtantinopel. Der heilige Gregor, Biſchof von Nyſſa.

Erſtes Kapitel.

Baſilius; ſein Vater; ſeine Mutter Emmelia; ſeine Erziehung bei ſeiner Großmutter, Macrina der Aelteren. S. 183—190.

Zweites Kapitel.

Gregor von Nazianz; ſeine Mutter Nonna; ſeines Vaters Bekehrung. Geht mit ſeinem Bruder Cäſarius nach Cäſarea und Alexandrien; allein nach Athen. S. 190—197.

Drittes Kapitel.

Baſilius in Conſtantinopel. Nach Athen, 352. Freundſchaft mit Gregor. Rückkehr nach Cäſarea, 355. Eröffnet eine Schule der Rhetorik. Macrina die Jüngere. Baſilius wirmet ſich dem aſcetiſchen Leben. S. 197—204.

Viertes Kapitel.

Baſilius empfängt das Sacrament der Taufe; beſucht die Mönche und Einſiedler in Syrien und Aegypten; kehrt zurück, 359; begibt ſich in die Einſamkeit. Macrina, Vorſteherin eines Kloſters. Gregor verläßt Athen; geht zu ſeinen Eltern nach Nazianz. Cäſarius, kaiſerlicher Leibarzt in Conſtantinopel. Schreiben des Baſilius aus ſeiner Einſiedelei an Gregor und ein anderes Schreiben an Chilon. S. 205—219.

Fünftes Kapitel.

Kloſterliche Genoſſenſchaft um Baſilius verſammelt. Sein Bruder Petrus. Gregors Aceſe in Nazianz; ſein Beiname „der Theolog;“ ſein kurzer Beſuch in Pontus; ſeine Weihe zum Prieſter, 361; ſeine Rede über das Prieſterthum. Baſilius ſtiftet für Männer und Frauen Klöſter, gibt ihnen Regeln, führt das canoniſche Stundengebet ein. S. 219—230.

Sechſtes Kapitel.

Erziehung der Jugend in Klöſtern; Kloſterſchulen. Die kleinen Regeln. Baſilius lehnt Kaiſer Julians Einladung ab. Cäſarius gibt ſeine

Stellung als kaiſerlicher Leibarzt unter Julians Regierung auf. S. 231—238.

Siebentes Kapitel.

Euſebius, Erzbiſchof von Cäſarea, weiht Baſilius zum Prieſter und behält ihn als Prediger und Rathgeber bei ſich. Petrus Vorſteher des Kloſters zu Anneſi. Ränke gegen Baſilius; begibt ſich auf einige Zeit nach Pontus. Euſebius ruft ihn zurück. Leiſtungen und Tugenden des Baſilius. S. 238—248.

Achtes Kapitel.

Gregor (von Nyſſa) wird Kleriker; nimmt dann wieder einen Lehrſtuhl der Rhetorik ein; kehrt endlich zum Altardienſte zurück. Tod des Cäſarius und ſeiner Schweſter Gorgonia. Emmelia's Tod. Hungersnoth in Kappadocien. Erzbiſchof Euſebius ſtirbt. Wahl des Baſilius, 370. S. 248—257.

Neuntes Kapitel.

Verläumdungen des Baſilius; Feindſchaften wider ihn; ſeine aufmerkſame Sorgfalt für den Klerus. Schisma zu Antiochien. Schreiben des Baſilius an Papſt Damaſus und die Biſchöfe des Abendlandes. An übereifrige Mönche. S. 257—271.

Zehntes Kapitel.

Baſilius vor dem Präfecten Modeſtus. Kaiſer Valens in Cäſarea, 372. Die Verbannung des Baſilius unterbleibt. S. 271—277.

Eilftes Kapitel.

Anthimus, Metropolit des zweiten Kappadociens. Gregor von Nazianz, ernannter Biſchof von Saſima, verwaltet nach ſeines Vaters Tode die Diöceſe Nazianz; verliert ſeine Mutter, zieht ſich in die Einſamkeit nach Seleucia zurück. S. 278—282.

Zwölftes Kapitel.

Großes Hospiz von Baſilius geſtiftet. Sein Erbarmen mit jeder Noth. Sein Erſcheinen vor Gericht. S. 283—289.

Dreizehntes Kapitel.

Amphilochius, Biſchof von Iconium, in Cäſarea. Schrift des Baſilius „vom heiligen Geiſt.“ Seine Kränklichkeit. Beſuch Ephräms des Syrers. S. 289—302.

Vierzehntes Kapitel.

Gregor, Biſchof von Nyſſa, vertrieben durch die Arianer. Baſilius in Pontus. Sein Schreiben an die pontiſchen Biſchöfe und an den Klerus und Senat von Neocäſarea. S. 302—313.

Fünfzehntes Kapitel.

Baſilius und Euſtathes von Sebaſte. S. 313–319.

Sechzehntes Kapitel.

Aus einigen Briefen des Baſilius. S. 319—323.

Siebenzehntes Kapitel.

Tod des Kaiſers Valens, 378. Tod des Baſilius, 379. S. 323–331.

Achtzehntes Kapitel.

Gregor von Nyſſa kehrt zurück. Macrina's Tod. Petrus wird Biſchof zu Sebaſte. S. 332—337.

Neunzehntes Kapitel.

Kaiſer Theodoſius der Große. Gregor von Nazianz, Prediger des katholiſchen Glaubens in Conſtantinopel. S. 337—345.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der heilige Hieronymus. Maximus, der Aegypter. Taufe des Kaiſers, 380. Einführung Gregors in die St. Sophienkirche durch den Kaiſer. Rückgabe von Kirchen und Kirchengut an die Katholiken. S. 346—355.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Arianerhaß gegen Gregor. Seine Milde. Mordanſchlag wider ihn. Concil zu Conſtantinopel. Verweltlichter Geiſt derjenigen Biſchöfe, welche durch Uebergewicht der weltlichen Macht Biſchöfe geworden waren. Gregor, zum Patriarchen erwählt, dankt ab, 381. S. 355—364.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Gregors Abſchiedsrede und Abreiſe nach Arianz. Feſtſetzung des Dogma's vom heiligen Geiſt auf dem Concil. S. 364–372.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Gregor in Arianz. Aus ſeinen Briefen und Schriften. Sein Tod um 390. S. 372–377.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Gregor von Nyſſa; ſeine Schriften; ſein Tod. S. 377–387.

Der heilige Johannes Chryſoſtomus, Patriarch von Conſtantinopel.

Erſtes Kapitel.

Kaiſer Theodoſius ſtirbt, 395. Sein Sohn Arcadius, Kaiſer des Morgenlandes. Eudoxia, die Kaiſerin. Eutropius, der Günſtling. Eifer des Theodoſius für Ausrottung des Polytheismus. S. 388–404.

Zweites Kapitel.

Johannes Chryſoſtomus in Antiochien geboren. Seine Mutter Anthuſa. Seine vortreffliche Erziehung. Wird Rechtsanwalt. Zieht ſich von der Welt zurück; empfängt die niederen Weihen; lebt drei Jahre im Hauſe des Patriarchen Meletius; zwei Jahre bei ſeiner Mutter; ſechs Jahre im Gebirge bei den Mönchen und Einſiedlern. Wird Prieſter und Prediger des Evangeliums zu Antiochien, 386. S. 405–422.

Drittes Kapitel.

Sein Leben in Antiochien. Aufſtand daſelbſt. S. 422–429.

Viertes Kapitel.

Wird Patriarch in Conſtantinopel. Seine heilige Strenge, Liebe, Barmherzigkeit und Seeleneifer. Der kaiſerliche Hof. S. 429–438.

Fünftes Kapitel.

Die heilige Olympias. S. 438–447.

Sechſtes Kapitel.

Aus den Homilien des heiligen Chryſoſtomus. S. 447–453.

Siebentes Kapitel.

Sturz des Eutropius. Eudoxia's Einfluß. S. 453–465.

Achtes Kapitel.

Theophilus von Alexandrien feindlich gegen Chryſoſtomus. Die langen Brüder. Epiphanius von Salamin. Das Winkelconcil an der Eiche. S. 465—474.

Neuntes Kapitel.

Das Winkelconcil entſetzt den Chryſoſtomus. Der Kaiſer verbannt ihn. Erdbeben. Die Kaiſerin ruft ihn zurück. Seine feſtliche Heimkehr. Jubel des Volkes. Neue Zeindſeligkeit der Kaiſerin. S. 474—487.

Zehntes Kapitel.

Zweite Verbannung. Feuersbrunſt in Conſtantinopel. Arſacius wird Patriarch. Tod der Kaiſerin Eudoxia, 6. October 404. Verfolgung der Anhänger des Chryſoſtomus. S. 487—494.

Eilftes Kapitel.

Chryſoſtomus auf der Reiſe und in der Verbannung zu Cucuſus. Schreiben an Olympias. Deren Schickſale. S. 495—504.

Zwölftes Kapitel.

Atticus Patriarch zu Conſtantinopel. Ein rechtmäßiges Concil wird hintertrieben. Letzte Schickſale des heiligen Chryſoſtomus. Sein Tod, 14. September 407. Tod des Kaiſers Arcadius, 1. Mai 408. Tod der heiligen Olympias. S. 501—516.

Soli Deo Gloria.

Einleitung.

Wie wunderbar ſchön iſt das Werk der Schöpfung und wie wunderbar erhaben wird es in der Geneſis beſchrieben. Ueber einen Abgrund von werdenden Dingen, die in ihren Grundſtoffen aber ungeſtalten und ungeſchieden aus dem Nichts hervorgerufen waren, ſchwebt der Geiſt Gottes. Da ſpricht Gott: „Es werde Licht.“ Und alſo geſchieht es. Und das ganze ſichtbare Univerſum tritt auf das Wort Gottes in die Ordnung, die Beſtimmung, die Regelmäßigkeit, das Geſetz hinein, wonach es ſich im Ganzen und jeder einzelne Beſtandtheil im Beſonderen, zum Gottesplane der Schöpfung zuſammenfügt. „Und es ward Abend und Morgen; der ſechſte Tag. Alſo ward vollendet Himmel und Erde, und all' ihre Zier.“ Seitdem bewegt ſich das Univerſum in der ihm angewieſenen Bahn durch die Jahrtauſende als eine Offenbarung der Allmacht, der Weisheit, der Kraft Gottes. Die großen Himmelskörper und die kleinen Naturgebilde, das Sonnenſyſtem und der Grashalm, ſind ſeitdem im Weſentlichen unverändert geblieben. Ueber den kleinen Erdball kamen Natur-Revolutionen, die deſſen Oberfläche umgeſtalteten oder die eine und die andere Form des organiſchen Lebens vernichteten; aber auf den Gang und die Ordnung des Ganzen hatten dieſe äußeren Umwälzungen nicht den mindeſten Ein-

fluß, denn Gott hatte das Gesetz der Erhaltung nicht aufgehoben. Nach wie vor verkünden Himmel und Erde seine Macht; denn ob die Sonne sich verfinstere, ob Kometen zwischen die Gestirne hineinfliegen und verschwinden, ob Vulkane aufflammen und erlöschen, ob Erdbeben weite Landstrecken erschüttern und Städte verschlingen, immer wechseln Tag und Nacht friedlich mit einander ab, immer steigen und sinken die verschiedenen schönen Himmelslichter und noch nie ist der Frühling ausgeblieben. Jedes Gebilde der Natur, möge es ein organisches Leben oder ein unorganisches Dasein haben, wird in seiner Eigenthümlichkeit entwickelt oder erhalten; jedes findet die Elemente, die Gesetze, nach denen es sich bildet und gestaltet. Tief unter den Meereswellen wächst die Coralle wie ein versteinertes Dornengeflecht. In der rauhen unschönen Muschel bildet sich die köstliche Perle; in den Eingeweiden der Erde edles Metall und im Schoße der Felsen Edelgestein. Als werdende Weltkörper, sagen die Astronomen, schießen die Irrsterne durch die Lufträume; die kriechende Raupe verwandelt sich in den schwebenden Schmetterling, der auf den Sommerlüftchen gaukelt; der Adler steigt empor in die Lüfte, hoch und immer höher und schwebt auf breiten Flügeln, fast unbeweglich, als ein dunkler Punkt im blauen Aether. Alles Geschaffene hat Maß und Spielraum, und füllt seinen Platz aus ohne zu verkümmern und ohne Anderes zu beeinträchtigen, in der großen harmonischen Einheit des Weltalls. Das bewundert David in den Psalmen, wenn er lobpreisend ausruft: „Die Himmel verkünden die Ehre Gottes!" und: „Ein Tag erzählt dem anderen Gottes Herrlichkeit!" Denn das ist's: die Ehre Gottes, die Herrlichkeit Gottes, spricht sich aus in dieser schönen Schöpfung. Sie hat nur Werth, weil sie aus seinem Worte hervorgegangen ist, weil seine Hand sie lenkt und leitet, weil sie in ihrer Sichtbarkeit die Offenbarung von etwas Unsichtbarem und Höherem ist. Wäre das Universum nicht die Schöpfung Gottes, so wäre es ein Unsinn, denn es wäre zwecklos, so eine große Maschine von Sand und Wasser und Luft mit deren

Producten zusammen zu häufen und fortrollen zu lassen. Sie wäre ein riesenhaftes Spielzeug und nicht besser als jedes andere, das die Hand eines neugierigen Kindes zerbricht, um zu sehen, was darin steckt, und das es dann gleichgiltig fortwirft, weil es nichts darin findet. Aber weil die Schöpfung ein Liebesgedanke Gottes ist und weil sich diese Liebe in ihrer Erhaltung und Leitung täglich neu offenbart: deshalb hat sie Sinn und Werth. Wer mag mit Vergänglichem sich befassen, wenn nicht Ewiges dahinter verschleiert ist?

Der schönste Liebesgedanke Gottes in seiner schönen Schöpfung war der Mensch — der paradiesische Mensch, mit dem Er sich würdigte zu wandeln in dem abendlichen Garten Eden. Gott schuf den Menschen „nach Seinem Bild und Gleichniß," gab ihm alle Schönheit der vernünftigen Creatur, allen Schmuck der Gnade, Erkenntniß, reinen Willen, Unschuld, Gerechtigkeit und die Anwartschaft auf ein seliges, unsterbliches Leben. Ein Abbild der heiligen Dreifaltigkeit war dieser glückselige Mensch. Er hatte das Sein, wie der Vater; die Intelligenz, wie der Sohn; die Liebe, wie der heilige Geist. Er war vollkommen in seinem Wesen, in seiner Vernunft, in seiner Liebe. Die Gnade verherrlicht diese schöne Natur und die Glorie soll dereinst sie vollenden und krönen. Aber die Liebe kennt keinen Zwang. Sie hat wohl ein Reich, sie hat wohl Unterthanen, sie begehrt wohl beides; allein jenes ist kein Gefängniß und diese sind keine Sklaven. Gott war nicht des Menschen Zwingherr, der in äußeren Ketten seine Knechte mit sich schleppt, sondern aus eigener Wahl und mit freiem Willen sollte sein Liebling ihm folgen. Gott hätte den Menschen nicht „nach Seinem Bilde" geschaffen, wenn Er ihm nicht die Freiheit des Willens gegeben hätte. Gott konnte den Menschen nicht höher ehren, als indem Er, der Schöpfer, von ihm, dem Geschöpfe, freiwilligen Gehorsam, Unterwerfung aus Liebe verlangte; denn ein zwiefaches Band — das des Gehorsams und der dankbaren Liebe — knüpfte es an Ihn und durch den Mund seiner Propheten hat Er das ausgesprochen. Das Geschöpf ist Sein. „Fürchte dich

nicht; du bist Mein." (Isaias 43, 1.) Und Er liebt dies Geschöpf: „Mit ewiger Liebe liebe ich dich!" (Jeremias 31, 3.) Was wäre auch das Geschöpf, wenn es nicht Gottes wäre? Um es an diese süße Abhängigkeit zu erinnern, gab ihm Gott ein ganz leichtes, kaum bemerkbares Verbot. Die Untersagung war so gering zwischen der Fülle von Freuden und seligem Genügen; die damit verknüpfte Androhung: „Wenn du vom Baume der Erkenntniß issest, wirst du des Todes sterben," war so ernst, daß sich die zärtlichste Vaterliebe in der leichten Prüfung ausspricht. Und doch bestand der Mensch sie nicht. Der erste Empörer gegen Gott, der fürchterliche abgefallene Engel, welcher sich freiwillig aus dem ewigen Lichte in die ewige Finsterniß gestürzt hat, fühlte zwar seine Unmacht gegen Gott unmittelbar; allein das Werk Gottes, das im Menschen so schön, rein, glücklich und vollkommen dem traurigen König des Bösen entgegen strahlte — das getraute er sich anzugreifen, um mittelbar seine Empörung gegen Gott fortzusetzen. Hatte Satan aus den Reihen der Engel ganze Schaaren in seinen Abfall hinein reißen können, warum sollte er nicht denselben Versuch bei dem Menschen machen? Der Versuch gelang. Vom Throne der heiligmachenden Gnade, um den die ganze Schöpfung sich lagerte, um ihrem Herrn, dem Menschen, zu dienen, sank der unselige Mensch in das Reich der Sünden hinein. Der Satan wußte schlau mit einem „Warum?" Zweifel an Gott auszusäen. Ist das höchste Gut nicht ein vollkommenes Gut für den Menschen, erfüllt es ihm nicht Herz, Vernunft, Geist mit solchem Vertrauen, solcher Ruhe, solcher Kraft der Liebe, daß der Zweifel überall den Eingang versperrt findet, wenn er je anklopfen sollte: so bemeistert er sich bald der Seele, indem er nach und nach mit seinem „Warum?" Gott aus ihr verdrängt. Aber an irgend Etwas muß die Seele ihre Freude haben, ihr Genügen finden. Ist sie leer von Gott, so ist sie voll von Selbstsucht, und in dem Maße, als sie minder an Gott hängt, gibt sie mehr der Selbstgefälligkeit sich hin. Der Zweifel ist so recht die giftige Schlange, die klein

und geschmeidig in die schmalste Spalte zu schlüpfen weiß, aber allmählig so riesenhaft wächst, daß sie mit ihren widerlichen Ringeln und Windungen Alles in ihrem Bereich ertödtet.

Der Zweifel war der erste Schritt zum Falle des unglückseligsten Weibes; hochmüthige Selbstgefälligkeit, die durch das Schmeichelwort der Schlange: „Wie Götter werdet ihr sein" erwachte, war der zweite Schritt; und der dritte folgte schnell und führte zur That. Es war die böse Begier, die sich an der Selbstgefälligkeit entzündete und die Sünde vollbrachte. Der Baum der Erkenntniß trug dem ersten Menschenpaare genau das, was Gott gesagt hatte: die Unterscheidung des Guten und Bösen, indem in der freien That, die verbotene Frucht zu essen, eine freiwillige Zuwendung zum Bösen sich aussprach; und den Tod. Zuerst den Seelentod, da das Band, welches die Seele mit Gott verbindet, die heiligmachende Gnade, von ihnen zerrissen wurde. Die Trennung von Gott beraubte sie des übernatürlichen Lebens und ließ sie in der Verwesung der Sünde. Es war nur eine unaussprechliche Barmherzigkeit Gottes, daß er diesen jammervollen Geschöpfen die irdische Unsterblichkeit dann auch nahm. So waren denn die Stammeltern des Menschengeschlechtes dessen Mörder; denn die Todeswunde an ihrer Seele, die Sünde, pflanzten sie mit der bösen Begierlichkeit auf alle ihre Nachkommen fort. Mit der Erbsünde behaftet, durch sie gestempelt als eine Frucht des Abfalles von Gott, trat fortan der Mensch in das Leben dieser Erde als ein Kind des Zornes und ein Gegenstand der Ungnade Gottes hinein. Mit getrübter Erkenntniß, mit gebrochenen Kräften, mit versagendem Willen, gelähmt für das Gute, geneigt zum Bösen, suchte er sein Glück in der Sinnenwelt, die er begriff; die übernatürlichen Güter hatte er vergessen bis auf eine schwache Erinnerung. Was diese Erinnerung wach in ihm hielt, war nicht sowohl die Sehnsucht nach einem ewigen Gut, zu der er sich nicht erheben konnte, als vielmehr die dumpfe Unbefriedigtheit, die ihn in all' seinem Thun und Treiben verfolgte, und die er spürte, ohne sich Rechenschaft

von ihr zu geben. Heilige und selige Gotteskinder waren die ersten Menschen; sie wollten aber noch mehr sein; wie Götter wollten sie sein und sie wollten es werden wider den Willen Gottes durch den Genuß des Irdischen. Die Strafe entsprach ihrer Empörung: die Sünde machte aus den Gotteskindern Sklaven des Irdischen. Statt zu gelangen zum Göttlichen ward das Irdische der Gott, der Abgott, der Götze des Menschen. Hochmuth und Sinnlichkeit wurden allmählig so übermächtig und überwältigend, daß die getrübte Erkenntniß sie zu Sinnbildern höherer Kräfte machte und ihnen Altäre, Tempel und Opfer weihte. Indem die Menschen ihnen huldigten, huldigten sie eigentlich dem Bösen, das in ihnen selbst war, und so machten sie sich gleichsam zu ihren eigenen Göttern. Die Verheißung der Schlange an Eva war somit grauenvoll erfüllt.

„Mit ewiger Liebe liebe Ich dich!" tönt es durch die liebeleeren Jahrtausende. — Hat denn Gott nicht vergessen seiner ewigen Liebe? Spricht der heilige Geist durch den Mund des Isaias umsonst: „Wenn eine Mutter ihr Kind vergessen könnte, so will Ich doch deiner nicht vergessen?" Geht in dem heiligen Strafgericht göttlicher Gerechtigkeit nicht die göttliche Barmherzigkeit unter? Ist der Mensch, weil er frevelte gegen das väterliche Gesetz, gleichsam gegen das Hausgesetz Gottes: „Mein bist du" — ist er nun ganz losgerissen von aller Gnade? Ach, es ist wahr, er verdient sie nicht! Er hat ein Majestätsverbrechen begangen wider den König der Ewigkeit, der aus dem Nichts ihn rief, auf die Stufen seines Thrones ihn stellte, zu seinem Freund und Liebling ihn erkor, einen hohen Adel und Würden, Reichthümer, Ehrenbezeugungen, Macht und Ansehen ihm verlieh. Und statt diesem guten König dankbar zu sein, verachtet er dessen Willen und Gesetze, wird ein Ueberläufer zu dessen Feinden und tritt in die Reihen eines empörten Heeres ein. Nun trifft ihn die Verbannung, ihn mit Weib und Kind und Nachkommen, Verlust des Adels, der Würden und aller Güter. Das ist billig; er hat sich ja selbst aus seiner Stellung verbannt, als er ein

Empörer wurde, und der allmächtige König, der ein Recht gehabt hätte ihn zu vernichten, thut es nicht, sondern vollzieht nur das Urtheil, welches er sich selbst gesprochen hat. Aber es ist eine fürchterliche Verbannung! Sibiriens erstarrende Eisgefilde und die ertödtende Sonnengluth von Cayenne sind Denen unerträglich, die zur Strafe dahin geschickt werden, und sie behalten eine namenlose Sehnsucht nach ihrer Heimath, obwohl eine Handvoll Jahre oder Tage dem Leben auf fremdem, wie auf heimischem Boden ein Ende macht. Aber die Verbannung vom Könige der Ewigkeit ist ewig, wie Er, und schließt für ewig aus von seinem himmlischen Reiche. Da ist mit Ihm keine Vereinigung mehr durch die Gnade und folglich kein seliges Anschauen seiner Herrlichkeit in der Glorie. Die Verbannung von seinem göttlichen Angesicht schließt die Beraubung von jeglichem Gut in sich; denn Er ist das Urgut, das Urlicht, die Urwahrheit, die Urliebe, das Urleben, die Urseligkeit, das Urmeer jeglicher Vollkommenheit; und wie silberne und kristallene Bächlein, welche aus jenem Urmeer fließen, durchrieselt die heiligmachende Gnade die Seelen und trägt ihnen Schönheit, Glanz und Glück zu. Die Sünde ist die Abwendung der Seele von dem Urgut; da versiegen ihr die himmlischen Bronnen und Bächlein — denn weil sie sich von Gott zurückzieht, so zieht sich Gott auch von ihr zurück und überläßt sie dem Gegenstande ihrer Wahl; und nun findet sie Elend statt Glück, Finsterniß statt Licht, Lüge statt Wahrheit, Haß statt Liebe, Tod statt Leben, Verdammniß statt Seligkeit — auf ewig! auf ewig! — Das ist die Verbannung von Gott.

Aber Er, der Urselige, hatte schon, während Er Gerechtigkeit übte, ein göttliches Erbarmen mit diesem Elend, welches so groß und so vernichtend war, daß sein Auge allein es ermessen und umfassen konnte. Er strafte, aber um zu heilen; er verbannte, aber um zu begnadigen; er entzog, aber um reichlicher zu geben; er war streng, aber um barmherzig zu sein; er war gerecht, aber um zu segnen; er nahm das Paradies, aber er versprach den Himmel.

Bei der kläglichen Flucht aus dem Paradieſe nahmen ſchon die erſten Menſchen die göttliche Verheißung mit, daß der Todfeind, dem ſie ſo erbärmlich erlegen waren, und deſſen Nachſtellungen ſie fortan ausgeſetzt blieben, dereinſt beſiegt werden würde von einem Nachkommen des Weibes. Das war ihr Troſt, ihre Hoffnung, ihr Glaube. Das Menſchengeſchlecht vergrößerte, verbreitete und verzweigte ſich nun, ging in Familien, in Stämme, in Völker auseinander, bildete Nationen, gründete Reiche und Throne; all' überall ging die Sünde mit, all' überall klaffte die ungeheilte Todeswunde des Abfalles von Gott; allein die Erinnerung an jene göttliche Siegesverheißung ging nicht unter. Das iſraelitiſche Volk war ihr Wächter und es führte ſie, wie einen goldenen Faden, an den ſich die Erlöſung dereinſt knüpfen ſollte durch die Jahrtauſende.

Oft ſchien der zarte Faden abgeriſſen zu ſein, lag am Boden, wurde nichtachtend mit Füßen getreten; immer nahmen ſtarke, reine, fromme Hände, Propheten und Seher, ihn wieder auf, riefen zurück zum Dienſte des Einen Gottes, der ſeinen Geſalbten als Retter ſenden werde, und eiferten gegen die Greuel des Götzendienſtes, dem die Menſchheit verfallen war und dem auch die Kinder Iſraels allzuſehr ſich zuneigten. Warnend, drohend, zürnend — jedoch aus Liebe, und deshalb ſegenſpendend. — die Maſſen zwingend; Einzelne mit unausſprechlichen Gnaden heimſuchend, wie Abraham, Moyſes, David und die Propheten, die bei keinem Volke der Erde ihres Gleichen haben, waltete Gott über dieſem auserwählten Volke Iſraels, damit es, wenn die Verheißung zur Erfüllung wurde, den Lohn der Treue, der Beharrlichkeit und des Glaubens empfangen möge. Der Zweig vom Stamme Jeſſe ſollte ihm zum Kranze und zur Krone werden, die Fülle der Freuden und der Ehren ihm geben. Viertauſend Jahre, vor Gott nicht länger als ein Augenblick, floſſen dahin als Vorbereitung auf das neue große Werk der Offenbarung Gottes. In dieſer langen Zeit gaben fortwährend Weiſſagungen, Geſichte und Anordnungen, die auf höhere Eingebung ſtatt-

fanden, Zeugniß und Vorbilder ab für das noch verſchleierte und unverſtandene Heil der Zukunft. Das jüdiſche Volk war dieſer Zeugniſſe Träger und oft ein ſehr widerwilliger. Dennoch genügten ſie, um bei ihm die Anbetung Jehova's nicht untergehen zu laſſen, während die übrige Welt in Irrthum und Wahn, dieſen unvermeidlichen Gefährten der Sünde, verſunken, von dem Einen Gott nur noch eine dämmernde Ahnung in ihren größten und beſten Menſchen aufbewahrte. Daß die Menſchheit ſich nicht von ſelbſt und aus eigener Kraft aus den Grabtüchern des geiſtigen Todes loswickeln konnte, geht daraus hervor, daß vier Jahrtauſende ihr zu weiter nichts gedient hatten, als ſich mehr und immer mehr von der ewigen Wahrheit zu entfernen.

Der ganze Apparat heidniſcher Bildung, griechiſcher Philoſophie, ägyptiſcher Weisheit, orientaliſcher Poeſie machte die wunden Seelen nicht heil; denn von irdiſchen Berührungen geſundet kein himmliſcher Geiſt, und die Gaben der Natur, mögen ſie noch ſo glänzend, bunt und blendend ſein, den Verſtand beſchäftigen und der Phantaſie ſchmeicheln, ſchöpfen ſie aber nicht Erleuchtung am Urquelle des Lichtes, ſo können ſie ſelbſtverſtändlich auch kein Licht in die übernatürliche Welt hineinwerfen und den Menſchen nicht aufklären, was das für ein unſtillbarer Durſt ſei, der ihn mitten in allen Genüſſen quält, und was für eine Unruhe, die ihm keine Raſt gönnt bei Dem, was er erreicht hat, und was für ein unerklärlicher Widerwille, der ihn plötzlich gegen erſehntes und erlangtes Glück befällt, und was für ein räthſelhafter Zwieſpielt tief und heimlich im Gemüthe zwiſchen Wollen und Vollbringen, und was ſie überhaupt ſei, dieſe ganze geheimnißvolle Exiſtenz, die zwiſchen den zwei engen Pforten einer Wiege und eines Grabes ſo ſchnell, ſo dunkel und ſo ſpurlos ſich verläuft. Von dem Allen wußte ſie nichts, die götzendieneriſche alte Welt, trotz ihrer großen Helden, Geſetzgeber, Künſtler, Eroberer, Weiſen, Gelehrten und Dichter, die einen ſolchen Zauber um ſich verbreiten, daß noch jetzt ein mit dem Alterthum bekannter Geiſt, wenn er nur hört die Namen Homer, Sophokles,

Platon, Phidias, ſogleich an etwas Schönes denkt. Aber trotz der Schönheit ihres Genies waren alle dieſe glänzend begabten Menſchen elend, weil auch ſie ſchwammen in dem breiten Strome des Verderbens, der ſich über die Menſchheit ausgoß und der nichts Anderes war, als die von Gott ab- und der Creatur zugewendete Liebe: die Sünde. Dieſer Verkehrtheit des Lebensprinzips konnte ſich Niemand entziehen, Niemand das Ziel erreichen, welches doch ſeine ewige Beſtimmung geweſen wäre, denn Niemand kannte die ewige Wahrheit, und Niemand wußte, daß alle Tugend und alles Glück darin beſtehe, ſie zu erkennen und zu lieben. Die Einzelnen waren „wie Götter," angebetet von ihren Schülern, ihren Anhängern, ihren Bewunderern, ihren Herren, ihren Sklaven; die Maſſen lebten ihr ſinnliches Daſein in mehr oder minder geſteigerter Verfeinerung oder Verſumpfung aus; Alle waren irdiſch und zugewendet dem Irdiſchen durch das Gift der Selbſtvergötterung, wie die Wurzel es war, aus der ſie ſtammten. Die böſe Begier wucherte bald in dieſer Form und bald in jener, aus einer Generation in die andere hinein, als klägliches Erbtheil ſämmtlicher Kinder Adams.

Die vier Jahrtauſende, welche Gott zur Entwickelung des erſten Abfalles in all' ſeinen Folgen zugelaſſen hatte, gingen zu Ende. Dies Labyrinth von geiſtiger Gefangenſchaft ſollte ſich endlich öffnen, ein Geheimniß durch ein höheres Geheimniß gelichtet werden und das Räthſel des ewigen Todes im Worte des ewigen Lebens ſeine Löſung finden. Alle Weisſagungen und Hoffnungen, alle Prophezeiungen und Erwartungen, alle Schriften und äußere Ereigniſſe, die ganze ſittliche und politiſche Geſtaltung der Welt, die ganze Richtung des in ſich ſelbſt zerfallenden Heidenthums, Alles und Jedes ſtimmte zuſammen zu dem einen Moment, da der ewige Rathſchluß Gottes, das Werk der Erlöſung, in die Zeit hineintrat. Er war nun da, der verheißene Schlangenzertreter, der Nachkomme des Weibes, der Erlöſer vom Böſen, Jeſus Chriſtus, wahrer Gott und wahrer Menſch; Gott in der

Ewigkeit, Menſch in der Zeit; eingeborener Sohn des himmliſchen Vaters auf dem Throne der heiligen Dreifaltigkeit, eingeborener Sohn Maria's, der Jungfrau, im Stalle von Bethlehem. Die Menſchwerdung Gottes brachte der Menſchheit ihre Gottesebenbildlichkeit zurück. Das Ewige Wort machte ſich zum Menſchenſohn, um den Menſchen wieder zum Kinde Gottes zu machen. Er nahm das Fleiſch an, um dem Vater gegenüber zu ſühnen, was das Fleiſche geſündigt hatte, und dem Menſchen gegenüber den Wandel im Fleiſch zu heiligen. Er, die ewige Wahrheit, das Licht der Welt, vereinigte ſich mit dem Gebilde des Staubes, um dieſes zur Höhe der ewigen Wahrheit und des ſeligen Lichtes erheben zu können. Seine Erniedrigung war die Wiederaufrichtung des Menſchen, indem er die unendliche Sühne für eine unendliche Beleidigung als Stellvertreter der Menſchheit Gott darbrachte, durch ihre Adern ein neues, in ſeiner Gottheit gereinigtes Blut goß und dann des himmliſchen Vaters verſöhntes Antlitz einer Menſchheit zuwendete, deren Strafe er gelitten hatte, deren Bruder im Leiden und im Tode er geworden war, und die fortan in der Kindſchaft der Gnade die Züge des Sohnes der Glorie trug.

Die Menſchwerdung Gottes iſt das liebliche, wonnevolle, ſelige Geheimniß, in welchem der Ausruf Gottes: „Mit ewiger Liebe liebe ich dich!“ ihren vollkommenen Ausdruck findet. Die ewige Liebe theilt unſer Loos auf ewig, denn ihr Lieben iſt ein ewiges, ihr Thun, ihr Wirken iſt ein ewiges, weil ſie Selbſt das ewige Sein iſt. Die Menſchwerdung Gottes iſt die Axe, um welche ſich das Werk der Erlöſung des gefallenen Menſchengeſchlechtes wie das Planetenſyſtem um ſeine Sonne bewegt. Keine natürlichen Gaben und Kräfte reichten hin, um die Kluft des Abfalles auszufüllen; keine Opfer waren würdig, die Beleidigung auszulöſchen, denn Alles trug den Stempel der Nichtigkeit, der Befleckthеit, der Endlichkeit, trug das Gepräge des ſündigen Stammvaters, und ſo lange ſich die Menſchheit nur in Adam Gott darſtellte, konnte Er ihr nicht die Gnadenſonne ſeines Angeſichtes zuwenden. Wenn die Propheten in

ihrer tiefsinnigen, wunderbaren Sprache von dem Schmerze, der Klage und der Trauer Jehova's um sein treuloses Volk mit so herzzerschneidenden Ausdrücken reden, so sind das freilich nur menschliche Worte und irdische Bilder für die Erkenntniß, die der heilige Geist ihnen über die unerhörte Missethat einer Gottesbeleidigung gab, und wir wissen wohl, daß der urselige Gott in der Allvollkommenheit der heiligen Dreifaltigkeit kein Leid kennen kann. Aber weil das arme unvollkommene Menschenherz eine Liebe ohne Leiden nicht kennt und die Größe der Liebe nach der Größe ihrer Schmerzen zu messen pflegt, so daß ihm beide untrennbar erscheinen, und weil „Gott also die Welt geliebt hat, daß Er Seinen eingeborenen Sohn für sie hingab," so erschauert es vor dem unermeßlichen Weh, welches dem Ausbruch einer solchen Liebe vorhergegangen sein muß, nicht in Gott, sondern in der Menschheit; aber sie erkannte es nicht und Er kannte es! Der Urselige gönnte ihr so gern die Seligkeit, allein es gibt keine Brücke zwischen ewigem Leben und ewigem Tode, zwischen Dreimalheilig und Sünde. Da fand Gott in dem holdseligsten Geheimniß seiner unendlichen Liebe ein Auskunftsmittel, um die Menschheit nicht mehr in Adam, dem Repräsentanten des Abfalles, zu sehen.

Die zweite Person der heiligen Dreifaltigkeit, der göttliche Sohn, das ewige Wort, welches das Werk der Schöpfung vollzog, vollbrachte nun das Werk der Erlösung. Er trat vor den Schlund der Hölle, dem die Menschheit zutaumelte, und fing die sinkende auf in seinen ausgespannten Armen und sprach zum Vater: Wende ihnen wieder Dein Antlitz zu! gib ihnen wieder das Leben! alle ihre Strafen nehme ich auf mich! alle ihre Sünden wasche ich ab in meinem Blute! der göttlichen Gerechtigkeit gebe ich eine göttliche Genugthuung! in Deinem ersten Geschöpf sind sie gefallen, laß sie auferstehen im Erstgeborenen Deiner neuen Schöpfung! Und der Vater ging den Tausch ein: für die Beleidigung Gottes durch den Menschen nahm er das Leiden eines Gottmenschen an. Wohin nun der Vater schaue, die Menschheit tritt ihm entgegen im

Sohne, der mit ausgespannten Armen auf dem Calvarienberge vor der Hölle steht und ihm seine blutfließenden Wunden zeigt und ihm sagt: So bin ich Dir gehorsam gewesen. Die Menschheit aber, als sie den Sohn Gottes in solcher Erniedrigung ihretwegen vor der Hölle stehen sah, wich schaudernd vor dem Abgrunde zurück; der Strom des Verderbens, der seit viertausend Jahren immer breiter, immer schlammiger demselben sich zugewälzt hatte, stockte, die Sünde erstarrte, durch das Herz der Menschheit ergoß sich eine neue, eine lebendige Kraft: die heiligmachende Gnade, deren Quell das Herz des menschgewordenen Gottes, Jesus Christus, war. Mensch mußte Er werden, um leiden zu können und um geliebt zu werden. In seiner Allmacht hätte Er das Werk der Erlösung gerade so gut wie das der Schöpfung durch sein: „Es werde!" vollbringen können und seine Liebe wäre darum nicht geringer gewesen. Allein das Menschenherz, das zugleich so hart und so schwach ist, will gerührt und berührt sein, um sich in Liebe hinzugeben. Der unleidende, unsichtbare Gott war ihm fremd, unverständlich und fern; der menschgewordene, leidende, sichtbare, der Genosse seiner Schmerzen, der Gefährte seiner Mühseligkeiten, der Mitpilger seiner Dornenwege, den begriff, den umfaßte das Menschenherz und ließ sich von Ihm, der sichtbaren Liebe, zur Liebe des Unsichtbaren emporleiten.

Offenbarte zwar das Werk der Schöpfung in erhabenen Bildern, in großartigen Umrissen einen göttlichen Urheber, so fehlte dieser materiellen Schöpfung, weil sie von niederer Ordnung war, dennoch Dasjenige, woran die Menschenseele sich entwickeln konnte. Erhabene und liebliche Naturschauspiele können zu Bewunderung und Entzücken hinreißen, können zu Vernunftschlüssen über einen allweisen Schöpfer führen, können im Herzen süße, friedliche, tröstende Empfindungen wecken; allein durch Sinn für das Schöne und durch gesunde Vernunft und weiches Gefühl ist man noch lange nicht Gott wohlgefällig. Und darum eben handelte es sich in der Menschheit! Viele heidnische Völker besaßen im hohen

Grade jene Gaben und ſtanden dennoch, was die Vollkommenheit betrifft, in ihrer Sittenlehre, ihrer Tugend und ihrem religiöſen Cultus nicht höher, als minderbegabte. Das Werk der Erlöſung aber, das durch die Menſchwerdung Gottes ſeine zweite, höhere, übernatürliche Offenbarung war: das entſprach genau der geiſtig ſinnlichen Natur des Menſchen, indem es auch liebliche Bilder, auch ſüße Gefühle, auch Anregung des Verſtandes gab, jedoch in einer ganz anderen himmliſchen Richtung, durch einen göttlichen Lehrer, der eine übernatürliche Lehre offenbarte, ein übernatürliches Beiſpiel gab und zugleich die übernatürlichen Kräfte brachte, um jene anzunehmen und dieſem nachzufolgen. Der Lehrer war Chriſtus; die Lehre das Chriſtenthum; die Kräfte Glaube und Liebe, aber als Tugenden, nicht als Inſtinct oder als Neigung, ſondern als himmliſche, aus der Gnadenwirkung, die dem Erlöſungswerke immanent iſt, hervorgehende, auf Gott ihren Urſprung, auf Gott ihr Endziel gerichtete Tugend. Glauben, was Chriſtus lehrt, weil Er Gott iſt; lieben, wie Chriſtus liebt, weil Er Gott iſt: das iſt der Inbegriff aller Vollkommenheit, aller Heiligkeit, aller Glückſeligkeit. Auf dieſen beiden in göttlicher Wahrheit wurzelnden Säulen bildet die heiligmachende Gnade die Menſchheit zu dem wunderbaren myſtiſchen Bau aus, in welchem der heilige Geiſt ſelbſt wie in einem Tempel wohnen will, ſo daß ſie in die geheimnißvolle Vereinigung eingeht mit dem Gott, an den ſie glaubt und den ſie liebt, und dadurch das übernatürliche Leben wiederfindet, das ſie durch den Sündenfall verlor, als ſie aufhörte an Gott zu glauben und Gott zu lieben.

Die Thatſache, daß die Seele, welche in die Frucht und Folge des Erlöſungswerkes, in die bis zur Heiligkeit geſteigerte Heiligung eingeht, in die Gemeinſchaft mit Gott tritt, gab dem Glauben einen unermeßlichen Schwung, der Liebe eine unberechenbare Macht und der Lehre eine unvergleichliche Erhabenheit. Die Thatſache, daß Gott Selbſt, die menſchliche Natur mit der göttlichen verbindend, leibhaft und wahrhaft während drei und dreißig Jahren auf der Erde als

Menſch gelebt hatte, Menſch, als Kind in den Windeln, Menſch, als Mann in den Grabtüchern; aber eben ſo wahrhaft auch Gott! Das Kind in der Krippe eines Stalles — Gott! der Mann in Joſephs von Arimathia's Gruft — Gott! die Thatſache kehrte die Welt nach der anderen Seite um. Jetzt offenbarte ſich nicht Gott allein in ſeiner Weisheit und Allmacht, wie in der Schöpfung, ſondern zugleich ſein ganzes Verhältniß zum Menſchen in deſſen tauſendfachen Beziehungen, denn in all' dieſe Beziehungen trat Chriſtus ein, deutete ſie mit dem Lichte ſeiner Lehre und ſeines Beiſpieles, und forderte zur Nachfolge auf. Dieſer ſeelenſuchende Gott machte die Menſchen zu gottſuchenden Seelen. Eva zweifelte, als ſich der Satan in Schlangengeſtalt ihr nahte, und ſie verlor Gott. Die Menſchheit glaubte, als ſich der Gottesſohn als Menſch ihr nahte, und ſie fand Gott wieder.

Welch' ein wunderbares Leben war es, als Er voll Gnade und Wahrheit unter den Menſchen wohnte und wandelte, ein Leben, in welchem ſich Alles, was lieblich und rührend, demüthig und unſchuldig iſt, mit dem Großartigſten und Erhabenſten verſchmilzt! Ueberall die freiwillige Erniedrigung, beſtrahlt vom Glanze der Gottheit. Dies Kind, ſchon vor ſeiner Geburt ſo verſtoßen von der Welt, daß es ärmer als ein Bettler in ſie hinein tritt, während die Engel ihm Gloria ſingen! Dies Kind, von dem das in Bethlehem ſo zahlreich verſammelte jüdiſche Volk nichts wiſſen will und dem der geheimnißvolle Stern die anbetenden Könige mit ihren Schätzen zuführt. Dies Kind, für welches ſeine heiligſte Mutter, wie der ärmſten eine, im Tempel ein Paar Turteltauben opfert, während der Greis Simeon in Lob Gottes ausbricht und es nennt das „Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Verherrlichung des Volkes Iſrael.“ Dieſer kleine Zimmermannsknabe, um den Niemand ſich kümmert, der bis in ſein zwölftes Jahr unbeachtet in Nazareth aufwächſt, und dann plötzlich als ein Wunder von himmliſcher Weisheit zu Jeruſalem im Kreiſe der Schriftgelehrten ſteht. Und nun dieſe langen Jahre eines unſcheinbaren Lebens, in welchen er nichts übt,

als die schlichte Tugend des Gehorsams gegen seine Eltern, aber in so vollkommener Weise, daß das Evangelium, welches berichtet: „Er war ihnen unterthan," keiner anderen Tugend erwähnt; und mit Recht! In dieser Werkstatt, in diesem Häuschen, in diesem Landstädtchen, in diesen geringen Verhältnissen, dreißig Jahre der Mutter, dem Pflegevater unterthan zu sein, und Gott zu sein, das ist eben göttlich. Nun ist er Mann und begibt sich in das öffentliche Leben. Tritt er nun anders auf? O nein! immer dieselbe Vernichtigung seiner Gottheit und immer dasselbe strahlende Zeugniß, das die Gottheit für ihn ablegt. Wo erscheint er zuerst? Vor Johannes dem Täufer, der das Volk Israels zur Buße ruft und es im Jordan tauft, die Taufe vorbildend, welche erst aus dem göttlichen Blut über das entsetzliche Kreuz fließen soll. Da steht der Sohn Gottes in den Reihen der Sünder, als wäre er Einer von ihnen. Aber der Täufer, dessen heiliges Auge durch nichts Irdisches geblendet und befangen ist, weicht demüthig zurück vor dem Allreinen, der, noch tiefer sich demüthigend, um die Taufe bittet, damit „alle Gerechtigkeit erfüllt werde," alle Gerechtigkeit des himmlischen Vaters vollzogen werde an ihm, dem Lamme Gottes, das freiwillig die Sünden der Welt trägt. Und während er sich beugt unter dieser mystischen furchtbaren Last, öffnet sich der Himmel über ihm und im Lichtfeuer des heiligen Geistes schwebt die geheimnißvolle Taube herab und eine übernatürliche Stimme erklärt ihn für den vielgeliebten Sohn.

Er aber flieht in die Wüste, in die schauerliche Gebirgsöde voll zertrümmerter Felsen und übereinander geworfener Steinblöcke, ohne Baum, ohne Strauch, ohne Grashalm, ohne Quelle, ohne Brunnen, wo nur Schakale hausen. Da lebt er vierzig Tage zwischen den wilden Thieren; allein die Engel dienen ihm dort. Nun geht er unter die Menschen, und weil er unter ihnen lebt, so leben sie in Wundern, wie man im Frühling unter Blüthen lebt, weil die Sonne sie aus dem starren Baum und Boden lockt: wo er erscheint, wirkt er seiner göttlichen Natur nach, was und wie und wann er will,

wie eben nur Gott wirken kann, nämlich unabhängig von den Geſetzen und Schranken, innerhalb welcher das Geſchaffene und Endliche ſich bewegt. In Gott iſt das Leben; darum ſtehen die Todten auf und wandeln, wie der Jüngling von Nain, wie Lazarus, wenn aus Seinem göttlichen Herzen, das mit dem Leide jeder Creatur Mitleid hat, Leben in die Todten ſich ergießt, ſo daß die troſtloſe Mutter ihren Sohn und die betrübten Schweſtern ihren Bruder gleichſam neugeboren umarmen. Gott iſt der Herr der Elemente: darum kann er ſie zerſetzen, verbinden, verwandeln, beherrſchen; das Waſſer wird Wein bei jenem Hochzeitsfeſte, das Er mit ſeiner Gegenwart begnadet, um zu zeigen, wie die irdiſchen Freuden zu heiligen ſind. Sturm und Wellen beſchwichtigen ſich und eine große Stille legt ſich über die aufgewühlten Fluthen, als Er es ihnen auf die Bitte der geängſtigten Jünger gebietet. Auf dem See von Geneſareth wandelt Er ſicheren Fußes zum Nachen, denn keine irdiſche Schwere bindet ſeinen Schritt an den feſten Boden. In die Unſichtbarkeit Gottes tritt Er ein, um ſeinen Feinden ſich zu entziehen, weil noch nicht ſeine Stunde gekommen iſt; und in die Verklärung Gottes tritt Er ein vor ſeinen wonneberauſchten Jüngern auf Thabor.

In Gott iſt Heil und Heilung für Alles: Der die Seelen geſund macht, kann auch die Körper herſtellen; Krankheiten und Gebrechen ſchwinden ſpurlos vor der Berührung oder in der Nähe dieſer Urkraft des Heiles. Gott iſt das Genügen aller Creatur: mit wenigen Broden ſpeiſt er Tauſende, die unbekümmert um leibliche Nahrung ihn aufgeſucht hatten, um ſeine wunderbare Lehre zu hören; und Er ſättigt ſie vorbereitend auf jene himmliſche Speiſe der Seelen, die jeden Hunger ſtillt in Ewigkeit und die Er Selbſt iſt. Gott iſt der Feind und Richter des Böſen: die Macht der böſen Geiſter wurde durch die Luft des übernatürlichen Lebens, die aus dem Erlöſungswerke ſtrömt, gefeſſelt und beſchränkt; aber bis dahin herrſchten ſie über die Menſchen in tauſend und tauſend Formen, deren eine die Beſeſſenheit war. Durch ſie nahm der Böſe in geheimniß-

voller Weise Besitz von irgend einem Unglücklichen und unterwarf ihn namenlosen, geheimnißvollen Qualen, dem Leibe wie der Seele nach. Aber der Anhang des traurigen Fürsten der Finsterniß und Lüge mußte weichen aus den armen Gepeinigten, als göttliches Licht und ewige Wahrheit in Christus ihnen entgegen strahlte. Ueberall gaben die Besessenen ein Zeugniß seiner Gottheit ab, so daß es nicht umsonst in heiliger Schrift heißt: „Die Teufel glauben auch, aber zitternd;" liebend nicht. Liebend zu glauben ist das selige Vorrecht des Menschen.

Und welche Wunder wirkt Er in den Seelen. Da ist Er ein Gast des stolzen Pharisäers Simon, der wohl nur aus Hochmuth und Neugier den jungen Rabbi, von dem so Manches gesagt und gehört wurde, an seine Tafel zog, denn mit größter Geringschätzung behandelt er ihn. Mild läßt sich der göttliche Heiland die Vernachlässigung gefallen; da beginnt ein Auftritt ganz erstaunlicher Art! In den Speisesaal tritt zur grenzenlosen Verwunderung der Gäste wie des Hausherrn ein schönes, traurig bekanntes, durch sündhaften Wandel gebrandmarktes Weib, und ohne zu fragen oder zu sprechen oder sich umzuschauen, sondern ganz weltvergessend, wie die großen Schmerzen sind, kniet die Sünderin weinend zu den Füßen des Allheiligen nieder und salbt mit köstlicher Narde und trocknet mit ihrem aufgelösten Haar die göttlichen Füße, die sich würdigen, die harte Erde zu berühren — und steht auf und schweigt und geht von dannen und durch's fernere Leben als eine Heilige. Da sitzt Levi in seinem Zollhäuschen am Thore, gehaßt und verachtet vom Volke, weil der Zoll, der ja immer dem gemeinen Mann besonders drückend und widerwärtig erscheint, den römischen Herrschern zufiel und folglich an die Fremdherrschaft erinnerte. Daß ein Jude für die Römer dies Amt übernahm, empörte noch mehr. Christus geht an dem Häuschen vorüber, sein Blick fällt auf Levi, sein Wort ruft ihn, und der arme, verachtete Zöllner steht auf, verläßt sein Geschäft, seinen Dienst, sein Haus — und wird der Apostel und Evangelist Matthäus. Welch' ein liebliches Bild vor dem Thore von Sichar, der

Jacobsbrunnen mit ſeinem rieſelnden Waſſer unter den Tamarisken! Da ſetzt Chriſtus ſich ein wenig nieder, ganz allein, und wartet. Der Sohn Gottes wartet auf ein armes ſamaritiſches Weib, das leichtſinnig nach ihren verkehrten Neigungen dahinlebt. Sie kommt, ſie ſpricht mit ihm, ſie glaubt, ſie wird eine Bekehrte und eine Bekehrerin ihres Volkes.

Und welch' ein Wunder iſt ſeine Heiligkeit! Will der Menſch erhaben ſein, wie leicht wird er hochmüthig; will er ſich herablaſſen, wie leicht ſtreift er an Niedrigkeit. Aber Chriſtus iſt göttlich erhaben in ſeiner unausſprechlichen Milde und Herablaſſung gegen die größten Sünder, und göttlich demüthig in ſeiner Verklärung bei ſeinen herrlichſten Wundern und bei der grenzenloſen Dienſtfertigkeit, mit der Er Tag und Nacht für Andere lebt, ſei es lehrend, helfend, rathend, ſorgend, heilend, betend. Iſt Er am Tage von einem Orte zum anderen gegangen, ohne Labung — denn Er bat das ſamaritiſche Weib um Waſſer und ſeine Jünger aßen die rohen Getreidekörner — und langt Er Abends an, müde von der Wanderung, der Sonnengluth, dem Staube: ſo kann Er nicht ausruhen, denn Menſchenſchaaren umlagern ſeine Herberge, bittend, flehend, ſchreiend, zudringlich, ungeſtüm. Die Einen tragen Gelähmte und ſchwer Erkrankte in ihren Betten herbei; er ſoll ſie heilen. Andere führen Blinde ihm zu: er ſoll ihnen das Augenlicht geben. Mütter kommen mit ihren Kindern und Säuglingen: er ſoll ſie ſegnen. Leidende kommen, um den Saum ſeines Gewandes zu berühren oder um für ſich ſelbſt oder für die Ihrigen ein Troſtwort zu hören. Heilsdurſtige kommen, um ſich ihm anzuſchließen oder um ihn zu befragen. Auch Neugierige kommen, auch Spötter, um ihn durch ihre Fragen zu verwirren; auch Uebelwollende, um ihn wo möglich auf einem falſchen Schritt oder Wort zu ertappen. Alles Elend der Menſchheit umwogt ihn, weil er es mildert; alles Leid, weil er es theilt. Nie wird er unmuthig, und wenn die Jünger wegen der übermäßigen Beläſtigung einmal die Geduld verlieren und wenigſtens Die wegjagen, welche nicht zu den Hilfsbedürftigen gehören, wie

einſt die Mütter mit den Kleinen: ſo verweiſt er es ihnen, und läßt Jene zurückrufen, um auch deren Wunſch zu erfüllen und die Kinder mit unausſprechlicher Zärtlichkeit zu ſegnen.

Nun verläuft ſich die Menge endlich, froh über die Wunder, die ſie geſchaut hat, während Einzelne gläubig und dankbar den göttlichen Wundertäter als den Meſſias preiſen. Nun wird es ſtill; allein in der Stille der Nacht kommt noch Nicodemus und gewiß mancher andere „Meiſter in Iſrael.“ um ungeſtört — vielleicht auch unbemerkt von Standes- oder Geſinnungsgenoſſen — über Jehova's Verheißung und Erfüllung Zweifel ſich löſen zu laſſen. Dann endlich tritt Ruhe ein! vielleicht ſchläft Er; aber dann „wacht doch ſein Herz.“ Seine ſüßeſte Ruhe iſt die des Gebetes. Um ſie ungeſtört zu finden, flüchtet er ſich oft in klaren Sternennächten auf irgend einen einſamen Hügel des hügelreichen Paläſtina's und ſetzt in ſeinen überhimmliſchen Geſprächen mit dem Vater das Opfer der Hingebung zur Erlöſung der Welt fort. In der Frühe des nächſten Tages tritt er dann wieder ſein Lehramt an, und in dieſen Mühſeligkeiten verfließen die drei Jahre ſeines öffentlichen Lebens unter raſtloſer, unvergleichlich geduldiger Thätigkeit. Wird die Ehre Gottes aus frecher Habgier mit Füßen getreten, dann ſieht man ihn zürnen und die Wechsler und Krämer aus dem Tempel verjagen; ſonſt nie. Mit tiefer Bosheit führen ihm einſt die Phariſäer das unglückliche Weib vor, das nach jüdiſchem Geſetze für ihre Schuld den Tod durch Steinigung verdiente. Er hatte die Nacht im Gebete am Oelberge zugebracht und ſaß, umgeben vom Volke, lehrend im Tempel. Alles horcht lautlos und geſpannt auf ſeine Worte; da nahen ſich lärmende Stimmen und Schritte; Phariſäer und Schriftgelehrte mit Anklägern und Zeugen ſtören die ruhige Verſammlung, indem ſie eine arme Sünderin, die auf böſer That überraſcht iſt, mitten in den Kreis vor Jeſus ſtellen und, mit ſataniſcher Bosheit auf ſeine wohlbekannte Milde rechnend, die Sache ihm vortragen und dann lauernd fragen: „Was ſagſt denn Du?“ — Sie hoffen, er werde das Weib freiſprechen; aber ſie hoffen es

nicht aus Erbarmen mit ihr, ſondern um den Heiland als einen Verächter des moſaiſchen Geſetzes anklagen zu können. Kein Schatten von Unmuth oder Vorwurf wegen einer ſo tiefen Verdorbenheit gibt ſich kund in ſeiner milden Antwort, die das Geſetz unberührt läßt: „Wer ohne Sünde iſt, werfe den erſten Stein auf ſie.“ Alle verſtummen. Die Ankläger, die Zeugen, die Schriftgelehrten, die Phariſäer — Alle ziehen ſchweigend ſich zurück. Das unglückliche Weib, zitternd vor Angſt und Beſchämung, ſteht allein vor Jeſus und harrt, was er nun zu ihr ſagen werde, denn ſie weiß wohl, daß ſie nach dem Geſetz eine todeswürdige Verbrecherin iſt; und das Volk und die Jünger harren mit ihr. Er fragt ſie: „Hat dich Niemand verdammt?“ — „Niemand, Herr.“ — „So will auch ich dich nicht verdammen. Geh'! aber ſündige nicht mehr.“ Und dann wendet Er ſich wieder ruhig zum Volke, und nachdem er das Weib zur Bekehrung und die Anklagenden zur Selbſterkenntniß aufgefordert und die ganze Verſammlung zu verſtärkter Liebe und Bewunderung dieſer Weisheit und dieſer Barmherzigkeit hingeriſſen hat, ſpricht er: „Ich bin das Licht der Welt.“ O wie leicht war das den Augenzeugen ſolcher Begebenheiten zu glauben! ſolche Auftritte machten den Ausruf des Pſalmenſängers wahr: „Gerechtigkeit und Friede umarmen ſich auf ſeinen Lippen.“ Und immer bleibt er in dieſer friedlichen Milde. Die Jünger quälen ihn mit ihren verkehrten Anſichten und ihren unverſtändigen Fragen; Manche laſſen ſich belehren und folgen dennoch nicht ihm nach; Manche folgen ihm nach, unwiderſtehlich angezogen von dem Zauber ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Rede, aber nicht feſt im Glauben an die göttliche Wahrheit ſeiner Lehre, und ſie fallen ab.

Endlich kommen die unerhörten Seelenleiden ſeiner letzten Stunden: ein Jünger verräth ihn, ein Jünger verläugnet ihn; Hohe und Niedere mißhandeln ihn an Leib und Seele; das Volk, dem er nur wohlgethan hat, verkriecht ſich ſcheu und furchtſam und läßt einer Rotte von Böſewichtern freie Hand, ſtatt ſich zuſammen zu ſchaaren und ihn von Pilatus zu fordern. Mit Bitterkeiten wird ſein Herz

zum Ueberfließen getränkt, und nie äußert sich dies göttliche Herz anders, als durch namenlose Milde! Diese herzzerschmelzenden Tugenden und dies rührende Leben eines Gottes bewirken denn auch, daß es keinen leidenden Menschen auf Erden gibt, der sich nicht zu Ihm hingezogen fühlt. Es gibt nur ein Mittel, um Ihn nicht zu lieben, und das ist — Ihn nicht zu kennen.

Aber welch' ein Wunder von Göttlichkeit ist seine Lehre. Religionssysteme und Sittenlehren außerhalb des Christenthums können etwas Gutes und Weises haben, wie einzelne Goldkörner im breiten Strome schwimmen; sie können auch einzelnes Gute und Kluge hervorrufen; aber den Menschen in seinem innersten Wesen gut und weise machen, das können sie nicht, weil sie eben nicht in der Offenbarung der Güte Gottes, der Wahrheit Gottes wurzeln. Sie sind Erfindungen, oft recht künstliche, des Menschengeistes, der innerhalb gewisser Grenzen wohl scharf, doch über sie hinaus nichts wahrnimmt. Kommt ihm an jener Grenze nicht die Offenbarung entgegen, nimmt er sie nicht als ein übernatürliches Licht mit dem Auge des Glaubens voll und innig in sich auf, bleibt er in seiner natürlichen Erkenntniß beschränkt und befangen: so hält er seine Träumereien und Spitzfindigkeiten für Erleuchtung und verwirrt durch sie das natürlich Gute und Kluge, was sein System etwa haben konnte. Daher diese unglaublichen, unsinnigen Widersprüche, Verkehrtheiten, Albernheiten in den vorchristlichen oder unchristlichen Lehrsystemen eines Zoroaster oder Muhamed, indischer oder griechischer oder moderner Weltweisen. Neben einem schönen Bilde, einem tiefen Gedanken taucht plötzlich ein Zerrbild auf und eine Posse. Einen Augenblick ist man gefesselt worden, um desto schärfer abgestoßen sich zu fühlen. Je mehr man nach Einheit und Vollkommenheit sucht, desto mehr vermißt man sie. Um so mehr man sich bemüht, ein harmonisches Ganze aus den einzelnen Theilen zusammen zu setzen, desto gründlicher wird man gewahr, daß es unmöglich ist, weil sich aus Bruchstücken von Marmor, Lehm, Holz und

Steinen kein feſter Bau aufführen läßt. Je tiefer ſich der Menſch in dieſe Welt der Trümmer und der Dämmerung verſenkt, deſto unklarer und unbefriedigter wird er ſelbſt. Aber bei der Lehre Jeſu iſt es gerade umgekehrt; die wird, wie der Sternenhimmel, immer ſchöner, lichter, glanzvoller, erhabener, je länger man ſie betrachtet und ſtill in ihre geheimnißvolle Herrlichkeit ſich verliert; und ihre Einheit, ihre Vollkommenheit übt eine ſolche Gewalt, daß ſie die Seele ergreift, durchdringt, belebt, beflügelt und in dem Maße als dieſe ſie in ſich aufnimmt, ſie zu den höchſten Höhen des Geiſtes und der Heiligkeit emporhebt. Das Göttliche dieſer Lehre Jeſu iſt eben, daß Gott ſie offenbart und ſie Ihn. Was Gott im Alten Bunde zu dem Prieſtergeſchlechte des iſraelitiſchen Volkes, zu den Leviten ſprach, die im Tempel zu dienen hatten: „Ihr ſollt heilig ſein, denn Ich bin heilig;“ (III Moſ. 11, 45.) das entwickelt ſich im Neuen Bunde zur Forderung an die ganze chriſtliche Menſchheit, die durch Chriſtus zu einem myſtiſchen Prieſterthum und zu einem Königreiche geweiht iſt (Off. 1, 6.), worin der alte ſündige Menſch nicht mehr vor dem Angeſichte Gottes erſcheinen, nicht mehr zur Herrſchaft kommen darf. Der Wiedergeborene darf nicht entarten. Darum machte ſich das ewige Wort Selbſt zur Lehre des Menſchen, als Chriſtus ſprach: „Folge Mir nach.“ Nicht bloß zum Lehrer, der Vorſchriften gibt, und allenfalls Anleitung wie ſie zu befolgen ſind; ſondern zur weſentlichen Lehre macht ſich das ewige Wort, indem es die Nachfolge verlangt, und weiter nichts; aber es iſt die Nachfolge des menſchgewordenen Gottes!! Dadurch iſt der Menſchheit ein übernatürliches Tugendziel geſetzt worden: die Heiligkeit. Um es ihr für ewig ebenſo unvergeßlich als anſchaulich zu machen und es in einem Höhepunkt zuſammen zu drängen, liegt der Calvarienberg da, wo Chriſtus „gehorſam bis zum Tode am Kreuze“ ſein wollte, um, „wenn Er von der Erde erhöhet ſein werde, Alles an ſich zu ziehen.“ Und die chriſtliche Menſchheit, dieſe myſtiſche Braut des Hohenliedes „eilt dem Duft der Salbungen des Vielgeliebten

nach," dem Duft, der aus dem göttlichen Blute himmliſch berauſchend vom Kreuze herabſtrömt und ſie unwiderſtehlich drängt und lockt und zieht, ſich ſündenrein zu baden in dieſem Blute, ſich unterzutauchen in dieſem Arom von Heiligkeit und ſich durch Nachbildung und Nachahmung, zufolge des unveränderlichen Geſetzes der Liebe, dem Vielgeliebten ähnlich zu machen und das Ideal, das Er iſt und das Er aufſtellt, in ſich zu verwirklichen. Welch' eine unerhörte Macht, welch' eine Gottesoffenbarung liegt darin: ſeit faſt zweitauſend Jahren am Kreuze zu hängen, verachtet, mißhandelt, gehöhnt, entſtellt, durchbohrt, und gerade in dieſer erbarmenswerthen Geſtalt nicht bloß als der Erlöſer dankbar angebetet zu werden, ſondern das Ideal zu ſein, nach welchem ſich jede gute, edle, reine, chriſtliche Seele zu bilden ſucht. Welche Erziehungspläne nach ſorgſam erklügelten Geſetzen hat nicht Menſchenweisheit, abgelöſt von Gott, ſchon erſonnen und in Anwendung gebracht! In irgend einem Winkel der Erde führte der Erfinder ſie aus und wenn nach ſeinem Tode eine Generation oder zwei noch danach gebildet wurden, ſo war bereits ſo viel Neues und Fremdes hinzugekommen, daß das Alte unverſehens entſchwunden war, ein Schickſal, dem übrigens ſehr bald das alternde Neue ebenfalls unterliegt. Menſchen, die das Unglück hatten, nach ſolchen Principien erzogen zu werden, wiſſen im Alter nichts mehr von dem Ideal ihrer Jugend, oder verabſcheuen es, oder verleugnen es, oder hatten überhaupt niemals eines. Aber Chriſtus am Kreuze iſt der Bildner und Erzieher der vergangenen wie der zukünftigen Jahrtauſende, für Jugend und Alter, für Reiche und Arme, für Könige und Bettler, für Weiſe und Einfältige; und trotz der Höhe, auf welcher er das Ideal hingeſtellt hat, ſchreckt er Niemand von dem Beſtreben ab, es zu erreichen, nicht den größten Sünder, nicht das gebrechlichſte Weib. Seine Vorſchriften ſind doch ſehr entſchieden und laſſen keine Ausflüchte. „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt und Gott über Alles." Wie hart iſt das für den egoiſtiſchen Menſchen, der nur ſich, und für den Sinnenmenſchen, der nur Sichtbares lieben mag!

Aber Er hängt ja am Kreuze, weil Er dieſer Vorſchrift zuerſt nachkam und, die Ehre Gottes über Alles liebend, die Sünde des Nächſten ſühnend auf ſich nahm. Oder: „Wer Vater und Mutter mehr liebt, als Mich, iſt Meiner nicht werth.“ Welch ein Griff ins Herz hinein iſt das! welch ein Opfer ſchöner und reiner Bande wird da begehrt! Durfte Er es begehren, Er, der da am Kreuze hängt, wenn Er nur Menſch wäre, und würde ſich dann nicht jedes Menſchenherz wider Ihn empören? Nun aber iſt Er Gott, und jedes Menſchenherz fühlt, daß es der Ewigen Liebe mehr angehöre und mehr ſich ihr hingeben müſſe, als irgend einer vergänglichen Liebe hienieden; und ſo tritt es denn getroſt ſeinen Kreuzweg an, den unüberſehbaren, wunderſamen, den Millionen gewandelt ſind und den Millionen wandeln werden, und auf dem Jeder zu ſeinem myſtiſchen Calvaria gelangt, wo ſein Kreuz ſteht unter dem Kreuze ſeines Gottes. Nicht bloß die Martyrer, nicht bloß die gewaltigen Büßer, die ſtillen Einſiedler der erſten Zeiten des Chriſtenthums haben Alles verlaſſen, haben Alles Irdiſche geopfert, ſogar das Leben, um dieſen Kreuzweg zu gehen und Gott allein zu lieben: ſondern unzählige Chriſten, ganze Heere von Miſſionären, von Prieſtern, von Ordensleuten beiderlei Geſchlechtes, von ſtillen, demüthigen Seelen, deren Namen die Welt nie gekannt oder längſt vergeſſen hat, und die zu allen Zeiten nach Tauſenden zählen, tauſend mehr, tauſend weniger, immer nach Tauſenden, ſie gehen auf dieſem wunderſamen Kreuzwege, deſſen Dornen ihnen lieblicher ſind als Roſen und deſſen Myrrhen ihnen ſüßer ſchmecken „als Honig und Honigſeim,“ zur ſtillen Verwirklichung ihres Ideals aus. Weil Er Gott iſt, der da am Kreuze hängt, ſo iſt Er treu, ſo gibt Er Kraft, um Das zu erfüllen, was Er verlangt und fordert, und dieſe Kraft iſt die heiligmachende Gnade.

Das chriſtliche Ideal iſt die Heiligkeit und ſie beſteht in der durch göttliche Kraft getragenen und entwickelten menſchlichen Vollkommenheit in allen Tugenden. Dahin zu ſtreben, iſt des Strebens einer Seele werth, die nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen iſt. Dafür zu leben,

iſt des Lebens eines Menſchen werth, der für ein ewiges Leben beſtimmt iſt. Und dies Streben wird geweckt unter den widerſprechendſten Verhältniſſen, und dies Leben wird befolgt unter den ſchwierigſten, mühſeligſten Bedingungen, weil der menſchgewordene Gott am Kreuze hängt. Wo ſind die Machthaber der Erde, die ſich eines ſolchen Triumphes ihrer Geſetze rühmen dürfen? die eine ſolche Einheit der Bewegung nach einem übernatürlichen, allen irdiſchen Neigungen entgegengeſetzten Ziele hervorgerufen hätten? Und welche Einheit der Liebe verbindet die chriſtliche Menſchheit ſeit zweitauſend Jahren! Was iſt die menſchliche Liebe, abgelöſt von Gott? eine traurige Leidenſchaft, ein blinder Egoismus, Sünde. Was iſt die menſchliche Liebe, als bloß natürliche Tugend, die nur den irdiſchen Beziehungen ſich zuwendet? ach, ſehr wenig! ſie hält kaum aus für's Leben zweier Freunde, zweier Gatten; ſie hält eine Familie zuſammen kaum ſo lange die Eltern leben, höchſtens noch die Kinder, die Geſchwiſter; allein deren Kinder fühlen ſich ſchon durchaus nicht mehr unter einander verbunden als Glieder einer und derſelben Familie, und die Blutsverwandtſchaft hat fortan mehr Geltung für den Stammbaum, die Succeſſion, die Erbſchaft, als für die Einheit des Lebens.

Aber die übernatürliche Liebe, d. h. die Liebe als Tugend, wie ſie Chriſtus gelehrt, geübt und in's Herz der chriſtlichen Menſchheit gegoſſen hat, macht aus ihr ſeit zweitauſend Jahren eine Familie von Brüdern, in der ſich Jeder als ein Glied eines und deſſelben myſtiſchen Leibes fühlt und als ſolches ſeinen Antheil empfängt an allen deſſen übernatürlichen Freuden und Schmerzen, Beraubungen und Tröſtungen, Kämpfen und Niederlagen oder Siegen. Dieſe Liebe iſt eine Kette, in welche ſich die zahlreiche geſegnete Familie, wie der einzelne verwaiſte Menſch zu jeder Zeit, unter jedem Himmelsſtriche, auf jeder Stätte des Erdbodens hinein ſchlingt; iſt eine Kette, welche eine Generation von der anderen empfängt, an welcher Jahrhundert auf Jahrhundert einen neuen Ring bildet, und in welche Millionen auf Millionen ſich freudig ſchmiegen, die ſich unter einander

nie gekannt, nie gesehen haben, in Zeit und Raum sich auch nie sehen können, und dennoch aus dieser wundersamen unwandelbaren Einheit die Kraft ihres Lebens schöpfen und die Liebe ihres Herzens in sie hineingießen. Als ein Glied dieser Liebeskette liebt der Missionär die Seelen jenseits des Oceans, unter dem Aequator und dem Nordpol, und geht heroisch für sie dem blutigen Martertode zu; liebt der Priester seine Heerde und nimmt in Demuth stille unsägliche Marter an, wenn seine traurigen Blicke auf so manches Schäflein fallen, das unter die Dornen der Verirrung gerathen ist; liebt die barmherzige Schwester den armen Kranken, dem sie die Pflege der Schwester, und das verwaiste Kind, dem sie die Zärtlichkeit der Mutter ersetzt; liebt der Ordensmann die ganze Menschheit, wenn er lehrend, predigend, die Sacramente spendend, unermüdlich von einem Orte zum anderen sich schicken läßt, um den Seelen zu dienen; liebt die Trappistin, die Carmelitesse die ganze Menschheit, wenn sie ihr Leben Tag und Nacht in Buße und Gebet verzehrt für die Seelen, welche nicht Buße thun und nicht beten; liebt der schlichte, einfache, unbekannte Christ die ganze Menschheit, wenn er ein barmherziger Samaritan an seinem leidenden Nächsten wird und dessen Wunden an Leib oder Seele mit dem Oele frommer Liebe zu heilen sucht. Welcher Machthaber, Gesetzgeber, Monarch hätte eine solche Einheit der Liebe nicht bewerkstelligt, o nein, nur angeregt! Keinem ist je so etwas eingefallen. Sie ist die Erfindung eines Gottes, die That eines Gottes. Wie der Vater in ihm war, so wollte Christus in den Seinen sein. Das sagte Er und Er hielt Wort. Er gab sein Blut hin zur Genugthuung für einen Jeden; dadurch wurden Alle Erlöste und befähigt für die Einheit der Liebe. Er goß sein Blut durch die Sacramente in jedes Herz, das nach der Frucht der Erlösung, nach der Heiligung verlangt; dadurch wurde es ein lebendiges Glied in der Liebeseinheit; so daß deren Centrum das Herz eines Gottes, und deren Kitt das Blut eines Gottes ist. Wie könnte sie wohl sonst bestehen von jener ersten

Gemeinde zu Jeruſalem an, „die ein Herz und eine Seele war," bis zur heutigen Stunde? und darüber hinaus bis zum Ende der Tage?

So war Chriſtus Gott und offenbarte es in ſeinem Leben, in ſeiner Lehre, in ſeinen Wundern auf die Natur und in den Seelen. Er war es in ſeinem Tode, bei all' deſſen ſchauerlichen, herzzerreißenden Umſtänden und in jedem Augenblicke ſeines bitteren Leidens! Als die Schergen ihn in Gethſemane aufſuchen, gibt Er ſich ſelbſt zu erkennen und gefangen; ſie aber ſtürzen zu Boden wie angedonnert von der unſichtbaren Gottheit. Einfach und ruhig bejaht Er die beſchwörende feierliche Frage des Kaiphas durch ſein „Du ſagſt es;" denn Er ſelbſt hatte ja ſchon wie oft geſagt, daß Er der Sohn Gottes ſei. Dann verſenkt Er die ganze Majeſtät der Gottheit in den Abgrund eines unausſprechlichen, unerhörten, übermenſchlichen Leidens, der ſo tief wie die Sünde iſt und der den Entſündiger gleichſam begräbt in der Eſſenz der Qualen, welche einzeln die Sünde in jedem Einzelnen des Menſchengeſchlechtes ſtrafen ſollten. Dann verſcheidet Er am Kreuze, und die Natur verſinkt in Trauer über die Miſſethat. Die Sonne zieht ihre Strahlen vor dem Gottesmorde ſcheu zurück. Die Felſen ſpalten ſich voll Entſetzen über die Herzenshärte der Menſchen. Die Gräber öffnen ſich vor dem Ueberwinder des ewigen Todes und die Todten erwachen und wandeln vor dem ſterbenden Herrn des Lebens. Nach drei Tagen aber geht in verklärter Menſchheit der Gott aus dem Grabe, und nach vierzig Tagen mit ihr in den Himmel hinauf; und jetzt erweiſt Er ſeine Gottheit in dem Alles neu geſtaltenden Einfluſſe auf die Menſchheit, die nun liebt, was ſie früher gehaßt hat: Niedrigkeit, Armuth und Entſagung; die nun verachtet, was ſie früher werthgeſchätzt hat: Freuden der Sinnlichkeit, Genüſſe des Hochmuthes, vergängliche Güter.

Aber wie, aber wodurch übt Er dieſen ungeheueren Einfluß? Er iſt hinweg! Er wandelt nicht mehr in bekannter vertrauter Menſchengeſtalt auf Erden und ſpricht nicht mehr

mit Menſchenlippen und Menſchenwort. Wie kann dieſer weltumgeſtaltende Einfluß durch die Jahrhunderte dauern und welch' Organ findet er, um rein die Offenbarung wiederzugeben? Oder iſt das Werk der Erlöſung damit abgethan, daß Er während drei und dreißig Jahren auf Paläſtina's Fluren wandelte und dann litt und ſtarb zur Genugthuung für die Beleidigungen Gottes durch die Sünde? — Der Gott, der da mit unerſchöpflicher Güte Sorge trägt, daß im Werke der Schöpfung kein Wurm, kein Vögelchen beeinträchtigt werde und kein Sandkorn aus dem Geleiſe rolle und kein Sonnenſyſtem in das erſte Chaos zurückſtürze, der Gott wird das größere, wunderbarere, herrlichere Werk der Erlöſung mit unausſprechlicher Liebe, wie Er es begonnen hat, fortführen. Denn es iſt nicht damit abgethan und abgeſchloſſen, daß das ewige Wort Menſch wurde und für die Sünden der Menſchheit genug that; ſondern weil Er für ſeine göttliche Perſon das Fleiſch annahm, ſo befähigte Er das Fleiſch überhaupt, wiederum das Göttliche anzunehmen und ſich dem Göttlichen einzuverleiben. Das wie? das wodurch? mußte der Menſchheit gelehrt werden durch Wort und That. Damit dies Wort nie verſtumme und nie lüge, und die That nie aufhöre und nie weſenlos werde, bildete Er ſelbſt die Anſtalt, der Er durch ſtellvertretende Gehilfen unter der Leitung des heiligen Geiſtes die Fortſetzung ſeines Werkes bis zum Ende der Tage anvertraute. Gerade ſo demüthig und unſcheinbar wie ſein Eintritt ins irdiſche Leben geweſen war, ſollte auch der Beginn dieſer göttlichen Stiftung ſein. Die Auserleſenſten ſeiner Jünger, nur zwölf Männer, die Er gewählt, belehrt, geheiligt hatte, beſtimmte Er zu deren erſten ſichtbaren Trägern und zu ſeinen Nachfolgern im Lehramte, im Hohenprieſteramte; und übergab ihnen zur Fortſetzung ſein Wort und ſeine That. Das Wort iſt die Predigt des Evangeliums; die That iſt die Darbringung des ewigen Opfers, des unblutigen Kreuzopfers, in welchem Gott immer wieder und wieder die Geſtalten der Sichtbarkeit annimmt, um zugleich ſeine Menſchwerdung und ſeinen Erlöſungstod in geheim-

nißvoller Weise zu erneuern und um durch seine fortgesetzte Verabgründung in irdische Gebilde, das Gebilde von Fleisch und Blut, den Menschen, an Sich zu ziehen, in Sich zu verabgründen, in Sich umzubilden. Dies Opfer, diese ewige Liebesthat Gottes, ist die Grundlage und das Ziel der Predigt des Evangeliums; Grundlage: die Vernichtigung des Gottessohnes aus Gehorsam und Liebe zum Vater und zu den Menschen — die Erlösung; Ziel: die Vernichtigung des natürlichen Menschen im liebeentflammten, opferwilligen Glauben an diesen Erlöser — die Heiligung. „Wer Mein Fleisch ißt und Mein Blut trinkt, der bleibt in Mir und Ich in ihm;" diese Verheißung hatte Er gegeben, folglich wollte Er sie erfüllen und die Weise, wie das geschehen solle, zeigte Er beim heiligen Nachtmahl, vor seinem bitteren Leiden an, als Er sprach: „Dies ist Mein Leib" und den Jüngern das gesegnete Brod zum Genuß reichte. Wie Er die Apostel zu seinen Nachfolgern in der Predigt des Evangeliums machte, so weihete Er sie auch zu seinen Nachfolgern im hohenpriesterlichen Amte, um auf dem Altare das Opfer darzubringen, das Er selbst ist, worin Er sich zugleich Gott und den Menschen hingibt, Gott zur Sühne, den Menschen zur Entsündigung und wodurch Er seine Verheißung vollzieht „in ihnen zu bleiben" oder auch, wie Er an einer anderen Stelle sagt: „zu kommen und mit dem Vater bei ihnen Wohnung zu nehmen." Die Apostel waren die Organe, welche Er zur Verbreitung seiner Lehre, und die Werkzeuge, welche Er zur Vermittelung seines Opfers durch das heilige Sacrament des Altares für alle Völker und Zeiten der Welt einsetzte; eine Einsetzung, die selbstverständlich eine Uebertragung und Weiterführung des Apostolates unter mannigfachen, an heilige Weihen gebundenen Gnadengaben des heiligen Geistes in sich schließt. Eine derselben ist die wechsellose Unfehlbarkeit der geoffenbarten Lehre. Christus verhieß dem samaritischen Weibe diese Lehre als ein „Wasser des ewigen Lebens." Der heilige Geist erfüllt die Zusage, indem er über diesem Lebensquell, den das Apostolat bewahrt, schwebt und ihn durch

göttliche Kraft rein erhält von jeder Trübung, Fälschung und Vermischung mit irdischer Zuthat des menschlichen Geistes. Wer von diesem reinen Wasser trinkt, d. h. an die Lehre glaubt, und wer das Fleisch des Gottessohnes genießt, das im heiligen Opfer ihm dargeboten wird, der gehört zum mystischen Leibe Christi, wie die Rebe zum Weinstock, und ist ein Glied dieses wunderbar herrlichen Leibes, der sich durch Zeit und Raum immer größer, immer gliederreicher ausbreitet, jeder Ordnung des Lebens ihre genügende und angemessene Wirksamkeit einräumt, vom Apostelfürsten an bis zum schlichtesten Gläubigen herab, und der einst alle diejenigen Glieder, die hienieden im Glauben und in der Gnade ihrem unsichtbaren Haupte Christus treu gewesen sind, in die Glorie erhebt und in die Anschauung Gottes von Angesicht zu Angesicht versetzt.

Dieser vielgegliederte mystische Leib Christi, über den Er alle seine Liebe ausgegossen und die Er, wie ein Bräutigam die Vielgeliebte, mit einer Ueberfülle von Gaben geschmückt hat, ist die heilige Kirche. Sie ist die zweite Schöpfung, die Gnadenschöpfung Gottes. Sie ging hervor, nicht wie die erste Schöpfung, aus den Wassern: sondern aus dem Blute des menschgewordenen Gottes. Hat nun die erste Schöpfung nichts zu fürchten von einigen Orkanen, Erdbeben, Kometen oder anderen Naturerschütterungen, um wie viel weniger wird diese zweite Schöpfung für ihre ungetrübte Fortdauer zu fürchten haben, wenn auch durch ihr Reich, die sittliche Welt, Stürme brausen, Vulkane sich ergießen und Irrsterne fliegen sollten. Gott Selbst hat ihr die Bestimmung, die Vollmacht, die Kräfte gegeben, den Plan seiner Liebe für die Menschheit auszuführen; folglich muß sie bestehen bis zu jenem Tage, wo der Herr als Weltrichter erscheinen und unsere Erde ihren Untergang finden wird. Die erste Schöpfung geht nicht zu Grunde, denn Gott hält und trägt sie. Die zweite Schöpfung kann noch viel weniger zu Grunde gehen; denn nicht nur, daß Gott auch sie hält und trägt: sie trägt und hält sacramentalischer Weise ihren Gott und Herrn; sie trägt und hält den zarten heiligen Frohn-

leichnam auf ihren Altären, in ihren Tabernakeln, in den Herzen ihrer Gläubigen durch die Jahrtausende, bis Er einst die Schleier der hinsterbenden Aschenwelt hebt, und die Braut, die ihn hienieden leidend und liebend getragen und umfangen hat, triumphirend in das Reich der Ewigkeit einführt. Der heilige Frohnleichnam ist das Siegel Gottes, womit er die Lehre Christi zu einer göttlichen Urkunde stempelt. Wo diese vom ewig frischen, reinen, lebendigen Hauche des heiligen Geistes durchathmet und beseelt, als Offenbarung geglaubt und mit allen ihren Konsequenzen angenommen wird, da ist die christliche Kirche, die Gemeinschaft aller Gläubigen an den menschgewordenen Gottessohn Christus. Dieser Glaube ist die Bedingung des ewigen Heiles für die ganze Menschheit. Als Christus auf Erden wandelte, knüpfte Er fast immer alle Gnaden, die Er spendete, an den Glauben. „Dir geschehe, wie du geglaubt hast." Oder: „Dein Glaube hat dir geholfen." Oder auch verweisend: „O ihr Kleingläubigen!" das sind Worte, mit denen der göttliche Erlöser häufig seine Wunder begleitet, noch bevor Er ausdrücklich spricht: „Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden." Es entsprach also nur seiner Liebe, daß Er eine Veranstaltung traf, welche diesen einen, zur Seligkeit nothwendigen Glauben über alle Wandelbarkeit feststellte. Er knüpfte diese Veranstaltung ganz einfach an das apostolische Lehramt unter dem Gnadenbeistande des heiligen Geistes. Die Apostel waren seine Nachfolger in dem Amte, alle Gnadenquellen zu spenden, welche Er geöffnet hatte und deren Umfang, Inhalt, Wirkung, Geheimniß und Bedeutung sie kannten. Indem sie dies Amt mit jener übernatürlichen Vollkommenheit vollzogen, welche die heidnische Welt zu christlichen Heiligen umzauberte, wurden sie, als die Urheber dieses neuen geistigen Lebens, die Väter der Gläubigen, und, da die Gemeinschaft der Gläubigen die Kirche ist, **die Väter der Kirche**. Väterlich liebend, belehrend, zurechtweisend, anordnend, rathend, ermahnend, mit väterlichem Herzen Sorge und Kummer, Schmerz und Aengste um ihre übernatürlichen,

durch das Evangelium ihnen geschenkten Kinder tragend, leben sie das Opferleben ihres Meisters, sterben seinen Opfertod und bilden die Wurzel des großen, majestätischen Stammbaumes, der sich seitdem mit tausend und tausend Aesten, aber dennoch in heiliger, wechselloser Einheit, über den ganzen Erdboden und durch alle Generationen der Menschheit verbreitet und dem damals, wie jetzt und wie dereinst, alle apostolischen Väter der Gläubigen, alle Vorsteher der Kirche angehören.

Es ist durchaus keine willkürliche Annahme, daß die ersten Apostel darauf bedacht waren, sich Nachfolger zu bestellen, die für denselben Beruf und mit derselben apostolischen Weihe, Gewalt und Vollmacht ausgestattet, in ununterbrochener Reihe das Apostolat fortsetzten. Ohne dasselbe wäre die junge Pflanzschule der Kirche verkümmert untergegangen. Sollte sie bestehen für ewige Zeiten: so mußte sie auch ihre apostolischen Väter, Lehrer und Hirten für ewige Zeiten haben. Der Schüler und Nachfolger des heiligen Petrus, Clemens von Rom, von dem der heilige Paulus in seinem Briefe an die Philipper sagt, sein Name sei in das Buch des Lebens verzeichnet; dieser heilige Clemens schrieb um das Jahr 68, nach der großen Neronianischen Christenverfolgung, einen Brief an die Gemeinde zu Corinth, um in derselben unruhige, neidische Gesinnungen der Laien gegen ihre Priester zu beschwichtigen. In diesem Schreiben, das noch nach Jahrhunderten in solchem Ansehen stand, daß es wie die apostolischen Sendschreiben beim christlichen Gottesdienste vorgelesen wurde, sagt Clemens unter Anderem: „So war der Wille Gottes: er sandte Christus und Christus die Apostel. Durch das Wort Gottes gestärkt, im Glauben überzeugt durch die Auferstehung des Herrn, erleuchtet durch den heiligen Geist, gingen sie in die Welt hinaus, nachdem sie den Auftrag empfangen hatten, und verkündeten die Ankunft des Reiches Gottes. Sie predigten auf dem Lande und in den Städten das Evangelium und setzten die Erstlinge der Bekehrten, Bischöfe und Diakonen, über die Gläubigen. Erleuchtet durch

unseren Herrn Jesum Christum, erkannten die Apostel, daß möglicher Weise wegen der Wahl eines Bischofes in der Folge Uneinigkeit entstehen könne; deshalb stellten sie selbst Bischöfe als ihre Nachfolger auf und setzten für die Zukunft die Regel der Nachfolge fest, daß man an die Stelle der Verstorbenen andere bewährte Männer von reinem Wandel, Demuth, Uneigennützigkeit, Friedensliebe und musterhaften Sitten zu Nachfolgern im Amte erwählen solle. Theils wurden diese von den Aposteln, theils von anderen ausgezeichneten Männern mit Einwilligung der ganzen Kirche erwählt, um der Heerde Christi vorzusteben. Der Hoheprieſter (Bischof) hat sein Amt, den Priestern ist ihr Platz angewiesen, die Diakonen haben ihre Obliegenheiten und der Laie hat seine Pflichten zu erfüllen. Der Herr wollte nicht, daß sein Opfer ohne Ordnung dargebracht werde."

Nach Clemens geben die ältesten Quellen der christlichen Kirche eine Menge Zeugnisse, daß das apostolische Vorsteheramt mit der größten Umsicht besetzt wurde. Hatte der Tod einen Bischof von seiner Gemeinde abgerufen, so ging eine sorgfältige Berathung befreundeter und benachbarter Bischöfe mit Priestern und Diakonen vorher, zu der auch das christliche Volk gezogen wurde, das zu seinem Hirten eben in dem innigen Verhältniß zärtlicher und ehrerbietiger Kinder zum Vater stand. Auf die Berathung folgte eine wohlgeordnete Wahl und dann die heilige Consecration oder Ordination, die durch drei Bischöfe verrichtet wurde durch Auflegung der Hände und Gebet nach langem und strengen Fasten. Zuweilen vollzogen auch noch mehr Bischöfe die heilige Feier; aber wegen der unruhigen, drangsalvollen Zeiten, welche die Vereinigung mehrerer Bischöfe manchmal unmöglich machten, war auch die Consecration durch einen einzigen gestattet. So pflanzte sich das Apostolat mit der Kirche und in ihr fort. Von diesem Ursprunge stammen alle Bischöfe ab, die in rechtmäßiger, vorgeschriebener Weise gewählt und geweiht sind. Durch die Händeauflegung erhalten sie die Gnade des heiligen Geistes, Hirten, Lehrer und Väter ihrer Kirchen zu sein. Und da jede

besondere Kirche der großen Gemeinschaft und Einheit der ganzen Kirche angehört; und da die Leitung und Regierung derselben eine ganz milde, väterliche, liebevolle ist: so ist jeder Bischof, der jüngste wie der älteste, im neunzehnten Jahrhundert wie im ersten, eben darum auch ein Kirchenvater. In früheren Zeiten gaben ihm auch die Christen keinen anderen Namen als Vater, ehrwürdiger Vater, heiliger Vater, und für Denjenigen, der als Nachfolger des Apostelfürsten auf dem Bischofstuhle des heiligen Petrus in Rom sitzt und als solcher der Vater der ganzen Christenheit, der Hirten und Heerden, der Bischöfe und Kirchen ist, für den Papst hat sich die liebliche Benennung „heiliger Vater" bis zur Stunde bei allen Völkern erhalten. Sie ist der ächte Ausdruck für das ursprüngliche Verhältniß, das zwischen den Gläubigen der ersten Jahrhunderte und ihrem geistlichen Oberhirten bestand und das, wie Alles, was in Christus gegründet ist, eine idealische Vollkommenheit hatte. Als der herrliche Cyprian, Bischof von Karthago, zum Martertode geführt wurde, rief seine ganze Gemeinde, die alle Straßen und Zugänge seines Hauses umlagerte, einstimmig mit schmerzlicher Begeisterung: „O kommt! wir wollen mit ihm sterben!" So recht wie die Liebe des heiligen Geistes selbst, flammend und rein, und ein Abglanz der Liebe, die Christus mit seiner Kirche verband, war die Verbindung des Bischofs mit der ihm anvertrauten Heerde, für deren übernatürliche Innigkeit jener Ausruf ein glänzendes Zeugniß ablegt. Sie war die Blüthe der Einheit im Glauben. Der Vermittler und Lehrer dieses einen, reinen Glaubens, des abgeschlossenen Ganzen, was Christus gewirkt, offenbart und zu glauben befohlen hat, und zugleich der sichtbare Mittelpunkt der Einheit, war jeder Bischof in seiner Kirche. Die Apostel theilten die Glaubenslehre ihren Jüngern mit, diese wiederum ihren Schülern, und solche Männer, die von den ersten Nachfolgern der Apostel in der Heilslehre unterwiesen waren, wählte man vorzugsweise gern zum bischöflichen Amte, weil sie dem Urquelle aller Wahrheit der Zeit nach näher standen. Diese

wählten und weihten zu Mitarbeitern Presbyter und Diakonen, aus denen ſpäter ihre Nachfolger wurden, und ſo ging die heilige Ueberlieferung der Offenbarung in Wort und Schrift, getragen auf den Flügeln des heiligen Geiſtes, mit der demüthigen, zarten Ehrerbietung behandelt, welche dem Göttlichen gebührt, unangetaſtet von einem Vater der Kirche auf den anderen über. Ein Jeder war wie ein Stern, der ſein Licht von der Sonne Chriſtus empfängt, und wie das ganze Planetenſyſtem nur durch die Sonne exiſtirt und leuchtet: ſo lebten und webten dieſe Sterne der Erde in dem Gnadenſtrahle, den der heilige Geiſt ihnen zutrug, damit ſie dies übernatürliche Licht in dem Kreiſe verbreiteten, den jeder von ihnen zu erleuchten hatte: in ſeiner Kirche. Auf ſolche Weiſe war es dem geheiligten Sinn, dem gottzugewendeten Herzen nicht ſchwer, die überlieferte Glaubenslehre treu zu bewahren: die Uebereinſtimmung mit der apoſtoliſchen Tradition war ihr Prüfſtein, und dieſe apoſtoliſche Tradition in vollkommener Unverſehrtheit bewahrte diejenige Kirche, welcher der vom Herrn ſo hoch begnadete Apoſtel Petrus vorſtand: Rom. Sie wurde, weil ſie die Kirche des Petrus war, von dem ganzen chriſtlichen Alterthume als die Mutterkirche des Chriſtenthums betrachtet, welche die Obliegenheit hat, wie eine edle, hochherzige Mutter die heiligen Traditionen der geſammten chriſtlichen Familie zu bewahren. Einige Jahrzehente nach dem Tode des armen Fiſchers von Galiläa in der Hauptſtadt der Imperatoren, während aller Drangſale der Verfolgung und aller Unſicherheit der Zuſtände und Verhältniſſe, ſtand dies eine, der Vorrang Roms, ſchon ſo feſt, daß Ignatius, Biſchof von Antiochien, ſein Schreiben an die Römer mit dem Gruße beginnt: „An die Kirche, welche durch die Herrlichkeit des allerhöchſten Vaters und durch ſeines einzigen Sohnes Jeſu Chriſti Barmherzigkeit, in Rom Vorſteherin des Liebesbundes der Chriſtenheit iſt.“

Ignatius war ein Schüler des Apoſtels Johannes, war Biſchof derjenigen chriſtlichen Kirche, der Petrus zuerſt und früher als der römiſchen vorgeſtanden hatte; er wird wohl gewußt

haben, was er ſagte, und warum, indem er der römiſchen Kirche den Vorrang gab vor Antiochien. Er ſchrieb auch nicht der chriſtlichen Gemeinde zu Rom, um ihr zu ſchmeicheln oder um ſie für ſich zu gewinnen; ſondern er ſchrieb mit Ketten an der Hand auf dem langen, langen Marterwege, den er zu machen hatte, um in Rom vor die Löwen geworfen zu werden; und ſein Schreiben hat gar keinen anderen Zweck, als den, die römiſchen Chriſten zu bitten, nur ja keine Schritte zu thun, welche ſein Marterthum verzögern könnten; alſo ganz einfach gibt er der Kirche zu Rom die Ehre, welche ihr in den Augen der Chriſtenheit ſchon damals zukam. In den anderen Briefen, die Ignatius auf dieſer Reiſe an verſchiedene Gemeinden richtet, um ſie im Glauben zu beſtärken und ſie vor aller Neuerungsſucht, die dem unruhigen Menſchenherzen anklebt, zu warnen, weiſt er immer auf die Einheit der Gemeinde mit dem Biſchofe und der Biſchöfe unter einander in der Einheit der apoſtoliſchen Ueberlieferung, als dem Eckſteine des wahren Glaubens an Jeſus Chriſtus hin. „Wie Jeſus Chriſtus ſeinem Vater folgte, ſo folget Alle dem Biſchofe," ſchreibt er, „und verſammelt euch um ihn zu einer Gemeinde, wie die katholiſche (allgemeine) Kirche ſich um Chriſtus ſammelt. Ehret den Biſchof als den, welcher des Vaters Abbild iſt, und die Presbyter wie den Rath Gottes und den Verein der Apoſtel, und ebenfalls die Diakonen als ſolche, welche den Dienſt Chriſti verſehen. Ohne dieſe Alle gibt es keine Kirche. Keiner wage es, in kirchlichen Dingen etwas zu thun ohne Beiziehung des Biſchofes, denn nur das, was er billigt, iſt Gott wohlgefällig. Nur jene Euchariſtie werde als gültig angeſehen, welche der Biſchof ſelbſt, oder ein Anderer, dem er den Auftrag ertheilte, ausſpendet. — Der Herr empfing eine Salbe auf ſeinem Haupte, um ſeiner Kirche Unvergänglichkeit zuzuduften. Seid alſo unzertrennlich in Jeſu Chriſto von dem Biſchofe und den Befehlen der Apoſtel und haltet euch innerhalb des Altares: dann werdet ihr rein im Glauben ſein." Dieſer Vertraute der erſten Glaubensboten, dieſer Jünger des Lieblingsjüngers, dieſer

Zögling und Lehrer des Evangeliums trägt ahnungsvoll Gegenwart und Zukunft im Herzen und sieht den Sturz des Menschengeistes in die Tiefen, wenn er sich ablöst von der Tradition, deren Vertreter die Väter der Kirche sind, die ihr Oberhaupt und ihren Mittelpunkt zu Rom haben.

Und wieder einige Jahrzehnte später besiegte der heilige Blutzeuge Polykarp, Bischof von Smyrna, einige Irrlehrer in Rom nur dadurch, daß er ihnen bewies, ihre Lehre sei deshalb falsch, weil sie nicht mit der apostolischen übereinstimme. Hingegen habe er selbst von den Aposteln Alles vernommen, was die Kirche als Wahrheit lehre, und er könne daher bezeugen, daß sie die reine Lehre Jesu Christi vortrage. Somit war die Richtschnur für eine unverfälschte Fortpflanzung des Evangeliums in einfachster Weise gegeben und die Gewißheit über den wahren Glauben in eine beseligende Sicherheit gebracht. Wer mit Rom zusammenhing, hing mit Christus zusammen; und wer nicht, der hatte sich von Christus getrennt. Den Zusammenhang mit Rom wies jeder Bischof ganz leicht durch die Glaubensgemeinschaft nach, die er, als Erblehre in seiner Kirche vorgefunden, festgehalten, verbreitet und fortgepflanzt, und die sein Nachfolger wiederum unangetastet von ihm vorzufinden hatte. Das glänzendste Zeugniß für die Nothwendigkeit dieses Zusammenhanges im Glauben mit Rom, legt der große Bischof von Lyon, Irenäus, ab, der um das Jahr 120 in Asien geboren, ein Schüler des heiligen Polykarp war und um das Jahr 202 den Martyrertod fand. Dieser Jünger eines Johannesjüngers schrieb ein Werk gegen die Irrlehren der Gnostiker, worin sich jene berühmte Stelle findet, welche jede Häresie auf ihr Nichts zurückführt. Sie heißt:

„Jedermann, der die Wahrheit zu erkennen wünscht, kann die Ueberlieferung der Apostel, die der ganzen Welt verkündet ist, in jeglicher Kirche einsehen; und ich kann die Bischöfe, welche von den Aposteln in die Kirchen eingesetzt worden sind, und ihre Nachfolger bis auf uns aufzählen. Weil es aber sehr weitläufig wäre, alle diese Vorsteher aller Kirchen aufzu-

zählen, so führe ich nur die der größten, ältesten, allbekannten Kirche an, welche von den zwei ruhmvollsten Aposteln Petrus und Paulus zu Rom gegründet und errichtet wurde, welche die apostolische Ueberlieferung und den der Menschheit verkündeten Glauben empfing, der durch die Aufeinanderfolge der Bischofe auf uns gekommen ist, und beschäme Alle, die entweder aus eigenen Ansichten, oder aus eitler Ruhmsucht, aus Blindheit oder in böser Absicht anders lehren. Zu dieser Kirche, in welcher die Tradition der Apostel von allen Bischöfen immer erhalten worden ist, muß sich wegen ihres größeren Vorranges die ganze Kirche, d. h. die Gemeinschaft aller Gläubigen der Erde, werden und halten."

Dann führt Irenäus die römischen Bischofe von den Aposteln bis auf Eleutherius, zwölf an der Zahl, an und setzt zum Schluß hinzu: „Durch diese Ordnung und Folge kam die Tradition der Apostel in der Kirche, und die Verkündigung der Wahrheit bis zu uns. Und dies ist der vollkommenste Beweis, daß nur ein und derselbe belebende Glaube sei, welcher in der Kirche seit den Aposteln bis auf den heutigen Tag aufbewahrt und in Wahrheit gelehrt wurde."

Die Bischöfe waren also die eigentlichen Glaubenswächter, die das Amt hatten, das Brod des Lebens zu brechen und dafür zu sorgen, daß es nicht vergiftet werde; und Priester, welche sie gewählt und geweiht, und welche nur durch diese Weihe und Sendung ihren priesterlichen Charakter hatten, unterstützten sie in ihrem mühseligen Berufe. Wie die natürlichen Väter darauf bedacht sind, ihren Kindern gesunde, kräftige Nahrung für ihr leibliches Gedeihen zu verschaffen und dafür nicht Mühe und Arbeit scheuen dürfen: so mußten diese Väter nach der Ordnung der Gnade darauf bedacht sein, das Gnadenleben ihrer geistlichen Kinder frisch und blühend, und deshalb die Bedingung zu erhalten, woran dasselbe geknüpft ist: den wahren Glauben. Und sie waren darauf bedacht! Riesenkämpfe kämpften sie, Uebermenschliches litten, wirkten und leisteten sie, damit nicht ein Atom der Lehre, die der Sohn Gottes mit seinem Blute als eine göttliche besie-

gelt hat, verloren gehe oder verderbt werde. Die Häupter der Adelsfamilien setzen ihre Ehre darein, daß das Fideicommißgut ungeschmälert von Vater auf Sohn übergehe. Sie dürfen nicht nach Belieben damit schalten und walten; es ist ein Vermögen ihrer Treue anvertraut, wie schon die Benennung zeigt, von dem sie die Nutznießung haben, und das sie nicht berühren dürfen, damit sich von einer Generation auf die andere vererbe der Besitz und mit demselben der Reichthum, das Ansehen, die irdische Wohlfahrt der Familie. Der Glaube ist ein übernatürliches Fideicommiß, welches Christus der Treue seiner Braut, der Kirche, anvertraut hat, und welches die Oberhäupter dieser mystischen Familie mit einer Gewissenhaftigkeit zu verwalten haben, die um so größer sein muß, als es sich hier nicht um Geld und Gut, um Glanz und Ehren handelt, sondern um himmlische Schätze und die ewige Seligkeit; und als der Verlust dieses göttlichen Erbgutes nicht den weltlichen Untergang einer Familie, wohl aber den Untergang der zweiten Schöpfung nach sich ziehen würde. Der Glaube ist das Verbindungsmittel zwischen ihr und der Menschheit. Hörte der Glaube auf, so wäre der Canal abgeschnitten, der die heiligmachende Gnade aufnimmt, durch den sie auf die Menschheit wirkt. Das Erlösungswerk behielte dann nur eine objective Kraft; die subjective, welche der Glaube im Gläubigen in Bewegung setzt, um sich die Erlösung mit ihren Früchten der Heiligung zu eigen zu machen, würde ersterben; durch Verschmähung der heiligen Sacramente würde das Blut Jesu nicht mehr in und über die sündenkranken Seelen gegossen. Baden sie sich aber nicht rein und gesund im Blute Jesu, so kommen sie um in der Verwesung und dem Pestqualm ihrer Todeswunden. Die Sünde wuchert üppig, wo die heiligmachende Gnade verloren ging und die menschlichen Zustände werden dann wieder ein Greuel vor Gott, wie im Heidenthume werden; oder ärger noch, weil bei den Heiden nur ein Abfall von der natürlichen Offenbarung Gottes stattfand, welche durch die Schöpfung und durch das Gewissen des Menschen sich kund gibt. Hier

aber wäre es ein Abfall von der übernatürlichen Offenbarung, auf die Gott ein ſolches Gewicht legte, daß er den Eingeborenen Sohn Menſch werden und in die Krippe und an's Kreuz geben ließ, damit ſie mit der höchſten Eindringlichkeit verkündet werde. Hält man dieſe unleugbare Thatſache feſt im Auge, ſo iſt es leicht zu begreifen, daß eine heilige Seele, ein großes Herz und eine erhabene Intelligenz, die ſo häufig in den Vätern der Kirche vereinigt gefunden werden, die Rieſenkämpfe, zu denen ihre Zeit ſie berief, mit himmliſcher Zuverſicht unternahm, mit heiliger Unbeugſamkeit führte und mit ruhiger Gelaſſenheit zu Ende brachte. Abſetzung, Kerker, Verbannung, ſchmachvolle Verleumdung, jede Art von Kränkung, in der Fremde und im Elende umzukommen, ſich aufzureiben in der anhaltenden geiſtigen Anſtrengung, unſägliche Aengſte, namenloſe Trübſal, nichts war dieſen Gewaltigen im Reiche Gottes, dieſen Helden des Evangeliums, dieſen Herolden der Offenbarung zu ſchwer und zu hart, um ein einziges Wort, einen einzigen Buchſtaben der chriſtlichen Heilslehre unangetaſtet zu erhalten. Warum? weil die ganze Lehre von Gott kam, in ihrer Ganzheit göttlich und folglich die Veränderung eines Buchſtabens ſchon ein Sacrilegium war. Durfte man ihr einen Buchſtaben rauben, ſo durfte man auch weiter gehen und ihr ein Wort, einen Satz, eine Lehre nach der anderen rauben wollen. Und wer den einen Buchſtaben nicht vertheidigte, hatte das Recht verloren, endlich eine angefochtene Grundwahrheit zu vertheidigen. Der Buchſtabe war wie die Maſche eines Netzes: iſt ſie zerriſſen, ſo löſen ſich nach und nach alle Maſchen auf, und die Fäden des Netzes rieſeln zu einem unbrauchbaren Gewirr zuſammen. Das Netz muß feſt ſein, damit der von Chriſtus befohlene und geſegnete Fiſchzug des Petrus in myſtiſcher Weiſe fort und fort erneuert werde.

Kirchenväter im engeren Sinne heißen vorzugsweiſe jene großen heiligen Männer, welche nicht bloß ihrer beſonderen Heerde, ſondern der Geſammtheit der Kirche, und auch nicht bloß ihrer Zeit, ſondern der ganzen chriſtlichen Nachkommen-

schaft große Dienste leisteten und große Beispiele gaben; Männer, deren hoher Geist die Vollkommenheit ihrer Tugend noch mehr hervorhebt, deren Genie mit ihrer Heiligkeit um die Wette leuchtet, und deren Schriften im Einklange mit ihrem persönlichen Wirken stehend, die Nachwelt belehren, kräftigen, nähren, begeistern, und ein lebendiges Zeugniß ihrer erhabenen Wirksamkeit für die Mitwelt ablegen. Unter ihnen nehmen auch solche Männer Platz, die, ohne Bischöfe zu sein, durch Leben und Schriften einen starken, heiligenden Einfluß übten, wie Hieronymus, Ephrem der Syrer, Johannes Climacus u. A. Weil aber der Vater seinen Kindern das Leben der Seele zu geben und zu erhalten hat, und weil dies Leben aus dem wahren Glauben entspringt: so wurden andererseits manche ausgezeichnete Männer nicht als Kirchenväter anerkannt, obwohl sie durch ihre Intelligenz, Wissenschaft und geistvolle Schriften der Kirche große und wesentliche Dienste leisteten. Allein der Vater soll in jeder Beziehung den Kindern als Beispiel vorleuchten; und da bei diesen Männern die Heiligkeit des Wandels nicht so entschieden anerkannt, und ihre Darstellung oder Erklärung oder Auffassung der überlieferten Glaubenslehre nicht immer und überall im Geiste und Sinne der Kirche war: so bewies sie ihnen zwar ihre dankbare Anerkennung, indem sie zu den kirchlichen Schriftstellern sie rechnete, wies ihnen aber nicht den höchsten Ehrenplatz in den Reihen der Väter an. Dazu gehören z. B. die beiden berühmten, einflußreichen, frommen Lehrer an der Katechetenschule zu Alexandrien, Clemens und Origenes; ferner Tertullian; auch der berühmte Geschichtschreiber Bischof Eusebius von Cäsarea und der gelehrte Rufinus, Presbyter von Aquileja. Kein Glanz der Verdienste und der Berühmtheit ersetzt die leiseste Trübung der Glaubensreinheit. Die Reihe der Kirchenväter schließen Einige mit dem siebenten Jahrhundert ab; Andere mit dem ersten Jahrtausend; noch Andere setzen sie bis in's zwölfte Jahrhundert fort. Eines ist gewiß: dem Wesen nach hören sie in der Kirche niemals auf. Nur das Maß der Gnaden,

der Heiligkeit, des hinreißenden Einflusses, welches eine ganze Epoche beherrscht, der ganzen Menschheit eine Wendung gibt, der ganzen Strömung einer Zeit Einhalt thut, ist eine besondere Gabe des heiligen Geistes für den Auserwählten, den Gott dazu bestimmt hat, ein Vorkämpfer in den Schlachten zu sein, die Sein Reich am weitesten ausbreiten und am tiefsten begründen.

An diesen Schlachten hat es nicht gefehlt im Reiche Gottes. Die erste derselben lieferte Christus selbst gegen den uralten Todfeind, und was sie ihn gekostet habe, zeigt sein Leben und Sterben, seine Menschwerdung und Kreuzigung, und Alles was dazwischen liegt, vom Krippenstroh bis zum blutigen Angstschweiß; zeigt mehr noch, was darüber hinaus liegt: das Kommen vom ewigen Vater und das Gehen zum ewigen Vater. Diese Selbstentäußerung des Gottessohnes, durch die er sich so unbegreiflich erniedrigte, zeigte der Menschheit den Weg an, auf welchem sie sich von ihrem Falle in Adam wieder erheben konnte: die bittere Arznei der Verdemüthigung und des Leidens war das heilsame Gegengift für das tödtliche Gift des Hochmuthes und der Sinnlichkeit, das die Schlange dargeboten hatte. Eine durch und mit Satan erhöhte Menschheit mußte von ihrem Ziele so gewiß abfallen, als eine durch und mit Christus sich verdemüthigende Menschheit sich wieder zu demselben erheben mußte. Nun ist aber diese Verdemüthigung für den Einzelnen die Sache seines freien Willens, seines eigenen Entschlusses. Nichts und Niemand zwang Adam zum Abfall: die Selbstsucht trieb ihn zum Ungehorsam. Nichts und Niemand zwang den Sohn Gottes; nur die Liebe drängte ihn zur Selbstentäußerung. So ist auch jedem Christen die Wahl frei gegeben, ob er ein Nachfolger seines Gottes oder dessen Widersacher sein will. Die Jacobsleiter ist gleichsam vor seinen Augen zwischen Himmel und Erde aufgerichtet, und wie die Engel auf ihr hinab- und heraufstiegen, so schickt ihm Gott Gnaden und Gnademmittel herab, die ihm lieblich winken und ihm behilflich sind, Sprosse um Sprosse zu erklimmen. Aber frei-

willig, von Liebe zum Himmlischen getrieben, muß er den Fuß auf die erste Sprosse der Himmelsleiter stellen: so ist das Gesetz im Reiche der Gnade! er muß mit voller, innerster Entschiedenheit sagen: „ich will glauben!“ dann wird er gewiß bald ausrufen: „ich glaube!“ Das ist der Jubelruf der Erlösten und die Bedingung, unter welcher sie theilhaft werden des Erlösungswerkes: glauben wollen, was Christus gelehrt hat, Alles und Jedes, die Grundlehren und die heiligen Geheimnisse, die Gebote und die Rathschläge, die Worte und die Thaten; und das Alles glauben in dem Umfange, mit der Deutung, in dem Zusammenhange und in der Beziehung, wie das apostolische Lehramt, kraft göttlicher Vollmacht und Sendung, es zu glauben vorstellt. So zu glauben, das ist ein entschiedener Act eines freien und guten Willens, der zum rastlosen Kampfe gegen Zweifelsucht, Neuerungsgelüste, Spiele der Phantasie und Selbstklügelei im religiösen Leben, und gegen alle natürlichen Leidenschaften und bösen Neigungen im sittlichen Leben auffordert und waffnet. Im Gehorsam des Willens und des Verstandes gläubig der Lehre der Kirche sich zu unterwerfen, das sieht sehr leicht aus, weil sie ja eine göttliche Offenbarung ist, und ist dennoch dem Menschen sehr schwer; wird ihm nur leicht in dem Maße, als er in sein natürliches Nichts sich verdemüthigend, vom Lichtmeere der Gnade sich tragen und bewegen läßt; denn alle seine von Adam ererbten Neigungen und Instincte sind durchaus gegen die Verdemüthigung. Hochmuth, Sinnlichkeit, Habgier, Eitelkeit, Ehrgeiz, Eigenliebe, Selbstsucht, Alles widersetzt sich mit äußerster Anstrengung, Alles wehrt sich gegen die Verdemüthigung. Die geheimnißvolle Wunderkraft des heiligen Geistes, die der Lehre Jesu unberechenbare Eindringlichkeit und Macht verleiht, kann allein immer wieder und wieder eine solche Umwandlung bewirken, und den empörten Willen in einen unterwürfigen Willen umzaubern. Wohl ein himmlischer Zauber gehört dazu, um den abgefallenen Willen in seiner Axe zu ergreifen und ihn geschmeidig zu machen zur Umkehr zu Gott; und

dieſer Zauber geht aus von der Menſchwerdung Gottes, von der Verbindung der göttlichen Natur mit dem Fleiſche. Denn dies Fleiſch, das um der Sünde willen gemartert, gegeißelt, verwundet und gekreuzigt wurde, ging durch ſeine Verbindung mit der göttlichen Natur in deren Verklärung ein und verſenkt ſich nun durch das göttliche Liebeswunder der heiligen Euchariſtie, gloriſicirt aber weſenhaft, als die Nahrung des übernatürlichen Menſchen in jede chriſtliche Seele, die, wie Ignatius von Antiochien ſagt, glaubenstreu zum Altare ſich hält. Der Sündenfall Adams hat die Menſchheit zu Wildlingen des Lebens gemacht. Die Menſchwerdung Gottes ſenkt ein Chriſtusreis in dieſe entarteten Gebilde und ſie, die bisher nur bittere und ſchädliche Früchte der Sünde trugen, ſchmücken ſich mehr und mehr mit den Gnadenfrüchten der Tugenden. Dies eben ſo geheimnißvolle als wahrhafte Verbleiben des Göttlichen im Menſchen, nicht von Natur, ſondern aus Gnaden, dieſe Folge der Verheißung Chriſti, in Demjenigen zu bleiben, der Sein Fleiſch iſt: bewirkt die Heiligung, die Umkehr des Willens von der Eigenliebe zur Liebe Gottes. Wie er ſich früher fort und fort ſeinem Selbſt zuwendete, ſo wendet er ſich nun Gott zu. Zwiſchen dieſer erſten entſchiedenen Wendung zum Himmliſchen und jener unzerſtörbaren, ebenſo erhabenen als kindlichen Ruhe in Gott, welche das Wahrzeichen der Heiligkeit iſt, liegen unzählige Stufen und auf jeder Stufe iſt der Rückfall in den böſen Willen möglich; und nicht jeder Beharrliche gelangt zur allerhöchſten, weil das Maß der Gnaden verſchieden iſt. Aber die entſchiedene Wendung und die Beharrlichkeit in dieſer Richtung beweiſen, daß das chriſtliche Ideal wenigſtens verſtanden und angeſtrebt wird, und daß der ehemalige Wildling ſich umzubilden ſucht zur Heiligkeit, gemäß dem Chriſtusreis, das ſich ſeiner Seele einſenkte. Mit demſelben kann Fleiſch und Welt und Irdiſchkeit unterjocht werden, denn Chriſtus hat ſie beſiegt und hilft zum Siege und zur Freiheit des Geiſtes. Ohne daſſelbe bleibt der Menſch in der Schmach, welche die Knechtſchaft durch niedrige Tyrannen ihm aufwälzt. Durch Erlö-

sung und Heiligung stellt die Menschwerdung Gottes Alles in die Ordnung zurück, was seit dem Sündenfalle in Unordnung gerathen, bringt Alles ins rechte Geleis, was abgewichen, richtet Alles auf, was gesunken ist. Welcher Christ, dem sein ewiges Heil am Herzen liegt, möchte den Glauben an dies beseligende Mysterium aufgeben? Welcher gute Hirt seiner Heerde dürfte dulden, daß seine Schäflein von diesen „Wassern der Erquickung" in die Wüste hinweggeführt würden? Und doch erhoben sich schon in den frühesten christlichen Zeiten Irrlehren über dasselbe, denn es hat für den natürlichen Menschen eine entsetzliche Herbheit. Diese Verdemüthigung des Gottmenschen predigt ihm Demuth und immer Demuth! dies Leiden des Gottmenschen Buße und immer Buße! das sind Worte, welche nur der Liebe süß, dem Stolz aber hart klingen und die Sinnlichkeit empören. Ueberdies liebt die Eitelkeit des Verstandes ihre Klügeleien und möchte die unergründlichen Geheimnisse der Offenbarung nach ihrer umdämmerten Einsicht erklären oder nach den Träumereien ihrer Phantasie deuten.

Daraus entstanden schon sehr früh eine große Menge der wunderlichsten und zum Theil bösartigsten Irrlehren. Cerinthus, der in Ephesus noch mit dem Apostel Johannes zusammen lebte, lehrte: es habe sich der himmlische Logos mit dem Menschen Jesus bei der Taufe im Jordan vereinigt. Die zahlreichen gnostischen Secten, gefährliche Widersacher der Kirche, stimmten sämmtlich darin überein, daß sie die Materie als das Princip des Bösen, und dieses als eine selbstständige Macht betrachteten, der die sichtbare Schöpfung angehöre. Dieser gegenüber nahmen sie eine Lichtwelt an, aus der die verschiedenen Kräfte des göttlichen Urwesens als Aeonen emanirten. Ein solcher Aeon war auch Christus, den sie bald mit einem Scheinleib bekleidet, bald mit dem Menschen Jesus vereinigt darstellten. In künstlich phantastischen Systemen überbot ein gnostischer Lehrer den anderen. Carpocrates und sein Sohn Epiphanes, Basilides, Valentinus, Cerdon, die sämmtlich in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, meistens in Alexandrien und Rom,

lebten und lehrten, waren Stifter der bekannteſten und zahlreichſten gnoſtiſchen Secten, deren Lehren zwar immer beſiegt wurden, aber immer wieder und wieder, gleich der Peſt, auftauchten, z. B. die Gütergemeinſchaft und die Gemeinſchaft der Weiber, die Epiphan lehrte. Die verſchiedenen manichäiſchen Secten kann man gar nicht mehr chriſtlich nennen, obwohl ſie einen Chriſtus, als die Lichtſeele der ganzen Natur, hatten, und ſich ſehr in das Chriſtenthum einzuſchleichen und, wie die Gnoſtiker, ſchwärmeriſche Gemüther zu gewinnen ſuchten. Die Montaniſten lehrten, daß die göttliche Offenbarung hinſichtlich des Glaubens zwar durch Chriſtus und die Apoſtel vollendet und abgeſchloſſen, hinſichtlich des chriſtlichen Lebens aber nicht durch ſie geregelt ſei, ſondern eine Entwickelung durch neue Offenbarungen bedürfe und erwarte. Ihr Haupt, Montanus und zwei von ihm fanatiſirte, reiche, vornehme, prophezeiende Frauen, Priscilla und Maximilla, die ihre Ehemänner verließen und ſich ihm anſchloſſen, ſollten die Organe ſein, durch welche der heilige Geiſt das chriſtliche Leben zur Vollendung führen wolle. Ein Gerber von Byzanz, Theodotus, machte die Erfindung und begründete darauf eine Secte, daß Chriſtus ein bloßer Menſch geweſen ſei. Daſſelbe lehrte auch der Biſchof von Antiochien, der berüchtigte Paul von Samoſata, der um das Jahr 270 auf einer Synode zu Antiochien abgeſetzt und von der Kirche ausgeſchloſſen wurde. Die Lehre des Sabellius, der in Afrika um das Jahr 225 auftrat, verwarf das chriſtliche Dogma von dem dreiperſönlichen Gott und löſte das Geheimniß von der heiligen Dreifaltigkeit in vorübergehende Manifeſtationen von Kräften eines Urweſens auf. Zahlloſe Schattirungen dieſer und anderer Secten und Syſteme, die ſich an immer neue Häuptlingsnamen knüpfen, legen ein merkwürdiges Zeugniß ab, wie Alles rettungslos der Zerſplitterung anheimfällt, was ſich von der Einheit der Kirche trennt. Andererſeits iſt man ganz erſtaunt, dieſe Einheit unter den Augen der Apoſtelſchüler, zur Zeit der Blutedicte, der Martyrer, der Katakomben, des Amphitheaters voll wilder Thiere, ſchon ſo bedroht zu ſehen. Es iſt ſo

natürlich zu glauben, das Ansehen der ersten Nachfolger der Jünger des Herrn und die gemeinsamen Leiden, Verfolgungen und Gefahren müßten das stärkste Band der Glaubenseinheit gewesen sein; sie waren es auch wirklich. Allein der Ursprung der Irrlehren ist leicht dadurch zu erklären, daß der menschliche Wille im Reiche Gottes keinem äußeren Zwange unterworfen ist und die dargebotene Gnade annehmen oder ausschlagen kann. Die Erlösung hat das Böse in der Welt nicht mit einem Streiche vertilgt; denn wenn das wäre, wo bliebe der gottgefällige Kampf, welchem dereinst der Siegeskranz gegeben wird? wohl aber bietet sie die Waffen, um den guten Kampf zu führen, dessen sich der Apostel Paulus freut. Die Gnaden der Erlösung müssen in das innere Leben des Menschen durch seine selbstthätige Mitwirkung übergehen. Sie sind nicht wie das Adelsdiplom eines Fürsten, welches einen äußeren Adel gibt, der sehr wohl neben innerem Unadel bestehen und durch diesen nicht verloren gehen kann. Es hat immer zu allen Zeiten des Christenthums Menschen gegeben, sogar kluge, begabte, talentvolle Menschen, welche alle Energie ihres Charakters und alle Fähigkeiten ihres Geistes anwendeten, um sich auf den Weg des Abfalles zu stürzen und Andere mit sich fortzureißen und noch viel mehr Menschen, welche sich von diesen Anführern der Empörung blenden und beherrschen ließen. Die ungeheuere Schwäche, welche in der Menschheit durch die Todeswunde der Erbsünde verblieben ist, kommt wohl nirgends trauriger und schmerzlicher zum Vorscheine, als gerade in diesem Falle: Christus bietet dem Menschen sich selbst und den Himmel an, und der Mensch stößt ihn zurück, schlägt das göttliche Erbe aus und wählt sich zu seinem Antheil Satan und die Hölle. So machte es z. B. der talentvollsten Einer im zweiten Jahrhundert schon, Tertullian, ein glühender Apologet des Christenthums. Sein genialer Kopf und seine Feuerseele, die er im Anfange seiner Laufbahn so glänzend der Vertheidigung und Darstellung der göttlichen Wahrheit gewidmet hatte, trugen ihm eine Menge von Ideen zu, die seine Intelligenz hätte prüfen,

ordnen und sichten, sein Glaube nach dem Maßstabe der Offenbarung messen und Verwerfliches verwerfen sollen. In der Irrlehre des Montanus, die durch ihr Pochen auf Privaterleuchtung des heiligen Geistes etwas sehr Gefährliches hatte, fand Tertullian die Klippe, an der sein Glaube scheiterte. Die Wurzel alles Bösen im Menschen, der Hochmuth, fand sein Labsal in einer Lehre, die menschlichen Dünkel zum Träger göttlicher Offenbarung machte und Tertullian, der große berühmte Apologet derselben, schloß sich den Montanisten an und glaubte, oder behauptete zu glauben, an die Inspirationen der Priscilla und Maximilla. Er starb, ohne sich von der Häresie losgerissen und der Kirche wieder angeschlossen zu haben. Dies ist ein Fall für Tausende! Denn das christliche Leben ist nichts Oberflächliches. Nur der beharrlichen Entschlossenheit und dem tiefen Ernst eines mit der Gnade selbstthätigen Willens ist es erreichbar. Und die christlichen Heilswahrheiten sind keine bequeme Ansichten und schmeichelnde Ideen, die sich jeder Neigung fügten und nach jeder Laune modeln ließen. Nur dem Geist, der alle solche Versuchungen und Zweifel standhaft abwehrt und sich entschieden und ausdauernd rankt und schlingt um die ewig einzige Offenbarung, welche der Mund Christi, das Lehramt Seiner Kirche, den Jahrtausenden verkündet: nur Dem erschließen sie sich, und um so strahlender, schöner, tiefsinniger, zusammenhängender, als das Seelenauge dieses Geistes reiner sein wird, ungeblendet durch Leidenschaften, ungetrübt durch Sünde. Dieser Kampf hat nicht bloß eine Tertullianische Intelligenz zu bestehen, sondern jede christliche Seele nach ihrem Maß und ihren Fähigkeiten; und dieser unerläßliche, nothwendige, der sündigen Natur beschwerliche Kampf ist eben das Wort, welches das Räthsel der Häresie zu allen Zeiten löst.

Gegen die Irrlehren, die unbestimmt und heimlich umherschlichen und die Gemüther hier und dort, mehr oder minder, dem Glauben entfremdeten, gab es keine andere Waffen, als die allgemeine Kräftigung und Hebung des religiösen Lebens,

auf die ſchon der Apoſtel Paulus ſo dringend hinweiſt. Bildeten ſich aber falſche Lehren zu Syſtemen aus, die öffentlich und dreiſt an's Tageslicht kamen und ihre widerſacheriſche Fahne erhoben: ſo traten ihnen überall Diejenigen entgegen, denen das heilige Wächteramt des Evangeliums anvertraut war: die Väter der Kirche; und durch die Darſtellung, Entwickelung und Erklärung der chriſtlichen, auf Tradition beruhenden Erblehre — denn die heiligen Schriften haben nur ihr Gewicht durch die Tradition — vertheidigten dieſe heiligen Väter die Punkte, welche die Irrlehrer in Frage ſtellen, angreifen und läugnen wollten. Der erſte und erhabenſte dieſer Vertheidiger war, nach den Zeugniſſen des Hieronymus und Epiphanius, der heilige Apoſtel Johannes ſelbſt, der gegen den Schein-Chriſtus des Cerinth ſein Evangelium ſchrieb, das ganz ſtrahlend von der Menſchwerdung Gottes, ganz geſammelt in der Einheit der heiligen Dreifaltigkeit iſt. Den Valentinus und ſeine Aeonenlehre widerlegte der große fromme Biſchof Irenäus von Lyon, deſſen Glaube der Martertod krönte. Gegen Praxeas, einen Läugner der heiligen Dreifaltigkeit, ſchrieb Tertullian mit ſeiner feurigen Feder. Gegen Sabellius der Biſchof Dionyſius von Alexandrien. Als um die Mitte des dritten Jahrhunderts der Prieſter Novatian in Rom ſelbſt überſtrenge Anſichten, welche die Kirche mißbilligte, verbreitete und dann zu der Häreſie das Schisma fügte, indem er den Papſt Cornelius nicht als Oberhaupt anerkannte und ſtatt deſſen ſich ſelbſt zum Biſchof von Rom durch einige ſeiner Anhänger weihen ließ: da erließ gegen ihn der Biſchof von Karthago, Cyprian, eine Schrift „Von der Einheit der katholiſchen Kirche;“ in welcher er den Gedanken durchführt, daß ihr Anfang von der Einheit ausgehe. „Das Primat wird dem Petrus gegeben, auf daß eine Kirche Chriſti und ein Stuhl ſichtbar dargeſtellt werde.“ Kurz wo ein Angriff geſchah, da waren auch Streiter zur Vertheidigung bereit und die ſiegende Kraft ihrer Abwehr lag in ihrem feſten Anlehnen an Rom. Je mehr Lebensäußerung in der Kirche ſelbſt ſich regte, als

ſie nach und nach aus den Katakomben ſich erhob, deſto mehr Fragen mußten auch auf dem Gebiete der Lehre zur Sprache kommen, um der Geſammtheit der Kirche, dem Lehramt ſowohl als den Gläubigen, zu einer beſeligenden Gewißheit über den wahren Sinn der Offenbarung, möge ſie in heiligen Schriften oder im Gedächtniß der Väter aufbewahrt ſein, zu verhelfen. Solche Fragen, wie z. B. die Gültigkeit der Taufe durch Ketzer, wurden zuweilen mit einem Eifer, der nicht ohne Heftigkeit und Schärfe war, geführt; und zwar von den Biſchöfen ſelbſt. Ging aber endlich vom römiſchen Stuhl, als vom Vertreter göttlicher Autorität in Glaubenslehren, die wohlerwogene Entſcheidung aus: ſo verſtummte der Streit. Die Vorſteher der Kirchen ſowohl, als einfache Prieſter und Gläubige unterwarfen ſich dem Ausſpruche ihres gemeinſamen Oberhauptes, und wenn Einer es nicht that, ſondern bei ſeiner Privatmeinung beharrte, ſo betrachteten die Katholiken dieſelbe als eine Neu- und Irrlehre (Häreſie) und er ſchloß ſich dadurch von der Glaubenseinheit aus, ſagte ſich los vom lebendigen Leibe Chriſti und konnte fortan nur als ein Abgefallener gelten, als ein todtes Glied, ein trockener Rebzweig, der nicht mehr ſein Leben aus dem Weinſtocke zieht, der Chriſtus iſt. Der Kampf der Kirche gegen die Häreſie war endlos. Aber keine Häreſie konnte mit dem heiligen Geiſte fertig werden, welcher die Seele der Kirche iſt. Darum lebt ſie fort und fort in göttlicher Jugendſchönheit, während eine Häreſie nach der anderen aufkommt, altert und abſtirbt.

Der heilige Athanasius der Große.

„Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt; und das ist der Sieg, welcher die Welt überwindet: unser Glaube. Wer ist es, der die Welt überwindet, als der, welcher glaubt, daß Jesus der Sohn Gottes ist?" 1 Joh. 5. 4. 5.

Weise geregelt, kräftig gegliedert, innig zusammenhängend, Eins in der Lehre, Eins in den Heilsmitteln, Eins in der wesentlichen Form des Gottesdienstes war diese göttliche, sichtbare Gnadenanstalt, die allgemeine apostolische Kirche, zugleich das Fundament und die Bewahrerin des Glaubens. Aus ihrer Einheit ging ihre Unfehlbarkeit hervor: der Gesammtheit der Kirchenhäupter war diese Gabe verliehen, indem Christus seinen Aposteln die Verheißung gab: der heilige Geist werde sie in alle Wahrheit einführen. So war ihnen von Gott selbst göttlicher Beistand zugesagt, um durch übernatürliche Erleuchtung die Lehren der göttlichen Offenbarung in ihrer Reinheit zu bewahren, fortzupflanzen, oder, wenn sie in Frage gestellt werden sollten, zu vertheidigen. Die Glaubenslehre, worüber Alle zu aller Zeit im heiligen Geiste zusammenstimmten, war unfehlbar eine göttliche Offenbarung. Diese Unfehlbarkeit, welche durch die wechsellose Lehreinheit manifestirt wird, ist die herrlichste Beglaubigung der Kirche für ihre himmlische Abkunft. Zeichen und Wunder, die in ihrem Anfange Zeugniß für diese göttliche Abkunft ablegten, können zeitweise aus ihr zurücktreten, weil es Wirkungen des heiligen Geistes sind, die sich an einzelne begnadigte Menschen knüpfen. Aber die Unfehlbarkeit kann nicht aus der Kirche

verſchwinden, denn ſie iſt eine Gnadengabe, die ſich nicht an den Einzelnen und nicht an den Menſchen, ſondern an die Kirchenhäupter in ihrer Geſammtheit als Stellvertreter und Nachfolger Chriſti und ſeiner Apoſtel knüpft. Die Fülle der Erkenntniß ruht auf ihnen; der Geiſt der Wahrheit führt ſie. Nie wird das einzelne Kirchenhaupt es wagen für ſich allein, als Menſch, die Unfehlbarkeit ſeiner Anſichten zu beanſpruchen, während wohl einige Häretiker und Sectenſtifter in trauriger Verblendung hochmüthiger Selbſtvergötterung es gewagt haben. Hingegen hat nie eine Secte den Muth gehabt zu behaupten, ihr und nur ihr gehöre göttliche Unfehlbarkeit der Lehre an, während gerade umgekehrt die Kirche in ihrer Geſammtheit, in ihren Vätern, welche das Organ der Kinder ſind, nie auch nur einen Augenblick dieſe Behauptung aufgegeben hat. Die Unfehlbarkeit iſt ihre Signatur, ihr weſentliches, unauslöſchliches Merkmal, iſt der Beweis, daß eine Kraft von Oben wunderbar und übernatürlich ihr mitgetheilt ſei. Als Stellvertreterin des Gottmenſchen in ſeinem Werke auf Erden, iſt ihr Leben nachgebildet ſeinem Leben. In Chriſtus vereinigte ſich die göttliche und menſchliche Natur in Einer Perſon, ſo daß er als Gott unfehlbar lehrte und Wunder wirkte, während er als Menſch entbehrte, weinte, trauerte, litt und ſtarb. Dies Doppelleben hat auch die Kirche, nicht zwar in einer Perſon, aber in ihrer Ganzheit. Da iſt auch Göttliches und Menſchliches vereinigt: das Göttliche in ihr iſt das übernatürliche Lebenselement des heiligen Geiſtes, welches ſie in himmliſcher Freiheit gegen alle Tyrannei, in himmliſcher Sieghaftigkeit gegen alle Feinde, in himmliſcher Klarheit gegen alle Lüge, in himmliſcher Heilkraft gegen alle Sünde, in himmliſchem Gnadenreichthum gegen alle Bedürftigkeit, in himmliſcher Liebe gegen Alles, was Ebenbild Gottes iſt, erhält. Das Menſchliche in ihr ſind alle Menſchen zuſammengenommen, die ſich zu ihrer Lehre bekennen und ihre Gnadenmittel gebrauchen; alle Menſchen, mögen ſie zur lehrenden oder zur hörenden Kirche zählen, mögen ſie Prieſter oder Laien, Hirten oder Heerden, Biſchöfe

oder Gläubige sein. Dies menschliche Element in der Kirche ist aber keineswegs, wie die menschliche Natur in Christus, der Sünde unzugänglich; sondern es behält auch nach dem Empfang der Gnade und der Heiligung immer eine gewisse Schwäche, welche dem Menschen durch die Erbsünde inhärent ist und ihm die Versuchung zum Bösen, die Möglichkeit eines Falles nahe legt. Dadurch ist ihm der Spielraum gegeben für seine Kräfte, deren edelste die Uebung des freien Willens in der Richtung auf Gott ist, so daß der Mensch, trotz der ihm anklebenden Schwäche, in Tugend und Heiligkeit mehr und mehr fortschreiten, aber auch seine Freiheit mißbrauchen und tief und tiefer in Sünde und Laster versinken kann. Dann ist er zwar innerlich von dem göttlichen Lebenselement der Kirche abgefallen, jedoch den äußerlichen Verband mit ihr hat er darum noch nicht gelöst, ungefähr wie ein ungerathenes Kind so lange das Kind des Hauses bleibt, bis des Vaters Geduld und Nachsicht erschöpft ist und er demselben das Haus verbietet. Dies Recht, innerlich Abgefallene, Unverbesserliche, von ihrer Gemeinschaft auszuschließen, steht auch der Kirche zu; allein die milde Mutter wendet es nur in den seltensten Fällen an. Sie leidet lieber schwer und viel und lange durch ungerathene Kinder und versucht unermüdlich alle Mittel der Langmuth, der Belehrung, der Nachsicht, bevor sie zu der Erklärung schreitet, daß die hartnäckig Widerspenstigen aufgehört haben, zu ihrer Gemeinschaft zu gehören. Die größtmögliche Ueberwindung des menschlich sündhaften Lebenselementes in all ihren Gliedern, die Umbildung des Menschen in Gottes Bild durch Gnaden- und Heilsmittel ist eine nicht minder erhabene Aufgabe der Kirche, als es die ist: durch die Predigt des Evangeliums alle Völker der Erde dem mystischen Leibe Christi einzuverleiben. Wir haben gesehen, wie sie in ihren heiligen Martyrern diese Aufgabe erfüllte; die Blut- und Leidenspredigt, welche diese wunderbaren Nachfolger des Gekreuzigten mit ihrem stummen, lächelnden Munde hielten, zwang die Heidenwelt so zu sprechen, wie jener Kriegshauptmann, der auf Golgatha Wache

hielt und erſchauernd ausrief: „Wahrlich, dieſer iſt Gottes Sohn geweſen.“ Und neben dieſen Streitern Chriſti und des Kreuzes in der tobenden Arena haben wir die heiligen Einſiedler geſehen, welche durch die Abtödtung der ſinnlichen Natur, die in anderer Geſtalt ebenfalls ein Martertod für Chriſtus iſt, in ihrer ſtillen Zelle oder in ihrer Wüſtenhöhle ſchon bienieden das Leben der Seligen in der Vereinigung mit Gott antraten und dadurch ſolche Gnadenſtröme auf ſich herabzogen, daß die Bußpredigt, welche ſie demüthig ſich ſelbſt hielten, in ihrer Zeit und ihrem Volk, und weit über Beide hinaus, ein tauſendfaches Echo fand und das ſüße Joch des Evangeliums auf den Nacken einer Welt legte, der es dafür die unerträgliche Bürde des Unglaubens abnahm. Und wiederum in anderer Geſtalt werden wir jetzt Bilder aus dem Chriſtusleben der Kirche ſehen. Die heiligen Blutzeugen und die heiligen Väter der Wüſte kämpften mittelbar für das Evangelium und für die Chriſtenheit, indem ſie die Frucht der Lehre vom Kreuz durch ihr Leben und ihren Tod gaben. Die großen heiligen Väter der Kirche mußten aber eine andere Beſtimmung erfüllen, mußten unmittelbar für Evangelium und Chriſtenheit durch Aufrechthaltung der Lehre ſelbſt kämpfen und in dieſem Kampf nicht bloß die eigene Seele heiligen, ſondern tauſend anvertraute Seelen zu heiligen ſuchen, indem ſie ihnen das Mittel zur Heiligung, den wahren Glauben, ungetrübt bewahrten.

In ihren erſten Zeiten hatte freilich die Kirche, die geſammte Chriſtenheit, kein anderes Bedürfniß als das: die Offenbarung zu glauben und in dieſem Glauben ſelig zu ſein. Eben erſt gerettet aus der heidniſchen Verwirrung aller Zuſtände, flüchtete ſie vor den unruhigen Wogen eines Lebensmeeres, welches die Geſtade einer vergeltenden Ewigkeit nach heidniſcher Anſchauung nicht umſäumten, auf den Felſen Petri und fand in deſſen Unerſchütterlichkeit, die der Gottesſohn verheißen hatte, ihren Frieden. Die Apoſtel zuerſt, dann deren Schüler und ſpäter die Nachfolger dieſer Schüler auf den Biſchofſitzen, lehrten gemäß dem göttlichen Depoſitum des Glaubens, das ihnen

überliefert und anvertraut war, und die Gläubigen begehrten weiter nichts, als die Kraft zu empfangen, ihrem Glauben gemäß zu leben und zu sterben. Neben dieser ganz dem Himmlischen zugewendeten Gesinnung regte sich jedoch von Anfang an der Geist des Widerspruches mit eigenmächtigen, verkehrten Deutungen, oder mit jüdischen und heidnischen Ideen bewaffnet; aber theils waren die Pfade des Lebens so bedornt, daß Hochmuth und Sinnlichkeit, diese Verschanzungen der Häresien, nicht mit Keckheit auftreten konnten; und theils kamen die zermalmenden Ungewitter der Verfolgungen und versuchten die Kirche mit ihren Gläubigen und Irrgläubigen in Blut und Elend zu begraben. Dennoch war es gerade zu dieser Zeit, daß die Systeme der Gnostiker, mit etwa dreißig verschiedenen Sectenhäuptern, der Lehre der Kirche gegenüber ihre Trugbilder aufstellten und durch schillerndes Spiel der Phantasie, so wie durch den Schein einer Aufklärung, die stolz auf ihr Wissen war und den Glauben für beseitigt erklärte, Manche blendete und verlockte. Gegen den Gnosticismus, als dessen erster Stifter Simon Magus betrachtet wird, faßte die Kirche schon ganz früh den Hauptinbegriff ihrer Lehre in dem Apostolischen Glaubensbekenntniß kurz zusammen. Im zweiten Jahrhundert schrieben Irenäus, Tertullian, Clemens von Alexandrien gegen ihn und enthüllten seine Unhaltbarkeit als Theorie und seine Verwerflichkeit als Sittenlehre. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts ging er unter in den Strudeln einer geistigen Zügellosigkeit, der unvermeidlich alle Lehren verfallen, welche sich vom Centrum der Wahrheit, der Kirche, abgelöst haben. Statt seiner tauchte der Manichäismus auf, der orientalische Religionsphilosophien und gnostische Träumereien verschmolz und, um in der Kirche Eingang zu erschleichen, christliche Benennungen auf seine Lehren anwendete, sogar christliche Formen des Cultus sich aneignete. Der Stifter, ein Perser, Manes, versicherte der Welt ganz dreist, er sei der von Christus verheißene Geist der Wahrheit, der Paraklet; und da auch er gegen den blinden Glauben und die Knechtung der

Vernunft in der Kirche, mit hochtönenden Redensarten eiferte, hingegen seine Lehrsätze durch Vernunftbeweise, auf freie Forschung gestützt, behaupten zu wollen versprach: so fand er in der Hoffart, der Eitelkeit, der Neugier, auch wohl der Sinnlichkeit des Menschen, einen nicht unbeträchtlichen Anhang. Und als nun gar die unmittelbaren Angriffe auf die Grundgeheimnisse des Christenthums, auf die Lehren von der Trinität und von der Menschwerdung Gottes, nicht von Außen wie Gnosticismus und Manichäismus, sondern aus dem Schoße der Kirche selbst hervorgingen: da mußte sie immer schärfer darauf bedacht sein, dem Widerspruche der Häresien gegenüber ihren Lehrbegriff so klar und bestimmt zu fassen und so entschieden auszusprechen, als ihr Glaube es war.

Konnte sich das menschlich-sündige Element so heftig und mannigfach in der Kirche regen, als sie noch unter dem Blutbeile der Lictoren stand und als man wohl annehmen durfte, daß sich die Lauen, die Feigen, die Schwächlinge, die Genuß- und Sinnenmenschen fern von ihr hielten: um wie viel mehr kam jenes Element zur Geltung, da Verfolgung und Unterdrückung aufhörten und die Strömung des Zeitgeistes vom mächtigen Kaiser Constantin umgebogen, statt *gegen* die Kirche, in sie hinein gelenkt wurde. Massen von Irdischgesinnten drängten sich ihr zu. Fast sah es aus, als wolle das Menschliche in ihr überhand nehmen. Aber das war nur eine Warnung, um auf der Hut zu sein, um sich abzuklären, zu sammeln, die Waffen des heiligen Geistes bereit zu halten und die ihr innewohnende göttliche Kraft und Wahrheit durch Wort und That auszuprägen. Und gerade da, wo die Männer des Gebetes und der Ascese, die stillen Einsiedler Zellen und Wüsten bevölkerten und in schweigender Entsagung den Glauben des Gekreuzigten verkündigten, indem sie sein mystisches Kreuz des Leidens aus Liebe Ihm nachtrugen: gerade da sollte der geistliche Held aufstehen, der Bannerträger der Kirche in einer der gewaltigsten und erschütterndsten Schlachten, die sie je im heiligen Geiste gekämpft hat. Das war Athanasius, Patriarch von Alexan-

drien, der St. Michael des Jahrhunderts, der Vertheidiger der Menschwerdung Gottes.

1. Alexandrien.

Da wo der Nil in zwei Arme sich spaltend an der Küste des mittelländischen Meeres die fruchtbare Landschaft Delta bildet, gründete Alexander von Macedonien, nachdem er Aegypten erobert hatte, an einem geräumigen Hafen zur Ehre seines Namens die herrliche Stadt Alexandrien. Er dachte ihr die Bestimmung zu, der Mittelpunkt des Welthandels einerseits zwischen Indien und Arabien, andererseits zwischen Griechenland, Italien und dem ganzen Occident zu werden. Er starb zu jung und zu früh, um die Verwirklichung seines Planes zu erleben; allein Alexandrien wurde wirklich die Beherrscherin des Welthandels und die prachtvollste, reichste Königsresidenz der alten Welt nach Rom. Alexanders Feldherren theilten unter sich die Reiche, die er erobert hatte und die nach seinem Tode auseinander fielen. Ptolomäus bekam Aegypten und seine Dynastie, die es 284 Jahre beherrschte, ging unter mit Kleopatra und mit der Selbstständigkeit des Reiches, das von den Römern erobert wurde. Die Ptolomäer liebten Pracht und Glanz, und beschützten Künste, Wissenschaften, Handel und Ackerbau. Sie schmückten Alexandrien mit großartigen Bauwerken, von denen der berühmte Leuchtthurm zu den sieben Weltwundern gezählt wurde. Auf der Insel Pharos, die am Hafen lag und durch einen Damm mit der Stadt verbunden war, ließ Ptolomäus Philadelphus ihn bauen. Marmorsäulen trugen seine Gallerien gegen 400 Fuß hoch empor. Sie waren sehr prachtliebend, diese Ptolomäer, und in großartiger Weise. Derselbe König schickte 100,000 gefangene Juden frei nach Palästina zurück, nur mit der Bitte an den Hohenpriester zu Jerusalem, ihm eine treue Abschrift der mosaischen Gesetzbücher zukommen zu lassen. Er bekam sie. Mit goldenen Buchstaben auf Pergament war sie gemacht; und nun beschäftigte er siebenzig gelehrte Männer

mit der Ueberſetzung der hebräiſchen Urſchrift in's Griechiſche. Das wurde die Septuaginta, deren Uebereinſtimmung mit dem Urtexte die Rabbiner ſpäter läugnen wollten. Die weltberühmte Alexandriniſche Bibliothek gründeten die Ptolomäer ebenfalls und eine Akademie, wo auf öffentliche Koſten alle ſchönen Wiſſenſchaften gelehrt wurden, und wo die ſtudirenden Jünglinge, in einem Convict unentgeltlich vereinigt, ganz für ihre geiſtige Ausbildung leben konnten. Die tüchtigſten Lehrer und die wißbegierige Jugend ſtrömten nach Alexandrien.

Obgleich Aegypten durch die römiſche Eroberung ſeine Selbſtſtändigkeit als unabhängiges Königreich verlor und eine Provinz des Römerreiches wurde, ſo ging darum doch nicht ſein blühender Zuſtand unter; vielmehr ſtieg namentlich Alexandriens Berühmtheit und Wohlſtand mehr und mehr. Die römiſchen Imperatoren beſchützten und erweiterten die großartigen Anſtalten für Wiſſenſchaften und Geiſtesbildung, welche die Ptolomäer gegründet hatten; und die römiſchen Damen beſchützten und hoben den Handel von Alexandrien, der ihnen die Wohlgerüche Arabiens und die koſtbaren Stoffe und Edelſteine Oſtindiens und die Perlen der indiſchen Meere zutrug, durch die grenzenloſe Verſchwendung, die ihrem Luxus und ihrer Prachtliebe einen Anſtrich von Wahnwitz gab. In dieſem Sitze heidniſcher Cultur in geiſtiger und materieller Richtung prangte überdies eines von jenen Heiligthümern, an welche die heidniſchen Völker, als an den Sitz einer Schutzgottheit, Glück und Wohlfahrt ihrer Nation zu knüpfen pflegten und welche das erobernde Rom bereitwillig unter den Heiligthümern des Reiches aufnahm, um die Ueberwundenen durch ihren Schutzgott an die allgewaltige Göttin Roma zu feſſeln. Was in Karthago der Tempel der Cöleſtis, und in Balbek in Cöleſyrien der Tempel der Aſtarte, und in Gaza, an Arabiens Grenze, der Tempel des Marnas, das war in Alexandrien das Serapeum, der Tempel des Jupiter Serapis. Bau- und Bildkunſt hatten gewetteifert, ihn mit verſchwenderiſcher Pracht und großartiger Herrlichkeit auszu-

ſtatten. Das köſtliche Material, woran Egypten ſo reich iſt, gaben ihm eine mährchenhafte Schönheit: von roſenfarbenem Granit waren ſeine Säulen, von Alabaſter, mit edlen Metallen eingelegt, ſeine Wände. Opferprieſter und Tempeldiener waren in Menge bei ihm angeſtellt. Feſte, Ceremonien und Myſterien wurden feierlich und pomphaft begangen. Es war ein Heiligthum, dem nichts fehlte, als Gott; und deshalb ging bei ſeinem Cultus nichts leer aus, als die Seele der Anbetenden. Um Idole aufrecht zu halten, müſſen ſie von einem gewiſſen trügeriſchen Lichte umfloſſen ſein, das ſich aus der ungeregelten Intelligenz entwickelt, die bei ihren überſinnlichen Speculationen nicht die Richtſchnur der göttlichen Offenbarung hat, und von ungezügelter Phantaſie fortgeriſſen, von ungeordneter Leidenſchaft geblendet wird. Dies Trug-licht ſagt der unerlöſten Menſchenſeele zu; ſie findet ſich darin zurecht mit all ihren Affecten und Neigungen, unter denen ſo viele ſind, deren Niedrigkeit ſie unwillkürlich anerkennt, und deren ſie ſich ſchämen würde, wenn das Licht der Ewigkeit ſie beleuchtete. Der menſchgewordene, der gekreuzigte Gott der Offenbarung verurtheilt durch ſeine Krippe und ſein Kreuz des Menſchen Hoffart und Sinnlichkeit, Habgier und Haß; und die entgegengeſetzten Tugenden: Demuth, Reinheit, Entſagung, heilige Liebe, erſtrahlen ſo hell im Widerſcheine des Lichtes, welches Krippe und Kreuz umfließt, daß jene ſich wenigſtens verbergen müſſen und keine andere Exiſtenz mehr haben können, als eine bekämpfte. Aber eine Cöleſtis, aber ein Serapis, was predigen ſie? — die Sanctionirung des erſten Abfalles: der Selbſtliebe, der Selbſtvergötterung, der Gottvergeſſenheit. Diejenigen Stätten, wo ſolche berühmte Tempel ſtanden, zeichneten ſich immer durch das tiefſte Sittenverderbniß aus. Der Nebel haltloſer und unwahrer philoſophiſcher und religiöſer Syſteme fiel zuſammen mit dem Nebel ungebändigter Triebe und Leidenſchaften, und der arme Menſch, der ſich einerſeits in die Abſtraction des Verſtandes mit großem Stolze erhob, ſank andererſeits ſchwindelnd zur tiefſten Stufe der Entſittlichung herab. Das iſt nun einmal

das Grundgeſetz aller Vollkommenheit des Menſchen: die Vereinigung mit Chriſtus; denn er hat „die Welt überwunden.“ Mit Ihm kann Jeder das Stück Welt überwinden, was ihm am nächſten liegt: den Erdgeiſt in der eigenen Natur. Ohne Chriſtus iſt jeder Aufſchwung über die Natur mark- und haltlos, weil Niemand da iſt, der den Erdgeiſt wahrhaft überwinde, ſo daß dieſer bald wieder ſein gewohntes tyranniſches Recht geltend macht. Magie, Orakel, phantaſtiſche Blendwerke, Beſchwörungen der Todten, der Naturgeiſter, alle Berauſchungen der Einbildungskraft und der Sinnlichkeit hatten eine Freiſtätte in dieſen Tempeln und übten einen ungeheueren Zauber über die Maſſen aus, welche in ihren Göttern und deren Anhang die Spiegelbilder ihres Innern und die Idole ihres Herzens umfingen und anbeteten.

So war Alexandrien ein dreifach machthabender Punkt der heidniſchen Welt: durch Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, durch Handel und Reichthum, durch Götterculthus; und angelockt durch dieſen dreifachen Glanz ſtrömten die Völker Aſiens, Europa's und Afrika's hier zuſammen und ſuchten ihren Antheil an der Weltherrlichkeit zu gewinnen und zu genießen. Plötzlich erklang in dieſem purpur- und gold- und roſenfarbenen Alexandrien das Evangelium des Kreuzes. Marcus, der geliebte Jünger des heil. Petrus, verkündete es. Er kam aus Rom, wo er ſo eben für die Neubekehrten einen ganz kurzen Abriß des Lebens Chriſti, nach den Erzählungen ſeines Meiſters, aufgeſchrieben hatte. Er ſelbſt war erſt nach der Auferſtehung Chriſti durch die Apoſtel für den Glauben gewonnen. Um die Mitte des erſten Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung ſchickte Petrus ihn nach Alexandrien, wo er eine Kirche gründete, welche mit Antiochien, Jeruſalem und Rom eine Hauptkirche der Chriſtenheit war, weil der Apoſtelfürſt ſie mittelbar ſelbſt geſtiftet hatte. Unter drohender Gefahr und häufig gezwungen, ſich durch die Flucht dem Tode zu entziehen, lebte Marcus eine Reihe von Jahren als erſter Biſchof bei ſeiner Kirche und benutzte ſeine freiwilligen

wie nothgedrungenen Reisen, um das Evangelium in Aegypten und in der Landschaft Cyrenaïca, in Nordafrika, auszubreiten. Die Ueberlieferung erzählt von seinem Martertode: an einem Feste des Serapis sei das Volk trunken und aufgeregt, in Zorn gegen die Christen, namentlich gegen deren Bischof, entbrannt, habe die Stätte aufgesucht, wo dieser die heiligen Geheimnisse feierte, habe ihn vor dem Altare gefunden, hinweggerissen, bei den Füßen durch die Straßen geschleift, dann in einen unterirdischen Kerker geworfen und am anderen Tage dieselbe Peinigung so lange fortgesetzt, bis Blutbäche und zerrissene Gliedmaßen den Weg bezeichneten, den sie mit ihm nahmen, bis er, immer betend und lobpreisend, in dieser unerhörten Marter seine Seele aushauchte. Die Gläubigen sammelten und bestatteten andächtig seine heiligen Reliquien, die bis in's neunte Jahrhundert in Alexandrien blieben. Dann erwarb sie Venedig, das eben aufzublühen begann. Es erbaute über ihnen eine der schönsten Kirchen der Christenheit, erwählte St. Marcus zum Schutzpatron der Republik und den Löwen von St. Marcus zum Wahrzeichen ihres Banners, und wurde Alexandriens Erbin als Beherrscherin des Welthandels im Mittelalter. Die Fahne mit dem Löwen von St. Marcus wehte fortan in vielen Schlachten, Siegen und Triumphen und über vielen eroberten Mauern und Zinnen; aber glorreicher nie, als damals, wo Venedig, das kleine Venedig ganz allein, sie unermüdlich in den Kampf gegen den vordringenden Türken trug. Das Serapeum aber und all die prächtigen Bauwerke der Ptolomäer und der Cäsaren sind spurlos aus Alexandrien verschwunden und gleichsam nur zur Erinnerung an die untergegangene Herrlichkeit stehen zwei Monumente aufrecht. Das eine ist ein Obelisk aus der Pharaonen-Epoche von Granit mit Hieroglyphen bedeckt. Er befindet sich in einer jener Vorstädte, welche das arme Volk in den großen orientalischen Städten bewohnt, wo die Häuser mehr Aehnlichkeit mit zerfallenen Backöfen und mit Schutthaufen, als mit menschlichen Wohnungen haben. Unsäglicher Schmutz umlagert ihn: der Boden, die Umgebungen, die At-

mosphäre, Alles ist Schmutz. Da die Obelisken immer paarweise an den Tempelpforte standen, wie ernste Wächter des Heiligthums: so fehlt auch hier der zweite nicht; allein er liegt umgestürzt und halb begraben in Kehrichthaufen da. Das andere Monument ist die sogenannte Pompejussäule, die vor der Stadt auf einer flachen Anhöhe, welche früher ein Gottesacker war, ganz einsam und merkwürdig melancholisch Land und Meer überragt. Es ist eine korinthische Säule, der Schaft ein herrlicher Monolith von rothem Granit, achtundsechzig Fuß hoch; Sockel und Knauf plump und schwer. Weshalb sie den Namen des Pompejus trägt, weiß Niemand; die Urne soll auf ihr gestanden haben, in welcher sein Haupt einbalsamirt wurde, nachdem er in den Bürgerkriegen der alten hinsterbenden Republik Rom in Aegypten durch Mörder umkam. Dies sind die einzigen Ueberbleibsel von Alexandriens heidnischer Herrlichkeit. Damals aber und bis zum Ende des vierten Jahrhunderts prangte das Serapeum mit einer Welt von Götzentempeln umher, als ob der Polytheismus unüberwindlich sei. Allein das Christenthum machte in Aegypten, wie überall, die Parabel wahr, daß es als unscheinbares Senfkörnlein in den dunkeln Erdboden sank, um plötzlich, man wußte nicht wie! als ein kräftiger Baum, mit tiefen Wurzeln, mit weitverzweigten Aesten, mit Blüthen des Martyrerthums und Früchten der Heiligkeit dazustehen. Nirgends waren die Christenverfolgungen wilder, grausamer, anhaltender, als in Aegypten; darum war auch nirgends die Christusliebe und die Nachfolge im Christusleben feuriger, als eben dort. Aus den heiligen Martyrern und Asceten der streitenden Kirche Aegyptens gingen Schaaren glorwürdiger Sieger in die triumphirende Kirche des Himmels ein. Einige von ihnen haben wir in früheren Bildern gesehen und immer mehr und mehr dieser bezaubernden Bilder, in denen eine Liebe flammt, wie die Welt sie nicht mehr kennt, und ein Glaube leuchtet, wie die Welt ihn nicht mehr faßt, möchten wir betrachten; z. B. eine Corona, deren Acten so lieblich sind. Sie war die arme einfache Frau eines ägyptischen Soldaten

im römischen Heere und befand sich mit ihm in der Thebais während Diocletians grausamer Verfolgung. Ihre geringen Verhältnisse beschützten sie nicht vor jener diabolischen Wuth der Heiden, die um jeden Preis Verläugner Christi sehen wollte. Sie wurde in den Götzentempel geschleppt, vor den Altar gestellt, Weihrauch in ihre Hand gezwängt. Wie eine Bildsäule stand sie da und ließ Alles geschehen, denn vertheidigen konnte sie sich ja nicht. Nun aber wollte Einer den Kranz, den die Opfernden zu tragen pflegten, auf ihre Stirne drücken. Da trat sie zurück und sagte sanft: „Ich heiße Corona und meine Krone soll Niemand mir nehmen." Corona aber bedeutet Krone. Man führte sie vor den Richter und zur Folter, und wieder vor den Opferaltar; umsonst! sie blieb bei dem einen Worte: „Meine Krone soll Niemand mir rauben." Da wurde sie mit Händen und Füßen an zwei gewaltsam zusammengebogene Bäume gebunden. Als diese empor und auseinander schnellten, hingen Corona's gräßlich zerrissene blutige Glieder an den Aesten, während sie für die treubewahrte Krone des Glaubens die Krone der Glorie empfing. So besiegte Corona den Teufel und den Tod. Sie war sechzehn Jahre alt. Wenn solche Gesinnung schlichte junge Weiber beseelte, mußte das Christenthum freilich unüberwindlich sein. Es bekam aber auch von anderer Seite tüchtige Stützen. Das geistige Leben, welches in Alexandrien durch die Hochschule und ihre Bildungsmittel angeregt und durch den Zusammenfluß und die Berührung berühmter Lehrer und eifriger Lernenden verbreitet und vervielfacht wurde; das Interesse für Wissenschaft, die dialektische Beweglichkeit des Volkes, in welchem so viel vom griechischen Character war, kam auch dem Christenthume zu gut, weckte ihn zum Wetteifer. Daß christliche Eltern ihre Kinder, ihre Jünglinge nicht in heidnische Schulen schicken mochten, erklärt sich leicht. Die Religion ist das letzte Wort aller und jeder Wissenschaft; denn die Wissenschaft ist eine systematisch begründete und entwickelte Festsetzung gewisser Forschungen, Kenntnisse, Wahrheiten, welche wie Radien vom Centrum ausgehen

und von ihm gehalten und getragen werden. Dies Centrum ist die Religion, das Verhältniß des Menschen zu Gott. Ruht dies auf der ewigen Wahrheit der Offenbarung, so kann die Wissenschaft ihre Irrthümer, ihre Schwächen, ihre Unvollkommenheiten haben; allein es läuft durch sie hindurch der Leitfaden, nach welchem sie ins rechte Gleis gerückt und zum rechten Ziele geführt werden kann. Ist aber die göttliche Offenbarung ihr Centrum nicht, so ermangelt sie überhaupt eines solchen, wählt sich willkürlich als Ausgangspunkt irgend eine beliebige Ansicht, irgend eine individuelle Meinung und erbaut darauf ihre Systeme, die vielleicht einseitig Wahres haben, aber nicht prinzipiell in der ewigen Wahrheit begründet und deshalb von Hause aus haltungslos, schief und trügerisch sind. Christliche Eltern, die selbst eben erst aus dem Heidenthume hervor gegangen waren, wußten gar wohl, wie der Polytheismus die ganze heidnische Welt durchdringe, wie die Anschauungen, die er dem Gesammtleben gab, sich in der Wissenschaft, in der Poesie, in der Kunst sowohl, als in der Sitte und im bürgerlichen Leben, nicht zum Heile der Menschheit, abspiegelten, und sie schauderten vor dem Gedanken zurück, ihre Kinder, für deren Seelen sie dereinst vor Gott Rechenschaft abzulegen hatten, in Schulen zu geben, deren Einfluß für ein zartes junges Gemüth verderblich und giftig war. Anfangs war das Bedürfniß nach wissenschaftlichen Studien um so geringer bei den Christen, als man die abschreckenden Verzerrungen der Glaubens- und Sittenlehren wahrnahm, welche die Gnostiker und andere Häretiker hervorriefen, indem sie durch ihre Systeme Glauben und Wissen vermitteln wollten, ohne doch das wahre Verhältniß der menschlichen Intelligenz zum Wesen der göttlichen Offenbarung zu kennen oder anzuerkennen. Da begnügte man sich Schulen zu gründen, in welchen der Katechetenunterricht gegeben wurde. Justin der Martyrer gründete eine solche in Rom. In Alexandrien bestand sie schon früher und nahm hier zuerst nach und nach einen weiteren Kreis der Lehrgegenstände auf; denn bald erkannte man es als noth-

wendig, daß nicht bloß die christlichen Jünglinge vielseitiger unterrichtet, sondern auch gebildete Heiden angezogen und wo möglich für das Christenthum gewonnen würden. Deshalb begann man gelehrte Vorträge über dasselbe zu halten und allmählig einen umfassenden Unterricht in den allgemeinen höheren Wissenschaften zu ertheilen: in der Erklärung der heiligen Schriften, in der Philosophie, Geometrie, Rhetorik, Grammatik ꝛc. In dieser vervollkommneten Gestalt erhob sich die Alexandrinische Katechetenschule zu einer großen Berühmtheit und zu der Ehre, der Kirche große und wesentliche Dienste zu leisten, indem eine Menge tüchtiger, gelehrter Männer, große Bischöfe, fromme Priester, heilige Martyrer aus ihr hervorgingen. Pantänus, ein Sicilianer, war gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts derjenige Vorsteher der Katechetenschule, der durch seine tiefe christliche Weisheit, verbunden mit der glänzenden classischen Bildung, die er aus dem Heidenthume herüber gebracht hatte, das hohe Ansehen der Anstalt hauptsächlich begründete. Clemens der Alexandriner, der bewunderte kirchliche Schriftsteller, wurde um 189 der Nachfolger des Pantänus, dessen eifriger Jünger er gewesen war. Dann nahm Origenes im Anfange des dritten Jahrhunderts diesen Platz ein. Er war erst achtzehn Jahre alt; aber der Bischof Demetrius erkannte und würdigte dies große, glänzende, christliche Genie, und stellte es dahin, wo es seinen Einfluß und seine Anziehungskraft auf die Gemüther im umfassendsten Maß üben mußte. Denn Origenes überwältigte nicht bloß durch die Kraft seines Geistes und die Fülle seines Wissens, die er mit hinreißender Beredsamkeit vortrug: sondern die heilige Asceſe seines Lebens machte ihn unwiderstehlich. Ununterbrochenes Studium füllte seine Tage; Gebet und Betrachtung den größten Theil seiner Nächte; auf bloßer Erde gönnte er sich einen kurzen Schlaf. Er besaß eine einzige Tunika; Schuhe nur im späteren Alter. Zu seinem täglichen Unterhalte genügten ihm siebenzehn Kreuzer. Sein Lebenlang brauchte er nicht mehr, er, der gefeierte, weltberühmte Lehrer, den seine Schüler gern mit

Gold überschüttet hätten. Aber er nahm nichts und nie. Ein Lehrer von solchem Stoff, war wohl fähig Schüler für das Martertum zu bilden; und in der That fanden viele seiner Zöglinge den Tod für das standhafte Bekenntniß des Glaubens. Leidenschaftliche Anhänger und leidenschaftliche Widersacher, die sich so leicht für und gegen ein großes Genie ansammeln, entzündeten später eine gewaltige Fehde um gewisse dogmatische Irrthümer in seinen Schriften, welche ihn veranlaßte, den Lehrstuhl zu Alexandrien aufzugeben und zu Cäsarea in Palästina eine gelehrte christliche Schule zu eröffnen, die bald mit der alexandrinischen um die Wette leuchtete. Dionysius, dem seine Verdienste um die Kirche den Beinamen „der Große" erwarben, nahm in Alexandrien den Platz ein, der durch so ausgezeichnete Vorgänger ein Ehrenplatz geworden war, stand ihm rühmlich sechzehn Jahre vor und verließ ihn nur, als er im Jahre 247 den Bischofsitz des heiligen Marcus einnehmen mußte. Andere im Glauben und in der Wissenschaft und Gelehrsamkeit festbegründete Männer folgten in dem Vorsteheramt und wirkten im Geiste der Vorgänger mit tüchtigen Gehilfen so gründlich auf die christliche Bildung, daß das vierte Jahrhundert, welches man wegen seiner prachtvollen geistigen Entwickelung „das Blüthenalter der christlichen Literatur" genannt hat, der Schule zu Alexandrien seine Grundlage verdankt. Die Heiden erkannten auch sehr gut den ungünstigen Einfluß dieser Schule auf den Polytheismus. In Zeiten der Gährung oder der Verfolgung ließen sie ihrem Haß wider dieselbe freien Lauf, umzingelten das Gebäude mit Soldaten, beschimpften und mißhandelten die Aus- und Eingehenden, ergriffen die Zuhörer, um sie zu ängstigen und zu quälen, und führten sie auch mitunter geraden Weges zum Tode. Andererseits hatten sie hohe Achtung vor dieser Anstalt. Als um die Mitte des dritten Jahrhunderts der Vorsteher ihrer eigenen Hochschule in Alexandrien starb, baten sie dringend einen Zögling der Katechetenschule, den heiligen Anatolius, die Stelle anzunehmen. Eine solche geistige Macht war das Christenthum bereits inmitten aller

Verfolgungen und Drangsale geworden, daß der Polytheismus versuchte, gleichsam einen Compromiß mit demselben zu schließen, indem es ein neues philosophisches System erfand und in demselben manche christliche Lehren, Ansichten und Bezeichnungen aufnahm, freilich um das Christenthum selbst damit zu bekämpfen. Dies System war die neuplatonische Philosophie und war der letzte Aufschwung, zu dem sich der heidnische Geist zusammenraffte. Die Stifter desselben waren zwei Aegypter, Ammonius Saccas und Plotinus, Zeitgenossen des Origenes, die gerade da sich niederließen und die heidnische Jugend um sich versammelten, wo die christliche Wissenschaft ihren Sitz aufgeschlagen hatte: in Alexandrien. Die Neuplatoniker wollten den inneren Zusammenhang aller heidnischen Religionen und deren Uebereinstimmung mit allen Philosophien nicht sowohl beweisen, als vielmehr für göttliche Offenbarung ausgeben; die groben Verirrungen und den crassen Aberglauben des Polytheismus als Ausartung verwerfen; von den vereinzelten Traditionen der ewigen Wahrheit, die als Stückwerk oder zu einer Mythe entgeistet bei den Völkern existirten, auf eine wesentliche Einheit aller Volksreligionen schließen, in welche sie auch die jüdische aufnahmen; somit ein vollständiges Lehrgebäude absoluter Weisheit aufstellen, die edelsten Herzen und Intelligenzen durch die großartige Universalität ihres Systems anziehen und das Christenthum als eine beschränkte Auffassung der Gottheit und ihrer Manifestationen bezeichnen, weil es für sich allein, im vollkommenen Gegensatze zum Neuplatonismus, die göttliche Offenbarung beanspruche. Die Stifter dieses Systems galten ihren Anhängern für Seher, die Göttliches schauten und im Verkehre mit höheren Geistern standen. Ammonius wurde „der von Gott belehrte" genannt. Plotinus schämte sich so sehr, ein Mensch wie alle andere Sterbliche zu sein, daß er sorgfältig verbarg, wann, wo, von wem er geboren sei. Christus aber verbarg seine göttliche Abkunft! Der Gottessohn verdemüthigt sich; das Menschenkind bläht hoffärtig sich auf: schon daraus allein ist zu schließen, wo die Wahr-

heit der Lehre sein müsse. Die Gottgesandten brauchen keinen falschen Nimbus. Konnten die Häupter der neuplatonischen Schule nur unvollkommen als Nebenbuhler des göttlichen Erlösers auftreten: so bemühten sie sich desto mehr, die in unbestimmtes Dunkel gehüllte Persönlichkeit des Apollonius von Tyana, eines Zeitgenossen Christi, in dasselbe Verhältniß zum Heidenthum zu bringen, wie Christus es zur Kirche einnimmt. Die fabelhafte Lebensbeschreibung dieses Apollonius, ganz voll Wunder und Großthaten, sollte die Evangelien überbieten, Christus in Schatten stellen und zugleich beweisen, daß man nicht Gott zu sein brauche, um solche Dinge zu wirken. Aber je mehr sie sich bemühten, den Polytheismus als das Ideal für die Entwickelung der Menschheit aufzustellen, desto mehr entfernten sie sich vom Christenthume und desto feindlicher wurden sie gegen dasselbe. Diese Feindschaft sprach am heftigsten ein Schüler des Plotinus, Porphyrius, im Anfange des vierten Jahrhunderts durch seine Schriften aus; und später durch Thaten, der kaiserliche Zögling und Protector der neuplatonischen Schule, Julian der Apostat.

So waren denn im Beginne des vierten Jahrhunderts alle denkenden Köpfe, im Christenthum wie im Heidenthum, lebhaft angeregt und mit Erforschung und Lösung der tiefsinnigsten und wichtigsten Fragen, Jeder von seinem Standpunkte aus, vielfach beschäftigt. Heiße und schwere Kämpfe waren ganz unvermeidlich. Der christliche Heroismus, der sich im Gemüthsleben der Martyrer und Asceten aussprach, mußte sich auch im Geistesleben durch andere Glaubenshelden entwickeln. Die Gegensätze zur ewigen Wahrheit mußten überwunden werden. Der christliche Geist mußte das Gebiet der Offenbarung, das die Kirche umfängt, sicher stellen. Das konnte durch kein äußeres Mittel geschehen; irdische Gränzen gibt es nicht für dies übernatürliche Gebiet, dem Zeit und Raum angehören und das von jedem Menschen betreten werden kann und soll, der in die Welt hinein geboren wird. Die Kirche hält Niemand ab, sich ihr anzuschließen, weil Jeder in ihr seine Beseligung finden soll. Weil sie aber

nicht mit göttlicher Allwissenheit in's wandelbare, von tausend widersprechenden Affecten bewegte Menschenherz schauen kann: so wendet sie ein geistiges Mittel an, welches entscheidend bestimmt, wer ihr angehört und wer nicht; sie stellt nämlich ihre Glaubensregel fest und verlangt von Denen, welche sich zu ihr bekennen, daß sie diese Regel, als die Summe der geoffenbarten göttlichen Wahrheit, im vollen Umfange annehmen. Gerade damals war in Afrika, namentlich um Karthago, die Häresie der Donatisten mit der Behauptung aufgetreten, zur Kirche Christi gehörten nur die Gerechten, die Sünder nicht, und natürlich zählten sie nur sich selbst zu den Gerechten. Diese hochmüthige pharisäische Lehre verwarf die katholische Kirche durchaus. Bis Christus zum Weltgerichte wiederkehrt und die Trennung für die Ewigkeit vollzieht, bleiben Gute und Böse gemischt in ihr. Nicht ihr Amt noch Auftrag ist es, den Bösen zu verstoßen; vielmehr ihn zu retten. Darum ist ihr Rettungsanker die Glaubensregel. Um sie festzuhalten in einer so ungeheuer bewegten Epoche, in welcher sich erstorbende und erstehende Elemente, erhabenste und verwerflichste Lehren, Ideen voll Lebenssaat und voll Todeskeimen, wie feindliche Schwerter kreuzten, und in welcher dieser Kampf für die ganze Zukunft entscheidend und maßgebend werden mußte, weil die weltliche Gewalt sich einzumischen suchte: dazu gehörte eine Kraft, die nicht von dieser Welt war.

Um das Jahr 296 wurde zu Alexandrien der Knabe geboren, dem die Gnade Gottes eine wunderbar erhabene Bestimmung gab. Er hieß Athanasius. Seine Eltern waren Christen, ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Tugenden. Sie erzogen ihn sorgfältig; seine glücklichen Anlagen entwickelten sich früh; er lernte gern, er faßte leicht auf und ein berühmter, heiliger Lehrer, der später den Bischofsstuhl einnahm und Alexander hieß, erkannte die seltene Begabung des Knaben, entwarf einen Studienplan für ihn, nahm ihn in besondere Aufsicht, ließ ihn an seinem Tische essen und brauchte ihn später als Geheimschreiber. Athanasius benutzte die gute Anleitung und machte gründliche und gelehrte

Studien in all' den Wissenschaften, welche eine ernste Bildung in ihren Kreis zieht. Diejenigen trieb er am eifrigsten, die auf Religion und Kirche Bezug hatten. Die griechische profane Literatur schloß er nicht aus, sondern bildete seine Schreibart nach ihrer Kraft und Klarheit; aber die heiligen Schriften und deren Auslegungen durch die Väter nahmen sein höchstes Interesse in Anspruch. Durch die fortgesetzte Betrachtung der göttlichen Geheimnisse des Christenthums und durch die Demuth, mit welcher er sich bei seinen Forschungen der Auslegungen der Väter bediente; durch die Erhebung seines Geistes in der Erkenntniß des Himmlischen und seines Herzens, in der Liebe zum Himmlischen, empfing er früh jene tiefe und lichtvolle Einsicht in die Lehren der Offenbarung, welche die göttliche Gnade den reinsten und auserwähltesten Seelen zuweilen mittheilt: eine Erleuchtung, die alle Erkenntniß übertrifft. Da er in der sichtbaren Kirche das Fundament alles wahren Glaubens auf Erden sah: so waren alle ihre Verhältnisse und Beziehungen, ihre Zucht wie ihre Lehren, ihm wichtig und er studierte mit Eifer das Kirchenrecht, welches ihn dann weiter zum Studium auch des bürgerlichen Rechtes führte. Maximin Dajas Verfolgung, die im Jahre 311 so heftig über Aegypten einbrach, machte auch einige fromme und weise Lehrer, an denen Athanasius mit großer Verehrung hing, zu Bekennern und Martyrern. Er selbst blieb verschont. Nicht so schnell sollte er die Siegespalme erhalten! Später wurde er, wie über den göttlichen Heiland berichtet wird, „vom Geiste in die Wüste geführt." Der Zug der Gnade trieb ihn aus der Schule der Wissenschaft in die Schule der heiligen Ascese. Er mußte sich üben in der Liebe zum Leiden; denn: „Wer nicht gelitten hat, was weiß der!" sagt ein großer Meister [1]) im Leiden aus Liebe. Athanasius begab sich zum heiligen Antonius, der eine gewaltige Anziehungskraft für Alle besaß, denen die Entsagung der Welt lieblicher und anziehender dünkte, als ihr Besitz; und was Athanasius dort sah, lernte und übte,

1) Heinrich Suso, Dominicaner, im vierzehnten Jahrhundert.

das faßte er später in seiner Lebensbeschreibung des heiligen Antonius zusammen. Er blieb dem großen Einsiedler mit kindlicher Verehrung zugethan und gedachte in späteren Jahren gern und froh der Zeiten, wo er den heiligen Antonius habe bedienen und ihm das Wasser zum Händewaschen reichen dürfen. Es war jedoch nicht seine Bestimmung, den Kampf des Lebens in der Wüste durchzukämpfen. Die Abgeschiedenheit und der Umgang mit Männern, die sich, soweit es dem Menschen gestattet ist, von dem Irdischen getrennt und dem Himmlischen genähert hatten, sollte ihm vielmehr die Rüstung anlegen, in welcher er auf dem größten Schauplatze der Welt und als der geistige Feldherr von vielen tausend geistigen Kriegern, streiten und siegen sollte. Diese Rüstung war eine tiefe Gottesfurcht und eine eben so tiefe Verachtung der Welt. Zu nahe war seine Seele in Berührung mit dem Ewigen gekommen, um am Vergänglichen noch Freude zu finden. Dem Reiche Gottes auf Erden zu dienen, mit allen Kräften, die Gott ihm gegeben hatte, das war sein einziges Verlangen. Es sollte in weit größerem Umfange erfüllt werden, als er selbst ahnte. Der gute Priester ist freilich immer ein Kreuzträger, immer ein mystischer Simon von Cyrene, der dem Heilande beisteht und nachfolgt auf seinem Leidenswege; allein für Athanasius war der Antheil an der Kreuztragung besonders reichlich gemessen, weil seine Seele besonders stark und lauter war.

Aus den beiden heilsamen Schulen der Wissenschaft und der Ascese ging er als ein kräftiger und geübter Ringer hervor, dem sich nur aufthat die Schule des Lebens, da er nach Alexandrien zurückkam. Sein ehrwürdiger Lehrer und Beschützer Alexander saß auf dem Patriarchenstuhl des heiligen Marcus und war hoch erfreut, den Jüngling so vorgeschritten in Kenntnissen, in Weisheit, in Tugend zu finden. Um das Jahr 319 weihte er ihn zum Diakon, nachdem Athanasius die unteren Stufen des geistlichen Standes zurückgelegt hatte, und fortan behielt Alexander ihn in seiner nächsten Umgebung, zog ihn häufig zu Rathe in vielfachen Geschäften und benutzte

gern seine reife Einsicht. Schon ein Jahr vorher, nämlich 318, hatte Athanasius zwei Abhandlungen herausgegeben, die dasjenige heilige Geheimniß des christlichen Glaubens betreffen, welches zugleich ein Scheiterhaufen der Prüfung und ein Strahlenglanz der Glorie für Athanasius werden sollte: das Geheimniß von der Menschwerdung Gottes. Er war etwa zweiundzwanzig Jahre alt, da er diese beiden Schriften abfaßte. Die erste: „Gegen die Hellenen," zeigt den Ursprung des Götzendienstes in der Abwendung der Seele vom Geistigen zum Sinnlichen und in der daraus entspringenden Anhänglichkeit an irdische, statt an himmlische Dinge, so daß die Seele abläßt vom Guten und ihre Kräfte mißbraucht für sinnliche Vergnügen und endlich den Gott, der sie nach seinem Ebenbilde geschaffen und den sie im Geiste vergessen hat, in körperlichen sichtbaren Gegenständen sich vorstellt, welchen sie den Namen Gottes beilegt und an denen sie preist, was sie will oder was ihr gefällt. In der zweiten „Von der Menschwerdung des ewigen Wortes," sagt er und führt er aus: „Nachdem der Geist des Menschen in sinnliche Dinge sich versenkt hatte, ließ sich das Wort herab, im Körper zu erscheinen, als Mensch die Menschen anzuziehen, ihre Sinne auf sich zu lenken und sie für die Zukunft zu überzeugen, daß er nicht nur Mensch, sondern auch Gott und das Wort und die Weisheit des wahren Gottes sei. Ihm, dem Ebenbilde des Vaters, kam es zu, im Menschen die Aehnlichkeit mit diesem Ebenbilde wieder herzustellen. Ihm, dem Herrn Jesus Christus, der das Leben selbst ist, kam es zu, das Sterbliche unsterblich zu machen. Ihm, dem eingeborenen Sohne des Vaters, kam es zu, Unterricht über den Vater zu ertheilen. Ihm, der Aller Schuld tilgen wollte, kam es zu, dem Tode als Opfer sich hinzugeben, um Alle von der Rechenschaft für die Uebertretung zu erlösen und um zu zeigen, daß er mächtiger sei, als der Tod ist, indem er als der Erstling der Auferstehung Aller, seinen unverwesten Leib aufwies." Am Schlusse dieser Abhandlung empfiehlt Athanasius dringend das Studium der heiligen Schriften, um die göttlichen Geheim-

niſſe verſtehen zu lernen; ſetzt aber hinzu: „Um den Sinn der heiligen Schrift zu erforſchen und ſie wahrhaft zu verſtehen, bedarf es eines frommen Lebens, einer reinen Seele, einer Geſinnung, die nach Chriſtus geſchaffen iſt, damit der Geiſt, der ſie durchwandelt, ſeine Sehnſucht befriedigen und das Wort von Gott verſtehen möge, ſo weit es der menſchlichen Natur erreichbar iſt. Denn ohne lautere Geſinnung und ohne Nachahmung des Lebens der Heiligen kann man die Lehren der Heiligen nicht begreifen.“ Dieſe Schriften waren die Morgenröthe ſeines Geiſtes. Sie ſprachen ſchon ſo früh ein ganz in die göttliche Offenbarung verſenktes Gemüth aus, das mit all ſeinen großen und glänzenden Fähigkeiten Jeſus Chriſtus den Sohn Gottes, den Heiland der Welt, und in deſſen Opferleben und Opfertod die Verſöhnung Gottes mit dem gefallenen Menſchen umfaßte.

Gegen dieſe Grundlehre des Chriſtenthums, ohne welche es gar kein Chriſtenthum mehr gibt, erhob ſich gerade jetzt eine Irrlehre, welche mit dem Namen ihres Erfinders Arius auf ewig gebrandmarkt iſt. Er war ein Lybier von Geburt, ein ehrgeiziger Charakter, ein unruhiger Kopf, der in den geiſtlichen Stand getreten war, ohne die innere Weihe und Würde deſſelben, den apoſtoliſchen Beruf, die Stellvertretung Chriſti, erkannt zu haben und der nun, ohne Hingebung an Chriſtus, kein tiefes Glaubensleben führen, kein treuer Glaubensbote ſein konnte. Schon als Diakon der Kirche von Alexandrien hatte er dem damaligen Patriarchen Petrus viel Kummer gemacht. Dieſer heilige Biſchof hatte nach der Diocletianiſchen Verfolgung diejenigen Chriſten wieder in die kirchliche Gemeinſchaft aufgenommen, welche aus Schwachheit den Götzen Weihrauch geſtreut hatten und nun, troſtlos über ihre Feigheit und ihren Fall, von aufrichtiger Reue erfüllt und zu jeder Buße bereit waren. Dieſe Milde fand hie und da ſtrengen Tadel. Am weiteſten ging darin Meletius, Biſchof von Lykopolis in der Thebais, der ſich vom Patriarchen losſagte und ein Schisma hervorrief, indem er, trotz dieſer Trennung, Prieſter und ſogar Biſchöfe weihte. Seine

Anhänger nannten sich Meletianer und Arius gesellte sich zu ihnen. Seine aufrührerische Störrigkeit zwang den Patriarchen Petrus, ihn von der Gemeinschaft der Kirche auszuschließen. Es ist ein ganz eigenthümlicher Zug des Sectenwesens, daß es sich aus eigenem freien Willen von der Kirche absondert, aber dennoch nicht für abgesondert gelten will. Dadurch bezeugt es, freilich absichtslos, daß nur in der Einheit die Gewähr für die Wahrheit zu finden sei. Arius fand Mittel, dem Patriarchen Achillas, Nachfolger des Petrus, seine Sache so günstig vorzustellen und mit jener Heuchelei, die den flachen Gemüthern so leicht wird, eine solche Comödie von Reue aufzuführen, daß der fromme Bischof sich täuschen ließ. Arius wurde nicht nur in den Schoß der Kirche wieder aufgenommen, sondern erhielt auch die Priesterweihe und die Seelsorge einer Pfarrkirche zu Alexandrien, die Baucalis hieß.

Im Jahre 313 starb Achillas und jetzt kam es zum Vorschein, daß Arius nur das Lammesgewand angenommen habe, um persönliche Zwecke zu erreichen. Er strebte nach der bischöflichen Würde. Seine Eitelkeit raunte ihm zu, daß ihm der Sitz auf dem Patriarchenstuhl gebühre. Deshalb war es eine empfindliche Verletzung seiner Eigenliebe, daß die Wahl ihn gänzlich unberücksichtigt ließ und auf Alexander, den frommen Lehrer des Athanasius fiel. Sein unruhiger Ehrgeiz trieb ihn nun in eine ganz entgegengesetzte Laufbahn: da die Rechtgläubigkeit ihm weder irdische Größe, noch Bewunderer, noch sonstige irdische Vortheile brachte: so versuchte er durch ein Lehrsystem seiner Erfindung zu der Geltung zu gelangen, die das höchste Ziel seiner Wünsche war. Die Hölle hatte dreihundert Jahre gegen das Christenthum gewüthet und die römischen Imperatoren waren das Werkzeug gewesen, durch welches sie die christliche Lehre von einem Gott zu besiegen versuchte. Aber die Bekenner und die Martyrer lebten und starben für diesen einen Gott so massenhaft, so freudig, so weltverachtend, daß die Hölle, welche nur da ihre Herrschaft üben kann, wo die Welt über

Alles geschätzt wird, durch diese großartige Weltverachtung der ersten Christen besiegt wurde. Kaiser Constantin verließ die Vielgötterei und die Götzentempel, um Gott zu dienen, und somit waren die äußeren Angriffe auf das Christenthum vor der Hand beseitigt. Um so weniger ruhte der Erzfeind! um so listiger suchte die alte Schlange ihr Gift zu verspritzen! Die geheimnißvolle Lehre von der Trinität, von dem einigen, dreipersönlichen Gott, die Christus offenbarte, als er das Sacrament der Taufe, der Entsündigung und Heiligung des Menschen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes einsetzte, diese trachtete sie zu vergiften und dadurch dem Christenthum das Herz zu lähmen. Die größten Meister in der heiligen Wissenschaft erklären, diese Lehre sei zwar wissenschaftlich zu begründen, aber zu begreifen sei sie nicht für den begrenzten und unvollkommenen Menschengeist. Darum eben sei sie, wie alle übrigen Glaubenslehren, ein göttliches Geheimniß, welches erst jenseits aller Schleier der Endlichkeit der seligen Anschauung klar werde. Aber ein Cultus, eine Anbetung, eine Liebe gebühre dem einen unendlichen, allmächtigen, ewigen, vollkommenen Wesen, dessen göttliche Natur in seiner dreifaltigen Persönlichkeit den Ausdruck höchster Vollkommenheit finde: göttliche Einheit in dem ewigen Unterschied der Personen und göttliches Ruhen in der ewigen Bewegung. Die ewige Zeugung des Sohnes aus der Substanz des Vaters, der seine göttliche Vollkommenheit dadurch manifestirt, findet ihre vollständige Erfüllung in der unendlichen ewigen Liebe, die als heiliger Geist von Beiden ausgeht und Beide verbindet. So verstanden es die heiligen Apostel, als sie in dem apostolischen Glaubensbekenntniß kurz und einfach den Glauben an den dreipersönlichen Gott aussprachen, den Christus ihnen als die Grundlage des ewigen Heiles offenbart hatte. So verstanden es ihre Jünger, ihre Schüler, die Bischöfe, die Martyrer, die Millionen von Christen, welche in Noth und Tod, in Kampf und Trübsal, in Leid und Entsagung für diesen Glauben gingen. Vor ihnen Allen hatte sich das Gnadenleben in so unsäglicher Tiefe und

Lieblichkeit aufgethan, daß die Klügeleien und Spitzfindigkeiten, an denen die Selbstgefälligkeit des menschlichen Verstandes seine hohle Freude hat, von ihnen abgefallen waren, wie die letzten welken Blätter vom Baume fallen, wenn der frische Frühlingstrieb in seine Zweige tritt. Aber das Gnadenleben ist etwas Verlierbares. Es zieht sich in dem Maße von einer Seele zurück, als der heilige Geist von ihr weicht, und je williger sie den Einsprechungen des Erdgeistes Gehör gibt, um desto mehr gewinnt das natürliche Leben mit seinen tausendfachen Ansprüchen, Ansichten, Begierden und Bestrebungen wieder die Oberhand, so daß die Seele, die der Gnade nicht treu ist, auch ganz bald die reinste Blüthe der Gnade, den Glauben, verlieren wird. Das geschah bei Arius. Er hatte die himmlische Gabe nicht begriffen, die ihm durch die geistliche Weihe zugefallen war; hatte nicht erkannt, daß fortan „seines Erbes und Kelches Antheil der Herr sei, der ihm einst sein Erbgut zurückstellen werde," wie es so überirdisch tröstend im fünfzehnten Psalm geschrieben steht, der bei jeder Priesterweihe gebetet wird. Dies Erbe der Selbstverläugnung und diesen Kelch der Entsagung wollte Arius nicht mit dem Herrn theilen, wollte nicht in Demuth den Seelen dienen, für welche der Herr sich zum Knechte gemacht, und vergaß in seinem ehrgeizigen Streben, daß die bischöfliche Würde mehr Abtödtung, mehr Demuth, mehr Opferwilligkeit erheischt, als eine geringere Stufe des Priesterthums, weil der Träger derselben in größerem Maß und Umfang den Seelen zu dienen hat. Dem Arius lag aber nichts an den Seelen und an dem heiligen Dienste, zu dem die göttliche Gnade, als Mitarbeiter Christi, ihn bestellt hatte. Er wollte herrschen. Ein solches Werkzeug brauchte die Hölle, um den Kampf gegen das Christenthum frisch auflodern zu lassen und um abermals dreihundert Jahre zu rasen gegen die Gottheit Christi, gegen die Menschwerdung der zweiten Person der Gottheit.

Der Krieg wider den Schöpfer hörte auf, um dem Kriege gegen den Erlöser Platz zu machen. Er war um so

gefährlicher, als er nicht die Kirche mit brutaler Vernichtung bedrohte, sondern vielmehr mit Fälschung ihres Wesens und ihres Princips, unter der Maske großer Gottesfurcht, und mit einem großen Aufwande von heuchlerischen Redensarten, Briefen und Schriften, was ganz geschickt auf die Oberflächlichkeit berechnet war, in der sich unzählige Menschen bewegen, so daß sie erstaunlich leicht von der Wortkrämerei sich blenden lassen, die kein tiefes Nachdenken von ihnen begehrt, sondern ihnen die Gegenstände des Glaubens oder des höheren Wissens mit einer Flachheit vorstellt, welche ihrem Standpunkte und ihren Fähigkeiten ohne alle Anstrengung zugänglich und deshalb ihrer Eitelkeit höchst genehm ist. Arius hatte ein vortheilhaftes Aeußere, einen Vorrath von weltlicher Gelehrsamkeit, und diejenige Rednergabe, die durch falsche Schlüsse und schroffe Gegensätze blendet und betäubt, und über den wirklichen Sachverhalt und die innere Wahrheit der Dinge entweder mit Schlangenwindungen oder mit erheuchelter Geringschätzung hinweg zu schlüpfen weiß. Eine solche oberflächliche Persönlichkeit ist zu allen Zeiten das Idol der oberflächlichen Massen gewesen, die in ihm ihren Ausdruck finden und ihren Wortführer verehren. An dem heiligen Patriarchen Alexander gab es in der That nichts zu verdächtigen, nichts zu verläumden; deshalb nahm Arius seine Zuflucht zu einer Verdächtigung, die so colossal war, daß unklare Köpfe und enge Gemüther meinten, es müsse ihr durchaus etwas Wahres zum Grunde liegen; so etwas könne man unmöglich erfinden. Erst im engen Kreise seiner Freunde, dann im erweiterten seiner Anhänger, immer mit vielen Betheuerungen seiner Ehrfurcht vor Gott und seiner Liebe zur Kirche, begann Arius zu behaupten, daß der Patriarch von Alexandrien eine durchaus irrige Lehre über Christus lehre, und daß die wahre christliche Lehre folgende sei: Der Gottessohn ist nicht wahrer Gott, sondern nur ein Geschöpf Gottes, wie die Engel und Menschen, aber viel höher und vortrefflicher. Wie jeder Sterbliche ist er der Sünde zugänglich gewesen; hat jedoch durch den guten Gebrauch seiner Freiheit einen solchen Grad

der Vollkommenheit erreicht, daß er den Titel Sohn Gottes und göttliche Verehrung mit Recht verdient. Gott hat ihn geschaffen, damit dies ausgezeichnete Geschöpf die Welt schaffe; denn es wäre der unendlichen Majestät Gottes durchaus unwürdig, sich mit etwas so Niedrigem, als die Schöpfung ist, zu befassen. Mit dieser Lehre war nun das ganze Christenthum über den Haufen geworfen, die Welt von Gott getrennt und seinem Einflusse entzogen, das Geheimniß der unendlich liebenden Trinität in einen traurigen, starren Deismus verwandelt, das Geheimniß von der Menschwerdung Gottes, diese Grundlage aller Schönheit und aller Tugend hienieden, zu einem leeren Wort, ohne Wesen und ohne Kraft, herabgesetzt, die Lehre von der Erbsünde, die auf allen Adamskindern durch den Fall der ersten Eltern lastet, indirect geläugnet, indem direct die Nothwendigkeit der Erlösung von der Schuld durch eine unendliche Genugthuung, welche der menschgewordene Sohn Gottes dem ewigen Vater durch sein Leiden und Sterben leistete, geläugnet war. Somit blieb buchstäblich gar nichts vom Christenthume übrig, denn auch der Polytheismus war wieder eingeführt, indem der arianische Christus, der nicht Gott war, doch wegen seiner Vortrefflichkeit als Gott gelten und verehrt werden sollte. Alle Wunder der Schöpfung und der Erlösung, alle Verheißungen der Propheten, alle Erleuchtungen der Gottgesandten, alle christlichen Zeugnisse, die seit dreihundert Jahren mit Blut und Thränen geschrieben waren, liefen in der Idee des Arius zu der Spitze aus, daß das Alles nichts weiter, als eine buntverbrämte Lüge gewesen sei. Welch einer schauerlichen Abwendung von der inneren Wahrheit muß eine Seele verfallen sein, welche die göttliche Wahrheit der Offenbarung so verzerrt auffaßt! und dieser Verzerrung entgeht Keiner, der die Gottheit Christi läugnet. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben," spricht das ewige Wort zu den Erlösten. Er wandelt mit ihnen, Er wohnt in ihnen, Er beseelt und durchathmet ihr Thun und ihr Sein; Er begründet sie in sich und auf sich; sie gehren von dem Ewigen, von dem

Göttlichen; sie sind die Reben, Er ist der Weinstock, der sie trägt; da liegt die Würde, die Kraft, die Geltung, der Adel, die Vollkommenheit jedes Einzelnen und der ganzen Menschheit. Eine sogenannte christliche Welt, die den Glauben an die Gottheit Christi aufgegeben hätte, wäre eine Maskerade der schauerlichsten Art, weil sie von der ewigen Wahrheit sich losgerissen hätte und nun im Irrsinne Scheinnamen geben und Scheindinge beschaffen und Scheinthaten vollbringen würde, die in letzter Instanz und wenn das Maskenkleid fiele, keinen anderen Kern hätten, als die Lüge. Ein vermeintlicher Christ, ohne den Glauben an die Gottheit Christi, kann gar kein anderes Leben führen, als ein geistig hohles, oder ein in die Materie versunkenes. Das ist das Ende der Lehre des Arius. Und wenn er sie tausend Mal ziert mit den Blumen gleisnerischer Frömmigkeit, der Verwesungsgeruch des Todes ist nicht zu unterdrücken.

Während der heilige Patriarch in Uebereinstimmung mit dem Evangelium, den Aposteln und dem dreihundertjährigen Bewußtsein der ganzen Kirche lehrte, der Sohn Gottes sei gleichwesentlich mit dem Vater, wahrer Gott von Ewigkeit, Mensch geworden in der Zeit, um durch seinen Tod uns zu erlösen und zu heiligen, verbreitete Arius seine Gotteslästerungen, und um so frecher, je mehr Sectirer sich zu ihm gesellten. Zuerst bestand sein größter Anhang aus Frauen, aus frommen Personen, die aber mit der unseligen Neugier und beweglichen Eitelkeit ihres Geschlechtes stark behaftet waren und, wie bei allem Sectenwesen, von den Montanisten an bis zu den Jansenisten, auch im Arianismus eine Rolle spielen. Eben weil sie so beweglich und rührig sind und dabei eine große Zähigkeit haben, um ihre Ideen einzupflanzen, ist ihre Theilnahme aller Sectirerei unentbehrlich. Sie ließen sich blenden durch das künstliche Wortgewebe des Arius. Seine Sittenreinheit erbaute sie; die Milde seines äußeren Benehmens täuschte sie über die Hartnäckigkeit seiner Gesinnung; sie zogen Andere herbei, Männer, sogar Geistliche, und bald zählte Arius zu seinen Anhängern zwölf Dia-

konen, sieben Priester und sogar zwei Bischöfe aus seiner Heimath Lybien. Längst hatte Alexander ihn gewarnt, liebevoll ermahnt, mit solcher Langmuth Nachsicht geübt, daß es fast Aergerniß gab. Nun berief er seinen Klerus zu zwei Konferenzen, die dem Arius Gelegenheit boten, sich über die Verkehrtheit seiner Meinungen belehren zu lassen, und er selbst drang mündlich und schriftlich in Arius, zum katholischen Glauben zurückzukehren. Es war vergeblich. Eine Synode von etwa hundert ägyptischen und lybischen Bischöfen, die der Patriarch in Alexandrien versammelte, vermochte ebenfalls nicht das Mindeste über den Häresiarchen. Arius blieb dabei, den Sohn Gottes in's Gesicht zu schlagen und Demjenigen, der gesagt hat: „Ich und der Vater sind Eins," zu antworten: Nein! Du bist nur ein aus dem Nichts hervorgerufenes Geschöpf. Da seine Halsstarrigkeit unüberwindlich war, schloß Alexander ihn und seine hauptsächlichsten Anhänger unter dem Klerus von der Kirchengemeinschaft aus, damit die Irrlehre als solche bezeichnet und die leichtgläubige Menge gewarnt sei, und zeigte allen Bischöfen durch ein Kreisschreiben den Verlauf und Ausgang der Sache an. Dies Schreiben war unterzeichnet von verschiedenen Männern, die sich durch Geist, Tugend und Wissenschaft auszeichneten; auch von Athanasius.

Um das Jahr 320 verließ Arius nun Alexandrien, zog sich nach Palästina zurück, verbreitete seine Lehre, fand Anhänger, fand Beschützer, und wußte manche Bischöfe dermaßen für sich einzunehmen, daß sie zu seinen Gunsten dem Patriarchen schrieben. Hätte Arius einfach gesagt: ich glaube, daß Christus ein tugendhafter Mensch ist; so würde diese Behauptung ohne Zweifel sehr wenig Theilnahme erregt und sehr geringen Anklang gefunden haben; und das wäre durchaus gegen seine Absicht gewesen. Um für eine falsche Sache mit Erfolg zu streiten, muß man sich selbst durch und durch so verfälschen, daß jeder Ausdruck zweideutig wird, und daß man bei jedem Wort Ausflüchte machen kann. Spricht die katholische Kirche: Christus ist Sohn Gottes; so versichert Arius

lammfromm: Gewiß, das iſt Er. Aber er betrachtet Chriſtus nicht als den Eingeborenen des Vaters, ſondern als Sohn aus Gnaden. Und ſpricht die Kirche: Er iſt Sohn Gottes von Ewigkeit; ſo ſagt Arius: Allerdings, gewiſſermaßen, aber doch nicht ganz; denn obzwar er vor aller Zeit und vor der Schöpfung gezeugt iſt, ſo gab es doch eine Zeit, in welcher er noch nicht war.

Arius ſchrieb ſeinem ehemaligen Studiengenoſſen, dem Erzbiſchofe Euſebius von Nikomedien, der als ein Verwandter des Conſtantiniſchen Kaiſerhauſes großes Anſehen am Hofe genoß, um ſich deſſen Schutz zu erbitten, und ſagt in dem Briefe: „Ich werde verfolgt mit ſammt den Gleichgeſinnten, weil ich gelehrt habe, Gott allein ſei ohne Anfang, der Sohn aber habe einen Anfang genommen, indem er nicht aus dem Weſen des Vaters, ſondern aus dem Nichts geſchaffen, jedoch vollkommen Gott ſei.“ Den inneren Widerſpruch eines geſchaffenen Gottes läßt er auf ſich beruhen. Dieſer Erzbiſchof Euſebius gehörte zu jenen Höflingen in der Mitra, welche zu Zeiten die Kirche Chriſti tief betrübt haben. Unüberwunden war die Welt in ſeinem Herzen. Durch Ehrgeiz und Herrſchſucht war er ihr Sklave. Dieſe Knechtſchaft feſſelte ſeinen Sinn an das Irdiſche und hinderte ihn, Höheres zu erſtreben, als weltliches Anſehen, Höherem zu dienen, als weltlicher Macht. Es kam nur unter ganz beſonderen Umſtänden vor, daß ein Biſchof ſeinen Sitz mit einem anderen vertauſchte. Durch ſeinen biſchöflichen Ring, der Treue Symbol, war er ſeiner Kirche, der myſtiſchen Braut anvermählt für's Leben. Starb er, ſo wurde in der betreffenden Diöceſe aus dem eigenen, allem Volke bekannten Klerus ſein Nachfolger gewählt. Euſebius war Biſchof von Berytus in Syrien geweſen, und man weiß nicht, wie er es bewerkſtelligt habe, um ſich von dort als Erzbiſchof nach Nikomedien zu verſetzen, wo Kaiſer Conſtantin ſein Hoflager hielt. Die kaiſerliche Gunſt war das Lebenselement des Euſebius. Er wußte ſie zu gewinnen, früher bei Licinius, jetzt bei Conſtantin, beſonders dadurch, daß Conſtantia, die Wittwe des Erſte-

ren und des Letzteren Schweſter, ihm gewogen war für ſeine vermeintliche Anhänglichkeit an ihren Gemahl, welche aber nichts weiter war, als Anhänglichkeit an einen Kaiſer. Euſebius hieß Alles willkommen, was ihm irgend eine Bedeutung geben konnte, alſo auch das Protectorat über einen Häreſiarchen, der ſeine Zuflucht zu ihm nahm, der ſein alter Studiengefährte war und deſſen Irrlehre ſeiner eigenen geiſtigen Flachheit dermaßen zuſagte, daß er ihm zurückſchrieb: „Deine Anſichten ſind ganz richtig, und dir bleibt nichts zu wünſchen übrig, als daß die ganze Welt ſich zu ihnen bekenne. Denn es leuchtet Jedermann ein, daß das Gemachte nicht war, ehe es gemacht wurde. Was aber gemacht iſt, hat einen Anfang des Seins.“ (Athanaſius „Ueber die Synoden.“) Er nahm Arius und die übrigen excommunicirten Prieſter und Diakonen mit offenen Armen in Nikomedien auf und ſchrieb dem Patriarchen von Alexandrien eine Ermahnung, von ſeiner verkehrten Strenge gegen Arius abzulaſſen. Arius ſelbſt wollte um jeden Preis dem Namen nach zur Kirche gehören, denn er ſah ein, daß ſeine Gotteslästerungen viel mehr Eindruck machen und Eingang finden würden, wenn er ſie als katholiſcher Prieſter und nicht als ausgeſchloſſener verbreitete. Daher entblödete er ſich nicht, ſeinerſeits dem Patriarchen zu ſchreiben, daß er Alles glaube, was die Apoſtel und was der Patriarch ſelbſt gelehrt habe. Und zu derſelben Zeit dichtete er im Versmaß und nach der Melodie von ſehr verrufenen heidniſchen Trinkliedern, die man Thalien nannte, ebenfalls eine Sammlung von Liedern, welchen er dieſen Namen gab, in denen er ſeine Irrlehren ausſprach, und von denen er hoffte, daß ſie recht populär werden würden. Der greiſe Patriarch fand alle Kraft und Gluth ſeiner Jugend wieder, um für die Wahrheit des Evangeliums zu kämpfen und in mehrfachen Schreiben an Papſt Sylveſter und an alle Biſchöfe der Chriſtenheit, die arianiſche Irrlehre darzulegen, vor dem Apoſtaten zu warnen und diejenigen Biſchöfe als Mitſchuldige der Häreſie zu bezeichnen, die ſeine Anſichten theilten und ihm Schutz gewährten. Dieſe Briefe ließ der Patriarch immer

von seinem Klerus unterschreiben. Eusebius fühlte sich tödtlich beleidigt durch den Freimuth und die Festigkeit des Patriarchen. Unter seinem Klerus waren Viele, welche dem Beispiele ihres Erzbischofes, unter den Laien Viele, welche dem Beispiele ihres Klerus folgten und arianisch waren; denn das ist der Fluch, der auf treulosen Oberhirten ruht: sie reißen ganze Völker in's Verderben. Und so berief denn Eusebius eine Synode von Arianern aus seiner Provinz Bithynien und erließ ebenfalls Schreiben an alle Bischöfe der Christenheit, in denen er versicherte, Arius und seine Partei sei durchaus rechtgläubig, sei mit Unrecht von Alexander aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und müsse daher, trotz des Patriarchen, wieder in dieselbe aufgenommen werden. Alle diese Schreiben und die darauf erfolgenden Antworten vermehrten die Unruhe statt sie zu beschwichtigen. Der Zweifel drang in manche Gemüther wie ein versteckter Dorn, der ein gefährliches Geschwür erzeugt. Anderen war der Arianismus höchst willkommen; die Scheinchristen brauchten eine Scheinreligion und fanden nun eine Lehre, welche, wie jede Häresie, unter der Maske der Wahrheit Falsches bot. Die gefallene menschliche Natur ist aber selbst verfälscht durch die Sünde; deßhalb ist in dem Falschen immer ein Etwas, das ihr sinnlicher oder geistiger Weise schmeichelt und in der Wahrheit immer ein Etwas, das sie verletzt. Mit der Irrlehre kann sie sich abfinden; mit der wahren Lehre nie! Dieser muß sie gehorchen; denn es ist das unwandelbare, ewige, offenbarte Wort Gottes. Jene gehorcht ihr, denn sie besteht aus und auf menschlichen Worten, die im Winde hin und her wehen. Für die Irdischgesinnten hatte der Arianismus etwas ungemein Anziehendes, weil er so ganz irdisch, so ganz wurzelnd in gemeiner Auffassung des Menschenwesens war. Ist der eingeborene, gleichwesentliche Sohn Gottes nicht Mensch geworden, hat Er sich nicht hinabgesenkt in die gefallene Natur, um sie wieder aufzurichten, erlösend zu heiligen und sie zu dem Ziele zurückzuführen, das bei der Schöpfung ihr bestimmt war; so darf der Mensch freilich behaupten, das

Uebernatürliche sei Träumerei, die Erbsünde ein Unsinn, die Erlösung eine Fiction, um nutzloser Weise den Menschen zu demüthigen und die Heiligung eine lächerliche Ueberspannung. Welch eine willkommene Lehre für Sinnlichkeit und Hochmuth! Man darf sich nicht wundern, wenn der Arianismus die Welt überschwemmte: er diente ihren mächtigsten Instincten. Immer heftiger entbrannte die Zeit in dem schauerlichen Kampfe um eine Frage, welche ihren tiefsten Ursprung nur in der Widersetzlichkeit des alten Erzfeindes hatte. Wie die Schlange im Paradiese der Eva mit heuchlerischer Theilnahme zuraunte: Gott hat euch betrogen, glaubt nicht ihm, glaubt mir! so sprach jetzt Arius; dem Sinne nach, unter gleißenden Worten: Christus hat euch betrogen, glaubt ihm nicht! da er nicht Gott war, konnte er auch keine in göttlicher Unwandelbarkeit gefestigte Lehr und Heilsanstalt stiften; glaubt also nicht Jenen, welche behaupten, daß sie die reine Erblehre verkündeten; glaubt mir! — Und wie Eva der Schlange mehr glaubte als Gott, so machten es auch die Arianer. Bischöfe, Geistliche, Mönche, Nonnen, Laien beiderlei Geschlechtes ließen sich blenden, täuschen, hintergehen und wurden halb oder ganz arianisch.

Um diese Zeit (323) kam Constantin von seinen Kriegen und Siegen zur Ruhe. Die Mitkaiser waren vom Schauplatze abgetreten; das Römerreich gehorchte seinem Scepter allein. Die Gegensätze zwischen dem irdischen und himmlischen Menschen, die in jeder Menschenbrust wider einander ringen, wie Jacob mit dem Engel, fingen erst an sich bei ihm auszugleichen. Er hatte den Willen, die Omnipotenz des Kaisers nie zur Knechtung der Kirche zu mißbrauchen; aber weil er noch ein Fremdling in ihr war, fehlte ihm zuweilen das Verständniß über ihr Verfahren, das auf einem göttlichen Recht beruhete. Er hörte von den arianischen Streitigkeiten und sie betrübten ihn aufrichtig. Eusebius von Nikomedien stellte sie ihm aber so vor, als handele es sich nur um leere Worte und als sei das größte Uebel bei der ganzen Sache die erbitterte Abneigung des alten eigensinnigen Patriarchen

von Alexandrien gegen den sehr frommen und rechtgläubigen Priester Arius. Da sich die Wahrheit der Worte bedienen muß, um dem Menschen zum Verständniß zu helfen, so betraf diese Sache denn freilich Worte, aber leer waren sie nicht; denn es handelte sich darum, ob das Christenthum übernatürlich offenbart sei durch Christus den Sohn Gottes, oder ob es die Erfindung eines gekreuzigten Juden sei. Gott oder Mensch: so hieß das sogenannte leere Wort! Der Kaiser verfaßte seinerseits ein Schreiben, worin er Alexander und Arius aufforderte, den Frieden der Kirche nicht zu stören, und schickte es durch den ehrwürdigen Bischof Hosius von Cordova, einen Spanier, nach Alexandrien. Aber der Patriarch wie der Bischof erkannten, daß dies keine Sache sei, die sich durch kaiserliche Briefe aufklären und feststellen ließe, weil kein Kaiser der Welt über die Wahrheit eines Dogma's, d. h. einer geoffenbarten Glaubenslehre, unwiderruflich zu entscheiden hat. Autorität weltlicher Kronenträger auf dem Gebiete des Glaubens ist Usurpation; denn nicht sie bilden den Mund der lehrenden Kirche, durch welche der heilige Geist spricht; nicht sie sind diejenigen Väter, welche den Kindern das Brod des ewigen Lebens brechen. Constantin war nicht bloß zu fromm, sondern auch viel zu klug und viel zu scharfblickend, um nicht zu erkennen, daß jeder Eingriff in fremde Rechte fremden Eingriffen in sein Recht die Bahn brechen und das Beispiel geben würde. Er wußte wohl, daß er der Schirmherr der Kirche sei, insofern sie der weltlichen Gerechtigkeit bedarf, um zu ihrer vollständigen, nothwendigen Wirksamkeit unverkümmert sich entfalten zu können; aber auch, daß die Kirche, als Stellvertreterin Christi, die wahre Schirmherrin jedes wahren Rechtes auf Erden sei. Er machte ihr Platz. Im Einvernehmen mit Papst Sylvester berief er die erste allgemeine Kirchenversammlung (ökumenisches Concil) der Christenheit.

2. Das Credo von Nicäa.

Am östlichen Gestade des Marmora-Meeres erhebt sich wie eine Pyramide von weißem Marmor der mit ewigem Schnee gekrönte bithynische Olymp, und rings umher lagerten sich wie reiche Gärten die gesegneten üppigen Fluren der Landschaft Bithynien. Die Hauptstadt derselben, Nikomedien, war durch Diocletian, als er das Römerreich mit Nebenkaisern theilte, zur Ehre gelangt, seine Residenz und mit allem Glanz überschüttet zu werden, in welchem die heidnische Majestät, die ja immer eine Nebenbuhlerin der Götter war, sich heimisch fühlte. Aber all der Glanz war von einem schauerlichen Gefolge begleitet! Zu Anfang des nämlichen Jahrhunderts hatte Nikomedien entsetzliche Zeiten erlebt. Hier war die Christenverfolgung ausgebrochen, die wie keine andere auf die Ausrottung des christlichen Glaubens losging. Hier stürzte am 23. Februar 303 der Cäsar Galerius, Diocletians Schwiegersohn, mit einer Rotte von wilden Kriegern, die alle zusammen nicht so wild waren, wie er selbst, in die herrliche Kirche der harmlosen Christen und wüthete darin mit Feuer und Schwert. Hier wurden die Blutedicte gegeben, die sich mehr und mehr steigerten, und mit der Einkerkerung sämmtlicher Bischöfe und Priester beginnend, mit dem Befehle endeten, alle Christen durch jede Art von Folter zum heidnischen Opfer zu zwingen, die Hartnäckigen aber mit dem Tode zu strafen. Hier, im Kaiserpalaste selbst, hatten zwei unglückliche Frauen nicht den Muth, ihre irdischen Kronen mit der Martyrerkrone zu vertauschen; Prisca und Valeria, die Kaiserinnen, die entweder schon Christinnen oder doch Katechumenen waren, ließen sich durch die Wüthriche, ihre Gemahle, zum Götzenopfer zwingen, während ihre Kämmerlinge wie Fleisch auf der Schlachtbank behandelt wurden und im gräßlichen Tode die Siegespalme errangen. Hier hatte man das wunderbare Schauspiel, daß ganze Schaaren von Christen beiderlei Geschlechtes, denen man die Wahl ließ, Weihrauch zu streuen oder zu sterben, sich mit übernatürlicher himmlischer Begeisterung in die brennenden Scheiterhaufen stürzten. Und

jetzt, kaum zwanzig Jahre nach jenen furchtbaren Ereignissen, jetzt war jene ganze kaiserliche Familie spurlos von der Erde verschwunden, umgekommen durch Mord, Selbstmord, gräßliche Krankheit, Elend jeder Art, und ein anderer Kaiser berief von diesem nämlichen Nikomedien aus die christlichen Bischöfe, zum Theil noch die nämlichen, welche seine Vorgänger verfolgt hatten, von allen Enden seines Reiches zusammen, sicherte ihnen und ihrer Begleitung Unterkommen und Unterhalt zu, sorgte, daß ihre Reise ungestört von statten gehe und wies ihnen die Stadt Nicäa, einen Bischofssitz in Bithynien, unfern Nikomedien zum Versammlungsorte an. Dies war nun eines der merkwürdigsten, folgereichsten Ereignisse in der Weltgeschichte; nicht wegen des Umschwunges der Verhältnisse zu Gunsten des Christenthums, denn auch eine noch längere Ungunst hätte ihm nicht geschadet; nicht wegen des Protectorates, welches der große Kaiser übernahm; denn dies Protectorat hatte, wie alles Menschliche, eine Licht- und eine Schattenseite und die Kirche sollte noch genug die kaiserlichen Schatten empfinden; nicht wegen des Zusammenflusses so vieler heiliger Männer voll himmlischer Weisheit und erhabener Tugend, obgleich auch dies ein Anblick war, den die Welt noch nie gehabt hatte. Aber zum ersten Male sollte die christliche Kirche das Bewußtsein ihrer Unfehlbarkeit einfach und feierlich für Gegenwart und Zukunft aussprechen. Bisher hatten Millionen von Martyrern freilich immer denselben Glauben bekannt, und Bekenner, Heilige und Gottselige in allen Ständen und auf allen Stufen des Lebens hatten ihn immer und immer wiederholt, Jeder für sich und Alle für Einen. Allein jetzt, ohne äußere Nöthigung, ohne durch Zwang eines Tyrannen dahin gedrängt zu werden, nur bewegt durch den göttlichen Geist, der ihr innewohnt und der keine Lüge neben sich duldet, legte die Kirche, als die zu einer übernatürlichen Einheit erhobene Menschheit, durch ihre Väter einen Act des Glaubens und der Liebe zu der göttlichen Wahrheit ab, in welchem sich aller Glaube und alle Liebe vergangener und kommender Jahrtausende concentrirten. Im Credo

von Nicäa legte ſie die Erblehre nieder, welche ſie empfangen hatte von den Martyrern und die Martyrer von den Apoſteln, und die Apoſtel von Chriſtus ſelbſt, und welche der heilige Geiſt ihr in ungetrübter Reinheit erhielt. Und dies Credo, welches die tiefſinnigſten Glaubenswahrheiten mit wundervoller Beſtimmtheit ausſpricht, wird zugleich der erhabenſte Ausdruck einer göttlichen Tradition und gleichſam die Volkshymne des chriſtlichen Univerſums, das Lied der Heimath, worin ſich die Chriſtenheit bis zum Ende der Zeiten zuſammenfindet und als eine Familie erkennt. Es fanden ſich 318 Biſchöfe in Nicäa ein: unter ihnen etwa 22 Anhänger des Arius. Dieſe abgerechnet war es eine wahrhaft erlauchte Verſammlung, welche alle Vollkommenheit und Heiligkeit, die das Chriſtenthum entwickelt, in ihren verſchiedenen Mitgliedern darſtellte. Da waren Bekenner, die um des Glaubens willen ſchwere Verfolgung erduldet hatten, wie Hoſius von Cordova; Andere, die ihr Marterthum überlebten und die Wundmale Chriſti gleichſam an ihrem Leibe trugen, wie Paphnutius und Potamon aus der Thebais, denen ein Auge ausgeriſſen, Paul von Neucäſarea und Euſtathes von Antiochien, die mit glühenden Eiſen gebrannt waren. Da waren Männer, die durch die Kraft ihres Glaubens Wunder thaten, wie der Biſchof Jacob aus Mygdonien; und Andere von ſo himmliſcher Einfalt und Lauterkeit des Herzens und Wandels, daß dieſe Aehnlichkeit mit den Engeln ſie zu Oberhirten ihrer Gemeinden gemacht hatte, wie Spiridion, der heilige Biſchof aus Creta, der ein ſchlichter Schäfer und ohne andere Wiſſenſchaft und Bildung war, als die, welche er aus fleißigem Leſen der heiligen Schrift ſchöpfte. Da waren aber auch Männer, die ſtreng wiſſenſchaftlich gebildet und zu jeder gelehrten Unterſuchung bereit waren. Und Alle, mochten ſie Bekenner, Wunderthäter, Gelehrte, oder auch das Alles nicht ſein, trugen den Chriſtusglauben in voller Seele und die Chriſtusliebe im reinen Herzen. Der Patriarch von Alexandrien war da mit ſeinem Athanaſius, und Papſt Sylveſter ließ ſich vertreten durch zwei abgeordnete römiſche Pres-

byter, Vitus und Vincentius. Unter den arianischen Bischöfen waren die hartnäckigsten Eusebius von Nikomedien, Maris von Chalcedon, Theognis von Nicäa und zwei Lybier, die schon vom Patriarchen Alexander sammt Arius von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen waren. Diese hatten sämmtlich große Zuversicht zu ihrem Wissen, zu ihrer Gewandtheit, zu ihrer dialektischen Redekunst, zu Allem, was im menschlichen Geiste menschlich ist. Ganz folgerichtig! Ihr Christus sollte ein bloßes Geschöpf sein; ihr Ideal ging also nicht über menschliche Verstandesbegriffe hinaus: diese Begriffe waren also das Höchste, wozu sie sich erschwingen, worauf sie sich stützen konnten; das, was sie ihren Glauben nannten, war nur ein Erzeugniß ihrer Begriffe und ihres menschlichen Wissens; und so war in letzter Instanz ihr Verstand der Schöpfer ihres Christus, den sie Gott nannten, was ihnen freilich eine hohe Meinung von geistiger Ueberlegenheit beibringen mußte. Darum sahen sie auch mit großer Geringschätzung auf die Versammlung herab, in der sich so Viele befanden, die gar keine Ahnung von dialektischer Feinheit und gewandter Redekunst hatten und nur den Glauben im Herzen trugen als eine Kraft und Gnade Gottes, die Christus, der menschgewordene Gott, in dem neuen Menschen schafft. Als die Verhandlungen der heiligen Fragen beginnen sollten, erhoben sich diese Männer des unmittelbaren Glaubens, die in ihrem wiedergeborenen Gefühl um Christus den Sohn Gottes und um die göttliche Wahrheit der Lehre der Kirche mit unerschütterlicher Sicherheit wußten, gegen alle Erörterungen; sie fanden es zwecklos und überflüssig, die unendliche Macht der Offenbarung durch Erklärungen und Deutungen befestigen zu wollen. Sie begehrten, daß der wahre Glaube traditionell festgehalten, nicht wissenschaftlich vertheidigt und begründet werde. Aber die Mehrzahl der Bischöfe begnügte sich mit diesem Verlangen ebensowenig als die Arianer. Sie wollten den Glauben zwar festhalten gemäß der alten ächten apostolischen Tradition; aber zugleich die innere göttliche Wahrheit dieses traditionellen Glaubens beweisen. Auch die

Wiſſenſchaft ſollte ihre Geltung haben, auch die Verſtandesſchärfe ihre Anwendung finden und jedes Licht des menſchlichen Geiſtes dazu beitragen, die göttliche Wahrheit unwiderſtehlich einleuchtend zu machen. In dieſem Sinne begannen die Conferenzen mit Darſtellung der kirchlichen Lehre und mit Erwägung der Gründe für und wider ſie. Arius wurde herbeigezogen und mild und ſchonend um ſeine Lehre befragt. Er ſtellte ſie in ihrer ganzen Nacktheit hin: Gott ſei nicht von Ewigkeit Vater des Sohnes geweſen; der Sohn ſei aus Nichts geſchaffen, ein Geſchöpf, das ſich durch Tugend den Namen Sohn Gottes erworben habe, das ſich aber auch zum Böſen habe wenden können, alſo durchaus nicht wahrer Gott ſei. Dabei blieb er. Unter ſeinen Anhängern ſelbſt, Biſchöfen und Geiſtlichen, regten ſich aber Zweifel, als ſie die Irrlehre mit ihren unerhörten Behauptungen, mit der Kirchenlehre vergleichen hörten. Sie wollten minder ſcharfe Ausdrücke oder ihren Worten einen milderen Sinn unterlegen; genug, ſie geriethen unter einander in Zwieſpalt, während ihre Gegner auf dem feſten Boden der Ueberlieferung und in dem feſten Verbande der Einheit blieben. Die alten Schriftſteller berichten: es hätten ſich Viele in dem geiſtigen Kampfe für den alten Glauben ausgezeichnet; allein ſie nennen nur einen einzigen Namen und zwar Athanaſius. Er alſo war der Vorkämpfer, der allen Wendungen und Ausflüchten der Arianer durch ſeine gründliche Schriftkenntniß und Beleſenheit in den Werken der Väter gewachſen war; der durch ſeinen klaren kräftigen Geiſt die Unhaltbarkeit ihrer Anſichten darlegte; der zu jener „Schlangenklugheit," welche das rechte Wort und das rechte Mittel treffen läßt, die „Taubeneinfalt" geſellte, welche unbeſieglich durch die Lüge, weil unverſtanden von ihr iſt. Auf dem Concil von Nicäa beginnt er in ſeiner Größe aufzuleuchten, dem Kaiſer Conſtantin und dem Hofe bekannt, und den Arianern verhaßt zu werden.

Auf dieſe Conferenzen folgte die öffentliche und feierliche Sitzung, in welcher das Dogma der Kirche über Chriſtus ausgeſprochen werden ſollte. Es war der 9. Juni 325. Zu

diesem großen Tage kam Kaiser Constantin von Nikomedien nach Nicäa, wo er einen Palast hatte, dessen prächtigster Saal für diese Sitzung eingerichtet worden war. Am oberen Ende stand ein kleiner goldener Sessel für den Kaiser und zu beiden Seiten rechts und links die Sitze der Bischöfe. Nachdem sie Platz genommen hatten, trat er ein, in goldgestickten Purpur gekleidet, mit ehrfurchtsvoller Haltung, ohne Leibwache, nur von einigen christlichen Kämmerlingen begleitet. Seine hohe und edle Gestalt wurde noch mehr gehoben durch seine bescheidene Würde in Blick und Gang und Gruß. Alle Väter erhoben sich bei seinem Eintritt und Eustathes von Antiochien, der Patriarch des Morgenlandes, begrüßte ihn und sprach darauf im Namen des Kaisers und aller Bischöfe ein Dankgebet zu Gott, der sie Alle zu Seiner Ehre hier versammelte. Freundlich gab der Kaiser in seiner Antwort seine Freude hierüber und seine Hoffnung auf friedliche Eintracht zu erkennen, und überließ nun die Verhandlung selbst den Bischöfen. Arius wurde abermals um seine Lehre befragt und er wiederholte sie Wort für Wort. Seine Anhänger wollten sie erklären, mildern und erläutern, und machten sie dadurch nicht christlicher, sondern nur verwirrter. Als sie ein Glaubensbekenntniß vorbrachten, welches sie aufgesetzt hatten und welches sie für das ächt katholische ausgeben wollten, so wurde es zwar vorgelesen, aber sogleich für falsch und unrechtmäßig, für Verrath an der göttlichen Offenbarung erklärt, und zerrissen. Einige fromme Bischöfe hielten sich die Ohren zu, um die Gotteslästerungen gar nicht zu hören. Mit allgemeiner Uebereinstimmung, von welcher sich nur fünf als ganz arianisch bekannte Bischöfe ausschlossen, wurde die Irrlehre von dem Concil verworfen und für den alten, überlieferten Glauben eine Bekenntnißform festgesetzt, die klar und deutlich, mit den bestimmtesten Worten das Gesammtbewußtsein der Christenheit über Christus aussprach. Dies ist das Credo von Nicäa, welches jeder Priester jeden Sonntag in der heiligen Messe betet und bei den Worten „Der Fleisch geworden vom heiligen Geiste aus Maria der Jungfrau, und

Mensch geworden ist" das Knie beugt. Das entscheidende Wort aber, worauf es ankam, um den Sohn Gottes für immer der Sphäre der Geschöpfe zu entrücken, war: „gleichwesentlich mit dem Vater."

Gegen dies Wort wehrten sich die Arianer auf's Aeußerste. Das ganze übrige Glaubensbekenntniß ließen sie sich gefallen, nur nicht das Wort! denn das tödtete im Keime jede Irrlehre über die Gottheit des Sohnes. Sie schlugen statt dessen vor „ähnlichen Wesens;" sie waren bereit, jede andere Bezeichnung anzunehmen; nur nicht „gleichwesentlich." Endlich behaupteten sie, es dürfe nicht gebraucht werden, weil es sich für dies Dogma nicht in der heiligen Schrift befinde. Zu solcher Absurdität nahmen sie ihre Zuflucht! Die heilige Schrift spricht nicht von der arianischen Irrlehre und sie traten doch mit derselben auf, und beanspruchten allgemeine Anerkennung und Giltigkeit derselben, indem sie einige Schriftstellen für ihren Zweck verdrehten. Konnte man also mit alten Worten eine neue Unwahrheit sagen, so konnte man auch ein neues Wort für eine alte Wahrheit brauchen. Die heilige Schrift ist keine Gesetzsammlung, worin es etwa heißt: für den und den Fall ist dies und das zu sagen und zu thun. Das wäre auch ganz überflüssig; denn die Unfehlbarkeit der Kirche beruht nicht auf geschriebenen Worten, sondern auf dem heiligen Geist, der ihr von Anbeginn das Verständniß jener Worte eröffnet, und ihnen einen wahren und unwandelbaren Inhalt, ein inneres Leben gegeben hat. „Gleichwesentlich" steht dem Buchstaben nach freilich nicht in den heiligen Schriften; aber dem Sinne nach an unzähligen Stellen, wie: „Ich bin in dem Vater und der Vater ist in mir" (Joh. 14, 10.); und: „Wer mich sieht, der sieht auch den Vater" (Joh. 14, 9.) und: „Ich und der Vater sind Eins." (Joh. 10, 30.) Aber alle solche Stellen wußten die Arianer nach ihrer Ansicht zu erklären, d. h. ihnen eine falsche Deutung unterzuschieben. Es war also eine Eingebung des heiligen Geistes, daß die katholischen Bischöfe den Sinn jener Aussprüche in dem angefeindeten Wort zusammenfaßten, welches übrigens so wenig

eine neue Erfindung war, daß Athanasius nachwies, wie der heilige Dionysius von Alexandrien es schon vor einem halben Jahrhundert gegen die Irrlehre des Sabellius über die Person Christi gebraucht habe. Und so blieb es denn dabei! „Gleichwesentlich“: das Wort riß eine unausfüllbare Kluft zwischen der katholischen Wahrheit und der arianischen Ketzerei. Einmüthig und gleichmäßig bezeugten alle Bischöfe: die Lehre, daß unser Heiland wahrer Gott sei, sei von je her in der Kirche geglaubt, sei eine göttliche Lehre, die ihnen zur Aufbewahrung anvertraut sei; und um die Häresie über diesen Punkt abzuwehren und den alten Glauben festzustellen, brachten sie das Dogma in die kurze bestimmte Form des Inhaltes: „Wir glauben an den Herrn Jesus Christus, den Eingeborenen Sohn Gottes, der da ist wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt von Ewigkeit und nicht erschaffen, gleichen Wesens mit dem Vater.“ Das Concil verwarf dann weiter einige andere irrige Behauptungen des Arius und bezeichnete alle Jene als ausgeschlossen von der Gemeinschaft der katholischen Kirche, die trotz der erklärten Wahrheit bei den Irrthümern beharren wollten. Ferner setzte es fest, daß in der ganzen Christenheit Ostern an einem und demselben Tage zu feiern sei, was bis jetzt noch nicht mit völliger Uebereinstimmung geschah, und zwar am ersten Sonntage nach Vollmond in der Frühlings Tag- und Nachtgleiche. Endlich wurden auch noch einige allgemeine Kirchengesetze (Canones) erlassen, welche durch die äußeren Verhältnisse nothwendig geworden waren. Die Glaubenserklärung wurde von allen anwesenden Bischöfen unterschrieben, obenan von den Stellvertretern des Papstes Sylvester, und dann in einem Rundschreiben allen übrigen Oberhirten und ihren Heerden bekannt gemacht. Die katholische Christenheit nahm es im ehrfurchtsvollen Glauben als den „Ausspruch Gottes“ auf und das Symbolum von Nicäa, wie man es nennt, ist seitdem eine Hauptgrundlage des christlichen Bekenntnisses geblieben. Der Kaiser verbannte Arius und befahl, daß alle seine Schriften ausgeliefert und verbrannt wurden, um die Ausbreitung so gräulicher Irrlehren

zu unterdrücken. Einige seiner unverbesserlichen Anhänger schickte der Kaiser ebenfalls in die Verbannung: so nothwendig fand er die Einheit des Glaubens zur Bewahrung der Eintracht und Ruhe in der Welt. Die heiligen Väter aber hatten ihr Werk vollendet und begaben sich wieder auf ihre Bischoffitze. Seit jenem Tage der Pfingsten zu Jerusalem, wo sich der heilige Geist auf die Jünger in sichtbarer Gestalt feuriger Zungen herabließ und sie zu Glaubensboten weihte, hatte die Kirche keinen denkwürdigeren Tag erlebt. Damals that ihre übernatürliche, in Christus wurzelnde Einheit in der Sprachenverschiedenheit sich kund, welche nothwendig war, um die Welt nach außen zu überwinden; diesmal trat die Einheit in der göttlichen Uebereinstimmung hervor, durch welche sie die Welt in ihrem eigenen Herzen, in Söhnen ihres eigenen Schoßes besiegte. Das Concil von Nicäa war vielleicht die göttlichste That der Kirche, die doch so viel Göttliches gethan hat. Sie rettete nicht bloß damals den Glauben, den der Arianismus zertrümmerte, sondern sie erklärte in einfachster Weise ihre Machtvollkommenheit über Glaubensstreitigkeiten zu richten und zu entscheiden, und die Riesenkämpfe, welche sie in späteren Zeiten und bis zum heutigen Tage siegreich auf diesem Gebiete geführt hat, sind nur ein Ausfluß jenes ewig denk- und dankeswürdigen Concils von Nicäa.

3. Glaube und Irrglaube.

Kaum war der greise Patriarch nach Alexandrien zurückgekehrt, als Gott ihn abrief von dem Schauplatze seines mühevollen Wirkens. Er war zu tief in das Leben der Kirche eingesenkt, um nicht zu erkennen, daß ihre irdischen Geschicke immer ein Abriß des irdischen Lebens ihres göttlichen Bräutigams sein würden, weil es eben ihre Bestimmung ist, die Fortsetzung und Ausdehnung dieses Lebens durch die Zeit in die Ewigkeit zu sein. Einmal schwebte die Taube geheimnißvoll über der Taufe im Jordan; einmal fand die Verklärung auf Tabor statt; einmal frohlockte das Volk Hosanna dem Sohne Davids; und diese drei Momente

liegen wie begraben in den dreiunddreißig Jahren eines Lebens, das in den Drangsalen des Stalles von Bethlehem begann und im bitteren Leiden auf Calvaria endete. Die Kirche wäre nicht die zärtliche, opferfrohe Braut Christi, wenn sie es anders hätte, als der göttliche Vielgeliebte. Darum sind ihr hienieden die Tage des Triumphes karg zugemessen und in lange Epochen der Trübsal gehüllt. Aber trotzdem wird sie nie verleugnen und vergessen, daß sie auch die Theilnehmerin seiner göttlichen Herrlichkeit und ihres Ostertages sicher ist und daß zwischen den „Lamentationen" und dem „Exultet" nur eine kurze Nacht liegt. Freilich haben nicht alle ihre Kinder ein Ohr, das so dem Himmlischen zugewendet wäre, um den tiefen Einklang zwischen beiden zu vernehmen und darin einzustimmen. Der Patriarch kannte seinen Klerus genau. Er wußte, Wer den kommenden Zeiten gewachsen sei. Als er dem Tode nahe war, sprach er keinen Wunsch, keine Anempfehlung, keine Mahnung aus, sondern nur den Namen Athanasius. Aber dieser war nicht anwesend, war ahnungsvoll geflohen vor einem Ereigniß, das seiner Demuth unerträglich schien. Als ein anderer Athanasius unter den Priestern Antwort gab, schwieg der Greis und rief nach kurzer Zeit abermals Athanasius, indem er hinzusetzte: „Du wähnst zu fliehen, doch umsonst!" Und so war es auch! Das ganze christliche Volk zu Alexandrien jammerte nach Athanasius, als dem Nachfolger des Patriarchen. Mit einem Herzen und einer Stimme flehete es mehrere Tage und Nächte in der Kirche, nannte ihn einen tugendhaften frommen Mann, einen wahren Christen, einen Asceten, einen ächten Bischof, und frohlockte vor Jubel und Dank, als die anwesenden Bischöfe freudig die Wahl gut hießen und Athanasius consecrirten im Jahre 326. Er zählte ungefähr dreißig Jahre; der göttliche Heiland begann auch sein öffentliches Leben bei dreißig Jahren.

Mit Ingrimm sah Arius und sein Anhang den Todfeind seiner Lehre auf einem der ersten Sitze der Christenheit. Für einen so eiteln und ehrgeizigen Mann, wie Eusebius von Nikomedien, war es ebenfalls eine unvergleichliche Kränkung,

daß er, der einflußreiche Erzbischof, hauptsächlich auf Anstiften desselben jungen Diakons, der jetzt einen solchen Ehrenplatz in der Kirche einnahm, in der Verbannung sei. Er wußte einen ganz arianischen Geistlichen in die Umgebung der Kaiserin Constantia zu bringen, die dem Eusebius gewogen geblieben war und deshalb seiner Ansicht Vertrauen schenkte; daher auch leicht dem Priester glaubte, der ihr Mitleid zu erregen wußte, indem er Arius als einen durchaus rechtgläubigen und rechtschaffenen Priester darstellte, welcher durch die Ränke des alten Alexanders, von seiner Heimath und seiner Kirche getrennt, in der Verbannung leben müsse. Constantia hätte es vielleicht nie gewagt, ihrem Bruder ihre Meinung über Arius mitzutheilen, wenn sie nicht tödtlich erkrankt wäre. Auf dem Sterbebette empfahl sie dem Kaiser ihren arianischen Priester als einen ganz zuverlässigen Mann und fügte hinzu, sie fürchte für den Kaiser Unheil und Verderben, weil er solche Gerechte wie Arius in ungerechter Verbannung halte. Constantin nahm den Empfohlenen in seine nächste Umgebung auf, sprach mit ihm über Arius und ließ sich zu dem ebenso verkehrten als unbesonnenen Schritt verleiten, diesen zurückzurufen, sammt dem ebenfalls excommunicirten Diakon Euzojus. Freilich maßte er sich nicht an, ihm die Kirchengemeinschaft wiederzugeben; da er aber sehr zufrieden mit dem Glaubensbekenntniß des Arius sein zu dürfen glaubte, weil dieser betheuerte, er glaube durchaus in Allem wie die katholische Kirche, also auch an Jesus Christus, den Sohn Gottes, der aus dem Vater geworden sei vor aller Zeit: so beachtete Constantin weiter nicht, daß das entscheidende Wort: „gleichwesentlich“ in diesem arianischen Credo fehle und verwendete sich bei den rechtgläubigen Bischöfen, damit Arius wieder aufgenommen werde. Dies geschah nun zwar nicht; da aber Arius selbst aus der Verbannung zurückgerufen war, so war kein Grund vorhanden, um gegen die Bischöfe Eusebius von Nikomedien und Theognis von Nicäa strenger zu sein, um so weniger, als auch sie es an Versicherungen der Rechtgläubigkeit nicht fehlen ließen; und so nahmen sie denn im Jahre

329 ihre Sitze wieder ein. Kaum war dies geschehen und sie der Gunst des Kaisers wieder gewiß, so gingen sie an die Ausführung ihrer Racheplane. Ihre Anhänger waren wieder schnell um sie versammelt, denn ihre Rückkehr rechtfertigte ja alle Andere auch, und die flachen Welt- und Verstandesmenschen schätzten sich glücklich, mit so klugen Männern denselben Glauben und mit so einflußreichen Männern die Gunst des Kaisers zu theilen. Wie viele Menschen gibt's denn überhaupt in der Welt, für die der Gedanke, hohes Ansehen zu genießen und für hoch erleuchtet zu gelten, nicht eine gefährliche Lockspeise wäre? Sie griffen nun zuerst den Eustathes von Antiochien an, der, ausgezeichnet durch Geist, Frömmigkeit und schriftstellerisches Talent, dabei ein unerbittlicher Gegner des Arianismus war und, mit dem unbefangenen Freimuth eines großen Charakters, dessen auch gar kein Hehl hatte. Nach seinem eigenen Patriarchalsitz Antiochien begaben sich die arianischen Bischöfe im Jahre 330 mit jener Frechheit, welche das Sectenwesen bezeichnet, versammelten dort eine arianische Synode, erfanden auf derselben Verläumdungen des rechtgläubigsten und sittenreinsten Patriarchen und entsetzten, excommunicirten und verbannten ihn, als ob ihre Verläumdungen erwiesene Wahrheit wäre. Die Gemeinde von Antiochien, die, einen arianischen Anhang abgerechnet, mit unbegrenzter Ehrfurcht und Liebe an Eustathes hing, gerieth geradezu in wüthende Aufregung, daß ihr heiliger Bischof ihr in so schmählicher Weise entrissen werden sollte. Sie leistete so begeisterten Widerstand und es brachen so verzweiflungsvolle Gährungen aus, daß die Behörden einschritten und der Kaiser Briefe auf Briefe schrieb, und als das Alles nichts fruchtete, durch seine bewaffnete Macht der Ungerechtigkeit den Sieg gab. Die glaubenstreuen Priester mußten weichen und arianische wurden eingesetzt. Nach und nach traf die Bischöfe von Adrianopel, von Sirmium, von Beröa, von Gaza und viele andere dasselbe Schicksal. Irgend eine Verläumdung ihrer Lehre oder ihres Lebens wurde ihnen entgegen geworfen und dann excommunicirte und verbannte man sie

ohne Umstände, entweder auf Schein-Synoden oder bloß auf kaiserlichen Befehl, und trug Sorge, daß ihre Nachfolger Arianer oder mindestens Beschützer des Arianismus waren. Diese unerhörte Wendung der Dinge verbreitete Schrecken und Entsetzen durch das ganze Morgenland. Des Kaisers Gunst und Schutz des Irrglaubens lähmte den Widerstand bei den Zaghaften und machte ihn erfolglos bei den Beherzten, indem äußere Gewalt gegen sie einschritt. Die Häresie schien im Orient die Oberhand zu bekommen.

Arius hielt diesen Zeitpunkt für günstig, um wieder in Alexandrien aufgenommen zu werden und Constantin schrieb in diesem Sinne zu seinen Gunsten an Athanasius. Dieser antwortete einfach: die katholische Kirche könne keine Gemeinschaft mit einer Irrlehre haben, welche die Gottheit Jesu Christi angreife. Eusebius von Nikomedien versuchte seinen Einfluß auf Athanasius geltend zu machen und ließ ihm nebenbei mündliche Drohungen sagen. Athanasius entgegnete unerschrocken: seine Richtschnur sei das Concil von Nicäa und dem zuwider werde er nicht handeln. Nun ließ Eusebius Verbindungen anknüpfen zwischen den ägyptischen Arianern und den Meletianern. Athanasius hatte bis jetzt seine Hauptbemühungen darauf gerichtet, diese Schismatiker wieder zu gewinnen, die viel Unruhe und Verstörung im Volke machten, weil sie fortfuhren, eigene Bischöfe und Priester zu weihen und zu begehren, daß diese als katholische betrachtet werden sollten. So viel Streit und Aergerniß dies nun auch gab, so waren doch die Meletianer in den von den Arianern angefeindeten Glaubenslehren bisher ganz rechtgläubig gewesen. Da sie nun aber hofften, durch arianische Macht in ihren Bestrebungen unterstützt zu werden, so gingen sie auch auf deren Häresie ein und machten es, sagt Athanasius in seiner Rede wider die Arianer, „wie Herodes und Pilatus, die ihren gegenseitigen Haß vergaßen und sich zusammen gegen den göttlichen Heiland verbanden: sie hoben ihre Trennung auf und schlossen einen Bund gegen die Wahrheit.“ Diese Erscheinung ist seitdem eine ganz alltägliche geworden. Irr-

und Ungläubige, so verschieden sie denken, so zerfallen sie untereinander sein mögen, finden immer einen gemeinsamen Mittelpunkt in dem Widerwillen gegen die heilige Kirche und in der Verwerfung der katholischen Lehre. Bisher hatten die Meletianer gar nicht gewußt, was sie wohl dem Athanasius vorwerfen könnten; jetzt lernten sie es von den Arianern! Sie erfanden Verläumdungen: er sollte dem Volke eine Steuer von Linnenkleidern für den Klerus aufgelegt und durch die Uebersendung einer Kiste voll Gold an einen gewissen Philumenos dessen Verschwörung gegen den Kaiser begünstigt haben. Constantin erschrak über eine so schwere Anschuldigung und berief Athanasius an sein Hoflager, damit er sich vertheidige. Athanasius begab sich sogleich nach Nikomedien und rechtfertigte sich vollkommen. Der Kaiser entließ ihn huldvoll mit einem Schreiben an die Gläubigen von Alexandrien, das sie zur Eintracht und Beharrlichkeit im Glauben ermahnt und Athanasius einen verehrungswürdigen Bischof nennt.

Die Verläumder hätten beschämt sein können; allein für ihren Haß und Rachedurst war Beschämung ein Wassertropfen auf glühendem Eisen! War eine Verläumdung zu Schanden gemacht, so mußte man dafür zwei neue erfinden! Athanasius wurde bei dem Kaiser angeklagt, er habe den meletianischen Bischof Arsenius meuchelmorden, und Altar und Kelch des Priesters Ischyras umwerfen und zerbrechen lassen, als dieser eben die heiligsten Geheimnisse feierte. Es ist ein erstaunliches Zeugniß der menschlichen Schwäche, welche so leicht die Gewohnheit annimmt, auf die Ansichten der nächsten Umgebungen einzugehen, daß Constantin, der eben erfahren hatte, wie gewissenlos die Feinde des Athanasius zu Werke gingen, dennoch ihnen glaubte. Aber Eusebius von Nikomedien, dreist und kriechend und voll Ränke wie er war, wußte nicht bloß bei dem Kaiser, sondern bei dem Hofstaat dermaßen sich einzuschmeicheln, daß dieser Gemeinschaft mit ihm machte; so daß der betäubte Kaiser nichts Anderes hörte, als Anschuldigungen des Athanasius. Er befahl also dem heiligen Patriarchen,

ſich von ſo ſchrecklicher Anklage auf einer Synode zu Cäſarea in Paläſtina zu reinigen. Dort ſaß der andere Euſebius, der zwiſchen Glauben und Irrglauben hin und her ſchwankte, auf dem Biſchofſtuhl; und Athanaſius wußte ſehr gut, was er von einer Synode zu erwarten habe, die unter dem Einfluß der beiden Euſebius ſtehen würde. Er ließ alſo die Anklagen gerichtlich genau unterſuchen und ſchickte dem Kaiſer die Acten ein. Dieſe ergaben, daß ſich Arſenius wegen einiger Vergehen in ein oberägyptiſches Kloſter geflüchtet habe, wo er ganz wohlbehalten lebe; und daß der Gottesraub an einem heiligen Kelche nicht geſchehen ſei, ganz einfach deshalb nicht, weil Iſchyras ein Mann in der Mareotis ſei, der ſich Prieſter nenne und prieſterliche Handlungen vornehme, jedoch nie die Weihen empfangen und folglich weder Gemeinde, noch Kirche, noch heilige Geräthe habe. Conſtantin hätte ſich vielleicht mit dieſer Vertheidigung des Athanaſius begnügt; die Arianer ſtellten ihm aber deſſen Weigerung vor der Synode zu erſcheinen, als unerträglichen Hochmuth vor und er, verwöhnt durch die knechtiſche Dienſtfertigkeit arianiſcher Biſchöfe, befahl bei ſeiner Ungnade dem Athanaſius, auf der Synode zu erſcheinen, die er nach Tyrus berufen werde und die aus ſechzig Biſchöfen, faſt lauter Arianern von mehr und minder ſtarker Schattirung · beſtand. Diesmal gehorchte Athanaſius und erſchien mit einer großen Anzahl ägyptiſcher und lybiſcher Biſchöfe, unter ihnen die heiligen Bekenner Paphnutius und Potamon. Die Arianer entblödeten ſich nicht, den großen Patriarchen wie einen gemeinen Verbrecher zu behandeln; ſie duldeten nicht, daß er ſeinen Platz einnehme; vor ihnen ſtehend ſollte er ſein Urtheil hören. Mild ließ er es ſich gefallen und ſtand vor ſeinen Feinden, die ſeine Ankläger und zugleich ſeine Richter waren, wie Chriſtus in der Nacht des heiligen Leidens vor dem hohen Rathe zu Jeruſalem. Der heilige Potamon konnte ſich bei dieſem Anblicke der Thränen nicht erwehren und rief dem Euſebius von Cäſarea zu, auf welchem der Verdacht ruhete, daß er in jener Verfolgung, die dem Potamon ein Auge koſtete, den

Götzen Weihrauch geopfert habe: „Du hier als Richter, Eusebius! und vor Dir als Schuldiger Athanasius! wer kann solchen Anblick ertragen? Rechtfertige du dich doch erst, wie du entkommen bist mit gesunden Gliedern, als wir beide während der Verfolgung im Kerker waren.“ Potamon's Mitbischöfe theilten seine Gesinnung und erklärten einmüthig, sie würden nie die Feinde ihres Patriarchen als dessen Richter anerkennen. Mit Wuth und Ungestüm schrien aber die Arianer nach Prüfung der verschiedenen Anklagepunkte, und Athanasius blieb in seiner heiligen Gelassenheit, denn alle Acten und alle Zeugnisse bestätigten seine Unschuld. Die Geschichte von dem zerbrochenen heiligen Kelche fand ihre Erledigung in der von Ischyras eingesendeten Erklärung: er sei zu dieser unwahren Aussage durch die Meletianer verleitet worden. Nun kam der Meuchelmord des Arsenius an die Reihe, und um ihn recht gräßlich zu machen, wurde eine vertrocknete Hand vorgezeigt, die dem unschuldigen Opfer angehört haben sollte. Athanasius fragte, ob irgend Jemand den Arsenius gekannt habe, und als Mehrere in der Versammlung antworteten, sie hätten ihn gut gekannt, gab Athanasius ein Zeichen und herein trat Arsenius in eigener Person, frisch und gesund, mit seinen beiden Händen. Athanasius hatte ihn vermocht, zur Ehre der Wahrheit in aller Stille nach Tyrus zu kommen. Seine unverhoffte Erscheinung entlarvte diesen Zug arianischer Gewissenlosigkeit. Mit verdoppelter Wuth schrien jetzt die Arianer, sie würden dem Athanasius noch ganz andere Verbrechen nachweisen, und es erschien in der Versammlung ein erkauftes Weib, das sich als eine gottgeweihte Jungfrau, wie es damals so viele gab, darstellte und vorgab, sie sei durch Athanasius tödtlich an ihrer Ehre beleidigt worden. Sie betheuerte es durch einen Schwur. Athanasius würdigte diese elende Comödie keines Wortes der Widerlegung; aber ein Priester seines Gefolges, mit Namen Timotheus, trat plötzlich vor das Weib hin und sagte: „Du kannst also beschwören, daß du mich als Athanasius erkennst?“ — „Ja, freilich kann ich das! du bist Athanasius!“ rief die

Elende und fügte einen Strom von Schmähungen hinzu. Timotheus trat ruhig zurück und die Arianer riſſen ingrimmig das Weib hinweg, das den Betrug ſo leicht verrathen hatte, obgleich Athanaſius es zurückhalten und befragen wollte, durch wen es zu dieſer Niederträchtigkeit verleitet worden ſei. Die unausſprechliche Beſchämung, ihr giftiges Lügengewebe gründlich zerſtört zu ſehen, hatte keine andere Wirkung auf die Arianer, als daß ſich ihr Haß bis zum Wahnwitz ſteigerte und daß ſie neue Lügen erſannen. Sie behaupteten nun, Athanaſius habe alle glaubwürdigen Zeugen zum Schweigen beſtochen; er ſei ein Zauberer, der durch Blendwerke täuſche; und ſie würden ihn thätlich mißhandelt haben, wenn nicht der Comes Dionyſius, Conſtantins Abgeordneter bei dieſer Ketzerſynode, ihn geſchützt hätte.

Athanaſius erkannte, daß er in Tyrus nicht länger ſeines Lebens ſicher ſei, ſchiffte ſich ein, ging nach Conſtantinopel, wo der Kaiſer jetzt reſidirte, und bat, derſelbe möge ihm die Freiheit geſtatten, daß er nun ſeinerſeits ſeine Klagen gegen die zu Tyrus verſammelten Arianer vorbringe; denn dieſe hatten ihm inzwiſchen das Urtheil der Entſetzung vom Amte geſprochen, ihm den Aufenthalt in Alexandrien unterſagt und ſich nicht entblödet, dies Urtheil auf Grund derſelben Verläumdungen zu fällen, die ſo gründlich widerlegt worden waren. Die wenigen katholiſchen Biſchöfe, welche jener Verſammlung beiwohnten, unterſchrieben natürlich das frevelhafte Urtheil nicht und wurden dafür Gegenſtand des Haſſes der Arianer, wenn ihre Perſönlichkeit oder ihre Stellung einflußreich war. Biſchof Marcellus von Ancyra, ein tüchtiger und geiſtvoller Kämpfer für die Lehre Chriſti auf dem Concil zu Nicäa, war jetzt dermaßen empört über das Verfahren der Arianer, daß er nicht nur ihren Beſchlüſſen ſeine Unterſchrift verweigerte, ſondern es auch für gottlos hielt, länger in ſolcher Geſellſchaft zu bleiben. Dafür fielen ſie denn bald wüthend über ihn her. Der ägyptiſche Biſchof Paphnutius, ein heiliger Bekenner, war von ſolchem Abſcheu ergriffen über die unerhörte Gewiſſenloſigkeit des Urtheiles, daß er mitten in der Sitzung

aufstand, den heiligen Bischof Maximus von Jerusalem bei der Hand nahm und mit ihm hinweggehend sagte: „Für zwei Bekenner des christlichen Glaubens schickt es sich nicht, Beisitzer einer solchen Versammlung zu sein.“ Constantin in seiner Befangenheit hielt aber die Versammlung der Häretiker für eine rechtmäßige und rechtgläubige Synode und deshalb auch ihr Urtheil für gerecht. Er wollte Athanasius nicht einmal sehen, viel weniger dessen Klagen Gehör geben. Als Athanasius dies erkannte, beschränkte er sich auf die Bitte, mit seinen Richtern vor dem Kaiser erscheinen und seine Sache vertheidigen zu dürfen. Unparteiische Untersuchung glaubte Constantin gewähren zu müssen; er berief die Synode nach Constantinopel. Eine höchst unangenehme Ueberraschung für diese Männer der Finsterniß, die voll Freude waren, ihren Haß endlich befriedigt und ihren Rachedurst gekühlt zu haben, aber hinter der gleisnerischen Maske von Frömmigkeit sich versteckten und zu behaupten sich nicht schämten, ihre Freude rühre daher, daß jetzt Zwietracht und Neid beigelegt und der Friede in der Kirche hergestellt sei, Behauptungen, welche seitdem ein erbliches Gut aller Feinde der Kirche geblieben sind und immer von Neuem erschallen, wenn sie hoffen, durch irgend eine Maßregel die Stimme der ewigen Wahrheit unterdrückt zu haben. Statt dem Kaiser zu gehorchen, erschien nur Eusebius von Nikomedien mit fünf der ränkevollsten arianischen Bischöfe in Constantinopel. Sie gaben ihre boshaften Fabeln vom zerbrochenen Kelche und vom Morde des Arsenius auf und führten neue Klagen: Athanasius habe gedroht, die Kornzufuhr von Alexandrien nach Constantinopel zu verhindern. Der Kaiser gerieth außer sich vor Zorn und verbannte den Angeschuldigten, ohne ihn zu hören, nach Trier im Jahre 336. Ob er durch diese Maßregel Eintracht in der Kirche zu stiften, oder den Arianern seine Geneigtheit zu zeigen, oder Athanasius der Verfolgung seiner Feinde zu entziehen wünschte, wie Einige behaupten, oder ob er ihn wirklich strafen wollte, weil er der Verläumdung Glauben schenkte, sei dahin gestellt: genug,

während er ihn in die Verbannung schickte, gestattete er dem Eusebius und seiner Partei durchaus nicht, einen anderen Patriarchen von Alexandrien zu wählen und alle ihre dringenden Vorstellungen bewirkten weiter nichts, als daß er sie endlich mit Drohung abwies. Der Sitz des heiligen Marcus blieb leer; es war als hätte Athanasius seinen Geist darauf zurückgelassen. Er selbst wich mit unerschütterlichem Gleichmuthe der Gewalt und ging statt zu den Palmen des Nils, zu den Nußbäumen der Mosel. Trier war damals die Hauptstadt des belgischen Galliens, das eine Provinz des ungeheueren Römerreiches bildete. Der Cäsar Constantin der Jüngere, ein Sohn des Kaisers, residirte in Trier und befehligte das dort stehende Heer. Dahin also, nach dem fernen Norden, mußte der Fremdling aus Aegypten wandern. Aber nicht wie ein Fremdling wurde er aufgenommen. In der Kirche Gottes gibt's überhaupt keine Fremdlinge, sondern vielmehr Glieder eines mystischen Leibes, eine übernatürliche Familie von Brüdern. Vollends ein um des Glaubens willen verbannter Bischof, verbannt, weil er ein Bekenner der Gottheit Jesu Christi war, mit welcher Freude, mit welcher Ehrfurcht und Liebe mußte er empfangen werden! So war es auch. Der heilige Maximus, Bischof von Trier, glaubensstark und fromm wie Athanasius, bewillkommte ihn mit der höchsten Achtung; die christliche Gemeinde schloß sich mit Verehrung und Liebe dem heiligen Patriarchen an, und der Cäsar Constantin schätzte ihn wegen des Adels seiner ganzen Person und wegen der Hochachtung, die man ihm überall bewies. Er sorgte reichlich für einen anständigen Lebensunterhalt des Verbannten.

So war also nach menschlichen Ansichten Alles zu Ende! Die Braut Christi geknechtet, die Wahrheit geächtet, die Lüge beschirmt durch Scepter und Krone, das Reich Gottes preisgegeben den Söhnen Belials; mit einem Worte: die reine göttliche Lehre vergiftet durch eine falsche, menschliche. Weltsicherer wie der Arianismus ist noch nie eine Häresie gewesen, und er ging doch unter! Es gab nur einen einzigen christ-

lichen Kaiser und der beherrschte das Römerreich in Europa, Asien und Afrika, und in trauriger Verblendung beschützte er, trotz seiner persönlichen Rechtgläubigkeit, die Arianer und in ihnen den Arianismus, und der ging doch unter! Welch eine selige Zuversicht schöpft der katholische Glaube jeder Häresie gegenüber aus einer solchen Erfahrung! Mit welchem unüberwindlichen Siegesbewußtsein sieht er sie kommen und gehen, auftauchen und verschwinden, die Welt überschwemmen und in's Nichts zurücksinken, weil nicht von ihr und zu ihren Erfindern das Gotteswort gesprochen ist: „Auf diesen Felsen will Ich meine Kirche bauen." Es gibt, ich weiß nicht was für eine übernatürliche Freudigkeit, die schöne Braut Christi in babylonischer Gefangenschaft leidend, klagend, weinend zu sehen; aber dabei zu wissen mit jener Gewißheit, die ihren Grund in Gott hat, daß ihres Reiches kein Ende ist.

Einstweilen triumphirte der Irrglaube, wie noch kurz vorher der heidnische Unglaube triumphirt hatte. Aber trotz dieses äußeren Sieges brachte Arius es nicht dahin, wieder in die Kirchengemeinschaft von Alexandrien aufgenommen zu werden. Er hatte gehofft, er werde es durch sein persönliches Erscheinen möglich machen; statt dessen zeigten sich so unruhige Bewegungen in der Stadt, daß der Kaiser es am gerathensten fand, ihn zurückzurufen. Welche Genugthuung für Athanasius, seine Gemeinde einmüthig in seinem Sinne handeln zu sehen! Weder falscher Friedensliebe, noch falschem Gehorsam gegen den Kaiser opferte sie das Recht der Wahrheit auf, die Gemeinschaft mit der Lüge standhaft zu verwerfen. Athanasius schreibt von den Arianern: „Sie wollen ihre Lehre für die ächt christliche ausgeben und mit Gewalt wieder in die Kirche. Sie täuschen durch Berufung auf die heilige Schrift und ihre falschen Schlüsse. Aber genau in derselben Weise, durch Berufung auf die heilige Schrift und einen falschen Schluß, nahte sich der Versucher in der Wüste dem Herrn." Der Kaiser vermochte nicht, diese Täuschung von sich fern zu halten und den Rechtgläubigkeitsversicherungen des Eusebius zu mißtrauen. Darum gab er dem trostlosen

Flehen der Alexandriniſchen Gemeinde, das von allen katholiſchen Biſchöfen Aegyptens, ſogar vom heiligen Antonius dem Einſiedler, dringend unterſtützt wurde: ihren Patriarchen ihnen wieder zu geben, kein Gehör, indem er ſagte: er dürfe nicht die Beſchlüſſe einer Synode aufheben.

In Conſtantinopel hatten die Arianer vollkommen die Oberhand trotz des heiligen Biſchofes, der Alexander hieß. Er mußte dulden, daß man ſeine Einſprache unberückſichtigt ließ; daß man eine Synode von Irrgläubigen verſammelte, durch welche der Biſchof Marcellus von Ancyra abgeſetzt wurde; daß man ſogar dazu ſchritt, den Arius in die Kirchengemeinſchaft von Conſtantinopel einzuführen. Alle ſeine Beweiſe von der Unaufrichtigkeit des Arius, der das chriſtliche Glaubensbekenntniß von Nicäa verachte, folglich kein Chriſt, ſondern ein Arianer ſei, fruchteten nichts. Am nächſten Sonntage ſollte Arius feierlich aufgenommen werden. Da ergriff der neunzigjährige heilige Biſchof andere Waffen: er fing an zu beten, und je näher der Schreckenstag kam, deſto heißer betete er. Conſtantin ließ inzwiſchen nochmals den Arius rufen und begehrte, derſelbe möge ſein Glaubensbekenntniß ſchriftlich abfaſſen. Das geſchah mit ſo vielen Worten der heiligen Schriften und mit ſolchen Verſicherungen treuer und feſter Rechtgläubigkeit, daß Conſtantin ſagte, nachdem er es geleſen hatte: „Wenn du alſo nichts Anderes als dies in Gedanken haſt, ſo laß die Wahrheit Zeugniß für dich geben. Schwörſt du falſch, wird der Herr dich ſtrafen.“ Arius ſchwur, er habe weder jetzt noch früher etwas Anderes gedacht oder geredet oder geſchrieben, als die katholiſche Lehre. Damit ging er von dannen. Seine Partei machte unter vielem Lärm und Aufſehen große Anſtalten für die Feierlichkeit des nächſten Tages; denn es war Samſtag. Der heilige Alexander lag inzwiſchen in der Kirche auf den Knieen und weinte, flehte und ſeufzte vor Gott: „Herr, ſchütze deine Kirche vor dem Frevler! laß ihn nicht den Raum betreten, der durch Dich geheiligt iſt! oder ſoll es geſchehen, ſo nimm mich zuvor hinweg, denn wenn er in die Kirche käme, ſo

könnte es ſcheinen, daß ich die Irrlehre eingeführt hätte.“ Wie in triumphirender Vorfreude des anderen Morgens zog Arius mit ſeinen Freunden und Anhängern durch die Straßen, führte ſtolze Reden und winkte dem Volk beifällig zu, das ſich dicht und immer dichter um ihn ſammelte. So wogte der Zug durch die Gaſſen. Nahe war er dem Conſtantiniſchen Platze; nahe der Kirche, in welcher der heilige Alexander betete; da gefiel es Gott, das Gebet des Gerechten zu erhören: ein plötzlicher abſchreckender Tod raffte Arius aus der Mitte ſeiner Freunde hinweg. Athanaſius ſagte: über keines Menſchen Tod dürfe der Menſch frohlocken, denn auch er werde ſterben. Aber erſchüttert waren Alle, Katholiken wie Arianer; jene ſahen eine höhere Fügung darin; dieſe ſchrien über Zauberei und ſteiften ſich um ſo mehr in ihrer Widerſetzlichkeit. So war denn der Säemann des Unkrautes auf dem Acker der Kirche abgerufen; allein das Unkraut ſelbſt wucherte fort.

Bald darauf, am 22. Mai 337, ſtarb der Kaiſer, drei und ſechzig Jahre alt, auf ſeinem Schloſſe Achyron bei Nikomedien. Seine drei Söhne theilten das Reich und der älteſte von ihnen, Conſtantin der Jüngere, hob unverzüglich die Verbannung des Athanaſius auf und ſchickte ihn nach Alexandrien zurück mit einem Schreiben, worin er ſeiner Heiligkeit das glänzendſte Lob ertheilt und unter Anderem ſagt: „Ihr wißt ſelbſt am Beſten, welcher Verehrung Athanaſius würdig iſt. Ihr dürft euch nicht wundern, wenn ich für ihn etwas gethan, ihn mit allem Nöthigen in Ueberfluß verſehen und mit allen Ehren umringt habe. Mein Gemüth wurde durch die Vorſtellung euerer Anhänglichkeit an ihn und durch die Würde des großen Mannes ſelbſt dazu bewogen.“

Nach einer Verbannung von zwei Jahren und vier Monaten traf der gute Hirt im Jahre 338 wieder bei ſeiner treuen Heerde ein. Unbeſchreiblicher Jubel empfing ihn; Verehrung ſeiner edlen Perſönlichkeit, Liebe, die durch das Leiden des Geliebten immer geſteigert wird, Gefühl für Wahrheit und Recht brachen einſtimmig in Frohlocken aus,

und die ägyptiſchen Biſchöfe, vom kirchlichen Gemeingeiſte beſeelt, beſchrieben ſelbſt die unbegrenzte Anhänglichkeit der geſammten Kirche Aegyptens an Athanaſius, indem ſie ſagten: „Das Volk ſtrömte zuſammen und drückte voll Jubel ſeine Freude aus, den Erſehnten wiederzuſehen. In den Kirchen drängten ſich die Betenden, um dem Herrn Preis und Dank darzubringen. Die Prieſter und Kirchendiener ſchauten auf ihn mit grenzenloſer Freudigkeit und hielten den Tag für den ſeligſten ihres Lebens. Was ſollen wir aber von unſerer Wonne ſagen? Seine Verbannung war ja völlig die unſerige; ſeine Leiden waren die unſerigen; und ſo fühlten wir Alle uns auch mit ihm dem Vaterlande zurückgegeben.“ Mit der Ruhe der Heiligen, welche ſich in ihrem übernatürlichen Gleichmuthe weder durch lichte noch durch trübe Tage ſtören laſſen, begab ſich Athanaſius ſogleich an die Arbeiten und Geſchäfte ſeiner Diöceſe, die er mit dem Scharfblicke und der Einſicht eines überlegenen Geiſtes und mit der Milde und Gelaſſenheit eines großen Herzens verwaltete. Gegen menſchliche Schwäche hatte er gern Nachſicht und auch im Feinde ſchonte er liebend den Nächſten. Aber aus Nächſtenliebe die Unwahrheit als Wahrheit gelten zu laſſen: davor beſchützte ihn die Lauterkeit ſeiner Geſinnung. Daher ſahen die Arianer auch ſchnell ein, daß ſie ihm nach wie vor um kein Haarbreit näher gekommen wären. Sie hatten ſich geſammelt um Kaiſer Conſtantius, der das Morgenland beherrſchte und ſich von ihnen beherrſchen ließ. Euſebius von Nikomedien hatte ihn für den Arianismus gewonnen, denn der Arianismus war irdiſch; das Irdiſche dient der Welt, darum war auch das arianiſche Lehrſyſtem ganz bereit, dem Staate ſklaviſch zu dienen und eine Staatsreligion zu bilden, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er ſich dadurch als ganz unchriſtlich, aber dafür als ächt heidniſch auswies, wie denn ja in der alten Roma die Imperatoren zugleich Hoheprieſter waren. Weil dem Arianismus die übernatürliche Grundlage fehlte, die Chriſtus der Gottesſohn iſt: ſo ſuchte er eine natürliche zu gewinnen — den Monarchen; und weil

er auf die Einsprache des heiligen Geistes verzichtet hatte, so bequemte er sich leicht den Befehlen eines Monarchen an. Machte dieser ihn zur Staatsreligion, ließ dieser ihm, so gut wie allen übrigen Institutionen, den Schutz des Staates angedeihen, so gelangte der Arianismus äußerlich zu Geltung, Ansehen und Herrschaft, zu einer Scheinwürde, die ihm genügte, weil er ein Scheinglaube war. Hatte der Arianismus den Sohn Gottes seiner Göttlichkeit beraubt und zu einem endlichen Wesen erniedrigt, so sank selbstverständlich die Stiftung Christi, die Kirche, für die arianische Auffassungsweise von ihrer Höhe als göttliche Anstalt, zu einer ganz beschränkten, haltlosen Institution herab, zu einem Etwas, welches sich die Existenz dadurch sicherte, daß es sich vom weltlichen Machthaber modeln, formen und regieren ließ. Die Kirche mit ihrer Freiheit und ihrem Ansehen in göttlichen Dingen schrumpfte für den Arianismus zu einer unfreien Staatskirche zusammen. Große Seelen sind selten; also auch selten auf dem Throne. Es gehört für einen Monarchen eine gewisse Größe dazu, um sich nicht in der Idee zu gefallen, der heilige Geist seiner Staatskirche zu sein, einer Idee, welcher gegenüber die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der katholischen Kirche in Glaubenssachen als Beeinträchtigung des Herrscherrechtes, als unbefugte Anmaßung erscheint. Kommen dann infulirte Höflinge hinzu, wie Eusebius von Nikomedien zu Constantius, setzen sie ihre erste Pflicht in Schmiegsamkeit vor dem Monarchen, beseelt sie kein höherer Ehrgeiz, als aus Dienern der Kirche Staatsdiener zu werden und zu machen, so muß freilich ein solcher Herrscher jeden treuen Bischof, jeden guten Katholiken, der an die göttliche Stiftung und Regierung der Kirche glaubt und hält und in ihr keine weltliche Gewalt dulden kann, als Majestätsverbrecher betrachten lernen.

Constantius war der einzige der drei kaiserlichen Brüder, der sich von arianischen Ränken umspinnen ließ und die Verläumdungen glaubte, die immer wieder und wieder über Athanasius ersonnen, tausend Mal widerlegt und tausend Mal im

neuen Gewande vorgebracht wurden. Diese Flut von Verläumdungen hätte jeden vorurtheilsfreien Menschen schon zu der Einsicht bringen müssen, daß es sich hier um weiter nichts handele, als einen großen Charakter anzuschwärzen und ihm, der immer rein aus jeder feindlichen Besudelung hervorging, um jeden Preis einen Fleck beizubringen. Aber Constantius sah durch die Brille des Arianismus in Athanasius einen herrschsüchtigen Bischof, dem es um persönliche Macht zu thun sei; und so folgte denn bald neue und größere Trübsal dem kurzen Triumphe des heiligen Patriarchen, denn Alexandrien gehörte gerade zu dem Reichsantheil des Constantius. Sämmtliche Bischöfe Aegyptens und Lybiens rechtfertigten ihn sogleich und ohne Mühe gegen die Anklage, daß er Empörung gegen den Kaiser anschüre, Mord und Gewaltthat übe, das Getreide der Wittwen, Waisen und Geistlichen unterschlage; aber das war gerade so viel, als hätten sie bewiesen, daß um Mittag die Sonne am Himmel stehe! Die Verläumdung weiß das sehr gut; sie will es aber nicht wissen! Die Vertheidigung der Bischöfe machte gar keinen Eindruck auf Constantius. Hingegen willigte er in die Forderung der Arianer, daß Athanasius abgesetzt und ein anderer Patriarch gewählt werde. Sie versammelten sich schleunig in Antiochien und sprachen seine Entsetzung unter dem Vorwande aus, daß er ohne die Erlaubniß einer Synode seinen Bischofsstuhl wieder eingenommen habe. Einen gewissen Gregor aus Kappadocien, der solcher Wähler würdig war, wurde zum Patriarchen von Alexandrien gemacht und durch Waffengewalt daselbst eingeführt. Das christliche Volk stieß eine ungeheuere Wehklage aus und wollte sich den irrgläubigen Eindringling durchaus nicht gefallen lassen. Der Statthalter Philagrius aber, ebenfalls ein Arianer, umringte den Gregor mit seinen Soldaten und rief Juden und Heiden, die zahlreich in der Stadt waren, zur Theilnahme an der Eroberung der katholischen Kirchen auf. Diese waren sehr besucht, denn es war die heilige Fastenzeit des Jahres 341, und die Gläubigen bereiteten sich mit Gebet und frommer Betrachtung auf das

Osterfest vor. Jetzt aber drängten sie sich noch zahlreicher dahin, als ob sie im Stande sein würden, den Verhaßten mit seinem Anhange fern von den geweihten Stätten zu halten. Aber aufgereizte wilde Rotten, mit Schwertern und Prügeln bewaffnet, ließen sich durch diese Wehrlosen nicht schrecken, stürmten die Kirche zum heiligen Cyrinus, verwundeten, tödteten, traten unter die Füße Männer und Frauen, mißhandelten mit teuflischer Bosheit gottgeweihte Jungfrauen, mordeten Asceten und Mönche und verwandelten den heiligen Ort in ein gräßliches Schlachtfeld. Um ihren Sieg zu feiern opferten sie auf dem Altare Vögel und Tannenzapfen, zündeten ihren Götzen die Kerzen an, berauschten sich in dem vorgefundenen und zum heiligen Meßopfer bestimmten Weine, verbrannten die Bücher der heiligen Schrift, lästerten den göttlichen Heiland, übten Schandthaten und redeten Gräuel. Gregor fand es angemessen, diese Helden zu belohnen, indem er ihnen die Beraubung der Kirche gestattete. Nun begann eine förmliche Plünderung, bei welcher Jeder das nahm, was ihm in die Hand fiel, Altargeräthschaften, Priestergewande, deponirte Gelder und Kostbarkeiten, die zu kirchlichen Zwecken oder für Arme, für Wittwen und Waisen bestimmt waren. Sogar Thüren und Gitter wurden ausgehoben, und die Kirche zum heiligen Cyrinus stand als eine verwüstete Ruine da!

Während der Zeit befand sich Athanasius in einer anderen Kirche, um die Gläubigen zu ermuntern, in diesen Stürmen standhaft zu bleiben, Alles zu dulden, aber nie mit dem Irrglauben sich zu verbrüdern. Auf die flehende Mahnung seiner Priesterschaft, wenigstens auf einige Zeit sich zu verbergen, entwich er in die Umgegend, hilflos und flüchtig, immer bereit, seine geliebte Heerde durch Rath und That zu kräftigen. Allein der rohen Gewalt war nicht zu widerstehen; sämmtliche Kirchen mußten dem Gregor, mithin den Arianern ausgeliefert werden, und die Gläubigen mußten mit ihnen, wenigstens äußerlich, in Gemeinschaft treten, wenn sie nicht das gemeinsame Gebet und den gesammten Cultus entbehren wollten. In einem Rundschreiben an die katholischen Bischöfe

ſagt Athanaſius hierüber: „Eine ſolche Verfolgung fand noch nie ſtatt. Früher konnte man doch während der Verfolgung im Geheim beten und die Heilsmittel vom Prieſter empfangen. Aber jetzt laufen Viele Gefahr, nicht getauft und in ihren Krankheiten nicht vom Diener der Kirche beſucht zu werden, denn Gregor beaufſichtigt Alle mit größter Strenge und zeigt die Prieſter, die ihren Pflichten nachgehen, und die Gläubigen, die nicht bei arianiſchen Verſammlungen erſcheinen, dem Philagrius an, der ſie geißeln und einſperren läßt.“ Daher hatte denn auch das Volk einen gränzenloſen Abſcheu vor Gregor. Als er mit heidniſchem Gefolge am Charfreitage eine Kirche betrat, in welcher viele Chriſten ſich zum Gebete verſammelt hatten, erhoben ſich Alle, wichen ſcheu vor ihm zurück und flohen, anſtatt ſich, wie ſonſt, um ihren Oberhirten zu drängen und um ſeinen Segen zu bitten. Gregor fühlte ſich ſchwer beleidigt und brachte ſeinen Freund Philagrius leicht dahin, daß er in einer Stunde vierunddreißig Perſonen, meiſtens Jungfrauen, vornehme Frauen und angeſehene Männer, mit Ruthenſtreichen zerfleiſchen und in den Kerker werfen ließ. Ganz in der nämlichen Weiſe verfuhr Gregor, als er ſpäter ſeinen Metropolitanſprengel bereiſte. Die ägyptiſchen Biſchöfe wollten dieſen aufgedrungenen Patriarchen, der nicht von ihnen ordinirt worden war, wie die Kirchengeſetze es verlangten, durchaus nicht anerkennen. Dafür wurden ſie geſchlagen, gefeſſelt, verbannt, durch Qualen um's Leben gebracht, und den Aebten, Mönchen und Einſiedlern ging es nicht beſſer. Athanaſius ſchließt ſein Rundſchreiben an die katholiſchen Biſchöfe mit der Aufforderung, bei der großen Trübſal der Alexandriniſchen Kirche nicht gleichgiltig zu bleiben, dies ausgezeichnete Glied des geſammten Kirchenkörpers nicht zertreten zu laſſen. „Denn Allen gemeinſam iſt der Heiland, der von den Häretikern geläſtert wird; Allen gemeinſam ſind die Geſetze, welche von ihnen verletzt werden. Wenn dieſe Verfolgung mit Stillſchweigen von euch übergangen würde, ſo käme in Kurzem das nämliche Unheil über euch und am Ende könnte unſere Kirche ein

Markt- und Handelsplatz weltlicher Angelegenheiten werden! Gebt also den ägyptischen Bischöfen und Gemeinden die Beruhigung, daß sie nicht verlassen und allein stehen und sich freuen mögen der Einheit des Glaubens an Jesus Christus." Dann verließ er seinen unsicheren Zufluchtsort und ging nach Rom, wo sich bereits viele von den Arianern verfolgte und vertriebene Bischöfe des Morgenlandes eingefunden hatten, um sich als Glieder zu ihrem Haupte zu halten. Der griechische Geschichtschreiber Sokrates sagt bei dieser Veranlassung: „Sie entwickelten dem Bischof Julius ihre Angelegenheiten, der sie, gemäß des Vorrechtes der römischen Kirche, durch freimüthige Schreiben in Schutz nahm." Und ein anderer griechischer Schriftsteller, Sozomenus, sagt: „Nachdem der römische Bischof die Klagen eines Jeden vernommen hatte, und sah, daß Alle mit dem Dogma von Nicäa übereinstimmten, nahm er sie als gleichen Glaubens mit sich in die Gemeinschaft auf. Denn ihm liegt, wegen der Würde seines Stuhles, die Sorge für Alle ob."

Zum allgemeinen Kirchenoberhaupte begab sich also auch Athanasius und wurde mit großer Achtung und Freundschaft von Julius empfangen, der mit sämmtlichen Bischöfen des Abendlandes fest an den Beschlüssen des Concils von Nicäa hielt und die Verfolgung des Athanasius als eine Gewaltthat gegen die gesammte rechtgläubige Kirche betrachtete und verabscheute. Er berief die Arianer, welche sich in Antiochien nicht entblödet hatten, Athanasius für abgesetzt zu erklären, nach Rom, wo sie sich vor einer Synode rechtfertigen sollten. Da sie nicht erscheinen wollten, weil sie ein freies, unbefangenes kirchliches Gericht fürchteten, hielten sie seine Abgesandten Monate lang hin und antworteten endlich ablehnend in einem gezierten und geschraubten Brief, über den der Papst Julius einfach ihnen zurück schrieb: „In kirchlichen Angelegenheiten gilt kein Wortkram, sondern die apostolischen Canones." Darauf berief er fünfzig abendländische Bischöfe nach Rom, welche die Glaubenslehre und die Handlungsweise der Arianer sowohl, als des Athanasius und seiner Mitverbannten

prüften und einstimmig zu Gunsten der Letzteren entschieden. Dennoch war es unmöglich für Athanasius, seinen Bischofssitz unverzüglich wieder einzunehmen, denn Gregor, oder vielmehr die kaiserliche Gewalt herrschte, gestützt auf ein Heer von Beamten und beschützt durch ein Heer von Soldaten, unumschränkt zu Alexandrien. Er mußte noch Jahre lang im Abendlande ausharren. Aber seine Verbannung eröffnete Anderen den Weg zur Heimath. Der reiche Strom seines Lebens, gewaltsam abgelenkt aus seinem natürlichen Bett, ergoß sich segnend und befruchtend über einen Boden, der bisher noch brach gelegen war. Wie dreihundert Jahre früher der heilige Apostel Paulus mit einer Fessel an der Hand das Evangelium in Rom verkündete und die Römer aus seiner Gefangenschaft ihre Befreiung schöpften: so wurde jetzt Athanasius für sie der Lehrer, der sie unterrichtete über die Wege zur höchsten Vollkommenheit. In Rom war das Christenthum noch bei Weitem nicht herrschend, namentlich nicht bei den alten consularischen und senatorischen Familien, die im Wohlbehagen ihres Reichthumes und ihres Glanzes irdisch befriedigt dahin lebten. Fand der Polytheismus auch nicht viel Gläubige mehr, so war er doch die bequeme Form, hinter welcher sich der kahle Unglaube verbarg, der immer dort wuchert, wo des Menschen Hauptbestrebungen auf irdische Güter und materielle Genüsse gerichtet sind. Rom's geistige Atmosphäre war noch ein trübes, schwüles Gewölk, an dem sich die Lehre des menschgewordenen Gottes von der Erlösung und Versöhnung wie ein himmlischer Regenbogen, der jeden Augenblick in Wolken verschwindet, dahinzog. Die Christen in Rom litten selbst unter dieser allgemeinen heidnisch-materiellen Färbung und Stimmung, an der die Seelen erlahmten und die Charaktere sich abschwächten, nachdem die Verfolgungen aufgehört hatten, in deren Blutbädern sie sich früher immer wieder stählten und stärkten. Die Menschheit bedarf der Ideale, um nicht in Stumpfsinn und Rohheit zu verfallen, und diese Ideale müssen ihr so nahe vor das Auge, so verwandt an die Seele, so bezaubernd an das Herz dringen, daß sie dieselben

mit ihrer Erkenntniß und mit ihrem Willen erfassen und erstreben kann. Diese Ideale, diese Vorbilder der Vollkommenheit liegen in der Nachfolge Jesu und entwickeln sich aus ihr und durch sie, wie die Rose in überraschender Schönheit aus dem bedornten Strauche bricht. Christus ist ihr Anfang und ihr Ende; ihr Fundament und ihr Ziel. Von Ihm, „der in ihnen mit dem Vater Wohnung nehmen will," gehen sie aus, um zur letzten und höchsten Vereinigung mit Ihm, „in dem sie leben und weben und sind", zu gelangen. Das Mittel, um in der Nachfolge Jesu zur Vollkommenheit zu gelangen, ist ein ganz einfaches; nur aber ist es, wie alles Einfache, weitumfassend und tiefgreifend; es ist die Entsagung. Der Mensch, der aus flammender Liebe zu einem himmlischen Ideal Alles verschmäht und verläßt, was dies Ideal *nicht* ist, wird mehr und mehr selbst himmlisch; gerade so wie der Mensch, welcher sich mit Vorliebe der Sinnlichkeit hingibt, mehr und mehr in ein animalisches Dasein versinkt: diesem natürlichen Gesetze von Wirkung und Gegenwirkung kann sich Niemand entziehen. Da nun der menschgewordene Gott die Vollkommenheit selbst ist, so muß derjenige Mensch, der mit dem Apostel Paulus „Alles zum Schaden sich rechnet, was nicht Christus ist," mehr und mehr Christus ähnlich werden, so weit diese Aehnlichkeit zwischen dem eingeborenen Sohne der Glorie und dem wiedergeborenen Kinde der Gnade möglich ist; und diese Vollkommenheit, diese Lichensblüthe einer übernatürlichen Welt wird mit solchem Zauber in die Kreise des Alltaglebens hineinglänzen und duften, daß es über diese hinrieselt wie Frühlingshauch, der aus Erstarrung weckt und neues frisches Leben eingießt.

So war es mit Athanasius. Er war einer der großen Entsagenden, die nichts vor Augen und im Herzen haben, als Christus. In diese Sonne war er eingegangen; nun leuchteten deren Strahlen aus ihm hervor und belebten und erwärmten solche Seelen, die nicht in Selbstsucht verknöchert noch in Sinnlichkeit zerflossen waren. Das Mönchsleben war dazumal in Rom unbekannt. Man

hatte wohl etwas von den Asceten des Orients gehört, aber nur Aeußerliches. Man hielt sie für rohe, menschenfeindliche Sonderlinge, für Barbaren, welche die geistige Bildung verachteten, für krankhafte, leidenschaftlich verstimmte Gemüther, die in der Einsamkeit ihren Träumereien nachhingen. Das elegante und gebildete christliche Rom schauderte zurück vor der Armuth der Zelle und der Armuth im Geiste; es hatte noch nicht den Gottessohn in der Krippe begriffen. Nun kam Athanasius, der gewaltige Bischof, der Geliebte einer gläubigen, der Gehaßte einer ungläubigen Welt, als ein Vertriebener und Angeklagter und doch voll unerschütterlicher Ruhe und frohem Siegesbewußtsein nach Rom, er selbst ein Ascetenjünger aus des großen Einsiedlers Antonius heiliger Schule, und mit ihm zwei Mönche, zwei Lieblinge Gottes, die Athanasius nicht glücklicher hätte wählen können, um den verachteten Stand im lieblichsten Lichte zu zeigen. Der Eine hieß Ammon und der Andere Isidor. Der heilige Evangelist Johannes faßt die Welt, d. h. die irdische Richtung und Gesinnung in ihrer Gesammtheit, in der dreifachen Bezeichnung zusammen: „Begierlichkeit der Augen, Begierlichkeit des Fleisches, Hoffart des Lebens.“ (1 Joh. 2, 16.) Mit anderen Worten: wissen wollen, genießen wollen, gelten wollen, das ist der dreifache Ring, womit die alte Schlange den Menschen zu umzingeln, das dreifache Gift, womit sie ihn zu berauschen sucht. In ungeordneter Liebe neigt sich der Mensch dem schillernden Ringe, dem glänzenden Becher zu; Alles zu kennen, Alles zu genießen, Alles zu gelten, Das, wähnt er, sei seine herrliche Bestimmung, und ach! es ist der Abfall von ihr! In ungeordneter Liebe dient er der dreifachen Begierlichkeit, die ihn erniedrigt und nicht beglückt, anstatt sie zu beherrschen und mit den Kräften, die er für und an sie vergeudet, Gott zu dienen und in diesem Dienste edel und glücklich zu werden. Das ist die Welt; das ist die Masse der Irdischgesinnten; das ist die ewige Wiederholung des ersten Abfalles. Aber die Begierlichkeit, dieser Feuerbrand, den die Erbsünde in das Menschenherz wirft und der

alle deſſen böſe Leidenſchaften entzündet, kann gebändigt werden. Ihre himmliſche Ueberwinderin iſt die Entſagung. Wie eine ganze Maſſe von böſen Leidenſchaften in dem wilden Feuer der Begierlichkeit zuſammenglühen: ſo müſſen auch eine Menge Tugenden zuſammenwirken, um die lichte, lautere Flamme der Entſagung zu nähren. In ihr laufen ſie alle aus. Es gibt keine Tugend, deren Anfang, deren Fortſchritt ohne Entſagung möglich wäre. Und wie die ungeordnete Liebe mit der Begierlichkeit herabſinkt zu den Dingen des Staubes und des Scheines, nach denen ſie verlangt: ſo hebt die geordnete Liebe in der Entſagung ſich zu ihrem Ziele empor, zur ewigen Wahrheit, zur ewigen Schönheit: zu Gott. Dieſe Richtung brachte Chriſtus der Menſchheit und ließ ihr die Gnade und die Freiheit, ſie einſchlagen zu können. Mit verſchiedener Kraft und Entſchloſſenheit, und nach verſchiedenem Maße der Gnaden und Gaben wurde ſie eingeſchlagen, und zu mehr oder minder hoher Vollkommenheit gelangten Diejenigen, welche auf ihr wandelten. Am entſchiedenſten in der Nachfolge Jeſu, am feurigſten bei der Eroberung des Himmelreiches waren Die, welche nicht bloß in ihrem Stande die Entſagung übten, ſondern aus der Entſagung ihren Stand machten; d. h. ſie begannen auf dem Standpunkte, auf welchem Andere kaum endeten, indem ſie gänzlich auf Alles verzichteten, was hienieden an Glück, an Genuß, an Freuden erlaubt iſt, um die gottverwandte Natur in dem Maße zu nähren, als die erdverwandte abgetödtet wurde. Dieſen glühenden Liebhabern des Kreuzes Chriſti gab die chriſtliche Sprache ſchon früh den bezeichnenden Namen Aſceten, Entſagende, und wir haben an einem anderen Orte geſehen, wie ſie bald in einſiedleriſcher Zurückgezogenheit und bald in brüderlicher Gemeinſchaft, abgeſchloſſen von der Welt, das himmliſche Werk ihrer inneren Heiligung betrieben. Ammon und Iſidor gehörten einem ſolchen Vereine an, und mitten in dem geräuſchvollen, bunten, glänzenden, zerſtreuenden Rom, wohin nur der Gehorſam gegen ihren Patriarchen ſie führte, lebten ſie wie in ſtiller Zelle weltentfremdet, demüthig und

andächtig. Ammon wurde gefragt, ob ihm Rom gefalle. Er antwortete, daß er nur die Basiliken von St. Peter und St. Paul gesehen habe. Für alle anderen Herrlichkeiten Rom's war sein Auge blind; seine Seele fand nichts, was darin der Bewunderung werth sei. Neben Ammon's erhabenem Ernst machte Isidor's engelhafte Freundlichkeit einen nicht minder anziehenden Eindruck. Er war so lieblich von Antlitz, Geberden und Sprache, daß die heiligen und weisen Lehren, die von seinen freundlichen Lippen flossen, bezaubernd in willige Seelen fielen und daß sogar das heidnische Rom bewundernd und liebend auf ihn schaute. Im christlichen Rom rief der große Bischof aus dem Morgenlande mit seinen beiden Begleitern die nachhaltigste Wirkung hervor: sie zogen durch ihr Beispiel, ihre Erscheinung, ihre Worte die Seelen auf die Wege der höheren Vollkommenheit. Athanasius erzählte vom Leben der Einsiedler, die sich am rothen Meere um Antonius, vom Leben der Mönche, die sich in der Thebais um Pachomius versammelt hatten; erzählte von den Regeln und Vorschriften, welche diese heiligen Männer ihren Jüngern gaben; von den Frauengenossenschaften, die sich im edeln Wetteifer mit den Männern der christlichen Asceſe widmeten; von den Nonnenklöstern der Tabennasiotinnen, die Pachomius mit seinem kräftigen organisirenden Geiste in's Leben rief. Es ist zwar ein sehr gebrauchter, aber darum auch sehr passender Vergleich, daß, wie Diamanten nur mit Diamanten geschliffen werden, so starke und große Seelen sich nur durch starken, großartigen Contact ihres Willens bewußt und ihres Bewußtseins Meister werden. Als das christliche Rom aus dem Munde des Athanasius von dem hohen Ideal des ascetischen Lebens hörte, das im Orient erstrebt und theilweise verwirklicht wurde, da fuhr manche Seele auf wie aus dem Schlafe und wie aus dem Staube, und schüttelte ab Lauheit und Lähmung, und schaute auf die herrlichen Gestalten, die so idealisch, aber keine Scheinbilder, sondern Musterbilder waren, und rief frohlockend: „Das ist's! ja, das ist's! das ist auch mein Weg, auch mein Ziel! ich muß nun auch aus

geben zur Eroberung meiner Glückseligkeit, der vollkommenen Liebe, auf dem Pfade der vollkommenen Entsagung."

So sprachen unter Anderen auch zwei junge Mädchen, Schwestern, die eben aus der Kindheit auf die Schwelle des jungfräulichen Alters traten und Töchter aus dem consularischen Geschlechte der Furier waren. Sie hießen Asella und Marcella[1]) und ihre Mutter hieß Albina; der Vater war todt. Diese Kinder waren erzogen mit allem Glanze, aller Verwöhnung, aller Feinheit, aller Bildung, die ihrer Abkunft und ihrem Reichthume entsprach, und dabei mit christlicher Frömmigkeit, welche sie vor Verweichlichung behütete. Als ihnen die Kunde eines engelhaften Lebens hienieden anschaulich und wesenhaft entgegen trat, da riefen Beide: „Das ist's! ja, das ist's!" und mit heldenhafter Entschiedenheit, die weit über ihr zartes Alter hinaus lag, widmeten sie sich im stolzen Palaste ihrer Väter der demüthigen Ascese. Marcella mußte später dem heißen Wunsche ihrer Mutter nachgeben und sich verehlichen; als aber ihr Gemahl nach sieben Monaten starb, trat sie in den Wittwenstand mit dem festen Entschlusse, sich fortan ganz dem Leben der höheren Vollkommenheit zu widmen, einen Entschluß, den sie durch das ganze Jahrhundert hindurch mit unberechenbar großem und heilsamen Einflusse auf die vornehme Welt Roms ausführte. Asella, die sich bei zwölf Jahren eine armselige Zelle im väterlichen Hause eingerichtet hatte, blieb ungestört darin und schuf sie, was die Armuth und Abtödtung betraf, zu einer Wüste, was die Tugend und die Liebe betraf, zu einem Paradiese um. Die ausgezeichnetsten Männer der Zeit, die nach Rom kamen, betrachteten es als ein Glück und eine Ehre, die stille fromme Jungfrau in ihrer dürftigen Zelle aufsuchen zu dürfen. Beide Schwestern verbanden mit ihrem hohen Tugendleben die Feinheit des Verstandes, die Grazie der Bildung, den Ernst des Wissens, welche den gediegenen Kern ihres Wesens durch die reiche Einfassung noch mehr hoben und

1) Siehe „Väter der Wüste" Seite 410.

schmückten und sogar die Bewunderung des strengen heiligen Hieronymus erregten, der keinen geringen Maßstab an die Menschen legte. Beide Schwestern besaßen eine Seelengröße, eine Erhabenheit des Sinnes, einen Schwung des Herzens und eine Anmuth des Benehmens, durch welche ihr religiöser Glaube eine unvergleichliche Eindringlichkeit gewann, namentlich bei den vornehmen römischen Frauen. Diese sahen in den beiden Schwestern Personen ihres Standes, ihres Kreises, erzogen wie sie, gebildet wie sie, dem unscheinbarsten Leben in Armuth und Hingebung für Andere sich opfern und dabei doch immer die feinen und liebenswürdigen Frauen bleiben, die nun einmal in den höheren Ständen zu Hause sind. Daraus wurde ihnen klar, daß das ascetische Leben nicht in Stumpfsinn des Geistes, in Rohheit der Sitten, in Verachtung der Bildung einführe, sondern im Gegentheil allen Vorzügen höhere Weihe und höhere Kraft gebe. Sie wurden Schülerinnen der beiden Schwestern. Asella übernahm die Leitung einer Genossenschaft von Neubekehrten, die sich dem jungfräulichen Stande widmeten und ein gemeinsames Leben führten. Marcella machte ihr Haus zu einer Schule der himmlischen Weisheit, die jeder Seele offen stand. Die herrlichen Frauen, welche gegen das Ende des Jahrhunderts in Rom erschienen, die Melanien, die Paula's, welche ihre Welt und ihr Zeitalter mit dem Lichte ihrer Heiligkeit anstrahlten, ganze Familien, ja ganze Geschlechterreihen auf die Wege der evangelischen Vollkommenheit zogen und führten, waren mittel- und unmittelbar Jüngerinnen aus Marcella's Schule. Blüthen jener Samenkörner der Keuschheit, die Athanasius damals in Rom ausstreute. Durch seine Lebensbeschreibung des heiligen Antonius, worin er die Grundzüge, Zweck und Ziel, Gefahren und Klippen des Einsiedlerlebens überhaupt zusammenfaßte, setzte er in späterer Zeit seine Belehrungen fort und entwickelte allmälig in Rom den Geist christlich frommen Eifers, der die irdischen Dinge nicht höher anschlägt, als sie eben werth sind. Da sah man nicht selten die Landhäuser des römischen Adels, diese Stätten des höchsten Luxus und königl-

licher Verſchwendung, umgewandelt in ein klöſterliches Stillleben, zu welchem ſich Gleichgeſinnte zuſammenfanden, wie Paulin von Nola, der aus einem römiſchen Conſul und Senator ein armer Mönch wurde, es ſo einfach und lieblich von ſeinem Landhaus zu Nola berichtet [1]).

Durch die Verbindung des ganzen Abendlandes mit Rom drang die Kunde von der Geiſteserneuerung, die Athanaſius dort hervorrief, auch über die Alpen und erfaßte mit gleichem Feuer die chriſtlichen Gemüther in Gallien, ſo daß von den Pyrenäen bis zur Moſel auf verſchiedenen Stätten Genoſſen zu einem gemeinſamen ascetiſchen Leben ſich zuſammenfanden. Bald war es ein großer Herr, welcher dem Prunk der Welt entſagte, ſeine freigelaſſenen Sklaven wie ſeine Brüder behandelte, mit ihnen den Landbau trieb, das Lob Gottes ſang, dem Gebete und der Betrachtung oblag, und von ſeinen Reichthümern nichts begehrte, als das Brod, das er aß, und das Kleid, das er trug. Bald war es eine vornehme Familie, die, in allen ihren Mitgliedern geheiligt, beiſammen blieb, um gemeinſchaftlich ihr irdiſches Glück nicht zu genießen, ſondern für himmliſche Beſtrebungen froh zu opfern. Bald waren es unbekannte, unſcheinbare Menſchen, welche der Drang ergriff, gerade ihre Unſcheinbarkeit zu benutzen, um in aller Stille und Demuth das Himmelreich zu erobern. So wirkte Athanaſius in der Verbannung. Das iſt die Gnade, die den apoſtoliſchen Seelen nachfolgt.

Ueber drei Jahre mußte er in Rom bleiben; dann berief ihn Kaiſer Conſtans nach ſeiner Reſidenz Mailand, um ihm ſein Wohlwollen und ſeine Hochachtung zu verſichern. Mit der Seelenruhe der Heiligen, welche ſich weder durch Ehren noch durch Schmach aus ihrer Gelaſſenheit aufſchrecken laſſen, behielt Athanaſius am kaiſerlichen Hoflager kein anderes Intereſſe vor Augen, als das Verlangen, der zerrütteten und verfallenden Kirche des Morgenlandes Frieden und Einheit zurückzugeben und den Quell ihres Elendes, das Gift der

1) Siehe „Väter der Wüſte" Seite 495.

Häreſie, aus ihr zu entfernen. Papſt Julius und alle rechtgläubigen Biſchöfe waren von demſelben Verlangen beſeelt. Durch ſie Alle angefeuert, willigte Kaiſer Conſtans in ihren Wunſch, ſeinen Bruder Conſtantius dahin zu beſtimmen, daß die Kirche unter dem Schutze beider Kaiſer ihre Angelegenheiten auf einem ökumeniſchen Concil mit aller Freiheit ordnen dürfe. Conſtantius gab wirklich ſeine Einwilligung und zu Sardika in Illyrien traten die Väter im Jahre 347 zuſammen. Alle Unterſuchungen über den Glauben waren ausgeſchloſſen, denn das Concil von Nicäa hatte über ihn entſchieden und dieſen Punkt auf ewig abgethan. Nur beſtätigt ſollte der Beſchluß von Nicäa werden, die Unterſuchung aber die Verbannung des Athanaſius und der übrigen Biſchöfe, und unzählige Anklagen gegen die Arianer betreffen. Als dieſe erfuhren, daß es ſich um Thatſachen handeln werde, die man ſchwerlich durch blendendes oder betäubendes Wortgewebe in ein trügeriſches Licht werde ſtellen können, indem Handlungen beſtimmter und verſtändlicher für ſich ſelbſt und ihre Urheber zeugen, als Glaubenslehren: ſank den Arianern der Muth, je mehr ſie ſich Sardika näherten. Sie hielten unterwegs verſchiedene Berathungen und erklärten endlich: ſie könnten nicht auf einem Concil erſcheinen, das durch die Gegenwart des excommunicirten und abgeſetzten Athanaſius befleckt ſei. Alle Vorſtellungen und Einladungen waren vergeblich. Der hochbejahrte Hoſius von Cordova begab ſich endlich ſelbſt zu ihnen, verſicherte: wenn Athanaſius ſchuldig befunden werde, würden die Abendländer ihn gewiß verlaſſen: erweiſe ſich jedoch ſeine Unſchuld und wollten ſeine Gegner ihn deßungeachtet auch dann nicht anerkennen, ſo habe Athanaſius den hochherzigen Entſchluß gefaßt, um jedes Aergerniß in der Kirche zu verhüten, von ſeinem Patriarchenſitz herab zu ſteigen und mit ihm nach Cordova zu gehen. Nur auf unparteiiſches Gericht beſtehe Athanaſius, ſonſt ſei er zu jedem perſönlichen Opfer bereit. So ſprach „der Vater der Biſchöfe,“ wie Athanaſius ehrfurchtsvoll den Greis nennt. Allein es machte nicht den geringſten Eindruck auf die Arianer. Daß

Athanasius ihr Lügennetz leicht zerreißen werde, bezweifelten sie keineswegs; desto mehr aber, daß er die Zusage, die Hosius machte, erfüllen werde. Wer selbst unfähig ist, ein Opfer zu bringen, glaubt auch nicht bei Anderen, am wenigsten bei einem ungerechter Weise Gehaßten, an diese Fähigkeit. Die arianischen Bischöfe erklärten plötzlich, sie müßten auf ihre Sitze zurückkehren, um Siegesfeste zu feiern, indem Kaiser Constantius die Perser geschlagen habe; sie kehrten um und hielten eine Winkelversammlung zu Philippopolis. Die Väter von Sardika brachten ihr Concil, das sie als eine Fortsetzung des Nicäischen betrachteten, ruhig zu Ende, prüften und erkannten die Unschuld von Athanasius, von Marcellus von Ancyra und Asclepas von Gaza, belegten die Anführer der Arianer mit dem Banne, entsetzten Gregor, den Eindringling in's Patriarchat Alexandrien, und schickten Abgeordnete an Constantius mit dem Gesuch, ihre Beschlüsse zu vollziehen. 340 Bischöfe hatten dieselben unterzeichnet. Ob diese große Zahl dem Kaiser imponirte, ob ihn die Drohungen und Vorstellungen des Constans erschütterten, ob er eine Aufwallung von Verachtung gegen das niedrige Treiben der Arianer empfand, oder dies Alles zusammen: genug, Kaiser Constantius war willfährig, berief die abgesetzten und verbannten Bischöfe auf ihre Sitze zurück und lud sogar Athanasius ein, auf der Heimreise an seinem kaiserlichen Hoflager zu erscheinen. Er schrieb ihm einen Brief, der ein merkwürdiges Zeugniß ablegt, zu welcher comödiantenhaften Heuchelei der Kaiser herabstieg. Er schrieb unter Anderem: „Meine Menschenfreundlichkeit hat es nicht übersehen, daß Du so lange von wilden Stürmen verfolgt wurdest. Mein frommer Sinn hat bemerkt, daß Du entfernt von Deiner Heimath, den Deinen entrissen, sogar in Wüsten unter wilden Thieren umherirren mußtest. Längst würde ich Dir geschrieben haben, wenn ich nicht gehofft hätte, daß Du von selbst zu mir kommen und Deiner Leiden Linderung von mir begehren würdest.“ Diese überraschende Zärtlichkeit schien dem Athanasius so bedenklich, daß er noch zwei Schreiben des Kaisers abwartete, bevor er auf die Ein-

ladung einging. Seiner Rückkehr nach Alexandrien ſtand weiter nichts im Wege, da Gregor bei einem Volksauflaufe umgekommen war. Athanaſius verließ Aquileja 348, wo er ſich zuletzt aufgehalten hatte, eilte nach Gallien, um ſich bei Conſtans zu beurlauben, und dann nach Rom, um vom Papſt Julius Abſchied zu nehmen. Mit unausſprechlicher Freude, welche die ganze römiſche Kirche theilte, ſahen Beide ſich wieder. Das nahtloſe Kleid der ſchönen Braut Chriſti ſollte alſo fortan nicht mehr zerriſſen, nicht länger der Wolf der Hüter der Lämmer Chriſti ſein! Die reine Glaubenslehre herrſchte, die wahren Hirten kehrten zu ihren troſtlos verwaiſten Heerden zurück! Ein Frohlocken durchdrang die geſammte Kirche. Jede Gemeinde empfand die Freude der Alexandriner, ihren geiſtlichen Vater wieder zu beſitzen; jeder Biſchof die Wonne des Athanaſius, wieder mit den Kindern ſeiner Seele vereint zu ſein. Während die Arianer vom Glauben getrennt, „von der erſten Liebe abgefallen waren," unter ſich in Secten und Parteien ſich ſpalteten und durch Abſonderung den Keim des Todes in ſich verpflanzten, wurde die katholiſche Chriſtenheit es ſo recht inne, wie der Pulsſchlag eines gemeinſamen Glaubens Alle zu einer übernatürlichen Einheit und Eintracht zuſammenfüge und wie die Fülle einer und derſelben Liebe das Ganze durchſtröme. Zu dieſer katholiſchen Liebe, welche, wie eine elektriſche Kette über den ganzen Erdboden läuft und, nicht begnügt mit der Erde allein, auch noch das, was drunten und was droben iſt, umſchlingt, erſchwingt die traurige, ſtarre und enge Sectirerei ſich nie.

Papſt Julius ſchickte den Alexandrinern ein eigenes Glückwunſchſchreiben, worin er ſagt, er freue ſich mit ihnen über den Erfolg ihres reinen und gläubigen Gebetes und danke Gott, daß er inzwiſchen dem großen Athanaſius ſo nahe geweſen ſei, der jetzt in noch höherem Glanze zu ihnen zurückkehre. „Ihr waret ſein Troſt in der Fremde und euer glaubensfeſter Sinn hielt ihn aufrecht in der Verfolgung. Es erquickt mich, im Geiſte ſeine Rückkehr zu euch mir vorzuſtellen, wie ihm die ganze fromme Gemeinde mit feſtlicher und heiliger Freude

entgegen eilt.“ Die Bischöfe von Palästina versammelten sich zu einer Synode, um Athanasius bei seiner Durchreise feierlich zu begrüßen, und schickten dann den ägyptischen und lybischen Bischöfen ihren Glückwunsch, worin sie schrieben: „Euer Gebet ist erhöret worden von dem allmächtigen Gott, der für seine Kirche sorgt. Er schaute auf euere Thränen und euer Fleben und erfüllte euere Bitten. Ihr waret wie verfolgte und zerstreute Schafe, die keinen Hirten haben. Aber der wahre Hirt vom Himmel sorgt für euch und gibt nach bestandener Trübsal Denjenigen zurück, nach dem ihr euch sehnet. Wir, nachdem wir zuvor nach Kräften für den Frieden in der Kirche gearbeitet haben, begrüßten jetzt Athanasius mit dem Athemzug euerer Liebe, setzten uns durch ihn auch in die Gemeinschaft mit euch, und sind nun froh, euch verkünden zu können, daß das Band des Friedens wiederum uns und ihn und euch verbindet.“ Kaiser Constantius empfing Athanasius ungemein huldreich in Antiochien und stimmte sogar seinerseits in die allgemeine Freude ein, indem er dem Volk von Alexandrien schrieb, es möge dem Athanasius mit froher Liebe und aus ganzer Seele ergeben sein; den bürgerlichen Behörden Aegyptens: sie möchten alle Acten zerstören, in denen sich Anklagen gegen ihn befänden; und allen Bischöfen und Priestern der Christenheit: der sehr verehrungswürdige Athanasius sei, wie er es verdiene, nach göttlichem Willen und kaiserlichem Beschluß seinem Vaterlande und seiner Kirche zurückgegeben; nunmehr solle es als tüchtiger Beweis rechtschaffener Gesinnung angesehen werden, wenn Bischöfe und Priester, dem richtigen Urtheile und ihrer Pflicht folgend, die kirchliche Gemeinschaft mit ihm wählen würden. Dies geschah nun wirklich von allen Seiten und mancher Bischof gestand, daß er sich früher nur aus Zwang gegen Athanasius erklärt habe. Sogar die beiden arianischen Bischöfe Ursacius und Valens, die nach Eusebius von Nikomedien, welcher inzwischen gestorben war, die heftigsten und bittersten Feinde des Athanasius waren: reisten jetzt nach Rom zum Papste, erklärten schriftlich Alles für Lüge, was gegen Athanasius

angeſtiftet worden ſei, den Arius und ſeine Anhänger für Ketzer, und daß es ihnen ſehr zum Troſte gereichen würde, wenn ſie wieder in die Gemeinſchaft mit Athanaſius treten dürften. Sie wurden aufgenommen, fielen aber leider bald wieder ab!

Die Freude der Alexandriniſchen Gemeinde war gränzenlos. Was hatte ſie wegen ihrer Glaubenstreue ſeit acht Jahren nicht Alles geduldet! ſie hatte die gräulichſte Gewaltthat im Heiligthume geſehen, die furchtbarſten Frevel an geweiheten Perſonen, Stätten und Dingen erlitten. Sie entbehrte den Unterricht im wahren Glauben, die Erquickung der kranken und hinfälligen Seelen durch die heiligen Sacramente, die Lebensgemeinſchaft mit der geſammten Kirche, die Freiheit in religiöſen Angelegenheiten; lauter Dinge, welche der katholiſchen Seele Luft und Nahrung rauben. Mit der Knechtung ihres Glaubens war ſie überhaupt unter die grauſamſte bürgerliche Tyrannei gefallen, von Spionen umringt, von Bedrückungen gequält, von Erpreſſungen an Gut und Blut, von Drangſalen an Leib und Leben heimgeſucht geweſen. Aber nun war er wieder da, und als Sieger da, er, der mißhandelte und verfolgte apoſtoliſche Jünger und Stellvertreter des menſchgewordenen und gekreuzigten Gottes, um den der Biſchof und die Gemeinde all' dieſe Nöthen ausgeſtanden hatte. Nun war er da, der chriſtliche Held, der nie einen Compromiß mit der Lüge geſchloſſen, und nie andere Waffen als die der Wahrheit gegen ſeine Feinde gebraucht hatte. Nun waren die Truggewebe zerriſſen, die Falſchheit aufgedeckt, die Ränke enthüllt. Nun ſiegte das Licht und die Freiheit, welche den Menſchen von jeder Knechtſchaft erlöſen: der heilige katholiſche Glaube. Die ganze Gemeinde fühlte ſich verherrlicht in ihrem Haupte, ihrem Vater, ihrem Vorkämpfer, der zugleich ein Sohn ihres Schoßes und die edelſte Blüthe des Alexandriniſchen Geiſtes war; fühlte ſich gehoben mit ihm und durch ihn zu einer übernatürlichen Freude, zu einem geiſtigen Jubel, zu einer wahrhaft himmliſchen Begeiſterung, die beredtes Zeugniß ablegt für die

Heiligkeit des Athanasius; denn eine solche Liebe flößt nur ein Heiliger ein, der mit sich fort- und zu Gott hinzieht Alle, welche in seine Nähe kommen. Athanasius selbst beschreibt, wie wahrhaft christlich diese Freude in Christus war. „Das Volk munterte sich unter einander zum Wetteifer in heiliger Gesinnung so lebhaft auf, daß jedes Haus, durch die Frömmigkeit seiner Bewohner und ihrer Inbrunst zum Gebet, einem Tempel glich. Wittwen und Waisen, die Hunger und Blöße litten, wurden gespeist und gekleidet. Kinder erbaten von ihren Eltern die Erlaubniß, Asceten Christi zu werden. Männer von ihren Weibern, und Frauen von ihren Männern, sich dem Gebetsleben widmen zu dürfen. Unvermählte, die schon zur Ehe bereit waren, opferten nun ihre Virginität dem Herrn auf und Andere, die bereits den jungfräulichen Stand gewählt hatten, zogen sich ganz aus der Welt in die Einsamkeit zurück." Da es nicht Jedem gegeben ist, in einer geistigen Freude sein Genügen zu finden, so gab es auch damals heitere Gastmähler und festliche Beleuchtung der Stadt; alle Färbungen der Theilnahme, von der alltäglichsten bis zur heiligsten, sprachen sich aus. Welch' eine schöne Zeit, wo die Innigkeit des Gesammtlebens in der Kirche so tief war! welch' eine begnadete Zeit, wo die Heiligkeit unter den Gläubigen dermaßen vorherrschte, daß der begeisterte Dank die schwersten Opfer nicht zu schwer fand! welch' eine liebliche Zeit, wo so viele Herzen rein und hoch genug waren, um ihre selige Freude in der Annahme der evangelischen Räthe auszudrücken!

Athanasius trat nun mild und großmüthig sein Amt wieder an. Sein Gleichmuth verließ ihn nicht im Triumphe und nicht in der Trübsal. Ob er vor seinen Feinden floh oder sie besiegte, nie zeigte er Groll oder Rachegedanken; stets suchte er die Wunden der Gegner wie der Freunde zu heilen. Gregor von Nazianz, sein jüngerer Zeitgenosse, sagt von Athanasius: „Alles stimmte an ihm zusammen, wie an einer Leyer: Leben, Lehre, Leiden, Kampf, seine Sitte vor, in und nach der Verfolgung. Er war nicht verzagt im Unglücke und

nicht übermüthig und blind im Glücke. Nach seiner Wiederkehr glaubte er, daß gerade jetzt die Zeit seines Ruhmes gekommen sei, und mit so linder Schonung behandelte er seine Beleidiger, daß selbst diese ihn nicht lästig fanden. Und doch reinigte er das Heiligthum von Jenen, die Christum verkauften; doch söhnte er die streitenden Elemente aus, befreite die Unterdrückten von Zwang, richtete die gesunkene Lehre wieder auf, stellte die Predigt von der Dreieinigkeit auf den Leuchter und gab der ganzen Kirche Gesetze." — Seine Weisheit und Milde konnte aber unmöglich verhindern, daß sein Triumph aus der Niederlage seiner Feinde, sein Ruhm aus ihrer Schmach hervorgehe. Der Stachel des Hasses und Neides blieb in ihrer Brust und sie verziehen ihm nicht, daß sie der Sache der Wahrheit, die er so kühn, so beharrlich und so geschickt führte, erlegen waren. Kaum ein Jahr gönnten sie ihm Ruhe. Da brachen Empörungen im römischen Reiche aus; ein gewisser Magnentius ermordete den Constans und nahm dessen Platz ein, und in Ungarn riefen die Legionen den Veteranio zum Kaiser aus.

So wie Constans todt war, im Jahre 350, erhoben die Arianer das Schlangenhaupt und zischten wider Athanasius. Er war eine solche Macht, nicht bloß in der Kirche, sondern in der Welt, daß die Mächtigen der Erde ihn als ihres Gleichen betrachteten. Magnentius war sehr mächtig und suchte überall Anhänger zu gewinnen. Er wähnte, dies würde ihm bei Athanasius leicht sein, da derselbe und ganz Aegypten so viel durch die Maßregeln des Constantius zu Gunsten der Arianer gelitten hatte. In diesem Sinne schickte Magnentius eine Gesandtschaft an Athanasius. Allein dieser war nie zweifelhaft über seine Pflicht, und hielt in bürgerlicher Treue so gewissenhaft zu seinem Kaiser, wie in Glaubenstreue zu seinem Gott. Er versammelte die Gemeinde von Alexandrien, befestigte sie in der Ergebenheit gegen Constantius und stellte öffentliche Gebete für dessen Wohlfahrt an. So wie die kaiserlichen Nebenbuhler sich gegen ihn erhoben, und so wie Constantius gewahrte, daß ihre Anhänger sich mehrten,

ſchickte auch er ſeine Boten nach Aegypten und ließ dem Athanaſius die Verſicherung ſeiner Gunſt ausſprechen, und daß der Tod des Conſtans keine Veränderung in dem Wohlwollen des Kaiſers und in der Stellung des Patriarchen hervorrufen würde. Kaum aber waren Veteranio und Magnentius beſiegt und ermordet, kaum ſah Conſtantius ſich als Alleinherrſcher im ungeheueren römiſchen Reiche, ſo erwachten alle ſeine tyranniſchen Gelüſte heftiger denn je zuvor. Die alte heidniſche Ordnung des Römerreiches, nach welcher der Kaiſer nicht nur der höchſte Prieſter war, ſondern ſeinen Rang zwiſchen den Göttern einnahm, gefiel ſeinem Dünkel. Daß die Arianer ihn ſtets willig als den Regenten der Kirche anerkannten, ſchmeichelte ihm ebenſoſehr, als es ihn verdroß, daß ſich die Katholiken zu dieſer niedrigen Auffaſſung und Stellung ihrer Kirche nie herabließen. Für die Arianer war es ganz folgerichtig; ſie hatten das göttliche Oberhaupt der unſichtbaren Kirche und deſſen Stellvertreter in der ſichtbaren verloren; ſie begaben ſich unter den mächtigſten irdiſchen Schutz. Die Katholiken hingegen, die den Glauben an die Göttlichkeit des Heilandes nicht verloren hatten, konnten unmöglich deſſen Anſtalt und Inſtitutionen von der Willkür eines Menſchen abhängig machen. Conſtantius wurde immer feſter durch eigene Eitelkeit und arianiſche Schmeichelei in der Anſicht beſtärkt, daß die Selbſtſtändigkeit der katholiſchen Kirche, welche deren Biſchöfe behaupteten, eine Beleidigung ſeiner Majeſtät ſei, und daß es die Aufgabe des Arianismus ſei, die katholiſche Kirche vom Erdboden zu vertilgen. Gegen Athanaſius, den Ruhepfeiler dieſer Kirche, zog ein neues heftiges Ungewitter zuſammen. Die Geſandtſchaft des Magnentius an ihn wurde ihm zum Verbrechen gemacht, als ob er auf deſſen verrätheriſche Pläne eingegangen ſei — und Conſtantius begann eine wüthende Verfolgung gegen denſelben Mann, dem er alle Freundſchaftsverſicherungen gab, als er glaubte ihn nöthig zu haben. In dem Maße, als die Arianer in der Gunſt des Kaiſers ſtiegen, mehrte ſich ihre Zahl, und die alten, hundert Mal widerlegten Verläumdungen

des Athanaſius tauchten wieder auf. Urſacius und Valens, die vor einigen Jahren Alles für Lüge erklärt hatten, was man ihm Schuld gab, traten plötzlich wieder als ſeine giftigen Ankläger auf, und Athanaſius lernte im vollen Umfange den Ausruf des Propheten beherzigen: „Kein Friede mit den Gottloſen!“

Schlau begann Conſtantius das glaubensreine Abendland in Verwirrung zu bringen, um Athanaſius ſeiner feſteſten Stützen zu berauben. Er begehrte die Verdammung des Athanaſius und ſeiner Lehre, d. h. des Glaubensbekenntniſſes von Nicäa, vom Papſt Liberius, von den abendländiſchen Biſchöfen, endlich von zwei Synoden zu Arles 353, und zu Mailand 355. An der letzteren nahm er ſelbſt Theil, zuerſt hinter einem Vorhange, dann in der Verſammlung ſelbſt, die in ſeinem Palaſte tagen mußte und nicht in der Kirche, wie es doch üblich war. Die ausgezeichnetſten Biſchöfe des Abendlandes waren gegenwärtig: Dionyſius von Mailand, Euſebius von Vercelli, Paulinus von Trier, Lucifer von Cagliari u. A., Männer voll Muth, voll Geiſt, voll Glauben, die eines Sinnes mit Athanaſius waren. Durch Befehle, durch Drohungen, mit gezogenem Schwerte zwiſchen ihnen ſtehend, ſuchte der Kaiſer ihnen die Excommunication des Athanaſius abzupreſſen und legte ihnen deſſen Verdammungsurtheil zur Unterſchrift vor. Sie unterſchrieben nicht. Conſtantius beſtrafte die Kühnen mit Verbannung, ließ ſie in's Morgenland ſchleppen und ſetzte Arianer auf ihre Biſchofsſitze. Die Schwächeren und Zaghaften ließen ſich einſchüchtern und unterſchrieben im thörichten Wahn, den Kaiſer dadurch zufrieden zu ſtellen und größerem Uebel vorzubeugen. Statt deſſen wurde der Kaiſer immer gewaltthätiger. Papſt Liberius, Hoſius von Cordova, Hilarius von Poitiers und viele Andere, und immer die Tüchtigſten, weil nur dieſe ihm widerſtanden, mußten in's Exil wandern. Manche flohen und verbargen ſich. Die Beſchränkten gaben nach; Andere fielen aus Furcht, aus geiſtiger Abſpannung, aus Verwirrung. Und noch immer war der Leidenskelch der gebeugten Kirche nicht geleert! noch Herberes und Schmerzlicheres mußte ſie

erfahren! den traurigen Fall von zwei ſtarken Säulen! Der faſt hundertjährige Hoſius und Papſt Liberius, die bis dahin ſo edel, ſo klar und feſt und würdevoll für das Credo von Nicäa und die Unſchuld des Athanaſius gekämpft und gelitten hatten, ſie wurden im einſamen Exil ſchwach durch die andauernden Qualen, Mißhandlungen, Todesdrohungen: ſie unterſchrieben die Glaubensformel der Arianer, die der Kaiſer verlangte; ſchmerzlich warnendes Beiſpiel, wie gebrechlich der Menſch iſt, und wie er die Verläugnung des Petrus wiederholt! Denn Liberius wankte keineswegs im Glauben, ſondern ließ ſich, müde vom Streit, bethören, die zweideutige Formel von Sirmium anzunehmen, in welche er ſeinen katholiſchen Glauben hineinlegte, ſo daß ſeine Hand gleichſam arianiſch wurde, während ſeine Ueberzeugung katholiſch blieb. Er durfte nun nach Rom zurückkehren.

Und weiter noch ging die Trübſal und noch mehr Unheil verwüſtete die Kirche Gottes. Die arianiſchen Biſchöfe vereinigten ſich auf verſchiedenen Synoden, wo ſie nicht nur willkürlich ſchalteten und walteten, katholiſche Biſchöfe ab- und arianiſche Biſchöfe einſetzten, ſondern wo ſie auch ſuchten, mit dem arianiſchen Glaubensbekenntniſſe in's Klare zu kommen, was denn freilich ſchwieriger war, als die Katholiken zu verfolgen. Sie hatten ſchon verſchiedene Formeln dafür erfunden, drei in einem Jahre zu Antiochien; dann eine vierte. Aber jeder Arianer hatte ſeine beſondere Anſicht; man trennte ſich in Parteien; da gab es Euſebianer, Semiarianer, Anomäer, Acacianer; was die Einen gut hießen, verwarfen die Anderen und die Meinungsverſchiedenheit wurde ſo polemiſch, daß die arianiſchen Biſchöfe in zwei verſchiedenen Verſammlungen, zu Sirmium die eine, zu Ancyra die andere, ſich beriethen. Abermals wurden nach einander drei Glaubensformeln in berechneten und verſteckten Ausdrücken zu Stande gebracht, bis man ſich endlich in der Phraſe vereinigte: „der Sohn Gottes ſei dem Vater ähnlich gemäß der Schrift.“ Dieſe Formel, welche jede Deutung und jeden Mißbrauch zuließ, ſollte alſo das Symbolum von Nicäa mit ſeiner klaren und beſtimmten Faſſung: „der Sohn iſt gleichen

Wesens mit dem Vater," verdrängen und der Ausdruck des Glaubens der Christenheit werden. Dem berüchtigten Concil zu Rimini war es vorbehalten, diesen Diamant aus der Krone der Braut Christi zu brechen! Kaiser Constantius, der mit dem Schwerte in der Hand dem Papste Liberius in Mailand erklärt hatte, fortan würden nur *seine* Gesetze Geltung in der Kirche haben, berief im Jahre 359 ein Concil der abendländischen Bischöfe nach Rimini. Es kamen vierhundert, unter ihnen höchstens achtzig Arianer. Die Rechtgläubigen waren sehr zu beklagen! sie erklärten feierlich, als man ihnen die neue Formel vorlegte: sie wären nicht gekommen, um zu lernen, was sie vom Sohne Gottes zu glauben hätten, sondern um sich jeder Neuerung im Glauben zu widersetzen. Ihr Gewissen drängte sie, fest am Symbol von Nicäa zu halten; und die christliche Liebe drängte sie, die Einheit mit den Brüdern möglichst zu bewahren und das nahtlose Kleid Christi nicht zerreißen zu lassen. Sie hätten so gern mit Gott und den Menschen den Frieden bewahrt und vergaßen nur, daß ohne den wahren Glauben kein wahrer Friede möglich, der Krieg aber besser, als ein falscher Friede sei. Nun wurden sie mit Ränken, hinterlistigen Deutungen, vielsinnigen Erklärungen, sophistischen Wortkrämereien dermaßen umgarnt und verwirrt, und durch anhaltende Gewaltthätigkeit von Seiten des Kaisers dermaßen betäubt und verschüchtert, daß sich die Mehrzahl die Annahme jener Formel abpressen ließ. Aber Papst Liberius verwarf sie durchaus, denn bei der Formel von Rimini war keine katholische Deutung möglich. Er wollte es auf ein zweites Exil ankommen lassen und sühnte durch diese Entschiedenheit seinen früheren Mangel an christlicher Standhaftigkeit. Bei dem Concil der Orientalen zu Seleucia, das in der Mehrzahl schon aus den verschiedenen Secten der Arianer bestand, hatte der Kaiser nicht nöthig, mit Gewaltthat einzuschreiten; die Formel siegte auch dort. „Da seufzte der Erdkreis und staunte, daß er arianisch geworden sei," sagt der heilige Hieronymus.

Aber Athanasius — wo war er? was that er? wie benahm er sich, als er die ganze Kirche vom Orient und Occident so

verstört und zerwühlt sah, daß das Credo von Nicäa verläugnet wurde, und er mit ihm! Er blieb gelassen auf der Bresche stehen, welche die Arianer mit ihrem verblendeten Kaiser, ihren verweltlichten Bischöfen, ihren bethörten Priestern, ihren kurzsichtigen, leidenschaftlichen Anhängern, ihren Söldlingen, ihren Beamten, und ihrem ganzen Trosse von engen Herzen und flachen Geistern in dem heiligen Bau der Kirche rissen; und die Sündflut von Verfolgung und Bedrohung, von Kummer und Bitterkeiten, von Sorgen und Anstrengungen, die von allen Seiten auf ihn eindrang, brachte seine Seele auch nicht einen Augenblick aus ihrem Gleichgewicht: so tief war sie in Christus eingesenkt. Der rohen Uebermacht wich er; aber nicht aus Feigheit, denn er machte ihr nicht die mindeste Concession und bekämpfte sie auch auf der Flucht, auch in der Verborgenheit. Nie unterwarf er sich der ungerechten Gewalt und seine Gesinnung und Lehre blieben dieselben auf seinem Patriarchensitz wie in seinem Exil. Gegen seine Widersacher trat er auf mit allen Waffen, welche ihm die Energie und Erhabenheit seines Charakters, und der Scharfsinn und die Erleuchtung seines Genies in die Hand gaben; allein unter diesen Waffen war kein Haß und kein persönlicher Groll. Ihm lag an Nichts etwas, als daß der menschgewordene Gott verherrlicht werde, daß Christus triumphire und in Ihm Seine schöne mystische Braut, die heilige katholische Kirche. An der Welt von Feind und Freund lag ihm nichts. Darum blieb er auch mild und schonend bei der Verläugnung, in welche Hosius und Liberius durch ihre Nachgiebigkeit verfielen. Und doch! wenn sie ihn verließen, auf wen sollte er bauen? Viele fromme Bischöfe sprachen sich mit äußerster Entrüstung gegen sie aus; Athanasius beklagte sie. Aber um so mehr bemühte er sich, dem Glauben Freunde, der Irrlehre Feinde zu bewahren und zu gewinnen, die Sache der Kirche vor den Eingriffen des Staates zu retten und alle starken Herzen und denkenden Köpfe in seinen heiligen Widerstand hinein zu ziehen. Als das Bisthum von Hermopolis erledigt wurde und Klerus und Volk einstimmig den Dracontius, Abt eines Klosters,

einen sehr würdigen Mann, wählten, und Dracontius floh, theils aus Demuth, theils aus einer Furcht, welche aus den traurigen Umständen entsprang, die den Bischöfen nur zwischen Gewissensverletzung und Mißhandlung die Wahl ließen: da schrieb Athanasius an Dracontius, um ihn herzlich und dringend zu ermahnen, nicht aus Rücksicht auf drohende Trübsal zu fliehen, sondern das Amt anzunehmen, wozu ihm Gott die Gnade gegeben habe. „Geliebter Dracontius," schreibt er unter Anderem, „wenn du die Umstände fürchtest, so hast du keine tapfere Seele. Gerade jetzt mußt du deinen Eifer für Christus zeigen, in diesen Gefahren mit Freimuth auftreten und mit Paulus sprechen: In Allem sind wir Sieger. Vorzüglich mußt du bedenken, daß man nicht der Zeit, sondern dem Herrn dienen müsse. Der Herr kennt uns besser, als wir uns selbst. Er weiß, wem er seine Kirche anvertraut. Ich wünsche, daß du und ich die Heiligen zum Vorbild nehmen; den heiligen Paulus, der nicht mehr mit Fleisch und Blut zu Rath ging, als ihm die Verkündigung des Evangeliums übergeben wurde, dem dafür seine Schüler zur Freude und zum Kranze wurden, der sich rühmt des schönen Kampfes, den er gekämpft, und der getrost die Krone des Lebens erwartet." Dracontius gab den Vorstellungen seines Patriarchen nach, nahm das Bisthum an und hatte auch bald Gelegenheit, ein Bekenner zu werden. Die Staatsbeamten in Aegypten hatten den Befehl bekommen, mit den Arianern in kirchliche Gemeinschaft zu treten, den Bischöfen die Weisung zu geben, Athanasius zu verlassen und diese, im Falle der Weigerung, mit Gefängniß, Einziehung ihrer Güter, Verbannung zu bedrohen. Es war Jedem erlaubt, die Theilnehmer an katholischen Versammlungen und katholischem Gottesdienste zu beleidigen, und das Getreide, welches den Armen der Alexandrinischen Gemeinde bestimmt war, wurde fortan nicht ihnen, sondern den Arianern ausgetheilt. Vertraute Priester des Valens und Ursacius reisten in Aegypten umher, um die Beamten anzutreiben und zu überwachen. Alle diese Quälereien und Grausamkeiten waren nur ein Vorspiel. Nach der Synode von Mailand, auf der Constantius die

Excommunication des Athanasius erzwungen hatte, schritt er zu anderen Maßregeln, schickte zwei kaiserliche Notarien und mehrere Hofbeamte nach Alexandrien und gab dem Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen in Aegypten, Syrianus, die Weisung, Athanasius aus der Stadt zu verjagen. Athanasius berief sich auf die Briefe des Kaisers voll Freundschaftsversicherungen und weigerte sich die Stadt zu verlassen, so sehr man ihn dazu überredete und drängte. Einem schriftlichen Befehle des Kaisers wolle er gehorchen, sonst aber nicht, sagte er und blieb. Drei Wochen ließ man ihn in Ruhe. Die Gemeinde hielt das Ungewitter für beschwichtigt, frohlockte und lobte Gott, und versammelte sich an der Vigilie eines Festes in der Kirche zum heiligen Theonas, um einen Theil der Nacht der gottesdienstlichen Feier zu widmen. Athanasius war mitten unter ihnen, fest entschlossen, seine Liebe, sein Leben, seinen Tod willig einzusetzen für die Beschirmung des heiligen Glaubens. Um Mitternacht stürmte Syrianus an der Spitze von fünftausend Mann plötzlich die Kirche, besetzte alle Thüren und drang hinein. Während die Trompeten schmetterten, Pfeilschüsse und Schwerter die Gläubigen verwundeten, geängstigte Weiber und Greise zu Boden sanken, blieb Athanasius auf seinem bischöflichen Thron und ließ den hundertsechsunddreißigsten Psalm laut beten, den das Volk mit den Worten zu beantworten hatte: „denn ewig währt seine Barmherzigkeit.“ Seine Kleriker umringten ihn und drängten ihn zur Flucht. Er wollte aber das Schicksal seiner Gemeinde theilen, für den Fall, daß eine allgemeine Metzelei beabsichtigt würde. Das war aber nicht; man wollte vor der Hand das Volk nur schrecken und verjagen und den Bischof aufheben. Man ließ es entfliehen, und die Bewaffneten drangen immer näher an das Presbyterium, das der Klerus einnahm. Da umringten einige Priester rasch den Athanasius und zogen ihn in ihrer Mitte gewaltsam aus der Gefahr. Er entkam, Niemand wußte wie; und verbarg sich, Niemand wußte wo. Gott nahm ihn in seinen besonderen Schutz.

Ueber Alexandrien brachen nun wieder Schreckenstage ein. Georgius, ein Mensch von gemeiner Herkunft und roben Sitten, wurde von den Arianern zum Patriarchen gemacht; man brach in die Häuser der Katholiken ein und plünderte sie, raubte sogar Wittwen und Waisen ihre Lebensmittel; man mißhandelte und verjagte nicht nur die Priester, sondern auch deren Anverwandte; man nahm den Katholiken alle Kirchen und gab sie den Arianern. Aber die Gläubigen flohen die Kirchengemeinschaft mit Georgius und seinem Anhange und versammelten sich zum Gebete an stillen Orten. Als nun in der Pfingstwoche fromme Schaaren sich in dieser Absicht auf den Gottesacker begeben hatten, schickte Syrianus eine Bande Soldaten mit Schwertern und Speeren ihnen nach. Es wurde ein Scheiterhaufen angezündet und die katholischen Frauen wurden zum Feuer getrieben, um ihnen die Verläugnung ihres Glaubens abzuängstigen. Da sie aber unerschütterlich blieben, schlug man sie mit Fäusten in's Angesicht. Ein anderes Mal wurden vierzig achtbare Männer ergriffen und mit frischen Palmzweigen dermaßen gegeißelt, daß Einige an diesen gräßlichen Wunden starben; die Uebrigen wurden verbannt. Solche Gräuelthaten wiederholten sich und breiteten sich nach und nach über ganz Aegypten aus, denn Constantius erließ den Befehl, nur diejenigen Bischöfe dürften auf ihren Sitzen bleiben, welche die Kirchengemeinschaft mit Athanasius aufgeben und mit Georgius eingehen würden. So mußten denn die Tüchtigsten und Ausgezeichnetsten weichen und ihre Heerden den Miethlingen preisgeben. Ueber dreißig Bischöfe sahen sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Sechzehn Bischöfe, und unter ihnen Dracontius, die sich durch keine Mißhandlung bewegen ließen, sich von ihren geliebten Gemeinden zu trennen, wurden verbannt, und zwar in ein solches Elend und mit solcher Härte verbannt, daß mehrere umkamen. Arianer nahmen ihre Plätze ein. Immer einsamer wurde es dadurch um Athanasius; die Starken und Treuen wichen mit ihm; Schwache gingen zu den Arianern über. In Alexandrien wurde Senat und Volk aufgefordert, Atha-

nasius auszuliefern. Man setzte einen Preis auf seinen Kopf, wie auf den eines Geächteten. Er floh zu den Mönchen und aus einem Kloster in's andere. Soldaten verfolgten ihn, brachen in die Klöster ein, mißhandelten die Mönche; aber fanden ihn nicht. Da nahm er Abschied von den Mönchen, um in die Wüste zu gehen. Mit Thränen und Bitten suchten sie ihn zurückzuhalten und erklärten sich froh bereit, jede Pein zu ertragen, wenn er nur bei ihnen bleiben wolle. Er mochte sie aber nicht erneuerter und verstärkter Gefahr aussetzen und floh tief in die Wüste, in eine fast unzugängliche Felsengrabkammer aus altägyptischer Zeit. Auch hier war er kaum sicher, denn Soldaten durchkreuzten die Wüste. Er konnte kaum frische Luft schöpfen und sah nur äußerst selten einen einzigen getreuen Menschen, der sich mit höchster Vorsicht zu ihm schlich, ihm Lebensbedarf brachte und seine Briefe besorgte. Ruhig saß er in seiner Höhle und verfaßte daselbst eine Schrift nach der anderen zur Vertheidigung der Wahrheit, schutzlos und verfolgt wie er war; während Constantius zur Vertheidigung der Lüge die halbe Welt gegen Athanasius aufwiegelte, ja sogar eine Gesandtschaft an die Könige des fernen Aethiopiens schickte, um den dortigen Bischof Frumentius, einen Schüler des Athanasius, zur Excommunication seines Lehrers zu bewegen, der ihm einst die bischöfliche Weihe ertheilt hatte, da er als der Apostel Aethiopiens die Heimath verließ.

Mit erhabener Geistesklarheit und Gemüthsruhe nahm Athanasius fortwährend an allen Schicksalen und Ereignissen seines Patriarchates Theil, blieb fortwährend mit den Gläubigen in Verbindung, ermahnte brieflich bald die Bischöfe, bald die Mönche, bald die Gemeinde, lobte die Festen, stützte die Schwachen, richtete die Wankenden auf und schickte Schrift um Schrift in die Welt, worin er die katholische Lehre von der Gleichwesenheit des Gottessohnes wissenschaftlich begründet, die Widersprüche im Arianismus nachweist und die schreienden Gewaltthaten, womit die Arianer ihre Lehre einzuführen suchten, actenmäßig darstellt. Wie er der Mittelpunkt aller Leiden war, welche

ſich über die Gläubigen ergoſſen, ſo war er auch wieder der Mittelpunkt, aus dem ſie Muth und Kraft ſchöpften. Stand die katholiſche Kirche auch äußerlich am Rande eines Abgrundes, ſo wußte Athanaſius doch zu gut, auf welchen Eckſtein ſie gegründet, auf welchen Felſen ſie gebaut ſei, um nicht mit heiliger Zuverſicht über den gegenwärtigen Zuſtand, den nur äußerſte Gewaltthat herbeigeführt hatte, hinweg und auf ihren Sieg zu ſchauen. Dies Bewußtſein, daß Chriſtus ſiegen werde, gab auch den Unterdrückten einen Theil ſeiner Siegesfreudigkeit, zog alle Gläubigen in ſeinen Widerſtand hinein und gab allen verbannten Biſchöfen den feurigſten und hinreißendſten Impuls zum begeiſterten Kampfe. Als den ägyptiſchen Biſchöfen zur Unterſchrift eine der zahlreichen Glaubensformeln vorgelegt wurde, in welcher ſich die Arianer mit heuchleriſcher Zweideutigkeit ausdrückten, ſo daß ſie katholiſche Bezeichnungen in einer Weiſe brauchten, die ſich arianiſch deuten ließ, da ſchrieb Athanaſius den Biſchöfen: „Nichts ſoll uns trennen von der Liebe Chriſti, wenn uns auch die Häretiker mit dem Tode bedrohen. Wir ſind Chriſten und keine Arianer. Dieſe Freimüthigkeit geziemt uns. Wir haben nicht den Geiſt der Knechtſchaft, den die Furcht erzeugt, erhalten. Wir ſind von Gott zur Freiheit berufen. Allzu ſchmählich wäre es in der That, wenn wir den Glauben, den wir vom Heilande durch ſeine Apoſtel empfingen, wegen des Arius und ſeines Gleichen verlören. In der Gegend, wo ich mich jetzt aufhalte, haben die Meiſten den Muth, bis zum Tode allen Ränken zu widerſtehen, zumal ſie eure Standhaftigkeit vernommen haben. Deshalb bitte ich euch: haltet feſt an dem Glauben, den die Väter zu Nicäa bezeugt haben; vertheidigt ihn mit Muth, mit Freudigkeit, mit feſtem Vertrauen; werdet Allen ein Vorbild; zeiget Allen, jetzt müſſe man kämpfen für die Wahrheit. Nicht allein das macht Martyrer, wenn man den Götzen keinen Weihrauch ſtreut, ſondern auch das iſt ein glorreiches Zeugniß, den Glauben nie gegen Häretiker zu verläugnen. Ihr wißt, wie unſer Alexander (der frühere Patriarch) bis zum Tode gegen

die Irrlehre ſtritt, wie viel Trübſal der Greis ausſtand, wie Andere jetzt Schweres wegen der Gottloſen ausſtehen; ſie Alle haben den Ruhm ihres Bekenntniſſes bei Chriſtus. Dieſer Kampf gilt das Höchſte; es gilt den Glauben zu läugnen oder zu bewahren. Laßt uns den Eifer und die Geſinnung haben, die eines ſolchen Kampfes würdig ſind und an dem zu Nicäa bezeugten Glauben, wie an einer Feſte halten. Angethan mit dem göttlichen Worte wollen wir uns Denen entgegenſetzen, welche den Wahnwitz im Hauſe des Herrn zu verbreiten trachten. Wir wollen den leiblichen Tod nicht fürchten. Auch nach meinem Blute dürſten ſie; aber darum kümmere ich mich nicht, denn ich weiß, daß der Ausdauernden ein großer Lohn wartet, und daß auch ihr ausdauert, wie die Väter, und daß ihr eueren Gemeinden ein Vorbild ſeid. Wehrt die falſche Lehre ab und ihr werdet den Ruhm haben, mit dem Apoſtel ſagen zu können: wir haben den Glauben bewahrt, und der Kranz des Lebens wird euch zu Theil werden, den der Herr Jenen verheißen hat, die ihn lieben."

Ueber die verbannten Biſchöfe ſchreibt Athanaſius: „Sie betrachteten ihre Verbannung als ihren Wirkungskreis. Als ſie fremde Städte und Länder durchwanderten, predigten ſie den wahren Glauben und verwarfen die arianiſchen Irrlehren, obſchon ſie ſich in Feſſeln befanden. So kam gerade das Gegentheil von dem zu Stande, was die Verfolger wollten. Je weiter der Ort der Verbannung entfernt war, deſto weiter verbreitete ſich der Haß gegen ſie. Ja, eine Predigt gegen die Gottloſigkeit der Arianer war ſchon die Erſcheinung der Verbannten in der Fremde. Wer ſie ſah, bewunderte ſie als Bekenner und verabſcheute ihre Feinde, nicht bloß als glaubensloſe Menſchen, ſondern auch als Henker und Mörder."

Das Bruchſtück eines Briefes, den Athanaſius ſeiner verlaſſenen, gedrangſalten Gemeinde ſchrieb, lautet: „Gott wird euch tröſten. Es betrübt euch freilich, daß Andere durch Gewaltthat eure Gotteshäuſer in Beſitz genommen haben und ihr unterdeſſen außerhalb derſelben ſein müßt. Aber Jene

haben nur die Tempelstätte und ihr habt den apostolischen Glauben. Jene sind in den Kirchen, doch fern vom Glauben; ihr seid außerhalb der Kirchen, doch der Glaube ist in euch. Was ist mehr: der Glaube oder der Tempel? Offenbar der Glaube. Wer also hat mehr verloren und wer besitzt mehr? wer im Besitze des Glaubens oder des Tempels ist? Es ist nur dann eine Wohlthat um den Tempel, wenn der apostolische Glaube darin gepredigt wird und wenn der Allheilige darin wohnt. Ihr seid selig, weil ihr durch den Glauben in der Kirche seid und auf dem festen Glaubensgrunde ruht; und diese Fülle des Glaubens, die unerschütterlich in euch bleibt, sei euch genug. Durch die apostolische Ueberlieferung kam er zu euch. Oft schon wollte ihn ein verabscheuungswerther Sinn erschüttern; doch er vermochte es nicht: Als Petrus auf Eingebung des Vaters bekannte: Du bist der Sohn des lebendigen Gottes! da wurde ihm erwiedert: Selig bist du Simon, Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut hat dir dies nicht offenbaret, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Geliebteste Brüder! so selig seid auch ihr, weil euer Glaube ein vom Vater im Himmel selbst in euch angezündetes Licht ist. Und wenn einst Gott, wie wir hoffen, euch die Kirchen wieder zurückgeben wird, so muß auch dann der Glaube euch höher stehen als sie."

Ueber die vielen Synoden und Glaubensformeln der Arianer schreibt Athanasius: „Es ist erstaunenswerth, was denn eigentlich so dringend aufforderte, die Welt in Unruhe zu versetzen; und was Diejenigen, welche sich Bischöfe nannten, veranlaßte, hin und her zu laufen und zu fragen, wie sie an den Herrn Jesum Christum glauben sollten. Hätten sie wirklich an ihn geglaubt, so würden sie nicht gefragt und gesucht haben, als ob sie nicht glaubten. Die Katechumenen ärgerten sich darüber; die Heiden aber erhoben ein Hohngelächter, daß die Christen, gleichsam aus dem Schlafe erwachend, fragten, worin besteht denn der Glaube an Christus? und daß Die, welche sich als Lehrer ein Ansehen über das Volk

beilegen, sich selbst für Ungläubige erklären, indem sie Das suchen, was sie haben sollten: den wahren Glauben. Sie schrieben eine Formel und setzten das Consulat nebst Jahr und Tag dazu, damit Jedermann wisse, daß jetzt unter Constantius ihr Glaube angefangen habe. Den Kaiser nennen sie in der Ueberschrift den Ewigen und von Christus läugnen sie, daß er ewig sei. Sie schrieben nicht: So glauben wir; sondern: Der katholische Glaube ist an dem und dem Tage herausgegeben worden. Als ob damals der katholische Glaube angefangen habe! Gerade machten sie es wie die Montanisten, die sagten: Mit uns fängt der vollkommene Glaube der Christen an. Als die Synode von Nicäa die Verordnung wegen der Osterfeier gab, schrieb sie: Folgendes hielten wir für gut; denn damals erst wurde hierin für Alle ein Gesetz gegeben. In Betreff des Glaubens aber sagten die Väter zu Nicäa keineswegs: wir hielten für gut; sondern: So glaubt die katholische Kirche. Und sogleich bekannten sie, was sie glaubten, um anzuzeigen, daß ihr Glaube nicht neu, sondern der Apostolische sei, und das was sie niederschrieben, nicht von ihnen erfunden werde, sondern die Lehre der Apostel enthalte."

Während Athanasius mit der größten Freiheit des Geistes und Freimüthigkeit der Gesinnung als ein ächter Einsiedler aus der Wüste heraus in die Welt hinein für Christus litt, lehrte und schrieb, wagten seine Feinde, ihm seine Flucht zum Verbrechen zu machen. Er kannte die Welt, die, ihrer eigenen Schwäche bewußt, sehr leichtgläubig hinsichtlich der Schwäche Anderer ist. Um für Niemand ein Gegenstand des Aergernisses zu werden, ließ er sich herab, sich sogar über diesen Vorwurf in einer eigenen kleinen Schrift zu vertheidigen, so daß zugleich die Arianer gewahr werden mußten, wie er inmitten der ungünstigsten Verhältnisse sie und ihr Treiben immer im Auge behielt und unüberwindlich in jeder Richtung wider sie auftrat. Er sagt: „Sie bedauern mich nicht ermordet zu haben und werfen mir Feigheit vor, uneingedenk daß sie sich selbst dadurch Vorwürfe machen. Denn wenn

die Flucht des Einen ſchlecht iſt, ſo iſt die Verfolgung des Anderen noch ſchlechter. Jener verbirgt ſich, um nicht gemordet zu werden; dieſer verfolgt, um zu morden. Sie tadeln die Flucht; o möchten ſie ſich doch ſchämen, daß ſie verfolgen! Sie ſollen nur aufhören Nachſtellungen zu machen, und man wird ſogleich aufhören ſich zu flüchten. Sie fühlen nicht, daß die Flucht der Verfolgten eine Anklage gegen die Verfolger iſt. Niemand flieht den Sanftmüthigen, den Menſchenfreundlichen, wohl aber den Grauſamen und Gottloſen. Das ewige Wort, welches unſertwegen Menſch wurde, fand ſelbſt es nicht unter ſeiner Würde ſich, wie wir, zu verbergen, als er aufgeſucht wurde; und zu fliehen und ſich der Nachſtellung zu entziehen, als er verfolgt wurde. Vielleicht werden Jene, die ſich nicht ſchämen, die Verfolgten falſch zu beſchuldigen, in ihrer Thorheit noch weiter gehen und auch dem Heilande Feigheit vorwerfen, da ſie ja doch einmal angefangen haben ihn zu läſtern. Aber ſie würden dadurch nur beweiſen, daß ſie die Evangelien nicht verſtehen. Der Herr, obſchon er Gott und das Wort des Vaters war, verbarg ſich, bevor ſeine Stunde gekommen; nachher aber lieferte er ſich Denen aus, die ihn ſuchten, um Allen zu zeigen, daß das Leben und der Tod des Menſchen von einer höheren Beſtimmung abhänge, und daß ohne unſeren Vater im Himmel kein Sperling in eine Schlinge falle. Auch die Heiligen haben uns durch Wort und Beiſpiel gelehrt, daß die Flucht erlaubt ſei. Wie werdet ihr aber die Erlaubniß zur Verfolgung aus ihrer Lehre und ihrem Beiſpiele nachweiſen können?“

An Kaiſer Conſtantius erließ er ebenfalls eine längere Schrift, in der er ſich einfach und gelaſſen Schritt vor Schritt gegen alle Anklagen vertheidigt, die gegen ihn erhoben wurden, ſo daß Jeder, dem es um den richtigen Sachverhalt zu thun war, hier leicht die Wahrheit erfahren konnte. Conſtantius blieb in ſeiner Verblendung und Athanaſius ſchreibt über ihn: „Hat Conſtantius nicht Jeden des Landes verwieſen, der von den Chriſtusfeinden angeklagt worden iſt? Hat er Dieſen nicht immer freudig Gehör gegeben? nicht

immer gern sie vorgelassen, gleichviel was sie vorbrachten? Hingegen eine Klage wider sie hat er nie angehört. Dadurch hat er Alles, so viel in seiner Macht stand, mit Heuchelei und Gottlosigkeit erfüllt. Welche Kirche betet jetzt mit Freiheit Christus an? Ist sie fromm, so schwebt sie in Gefahr; verstellt sie sich, so schwebt sie in Furcht. Die frommen und gottliebenden Menschen, deren überall Viele sind, verbergen sich. Aber wenn auch Brüder uns verlassen, wenn auch Freunde und Verwandten sich weit zurückziehen, wenn auch Niemand mehr gefunden wird, welcher Mitleid hätte und tröstete, so ist bei Gott doch eine hinlängliche und Alles übertreffende Zufluchtsstätte. Allein war auch Elias, als er verfolgt wurde, und Gott war dem Heiligen Alles in Allem. Dies Vorbild hat uns auch der Heiland aufgestellt, welcher, nachdem er ergriffen worden, den Nachstellungen der Feinde allein Preis gegeben war, damit wir, wenn auch wir bei der Verfolgung von den Menschen verlassen werden, den Muth nicht verlieren, sondern auf den Heiland hoffen und die Wahrheit nicht verrathen, welche Anfangs zwar unterdrückt zu werden scheint, allein in der Folge auch bei den Unterdrückern Anerkennung finden wird." So, mit dem Herzen immer höher als die Erde, und mit dem Geistesblick immer weiter als die Gegenwart, schrieb Athanasius in einem Briefe an die Einsiedler, in welchem er ihnen die Gewaltthaten beschreibt, unter denen die Kirche durch den Kaiser und die Arianer seufzt, damit die stillen Zellenbewohner unterrichtet, gewarnt und auf der Hut sein möchten für den Fall, daß sich auch ihnen Wölfe im Lammfell nahen möchten. Im Anfange dieses Schreibens sagt er: „Euerer Freundschaft willfahrend und oft von euch dazu aufgefordert, habe ich endlich meine und der Kirche Drangsale kurz aufgezeichnet, und nach Kräften die verabscheuungswerthe Ketzerei der Arianer widerlegt und gezeigt, wie weit dieselbe von der Wahrheit entfernt ist." (Dieser Brief ist nämlich die Vorrede zu seinen berühmten „Vier Reden gegen die Arianer.") Was ich beim Niederschreiben erlitten habe, glaube ich euerer Fröm-

migkeit mittheilen zu müſſen, damit ihr auch hieraus erkennt, wie wahr der Ausruf des ſeligen Apoſtel Paulus iſt: O Tiefe des Reichthums der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! und mir verzeihet, dem ſchwachen Menſchen. Je mehr ich ſchreiben wollte, je mehr ich mich anſtrengte, um die Gottheit des ewigen Wortes zu begreifen, deſto weiter wich die Erkenntniß von mir, und ich erkannte, daß ich in demſelben Grade von ihr verlaſſen würde, in welchem ich ſie erfaßt zu haben glaubte. Und was ich einzuſehen vermeinte, vermochte ich nicht niederzuſchreiben; und was ich ſchrieb, ſteht weit hinter dem, was ich im Geiſte trug, und es wurde nur ein ſchwacher Schatten davon. Das Begreifen der Wahrheit iſt wegen der Schwäche des Fleiſches weit von uns. Aber wenn es auch unmöglich iſt zu ſagen, was Gott iſt, ſo iſt es doch möglich zu beſtimmen, was er nicht iſt. Wir wiſſen nämlich, daß er nicht wie der Menſch iſt und daß man Endliches nicht von ihm denken dürfe. So iſt es auch mit dem Sohn Gottes. Sind wir, unſerer Natur nach, auch weit von ihm entfernt, ſo iſt es doch leicht, die Gebilde der Häretiker zu widerlegen und zu ſagen: das iſt der Sohn Gottes nicht; und: es iſt nicht erlaubt, ſo wie ſie von ſeiner Gottheit zu denken und zu lehren."

Mit dieſer Demuth des Geiſtes betrachtete er, der tiefe Denker, die göttlichen Geheimniſſe und bezeugt von ſich, daß er über ſie nur zu ſtammeln vermöge, während die Arianer mit höchſter Flachheit und Unbeſonnenheit ſie erklärten, ja durch leichtfertige Späße ſie anſchaulich zu machen ſuchten [1]), und wenn weder dieſe noch die rohe Gewalt durchdrangen, frech behaupteten: es handle ſich ja nur um leere Worte! Die Niedrigkeit des irdiſchen Sinnes hat keine Ahnung von

1) Um die Gleichewigkeit des göttlichen Sohnes zugleich lächerlich und unpopulär zu machen, redeten die Arianer Frauen auf der Straße an und fragten: „Hatteſt du einen Sohn, bevor du ihn geboren hatteſt?" Oder ſie ſagten: „Wenn der Sohn gleichewig wäre wie der Vater, ſo wäre er des Vaters Bruder und nicht ſein Sohn."

der Erhabenheit der Mysterien Gottes, welche dem geheiligten Sinne stets in höchster Heiligkeit vorschweben und wiederum heiligend auf ihn zurückwirken. Da drängten sie sich in den goldenen Sälen des Kaiserpalastes zu Constantinopel um ihren tyrannischen, leichtsinnigen Kaiser all' die Arianer, die geschmeidigen Höflinge, denen es mehr zu thun war um die Genüsse des Lebens in kaiserlicher Gunst, als um das ewige Leben, und für deren enge Köpfe ihre Staatskirche unter kaiserlicher Oberbischofsheit gerade das Ideal war, zu welchem sie sich zu erschwingen vermochten, während ihnen die Einheit der Menschheit in Christus und seiner Kirche ein Unding, weil Christus selbst — nur ein Mensch war. Da drängten sie sich um ihren Kaiser mit heuchlerischen Worten von Weltfrieden und von Bruderliebe, welche ihr Glaube so herrlich bewerkstellige; und von Bedauern, daß die katholischen Bischöfe diesen Frieden und diese Liebe durch ihren Trotz und ihre Anmaßung so schnöde störten und einen unmöglichen Glauben forderten; und von Großmuth, daß der Welt durchaus zu der arianischen Glückseligkeit verholfen werden müsse und widerspenstige Bischöfe deshalb in Verbannung zu wandern hätten. Und Letzteres geschah denn auch in reichlichstem Maße, denn dem Kaiser gefiel diese Gesinnung und diese Sprache, und was sie riethen, that er. Nun aber blieb die verheißene Glückseligkeit aus und die arianischen Grausamkeiten schrieen zum Himmel. Der heilige Paulus, Bischof von Constantinopel, wurde außer Landes geschickt; aber man gönnte ihm nicht in der Fremde an einem Ort Ruhe, sondern man schleppte ihn erst nach Pontus, dann nach Mesopotamien, dann zurück nach Kappadocien, und als er trotz all' dieser durch Mißhandlungen gesteigerten Mühsale immer noch lebte, wurde er erdrosselt. Die Arianer bildeten sich ein, sie könnten die Wahrheit mit den Personen vernichten und deshalb lag ihnen so ungeheuer viel daran, Athanasius in ihre Gewalt zu bekommen und auf irgend eine Weise zum Schweigen zu bringen. Aber mit ihrer Welt von Ränken, von Sklaven und von Schergen richteten sie nichts gegen ihn aus,

wie er da saß in seiner Felsenhöhle, rings umher die lautlose Wüste, über seinem Haupte die brennende Sonne oder der strahlende Sternenhimmel Aegyptens; so arm und abgetödtet, daß sein Kleid, seine Nahrung, seine Lagerstätte nicht besser als die der armen Einsiedler waren; so verlassen, daß nur ein Mensch die Kunde seines Daseins hatte; so hilflos, daß, wenn er hier gestorben wäre, vielleicht auch nur die Löwen sein Grab gegraben hätten, wie einst das des Paulus von Theben; und doch stärker, reiner, mächtiger, größer und gebietender, als der ganze Arianismus, weil er Christus den Gottmenschen, den Erlöser, im weltabgelösten Herzen trug und mit der Martyrerliebe, die ewig lebt, um ewig zu sterben, — sterben dem Ich, leben dem Herrn, — das Kreuzesbanner des menschgewordenen, gekreuzigten Gottes schwang. In Christus besaß er Alles: für's Hienieden die Fülle der Gnaden; für's Zukünftige die Ewigkeit, die Seligkeit. Ohne Christus zerbröckelt sich ihm das Universum, und Glaube, Hoffnung und Liebe lösen sich in Rauch auf. In seinen „Reden gegen die Arianer," die er in seiner Wüsteneinsamkeit schrieb, sagt er: der Sohn ist die eigene Erzeugung der göttlichen Natur des Vaters, sein schaffendes Wort, seine wirkende Weisheit, Eins mit ihm von Ewigkeit, wie Licht und Glanz. Wir erkennen den Vater nur durch den Sohn, welcher, obschon er Gott war, Mensch wurde, um uns den Vater zu offenbaren. Ist nun der Sohn nicht wahrhafter Gott, und nicht dem Wesen nach Eins mit dem Vater, so erkennen wir den Vater gar nicht. Und umgekehrt: haben wir im Sohne die wahre Erkenntniß des Vaters, so ist der Sohn gleichen Wesens mit ihm. Gott ist nie ohne das gewesen, was seiner Natur eigen ist: nie der Vater ohne den Sohn. Wir aber bedurften eines Erlösers, der seiner Natur nach unser Herr ist, damit wir nicht durch die Erlösung anbetende Sklaven eines Götzen abermals würden. Der Zweck der Erlösung ist die Wiedervereinigung des Menschen mit Gott. Ist nun der Sohn ein Geschöpf, so bliebe der Mensch im Tode des Leibes und der Seele, ohne mit Gott

vereinigt zu werden; denn kein Geschöpf kann mit Gott vereinigen, da es selbst eines Mittlers bedarf. Der Mittler und Erlöser ist daher wahrhaft Gott, denn die geheimnißvolle, aber wahrhafte Verbindung des Menschen mit Gott kann Niemand bewirken, als Gott selbst, und Niemand uns die Kindschaft Gottes geben, als der, welcher von Natur Sohn ist. Als Menschen der Erde würden wir des ewigen Lebens nicht fähig sein, wenn nicht von Ewigkeit in Christo die Hoffnung des Lebens und des Heiles gegründet wäre. Bevor wir wurden, hat er das Reich uns zubereitet, damit wir, als auf ihn gebaute, fügsame Steine, Antheil nehmen an seinem Leben und seiner Gnade. So werden wir nach dem Untergange alles Endlichen in Christo ein unvergängliches Leben haben. Die ewige Gottheit des Sohnes ist das Unterpfand unseres eigenen ewigen Lebens, da er uns mit sich in die Ewigkeit zieht. — Diese Gedanken entwickelt Athanasius, immer gestützt auf die heilige Schrift, mit so viel Klarheit, Scharfsinn und Einfalt, daß Männer wie Basilius der Große und Gregor von Nazianz nicht müde wurden, dieses Werk zu studieren. Vielleicht hatte Gott ihn in die Wüsteneinsamkeit geführt, damit aus der Sammlung seines innersten Wesens dies Werk sich erhebe wie eine Palme, getränkt von den Wassern des ewigen Lebens.

Plötzlich, überraschend, im kräftigsten Mannesalter, siegreich gegen die Perser, starb Constantius im Jahre 361. So wie der Arianismus sein Oberhaupt, seinen Reichsbischof, seinen Kaiser verlor, stürzte er zusammen; in sich selbst durch vier Secten gleichsam geviertheilt, ohne Tradition und ohne Glaubenshalt in den Seelen, hatte er sich nur durch seinen Haß gegen die katholische Kirche und in ihrer Verfolgung, als lebensfähig erwiesen. Als er nicht mehr verfolgen durfte, starb er ab und wachte nur jedes Mal wieder auf, wenn von Neuem die Luft der Verfolgung wehte. Plötzlich kamen andere Zeiten, wo möglich noch feindseligere gegen die Kirche. Es ist nun einmal ihre Bestimmung, von Vielen bekämpft und von Niemand besiegt zu werden. Ein neuer Kaiser

wurde ihr neuer Feind: es war Julian der Apostat. Als sechsjähriger Knabe war er mit seinem Bruder Gallus allein aus dem Blutbade gerettet worden, welches nach dem Tode Constantins des Großen in dessen Familie stattfand. Auf dem kaiserlichen Schloß Mazella in Kappadocien wurden sie mit allen Ehren umringt, christlich erzogen, wissenschaftlich gebildet und so innig in's religiöse Leben eingeführt, daß beide als Lectoren im unteren Klerus aufgenommen, beim Gottesdienste die Vorlesungen aus der heiligen Schrift hielten; was den Gallus betraf, mit aufrichtiger Frömmigkeit. Im Jahre 351 erhob Constantius diesen zum Cäsar und Julian erhielt die Erlaubniß, nach Constantinopel zu gehen und dort seine Studien fortzusetzen. Er that es mit Eifer, führte ein einfaches Leben und zog dadurch die Augen des Volkes so sehr auf sich, daß Constantius eifersüchtig wurde und ihn nach Kleinasien zurückschickte. Hier herrschte der Cäsar Gallus; dadurch bekam auch Julian eine freiere Stellung und er benutzte sie, um mit heidnischen Philosophen in Verbindung zu treten und deren Systeme zu studieren, vielleicht anfangs nur aus Neugier und um Verbotenes kennen zu lernen: die Götterlehre, den Götzendienst, die Sterndeuterei. Aber er hatte nicht die Reife des Verstandes und die Gediegenheit des Urtheils, um diese Dinge richtig zu beurtheilen. Die Nebel des Polytheismus legten sich wie eine Binde über sein geistiges Auge. Aus diesen Studien des Heidenthums wurde Julian aufgerüttelt durch die Ermordung des Gallus, 354, der sich durch Grausamkeit verhaßt gemacht hatte. Constantius, mißtrauisch wie die Schwäche nun einmal ist, fürchtete in Julian immer verrätherische Absichten und ließ ihn deshalb an sein Hoflager nach Mailand kommen. Die arianische Umgebung des Kaisers war freilich nicht geeignet, ihm Ehrfurcht vor der christlichen Religion einzuflößen, aber es gelang ihm, unter dem Schutze der Kaiserin Eusebia, sich bei Constantius zu rechtfertigen und die Erlaubniß zu erhalten, in Athen seine Studien fortzusetzen. Er war vierundzwanzig Jahre alt, als er im Jahre 355

dahin kam. Dort befanden sich eben zwei junge Männer, deren herrliche Bestimmung es war, als zwei Gestirne erster Ordnung in der Höhe des Himmels der Kirche mit klarem Lichte aufzugehen und zu leuchten, während Julian als ein Irrstern an ihrem Horizonte dahinschießen sollte. Diese beiden durch die lieblichste christliche Freundschaft verbundenen Männer hießen Basilius und Gregor. Damals wußte Niemand, daß Julian als „der Apostat," Basilius als „der Große" und Gregor als „der Theolog" durch die Nachwelt gehen würden; aber Gregor ließ sich nicht, wie so Manche, durch Julians Studien, auch der christlichen Wissenschaft, und durch sein Talent für die Beredsamkeit bestechen, sondern sagte schon damals von ihm: „Welch' einen Unhold erzieht sich hier das Römerreich! gebe Gott, daß ich ein falscher Prophet werden möge." Er schrieb später über Julian: „Ich konnte nichts Gutes von diesem jungen Fürsten erwarten. Sein Kopf war immer in unruhiger Bewegung, sein Auge wild, sein Blick hart und übermüthig. Mit den Schultern zuckte er unaufhörlich und sein Gang schwankte haltungslos hin und her. Mit spöttischem und verächtlichem Ausdruck schaute er um sich, lachte übermäßig und schallend, sprach in abgebrochenen Worten, that unbescheidene Fragen, gab verletzende oder verwirrte Antworten und begleitete sie mit Geberden, die so übertrieben waren, daß sie nichts ausdrückten."

Gregor hatte wohl sehr recht, aus einer so comödiantenhaften Erscheinung auf ein leidenschaftlich zerrüttetes Wesen zu schließen. Mehr und mehr beschäftigte sich Julian mit den traurigen Ausgeburten des Polytheismus, mit Magie, Astrologie und Zeichendeuterei; und mehr und mehr verfinsterten sie ihm die Seele und drängten ihn zum heimlichen Götzendienst, so daß sein erstes Geschäft nach dem Erwachen darin bestand, dem Merkur zu opfern, dem Gott der List und des betrügerischen Talentes. Im nächsten Jahre vermählte Constantius seine Schwester Helena mit Julian und machte ihn zum Cäsar in Gallien. Kein Ascet führte nun ein strengeres Leben als er. Mit der geringen Soldatenkost war

er zufrieden; ein Teppich und ein Thierfell, auf dem Fußboden ausgebreitet, war ſein Lager. Nie ſchlief er über Mitternacht hinaus und nie hatte er Feuer im Schlafzimmer, und wenn es auch in Paris ſo kalt war, daß die Seine zufror. Er haßte das Theater, die Spiele und Wettrennen des Circus, die Gladiatorenkämpfe mit wilden Thieren als zeitraubend, und beſchäftigte ſich entweder mit kriegeriſchen Uebungen und Kriegsführung gegen die Franken und Allemannen, oder mit wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Studien und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Aber die äußere Abtödtung ohne die innere iſt kein Gewinn, nährt nur den Hochmuth ſtatt ihn zu bekämpfen; umſomehr, als Julian nur äußere Zwecke mit ihr verfolgte. Eines Theiles wollte er ſich beliebt machen bei den Galliern, einem ſo ſchlichten und einfachen Volke, daß es Tänzer für Wahnſinnige hielt; anderen Theiles wollte er Conſtantius über ſeine unchriſtliche Geſinnung täuſchen, indem der Kaiſer, obzwar mit ganzem Herzen dem Arianismus zugethan, ſich nichtsdeſtoweniger für einen vortrefflichen Chriſten und Beſchützer des Chriſtenthums hielt und einen Abfall zum Polytheismus in ſeiner Familie mit dem Tode beſtraft haben würde. Eine Martyrerliebe zu ſeinen Götzen ſchöpfte Julian aber nicht aus ſeiner Sterndeuterei. Noch am Feſte der Epiphanie im Jahre 361 wohnte er dem chriſtlichen Gottesdienſte bei; bald darauf aber ſagte er ſeinem Gott und ſeinem Kaiſer zugleich die Treue auf, empörte ſich gegen Conſtantius und brachte öffentlich und feierlich heidniſche Opfer dar. Nach wenigen Monaten war er Alleinherrſcher im Römerreiche. Seine erſte Maßregel, wie er wähnte gegen die Kirche, war die: ſämmtliche verbannte und abgeſetzte Biſchöfe wieder in ihre Diöceſen und auf ihre Sitze zurückzurufen. Er hoffte, ſie würden nun den Krieg wider die Arianer auf's Heftigſte führen, dieſe ſich eben ſo heftig vertheidigen und das ganze Chriſtenthum in Zank und Streit, in Haß und Verfolgung, in Blut und Thränen ſich ſelbſt aufreiben. Aber es geſchah gerade das Gegentheil. So wie nur der äußere Druck von der Kirche wich und ſie frei

aufathmen und ſich regen und bewegen konnte, da öffneten ſich auch ſogleich wieder in ihrer eigenſten Tiefe die Balſamquellen, die der heilige Geiſt ihr bewahrt, und in reinen, linden, friſchen Wellen ergoß ſich der katholiſche Glaube heilend, verſöhnend, wundenſtillend über die zerriſſenen, blutigen Glieder der verſtörten und gepeinigten Menſchheit.

Faſt ſechs Jahre hatte Athanaſius, gehetzt und gejagt wie ein wildes Thier der Wüſte, auf der Flucht und in der Verborgenheit gelebt. Nun kehrte auch er nach Alexandrien zurück, wo der wegen ſeines Wuchers verachtete und verhaßte Arianerbiſchof Georg in einem Volkstumult umgebracht war; und verſammelte in dem nämlichen Jahre 362 ein Concil, auf welchem mit weiſer Milde gegen den gefallenen Feind beſchloſſen wurde, daß nur die Häupter der Häreſie ihrer geiſtlichen Würden entſetzt werden ſollten. Bereuten ſie, ſo wurden ſie in die katholiſche Gemeinſchaft, doch nur der Laien, nicht der Prieſter, aufgenommen. Diejenigen aber, welche nur aus Furcht oder Unwiſſenheit oder Zwang zum Arianismus abgefallen waren und es bereuten, oder Solche, die ſich auf einige Zeit hatten täuſchen laſſen, wie die Biſchöfe zu Rimini, durften im Klerus verbleiben. Die Seele dieſer chriſtlich klugen Maßregeln war Athanaſius. Nicht die leiſeſte Erbitterung, nicht der flüchtigſte Rachegedanke ſtreiften an ſein Herz. Die Welt für Chriſtus zu gewinnen, die ganze Menſchheit zu führen zur glückſeligen Erkenntniß des menſchgewordenen Gottes: dies Verlangen erfüllte ſeine heilige Seele. War er unerſchütterlich, wo es galt, den reinen Glauben zur Ehre Gottes und zum Heile des Nächſten aufrecht zu halten, ſo war er wiederum die Nachſicht ſelbſt, wenn es galt, zu jener Ehre und zu dieſem Heile die Liebe zu üben. Nicht zerfleiſchen wollte er die Glieder Chriſti, ſondern zärtlich verbinden. Dieſe Maßregeln wurden in Griechenland, Italien, Gallien und Spanien angenommen und befolgt. Nur Biſchof Lucifer von Cagliari, ein feuriger und leidenſchaftlicher Charakter, der glänzende Siege über den Arianismus erfochten und ſich dadurch die Ungnade des Conſtantius

und eine lange Verbannung zugezogen hatte, weigerte ſich, dieſen Beſchlüſſen beizutreten; verwarf nicht nur die Gemeinſchaft mit den reumüthigen Arianern und den Biſchöfen von Rimini, ſondern auch mit der ganzen Kirche, welche dieſe Gemeinſchaft eingegangen war, bildete ſich eine Partei von Anhängern ſeiner überſtrengen Grundſätze und blieb in ihnen bis zu ſeinem Tode. Julians Erwartungen wurden aber durch ein ſo ſchwaches Zerwürfniß nicht im mindeſten befriedigt. Er ſah die Kirche mehr und mehr zur Ruhe gelangen, zur Einheit ſich ſammeln, ja wachſen und unerwartete Fortſchritte machen, obgleich er, der Kaiſer, offen das Heidenthum beſchützte und Verachtung des Chriſtenthumes prahlend zur Schau trug. Da nun Athanaſius der chriſtliche Held des Jahrhunderts war, und mit einer Verehrung, die mit ſeinem Ruhme und ſeiner Heiligkeit ſtieg, in Alexandrien wieder aufgenommen worden war, und dort ſo hinreißend durch die himmliſche Kraft ſeiner Rede wirkte, daß er die Heiden nach und nach überwältigte und daß die Götzenprieſter dem Kaiſer berichteten: bliebe Athanaſius in Alexandrien, ſo würde man bald umſonſt nach einem Verehrer der Götter in der Stadt ſuchen; ſo entlud ſich der volle Zorn des Abtrünnigen über den Heiligen. Julian befahl, Athanaſius ſolle unverzüglich Alexandrien verlaſſen, und dem Volke ſchrieb er: In wahnſinniger Verwegenheit und ohne auch nur einen kaiſerlichen Befehl abzuwarten, ſei Athanaſius in ſeine Heimath zurückgekehrt und habe mit gewohnter Frechheit den von den Galiläern ſogenannten biſchöflichen Stuhl wieder beſetzt. Da er nun vernehme, daß dies dem frommen Volke der Alexandriner höchſt unangenehm ſei, ſo befehle ſeine Menſchenfreundlichkeit dem Athanaſius, augenblicklich die Stadt zu verlaſſen, wenn er ſich nicht ſcharfe Strafen zuziehen wolle. Das fromme Alexandriniſche Volk fand aber nur die Entfernung und nicht die Anweſenheit des heiligen Patriarchen höchſt unangenehm und erließ in dieſem Sinne ein Bittſchreiben an den Kaiſer. Julian antwortete entrüſtet: Da die Alexandriner zum Erbauer ihrer Stadt den großen Alexander, zu ihren beſchützen-

den Gottheiten aber König Serapis und Iſis, die Königin Aegyptens hätten: ſo ſei ihr Verlangen durchaus verwerflich. Er ſchwöre bei den Göttern, er ſchäme ſich, daß auch nur ein Alexandriner ſich zu den Galiläern bekenne und den ſeligen Zuſtand vergeſſe, in welchem die Stadt ſich befunden, als noch ganz Aegypten in Gemeinſchaft mit den Göttern geſtanden und durch ſie an allen Gütern Ueberfluß gehabt habe. Nicht durch die Lehre der verhaßten Galiläer ſei ſie zu ihrer Blüthe gekommen. Wolle ſie indeſſen durchaus in ihrem Aberglauben verharren, ſo dürfe ſie doch nicht den verſchmitzten Athanaſius zurückwünſchen, denn es gehe nicht an, daß ein ſo unternehmender Mann Volksführer ſei, zumal nicht Athanaſius, der es für etwas Großes halte, wenn er ſeinen Kopf verliere. Um nicht Julians Zorn gegen die Stadt zu ſteigern, wich Athanaſius, tröſtete ſeine Gemeinde, ermahnte ſie zum feſten Vertrauen und verſicherte, Julian ſei nur eine flüchtig vorüberziehende Wolke. Dann beſtieg er ein Nilſchiff, um ſtromauf nach der Thebais zu gehen. Kaum war er abgefahren, ſo ſetzte ihm ein kaiſerliches Schiff nach, deſſen Bemannung einen Befehl des Kaiſers hatte, ihn um's Leben zu bringen. Bei dieſer Kunde flehten ihn ſeine Begleiter an, ſogleich zu landen und in die Wüſte zu fliehen. Statt deſſen gebot Athanaſius mit großer Geiſtesgegenwart dem Steuermann, augenblicklich das Schiff zu wenden und wieder ſtromab zu fahren, richtig vorausſetzend, daß die Mörder in einem Schiff, welches gen Alexandrien fuhr, nimmermehr den Athanaſius vermuthen würden. Und ſo war es auch wirklich. Als das kaiſerliche Schiff ihnen entgegen kam, fragten die Verfolger, ob man nicht den Athanaſius geſehen habe? „Er iſt nicht weit von hier," gab man zur Antwort; „ihr könnt ihn leicht erreichen." So fuhren die Schiffe an einander vorüber; Athanaſius erreichte heimlich wieder Alexandrien und lebte in der Verborgenheit, bis ſeine Prophezeihung in Erfüllung ging und Julian wirklich wie eine Wolke dahin war. Er hatte ſich im Kriege gegen die Perſer bis zu deren Hauptſtadt Kteſiphon über den Tigris hinaus gewagt, litt

mit seiner Armee an furchtbarer Hungersnoth und fiel in einer verlorenen Schlacht am 26. Juni 363 in der Blüthe des Lebens. Es wurde erzählt, als er die Todeswunde gespürt, habe er eine Hand voll Blut gen Himmel geworfen und ausgerufen: „Galiläer! du hast gesiegt!“ — Sein Lebensbeschreiber Ammian Marcellin, der sich in der Armee befand, erzählt es nicht. Aber möge Julian es gesagt oder nicht gesagt haben. gedacht hat er es gewiß hundert Mal und schon im Leben, wenn er seine todtgeborenen Anstrengungen für den Polytheismus mit den kräftigen Lebensäußerungen des Christenthumes verglich.

Sein Nachfolger, Kaiser Jovian, wurde sogleich im und vom Heere gewählt und nahm die Wahl nur unter der Bedingung an, daß sich das Heer für ein christliches erkläre. Er bekannte sich sogleich öffentlich zum katholischen Glauben, und eine seiner ersten Handlungen war, daß er Athanasius durch ein höchst ehrerbietiges Schreiben auf den Patriarchenstuhl zurückrief. „Ich bewundere deine Tugend, deine gottähnliche Gesinnung, deine Liebe zum Heiland, deine Thaten. Ich lobe dich, daß du erhaben über alle Leiden, vor deinen Verfolgern dich nicht gefürchtet, alle Gefahren, ja sogar die des Todes gering geachtet und, den theuern wahren Glauben festhaltend, für die Wahrheit gekämpft hast. Dadurch bist du der gesammten christlichen Kirche ein Muster des vollkommenen Lebens geworden. Kehre zurück zu deiner Kirche und weide das Volk Gottes.“ Er wünschte auch den großen Patriarchen persönlich kennen zu lernen; denn es hatten sich arianische Kleriker alsbald eingefunden, um zu versuchen, ob der neue Kaiser nicht auch zu bethören und ebenso für ihre Sache zu stimmen sei, wie sie das seit dreißig Jahren gewohnt waren, unter dem rechtgläubigen Constantin, wie unter dem arianischen Constantius und unter dem abtrünnigen Julian. Aber Jovian war ein ganz gerader reiner Charakter, und als die Arianer mit ihren alten Klagen gegen Athanasius und mit dessen langen und häufigen Verbannungen, als ein Zeugniß für seine Missethaten, vor dem Kaiser erschienen, hörte

er sie das erste Mal gar nicht an, und beim zweiten Male antwortete er: „Schweigt mir von Athanasius! ich weiß, warum ihr ihn anklagt und warum er verbannt wurde.“ Mit zäher Frechheit hielten sie sich noch immer nicht für geschlagen, erschienen zum dritten Male vor Jovian und behaupteten, sie hätten jetzt andere Klagen gegen Athanasius. Diese bestanden aber nur in der Bitte, es möge dem Kaiser gefallen, einen anderen Bischof nach Alexandrien zu senden. Jovian sagte ungeduldig: „Fort! fort! die Sache des Athanasius ist beendet; ihr wißt es.“ — „Schickst du ihn, so geht unsere Stadt zu Grunde, denn Niemand hält sich zu ihm.“ — „Ich habe mich erkundigt und erfahren, daß er rechtgläubig und ein guter Lehrer ist.“ — „Mit dem Munde spricht er schön; im Herzen ist er heuchlerisch.“ — „Was ihr von ihm bezeugt, daß er nämlich gut und richtig lehre, genügt. Denkt er im Herzen schlecht, so hat er es mit Gott zu thun. Wir Menschen halten uns an seine reine Lehre; Gott allein schaut das Innere.“ — „Erlaube, mächtiger Kaiser, daß wir uns zum Gottesdienste versammeln.“ — „Wer hindert euch daran?“ — „Athanasius erklärt uns für Häretiker.“ — „Das ist seine und aller guten Lehrer Pflicht.“ — „Aber wir können ihn nicht ertragen, mächtiger Kaiser, denn auch die Güter der Kirche nimmt er weg.“ — „Ah!“ rief Jovian, „so seid ihr also wegen einer Geldsache und nicht wegen kirchlicher Angelegenheiten gekommen? Geht und schweigt.“ Mit ähnlichen Klagen wurde der Kaiser auch von Seiten der Heiden belästigt. Ein Philosoph aus der Secte der Cyniker beschwerte sich bitter über Athanasius, weil ein Beamter sich auf denselben berufen habe, um ihm sein Haus wegzunehmen. „Wenn der Beamte das gethan hat,“ antwortete der Kaiser, „warum klagst du denn über Athanasius?“ Wie eine kläffende Meute hungriger Hunde über den Edelhirsch, fielen sie wieder und immer wieder über Athanasius her; aber sie erreichten weiter nichts, als daß Jovian mit um so größerer Ehrerbietung den heiligen Patriarchen an seinem Hoflager zu Antiochien empfing, ihn um eine Darstellung des wahren Glaubens, und um einen Plan bat, nach

welchem er, der Kaiſer, die kirchlichen Angelegenheiten behandeln könne. Athanaſius gab wiederum als Glaubensregel das Symbol von Nicäa, dieſen Inbegriff des apoſtoliſchen und katholiſchen Bekenntniſſes, an; alle übrigen Pläne ſcheiterten aber an Jovians frühem Tode. Er ſtarb auf der Reiſe von Antiochien nach Conſtantinopel, ganz plötzlich im Februar 364. Seine Gemahlin Chariton eilte ihm entgegen; ſie hatte ihn noch nicht als Kaiſer geſehen und fand ihn jetzt als Leiche. Von dem Glanze des Thrones und der Krone empfing Jovian nichts, als ein Grab in der Kirche der heiligen Apoſtel zu Conſtantinopel zwiſchen den übrigen Kaiſern.

An ſeiner Stelle wählte das Heer den Tribun der Garden, Valentinian, einen Pannonier. Als er berathſchlagte, wen er zum Mitkaiſer ernennen ſolle, ſagte einer der Feldherren mit edlem Freimuth: „Denkſt du bei dieſer Wahl an deine Familie, erlauchter Kaiſer, ſo haſt du deinen Bruder. Denkſt du aber an das Reich, ſo wähle den Tüchtigſten.“ Trotz dieſes Rathes ernannte Valentinian ſeinen Bruder Valens zum Mitkaiſer und wies ihm das Morgenland zu, während er ſelbſt in's Abendland ging. Valens ließ ſich in Glaubensſachen ganz und gar beherrſchen von ſeiner Frau, und ſie war arianiſch. Daraus ließ ſich auf ſtürmiſche Tage für die Kirche ſchließen; und ſie traten bald ein. Valens verbannte wiederum alle katholiſchen Biſchöfe, welche früher Conſtantius verbannt, Julian aber, wenn auch in gehäſſiger Abſicht, wieder auf ihre Stühle eingeſetzt hatte. Die Arianer, und zwar die von der allerungläubigſten Partei, waren am Ruder und vergrößerten ſich maſſenweiſe, da auch die Halb- und Viertel-Arianer lieber ſich ihnen anſchloſſen, als die Ungunſt theilten, in der die Katholiken ſtanden. Die alten Grauſamkeiten, Gefängniß, Geißel, Einziehung des Vermögens, Beleidigungen und Mißhandlungen aller Art kamen wieder gegen die Katholiken auf, um ſie zum Abfalle zu drängen. Ein Schiff mit achtzig Geiſtlichen, die nach Nikomedien kamen, um den Kaiſer um Gerechtigkeit gegen ſeine

barbarischen Beamten zu bitten, wurde auf seinen Befehl, als es auf hohem Meere war, in Brand gesteckt. Die Schiffsmannschaft, welche dies Henkeramt übernommen hatte, floh in Kähnen davon; die achtzig Martyrer aber kamen sämmtlich im Feuer oder in den Wellen um. Juden und Heiden genossen unter Valens volle Freiheit für ihren Cultus. Oeffentlich und ohne Scheu wurden wieder heidnische Tempel besucht, Opfer dargebracht, Mysterien gefeiert, Sterndeuterei getrieben, Zauberkunst und Geisterwesen zu Rathe gezogen. Kaiser Valens, der nicht an die Gottheit Jesu glaubte, weil dieser Glaube die Fassungskraft arianischer Köpfe überstieg, glaubte ganz fest an allerlei Magie, wie sich das zu jeder Zeit mit dem Unglauben verschwistert findet. Die Menschenseele hat einen solchen schmachtenden Durst nach dem Uebernatürlichen, daß, wenn ihr nicht durch die Offenbarung das Reich des Lichtes und der Wahrheit geöffnet wird, sie sich besinnungslos in die dunkeln Regionen stürzt, wo die Geister des Abfalles in den Schatten des Todes hausen und herrschen und ihr Das bieten, was sie selbst besitzen: Täuschung, Verwirrung und Lüge in der prahlerischen Maske höherer Offenbarung. Ein solcher Act der Zauberei kostete vielen Menschen unter Valens das Leben, so fest glaubte er daran. Zwei Schwarzkünstler waren befragt worden, wer der Nachfolger des Valens auf dem Throne sein werde. Ueber ihre Antwort ließ er sie auf der Folter befragen. Sie gaben bereitwillig über Alles Auskunft und sagten: Aus Lorbeerzweigen flochten wir einen Tisch auf drei Füßen, der den Dreifuß zu Delphi darstellt. Er wurde durch geheime Zaubersprüche und durch lange Ceremonien geweiht und dann aufgestellt in der Mitte eines Hauses, das durch vielfache Wohlgerüche gereinigt worden war. Dann stellten wir auf den Tisch ein rundes, aus verschiedenen Metallen zusammen geschmolzenes Becken, auf dessen Rand die Buchstaben des griechischen Alphabetes, in gewisser Entfernung von einander, ringsum eingegraben waren. Nun nahete dem Tische ein Mann im Linnenkleide, mit der Opferbinde und Eisenkraut

(Verbena, die Zauberpflanze) um die Stirne. Durch gewisse Zauberlieder rief er Apollo, den Gott der Weissagung an, und setzte dann über dem Becken einen Ring in Schwingung, der durch die Geheimnisse der Magie zubereitet war und vermittelst eines ganz feinen Fadens an einer Schärpe hing, die der Mann in der Hand hielt. Wir fragten nun, wer der Nachfolger des jetzigen Kaisers sein werde? und der Ring berührte in Schwingungen anschlagend nacheinander die Buchstaben Theod. Da rief einer der Anwesenden: es sei genug, dies bedeute Theodor; und man fragte nicht weiter. Einer der kaiserlichen Geheimschreiber, ein ausgezeichnet geistvoller und gebildeter Mann und Heide, hieß Theodor, und die Fragenden, vermuthlich selbst Heiden, waren sehr mit diesem Orakel zufrieden. Kaiser Valens aber gerieth in Wuth und ließ viele Personen hinrichten; unter ihnen auch solche, auf denen keine andere Schuld haftete, als daß sie Theodosius, Theodul ꝛc. hießen und folglich die fünf prophetischen Buchstaben im Namen führten.

In den ersten Jahren dieser Regierung hatte Athanasius keine Verfolgung auszustehen. Er benutzte die ungewohnte Ruhe, um das Leben des heiligen Einsiedlers Antonius zu verfassen und darin die Lehren zusammen zu tragen, welche den Beginn, den Fortschritt und die Beharrlichkeit auf dem Wege christlicher Vollkommenheit regieren müssen. Diese Schrift machte ungeheueres Aufsehen in der christlichen Welt. Sie fiel wie ein zündender Funke auf den innersten Heerd der Herzen und ließ in ihnen hell und freudig die Christusliebe aufflammen, die Liebe, die sich opferselig in die Nachfolge Jesu schwingt; die mit den Martyrern wetteifert, indem sie zwar nicht den augenblicklichen Tod, aber ein sterbendes Leben freiwillig wählt; die nicht von Noth, Elend, Armuth, Niedrigkeit zur Entsagung aller Genüsse des Daseins gezwungen wird, sondern von den Flügeln heiliger Betrachtung gehoben und von der unstillbaren Sehnsucht nach den Wonnen einer wechsellosen Befriedigung gedrängt, allen irdischen Glücksballast von sich wirft, um dem Kreuz, den Dornen und

den Myrrhen zuzueilen, aus denen der göttliche Geliebte ſeinen Thron hienieden baute. Wie Schaaren von ſchimmernden Tauben über die Höfe und Scheunen und Aecker der Menſchen auffliegen und zum klaren, ſonnigen Frühlingshimmel emporrauſchen, ſo ſtiegen all überall Taubenſeelen über das niedere Treiben der Welt empor, nachahmend jene myſtiſche „Taube in Felſenklüften“ des wunderbaren Hohen-Liedes, und ganz ſich verſenkend in den Felſenſtall von Bethlehem, in die Felſengrotte von Gethſemane, in den blutumrieſelten Felſenhügel Calvaria. Etwas ſo Liebliches hatte die chriſtliche Welt noch nicht geſehen. Das ſtrahlende Heldenthum des Martyriums, dies Geſchmeide von Rubinen im Schatze der Kirche, hatte ſie gehabt und der Triumph der Gott liebenden Seelen über Folter, Marter und Tod frohlockend gefeiert. In ihren Martyrern litt und liebte die Kirche das Leiden Jeſu. Aber nun, mit einer anderen Zeit, traten andere Helden auf, ohne Folteranſtalt blutlos ſich hinopfernd, nicht am Stamme, ſondern am Fuße des Kreuzes, mitleidend die Schmerzen der gebenedeiten Jungfrau Maria um den Vielgeliebten, myſtiſch von ſieben Schwertern tödtlich im Herzen verwundet. Das verborgene Heldenthum der Jungfräulichen bereicherte den Schatz der Kirche mit einem Geſchmeide von Perlen. Es war als ob ein Zauberſchlag Drang und Bedürfniß der chriſtlichen Welt nach dieſen ſtillen Helden offenbart hätte; als ob in Folge deſſelben von tauſend und tauſend Herzen die Verpuppung in Gewohnheit und alltägliches Wohlbehagen abgeſprengt worden wäre; und als ob aus dieſer verpuppten Raupenhülle der Schmetterling, die Seele auffühte zum Licht ihrer himmliſchen Beſtimmung. Eine wunderbare Bewegung der Geiſter in dieſer Richtung gab ſich in der ganzen chriſtlichen Welt in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts kund und zeigte, wie umgewandelt die Menſchheit durch das Chriſtenthum ſei. Der Polytheismus trieb die Seinen zu jeglichem Genuß des Daſeins, hier feiner, dort gröber, bald geiſtiger und bald ſinnlicher Art; und auch die Verſchmähung des Genuſſes entſprang unter

seinem Einflusse nur aus Hochmuth, nur aus Wohlgefallen an der eigenen Kraft und Vortrefflichkeit; denn Selbstliebe war das Princip des Polytheismus, war sein innerster Kern, wie die Gebilde, die er schuf und die er Götter nannte, es in höchster Instanz beweisen. Aber das Christenthum, das aus der Liebe Gottes zu den Menschen hervorgegangen und dessen Kern der Athemzug Gottes im heiligen Sacrament — die Liebe ist, das konnte nimmermehr die höchste Stufe der Glückseligkeit hienieden als Genuß auffassen. Wie die Heiden das Vorbild ihres Glückes in ihren Göttern fanden, so suchten auch die Christen ihr Glück in ihrem Gott, dem menschgewordenen, und verwarfen Alles, was er verworfen, und liebten Alles, was er geliebt hatte. Ein übernatürlicher Kreuzzug ging durch die Menschheit, ein Zug zur Eroberung des mystischen Kreuzes Christi. Denn das war nun einmal klar und gewiß: was Christus am meisten auf Erden verlangt hat, das war das Kreuz, da er, um am Kreuze zu sterben, den Thron der heiligen Dreifaltigkeit verließ. Dieser Kreuzzug der Christen war ganz allgemein und ganz unabhängig von Land, Volk, Klima oder sonstigen äußeren Einflüssen. Die besten, die edelsten, die geistvollsten, die reichsten, die vornehmsten Menschen, die in den glücklichsten Verhältnissen ein zufriedenes, bewundertes, beneidetes, angenehmes Leben führten, Männer und Frauen und Jungfrauen erkannten, daß es etwas Höheres gebe hienieden, als ein angenehmes Leben zu führen, nämlich: um Christi willen es zu verschmähen. Und was sie erkannten, führten sie aus. Wo Christen waren, bildeten sich aus der Blüthe ihres Geistes und Herzens Genossenschaften, die ein gemeinsames Leben der Abtödtung, des Gebetes und der Arbeitsamkeit führten, in welcher jeder Einzelne zu Gunsten der Gemeinsamkeit dem Besitz entsagte oder erst eintrat, nachdem aller Besitz zuvor an die Armen vertheilt war; und in welcher die Gemeinsamkeit keinen anderen Gebrauch vom Vermögen machte, als um nach allen Richtungen hin Wohlthaten, Almosen und Unterstützungen zu spenden. Solche Genossenschaften entstanden

häufig, um edle Männer und Frauen, in deren Gemüth die Flammen der Christusliebe irdische Neigungen verzehrten und nach Außen hin leuchtend und erwärmend, verwandte Gemüther in ihren Kreis zogen. So der kirchliche Schriftsteller Sulpitius Severus an den heiteren rebenumkränzten Ufern der Garonne. So Paulin, der künftige heilige Bischof von Nola, in Spanien dort, wo der Ebro in seinen Fluthen Goldkörner durch üppige Fluren wälzt. So Macrina, unfern der Küste des schwarzen Meeres, zwischen den waldumrauschten Bergen der rauhen Provinz Pontus. So Asella in Rom, Melania in Jerusalem, Paula in Bethlehem. Oder es traten Genossenschaften in aller Stille und ohne den Schutz irgend eines glänzenden Namens zusammen, wie jene in Trier, die mittelbar dem Leben des heiligen Augustinus eine erschütternde Wendung gab; oder wie die Mönche, die unter dem heiligen Martinus zu Tours die erste geregelte Ordensgesellschaft im Abendlande wurde; oder wie die zahlreichen Genossenschaften, welche durch Aegypten und den ganzen Orient verbreitet waren. Diese Erscheinung war ebensowenig zufällig entstanden, als willkührlich oder künstlich herbeigeführt. Sie war eine himmlische Fügung, eine Anregung des heiligen Geistes, der die Kirche über alle menschliche Hinfälligkeit hinweg, in ewiger Kraft und Jugendfrische erhält.

Gerade in dieser Zeit trat der Arianismus purpurgeschmückt und kronentragend, mit seiner Anbetung der Kaisermacht und seiner Herabsetzung des Gottessohnes, mit seiner Werthschätzung von Glanz und Herrschaft und seiner Verachtung der göttlichen Mysterien, so frech in's Christenthum hinein und behauptete mit solcher Dreistigkeit, er sei die wahre Kirche, er lehre den wahren Glauben, daß dem Christenthum große Gefahr drohte, in einen neuen Polytheismus hinabgezogen zu werden. Wo die Selbstliebe aufgeht, geht die Christusliebe unter. Alle Häresien haben sich selbst lieber, als sie Christus haben. Darum verachten sie die praktische Nachfolge Christi in der Befolgung der evangelischen Räthe. Das ist nun einmal die gemeinschaftliche Signatur aller Häre-

ſien; auch der arianiſchen. In ihre heidniſch-ſelbſtiſche Weltanſchauung hinein ſchien nun plötzlich eine Stimme vom Himmel laut zu rufen: „Wer mein Jünger ſein will, der verlaſſe Alles und folge mir nach.“ Nur mein Jünger, ſagt Chriſtus, und nicht etwa: wer mein Prophet, oder mein Apoſtel, oder meiner Kirche Oberhaupt, oder ſonſt etwas Großes, ſondern nur einfach mein Schüler ſein will, der verlaſſe Alles. Dieſer Ruf, der immer im Namen Chriſti von der Kirche ausgeht und von jedem Chriſten nach ſeinem Gnadenmaß, ſeinen Standespflichten beherzigt werden ſoll, fand nun eben damals einen ungeheueren Anklang und warf ein mächtiges Gewicht gegen den Arianismus in die Wagſchale der ſinkenden Welt: den Opferdurſt und das Gebet. So lange in der Menſchenbruſt noch eine Spur vom Ebenbild Gottes lebendig iſt, wird immer das Herz mit Theilnahme und Bewunderung denjenigen Seelen nachſchauen, die zugleich ſo ſtark und ſo zärtlich ſind, um aus der freudenreichen Helle ihres Daſeins in den Schatten der Entſagung zu treten oder um in dunkle Unſcheinbarkeit ſich zu verſenken, nachdem ſie ſo viel Glanz um ſich verbreitet haben; und es wird ein ſympathiſcher Zug die Bewunderer an den Gegenſtand ihrer Bewunderung feſſeln und in Manchen ſo mächtig werden, daß ſie die nämliche Richtung einſchlagen und verfolgen. Dieſe anziehende, feſſelnde und umbildende Kraft beſaß Antonius während ſeines Lebens und übte er nach ſeinem Tode nicht allein durch die Jünger, die an ihm und um ihn ſich gebildet hatten, ſondern auch durch die bloße Beſchreibung ſeines Lebens, die ein heiliges Genie einfach und beredt, klar und tief aufzeichnet. Und wie war es ſo lieblich, wie vollendete es ſeinen Ruhm und ſeine Krone, daß der große Athanaſius, der die ganze chriſtliche Welt zum Kampfe aufrief für die Gottheit Chriſti, für dieſen Kampf die Biſchöfe begeiſterte, die Prieſter heranbildete, die Gemeinden unterrichtete, für ihn allen Geiſt, alle Wiſſenſchaft, allen Scharfſinn in Wort und Schrift in Bewegung ſetzte, für ihn drei Welttheile durchwanderte, bald im Triumphe, bald auf

der Flucht, für ihn heute der Verfolgte und morgen der Liebling der Kaiser war; daß er jetzt, immer für denselben Kampf, aber auf einem anderen Schauplatze, Geisterheere ins Leben rief und Geisterschlachten in Bewegung setzte, welche feuriger, anschaulicher und eindringender als Wort und Schrift, die Frage von der Gottheit Christi lösten; denn so geliebt wird nur der menschgewordene Gott. Da saß der heilige Greis, siebenzigjährig und ergraut in mannigfachen Drangsalen, Mühen und Nöthen vieler sorgenschwerer Tage, langer betrübter Zeiten, und erfrischte seine Seele in der Erinnerung an den heiligen Lehrer seiner Jugend. Und wenn er im Geiste erkannt hat, welchen himmlischen Feuerbrand er damit in die Welt hineinwarf und welche Glorie für den Gottessohn daraus auflodern würde, so muß er sich mitten in der Leidensfündflut seines Lebens als ein begnadetes Werkzeug Gottes selig gepriesen haben.

Kaiser Valens gab im Jahre 367 den Bitten der Kaiserin nach und ließ sich vom Arianerbischof Eudoxius von Constantinopel taufen. Im nämlichen Jahre empfing der Statthalter von Alexandrien den Befehl, Athanasius aus der Stadt zu verweisen. Kaum verbreitete sich diese Kunde unter dem Volke, so gerieth es in heftige Unruhe und drohte in Empörung auszubrechen. Es wollte sich nicht mehr trennen von seinem geliebten heiligen Patriarchen; es hielt dafür, daß er und seine Gemeinde bereits genug Trübsal durch Trennung ausgestanden hätten. Es empörte das moralische Gefühl des Volkes, den Greis abermals umhergejagt und allem Elende preisgegeben zu wissen. In großer Aufregung versammelte es sich vor dem Palaste des Statthalters und begehrte, derselbe möge dem Kaiser Gegenvorstellungen machen. Er versprach es und der Tumult legte sich. Athanasius aber kannte seine Feinde und traute ihnen nichts Gutes zu. Als er sah, daß sich das Volk beruhigt hatte und nicht mehr den Statthalter bedrohe, entwich er Nachts, zu seinem Heile! denn gegen Morgen überfiel ein Soldatentrupp seine Wohnung und die Kirche, in welcher er den Gottesdienst zu halten

pflegte. Jeder Winkel wurde durchſucht; aber man fand ihn nicht. Er hielt ſich vier Monate in der Verborgenheit auf, größtentheils in der Felſengrabkammer ſeines Vaters. Das alexandriniſche Volk verblieb jedoch während dieſer ganzen Zeit in einer ſo unſtillbaren Gährung, daß ſich Valens dadurch veranlaßt fand, Athanaſius heimzurufen. Die Liebe einer chriſtlichen Gemeinde zu ihrem Biſchof rührte ihn zwar nicht im geringſten; allein die unläugbare Größe des Verfolgten imponirte ihm und ſchien ſeine Tyrannei zu bedrohen. Andere Biſchöfe wurden mit Härte vertrieben und verbannt, und wenn ihre Gläubigen auch mit ganzem Herzen an ihnen hingen. Nur Scheu vor der perſönlichen Größe eines Biſchofes und vor der offenen Empörung der Gemeinde hielt Valens von Gewaltthat zurück. In Conſtantinopel kam es nach und nach ſo weit, daß die Arianer ſämmtliche Kirchen der Stadt, und die Katholiken nur eine Privatkapelle hatten. Kaum ein halbes Jahrhundert war vergangen, ſeitdem Conſtantin der Große in voller Bewunderung des Chriſtenthums Conſtantinopel als eine ächt chriſtliche Stadt gebaut und begründet hatte. Und ſiehe! aus dem Samenkorn von Schwäche, womit er gegen ſeine wahre, ſeine chriſtliche Ueberzeugung dem Arianismus einen gewiſſen Spielraum gegönnt hatte, war jetzt eine ſolche Fülle des Unkrautes auf dem Boden der Kirche erwachſen, daß ſie zu Conſtantinopel einem Felde glich, auf dem die ſpärlichen Aehren ganz zerdrückt zwiſchen prangenden Mohn- und leuchtenden Kornblumen ſtehen. Jede Trübung einer Tugend zieht Verwirrung nach ſich. Weil nun der Glaube alle anderen Tugenden in ſich ſchließt, wie der Granatapfel ſeine tauſend ſaftigen Kerne, ſo zieht die Trübung des Glaubens die ſchwerſten, wildeſten, traurigſten, rachevollſten Verwirrungen im rieſenhafteſten Maßſtabe und in ſtrafendſter Form nach ſich. Conſtantin der Große würde das Conſtantinopel von Kaiſer Valens nicht mehr als die Schöpfung ſeines chriſtlichen Geiſtes und Strebens erkannt haben.

Athanaſius kehrte alſo wieder nach Alexandrien zurück und verließ es nicht mehr während ſeiner letzten Lebensjahre. Die

äußere Ruhe war ihm gegönnt, damit er sich um so ungestörter der geistigen Wirksamkeit hingeben konnte, welche die Kirche so sehr bedurfte, um sich des Wustes zu entledigen, den die Häresie in sie hinein geschleppt hatte. Ihre Unterdrückung durch Valens dauerte ununterbrochen fort; die Arianer blieben am Staatsruder und die arianisirenden Secten in Thätigkeit und Bewegung. Neue Unruhe kam zu der alten durch die vielbesprochene Lehre von der Gottheit des heiligen Geistes und durch die irrige Auffassung, mit welcher Apollinaris die vernünftige Seele in Christus läugnete. Während so im Inneren der Kirche Zündstoff gährte, waren ihre äußeren Verhältnisse aus den Fugen gewichen. In manchen Diöcesen saßen Arianerbischöfe; in anderen suchten diese sich neben dem katholischen Bischofe zu behaupten oder einzudrängen. In Antiochien, der großen Metropole des Orients, dem Mittelpunkte von zehn großen Provinzen, befand sich nicht bloß ein Arianer, der Anspruch machte, Erzbischof zu sein, sondern in Folge eines Schisma's auch zwei katholische Erzbischöfe Paulinus und Meletius, so daß die kirchlichen Angelegenheiten des Morgenlandes, die größtentheils in Antiochien zusammenliefen, wie Bischofswahlen, Uneinigkeit unter dem Klerus, Streitigkeiten mit der Gemeinde ꝛc., keinen Mittel- und Ruhepunkt fanden, und Beängstigung der Gewissen, Verdüsterung der Gemüther, Mangel an Vertrauen zu einem unsicheren Regimente und überhaupt alle schlimmen Folgen nach sich zogen, welche aus ungeregelten Zuständen hervorgehen. Ueberdies war in der ganzen Christenheit von Sonnenaufgang bis Niedergang kein Winkelchen, wohin nicht der Irrglaube wie ein Pesthauch gedrungen wäre. An die Klöster Aegyptens und der Thebais, an die Zellen der Einsiedler in Syrien und Palästina hatte er gepocht und dort sogar seine Opfer gesucht und gefunden. Der bewegliche Geist der griechischen Völker in Griechenland und Kleinasien hatte ihm Eingang gestattet; ja selbst nach Spanien, nach Gallien, zu den Völkern jenseits der Donau war er gedrungen, immer durch die Prahlerei, er sei die wahre Kirche und bringe

die reine apoſtoliſche Lehre. Afrika war von ihm angeſteckt. Mit einem Worte: wo es Chriſten gab, da gab es freilich bei Weitem nicht überall Arianer, allein doch eine gewiſſe Bekanntſchaft mit dem Arianismus. Unzählige argloſe Seelen ließen ſich von ihm bethören, weil ſie *ihren* Glauben an die Gottheit Jeſu in der Formel von Rimini: „dem Vater gleich, gemäß der Schrift," ebenſo beſtimmt ausgeſprochen wähnten, als er es durch das: „gleichweſentlich mit dem Vater" im Symbol von Nicäa wirklich war. Neben der „Taubeneinfalt," die den Sinn feſt und gerade auf Gott allein richtet, gehörte eine gewiſſe „Schlangenklugheit" dazu, um den Wortwindungen der Arianer aus dem Wege zu gehen, um ſich nicht durch ihr Pochen auf die heilige Schrift und deren liſtige Deutungen bethören zu laſſen, um aus ihren ſpitzfindigen Trugſchlüſſen ihre Heuchelei zu erkennen. Einem Lügengewebe auf dem innerſten Glaubensgebiet ſelbſt war die chriſtliche Menſchheit damals noch nicht gewachſen; denn einestheils hing ſie noch durch gar manche Fäden mit dem Heidenthume zuſammen, das unter Conſtantin zwar viele Köpfe, aber nicht immer Herzen, der Kirche zur Bekehrung geſchickt hatte; und anderentheils war ſie zu kindlich gläubig, um überall und in jedem Augenblicke Waffen des Verſtandes bei der Hand zu haben, um Dasjenige zu vertheidigen, wovon ſie nicht einmal ahnte, daß es angegriffen werden könne, und zwar angegriffen vom vorgeblich rechtgläubigen Standpunkte aus. Schmerzliche Zwietracht, Zerwürfniß aller Art gab ſich in den Gemeinden, ja in den Familien kund. Die Eheleute, die Kinder, die Dienſtboten ſpalteten ſich in Katholiken und Arianer. Sogar Prieſter fielen ab, wurden arianiſch und die Gemeinde blieb katholiſch. Alte Freunde trennten ſich, weil der Eine zu den Arianern überging und der Andere mit unſäglichem Schmerz ſah, daß Alles, was er mit übernatürlicher Liebe umfaßte, von dem verblendeten Freunde mit Füßen getreten wurde. Und alte Widerſacher verſöhnten ſich, weil Beide zum Arianismus abfielen und den Groll ihrer verhärteten Herzen gegen die Kirche ausließen. Es kann aber

auch vor, daß Freund und Feind sich die Hand reichten, weil Keinem das Losungswort seines Glaubens klar war.

In diesen Zustand hatte der Arianismus die christliche Menschheit gebracht, nachdem sie während eines Menschenalters von ihm gegeißelt worden war. Aber unter all' diesen verheerenden Winterstürmen war sie dennoch zu einem triebkräftigen, frischen Frühlingsleben erstarkt. Sie hatte sich gesammelt, sich besonnen, sich umgeschaut nach dem Leuchtthurme zwischen so vielen Klippen. Dieser Leuchtthurm war nun einmal das weltliche Oberhaupt, der Kaiser, nicht. Mit vielem Blut und vielen Thränen hatte sie diese Erfahrung erkauft. Auf ihren Bischöfen, in der Gemeinsamkeit, die sie um Rom gliedert, ruhte das Lichtfeuer des heiligen Geistes. Zwischen Klippen, Wellen und Stürmen konnte die gläubige Seele ruhig am Credo von Nicäa vor Anker gehen. Aber man hatte sich auch besonnen auf den ungeheueren Schatz, den Christus seiner Kirche in seiner Lehre hinterlassen hatte, und Lehrer hatten sich herangebildet, bei denen der feurigste Glaube mit dem gründlichsten und gediegensten Wissen Hand in Hand ging und die das Dogma, welches ihnen anvertraut war, mit allem Scharfsinn der speculativen Wissenschaft untersuchten, feststellten und stützten. Hätten die Kaiser nicht die Irrlehre in Schutz genommen, so wäre sie freilich, gleich ihren zahlreichen früheren Schwestern, aufgewacht und hätte das Seelenheil gefährdet; aber sie wäre nicht zu solcher Ausbreitung gelangt und nicht zu solchem Trotz aufgestiegen, daher auch nicht so herausfordernd für Alle gewesen, die in der Kirche Geist, Talent, Genie und Kenntnisse hatten. Die herrlichsten, die reichsten, die gewaltigsten Kräfte bedürfen oftmals gerade des Kampfes, um zu ihrer vollen Entfaltung zu gelangen; in stillen Zeiten würden sie sich nur einseitig entwickeln, aber in den großen Stürmen, die über die Menschheit einbrechen, werden sie sich ihrer Adlerflügel bewußt und nehmen ihn auf den Kampf mit den Stürmen und bestehen ihn siegreich. Denn wenn die Stürme verrauscht und die Wolken und Nebel in deren Gefolge verschwunden sind: dann

schweben sie in ungebrochener Kraft im Sonnenreich der Wahrheit und der Liebe, und sind die Alten, die ewig Jungen, während unter ihnen die Welt sich verwandelt und verändert. Wenn die Kirche solche Kämpfer hat, gereicht jede Häresie ihr zum Heil; sie setzen Gift in Balsam, Fäulniß in Leben, Verderben in Segen um; sie sind Wunderthäter des Geistes.

Das war Athanasius. Er hatte die Christenheit zur Besinnung gebracht über ihre Stellung zum weltlichen Oberhaupt, indem er sie in seinen heiligen Widerstand gegen unrechtmäßige Herrschergewalt auf dem Gebiete des Glaubens, hineinzog. Er hatte ihr den Ruhehafen eröffnet und das Schifflein Petri mit unerschütterlicher Hand an den Anker des Concils von Nicäa gekettet, indem er wider das verneinende Wuthgeschrei der halben Welt gelassen und klug behauptete, nachwies und entwickelte: dieser und kein anderer sei der von den Aposteln gepredigte katholische, überlieferte Glaube. Er hatte die Christenheit aufmerksam gemacht, wie nothwendig es sei, daß ihre Hirten und Väter sich mit heiliger Begeisterung dem Studium heiliger Wissenschaft widmeten, um jedes Pünktchen des überlieferten Glaubens als ein kostbares Heiligthum gegen jeden Uebergriff des Halbverstandes und einer falschen Wissenschaft zu wahren, indem er selbst auf jedem in Frage gestellten Punkt mit seiner Feder bereit stand, wie mit einem gezogenen Schwerte. Er hatte das Bewußtsein der Kirche, welche Macht in ihrer Einheit liege, zu hellen Flammen auflodern lassen, indem er das Einzelne stets als einen Theil des Ganzen betrachtete und behandelte; die Ereignisse in einer Diöcese oder die Schicksale eines Bischofes nicht speciell und persönlich, sondern im innigsten Zusammenhange des ganzen mystischen Leibes Christi erfaßte; überall auf ein gemeinsames Wollen und Handeln drängte; jede Frage und jeden Ausspruch immer nur nach Berathung mit seinen Mitbischöfen entschied; von seiner Handlungsweise stets alle katholischen Bischöfe durch ausführliche Schreiben in Kenntniß setzte; und den organischen lebendigen Liebesbund, den die Kirche in ihren Vätern bildet, mit seiner hel-

denhaften, großen, reichen Seele durchathmete. Er war das Auge und die Stimme und das Herz der Kirche geweſen, hatte mit einem ebenſo unbeſtechlichen als ſcharfen Blicke ſtets das Richtige erkannt, ihre Feinde und ihre Gefahren, ihre Hülfsquellen und alle Mittel und Wege, die zum Ziele führten; er hatte als Mund der Wahrheit geſprochen, gelehrt und ermahnt, als die halbe Welt den Irrthum lallte oder die Lüge ſchrie; er hatte alle Leiden und Bedrängniſſe in ſich aufgenommen, alle guten und heiligen Kräfte an ſich gezogen, genährt und entwickelt, um durch ſie fort und fort den Glauben ſo unüberwindlich zu machen, wie er in ihm war. Solche Großthaten einer himmliſchen Begeiſterung für das Reich Gottes durch ein langes Leben fortgeführt, trugen ihre Früchte: alle Großen, Guten und Tüchtigen in der Kirche lehnten ſich an ihn, ſeine alten Kampfgenoſſen, wie Hilarius von Poitiers und Euſebius von Vercelli, und die jüngeren Männer auf, die das Kampf- und Ruhmes-Erbtheil dieſer heiligen Vorgänger übergehen ſollte. Mit Baſilius ſtand er im Briefwechſel; Gregor von Nazianz war ihm perſönlich bekannt. Chryſoſtomus ging einer großen Zukunft entgegen. Auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß ein Bruder ſeines Geiſtes, Damaſus, ein Spanier, ſeitdem Liberius im Jahre 366 geſtorben war und ſeine momentane Schwäche durch ſpäteren Widerſtand gegen jede glaubensfeindliche Zumuthung, namentlich gegen die Formel von Rimini, geſühnt hatte. Anflüge, die nicht von Gott ſind, kommen an jedes Gemüth. Wer, wie Athanaſius, die unſägliche Armſeligkeit des Menſchen, der nur ſtark und reich in Gott iſt, vor Augen hat, wird es wohl beklagen, wenn der Menſch einem ſolchen Anfluge unterliegt, aber nicht ſehr darüber ſtaunen und noch weniger ihn verdammen. Ebenſo mild wie damals über Liberius, äußerte er ſich über Lucifer von Cagliari, deſſen hitziger Kopf die Weisheit der Maßregeln über Wiederaufnahme der Arianer nicht erkannte und ſie bis zur Widerſetzlichkeit verſchmähte. Er war immer ſich ſelbſt gleich, geheiligt in der Wahrheit, der demüthige Anbeter des menſchgewordenen Gottes, von

dem er sagt: „Der Sohn Gottes nahm unsere Armuth und unser Elend auf sich, damit er uns seiner Reichthümer theilhaft mache. Seine Leiden werden uns dereinst dem Leiden unzugänglich und sein Tod wird uns unsterblich machen. Wir werden unsere Freude in seinen Thränen, unsere Auferstehung in seinem Grabe, unsere Heiligung in seiner Taufe finden, gemäß seinem eigenen Worte im Evangelium: Ich heilige mich selbst für sie, damit auch sie geheiliget seien in der Wahrheit."

Das Verbleiben des Göttlichen im Menschen ist seine Heiligung und durch sie wirkte Athanasius als geistiger Wunderthäter. Hatte die Kirche nun auch viele Todte zu betrauern, viele Verwundete zu heilen, viele fieberhafte Zustände zu beruhigen: so war doch nicht mehr, wie bei dem Ausbruche des Arianismus, ihre Zukunft in Frage gestellt. Daß die Häresie sich je zur apostolischen katholischen Kirche machen würde, wie der Arianismus es versuchte: das war künftig unmöglich, obwohl er keineswegs vertilgt, sondern noch immer von allen Mächten der Welt und der Unterwelt unterstützt war. Vertilgen konnte auch Athanasius ihn nicht; allein er that mehr: er drückte ihm das Brandmal der Häresie auf und in ihm — allen Häresien späterer Zeiten. Solchen Wildwassern des Menschengeistes setzt kein Mensch einen Damm. Zur Strafe und zur Prüfung fluten und überfluten sie die Welt. Aber Athanasius überragte sie, wie der Ararat die Sündfluth, und die Wogen, die ihn zu zerbrechen drohten, brachen sich an ihm und fluteten zurück. Das Credo von Nicäa schloß auf immer das Reich Christi ab vom Reiche Belials. Wie seine großen Zeitgenossen von ihm dachten, zeigt die Art, in der sie über ihn und an ihn schrieben. Hilarius von Poitiers, sein heiliger Bundes- und Leidensgenosse, schrieb einst an Constantius, um ihm in Athanasius zu zeigen, welche ungeheuere Kraft des Widerstandes und der Belebung in einem einzigen Menschen sein kann, sobald derselbe im Felsen Petri Wurzel gefaßt hat: „Sieh Alexandrien, wie es von Kriegern erschüttert wird, wie es

erbebt vom Getöse der Heere, die es bezwingen sollen. Man hat nicht so lange gegen die Perser gekriegt, als gegen diese eine Stadt; man hat Alles versucht, um das Volk in Gährung zu bringen und zu verderben; man hat weither Legionen gerufen; und wozu dieser Aufwand von Macht? — um zu verhindern, daß Athanasius Jesum Christum verkündige." Basilius, der als Bischof von Cäsarea in Kappadocien die klägliche Verwirrung des Morgenlandes vor Augen hatte und deren hauptsächlichsten Grund in der Spaltung der Kirche von Antiochien fand, legte deren Angelegenheit dem Athanasius an's Herz, indem er ihm durch den Diakon Dorotheus schrieb: „Ich glaube nicht, daß irgend Jemand einen so großen Schmerz über die gegenwärtige Verwirrung der Kirche empfindet als du, wenn du die Zeit des Concils von Nicäa mit der jetzigen vergleichst, den Unterschied erwägest und bedenkst, daß wenn die Dinge sich in dem Grade verschlimmern, wie bisher, die Kirchen in kurzer Zeit mit einem völligen Umsturz bedroht werden. Ich habe oft darüber nachgedacht, ob uns der Verfall der Kirchen so bejammernswerth erscheine, als er Denen erscheinen muß, welche die frühere alte Ordnung und Eintracht der Kirche des Herrn gesehen haben. Hat aber dich der größte Schmerz getroffen, so glaube ich, daß es dir mit deiner Weisheit zukomme, die meiste Sorge für die Kirche zu übernehmen. Nach der geringen Kenntniß, die ich von der Lage der Dinge habe, scheint mir, daß auf einem Wege nur der Kirche könne Hülfe gebracht werden: wenn nämlich die abendländischen Bischöfe mit uns handeln. Welchen Eifer verwendeten sie gegen Einen oder Zwei, die unter ihnen der Irrlehre schuldig erfunden wurden! Wenn sie diesen Eifer auch den morgenländischen Kirchen zuwendeten, so würde gewiß das Gemeinwesen gefördert werden und die Gemeinde ohne Widerrede den vereinigten Bischöfen folgen. Wer ist nun aber tüchtiger, dieses durchzusetzen, als du? Wer sieht schärfer, was Noth thut, als du? Wer fühlt mit der Noth der Brüder inniger mit, als du? Wer besitzt mehr Gewandtheit, das Zweckmäßige durchzusetzen, und wer in höherem

Maße die Achtung des gesammten Abendlandes, als dein verehrungswürdiges graues Haupt? Hinterlasse ein Denkmal werth deines Lebens, verehrtester Vater. Deine tausend Kämpfe für den heiligen Glauben schmücke noch mit diesem Werke. Sende einige Männer, mächtig in der gesunden Lehre, zu den abendländischen Bischöfen. Erzähle ihnen das Elend, das uns drückt; gib ihnen die Mittel an die Hand, wie uns geholfen werden könne. Werde den Kirchen ein Samuel. Schicke deine Gebete um Eintracht gen Himmel. Leide mit Denen, die in der Zerrissenheit darniederliegen. Bitte um die Gnade des Herrn, den Kirchen ein Denkmal des Friedens zu stiften. Ich weiß, daß Briefe in so wichtigen Angelegenheiten zu matt sind und daß du der Aufmunterung von Anderen so wenig bedarfst, als ein edler Kämpfer des Zurufes von Knaben. Nur einen neuen Antrieb wollten wir dir geben. In allweg wirkt der Herr das Große durch Die, die seiner würdig sind. Wir hoffen daher, daß eine so große That sich für dich gezieme, in deren Folge die Verwirrung des Volkes aufhört, die schismatische Zerspaltung der Gemeinde endet, Alle sich in Liebe unterwerfen und die alte Kraft der Kirche im Morgenlande sich erneuert." — Ein anderes Mal schrieb er:

„Es ist von Allen anerkannt, die auch nur ein wenig vom Hörensagen oder aus Erfahrung dich kennen gelernt haben, daß du uns durch die Kraft deines Gebetes und durch die Weisheit deiner Anordnungen aus diesem furchtbaren Sturme retten kannst. Je mehr die Krankheiten in der Kirche zunehmen, desto mehr richten alle Augen sich vertrauensvoll auf dich. Höre nicht auf für unsere Seelen zu beten, uns aufzurichten durch deine Briefe. Würde es mir je vergönnt dich zu sehen, deinen Geistesreichthum zu genießen, mein Leben durch das Zusammentreffen mit dir, dem wahrhaft großen, apostolischen Mann, zu verherrlichen: so würde ich in allweg glauben, daß ich durch die Barmherzigkeit Gottes für alle Trübsal meines Lebens entschädigt sei." Die Antworten des Athanasius auf diese seelenvollen, demüthigen, hochherzigen Briefe

haben sich nicht erhalten; die zartesten Blüthen des inneren Lebens verschwinden leicht in der Außenwelt. Es nimmt auch nicht Wunder, daß ein Athanasius, der Heilige und der Große, mit so zärtlicher Begeisterung von einem Sohne seines Geistes geliebt wird; aber man freut sich der Gnade Gottes, daß das volle Erbtheil seines Geistes auf diesen Basilius, den Heiligen und den Großen, übergegangen ist.

Papst Damasus hielt im Jahre 368 eine Synode zu Rom, auf welcher die beiden Hauptführer des Arianismus im Abendlande, Ursacius und Valens, wegen ihrer unverbesserlichen Heuchelei, für Katholiken gelten zu wollen, während sie arianisch lehrten und handelten, abgesetzt wurden. Diese Acten schickte Damasus nach Alexandrien. Athanasius versammelte sogleich seinerseits eine Synode der ägyptischen und lybischen Bischöfe, und nach Berathung mit denselben erließ er an Damasus ein Schreiben voll Dank und Freude über den Eifer, womit der Papst die Gläubigen vor zwei so gefährlichen Männern warne und rette; aber zugleich voll Befremden, daß den Auxentius nicht dieselbe Maßregel getroffen habe, und voll so dringender Vorstellungen, das Versäumte nachzuholen und ihn zu excommuniciren, daß Damasus wirklich im Jahre 370 auf einer zweiten Synode den Auxentius aus der katholischen Gemeinschaft feierlich ausschloß. Dieser Auxentius war ein Arianer und in der Zeit, wo Constantius als ein Tyrann auf dem Concil zu Mailand schaltete und waltete, von ihm auf den Bischofstuhl dieser kaiserlichen Residenz erhoben wurde, während der rechtmäßige Bischof Dionysius in die Verbannung gehen mußte. Auxentius war ein sehr schlauer Mann, dem es auf das eine oder andere Wort in irgend einem Glaubensbekenntnisse durchaus nicht ankam, wenn er nur Bischof zu Mailand blieb. Als nun das Abendland in Valentinian einen ganz katholischen Kaiser bekam, der noch dazu sein Hoflager zu Mailand aufschlug, beeilte sich Auxentius, solche Versicherungen von Rechtgläubigkeit zu geben, daß er bis zur Verdammung des Arius ging und damit vollkommen seine Absicht erreichte: Valentinian

hielt den Schein für ächt und ging die Kirchengemeinschaft mit Auxentius ein, der, nachdem er festen Fuß gefaßt hatte, sich am Hofe sehr beliebt zu machen wußte und großen Einfluß gewann, um so mehr, als Justina, die Kaiserin, arianisch war oder wurde. Athanasius aber ließ sich nicht hintergehen. Mit seinem unbestechlichen Auge, das den durchdringenden Scharfblick hatte, der aus einer himmlischreinen Absicht hervorgeht, erkannte er das Gemüth der Menschen hinter ihren Larven und Schleiern und ruhte nicht eher, als bis auch dieser Wolf in Lammsfell entlarvt, die Gläubigen vor ihm gewarnt, die Irrgläubigen aber aufmerksam gemacht wurden, in welche Gefahr für ihr Heil ein solcher Lehrer sie stürze. Auf diese Weise waren im Abendlande die Säulen des Arianismus gebrochen. Während Athanasius mit solcher Entschiedenheit gegen den bösen Willen und die selbstbewußte Lüge zu Felde zog, suchte er fortwährend durch die größte Milde der Wahrheit Eingang zu verschaffen und durch Liebe zu dem menschgewordenen Gott hinzuziehen. In der afrikanischen Kirchenprovinz, deren Metropole Karthago war, hatten Einige die Glaubensformel von Rimini einführen wollen, unter dem Vorwande, im Symbol von Nicäa sei das Wort „gleichwesentlich" unverständlich. Athanasius erließ ein Schreiben an die afrikanischen Bischöfe, worin er ihnen auseinandersetzt, daß das Concil von Rimini, so lange es wirklich ein freies Concil gewesen, nur als Fortsetzung des Concils von Nicäa zu betrachten sei; denn da wie dort hätten die Bischöfe ein und dasselbe Zeugniß für das Symbol von Nicäa abgelegt. Erst nachdem Gewaltthat zu Rimini angewendet worden und ein zweideutiger Ausdruck „dem Vater gleich gemäß der Schrift" erfunden sei: da erst hätten die Bischöfe diese Formel angenommen und auf diese Art zwar leider den Ausdruck, aber nimmermehr ihre Gesinnung gewechselt. Das sei auch später aus ihrem Bedauern und ihrer Reue hervorgegangen. Uebrigens habe ja auch Liberius, damals Bischof zu Rom, der Formel von Rimini nie seine Sanction gegeben. Die afrikanischen Bischöfe beharrten nunmehr im katholischen

Glauben an die Gleichweſenheit der heiligen Dreifaltigkeit, gemäß dem Symbol von Nicäa.

Der Orient hatte eine traurige Eigenthümlichkeit, die vielleicht aus der Neigung zum Disputiren entſprang, welche dem gewandten und redefertigen griechiſchen Geiſt eigen iſt. Dieſer aber beherrſchte den Orient durch Sprache, Bildung, philoſophiſche und wiſſenſchaftliche Schulen. Jene traurige Erſcheinung war die: es ging im Orient keine Häreſie unter, welche nicht zwei oder drei neue Häreſien zurückgelaſſen hätte. Durch das ewige Disputiren wurden ſo unglaublich viele Fragen aufgeworfen und erörtert, daß es eine Art von Liebhaberei wurde, ſich mit ihnen zu beſchäftigen. Die einſeitige Verfolgung der Liebhaberei auf dem Gebiete des Glaubens führt zum Fanatismus. So hing ſich mancher Kopf einſeitig an eine dogmatiſche Frage, löſte ſie in ſeinem Sinne, lehrte ſie und zwang die Kirche, immer wieder die apoſtoliſche Lehre von jeder neuen zu ſichten und zu ſäubern und letztere als Häreſie zu bezeichnen. In Folge der arianiſchen Auffaſſung vom Dogma der Menſchwerdung des Gottesſohnes war die Fundamentallehre des Chriſtenthums von der Trinität, von der Dreiperſönlichkeit Gottes in einer Natur, aufgehoben. Der Sohn war ein bloßes Geſchöpf; folglich konnte zwiſchen ihm und dem Vater nicht jene göttliche Wechſelliebe ſtattfinden, die aus der erſten und zweiten Perſon der Gottheit weſenhaft hervorgeht und die dritte iſt: der heilige Geiſt. Den gab es für die Arianer nicht mehr, und ihr ganzes nichtiges, hohles, irdiſches Treiben iſt merkwürdig ſcharf durch dieſen Mangel characteriſirt: der Geiſt der Wahrheit und der Liebe, den Chriſtus den Seinen verheißen hat, iſt ſeinen Verläugnern abhanden gekommen; denn mit der Trinität ſteht und fällt das Chriſtenthum, nicht bloß dogmatiſch, ſondern auch praktiſch. Das Dogma vom heiligen Geiſt war bisher ziemlich unberührt geblieben, und erſt als Athanaſius, Hilarius von Poitiers und Baſilius in ihren Schriften auf den nothwendigen Zuſammenhang der drei göttlichen Perſonen hingewieſen, und als die Arianer die Gottheit des heiligen

Geiſtes ebenſo frech läugneten, als die des ewigen Wortes: da erſt verlangte man von ihnen, wenn ſie wieder in die Kirchengemeinſchaft aufgenommen ſein wollten, die Erklärung: daß der heilige Geiſt kein Geſchöpf ſei. Das Haupt der Halbarianer, Macedonius, der auf dem Biſchofsſtuhle von Conſtantinopel von 341 bis 360 ſaß, trat nun als ein heftiger Gegner wider die Gottheit des heiligen Geiſtes auf und ſammelte ſich eine Secte, die ſich nach ſeinem Namen nannte. In dem Für und Wider des Streites entbrannten tauſend Bitterkeiten und Gehäſſigkeiten ſelbſt gegen Solche, deren hohe Reinheit der Geſinnung wie ein Stern auf dieſe tumultuariſchen Unruhen herab leuchtete. Athanaſius hatte gehört, Baſilius werde allzu großer Nachſicht gegen die Läugner des heiligen Geiſtes bei ihrer Aufnahme in die Kirche beſchuldigt, während er weiſe alle unnützen Erörterungen abſchneidend, von den Reuigen einfach die Erklärung verlangte: der heilige Geiſt ſei kein Geſchöpf. Da ſchrieb Athanaſius in Bezug auf ſolche Verunglimpfung: „Ich habe mich ſehr über die Kühnheit Derer gewundert, die ſich unterſtehen, unſeren geliebten Biſchof Baſilius, den wahrhaften Diener Gottes zu ſchmähen. Aus ihrem Geſchwätz geht hervor, daß ſie die Lehre der Väter weder kennen, noch lieben.“ Und dem Prieſter Palladius ſchrieb er: „Ich danke dir, daß du mir über die Mönche zu Cäſarea mitgetheilt haſt, ſie wären unſerem geliebten Baſilius, ihrem Biſchofe, böſe und widerſpenſtig. Ich habe ihnen bereits das Nöthige ſagen laſſen, nämlich: ſie hätten als Söhne ihrem Vater zu gehorchen und Dasjenige anzunehmem, was er billigt. Wäre er in Bezug auf die Reinheit ſeiner Lehre verdächtig, ſo hätten ſie ganz recht, ſich ihm zu widerſetzen. Nun aber, da ſie verſichert ſein können, wie wir Alle deſſen gewiß ſind, daß er der Ruhm der Kirche, ein Kämpfer für die Wahrheit, ein Lehrer der Unwiſſenden iſt, nun dürfen ſie nicht gegen einen ſolchen Mann ſtreiten. Sie ſollen ſein Ziel, welches die Ausbreitung der Wahrheit iſt und ſein kluges Benehmen unter ſo ſchwierigen Umſtänden beachten und den Herrn preiſen, der dem Lande

Kappadocien einen Bischof gegeben hat, wie er jedem Lande zu wünschen wäre, und der sich, wie ich fest überzeugt bin, zu den Schwachen herabgelassen hat, um, gleich dem Apostel Paulus, auch die Schwachen für die Wahrheit zu gewinnen."

Nach allen Weltgegenden hin gab sein stets jugendlicher frischer Geist Antrieb und Richtschnur. Europa, Afrika und Asien horchten und schauten auf ihn. Aber diese allgemeine Bewunderung und Ehrfurcht, die selten in einem solchen Maße einem Menschen mag dargebracht sein, berührte nicht mit dem leisesten Anhauche von Schwäche seine Seele; auch nicht im hohen Alter, wo der Mensch so leicht aus einer gewissen Abnahme seiner Kräfte an geistiger Energie verliert. Er nicht. Sein Leben war abgeschlossen und aufgegangen im Leben seines Gottes. Damit hat man schon hienieden ein himmlisches Leben, das von Jugend und Alter mit ihrem Wechsel und ihren Schwächen nichts weiß. Die Apollinarischen Streitigkeiten berührten ihn sehr schwerzlich. Apollinaris war ein gelehrter, angesehener und höchst verdienstvoller Mann zu Laodicäa in Syrien (später Bischof daselbst), ein entschiedener Gegner der Arianer, der das drückende Gesetz Kaiser Julians, welches den Christen das Studium der griechischen Literatur untersagte, durch seine Schriften zu erleichtern suchte. Er war ein großer Verehrer des heiligen Athanasius und hatte das Glück, in Folge seiner freundschaftlichen Verbindung mit demselben, vom Arianerbischof zu Laodicäa excommunicirt zu werden und dadurch Theil zu nehmen an dem Schicksale des Athanasius, mit welchem er oft Briefe wechselte. Zum Unglücke aber fiel er bei seiner feurigen Vertheidigung der Gottheit des Erlösers in einen Irrthum, den er selbst, oder seine Anhänger bis zur Irrlehre trieben: um die Einheit des Göttlichen und Menschlichen in Christus recht fest zu halten, läugnet Apollinaris, daß derselbe eine vernünftige Seele gehabt habe, und behauptet hingegen, daß in Christo an die Stelle der vernünftigen Seele (im Gegensatze zur niederen Seele) das ewige Wort getreten sei. In den letzten Jahren seines Lebens sah sich Athanasius hiedurch ver-

anlaßt, die Lehre von der Menſchwerdung Gottes abermals zu behandeln und ebenſo entſchieden der falſchen Spiritualität eines werthen Freundes entgegen zu treten, als er die brutale Auffaſſung in Arius und ſeinen übrigen Feinden verdammt hatte. Gegen die Annahme des Apollinaris: Chriſtus habe ſich, um ſündenfrei bleiben zu können, mit einem himmliſchen Leibe vereinigt, ſagt Athanaſius: „Wenn das wäre, wenn Chriſtus den irdiſchen Leib nicht annehmen konnte, ohne zugleich die Sünde anzunehmen, ſo müßten die Menſchen verzweifeln. Denn daraus folgt, daß ſie, die den irdiſchen Leib nicht entfernen können, auch nicht im Stande ſind, in eine wahrhafte Verbindung mit Gott zu kommen, weil ja Chriſtus keinen himmliſchen Leib angenommen hätte, wenn ſie im irdiſchen möglich geweſen wäre. Dann hat die Erlöſung des Menſchen keinen Sinn. Der Herr aber war ein himmliſcher Menſch, wie es im erſten Corintherbriefe heißt, nicht weil er das Fleiſch vom Himmel mit ſich herabgenommen hätte, ſondern weil er das von der Erde genommene als himmliſch darſtellt. Wie er der Himmliſche, ſind denn auch die Himmliſchen, nämlich die, welche durch Theilnahme an ſeiner Heiligkeit himmliſch geworden ſind.“ Gegen die Behauptung des Apollinaris: in Chriſtus ſei ein himmliſcher Geiſt, ſtatt einer vernünftigen Seele, weil letztere ohne Sünde nicht zu denken ſei; antwortet Athanaſius: „Demnach wäre nicht zu verſtehen, warum Gott dem Menſchen Gebote gegeben und auf ihre Uebertretung Strafe geſetzt hätte. Aber die Sünde gehört nicht zur Natur des Menſchen, denn vor ſeinem Ungehorſam hat er ſie nicht gekannt. Durch den freien Ungehorſam des Menſchen kam die Sünde in ihn, auf Anſtiften des Satans, und ſeitdem wirkt ſie zu jeder Begierde in der Natur des Menſchen mit; aber im Weſen der menſchlichen Seele liegt die Sündhaftigkeit nicht. Nach der Schöpfung iſt ſie hinzugekommen; und daher kann Chriſtus eine vernünftige Seele ohne Sünde gehabt haben. Der Menſch aber, der mit Freiheit in ſeine geiſtige Natur die Sünde aufgenommen hatte, war vom Fluche des geiſtigen

Todes getroffen und konnte sich selbst die Freiheit nicht wiedergeben. Da erschien der Gottessohn als Mensch und verdammte im Fleische die Sünde als etwas, das nicht zum Wesen des Menschen gehöre. Die Genugthuung des Erlösers befreite die vernünftige Seele und nahm ihre böse Handlungsweise hinweg. Das ist die neue Schöpfung und durch sie erreicht der Mensch das Heil; denn die Nachahmung der Tugend ist wieder möglich, weil die Kraft zur Tugend neu gegeben ist."

Christus, vollkommener Gott und vollkommener Mensch und als solcher der Erlöser: dies war die Sonne, um welche sich Athanasius, wie eine geistige Sonnenblume bewegte. Damit hatte seine Jugend begonnen, damit endete sein Greisenalter. Christus war ihm in Wahrheit das Alpha und das Omega, das Erste und das Letzte, und Alles, was dazwischen lag, war ebenfalls nur Christus. Nie fiel er ab „von seiner ersten Liebe." Um das Jahr 373 schied er aus dem irdischen Leben. Die Umstände seines Todes sind ebenso unbekannt, wie die seiner Herkunft und seiner Kindheit. Er war da, als die Kirche ihn brauchte; er verschwand, als Gott ihr andere Werkzeuge herangebildet hatte. Wie der Morgenstern, der vor der Sonne herzieht und ein Bote ihrer Herrlichkeit ist und still untergeht, wenn sie am Himmel leuchtet: so funkelte und flammte, glühte und strahlte Athanasius in die dämmernde Welt hinein die Botschaft vom Sonnenmysterium der Menschwerdung Gottes, das alle Höhen und Tiefen der Schöpfung in seliges Licht taucht. Und nachdem, von ihm überwunden, die Schatten der Lüge wichen und wichen, und die Stimmen, der Lüge verhallten und schwiegen, und die göttliche Wahrheit von der Menschwerdung die tiefsten Gründe der Menschheit ergriff und erfüllte: da sank er von dem Horizont des Erdenlebens in den Ocean der ewigen Liebe.

Was Athanasius einst an Orsisius, Abt zu Tabenna, schrieb, nachdem der Abt Theodor, der geliebteste Jünger des heiligen Pachomius, gestorben war, das ließ sich auf ihn selbst von den Zeitgenossen anwenden: „Weinet nicht um ihn! Keiner

weine eine Thräne, wenn er ſich an ihn erinnert; aber Jeder ahme ſein Leben nach. Man darf nicht trauern um Den, welcher an einem Orte weilt, wo keine Trauer mehr iſt."

Gregor von Nazianz ſchreibt von Athanaſius: „In der Demuth hat es Niemand weiter gebracht, als er. Sanft und leutſelig ward Jeder von ihm aufgenommen. Sein unveränderlich gütiges Herz hatte zärtliches Mitleid mit den Unglücklichen. In ſeinen Reden herrſchte eine gewiſſe anziehende Kraft, die Aller Herzen gewann und ſelbſt Jene, die ſich nicht gewinnen ließen, hegten eine geheime Verehrung für ihn. Sein Tadel hatte nichts Bitteres und ſeine Lobſprüche gaben trefflichen Unterricht. Er ertheilte Verweiſe mit der Zärtlichkeit eines Vaters und Lob mit dem Ernſte eines Lehrers. Er war nachgiebig ohne Schwäche und unbeugſam ohne Härte. Den größten Eindruck machte ſeine Lebensweiſe. In ſeinem Betragen laſen Alle ihre Pflicht. Jeder Stand fand in ihm zu bewundern und nachzuahmen. Er war anhaltend und glühend im Gebete, ſtreng im Faſten, unermüdlich im Pſalmengeſang, liebevoll gegen Arme, herablaſſend gegen Niedere, unerſchütterlich wenn es galt, den Ungerechtigkeiten der Großen zu wehren. Die Verfolger aber fanden in ihm eine über alle menſchliche Rückſichten erhabene und ganz unbeugſame Seele. In einem hohen Alter endete er ſein Leben, um hinüber zu gehen zu ſeinen Vätern, den Patriarchen, Propheten, Apoſteln und Martyrern, nach deren Beiſpiel er ſtarkmüthig für die Wahrheit gekämpft hatte; und herrlicher war ſein Uebergang aus dieſem ſterblichen Leben, als ſein glänzendſter Einzug in Alexandrien nach ſeinen leidenvollen Verbannungen. Alle Gutgeſinnte beweinen bitter ſeinen Tod und das Andenken ſeines Namens bleibt tief in alle Herzen eingegraben. Möchte er nun auch von der Höhe des Himmels mit liebendem Blicke auf mich herabſehen, mir helfen, meine Heerde zu weiden und meiner Kirche den wahren Glauben zu erhalten, und endlich mir die Gnade erlangen, dereinſt mit ihm das Angeſicht Gottes zu ſchauen."

Aber auf dem ewigen Thabor, wo er nun verklärt und selig schaut den menschgewordenen Gott in der Verklärung, wolle er doch bitten für die Kirche, die er hienieden so sehr geliebt hat, daß im Herzen jedes ihrer Kinder das selige Geheimniß von der Menschwerdung Gottes zur Erlösung und Heiligung der Welt so geglaubt, so geliebt, so angebetet werde, wie er es geglaubt, geliebt und angebetet hat. Amen.

Der heilige Basilius der Große; der heilige Gregor von Nazianz; der heilige Gregor von Nyssa.

„Gott hat uns tüchtig gemacht, Theil zu nehmen am Erbe der Heiligen im Lichte, und uns versetzt in das Reich des Sohnes seiner Liebe."
(Kolos. 1.)

Erstes Kapitel.

An dem nordöstlichen Küstenland von Kleinasien, zwischen dem Schwarzen Meere und den Ausläufen der Taurischen Gebirge, liegt die Provinz Pontus. Während die westliche und südliche Küste Kleinasiens, von den lauen Lüften des Südens angeweht und von den Wellen des Marmora- und des mittelländischen Meeres bespült, Klima und Vegetation des Südens haben, trägt die nördliche Küste einen ganz nordischen Charakter. Die Stürme, welche über die Steppen Südrußlands dahinfegen, vom Kaukasus herabsausen und die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere so gefährlich machen, prallen mit ihrem ganzen Ungestüm an die Küste von Pontus und brechen sich an den Gebirgszügen des inneren Landes. Es hat ein rauhes Klima, aber auch die Schönheiten einer nordischen Natur: herrliche Waldungen, welche sich über die Berge hinziehen, quellenreiche grüne Hügel, frische Wiesen. Tiefer im Gebirge ist Felsenöde mit zerrissenen, von Waldbächen aus geschmolzenem Schnee ausgewaschenen Schluchten. Die Hauptstadt der Provinz ist Neocäsarea. Der heilige

Gregor Thaumaturg brachte ihr das Christenthum; denn als er im Jahre 248 als Bischof hinkam, fand er daselbst nur siebenzehn Christen und bei seinem Tode, im Jahre 270, ließ er nur siebenzehn Heiden in ihr zurück. Seine apostolische Wirksamkeit hatte sich über das ganze Land ausgebreitet. Bei der Diocletianischen Verfolgung, die einige dreißig Jahre nach seinem Tode ausbrach, zeigte sich das Volk muthig und glaubenstreu, beharrte bei dem Bekenntnisse des Christenthumes und litt Unsägliches. In ganzen Schaaren zog es in die Wälder und in's Gebirge, gab Hab und Gut preis, verließ Haus und Hof, lebte, wie die Nomaden, von Jagd und Fischfang, ertrug standhaft jede Entbehrung und überließ die verödeten Städte den Peinigern. Unter diesen treuen Bekennern waren viele der vornehmsten, reichsten und angesehensten Familien der Provinz. Zu einer derselben gehörte ein Ehepaar, das sich durch Muth und Frömmigkeit auszeichnete. Sie stammten von einem alten Heldengeschlechte ab, dessen Namen und Thaten vergessen sind, während ein unvergeßliches Heldengeschlecht von ihnen ausgehen sollte. Sie hatten ihre angenehme und behagliche Häuslichkeit verlassen und lebten, nicht ein Paar Tage oder Wochen, sondern sieben Jahre auf der Flucht vor der Verfolgung, meistens in unzugänglichen Waldungen, aber immer in schweren Drangsalen und großen Entbehrungen, die für verwöhnte, reiche Menschen eine doppelte Last sind. Fest und froh, als wahre Jünger des Gekreuzigten, trugen sie um seines Namens willen die Prüfung, die er den Seinen schickte.

Längst waren jene Zeiten vorüber, obgleich die Christenverfolgung, welche Diocletian begann, von Maximin Daja fortgesetzt, ja sogar von Licinius heimlich wieder getrieben worden war. Kaiser Constantin gab als Alleinherrscher dem Römerreich den Frieden und beschützte das Christenthum. Von jenem frommen Ehepaar lebte nur noch die Frau; jetzt eine Greisin. Sie hieß Macrina, zubenannt die ältere, um sie von einer Enkelin gleichen Namens zu unterscheiden. Sie hatte große Güter, die sie mit Ordnung und Umsicht selbst

verwaltete, war eine Mutter ihrer Unterthanen und eine zärtliche Pflegerin aller Armen und Kranken. Um dieſe Pflichten in möglichſter Ausdehnung zu erfüllen, lebte ſie immer auf ihren Gütern, die in der Diöceſe von Ibora unfern Neocäſarea lagen. Bei dem Dorfe Anneſi bewohnte ſie ein ſchönes Landhaus, das ihr beſonders lieb war. Durch die reichbebaute Ebene ſtrömte der Fluß Iris, der von den Armeniſchen Gebirgen waſſerreich herabkam. Auf ſeinem anderen Ufer lief eine bewaldete Hügelkette hin, die bald unmittelbar an den Fluß herantrat, bald etwas zurückwich und einer Wieſenflur zwiſchen ihrem Fuß und dem Fluß Platz machte. Hie und da wurden die Hügel von Felſenſchluchten zerklüftet und hie und da ſtürzten Bäche in maleriſchen Waſſerfällen über ſchroffe Abhänge oder rieſelten ſanft über Moos und zwiſchen Strauchwerk dahin. Ein lieblich ernſter Charakter war der Gegend aufgeprägt. Hier verlebte Macrina immer thätig, immer beſchäftigt, hochverehrt im ganzen Lande, den Abend ihres Lebens. Einſam wäre er geweſen, wenn nicht ein lieblicher Knabe ihn verſchönert hätte, der älteſte Sohn ihres einzigen Sohnes. Dieſer Sohn hieß Baſilius; er lebte in Kappadocien, einer Provinz, die an den Süden von Pontus gränzt und einen Theil des Binnenlandes von Kleinaſien bildet. Er war mit einer der reichſten Erbinnen des Landes vermählt, die nicht bloß dort, ſondern auch in Klein-Armenien Güter beſaß. Sie hieß Emmelia und war eine ausgezeichnete Schönheit und eine ungemein liebevolle, fromme, andächtige Seele. Man glaubt, daß ſie verwandt war mit einigen jener Helden, welche die Kirche unter dem Namen „die vierzig Martyrer“ am 10. März verehrt, die zu Sebaſte, der Hauptſtadt von Klein-Armenien, eine Nacht entkleidet auf einem zugefrorenen See zubringen mußten und dieſen Tod dem Leben als Götzendiener vorzogen. Gewiß iſt es, daß Emmelia und ihre Kinder eine große Andacht zu dieſen heiligen Helden hatten, daß ſie zu Ehren derſelben eine halbe Stunde von Anneſi eine Kirche erbaute, Reliquien dieſer Martyrer dahin übertrug und in der Kirche eine

Familiengruft einrichten ließ. Gewiß auch iſt es, daß Emmelia's Eltern tapfere Bekenner des chriſtlichen Glaubens unter Licinius wurden und bald darauf, in Folge der allzu harten Mühſale, beide ſtarben. Emmelia mit ihrer Jugend, ihrer Schönheit, ihrem Reichthum ſtand allein in einer Welt, die keinen Reiz für ſie hatte und die ihr um ſo läſtiger war, als viele Bewerber ſich ihr naheten. Ihr Sinn ſtand nach dem jungfräulichen gottgeweihten Leben. Es befanden ſich aber unter ihren Bewerbern Einige, die ſich einen göttlichen Nebenbuhler nicht wollten gefallen laſſen und ihr mit gewaltthätiger Entführung drobeten, wenn ſie ſich von der Welt zurückzöge. Solche Entführungen waren nichts Seltenes und obſchon der Entführer mit ſchweren Kirchenſtrafen belegt wurde, wagte die Leidenſchaft, unterſtützt von den ungeordneten Zuſtänden der Zeit, ſich doch zuweilen daran. Da hielt es Emmelia für den Willen Gottes, ſich in den Schutz eines edlen Mannes zu begeben und ſie wählte unter ihren Bewerbern Macrina's Sohn, Baſilius, weil deſſen Charakter ihr die Bürgſchaft gab, daß ſie eine heilige Ehe führen würden. Und ſo war es auch: Mann und Weib und Kinder heiligten ſich.

Da Emmelia's Hauptgüter in Kappadocien lagen, blieb Baſilius der ältere in dieſer Provinz und bekleidete ein angeſehenes Amt in der Hauptſtadt Cäſarea. Das erſte Kind aus dieſer Ehe wurde nach der Großmutter in Pontus Macrina genannt; das zweite nach dem Vater, Baſilius; dann kamen noch drei Söhne und fünf Töchter. Baſilius der ältere beſuchte ſeine Mutter, ſo oft ſeine perſönlichen Geſchäfte und die Pflichten ſeines Amtes ihm freie Zeit ließen. Je älter ſie wurde, um deſto weher that es ihm, daß ſie ſich ſo wenig an ſeinem Familienglück erfreuen könne und er faßte den Entſchluß, ihr eines ſeiner Kinder zu ſchicken, um ſie zu erheitern und zu erfreuen. Von ihrem älteſten Kinde vermochte Emmelia ſich nicht zu trennen; ihr Herz hing mit unſäglicher Liebe an der kleinen Macrina, dem erſten Gottesgeſchenk, das ſie ihrer Ehe verdankte. So fiel

denn die Wahl auf den kleinen Basilius, der zu Ende des Jahres 329 geboren und jetzt drei bis vier Jahre alt war. Mit seiner Wärterin wurde er zur Großmutter nach Pontus gebracht und ihrer Liebe übergeben. Ihrer Liebe; also nicht jener schwächlichen Zärtlichkeit, die aus der selbstsüchtigen Natur hervorgeht, die in dem Kinde nicht das Geschöpf Gottes ehrt und pflegt, sondern es als einen Sprößling des eigenen Blutes bewundert und verzärtelt und die in dessen Erziehung mehr eine Unterhaltung als eine Pflichterfüllung sucht. Einer solchen Liebe würden Basilius und Emmelia ihren Sohn nicht anvertraut haben, dies Kind der Gnade, das bald nach seiner Geburt in eine so schwere Krankheit fiel, daß die Aerzte es für verloren erklärten und keine Mittel mehr anwendeten. Da nahmen die trauernden Eltern ihre Zuflucht zu einem himmlischen Mittel und beteten so inbrünstig, so anhaltend, so vertrauensvoll, daß Gott ihnen nicht den Wunsch versagen konnte. Der kleine Basilius genas und wurde ein kräftiges, an Leib und Geist glänzend begabtes Kind. Macrina die ältere erkannte das Opfer, welches ihr Sohn ihr brachte, und den Schatz, den er ihr anvertraute. Sie übernahm Basil's Erziehung mit aller Liebe eines geheiligten Herzens, das hauptsächlich darauf sieht, einen Heiligen für den Himmel zu erziehen. Sie unterrichtete ihn in der Grundlage jeder Tugend und aller Weisheit, in den christlichen Glaubenslehren, die sie selbst von ihrer frommen Mutter, und diese vom heiligen Gregor Thaumaturg empfangen hatte. Die beseligenden Lehren von dem dreieinigen Gott, von der Menschwerdung Gottes, von der Erlösung des Menschen, von des Menschen Umbildung zu einem neuen Geschöpf durch die Kraft und die Gnade Christi, fielen wie ein himmlischer Thau auf Basil's zarte Seele, die in ihrer Unschuld und Reinheit noch das Ebenbild Gottes bewahrte und daher Göttliches als Verwandtes begriff und erfaßte. Aber nicht in ein träumerisches Gemüthsleben versenkte Macrina den Knaben; sie sorgte für Unterricht, der seinem Alter angemessen war; sie gönnte der kindlichen Beweglichkeit Spielraum und ließ ihn

in sicherer Begleitung durch Flur und Wald, über Hügel und Berge streifen. Dazwischen machte sie ihn zum Zeugen der praktischen Richtung, welche aus dem Christenthum hervorgeht: mit ihr oder in ihrem Auftrag besuchte er Kranke, Nothleidende, Arme; spendete milde Gaben, die sie ihm anvertraute, vertheilte Kleidungsstücke, die sie angefertigt, und Arzeneien, die sie bereitet hatte. Unvergeßlich für's ganze Leben blieben die tiefen Eindrücke, welche seine heilige Großmutter durch ihr Beispiel und ihre Worte auf sein junges Gemüth machte. Der sinnige Ernst, die liebevolle Thätigkeit, die religiöse Innigkeit, welche sich später ebenso schön entwickelten, als sich sein Geist und sein Genie reich und blühend entfaltete, waren in ihren Grundzügen auf die warme, lebendige Seelenpflege zurückzuführen, die seine Kindheit in dieser freundlichen und ländlichen Stille fand. Den Eltern und Geschwistern wurde er nicht entfremdet. Sie hingen Alle zärtlich an der heiligen Großmutter, liebten den Aufenthalt in Anneſi und kamen häufig nach Pontus. Basilius mochte zehn bis eilf Jahre alt sein, als Macrina die ältere aus dem Erdenleben schied. Er kam nun nach Cäsarea und in den Kreis seiner Familie. Sein Vater beschäftigte sich viel mit ihm, gab ihm selbst wissenschaftlichen Unterricht und eiferte ihn an zum fleißigen Besuche der Schule. Emmelia setzte Macrina's Werk an seiner Seele fort. Ihre liebliche Gottseligkeit verlieh ihr einen solchen Zauber, daß alle ihre Kinder mit grenzenloser Zuneigung an ihr hingen. Basilius sagte später, sie sei eine ganz unvergleichliche Person gewesen, welcher Niemand an die Seite gesetzt werden könne. Und doch stand die jüngere Macrina neben ihr, die dritte in der Generation der Heiligen dieses glückseligen Geschlechtes!

Macrina war in den Armen und auf dem Schoße ihrer Mutter herangewachsen. Nachher wurde Emmelia ihre Erzieherin und Lehrerin. Es war damals üblich, die Kinder Gedichte von berühmten Dichtern auswendig lernen zu lassen, um ihren Geschmack zu bilden, indem sie ihr Gedächtniß übten. Daß dadurch die Begriffe des Kindes verwirrt und die Phan-

taſie auf Koſten des Gemüthes leidenſchaftlich aufgeregt werden müſſe, beachtete man im Allgemeinen nicht. Aber Emmelia, die zärtliche Mutter, gab dem Geiſt ihrer Tochter eine geſundere Nahrung: Macrina lernte die Pſalmen auswendig und die Sprüche Salomons. Dadurch traten erhabene und reine Bilder und Vorſchriften voll praktiſcher Weisheit ihr vor die Augen. Ihre Phantaſie mühete ſich nicht ab mit leerem Flitter, ſondern nahm einen Schwung, der höher ging als zu den Gebilden einer Fabelwelt; und ihr Gedächtniß beſchäftigte ſich mit Gegenſtänden, die kein flüchtiges, ſondern ein dauerndes Intereſſe in ihr anregten. Macrina lernte ſo gern dieſe heiligen Schriften, daß ſie ganz bald ſie im Gedächtniß aufgenommen hatte, und bei häuslichen Beſchäftigungen, namentlich bei Handarbeiten, in denen ſie Meiſterin war, immer die Pſalmen leiſe vor ſich hin zu beten pflegte. Ihr lebhafter Geiſt und die große Schönheit, welche ſie von Emmelia geerbt hatte, entwickelten ſich früh. Bei zwölf Jahren verlobte ihr Vater ſie mit einem jungen Mann, der in jeder Beziehung ihrer würdig, und der ausgezeichnetſte zwiſchen mehreren edlen Bewerbern war. Macrina gehorchte ihrem Vater. Aber bald darauf ſtarb der Verlobte, und nun erklärte ſie mit Entſchiedenheit, daß ſie ihm keinen irdiſchen Nachfolger geben, aber ſich mit Leib und Seele Chriſtus anvermählen würde. Ihr Vater gönnte ihr dieſe heilige Freiheit. Emmelia war überglücklich, die Tochter den Weg einſchlagen zu ſehen, den ſie ſelbſt ſo gern betreten hätte. Macrina blieb fortan mit ihrer Seele im Himmel bei dem Ewiggeliebten, ohne im mindeſten ihre Pflichten im Familienkreiſe zu vernachläſſigen. Alle ihre Geſchwiſter ſchauten auf ſie mit großer Liebe und eiferten dem Vorbilde nach, das ſie ihnen aufſtellte.

Auf Baſilius folgte ein Bruder, der Naukrates hieß; dann kam Gregor. Fünf Schweſtern, von denen die eine in früher Kindheit ſtarb, folgten ihm. Dieſer Kranz von Freuden, von Hoffnungen, von heiligen Sorgen umgab die glücklichen Eltern. Aber das Glück iſt ein Gaſt hienieden, kommt und

geht und bürgert ſich nirgends heimiſch ein. Im Jahre 342 ſchenkte Emmelia ihrem Manne den vierten Sohn, der Petrus genannt wurde, und als ob hiemit das Maß des Glückes überfüllt ſei, fiel der Vater in eine tödtliche Krankheit und ſtarb nach einigen Tagen in voller Kraft und Blüthe des Lebens. Der Schlag kam ſo plötzlich, ſo überwältigend, daß Emmelia mit wankender Geſundheit wie gebrochen von Gram und Sorge zwiſchen ihren Kindern ſtand. Der Verluſt ihres Mannes, die Verantwortung für die Erziehung der zahlreichen Familie, die Geſchäfte, welche aus der Verwaltung eines großen Vermögens entſprangen, ſtürmten auf ſie ein, die kränkelnde Frau, die einſame Mutter. Da trat ihr die vierzehnjährige Macrina als ein Engel des Troſtes an die Seite. Sie nahm Emmelien die ganze Laſt des Lebens ab, die Beſorgung des Hausweſens, die Führung der Geſchäfte, ſogar die Pflege des kleinen Petrus, zu deſſen Wärterin ſie ſich jetzt mit derſelben Hingebung machte, die Emmelia einſt für ſie geübt hatte. Emmelia lehnte ſich auf die ſtarke Tochter, die ihr ſo früh und ſo reichlich die Sorgfalt vergalt, mit der ſie erzogen worden war. Baſilius aber ſetzte ſeine Studien auf der Schule zu Cäſarea fort.

Zweites Kapitel.

Zu dieſer nämlichen Zeit lebte in demſelben Lande Kappadocien eine andere Familie, deren Lebenskern wiederum eine fromme Frau war. Auf den Blättern der Geſchichte ſtehen die Namen und die Thaten der großen Männer, welche bildend und erleuchtend heilſam auf die Menſchheit gewirkt haben, wie billig! Denn die Welt und die Menſchheit und die wirkende That in jener und für dieſe gehören in des Mannes Bereich und Beruf. Aber auf den Blättern im Buche der ewigen Vergeltung ſtehen Frauennamen, welche die Geſchichte halb oder ganz vergeſſen hat; und da wird man inne werden, wie weſentlich ihr Einfluß auf jene Männer war, welch ein Segen von ihnen ausging, welch Heil ſie über

ganze Geschlechter verbreiteten; aber auch welchen Fluch und welch Unheil sie gebracht und gestiftet haben. Ihre feine biegsame Natur schmiegt und rankt sich in alle Winkel des Herzens, in alle Falten der Seele des Mannes ganz unvermerkt und unwiderstehlich hinein, und ob die Mutter, das Weib, die Schwester das innere Lebensgeäder des Mannes mit Balsam oder mit Gift erfüllt haben: das ist sehr oft maßgebend für die Richtung, die er später in der Welt einschlägt.

Bei der bischöflichen Stadt Nazianz im südlichen Kappadocien lag das Dorfe Arianz, wo die gottselige Nonna manches Jahr ihres Lebens in heißen Thränen und angsthaftem Flehen vor Gott hinbrachte. Gregor, ihr Mann, war sehr rechtschaffen, allgemein geachtet, liebevoll für sie, reich und großmüthig; allein er war fern von der beseligenden Erkenntniß des Christenthums, gehörte der heidnischen Secte der Hypsistarier an, die zwar an einen Gott glaubten, aber nebenbei dem persischen Feuerdienst ergeben waren und den äußerlichen jüdischen Gesetzen folgten. Mit namenlosem Schmerze sah Nonna ihren Mann befangen in diesem Wust von Unwahrheit und Verwirrung; aber sie verzagte nie und betete nur um so feuriger für die Seele, die ihr so theuer war und so nahe stand. Endlich erhörte Gott Nonna's Gebet: Gregor wurde Christ und wurde es mit so herzlicher Frömmigkeit, daß er nach einiger Zeit zum Priester und zum Bischof von Nazianz geweiht wurde [1]). Der älteste Sohn aus dieser Ehe ward nach Cäsarea gebracht, um dort die Schule zu besuchen, an der die Lehrer tüchtiger waren als in der kleinen Stadt Nazianz. Der Knabe hieß, wie sein Vater, Gregor. Er wurde in Cäsarea mit Basilius bekannt, und aus

1) Es wurden in den ersten Jahrhunderten, wo viele edle verheirathete Männer aus dem Heidenthume sich bekehrten und die frömmsten Christen wurden, auch Verheirathete zu Bischöfen und Priestern geweiht. Aber nach der Priesterweihe durfte Keiner heirathen, noch das eheliche Leben fortsetzen.

dieſer Schulkameradſchaft entwickelte ſich allmälig eine feſte und berühmte Freundſchaft. Gregor war ebenſo fromm erzogen wie Baſilius. Nonna, die vor ihm nur eine Tochter, Gorgonia, hatte, erſehnte einen Sohn, wie die Mutter Samuels und verlobte ihn, gleich dieſer, dem ausſchließlichen Dienſte Gottes. Als Gregor auf die Welt kam, erneuerte ſie ihr Gelübde. Höher konnte ſie ja dies Geſchenk Gottes nicht ehren, als indem ſie es ihm weihete. In dieſem Sinne erzog ſie Gregor. Er lernte leſen in der heiligen Schrift; er empfing die erſten Belehrungen im Glauben aus dem Munde ſeiner Mutter und ein Vorbild jeder Tugend in ihrem Wandel. Unterwürfig und ſanft gegen ihren Mann, wachſam und zärtlich für ihre Kinder, mild für die Untergebenen, ſchrankenlos barmherzig für die Armen, liebreich gegen alle Menſchen, war ihr Beiſpiel eine wahre Schule der Vollkommenheit. Es ging auch nicht für ihre Kinder verloren. Gorgonia und ihr jüngſter Sohn Cäſarius athmeten wie Gregor an ihrem Herzen und in ihrer Umgebung das Etwas ein, woraus ſich auch in den ſchwierigſten weltlichen Verhältniſſen Heilige bilden. Gregor wurde früh durch außergewöhnliche Gnaden zu Gott hingezogen. Er hatte einſt als Knabe einen lieblichen Traum. Zwei hehre Frauengeſtalten neigten ſich huldvoll zu ihm herab, und als er mit liebender Ehrfurcht nach ihrem Namen fragte, nannten ſie ſich Keuſchheit und Mäßigkeit, und luden ihn ein, ſeine Seele mit ihren Seelen zu vereinigen, damit ſie ihn dereinſt mitten in die Glorie einführen könnten, welche die Auserwählten vor dem Throne Gottes erwartet. Darauf ſchwebten die herrlichen Geſtalten in den Himmel zurück. Aber in Gregors Seele, durch welche damals, auf der Grenze zwiſchen dem Knaben- und dem Jünglingsalter, gährende Elemente wogten, verblieb der Abglanz dieſer Viſion und ſein Herz entzündete ſich in heißer Liebe zur Virginität. Er floh alle Vergnügungen der Jugend und ſuchte den Umgang gottſeliger Menſchen auf. Sein reines Herz, ungetrübt durch verkehrte Neigungen und thörichte Wünſche, begünſtigte ſeine geiſtige Entwickelung.

Er liebte Bücher, Wiſſenſchaften, Studien, gelehrte Männer, aber nur als Mittel, um in der Erkenntniß Gottes zu wachſen und in der Liebe Gottes fortzuſchreiten.

Zu Cäſarea in Paläſtina blühte in allen Wiſſenſchaften jene Schule, die Origenes in der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts dort gegründet hatte, als er in Folge einiger gelehrter Streitigkeiten die Vorſteherſchaft der berühmten Schule von Alexandrien aufgab. Der Glanz ſeines Namens, ſeiner Gelehrſamkeit, ſeiner Wiſſenſchaft der göttlichen Dinge, ſeines heiligen Wandels folgte ihm und zog die wißbegierige Jugend nach Cäſarea. Einer ſeiner Schüler, der Martyrer Pamphilius, wendete ſein großes Vermögen auf, um eine ausgezeichnete Bibliothek zu ſammeln, die er dieſer ſeiner Vaterſtadt ſchenkte, und die der gelehrte Erzbiſchof Euſebius, der Kirchenſchriftſteller, vergrößerte. So war der Ruhm der Schule begründet und befeſtigt und gab der Stadt in der ganzen chriſtlichen Welt einen großen Ruf. Die herodianiſchen Könige hatten Cäſarea früher mit vielen Bauwerken geſchmückt; weit und prächtig lag es an der Küſte von Paläſtina und ſchaute auf den blauen Spiegel des mittelländiſchen Meeres, das ſich ohne Gränzen für das Auge davor ausbreitet. Jetzt iſt Alles ſpurlos verſchwunden, was Geiſt und Kraft des Menſchen auf dieſer Stätte geleiſtet haben. Bildung und Wiſſenſchaft, Leben und Treiben der Menſchen, ſogar die Erinnerung an eine große Vergangenheit, ſogar das Andenken an ewig große Namen, Alles iſt untergegangen, iſt wie von der Erde verwiſcht, weil das Chriſtenthum in ſeiner beſeelenden Kraft hier untergegangen iſt. Nichts iſt übrig geblieben, als das ſchöne blaue mittelländiſche Meer! Die ganze Küſte iſt eine Wüſte, deren Sand mehr und mehr die Hügel von Schutt und Trümmern und Steingeröll bedeckt, die ſich am Ufer hinwellen, als Ueberbleibſel des berühmten, des großartigen Cäſarea. Wenig Punkte ſind melancholiſcher in dem melancholiſchen Orient, der in der Trübſal geiſtiger Verkommenheit erſtarrt, weil er das ewige Licht, das ihm aufging, erlöſchen ließ, um die Lämpchen von Menſchenweis-

heit zu pflegen, die von ſelbſt erlöſchen. Nun liegt er da gleich jener ägyptiſchen Sphynx, deren Auge wie verſteinert von Schmerz über eine Wüſte hinſtarrt, unter der ein großes Leben begraben liegt.

Gregor und Cäſarius verließen früh ihre Heimath und reiſten in die Fremde, getrieben von heiligem Wiſſensdurſt. Gregor blieb im paläſtina'ſchen Cäſarea; ſein Bruder trennte ſich von ihm und ging nach Alexandrien, wo Didymus, der berühmte Blinde, Vorſteher der hohen Schule war. Dieſer Mann verlor das Augenlicht als fünfjähriger Knabe, gerade als er anfing, die Buchſtaben zu lernen. Seine Wißbegier war zu groß, um durch dieſen Unfall zu erkalten. An einem in Holz geſchnittenen Alphabet lernte er leſen. Dann beſuchte er alle Lehrer, wie ſie für die verſchiedenen Stufen des Alters paßten, folgte ihren Vorträgen, ungeſtört durch die Außendinge und unterſtützt durch ein vortreffliches Gedächtniß, und hielt ſich außerdem Vorleſer, welche ihm die ausgezeichnetſten Werke in allen Fächern der Wiſſenſchaft vorleſen mußten. Häufig ſchliefen dieſe Leute bei den Büchern ein, welche ſehr wenig Intereſſe für ſie hatten, während Didymus ſeinen Studien halbe Nächte mit Freuden opferte. Er weckte aber nicht ſeine Vorleſer auf, ließ ſie ſchlafen und dachte während der Zeit über die Gegenſtände nach, welche die Bücher abhandelten. Dieſen Durſt nach Erkenntniß heiligte Didymus durch Gebet. Unabläſſig flehte er zu Gott um Erleuchtung, damit er verſtehe, was er höre. So lernte er nicht bloß alle Regeln der Schreib- und Redekunſt, und die ſchönſten Werke der Dichter, Schriftſteller und Redner kennen, ſondern war auch zu Hauſe in den profanen und heiligen Wiſſenſchaften. Er verſtand Geometrie und Aſtronomie, trieb Muſik, kannte die Philoſophie von Plato und Ariſtoteles und die Syſteme anderer Philoſophen; kannte das ganze Lehrgebäude der Kirche, entwickelte es mit Klarheit und Schärfe; und erklärte Wort für Wort die Schriften des Alten und Neuen Teſtamentes. Er wurde als ein Wunder ſeiner Zeit angeſtaunt und verehrt. Eine Menge Menſchen kamen ſeinetwegen

nach Alexandrien; die Einen wollten ihn hören, die Anderen nur ihn sehen. Athanasius war sein Beschützer und stellte ihn an die Spitze der Hochschule. Der heilige Einsiedler Antonius besuchte ihn. Auf dessen Frage: ob die Blindheit ihn betrübe? antwortete Didymus zögernd doch aufrichtig: „Ja.“ Da sprach Antonius: „O mein Bruder, freue dich, daß du schauest vermöge des innern Lichtes und nicht mit deinen leiblichen Augen, die durch einen einzigen Blick dich auf ewig verderben könnten.“

In keiner Wissenschaft, die zu Alexandrien gelehrt wurde, blieb Gäsarius unbewandert; aber sein Haupt- und Lieblingsfach war die Arzneikunde, und er wurde der berühmteste Arzt seiner Zeit. Gregor besuchte ihn und machte einen längeren Aufenthalt in Alexandrien, wo er die ausgezeichnetsten Männer, namentlich Athanasius, kennen lernte. Die Begegnung mit dem heiligen Patriarchen befestigte seine Seele in großen Entschlüssen, die in aller Stille reiften, ungestört durch die Thätigkeit seiner Intelligenz, die immer neue Nahrung suchte. Seit mehr als einem halben Jahrtausend war Athen der Sitz der feinsten classischen Bildung. Nirgends konnte man sich so gründlich in jener attischen Sprache und Beredsamkeit unterrichten und üben, als dort, wo die großen Schriftsteller und Redner Griechenlands gewirkt hatten und traditionell fortwirkten. Auf die Redekunst wurde aber damals ein so außerordentlicher Fleiß verwendet, weil sie das Talent war, das jeder großen Laufbahn in der Welt die Schranken öffnete. Das öffentliche Lehramt hatte ein ungeheures Gewicht zu einer Zeit, wo sich die Kultur des Geistes auf einzelnen Punkten zusammen drängte. Sie überfloß nicht den Erdball so gewiß oberflächlich und machte es nicht Jedem möglich, an Ort und Stelle oder in nächster Nähe die Ausbildung seiner Intelligenz zu bewerkstelligen. Es waren noch nicht die Millionen von geistigen Canälen, wie ein Irrigationssystem des Menschengeistes, über die ganze Welt gezogen. Man mußte Zeit und Mühe aufwenden und gefahrvolle Reisen unternehmen, um zu den berühmten hohen Schulen

zu gelangen, an denen die großen Lehrer wirkten und Schüler aus allen Völkern und Weltgegenden um sich versammelten. Ein solcher Lehrer war der geistige Herrscher in seiner Zeit und der Drang, ihn zu hören und an ihm sich zu bilden, war so stark, daß ein heiliger Hieronymus, als fünfzigjähriger Mann, angestaunt wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner Ascese, aus seiner Zurückgezogenheit in der syrischen Wüste hervor- und nach Constantinopel ging, als Gregor später dort auf der Kanzel lehrte. In der Redekunst mußten alle Schätze der Wissenschaft, der Kenntnisse, der Intelligenz zusammenfließen, um die Schüler zu unterrichten, zu erleuchten, zu überzeugen, zu fesseln. Sie war der klare See, in welchen viele Bäche sich ergießen, die ihn nähren, und die dafür in ihm ein Ganzes ausmachen und eine abgerundete Schönheit bilden. Ebenso war die Beredsamkeit wesentlich nothwendig für den öffentlichen Anwalt, dem dadurch bürgerliche Aemter und hohe Würden, sogar die höchsten Stellen des Reiches zugänglich wurden. Alle Zeitungen und alle schriftlichen Abhandlungen wichtiger Tagesfragen in unserer modernen Welt, ersetzte damals der berühmte Redner, und zwar mit einer ganz anderen Kraft als die ist, welche, abgeschwächt durch den Umweg über das Papier, zu Tage kommt: mit der Kraft des lebendigen Wortes, unterstützt durch Aufnahme von Seiten einer Zuhörerschaft, die nicht durch Vielleserei abgestumpft und urtheilslos geworden war.

Gregor schiffte sich zu Alexandrien ein, um nach dem vielgepriesenen Athen zu reisen. Es war im November, dessen Stürme den Meeresfahrten ungünstig sind. Die seine währte zwanzig Tage und war so gefährlich, daß Mannschaft und Reisende sich für verloren hielten, denn Sturm und Wellen drohten das Schiff zu vernichten und das Trinkwasser ging ihnen aus. Alle verzagten; Gregor war trostloser als seine sämmtlichen Gefährten, denn er hatte noch nicht das Sacrament der Taufe empfangen und es war ihm ein unerträglicher Schmerz, das irdische Leben zu verlieren, ohne Anwartschaft auf das ewige Leben zu haben. Schweigend lag er

auf dem Verdeck, flehte inbrünstig um Rettung zu Gott, und erneuerte seinen Entschluß, sich rückhaltlos ihm aufzuopfern. In der höchsten Noth begegnete ihnen ein phönizisches Schiff, welches großmüthig ihrem Mangel an Trinkwasser abhalf und bald darauf wurden sie nach der Insel Rhodus verschlagen, wo sie besseres Wetter abwarteten und dann glücklich nach Athen gelangten. Es war um das Jahr 350. Gregor schwelgte hier in allen Freuden der Intelligenz. Er fand hier den Redner Anatolius, den Kaiser Constantius zum Präfecten des Prätoriums erhob; den Erfinder der Algebra, Diophantes; den Himerius und Prohäresius, welcher letztere vom Kaiser nach Gallien gerufen worden war, um dem ungebildeten Abendland ein Muster der griechischen Bildung vorzustellen. Als Prohäresius darauf über Rom nach Athen heimreiste, wurde er dort so bewundert, daß der Senat ihm eine Statue errichten ließ mit der Inschrift: „Roma, Königin der Welt, dem König der Beredsamkeit."

Drittes Kapitel.

Zwei Jahre später als Gregor kam Basilius nach Athen. Er hatte sich in seinem heimathlichen Cäsarea durch seine raschen Fortschritte und seinen musterhaften Wandel den Ruf des ausgezeichnetsten Schülers erworben und seine Landsleute blickten mit bewundernder Ehrfurcht auf den Jüngling, dessen glänzende Begabung ihnen Allen eine Freude war. Er wendete sich dann nach Constantinopel, wo der gewandte Redner Libanius öffentlichen Unterricht mit ungeheuerem Beifall gab. Libanius war einer der angesehensten Männer des Reiches, ein Heide, der an Nichts glaubte, als an die Ausgeburten der Theurgie und deshalb auch bei Julian dem Apostaten in großer Gunst stand. So fest war der junge Basilius im Glauben und so klar und entschieden über die christliche Lehre, daß er, ohne Furcht vor dem Einfluß eines hochgeschätzten und gewandten Meisters, von dessen Unterricht nur gerade Das annahm, was er für seine Zwecke nöthig fand. Das

Hauptstudium eines Christen sollten die heiligen Schriften und die Lehren des ewigen Lebens ausmachen, doch ohne die Bekanntschaft mit der classischen Literatur auszuschließen. Er schrieb später eine besondere Abhandlung über diesen Gegenstand und entwickelt darin die Ansicht, daß die Literatur der Heiden für die christliche Jugend nicht unnütz sei, wenn man aus den besten Werken der Dichter und Redner behutsam Alles entferne, was durch Lehre oder Beispiel verderblich auf Herz und Sittlichkeit einwirke. Nach diesem Grundsatz ordnete er auch seine eigenen Studien. Libanius schied aus der großen Masse seiner Schüler sehr bald den Jüngling aus, bei dem glänzende Fähigkeiten des Geistes mit liebenswürdiger Bescheidenheit und mit gediegener Tugend verbunden waren. Schon jetzt bewunderte er Basilius, wenn er ihn öffentlich reden hörte, und mit steigender Bewunderung folgte er ihm durch sein ganzes späteres Leben. Basilius' Verstandesreife, auf heiliger Grundlage früh gezeitigt und stets beschirmt, machte es ihm leicht, die Blüthe des Wissens einzusammeln, die sich ihm in Constantinopel darbot. An den zahlreichen Vergnügungen der genußsüchtigen Kaiserstadt nahm er nicht Theil. War ihm sein Weg durch's Leben und der Standpunkt, auf dem Gott ihn haben wollte, auch noch unklar: so war es ihm doch sehr klar, daß seine Seele mit den Nichtigkeiten des Erdenlebens nichts zu schaffen habe und eine höhere Befriedigung begehre, als die, welche aus dem Genuß oberflächlicher, flüchtiger Freuden hervorgeht. Im Jahre 352 ging auch er nach Athen. Sein glänzender Ruf ging vor ihm her und bereitete ihm dort eine gute Aufnahme. Die studierende Jugend hatte freilich allerhand thörichte und rohe Gebräuche, womit sie die Neulinge zu empfangen pflegte; aber Gregor's Ansehen, der den ehemaligen Schulgefährten mit offenen Armen empfing und die ruhige Milde in Basilius ganzem Wesen imponirte und schlug abgeschmackte Prüfungen zu Boden. In Athen schlossen sie die dauernde Freundschaft, die ihr beiderseitiges Leben so geschmückt und bereichert hat und die ihrer erhabenen, großartigen, heiligen Persönlichkeit

einen ſo herzgewinnenden Zauber verleiht. Gregor war von ungemein fröhlicher Gemüthsart, Baſilius von ſinnigem Ernſt. Einer glich den Charakter des Anderen aus: Baſilius wurde heiter und geſprächig, Gregor mäßigte ſeine gar ſo muntere Laune. Sie hatten eine und dieſelbe Wohnung; ſie aßen zuſammen; was Dieſer an Eigenthum beſaß, gehörte auch Jenem und Beide gaben ihren eigenen Willen auf, um ihn in ihrer ungeſtörten Einigkeit und ungetrübten Eintracht reiner und ſtärker wiederzufinden. Das Herz dieſer Freundſchaft war ihr gleicher Eifer für Tugend und Wiſſenſchaft und ihr Verlangen, dereinſt der Kirche mit allen Gaben zu dienen, welche ſie von Gott erhalten und mit gränzenloſem Fleiß entwickelt und gepflegt hatten. Dieſem Streben wurde ihre ganze Richtung unterworfen. Sie wachten Einer über den Anderen, um ihn zu warnen vor jeder Regung der Eitelkeit und der Selbſtſucht, welche ſich ſo leicht in die Menſchenbruſt einſchleichen. Sie ermunterten einander zum Fortſchritt in allem Guten; tröſteten einander über die Schmerzen, die untrennbar ſind vom aufrichtigen Streben nach der Vollkommenheit und vom beharrlichen Kampf um übernatürliches Glück; feuerten einander an, das Ziel nicht aus den Augen zu verlieren, dem ſo große Anſtrengungen galten. Ihre Freundſchaft war keine weichliche und ſchmeichelnde, wie ſie zwiſchen ſolchen Menſchen zu ſein pflegt, welche aus ihr ein Sammetpolſter ihrer Eigenliebe machen und den Freund bewundern und bekränzen, um wiederum von ihm bewundert und bekränzt zu werden. Sie übten ſich unabläſſig in Abtödtung des Willens, der Neigungen, der Sinne. Jeder ſuchte es darin dem Anderen zuvorzuthun; allein der Ueberwundene kannte keinen Neid auf den Sieger. Auch ihre Studien trieben ſie gemeinſchaftlich, laſen zuſammen die Werke der Alten, übten ſich in deren Schreib- und Ausdrucksweiſe, beſuchten dieſelben Lehrer, hörten dieſelben Vorträge, durchwachten mit einander halbe Nächte, weil der Tag ihrem thätigen Geiſt nicht lang genug war. Aber ſie ſtanden nicht auf dem bloß natürlichen Boden des Fleißes und Ehrgeizes,

welcher der Thatkraft und Regsamkeit der Jugend entspricht; die Kraft, um in dies Gnadenleben sich zu versenken und zu halten, schöpften sie aus dem Gebet. Ihre Nachtwachen galten auch der Betrachtung göttlicher Geheimnisse und der Anbetung göttlicher Liebe, und die Triebfeder ihres Lebens war die Ehre Gottes und die Hoffnung zur Ausbreitung seines beseligenden Reiches durch Wort und Schrift, durch Darstellung und Vertheidigung des Glaubens dereinst beizutragen. Gregor erzählt selbst: „Wir mieden alle Studiengenossen, die sich als Verächter der Religion und der Sittlichkeit zeigten und suchten nur den Umgang fleißiger und frommer Jünglinge. Wir hatten uns überzeugt, daß es Selbstbetrug sei, sich unter die Leichtfertigen zu mischen in der Absicht, an ihrer Bekehrung zu arbeiten. Die Gefahr liegt allzu nahe, von ihren schlechten Grundsätzen eine Trübung der guten zu empfangen. Wir lebten so eingezogen, daß wir nur zwei Straßen der Stadt kannten: die eine führte zur Kirche und zu den Dienern des Altares, welche die göttlichen Geheimnisse feiern und die Glieder Jesu Christi mit dem Brode des ewigen Lebens nähren; die andere, die wir aber minder hoch schätzten, führte zu den öffentlichen Schulen und zu den Lehrern der Wissenschaften. Die Straßen aber, durch die man ins Theater und nach den Orten ausgelassener Lustbarkeit ging, überließen wir Anderen. Unsere Hauptangelegenheit war unsere Heiligung und unser großes Ziel bestand darin: Christen zu heißen und zu sein."

Da standen in Athen noch überall die alten Göttertempel in der vollen Schönheit und Anmuth hellenischer Kunst! Da war der ganze Olymp mit seinen Fabelgestalten vertreten; und wie im Olymp die Minerva an Weisheit alle Götter übertrifft, so ragte ihr Tempel, das Parthenon, in unvergleichlicher Schönheit auf der Akropolis hoch über alle anderen hervor. Aber die erträumte Göttin einer träumenden Weisheit hatte den Tempel des Menschenherzens verloren, seitdem Paulus den Athenern verkündete, daß „der unbekannte Gott," dem sie einen Altar errichtet hatten und der in ihrem Olymp

keinen Platz fand, der gekreuzigte Gott des Evangeliums sei. Die großen Herzen, die großen Seelen, die großen Intelligenzen, Alle wurden Anhänger der ewigen Weisheit.

In das letzte Jahr von Basilius Aufenthalt in Athen fällt die Ankunft Julians, des Apostaten. Ihm entgingen die beiden ausgezeichneten jungen Männer nicht, da er dieselben Hörsäle besuchte und da man überall Gregor und Basilius bewundernd rühmte; und auch sie bemerkten sehr gut den jungen Cäsar, der sich einen großen Anhang zu gewinnen wußte, erkannten ihn jedoch als Das, was er war und ließen sich durch Das, was er scheinen wollte, nicht täuschen. Basilius galt in Athen als ein solches Orakel des Geistes und der Wissenschaft, daß die ganze Hochschule in Aufregung gerieth, als seine beabsichtigte Rückkehr nach Kappadocien bekannt wurde. Die Lehrer und die Studierenden wandten alle Mittel an, um ihn auf einem Lehrstuhl in Athen festzuhalten; aber umsonst. Seine Zeit für Athen war abgelaufen: in keinem Zweige des Wissens stand er einem Anderen nach. Im Jahre 355 ging er nach seiner Heimath zurück. Die Trennung von Gregor fiel ihm schwer; dieser, in seiner unersättlichen heiligen Wißbegierde konnte sich noch immer nicht von Athen trennen und nahm dort einen Lehrstuhl der Rhetorik an. Basilius wurde in Cäsarea gerade so empfangen, wie er aus Athen entlassen worden war. Er begann damit, eine Schule der Beredsamkeit zu eröffnen und übernahm auf den Wunsch seiner Freunde auch die Führung von Rechtssachen, so daß ihm, nach menschlicher Ansicht, eine glänzende Ruhmeslaufbahn nicht fehlen konnte. In Cäsarea fand er sich auch endlich nach Jahren wieder mit seiner Familie zusammen. Sie war beseelt von einem ganz eigenthümlich himmlischen Geiste. Emmelia und Macrina strebten mit immer höherer Glut der christlichen Vollkommenheit zu. Macrina, die mit einem Mutterherzen die erste Pflege ihres jungen Bruders Petrus übernommen hatte, führte seine Erziehung weiter fort, pflegte vor Allem die weltentfremdete Richtung des Knaben und ließ ihn hauptsächlich in geistlichen

und himmlischen Dingen gründlich unterrichten. Ihre vier Schwestern waren sämmtlich verheirathet. Gregor (später zubenannt: von Nyssa) studirte; aber Naukrates, Emmelia's Lieblingssohn, hatte sich aus der Welt, deren Zierde, und aus der Familie, deren Stolz und Freude er war, zurückgezogen, sein väterliches Vermögen an die Armen vertheilt und sich mit seinem Diener Chrysaph in eine Waldeinsamkeit hoch oben in den Bergen von Pontus begeben. In großem Mangel an Irdischem lebte er in der Wildniß und wußte seinem beschaulichen und abgetödteten Leben einen neuen Tugendschmuck zu geben, indem er zwei kranke Greise in seiner Einsiedelei aufnahm und mit frommer Sorgfalt verpflegte. Macrina, die das innere Leben ihrer Geschwister mit treuer Liebe beobachtete, sich durch keine Regung der natürlichen Zuneigung einnehmen und blenden ließ und ihren Fortschritt nur nach dem Maßstab des Glaubens in Anschlag brachte: Macrina erkannte, daß Basilius auf einem gefährlichen Punkt stehe. Alltäglicher Ehrgeiz und hohle Eitelkeit waren ihm fremd; aber das Bewußtsein seiner Vortrefflichkeit und seiner Vorzüge regten den Stolz in ihm an, der um so drohender war, als er auf Edles sich gründete. Macrina zitterte für Basilius, denn nichts ist dem Stolz so gewiß, als der Sturz von der Höhe, und wo ein Babylon in einer Seele steht, da steht es unter der Signatur des verwüsteten Falles. Die Provinz Pontus schätzte es sich zur Ehre, Basilius halb und halb zu ihren Landeskindern rechnen zu dürfen und suchte ihn für sich zu gewinnen. Aus Neocäsarea wurde ihm durch Abgeordnete des Senats der Antrag gemacht, an die Spitze des Unterrichtswesens der ganzen Provinz zu treten. Basilius sah sich veranlaßt, bald darauf nach Neocäsarea zu geben, wo er Verwandte und Jugendfreunde hatte. Die Einwohner der Stadt benutzten seine Anwesenheit, um sich in Masse zu ihm zu begeben und ihren Antrag zu erneuern. Doch Basilius lehnte ihn ab und schlug eine Stellung aus, die man für ihn so anlockend und glänzend wie möglich zu machen suchte. Nach seiner Rückkehr nahm Macrina hiervon Veranlassung,

um mit ihm über seine Plane für die Zukunft zu sprechen. Nichts genügte ihm, nichts lockte ihn; seine Thätigkeit entsprach nicht seiner ganzen Kraft; seine Wirksamkeit beschäftigte nicht alle seine Fähigkeiten; in seiner Seele war noch immer eine Leere; denn es war immer noch Welt darin. Da sprach Macrina zu ihm von dem seligen Genügen der vollkommenen Entsagung; von dem Aufbau des Gottesreiches im Menschenherzen, nicht unter dem Beifall der Welt, sondern unter Tadel und Mißbilligung; von der Ausübung der evangelischen Vollkommenheit, nicht in weithin leuchtenden, wohl aber in unscheinbaren Thaten und Tugenden; von der Gefahr, eine reine Seele und ein unbeflecktes Herz mitten in dem Strudel der Welt an der Klippe des Stolzes ungefährdet vorüber zu führen. So hatten die Geschwister lange traute liche Gespräche und Macrina's Worte wurden verstärkt und vervollständigt durch ihr Sein. Basilius sah diese ausgezeichnete Schönheit, diesen feinen Verstand, dies liebeglühende Herz, diese großen Fähigkeiten, ganz versenkt in das Kreuz und die Armuth Christi. Mit allen Gaben und Eigenschaften ausgestattet, welche ein Erdenglück begründen, war ihr ganzes Leben eine Kette von Opfern. Sie widmete sich vollständig ihrer Familie, der Erziehung, der Versorgung ihrer Geschwister. Sie besorgte die mühselige Verwaltung eines Vermögens, das, auf Grundbesitz ruhend, durch die drei Provinzen Kappadocien, Pontus und Klein-Armenien zerstreut war und das ihr selbst keinen anderen Genuß bot, als ihren Antheil den Armen zu geben. Sie stand dem großen Hauswesen mit einer Schaar von Untergebenen und Dienstboten vor und war selbst so abgetödtet, daß sie nicht nur für sich keine Bedienung brauchte, sondern auch die Mutter bediente und ankleidete, ja sogar gewisse Brödchen, die Emmelia gern aß, mit eigenen Händen bereitete. Basilius hatte schon in Athen mit seinem Freund Gregor oftmals die Süßigkeit eines ganz in Gott verborgenen und vom Kreuz beschatteten Lebens besprochen. Die Tiefe seines Gemüthes fand schon damals einen namenlosen Reiz in der Theilnahme an Jesu Leidens-

leben aus Liebe; allein er fühlte sich noch nicht innerlich reif genug, um es aus ganzem Herzen zu erfassen. Es schwebte ihm vor, wie eine selige Insel im weiten Meere, lieblich für den Gedanken, unerreichbar in der Wirklichkeit. Die beständige Anspannung seines Geistes fesselte ihn überdies an die Gegenwart und von der Zukunft hoffte er, daß sie ihm die Früchte seiner Arbeit ungefährdet eintragen werde. Nun aber warf er, durch Macrina angeregt, einen ernsten und redlichen Blick in sein Inneres, und erschauerte; denn er täuschte sich nicht darüber, daß gleich sein erstes Auftreten in der Welt ihm die Fallstricke des Stolzes bereitet habe. Da faßte er einen energischen Entschluß, entsagte jeder Aussicht auf Beifall, Ruhm und Ehre, gab seine Stellung und Geschäfte auf, vertheilte sein väterliches Vermögen an die Armen und widmete sich der Nachfolge Jesu in der heiligen Asceſe. Macrina frohlockte und pries die Gnade Gottes. Basilius schreibt über seinen damaligen Zustand: „Nachdem ich viele Zeit mit eitler Arbeit hingebracht und fast meine ganze Jugend bei dem Studium von Wissenschaften verschwendet hatte, die vor Gott doch nur eine thörichte Weisheit sind, war es mir, als erwachte ich aus einem tiefen Schlaf. Staunend schaute ich in das wundervolle Licht der Wahrheit, das aus dem Evangelium vor mir aufging, und erkannte das Unnütze der Weisheit einer Welt, die zu Grunde geht. Ich beweinte mein elendes Leben und es lag mir am Herzen, meine Sitten zu reinigen, die durch langen Umgang mit Gottlosen befleckt worden waren. Da ich nun im Evangelium fand, daß das beste Mittel, um zur Vollkommenheit zu gelangen, darin bestehe, Alles zu verkaufen und den Erlös den dürftigen Brüdern mitzutheilen, von allen Sorgen für das irdische Dasein sich loszusagen und von keiner Leidenschaft zu irgend einem geschaffenen Dinge sich hinreißen zu lassen: so wünschte ich auf diesem Wege einen Meister zu finden, um mit ihm über die kurze Welle dieses Lebens zu fahren.“

Viertes Kapitel.

Zu derſelben Zeit empfing Baſilius das Sacrament der Taufe, das weſentlich beitrug, ihn auf eine höhere Stufe des Gnadenlebens zu ſtellen und zu einer noch höheren hinzudrängen. Dianius, der Erzbiſchof von Cäſarea, ſpendete ſie ihm und ertheilte ihm die Weihe als Lector, deſſen Amt es iſt, bei dem Gottesdienſte die Vorleſungen aus den heiligen Schriften zu halten. Aber Baſilius, der ſich in jeder Richtung des Geiſtes gediegene Kenntniſſe zu erwerben ſuchte, begehrte nun auch über die große Wiſſenſchaft des Heils belehrende Erfahrungen einzuſammeln, um nicht irre zu gehen auf dem Wege, den er einſchlagen wollte. Er trat im Jahre 357 eine Reiſe nach Meſopotamien, Cöleſyrien, Paläſtina und Aegypten in der Abſicht an, um die beiden Zweige, welche aus der gemeinſamen Wurzel der chriſtlichen Aſceſe aufſproßten, das anachoretiſche und das cönobitiſche Leben da kennen zu lernen, wo es ſich bis jetzt am kräftigſten entfaltet hatte, und das war eben der tiefere Orient, auf den die wunderbaren Männer Antonius, Hilarion, Ammon und Pachomius einen unmittelbaren Einfluß gehabt hatten. Wie ein anderer Moyſes hatte Jeder von ihnen Schaaren des Volkes Iſrael von Aegyptens Fleiſchtöpfen hinweg durch die Wüſte in's gelobte Land geführt. Jeder von ihnen hatte damit begonnen — der Eine früher, der Andere ſpäter, Hilarion bei vierzehn und Ammon bei vierzig Jahren — mit Johannes in die Einöde und an die Ueberwältigung der Irdiſchkeit in allen ihren Neigungen und Leidenſchaften mit einem zweiſchneidigen Schwerte zu gehen, indem ſie einerſeits die Bedürfniſſe des leiblichen Menſchen in Speiſe und Schlaf, in Wohnung und Kleidung auf das kleinſte Maß herabdrückten, und andererſeits dem Verlangen und den Fähigkeiten des geiſtigen Menſchen nach ſeiner Nahrung, nach ſeiner Befriedigung keine andere Schranke ſetzten, als das Maß der Gnade. Da nun zu jedem Menſchen ohne Ausnahme vom Heilande ſelbſt geſagt worden iſt: er müſſe vollkommen werden, wie der Vater im Himmel vollkommen iſt; und da Gott

allein das Maß der Gnade für einen Jeden kennt: so ist es klar, daß ein in den Willen Gottes versenkter Menschenwille in seinem Streben nach Vollkommenheit eine unberechenbare Höhe erreichen kann. Die unerläßliche Bedingung dazu ist aber die Vereinigung des menschlichen Willens mit dem göttlichen, d. h. die Liebe des Menschen zu Gott. Diese Liebe macht ihn frei. Die Furcht knechtet ihn, der Eigennutz besticht ihn, die Sinnlichkeit verlockt ihn, denn das sind lauter Regungen der Selbstliebe, die ihn zum Sklaven erniedrigt. Tödtet er die Selbstliebe ab, gibt er die Begier nach niedrigen Gütern auf, die sämmtlich geringer sind als seine Seele und sämmtlich sie von ihrer Bestimmung abwenden: so fallen die Fesseln und die Schleier von ihr, sie erkennt das höchste Gut, sie strebt nach dessen Besitz, sie verlangt Das, was allein des Verlangens der Seele würdig ist, sie verlangt Gott — Gott allein, sie liebt Gott — Gott allein; sie ist frei. Und wie der Vogel, wenn er seinem Käfig entschlüpft, mit beschleunigtem Flügelschlag in die Luft sich schwingt und die erlahmten Flügel mit jubilirender Lust in ihre angemessene Thätigkeit versetzt, und nicht müde wird vom Fluge, sondern stark und munter, weil Das seine Bestimmung ist: so geht's auch der Seele. Ist der übernatürliche Mensch aus der Sklaverei seines Götzen, der Selbstliebe durch unabläßlichen Kampf entronnen und frei in sein Element versetzt, so führt ihn die Freiheit zu dem Gott seines Wesens, zu der ewigen Liebe. Und wie die Luft den Vogel trägt und ihn nicht fallen läßt: so und noch ganz anders trägt und hält die ewige Liebe Den, der sich ohne Rückhalt ihr hingibt. Wer den Aufschwung gewagt hat, ist noch nie zurückgestoßen worden. Er mag das Ziel nicht erreicht haben, weil er selbst in der Liebe wankte und fehlte; aber die ewige Liebe hat ihm nie gefehlt. Gott betrügt nicht; Gott erfüllt das Verlangen seiner Geschöpfe, wenn Er ihr Verlangen ist, denn Er will sie glücklich und selig machen und in der Vereinigung mit Ihm haben sie dies Ziel erreicht, sind sie glückselig. An die Eroberung dieser Glückseligkeit

machten ſich jene alten Helden der göttlichen Liebe, die wie Rieſendenkmale auf der Gränze des Heidenthums und des Chriſtenthums ſtehen, um alle kommenden Zeiten zu erinnern, daß der Menſch geſchaffen iſt zur Unterwerfung aus Liebe, die ihn zur Herrſchaft durch Liebe führt.

Als Baſilius ſeine Reiſe antrat, waren Antonius, Pachomius und Ammon bereits von der Erde geſchieden, lebten aber in ihren Jüngern, ihren Inſtitutionen und Regeln fort. Das anachoretiſche Leben, wie ſie es als Vorſchule ihrer Wirkſamkeit durchgemacht hatten, ſtellte ſich nach ihrer Erfahrung ſo ſchwierig und ſo gefahrvoll für den Anfänger heraus, daß ſchon Antonius eine gewiſſe Ordnung für den Stand der Einſiedler organiſirt hatte. Die Neulinge wurden zu den Erfahrenen, die Jünglinge zu den Greiſen gegeben; dadurch übten ſich die Einen in Gehorſam, Dienſtfertigkeit und Demuth, die Anderen in Nachſicht, in weiſer Belehrung, beide Theile in Geduld und Liebe. Manches Jahr verging und manche Prüfung wurde verhängt, und mancher Einſiedler wurde aus einem Jüngling ein Mann, bevor der Jünger ſich von ſeinem Meiſter trennte. Ueberdies verſammelte jeder Sonntag und zuweilen auch noch ein Wochentag die Einſiedler eines gemeinſchaftlichen Bezirkes zur Feier der heiligen Geheimniſſe und Sacramente in ihrer Kirche, die den Mittelpunkt ihrer zerſtreuten Zellen bildete. Wild in die Wüſte hinein zu laufen, war nicht Einſiedlergebrauch. Heiliger Disciplin mußte auch der Anachoret ſich unterwerfen. Pachomius hatte das cönobitiſche oder gemeinſame Leben, den Mönchſtand, organiſirt und ſeine Klöſter zu Tabenna mit beſtimmten Regeln über Armuth, Gehorſam, Gebet und Arbeit verſehen. Hier fand der Eintretende die Stille, welche der Geiſtesſammlung nothwendig iſt, und den Troſt und die Hülfe, welche aus der Vereinigung mit Gleichgeſinnten und aus der Macht des Beiſpiels hervorgehen. Ammon endlich vereinigte in ſeiner Genoſſenſchaft beide Formen des aſcetiſchen Lebens: im Kloſter Nitria lebten die Cönobiten und in die Wüſte Cellia und Scete begaben ſich diejenigen Mönche,

deren Beruf so entschieden und deren Tugend und Frömmigkeit so groß war, daß die Oberen annehmen durften, sie wären im geistlichen Kampfe geübt genug, um ihn als Anachoreten siegreich fortzusetzen. Gegen das Ende des Jahrhunderts, als Palladius in den Klöstern von Nitria fünftausend Brüder fand, hatten sich sechshundert andere nach wohlbestandener Prüfung und Uebung aus der Genossenschaft hinweg und in die zehn Stunden entfernte Wüste Cellia begeben. Gewissen riesenhaften Kämpfern des Geistes, deren Beispiel allzu aufregend auf die Mehrzahl der Brüder wirken konnte, war die Einsamkeit der Wüste gerade Das, was sie nöthig hatten. Den Alexandrinischen Macarius wies Pachomius bewundernd und demüthig von Tabenna fort, als einen Uebergewaltigen, mit dem seine Brüder nicht Schritt halten könnten und der sie entmuthigen würde; Macarius ging nach Scete.

Basilius fand in Aegypten alle Formen und Schattirungen des acetischen Lebens und viele fromme Männer, die sich demselben mit feuriger Andacht und Beharrlichkeit hingaben. Die beiden Macarius lebten noch, der berühmte Abt Serapion und Isidor, der heilige Spitalmeister zu Alexandrien ebenfalls; auch Hilarion, der hochbegnadete Schüler des Antonius, stand den Mönchsvereinen vor, die sich um ihn an der Gränze von Palästina und Aegypten gesammelt hatten. Aller dieser Männer harrten noch die Tage schwerer Trübsal, die Kaiser Valens mit seinen Arianern über sie brachte. In Syrien und Mesopotamien fand Basilius ebenfalls schon, neben den Anachoreten, auch Mönchsvereine. Ueberall wendete er sich an die Meister des inneren Lebens und wurde von ihnen wieder und immer wieder auf die Hingebung des Willens an die göttliche Liebe, auf die Abtödtung der Leidenschaften durch strenge Selbstbeherrschung und auf Eifer und Beharrlichkeit im Gebet, als auf die einzig wahre Grundlage einer heiligen Asceſe hingewiesen, deren Zweck die Nachfolge Jesu und deren Ziel die Umbildung in Jesus ist. Während Basilius die tiefsten Saiten seines Gemüthes auf dieser

Reiſe angeſchlagen fühlte, fehlten ihm doch auch die heilſamen Bitterkeiten des Lebens nicht. Gerade hier im tieferen Orient wurde ſein gläubiger Sinn ſchmerzlich verwundet durch die zahlreichen Streitigkeiten, welche wie ein Gewirr von Schlangen aus dem Schlangenneſt des Arianismus hervorbrachen. Mit feſtem Glauben hatte er die unvergeßlichen Lehren des Chriſtenthums, die ſeine heilige Großmutter ihm mittheilte, im Herzen bewahrt. Seine edle, reine Seele hielt wie ein tapferer Krieger Wache neben dem anvertrauten Schatz und wehrte die böſen Gelüſte des Verſtandes und der Sinnlichkeit ab, welche denſelben, wie Räuber und Diebe, zu ſchmälern, ja ſogar ganz zu entwenden trachteten. Alle Syſteme der Philoſophie hatte er zerlegt; die ganze Literatur des heidniſchen Alterthums war ihm bekannt; ſogar ſolche Studien hatte er mit Eifer und Intereſſe getrieben, welche den untergeordneten Intelligenzen oft zur Klippe werden, die Naturwiſſenſchaften, Phyſik, Medicin, Aſtronomie; aber das Alles lag in einer untergeordneten Region, welche das Wort der Offenbarung nicht berührte, viel weniger noch es trübte. Die Offenbarung füllt die größten Höhen und Tiefen des Menſchengeiſtes und gibt ihm den nothwendigen Schwerpunkt, der ihn anzieht und feſthält, damit er in ſeiner Beweglichkeit nicht verirre und verflattere, nicht gefangen werde von dem Reiz fein ausgeſonnener philoſophiſcher Syſteme, welche die Wahrheit ſuchen, nicht ſie lehren; damit er nicht geblendet werde von dem Zauber einer vollendeten Form des Ausdruckes und der Darſtellung, welche äußerlich die Schönheit beſitzt, nicht innerlich; damit er nicht armſelig zu Grunde gehe an der Materie, indem er ſich vertieft in ihre Stoffe und Kräfte, die ihn überwältigen, nicht er ſie; damit er bei all' ſeinem Denken und Sinnen, Forſchen und Fragen eine Magnetnadel habe, die ihm unwandelbar ſeine Richtung gibt und ſeinen Weg andeutet. Als einen ſichern Compaß auf der unſichern Wanderſchaft zum wahren Ziele, zum ewigen Leben: ſo verſtand Baſilius die Offenbarung; ſo hatte er ſie verſtanden geſehen von ſeiner Familie, von ſeinem Freund

Gregor. Mit der heidnischen Welt und dem heidnischen Leben wurde er auf den hohen Schulen bekannt, insoweit er sie in seinen Studienplan aufnahm und sich mit ihrer Theorie beschäftigte. Die häretische Welt und ihr Treiben war ihm aber ganz unbekannt geblieben und trat ihm nun entgegen im grellen Gegensatze zu jenen Erscheinungen der ascetischen Welt, welche der ungeschwächte Glaube an die Göttlichkeit der Offenbarung hervorrief. Je schmerzlicher Basilius von der Zerrissenheit der Kirche, von der Uneinigkeit der Bischöfe und von der Streitsucht über heilige Lehren, welche wie eine ansteckende Krankheit im Orient grassirte, berührt wurde, um desto mehr sehnte er sich mit frommer Scheu aus dem Getümmel einer Welt hinweg, in der es so schwer war, das Heil der Seele zu erwirken. Um das Jahr 359 kam er nach Kappadocien zurück, fest entschlossen, sich nunmehr ganz dem Leben des Gebetes und der Abtödtung zu widmen. Er hatte gehofft, einen Gefährten an seinem Freund Gregor zu finden, mit dem er immer im brieflichen Verkehre stand, und der ebenfalls eine lebhafte Neigung für die Abgeschiedenheit hatte; aber anderen Fügungen gehorchte.

Als Basilius Athen verließ, nahm Gregor freilich einen Lehrstuhl der Rhetorik daselbst an, um seine Bereitwilligkeit zu zeigen, der Hochschule zu dienen und um die Aufregung wegen Basilius Abreise zu beschwichtigen. Als ihm das gelungen und der Sturm gefallen war, zog er sich still zurück und wanderte unbemerkt aus dem berühmten Musensitz nach Constantinopel, wo er mit seinem Bruder Cäsarius zusammentraf, der eben aus Alexandrien dort anlangte. Cäsarius genoß eines so bedeutenden Rufes als Arzt, daß der Senat von Constantinopel ihm die Würde eines Senators und einen großen Gehalt, Kaiser Constantius aber das Bürgerrecht und die Stelle seines ersten Leibarztes gab, um einen so ausgezeichneten Mann festzuhalten. Cäsarius ging auf einige Zeit zum Besuche nach Nazianz, so daß die Brüder ebenso einträchtig das Vaterhaus wieder betraten, als sie es vor Jahren gemeinsam verlassen hatten. Dann begab sich Cäsarius

zu ſeinem Wirkungskreis in der Kaiſerſtadt zurück und Gregor blieb bei ſeinen hochbejahrten Eltern, um ſeiner Mutter in ihren häufigen Krankheiten, und ſeinem Vater bei den ſchweren und ſorgenvollen Arbeiten und Geſchäften des biſchöflichen Amtes liebend und helfend zur Seite zu ſtehen. Die beiden Freunde Baſilius und Gregor hatten ein gemeinſames Einſiedlerleben in's Auge gefaßt und für die Stätte deſſelben einen Diſtrict der Diöceſe Nazianz gewählt, der Tiberina hieß und durch ſeinen Mangel an jeglicher Naturſchönheit ſich auszeichnete. Als Baſilius in die Heimath zurückkam und ſeinen Freund an das langwierige Krankenbett der gottſeligen Mutter Nonna und an die Unterſtützung des Vaters gefeſſelt fand, gab er Tiberina auf und ging nach Pontus. Abgeſehen von ſeiner weltentfremdeten Richtung und Stimmung, war ihm der Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt Cäſarea unerträglich, indem Dianius, ſein hochverehrter Biſchof, den er von Kindheit auf gekannt und geliebt hatte, wie ſo manche Biſchöfe jener Zeit, mehr wohlmeinend als umſichtig verfahren war und aus übergroßer Friedensliebe die Formel von Rimini über die Gottheit Chriſti annahm, welche Kaiſer Conſtantius allen Biſchöfen der Chriſtenheit aufzuzwingen ſuchte. Baſilius mit ſeiner tiefen Ehrfurcht vor der Tradition der Glaubenslehre, welche in dieſem weſentlichen Punkt auf dem Concil zu Nicäa traditionell feſtgeſetzt worden war und mit ſeinem Scharfblick leicht die vieldeutige Oberflächlichkeit der Formel von Rimini: „der Sohn iſt dem Vater ähnlich gemäß der Schrift“ durchſchauend, konnte von einer ſolchen Nachgiebigkeit kein Heil erwarten für das glaubenstreue Kappadocien. Und wirklich hatte der Mißgriff des Dianius die traurige Folge, daß mehrere Biſchöfe dem Beiſpiele ihres Erzbiſchofes nachahmten und die Formel von Rimini unterzeichneten. Zu dieſen Biſchöfen gehörte auch der von Nazianz. Aber beide, Dianius ſowohl als Gregor der ältere, legten ihren frommen Glauben in die neue Formel hinein und waren, obzwar dem Scheine nach Arianer, in Wirklichkeit nach wie vor ganz katholiſch. Indeſſen zog ein ſolcher Schritt immer Spaltun-

gen und Zerwürfniſſe nach ſich, indem Diejenigen, welche bei dem Symbol von Nicäa beharrten, die kirchliche Gemeinſchaft mit den Anhängern von Rimini aufgaben. Dies that auch Baſilius; er begab ſich nach Pontus auf die Familienbeſitzung Anneſi. Hier fand er auch Emmelia und Macrina wieder, die während ſeiner Abweſenheit ein lange gehegtes Vorhaben ausgeführt hatten. Er fand ſie nicht wieder in dem ſchönen Landhauſe, dem Schauplatze ſeiner glücklichen Kindheit, nicht wieder als fromme edle Herrinnen, wie die ältere Macrina geweſen war; nein! ſie lebten in einer Genoſſenſchaft von Frauen, ihren Verwandten, Freundinnen und Dienerinnen, in der Alles aufgehört hatte, was an früheren Stand, Reichthum, Anſehen und Wohlbehagen erinnern konnte. Emmelia hatte unfern von Anneſi und von der Kirche der Vierzig Martyrer das Kloſter gebaut, das ſie bewohnten und zu deſſen Vorſteherin Macrina einmüthig gewählt worden war. Sie theilte die Hausordnung ein und wachte darüber, daß ſie von Jedermann inne gehalten wurde. Arbeit, Pſalmengebet und Betrachtung der göttlichen Geheimniſſe des Glaubens wechſelten mit einander ab. Für Niemand wurden Ausnahmen gemacht; die Kleidung, die Koſt, die Lagerſtatt war für Alle gleich; die Beſchäftigung aber nach den verſchiedenen Kräften berechnet. Friede und Eintracht, Armuth und Demuth herrſchten zwiſchen den ſchweſterlich vereinigten Frauen, und nur das gemeinſchaftliche Pſalmengebet unterbrach die ſtille Ruhe des gottgeweihten Hauſes. Macrina hatte nun, was ſie wünſchte: die vollkommene Entſagung um Jeſu willen.

Emmelia's Mutterherz erlitt in dieſer Zeit einen herben Verluſt; ihr geliebter Sohn Naukrates wurde eines Tages entſeelt im Walde gefunden und neben ihm ſein Gefährte Chryſaph, treu im Tode wie im Leben. Naukrates hatte zuweilen Emmelia und Macrina im Kloſter aufgeſucht, zuweilen Botſchaften ausgerichtet, für die ſie einen ſichern Boten brauchten. Wenn auch nur ſelten, ſo ſahen ſie ſich doch und wechſelten Worte der Liebe und des Troſtes, die das Menſchenherz auch in der Zelle, auch in der Einſiedelei ſo ſchwer

entbehrt. Aber Gott verlangte auch dieſes Opfer von Emmelia und rief Naukrates bei achtundzwanzig Jahren, von denen er fünf in der Einöde zugebracht hatte, in's ewige Leben. Macrina's himmliſcher Sinn freute ſich über die kurze Pilgerfahrt durch das Thal voll Todesſchatten ihres geliebten Bruders, und mit zärtlichen Tröſtungen trocknete ſie Emmelia's Thränen. Nun kam auch Baſilius, und die trauernde Mutter hatte wieder einen Sohn in ihrer Nähe. Petrus war zur Vollendung ſeiner Erziehung frommen Männern anvertraut und Gregor war in die Ehe getreten. Seine Frau hieß Theoſebie und paßte durch ihre lieblichen Tugenden zu der frommen Familie. Baſilius hatte auf ſeiner Reiſe auch den Biſchof Euſtathes von Sebaſte in Armenien beſucht, der ſeine halbarianiſchen Anſichten unter dem Mantel äußerſt ſtrenger Abtödtung verbarg und dadurch die Menſchen irre führte. In demſelben Geiſt bildete er Schüler, welche das anachoretiſche Leben ergriffen, um von der Welt angeſtaunt und bewundert, keineswegs vergeſſen zu werden. Ihr innerer Hochmuth bäumte ſich ungebändigt hinter der äußeren Abtödtung auf. Arianiſche Geſinnung iſt mit der demüthigen Nachfolge Jeſu durchaus unverträglich, denn das Weſen dieſer Nachfolge iſt der Glaube, daß der menſchgewordene Gott ſie durch Lehre und Beiſpiel geboten hat. Fehlt dieſer Glaube, ſo fallen Lehre und Beiſpiel von ſelbſt als Menſchenmachwerk zuſammen und die Aſceſe iſt nichts als eine Comödie, die man für ſich oder für Andere um äußerer Zwecke willen aufführt. Daher kommt es auch, daß der Unglaube in der heiligen Aſceſe immer Heuchelei wittert: das wahre Motiv derſelben iſt ihm abhanden gekommen, deshalb legt er ihr die Triebfeder bei, die ihn bewegen würde. Baſilius Seele hatte viel zu entſchieden eine himmliſche Richtung eingeſchlagen und war viel zu erfüllt von den großen Vorbildern, die er vor Kurzem bewundert hatte, um auf eine principielle Entartung des anachoretiſchen Lebens vorbereitet zu ſein. Das Götzenopfer auf dem Altare Gottes faßte er nicht. Er freute ſich, daß Anachoreten in ſeinen heimathlichen

Bergen ihre Einsiedeleien aufgeschlagen hatten und glaubte sich ihnen anschließen zu können. Aber ihre wilde Schwärmerei riß sie zu ungebührlichen Uebertreibungen hin, und ihr vom Hochmuth verkehrtes religiöses Gefühl gab ein solches Aergerniß unter dem Volke, daß sie in Mißachtung geriethen, und daß Basilius erkannte, der Geist Gottes walte hier nicht. Aber um so feuriger suchte er sein Ideal zu verwirklichen, und in sich selbst zuerst. Er wählte sich eine schöne einsame Stätte und baute dort eine Hütte, die er freudig bezog. Sie lag hoch am Abhange eines Berges, dessen Waldungen sich zur Rechten und Linken in schroffen Schluchten herabsenkten, und wie ein halber Mond ein freundliches Wiesenthal umfingen, das an der offenen Seite vom Fluß Iris begrenzt und gleichsam nach der Welt zu beschirmt wurde. Durch die eine Schlucht brauste ein tobender Wasserfall über Felsenblöcke; durch die andere rieselten stille Bäche. All' diese Gewässer nährten den Pflanzenwuchs in Wald und Thal und ergossen sich in den Iris. Blumenduft und Vogelgesang erfüllten die Lüfte; ganze Heerden von Hirschen, von Rehen und Hasen streiften ohne Scheu und ungestört umher. Jenseits des Iris lag Anneſi, lag Macrina's schönes Landhaus von Platanen umgeben; lag das schlichte Kloster, das in seiner Unscheinbarkeit Kleinodien der streitenden Kirche für den Himmel aufbewahrte; lag die Kirche der Vierzig Martyrer, welcher Reliquien der triumphirenden Kirche für die Erde anvertraut waren. Anmuthig für das Auge, erhebend für die Seele, verlor sich die Landschaft am fernen, hügelbesäumten Gesichtskreis. Und von der Höhe herab schaute ein einsamer Mensch über sie und über alle Bilder der Zeit und des Raumes hinweg und sehnte sich nach den Höhen der Ewigkeit. So ist das Menschenherz nicht beschaffen, daß es mit einem einzigen kühnen Schwung für immer untergetaucht wäre in das Meer eines stillen Friedens. O nein! dazu gehört ein langathmiger Wille, dessen heiliges Verlangen den Gnadenbeistand herabzieht und von ihm getragen wird. Das empfand Basilius im vollen Umfang. Sein thätiger, rastloser, sinnender und

denkender Geiſt hatte ſich nun dreißig Jahre abgemüht, um Das zu erreichen, worin er ſeine Ruhe finden könne. Mit Forſchung und Studium und mit Ausbildung aller ſittlichen und intellectuellen Kräfte hatte er ſich auf jeder Stufe ſeiner Entwickelung beſchäftigt, und nie Gemeines und Niedriges, immer das Edelſte erſtrebt. Nichts von Allem, was die Welt bot, kein Ruhm, kein Anſehen, keine Ehre, keine Geltung, keine Freude, nichts von Allem gewährte ihm auch nur einen Augenblick von Genügen. Dies Genügen lag auf einem anderen Punkte, lag da, wo das vollkommene Opfer begann; er wußte es, und dennoch überfiel ihn die bange Schwermuth, dieſe Tochter des Erdgeiſtes, welche ſich auf jede Bahn zu drängen ſucht, die von dem Treiben der Welt hinwegführt. Da ſchrieb er ſeinem Freunde Gregor den wunderſchönen, aufrichtigen, demüthigen Brief, der ſo lehr- und troſtreich für Alle iſt, welche keine Baſilinsſeelen ſind und doch in ihrer Sphäre und nach ihrem Maße dieſelben Kämpfe zu beſtehen haben.

„Wie man Kinder an der Aehnlichkeit mit den Eltern zu erkennen pflegt, ſo erkannte ich deinen Brief an der Geſinnung, die alles Irdiſche für nichts achtet gegen die Seligkeit, die uns in den Verheißungen hinterlegt iſt. Daß du ſagſt, die Beſchaffenheit des Ortes meiner Einſamkeit könne nicht in Betracht kommen, um das Verlangen nach derſelben in dir anzuregen, bevor du über die Einrichtung der Lebensweiſe etwas erfahren habeſt, iſt ganz deines Herzens würdig. Aber ich ſchäme mich dir zu ſchreiben, was ich in dieſer Abgeſchiedenheit bei Tag und bei Nacht thue. Wohl habe ich das Leben und das Treiben in der Welt als Quelle von tauſend Uebeln verlaſſen; aber ach! mich ſelbſt kann ich noch nicht verlaſſen. Ich gleiche Denen, welche auf dem Meere, weil ſie an die Schifffahrt nicht gewöhnt ſind, mit der Seekrankheit zu kämpfen haben. Sie wähnen, die Größe des Schiffes verurſache zu viel Schwankungen. Sie begeben ſich in einen kleinen Nachen; aber überall haben ſie Ekel und wiſſen nicht, was ſie thun

ſollen, denn die Seekrankheit geht mit ihnen aus dem Schiff in den Nachen. So ungefähr ſteht es auch mit mir! So lange wir die in uns wohnenden Begierden mit uns herum tragen, haben wir überall dieſelbe Unruhe, ſo daß wir aus der Einſamkeit nicht viel Nutzen ziehen. Was wir aber thun ſollten und wodurch uns vergönnt würde, in die Fußtapfen Deſſen zu treten, der uns den Weg zum Heil gebahnt und geſagt hat: „Wenn Jemand mir nachfolgen will, ſo verläugne er ſich ſelbſt, nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir nach“: das iſt Dieſes. Wir müſſen trachten, einen ruhigen Geiſt zu erlangen. Ein herumrollendes Auge vermag keinen Gegenſtand klar und deutlich zu ſchauen. Unverrückt muß es ſich auf Das richten, wovon es ſich eine genaue Kenntniß verſchaffen will. Ebenſo kann auch der menſchliche Geiſt die Wahrheit nicht deutlich erkennen, ſo lange er mit tauſend zeitlichen Sorgen beſchäftigt iſt. Das einzige Mittel, um ſie zu vermeiden, iſt die Losſagung von der ganzen Welt. Dieſe Losſagung beſteht aber nicht darin, daß man ſich dem Leibe nach von ihr trennt, ſondern darin, daß man die Theilnahme der Seele von ihr zurückzieht und ohne Heimath, ohne Eigenthum, ohne Beſitz, ohne Geſellſchaft der Freunde, ohne Vorrath von Lebensmitteln, ohne zeitliche Geſchäfte, ohne Verkehr, ohne menſchliche Wiſſenſchaften, wohl aber bereit iſt, im Herzen die Belehrungen aufzunehmen, welche von der göttlichen Weisheit ausgehen. Um das Herz für dieſe Aufnahme zu befähigen, müſſen deſſen böſe Gewohnheiten und Neigungen ausgerottet werden, und dazu iſt die Einſamkeit ungemein förderlich. Sie bringt die ungeordneten Bewegungen des Herzens zur Ruhe. Die Leidenſchaften ſinken in Schlummer, weil der anhaltende Reiz von der Welt her ſie nicht aufſtachelt. Dadurch gewinnt die Vernunft die Oberhand und überwindet ſie, wie man wilde Thiere leicht bändigt, wenn man ſie zuvor gezähmt hat. In der Einſamkeit wird auch die Uebung anhaltender Andacht durch nichts Aeußeres geſtört, ſo daß die Seele, in der die Leidenſchaften erſterben, dafür mit göttlichen Gedanken genährt wird und, auf Erden ſchon

selig, den Engeln im Himmel nachahmt. Mit Anbruch des Tages beginnt für uns das Gebet und der Gesang der Hymnen und Psalmen. Mit der steigenden Sonne geht man an die Arbeit, würzt, durchwebt und heiligt sie durch Loblieder, welche süße Tröstungen in die Seele gießen und in friedlichem Gleichmuthe sie erhalten. Diese Reinigung und Beruhigung der Seele gibt ihr, da sie sich nicht mehr durch die Sinne nach Außen zerstreut und verliert, die Kraft, sich in sich selbst zu sammeln und sich mit eigenem Schwunge zum Gedanken von Gott zu erheben. Ist sie von den Strahlen dieser göttlichen Schönheit erleuchtet, so besiegt sie ihre Schwächen, so vergißt sie zeitliche Sorgen und leibliche Nöthen. Frei von irdischen Neigungen versenkt sie ihr ganzes Wesen in das Streben nach den ewigen Gütern und beschäftigt sich nur damit, Selbstbeherrschung, Starkmuth, Weisheit und alle anderen Tugenden zu üben. Die Betrachtung der heiligen Schriften ist ein sicheres Mittel zu unserem Fortschritte, indem sie uns erhabene Sittenlehren und herrliche Tugendbeispiele vor Augen stellt. Wer nach Vollkommenheit strebt, muß die Leben der Heiligen so lange, so oft und so fest betrachten, daß er ihr lebendiges Abbild wird. Das Gebet, das einer solchen Betrachtung folgt, entflammt die Seele zur heißen Sehnsucht nach der göttlichen Liebe und gibt ihr klare Erleuchtungen über die Geheimnisse Gottes. Das Gebet, indem es Verstand, Gedächtniß und jede Anmuthung des Herzens auf Gott richtet, zieht Gott selbst in die Seele hinein. So wird der Gläubige ein Tempel Gottes; oder ein Fremdling auf Erden, der nur heimisch ist bei Gott." Darauf gibt er Vorschriften, welche das äußere Leben und Erscheinen eines Menschen betreffen, der sich von der Welt zurückgezogen hat. Seine Armuth erstrecke sich auf seine Nahrungsmittel: Wasser, Brod und etwas Gemüse genügen dem Gesunden, und während er es zu sich nimmt, beschäftige er sich mit frommen Gedanken. Auch sein Schlaf sei abgetödtet, kurz und leicht, und die Mitternacht sei für ihn, was für Andere der Morgen ist, nämlich die Zeit, wo

er in geiſtiger Sammlung, welche durch das Schweigen in der ganzen Natur gefördert wird, die Mittel überdenkt, die ihn zur Buße und zum Fortſchritt auf dem Tugendpfade antreiben. Demuth ſpreche ſich in Gang, Haltung und Blick, im niedergeſchlagenen Auge, im groben Gewande aus; Demuth liege ſeinem Benehmen gegen die Gefährten ſeiner Einſamkeit zum Grunde: er muß gleichmäßig freundlich und durch Güte und Sanftmuth ihnen angenehm ſein; er muß fragen ohne Zudringlichkeit und antworten ohne Hochmuth; er muß lernen ohne Beſchämung und lehren ohne Eiferſucht. Im Sprechen darf er nie übereilt ſein und nie Andere unterbrechen. Verweiſe und Ermahnungen hat er mit großer Vorſicht und Schonung zu geben.

In einem Briefe an ſeinen Jünger Chilon ſpricht er ſich noch weiter über die Erfahrungen aus, die er im Leben der Einſamkeit macht. „Halte dieſe Wahrheit feſt, mein geliebter Bruder; du biſt noch lange nicht vollkommen, weil du gut angefangen haſt. Beharrſt du auf dem Wege der Vollkommenheit bis zum Ende, dann erſt wirſt du es ſein. Vergiß nie, daß du wie auf einem ſehr ſchmalen und hohen Felſenpfade wandelſt, und daß ein Sturz unfehlbar dein Verderben ſein würde. Darum verſuche auch nicht, dich auf Einmal auf den Gipfel der evangeliſchen Vollkommenheit zu ſchwingen und meide ein übertriebenes Vertrauen zu dir ſelbſt, denn dieſe Unerfahrenheit würde dich zu Grunde richten. Es iſt viel beſſer, Schritt um Schritt vorwärts zu gehen. Allmälig mußt du deine alten Gewohnheiten aufgeben, allmälig dir jedes Vergnügen entziehen. Denn wenn du urplötzlich mit allen deinen Neigungen brechen wollteſt, ſo würdeſt du dir eine Menge Verſuchungen bereiten. Haſt du aber eine verderbliche Leidenſchaft beſiegt, ſo beginne alsbald den Kampf gegen eine andere; dann kommſt du mit der Zeit dahin, ſie alle zu unterwerfen. So gewiß wie ein Waſſertropfen ſich ſchnell verflüchtigt in Wind und Staub, ſo gewiß wird das wenige Gute, was wir in der Welt thun, bald zerſtört durch das viele Böſe, das wir in der Welt üben. Weil ich die

Gefahr erkannt habe, in ihr meine Seele zu verlieren, darum habe ich mich auf die heiligen Berge geflüchtet. Ich gleiche dem Vogel, der den Netzen und Schlingen des Jägers entrinnt und davon fliegt. Ich habe die Abgeschiedenheit aufgesucht, weil das Beispiel meines Heilandes mich in die Wüste zieht. In der Wüste wurde das Volk Gottes durch Strafen geläutert und durch das Gesetz begnadigt. Durch die Wüste ging es in's Land der Verheißung und nach Jerusalem, der Friedensstadt. Die Einsamkeit ist die Eiche von Mamre, wo Abraham Engel bewirthete; ist die Jacobsleiter, die zum Himmel führt, und auf der die englischen Heerschaaren herabstiegen; ist der Berg Carmel, auf dem Elias lebte und Gott wohlgefällig wurde; ist das heilige Feld, wo Esdras vom heiligen Geiste erleuchtet und belehrt, die heiligen Schriften sichtete und feststellte; ist die Kanzel, von welcher herab der selige Täufer Johannes den Menschen Buße predigte, nachdem er selbst Buße gethan. Die Einsamkeit ist der Oelberg, auf den sich Jesus Christus zurückzog, um zu beten und uns beten zu lehren. In ihr finden wir Jesus, den göttlichen Liebhaber der Einsamkeit, der da gesagt hat: Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, bin ich mitten unter ihnen. In ihr finden wir die großen Propheten, die auf den Bergen umherirrten und in Felsenhöhlen wohnten; in ihr die Apostel, die Evangelisten, die heiligen Einsiedler, welche Alle anders zu leben begehrten, als man in der Welt zu leben pflegt. Freiwillig und mit freudigem Herzen habe ich dies strenge Leben mir auserwählt, und nichts verlange ich davon, als den Lohn, den göttliche Verheißungen den Martyrern und den Heiligen Jesu Christi zusagen."

Fünftes Kapitel.

Chilon war nicht der einzige Jünger, der zu Basilius auf die heiligen Berge floh, um seine Seele aus den Stürmen der Welt zu retten. Es ging ein ungeheures Ringen und

Kämpfen der Seelen nach Erkenntniß, ein schmachtender Durst nach Wahrheit durch die Zeit. Die geistige Luft war so belebend und anregend, die Menschheit war so geweckt durch die ungeheure Umwälzung, welche das Christenthum hervorgerufen hatte, und welche man in unserer Zeit nach anderthalb christlichen Jahrtausenden, im vollen Umfange gar nicht mehr faßt und versteht, daß diejenigen Erscheinungen im Geistesleben alltäglich waren, die man jetzt als Ausnahmen anstaunt, fast möchte man sagen, als Ausgeburten verdammt. Die christliche Lehre von der Erlösung und Heiligung des Menschen durch das Leben, Leiden und Lieben Gottes, war so neu, so unerhört, so verheißungsvoll, daß das ausgetrocknete Menschenherz sie aufnahm, wie der Sand Aegyptens das Wasser des Nils aufnimmt, wenn dessen Schleusen aufgezogen werden. Und wie dieser ausgedörrte Sand nun belebt und befruchtet wird und sich binnen Kurzem mit der lieblichsten, reichsten Vegetation bedeckt, mit Palmenhainen, mit üppigen Fluren, mit duftenden Gesträuchen und Wohlgeruch aushaucht und im glänzenden Farbenschmuck aufstrahlt: so ging es auch den Menschenherzen: ihr dürrer Boden wurde ein Garten Gottes. Wo ein Meister in der Wissenschaft des ewigen Heils sich zeigte, strömten ihm Jünger zu, um von ihm zu lernen, wie dieses innere Erdreich zu pflegen und anzubauen sei. Ein solcher Kreis war schnell um Basilius versammelt, schnell ein Kloster neben seiner Einsiedelei erbaut, das den geringen Bedürfnissen dieser Männer genügte. Sie führten ein weltabgeschiedenes und doch gemeinsames Leben, und Basilius war ihnen Lehrer, Führer und Vorsteher. Sein jüngster Bruder Petrus trat als siebenzehnjähriger Jüngling, mit einer an Gnaden und Tugenden überreichen Seele, in die fromme Genossenschaft ein. Wenn Basilius seinen Freund Gregor nicht zur Seite hatte, so rührte das keineswegs daher, daß dieser an weltlichen Verhältnissen gehangen hätte. Nein! Gregor hatte die Wissenschaften und alle Thätigkeit, die sie wecken, und allen Ruhm, den sie verleihen, nur gründlich kennen gelernt, um sich gründlich von ihnen loszusagen. Je größer der Vorrath des

menſchlichen Wiſſens, deſto klarer iſt auch in einer großen Seele die Erkenntniß, daß ſie ſich unmöglich damit begnügen könne; ja, daß dieſe ganze mühſelige, ſorgſame Aufſpeicherung ſie nicht vor kläglicher Hungersnoth ſchütze. Als er nach Nazianz zurückkam, empfing er das Sacrament der Taufe. Seine Seele, die immer eine ideale Richtung hatte, ging nun ſo ganz in die Gnade Desjenigen ein, der ſie in ſeinem Blute für ſich gewonnen, daß er keinen anderen Wunſch mehr hegte, als den, mit Leib und Leben, mit Gut und Blut, mit Allem, was er von Gott erhalten hatte, Gott zu dienen. Er bekämpfte mit äußerſter Anſtrengung ſein ungemein lebhaftes Temperament, das ihn aufbrauſend, heftig, ſehr geſprächig machte. Streng bewachte er Augen und Zunge und die Vorſchriften der äußerſten Mäßigkeit. Sein Vater beſaß ein großes Vermögen; allein Gregor lebte wie der Aermſten Einer, und fand in dieſer Armſeligkeit eine ſüßere Luſt, als in allen Genüſſen des Reichthums. Er ſchlief auf dem platten Boden, genoß Salz und Brod mit Waſſer, trug den gemeinſten Kleiderſtoff, gönnte ſich weder Behagen, noch Erholung, nicht einmal Ruhe, und freute ſich, das Fleiſch zu unterjochen, das den Aufſchwung des Geiſtes zu himmliſchen Betrachtungen ſo leicht hemmt. Wie die materiellen Weltgenüſſe verachtete er auch die geiſtigen. Alle ſeine Studien der claſſiſchen Literatur, alle ſeine Vorbilder der Rhetorik legte er bei Seite, denn die Bildungsmittel, die ſie ihm darboten, hatte er ſich angeeignet. Er wendete nun ſein ganzes Studium der heiligen Schrift, den Glaubenslehren und den Schriften und Auslegungen der Väter zu und erwarb ſich auf dieſem Gebiete mehr und mehr ſo viel Kenntniß und Verſtändniß, daß er zwiſchen den Kirchenvätern den Beinamen „der Theolog" mit St. Johannes Evangeliſt theilt. Seine ungemein zärtliche und liebende Anhänglichkeit an Baſilius, verbunden mit hoher Verehrung, zog ihn nach Pontus, während ihn kindliche Ehrfurcht und Dankbarkeit an ſeine Eltern feſſelte. Es iſt ſo ſchön, wie in dieſen abgetödteten Menſchen, die ſich jeden Genuß des Gefühles verſagen, weil auch dieſer

Genuß, wie jeder andere, gar leicht in Schwelgerei übergeht, wie in ihnen alle edlen natürlichen Empfindungen ſtark und lebhaft ſind. Nicht aus Mangel an Liebeskraft, ſondern aus Ueberfülle derſelben legten ſie das Herz in die Feſſeln der himmliſchen Liebe, damit es geſichert ſei vor dem Untergange in der Liebe zu den Geſchöpfen. Auf kurze Zeit eilte Gregor denn doch einmal nach Pontus, und aus dem Briefe, den er über ſeinen dortigen Aufenthalt an Baſilius ſchreibt, lernt man das Leben der beiden Freunde kennen. Nach Nazianz zurückgekehrt ſchreibt Gregor:

„Wie wäre ich glücklich, wenn ich die Tage, die ich ſo eben mit dir verlebte, einen ganzen Monat genießen könnte! welch' eine Luſt liegt doch in den freiwillig übernommenen und gemeinſchaftlich getragenen Entbehrungen! Freilich, die Nebel von Pontus und die matte Sonne, deine Hütte mit feuchten Lehmwänden, dein Heerd mit ſpärlichem Feuer und reichlichem Rauch, dein Brod, das die Zähne zerbricht, während ſie in deinem Gemüſe wie in Leim haften bleiben, dein armſeliger Garten, worin Diſteln und Dornen beſſer zwiſchen den Steinen gedeihen, als Küchenkräuter, deine große Dürftigkeit, welche die Ernährerin der Armen, deine Mutter, veranlaßt, uns wie Arme zu behandeln: dies Alles mag Anderen nicht reizend erſcheinen. Aber mir war es eine Wonne, mit dir zu entbehren. O ihr ſchönen Tage von Pontus, werde ich euch je wiederfinden! Dies Leben, das beinahe unirdiſch und unkörperlich genannt werden kann; dieſe Eintracht und Friedfertigkeit der Brüder, welche durch dich über die Natur erhoben und gleichſam vergöttlicht werden; dieſen heiligen Wetteifer im Streben nach Vollkommenheit, zu der deine Vorſchriften den Weg bahnen und regeln; dieſe Wanderſchaft der Seele zu Gott durch das Gebet; dieſe Nachtwachen voll Pſalmengeſang und ſtiller Betrachtung; dieſe Studien der göttlichen Offenbarung unter lichter Einſprechung des heiligen Geiſtes; und all' die Arbeiten, die mit geiſtiger Beſchäftigung abwechſeln: Holz tragen, Bauſteine herbei karren, den Garten bebauen, Bäume pflanzen, die Pflanzungen

begießen! Ach! und werde ich die Platane je wiederſehen, die wir miteinander pflanzten? werden wir je unter ihr miteinander ruhen? Das Alles iſt eben ſo leicht zu wünſchen, als ſchwer zu erlangen. Aber du in deiner Einſamkeit hilf mir die Tugenden erlangen, in denen ich ein Anfänger bin. Bewahre mir durch dein Gebet die Früchte, die in mir erſt zu keimen beginnen, damit ich nicht verſchwinde wie der Schatten, wenn die Sonne untergegangen iſt. Mein wahres Leben iſt bei dir, ſei's in der Wirklichkeit, ſei's in Gedanken."

Im Jahre 361 wurde Gregor, wie er es nennt, von einem Donnerſchlage getroffen. Sein Vater, der greiſe Biſchof von Nazianz, erkannte in ihm alle Gnadengaben, die ihn zum Prieſterthume befähigten, und that ihm die heilige Gewalt an, ihm die Weihen zu geben. Gregor war zu ausgezeichnet, um nur der Geſchäftsmann und Verwalter ſeines Vaters in irdiſchen Angelegenheiten zu ſein. In den wichtigeren, der Seelſorge, des Unterrichts der Catechumenen, der Predigt des Evangeliums, begehrte der alte kränkelnde Biſchof Gregor's Aushülfe, welche dieſer im vollen Maße, mit allen Begabungen des Herzens und des Geiſtes ausgerüſtet, leiſten konnte. Aber Seelen, die rein genug ſind, um mit göttlichen Dingen vertraut zu ſein, ſind auch immer demüthig genug, um die ungeheure Kluft nicht aus dem Auge zu verlieren, die zwiſchen göttlicher Inſtitution und menſchlicher Ausübung liegt. Nur das Selbſtvertrauen der Oberflächlichkeit tritt keck an das Göttliche heran und iſt in ſeiner irdiſchen Befangenheit blind für die Verantwortlichkeit, welche die höchſten Gnaden nach ſich ziehen, ahnungslos über die Laſt, welche ſie auf den Nacken legen. Die höchſten Gnaden ſind immer Ableger des heiligen Kreuzes, und wer ſie empfängt, muß, wie der Gekreuzigte, ſein Herzblut über ſie ausgießen. Dieſe doppelte fromme Scheu, zuerſt vor der unſäglichen Erhabenheit des Prieſterthums und dann vor der Verantwortung, die es nach ſich zieht, vor der Rechenſchaft, die es dereinſt ablegen muß: bewirkte, daß viele heilige Männer nicht den Muth hatten, ſich für den geiſtlichen Stand zu melden. Sie

gehorchten dem Befehl, ja zuweilen dem Zwang ihrer Bischöfe, oder ihrer Aebte, oder der ganzen Gemeinde, weil sie in einem solchen Verlangen den Willen Gottes erkannten und über sich selbst sicher sein durften, nicht als hochmüthige Eindringlinge im Heiligthum zu erscheinen. So war es auch mit Gregor. Er schaute mit schüchterner Ehrfurcht zum Priesterthume auf, wie zu einer Sonne, die schwache Augen blendet. Sein Vater kannte zwar diese Gesinnung, allein die Gemeinde von Nazianz kannte auch Gregor und ließ nicht nach, den Bischof zu bestürmen, ihr einen so ausgezeichneten Priester zu geben. Da nun die Wünsche des Volkes mit denen des Bischofs aus derselben Zuversicht zu Gregors Vortrefflichkeit entsprangen: so mußte dieser am heiligen Weihnachtstage des Jahres 361 sich fügen und die Priesterweihe annehmen. Er war darüber so entsetzt und betrübt, daß er Eltern, Heimath, Verwandte verließ und nach Pontus floh. Bei seinem heiligen Freunde Basilius suchte er Kraft und Stärkung für seine zagende Seele und Basilius, von dem Gregor sagt, daß er in seiner Abgeschiedenheit und seinem Wandel vor Gott jenem Gesetzgeber des alten Bundes glich, der auf dem heiligen Berge, in Wolken verhüllt, mit Gott sprach; Basilius gab ihm Ruhe und Gleichmuth wieder, indem er ihm diese schwere Schickung als ein Mittel zeigte, um sich in dem Opfer des Eigenwillens und in der Annahme des Joches Christi, des Gehorsams, zu üben. Sie benutzten ihre Vereinigung, um fleißig die heilige Schrift und die Commentare der berühmtesten Ausleger derselben zu studieren, und machten eine Sammlung der schönsten Aussprüche des Origenes, die sie Philocalia nannten. Basilius theilte auch seinem Freunde den Entwurf der Regeln mit, welche er für seine ascetische Genossenschaft aufgesetzt hatte und welche die Grundlage aller Mönchsvereine im Orient geworden und geblieben ist. Ueber Gregors Flucht erhoben sich aber sehr mißbilligende Stimmen; man warf ihm vor, seiner Pflichterfüllung aus Liebe zur Bequemlichkeit aus dem Wege zu gehen. Die Bosheit aber behauptete, sein Stolz sei belei-

digt, denn er habe erwartet, sogleich auf einen Bischofsitz erhoben zu werden. Gregors Rückkehr nach Nazianz war unvermeidlich. Er trennte sich von Basilius und von seiner geliebten Einsamkeit und mußte dann auch gleich zum Osterfeste die Kanzel in Nazianz besteigen. Um zu zeigen, mit welcher Gesinnung er seine neue Laufbahn beginne, hielt er bald darauf eine Rede über die Würde des Priesterthums, die zugleich den richtigen Standpunkt für seine Flucht nach Pontus angab und die zu seinen allerschönsten gezählt wird.

„Gott selbst," sagt Gregor, „hat in der Kirche eine gewisse Ordnung eingesetzt, nach welcher es Hirten und Heerden, Führer und Folgsame gibt. So besteht der menschliche Körper aus vielen Gliedern, deren Befehlshaber gleichsam das Haupt ist. Gott selbst hat gewollt, daß in seiner Kirche die Hirten durch Lehre und Beispiel die Gläubigen unterrichten, über ihnen stehen durch Heiligkeit und vertrautere Beziehung zu Gott, aber durch geistige Bande zu einer solchen Einheit mit ihnen verknüpft sind, wie sie, auf einer anderen Stufe, im Zusammenhange von Leib und Seele sich darstellt. Wird diese Ordnung nicht inne gehalten, so geht die Schönheit und die Vollkommenheit der Kirche verloren, die nicht im Stande ist, ohne Priesterthum und ohne Opfer die heiligen Geheimnisse zu feiern und folglich dann die erhabenste Obliegenheit des christlichen Glaubens und Cultus aufgeben müßte. Ich kenne allzu genau die Größe Gottes und die Niedrigkeit des Menschen, um nicht tief von der Ueberzeugung durchdrungen zu sein, daß die höchste Ehre, welche einem Geschöpf jemals widerfahren kann, die ist: sich in irgend einer Weise Gott nahen zu dürfen. Ich bin also nicht vor dem Priesterthume geflohen, weil ich in demselben eine äußerlich höhere Stellung begehrt hätte, sondern wegen der außerordentlich schweren Pflichten, die das Gesetz Gottes dem Priester auferlegt, indem es ihm die Autorität über die Gläubigen ertheilt. Der Priester muß ein reines, schlackenloses Gold sein, damit man nirgends einen dunkeln Fleck an ihm gewahr werde, denn jeder seiner Fehler, auch der geringste, kann den Gläubigen

zum Aergerniß und zum schlechten Beispiele dienen. Der Priester darf seiner Frömmigkeit gar keine Gränzen setzen und sich nicht einbilden, viel geleistet zu haben, wenn er in seiner Gemeinde der frömmste ist; denn nicht tugendhafte Menschen, sondern die Vollkommenheit Gottes muß sein Vorbild sein."

Dann geht er über auf die Führung der Seelen, die er als die erhabenste aller Wissenschaften, als eine wahrhaft himmlische Kunst betrachtet. Da ihr Ziel ein übernatürliches ist, nämlich: die Seelen von der Welt abzulösen und zur Vereinigung mit Gott hinzuleiten, so gehören zu ihrer Ausübung die Tugenden der Geduld, der Menschenkenntniß, der Selbstverläugnung, der Sanftmuth, der Weisheit und der Gottesfurcht in einem wahrhaft übernatürlichen Grade, denn der Mensch, als der schlimmste Feind des eigenen Heiles, sucht die Leidenschaften zu verbergen und zu beschönigen, an deren Wunden seine Seele sich verblutet, und stellt die Langmuth und Klugheit seines geistlichen Arztes auf harte Proben. Ferner ist es nothwendig, daß der Priester gründlich genug in den Dogmen des christlichen Glaubens bewandert sei, um sie in ihrer vollen Reinheit und Wahrheit seiner Gemeinde deuten, und jede Irrlehre und falsche Auffassung sogleich widerlegen und abwehren zu können. Und er muß dies thun schlicht wie die Einfalt und erhaben wie die Weisheit, um den verschiedenen geistigen Bedürfnissen in seiner Gemeinde zu genügen; denn sowohl für die Schwachen, als für die Starken muß er sorgen und dereinst vor Gott Rechenschaft über seine Sorgfalt ablegen. Der Priester soll mit den Engeln verkehren, mit den himmlischen Heerschaaren Gott verherrlichen, mit Jesus Christus das Priesterthum theilen, die Creatur umgestalten und für den Himmel bilden. „Ich wußte wohl," fährt er fort, „daß der Priester nicht würdig ist, dem Herrn das heilige Opfer darzubringen, wenn er sich nicht zuvor durch Buße und Heiligung zu einem lebendigen und gottgefälligen Schlachtopfer gemacht hat. Durfte ich also wagen, Kleid und Namen eines Priesters anzunehmen und das Opfer

darzubringen, welches die mystische Erneuerung des höchsten Geheimnisses des Christenthums ist, bevor ich meine Hände durch gute Werke geweiht und meine Augen gewöhnt hatte, das Geschöpf nur in der Beziehung zum Schöpfer zu betrachten; bevor sich mein Ohr aufgethan, um nichts als heilige Lehren und Vorschriften der Weisheit zu empfangen; bevor der heilige Geist sich auf mich herabgesenkt, um meine Lippen zur Verkündigung der Wahrheit und zum Lobgesange Gottes zu befähigen und um meine Füße auf den Felsen zu festigen, damit jeder Schritt fest und ohne zu wanken die Richtung auf Gott verfolge. Da alle diese Vollkommenheiten mir fehlen, so glaubte ich das heilige Amt nicht antreten zu dürfen. Wie Jonas wollte ich fliehen vor dem Angesichte des Herrn; kehre aber auch zurück wie Jonas, um den Willen Gottes zu erfüllen. Der Gehorsam kräftigt Diejenigen, welche zitternd das heilige Amt antreten und die Güte Gottes lohnt ihr Vertrauen mit den Gnaden, die ihnen nothwendig sind. Ungehorsam ist Verachtung des göttlichen Willens und Gott verhüte, daß der gerechte Richter mir dereinst diesen Vorwurf mache! Gott verhüte, daß ich mich je dermaßen auf seine Barmherzigkeit verlasse, um seine Gerechtigkeit nicht mehr zu fürchten."

Gregor war somit mehr denn je an Nazianz gefesselt und von Basilius getrennt. Dieser setzte mit seiner Genossenschaft das ascetische Leben in Pontus fort, ohne durch seine Abgeschiedenheit von den Freuden der Welt gegen ihre Nöthen gleichgültig zu werden. Trotz seiner Armuth fand er immer Mittel, den Dürftigen zu Hülfe zu kommen; den Heiligen stehen in geheimnißvoller Weise die Schätze Gottes zu Gebot. Als eine große Hungersnoth das Land heimsuchte, fanden sich noch Ueberreste von Basilius Vermögen, die er dem armen Volke mit größter Liebe und mit frommen Tröstungen spendete. Kein menschliches Elend fand ihn theilnahmlos, nur gegen sich selbst war er von eiserner Strenge. Die scharfe Winterkälte auf den Bergen von Pontus ertrug er, trotz des Sträubens seiner zarten Natur, ohne sich die geringste

Erleichterung zu gönnen. Ein Rock und ein Mantel war sein ganzer Kleidervorrath; Nachts trug er ein rauhes härenes Bußgewand, das seinen Schlaf vielfach unterbrach. In seinen häufigen Krankheiten that er für seinen Körper nur, was nothwendig war, um ihn nicht aufzureiben; doch kaum genesen ergab er sich wieder allen Strengheiten der Ascese, theils um den Leib, den er einen rebellischen Sklaven nannte, in heilsamer Knechtschaft zu halten, theils um seinen Mönchen durch Beispiel seine Vorschriften eindringlicher zu machen. Sein Bruder Gregor vergleicht seine Fasten mit denen des Propheten Elias; und sein Freund Gregor sagt: so besitzlos habe er sich gemacht, daß er kaum mehr Fleisch und Blut besessen und bleich wie ein Sterbender ausgesehen habe. Aus diesem Sterben des äußeren Menschen ging das Leben des inneren hervor, und da das Leben mittheilend und anregend ist, so ergoß es sich bei ihm in heiliger Thätigkeit. Mehr als Einer kannte er die Bedürfnisse der Seelen. Er bemühte sich daher, für Männer sowohl als für Frauen Klöster zu eröffnen und Genossenschaften des gemeinsamen Lebens zu gründen, welche in seinen Regeln Fundament, Richtschnur und Dauer des Bestehens fanden. Seine Klosterfrauen nannte er Canonissinnen, als solche, welche nach heiligen Vorschriften leben. Sie mußten durch Handarbeit ihren Unterhalt fristen, indem sie den Stoff zu ihren Gewändern selbst spannen und webten und ihre Gärten selbst mit Gemüse bebauten. Das, was sie nicht verbrauchten und verzehrten, durften sie den Armen mittheilen. Ein persönlicher Besitz war ihnen gänzlich untersagt; Gehorsam gegen die Vorsteherin, Keuschheit, Demuth und schwesterliche Liebe Aller zu Allen streng zur Pflicht gemacht. Sie hielten das canonische Stundengebet gerade so ein, wie die Mönche und wie die Kirche es noch jetzt von ihren Priestern und Ordensleuten inne halten läßt, dies wunderbar schöne Gebet, das wie das Wehen des heiligen Geistes reinigend durch die schwere trübe Erdenluft schwebt und wie das beständige sehnsuchtsvolle Aufathmen der verbannten Menschenseele nach ihrer Heimath, zum Himmel

aufsteigt. Auf der täglichen Wiederkehr desselben Gebetes zu denselben Stunden liegt ein Abglanz von der wechsellosen Ewigkeit, zu der es Blick und Sinn und Herz erheben soll und mit einem gewissen majestätischen Frieden, der, in untergeordneter Sphäre, auch aus der regelmäßigen Wiederkehr großer Naturbilder quillt, des Sonnenaufganges, des Sternenhimmels, des Meeres ohne Küsten, führt es die Seele zum Vorgeschmack eines Tages hin, auf den keine Nacht folgen wird. „Israel zieht hin zu seiner Ruhe." Diese Wanderschaft der Seele zu Gott, diese Stationen auf der Pilgerfahrt bei Lob und Preis, bei Dank und Bitte, bei Bewunderung und Furcht, bei Klage- und Angstgeschrei, bei tiefer Desolation, bei himmlischer Freudigkeit, bei der namenlosen Sehnsucht, für welche jedes Wort nur ein schwacher Nachhall ist, bei dem schmachtenden Seufzer der Kreatur nach ihrer Seligkeit, macht der Betende in dem canonischen Stundengebet durch. Es ist eine Flucht aus dem Staube und eine Verschmähung der Irdischkeit mit dem Hinblicke auf himmlische Tröstungen, auf überirdisches Genügen, auf seliges Schauen, auf die Liebesfülle des Gottesherzens, wie sie Demjenigen nothwendig ist, der sich als einen Fremdling hienieden betrachtet. Basilius gibt auch genau die Stunden an und die Gründe, weshalb sie gewählt wurden. Er schreibt in seinen „großen Regeln," in der siebenunddreißigsten:

„Wir erhalten unsere Seele frei von eitlen Gedanken, wenn wir bei jeder Handlung Gott um Gnade für unser Wirken bitten und stets den Zweck vor Augen haben, ihm zu gefallen. Weil der Apostel gesagt hat: Betet ohne Unterlaß; so dürfen wir in der Genossenschaft des Gebetes festgesetzte Zeiten nicht versäumen; denn wir haben sie gewählt, weil eine jede an besondere Wohlthaten Gottes erinnert. Bei der Prim sollen wir die ersten Regungen unserer Seele und unseres Geistes Gott weihen, wie geschrieben steht: Zu dir, Herr, will ich beten; des Morgens wirst du hören meine Stimme; des Morgens will ich vor dir stehen und betrachten. Bei der Terz sollen die Brüder den heiligen Geist anbeten, der

ſich um die dritte Stunde auf die Apoſtel herabließ und ihn anflehen, auch ſie auf ihren Wegen zu führen. Zur Sext heißt es nach dem Beiſpiele der Heiligen: Abends und Morgens und Mittags will ich erzählen und verkünden und Gott wird erhören meine Stimme; und der neunzigſte Pſalm werde gebetet, um den Angriff des Unholdes abzuwehren, der um Mittag ſchleicht. Zur Non wollen wir mit Petrus und Johannes, wie die Apoſtelgeſchichte es überliefert, zur Gebetsſtunde in den Tempel gehen. Kommt der Abend, ſo danken wir Gott für alles Gute, was er am Tage uns gegeben und klagen uns an, für alles Böſe in Werken, in Worten, im Herzen, wodurch wir ihn beleidigt haben (die Vesper). Beim Anbruch der Nacht, zur Complet, heißt das Gebet: Im Frieden Gottes will ich ſchlafen und ruhen. Zum mitternächtlichen Gebet fordert uns der Pſalmiſt auf, indem er ſpricht: Um Mitternacht ſtehe ich auf, um dich zu preiſen wegen deiner gerechten Gebote (die Mette). Endlich ſollen wir dem Anbruche des Morgens zuvorkommen, wie geſchrieben ſteht: Meine Augen wachen vor der Morgenröthe, damit ich deine Satzungen betrachte (die Laudes). Dieſe Gebetszeiten darf Keiner verſäumen, der ſich vorgenommen hat, zur Ehre Gottes zu leben. Die Gebete und Pſalmengeſänge ſind aber zu jeder Stunde verſchieden, damit durch die Abwechſelung die Sehnſucht der Seele erneuert und ihre Aufmerkſamkeit wieder geſpannt werde." Dieſe Eintheilung des Gebetes entſpricht der orientaliſchen Eintheilung des Tages in zwölf Stunden und der Nacht in vier Nachtwachen, von denen jede drei unſerer Stunden umfaßt. Der Tag begann Morgens um ſechs Uhr mit der Prim (der erſten Stunde), und ſo ging das Gebet von drei zu drei Stunden fort und fort durch Tag und Nacht, Dem zur Ehre, deſſen Vaterauge liebend über ſeinen Kindern durch Tage und Nächte wacht. Zu dieſem gemeinſchaftlichen Stundengebet wurden die Mönche und Kloſterfrauen am Tage von ihren verſchiedenen Arbeiten abgerufen und Nachts geweckt.

Sechstes Kapitel.

Die Erziehung der Jugend war ein Hauptzweck, den Basilius bei seinen Klostergenossenschaften im Auge hatte. Er wußte aus Erfahrung, welch einen Einfluß auf das ganze spätere Leben des Kindes eine fromme Erziehung habe. War ein Kloster geräumig genug und waren in der Genossenschaft solche Mitglieder, welche Zucht und Unterricht der Kinder zu übernehmen verstanden, so sollten Knaben sowohl wie Mädchen aufgenommen, in der Furcht des Herrn erzogen, ihrem Alter gemäß in der Schule, und ihren Fähigkeiten gemäß in verschiedenen Geschicklichkeiten und Handwerken unterrichtet werden. Fehlten aber jene Bedingungen, so verwirft Basilius das Unternehmen als Vermessenheit. Ueber die Aufnahme und Behandlung der Kinder, sagt er in seiner fünfzehnten großen Regel: „Da der Herr spricht: Lasset die Kindlein zu mir kommen; so glauben wir, daß es gut sei, sie jederzeit, auch im frühen Alter aufzunehmen. Zuerst arme Waisen, die wir selbst aufsuchen, um ihnen, nach dem Beispiele Jobs, Vater zu werden; dann aber auch die, welche die Eltern uns übergeben. Letztere müssen wir jedoch vor vielen fremden Zeugen annehmen, damit es nicht etwa heißen könne, wir rissen die Kleinen wider den Willen der Eltern an uns. Als gemeinschaftliche Kinder der Genossenschaft soll man sie dann in aller Frömmigkeit erziehen. Sie müssen ihre besondere Wohnung, Kost und Tagesordnung haben, und dürfen nicht, mögen sie männlichen oder weiblichen Geschlechtes sein, zwischen der Klostergenossenschaft leben. Am Tage halten sie sich in der Schule, oder bei den Lehrern des Handwerkes und der Künste auf; zum Essen, zur Erholung und zum Schlafen begeben sie sich in ihre Wohnung. Auf diese Weise wird die ascetische Stille des Klosters selbst nicht gestört und eine gewisse Vertraulichkeit vermieden, die der Ehrfurcht schadet und die bei vorwitzigen Kindern zuweilen vorfällt. Die am Tage vorgeschriebenen Gebete sollen gemeinschaftlich mit den Kindern verrichtet werden. Die Kleinen gewöhnen sich dadurch an Pünktlichkeit und Sammlung zum Gebet, und an ein an-

dächtiges Benehmen; den Alten aber ist das kindliche Gebet keine geringe Hülfe. Was Nahrung, Kleidung und Schlaf betrifft, müssen sie in gebührendem Maße versorgt werden. Den Knaben werde zum Erzieher ein älterer Mann vorgesetzt, der sich durch Sanftmuth und durch die Ruhe der Erfahrung auszeichnet. Mit der Stimme der Weisheit und mit dem Herzen eines Vaters suche er die Fehlenden in der Art zu bessern, daß sie nicht bloß bestraft, sondern zugleich geübt werden, ihre Leidenschaften zu überwinden. Hat z. B. ein Knabe seinen Spielgefährten beleidigt, so muß er zuerst ihn um Verzeihung bitten und dann sogleich ihm irgend einen kleinen Dienst leisten. Der Zorn wird aus der Seele entwurzelt, sobald man sich in der Demuth übt, weil gewöhnlich Hochmuth die Quelle des Zornes ist. In der Aufmerksamkeit und Geistessammlung muß er die Knaben üben, indem er recht häufig fragt, woran sie eben denken. Die jungen Seelen sind noch nicht so geübt in der Verstellung, um nicht ihre kleinen Heimlichkeiten, zuweilen unwillkürlich, leicht zu verrathen. Auch werden sie sich gewöhnen, unpassende Gedanken sich aus dem Sinne zu schlagen, um nicht dabei ertappt zu werden und einen Verweis zu bekommen. So lange die Seele zart wie weiches Wachs ist, nimmt sie leicht jeden Eindruck an; daher muß man sie von Anbeginn allem Guten zuneigen. Bilden sich später Vernunft und Urtheilskraft aus, so werden sie die Grundlage religiöser Eindrücke und tugendhafter Neigungen ausbauen; denn die Vernunft erkennt, daß sie gut und nützlich sind, und die Gewohnheit macht die Ausübung des Guten leicht. Dann erst, wenn die Vernunft vollkommen entwickelt ist, und wenn die Knaben, die nach reiflichem Erwägen und in ungestörter Ueberlegung, aus eigenem Antrieb und Entschluß eine Zeitlang in der Einsamkeit über ihren Beruf sich geprüft und ihn gewählt haben, dann erst soll man die Ablegung des Gelübdes der Virginität gestatten. Dies Weihegeschenk der Heiligung an Leib und Leben soll in Gegenwart der Oberhirten der Kirchen gemacht werden, theils damit sie es als ein heiliges Opfer Gott darbringen, theils

damit die feierliche Handlung durch Zeugen bekräftigt werde. Wer ſich durch dieſes Gelübde ganz Gott und den himmliſchen Dingen widmet, wird nun in der Genoſſenſchaft ſelbſt aufgenommen, und theilt ihre Wohnung, ihre Tagesordnung, ihre Verpflichtungen. Wer nach reiflicher Prüfung für die Ablegung dieſes Gelübdes weder Beruf noch Neigung in ſich verſpürt, wird ebenfalls vor Zeugen entlaſſen und kehrt, da ſeine Erziehung vollendet iſt, in die Welt zurück."

Nach dieſen einfachen väterlichen Grundſätzen richtete Baſilius ſeine Kloſterſchulen ein und ſie wurden ſpäter maßgebend für alle derartige Anſtalten, welche auf die chriſtliche Kulturgeſchichte einen ungeheueren Einfluß gehabt, ja eigentlich dieſe Geſchichte gemacht haben, indem Europa's Kultur in jeder Beziehung aus ihnen hervorging. Welche Geiſter ſind in dieſen Kloſterſchulen gebildet und genährt, welche Seelen geheiligt worden! wie viele Selige der triumphirenden Kirche verdanken ihre Seligkeit dem ſtillen Kloſter, in deſſen Frieden ihre Kindheit und Jugend ſich verlief! welche geiſtige Geſtirne voll Gnade und Erleuchtung gingen in ſolchen Kloſterſchulen auf und überſtrahlten die Welt mit dem wunderſamen Lichte, das ſie dort eingeſogen hatten! Faſt alle großen Männer, Apoſtel und Biſchöfe, die im ſiebenten, achten und neunten Jahrhundert auf den Trümmern der zerfallenden Barbarenwelt in Europa das Panier des Chriſtenthums, das Kreuz, erhoben und chriſtliche Lehre, Sitte, Geſetze, Bildung mit dem Evangelium verbreiteten, einpflanzten und pflegten, waren Zöglinge und Gründer von Kloſterſchulen. In der Schule auf dem Diſſibodenberge wuchs das Kind heran, die wunderbare Seherin, die heilige Hildegard. In der zu Monte Caſſino der Knabe, welcher als „der Engel der Schule" in der Kirche leuchtet, der heilige Thomas von Aquin. Und eine Gertrud, eine Mechtildis, eine Eliſabeth von Schönau, eine Gertrud von Altenberg, mit der unberechenbaren Einwirkung ihres, der höheren Betrachtung geweihten Gebetlebens, auf den religiöſen Schwung des Mittelalters: ſie ſind Zöglinge von Kloſterſchulen und ſie

werden Lehrerinnen des höchsten inneren Lebens, das eine vielseitige Fülle geistiger Kräfte, in der Außenwelt anregt, werden Bildnerinnen der Gegenwart und Vorbilder der Zukunft.

Basilius war stets in geistig anregender Verbindung mit den Klöstern, die er stiftete. Seine sogenannten „kleinen Regeln" sind schriftliche Antworten, welche er den Klosterleuten auf mancherlei Fragen hinsichtlich ihres Standes, ihres Berufes, ihrer Regel, oder über Sittenlehren ertheilte. Eine Frage lautete z. B.

„Wie weit soll der Gehorsam nach der Regel des göttlichen Wohlgefallens gehen?"

Antwort: „Das lehrt der Apostel, indem er uns den Gehorsam des Herrn vorstellt, welcher gehorsam war bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze; und vorher sagt: Ihr sollt gesinnt sein, wie Jesus Christus gesinnt war."

Frage: „Soll man einen Dienst von einem Bruder mit Demuth annehmen?"

Antwort: „Mit der Demuth, die der Apostel Petrus bewies, als der Herr ihm die Füße wusch; mit der Demuth des Knechtes gegen den Gebieter."

Frage: „Mit welcher Gemüthsstimmung sollen wir den Brüdern dienen?"

Antwort: „Als wenn wir dem Herrn selbst den Dienst erwiesen; denn er sprach: Was ihr dem geringsten meiner Brüder thut, habt ihr mir gethan."

Frage: „Wie fangen wir es an, um ein Kind zu werden, dem das Himmelreich verheißen ist?"

Antwort: „Wenn wir uns gegen die Lehren des Herrn so verhalten, wie sich das Kind beim Lernen benimmt: es streitet nicht, es widerspricht nicht, es faßt folgsam und gelehrig die Lehren auf."

Frage: „Wenn ein Bruder die Selbstbeherrschung über seine Kräfte üben will, soll man es ihm gestatten?"

Antwort: „Die Frage scheint mir nicht richtig gestellt zu sein; denn Selbstbeherrschung besteht nicht in Abtödtung

der Sinnlichkeit in Speise, Trank, Nachtwachen ꝛc., worin man allerdings über seine Kräfte thun und unweise handeln kann; sondern in der vollkommenen Trennung von dem eigenen Willen, und darin kann man nie zu weit gehen."

Frage: „Welche Sorge sollen die Arbeiter für die ihnen anvertrauten Geräthschaften tragen?"

Antwort: „Erstens so, wie für Dinge, welche Gott gewidmet sind; zweitens so, als wenn sie ohne dieselben den unverdrossenen schuldigen Eifer nicht bezeigen könnten."

Frage: „Was soll man thun, wenn der Obere ein Werkzeug abverlangt, welches man zur Arbeit braucht?"

Antwort: „Wer sich selbst mit Allem, was er ist und besitzt, in der Liebe Christi dem Dienste Anderer hingegeben hat, wie wird der dem Oberen ein Werkzeug abschlagen können? zumal da Denen auch die Obsorge über die Geräthschaften zukommt."

Frage: „Welche Liebe sollen wir zu einander hegen."

Antwort: „Die, welche der Herr bewiesen und gelehrt hat, da er sprach: Liebet einander, wie ich euch geliebet habe; eine größere Liebe hat Niemand als die, daß er sein Leben für seine Freunde hingibt. Sollen wir also aus Liebe unser Leben lassen, um wie viel mehr müssen wir in kleinen Dingen nachgiebig sein; nicht um eine menschliche Pflicht zu erfüllen, wohl aber um Gott zu gefallen."

Frage: „Darf man den Satan den Urheber einer Sünde, möge sie in Gedanken, Worten oder Werken vollbracht werden, nennen?"

Antwort: „Ich glaube überhaupt, daß der Satan an und für sich selbst bei Niemand der Urheber einer Sünde werden könne. Er bedient sich bald der verbotenen Leidenschaften und bald der Regungen, welche der menschlichen Natur inwohnen, um die Unwachsamen zu unerlaubten Handlungen zu verleiten. Der natürlichen Regungen bedient er sich, wie er es bei dem Herrn zu thun versuchte, da er dessen Hunger bemerkte und zu ihm sagte: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden. Der verbotenen

Leidenschaften aber bedient er sich wie bei Judas, denn als er sah, daß dieser an der Geldliebe krank sei, benützte er diese Leidenschaft und verleitete den Habsüchtigen durch dreißig Silberlinge zur Sünde des Verrathes des Herrn. Daß aber das Böse aus uns selbst seinen Ursprung nehme, spricht der Herr deutlich in den Worten aus: Denn aus dem Herzen kommen die bösen Gedanken."

Frage: „Wenn einer in vielen Dingen recht thut, in einem einzigen aber sich verfehlt, wie soll man ihn behandeln?"

Antwort: „Wie der Herr den Petrus."

Frage: „Erlaubt die heilige Schrift, das Gute aus Selbstgefälligkeit zu thun?"

Antwort: „Wer sich selbst gefällt, der gefällt einem Menschen. Thut man also etwas Gutes, um an sich selbst Gefallen zu finden oder um Anderen zu gefallen, so weicht man durch diese Sucht von der Gottseligkeit ab, und wird bezeichnet durch das Wort des Apostels: Wenn ich noch Menschen gefallen wollte, so wäre ich Christi Diener nicht."

Inzwischen gingen die stillen Tage für Basilius zu Ende. Kaiser Julians Einladung, an seinem Hoflager zu erscheinen, lockte ihn freilich nicht aus der Waldeinsamkeit von Pontus heraus zur höchsten Entrüstung des Kaisers, der sich sehr wohl der beiden Freunde Gregor und Basilius aus Athen erinnerte und jetzt gern diese berühmten Männer in seine Umgebung gezogen hätte. Während nun Basilius die Aufforderung für sich selbst ablehnte, ging Gregor noch weiter. Man war nämlich in Nazianz äußerst empört, daß Cäsarius, der fromme Sohn des alten frommen Bischofs, kaiserlicher Leibarzt am Hofe des heidnischen Julian geblieben sei. Auch Gregor fand darin etwas sehr Unpassendes und zugleich sehr Gefährliches für seinen Bruder. Ein Kaiserpalast, den das Götzenopfer befleckt, darf nicht der freiwillige Aufenthalt eines Christen sein. Er schrieb unter Anderem an Cäsarius: „Unser verehrter Vater ist ganz untröstlich, daß du deine Stellung behalten hast. Ich mache mich bei ihm zum Bürgen deiner

Glaubenstreue und gebe ihm die Versicherung, du werdest gewiß nicht lange in der gefahrvollen heidnischen Umgebung bleiben. Diese Hoffnung ist sein Trost. Unsere Mutter weiß gar nichts über dich und setzt voraus, du seiest entlassen, wie so manche christliche Hofbeamte. Erführe sie das Gegentheil, so würde sie vor Schmerz sterben. Du kennst ja die weibliche Zartheit und die männliche Kraft ihrer Empfindungen und die glühende Frömmigkeit, welche sie von aller Werthschätzung des Irdischen abgelöst hat." Cäsarius gab den Vorstellungen seines Bruders, verstärkt durch die des Basilius, Gehör und fand bald eine passende Veranlassung, um sich zurückzuziehen. Julian hatte eine Liebhaberei dafür, sich mit Christen in Controversen einzulassen und sie, wo möglich, durch seine Dialektik zu verwirren und durch seine Beredsamkeit zum Schweigen zu bringen. In dieser Absicht forderte er den Cäsarius zu einem Gespräche über den Glauben in Gegenwart des ganzen Hofes auf. Der Ausgang des Gespräches war der, daß Julian verstummen mußte, und daß Cäsarius außer seinem christlichen Bewußtsein auch den feurigen Entschluß aussprach, gemäß seinem Glauben zu leben und sich gleich darauf nach Nazianz in freiwilliges Exil begab. Dort, inmitten seiner Familie, war er bereit, alle Heimsuchungen wie alle Triumphe der christlichen Kirche zu theilen, als sie durch Julians frühen Tod im Perserkriege von ihrem heftigsten Widersacher befreit wurde. Jenseits des Euphrats, da wo einst Babylon gestanden hatte und gefallen war, das große, das stolze, das götzendienerische Babylon mit seinen Zauberern und Sterndeutern und Todtenbeschwörern und Magiern, da fiel Julian, der den vollen babylonischen Apparat des Götzenwesens und dessen ganzes babylonisches Gefolge wieder in der Welt aufrichten und zu Ehren bringen wollte; und über ihm stürzte das Heidenthum zusammen. Cäsarius kehrte nun wieder in seinen größeren Wirkungskreis zurück, in welchem sein seltenes Wissen seinen Ruhm begründet hatte, während sein rechtschaffener, edler Charakter ihm die allgemeine Achtung erwarb. Valentinian und Valens, die Kaiser,

überhäuften ihn mit Ehrenbezeugungen und Letzterer machte ihn zum Schatzmeister von Bithynien und wies ihm Nikomedien zum Aufenthalte an.

Siebentes Kapitel.

Der hochbejahrte Erzbischof Dianius von Cäsarea fühlte sich schwach und seinem Ende nahe. Er glaubte seinem Gott und seiner Kirche eine Genugthuung schuldig zu sein. Deshalb berief er seine Kleriker und legte vor ihnen das Bekenntniß ab: „Ich bezeuge vor Gott, daß ich die Glaubensformel, die mir aus Constantinopel zugeschickt worden ist, in der Einfalt meines Herzens unterschrieben habe, ohne das Symbol von Nicäa im mindesten beeinträchtigen zu wollen, indem ich mich an derselben alten Tradition halte. Ich wünsche nichts inniger, als niemals getrennt zu werden von den seligen dreihundertundachtzehn Bischöfen, welche jenes heilige Glaubensbekenntniß abgelegt haben.“ Unter den Klerikern, welche sich um Dianius versammelt hatten, befand sich auch Basilius, der mit einigen seiner Mönche nach Cäsarea gekommen war, um dort das cönobitische Leben einzuführen. Mit herzlicher Freude vernahm er die Erklärung des Erzbischofs und dankte Gott, nun wieder in das richtige Verhältniß zu seinem Oberhirten und in die kirchliche Gemeinschaft mit ihm treten zu dürfen. Als Dianius bald darauf starb, rief die Wahl eines neuen Erzbischofes mannigfache Unruhen hervor. Ein solcher war nicht bloß Metropolit von Kappadocien, sondern seine kirchlichen Rechte erstreckten sich auch noch über die Provinzen Pontus, Armenien, Galatien, Paphlagonien und Bithynien, also über den ganzen Norden und Osten von Kleinasien, so daß er, nach dem Patriarchen von Antiochien die größte und einflußreichste Stellung in der morgenländischen Kirche einnahm. Eine neue Besetzung des bischöflichen Stuhles war ein höchst wichtiges Ereigniß, an dem das Volk, gläubig wie es war, den lebhaftesten Antheil nahm;

und diesmal einen so feurigen, daß es den Mann seiner Wahl den Bischöfen, welche zu diesem Zwecke versammelt waren, gewaltsam aufdrang. Er hieß Eusebius, saß im Senat von Cäsarea, war allgemein wegen seiner Rechtschaffenheit geschätzt und wegen seiner Leutseligkeit beliebt; war aber noch Catechumen. Weder er selbst noch die Bischöfe freuten sich über die Wahl des Volkes, da beide Theile einsahen, daß ein Mann, der sich nie, weder mit den kirchlichen Angelegenheiten, noch mit dem Studium der Glaubenslehren befaßt habe, den schwierigen Zeitläuften und den Umtrieben der Häresie schwerlich gewachsen sein könne. Das Volk hing aber leidenschaftlich an Eusebius, gewann die bewaffnete Macht in Cäsarea für ihn und brachte ihn, halb gefangen, zur Ordination vor die Bischöfe. Da des Volkes Aufregung in Aufruhr hätte übergehen können, so hielten die Bischöfe es für gerathen, den Eusebius zu weihen, nachdem sie ihn zuvor getauft hatten. Nachher bereueten es einige von ihnen und wollten den Act für erzwungen und ungiltig erklären, besonders als der Statthalter von Kappadocien sich gegen den Eusebius aussprach, mit dem er bei der Verwaltung der Provinz in Zwiespalt gerathen war. Aber der alte Bischof von Nazianz mißbilligte mit aller Entschiedenheit ein solches Verfahren, das für alle Betheiligten nur Schaden nach sich ziehen konnte. Eusebius sah sich inzwischen nach einem Manne um, der ihn bei dem Unterricht des Volkes, bei der Predigt des Evangeliums und bei der Leitung des Erzbisthums mit Rath und That unterstützen könne; und mit kluger Einsicht zog er Basilius aus der klösterlichen Abgeschiedenheit, weihete ihn zum Priester und behielt ihn als seinen Rathgeber in Cäsarea. Basilius war ebenso niedergeschlagen bei diesem Ereigniß, wie früher sein Freund Gregor; denn er theilte nicht nur dessen Ueberzeugung von der hohen Aufgabe des Priesterthums, sondern er mußte auch eine Existenz aufgeben, die er mit aller Glut und Kraft seines Herzens erfaßt hatte. Die Hingebung an den Willen Gottes entschied seinen Kampf, und der Gehorsam in der Liebe Jesu machte ihn frei von

eigenen Wünschen. Gregor schrieb ihm tröstend: „Wir dürfen beide uns das Zeugniß geben, daß wir nie so hochfliegende Gedanken hatten, um uns in die Reihen der Priester zu stellen. Wir waren beide für die stillen und demüthigen Wege des Heils, und vielleicht wäre es besser gewesen, wenn man uns darauf gelassen hätte. Ich sage vielleicht; denn ich kenne ja nicht die Absichten des heiligen Geistes mit uns. Jetzt übrigens, da die Sache geschehen ist, müssen wir uns ruhig unterwerfen, und uns so verhalten, daß das Vertrauen der Gläubigen zu uns nicht getäuscht werde, besonders jetzt, wo die Häresie so vielfach anfeindet." Basilius verließ seine Einsiedelei in Pontus, setzte dem dabei gegründeten Mönchskloster seinen Bruder Petrus als Abt vor, der an Jahren ein Jüngling, aber in himmlischer Weisheit erfahren war, und begab sich zum Erzbischof Eusebius nach Cäsarea. Verließ er nun auch die äußere Stätte, wo die heilige Asceſe heimisch war, so hatte er sie doch zu tief im Herzen aufgenommen, um sie nicht ebenso streng unter veränderten Verhältnissen zu üben. Der Weg der Entsagung war der Weg des Heiles, denn es war der, welcher zur Vereinigung mit Christus führt. Mochte sich dieser Weg durch die stille Einöde, oder durch die tumultuarischen Straßen des Weltverkehres dahinziehen, verlassen konnte Basilius ihn nicht, ohne das Ziel seiner Liebe zu verlassen. Bei der Verkündigung und Auslegung des Evangeliums dem er sich zu widmen hatte, unterstützte sein ascetisches Leben ganz ungemein den Eindruck seiner Ermahnungen, denn man wußte, daß er lebte wie er lehrte, und daß er alle Aufforderungen zur Buße, zur Demuth, zur Weltverachtung, zur Abtödtung zuerst an sich selbst und dann an seine Gemeinde stellte, der er häufig Homilien (Belehrungen) hielt. In der Homilie über die Demuth sagt er:

„Werde nicht dein eigener ungerechter Richter und richte dich nicht nach Gunst. Meinst du etwas Gutes gethan zu haben, so vergiß es; deine Vergehen aber, die du so leicht zu vergessen pflegst, behalte im Gedächtniß. Werde nicht stolz auf

deine gute Handlung von heute; denke an die böse von gestern oder vor langer Zeit, und du wirst deinen albernen Stolz unterdrücken. Siehst du den Nächsten sündigen, so betrachte auch seine Tugenden, und erwägst du Alles, so wirst du ihn oft besser finden, als du selbst bist. So wollen wir uns immer in der Versuchung zum Stolz benehmen. Wir wollen uns selbst erniedrigen, damit wir erhöhet werden und den Herrn nachahmen, der aus dem Himmel zur äußersten Demuth herabstieg und dagegen aus der Niedrigkeit zur höchsten Glorie aufstieg. Alle Werke des Herrn predigen uns Demuth. Als Kind lag er in einer Höhle auf ein wenig Stroh. Im Hause eines Zimmermannes und einer armen Mutter war er ihnen unterthan. Er lernte, als ob er der Lehren bedurft hätte. Er stellte sich wie ein Jünger zur Taufe vor Johannes, obwohl er der Meister aller Propheten war. Er widersetzte sich Keinem, der gegen ihn aufstand und statt seine göttliche Macht zu üben, ließ er der zeitlichen die Gewalt. Er ließ sich als ein Verbrecher vor die Hohenpriester und den Landpfleger führen, unterzog sich dem Gerichte und ertrug die falschen Anklagen mit Stillschweigen. Von Knechten ließ er sich mißhandeln und von den Bösen zum Tode überliefern, zum schmachvollsten. Von seiner Geburt bis zu seinem Ende traf ihn jede Erniedrigung; aber die Herrlichkeit folgte ihr und Theil daran nahmen die Genossen seiner Schmach. Vor Allen die Apostel, die arm wie ihr Meister die Welt durchwandern. Keine Gelehrsamkeit, keine Weltweisheit, keine Schaar von Schülern, keine Ehren und Würden zeichnen sie aus. Arm, einsam, ohne bleibende Stätte, ziehen sie über Land und Meer, werden verfolgt, verhöhnt, gequält, gesteinigt, endlich um's Leben gebracht. Dies ist das Beispiel unseres Herrn und unserer Väter im Glauben. Laßt uns ihre Nachfolger sein."

Er war es. Er hatte manche Gegner in Cäsarea. Der Arianismus mit seinen verschiedenen Sprößlingen hatte sich auch dort eingeschlichen und haßte in Basilius das Licht, welches die arianische Finsterniß verdammte. Eben so feind-

lich waren ihm die lauen Christen, diese traurige Classe der Gläubigen, welche das Dogma zwar anerkennen, aber es theilnahmlos liegen lassen in ihrem von schlaffer Sinnlichkeit vermoderten, oder von starrer Selbstsucht verknöcherten Herzen; welche jede praktische Ausübung der Lehre Uebertreibung nennen, jedes Opfer Fanatismus, jeden Eifer Ehrgeiz und Eitelkeit, jede consequente Folgerung zu leben, wie man glaubt, Thorheit oder Scheinheiligkeit. Große Charaktere, die mit heiliger Energie, ihrer Aufgabe und ihrer Stellung gemäß, auf die Hebung und Vervollkommnung des religiösen Lebens wirken sollen, haben in den Lauen ebenso entschiedene Widersacher, als in den offenen Feinden des Glaubens. Beide wollen in gewichtiger und einflußreicher Stellung lieber einen unbedeutenden und schwachen Charakter sehen, der die Einen nicht bekämpft und die Anderen nicht anspornt. Sie nennen einen Solchen friedfertig und liebreich und gönnen ihm gleichgültig seine gleichgültige Existenz. Niemand ist den Lauen willkommener, als ein lauer Priester. Basilius mit seiner feurigen Seele, seiner idealen Richtung, seiner thatkräftigen Energie, seinem scharfsinnigen, schwunghaften, hochgebildeten Geist; in seiner Stellung als Rathgeber des in geistlichen Dingen unerfahrenen Erzbischofs, als anerkannter Meister des ascetischen Lebens, als Ausleger des Evangeliums vom größten Einfluß: Basilius war freilich für den Irrglauben und für die Lauheit der unbequemste Priester, den der Erzbischof hätte nach Cäsarea berufen können. Man versuchte durch vorsichtige Anfeindungen und ränkevolle Verdächtigungen ihn dem Erzbischof als einen ehrgeizigen und hochfahrenden Kopf darzustellen, der nach Befriedigung seiner Herrschsucht trachte; und wirklich ließ sich Eusebius dermaßen gegen ihn einnehmen, daß er ihm sein Vertrauen und sein Wohlwollen entzog und Basilius Stellung in Cäsarea ebenso peinlich als schwierig machte. Denn das Benehmen des Erzbischofs wurde von Basilius Anhängern und Freunden heftig mißbilligt. Und deren Zahl war groß. Das Volk, wankelmüthig wie immer

und überall, hatte längſt vergeſſen, daß es Euſebius mit aller Gewalt zum Erzbiſchof verlangt hatte, und hing an Baſilius wegen aller Tugenden und Vorzüge, die jetzt, da er aus der Dunkelheit ſeiner Zelle hervorgezogen und auf den Leuchter in der Kirche geſtellt war, in die weiteſten Kreiſe hinein ſtrahlten. Seine heilige Beredſamkeit, ſeine Milde, ſeine Armuth, ſeine Unermüdlichkeit, lauter Eigenſchaften, in welchen ſich die Frömmigkeit des Prieſters ſo einfach und natürlich ausſpricht, gewannen ihm alle Herzen. Die Mönche in Cäſarea, die in ihm ihren geiſtlichen Vater verehrten, und mehr als alle Uebrigen ſeinen edlen reinen Sinn kannten, waren empört über die Behandlung, die ihn traf. Einige abendländiſche Biſchöfe, welche in Folge der Glaubensſtreitigkeiten wegen verſchiedener Beſprechungen nach Cäſarea gekommen waren, ſchätzten ſeine theologiſchen Kenntniſſe hoch und ſahen ungern das Verfahren des Euſebius. Mit einem Wort: es wäre nicht ſchwer für Baſilius geweſen, die öffentliche Meinung ſo ganz für ſich zu ſtimmen, daß der Erzbiſchof, durch ſie gezwungen, ihm hätte Genugthuung geben müſſen. Aber als ein Jünger des „Friedensfürſten" hielt er es für das Beſte, friedlich allem Zwieſpalt aus dem Wege zu gehen und ſchweigend perſönliche Kränkungen hinzunehmen. *Das* iſt Friedfertigkeit, *das* iſt Liebe. Ueberdies hatte er ja auch, wie der verbannte Evangeliſt Johannes, ſein Pathmos, wo die himmliſchen Dinge ihm um ſo näher traten, als die irdiſchen zurückwichen. Er ging nach Pontus zurück und nahm die Leitung ſeiner geliebten Klöſter wieder auf, wanderte dazwiſchen umher in den Bergthälern und in abgelegene Gegenden und lehrte in einſamen Gemeinden oder zwiſchen zerſtreut lebenden Hirten die Wahrheiten des Glaubens. Da war er geſchützt vor den Verfolgungen der Feinde und vor dem blinden Eifer der Freunde; da fand er Genoſſen ſeiner Geſinnung in ſeiner Mutter, ſeinen Geſchwiſtern, ſeinen Ordensbrüdern und ſeinem treuen Freund Gregor, der zuweilen ſeine Einſamkeit theilte, aber hauptſächlich in und für Nazianz wirken mußte. Seines alten Vaters Nachgiebigkeit

gegen die Anhänger der Formel von Rimini hatte ihn tief betrübt. Dieſe Schwäche warf nicht nur einen Schatten auf die lange Glaubenstreue des greiſen Biſchofs, ſondern rief auch ſofort Zwietracht in der Diöceſe hervor, indem ſich heftiger Widerſpruch gegen das Verfahren des Oberhirten und manche Drohung kund gab, von deſſen kirchlicher Gemeinſchaft ſich zu trennen. Unter tauſend Sorgen und Mühen gelang es Gregor, den Mißgriff ſeines Vaters wieder auszugleichen und die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Dies war nothwendiger denn je, weil auf Kaiſer Jovians chriſtliche Regierung die arianiſche des Kaiſers Valens für das Morgenland folgte. Kaum hatte ſich Valens durch Albia Dominica, die Kaiſerin, irre führen und dem Arianerhaupt Eudoxius von Conſtantinopel überliefern laſſen, als die Häreſie ſogleich mit entſchiedener Keckheit auftrat. Sie ließ es ganz unberückſichtigt, daß ſie in ihren vielfachen Schattirungen die größten Widerſprüche beherberge und daß Widerſprüche ganz abſichtslos Zeugniß für die innere Unwahrheit einer Lehre ablegen; ſie warf ſich nur auf die Verfolgung des katholiſchen Glaubens. Je weniger Boden der Arianismus in dem rechtgläubigen Abendlande zu ſeinem Gedeihen fand, deſto entſchloſſener war er, das Morgenland durch Kaiſer Valens in Beſitz zu nehmen. Von der Grauſamkeit des Kaiſers gegen die Katholiken wußte man mehr als ein ſchreckenerregendes Beiſpiel. Die Nachricht, daß er ſeine Staaten zu bereiſen denke, um überall den Arianismus einzuführen, klang demnach wie eine Ankündigung des Martertums. Es war vorauszuſehen, daß der Metropolitanſitz von Kappadocien die heftigſten Stürme werde zu beſtehen haben. Gregor betrachtete die Verfolgung des Glaubens als eine Prüfung und eine heilſame Züchtigung. „Julians Abfall," ſagt er bei einer früheren Veranlaſſung, „war eine eiſerne Geißel, die Gott über der ſündigen Chriſtenheit ſchwang. Durch irdiſche Wohlfahrt waren Viele verderbt; ſie wurden geſtraft, um darauf die Wirkungen der göttlichen Barmherzigkeit zu empfinden. Die großmüthigen Kämpfer aber wur-

den mit der Prüfung begnadet, weil ſich ihre Hochherzigkeit in derſelben noch mehr offenbarte.“

Um in würdiger und wirkſamer Weiſe die Prüfung aufnehmen zu können, mußte ſie gemeinſchaftlich getragen werden, mußte jeder Zwieſpalt unter den Gläubigen aufhören. Die Wahrheit iſt Eine; ſie ſchließt ihre Anhänger zuſammen, indem ſie ihnen einen gemeinſamen unwandelbaren Mittelpunkt gibt. Der Irrthum iſt vielfach, ruft jede Art von Zerſplitterung hervor und begünſtigt ſie. Sieht die Häreſie die geringſte Meinungsverſchiedenheit zwiſchen den Gläubigen, ſo ſucht ſie dieſelbe ſogleich zu ihrem Vortheil auszubeuten, indem ſie die Differenz zu vergrößern und die beiderſeitigen Anhänger aufzuregen ſtrebt. Gregor wußte, daß die Arianer in Cäſarea nicht ermangeln würden, die Trennung Baſilius und des Erzbiſchofs zu benutzen, um die Unruhe der Katholiken zu erhöhen; darum begab er ſich zu Euſebius, fand, daß Zeit und Ueberlegung ihn wieder günſtig für Baſilius geſtimmt hatten, daß er ganz bereit zur Verſöhnung ſei, und ſchrieb nun ſeinem Freunde nach Pontus: „Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo du dich zu einem großmüthigen Schritt entſchließen mußt. Er betrifft unſeren gottgeliebten Biſchof Euſebius. Da er jetzt in ganz friedfertiger Geſinnung iſt, müſſen wir ihn ſo und nicht anders nennen. Seine alte Freundſchaft für dich iſt wieder aufgewacht. Ich glaube er wird dir ſchreiben, um dich zurückzurufen. Er ſelbſt hat es mir geſagt und ſeine Vertrauten wiederholten es mir. Nun meine ich, du ſollteſt ihm zuvorkommen, ſollteſt nicht ſeinen Brief abwarten, ſondern dich unverzüglich bei ihm einſtellen. Es iſt deiner würdig und vernünftig, den erſten Schritt zu thun; alſo beeile dich. Noch andere Gründe kommen dazu. Die Häretiker ſtehen gewaffnet um die Kirche herum und brennen vor Verlangen, ſie auch im Innern zu beunruhigen. Komm alſo. Und wünſcheſt du, daß ich den Vermittler mache, ſo gehe ich nach Pontus und führe dich hierher zurück.“ Baſilius zögerte nicht, das Anerbieten ſeines Freundes anzunehmen und ſich mit ihm in Cäſarea in aller Ehrfurcht vor ſeinen Biſchof zu

ſtellen, welcher der Hülfe froh war und den heiligen Mitkämpfer liebreich empfing. Kaiſer Valens war ſchon mit einem ganzen Schwarm von Arianern in Cäſarea eingezogen und wartete auf eine paſſende Veranlaſſung, um mit ſeinen Abſichten hervor zu treten. Aber Baſilius vereitelte alle Anſchläge, um irgend eine Schwäche der Katholiken zu benutzen, irgend eine Unruhe als Unzufriedenheit mit dem Glauben zu deuten. Vorſichtig, wachſam, eifrig und klug, war er überall bereit, die leiſeſte Meinungsverſchiedenheit der Katholiken auszugleichen, unruhige Köpfe zu beſchwichtigen, unklare Anſichten zu lichten, widerſtrebende Herzen zu gewinnen. Er verließ faſt gar nicht die Kanzel, bekräftigte das Volk in der Anhänglichkeit an der Glaubenslehre der Kirche, in dem Abſcheu vor dem Gift der Häreſie, führte es wieder und immer wieder auf das Symbol von Nicäa zurück, als auf den vollkommenſten Ausdruck des katholiſchen Dogma's, welches deshalb den Häretikern ein unerträglicher Dorn im Auge und der Gegenſtand ſtets erneuter Angriffe ſei; und ſtellte unverzagt zwiſchen all' den Schwankungen und Stürmen die evangeliſche Vollkommenheit in der Nachfolge Jeſu als das Ziel jedes Strebens auf. Es erhebt die unverdorbene Menſchenſeele, wenn man ihr Vertrauen ſchenkt, ſie fähig hält der Begeiſterung, ſie zu einem hohen Ideal hinweiſt. Alle Gläubigen ſchaarten ſich um Baſilius, die Einen, wie um ihren Schirmherrn, die Anderen, wie um ihren Vorkämpfer. Das katholiſche Bewußtſein ſchlug in lichten Flammen auf. Um deſto mehr ſank den Arianern der Muth; ſie fürchteten allzu heftigen Widerſtand und der Kaiſer ſcheute ſich, in dieſem kräftigen Volk bürgerliche Aufſtände hervor zu rufen. Er gab vor der Hand Kappadocien auf, um ſeine Anſchläge in anderen Provinzen des Orients auszuführen, und als er die Nachricht von der Empörung des Procopius empfing, war es ihm willkommen, Cäſarea zu verlaſſen, im Jahre 366.

Das gute Vernehmen zwiſchen dem Erzbiſchof und Baſilius litt fortan keine Störung mehr, denn Euſebius hatte jetzt den Mann bewährt gefunden, dem er zuerſt ſein Vertrauen

geſchenkt. Baſilius wurde ihm unentbehrlich als weiſer und zuverläſſiger Rathgeber ſowohl, als um die Schritte zu thun und die Sachen in's Werk zu ſetzen, welche berathen worden waren. Treu wie Einer und thätig wie Keiner wurde Baſilius der Stab ſeines Alters, der mit der Liebe eines Sohnes und dem Gehorſam eines Prieſters in zwiefacher Demuth ſeinem Oberhirten diente und die ſchwere Laſt der Seelſorge mit ihm theilte. „Faſt wunderbar," ſchreibt Gregor, „war dieſe Eintracht zu nennen und ganz beiſpiellos; der Eine führte das Volk und der Andere leitete den Führer." Baſilius Sorgfalt für die Gemeinde von Cäſarea war allſeitig. Bei den Statthaltern und Beamten vertrat er mit ſeinem feinen aber entſchiedenen Wort ihr weltliches und bürgerliches, oftmals gefährdetes Recht. Der Nothleidenden nahm er ſich mit zärtlicher Sorgfalt an, half ihrem geiſtlichen Elend ab, erquickte ſie leiblich, ſchaffte den Fremdlingen Herberge, wuſch ihre Füße, bediente ſie bei Tiſch, öffnete den oft ſo verſchloſſenen Säckel der Reichen für die Bedürfniſſe der Armen. Mit ſeinen Kloſterleuten blieb er beſtändig in Verbindung, ſchrieb ihnen, gab ihnen Ermahnungen und Regeln, ordnete das zurückgezogene Leben der gottgeweihten Frauen und Jungfrauen, war ein unermüdlicher Verkündiger und Ausleger des göttlichen Wortes und hob das Gebetsleben in Cäſarea bei der Maſſe des Volkes auf eine ganz erſtaunliche Höhe. Viermal wöchentlich empfing es die heilige Euchariſtie und ganze Nächte — vielleicht die Vigilien der Communion- und der Feſttage — verbrachte es in den Kirchen mit Pſalmengebet. Die Weiſe dieſes Gebetes beſchreibt er ſelbſt in einem Briefe; es iſt genau dieſelbe, wie noch jetzt in gewiſſen Klöſtern die nächtlichen Tagzeiten gebetet werden. „In der Nacht ſtehen die Gläubigen auf und begeben ſich in das Gotteshaus. Bußfertig, mit großer Zerknirſchung werfen ſie ſich nieder vor Gott, klagen ſich ihrer Sünden in der Stille an, erheben ſich dann, theilen ſich in zwei Chöre, die ihre beſtimmten Plätze einnehmen, und halten das Pſalmengebet gemeinſchaftlich ſo, daß immer ein Chor mit dem anderen abwechſelt und ihm gleichſam Ant-

wort gibt. Dadurch wird die Aufmerksamkeit gefesselt und der Gedanke auf den Sinn der Psalmen hingewendet. Die Psalmodie wird unterbrochen durch den Hymnengesang, den Einer anstimmt und den Alle fortsetzen. Gegen Morgen wird der Psalm der Buße, der erste, laut gebetet und Jeder wendet ihn auf sich selbst an. Dies ist die Art, wie die Kirche in Aegypten, Lybien, Palästina, Syrien und den Ländern vom rothen Meere bis zum Euphrat Vigilie, Psalmengesang und Gebet gemeinschaftlich begehen." In Cäsarea war sie früher nicht üblich gewesen, Basilius hatte sie auf seiner großen Reise in's Morgenland kennen gelernt und er mußte sich manchen Tadel als ein Neuerer gefallen lassen, der überdies zu viel Asceſe von den Menschen verlange. Er ließ sich aber nicht irre machen; geistige Trägheit hat nicht das Recht, dem geistigen Aufschwung die Gränze ihres geringen Bedürfnisses nach dem Verkehr mit Gott zu setzen.

Achtes Kapitel.

Während sich Basilius dem feurigsten Eifer für das Heil der Seelen so rücksichtslos hingab, daß es seinem leiblichen Leben zum größten Nachtheile gereichte und er so kränklich wurde, daß seine gesunden Tage das waren, was für Andere Krankheit ist, nämlich eine Ausnahme: traf ihn auf der empfindlichsten Stelle ein bitterer Schmerz. Sein zweiter Bruder Gregor, der viel Talent und Kenntnisse besaß, sich als Lehrer der Rhetorik ausgezeichnet und mit Theosebie, einer vortrefflichen Frau verheirathet hatte, war von der Liebe zu den himmlischen Dingen, die in seiner Familie zu Hause war, so lebhaft ergriffen worden, daß er sich ausschließlich deren Dienst zu widmen wünschte. Theosebie gab ihm gern seine volle Freiheit und benutzte die ihre, um sich unter die Diaconissinnen aufnehmen zu lassen, welche in der Kirche das Amt hatten, sich der weiblichen Katechumenen und Armen anzunehmen. Gregor empfing die niederen Weihen der Kleriker, wurde Lector und übte dessen Verrichtungen beim

Gottesdienſte. Sei es nun, daß ſein Entſchluß noch nicht feſt genug, oder er ſelbſt noch nicht reif für das geiſtliche Leben war: genug, er wurde deſſelben überdrüßig. Er ließ ſich vom Weltgeiſte und deſſen Eitelkeit bethören und vertauſchte wiederum den Altar mit dem Katheder, das Studium der heiligen Schriften mit der profanen Wiſſenſchaft, den Schatten im Hauſe Gottes mit dem trügeriſchen Glanze des Hörſaals, die unbeachtete Stellung des Lectors mit der bewunderten und beifallgekrönten eines Meiſters der Beredtſamkeit. Freilich verbanden die niederen Weihen nicht nothwendig zum Empfange der höheren und dem Lector war es nicht verwehrt, vom Altare in die weltlichen Verhältniſſe zurückzutreten. Hatte aber ein Mann im reifen Alter, wie Gregor, die Laufbahn in der Welt und die Ehe aufgegeben, um ſich dem Prieſterſtande anzuſchließen: ſo erſchien ſeine Willenskraft und ſeine Charakterfeſtigkeit durch einen Rücktritt in einem ſehr unvortheilhaften Lichte, und Niemand konnte ihn vom Wankelmuth und Mangel an Ueberlegung frei ſprechen. Theoſebie kehrte nicht zu ihrem Manne zurück; vielleicht kannte ſie ihn genau genug, um überzeugt zu ſein, daß die Rhetorik ihn wohl augenblicklich verlocken, doch nicht für die Dauer feſſeln werde. Gregor von Nazianz war es hauptſächlich, der ihn über die Thorheit ſeines Benehmens allmälig zur Erkenntniß und wieder auf den Weg zum verlaſſenen Heiligthum brachte. Während Gregor von Nazianz dem Freunde hülfreich war, verlor er ſeine Geſchwiſter durch den Tod. Er hatte ſie zärtlich geliebt. Nach zehn Jahren noch beweinte er den Cäſarius und küßte liebend Bücher und Sachen, die ihm einſt gehört hatten. Die Provinz Bithynien war im Jahre 368 durch ein furchtbares Erdbeben verwüſtet worden. Die Stadt Nicäa, wo Cäſarius ſich eben damals aufhielt, hatte ganz beſonders gelitten; unzählige Menſchen verloren Haus und Habe; viele das Leben. Cäſarius aber nichts. Sein Haus blieb ſtehen, und mit einer leichten Verwundung rettete er ſich. Aber dieſe plötzliche, unerwartete Nähe des Todes, dieſer ſchnelle gewaltſame Untergang einer

halben Bevölkerung machte einen erschütternden Eindruck auf Cäsarius. Was war all' der Glanz eines Lebens, das unwiderruflich endet, und so überraschend enden kann! Seine Gedanken wendeten sich jener Sphäre zu, in welcher man von den Revolutionen der Erde nichts mehr zu leiden hat. Er legte sein Amt nieder, gab seine glänzende, einflußreiche Stellung auf, verließ Bithynien und zog sich in die liebe Heimath zu seiner Familie nach Nazianz zurück. Da lebte er, wie sie alle lebten, diese heiligen Menschen, arm, schlicht, mit dem Geringsten zufrieden, als ob er nie auf Purpurteppichen gewandelt, mit ausgesuchten Speisen genährt, in kostbare Stoffe gekleidet, auf behaglichem Lager gebettet, in wohlriechenden Essenzen gebadet gewesen wäre. Wer die Ewigkeit in's Auge faßt, dem geht das Verlangen nach irdischen Genüssen unter. Er bereitete sich vor auf das Sacrament der Taufe [1]), empfing es mit demüthiger Freude, erkrankte bald darauf und gab seine Seele in der vollen Unschuld der Taufgnade ihrem Schöpfer und Erlöser zurück, der sie so liebevoll geführt hatte. Der Bischof von Nazianz, gebeugt von Alter, Krankheit und Gram, und die greise Mutter Nonna folgten mit Kerzen in der Hand und die üblichen Gebete mitbetend dem Leichenzuge ihres Cäsarius, dem Gregor eine Grabrede hielt, welche das christliche Alterthum als ein Meisterwerk auf diesem Gebiet bewunderte. Cäsarius war nie vermählt gewesen. Das ganze Vermögen, das er sich selbst erworben hatte, vermachte er den Armen. Bald nach ihm starb auch Gorgonia mit dem stillen Frieden, den ein in Christus verborgenes Leben, und mit der süßen Freude, welche heilige Hoffnung der Seele gibt. Mit allen

1) Die verkehrte Ansicht, die Taufe in das spätere Alter, wohl gar bis zur Todesstunde zu verschieben, und lieber unter der Wucht der Erbsünde und der eigenen Sünde, also im Stande der Ungnade zu verbleiben, als sich der Gefahr auszusetzen, die Taufgnade durch Sünde wieder zu verlieren und in den Stand der Ungnade zurückzufallen; diese Ansicht bekämpften die erleuchtetsten Kirchenväter lange vergeblich. Auch Gregor von Nazianz; s. Taufe.

Gaben der Natur überreich ausgestattet, schön, geistvoll, liebenswürdig, von edlem Charakter, von zarter Herzensgüte war ihr Leben ein ganz übernatürliches, ganz geordnet nach derjenigen Einsicht, welche das Licht des Glaubens ihr gab. Sie war vermählt, aber dem Gatten zu Gefallen vergaß Gorgonia nicht den himmlischen Vielgeliebten. Sie war eine sorgsame Hausfrau, eine zärtliche Mutter; aber über den Freuden des häuslichen Heerdes vergaß sie nie ihr Bürgerrecht im himmlischen Jerusalem. Sie war vermögend; aber der Reichthum vertrocknete nicht ihr Herz gegen fremde Noth; so viel es in ihrer Macht stand, machte sie sich arm durch Entsagung und Abtödtung, um Wittwen zu kleiden, Waisen zu ernähren, Betrübte zu trösten, Kirchen auszustatten. Ihr Bruder Gregor sagt von ihr: „Sie war das Auge der Blinden, die Stütze der Lahmen, die Mutter der Verlassenen, die Verarmte Jesu Christi, für dessen Arme sie all' das Ihre selig hingab und ihren Kindern keinen anderen Reichthum hinterließ, als das Beispiel ihrer überirdischen Tugend." Durch das Gebet und die Hingebung an den Willen Gottes hielt Gorgonia sich in der beständigen Vereinigung mit Gott. Er zeigte ihr in einem ekstatischen Traumgesicht, daß ihr Erdenleben zu Ende gehe. Dies Leben war eine lange Vorbereitung auf die Gnade gewesen, im Blute Jesu das Bad der Wiedergeburt zu feiern und das weiße Gewand der Täuflinge nicht unwürdig zu empfangen; und nun drückte der heilige Geist das Siegel des Sacramentes als ein Unterpfand ihrer Seligkeit auf ihre reine Seele. Sie war nun an ihrem Ziel und doch wurde ihr das Abscheiden noch schwer, denn Alypius, ihr Gemahl, war noch ungetauft, und sie zitterte, ihn allein zu lassen in einer Welt, die immer so gefährlich ist, aber doppelt für den, welcher noch nicht in voller Rüstung gegen ihre Versuchungen kämpft. Da betete Gorgonia und betete so gottgefällig, daß Alypius voll Verlangen das Sacrament der Taufe begehrte und empfing. Nun waren Gorgonia's Wünsche und das Maß ihres Glückes erfüllt. Sie wußte, daß ihre letzte Stunde nahe und legte sich fried-

lich auf ihr Sterbebett. Mann, Kinder, Eltern, Verwandte und Freunde rief ſie herbei, tröſtete und ermahnte ſie, ſprach von ihren herrlichen Hoffnungen für das ewige Leben und erſchien Allen wie eine Beſiegerin, nicht wie eine Ueberwundene des Todes. Als die Kräfte ſie mehr und mehr verließen, ſtreckte ſie ſich aus wie im Sarge, ſchloß die Augen und pſalmodirte mit erſterbender Stimme: „In deinem Frieden, o Herr, will ich ſchlafen und ruhen.“ Während ſie leiſe ſo ſang, entflob ihre Seele. Es war gleichſam die Grabſchrift, die ſie ſelbſt ſich ſetzte. Gorgonia war kaum vierzig Jahre alt, als ſie ſtarb. Die Trauer ihrer Familie und beſonders ihrer alten Eltern wurde gemildert durch die zuverſichtliche Hoffnung, daß ſie in die beſeligende Anſchauung Gottes eingegangen ſei.

Zu derſelben Zeit, da Gregor ſeine Geſchwiſter beweinte, verlor Baſilius ſeine Mutter. Wie ein lieblich leuchtender ſtiller Stern war Emmelia's ganzes Leben geweſen. In der Welt und im Kloſter, im großen Familienkreiſe und in der abgeſchiedenen Zelle, immer und überall war ſie die Wonne und die Liebe ihrer Kinder. Dieſe zärtliche, innige Seele ſollte nun auch die Erde verlaſſen. An ihrem Sterbebette ſtand Macrina, die treue Tochter, und Petrus, der Abt des benachbarten Kloſters — ihr erſtes und ihr letztes Kind. Emmelia nahm die Hände der beiden geliebten Kinder in ihre erkaltenden Hände, hob ſie zum Himmel auf und ſprach: „Herr, den Erſtling und den Zehnten deines Segens habe ich dir geopfert.“ Dann verſchied ſie ſanft unter den frommen Gebeten ihrer Kloſterfrauen. In der Kirche der Vierzig Martyrer, die ſie ſelbſt unfern Anneſi gebaut hatte, wurde ſie neben ihrem Manne zur Ruhe beſtattet. So lebten und ſtarben dieſe guten Kinder Gottes, deren Wandel ſo einfach ausſieht, daß Jeder meint, ihn nachahmen zu können, und der in ſeiner Einfachheit ſo vollkommen iſt, daß er den Stempel der Heiligkeit trägt, den Stempel der vollkommenen Liebe. Baſilius erſtand eben von einer ſchweren Krankheit, als er mit unſäglichem Schmerze die Todesnachricht erhielt. Seinem Freunde, dem frommen Biſchof Euſebius von Samoſata, ſchreibt er darüber: „Vergib mein

Stillſchweigen! Daß lange Krankheiten, ein ſtrenger Winter und die Wucht der Geſchäfte mich faſt erdrückten, weißt du bereits. Nun aber habe ich wegen meiner Sünden den einzigen Troſt meines Lebens, meine Mutter verloren. Dadurch iſt die alte Krankheit zurückgekehrt, ich liege wieder auf dem Bette und die Erſchöpfung meiner Kräfte ſcheint das Ende meines Lebens herbeiführen zu müſſen. Wundere dich nicht, daß ich in meinem Alter ſo bitter meine Verwaiſung beweine und untröſtlich über die Trennung von dieſer Seele bin; denn ich finde hienieden ihres Gleichen nicht mehr."

Zu ſeinem Herzeleid geſellten ſich ſchwere Sorgen. Eine drückende Hungersnoth verbreitete das äußerſte Elend in Kappadocien. Es war ein Binnenland, ohne Meeresküſten, ohne ſchiffbare Ströme und daher ohne Handelsverbindungen, um dem Mangel an Getreide durch Zufuhr aus anderen Ländern abzuhelfen. Ein kalter Winter, ohne Regen und Schnee, raubte dem Erdboden die Feuchtigkeit und den Flüſſen das Waſſer. Dann trat der Frühling ſchon mit Hitze ein und der Sommer verſtärkte ſie; aber keine Jahreszeit brachte Regen. Das wiederholte ſich zwei Jahre. Der Himmel war immer heiter, immer blau. „Aber dieſe traurige Heiterkeit und Reinheit betrübt uns," ſagt Baſilius in einer Rede, die er damals hielt, um die Einwohner von Cäſarea zur Buße, zum Gebet und zur Mildthätigkeit aufzufordern. „Die Erde iſt auf's Aeußerſte vertrocknet, in Spalten zerriſſen, untauglich zum Ackerbau. Die Quellen verſiegen; durch große Flüſſe gehen kleine Kinder. Der Landmann ſitzt müßig auf dem Felde, faltet die Hände auf den Knien, beweint ſeine vergebliche Arbeit, ſeine unmündigen Kinder, klagt mit ſeinem kummervollen Weibe. Denn ſeine Ausſaat hat zwiſchen den dürren Erdſchollen nicht gekeimt, oder wenn ſie keimte, ſo vertrocknete ſie jämmerlich und die Früchte des Feldes verwandelten ſich in verdorrtes Gras. Wie nun? hat nun Gott, der weiſeſte Herrſcher, die Regierung ſeiner Welt vernachläßigt? O nein! die allgemeine Noth erinnere Jeden an ſeine Sünden und fordere ihn auf Buße zu thun. Gott

öffnet nicht seine Hand für uns, weil die unsere gegen den Nächsten verschlossen war; Gott hört nicht auf unser Gebet, weil die Bitte des Nächsten uns taub ließ; die Sonne versengt die Fluren, weil die Liebe in uns erkaltet ist. Unsere Scheunen waren in guten Zeiten überfüllt, aber des Dürftigen erbarmten wir uns nicht. O ihr Reichen! was hilft euch nun euer Reichthum? all' euer Gold verschafft euch jetzt kein Getreide. Wer aber nur noch ein Brod im Hause hat und es steht ein Hungernder vor seiner Thüre, der nehme das Brod, theile es mit dem Armen und seufze zu Gott: Ein Brod nur ist's, o Herr, und immer näher rückt die Noth. Aber ich folge deinem Gebot und theile dem hungernden Bruder mit. Gib nun auch du deinem darbenden Knecht sein tägliches Brod. O meine Brüder! wer so handelt, den wird Gott wunderbar ernähren, und handelten wir Alle so, würde Gott nicht unerbittlich sein."

Basilius selbst that das, wozu er Andere aufforderte: mit unerschöpflicher Barmherzigkeit suchte er dem allgemeinen Elend zu wehren, das in Cäsarea um so größer war, als aus allen Gegenden von Kappadocien die Brodlosen sich nach der Hauptstadt drängten, als ob ihnen dort geholfen werden müsse. Fast zwei Jahre schmachtete das Land. Als die Noth nachließ, starb der Erzbischof Eusebius und die Stürme der Wahl brachen von Neuem aus. Die Bischöfe der Kirchenprovinz eilten nach Cäsarea, um sowohl dem Ungestüm des Volkes, als den Ränken der Arianer schleunigst entgegen zu treten. Basilius hatte eine allzu bedeutende Stellung unter Eusebius eingenommen und ausgefüllt, um nicht alle Blicke bei der Bischofswahl auf sich zu ziehen, scheele und neidische Blicke, scheue Blicke, vertrauens- und ehrfurchtsvolle Blicke. Manche Bischöfe waren arianisch gesärbt; denen war Basilius durchaus zuwider. Andere fanden ihn übereifrig in seiner Asceſe, in seiner Liebe für das Klosterleben und hatten nicht die mindeste Lust, einen Metropoliten sich zu wählen, der sie aus ihrer Lauheit aufstacheln könnte. In Cäsarea selbst waren die reichen Bürger feindlich gegen Basilius gesinnt; denn sie liebten ihre irdischen Güter

und konnten es nicht vertragen, wieder und wieder von Basilius zu hören, daß er dem Reichthum nicht nur kein Gewicht beilegte, sondern es sogar als ein Glück betrachtete, ihn zu verlieren. Diese Reichen hatten aber einen Anhang unter dem verkommenen Gesindel, das nie in großen Städten fehlt und sich mit Wenigem erkaufen läßt. Wenn die Arianer all' diese offenen und versteckten Gegner Basilius zu gewinnen und für einen der Ihren zu stimmen wußten, so trugen sie ohne Zweifel den Sieg davon. Der alte Bischof von Nazianz erkannte die Gefahr, und da seine Kränklichkeit ihn abhielt, bei der Wahl zu erscheinen, gab er in seinem Antwortschreiben auf die übliche Einladung von Seiten des Klerus von Cäsarea seine gewichtige Stimme für Basilius ab und forderte zugleich den Klerus auf, einträchtig dahin zu wirken, daß dieser Mann, von ausgezeichneter Reinheit des Lebens und der Lehre, und mit allen Kenntnissen und Gaben ausgerüstet, welche die Kirche von Cäsarea in den schwierigen Zeitläuften brauche, ihr zum Erzbischof gegeben werde. Der Bischof von Nazianz schrieb auch dem heiligen Eusebius, Bischof von Samosata in Armenien, und flehete ihn an, persönlich den Einfluß seiner Glaubenstreue und seines Eifers für das Symbol von Nicäa in Cäsarea geltend zu machen, damit Basilius den Metropolitansitz einnehme. Basilius selbst lag an einer seiner schweren Krankheit darnieder, aber nicht sein Eifer, die arianische Partei zu bekämpfen und zu schwächen. Er rief den Freund Gregor zu Hülfe, dessen eindringliche Beredsamkeit sein nothgedrungenes Schweigen ersetzen sollte. Gregor aber kam nicht bloß nicht, sondern machte ihm auch noch Vorwürfe, daß er ihn in dem Augenblicke unbesonnen herbeirufe, wo es sich darum handele, Basilius zum Erzbischof zu wählen. Es könne ja scheinen, als habe Basilius den Freund zum Parteigänger machen wollen. Von solcher Strenge war die Freundschaft dieser beiden Männer! Gregor hatte eine grenzenlose Anhänglichkeit an Basilius, sagte selbst von sich: „Ich folge ihm wie sein Schatten;" wußte am Besten, wie sehr Basilius auf dem

Bischofsstuhle an seinem Platze sei, und verzichtete dennoch auf sein eigenes Verlangen, für den Freund zu wirken, um ihn nicht in falschem Lichte erscheinen zu lassen. Die Verhältnisse stellten sich so günstig für die Arianer, daß Eusebius von Samosata einige Tage nach seiner Ankunft an den Bischof von Nazianz schrieb: „Die Stadt ist in großer Aufregung, die Kirche Gottes in Gefahr, das Credo von Nicäa bedroht. Deine schriftlich abgegebene Stimme wird man verwerfen und fehlt sie uns, so siegen die Arianer." Da fand der neunzigjährige Greis die Kraft seiner Jugend wieder, bestieg eine Sänfte und ließ sich nach Cäsarea tragen. So kam der Tag der Wahl. Alle Bischöfe, katholische wie häretische, waren in der Hauptkirche versammelt, um vor dem ganzen Volke, das sich in großer Spannung herbeidrängte, zur Wahl zu schreiten, deren Ausgang wegen der gleichen Stellung der Parteien gar nicht zu berechnen war. Die Katholiken hofften das Votum des Bischofs von Nazianz durchzubringen, da Aehnliches auch früher schon geschehen sei; allein die Arianer verwarfen diese Toleranz, und so hätte wirklich Basilius nicht die Majorität gehabt, wenn nicht plötzlich große Unruhe vor der Kirche laut geworden, die Hauptthüre weit geöffnet und der Bischof von Nazianz gemeldet worden wäre. Die ganze Versammlung erhob sich, um den Greis zu begrüßen, der kaum noch Leben und Athem zu haben schien. „Da mein schriftliches Votum nicht gültig war," sprach er zu den Bischöfen, „so will ich es mündlich abgeben. Ich stimme für Gottes vielgeliebten Priester Basilius." So führte der schwache Greis die Wahlschlacht zu Ende. Die Katholiken frohlockten, aber zwischen den Gegnern rief eine Stimme laut aus: „Welcher Unsinn! man gibt uns zum Metropoliten einen Mann, der von Krankheit fast aufgezehrt ist!" Der greise Bischof erwiederte ruhig: „Ihr braucht keinen Faustkämpfer, wohl aber einen Lehrer und Hirten. Wer ist nun in dieser Beziehung und durch den reinsten Tugendglanz mit dem Priester Basilius zu vergleichen? Auf mein Gewissen, ich kann ihm keinen Anderen vorziehen."

Baſilius war ſomit Erzbiſchof nach canoniſcher Wahl. Dreimal wurde ſein Name laut in der Kirche ausgerufen, und dreimal antwortete der Jubelruf des anweſenden Volkes. Euſebius von Samoſata und die katholiſchen Biſchöfe umringten dankbar den alten Biſchof von Nazianz, der ſich bis zum Sterben angegriffen fühlte, allein innig froh war, ſein Leben für dieſen Triumph der Kirche aufzuopfern. Baſilius wurde inzwiſchen von einer frohlockenden Menge aus ſeiner ſtillen Behauſung zur Kirche und vor den Biſchof von Nazianz geführt, um von ihm die biſchöfliche Weihe zu empfangen. Zwei Biſchöfe unterſtützten den Greis, der mit zitternden Händen, doch mit freudeſtrahlendem Antlitz die heilige Weihe vollzieht. Und als ob die Kraft von Oben, die er für Baſilius erfleht, ſich ihm ſelbſt mittheile, ſo kräftigt ſich während der Ordination ſeine Stimme, ſo richtet ſich ſeine gebeugte Geſtalt empor, ſo leuchtet ſein müdes Auge auf, und in wunderbarer Weiſe geſtärkt verließ er das ſtaunende Cäſarea, das ſich nicht enthalten konnte hierin ein Zeichen zu ſehen, wie wohlgefällig vor Gott Baſilius Wahl ſei. „Der heilige Geiſt ſiegte!“ rief Gregor aus.

Neuntes Kapitel.

Gegen Ende des Jahres 370 betrat Baſilius ſeine neue Laufbahn, auf welcher er nichts ſo reichlich fand, als Sorgen, Kämpfe und Stürme — dies Loos jedes eifrigen Biſchofs; denn jeder ſoll das Werk Chriſti fortſetzen und den ihm anvertrauten Theil der Heerde Chriſti zur Beſeligung durch den Glauben anleiten und deshalb muß er auch Antheil haben am Leiden Chriſti um die Seelen. Feſt und tief wie Baſilius nun auch ſeine beſondere Kirche umfaßte, ſo verlor er nie aus den Augen, daß ſie nur ein Glied im geſammten Körper der Kirche ſei und daß die Kraft und Geſundheit jedes Gliedes von der des Geſammtkörpers abhänge. Die troſtloſe Häreſie des Arius hatte nun faſt ein halbes Jahrhundert das Chriſten-

thum benagt und ſo viel Gift verbreitet, daß manches Glied wie abgeſtorben für die geſunde Glaubenslehre war. Sei es, daß der morgenländiſche Geiſt ſich mehr als der abendländiſche zur Dialektik jener „falſchen Wiſſenſchaft" neigte, vor welcher ſchon Paulus ſeinen Timotheus warnte; ſei es, daß der Einfluß arianiſirender Kaiſer, von ihrer Reſidenz Conſtantinopel aus, unmittelbarer und verderblicher auf den Orient als auf den Occident wirkte, der ſich feſt um die Reſidenz des Statthalters Chriſti, um Rom, ſchaarte; genug, die morgenländiſche Kirche ſtand am Rande eines Abgrundes, der überall ſich aufthut, wo man den Felſen Petri verläßt und in den ſie einige Jahrhunderte ſpäter wirklich hinabſtürzte. In dem alten urchriſtlichen Antiochien fand Baſilius ein trauriges Schisma, Uneinigkeit, Schwankungen, Verfall der ſittlichen Kraft mit dem Glauben. In Conſtantinopel fand er die Häreſie und nur noch dem Namen nach und in Einzelnen die reine Lehre, da ſeit langen Jahren Arianer dort als Oberhirten ſchalteten und walteten. Beides waren Patriarchenſitze, unter deren Gewalt und Gewicht das Morgenland vom Bosporus bis zum Euphrat ſtand. Patriarch von Alexandrien war noch Athanaſius, der Greis, aber mit der übernatürlichen Jugendkraft der Heiligen. Er hielt am apoſtoliſchen, katholiſchen Glauben und folglich zum Felſen Petri, auf dem das Gebäude dieſes Glaubens gegründet iſt; er hielt zu Rom, als dem Mittelpunkte der Glaubenswelt. Baſilius konnte ſich in ſeiner Stellung kein höheres Vorbild wählen als Athanaſius. Er nahm ihn zum Muſter der Weisheit, der Mäßigung, der Unermüdlichkeit, der Entſchloſſenheit, und auch zum Muſter in der Auffaſſung der Kirche, ſie als Einheit betrachtend, und alle ihre Glieder organiſch und harmoniſch ordnend um das Haupt, Rom. Sein heißeſter Wunſch, ſein glühendes Streben ging dahin, das wankende Morgenland wieder kräftig mit dem Abendlande zu verbinden und es aus der kränkelnden Zerſetzung der Häreſie in die geſunde Einheit der Glaubenslehre hinein zu retten. Um eine ſolche geiſtige Bewegung nach und nach hervorzurufen,

mußte er damit anfangen, in seiner eigenen Kirchenprovinz Frieden zu stiften. Die Bischöfe, welche seiner Wahl entgegen gewesen waren und unter denen sich sein eigener Oheim befand, versammelten sich nach der Abreise des Bischofs von Nazianz wieder und behaupteten, dieser alte Mann habe die Gemüther gleichsam überrumpelt und nur dadurch Basilius Wahl durchgesetzt; sie sei ungültig. Allein man bewies ihnen, daß sie durchaus canonisch sei, und sie mußten sich fügen. Basilius hatte nun aber die schwere Aufgabe, diese erbitterten Gemüther zu besänftigen, ohne ihnen zu schmeicheln und zu gewinnen, ohne falsche Nachgiebigkeit. Sollte seine Autorität immer Geltung haben, so mußte er seine Würde aufrecht halten, und wollte er dauernde und aufrichtige Einheit hervorrufen, so mußte er einleuchtend machen, daß nicht seinetwegen, sondern zum Wohl der Gesammtheit seine Autorität nothwendig sei. Aber Gregor konnte mit Recht von Basilius sagen: „Wie er früher Andere übertraf, so übertraf er nun sich selbst; denn er sah ein, daß ein Bischof unterhalb seines erhabenen Berufes bleibe, wenn seine Tugenden nicht über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehen."

Mit Niemand fast wünschte Basilius so sehr die Aussöhnung, als mit dem Bischof, seinem Oheim, den er von Kindheit auf sehr geliebt und der nach seines Vaters frühem Tode Vaterstelle bei ihm vertreten hatte. Es schmerzte ihn sehr, den Blutsverwandten zwischen den Gegnern zu sehen. Wohlmeinende aber unweise Freunde, von denen auch Gregor, Basilius Bruder, gewonnen wurde, schrieben einen erdichteten Brief im Namen des Oheims an Basilius, um diesen zu veranlassen, an den Oheim zu schreiben und dadurch Beide einander näher zu bringen. Basilius wurde leicht getäuscht, da sein eigener Bruder ihm den Brief als vom Oheim kommend überbrachte, antwortete mit freudigster, versöhnlichster Gesinnung und war tief betrübt, vom Oheim die entgegengesetzte Sprache zu hören und zu erfahren, daß der Brief eine Erfindung seiner Freunde gewesen sei. Da die Verläumdungen seiner Rechtgläubigkeit und seines Eifers fortdauerten, ganze Städte und Ortschaften ihrem

Erzbiſchof entfremdeten und in fromme Seelen Mißtrauen gegen ihn ſäeten: ſo faßte Baſilius den Entſchluß, ſeinem Oheim zu ſchreiben und ihn zu bitten, um des Heils der Kirche willen ſich verſöhnen zu laſſen. „Um meiner Sünden willen," ſagt Baſilius in dem Briefe, „iſt dieſe Zwietracht zwiſchen uns entſtanden und gern will ich mich ſchuldig bekennen, wenn dem Unfrieden dadurch ein Ende gemacht wird. Iſt alſo irgend ein Troſt in Chriſto, irgend eine Gemeinſchaft des Geiſtes, irgend Mitleid und Barmherzigkeit bei dir, ſo mache dem verkehrten Zuſtande, der auf keiner Wahrheit beruht, durch dein Beiſpiel ein Ende und gib nicht zu, daß immer neue Verdächtigungen gegen mich einen Schein von Haltbarkeit darin finden, daß du, der Bruder meiner Mutter, dem Friedfertigkeit und Sanftmuth eigenthümlich ſind, mir feindlich entgegen trittſt. Habe ich Fehler begangen, ſo will ich mich gern beſſern. Aber nur Ermahnungen beſſern, Verläumdungen nicht; ſie ſtiften Zwietracht, und durch die Uneinigkeit der Biſchöfe leidet die ganze Kirche. Komm' alſo zu uns, oder ſchreibe mir, oder rufe mich zu dir, oder thue, was du für richtig hältſt, aber tröſte meine Seele." Dieſer Aufforderung konnte der Biſchof nicht widerſtehen; er verſöhnte ſich mit Baſilius und nach und nach thaten es auch die übrigen Biſchöfe der Gegenpartei. Bei dem Biſchof Bosporius mußte Baſilius ſich rechtfertigen über die Anſchuldigung, den alten Erzbiſchof Dianius verflucht zu haben. „Ich habe faſt die ganze Nacht ſchlaflos zugebracht," ſchreibt er an Bosporius, „ſo ſchmerzlich haben mich deine Worte mitten in's Herz getroffen. Ich hätte den ſeligen Dianius mit dem Anathema belegt! ich, der ich als Knabe ſchon mit Liebe zu ſeiner majeſtätiſchen, ehrwürdigen Prieſtergeſtalt aufſchaute und ſpäter all' ſeine Tugenden und liebenswürdigen Eigenſchaften aufrichtig bewunderte. Aber das iſt richtig und nie werde ich es verhehlen: ſeine Annahme des Glaubensbekenntniſſes, das aus Conſtantinopel hergeſchickt wurde, verſetzte mich in untröſtliche Betrübniß und veranlaßte mich, für einige Zeit Cäſarea zu verlaſſen. Als der ſelige Dianius uns ſpä-

ter auf dem Krankenbett erklärte, er halte feſt an dem Glauben, welchen unſere heiligen Väter zu Nicäa dem Erdkreis verkündet hätten, war die Scheidewand zwiſchen unſeren Seelen gefallen, alle Trauer hörte auf und ich mit den Gleichgeſinnten knüpfte wieder die kirchliche Gemeinſchaft mit ihm an.“ Sogar ſtillen Kloſterfrauen war Baſilius hinſichtlich ſeiner Glaubenslehre verdächtigt worden, während man ſie ihm als entſchiedene Arianerinnen ſchilderte. Biſchof Bosporius klärte aber beide Theile über die Anſchwärzung auf. Dennoch hielt es Baſilius für angemeſſen, den Nonnen zu ſchreiben und ſie aufmerkſam zu machen auf das jetzt vielfach beſprochene Dogma vom heiligen Geiſt, das wiederum einem häretiſchen Strom willkommene Veranlaſſung war, die Waſſer des ewigen Lebens zu trüben. Baſilius nennt ihn einfach als den Dritten der Weſenheit Gottes, der nicht höher als der Ungeborene, nicht früher als der Eingeborene, kein Mittelding und kein Geſchöpf, ſondern gleichweſentlich dem Vater und dem Sohne beizuzählen ſei.

Durch milde Friedfertigkeit und demüthige Liebe gewann Baſilius allmälig ſeine Gegner unter den Biſchöfen. Mit allem Nachdruck überwachte er ſeinen Klerus, um ihn in derjenigen Zucht zu erhalten, welche in den Augen der Gläubigen oftmals eine Bürgſchaft für den wahren Glauben iſt. Der tugendhafte Wandel eines frommen Prieſters wird zuweilen einer ganzen Gemeinde zum Schilde gegen die Angriffe der Häreſie. Das Laſter iſt anſteckend, aber die Heiligkeit übt auch ihren Zauber. Als Erzbiſchof von Cäſarea ſtanden unter ihm, außer ſeinen Suffraganen, fünfzig Land- oder Chorbiſchöfe, denen in der alten Kirche gewiſſe Functionen übertragen waren: ſie führten Aufſicht über die Landgemeinden, konnten nach eigenem Ermeſſenen niedere Kleriker, aber Diakonen und Prieſter nur mit biſchöflicher Genehmigung weihen; durften das Sacrament der Firmung, doch nur in einer Kirche, ſpenden. Einige von ihnen wurden beſchuldigt, die Ordination für Geld vorzunehmen. Baſilius wollte es kaum glauben. Durch die vielen Glaubensſtreitigkeiten war

aber eine Lockerung der Kirchenzucht sowohl, als des Bandes zwischen den Gemeinden und ihren Priestern eingetreten, denn die Häresie raubte dem Priesterstand seine Würde, löste den Gehorsam gegen kirchliche Ordnung und schwächte das Ansehen der geistlichen Aemter. Wer also in eine häretische Färbung des Glaubens oder in Glaubensschwäche gerathen war, verlor die Heiligkeit des Priesterstandes mit seinem apostolischen Beruf leicht aus den Augen und konnte wohl den Versuch wagen, den Eintritt in denselben zu kaufen oder zu verkaufen. Basilius schrieb den Landbischöfen: „Die Schmählichkeit der Sache hat schon dadurch, daß sie überhaupt vermuthet und besprochen wurde, meine Seele mit Schmerz erfüllt. Noch jetzt scheint sie mir unglaublich. Man sagt, daß Einige aus euch von Denen, die ordinirt werden, Geld nehmen und sich rein zu halten meinen, indem sie das Geld nicht vor, sondern nach der Weihe sich geben lassen. Das Nehmen bleibt aber Nehmen, gleichviel zu welcher Zeit. Wenn dies sich so verhält, so müssen wir zu dem Schuldigen sagen: Dein Geld sei dir zum Verderben! wie die Apostel im ähnlichen Fall es sagten; denn die Theilnahme am heiligen Geist verkauft sich nicht. Leib und Blut Christi ist uns anvertraut und dessen Verwaltung ist eine geistliche und himmlische Sache; kein Gewerbe. Die Kirche Gottes kennt so etwas nicht. Es wage also Keiner mit so schnöde befleckten Händen die hochheiligsten Geheimnisse zu feiern. Geschähe es dennoch: so würde er die Altäre unseres Bereiches meiden müssen. Verzeihet mir aber, daß ich zuerst schreibe, wie wenn ich es nicht glaubte und dann drohe, wie wenn ich es glaubte."

Da der Klerus frei vom Kriegsdienste war, so schien es Manchem gerathen, sich den untersten Stufen desselben anzuschließen ohne Beruf und ohne Neigung, nur um nicht Soldat zu werden; und da die Landbischöfe nicht nach dem alten Kirchengebrauch mit größter Vorsicht prüften und wählten, so kam es in den Landgemeinden vor, daß sich daselbst viele Unterdiakone befanden, aber unter ihnen kein Einziger, der zum Dienste des Altars tauglich gewesen wäre. Die Land-

biſchöfe klagten ſelbſt über ihre Verlegenheit, keine Diakone und Prieſter finden zu können. Baſilius erneuerte die Vorſchriften der Väter über die Wahl der Kleriker. „Ehemals herrſchte in der Kirche Gottes die Sitte," ſchreibt er, „daß die Diener der Kirche nur nach aufmerkſamer Unterſuchung ihres ganzen Lebens und Wandels angenommen wurden. Die Prieſter und Diakonen forſchten ſorgfältig nach, berichteten darüber den Landbiſchöfen und dieſe ſammelten die Zeugniſſe, berichteten darüber dem Biſchof und nahmen die Brauchbaren unter den Klerikern auf. Jetzt aber würdigt ihr uns gar keines Berichtes mehr und betreibt die heilige Sache mit ſolcher Vernachläſſigung, daß ihr den Prieſtern und Diakonen ohne Weiteres geſtattet, unwürdige Menſchen aus ihrer Verwandtſchaft und Freundſchaft zum Dienſte der Kirche zuzulaſſen, ſo daß wir zwar Kleriker in Menge, aber ſehr wenig tüchtige Prieſter haben." Dann verlangt er, daß jeder Landbiſchof ihm ein genaues Verzeichniß der Unterdiakonen ſeines Bezirkes und ihres Lebenswandels einſende und ein zweites, damit übereinſtimmendes, für ſich behalte. „Wer künftig ohne unſere Einwilligung aufgenommen wird, bleibt Laie;" ſo ſchließt er das Schreiben. Baſilius gab ſelbſt in dieſer Beziehung das Beiſpiel heilſamer Strenge. Er ſchrieb dem Rectarius, einem angeſehenen Mann, mit dem er befreundet war und der ihn gebeten hatte, einen gewiſſen Geiſtlichen als Landbiſchof anzuſtellen: „Ich wäre kein Ausſpender, ſondern ein Verkäufer der Gaben des heiligen Geiſtes, wenn ich ſie gegen menſchliche Freundſchaft eintauſchen wollte. Machte ſich eine ſolche Weihe menſchlicher Weiſe, ſo ſehe ich nicht ein, warum man ſie von uns verlangt und warum nicht ein Jeder ſie ſich ſelbſt gibt. Geht ſie aber nicht von Menſchen aus, ſo wollen wir auch der Entſcheidung Gottes nicht vorgreifen, ſondern ſie ihm anheimſtellen und ihn bitten, daß Er ſie zu ſeiner Ehre lenke." So haben von je her irdiſcher Sinn und weltliches Streben geſucht, ihre Anſicht und Richtung in die Kirche hinein zu drängen; ſo haben von je her die Väter der Kirche ſich bemüht, das unreine Element auszuſcheiden.

Mit diesem muth- und glaubensvollen Herzen wendete er sich den Leiden der gesammten Kirche ebenso eifrig zu, als den Nöthen der eigenen. Das Schisma zu Antiochien schien ihm besonders gefährlich. Der Irrglaube entschleierte sich leicht und war er erkannt, so war er auch schon gerichtet. Aber das Schisma, das trotz der Einheit im Glauben die Gemüther in feindliche Heerlager trennte und auf beiden Seiten fromme Männer und heilige Bischöfe aufwies, untergrub den Frieden, der den Katholiken gegenüber den Arianern so nothwendig gewesen wäre. Dies Schisma hatte folgenden Ursprung. Im Jahre 360 war Meletius zum Patriarch von Antiochien gewählt worden, merkwürdiger Weise von Katholiken und Arianern; von jenen, weil sie ihn als einen heiligmäßigen Mann kannten; von diesen, weil sie wähnten, diesen milden, sanften Charakter für ihre Partei zu gewinnen. Als die Letzteren sich getäuscht sahen, nahm Kaiser Constantius es sehr übel, schickte Meletius in's Exil und berief auf den Sitz des Patriarchen einen Hauptschüler des Arius, Namens Euzojus. Da Meletius aus linder Schonung fremder Schwäche das Wort „gleichwesentlich" nicht gebraucht hatte, so gerieth er bei einigen Gläubigen in Verdacht, dem Symbol von Nicäa nicht unbedingt ergeben zu sein, und da er verbannt war und sie dem Euzojus gegenüber ihre katholische Freiheit an den Tag zu legen begehrten, so wählten sie ihrerseits den Priester Paulinus zum Patriarchen, welchen der Bischof Lucifer von Cagliari ordinirte, der sich aber von der Gemeinschaft mit der katholischen Kirche losgesagt und somit das Recht verloren hatte, in ihrem Namen die Weihen zu spenden. Eine unerträgliche Verwirrung spann sich nun schon über zehn Jahre an diesem Faden fort und that den Arianern ungeheueren Vorschub, indem sie den Zwist der Kirche in einer Sache der Disciplin benutzten, um auch Zwist hinsichtlich des Glaubens auszustreuen. Das gelang ihnen; denn Alles was Partei ist, ist leichtgläubig in dem Punkt, der den Gegnern zum Schaden gereicht; und ein Schisma ist immer die Sache einer Partei, welche sich mehr zu einer

Perſönlichkeit, als zur inneren Wahrheit der aufgeworfenen Frage hält. Baſilius dringende Bitten an Athanaſius um Friedensvermittelung zwiſchen ſo vielem Krieg, ſind ſchon früher angeführt worden. Er wendete ſich aber auch ſelbſt unmittelbar an das Abendland und bat den Papſt Damaſus „nach Gewohnheit ſeiner Vorfahren, mehr als eine Neuerung" erfahrene und fromme Männer in's Morgenland zu ſchicken, um wo möglich die Uneinigen zu verſöhnen oder um doch wenigſtens die Perſonen und Verhältniſſe ſo genau kennen zu lernen, daß feſtgeſetzt werden könne, mit wem Gemeinſchaft zu halten ſei und mit wem nicht. „Die Geſetze der alten Liebe zu erneuern und den Frieden der Väter, dies himmliſche und heilige Geſchenk Chriſti, das im Laufe der Zeit verwelkt iſt, wieder zu friſcher Blüthe zu bringen, iſt für uns nothwendig und wird deinem Chriſtus liebenden Herzen gewiß auch willkommen ſein," ſchreibt er lieblich an Damaſus. Auch an die übrigen Biſchöfe des Abendlandes erließ er mehrfache Rundſchreiben, die ein lebendiges Bild des verwirrten und geſunkenen religiöſen Zuſtandes im Orient geben. Ueber die Verfolgung, welche der häretiſche Kaiſer Valens betrieb, ſagt er:

„Da unſer Herr Jeſus Chriſtus ſich herabgelaſſen hat die ganze Kirche Gottes ſeinen Leib zu nennen und uns im Einzelnen zu deſſen Gliedern zu machen, ſo hat er uns Allen auch das Recht gegeben, mit Allen in Verbindung zu treten. Weil nun das Haupt zu den Füßen nicht ſagen kann: wir brauchen euch nicht; ſo werdet auch ihr uns nicht wie Fremdlinge verſtoßen, ſondern mit den Drangſalen, welchen wir um unſerer Sünden willen überliefert wurden, Mitleid haben; ſo wie wir uns über euch freuen, daß ihr den Frieden ungetrübt bewahrt, den euch der Herr verliehen hat. Bei der Verfolgung, die über uns hereingebrochen iſt und welche zuerſt die Hirten trifft, damit die Heerden zerſtreut werden, iſt dies das Schlimmſte, daß die Verfolger den Namen Chriſten tragen. Dadurch ſind die Lehren der Religion umgeſtürzt, die Geſetze der Kirche verwirrt, das prieſterliche Anſehen

und die Beobachtung der Canones dahin. Der Ehrgeiz drängt sich in die Kirchenämter, die Gottlosigkeit reißt die höchste Würde an sich, die Herrschsucht macht sich auf heiliger Stätte zur Magd Desjenigen, der ihr dahin verholfen hat. Das Volk ist ohne Warnung, denn der rechtmäßige Priester darf nicht freimüthig sprechen und jede Lästerzunge ist losgelassen, reizt Andere zur Feindseligkeit auf, damit das Böse allgemein und die eigene Bosheit nicht auffallend werde. Die Ungläubigen lachen, die Kleingläubigen wanken, die Glaubenslehre wird zweifelhaft, weil Diejenigen, welche sie verfälschen, die Wahrheit nachahmen; und Ungewißheit lähmt die Seelen. Das Heiligthum ist entweiht und die Gläubigen und Einsichtsvollen fliehen vor den Gotteshäusern als vor Schulen der Gotteslästerung, und halten ihre Andachten und Gebete mit Weib und Kind unter freiem Himmel. Weil die Bischöfe, Priester und Diakonen verfolgt, mißhandelt, abgesetzt werden oder die Flucht ergreifen müssen, ist der Klerus verderbt, so daß der eingeborene Sohn Gottes gelästert und der heilige Geist verachtet wird, ohne daß Jemand da wäre, der widerlegen könnte. Die Vielgötterei bekommt die Oberhand. Man hat einen großen und kleinen Gott. Man hält den Namen Sohn nicht für eine Bezeichnung der göttlichen Natur, sondern für die Benennung einer Würde. Man glaubt nicht, daß der heilige Geist zur Vollständigkeit der heiligen Dreifaltigkeit gehöre und an der göttlichen und seligen Natur Antheil habe, sondern daß er irgend eines aus den Geschöpfen, und dem Vater und Sohne von ungefähr und blindlings beigefügt worden sei. Wer gibt meinen Augen eine Thränenquelle, um Tag und Nacht das Verderben zu beweinen! Verführt wird das Ohr der Einfältigen und das Kind der Kirche in der häretischen Lehre auferzogen. Denn was sollen sie thun? Die Häretiker taufen, predigen, spenden die Sacramente, unterstützen auf mancherlei Weise die Nothleidenden; und weil sie all' diese Dinge vollziehen, so entspringt daraus ein Band, welches sie mit dem Volke verbindet. Bekämen wir also auch später die Glaubensfreiheit wieder, so wäre doch

keine Hoffnung mehr, Diejenigen zur Erkenntniß der Wahrheit zurückzubringen, die durch lange Täuschung geblendet und gefesselt sind. Betrachtet also unsere Drangsale als die eurigen, geliebte Brüder, denn wegen des gemeinschaftlichen Erbes und väterlichen Schatzes, wegen des reinen Glaubens stehen wir auf dem Kampfplatze. Das Uebel hat nicht eine oder einige Kirchen nur befallen, sondern es wüthet von Illyriens Gränzen bis zur Thebais. Gebet nicht zu, daß die Hälfte des Erdkreises von der Irrlehre verschlungen werde, und daß der Glaube bei Denen erlösche, bei denen er zuerst geleuchtet hat. Ihr, die ihr miteinander in größter Eintracht und Einigkeit verbunden seid, kommt! vergeltet dem Morgenlande das himmlische Gut, welches ihr ihm verdankt: erneuert ihm den Glauben. Kommt in einer so großen Anzahl, daß ihr hier eine Synode bildet; verkündet auf derselben das Bekenntniß wieder, welches unsere Väter zu Nicäa festsetzten, verbannt die Ketzerei und bringt die Glaubensgleichen zur Eintracht. Die fremde Rede pflegt mehr Eindruck zu machen, als die gewohnte, aus bekanntem Munde; besonders dann, wenn sie von Männern kommt, denen ein herrlicher Ruf vorhergeht, wie Euch, die ihr den von den Aposteln hinterlegten Glauben unversehrt bewahrt habt, während bei uns die wankenden Kirchen wie zersprungene Gefäße das einschleichende ketzerische Gift aufgenommen haben, welches durch gewisse frevelhaft neue Ausdrücke, die der menschliche Hochmuth erfand, eingeführt worden ist."

In einem anderen Schreiben klagt Basilius über Sectenwesen und Schisma: „Obgleich wir in einem Meer von Leiden schwimmen und durch die heftigsten Stürme geprüft werden, so leisten wir doch Widerstand in Christus, der uns Stärke verleiht und den Hoffenden Ausgang aus aller Trübsal verheißen hat. Die Häresie der Arianer, die sich offenbar vom Körper der Kirche losgerissen hat, fällt Allen in die Augen und schadet uns nicht so viel, als die Heuchelei Derjenigen, welche äußerlich ganz Milde und Schonung sind, innerlich aber die Heerde Christi zerfleischen. Sie scheinen

mit uns zu wandeln und dieſelbe Glaubenslehre wie wir zu verkünden; heimlich aber deuten ſie die Lehre falſch und ſtreuen dabei die Verläumdung aus, als ob wir Neuerungen im Glauben einführten. Einer von Denen, welche uns viele Kummer machen, iſt Euſtathes, Biſchof zu Sebaſte in Klein-Armenien, der mehrfache Apoſtaſie durch mehrfache ſcheinbare Bekehrung verbarg, und der jetzt das Oberhaupt einer Sekte iſt, die nicht bloß die Weſensgleichheit des Sohnes, ſondern auch den heiligen Geiſt beſtreitet. Und das Allerbeklagenswertheſte iſt endlich Dieſes: daß auch der Theil, welcher geſund im Glauben, dennoch in ſich ſelbſt zerſpalten iſt, ſo daß uns wahrſcheinlich ähnliche Drangſale erwarten, wie ſie einſt Jeruſalem trafen, das zugleich von Veſpaſian belagert und vom Zwiſt der eigenen Bürger aufgerieben wurde. Dies verſetzt die Kirchen in den Zuſtand der äußerſten Schwäche und dringend bitten wir um eueren Beiſtand, damit das Schisma beſeitigt, die Autorität der Kirche anerkannt und der Leib Chriſti dadurch vollkommen werde, daß alle Glieder zur Einſicht ſich ſammeln und halten."

So ſchmachteten von jeher die großten Seelen nach Glaubenseinheit; ſo untergrub von jeher der Irrthum im Glauben die Freiheit, die Wohlfahrt, die Sittlichkeit, den Frieden der Welt. Einfach iſt der Glaube, darum macht er ſtarke Seelen, in denen die höheren Kräfte des Menſchen Boden, Stoff und Nahrung finden. Tauſendfach iſt der Irrglaube; darum verwirrt und verſtacht er die Seelen und die höheren Kräfte erſterben kläglich auf ihrem ſandigen und moraſtigen Boden. Nichts bleibt ihnen übrig, als die Verſtandesrichtung mit ihrem trügeriſchen Licht, das, wie der Irrwiſch, aus Dünſten der Erde entwickelt iſt und meiſtens über einem Sumpfe flackert.

Wohl durfte Baſilius an Jeruſalems Elend erinnern, das von Haß und Zwietracht zerfleiſcht wurde, während der Feind die Mauern umgab. Das Aergerniß wucherte im Orient: der Altar war entweiht durch Eindringlinge, die Kanzel durch Irrlehrer, der Biſchofſtuhl durch Höflinge, der

Thron durch einen Verfolger. Der Lärm des Streites, die Flut von Glaubensbekenntniſſen, die zahlreichen Apoſtaſien beſtürzten und verwirrten das Volk, und weckten Zweifel in ihm an die Weisheit ſeiner Hirten und Väter. Es fühlte ſich nicht mehr heimiſch und froh in den Gotteshäuſern und bei den kirchlichen Feierlichkeiten; es ging hinaus in die Felder und Wälder und ſchrie zu Gott um die Wiederkehr des alten Glaubens. Die Hülfe, die Baſilius von den Biſchöfen des Abendlandes erflehte und erſehnte, kam nicht; denn dieſe kannten aus den Tagen des Kaiſers Conſtantius allzu gut die Gefahr, mit den liſtigen und ränkevollen Arianern in Berührung zu kommen, um ſich in ein Unternehmen von ſo zweifelhaftem Erfolg einzulaſſen. Ueberdies war Kaiſer Valens nicht der Mann, der eine Durchkreuzung ſeines Vorhabens, den Orient zu arianiſiren, geduldet haben würde. Statt der Hülfe kam für Baſilius neuer Kummer und von einer Seite, von der er nicht darauf gefaßt war. Von ſeinen Feinden war er längſt als ein Neuerer in Glaubensſachen verſchrieen, beſonders deshalb, weil er die Gottheit des heiligen Geiſtes lehrte. Die Reinheit und Feſtigkeit ſeines Glaubens, welche dieſe Verläumdung ihm zuzogen, hatten ihm wohl das Recht geben können, von Anderen ebenfalls die größte Entſchiedenheit zu begehren; aber andererſeits war der Geiſt der Milde und das Verlangen nach Verſöhnung der Getrennten ſo groß in ihm, daß er mit den fieberhaft aufgeregten Gemüthern Mitleid hatte, Alles vermied in Worten und Bezeichnungen, wodurch kränkelnde Verſtimmung gereizt werden konnte, und zufrieden war, wenn ſich Häretiker oder Schwankende zum Symbol von Nicäa bekehrten, ohne ſich weiter auf Erläuterungen über den heiligen Geiſt einzulaſſen. Daß dies Verfahren ganz mit dem des heiligen Athanaſius übereinſtimmte, haben wir früher geſehen. Um die göttlichen Geheimniſſe der Offenbarung aufzunehmen und ſich tief von ihnen durchdringen zu laſſen: dazu gehört ein ruhiger oder doch ein beruhigter Geiſt. Dieſe innere Beruhigung tritt ſelten urplötzlich und vollſtändig ein; nicht jeder Zweifel

iſt ſogleich gehoben, nicht jedes Dunkel ſogleich gelichtet. Die großen Männer wie Athanaſius, wie Baſilius, hatten genug Nachſicht mit der menſchlichen Schwäche und genug Vertrauen zu der göttlichen Gnade, welche Denen zu Hülfe kommt, die guten Willens ſind, daß ſie lieber ſchonend ſchwiegen, wo ſie ohne Verläugnung der Wahrheit ſchweigen durften, als daß ſie eine Entſchiedenheit des Ausdruckes forderten, der ein Vorwand zu neuer Zwietracht hätte werden können. Daß dies keine Frucht der Feigheit, wohl aber der Liebe war, bewies der Heldenmuth, mit dem ſie für die Wahrheit kämpften, ſobald ſie keine andere Rückſicht zu nehmen hatten, als auf ſich ſelbſt. Aber die Mönche in Kappadocien, an deren ſtillen Kloſtermauern die tumultariſchen Zerwürfniſſe der Welt nur wie die zurückweichende Brandung an eine Felſenklippe brauſten, hielten dieſe Rückſicht Baſilius für die Nachgiebigkeit einer ſchwankenden Geſinnung oder für Mangel an Glauben; ſo daß der heilige Biſchof in einem Kreuzfeuer widerſprechender Vorwürfe ſtand. Die Gegner ſchrieen darüber, daß er an den heiligen Geiſt glaube; die Mönche, daß er nicht glaube. Mit einer milden Friedfertigkeit, die nicht immer Hand in Hand mit Feuereifer geht, ſchrieb er den Mönchen und ſagt ihnen: „Wir glauben und bekennen, was uns überliefert wurde: daß der Tröſter mit dem Vater und dem Sohne verbunden und nicht unter die Geſchöpfe zu zählen ſei. Wir werden getauft im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes und gemäß unſerer Taufe glauben wir und löſen keineswegs die Verbindung der Dreifaltigkeit auf. Unſere Intelligenz wird vom Geiſt erleuchtet, ſchauet ſo zu dem Sohne empor und betrachtet in dieſem den Vater wie in einem Abbilde. Die gebührende Ehre nehmen wir ihm nicht und erdichtete Namen geben wir ihm nicht; wir nennen ihn heiligen Geiſt und Tröſter. Dies iſt unſere Lehre. Werden wir deshalb angeklagt und geſchmäht, ſo iſt das nicht unſere Sache, ſondern die der Schmähenden. Wir ſind unbeſorgt, denn wir ſagen mit dem Apoſtel: Der Herr iſt nahe.“ (ad Philip. IV, 5.)

In dem Buche gegen Eunomius, der zuerſt den heiligen Geiſt ein Geſchöpf genannt hatte, und in der Abhandlung vom heiligen Geiſt führte Baſilius ſpäter ſeine Lehre aus. Aber bei der innigſten Rechtgläubigkeit und bei dem größten Bemühen, die Lehre wiſſenſchaftlich zu begründen, theilte er mit Athanaſius die heilige Scheu vor den Geheimniſſen, die Gott dem Glauben offenbart hat und die kein Menſchengeiſt vollkommen erklären kann. Er ſchreibt darüber: „Wir wollen uns hüten, vom heiligen Geiſt irgend etwas zu ſagen, was die heilige Schrift nicht ſagt; aber auch eben ſo ſehr uns bemühen, Alles zu ſagen, was ſie uns über ihn lehrt, wenn wir es jetzt auch noch nicht vollkommen verſtehen. Das volle Verſtändniß iſt jenen Zeiten aufbewahrt, da wir die Wahrheit von Angeſicht zu Angeſicht und nicht mehr verdunkelt von den Schatten und Räthſeln des Erdenlebens ſchauen werden.“ Wie wunderbar iſt es doch! die großen Geiſter, die heiligen Seelen, die erhabenen Intelligenzen fliegen auf in die Regionen des Glaubens und wiegen ſich mit Wonne auf breiten Schwingen in den Lüften ſeliger Hoffnung, die aus einer anderen Welt ihnen entgegen ſtrömen, und freuen ſich auf den ſeligen Augenblick, wo ſie ſchauen werden, was ſie hienieden geglaubt haben. Die kleinen Geiſter aber und die beſchränkten Köpfe fühlen ſich ungemein gekränkt, daß ihnen dereinſt göttliche Myſterien klar werden ſollen, welche ſie mit ihrer menſchlichen Wiſſenſchaft hienieden nicht zu ergründen vermochten. Traurige Verblendung! ſtatt ſich zu freuen, künftig mit dem Cherub zu erkennen und mit dem Seraph zu lieben, wollen ſie Erkenntniß und Liebe auf die engen Gränzen ihres umnebelten Verſtandes und ihres vererdeten Herzens beſchränken!

Zehntes Kapitel.

Im Sommer des Jahres 372 erſchien als Vorbote des Kaiſers der Präfect Modeſtus in Cäſarea. Die Provinz

Bithynien war bereits gewaltsam arianisirt. In Galatien beschäftigte sich Valens noch mit List und Ueberredung, denselben Zweck zu erreichen. In Aegypten, wo alle Verfolgungen einen besonders heftigen Charakter annahmen, weil sie einen besonders großartig heiligen Widerstand trafen, wüthete sie auch diesmal. Der große Athanasius war todt. Die Häresie hatte in ihm den Gegenstand ihres bittersten Hasses verloren; allein Basilius trat in dieser Beziehung und um des nämlichen Grundes willen das Erbe des heiligen Athanasius an. Auch er war eine Säule des katholischen Glaubens. Ueberdas war der Kaiser doppelt erbittert, weil er bei seinem ersten Besuch in Cäsarea mit seinen arianischen Plänen hauptsächlich an Basilius Einfluß gescheitert war. Jetzt versuchte er bald durch Schmeichelei ihn zu gewinnen, bald durch Drohungen ihn zu schrecken. Durch Beamte seines Hofstaates und durch Offiziere seines Heeres hatte er diese Mittel schon anwenden lassen. Da sie ohne Erfolg blieben, trat Modestus, zwiefach gekränkt als schmiegsamer Hofmann und als Arianer, mit der größten Brutalität gegen Basilius auf, um ihn zu zwingen, die kirchliche Gemeinschaft mit dem Arianismus einzugehen. Ohne Umstände, wie einen angeklagten Verbrecher, beschied er den Erzbischof vor sein Tribunal. Auf dem erhöhten Richterstuhle, umgeben von allen Zeichen seiner Würde und allen Dienern seiner Macht thronte Modestus, und vor ihm stand Basilius in seiner gewöhnlichen armen Kleidung und mit seiner gewohnten milden Ruhe. Ohne ihn zu begrüßen, brach Modestus, sowie Basilius erschien, in den Vorwurf aus: „Wie kommt's, Basilius, daß du es wagst, dich dem Kaiser zu widersetzen?" Basilius entgegnete, er verstehe diesen Vorwurf nicht. Da setzte der Präfect ihm auseinander, sein Ungehorsam bestehe darin, daß er in der Religion dem Kaiser nicht folge. Basilius antwortete: „Mein Kaiser kann unmöglich von mir verlangen, daß ich, ein Geschöpf Gottes, ein anderes Geschöpf als Gott anbeten solle." „Was gilt dir denn der Kaiser?" „Bei einem solchen Befehle — nichts!" Modestus, ganz

ſtarr über dieſen Freimuth, ſuchte ihm zu erklären, wie wünſchenswerth es ſei, zur Partei des Kaiſers zu gehören und mit den angeſehenſten Männern in Kirchengemeinſchaft zu treten. Baſilius erwiderte: „Ja, du biſt Statthalter und bekleidest eine hohe Würde und die Gemeinſchaft mit dir, der du geſchaffen biſt nach dem Bilde Gottes, würde uns erfreulich ſein; jedoch nicht mehr, als mit den Geringſten, denn nicht Aemter und Würden machen den Chriſten, wohl aber der Glaube.“ Modeſtus ſprang auf von ſeinem Sitze und rief erzürnt: „Fürchteſt du nicht die Strafen, die ich über dich verhängen kann?“ „Was für Strafen?“ „Einziehung des Vermögens, Verbannung, Marter und Tod.“ „Von dieſen Strafen trifft mich keine,“ ſagte Baſilius gelaſſen. „Dies armſelige Kleid und ein paar Bücher: das iſt mein Vermögen. Ort und Land, wo ich lebe, ſind meine Heimath nicht, denn ich bin ein Fremdling auf Erden und überall zufrieden, wohin Gott mich ſchickt: alſo kann eine Verbannung mich nicht betrüben. Und Marter? ich bin ſo ſchwach, daß der erſte Streich meinem Leben ein Ende machen würde. Der Tod aber wird mir willkommen ſein, denn er ſendet mich zu Gott, für den ich lebe und athme und kämpfe, und zu dem meine Seele verlangt.“ Wie betäubt von einer ſolchen Verachtung aller irdiſchen Leiden ſchwieg Modeſtus und ſagte dann in gemäßigtem Tone: „Mit ſolcher Verwegenheit hat nie Jemand zu mir geſprochen.“ „Vielleicht hatteſt du in dieſer Sache noch nie mit einem Biſchofe zu thun,“ entgegnete Baſilius; „um ſie zu vertheidigen, würde Jeder dieſelbe Sprache führen. In allen anderen Dingen ſind wir demüthiger und unterwürfiger als Einer; denn da wir die Diener der Geringſten ſind, ſo würde es ſich nicht für uns geziemen, den Höchſten zu trotzen. Handelt es ſich aber um den Glauben, ſo haben wir Gott vor Augen, und nur Ihn. Dann ſchrecken uns weder Feuer noch Schwert, dann freuen wir uns zu den Geißeln und den wilden Thieren. Wende an deine Macht, überhäufe uns mit Schmach, erſchöpfe deine Foltern: der Kaiſer ſelbſt wird uns unüberwindlich finden.“

Modeſtus aber fühlte ſich überwunden; hochmüthig hatte er Baſilius empfangen, ehrfurchtsvoll entließ er ihn, bat ihn nochmals, Alles zu erwägen, und gab ihm einen Tag Bedenkzeit. „Sie iſt unnütz," antwortete der heilige Erzbiſchof; „wie ich heute bin, werde ich morgen ſein." Valens war inzwiſchen in Cäſarea angelangt, erfuhr mit Unwillen den ſchlechten Erfolg des Präfecten und ſchlug den Weg der Güte ein, um Baſilius durch Männer, die ihm geneigt waren, umſtimmen zu laſſen. Sie ſtellten ihm vor, wie nöthig ihm ein gutes Vernehmen mit dem Kaiſer zu einer ſegensreichen Wirkſamkeit ſei, und daß er es nicht gering anſchlagen dürfe, den Kaiſer mit dem ganzen Volk zu einer Gemeinde vereint zu ſehen. Es handele ſich ja nur darum, das Wort „gleichweſentlich" aus dem Symbol von Nicäa fallen zu laſſen. Baſilius antwortete: „Gewiß, es wäre ein großes Glück, den Kaiſer in unſerer Kirche zu ſehen, denn eine gerettete Seele iſt etwas Großes. Was aber das Symbol von Nicäa betrifft, ſo kann ich das Wort „gleichweſentlich" unmöglich fallen laſſen, weil ich nicht einmal dulden würde, daß man die Ordnung der Worte veränderte. Wie es iſt, ſo iſt es heilig!

Endlich berief Valens den Erzbiſchof vor ſeine eigene Perſon und in ſeiner Gegenwart mußte Modeſtus die Conferenz fortſetzen. Ein Vertrauter des Kaiſers, der das Amt eines Oberküchenmeiſters am Hofe bekleidete und Demoſthenes hieß, war ebenfalls gegenwärtig und verſuchte ſeinerſeits Gründe vorzubringen, um Baſilius zu gewinnen. Da er aber nichts weniger als das Talent ſeines berühmten Namensverwandten beſaß, ſo entgegnete Baſilius lächelnd: „Die Ueberredungsgabe dieſes Demoſthenes wird für Niemand gefährlich werden;" und der Stand der Dinge blieb unverändert. Während Baſilius ſtündlich ſein Verbannungsurtheil erwartete, ſprach Modeſtus zu Valens: „Wir ſind beſiegt; dieſer Mann iſt zu erhaben für unſere Angriffe." Der Kaiſer beſann ſich eine Zeitlang, welche Maßregeln er wohl anwenden ſolle. Am Feſte der Epiphania begab er ſich in die Hauptkirche von Cäſarea, wo der Gottesdienſt mit der feier-

lichen Würde gehalten wurde, die Baſilius ſo nothwendig für den Kultus fand. Der Klerus behandelte mit tiefſter Ehrfurcht die Feier der heiligen Geheimniſſe und mit tiefſter Andacht wohnte die Gemeinde ihr bei. Valens war ergriffen von dieſer ſchönen und edlen Ordnung und ganz erſchüttert, als er den Erzbiſchof am Altare celebriren ſah, weltvergeſſen, aufgelöſt in Demuth, in ſelige Stille, innerlich verklärt durch die Flammen heiligſter Gottesliebe. An ſo etwas war der Kaiſer freilich nicht durch ſeine Arianer gewöhnt! Es mochte wohl ein Strahl der Wahrheit in ſeine Seele fallen, daß hier Etwas vorgehe, das nicht auf Menſchenwort und Menſchenwerk beruhe. Den Gebeten und der Meſſe beizuwohnen, war ihm unverwehrt. Nicht dadurch ſchloß man ſich den Rechtgläubigen an. Die kirchliche Gemeinſchaft fand ihren Ausdruck und ihre Begründung in der gemeinſchaftlichen Theilnahme am allerheiligſten Sacrament. Genau wie noch jetzt: die katholiſchen Gotteshäuſer ſtehen Jedem offen; dem katholiſchen Gottesdienſte darf Jeder beiwohnen; aber der Empfang der heiligen Euchariſtie gehört ausſchließlich dem Katholiken. Kaiſer Valens wußte wohl, daß ſie ihm nicht zukomme, und daß Baſilius ſie ihm verweigern müſſe; allein jenes merkwürdige Begehren des Irrglaubens, in irgend etwas mit dem wahren Glauben zuſammen zu hängen, Theil zu haben an ſeinen Gnaden, regte ſich auch in ihm. Nach dem alten Gebrauche wurde das Brod und der Wein während des heiligen Meßopfers von den Mitgliedern der Gemeinde dargebracht. Es war das Offertorium ein Symbol der Aufopferung ihres innerſten Weſens mit Mark und Blut, in heiligem Anſchluſſe an das Opfer des Gottesſohnes. Der celebrirende Prieſter weihte von dieſen dargebrachten Gaben denjenigen Theil, der für die Communion genügte; das Uebrige wurde zurückgelegt und diente zum Unterhalt der Prieſter und der Armen. Gaben der Irrgläubigen, weil dieſe darauf einen Anſpruch an die heilige Communion hätten machen können, pflegte man nicht anzunehmen. Kaiſer Valens konnte nicht dem Verlangen widerſtehen, eine Gabe zu opfern.

Zwei seiner Hofleute überreichten in seinem Namen dem Erzbischofe Brod und Wein, und Basilius, der unerschütterliche Mann, der bereit war, wegen eines Buchstabens in Noth und Tod zu gehen, empfing mild die Gabe, um nicht den Kaiser inmitten seines Volkes durch Zurückweisung zu beschämen.

Ein anderes Mal kam der Kaiser in die Sacristei der Hauptkirche, als sich der Erzbischof dort befand, um Gelegenheit zu haben, sich ohne Zwang mit ihm zu unterhalten. Gregor von Nazianz, der sich eben bei seinem Freunde befand, war ein Zeuge dieser Unterhaltung und versichert: Basilius habe mit wahrhaft himmlischer Begeisterung von himmlischen Dingen geredet. Gewiß ist es, daß der Kaiser sich merklich milder gegen die Katholiken benahm. Das durchkreuzte aber alle arianischen Pläne. Man stellte mehr noch der Kaiserin Albia Dominica, als dem Kaiser selbst, das Benehmen des Erzbischofs als Beleidigung der Majestät vor und so setzten denn die Arianer es durch, daß sich Basilius endlich zu entscheiden habe, ob er in ihre Kirchengemeinschaft eintreten oder in's Exil wandern wolle. Gelassen wählte er die Verbannung. Mit großem Lärm betrieben die Arianer die Ausführung des Urtheils. Alles war bereit; zum Abschiede umringten ihn seine Freunde, die Sänfte erwartete ihn, das trauernde Volk umlagerte seine Thüre; da erschienen plötzlich einige Kämmerlinge und riefen Basilius in den Kaiserpalast. Da war Jammer und Klage zu Hause. Valentinian Galates, des Kaisers sechsjähriger Sohn, war plötzlich mit solcher Heftigkeit erkrankt, daß die Aerzte ihn verloren gaben. Die Eltern hatten eine zärtliche Liebe für den Knaben, die Kaiserin wollte verzweifeln, der Kaiser war rathlos. Vielleicht flüsterte sein Gewissen ihm zu, dies sei die Strafe Gottes für viele, viele Ungerechtigkeit und barbarische Grausamkeit. Gegen die Liebe Gottes ist der Mensch stumpf, unter der Geißel Gottes kommt er zur Besinnung. Wenn ein Mann des Glaubens für das Kind betete, so würde Gott vielleicht das Gebet des Gerechten erhören: dieser Gedanke flog dem Kaiser durch den Sinn und merkwürdiger Weise dachte er, das Gebet des

Gerechten keinem von seinen Arianern zu, sondern dem, den er so eben um des Glaubens willen in's Exil schickte. Basilius war gerne bereit die Barmherzigkeit Gottes mit seinem Gebet zu bestürmen, benutzte aber dies Ereigniß, um den Kaiser auf seine vielfachen Beleidigungen der göttlichen Barmherzigkeit aufmerksam zu machen und seine Zustimmung zur Taufe des Knaben zu gewinnen. Dem Kaiser lag aber mehr am Leibes- als am Seelenleben seines Sohnes; taufen sollten ihn die Arianer, beten sollte Basilius. Es trat eine vorübergehende Besserung des Kindes ein. Die Eltern frohlockten und ließen ihm von einem Arianerbischof das Sacrament der Taufe spenden. Bald darauf erkrankte es von Neuem und starb. Von Basilius Verbannung war nicht mehr die Rede und alle Anstalten der Arianer umsonst gewesen. Seine eigenen Reiseanstalten hatten darin bestanden, daß er dem einzigen Diener, der ihn begleiten sollte, den Auftrag gab, sein Schreibgeräth mitzunehmen. Wo der Ballast des Lebens so gering ist, da ist das Erdenleben selbst die härteste Verbannung. Während der Kaiser ganz in die Hände der Arianer zurückfiel, gewann Basilius einen Mann, der mehr als Valens selbst auf sein Verderben gesonnen hatte, den Statthalter Modestus. Er fiel in eine langwierige schwere Krankheit. Leiden drängen den Menschen zum Ernst hin, Ernst — zum Nachdenken; stille Sammlung ist ein guter Lehrmeister. Von Schmerzen gepeinigt und von Schwäche gebunden sah sich Modestus nach anderem Trost und anderer Kraft um, als die Welt ihm gab. Er ließ Basilius rufen und sagte, als der heilige Erzbischof eintrat: „Ich war dir eine Genugthuung schuldig; heute geb' ich sie dir: rette mich." Der Verfolger nahm seine Zuflucht zum Verfolgten, der Tiger zum Lamm: ein Triumph, den nur ein ächter Jünger des Gekreuzigten feiern kann! Modestus genas, schrieb seine Genesung der Fürbitte des Basilius zu, pries ihn als einen Wunderthäter und blieb ihm fortan durch Dankbarkeit und Ehrfurcht ergeben.

Eilftes Kapitel.

Kaiſer Valens verließ Kappadocien und ſetzte im tieferen Orient ſeine Verfolgung der glaubenstreuen Biſchöfe fort. Aus Antiochien verbannte er den Meletius, um den ſich die größte katholiſche Partei geſammelt hatte, während Paulinus das Oberhaupt der kleineren bleiben durfte, weil die Arianer die Wenigen leicht unterdrücken konnten. Aus Edeſſa in Meſopotamien mußte der heilige Biſchof Barſes in's Exil gehen und zwar tief in die ägyptiſche Thebais hinein. Der heilige Euſebius von Samoſata in Armenien ging in die Verbannung nach Thrazien. Er war ein Herzensfreund des Baſilius und von der nämlichen glühenden Liebe für die katholiſche Kirche durchdrungen. Als Soldat verkleidet, unter den Augen der Arianer hatte er Syrien und Phönizien durchſtreift, wo Schisma und Häreſie gar viele Gemeinden ihrer Prieſter beraubten. Er ordinirte heimlich Kleriker an den verwaiſten Kirchen, nicht nur Diaconen und Prieſter, auch Biſchöfe ſogar, und erweckte in den Gemeinden durch ſeinen Eifer und ſeine Belehrungen freudige Anhänglichkeit an den Glauben. Ein ſolcher Mann mußte natürlich den Arianern verhaßt ſein. Nur Baſilius, der noch vor Kurzem einem Freunde geſchrieben hatte, er bereite ſich auf Verbannung, vielleicht auf Schlimmeres vor, blieb wie durch ein Wunder in Cäſarea. Dafür aber fielen alle Sorgen und Kümmerniſſe um die orientaliſchen Kirchenangelegenheiten, welche jene Biſchöfe mit ihm getheilt hatten, auf ihn allein, und neue Verwickelungen geſellten ſich zu den alten. Der Kaiſer hatte der leichteren bürgerlichen Verwaltung wegen das Land Kappadocien in zwei Provinzen getheilt. Jetzt machte der ehrgeizige und herrſchſüchtige Biſchof Anthimus von Tyana (Hauptſtadt der zweiten Provinz) den Anſpruch, daß ſich dieſe Theilung auch auf die kirchlichen Verhältniſſe erſtrecke und Tyana fortan Metropolitanſitz des zweiten Kappadocien ſei. Obwohl dies nach dem Gebrauche der Kirche durchaus keine nothwendige Folge war, ſo trat Anthimus doch gleich nach des Kaiſers Abreiſe als Metropolit auf, berief Synoden der Biſchöfe,

ſuchte unter den Prieſtern Anhänger zu gewinnen und riß mit Waffengewalt Einkünfte an ſich, die aus den Gebirgen des Taurus dem Erzbiſchof für die Kirche von Cäſarea auf Maulthieren geſendet wurden. Anthimus fand einen großen Anhang unter denjenigen kappadociſchen Biſchöfen, die nicht ganz feſt im Glauben, und nur durch die ſcheue Wachſamkeit ihrer Kirchen gezwungen waren, ſich zu Baſilius zu halten; und ferner in jenen, die des Baſilius Erhebung zum Erzbiſchof mit ſcheelem Auge als eine Beeinträchtigung ihrer Verdienſte und überhaupt den Glanz ſeiner Perſönlichkeit, der ſogar den Kaiſer überwältigt hatte, als eine Verdunkelung der ihren betrachteten. Der Semi-Arianismus, der die Gottheit Chriſti nicht ganz läugnete, nicht ganz annahm, graſſirte in Kleinaſien. In häretiſchen Sturmzeiten, wie eben die des Arianismus waren, ſcheint zum vollen und entſchiedenen Bekenntniſſe des katholiſchen Glaubens mehr Energie zu gehören, als der Mittelſchlag der Menſchen, der ſich nicht zum ſchlichten gemeinen Mann ſtellt, aufbringen kann. Da werden dann Auskunftsmittel erſonnen, um nach keiner Seite hin anzuſtoßen und ſich in der gerechten Mitte zu halten. Vergebliches Bemühen! für den Gläubigen hat der Halbglaube zu wenig, für den Irr- und Unglauben hat er zu viel. Nirgends findet er Theilnahme; nirgends faßt man Vertrauen zu ihm; nirgends iſt er willkommen. Dadurch wird er, der in ſich ſelbſt ſchon haltlos iſt, es auch nach Außen, und ſchwankt hin und her, je nachdem ſelbſtſüchtige Zwecke ihn beſtimmen. Hat das Verhältniß des Menſchen zu Gott nicht eine unerſchütterliche Grundlage in den Glaubenslehren der Offenbarung, ſo gibt es auch keine übernatürliche Regel mehr, welche das Verhältniß des Menſchen zum Menſchen ordnete. Der unklare Glaube erzeugt die unklaren Gewiſſen und aus ſchwankenden Anſichten über die ewige Wahrheit entſpringen ſchwankende Charaktere, welche, ihrer Natur nach, viel leichter zum Böſen ſich neigen, als zum Guten, weil das Gute nie ohne eine gewiſſe Energie ergriffen und feſtgehalten werden kann. Durch den Semi-Arianismus wird es erklärlich, wie

Baſilius ſo manche Gegner und Anthimus ſo viel Anhänger finden konnte.

Eine ſchwere Krankheit des Baſilius hatte das Gerücht ſeines Todes verbreitet. Es erſchienen ſogar einige Biſchöfe zu ſeiner vermeintlichen Beerdigung in Cäſarea. Er hatte ſich ſo weit wieder erholt, um ihnen die Sache der Kirche, welche durch Anthimus in ſo große Unordnung gerieth, an's Herz zu legen. Hatte er gehofft, ſie würden ſich den Anſprüchen des zweiten Metropoliten gemeinſchaftlich mit ihm widerſetzen, ſo täuſchte er ſich. Eine Kraftäußerung war ihnen beſchwerlich. Hatte doch ihre Lauheit es zugelaſſen, daß unlängſt der Biſchofſtuhl zu Tarſus im benachbarten Cilicien mit einem Arianer beſetzt wurde. Auf Aehnliches mußte Baſilius ſich von ihrer Seite gefaßt machen, für den Fall, daß etwa Anthimus durch Verbrüderung mit dem Irrglauben ſeinen Anhang zu verſtärken ſuchen würde. Bei dem Kaiſer durfte Baſilius auf keine Abhülfe zählen; ſo mußte er darauf bedacht ſein, in ſeiner Provinz neue Biſchofſtühle zu errichten und ſie mit tüchtigen Männern zu beſetzen, um zuverläßige Glaubenswächter und Kampfgenoſſen um ſich zu ſammeln. Sein Freund Gregor ſtand noch immer in Nazianz dem alten Biſchof, ſeinem Vater, zur Seite, lebte zuweilen aber auch einige Zeit in Cäſarea, bereitwillig dem Erzbiſchofe dienend mit Rath und Schrift. Stets blieb der Wunſch in ihm wach, ſich möglichſt zurückgezogen von allen Berührungen mit weltlichen Geſchäften zu halten, und der Gedanke, daß er nach dem Tode ſeiner Eltern ſich ganz der erſehnten Einſamkeit widmen dürfe, vermochte allein ihn zu tröſten, wenn er an die Möglichkeit dieſes Verluſtes dachte. Nun erhob ihn Baſilius zur biſchöflichen Würde! Auf der Gränze der beiden Kappadocien lag der Flecken Saſima an der großen Straße, welche das Land durchſchnitt, in öder, waſſerarmer, unfruchtbarer Gegend, mit einer dürftigen und ziemlich geſindelhaften Bevölkerung. Anthimus beanſpruchte die kirchliche Gerichtsbarkeit über Saſima; Baſilius, der ſchon einen Theil ſeiner Provinz dem Frieden geopfert hatte, mußte endlich dem Vorſchreiten des

Anthimus entgegen treten, machte Saſima zum Biſchofſitz und ernannte Gregor zum Oberhirten. Dieſer war geradezu in Verzweiflung, fühlte ſich weder dem heiligen Amt, noch der hohen Würde, noch den kirchlichen Streitigkeiten, noch den Ränken des Anthimus gewachſen, und führte in allem Ernſte bittere Klagen über und gegen Baſilius, daß dieſer ſeinen Freund zum Opfer der Verhältniſſe mache. Baſilius blieb bei ſeiner Behauptung: dem Heil der Kirche gegenüber müßten alle perſönlichen Rückſichten ſchwinden. An Euſebius von Samoſata, der den Wirkungskreis in Saſima zu beſchränkt für Gregor fand, ſchrieb Baſilius: „Wohl wünſche auch ich, daß Gregor eine Kirche leite, die ſeinem Geiſte angemeſſen ſei; da dies aber die Kirche auf dem ganzen Erdboden ſein würde, und er deren Biſchof doch nicht ſein kann, ſo muß er ſeinem Sitze Anſehen geben, denn ihm kann kein Ort der Welt Anſehen verleihen oder nehmen.“ Der alte Biſchof von Nazianz theilte des Baſilius Anſicht, und Gregor mußte ſich entſchließen, die Weihe zu empfangen. Er kam aber nie dazu, ſeinen Sitz einzunehmen. Anthimus verſuchte zuerſt Gregor in ſeine Partei zu ziehen; als dies mißlang, wußte er mit Hülfe des Statthalters, der ihm gewogen war, ſo viel Schwierigkeiten zu erheben und Verwickelungen anzuſpinnen, daß der friedliche Gregor dies Gewebe von Ränken nicht zu zerreißen vermochte. Da überdies ſein Vater ſtarb, ſo wünſchte man in Nazianz, er möge die Verwaltung der Diöceſe bis zur Wiederbeſetzung des biſchöflichen Stuhles führen. Er glaubte es übernehmen zu müſſen; aber die neue Wahl zog ſich weit hinaus. Da verließ er Nazianz und ging nach Seleucia, wo er ſich während fünf Jahren mit kirchenſchriftlichen Arbeiten beſchäftigte. Sein Vater war im höchſten Menſchenalter und im Rufe der Heiligkeit geſtorben. Die herrliche Kirche, die er in Nazianz auf eigene Koſten erbaute, war ein Denkmal ſeiner frommen Geſinnung und ein Sinnbild ſeines reinen Lebens. Nonna, ſeine andächtige Frau, überlebte ihn nicht lange. Sie traf die Beſtimmung, daß das ganze Vermögen nach dem Tode ihres Sohnes Gregor

den Armen zufallen sollte. Sämmtlicher Familienbesitz war nun in Gregors Hand; und schon jetzt erfüllte er die Wünsche seiner Mutter, indem er alle Einkünfte den Armen zuwendete und sein Leben in größter Beschränktheit und unter tausend Entbehrungen nach alter Art fortführte. Seine Verstimmung gegen Basilius war längst gewichen und hatte ihn überhaupt nicht verhindert, dem heiligen Erzbischof zu schreiben, nachdem Gregor die Bischofsweihe empfangen hatte: „Nun wohlan, zeige mir den Weg! wandele dem Hirten und der Heerde voran; ich folge dir. Sei uns Allen ein Vorbild: der Liebe für die Kirche; der Weisheit in der Handhabung der Ordnung; des Eifers für Abhülfe jeder Bedürftigkeit. Lehre uns die Herrschaft, die der Geist bei dir über das Fleisch übt, und die glückliche Mischung von Ernst und Sanftmuth in deinem Charakter und besonders die köstlichste aller Eigenschaften: den heiligen unerschütterlichen Gleichmuth deiner Seele. Lehre uns dir ähnlich zu werden in der Kraft deiner glorreichen Kämpfe für das Heil der Seelen und in der Demuth deiner Siege, die Christus durch dich erstritten hat. O sage mir, zu welchen Weideplätzen, zu welchen Quellen des lebendigen Wassers ich die mir anvertraute Heerde zu führen, von welchen Wiesen und welchen Brunnen ich sie fern zu halten habe. Sage mir, wann ich den warnenden Zuruf und wann ich den Hirtenstab gebrauchen muß; wie ich die Heerde vor dem Wolf beschütze und mit den Mithirten in Frieden lebe; wie ich den Schwachen stärken, den Gesunden bewahren, den Gefallenen aufrichten, den Verirrten heimführen und den Verlorenen retten kann.“ Diese bewundernde, hingebende Unterordnung unter Basilius beweist, daß Gregor den Bischofsitz zu Sasima nicht zu gering für sich, wohl aber sich zu gering für das erhabene, allseitig schwere und verantwortungsvolle Amt eines Bischofs fand.

Zwölftes Kapitel.

Von allen seinen Kämpfen und Mühen ruhte Basilius sich aus bei der Durchführung eines geliebten Planes. Christus verherrlichen war das alleinzige Ziel seines Lebens und Strebens; die Nachfolge Christi zu üben und zu verbreiten, nach allen Richtungen, unter allen Formen, auf alle Weise, für alle Menschen war der Beweggrund seiner Handlungen. Daher der Eifer für das Ascetenleben; für das erhöhte Gebetsleben der ganzen Gemeinde; für die Heiligkeit des Priesterstandes; für die Würde des Cultus; für die Eintracht der Bischöfe; für die Einheit der Kirche; für die Reinheit der Glaubenslehre; denn durch dies Alles wurde Christus verherrlicht, indem die Menschen sich bemühten, seinen Geboten zu gehorchen, seinen Willen zu thun, seinem Beispiele zu folgen, ihre Seele umzugestalten nach dem Vorbilde, das er hinterließ, und somit dem Zwecke seiner Menschwerdung zu entsprechen und sich dem Erlöser als Erlöste hinzugeben. Darum liebte Basilius auch die Elenden mit jener zärtlichen Liebe der Heiligen, die in ihnen das mystische Bild des leidenden Heilandes sieht. Eine Plage des Orients, jetzt wie damals, ist die traurige Krankheit, die im Mittelalter auch im Abendlande sehr verbreitet war: der Aussatz. Alle Schrecknisse waren dieser Krankheit eigen; sie war fast unheilbar, sie war ansteckend, sie gewährte einen gräßlichen Anblick, sie ließ den Kranken lange, oft sehr lange leben, und sie beraubte ihn durch eiternde Wunden nach und nach seiner Glieder, so daß er bei lebendigem Leibe sich auflöste, wie der Leichnam im Grabe. Das christliche Mittelalter mit seiner frommen Barmherzigkeit erbaute große Leprosenhäuser, in welchen diese Unglücklichen Zuflucht und Pflege fanden, und heilige Seelen, Männer und Frauen, Ritter und Fürstinnen kamen, von der Liebe Jesu getrieben, ohne Furcht vor Ansteckung, ohne Scheu vor dem Anblick, in diese Spitäler und labten und trösteten die Unglücklichen, die von der eigenen Familie gemieden wurden. In Gegenden, wo es keine Leprosenhäuser gab und wo die Krankheit nur vereinzelt auftrat, baute man dem Aus-

sätzigen eine Hütte auf freiem Felde. Andächtig geleitete man ihn dahin; ein Priester betete die Gebete für die Sterbenden über ihn, der für die menschliche Gesellschaft abgestorben war, und übergab ihm drei Sachen: ein Gefäß von Metall, um Wasser zu schöpfen, da er sich des allgemeinen Brunneneimers nicht bedienen durfte; eine Schaufel, auf welcher er milde Gaben in Empfang nahm; ein Glöcklein, mit dem er, wenn er den Leuten nahe kam, schellen mußte, um ihnen anzuzeigen, daß er „der Feldsieche" sei, wie man ihn wegen seiner Behausung zu nennen pflegte. Beim Gottesdienste hatte er seinen abgesonderten Platz und die Gaben der Nächstenliebe fehlten ihm um so weniger, als man eine besondere Heimsuchung Gottes in dieser geheimnißvollen Krankheit wahrnehmen wollte.

Im Orient ist noch immer der Aussatz nicht selten. Auf einem wüsten Platz in Jerusalem, am Davidsthor, liegen eine Menge von Hütten, die wie Hundehütten aussehen. Das sind die Wohnungen der Aussätzigen. Da leben sie für sich, von Anderen geflohen und verstoßen, und bilden unter sich Familien, die durch Almosen und Bettelei ihr Leben fristen. Da existiren sie im äußersten Elende und fühlen sich doch nicht elend genug, um nicht unglücklichen Geschöpfen das Leben zu geben, welche für dasselbe Loos geboren werden, obgleich ihnen diese Krankheit zuweilen eine gesunde Kindheit gönnt und erst bei der heranreifenden Jugend beginnt[1]). Ihr Zustand und der Mangel an Obsorge für sie scheint im Orient von Alters her ganz hergebracht zu sein, denn Gregor sagt von den Aussätzigen: „Sie ziehen in Gesellschaft haufenweise herum und erwecken mehr Widerwillen als Mitleid. Aus Städten und Dörfern, von Feldern und Quellen werden sie vertrieben, häufig durch Verwandte und Freunde. Mit verstümmelten Gliedern und gleichsam todt vor dem Tode, irren sie umher und suchen durch erbärmliche Lieder das Mitleid zu rühren." Mit besonderer Rücksicht auf diese Ausgestoßenen baute Basilius ein großes Spital für arme Kranke und arme Reisende und Fremdlinge. Die

1) Orientalische Briefe: Jerusalem, November 5. 1843.

Baulichkeiten waren so großartig und weitläuftig, daß Gregor sie „die neue Stadt bei Cäsarea" nennt; das Volk aber gab ihnen den Namen des Erbauers „die Basilias." Da that der heilige Erzbischof allen heiligen Neigungen seines Herzens ein Genügen. Da nahm er nicht bloß die Nothleidenden auf, sondern traf auch alle Einrichtungen, deren sie bedurften. Da waren Aerzte, Diener, Krankenpfleger, Handwerker; da waren Werkstätten, wo Jeder sein Fach treiben oder ein beliebiges erlernen konnte; da waren Gärten zur Erholung für die Genesenden und um den Schwachen eine leichte Beschäftigung anzubieten; da waren Lastthiere und Wegweiser für die Reisenden. Eine prachtvolle Kirche, eine Wohnung für den Bischof, verschiedene Häuser für die Kleriker und ein Kloster für Mönche gehörten sämmtlich zu dieser großartigen Anstalt, in die sich Basilius oft begab, alle Bedürfnisse seiner Pfleglinge überwachte, alle Angestellte zu treuer Pflichterfüllung ermunterte und die Kranken, namentlich die Aussätzigen, liebreich pflegte. Die Einkünfte der Kirche von Cäsarea lieferten ihm die Geldmittel, so daß Niemand durch dies Werk der Barmherzigkeit belästigt wurde. Dennoch kam es nur unter einer Flut von Schmähungen und Verdächtigungen zu Stande. Es hieß, Basilius verschwende aus Prunksucht und Prahlerei das Kirchenvermögen; unter dem Vorwande, für jede Art des menschlichen Elendes zu sorgen, verfolge er selbstsüchtige Zwecke, suche sich populär zu machen; mit dem Kirchenschatz, der aus milden Gaben und Almosen der Gläubigen entstanden sei, schalte er zum eigenen Vortheil, indem er Gunst und Anhänglichkeit des Volkes erkaufe; nur zum Schein würden Hospital und Kirche gebaut: in Wahrheit sei die Basilias eine Festung, in welcher er sich gegen den Kaiser verschanzen wolle. Seine Feinde wetteiferten, um seinem Verfahren ihre eigenen unreinen Absichten zum Grunde zu legen und trugen ihre Verläumdungen dem Statthalter der Provinz vor. Dadurch sah sich Basilius genöthigt, sich bei demselben zu vertheidigen und ihm zu schreiben:

„Der große Kaiser hat mir die freie Verwaltung meiner Kirche zugestanden und das Recht, über ihre Einkünfte zu verfügen. Ich frage also Diejenigen, welche dein arglosses Ohr belästigen, inwiefern ich den Staat beraube, indem ich ein prächtiges Bethaus, nicht unwürdig der Majestät unseres Gottes, erbaue und Wohnungen für den Bischof und die Geistlichkeit daran lehne, Wohnungen, welche dem Statthalter und seinem Gefolge gern zu Diensten stehen? Oder bringt etwa meine Kirchenverwaltung dem Gemeinwesen dadurch Schaden, daß ich für Kranke, für Reisende und andere Nothleidende ein Hospiz erbaue und einrichte, wo sie Hülfe und Trost, Unterstützung und Genesung finden? mußte ich für die Wärter und Diener, welche einer solchen Anstalt nothwendig sind, nicht passende Räumlichkeiten einrichten? zieht die vielfache Bedürftigkeit eines großen Hospitals nicht eine Menge von Werkstätten nach sich? war es ungeeignet, zu diesem Zweck äußere Gebäude für die Handwerker aufzuführen? Gereicht dies Alles nicht der Stadt Cäsarea zur Verschönerung? nicht dem Mann zur Ehre, unter dessen Statthalterschaft eine solche Anstalt gegründet wurde? Du allein, verehrtester Elias, kannst mit dem besten Willen in deiner Provinz nicht wüste Strecken in blühende Städte verwandeln, nicht mit einem Wort Colonien in der Oede ansiedeln. Wäre es weise, wenn du den Mann fortweisen und mißhandeln wolltest, der dich in deinem vortrefflichen Bemühen unterstützt? Ich bitte dich, lasse dich nicht verleiten, in deinem Wohlwollen für mich zu erkalten. Mußt du die Verläumdung anhören, so mache es wie in ähnlichem Falle Alexander, der, während er dem Verläumder ein Ohr lieh, das andere mit der Hand zuhielt, um anzudeuten, daß dieses die Vertheidigung des Angeschuldigten hören müsse, bevor er den Richtspruch thun könne."

Die Sache der Armen siegte bei dem Statthalter Elias, einem rechtschaffenen christlichen Mann, der aber zu Basilius Bedauern nicht lange in dieser Stellung blieb. Sie bot Alles, was die Ehrsucht reizen kann: Ansehen, Einfluß,

große Thätigkeit, Macht, beträchtliche Einkünfte, und Mittel genug, die letzteren in unerlaubter Weise zu erhöhen. Häufig wurden diese Stellen nach Gunst und durch Kabalen besetzt, da der Kaiser sie zu ernennen und seine Umgebung dabei bedeutenden Einfluß auf ihn hatte. Auch Elias war bei dem Kaiser angeschwärzt worden und sollte abberufen werden. Basilius schrieb dem Oberhofmeister des Kaisers, der Sophronius hieß und aus Cäsarea gebürtig war, und bat ihn, die Sache des Elias als die Sache von ganz Kappadocien bei dem Kaiser zu vertheidigen, damit dieser „der Unbestechlichste aller mir bekannten Menschen, ein Mann, der das Recht wahrhaft schirmt, der den Unterdrückten zugänglich, den Uebertretern der Gesetze furchtbar, für Arme und Reiche gleichmäßig gerecht ist, unserem Vaterlande erhalten werde." Umsonst! trotz dieses Zeugnisses und dieser Fürbitte, vielleicht auch wegen derselben, mußte Elias weichen. Für Basilius war das ein schmerzlicher Verlust. Er kam in vielfache Berührung mit dem Statthalter, sowohl in persönlichen und kirchlichen Beziehungen, als auch durch tausend Angelegenheiten anderer Personen, die sich in ihren Bedrängnissen an ihn wendeten. Aller ohne Unterschied nahm Basilius sich an. Die Bevölkerung der Taurischen Gebirge lebte von der Bearbeitung der dortigen Eisenminen. Da diese sehr ergiebig waren, wurde das Volk mit solchen Steuern belastet, daß es dabei zu Grunde ging; Basilius mußte die Bitte um Erleichterung vortragen. Julitta, seine Anverwandte, eine Wittwe mit einem unmündigen Sohn und einem geringen Vermögen, sollte ungerechter Weise eine Geldsumme auszahlen: Basilius mußte ihr Anwalt sein. Die Steuereinnehmer hatten den schlimmen Gebrauch eingeführt, bei Eintreibung der öffentlichen Abgaben den Leuten, besonders dem Landvolk, einen Eid abzuverlangen, ob sie ihre Steuer entrichtet hätten. Die armen Leute, oft von bitterer Noth gedrängt, den Verlust ihrer letzten Habe fürchtend, auf irgend eine bessere Zukunft hoffend, sahen oftmals in dem Eid einen willkommenen Aufschub und legten ihn falsch ab. Gegen diesen Mißbrauch

sprach sich Basilius mit Entschiedenheit und großem Schmerz mehrfach aus. Dem Beamten, der das Steuerwesen leitete, schrieb er einmal: „Ich betheuere vor Gott und den Menschen, daß ihr durch dies Verfahren den Seelen der armen Leute den Tod bringt. Macht doch eine andere Art der Eintreibung ausfindig, welche die Seelen unverwundet läßt! Ihr habt von den Eidschwüren keinen Nutzen, denn sind die Leute einmal an den Meineid gewöhnt, so werden sie die Zahlungen immer nachlässiger machen." Diese Bereitwilligkeit, dem Nächsten zu helfen und zu dienen, erwarb ihm die Liebe des Volkes in einem solchen Grade, daß es seine Anhänglichkeit an den heiligen Erzbischof in einem Augenblicke kundgab, wo die weltliche Macht gegen ihn auftrat. Nicht Liebe oder Ehrfurcht zu der Beamtenwelt, sondern die Scheu vor ihr, in welcher es häufig nur Quäler und kleine Tyrannen sieht, unterdrückt häufig im Volke den Ausdruck seines Mißvergnügens. Ein Beisitzer des Gerichtes in der Provinz Pontus wollte eine vornehme und reiche Wittwe in Cäsarea zwingen, sich mit ihm zu vermählen. Da Entführungen nichts Seltenes waren, so wußte die geängstigte Frau keine Stätte zu finden, die ihr mehr Schutz gewährt hätte, als eine Kirche. Sie floh dahin und ließ den Erzbischof anflehen, ihr ein sicheres Asyl zu verschaffen, wo sie verborgen vor ihrem Verfolger sich ruhig aufhalten könne. Basilius verschaffte es ihr. Der Vicar des Statthalters in Pontus wollte hierin eine Beleidigung des ganzen Gerichtshofes erblicken. Längst gehörte er zu den Feinden des Basilius und froh der Veranlassung, seinem Haß gegen den heiligen Erzbischof eine Folge geben zu können, nahm er sich mit ungewöhnlicher Wärme der Sache seines Beisitzers an, reiste nach Cäsarea und verlangte als des Statthalters Vicar, daß Basilius die Frau, die er unrechtmäßiger Weise zurückhalte, ihm ausliefere. Natürlich verwarf Basilius dies Ansinnen. Der Vicar schickte mit größter Frechheit einige Beamte in die Wohnung des Erzbischofs, um nachzusehen, ob die Frau nicht im Hause selbst verborgen sei. Nicht als hätte er es geglaubt, nein! nur

weil er meinte, dem Erzbischof dadurch eine Schmach anzuthun. Dieser bekümmerte sich ganz und gar nicht um das unwürdige Treiben. Da gerieth der Vicar außer sich vor Zorn, forderte Basilius vor Gericht und behandelte ihn, als er mit seiner milden Ruhe erschien, wie einen überwiesenen Verbrecher, den man schmählich züchtigen muß. Er ließ ihm den Mantel abreißen und, da Basilius sich erbot, auch das Kleid abzulegen, mit Schlägen drohen. „Thue, was du verantworten kannst," sagte Basilius ruhig. Mit seiner Ruhe wuchs der Ingrimm des Vicars, der zur Drohung griff, ihn mit eisernen Haken zerfleischen zu lassen. „Wenn mir die Brust aufgerissen wird," sprach Basilius lächelnd, „so verschafft das vielleicht meiner kranken Lunge etwas mehr Athem." Inzwischen hatten sich diese Vorgänge mit größter Schnelligkeit durch ganz Cäsarea verbreitet und es entstand ein allgemeiner Aufruhr. Man rottete sich zusammen, die Männer griffen zu Steinen, Stöcken, Fackeln und Stangen, die Weiber zu Weberspulen, die Handwerker, wie die Schmiede, machten ihr Werkzeug oder ihr Fabrikat zu gefährlicheren Waffen, und so wälzten sich die Massen drohend dem Gerichtshofe zu, um ihren geliebten Erzbischof zu retten. Dem Vicar wurde nicht wohl zu Muthe bei der Aufregung des Volkes und als Basilius beruhigend einschritt, war er froh, sich in der Stille entfernen zu können. Seitdem wagte sich die weltliche Gewalt nicht mehr an den Erzbischof; aber Ruhe hatte er deshalb doch nicht.

Dreizehntes Kapitel.

Der ganze Winter verfloß für Basilius auf dem Krankenlager. Freundestrost und Unterstützung bei sorgenvollen Arbeiten fand er durch den jungen Bischof Amphilochius von Iconium. Er war ein Kappadocier von guter Herkunft und von bedeutendem Vermögen, überdas von so viel Geist und großem Talent, daß er alle Studien mit der größten Leich-

tigkeit machte und schon als Jüngling ein berühmter Rechtsanwalt war. Aber diese Laufbahn befriedigte seine Seele nicht. Er machte es wie all' die großen Männer seiner Zeit: er verließ die Welt, ihr Glück und ihre Ehre und zog sich im Jahre 373 in die Abgeschiedenheit zurück, zur großen Freude des leidenschaftlichen Liebhabers der zurückgezogenen Stille, Gregor's von Nazianz, mit dem er befreundet war. Auch Basilius kannte und liebte ihn und nannte ihn seinen geliebten Sohn; aber Amphilochius hielt sich fern von dem heiligen Erzbischof, weil er fürchtete, durch denselben zum Priesteramt berufen zu werden. Während er nun sorglos war und sicher zu sein meinte, fügte es sich, daß er eine Reise nach Iconium in Lycaonien zu machen hatte, wo der Bischofstuhl erledigt war und daß die allgemeine Wahl sich auf ihn mit solcher Entschiedenheit lenkte, daß weder seine Jugend, noch sein Laienstand, noch sein Widerstreben berücksichtigt wurden. Man kannte zur Genüge seinen vortrefflichen Charakter und seine geistige Begabung, und so mußte Amphilochius auch hierin wiederum dem Beispiele seiner großen Zeitgenossen folgen, dem Willen Gottes sich hingeben und die heiligen Weihen des Priesters und des Bischofs im Jahre 374 empfangen. Basilius schrieb ihm freudig: „Gepriesen sei Gott, der seine Auserwählten in jedem Alter zum heiligen Dienste sich bestellt. Er hat dich mit den Schlingen der Gnade, aus welchen man nicht entfliehen kann, gefesselt, damit du ihm Menschen fangest, die der Teufel gebunden hält. Solche Fügungen bewirkte unser gütiger Herr! Das Land, das dich erzogen und zu solcher Höhe der Tugend gebracht hat, besitzt dich freilich nicht; es sieht mit seinem Kleinod das Nachbarland geschmückt. Allein weil Alle, die auf Christus hoffen, Ein Volk, und die Christen Eine Kirche sind, obgleich diese nach verschiedenen Orten benannt wird, so frohlockt das Vaterland über die Anordnung des Herrn, und glaubt nicht dich verloren, hingegen durch dich viele Kirchen gewonnen zu haben. Gehe also dem Volke voran, das der Allerhöchste deiner Rechten anvertraut hat; denn zum Voran-

geben hat Christus dich gesendet. Klage nicht über die Bürde, wie wenn sie deine Kräfte überstiege. Wenn du selbst es wareſt, der dieſe Laſt zu tragen hätte, ſo wäre ſie nicht ſchwer, wohl aber ganz unerträglich. Da aber der Herr dir tragen hilft, ſo wirf auf ihn deine Sorge; er wird es machen. Willſt du aber uns beſuchen, ſo warte nicht auf gelegene Zeit; ſei vielmehr überzeugt, daß der väterlichen Liebe jede Zeit gelegen iſt, um den theueren Sohn zu umarmen. Der Herr möge mir verleihen, dich bei uns zu ſehen und, wenn du nicht bei uns biſt, deinen Fortſchritt im Evangelium und die heilige Zucht und Ordnung deiner Kirche zu vernehmen."

Amphilochius kam auf längere Zeit. Das Volk von Cäſarea theilte die Freude des Baſilius an dem herrlichen Landsmann, hörte ihn gern das Evangelium auslegen, ſah ihn mit Rührung nach der Baſilias gehen und dort die Armen bedienen. Zwiſchen den Mönchen der Baſilias, welche ebenfalls dieſem gottgefälligen Dienſte oblagen, fand Amphilochius ſeinen Freund Heraklides wieder. Beide hatten ſich einige Jahre zuvor verabredet, zuſammen in die Abgeſchiedenheit zu gehen. Auf einer Reiſe nach Cäſarea war aber Heraklides dermaßen von Baſilius und von dem Leben in der Baſilias gefeſſelt, daß er dort blieb und an Amphilochius ſchrieb: „Ich weiß, wenn du den Biſchof kenneteſt, würdeſt auch du nichts ihm vorziehen und nimmermehr mir rathen, ihn zu verlaſſen, um mich in die Einſamkeit zu begeben. Denn Wildniß und Felſenhöhlen findet man leicht; aber die Leitung von Seiten eines ſolchen Mannes nicht leicht." Nun ſahen ſich die Freunde wieder als Biſchof und als Mönch. Einſiedler war keiner von ihnen. Der Gedanke es zu werden, um vollkommener Gott zu dienen, war nur das Licht geweſen, welches Jeden auf den Weg hinwies, der für ihn der Pfad des ewigen Lebens war. Solch' ein Segen liegt auf der reinen Abſicht! Amphilochius veranlaßte Baſilius, ſeine Abhandlung über den heiligen Geiſt zu ſchreiben. Die Häretiker warfen ihm vor, daß er drei Götter lehre. In einer ſeiner Homilien hatte er ſich ſchon dagegen vertheidigt und ſchmerz-

lich ausgerufen: „Es ist ein großer Trost für Herzen, welche die Welt durch Haß kränkt, daß sie mit dem Herrn gehaßt werden. Haßt die Welt den Geliebten, was Wunder dann, wenn wir des Hasses würdig befunden werden! Bedenke ich aber, daß der Herr uns Liebe und Frieden hinterließ und daß jetzt der Streit bei uns einheimisch ist; daß Eintracht uns gegeben ward und wir Flammen der Zwietracht anfachen; so ersticken Thränen meine Stimme und mein von Schmerz zermalmtes Herz möchte brechen über unser gemeinsames ungeheueres Mißgeschick, daß uns die Liebe, die Wurzel der Gebote, verloren gegangen ist. Viele von Denen, die sich hier versammelt haben, sind mehr Auskundschafter als lernbegierige Zuhörer. Statt Erbauung suchen sie Anlaß zu Schmähreden, und wird ein Wort gesagt, welches sich in ihrem Sinn deuten läßt, so gehen sie hinweg und behaupten, sie hätten hier ihre Ansicht bestätigt gefunden. Warum aber, wenn ihr in der Dreifaltigkeit drei Götter annehmen und somit gegen den Herrn streiten wollt, warum setzt ihr meine Person an seine Stelle? Wer hinterließ uns die Lehre zu taufen im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; ich oder der Herr? Sind diese Worte von mir, der ich sie verkündige, oder von Dem, der mich gesendet hat? Warum bekämpfest du in meiner Person die Wahrheit? ich kann zwar leicht besiegt werden, aber sie ist unüberwindlich."

Doch eben weil des Basilius öffentliche Reden vielfach durch feindliche Aufpasser verdreht wurden; ja, weil sogar Eustathes von Sebaste unter dem Schein der Freundschaft ihm Geistliche geschickt hatte, die bei ihm im Hause lebten und zum Dank dafür falsche Gerüchte über seine Glaubenslehre aussprengten: deshalb wünschte Amphilochius, daß Basilius in einer Schrift seine wahre Lehre ausspreche. Dies geschah. Basilius faßte in ihr die bestimmenden Begriffe über den heiligen Geist, die der heiligen Schrift folgen, zusammen. „Wer kann," sagt er unter Anderen, „die Benennungen des Geistes hören, ohne sich in seiner Seele aufzurichten und

ſeine Gedanken zur höchſten Natur zu erheben? denn er heißt der Geiſt Gottes und der Geiſt der Wahrheit, welcher vom Vater ausgeht; der rechte Geiſt und der leitende Geiſt. Heiliger Geiſt: das iſt ſein eigenthümlicher und beſonderer Name, der am meiſten das unkörperliche, reine, unzuſammengeſetzte Weſen bezeichnet. Daher ſprach der Herr zum ſamaritaniſchen Weibe: Gott iſt ein Geiſt. Wer das hört, muß ſich nothwendig ein Weſen denken von unendlicher Kraft, von unbeſchränkter Größe, nicht zu bemeſſen durch Jahrhunderte und Jahrtauſende, von der Fülle des Guten reichlich mittheilend; ein Weſen, zu welchem ſich Alles wendet, was der Heiligung bedarf und durch deſſen Anhauch Alles angeregt wird, um ſein angemeſſenes Ziel zu erreichen; ein Weſen, welches in Nichts mangelhaft iſt und alles Uebrige vollkommen macht; nicht durch Zuwachs zunimmt, ſondern in ſich gefeſtigt und vollkommen iſt; nicht durch wiederherſtellenden Zufluß lebt, hingegen das Leben mittheilt. Es iſt der Urſprung der Heiligung, das Licht des Verſtandes, die Erleuchtung, die jedem vernünftigen Weſen zur Erkenntniß der Wahrheit nothwendig iſt. Seiner Natur nach iſt es unzugänglich, zufolge ſeiner Güte aber empfangbar; einfach ſeiner Weſenheit und mannigfaltig ſeinen Wirkungen nach; bei Jedem ganz zugegen und überall ganz; nicht ſeine Kraft nach einem und demſelben Maße mittheilend, ſondern Jedem nach dem Maße ſeines Glaubens. Es theilt ſich mit, ohne Verluſt zu erleiden; es bleibt ganz, obwohl Theil daran genommen wird. Jeder genießt die ganze Wohlthat des Sonnenſtrahles, während er den Erdkreis erleuchtet: ſo ſpendet der heilige Geiſt einem Jeden, der für ihn empfänglich iſt, als ihm allein gegenwärtig und Keinem zum Verluſt, hinlängliche Gnade. Alles, was am heiligen Geiſte Theil hat, genießt ſo viel von ihm, als es ſeiner Natur nach vermag, allein nicht ſo viel, als der heilige Geiſt geben kann. Seine Vereinigung mit der Seele geſchieht nicht durch örtliche Annäherung, ſondern durch Losſagung der Seele von den Begierden, welche zufolge ihrer Befreundung mit dem Fleiſch in ihr erwacht ſind und ſie von

ihrer Verbindung mit Gott abgewendet haben. Kehrt also Jemand von der Sünde gereinigt zu seiner ursprünglichen Schönheit zurück, indem er in sich das göttliche Ebenbild wieder herstellt, so nahet er sich dem heiligen Geiste. Und wie die glänzenden und durchsichtigen Körper, wenn ein Sonnenstrahl auf sie fällt, nicht nur selbst überaus glänzend werden, sondern auch einen bunten Farbenglanz ausstrahlen: so werden die Seelen, die den heiligen Geist haben und von ihm erleuchtet werden, nicht nur selbst geistig gemacht, sondern gießen die Gnade auch über Andere aus. Daher kommt das Vorherwissen des Zukünftigen, das Verständniß der Mysterien, der Einblick in verborgene Dinge, die Austheilung höherer Weisheit, der himmlische Wandel, die Gemeinschaft mit den Seligen, das Ruhen in Gott, die Aehnlichkeit mit Gott, die Vereinigung mit Gott durch die Vergöttlichung der Seele."

Am Schluß der Abhandlung wirft Basilius einen traurigen Blick auf die Zustände der Kirche. „Sie gleichen einer Seeschlacht," schreibt er, „welche kriegerische Seemänner, in tiefem Haß entbrannt, sich liefern. Ungestüm brausen die beiden Flotten wider einander und in wüthender Leidenschaft beginnt die Bemannung den Kampf. Dazu bricht ein gewaltiger Sturm aus; der Wirbelwind peitscht die Schiffe umher, dichte Finsterniß verhüllt sie; Feind und Freund erkennen sich nicht, denn die Dunkelheit macht die Kriegszeichen unsichtbar. Die Wellen thürmen sich zu den Wolken auf und die Wolken stürzen Regenströme auf die Wogen herab. Die Schiffe treffen krachend zusammen; das Heulen des Sturmes, die Brandung der Wellen, das Kampf- und Todesgeschrei der Mannschaft erzeugen ein verwirrtes Getöse, welches der Ruf des Schiffskapitäns und des Steuermanns nicht durchdringt. In dieser furchtbaren Unordnung verlassen Einige ihren Posten und suchen bei dem Feinde mehr Sicherheit. Andere werfen sich zum Anführer eines Schiffes auf und wüthen wider einander im Aufruhr. Empörung, Neid und Verwirrung steigern sich im Uebermaß, da die Verzweiflung

am Leben die Furcht vor der Sünde nimmt. Dazu die wahnwitzige Ruhmbegier, welche die Schiffer um den Vorrang ſtreiten läßt, während ſie mit dem Schiff in die Tiefe verſinken. Wie das Gleichniß, ſo das Uebel ſelbſt! Der Arianismus ſtand einſt, als eine von der Kirche Gottes abgeſonderte Sekte, ihr gegenüber in Feindesordnung. Nach langem bitteren Kampf ſpaltete er ſich auf unzählige Art in tauſend Feinde, die ſich in unverſöhnlichem Haß wider die Kirche beſtärken. Durch dieſe Schwankungen wurden die Markſteine des Glaubens, welche die Väter geſetzt hatten, verrückt und jedes Bollwerk der Dogmen erſchüttert. Zudem wird Alles, was auf morſchem Grunde ruht, gerüttelt, und fallen wir über einander her, ſo ſtürzen wir uns, und hat der Feind uns nicht getroffen, ſo verwundet uns der Bundesgenoſſe, und iſt auch dieſer gefallen, ſo macht der Mitkämpfer einen Angriff. Nur ſo lange halten wir zuſammen, als wir gemeinſchaftlich die Gegner faſſen. Iſt der Feind abgezogen, ſo ſehen wir, daß wir untereinander verfeindet ſind. Wer kann die Schiffbrüchigen zählen, die durch den Feind, oder durch geheime Nachſtellung, oder durch Unkunde der Führer zu Grunde gingen! Ganze Kirchen ſind an den verborgenen Klippen häretiſcher Liſt kläglich zerſchellt! Stürzen ſolche von den Fürſten dieſer Welt angeregten Verwirrungen die Völker nicht ſchrecklicher ins Verderben, als Sturm und Wirbelwind eine Flotte? Troſtloſes Dunkel umgibt die Kirchen, weil die Lichter der Welt, welche Gott zur Erleuchtung der Seelen den Völkern aufgeſtellt hatte, verjagt werden. Man fürchtet die Auflöſung des Ganzen; allein Streitſucht und Rechthaberei betäuben gegen die Gefahr. Verworrener Lärm, unverſtändliches Getöſe erfüllt faſt die ganze Kirche; Uebertreibungen und Weglaſſungen entſtellen die reine Lehre Jeſu. Einige wenden ſich zum Judenthum, da ſie die göttliche Dreiperſönlichkeit vermengen; Andere zum Heidenthum, da ſie die Verſchiedenheit der göttlichen Natur behaupten; ſo daß weder die heiligen Schriften, noch die Ueberlieferungen der Apoſtel ſie überzeugen. Die Freundſchaft dauert nur ſo lange, als

ſie ſagen dürfen, was ihnen beliebt; tritt man ihrer Meinung nicht bei, ſo iſt dies ein hinreichender Grund zur Feindſchaft. Feſter als jede eidliche Verpflichtung bindet Gleichheit des Irrthums die Empörer gegen die Kirche zuſammen. Gottesgelehrter kann bei ihnen Jeder ſein, auch Der, deſſen Seele mit tauſend Flecken gebrandmarkt iſt. Daher rotten ſich Maſſen von Aufrührern zu dieſen Neuerern. Sie theilen unter ſich die Vorſteherſtellen der Kirchen, nachdem ſie deren vom heiligen Geiſt beſtellten Verwalter verdrängt haben; und da die evangeliſchen Satzungen in Folge all' der Unordnungen in große Verwirrung gerathen ſind: ſo iſt das Gedränge zu den höchſten Kirchenämtern unbeſchreiblich. Durch ſolche herrſchſüchtige Eindringlinge hat ſich bereits eine ſchreckliche Anarchie unter den Laien ausgebreitet, denn Jeder wähnt, er müſſe nicht ſowohl Anderen gehorchen, als vielmehr Anderen befehlen. — Unſere Hoffnung auf den Beiſtand des heiligen Geiſtes ſetzend, hat uns die Wolke von Feinden nicht abgeſchreckt, freimüthig die wahre Lehre zu verkünden. Es wäre doch allzu erbärmlich, wenn die Läſterer des heiligen Geiſtes mit Frechheit redeten und wir, die wir einen ſo mächtigen Beſchirmer haben, zögern wollten, die Wahrheit auszuſprechen, welche die Väter uns überliefert haben. Ueberdies iſt es kein Leid, für den Glauben zu leiden. Nicht für ihn kämpfen zu können, das wäre ein Leid."

Wie der heilige Geiſt den Willen des Menſchen ergreifen, entflammen und lenken ſoll, darüber ſpricht er herrlich in einer Homilie über den freien Willen: „Wem das göttliche Geſetz nicht auf ſteinerne Tafeln, ſondern durch den Geiſt des lebendigen Gottes auf die Tafel des Herzens geſchrieben iſt, der weiß, wie unmöglich es ſei, aus eigener Kraft die Hinderniſſe des böſen Feindes zu überwinden, wenn nicht die unüberwindliche Macht Gottes Beiſtand leiſtet. Wer aber, unbelehrt durch das Wort Gottes, dem Stolz ſich hingibt, der wähnt mit dem eigenen Willen den Antrieb zur Sünde überwinden zu können, der doch nur durch das Geheimniß des Kreuzes beſiegt wird. Der freie Wille beſteht nicht in

der Macht, den böſen Begierden unzugänglich zu ſein; ſondern darin, daß der erlöſte Menſch die Macht hat, dem Teufel und der Verſuchung, je nachdem er will oder nicht will, zu widerſtehen. Es iſt unmöglich, daß Jemand auf Nattern und Baſilisken wandele, und Löwen und Drachen zertrete, wenn er ſich nicht zuvor gereinigt hat, um von Dem geſtärkt zu werden, der zu den Apoſteln ſprach: Ich habe euch Macht gegeben, auf Schlangen und Scorpionen zu treten und über alle Gewalt des Feindes. Demnach iſt die menſchliche Natur ohne die Waffenrüſtung des heiligen Geiſtes nicht fähig, den Nachſtellungen des Teufels zu widerſtehen und gegen ſeine feurigen Geſchoſſe vermag ſie ſo wenig ſich zu vertheidigen, daß all' ihre Anſtrengung umſonſt iſt, ſobald ſie ſich von der Kraft des Kreuzes entfernt. Deshalb iſt uns befohlen worden, den Herrn zu bitten, daß wir nicht in Verſuchung gerathen, ſondern daß er uns erlöſe vom Uebel. Wer alſo der himmliſchen Herrlichkeit theilhaft zu werden und in ſeinem Geiſte, wie in einem reinen Spiegel, Chriſtus zu ſchauen begehrt, muß mit unerſättlicher Liebe und inbrünſtigem Verlangen Tag und Nacht aus ganzem Herzen den Beiſtand göttlicher Kraft ſuchen, die man nicht erlangt, wenn man ſich nicht zuvor beſtrebt, ſich frei zu machen von der Weichlichkeit der Welt und von der Herrſchaft böſer Begierden; denn ſie verſchleiern das Licht und lähmen die Thätigkeit zum Guten. Willſt du wiſſen, o Menſch, wie du, für das Paradies geſchaffen, den unvernünftigen Thieren ähnlich geworden biſt und die unbefleckte Herrlichkeit verloren haſt, ſo höre: durch den Mißbrauch des freien Willens, durch Ungehorſam ſind wir Sklaven ſinnlicher Begierden geworden, haben uns ſelbſt vom ſeligen Lande der Lebendigen ausgeſchloſſen, und ſitzen in Gefangenſchaft an Babylons Flüſſen. Das verheißene Land, das von Milch und Honig überfließt, haben wir nicht in Beſitz genommen; Aegyptens Fleiſchtöpfe feſſeln uns. Der reine Sauerteig durchſäuert uns nicht, ſondern der alte der Bosheit. Unſer Herz hängt noch an der Angel der Hölle, iſt nicht untergetaucht in das Blut des Lammes Gottes. Zum

Frohlocken über das Heil in Christus haben wir uns noch nicht erhoben; der Stachel des Todes haftet in uns. Das Bild des himmlischen Menschen und die herrliche Gleichförmigkeit mit ihm haben wir noch nicht aufzuweisen, denn wir sind mit dem Bilde des irdischen gestempelt. Wir haben noch nicht Gott im Geiste und in der Wahrheit angebetet und seine unvergängliche Schönheit geschaut, denn die Sünde herrscht in unserem sterblichen Leibe, und wir wandeln in ihrer Nacht. Wir haben noch nicht mit Christus gelitten und seine Malzeichen an unserem Leibe getragen, denn die Eitelkeiten der Welt ergötzen uns. Wir sind nicht eingeweiht in das Geheimniß vom Kreuze Christi, denn sinnliche Lüste kreuzigen uns. Wir sind nicht Erben Gottes und Miterben Christi, denn nicht der Geist der Kindschaft, sondern der Knechtschaft wohnt in uns. Wir sind kein Tempel Gottes und des heiligen Geistes, sondern eine Herberge der Götzen und der bösen Geister, denn wir hangen den Lastern nach, und ermangeln der Sittenreinheit und der mit ihr verbundenen Geistesklarheit. Der Tag ist uns noch nicht angebrochen, nicht der Morgenstern im Herzen aufgegangen, nicht die Sonne der Gerechtigkeit erschienen. Wir sind kein makelloser königlicher Purpur, kein unentstelltes Ebenbild Gottes; sind nicht verwundet von der himmlischen Liebe, nicht entzündet zur göttlichen Liebe des Bräutigams. Noch haben wir seine unsichtbare und geheimnißvolle Gemeinschaft nicht erkannt und nicht die Kraft und den Frieden, welche aus der Heiligung hervorgehen. Noch sind wir kein auserwähltes Geschlecht, kein königliches Priesterthum, kein heiliges, zur Kindschaft angenommenes Volk; denn Schlangen sind wir und ein Natterngezücht. Sind wir etwa nicht Schlangen? und kriechen auf der Erde, und sind irdisch gesinnt, und haben unseren Wandel im Staube, im Himmel nicht. Sind wir etwa kein Natterngezücht? und werden befunden im Ungehorsam gegen Gott und im Gehorsam gegen seinen Widersacher. O wie soll ich dies Elend genugsam betrauern und Jerusalem beweinen und den Gesang des Herrn im fremden

Lande ſingen? Wie ſoll ich der ſchmählichen Knechtſchaft des Pharao entfliehen, Aegypten verlaſſen, über das rothe Meer ſetzen, die Wüſte durchwandern, durch die Schlangenbiſſe nicht umkommen, die Philiſtäer beſiegen, die Säule des Lichtes und die Wolke des heiligen Geiſtes ſchauen, das Manna der ewigen Nahrung genießen, das Waſſer des Lebens aus dem Felſen trinken, über den Jordan gehen und in's Land der Verheißung einwandern? Und wenn dies Alles nicht geſchieht, und ich nicht in mir die Welt des Abfalles beſiege, ſo ruhe ich nie im Heiligthume Gottes und ſchaue nie ſeine Herrlichkeit."

„Strebe alſo, ein makelloſes Kind Gottes zu werden und einzugehen in jene Ruhe, in welche unſer Vorbild Chriſtus unſertwegen eingegangen iſt. Strebe aufgeſchrieben zu werden in der himmliſchen Gemeinde zwiſchen den Erſtgeborenen, damit du gefunden werdeſt zur Rechten des Allerhöchſten. Strebe einzuziehen in die heilige Stadt, in das Jeruſalem, das droben iſt, in die Wonne des Paradieſes. Aber bedenke, daß du dieſer Seligkeit nicht anders würdig werden kannſt, als indem du Tag und Nacht der Buße, der Zerknirſchung und der Sehnſucht heißeſte Thränenſtröme weineſt. Thränen, die das beklommene Herz aus Inbrunſt der Reue oder des Verlangens nach Erkenntniß der Wahrheit vergießt, werden eine Speiſe der Seele. Maria genoß ſie, als ſie zu den Füßen des Herrn ſaß und aus Fülle der Liebe friedlich weinte. Wie Perlen floſſen dieſe koſtbaren Thränen aus ihren ſeligen Augen: ſo ſehnte ſie ſich nach dem Umgange mit dem makelloſen Bräutigam. Ahme ihr nach, o Menſch, ahme ihr nach! Schaue auf nichts, als auf Den, welcher ſprach: Ich bin gekommen Feuer auf die Erde zu werfen, und was will ich anderes, als daß es brenne? Dieſe Flamme des Geiſtes iſt es, welche die Herzen erwärmt, die Seelen erleuchtet, das reine Gold erprobt, die Bosheit verzehrt. Unſer Gott iſt ein verzehrendes Feuer, heißt es ſchon im alten Bunde. Durch Feuerflammen nimmt er Rache an Denen, die ihn nicht erkennen und ſeinem Evangelium nicht

gehorchen. Dies Feuer war in den Apoſteln, als ſie mit Flammenzungen redeten; hat die Herzen des Kleophas und ſeiner Mitjünger erwärmt, als der Herr nach der Auferſtehung mit ihnen redete; hat den Paulus umſtrahlt und ſeinen Geiſt erleuchtet, ſeinen Geſichtsſinn aber verdunkelt, weil die menſchliche Sehkraft das Licht jenes Feuers nicht erträgt. Dies Feuer verbrennt den Balken in unſerem inneren Auge und reinigt das Gemüth, ſo daß es ſeine urſprüngliche Sehkraft wieder erhält und die Wunderwerke Gottes ſchaut. Dies Feuer verſcheucht die böſen Geiſter, bewirkt die Auferſtehung und Unſterblichkeit, und verklärt die Seelen der Heiligen. Um dies Feuer wollen wir bitten, damit es uns durchdringe, und wir, in ſeinem Lichte wandelnd, ſelbſt wie Lichter in der Welt erſcheinen und ungetrübt das Wort des Lebens bewahren."

Wenn Baſilius' Geſundheitsumſtände es zuließen, trug er nicht ſelten täglich zweimal dem Volke Homilien vor. Die Zuhörerſchaft war dann ſo groß, daß Gregor ſagte, ſie umwoge den Erzbiſchof „wie ein Meer." Freilich waren Manche dabei, die nur aus Neugier hingingen, oder um irgend ein Wort zu hören, das ſich nach ihrer verkehrten Meinung deuten ließ, oder auch um geradezu Falſches in des Erzbiſchofs reine Lehre hinein zu dichten. Wo wäre keine Spreu unter dem Waizen.

Einſt befand ſich unter den andächtigen Zuhörern, andächtiger als Alle, ein Greis, der aus dem fernen Meſopotamien kam, um den berühmten Baſilius predigen zu hören, obzwar er ſelbſt der berühmteſte Bußprediger der Zeit war: Ephräm der Syrer war es, der heilige und berühmte Diakon der Kirche von Edeſſa. Seine Mutter ſah einſt im Traume auf den Lippen ihres Sohnes, der damals ein kleines Kind war, einen Weinſtock wachſen, der ſich über die Erde ausbreitete, und aus allen Weltgegenden flogen Vögel herbei und pflückten von den Trauben. Dies Bild einer überſtrömenden, unerſchöpflichen Fülle herzinniger, flammender, begeiſterter Frömmigkeit verwirklichte Ephräm. Der Behauptung

des Aberwitzes gegenüber, daß die Frömmigkeit den Geist verdunkele und einenge, ist er eines von den tausend Beispielen, welchen Tiefsinn und welchen Schwung sie dem Genie verleiht, allerdings nur dem ächten Genie, nicht dem von der Ichsucht selbstgestempelten. Ephräm hatte keine classische Bildung, war unkundig der griechischen Sprache und der profanen Wissenschaften, hingegen wohl bewandert in der Schule der Demuth und des Gehorsams, die er als Einsiedler durchgemacht, und in dem unablässigen, betenden und betrachtenden Studium der heiligen Schrift. Basilius sagt von ihm: „Er ist der Weisheit der Welt ebenso fern, als der Kenntniß der Wahrheit nahe." Und mit dieser himmlischen Erleuchtung legte er mündlich und schriftlich die heiligen Bücher aus, vertheidigte die Dogmen des Christenthums und bekämpfte Heiden, Juden und Häretiker. Und da er in ascetischen und polemischen Werken nicht die ganze Fülle geistiger Gnade niederlegen konnte, die in ihm war, so strömte er sie aus in Hymnen und Liedern, welche die ewigen Wahrheiten in der glänzenden und lieblichen Hülle orientalischer Poesie darstellten. Einen zärtlicheren und feurigeren Verehrer der heiligen Mutter Gottes gab es wohl nie! So wie er nur ihrer gedenkt, wird er gleichsam entzückt, und es geht ein Singen und Klingen zu ihrer Verherrlichung durch seine Seele, wie die Aeolsharfe melodisch klingt, wenn der Windeshauch sie berührt. Sein von der himmlischen Schönheit bezaubertes Herz mußte sich mit gränzenlosem Abscheu vor der Sünde entsetzen und ebenso glühend das Böse hassen, als das Gute lieben. Darum rief er in erschütternden Klageworten die Menschen zur Buße auf, und derselbe Mund, der nur Holdes, Süßes und Erhabenes zu reden weiß, um die heilige Gottesmutter zu feiern, durchschauerte tausend und tausende von Seelen mit seinen furchtbaren Bildern des Welt- und Strafgerichtes.

Basilius Ruhm erfüllte den ganzen Orient, und der heilige Diakon machte sich auf die weite Reise, um „die goldene Nachtigall der Glaubenslehren," wie Gregor von Nyssa

seinen Bruder nennt, kennen zu lernen. So wie er in Cäsarea ankam, ging er in die Hauptkirche, wo eben eine Auslegung des Evangeliums dem aufmerksamen Volke gegeben wurde. Ephräm stand in einem Winkel der überfüllten Kirche, vergaß alle Ermüdung und alle Beschwerden, pries sich überglücklich und lobte Gott; denn er sah mit dem Auge der Seele auf der rechten Schulter des Predigers eine glänzende Taube sitzen und erkannte daraus den heiligen Erzbischof, der göttliche Belehrung empfing. Dieser hatte seinerseits den Fremdling bemerkt, ließ ihn nach der Predigt einladen und fragte ihn durch einen Dolmetscher: „Bist du nicht der Diener Jesu Christi, Ephräm der Syrer?“ Dieser erwiederte: „Ich bin jener Ephräm, der weit entfernt ist von dem Wege zum Himmel. Darum erbarme dich eines armen Sünders, o mein Vater, und führe ihn auf die Bahn des ewigen Lebens.“ Er blieb eine Zeit lang in Cäsarea und wohnte bei Basilius, und beide fanden im vertrauten Umgange große geistige Freude und Kräftigung. Dann trennten sie sich und begegneten sich hienieden nicht mehr; aber die Kirche, immer gerecht und immer dankbar, stellte den demüthigen Diakon wie den großen Erzbischof in der ehrwürdigen Reihe ihrer heiligen Väter und Lehrer auf.

Vierzehntes Kapitel.

Basilius Bruder, Gregor, hatte sich aus den vielfachen Schwankungen seiner Seele allmälig zur Entschiedenheit und zur Klarheit emporgearbeitet. Das ist immer eine schwere Arbeit, wie Alles, was das übernatürliche Leben betrifft, weil der natürliche Mensch einsieht, daß er dabei zu kurz komme und sich deshalb auf's Aeußerste bemüht, den Zustand der Unklarheit aufrecht zu halten, der den irdischen Neigungen und Leidenschaften günstig ist. Doppelt schwer ist diese Arbeit, wenn einerseits die Gnade den Menschen zu einem Berufe hinzieht, welcher das größte Maß der Entsagung in seinem

Gefolge hat; und wenn andererseits der Charakter dieses Menschen sich noch nicht zu jener unerschütterlichen Sicherheit ausgebildet hat, die aus der Sammlung und Richtung aller Kräfte auf das Bewußtsein eines gottgegebenen Zieles entspringt. Eines ist gewiß: ohne Umstände fliegt Niemand in den Himmel hinein. Für Jeden ist „die Pforte eng und der Weg schmal." So war es auch für Gregor. Die Welt des geistigen Ruhmes umspann ihn mit ihren Reizen, welche der Eitelkeit um so mehr schmeicheln, als sie seiner Art sind. Seine ganze Familie betrübte sich über seinen langen Kampf, der einen so sehr ungewissen Ausgang verhieß und Gregor von Nazianz war trostlos über des Freundes heftige Neigung zu den profanen Wissenschaften und zu der Ratheder-Berühmtheit. Er selbst hatte einst mit Feuereifer jene Studien getrieben und wußte aus Erfahrung, welche geringe Befriedigung der innere Mensch auf die Dauer in ihnen findet. Er ließ nicht nach, mit Vorstellungen und Ermahnungen voll Ernst und Liebe in den Freund zu dringen und ihm hauptsächlich hatte Gregor (von Nyssa) seinen endlichen Sieg zu verdanken. Mit unaussprechlicher Freude ertheilte Basilius seinem Bruder die heiligen Weihen, und um das Jahr 373 wurde Gregor von den Bischöfen Kappadociens, durch eine streng kanonische Wahl, zum Bischof von Nyssa gemacht und ordinirt. In seiner Diöcese Nyssa war der Arianismus so mächtig, daß er einer dornenvollen Zukunft entgegen sah. Man hatte gehofft, sein mildes, beredtes und belehrendes Wort werde von wohlthätigem Einflusse auf die Irrgläubigen sein; vor der Hand aber bäumten sie sich gerade gegen diese Milde auf und hofften, mit diesem Manne bald fertig zu werden. Da sie in Kappadocien ihre Anschläge nicht ausführen konnten, so wendeten sie sich nach dem benachbarten Galatien. Diese Provinz hatte Kaiser Valens vor einigen Jahren mit Gewalt arianisirt, die rechtgläubigen Bischöfe verjagt und statt ihrer Männer eingesetzt, die seiner Irrlehre folgten — vielleicht nur dem Glanze und der Macht seiner Majestät folgten. Auf jeden Fall waren es Männer, die

ihre Vollmacht und Sendung nicht von Christus, sondern von der weltlichen Autorität hatten und daher ebensowenig vom apostolischen Hirtenstabe geleitet wurden, als sie selbst ihn führten, hingegen ganz von einem profanen Scepter abhingen. Es war daher ganz in arianischer Ordnung, daß sie der Religion ihres Oberhauptes möglichst viel Anhänger, gleichviel in welcher Weise, zu verschaffen suchten und gern der Klage der Arianer zu Nyssa Gehör gaben, welche behaupteten, die Wahl Gregors sei nur durch Verletzung der kirchlichen Canones zu Stande gekommen, eine Behauptung, welche sie regelmäßig wiederholten, sobald die Wahl einen rechtgläubigen und eifrigen Bischof traf. Diese Männer hielten in Galatiens Hauptstadt Ancyra eine Versammlung, welche sie Concil nannten, erklärten Gregor von Nyssa für einen unrechtmäßigen Bischof, beschuldigten ihn, Kirchengelder veruntreut zu haben, und forderten, ächt arianisch, nicht vom Metropolitanbischofe, daß er die Sache untersuche, sondern von dem Statthalter, der sich eben in Ancyra aufhielt, einem heftigen Katholikenfeinde, daß er ohne Weiteres Gregor aus Nyssa entferne. Dieser Statthalter hieß Demosthenes; er glaubte gern die Verläumdung hinsichtlich der unterschlagenen Gelder und freute sich der Veranlassung, einen Bischof wie einen gemeinen Missethäter behandeln zu können. Er schickte eine Soldatentruppe zur Gefangennehmung Gregors. Dieser ließ sich fortschleppen, obgleich man mitten im kalten Winter und er sehr krank war. Er bat unterweges die Soldaten, ihm ein wenig Rast zu gönnen; sie antworteten ihm durch Mißhandlungen. Da benutzte er einen günstigen Augenblick, um sich seinen Wächtern zu entziehen und zu einem treuen und gläubigen Manne zu fliehen, der ihn vor den Nachsuchungen verbarg und in der Krankheit pflegte. Basilius sah sich aber genöthigt, an Demosthenes zu schreiben und mit größter Milde auseinander zu setzen, daß dies nicht die Art und Weise sei, Anklagen, und vollends Verläumdungen, zu behandeln. Ueber die kanonische Wahl hätten Bischöfe, und zwar die der betreffenden Kirchenprovinz, zu

entſcheiden. Was aber die Kirchengelder beträfe, ſo wären deren Verwalter ganz bereit Rechenſchaft abzulegen und dadurch falſche Beſchuldigungen Lügen zu ſtrafen. Mochte aber der heilige Erzbiſchof noch ſo mild und ſchonend zu Werke gehen, die Arianer waren gar nicht im Stande, ein ſolches Verfahren zu würdigen. Gregor war ihnen im Wege; Verläumdung bot Veranlaſſung ihn zu entfernen; gewaltſam wurde er weggeſchleppt; und mit jener diaboliſchen Rührigkeit, durch die ſich von jeher die Häreſie ausgezeichnet hat, ſetzten die Arianer ſogleich einen der Ihren auf den Biſchofſtuhl von Nyſſa, der denſelben auch mit ſolcher Unverſchämtheit behauptete, daß ein völliger Umſchwung der Verhältniſſe eintreten mußte, bevor Gregor im Stande war, wieder ſein heiliges Amt anzutreten. Baſilius aber wurde der Beihülfe und Unterſtützung ſeines Bruders und Mitbiſchofs faſt bis zum Ende ſeines Lebens beraubt.

Um ſich etwas von der langwierigen Krankheit des Winters zu erholen, ging Baſilius im Frühling nach Pontus, nach der zwiefach lieben Stätte ſeiner Kindheit und ſeines Einſiedlerlebens. Er wollte ſeinen frommen Bruder, den Abt Petrus, wiederſehen und das ſtille Kloſter auf den waldigen Hügeln; und Macrina, die Schweſter, die gottſeligſte in ihrer gottſeligen Genoſſenſchaft; und die Gräber der Eltern in der Kirche der vierzig Martyrer; und das geliebte Haus ſeiner frommen Großmutter zu Anneſi, welches jetzt ſeinem Milchbruder geſchenkt worden war mit der Bedingung, dem Kloſter des Petrus die nothwendigen Lebensmittel zu liefern. Bei dieſen wohlthuenden Eindrücken und ſüßen Erinnerungen wollte Baſilius ſich erholen von vergangener, ſich ſtärken für zukünftige Trübſal.

Der Zuſtand der Kirche in Pontus war ihm ebenſo ſchmerzlich als beunruhigend. Der verderbliche Einfluß des Biſchofs Euſtathes von Sebaſte, deſſen Glaubenslehre ſchwankte, je nachdem ſie irdiſchen Vortheil brachte, und der wegen ſeiner vielfachen religiöſen Veränderungen mit Niemand entſchieden brechen wollte, um ſich überall wieder anſchließen

zu können, hatte eine traurige Wirkung auf die Bischöfe von Pontus. Eustathes haßte Basilius, wie die Finsterniß das Licht, obgleich er die Maske der Freundschaft nicht ablegte. Dieser Charakter aus einem Stück, der nichts vor Augen hatte, als die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, und der sich mit unbegrenzter Opferliebe diesem Zwecke hingab, gewann freilich Gleichgesinnte zu begeisterter Hingebung, war aber den Irdischgesinnten ein scharfer Dorn im Auge, weil sein Leben und Weben eine schweigende Verurtheilung des ihren war. Wo er konnte, suchte Eustathes Basilius zu verdächtigen und dessen Glauben, dessen Lehre, dessen Eifer heimlich mit Gift zu bespritzen. So war es ihm gelungen, die Bischöfe von Pontus dermaßen gegen ihren Erzbischof einzunehmen, daß sie nicht einmal die gewöhnliche Aufmerksamkeit gegen ihn beobachteten, welche sie dem Metropoliten schuldig waren, und weder schriftlich noch persönlich in Verbindung mit ihm traten. Für Basilius, der die ganze Kirche als Eine in Christus, Eine in der Liebe auffaßte, gab es keinen größeren Schmerz, als Uneinigkeit, sei's im Glauben, sei's in der Liebe; und so schrieb er denn zuerst an jene Bischöfe einen wunderschönen demüthigen Brief, in welchem er sie bittet, sich mit ihm zu versöhnen: „Ich hatte stets ein großes Verlangen nach der Zusammenkunft mit euch," fängt er an; „allein es trat immer ein Hinderniß ein, das meinem Wunsche im Wege stand: bald Sorgen für die Kirchengemeinden, bald Kämpfe mit den Empörern gegen die wahre Lehre, bald körperliche Hinfälligkeit. Daher lebe ich bis auf diesen Tag in Trauer und Betrübniß, weil ich weiß, daß euer Beistand mir fehlt. Denn da ich von dem Sohne Gottes Selbst, durch sein Beispiel wie durch sein Evangelium, das Wort vernommen habe: Daran werden Alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch einander liebet; und: Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; so kann ich mich nicht überzeugen, daß ich ein würdiger Diener Jesu Christi genannt werden könne, wenn ich nicht die gegenseitige Liebe und den Frieden, so viel bei mir

ſteht, gegen Alle beobachte. Ich habe lange gewartet, ob uns nicht von eurer Liebe ein Beſuch zu Theil würde; ob ihr uns nicht von Zeit zu Zeit treue Brüder ſenden würdet, um uns in unſeren Drangſalen zu beſuchen; ob nicht freundſchaftliche Briefe häufiger kommen würden, theils um unſeren Eifer zu unterſtützen, theils um uns zurechtzuweiſen, wenn wir in irgend etwas gefehlt hätten; denn wir läugnen nicht, daß wir tauſend Fehlern unterworfen ſind, da wir Menſchen ſind und im Fleiſche leben. Allein da ihr dieſe Pflichten unterlaſſen habt, entweder weil ihr ſie nicht einſahet, oder weil ihr, durch Verläumdungen gegen uns eingenommen, uns eines freundſchaftlichen Beſuches nicht für würdig gehalten habt: ſehet, ſo machen wir jetzt den Anfang eines Briefwechſels mit euch, und erklären uns bereit, die Beſchuldigungen, welche gegen uns vorgebracht werden, vor euren Augen zurückzuweiſen, wenn nur unſere Verläumder dazu bewogen werden können, ſich in eurer Gegenwart perſönlich uns gegenüber zu ſtellen. Dann wollen wir ſie nicht Verläumder, nicht einmal Ankläger nennen, ſondern Brüder, die uns in Liebe ermahnen und zu unſerer Beſſerung tadeln. Dann werdet ihr keine Läſterungen anhören, ſondern Beweiſe prüfen, und wir dürfen dann auf Heilung hoffen, was nicht geſchehen würde, wenn man uns unſere Sünde nicht bekannt machte. Nichts trennt uns von einander, meine Brüder, ſobald wir nicht abſichtlich die Trennung ſuchen. Wir haben einen Herrn, einen Glauben, eine und dieſelbe Hoffnung. Wir ſind Sprößlinge jener Väter, welche uns geboten haben, die Zeichen der Gemeinſchaft von einem Ende der Erde zum anderen zu tragen und Alle unter einander Brüder und Verwandte zu ſein. Und wir trennen uns jetzt von einander, und ſchämen uns nicht der Trennung, und halten den Mangel an Eintracht für keinen Nachtheil, und fürchten nicht, daß die ſchreckliche Weiſſagung des Herrn an uns in Erfüllung gehe, die da heißt: Weil die Ungerechtigkeit überhand nimmt, wird die Liebe bei Vielen erkalten. (Matth. 14, 12.) Nein, ehrwürdige Brüder, nein! laſſet dies nicht zu! tröſtet uns

für die Vergangenheit durch liebreiche Grüße, lindert die Wunde unſeres Herzens durch euere Freundſchaft. Wollt ihr etwa zu uns kommen und perſönlich unſere Gebrechen unterſuchen, ſo geſchehe dies. Wir ſind bereit, euch mit offenen Armen zu empfangen und uns zur genauen Unterſuchung zu ſtellen, wenn nur die Liebe bei der Sache vorangeht. Oder wollt ihr bei euch einen Ort beſtimmen, wo wir uns einfinden, euch den ſchuldigen Beſuch abſtatten und alle mögliche Gelegenheit uns zu prüfen euch gewähren ſollen, ſo geſchehe das. Wenn nur das Vergangene geheilt und in Zukunft der Verläumdung kein Spielraum geſtattet wird. So lange wir athmen, ſind wir verpflichtet, nichts zu unterlaſſen, was zur Erbauung der Kirche Chriſti beiträgt."

Hatten dieſe Biſchöfe nur eine perſönliche, auf Unkenntniß ſeiner Geſinnung und ſeines Charakters beruhende Abneigung gegen Baſilius, ſo kam bei Atarbius, dem Biſchof von Neocäſarea, der traurig gewichtige Grund hinzu, daß er ein Anhänger der Irrlehre des Sabellius war, den dreiperſönlichen Gott läugnete und ſich eifrig beſtrebte, ſeine Irrthümer in ſeiner Diöceſe zu verbreiten. Für ihn war die Nachricht, daß Baſilius im Lande ſei, gleichſam die Ankündigung eines Glaubensrichters und er fürchtete nichts ſo ſehr, als einen Beſuch des heiligen Erzbiſchofs in Neocäſarea, wo derſelbe viele Anverwandte und Jugendfreunde hatte. Die Kleriker waren eines Sinnes mit ihrem Biſchof; aber Alle zuſammen wußten öffentlich keinen anderen Grund für ihren Groll gegen Baſilius anzugeben, als daß er ein Neuerer ſei, welcher in der Kirche Dinge einführe, von denen der heilige Gregor Thaumaturg, der den chriſtlichen Glauben nach Neocäſarea gebracht, nichts gewußt habe; nämlich das Pſalmengebet der Gemeinde in der Kirche und das klöſterliche Leben. Da dies aber keine Gründe waren, welche einen allgemeinen Abſcheu gegen Baſilius hervorriefen, und da der Biſchof deſſen Beſuch in Neocäſarea durchaus verhindern wollte, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu einem Gaukelſpiel. Er gab vor, entſetzliche Träume gehabt zu haben, welche die Stadt mit

ſchwerem Unheil bedrohten, wenn Baſilius ſie heimſuche. Er ließ dieſe Träume unter dem leichtgläubigen Volke ausſprengen, und es gelang ihm, daſſelbe in die höchſte Aufregung zu verſetzen. Als ob es von einer Geißel Gottes bedroht ſei, entſtand ein großer Auflauf, um den Senat der Stadt zu bitten, er möge Sorge tragen, daß dieſer große Feind Gottes in der Ferne bleibe. So wurde das arme Volk hintergangen: es ſchauderte zurück vor dem Heiligen. So triumphirte die Lüge über die Wahrheit; wie die Wolke, wenn ſie ſich über die Sonne hinzieht: vorübergehend.

Baſilius war daran gewöhnt, und ſeiner in ſeinem göttlichen Meiſter ruhenden Demuth wurde es nicht ſchwer, um Gerechtigkeit zu bitten, ſtatt ſie zu fordern; und ſo hatte er denn an die Prieſterſchaft von Neocäſarea geſchrieben und dringend gebeten, ihm ein gerechtes Gericht zu gönnen, ihn nicht ungehört zu verdammen, ihn nicht als einen überwieſenen Gotteslängner zu behandeln. Er hatte ihnen geſagt: „Wohl kenne ich die Worte des Apoſtels über die menſchlichen Gerichte, als er ſprach: Mir iſt es das Geringſte, von euch oder von einem menſchlichen Gerichtstag gerichtet zu werden (1 Korinth. 4, 3.) und ſein ganzes Leben der Unterſuchung des untrüglichen göttlichen Gerichtes anheimſtellte. Allein nachdem lügenhafte Verläumdungen euer Ohr eingenommen haben, nachdem unſer Wandel und unſer Glaube an Gott hinterliſtig entſtellt worden iſt, ſpreche ich mehr euretwegen, als meinetwegen; denn ihr werdet empfindlicher beſchädigt als ich. Ich werde zwar eurer Liebe beraubt, ihr aber der Wahrheit. „Und welch' größeres Unglück könnte einem Menſchen begegnen, als wenn er um das koſtbarſte Gut, um die Wahrheit betrogen würde? Meine Brüder! ich behaupte ja nicht, daß ich ohne Sünde und daß mein Leben nicht von tauſend Gebrechen voll ſei. Ich kenne mich ſelbſt. Ich höre nicht auf über meine Sünden zu weinen, damit ich meinen Gott verſöhnen und der angedrohten Strafe entgehen möge. Ich ſage vielmehr: man bringe meine verborgene Bosheit an das Licht, aber man laſſe nicht dem Haſſe freien

Lauf, ſondern ermahne mich als einen Bruder. Es iſt ja ihrer würdiger, wenn ſelige und von keiner Sünde befleckte Männer mit uns Sündern Mitleid haben, als wenn ſie gegen uns aufgebracht ſind. Findet ſich ein Irrthum in unſerer Glaubenslehre, ſo werde eine unparteiiſche Unterſuchung darüber angeſtellt. Wir ſind unter der Aufſicht unſerer Großmutter, der weitberühmten Macrina, der ſeligen Frau, die aus eurer Mitte ſtammte, erzogen worden; wir haben von ihr des großen Gregor (Thaumaturg) Lehre, welche ſie bewahrte und beobachtete, empfangen und gelernt; wir ſind ſpäter Länder und Meere durchwandert und haben immer zu Führern unſerer Seele auf dem Wege zu Gott ſolche Väter gewählt, welche nach der überlieferten Glaubenslehre wandelten; und bis zu dieſer Stunde haben wir das Bewußtſein, daß wir durch die Gnade Desjenigen, der durch heilige Berufung zu ſeiner Erkenntniß uns geführt hat, nie ein Wort, welches der geſunden Lehre widerſpräche, in unſer Herz aufgenommen, nie unſere Seele mit der Ruchloſigkeit des Arianismus befleckt haben. Aber wenn wir je Arianer zu unſerer Gemeinſchaft zugelaſſen haben, ſo iſt das geſchehen, weil ſie ihren Irrthum im Herzen verbargen und Worte der Wahrheit im Munde führten. Ich habe vom ſeligſten Vater Athanaſius, Biſchof zu Alexandrien, einen Brief, den ich auf Verlangen vorzeigen kann, worin er deutlich erklärt: Wolle Jemand von der arianiſchen Ketzerei zurückkehren und das Glaubensbekenntniß von Nicäa ablegen, ſo dürfe man kein Bedenken tragen, ihn in die Gemeinſchaft aufzunehmen. Dieſem großen Mann bin ich in meinem Verfahren gefolgt. — Urtheilt alſo nach der Wahrheit und nach der richtigen Einſicht, meine Brüder. Laſſet hinfort die Kirchen in Eintracht leben. Laſſet uns nicht durch kindiſche und kleinliche Geſinnungen dem Volke Gottes große Uebel zufügen. Fraget die Väter über die Eintracht der früheren Tage und ſie werden euch ſagen, daß die Gemeinden und die Kleriker freundſchaftlich zuſammen hingen und daß die Hirten, von übernatürlicher

Liebe beſeelt, ſich Einer des Anderen als Lehrer und Führer in Sachen des Herrn bedienten."

Dies Schreiben blieb ohne Antwort und Erfolg, und ein zweites aus Anneſi hatte keine beſſere Wirkung, obgleich Baſilius darin dem Klerus von Neocäſarea auseinanderſetzte, daß man unmöglich die Einführung des Kloſterlebens in Kleinaſien ihm zum Vorwurf machen könne. „Was thun denn jene Männer, welche der Welt entſagt haben? fragt er. Sie tragen die Abtödtung Jeſu an ihrem Leibe, ſie haben ihr Kreuz auf ſich genommen, ſie folgen dem Herrn nach. Sind dies Vergehen, ſo würde ich mein Leben dafür hingeben, wenn es die meinigen wären und wenn ich unter meiner Leitung recht viel Männer hätte, welche ſich derſelben ſchuldig machten. Haben ſich Perſonen des weiblichen Geſchlechtes entſchloſſen, nach dem Rathe des Evangeliums zu leben, die Jungfräulichkeit der Ehe vorzuziehen und in der Trauer zu leben, welche gottgefällig geprieſen wird: ſo ſind ſie ſelig wegen ihres Entſchluſſes. Kann man ihrem Wandel Unſittliches nachſagen: ſo will ich wahrlich nicht ihre Vertheidigung übernehmen; wohl aber euch die Verſicherung geben, daß unreine Herzen und freche Zungen ſich nicht entblöden Dinge zu ſagen, welche Satan, der Vater der Lüge, nicht zu ſagen gewagt hat. O möchten wir doch recht viele Genoſſenſchaften von Männern und Frauen haben, deren Wandel im Himmel iſt, die ihr Fleiſch mit allen Leidenſchaften und Begierden kreuzigen, deren Sinn unzerſtreut auf den Herrn gerichtet iſt, die Tag und Nacht im Gebet und mit Lobliedern vor ihm verharren, während die Hände fleißig mit Arbeit beſchäftigt ſind, damit den Dürftigen mitgetheilt werden könne." — Aber was hilft die Stimme der Wahrheit Denen, welche ſie nicht hören wollen? Nichts, — als daß dieſe verſchmähte Wahrheit, dereinſt Zeugniß für die Langmuth Gottes und für ihren Undank ablegen wird.

Als die Kunde von dem erkünſtelten Volksauflauf zu Baſilius gelangte, ſchrieb er nicht mehr dem Klerus, der ſich der Theilnahme an einer ſolchen Gaukelei ſchuldig gemacht

hatte, ſondern an die vornehmſten Männer der Stadt, die meiſtentheils ſeine Blutsverwandte waren, um ihnen den wahren Grund ſolcher Umtriebe zu enthüllen. „Ich wünſchte jetzt," ſchreibt er, „daß ein Jeder von euch der alten Zeit ſich erinnere. Damals ſuchte uns die Stadt an die Spitze des Unterrichtsweſens zu ſtellen. Wie ludet ihr mich ein! was verſpracht ihr mir nicht! was hättet ihr mir nicht gegeben! aber ich war nicht zu halten. Und jetzt ſollte ich ungerufen mich bei euch eindrängen? O glaubt das nicht, meine Beſten! mein Streben iſt mehr darauf gerichtet, unbekannt zu bleiben, als das der Ehrgeizigen darauf, ſich zu zeigen. Ich liebe dieſe Gegend von Jugend auf und weil ich jetzt von den Geſchäften, welche ſonſt auf mir laſten, ein wenig ausruhen darf, ſo habe ich mich gern zu den Brüdern in die Einſamkeit begeben, keineswegs aber um von hier aus Anderen beſchwerlich zu fallen. — Warum aber Menſchen zu Träumen und zu Traumdeutern ihre Zuflucht nehmen, um eine Zuſammenkunft mit mir zu hintertreiben, das wird vielleicht den Meiſten von euch unbekannt ſein; vernehmt es alſo: man gebt bei euch damit um, den Glauben umzuſtürzen und einen anderen einzuführen, welcher den evangeliſchen und apoſtoliſchen Lehren zuwider iſt. Nämlich die Irrlehre des Sabellius, die unter dem Schein des Chriſtenthums nichts als Judenthum iſt. Denn Der, welcher für den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt nur eine Perſon annimmt, läugnet das ewige Daſein des Eingeborenen, läugnet die Herabkunft deſſelben zu den Menſchen, ſeine Auferſtehung, ſein Gericht; läugnet ferner die Wirkungen, welche nur dem heiligen Geiſt eigen ſind. Nun iſt aber nach apoſtoliſcher und evangeliſcher Lehre die Natur des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes dieſelbe, ſo wie die Gottheit nur Eine iſt; allein die Perſonen und deren Namen ſind verſchieden und ſtellen uns beſtimmte und vollſtändige Begriffe dar. Wer die Gemeinſchaft der Weſenheit nicht bekennt, verſinkt in Vielgötterei und wer die beſondere Eigenthümlichkeit der drei göttlichen Perſonen läugnet, verfällt dem Judenthum. Die falſche

Lehre ist bereits in Schriften niedergelegt. Hütet euch vor ihr mehr als vor Schierling und Tollkirsche. Sie ist Gift für die Seelen; nicht unsere Lehre und unsere Predigt, wie euere Träumer und Traumdeuter wissen wollen. Wissen sollten sie, daß die prophetische Gabe nur unbefleckte und von jedem Makel reine Seelen erleuchte. Denn wie der unreine Spiegel die Abbildung der Gegenstände nicht genau auffassen kann: so ist eine von zeitlichen Sorgen und sinnlichen Lüsten verfinsterte Seele nicht im Stande, die Erleuchtung des heiligen Geistes zu empfangen. Auch ist nicht jeder Traum sogleich eine Weissagung, und es gibt einen Lügengeist, der in den falschen Propheten wohnte. Hat uns aber der Herr seinen Frieden hinterlassen und uns ein neues Gebot gegeben, daß wir nämlich einander lieben sollen, und führen statt dessen die Träume Zwietracht und Verletzung der Liebe dafür ein: so sollen sie dem Teufel keine Gelegenheit geben, sich durch den Traum in ihre Herzen einzuschleichen und ihre Traumgesichte nicht höher schätzen, als die seligmachenden Lehren."

So ist die Welt: als Basilius mit ihr zusammenhing, wenn auch nur durch einen seidenen Faden, da wollte sie ihn auf Händen nach Neocäsarea hineintragen. Als er ihr nicht mehr angehörte, wollte sie ihn aus der Stadt hinaus steinigen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die vielfachen Verdächtigungen, denen Basilius sich ausgesetzt sah und die nachtheiligen Wirkungen, welche sie nach sich zogen, indem sie die Eintracht der Bischöfe störten, dem Volke ein Aergerniß gaben, die Verbreitung des Glaubens hemmten, dem Irrglauben die Wege bahnten, bewogen ihn endlich, die Kirchengemeinschaft mit Eustathes von Sebaste aufzugeben und sich öffentlich gegen diesen falschen Freund auszusprechen. Es kostete ihn einen langen Kampf, bis er

zur Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieses Schrittes kam. Eustathes, ein Schüler des Arius, aber anfangs nicht ganz übereinstimmend mit seines Meisters crasser Lehre vom Sohne Gottes, daher ein Semiarianer im Herzen, hatte doch immer das rechtgläubige Bekenntniß von Nicäa abgelegt, wenn es galt Priester und Bischof — und nach einer Absetzung wieder eingesetzt zu werden. Da er in Rom selbst seine Anerkennung als Bischof von Sebaste nachgesucht hatte, so zweifelte Basilius nicht im Mindesten an der Rechtgläubigkeit eines Mannes, der ihm gegenüber sowohl mündlich als schriftlich nie einen Anklang von Irrlehre, selbst nicht in den vertrautesten Gesprächen, hatte laut werden lassen. Eine solche Unaufrichtigkeit durch lange Jahre in der Freundschaft fortzuführen, hielt Basilius für unmöglich und alle Warnungen, welche ihm über Eustathes zu Ohren kamen, für ungerechtfertigten Verdacht. Nachdem Basilius Erzbischof von Cäsarea geworden war, hatte Eustathes ihm zwei Kleriker unter dem Vorwande geschickt, daß sie sich bei ihm bilden und ihn in verschiedenen Arbeiten unterstützen sollten; eigentlich aber als Spione und Verläumder, deren Aussagen um so glaubwürdiger erscheinen mußten, als sie im vertrauten Umgange mit dem heiligen Erzbischof und unter seinem Dache lebten. Diese Männer sprengten Lügen über seine Glaubenstreue aus. Basilius war von einem solchen Verrath so tief ergriffen, daß er selbst sagt: „Nachdem mein Herz durch solche Arglist verwundet war, fehlte nicht viel, daß ich gegen alle Menschen Verdacht gehegt hätte, wenn mir nicht Gottes Erbarmung zuvorgekommen wäre.“ Seine große liebevolle Seele hielt sich aber nicht für berechtigt, aus dem Verrath an der Freundschaft auf Verrath am Glauben zu schließen. Er hielt noch immer die Kirchengemeinschaft mit Eustathes aufrecht. Indessen wurde dieser seinem eigenen Metropoliten, dem Erzbischof Theodotus von Nicopolis, Hauptstadt Klein-Armeniens, so verdächtig, daß er die Gemeinschaft mit ihm aufhob. Da nun Theodotus Basilius zu einem Concil über diesen Gegenstand einlud und des Basilius Weg über Sebaste

führte, so glaubte er es der Freundschaft und der Nächstenliebe schuldig zu sein, mit Eustathes zu sprechen und ihm die häretischen Punkte vorzulegen, über welche man ihn anklagte. „Ich bitte dich," sagte Basilius, „sprich dich jetzt unzweideutig über deinen Glauben aus. Ist es der, den die Kirche lehrt, so bleibe ich in deiner Gemeinschaft; ist er es nicht, so muß ich sie aufheben." Sie hatten ein langes Gespräch bis tief in die Nacht hinein und am nächsten Morgen nahmen sie es wieder auf. Ein Priester der Kirche von Sebaste war gegenwärtig und erhub Widerspruch gegen des Basilius Ansichten; Eustathes aber nicht. Er hatte nicht den Muth, offen seine Irrlehre gegen Basilius auszusprechen; vielmehr beteten sie gemeinschaftlich die Non und lobten Gott für ihre Einigkeit im Glauben, und Basilius setzte froh und beruhigt seinen Weg nach Nicopolis fort. Als Theodotus erfuhr, daß er in Sebaste gewesen sei und nicht mit Eustathes gebrochen habe, wurde auch des Basilius Glaubensreinheit ihm verdächtig und er lud den heiligen Erzbischof nicht nur zur Theilnahme am Concil nicht ein, sondern ließ ihn nicht einmal zum gemeinsamen Stundengebet zu.

Basilius nahm die Kränkung mit seiner gewohnten Demuth hin, betrachtete sie als eine Folge seiner Uebereilung, daß er sich kein schriftliches Glaubensbekenntniß von Eustathes habe geben lassen und setzte gemeinschaftlich mit Theodotus ein solches auf, welches der Bischof von Sebaste nur zu unterschreiben brauchte, um sich von jedem Verdacht der Häresie zu reinigen. Es stellt die Autorität des Concils von Nicäa fest und erklärt, daß dieses die Einheit der göttlichen Natur gegen Arius, und die Verschiedenheit der göttlichen Personen gegen Sabellius festsetze. Es schloß ebenfalls von der katholischen Kirchengemeinschaft diejenige Häresie aus, welche den heiligen Geist zu einem Geschöpf mache. Dies Bekenntniß brachte Basilius dem Eustathes auf seiner Rückreise und dieser unterschrieb es folgendermaßen: „Ich, Eustathes, Bischof, habe gelesen und zeige dir an, Basilius, daß ich mit dem Gelesenen übereinstimme. Ich unterschreibe in Gegenwart

unſeres Bruders Fronto, des Chorbiſchofs Severus und anderer Kleriker." Ueberdies verſprach er, ſich zu einer Zuſammenkunft von Biſchöfen einzufinden, welche Baſilius einladen wollte, um vollſtändigen Frieden zwiſchen ihm und der katholiſchen Kirche zu ſtiften. Die Biſchöfe kamen; Euſtathes kam nicht. Baſilius ſchickte einen Boten nach Sebaſte. Dieſer kehrte mit der Nachricht zurück: alle Anhänger und Schüler des Euſtathes widerſetzten ſich ſeiner Abreiſe und murrten gegen ſeine Unterſchrift eines Glaubensbekenntniſſes, in welchem Baſilius eine neue Irrlehre über den heiligen Geiſt ausgeſprochen habe. Die katholiſchen Biſchöfe blieben noch einige Zeit beiſammen, immer hoffend auf die Ankunft des Euſtathes. Endlich erſchien ſtatt ſeiner ein Brief in unbeſtimmten Ausdrücken, ſo daß nicht mehr zu zweifeln war, er wolle ſeinen zweideutigen Standpunkt nicht verlaſſen; und die Biſchöfe trennten ſich trauernd über ſo viel Heuchelei. Euſtathes hatte die Frechheit, noch einmal vermittelnde Vorſchläge über die Glaubenslehre bei Baſilius beantragen zu laſſen; dieſer erwiderte: Euſtathes möge einfach erklären, ob er Die, welche das Credo von Nicäa verwarfen und Die, welche den heiligen Geiſt ein Geſchöpf nannten, in ſeiner Kirchengemeinſchaft aufnehme oder nicht. Als anſtatt eines beſtimmten Ja oder Nein ein langer, leerer Wortkram und Wünſche des Friedens erfolgten, ſchrieb Baſilius: „Ich bin bereit, mein Leben für den Frieden in der Kirche hinzugeben; aber er ſei aufrichtig und dauernd. Will Euſtathes mit einem Wort bekennen, daß er die Gemeinſchaft mit den Feinden des Glaubens verwirft: ſo will ich gern die Schuld unſeres ſchmerzlichen Zerwürfniſſes auf mich nehmen. Einen falſchen Frieden aber muß ich verwerfen. Ich kann nicht als Heuchler dem Altare nahen."

So war er immer: nie verletzte er die Liebe, nie verläugnete er die Wahrheit. Euſtathes hielt es jetzt für gerathen, ſeine unhaltbare Stellung aufzugeben und ſich der Kaiſerpartei und dem Arianerbiſchof Euzojus von Antiochien anzuſchließen und überdies eine neue Verläumdung des Baſilius zu verbreiten:

mit der Irrlehre des Apollinaris ſollte er übereinſtimmen; und zwar deshalb, weil Baſilius vor zwanzig Jahren einen freundſchaftlichen Brief an Apollinaris geſchrieben hatte. Dieſer Apollinaris war aber, bevor er in ſeine Irrlehre gerieth, ein glühender Verfechter des katholiſchen Dogma's und dem großen Athanaſius ſo werth, daß er ſich mit Schmerz entſchloß, ihn zu bekämpfen und in der Schrift „von der Menſchwerdung," die er zu dieſem Zwecke ſchrieb, nie den Namen des Apollinaris nannte. Ein freundlicher ſchriftlicher Gruß von Baſilius an Apollinaris aus einer Zeit, wo beide Laien und jung waren, konnte demnach nur in den Augen der Bosheit etwas Verfängliches haben. Baſilius brach aber jetzt ſein Stillſchweigen und vertheidigte ſich öffentlich gegen Euſtathes. „Drei Jahre lang," ſchreibt er, „haben wir das nachgeahmt, womit der Prophet ſich rühmt: Ich ward wie ein Menſch, der nicht hört und der in ſeinem Munde keine Widerrede hat. Wir verſchloſſen den Schmerz, den die Verläumdung uns verurſachte, in der Tiefe des Herzens, weil wir glaubten, daß ſie mehr aus Unkenntniß der Wahrheit als aus Bosheit geſagt werde; da aber die Feindſchaft mit der Zeit fortſchreitet und anſtatt das Vergangene zu bereuen, nur immer bitterer wird: ſo ſcheint mir die Zeit zu ſchweigen vorüber und die Zeit zu reden gekommen zu ſein."

Er geht nun auf ſeine Jugend über, die er faſt ganz an weltliche Wiſſenſchaft verſchwendet, bis ihn „das wunderbare Licht der Wahrheit des Evangeliums wie aus tiefem Schlafe geweckt" habe; auf ſein Verlangen, in der Vollkommenheit gefördert zu werden; auf ſeine Reiſen, die er unternahm, um große Vorbilder zu finden; auf die heiligen Männer in Cöleſyrien, Paläſtina und Aegypten, „die in der That beweiſen, was es heiße, ein Fremdling auf Erden zu ſein und den Wandel im Himmel zu haben;" auf ſeine freundſchaftliche Verbindung mit Euſtathes und deſſen Schülern in der Aſceſe, welche darauf beruhte, daß Baſilius hoffte, „zu ſeinem Heil einige Hülfe zu finden." Dann fährt er fort: „Wegen ihrer demüthigen und ſtrengen Lebensweiſe ſchloß ich mich ihnen

an und duldete nie die Beſchuldigungen, die man wider ſie, als heimliche Arianer, vorbrachte, denn niemals hatte ich dergleichen Irrlehren von ihnen vernommen. Aber auch ſie ſollten bekennen, daß wir in unſerem Glauben nie gewankt haben. Möge mein ganzes Leben Tadel verdienen, ſo darf ich mich doch im Herrn rühmen, niemals irrige Begriffe in der Glaubenslehre gehabt zu haben. Ich behielt die, welche ich in meiner Jugend von meiner Großmutter Macrina und von meiner ſeligen Mutter empfing; ſie entwickelten ſich in mir und als meine Vernunft reif geworden war, vertauſchte ich ſie nicht gegen neue Anſichten, ſondern ließ die Anfangsgründe ſich vervollkommnen. Wer mich jetzt wegen falſcher Lehre in übelen Ruf bringt, denke an den Richterſtuhl Chriſti und erforſche ſein Gewiſſen, ob er je etwas Anderes von uns gehört habe, als Das, was wir jetzt ſagen. Frage dich ſelbſt! ruft er nun dem Euſtathes zu, haſt du etwas Anderes gehört, als du mich im Kloſter am Fluß Iris beſuchteſt und der gottliebende Gregor bei mir war? Oder zu Anneſi, bei meiner Mutter, wo wir Tag und Nacht Geſpräche über dieſen Gegenſtand führten? Oder als wir zuſammen den ſeligen Sylvanus beſuchten? Waren nicht ſpäter deine getreueſten Schüler immer um mich? ſchrieben deine Geſchwindſchreiber nicht auf, was ich gegen die Häreſie lehrte? Stimmt nicht Alles genau zuſammen? ausgenommen, daß man in unſeren Reden einen gewiſſen geiſtigen Fortſchritt findet, der aber nicht eine Veränderung, wohl aber eine Ergänzung durch Zuwachs der Erkenntniß iſt. Und jetzt werde ich der Gotteslästerung beſchuldigt, ſogar von Solchen, die durch lange Freundſchaft mit mir verbunden waren! Wer aber Willens iſt, mit ſeinem Bruder die Freundſchaft zu brechen, muß Vieles ſorgfältig erwägen, muß manche Nacht ſchlaflos hinbringen, muß mit tauſend Thränen Gott um Licht bitten; ſollte es aber nicht thun auf einen einzigen Brief hin, der ihm nur in der Abſchrift, nicht im Original zu Händen kam und der vor zwanzig Jahren geſchrieben wurde. Ich habe Niemand, der meine Geſinnung und meinen Wandel in die-

ſen zwanzig Jahren beſſer bezeugen könnte, als eben meine Ankläger."

Die Geſinnung des Euſtathes hatte ſich durch ſeinen offenen Anſchluß an die Arianer jetzt ſo vollkommen entſchleiert, daß ſeine Verläumdungen einem katholiſchen Biſchof nicht mehr ſchaden konnten.

Sechzehntes Kapitel.

Der heilige Epiphanius, Biſchof zu Salamis auf der Inſel Cypern, hatte eine große Verehrung für die Perſönlichkeit, den Geiſt und die Glaubenskraft des Baſilius und bat ihn, die Irrlehre des Apollinaris in einer Schrift zu bekämpfen. Kleriker ſeiner Kirche waren Ueberbringer ſeines Schreibens an Baſilius. In welcher Trübſal die Kirche des Orients damals ſtand, geht aus dem Anfang von Baſilius Antwort hervor, die im Jahre 377 geſchrieben wurde. „Es war in der That kein geringer Beweis von Liebe, daß du dich unſerer erinnerſt, die wir ſo geringe und werthloſe Menſchen ſind, und daß du uns Brüder ſchickteſt uns zu beſuchen, taugliche Ueberbringer friedfertiger Briefe. Dies iſt eine gar ſeltene Erſcheinung, weil bereits Alle bei Allen in Verdacht ſtehen, und weil die, welche in den Hauptpunkten übereinſtimmen, wenigſtens in irgend einer Sache durchaus von einander abweichen und dadurch die Wunden vergrößern, welche die Häretiker den Seelen ſchlagen."

Die Aufforderung, ſich mit den Irrthümern des Apollinaris ſchriftlich zu beſchäftigen, lehnt Baſilius ab. Im Hinblick einerſeits auf die allgemeine Disputirſucht, die wie eine Krankheit des Gehirns im Orient graſſirte; andererſeits auf den gemeinen Mann, der durch die gehäuften Erklärungen und Erläuterungen der Dogmen eher verwirrt als belehrt wird, ſchreibt er an Epiphanias: „Das Dogma von der Menſchwerdung des Herrn wollen wir, wie es im Nicäiſchen Bekenntniſſe aufgeſtellt iſt, feſthalten; denn wenn wir von

der Einfachheit des Glaubens abweichen, so ist des Redens kein Ende mehr; der Widerspruch reißt uns weiter und immer weiter fort, und wir laufen Gefahr, die Seelen der Einfältigeren zu beunruhigen. Ueberhaupt können wir zu jenem Bekenntnisse nichts beifügen, auch nicht das Geringste, mit Ausnahme der Verherrlichung des heiligen Geistes. Diesen Punkt haben unsere Väter nur im Vorübergehen erwähnt, da zu jener Zeit diese Frage noch nicht angeregt worden war."

Alles Feuer der sinkenden Flamme seines Lebens wollte Basilius zum Kampfe gegen die Arianer verwenden, der ihm um so ausschließlicher zufiel, je mehr Kaiser Valens katholische Bischöfe absetzte und in's Exil schickte. Die verlassenen Gemeinden, die verwaisten Kleriker, die verfolgten Klosterleute wendeten sich hülfs- und trostbedürftig an Basilius, der mitten in der Verfolgung unverfolgt da stand, wie ein Leuchtthurm in der tobenden Meeresbrandung. An syrische Mönche schrieb er: „Laßt den Muth nicht sinken in eueren Drangsalen; erneuert euch in der Liebe zu Gott; steigert täglich euren Eifer in der Ueberzeugung, daß ihr die Ueberreste der Religion treu im Gemüthe bewahren müßt, welche der Herr bei seiner Ankunft auf Erden finden soll. Und wenn auch die Bischöfe aus ihren Kirchen vertrieben sind, so darf euch das nicht wankend machen. Und wenn auch aus den Klerikern selbst Verräther hervorgegangen sind, so darf das euer Vertrauen auf Gott nicht schwächen. Nicht die Menge ist es, die selig wird, sondern die Auserwählten Gottes. Der große Volkshaufe erschrecke euch nie; er wird wie die Welle von den Winden hin- und hergetrieben. Und wenn auch nur Einer gerettet wird, so muß er in der rechten Gesinnung bleiben, mit unerschütterlicher Hoffnung auf Christus, weil der Herr seine Heiligen nicht verlassen wird. Euere ganze Brudergemeinde in Christo grüßet von mir und betet aufrichtig für meine erbarmenswürdige Seele."

Zu Nicopolis in Klein-Armenien hatten nach dem Tode des Bischofs Theodotus die Arianer die Oberhand gewonnen und trotz des Widerstandes der Einwohner einen Geistlichen

auf den Bischofsstuhl gesetzt, der sich vom Ehrgeize blenden ließ, den katholischen Glauben verläugnete und sich dem Arianismus anschloß. Er hieß Fronto. Die übrigen Priester und das Volk flohen seine Gemeinschaft, und da ihnen die Kirchen in der Stadt genommen waren, hielten sie ihren Gottesdienst auf freiem Felde. Basilius schrieb dem Klerus von Nicopolis: „Das, was euch begegnet, ist Vielen widerfahren, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Geschichtsbücher und mündliche Tradition stimmen darin überein, daß Prüfungen für den Namen des Herrn Diejenigen getroffen haben, welche auf ihn hofften. Aber die Trübsal ging vorüber und es zeigte sich, daß die heftigen Prüfungen, die über die Kirche einbrachen, schwächer waren, als die Festigkeit des Glaubens an Christus. Darum wollen wir den Entschluß fassen, nicht auf die Gegenwart zu sehen, sondern den Blick unserer Hoffnung auf die Zukunft zu richten. In den Wettkämpfen wird Niemand bekränzt, der nicht verwundet und mit Staub bedeckt worden ist. Ihr seid Söhne der Bekenner und Söhne der Martyrer, welche bis zum Blutvergießen Widerstand geleistet haben. Lasset uns also bei geringeren Drangsalen nicht in Jammer ausbrechen. Bis jetzt ist keiner von uns durch Geißeln zerfleischt, in's Gefängniß geworfen, in die Verbannung geschickt worden. Welch Ungemach haben wir denn erlitten? Dieses etwa: daß wir noch nichts litten, noch nicht der Leiden für Christus würdig erachtet wurden. Schmerzt euch der Umstand, daß Jener das Bethaus inne hat und ihr unter freiem Himmel den König des Himmels und der Erde anbetet: so bedenkt, daß die Jünger in einem Saale eingeschlossen waren, während die, welche den Herrn gekreuzigt hatten, im weltberühmten Tempel den jüdischen Gottesdienst begingen."

In einem anderen Schreiben ermahnt er die Priester zu Nicopolis: „Wenn ich sehe, daß die Bösen mit Muth und Eifer zum erwünschten Ziele hinstreben und gelangen, euere Gottseligkeit aber schon ermüdet und bei der anhaltenden Drangsal den Muth verliert, so werde ich von Trauer erfüllt.

Denke ich aber an Gottes mächtige Hand, die im Stande iſt, die Gebeugten aufzurichten, die Gerechten zu erheben, die Stolzen zu zerſchmettern, die Mächtigen von ihrem Throne zu ſtürzen, ſo bin ich wie umgewandelt. Ich faſſe wieder Hoffnung, und die Ueberzeugung kräftigt mich, daß uns der Herr in Folge eures Gebetes bald den Frieden geben wird. Ermüdet nur nicht im Gebete und übt die Beharrlichkeit aus, zu der ihr Andere auffordert."

Die Verfolgungswuth der Arianer ging aber zu Nicopolis, wie überall, bald in Grauſamkeit über, ſo daß Baſilius der niedergeſchlagenen Gemeinde tröſtend ſchrieb: „Wie ſeufzte und jammerte ich, als euere Bedrängniſſe mir zu Ohren gelangten! wie wehe that es mir, von eueren Leiden zu hören, von Schlägen und Mißhandlungen der Perſonen, von Plünderung der Häuſer, Verwüſtung der Stadt, Verheerung des Landes, Vertreibung der Prieſter, vom Einfall der Wölfe und von Zerſtreuung der Heerden. Aber ich erhob meine Augen zum Herrn im Himmel und hörte auf zu weinen und faßte die feſte Ueberzeugung, daß bald Hülfe erſcheinen und die Verlaſſenheit nicht lange mehr dauern wird. Was wir leiden, das leiden wir um unſerer Sünden willen. Der Gnadenvolle wird aber aus Liebe zu der Kirche und aus Barmherzigkeit ſeinen Beiſtand erſcheinen laſſen."

Zu derſelben Zeit ſchreibt Baſilius ſeinem Freunde Amphilochius, dem Biſchofe von Iconium, im Hinblicke auf die traurigen Zuſtände in Nicopolis, welche ſich mehr oder minder durch ganz Klein-Armenien verbreiteten:

„Wenn wir dein ruhiges Leben betrachten, ſo danken wir dem Herrn, der deine Frömmigkeit von der Feuersbrunſt entfernt hält, die unſere Bezirke auf ſchreckliche Weiſe verheert. Der gerechte Richter hat uns um unſerer Sünden willen einen Engel des Satans (den Fronto) geſchickt, der uns gründlich quält, die Irrlehre heftig verbreitet und im Haß gegen uns ſchon ſo weit gegangen iſt, daß er nicht mehr das Leben der Gläubigen ſchont. Einen gewiſſen Asclepius, der keine Gemeinſchaft mit ihnen haben wollte, hat er ſo lange

geißeln laſſen, bis er an den Schlägen ſtarb, oder vielmehr in's Leben überging. Mit dieſer Schandthat ſtimmen alle übrigen Handlungen zuſammen, wie Leute ſie ſich erlauben, welche den Schutz der herrſchenden Macht nach Gutdünken mißbrauchen dürfen. Allein der Herr wird uns auf deine Fürbitte Geduld und Befreiung von dieſen Uebeln gewähren, und darum wollen wir die ſchwere Heimſuchung ſo ertragen, wie es der Hoffnung auf Ihn angemeſſen iſt. Lebe wohl, ſei fröhlich in Gott, bete für uns."

Der Glaube iſt prophetiſch. Die Verfolgung nahm ein plötzliches Ende: Kaiſer Valens ſtarb.

Siebenzehntes Kapitel.

Das öſtliche Europa war von deutſchen Völkern: Gothen, Alanen, Sueven, Gepiden, Heruler ꝛc. bewohnt. Je mehr die Volkszahl zunahm, deſto mehr ſuchten ſie ſich durch Eroberungen auszubreiten. An der unteren Donau ſaßen die Gothen, bald heftige Feinde der Römer, bald ihre Bundesgenoſſen. Sie beſiegten und tödteten Kaiſer Decius; Gallus zahlte ihnen Tribut; unter Valerian drangen ſie durch Macedonien und Griechenland, über den Hellespont in Kleinaſien bis Kappadocien vor, verwüſtend und zerſtörend, was ſie nicht als Beute entführen konnten. Unter den gefangenen Kappadociern, welche die Gothen fortſchleppten, waren Chriſten. Durch ſie begann das milde Licht des Evangeliums den nordiſchen Barbaren aufzugehen in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts, und obzwar die Maſſe des Volkes noch heidniſch war, erſchien doch ſchon ein Biſchof der Gothen, Theophilus, auf dem Concil von Nicäa und unterſchrieb das Glaubensbekenntniß. Die Gothen waren Kaiſer Conſtantins Bundesgenoſſen gegen Licinius. Mit Kaiſer Valens führten ſie Kriege, die für ſie einen ungünſtigen Ausgang nahmen, denn Valens gewährte ihnen nur unter der Bedingung Frieden, daß ſie nicht mehr das ſüdliche Ufer der

Donau betreten würden; dafür aber zahlte er ihrem König Athanarich jährlich eine gewisse Geldsumme. Diese Ruhezeit wendete Athanarich dazu an, um die Christen unter seinem Volke zu verfolgen. Wie den heidnischen Kaisern war ihm das Christenthum und dessen Ausbreitung ein Dorn im Auge. Er suchte es auszurotten, indem er den Christen die Wahl ließ zwischen Götzenopfer und Tod. So wurden Viele zu Martyrern, unter ihnen der heilige Sabas, ein junger Mann von dreiunddreißig Jahren, der im Jahre 372 nach unsäglichen Qualen ertränkt wurde. All diese Gläubigen, diese Bekenner und Martyrer waren katholisch. Nach einigen Jahren wurde es den beiden Königen, dem Ostgothen Athanarich und dem Westgothen Fritigern nicht mehr möglich, den Friedenstractat mit Valens inne zu halten. Ein neues Barbarenvolk tritt in's Leben der Weltgeschicke: die Hunnen. Aus Asien wälzte es sich auf Europa wie eine unheilbringende Wetterwolke, sei es, daß es vor Siegern mehr und mehr weichen mußte, sei es, daß es dem damaligen Zuge der Völker des Ostens gegen Westen folgte; geheimnißvoller Zug, welcher dem göttlichen Geistesbauch gehorchte und diente, der die Geschicke der Welt regiert. Die Hunnen, aus ihren Steppen vertrieben, wälzten sich mit ungeheuerer Uebermacht auf die Gothen, so daß diese gleichsam den Boden unter den Füßen verloren und, aus ihren Wohnstätten gedrängt, sich genöthigt sahen, Kaiser Valens zu bitten, ihnen die Ansiedelung in seinem Reiche, auf dem südlichen Ufer der Donau zu erlauben. Sie schickten deshalb im Jahre 376 den christlichen Bischof Ulphilas mit einer Gesandtschaft nach Antiochien, wo sich der Kaiser seit Jahren aufhielt. Valens gewährte die Bitte unter der Bedingung, daß sich die Gothen zum Christenthume bekehrten, d. h. zu dem seinen, dem Arianismus. Mit größtem Eifer wirkte für diese Bekehrung der gothische Bischof Ulphilas, berühmt durch seine Erfindung der gothischen Buchstaben und durch seine Uebersetzung der heiligen Schrift in die gothische Sprache. Er war ein Kappadocier von Geburt, aber bei den Gothen naturalisirt.

Er hoffte für die Gothen vortheilhaftere Bedingungen und friedlichere Verhältniſſe, wenn ſie auf den Vorſchlag des Kaiſers eingingen und verrieth den Glauben, für den vor wenigen Jahren die Martyrer geblutet hatten. Seltſam! ſo berühmt durch die Jahrhunderte zu gehen wegen Scharfſinn und Thätigkeit des Geiſtes und nicht das Brandmal des Apoſtaten an der geiſtvollen Stirne zu tragen! Als ob die Ueberſetzung der heiligen Schrift den Verluſt des heiligen Glaubens aufwiegen könnte!

Im Jahre 377 ſetzten die Gothen über die Donau, um ſich in Möſien anzuſiedeln. Es war zur Bedingung gemacht, daß die Männer ihre Waffen auf römiſchem Boden niederlegten. Da ſie aber beſtechliche Beamte fanden, ſo erkauften ſie die Erlaubniß, ſich nicht von ihren geliebten Waffen zu trennen, mit Hab' und Gut. Sie mochten wohl hoffen, daß ihnen die Waffen das Verlorene bald wieder erobern würden. Statt ihnen aber die zugeſagten Ländereien anzuweiſen und Lebensmittel zu liefern, verſchloß man vor ihnen ſogar die öffentlichen Magazine. Sie mußten ihre Heerden ſchlachten und verzehren. Dann aßen ſie Hunde, und für einen Hund mußten ſie oft einen Sklaven hingeben, und hatten ſie keinen, ein Kind. Als nun gar König Fritigern zu einem Feſte nach Marcianopolis eingeladen und ſeine Leibwache in ſeiner Abweſenheit niedergemacht wurde, erkannten die Gothen, daß man ſie als Feinde betrachte und behandle und ſie auf jede Weiſe zu ſchwächen, vielleicht auszurotten ſuche. Fritigern rief ſeine Mannen zu den Waffen, und es erfolgten Schlachten auf Schlachten, die ſämmtlich zum Vortheile der Gothen ausfielen. Von altem Nationalhaß und neuer Rache entflammt, plünderten und verwüſteten ſie Möſien, überſtiegen das Balcangebirg, fielen in Macedonien und Thracien ein, und machten Streif- und Raubzüge bis in die Vorſtädte von Conſtantinopel. Dieſe traurigen Nachrichten veranlaßten Kaiſer Valens, im Frühling 378 von Antiochien aufzubrechen und nach Conſtantinopel zu gehen. Er fand das Volk daſelbſt höchſt niedergeſchlagen und unmuthig über

ſeine Zögerung. Als er kurz nach ſeiner Ankunft im Circus erſchien, deſſen Spiele und Wettkämpfe trotz aller Ungunſt der Zeiten der leidenſchaftlichen Liebhaberei des Volkes nicht fehlen durften, erhob ſich die anweſende Menge; nicht um ihn zu begrüßen, ſondern um mit einer Stimme Waffen zu begehren: ſie ſelbſt wollten gegen die Gothen ausziehen, welche der Kaiſer unbedachtſam in's Land gezogen habe. Valens war im höchſten Grade aufgebracht, rief den Feldherrn, Graf Trajan, vom Oberbefehl ab und ſchickte ſtatt ſeiner den General Sebaſtian zum Heere. Dieſer Mann war Manichäer und berüchtigt durch die Grauſamkeit, mit welcher er vor einigen zwanzig Jahren die Sache des Arianerbiſchofs Georg und deſſen Anhangs in Alexandrien gegen Athanaſius aufrecht gehalten hatte. Dem Trajan, einem tüchtigen und bewährten Feldherrn, warf Valens mit großer Bitterkeit Feigheit vor. Aber Trajan, der ein ebenſo tapferer Soldat als muthiger Chriſt war, entgegnete unverzagt: „Nicht ich, Herr, bin beſiegt worden; dich hat Gott beſiegt. Weil du ſo lange wider ihn Krieg führſt, hat er Barbaren zu ſeinem Werkzeuge und zu deinen Ueberwindern gemacht.“

Als Valens nach kurzem Aufenthalte mißmuthig Conſtantinopel verließ und ſich in's Feldlager begab, kam er an der Hütte eines Einſiedlers vorüber, der Iſaak hieß, und der wegen ſeines frommen Gebetslebens allgemein ſehr verehrt wurde. Iſaak rief dem Kaiſer zu, der mit prangendem Gefolge dahin ritt: „Herr, wohin gehſt du! gehe nicht weiter! Gott iſt nicht mit dir, du wirſt dein Heer verlieren und wirſt nicht wiederkommen.“ „Ich werde wiederkommen und dich um's Leben bringen laſſen,“ erwiederte Valens zornentbrannt. „Wohlan, Herr, tödte mich, wenn meine Prophezeiung falſch iſt,“ antwortete Iſaak. Nach einigen kleinen günſtigen Treffen kam es am 9. Auguſt 378 bei Adrianopel zur entſcheidenden Schlacht. Sie endete mit der gänzlichen Niederlage des kaiſerlichen Heeres; zwei Drittheile deſſelben bedeckten das Schlachtfeld als Leichen, unter ihnen Sebaſtian, der fromme Trajan und viele Generäle. Der Kaiſer war verſchwunden.

Wie er umgekommen war, wußte Niemand genau. Er soll schwer verwundet durch einen Pfeilschuß in die Hütte eines thrazischen Bauern getragen, und diese durch die Gothen in Brand gesteckt worden sein. So kläglich endete Kaiser Valens: die Gothen, denen er das Verderben der Seelen durch die Häresie brachte, wurden ihm zum Verderben, und kaum dreißig Jahre später standen sie vor den Thoren von Rom als Eroberer.

Basilius erlebte noch dies für den Frieden der Kirche so wichtige Ereigniß und die Heimkehr der verbannten und flüchtigen Bischöfe, welche Kaiser Gratian auf ihre Sitze zurückberief. Wie eine Feuersbrunst, welche keine Nahrung mehr findet, allmälig erlischt, sank der Arianismus nach und nach im Oriente zusammen, freilich nur, um anderen Häresien Platz zu machen. Die Gothen aber behielten ihn bei, schon aus Haß und zum Gegensatze wider die Römer und steckten mit ihm auch andere germanische Völker, namentlich die Longobarden an. Große Reiche gründeten sie mit dem Arianismus in Italien, Gallien und Spanien, und es währte über zweihundert Jahre, bis die zur sittigenden Macht der Welt aufblühende katholische Kirche seine Zerfallenheit in ihre Einheit verschmolz.

Auch die Beilegung des Schisma's zu Antiochien, das seinem Herzen solchen nagenden Kummer gemacht hatte, sah Basilius aufdämmern. Meletius kehrte dahin zurück und wurde mit unbeschreiblichem Frohlocken, sogar von der Partei des Paulinus empfangen. Alle Einwohner strömten ihm entgegen; die Einen küßten seine Hände, die Anderen seine Füße, noch Andere seine Gewänder. Wer nicht bis zu ihm gelangen konnte, pries sich glücklich, sein Antlitz zu sehen, ja, nur seine Stimme zu hören; so war er geliebt. Doch die volle Versöhnung erlebte er nicht mehr. Er hatte seinerseits sogleich die Freiheit benutzt, die Gratian gewährte, um einige seiner besten und erprobtesten Schüler zu Bischöfen derjenigen Kirchen seiner Diöcese zu weihen, welche die Arianer auf kaiserlichen Befehl jetzt räumen und den Katholiken zurück-

geben mußten. Kaiserliche Gewaltthat hatte ihnen diese Kirchen verschafft; kaiserlicher Befehl nahm sie ihnen; das war in der Ordnung, und sie konnten aus dieser Erfahrung lernen, was es sei, den Kaiser zum höchsten Oberhaupte der Kirche zu machen. Am 1. Januar 379 starb Basilius, kaum fünfzig Jahre alt. Aber all' seine Tage und Jahre waren solche, von denen der Psalmensänger sagt: „Einer ist besser als Tausende," so voll gottseligem und gottgefälligem Streben und Wirken, Sinnen und Handeln, so von übernatürlicher Geltung waren sie. Als seine Todeskrankheit ihn ergriff, umwogte ganz Cäsarea sein Haus, und Jeder suchte an sein Sterbebett zu gelangen, um ihn noch Einmal zu sehen, noch Einmal seinen Segen zu empfangen, noch Einmal ein Wort der Liebe von ihm zu hören. Mit dem Gebet: „Herr, in deine Hände empfehle ich meine Seele," stockte sein Athem und es war ein lichter, schöner, großer Geist weniger auf Erden. Eine ungeheuere Wehklage erhob sich, in welche auch Juden und Heiden einstimmten, denn er hatte auch ihrer Nöthen immer sich erbarmt. Gregor von Nazianz sagt in der Lobrede, die er dem Freunde hielt: „Die ganze Welt beweinte ihn, als den Lehrer der Wahrheit und als das Band des Friedens zwischen den Kirchen." Bei seiner Beerdigung fand sich eine solche Volksmenge ein, daß mehrere Personen todt gedrückt wurden. Man wollte den Saum seines Kleides berühren, ja das Tragbett, auf dem er ruhte, weil sie geheiligt waren durch seine heiligen Ueberreste. Der Psalmengesang verstummte neben dem Seufzen, Weinen und Jammern der Menge. Mit der größten Mühe konnte der Trauerzug sich nur Bahn machen und die ehrwürdige Hülle zu der Gruft geleiten, welche die Familie des Abgeschiedenen mütterlicher Seits zu Cäsarea besaß. Sein Bruder Gregor von Nyssa und sein Freund Amphilochius von Iconium begleiteten ihn zur letzten Ruhestatt auf Erden, und somit war ein Leben erloschen, dessen himmlischen Glanz und dessen erhabene Würde die bewundernde Mit- und Nachwelt anerkannte, indem sie Basilius den Heiligen und den Großen

nannte. Man rechnete es ſich zur Ehre und zum beſonderen Glücke, ihn gekannt zu haben, mit ihm in irgend einer Verbindung, ſelbſt durch dienende Stellung, geweſen zu ſein. Man freute ſich, irgend ein Wort, irgend eine Handlung von ihm erzählen zu können, das man gehört, deren Augenzeuge man geweſen war; ſo wichtig und werthvoll achtete man die geringſten Züge ſeines täglichen Lebens. Seine wahrhaften Bewunderer, Freunde und Jünger bemühten ſich, ihm ähnlich zu werden in ſeinen Tugenden; Diejenigen aber, deren Bewunderung an mehr äußerlichen Gaben, an ſeinen Talenten, ſeiner Beredſamkeit, ſeiner claſſiſchen Bildung hängen blieb, ahmten ihm auch mehr äußerlich nach. Man wollte den Bart und den Mantel tragen, wie er; ein armes kleines Bett haben, wie er; die Mahlzeit einrichten, wie er. Er war ſehr blaß, er ging und ſprach langſam, er ſah ſinnend und gedankenvoll aus. Das Alles ſollte nachgeahmt werden, ſogar der Ausdruck des Geſichtes! Da aber Baſilius gedankenvoll ausſah, weil ſeine Seele immer voll edler, frommer und guter Gedanken war, die dem Antlitze einen gewiſſen ſtillen Ernſt verleihen, ſo war ihm dieſer Ausdruck ganz natürlich, während ſeine Nachahmer grämlich oder gezwungen ernſt ausſahen und nie die ruhige Einfachheit ſeines Weſens treffen konnten. All' dieſe erkünſtelten Baſiliuſe, die jetzt plötzlich auftauchten, verhielten ſich zu ihm, wie ſtarre Bildſäulen zum friſchen Leben.

Gregor von Nazianz, der ſeit Jahren aus einer Welt, die ihm zu tumultuariſch war, in das Kloſter zur heiligen Thekla in Seleucia ſich geflüchtet hatte, lag ſelbſt krank, als Baſilius ſtarb. In der Leichenrede, die er zum Gedächtniß des Freundes einige Jahre ſpäter in Cäſarea hielt und darin deſſen ganzes Leben und Wirken zuſammenfaßt, ſagt er mit ſeiner etwas hyperboliſchen Ausdrucksweiſe: „Wollte man ein Buch über Baſilius ſchreiben, ſo müßte der Titel deſſelben aus den Namen aller Tugenden beſtehen.“ An Gregor von Nyſſa ſchrieb er von ſeinem Krankenlager: „Nach den vielen ſchmerzlichen Verluſten, die ich ſchon gelitten habe, war es mir alſo

auch noch vorbehalten, Basilius zu verlieren! Er ist also todt! die heilige Seele ist heimgegangen in jenes Vaterland, das, ach leider! so fern von uns ist. Er genießt nun endlich in der seligen Anschauung Gottes jenes Glück, welches, so lange er lebte, seine Sehnsucht und sein Verlangen war. Die schwere Krankheit, die noch jetzt mich fesselt, raubt mir den Trost, seine heiligen Ueberreste zu küssen und mit dir und unseren Freunden zu weinen. Denn ohne Thränen kann man nicht auf die Trauer der Kirche sehen, die in ihm ihre Krone verloren hat." — Die Kirche! die Kirche! und immer die Kirche! das war der leitende, der beseelende Gedanke dieser heiligen Männer in Leiden und Freuden, in Leben und Tod.

Steht Athanasius in seiner unvergleichlichen Majestät so gewiß einsam da, als wäre er vom Himmel herunter gefallen, um auf Erden die Thaten Gottes auszuführen, ohne Gemeinschaft auf Erden zu haben: so bildet Basilius in dieser Beziehung genau den Gegensatz zu ihm; denn Basilius steht da im innigsten Zusammenhang mit allen Verhältnissen, die auf Erden süß und ehrwürdig sind, aber immer so, als wollte er die Flügel entfalten, um aus ihnen in den Himmel aufzufliegen. Dadurch liegt ein großer Zauber auf diesem Leben! es war, wie man heutzutage sagen würde, ungemein interessant; und es ist allerdings vom höchsten Interesse, zu sehen, wie eine ungemein interessante Persönlichkeit sich in der göttlichen Gnade untertaucht und als ein Heiliger aus ihr hervorgeht. Diese liebliche Kindheit, dies anmuthige Familienleben, dies Streben nach Wissen und Wahrheit, dieser Glanz des ersten Auftretens in der Welt, das macht jedem Herzen diesen Basilius so bekannt und vertraut, als habe man das Alles mit ihm durchgemacht. Dann beginnt sein ascetisches Leben mit großen inneren Kämpfen, die er nicht verhehlt; mit einem solchen Schwung des übernatürlichen Menschen, daß der Körper fast darüber zu Grunde geht, bis die heilige Kraft eines auf Gott allein gerichteten Willens ihm die stillen Jahre im Kloster am Iris errang. Wo er als Knabe gespielt hatte, da kämpfte er als Mann, um seine Seele zu

retten, die, wie jede Seele, auf dem reißenden Strom der Welt zum Untergang ſich neigt. Nun kommen Schüler zu ihm, welche die Kunſt dieſes Kampfes, deſſen Waffe die heilige Asceſe iſt, lernen wollen: ſie werden ſeine Brüder. Und ſeine leiblichen Brüder kommen, Gregor und der kleine Petrus: ſie werden ſeine Schüler und ſo vollkommene, daß ſie ihm ähnlich werden an Heiligkeit. Treue Freunde geſellen ſich zu ihm und falſche auch; aber mit dem Vertrauen eines großen Herzens glaubt er an ihre Falſchheit nicht. Auf die einſamen Jahre folgen die ungeheuer bewegten ſeines Episcopates, wo er unter einer Flut von Schmähungen und Anfeindungen die zerfallende morgenländiſche Kirche ſtützt und aufrecht hält und für den heiligen Geiſt, der in ihm war und wirkte, als Nachfolger der Apoſtel, als Hirt der Seelen, als Lehrer der evangeliſchen Wahrheit, geiſtige Schlachten lieferte. Und auf dieſem Felde, im opferfreudigſten Kampfe für das Reich Gottes, in dem flammenden Verlangen, das Reich Gottes auszubreiten und zu befeſtigen, in dem Bewußtſein, dies ſei die Aufgabe, weshalb ihn Gott auf den Leuchter in der Kirche geſtellt habe: begegnen ſich Athanaſius und Baſilius und lieben ſich, ohne ſich je geſehen zu haben, wie Waffenbrüder nach der Ordnung der Gnade. Ein anderer Chriſtophorus, der gewaltige Rieſe, der das Kind Jeſu auf ſeinem Nacken trägt durch den wildreißenden Strom, trägt Athanaſius das Geheimniß von der Weſensgleichheit des Sohnes; und mit der Taube auf der Schulter, wie Ephräm ihn ſah, iſt Baſilius der Träger von der Lehre des heiligen Geiſtes, und ſo wandeln Beide, himmliſch vereinigt in der Kirche, durch die Zeit in die Ewigkeit. Wir aber, wenn wir dies wunderbar ſchöne Leben betrachten, werden wir wohl lernen, alle Verhältniſſe ſo zu benutzen, daß wir uns in ihnen und durch ſie heiligen?

Achtzehntes Kapitel.

Gregor von Nyssa war nun auch seinem Bischofsitz zurückgegeben. Der Jubel der Stadt begrüßte seine Heimkehr. Gottgeweihte Jungfrauen mit brennenden Kerzen in der Hand erwarteten ihn an der Thüre der Hauptkirche, in die er sich sogleich begab, um sein Dankgebet zu verrichten. Er wohnte im September dieses Jahres 379 dem Concil zu Antiochien bei, auf welchem die Spaltung beigelegt wurde, welche den Orient so lange betrübt und aufgeregt hatte. Der Bischof Meletius, „der sanftmüthigste aller Menschen," wie die Zeitgenossen ihn nannten, sagte zum Bischof Paulinus: „Da unsere Heerden den nämlichen Glauben haben, so wollen wir sie auch in demselben Schafstall versammeln; und ist es der bischöfliche Sitz, der dich und mich trennt, so laß uns das heilige Evangelium darauf legen und zu beiden Seiten unseren Platz einnehmen, als die Ersten in den Reihen der Priester. Derjenige, welcher den Anderen überlebt, übernehme dann friedlich den Hirtenstab und die Führung der ganzen Heerde." Paulinus machte anfangs noch Einwendungen. Daß die Arianer zur Wahl des Meletius beigetragen hatten, wollte ihm immer noch bedenklich erscheinen. Doch allmälig wurden all seine Freunde und endlich er selbst für den liebevollen Versöhnungsvorschlag des Meletius gewonnen und die in zwei Feldlager getheilte Gemeinde schloß Frieden. Einige Arianer und sonstige Sektirer blieben in ihrer Vereinzelung. Ein anderer Anlaß zu vielen Streitigkeiten und Unruhen wurde auf diesem Concil beseitigt, indem die anwesenden Bischöfe, hundert und einige fünfzig an Zahl, sämmtlich die Darlegung des Glaubens unterschrieben, welche die Wesensgleichheit des Sohnes, die Gottheit des heiligen Geistes und die Irrthümer des Apollinaris betraf, und welche Papst Damasus ihnen nach Antiochien geschickt hatte. Wer guten Willens war, konnte nunmehr in die Ruhe seines Glaubens sich betten. Aber ach! der Menschengeist ist ein gefallener und und im Abfall ist keine Ruhe!

Nachdem Gregor die Freude der Beilegung des Kirchen-

zwistes gehabt hatte, traf ihn ein herber Verlust. Er ging von Antiochien nach Pontus, um Macrina und Petrus in ihren Klöstern zu besuchen. Seit fast acht Jahren hatte er Macrina nicht gesehen. Seine Weihe zum Priester, dann seine Erhebung auf den Bischofsitz von Nyssa hatte ihn mit Arbeit überhäuft und die Verfolgung ihn dann in's Exil getrieben. Er wollte sich bei Macrina trösten über den Tod des Basilius und er fand sie sterbend. Bei Annesi empfingen ihn die Mönche im feierlichen Zuge und begrüßten ehrfurchtsvoll den frommen Bischof, den Bruder ihrer beiden geistlichen Väter, Basilius und Petrus. Petrus selbst war ihm vor einigen Tagen entgegen gereist, hatte aber aus Mißgeschick einen anderen Weg eingeschlagen und deshalb ihn verfehlt. Im Frauenkloster erwarteten ihn die Nonnen in der Kirche, wo Gregor das Gebet mit ihnen hielt und ihnen den Segen gab. Als er Macrina zu sprechen verlangte, wurde er in's Innere des Klosters geführt, in ihre Zelle. Da lag sie im heftigsten Fieber auf der Erde, ihr Lager ein Brett, ihr Kopfkissen ein Block, ihre Decke ein härener rauher Teppich; da lag sie gen Osten gewendet, um in der Richtung zum Altar, an dem die heiligen Geheimnisse gefeiert wurden, zu beten. Das Gespräch der Geschwister wendete und fiel sogleich auf Basilius, den Beide so sehr geliebt hatten; Gregor klagte über seinen Tod, Macrina freute sich seiner Befreiung aus dem Thal der Thränen. Sorgsam für Andere, wie sie immer gewesen war, erinnerte sie ihn zur Mittagszeit daran, daß er etwas essen und sich ausruhen müsse. Da er wohl sah, wie nahe ihr Ende, so wollte er sie nicht verlassen. Aber sie sagte: „Du bedarfst der Erholung, mein Bruder, und wir sehen uns ja wieder." Nach der Mahlzeit eilte er zu ihr zurück und sie stattete ihm einen genauen Bericht über ihre Erlebnisse der letzten Jahre ab und knüpfte Preis und Lob Gottes an jedes derselben. Dann war es an Gregor zu erzählen; als er aber die Arbeiten wider die Häresie und die Verfolgung unter Valens Beschwerden nannte, unterbrach sie ihn mit dem Ausruf: „O mein Bruder, sprich nicht von

Beschwerden! große Gnaden sind es; sei nicht undankbar." Gregor, der dies Alles in einem Leben Macrina's selbst erzählt, fand einen solchen Genuß darin, sich mit ihr zu unterhalten, daß er Zeit und Stunde vergaß. Macrina nicht. Als der Gesang der Vesper in ihre Zelle hineinklang, entließ sie ihn, damit er Theil nehme an dieser heiligen Abendfeier, welche dem christlichen Auge das süß melancholische Bild vorhält, wie der heilige Frohnleichnam vom Kreuz in die Grabesruhe sinkt und die Seele mahnt, sich mit ihm kreuzigen, mit ihm einbegraben zu lassen, um mit ihm verherrlicht aufzuerstehen. Macrina's Seele, längst der Welt gekreuzigt, sehnte sich nach dieser ungestörten Ruhe in Gott. Am anderen Morgen fand Gregor Macrina ringend mit versagenden Kräften gegen die Gewalt des gesteigerten Fiebers. Sie athmete mit der äußersten Anstrengung; allein ihre Heldenseele überwand Krankheit und Schwäche, um durch liebliche Gespräche den Kummer zu zerstreuen, der sich im Antlitz ihres Bruders malte. Als sie aber die Nähe des Todes fühlte, begann sie zu beten, machte über Augen, Mund und Herz das heilige Kreuzzeichen, seufzte tief und athmete ihre Seele im Gebet aus. Gregor wollte ihr die Augenlieder schließen; allein sie deckten so friedlich ihre Augen zu und ihr Mund war so ruhig geschlossen und ihre Hände lagen so still gefaltet auf ihrer Brust, daß sie einer Schlafenden glich. Er fand es passend, sie für ihre Bestattung etwas besser zu kleiden. Aber Lampadia, welche Macrina's Stelle in der Leitung der Genossenschaft vertrat, versicherte, es sei ganz vergeblich nach Kleidungsstücken aus früheren Tagen zu suchen; Macrina habe außer ihrem Ordensgewande nichts besessen; Mantel, Schleier und abgetragene Schuhe wären ihr ganzer Nachlaß. Vestiana aber machte ihn aufmerksam auf den Schmuck, den Macrina trug: ein eisernes Kreuz und ein eiserner Ring, die an einer Schnur um den Hals hingen und auf ihrem Herzen ruhten, gleichsam als habe sie sich durch den Ring dem geliebten Kreuz anvermählt. Gregor löste Beides ab und gab das Kreuz an Vestiana. Den Ring behielt er um so lieber,

als eine Kapsel in demselben einen Splitter vom wahren Kreuz umschloß. Gregor ließ die entseelte Hülle der geliebten Schwester mit seinem Mantel bedecken und ordnete eine feierliche Beerdigung an. Sie wurde nach der Kirche der Vierzig Martyrer getragen, in deren Gruft Emmelia ruhte. Gregor und der Diöcesanbischof von Ibora trugen den Vordertheil der Bahre. Ein langer Zug von Priestern, Diakonen und Mönchen auf der einen Seite, und von gottgeweihten Frauen und Jungfrauen auf der anderen, Alle mit brennenden Kerzen in der Hand, sangen abwechselnd Psalmen. Eine große Volksmenge folgte andächtig der Prozession, die sich so langsam bewegte, als ob sie möglichst lange Macrina's sterbliche Ueberreste in ihrer Mitte behalten wollte, denn sie brauchte fast den ganzen Tag, um den Weg von etwa zwanzig Minuten zwischen dem Kloster und der Kirche zurückzulegen. Gegen Abend langten sie an. Gregor sprach die üblichen Gebete, ließ die Gruft öffnen und legte selbst mit Hülfe des Bischofs Araxes, Macrina zur Seite ihrer Mutter nieder, wie sie das immer gewünscht hatte. Er kniete hin, betete für die Abgeschiedenen, küßte den Staub dieser heiligen Gruft, und Alles war vorüber. Macrina hatte Basilius kein ganzes Jahr überlebt; sie starb im December 379.

Gregor trat gleich im folgenden Jahre nach Arabien eine Reise an, die er im Auftrage des Concils zu Antiochien unternahm, um in jenem weit entlegenen Lande, von dem man nur selten Kunde erhielt, den Zustand der Klöster hinsichtlich der Glaubenslehre kennen zu lernen, und wenn es Noth thue, zu verbessern. Der Kaiser gewährte ihm die Benutzung der öffentlichen Wagen, in denen auf Kosten des Staates kaiserliche Beamte und Gesandte reisten. Dadurch wurde es ihm möglich, mit seinen Begleitern die Gebetsstunden inne zu halten und sie thaten es so pünktlich, als wären sie in ihrer ruhigen Behausung. Mit derselben Sorgfalt beobachteten sie auch die Fasten; der Wagen wurde ihr Kloster. Die Reise ging durch Palästina und über Jerusalem, wo der Zudrang und Zusammenfluß der Pilger damals so groß war, daß er

manche Unordnung hervorrief und daß Gregor den Personen, die nicht sehr abgetödtet und sehr innerlich gesammelt sind, später den Rath ertheilte, lieber nicht solche Pilgerfahrt zu machen, weil sie mehr Zerstreuung und wegen derselben weniger Erbauung finden würden als daheim. Jede Volksmasse, auch eine andächtige, hat durch das unvermeidliche Gedränge etwas Unruhiges, und Unruhe auf heiligen Stätten ist immer störend, wenn der Geist nicht den Grad der inneren Sammlung erreicht hat, daß der Gedanke an Gott ihn in überirdische Stille einführt und das Gebet ihn über den Tumult der Erde erhebt. Schismatische Verwickelungen in der Kirche von Jerusalem betrübten Gregor schmerzlich. Er sah wieder die traurigen Zustände, welche erst eben in Antiochien aufgehört hatten. Er klagt: „Wie ist es möglich, im aufrichtigen Bekenntniß der heiligen Dreifaltigkeit einig zu sein und dennoch das nahtlose Kleid Christi zu zerreißen." So schreibt er an die frommen Frauen Eustachia und Basilissa, die er in Jerusalem kennen gelernt hatte. Sie hatten sich dahin begeben, nicht auf flüchtiger und unruhiger Pilgerfahrt, sondern um den Melanien und den Paulas nachzuahmen, die sich auf den Stätten des heiligsten Leidens in der Selbstverläugnung übten. Theosebie, Gregor's Frau, die mit ihm zugleich der Welt entsagt und in Cäsarea ein gottgeweihtes Leben geführt hatte, starb um diese Zeit. Beide Gatten hatten sich nach ihrer Trennung nie wieder gesehen.

Petrus, das jüngste Kind in dieser Familie von Heiligen, der unter Basilius Augen im Kloster am Iris in die Heiligkeit hineingewachsen und später von ihm zum Priester geweiht worden war, sollte auch die Würde und Bürde des bischöflichen Amtes tragen. Im Jahre 380 starb Eustathes, Bischof von Sebaste, und es war eine eigenthümliche Fügung, daß dieser Mann, der des Basilius Richtung so sehr bekämpfte, gerade den Petrus zum Nachfolger haben mußte, der ganz im Geiste seines Bruders wirkte und lehrte. Er fand die traurigste Zerrüttung in seiner Diöcese vor; der Arianismus hatte tiefe Wurzeln gefaßt, und mit unsäglicher Mühe und Geduld hatte er

das Unkraut auszurotten, bevor er gute Saat ausstreuen konnte.

Neunzehntes Kapitel.

Nach dem Tode des Kaisers Valens hatte der neunzehnjährige Kaiser Gratian einen Mitkaiser gewählt, der das morgenländische Reich beherrschen sollte, während er selbst sich das Abendland vorbehielt. Zwei Jahre vorher hatte Gratian in seiner jugendlichen Unerfahrenheit von böswilliger und neidischer Intrigue sich bethören und einen seiner tüchtigsten Feldherren, den Grafen Theodosius, einen edlen Spanier, hinrichten lassen. Zu spät erkannte Gratian mit tiefem Schmerze, daß des Theodosius Feinde ihm Gedanken von Empörung gegen den Kaiser nur angedichtet hatten. Mit hochherzigem Vertrauen wendete sich Gratian jetzt an den Sohn des Theodosius, der denselben Namen führte wie der Vater, und machte ihn um seiner ausgezeichneten Eigenschaften willen zum Kaiser, ohne zu fürchten, daß je Bitterkeit oder Rachegedanken des neuen Mitkaisers ihr gutes Vernehmen stören könnten. So kam Theodosius der Große auf den Thron, und die Prophezeiung, daß ein Theod der Nachfolger des Valens sein würde, ging wirklich in Erfüllung. Constantinopel war freilich die Hauptstadt seines Reiches; wegen der Kriege mit den immer mehr und mehr eroberungslustigen Gothen nahm er aber seine Residenz zu Thessalonich in Macedonien. Er war dreiunddreißig Jahre alt, fest im angeerbten katholischen Glauben, aber noch ungetauft. Flaccilla, die Kaiserin, war eine ungemein fromme tugendhafte Frau. Das katholische Morgenland athmete frei auf, als es vom Throne herab weder kaiserliche Gewaltthat noch Weiberintriguen zum Schutze der Häresie zu fürchten hatte, und suchte die entsetzlichen Wunden zu heilen, welche die Häresie dem mystischen Leibe Christi geschlagen hatte. Nirgends mochte die Kirche gründlicher verwüstet sein, als in Constantinopel selbst, wo seit

vierzig Jahren Arianerbischöfe gewaltet und gelehrt hatten. Ihrer Verfolgungssucht war es gelungen, den wahren Glauben fast ganz auszurotten; nur ein kleines getreues Häuflein bewahrte denselben, sah sich aber sämmtlicher Kirchen beraubt, die Kaiser Constantin aus Andacht zu diesem heiligen, jetzt verfolgten Glauben einst so prachtvoll erbaut hatte. Es versammelte sich zum Gottesdienste in einer Kapelle der Vorstadt und entbehrte zuweilen sogar einen Priester. Die frömmsten und eifrigsten morgenländischen Bischöfe zogen in Erwägung, welcher Mann geeignet sein könne, dieser Ueberschwemmung von Irrlehren einen Damm zu setzen und nach und nach die bethörten Seelen aufzuklären und zu retten. Ihre Wahl fiel auf Gregor von Nazianz, dessen Geist und dessen Schriften hinlänglich bekannt waren, und der ihnen ganz geeignet schien, durch seine ausgezeichnete Rednergabe und sein heiliges Leben der wahren Lehre Eingang zu verschaffen. Da er das Bisthum Sasima nie übernommen, das von Nazianz nur provisorisch verwaltet hatte, und jetzt seit Jahren, von aller öffentlichen Thätigkeit abgelöst, einsiedlerisch im Kloster zu Selencia für christliche Studien und seine eigene Heiligung lebte: so wurde er keiner Pflicht entzogen, wenn er nach Constantinopel ging und dort die kleine Heerde als Oberhirt führte. Die Katholiken daselbst vernahmen nicht sobald diese Absicht, als sie jubelnd einstimmten und Gregor herbeiwünschten, um ihrer verlassenen Kirche vorzustehen. Schwerer hielt es, Gregors Zustimmung zu gewinnen. Seine Richtung war die beschauliche, war ein stilles Gebetsleben, eine stille Wirksamkeit für das Reich Gottes, ein stilles Arbeiten der Seele und des Geistes, um in einsamer Zelle die Feder zu einer Waffe der ewigen Wahrheit zu machen, eine stille Sehnsucht, den Frieden, den die Welt nicht gibt, durch Ablösung von ihr ungefährdet zu bewahren. Und nun sollte er diese süße Einsamkeit verlassen? Er sträubte sich mit solcher Entschiedenheit, daß man ihm Widersetzlichkeit gegen den Willen Gottes vorwarf, Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Kirche, Neigung zu selbstsüchtiger Bequemlichkeit; er

möge bedenken, daß eine Verſammlung häretiſcher Biſchöfe in Conſtantinopel daſelbſt die Irrlehre des Apollinaris neben der des Arius einführen und die Verwirrung der Seelen immer vergrößern wolle. Seine Freunde flehten ihn an, das Opfer ſeiner Ruhe zu bringen; der Patriarch Petrus von Alexandrien ſchickte ihm Briefe, durch welche er ihn zum Biſchofe von Conſtantinopel ernannte: Gregor mußte nachgeben. Kaum geneſen von ſchwerer Krankheit, mit einem Körper, der ohnehin durch die Strenghеit ſeines Lebens vor der Zeit geſchwächt war, glaubte Gregor endlich gehorchen und ſeine letzten Kräfte im Kriegsdienſt für die Kirche verzehren zu müſſen. Im Todesjahr ſeines Baſilius ging er nach Conſtantinopel, der eine Freund in die ewige Ruhe, der andere in eine ſchauerliche Unruhe. Er nahm ſeine Wohnung bei Verwandten und hielt in ihrem Hauſe ſeine erſten Verſammlungen, obgleich er die Ausführung der kaiſerlichen Edicte, welche den Arianern die Ueberweiſung der Kirchen an die Katholiken befahlen, bei dem Magiſtrat hätte beanſpruchen können. Er zog es vor, nicht das mindeſte äußere Aufſehen zu machen. Später wurde dies Haus von den Katholiken in eine Kirche verwandelt und Anaſtaſia, d. h. Auferſtehung genannt, zur dankbaren Erinnerung, daß hier die katholiſche Lehre wieder in's Leben getreten ſei. Gregor führte ſeine Gewohnheiten der Mäßigkeit und Abtödtung fort, aß und ſchlief nach knappſtem Maße, war ärmlich gekleidet, machte keine Beſuche, war nie an öffentlichen Orten zu ſehen, und verhielt ſich ruhig in ſeiner Behauſung bei Betrachtung und Gebet. Er that dies aus Neigung; zugleich rieth es ihm aber auch die Klugheit. Um hier eindringend und erſchütternd zu predigen, mußte das aſcetiſche Leben des Predigers ſeinen Worten den Nachdruck des Beiſpiels geben. Das wiederholt ſich überall; allein es war hier doppelt nothwendig, weil das weltliche Treiben der arianiſchen ſogenannten Geiſtlichkeit nichts weniger als erbaulich war und die Religion lächerlich machte. Uebrigens erſchien auch Gregor den Arianern nichts weniger als erbaulich. Ein bejahrter Mann, kahlköpfig, von

gebeugter Haltung, mit abgemagertem Antlitz, dürftig gekleidet, flößte Denen, die nach der äußeren Erscheinung urtheilten, nicht viel Ehrfurcht ein. Dazu war er arm, machte keinen Aufwand, kam aus einem fernen Lande, hatte in seiner Sprache etwas Fremdartiges, Raubes: Grund genug, um ihn zu verachten! Als aber dieser alte verachtete Fremdling die Häresie angriff, die in der Hauptstadt des Reiches seit länger als einem Menschenalter herrschte und triumphirte, da brach der heftigste Zorn wider ihn aus. „Man wähnte," schreibt er, „daß ich die Lehre von zwei Göttern statt eines Gottes einführen wollte. Das darf nicht Wunder nehmen; der Irrthum verwirrte die Köpfe. Sie wußten nichts von unseren Glaubenslehren; sie wußten nicht, wie die Einheit Gottes die Dreifaltigkeit bildet und wie die Dreifaltigkeit in der Einheit sich zusammenschließt; sie wußten nichts von diesem zwiefachen Mysterium, das wir mit dem Glauben erfassen."

Auch sahen die Arianer eine Beleidigung ihres Bischofs Demophilus darin, dem sie leidenschaftlich anhingen, daß Gregor als Bischof kam. Genug, es entbrannte ein wüthender Krieg gegen ihn und alle Sekten der Häretiker verfolgten und verläumdeten ihn, da er der Feind jeder Häresie war. Auf der Straße wurde er mit Schmähreden, sogar mit Steinwürfen verfolgt, endlich wie ein Missethäter den Gerichten vorgeführt. Er fand seinen Trost in dem Ausspruche Jesu, daß die Welt seine Jünger verfolgen werde, wie sie ihn selbst verfolgt habe. Diese tausendfachen Kreuzigungen des natürlichen Menschen machten Gregor nur um so geschickter, die Lehre des gekreuzigten Gottes zu verkünden. Er kannte so gründlich die heiligen Schriften, legte sie mit solcher Klarheit und Deutlichkeit aus, zog aus ihnen so bündige und unbestreitbare Schlüsse, hatte neben einer ungemein bestimmten Ausdrucksweise so viel Frische und Lebhaftigkeit der Darstellungsgabe, daß seine Predigten das Entzücken seiner Zuhörer ausmachten. Wie verschmachtende Reisende in der Wüste, die einen Brunnen gefunden haben, eilten die Katholiken herbei, um sich geistig an den Worten des ewigen

Lebens zu laben, die von ſeinen Lippen ſtrömten. Nach und nach drang der Ruf dieſer wunderbaren Beredtſamkeit über den katholiſchen Kreis hinaus. Die Häretiker wurden neugierig, was er denn wohl eigentlich ſage, die Polytheiſten, wie er es ſage. Der Eine wollte ſeine Lehre kennen lernen, der Andere den Genuß haben, ihn reden zu hören. Allmälig drängte man ſich zu ſeinen Vorträgen. Man unterbrach ihn zuweilen durch Ausrufe der Bewunderung; man gab ihm Beifall durch Händeklatſchen; Andere ſchrieben ihm die Predigten nach. Dieſe Theilnahme erfreute Gregor, inſofern ſie eine Huldigung für die göttlichen Wahrheiten des Evangeliums war. Für ſeine Perſon nahm er nie ohne Erröthen und ohne Mißbehagen den leiſeſten Lobſpruch an; ja, nur der Gedanke, daß es zur Ehre Gottes und im ſchuldigen Dienſt der Kirche ſei, konnte ihn überhaupt bewegen, öffentlich zu reden. Daher ſchmeichelte er auch nie ſeinen Zuhörern, ſagte ihnen niemals Dinge, die ihnen angenehm, wohl aber ſolche, die ihnen nützlich und heilſam waren, nahm niemals Rückſicht auf die Launen und böſen Neigungen von Vornehmen und Geringen, ſondern tadelte die Einen wie die Anderen. Obzwar die Darlegung und Vertheidigung des chriſtlichen Glaubens und die Widerlegung der häretiſchen Lehren und Meinungen den Hauptinhalt ſeiner Reden ausmachte, ſo verlor er doch nicht das ſittliche Leben der Gläubigen darüber aus den Augen. Wo ſich die Gelegenheit darbot, ließ er aus der Glaubenslehre ſittliche Vorſchriften fließen und wies deren inneren Zuſammenhang nach. Gegen die allgemeine Neigung der Zeit, überall und mit Jedermann die Glaubensgeheimniſſe zum Gegenſtande des Geſpräches zu machen, ſagt er: „Quält nicht eueren Verſtand, um die Natur des Vaters, die Zeugung des Sohnes, die Macht und Herrlichkeit des heiligen Geiſtes, dieſe eine untrennbare Weſenheit, welche ſich drei Perſonen mittheilt und die ganze Hoffnung der Gläubigen ausmacht, ergründen zu wollen. Haltet euch an den Worten und an der Auslegung, bei denen ihr aufgewachſen ſeid. Ueberlaßt es den Lehrern der Kirche, ſo erhabene

und schwierige Punkte zu beleuchten, und seid überzeugt, daß ihr für euer Heil nicht sorgt, indem ihr aller Orten über die Religion disputirt, wohl aber, indem ihr die Gebote Gottes erfüllt, Werke der Barmherzigkeit übt, die Sinnlichkeit abtödtet, den Jähzorn zähmt, die Zunge beherrscht und durch alle diese Mittel, verbunden mit eifrigem und beharrlichem Gebet, die bösen Begierden dem Geist unterwerfet."

Es konnte nicht fehlen, daß zahlreiche Bekehrungen stattfanden, von lauen Katholiken sowohl, als von Häretikern. Je mehr dies geschah, um desto mehr entbrannte auch der Haß der großen Menge, die arianisch war und blieb, und da sie keine wirkliche Beschwerden über ihn führen konnte, überhäufte sie ihn mit einer solchen Flut der allerseltsamsten Schmähungen, daß er dieselben in einer Rede zusammenstellte und sich vertheidigte. Sie warfen ihm vor, er sei aus einer kleinen Stadt gebürtig, er sei arm, er vernachlässige seine äußere Erscheinung, führe ein übermäßig strenges Leben, sei allzu geduldig und sanftmüthig, habe nur eine winzige Kirche und eine kleine Gemeinde. „Ist meine Vaterstadt unbedeutend," sagt er, „so fällt diese Schuld doch gewiß nicht auf mich zurück, und ist es ein Unglück, dort geboren zu sein, so sollte man mich loben, daß ich es mit solcher Gelassenheit ertrage. Meine Herkunft mag minder vornehm als die euere sein; allein David ging von seiner Schafheerde auf den Thron Israels, und Amos hütete die Ziegen, bevor er zum Propheten ward. Meinen Körper schmücke ich nicht, denn er kommt vom Staube und wird bald dahin zurückkehren. Auch verzärtele ich ihn nicht, denn Christus wurde mit Galle getränkt und mit Dornen gekrönt. Bin ich aber sanftmüthig und demüthig, so erfülle ich nur das Gebot unseres Herrn und folge nur seinem Beispiel; denn er litt ohne Zorn, ohne Erbitterung, ohne Klage. Das ist richtig: unsere Kirche ist klein, aber Gott wohnt in ihr. Unsere Feinde bilden ein großes Volk, für uns sind die himmlischen Heerschaaren. Jene besitzen Gold und Silber; wir den ächten und wahren Glauben. Sie haben herrliche Wohnungen; wir die Hoff-

nung auf den Himmel. Unſere Heerde iſt klein, ja; aber ſie wird ſich mehr und mehr vergrößern und ſie ſtürzt in keinen Abgrund.“

Ein anderes Mal ermahnt er ſeine Zuhörer: „Da ihr mit ſolcher Neugier die heiligen Myſterien, wie die Zeugung des Sohnes und den Ausgang des heiligen Geiſtes zu ergründen ſucht: ſo frage ich, weshalb unterſucht ihr nicht mit demſelben Eifer der Neugier die Art und Weiſe, wie euer Körper mit euerer Seele verbunden iſt; wie es zugeht, daß ihr zugleich Gebilde des Staubes und Ebenbild Gottes ſeid; wie es möglich iſt, daß der Gedanke, den ihr denkt, auch in einem anderen Geiſt geweckt werden kann. Thätet ihr dies, ſo würdet ihr erkennen, daß ihr von Geheimniſſen umgeben hienieden wandelt und euch nicht die vergebliche Mühe geben, göttliche Myſterien enträthſeln zu wollen, welche nur der Glaube, nicht die Neugier, faſſen kann und faſſen ſoll. Habt ihr aber von himmliſchen Dingen Etwas begriffen, ſo bittet und flehet zu Gott, daß er euch das Verſtändniß von Allem gebe, was euch noch mangelt; und dann haltet euch in der Liebe Gottes und in der Ruhe. Steigt zum Himmel auf durch ein himmliſches Leben; ſtrebt nach der Vereinigung mit dem Unendlich-Reinen durch die Reinigung euerer Herzen. Wollt ihr Göttliches verſtehen lernen und Gott ſchauen: ſo wandelt und handelt nach ſeinen Geboten, denn ein ſolches Handeln iſt für die Seele eine Stufe zu heiliger Betrachtung. Gibt es einen Sterblichen, der ſich ſchmeicheln dürfte, in der Erkenntniß ſo weit gekommen zu ſein, wie der Apoſtel Paulus? Nun wohlan! dieſer Paulus bekennt, daß er jetzt nur wie in einem Spiegel und in Räthſeln ſchaue und daß die Zukunft ihm aufbewahre Gott zu ſchauen, wie Er iſt. Wenn ihr alſo in der Erkenntniß ein wenig weiter fortgeſchritten ſeid, als manche Andere: ſo ſeid ihr dennoch ſo fern von der ewigen Wahrheit, als die göttliche Intelligenz die euere übertrifft. Möge ſich der Menſchengeiſt auch noch ſo ſehr anſtrengen, um ſich von den ſinnlichen Gegenſtänden abzulöſen durch Beherrſchung der Sinnlichkeit: ſo behält dennoch ſeine feinſte

und schärfste Erkenntniß eine gewisse irdische und materielle Trübung."

Gegen das Vorurtheil der damaligen Zeit, das Sacrament der Taufe bis auf das Sterbebett zu verschieben, um nicht die Gnade der Taufunschuld durch neue Beleidigungen Gottes zu verlieren, spricht sich Gregor sehr lebhaft aus. „Die Taufe," sagt er, „ist die größte unter allen Wohlthaten Gottes, denn sie versöhnt uns mit Ihm, indem sie unsere Sünden tilgt. Warum wollt ihr diese Wohlthat lieber einer Krankheit verdanken, als dem Allbarmherzigen? etwa weil ihr nach dem Tode den Lohn der reinen Herzen empfangen wollt? Nun wohlan! dann vergeßt nicht, daß die Kronen nur für Sieger im Kampfe sind. Nicht die Gnade wird belohnt, sondern euer treuer Kampf, und der fällt weg, sobald die Stunde der Taufe auch die des Todes ist. Sagt auch nicht: wir wollen warten bis zu den heiligen Festen der Ostern oder Pfingsten. Der Tod wartet nicht immer so lange auf euch. Sagt auch nicht: ein Bischof, ein Metropolit soll uns taufen. Darauf kommt es nicht an! kein Metropolit bringt euch die Taufgnade; sie kommt unmittelbar vom heiligen Geist. Taust euere Kinder! man kann sie nie zu früh heiligen, und es ist besser, daß dies geschehe, bevor sie es verstehen, als daß sie sterben ohne die Taufgnade."

Ueber das Dogma von der Gottheit des heiligen Geistes, welches alle Gemüther in Bewegung brachte, seitdem Macedonius, der abgesetzte Bischof von Constantinopel, es geläugnet hatte, sagt Gregor: „Wir wollen unsere Kanzel furchtlos auf den höchsten Höhen der Offenbarung aufschlagen und von dort herab die Gottheit des heiligen Geistes und die Anbetung, die ihm von uns gebührt, durch die Zeugnisse der heiligen Schrift verkünden. Christus kommt in die Welt; der heilige Geist frohlockt über diese Ankunft. Christus wird getauft: der heilige Geist bezeugt ihn. Christus thut Wunder: der heilige Geist steht ihm bei. Christus kehrt in den Himmel zurück: der heilige Geist steigt herab. Andächtiger Schauer durchrieselt mich bei den Namen, welche die Schrift

ihm gibt, und den Wirkungen, die sie ihm beilegt. Geist Gottes, Geist des Herrn, Geist der Kindschaft Gottes, Geist der Wahrheit, der Weisheit, der Freiheit, des Rathes, der Kraft, der Wissenschaft, der heiligen Furcht: so lauten einige dieser Namen. Er heiligt, er verherrlicht, er gewährt, er misst; er ist der Finger Gottes, er ist Feuer wie Gott, er steht in einer Reihe mit dem Vater und dem Sohn. Der heilige Geist ist Schöpfer, indem er die zweite Schöpfung in der Taufe gibt. Er verleihet Licht und Leben und ist selbst Leben und Licht. Er redet, er sendet aus, er weht wie und wo er will, er gewährt alle Gnaden, er macht die Apostel, die Propheten, die Evangelisten, die Hirten und Lehrer; er thut, was Gott thut. Jeder Vergleich, den man von irdischen Dingen entlehnen und auf das Geheimniß der Dreifaltigkeit anwenden wollte, wäre unvollkommen und daher gefährlich. Es ist so erhaben, daß der Herr es erst nach seiner Auferstehung den Aposteln mittheilt und daß nach seiner glorreichen Himmelfahrt der heilige Geist sich in sichtbarer Gestalt der feurigen Zungen auf sie herabließ, damit es ihnen unmöglich sei, *nicht* an Den zu glauben, der seine Gotteskraft in ihnen selbst durch ein so großes Wunder äußerte."

In einer Rede über die Liebe zu den Armen geht Gregor alle Tugenden durch und schließt dann: „Keine Tugend aber ist Gott näher als die Barmherzigkeit und auf keine Weise wird ihm mehr und unmittelbarer gedient, als durch Mitleid mit den Armen und Elenden. Darum wollen wir, so lange es noch Zeit ist, Christus besuchen und pflegen, Christus kleiden und nähren, Christus beherbergen und bedienen, nicht bloß mit Narden, wie die Magdalene, nicht mit einem Grabe, wie Joseph von Arimathia, nicht mit Leichentüchern, wie jener Nicodemus, der Ihn nur halb und halb liebte, sondern indem wir Barmherzigkeit an den Armen üben, damit sie uns, wenn wir von hinnen scheiden, Aufnahme verschaffen in die ewigen Zelte."

Zwanzigstes Kapitel.

Gregor's Heerde wuchs von Tag zu Tage, nicht bloß an Zuhörern, sondern auch an Bekehrten; ja den Katholiken selbst schien es, als ob sie jetzt erst Christen und von dem Licht der Wahrheit erleuchtet würden. Dieser glänzende Ruf beschränkte sich nicht auf Constantinopel, er durchflog den ganzen Orient und zog aus weiter Ferne Schüler und Wißbegierige herbei. Unter diesen Schülern war auch ein Meister, ein berühmter Ausleger und Uebersetzer der heiligen Schrift, ein tief Erfahrener in der Wissenschaft von den göttlichen Dingen, eines der größten Lichter und Lehrer der Kirche: der heilige Hieronymus. Aus Rom hatte er sich zurückgezogen in eine unbekannte Laure Syriens, wo er als Einsiedler lebte, anfangs mit zwei Gefährten, später allein, denn Innocenz starb und Heliodor kehrte in die Welt zurück. Hieronymus studirte in seiner Einsamkeit das Hebräische und läuterte seine Seele durch heilige Asceſe, damit sein Geist ein reines Organ werde, um die Eingebungen des heiligen Geistes, die in heiliger Schrift niedergelegt sind, aus den Ursprachen in's Lateinische zu übersetzen. Hieronymus war trotz seiner Gelehrsamkeit unsäglich demüthig; daraus kann man schließen, wie heilig er war. Bei den Glaubensstreitigkeiten im Morgenlande über die Dreipersönlichkeit Gottes und über das Dogma vom heiligen Geiste, drangen unruhige Köpfe mit Fragen nach seinen Meinungen in seine Abgeschiedenheit. Statt ihnen zu antworten, schrieb er an Papst Damasus: „Aus dem aufgeregten tobenden Orient wende ich mich an den Lehrstuhl des Petrus, um aus apostolischem Munde die Richtschnur für meinen Glauben zu empfangen. Da Christus mein alleiniger Lehrer ist, so kann ich keine andere Gemeinschaft haben, als mit dem Stuhle Petri, denn ich weiß, daß Er auf diesen Petrus seine Kirche gebaut hat. Wer außerhalb dieses Hauses das Osterlamm genießt, ist ein Profaner. Wer nicht in Noe's Arche flieht, kommt in der Sündflut um. Wer nicht mit deiner Heiligkeit in Verbindung einsammelt, der zerstreut. Das Alles heißt: wer nicht

für Christus ist, der ist für den Antichrist. Da ich nicht immer deine Heiligkeit zu Rathe ziehen kann, habe ich mich an die frommen ägyptischen Bekenner gehalten, wie der Nachen einem Schiffe folgt. Jetzt aber, da man so heftig um bezeichnende Ausdrücke zankt, flehe ich deine Heiligkeit an zu bestimmen, ob ich das Wort Hypostase brauchen darf oder nicht."

Die Schismatiker zu Antiochien suchten ebenfalls Hieronymus, Jeden für seine Partei, zu gewinnen. Da schreibt er abermals an Papst Damasus: „Ich halte mich fern von jeder Partei und kenne weder Meletius, noch Paulinus, noch Vitalis (Bischof der Apollinaristen). Wer mit Rom in Gemeinschaft ist, der ist mein Mann. Sie sagen alle Drei, sie wären es; ich könnte es von Einem glauben; doch von welchem? zwei sagen ja entschieden die Unwahrheit. Bei dem Kreuz des Herrn beschwöre ich deine Heiligkeit, meine Seele, für die Christus gestorben ist, nicht zu verachten und mich wissen zu lassen, mit wem ich in Syrien Gemeinschaft zu halten habe." So beugte sich Hieronymus vor Roms Spruchgewalt. So war Rom auch in dieser schwierigen, zerrissenen, schwankenden, von Haß, Mißtrauen und Bitterkeit erfüllten Zeit das Centrum der Einheit in der Kirche, und folglich in der ganzen geistigen Welt. Und je größer die Geister waren, ein Athanasius, ein Basilius, ein Hieronymus: um so fester hielten sie sich an diesen von Gott gegebenen Mittelpunkt, weil ohne denselben das universelle Christenthum, das der Sohn Gottes gewollt und verheißen hat, eine Chimäre ist.

Um im Verständniß der heiligen Schrift fortzuschreiten, verließ Hieronymus seine geliebte Einöde, stellte sich unter die Kanzel des „Theologen" zu Constantinopel und fürchtete durchaus nicht, seine eigene Berühmtheit durch diese demüthige Wißbegier zu schmälern. Er begnügte sich auch nicht mit diesen öffentlichen Vorträgen. Im freundschaftlichen Zwiegespräch mit Gregor erweiterte er den Schatz seiner Kenntnisse. Eines Tages bat Hieronymus um Erläuterung eines Wortes im Evangelium.

das ihm in Gregors Vortrag dunkel geblieben war. „Das werde ich dir in der Kirche erklären," antwortete Gregor mit heiterem Scherz, „denn du mußt von deiner Einfalt überführt werden vor all' den klugen Leuten, die mich immer ganz genau verstehen, wie ihr Beifall es ja deutlich beweist." Gregor wußte wohl, was er von dem Zujauchzen der Menge zu halten habe, und Hieronymus setzte die Bemerkung hinzu, das sei überall deren Art; sie bewundere am meisten, was sie am wenigsten verstehe.

Neben diesem heiligen Schüler fand sich aber auch ein sehr unheiliger ein, bei dem man zweifelhaft ist, ob man mehr staunen soll über die Frechheit seines Unternehmens oder über die Verwirrung der Zustände, die überhaupt den Versuch eines solchen Unternehmens möglich machen konnte. Es trat in Constantinopel ein Mensch auf, der Maximus hieß, ein Aegypter aus Alexandrien war und einer Familie angehörte, die sich ihrer Martyrer und Bekenner rühmte. Auch er nannte sich Christ, bekannte sich aber zugleich zur philosophischen Secte der Cyniker, obgleich diese sogar von den Heiden wegen ihrer Schamlosigkeit verachtet wurde — und trug das weiße Gewand, den großen Stock und das lange fliegende Haar dieser Secte. Sein Wandel war das Gegentheil von einem christlichen. In Aegypten war er öffentlich ausgepeitscht und auf vier Jahre in eine ferne Oase verbannt worden. Dann hatte er sich an verschiedenen Orten aufgehalten, hatte überall einen schlechten Ruf zurückgelassen und war einige Mal der Gerechtigkeit in die Hände gefallen. Dieser Mensch kam auf den unbegreiflichen Einfall, katholischer Bischof in Constantinopel werden zu wollen und Gregor zu verdrängen, der zwar nicht eigentlich Bischof, aber doch der Oberhirt der katholischen Gemeinde war. Er erschien vor Gregor als einer jener frommen ägyptischen Bekenner, welche um des Glaubens willen von den Arianern gegeißelt und verbannt worden waren, und versicherte, Alles verlassen zu haben, um Gott zu dienen, sogar den Trost, bei seiner Mutter und seinen Schwestern, die er gottgeweihte Jungfrauen nannte, zu

leben. Er ſprach ſich mit vielem Feuer gegen die Irrlehren aus und bezeigte groſſen Eifer, die katholiſche Glaubenslehre gründlich kennen zu lernen. Frömmigkeit und Wiſſenſchaft ſchienen das einzige Ziel ſeines Strebens zu ſein. Der arglose Gregor, der eben anfing, ſeine kleine Heerde in der Anaſtaſia zu verſammeln, freute ſich über den tapfern Bekenner, nahm ihn liebreich auf, beſprach mit ihm ſeine Studien und vertheidigte ihn lebhaft gegen Alle, die zu dieſem chriſtlichen Cyniker kein rechtes Vertrauen faſſen konnten. Maximus, ſo behauptete Gregor, habe von jener Secte nur das weiße Gewand, die kühne Rede, die Armuth, den Haß des Laſters und die Liebe zur Tugend angenommen.

So niſtete ſich der Betrüger ganz ruhig und bequem im Schoße des katholiſchen Lebens zu Conſtantinopel ein und betrieb in aller Stille das Unglaublichſte, die Ausführung ſeines Planes. Er theilte denſelben einem Geiſtlichen mit, der eiferſüchtig auf Gregors Rednergabe und deshalb ihm ſo abgeneigt war, daß er lieber einen Maximus zum Biſchof haben wollte. Um Geld zu bekommen, ſchloß Maximus heuchleriſch Freundſchaft mit einem Prieſter von einer Inſel im Archipelagus, der mit einer bedeutenden Geldſumme nach Conſtantinopel gekommen war, um Marmor für den Bau einer Kirche zu kaufen. Dieſen guten Mann umgarnte Maximus ſo liſtig, wußte ihm ſolche vortheilhafte Vorſpiegelungen einleuchtend zu machen, daß der Betrogene dem Betrüger die ganze Summe Geldes auslieferte. Nun ließ Maximus einen kleinen Trupp Aegypter, die für Geld zu Allem fähig waren, aus Alexandrien kommen und erkaufte ſich in Conſtantinopel ſelbſt einen Anhang von ſolchen Leuten, die ſich zu demjenigen Biſchof hielten, bei dem ſie hoffen konnten, irdiſche Güter zu gewinnen; das war nun offenbar bei Gregor unmöglich. Endlich, nachdem er ſich eine Partei geſammelt hatte, die allenfalls „das Volk“ vorſtellen konnte, auf welches jeder Uſurpator ſich zu berufen pflegt: ſpann Maximus ſeine Ränke ſo weit und geſchickt aus, daß der Patriarch von Alexandrien ſich herbeiließ, einige ägyptiſche

Biſchöfe zur Ordination des Maximus zu ſenden. Gregor war krank und hatte keine Ahnung weder von ihrer Ankunft, noch ihrer Abſicht. Die ganze ägyptiſche Geſellſchaft mitſammt dem erkauften Anhang begab ſich bei nächtlicher Weile in eine Kirche, die ebenfalls verrätheriſcher Weiſe ſich öffnete, und nun begannen die üblichen Ceremonien der Biſchofsweihe. Da ſie ziemlich lang ſind, ging die Sonne darüber auf. Kleriker, die in der Nähe der Kirche wohnten, entdeckten den Unfug und machten Lärm. Schnell verbreitete er ſich; die ganze Stadt eilte herbei, die Magiſtratsperſonen, die Bürger, die Gläubigen; auch Häretiker, Ungläubige und Fremde. Mochte man glauben und denken, was und wie man wollte, Gregor war zu berühmt, als daß ein ſolches Ereigniß nicht eine allgemeine Bewegung von Theilnahme und gerechter Empörung einerſeits und von Schadenfreude und Neugier andererſeits hervorgerufen hätte. Die Aegypter ſahen ſich genöthigt, die Kirche zu verlaſſen und in ein Privathaus ſich zu begeben, das einem Flötenſpieler gehörte; dort wurde die Ordination des Maximus zu Ende gebracht. Doch vergeblich für ſeinen Plan! es entſtand eine ſolche Aufregung wider ihn, daß man ihn nicht in der Stadt dulden wollte. Da machte er ſich auf den Weg zu Kaiſer Theodoſius nach Theſſalonich und die ägyptiſchen Biſchöfe begleiteten ihn.

Die Katholiken hatten ſich inzwiſchen in ihrer Anaſtaſia verſammelt, um mit Leib und Leben Gregor zu bewachen und zu vertheidigen, für den Fall, daß die Rotte ſich etwa ſeiner Perſon bemächtigen wolle. Er ſelbſt war gramerfüllt und verlangte, Conſtantinopel zu verlaſſen. Als er dieſen Wunſch ſeiner Gemeinde ausſprach und ihr Lebewohl ſagte, erhob ſie ſich wider ihn und beſchwor ihn, nicht bloß zu bleiben, ſondern auch den Biſchofsſitz einzunehmen. Er weigerte ſich ſtandhaft, ſogar mit Thränen. Immer dringender flehten die Gläubigen; ſie würden die Kirche nicht verlaſſen und wenn ſie darin ſterben ſollten; er ſolle ſchwören, daß er bei ihnen bleiben wolle. Endlich ſagte Gregor, er könne nicht den Biſchofsſitz einnehmen, ohne ſich ſelbſt das Verdammungs-

urtheil zu ſprechen, da es den kirchlichen Geſetzen zuwider ſei. Bleiben wolle er ſo lange, bis mehrere Biſchöfe ſich eingefunden hätten, welche man in nächſter Zeit erwartete. Die Gemüther waren aber noch nicht ganz beruhigt und verlangten, er ſolle dieſen Entſchluß mit einem Eide bekräftigen. Er aber hatte ſeit ſeiner Taufe keinen Eid abgelegt und gab ihnen die Verſicherung, ſein Wort genüge. Die Häretiker hatten gehofft, es würde ſich eine feindliche Parteiung der Katholiken, theils für Gregor und theils für Maximus, aus dieſem Ereigniß ergeben, ſahen ſich aber gänzlich getäuſcht: die Anhänglichkeit an Gregor trat allgemein lebhaft hervor.

Theodoſius war in dieſem Jahr 380 von einer ſchweren Krankheit heimgeſucht und begehrte die Taufe von dem frommen Biſchof Aſcholius von Theſſalonich. Aus den Geſprächen mit dieſem heiligen Manne erfuhr er, daß Theſſalonich gleichſam die Grenze des Glaubens und des Irrglaubens ſei. Von hier gegen Weſten bete die Kirche des Abendlandes einmüthig die heilige Dreifaltigkeit an; von hier gegen Oſten ſei der Irrglaube in tauſend Secten zu Hauſe und Conſtantinopel ſei ſo recht als ihr Neſt zu betrachten, indem der arianiſche Unfug, der jeder anderen Irrlehre Thür und Thor öffne, hier, unter dem Schutze des kaiſerlichen Purpurs, Heimat und Herrſchaft gefunden habe. Theodoſius, der ſich nach dem Empfang der Taufe glücklicher pries, ein lebendiges Glied der Kirche geworden, als Kaiſer des Morgenlandes zu ſein, hörte mit tiefem Schmerz von dieſen Dingen, die ihm bisher in ſeinem kriegeriſchen Leben, bei ſeiner katholiſchen Geſinnung und Umgebung, und fern vom Orient, auch fern geblieben waren. Er beſchloß, Conſtantin dem Großen nachzuahmen; wie Jener nicht eigentlich den Polytheismus verfolgte, ſondern nur durch die Geſetze ihn auszulöſchen ſuchte: ſo verfuhr Theodoſius gegen die Häreſien. Oeffentlich und freudig trat er bei jeder Veranlaſſung als ein Bekenner des wahren Glaubens auf. Er verkündete ſogleich, im Februar 380, in Theſſalonich ein berühmtes Geſetz, worin er ſagt: Alle Völker ſeines Reiches hätten dem Glauben zu folgen,

den die römische Kirche vom Apostel Petrus empfangen habe und den jetzt dessen Nachfolger, Papst Damasus, bekenne; dies sei, gemäß der apostolischen Lehre auf der Grundlage des Evangeliums, der Glaube an die Dreifaltigkeit, an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, die einer Natur und einer Herrlichkeit in drei Personen wären. Wer diesen Glauben bekenne, sei und heiße katholischer Christ; wer die Thorheit habe, ihn zu verwerfen, sei ein Häretiker (Irrgläubiger, Ketzer). Deren Conventikel dürfen nicht den Namen Kirche tragen und ihre Strafe verfalle der Gerechtigkeit Gottes und der kaiserlichen Autorität, weil es ein Verbrechen und ein Sacrilegium sei, den wahren, von Gott offenbarten Glauben zu verachten. Dies Gesetz wurde zuerst nach Constantinopel geschickt, um von dort aus im Morgenlande verbreitet zu werden.

Der Zeitpunkt, den Maximus gewählt hatte, um vor Theodosius zu erscheinen, war also seiner Absicht so ungünstig wie möglich. Bischof Ascholius setzte den Kaiser von der Sachlage in Kenntniß und Maximus wurde aus Thessalonich verwiesen. Er kehrte nun wieder nach Aegypten zurück, sammelte wieder eine freche Rotte um sich und verlangte vom Patriarchen Petrus, man möge ihn auf dem Bischofssitz von Constantinopel erhalten, wo nicht, so werde er den Patriarchen aus Alexandrien vertreiben. Der Statthalter von Aegypten schickte den Unruhstifter in Verbannung. Maximus hatte vielleicht die Zeiten der Arianerbischöfe Georg und Gregor in Alexandrien erlebt; jedenfalls von ihnen gehört: und so konnte er, vom arianischen oder cynischen Standpunkte aus, nicht mit Unrecht einen solchen Anspruch erheben.

Während einige Stämme der Gothen mit Theodosius in so gutem Vernehmen waren, daß sie im römischen Heer Kriegsdienste thaten, beunruhigten andere unaufhörlich das Reich durch ihre Einfälle und Raubzüge in die Nachbarprovinzen. Sie drangen im Sommer dieses Jahres sogar bis Macedonien vor. Da besiegte sie Theodosius, vertrieb sie, befestigte die Grenzstädte und betrat Ende November zum ersten Mal

ſeine Hauptſtadt Conſtantinopel. Die Bevölkerung empfing ihn frohlockend und jubelte über ſeinen triumphirenden Einzug. Seit dem unglücklichen Auszug des Valens gegen die Gothen hatte ſie keinen Kaiſer geſehen. Wie mit dem Einen gedemüthigt, fühlte ſie mit dem Anderen ſich gehoben. Des Kaiſers erſte Sorge betraf die Ehre Gottes, das Heil der Seelen, den Frieden der Kirche. Dem Arianerbiſchof Demophilus ſagte er, wenn derſelbe ſich zum Glauben von Nicäa bekennen wolle, ſo möge er das ganze Volk unter ſeinem Hirtenſtab zu einer Heerde ſammeln und fortan in Frieden und Einigkeit leben; wo nicht, ſo müſſe er die Kirchen, welche für Bekenner des Glaubens von Nicäa gebaut wären, ihnen wiederum einräumen und die Stadt verlaſſen. Demophilus wählte das Letztere. Dann erſchien auch Gregor vor dem Kaiſer mit der Bitte, ſich ebenfalls zurückziehen zu dürfen. Er konnte ſich nicht tröſten, daß er, durch ſein Vertrauen zu Maximus, ein ſolches Aergerniß gleichſam hervorgerufen habe. Er ſagt: „Wer Niemand betrügt, iſt leicht zu betrügen: das iſt der Fehler der Ehrlichkeit. Maximus hatte über mich alle Vortheile, welche Schlauheit und Hinterliſt über die Argloſigkeit haben. Ich zählte auf ſeine Treue und Anhänglichkeit, nahm ihn in meine Wohnung, an meinen Tiſch, beſprach mit ihm meine Pläne, während er mir den ſeinen verheimlichte und ihn bei nächtlicher Weile, wie ein einbrechender Wolf oder Dieb, ausführte, ohne weder mich, noch die Gemeinde, noch den Magiſtrat davon in Kenntniß zu ſetzen, wie es üblich iſt bei der heiligen Weihe eines Biſchofs. Vom biſchöflichen Stuhl konnte er mich nicht verdrängen, denn ich nahm ihn nicht ein. Ich beſaß keine andere Würde, als die eines Lehrers des chriſtlichen Volkes, kein anderes Amt als das, die Seelen zu bewachen. Seine Geſchicklichkeit beſtand alſo nicht ſowohl darin, ſich auf den leeren Biſchofsſtuhl zu ſchwingen, als darin, daß ich ihm zum Werkzeug eines Planes dienen mußte, durch deſſen Ausführung der heilige Geiſt ſo ſchwer beleidigt und das gläubige Gemüth ſo tief verletzt iſt.“

Der Kaiſer empfing Gregor auf's Freundlichſte, umarmte ihn und ſagte, ſtatt auf ſeine Wünſche einzugehen: „Gott gibt dir durch meine Hände, als den wohlverdienten Lohn deiner Arbeiten, die Kirchen der Stadt zurück.“ Bei der ungeheuern Ueberzahl der Arianer klang dies Wort ganz märchenhaft für Gregor; ſie waren zu mächtig, zu unruhig, zu verwegen, um, wie er meinte, ſich dieſe Maßregel gefallen zu laſſen. Aber der Kaiſer beſchloß, perſönlich Gregor in die St. Sophia einzuführen, in dieſe Hauptkirche, von welcher alle übrigen abhingen. Am anderen Morgen war eine ungeheure Volksmaſſe in Bewegung. Das Vorhaben des Kaiſers bewegte alle Gemüther. Plätze, Straßen, Häuſer, Fenſter, Dächer, an denen der kaiſerliche Zug vorüber gehen mußte, wimmelten von Menſchen aller Stände und jedes Alters. Da erſchienen kaiſerliche Truppen, umringten die St. Sophia und verſperrten den Unberufenen die Eingänge. Arianiſche Weiber und Kinder erhuben ein Jammergeſchrei und verſtummten nur vor der Schauluſt, als die kaiſerliche Leibwache erſchien und zwiſchen ihr in heiterer, ruhiger Majeſtät, huldvoll und freundlich wie bei einem Triumphzug, der Kaiſer! und neben ihm ein ältlicher, abgezehrter, gebeugter, ärmlich gekleideter Mann, Gregor, der Urheber dieſes Glaubensſieges. In tiefer Sammlung ging er zur Seite des Kaiſers und lobte in der Stille Gott, deſſen Arm nicht verkürzt iſt. Ein Schwarm von Arianern warf ſich zornglühend vor der St. Sophia der Leibwache entgegen, mit vielen Bitten den Kaiſer und mit vielen Drohungen Gregor anrufend. Allein der Kaiſer ließ ſich nicht ſtören oder aufhalten und führte Gregor in die St. Sophia ein.

Als nun plötzlich ganz unerwartet der trübe graue Morgen von dem prächtigſten Sonnenſchein gelichtet wurde und die majeſtätiſche St. Sophia in den goldenen Strahlen aufleuchtete wie Noe's Bundeslade vom Regenbogen; und da dies Licht gerade in dem Augenblicke einbrach, wo der Geſang der Hymnen begann und alles Volk die Hände zum Gebet erhob: ſo wurden die Gemüther freudig ergriffen, voll-

den darin ein günſtiges Vorzeichen von Gnade und Segen finden und brachen in die an den Kaiſer gerichtete Bitte aus, er möge ihnen Gregor zum Biſchof geben, nur das fehle noch zu ihrem Glück und zur allgemeinen Wohlfahrt; denn jeder Bürger würde ſich geehrt fühlen, wenn ein ſolcher Mann den Sitz des Patriarchen einnehme. Ein freudiges wogendes Getöſe erfüllte die Kirche. Jung und Alt, Vornehm und Gering ſtimmten in den Ruf zuſammen und von den Gallerien herab ſchrieen die Frauen, durchdringender und lauter, als es ſich für die Zurückhaltung ihres Geſchlechtes ſchickte," bemerkt Gregor. Ihm war dieſer Tumult höchſt unbehaglich und er fürchtete irgend einen verkehrten Schritt der aufgeregten Menge. Da er ſelbſt zu angegriffen war, um mit vernehmlicher Stimme ſprechen zu können, ſo hieß er einen Prieſter an das Gitter des Chores vorgehen und dem Volk zurufen: „Mäßigt euch und ſeid ruhig! für jetzt darf uns nichts beſchäftigen, als Preis und Dank dem gnädigen Gott darzubringen." Wiederum brach Jubel und ſtürmiſcher Beifall aus; der Kaiſer bezeigte nochmals ſein Wohlwollen an Gregor und der wichtige Act der Rückgabe der Kirchen Konſtantinopels und ihres Einkommens an die Katholiken war ſomit ohne Aufruhr und Empörung vollzogen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

In ihrer ſtürmiſchen Begeiſterung für Gregor ließ ſich die katholiſche Gemeinde zwar einen Augenblick in der St. Sophia dämpfen; allein ſie drang ſo anhaltend und ſo feurig in Theodoſius, ſein Werk zu krönen und dauernde Ruhe zu ſchaffen, indem er, alle arianiſchen Gelüſte und Umtriebe abſchneidend, Gregor zum Patriarchen ernenne, daß der Kaiſer ſelbſt ſich mit allen Gläubigen vereinigte, um Gregors Widerſtand zu überwinden. Gregor blieb dabei, eine ſolche Ernennung ſei wider alle kirchlichen Geſetze und daher nichtig. Endlich aber gab er inſoweit nach, daß er die Geſchäfte

des Patriarchen, eine Wohnung im bischöflichen Hause neben der St. Sophia und die Verwaltung des Kirchenvermögens übernahm, Alles aber nur so lange, bis eine Versammlung von Bischöfen die Verhältnisse regeln würde. Er fand die Kirchengüter in der größten Zerrüttung. Die Register der weltlichen Administratoren gaben ebensowenig Auskunft über den Stand des Besitzes und der Einnahme, als die Papiere der Arianerbischöfe. Nirgends war ein Verzeichniß des ungemein kostbaren Altargeräthes und sonstiger Kleinodien zu finden, womit die Kaiser, nach Constantins Beispiel, und die Großen und Reichen die Kirche beschenkt hatten. Ohne Nachforschungen anzustellen, welche bei Uebelwollenden leicht den Verdacht von Habgier wecken, bemühte sich Gregor in aller Stille Ordnung in diese Verwirrung zu bringen. Mit derselben Mäßigung verfuhr er gegen das irregeleitete Volk, das, von treulosen Hirten und Lehrern um den wahren Glauben betrogen, ihm nur beklagenswerth, nicht strafbar erschien. Es gab Uebereifrige unter den Gläubigen und unter den Priestern, die ihn zu gewaltthätigen Maßregeln gegen Häretiker und Sectirer überreden wollten. „Wie urtheilt ihr so oberflächlich," ruft er aus, „wenn ihr die unerbittliche Härte edle Festigkeit nennt, die Sanftmuth hingegen Schwäche. Ihr wollt also mit Feuer und Schwert die Bedauernswerthen verjagen, auf die Gunst der Zeiten euch stützen, das Wohlwollen der Machthaber mißbrauchen und statt heilsamer Arznei tödtliches Gift anwenden? Ich nicht! ich möchte durch unsere Milde unsere Widersacher zur Milde stimmen und durch ein sanftes und liebreiches Verfahren nicht nur ihre aufgeregten Gemüther beruhigen, sondern auch — was ungleich wichtiger ist! — ihnen zeigen, daß wir unseren Sieg der göttlichen Vorsehung zuschreiben, nicht den glücklichen äußeren Verhältnissen, und daß wir unseren Weg mit der Kraft zu ebnen suchen, die uns von Gott kommt, nicht mit den Waffen der weltlichen Gewalt."

Mit dieser Nachsicht und Uneigennützigkeit ging Gregor überall zu Werke, zeigte sich wenig öffentlich, am wenigsten

in der großen Welt, und zog sich dadurch auch von seinen Freunden manche Mißbilligung zu. Sie meinten, es müsse mehr Glanz und Ehre ihn umgeben, sein Einfluß müsse größer sein, er müsse im Stande sein, mehr Dienste zu leisten, mehr Wohlthaten zu spenden, um auch dadurch die Gemüther zu gewinnen und seine Anhänger zu fesseln; sie hätten sich gern gesonnt in seinem Glanze. Sie dachten eben irdisch und er dachte himmlisch. Er schreibt: „Unsere Gegner hatten ausgesprengt, unsere Gemeinde sei so klein, daß sie kaum die Vorhallen unserer Kirchen füllen würden. Leider war das Volk nur allzu sehr von Parteien und Secten zerrissen worden; als wir aber unsere Gotteshäuser zurück erhielten und überall öffentlich unseren Gottesdienst feierten, da erwachte in merkwürdiger Weise der alte Glaube, der Glaube ihrer Kindheit und Jugend in den Gemüthern und die Kirchen füllten sich mehr und mehr mit Gläubigen und mit Solchen, die es werden wollten. Das gab mir sehr viel Beschäftigung. Ueberdas hatte ich für die Armen, für die Wöndbe, für die gottgeweihten Jungfrauen, für die Gefangenen, für arme Reisende theils geistliche, theils leibliche Hülfe zu leisten. Dazu kamen eine Menge Männer und Frauen der verschiedensten Stände, die sich in ihren Anliegen Rath oder Trost erbaten. Ferner unser gemeinsames Psalmengebet der Geistlichen und meine eigenen Studien und Gebetsstunden, welche ich meistens in die Nacht hinein verlegte. Mit einem Wort: ich war im beständigen Dienst des Herrn. Möchte er ihm wohlgefällig gewesen sein."

Indessen gab sich die feindliche Partei nicht zur Ruhe. Die Ordination des Maximus bot ihnen den Anlaß zur Behauptung, Gregor habe den rechtmäßigen Inhaber des bischöflichen Stuhles durch Cabalen verdrängt. Die Anhänger, welche sich Maximus unter dem Gesindel von Constantinopel, namentlich unter den Bootsknechten erkauft hatte, waren ergrimmt auf Gregor und zu jeder That bereit, die ihnen gut bezahlt wurde. Einst lag Gregor gegen Abend auf seinem ärmlichen Bett, leidend, wie er so oft war, und müde von

den Anstrengungen des Tages. Da drang ein kleiner Trupp von Männern aus dem Volke in sein Zimmer und ihm fiel ein junger Mensch sogleich in's Auge, der sehr schlecht gekleidet war und blaß und verstört aussah. Gregor richtete sich erschreckt auf und fragte nach ihrem Begehren. Sie antworteten: sie hätten Gott und dem Kaiser für das Glück gedankt, einen solchen Bischof zu besitzen, und wollten nun auch ihm danken. Darauf entfernten sie sich geräuschvoll bis auf den Jüngling, der sich nun seufzend, weinend und händeringend ihm zu Füßen warf. Gregor begriff nicht im mindesten diesen seltsamen Auftritt und alle Fragen, die er an den trostlosen jungen Menschen richtete, klärten nichts auf, weil dieser nicht aufhörte zu wehklagen. Endlich kamen Leute herbei und lösten das Räthsel. Der Jüngling war ein gedungener Meuchelmörder, den im entscheidenden Augenblick das Gewissen gerührt hatte, so daß er nicht fremdes unschuldiges Blut, sondern bittere Reuethränen vergoß. Gregor sagte gerührt: „Gott erhalte dich, wie er mich erhalten hat;“ und litt nicht, daß die Sache weiter verfolgt wurde.

Wegen der beständigen Verdächtigungen seiner Feinde, daß er in Constantinopel an nichts gedacht habe, als durch Intriguen den Bischofsitz zu gewinnen, hielt er es für nothwendig, einmal in des Kaisers Gegenwart eine Rede zu halten, worin er auseinandersetzte, daß ihm alle Talente mangelten, wodurch man sich einschmeichele und beliebt mache. Er habe nichts Neues gepredigt, sondern den alten reinen Glauben, den man vor fünfzig Jahren immer hier gehört; er sage auf der Kanzel und im gewöhnlichen Leben den Leuten einfach die Wahrheit, unbekümmert, ob sie ihnen gefalle, ob nicht; er lebe zwischen den Menschen gleichsam außerhalb der Welt und gänzlich fern vom Umgange mit Einflußreichen und Mächtigen; sich einen Anhang zu erkaufen, sei ihm unmöglich gewesen, indem er Geld ebenso wenig wie Flügel besitze; womit er sich hier ausschließlich beschäftigt habe, das wisse seine Gemeinde. „Ihr seid mein Ruhm und meine Freude,“ rief er ihr zu, „ihr seid meine Rechtfertigung gegen meine Tadler; euch gegen-

über muß die Verläumdung ſchweigen. Die göttliche Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit in eure Seelen einzuprägen, darauf habe ich alle Mühe und Sorgfalt gerichtet, dahin ging mein Beſtreben, das war meine Beſchäftigung. Fahret fort, den Glauben an den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt zu bekennen; hütet euch, der Gottheit etwas hinzufügen oder etwas ihr entziehen zu wollen; und möge die Tadelloſigkeit eures Wandels der Heiligkeit eures Glaubens entſprechen und ein ehrenvolles Zeugniß für euren Lehrer ablegen. Ich habe meinen Mund nur geöffnet, um den Seelen zu nützen, und fanden meine Worte Beifall, ſo machte er mich nicht hochmüthig; es war eine Huldigung, die man dem wahren Glauben und der reinen Lehre darbrachte. Ein treuer Diener des Evangeliums bezieht einen ſolchen Beifall nicht auf ſeine armſelige Perſönlichkeit und benutzt ihn nicht zur Erreichung irdiſcher Vortheile. Aber die Siege des Gotteswortes über Menſchenworte hat Manchen gekränkt. Leider gibt es nur allzu viel Nebenwege, auf denen wir vom Pfade des Heils abirren können, um in ewige Abgründe zu ſtürzen. Auf ihnen ſchleicht der uralte Feind und Verderber heran, entſtellt das Ebenbild der Gottheit im Menſchen und verbreitet über die Erde eine Verwirrung der Geiſter, wie einſt Gott die Sprachenverwirrung ſchickte. Daher dieſe Unzahl von beſonderen Meinungen und Anſichten. Daher dieſe Menge von krankhaften Gehirnen, die alle von der Offenbarung abfallen, um neue Erfindungen über Gott und die göttlichen Geheimniſſe an den Tag zu bringen. Daher dieſe Maſſe von Menſchen, die der Irrthum blendet und die Denjenigen haſſen, welcher das Licht der Wahrheit verbreitet, weil es ihren kranken Augen wehe thut."

Kaiſer Theodoſius wünſchte ſehnlichſt, ſeinem Reiche die Glaubenseinheit, dies Fundament des Friedens und der Eintracht, zu geben. Die Rückſtellung der Kirchen an die Rechtgläubigen war nur ein äußerlicher Schritt dazu. Er berief daher mit Zuſtimmung des Papſtes Damaſus ein Concil der Biſchöfe des Morgenlandes nach Conſtantinopel, damit hier,

im Hauptsitze des Arianismus, jede Irrlehre verworfen und das Credo von Nicäa bestätigt werde. Gregor ersehnte ebenfalls dies Concil, welches auch über ihn bestimmen sollte. Es fanden sich hundertundfünfzig Bischöfe ein, unter ihnen seine alten Freunde Gregor von Nyssa, Petrus von Sebaste, Amphilochius von Iconium und viele ausgezeichnete und gottselige Männer, wie Cyrillus von Jerusalem und Meletius von Antiochien. Allein es kam in dieser Versammlung auch auf höchst betrübende Weise zum Vorschein, wie der heilige Geist oftmals so wenig bei Besetzung der Bischofsstühle gewaltet hatte, und wie er vor dem Weltgeist hatte weichen müssen. Es waren ja erst wenig Jahre verflossen, seitdem Kaiser Valens versucht hatte, den Glauben in seinem ganzen Reich zu arianisiren und Leute, welche sich dazu gebrauchen ließen, zu Bischöfen zu machen. Nichts war natürlicher, als daß diese für die wahren Interessen der Kirche, d. h. für die Verbreitung der katholischen Lehre, die Ausrottung der Häresien, die Beförderung heiliger Männer auf die Bischofsitze — höchst gleichgültig waren, und ihre Privatzwecke, Privatvortheile und Privatfreundschaften zur Richtschnur ihrer Handlungsweise machten. Manche verstanden gar nicht die Wichtigkeit der Dinge, die behandelt werden sollten, weil weder ihre Erziehung noch ihre Vergangenheit sie dazu herangebildet hatte. Gregor sagt, es hätten einige den Soldatensäbel, den Ackerpflug und die Schreibstube verlassen, um unmittelbar darauf Oberhirten des Volkes zu werden; die Glaubenslehren wären ihnen so gut wie unbekannt und deshalb wären sie auch immer zum Wechsel bereit. Von theologischer Wissenschaft sei natürlich keine Rede, hingegen bei Manchen die Unwissenheit so groß, daß sie kaum die Zahl ihrer Finger zusammenrechnen könnten. „Man sagt," schreibt er, „daß der Adler, um seine Jungen zu prüfen, sie in die Sonne blicken lasse und sie aus dem Nest werfe, wenn sie mit den Augen blinzeln. So vorsichtig sind wir nicht; wir wählen zu den höchsten Kirchenämtern nicht Die, welche sich bewährt haben, sondern Solche, die sich selbst dazu berufen. Daher sehen

wir heute einen Mann auf der Schaubühne und morgen auf dem Bischofsitz. Heute war er Simon der Magier, morgen ist er der Apostel Petrus." Nirgends treten die gefährlichen Folgen der Verweltlichung und folglich der Verkommenheit der Geistlichkeit lebendiger und anschaulicher vor's Auge, als in den kirchlichen Verhältnissen des Morgenlandes, wo offenbar häretische oder zur Häresie sich neigende Monarchen, ohne Umstände, nach ihrer Einsicht, oder nach Willkühr, Gunst und Laune die Kirchenämter besetzten.

Die erste Handlung des Concils, dessen Vorsitz Meletius führte, war die: Gregor auf dem so höchst wichtigen Patriarchensitz zu bestätigen und feierlich einzuführen. Der Kaiser frohlockte; unter dem Hirtenstabe dieses Mannes hielt er sein Volk für geborgen. Das Volk frohlockte auch in gewohnter oberflächlicher Art. Nur Gregor frohlockte nicht. Die furchtbare Schwere seines Amtes und der furchtbare Ernst der kommenden Rechenschaft vor Gott, und dabei die furchtbare Zerrüttung der morgenländischen Kirche erfüllten ihn mit Entsetzen. „Aber eine Hoffnung brach meinen Widerstand," sagt er. „Was man kräftig will, das hofft man ja durchzuführen und ein hohes Ziel erreicht man nicht ohne hochherzige Zuversicht. Ich hoffte also, meine Stellung in der Mitte zwischen Morgen- und Abendland, und der Einfluß, der immer von einer hohen Würde ausgeht, würden mir behülflich sein, eine feste und dauernde Verbindung der Kirche in beiden Welttheilen zu begründen." Auf die Festlichkeit seiner Inthronisation folgte bald eine Trauerfeier: Meletius starb. Bis zum letzten Athemzug empfahl er wieder und immer wieder Frieden und Einigkeit. Um seiner unvergleichlichen Sanftmuth und Liebe willen wurde er wie ein Heiliger verehrt; aber seine Mahnung befolgte man nicht. Im Gegentheil! sein Tod rief neuen Unfrieden hervor. Nach dem Uebereinkommen zwischen Meletius und Paulinus, welches die sechs ältesten und angesehensten Priester zu Antiochien eidlich bekräftigt hatten, sollte der Ueberlebende ungestört auf dem Bischofsitz bleiben, und von Rom aus, so wie auch durch das

Nationalconcil zu Antiochien, im Jahre 379, war dies gut geheißen. Jetzt aber behaupteten eine Menge Bischöfe, besonders die jüngeren, man müsse eine neue Wahl treffen. Gregor, der nach dem Tode des Meletius den Vorsitz führte, flehte umsonst, man möge doch nicht wieder das Schisma hervorrufen, sondern Paulinus, den Greis, friedlich auf dem Bischofstuhl leben und sterben lassen. „Wenn wir uns um zwei Engel stritten," rief er aus, „so müßte unser Streit verstummen, sobald wir durch denselben der allgemeinen Kirche Schaden zufügten. Gott hat uns jetzt den ersehnten Frieden gegeben: laßt uns doch ihn bewahren. Das Concil von Antiochien hat vor zwei Jahren jene Uebereinkunft bestätigt; das Abendland hat sich lange zuvor für Paulinus entschieden; entzündet also keine neue Feuersbrunst des Zwistes. Laßt uns gemeinsam daran denken, die Welt zu retten, die so leicht durch unsere Gezänke den Glauben verliert. Wir befinden uns in einem gefährlichen Augenblick: es handelt sich um die Feststellung der heiligsten Dogmen. Ein Schisma führt leicht zu jeder Art von Widerspruch, auch zu dem gegen die Glaubenslehre. Hütet euch, es zu begünstigen! es könnte eine Häresie daraus hervorgehen!"

Alles umsonst! die Leidenschaft wollte nicht hören, nicht verstehen, nicht einsehen. Gregor erkrankte und fand nun einen willkommenen Vorwand, um den Vorsitz niederzulegen. Er verließ sogar das bischöfliche Haus, in welchem die Sitzungen stattfanden, um möglichst fern von diesem stürmischen Meer der aufgeregten Meinungen sich zu halten. Er sah immer deutlicher ein, daß hier unter den gegenwärtigen Umständen seines Bleibens nicht sei. Gehemmt in all' seinen Planen, gestört in seiner ganzen Wirksamkeit, schwand seine Hoffnung, eine Vermittelung des allgemeinen Kirchenfriedens von seinem erhabenen Standpunkte aus zu bewerkstelligen, umsomehr, als er ein trauriger Augenzeuge des unsäglichen Unfriedens sein mußte, der unter den Bischöfen wegen persönlicher Ansichten und Interessen herrschte. „Diese Hirten der Völker, diese Ausspender der himmlischen Gaben des hei-

ligen Geiſtes, dieſe Friedensengel, die von ihrem Thron, wie von Oben herab, nur Worte des Heils verkünden ſollen, erfüllten die Kirchen mit Unordnung und Lärm. Wider einander erzürnt und aufgeregt, angeklagt und anklagend, Parteigänger ſuchend, gierig nach Anſehen und Macht, verzehrt von Eiferſucht auf Alles, was hervorragt: ſtürzten ſie die Welt in eine namenloſe Verwüſtung.“ So wehklagt Gregor.

Diejenigen Biſchöfe, welche den Frieden wünſchten, hatten die Biſchöfe von Macedonien und Aegypten, die noch nicht erſchienen waren, beſchworen, ihre Ankunft zu beſchleunigen, weil ſie wußten, daß dieſe ebenfalls den Paulinus in ſeinem Recht ſchützen würden. Sie langten an, höchſt erzürnt auf die Partei der Ruheſtörer, der Erneuerer des Schisma's; aber anſtatt ſich kräftig zu Gregor und den Gleichgeſinnten zu halten, murrten die Aegypter gegen ſeine Inthroniſation zu Conſtantinopel. Dies war entſcheidend für Gregor's Entſchluß; er durfte ſeine Feſſel löſen. Er begab ſich in die Verſammlung und ſagte: „Gott hat uns hier vereinigt, um Entſcheidungen über die wichtigſten und höchſten Angelegenheiten zu treffen. Darum, meine Brüder, wäre die Beſchäftigung mit meinem Schickſal zu unwichtig für ſo viele Oberhirten, die ihre Gedanken den himmliſchen Dingen zuzuwenden haben. Kann ich aber zur Beruhigung der Gemüther beitragen, ſo laßt mich ein anderer Jonas ſein und werft mich in's Meer, obzwar ich den Sturm nicht angeregt habe. Laßt dies den Anfang euerer Vereinigung ſein. Wider meinen Willen bin ich hier eingeführt worden; freiwillig ziehe ich mich zurück und nichts bedaure ich, als daß ich die heilige Dreifaltigkeit hier nicht mehr vertheidigen kann.“

Die Biſchöfe waren, je nach ihren Geſinnungen, erſtaunt oder froh, oder verlegen, oder niedergeſchlagen. Die Meiſten ſahen ihn gern gehen; er war ihnen zu überlegen an Geiſt, an Herz, an Talent, an Tugend. Der ſchwächere Kämpfer in der Arena ſieht es nicht ungern, wenn ein ſtärkerer Nebenbuhler ſich zurückzieht; er hat dadurch eine Hoffnung mehr auf den Siegespreis. Andere aber wollten nichts von ſeiner

Abdankung wiſſen und verließen das Concil und die Stadt, um nicht Theilnehmer einer anderen Wahl ſein zu müſſen. Aus der Verſammlung ging Gregor zum Kaiſer und ſagte: „Herr! ich komme wie die Anderen, um eine Gnade von dir zu erbitten; aber nicht Gold und Marmor für meine Gotteshäuſer, nicht Stellen und Aemter für meine Verwandten. Nein! ich glaube mehr zu verdienen. Ich bitte um meine Freiheit. Erlaube mir, mich von meinem Platz zurückzuziehen, auf dem mich Niemand gern ſieht, nicht einmal meine Freunde.“ Wie aufrichtig er dieſen Schritt that, zeigt der Erfolg: Theodoſius entließ ihn voll Ehrfurcht und Bewunderung. Hätte Gregor ſich nicht mit der größten Entſchiedenheit ausgeſprochen, ſo würde Theodoſius ihn gern und leicht feſtgehalten haben.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Gregor war nun frei und freute ſich ſeiner Freiheit. Aber das Herz that ihm weh, wenn er an ſeine Heerde und an ſeine theure Anaſtaſia dachte. Das Gerücht verbreitete ſchnell dies Ereigniß und verſchiedene Perſonen, beſonders Leute aus den unteren Ständen, eilten zu ihm und flehten ihn auf den Knieen und mit Thränen an, ſie nicht zu verlaſſen, nicht die Erndte aufzugeben, zu welcher er die Saat ſo reichlich und geſegnet ausgeſtreut habe. Wie ein zärtlicher Vater, der gute Kinder verläßt, weinte er mit ihnen, tröſtete und beruhigte ſie, wies auf die Gebrechlichkeit ſeines Körpers hin, die ihn jeden Augenblick aus ihrer Mitte hinwegreißen könne und verhieß ihnen einen Oberhirten, der kräftiger an Leib und Geiſt als er, ihren Seelen auch kräftiger werde dienen können. In der St. Sophia vor dem ganzen Concil, dem Volk und der Geiſtlichkeit hielt er dann ſeine berühmte Abſchiedsrede. Er war ſo leidend, daß ihm das laute Sprechen höchſt beſchwerlich fiel, aber ſein geiſtiges Feuer riß dennoch alle Zuhörer hin. Er entwarf ein Bild der Zuſtände, die er in

Conſtantinopel vorgefunden: keine Hirten, keine geiſtliche Weide, kein gemeinſamer Schafſtall; nur zerſtreute und verſcheuchte Schäflein, die es dem Zufall überlaſſen mußten, eine geſunde Nahrung zu finden und immer auf der Hut vor dem einbrechenden Wolf waren; kurz eine Heerde wie jene, über die der Prophet Ezechiel klagend trauert, als er das Elend des Volkes Iſrael unter dem Drucke der ungläubigen Völker beſchreibt. „Jetzt aber, nachdem Gott die Seinen heimgeſucht, hat er ſie gerettet," fährt Gregor fort, „und ſind ſie auch noch fern von der Vollkommenheit, ſo ſtreben ſie ihr doch mehr und mehr zu und wachſen augenſcheinlich im Guten. Wenn ſie von ihrem gegenwärtigen Standpunkt zur Vollkommenheit ſich erſchwingen, ſo iſt das minder befremdend, als daß ein ſo geringer Anfang ſo überraſchenden Erfolg hatte." Dann ſpricht er ſeine dankbare Freude aus, von Gott gerufen zu ſein, um hier in dieſer Stadt, „dem Auge der Welt," das Licht der wahren Lehre wieder zu entzünden, und eine Gemeinſchaft zu hinterlaſſen, deren Glaube Zeugniß für die Reinheit ſeines Glaubens ablege. „In der Anbetung der heiligen Dreifaltigkeit iſt ſie unter ſich und mit uns und mit Gott Selbſt vereinigt!" ruft er aus. Nachdem er die Glaubenslehre dargelegt hat, bittet er, kein allzu großes Gewicht auf dieſe oder jene dogmatiſche Benennung zu legen, „denn die Heiligkeit unſeres Glaubens beſteht in ſeinem Weſen und Inhalt, nicht in Benennungen." Als Lohn für ſeine Hirtenarbeit wünſcht er nichts, als einen tüchtigen Nachfolger, von tadelloſem Wandel, beredt im Lehramt und geübt in den geiſtlichen Angelegenheiten. Er ſelbſt ſei allzu erſchöpft durch mannigfache Mühſale, um länger den Anforderungen der Gegenwart zu genügen und ſeine Sanftmuth, die man ihm ja beſtändig vorwerfe, mache ihn durchaus untauglich, ſich dem Strom entgegen zu ſtellen, der aus dem zerrüttenden Zwieſpalt der Kirchen verderblich in eine Welt ſich ergieße, die durch wahnwitzige Gier nach Genuß, nach Glanz und Pracht, nach Schauluſt und Vergnügen ſchon hinlänglich zerrüttet ſei. Man habe ja ſogar ihm ein Verbrechen daraus

gemacht, daß er jedes weltliche Gepräge verschmäht habe. „Ich wußte aber nicht," sagte er, „daß ein Bischof darin wetteifern müsse mit den Consuln, den Statthaltern, den Feldherren, die immensen Reichthum besitzen und nicht wissen, wie sie ihn verschwenden sollen; wußte nicht, daß wir Das, was den Armen gehört und was ihnen nothwendig ist, für unseren Luxus ausgeben dürfen; wußte nicht, daß es uns gezieme, ein stolzes Roß oder einen prachtvollen Wagen zu besteigen und mit prangendem Gefolge einher zu ziehen. Wenn ich diese Lebensart nicht annahm, und wenn ihr, meine Brüder," sprach er zu den Bischöfen, „mir deshalb zürntet, so vergebt mir jetzt, denn der Fehler ist nun einmal geschehen."

Dann nimmt er Abschied von den Kirchen, vor Allem von der Anastasia; von den heiligen Aposteln Andreas, Lucas und Timotheus, deren Reliquien in der prachtvollen Apostelkirche, der Begräbnißstätte der Kaiser, ruhten, und die ihm Vorbilder seines Strebens und Wirkens gewesen waren; von der Geistlichkeit und den Klosterleuten; vom Kaiser und dem ganzen Hofe; von den Häretikern sogar, die er anflehte, sich zum wahren Glauben zu bekehren; von Constantinopel, dem Knoten zwischen Morgen- und Abendland; von den Schutzengeln der Stadt und der Gemeinde; und von der Kanzel, auf welcher er die beseligende Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit gepredigt habe. Nach diesem Lebewohl verließ er im Juli 381 Constantinopel, wo er etwa zwei und ein halbes Jahr die Lasten und Mühen des guten Hirten getragen hatte. Nicht einmal sein letzter Wunsch hinsichtlich eines Nachfolgers wurde erfüllt! es geschah genau das Gegentheil. Man wählte den Präter von Constantinopel zum Patriarchen, einen würdigen Mann aus senatorischem Geschlecht, der Nectarius hieß, der aber gänzlich unerfahren in kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten, und überdies noch Catechumen war. Er wurde getauft, empfing die heiligen Weihen, bestieg den Thron des Patriarchen und sollte nun lehren, bevor er selbst gelernt hatte; während der Mann, der die Lehre inne hatte und sie

vorzutragen wußte, wie Wenige unter ſeinen Zeitgenoſſen, gleichgültig bei Seite geſchoben und entlaſſen wurde, als ſei er ein überflüſſiger, unnützer Diener. In der Angelegenheit von Antiochien fand ſich Keiner, der Gregor's Hochherzigkeit gehabt und wie Jonas ſich über Bord hätte werfen laſſen. Der Prieſter Flavian nahm die Wahl zum Gegenbiſchof des Paulinus an, obwohl er den Vertrag zwiſchen dieſem und Meletius anerkannt hatte. Aber dieſe nämlichen, von Parteiſucht, Ehrgeiz und Dünkel verblendeten Menſchen ſtanden, was die Reinheit der Glaubenslehre betraf, unter der Führung des heiligen Geiſtes, der es nicht verſchmäht, ſich ſo geringer Werkzeuge zu bedienen und ſeine göttliche Macht mitten in der menſchlichen Gebrechlichkeit zu offenbaren.

Theodoſius erreichte ſeine Abſicht inſofern, als das Concil, das Glaubensbekenntniß von Nicäa feſthaltend, die Irrlehren über den heiligen Geiſt und den Sohn Gottes entſchieden verwarf und deren Anhänger als nicht mehr zur Gemeinſchaft der Kirche gehörend bezeichnete. Sechsunddreißig ſemiarianiſche Biſchöfe, welche durchaus nicht zur Weſensgleichheit des Sohnes mit dem Vater ſich bekennen wollten, ſchloſſen ſich ſomit von der allgemeinen Kirche aus. Gregor von Nyſſa ſoll, nach einigen Schriftſtellern, das Credo von Nicäa in ſeiner gegenwärtigen Form, mit der Lehre vom heiligen Geiſt, aufgeſetzt haben. Das Concil ernannte ihn mit zwei anderen Biſchöfen zum Mittelpunkte der kirchlichen Einheit in Pontus, welches dreizehn Provinzen umfaßte. Auch er verließ gern Conſtantinopel. Abgeſehen von den peinlichen Zerwürfniſſen unter den Biſchöfen, war ihm die leichtfertige Streitſucht über Dogmen ganz unerträglich, die dort mehr als irgendwo in allen Claſſen und Ständen überhand nahm. Der Kaiſer und der Handwerker, die Dame aus der großen Welt und der Bettler hatten ſich angewöhnt, die erhabenſten Myſterien in den Kreis ihrer alltäglichen Beſprechungen hinein zu ziehen. Auf den Straßen und Märkten, die von Menſchen der unteren Stände wimmelten, weil der Südländer die Gewerbe und die Handthierung des All-

tagslebens unter freiem Himmel zu treiben ſucht, hörte Gregor oft, wie Wechsler an ihren Tiſchen, Trödler vor ihrem Kram, Schneider und Schuhmacher bei ihrer Arbeit theils mit ihren Kunden, theils untereinander dogmatiſirten und die Weſensgleichheit und Weſensähnlichkeit, die Unterordnung des Sohnes unter den Vater und Aehnliches zum Gegenſtande ihrer Disputirübungen machten; eine beklagenswerthe Oberflächlichkeit, vor welcher Gregor von Nazianz ſo oft warnt. — Durch die Beiſtimmung des Papſtes und der abendländiſchen Biſchöfe zu den Beſchlüſſen dieſes Concils über die Glaubenslehren erhielt es ſpäter das Anſehen eines öcumeniſchen und iſt demnach das zweite allgemeine der Chriſtenheit.

Gregor kehrte mit Freuden in ſeine Heimath zurück. Seit manchem Jahre war er in der Fremde. Die Furcht vor dem biſchöflichen Amt hatte ihn nach dem Tode ſeines Vaters in die Einſamkeit von Seleucia getrieben. Als er ſich in ihr geſtählt und geſammelt hatte für eine große Wirkſamkeit, riefen ihn gewichtige und gebietende Männer nach Conſtantinopel, ſo recht auf den Weltmarkt des irdiſchen Treibens, damit er den Menſchen, den Hirten wie den Heerden, den Weg des Heiles lehre, zeige, voranſchreite. Solche Stimmen des „Rufers in der Wüſte“ läßt die Gnade Gottes nie verſtummen und in beſonders gefährdeten Zeiten ſchallen ſie dröhnend und mahnend in das Wortgeſchwirr des Aberwitzes und der Thorheit hinein. Das war Gregors Sendung von Gott. Als er ſie erfüllt hatte, durfte er ſein Vaterland wiederſehen. Er ging auf ſein Gut zu Arianz, das ganz in der Nähe von Nazianz lag und freute ſich an dem Schatten der Bäume, die er in ſeiner Jugend gepflanzt hatte. Das war auch die einzige Freude, die ihm zu Theil wurde. Als er die Verwaltung der Kirche von Nazianz niederlegte, hatte er, bis ein Biſchof gewählt ſei, den Eledonius zu jenem Verwaltungsamt empfohlen und er fand ihn noch jetzt ſeit ſieben Jahren vor, weil ſich die Biſchöfe noch immer nicht über die Beſetzung des Stuhles von Nazianz vereinigen konnten. Gregor ſah aber mit Schmerz eine Menge Uebelſtände, die

nur ein Bischof abschaffen konnte, indem dessen Autorität, weil sie dauernd ist, mehr Nachdruck hat, als ein provisorisches Regiment. Ueberdies hatten sich Apollinaristen mit ihrer Irrlehre, die eine unvollständige Menschwerdung Gottes annahm, indem sie behauptete, daß Christus keine vernünftige menschliche Seele gehabt habe, in Nazianz angesiedelt, und da es wohl nichts so Verkehrtes in Sachen des Glaubens gibt, was nicht die menschliche Schwäche für Wahrheit angenommen hätte, so fanden sie auch hier Anhänger. Er suchte sogleich die benachbarten Bischöfe und Geistlichkeit und Gemeinde zu Nazianz von der dringenden Nothwendigkeit einer Bischofswahl zu überzeugen, fand jedoch wenig Eifer und Theilnahme. Die Bischöfe verhielten sich gleichgultig; ein Theil der Geistlichkeit war mit dem Stande der Dinge zufrieden und erklärte sich offen gegen ihn; der andere Theil stimmte äußerlich für Gregors Ansichten und Bemühungen; statt sie jedoch zu unterstützen, hintertrieben sie dieselben heimlich und hielten nicht Wort. Das Volk folgte seiner Geistlichkeit. Da Gregor von gränzenloser Nächstenliebe war und auch im irrenden Menschen immer den Bruder, immer die zur ewigen Seligkeit erschaffene und bestimmte Seele sah: so war er auch von der größten Freundlichkeit und Milde gegen die Apollinaristen. Diese behaupteten nun, Gregor theile ihre Ansichten, denn er behandele sie als Brüder und sie waren so entschieden in ihrer Behauptung, daß sich Gregor gegen Cledonius dawider vertheidigte und ihm schrieb: „Der Sohn Gottes von Ewigkeit hat in der Zeit zu unserem Heile die Menschheit angenommen, damit der ganze Mensch, der in die Sünde fiel, wiederhergestellt werde durch Denjenigen, der ganz Mensch ist und ganz Gott. Ist Christus ein Mensch ohne vernünftige Seele, was ist er denn und inwiefern ist er dann überhaupt Mensch? sie unterscheidet ja den Menschen vom Thier. Wer einen solchen Christus annehmen kann, muß selbst sehr wenig Vernunft haben.“ Dann geht er all' die irrigen Meinungen über das Mysterium der Menschwerdung durch, über die geheimnißvolle, unergründliche Verbindung des Mensch-

lichen und Göttlichen in einer Perſon, und ſagt: „Wer an Maria nicht wahrhaft als an die Mutter Gottes glaubt, trennt ſich vom Glauben an Gott.“ Dies ſagt er volle fünfzig Jahre vor dem Concil zu Epheſus, das ihr den Namen beilegt, deſſen Gregor ſich bedient: Gottesgebärerin, Theotokos. Dies ſagt er, der Lehrer und Vertheidiger der heiligen Dreifaltigkeit, der nicht die Gewohnheit hatte, das Heiligſte oberflächlich zu behandeln. Aus ſeinen Studien und Betrachtungen der göttlichen Geheimniſſe des Chriſtenthums trat ihm die Mutter Gottes als ein ſo weſentliches Glied der geſammten Heilsordnung entgegen, daß ohne ſie der chriſtliche Glaube ihm zuſammenſtürzt. So dachte das chriſtliche Alterthum von der allerſeligſten Jungfrau Maria.

Endlich, nach vielen Bemühungen, ging der Metropolit von Kappadocien, Helladius, der Nachfolger des heiligen Baſilius, auf Gregors Bitten und Wünſche ein und Nazianz erhielt in dem vortrefflichen Prieſter Eulalius einen würdigen Biſchof. Während Gregor Gott lobte, mußte auch dies Ereigniß dazu dienen, böſe Zungen gegen ihn aufzuregen. „Man behauptet,“ ſchrieb er an Gregor von Nyſſa, „Eulalius ſei wider meinen Willen zum Biſchofe geweiht. Glaube es nicht! glaube nicht, daß ich ſo gehaßt oder ſo verachtet ſei. Ich habe für dieſe vernachläßigte Kirche gethan, was ich konnte; aber ich bin ja halbtodt und kann die ganze Laſt unmöglich tragen. Deshalb freue ich mich, daß der ehrwürdige Eulalius auf meine Bitten und auf dein und anderer frommer Biſchöfe heiliges Gebet Hirt der verwilderten Heerde geworden iſt. Andere wollen dem Eulalius vorwerfen, er ſei nicht rechtmäßiger Biſchof, ſo lange ich lebe. Wird man denn nie begreifen, daß ich für Saſima geweiht war und nicht für Nazianz!“

In der Faſtenzeit dieſes Jahres legte ſich Gregor ein vollkommenes Stillſchweigen auf. Er ſagte, da er durch ſeine Reden die Menſchen nicht verhindert habe, unendlich viel mehr zu ſprechen als nothwendig ſei, ſo wolle er verſuchen, ihnen durch ſein Schweigen ein beſſeres Beiſpiel zu geben. Nichts

ſei heilſamer, als der Beweglichkeit der Zunge von Zeit zu Zeit einen Zügel anzulegen; der Zorn, die üble Nachrede und manches andere Böſe werde dadurch unterdrückt. Ueberdies habe ſeine Zunge freilich nie unmittelbar einem Menſchen geſchadet; aber mittelbar wohl; denn ſein Rednertalent habe viel Neid erregt. So büßen die Heiligen für die fremden Sünden! Bald darauf erhielt er eine Einladung von Theodoſius, einer Synode in Conſtantinopel beizuwohnen, auf welcher gemeinſame Maßregeln gegen die Arianer getroffen werden ſollten. Dieſe hielten nämlich vor den Thoren der Städte in großen Maſſen ihre Verſammlungen, welche eine Menge von Unordnungen und Aufregungen nach ſich zogen. Es wird erzählt, Amphilochius von Iconium habe den Kaiſer gebeten, den Arianern dieſe Verſammlungen, ſo wie die Verbreitung ihrer Irrthümer zu unterſagen. Theodoſius lehnte es ab. Bald darauf führten die Geſchäfte des Amphilochius ihn wieder in den Pallaſt und er fand im Gemach des Kaiſers deſſen älteſten Sohn Arcadius, der, obzwar erſt ſechs Jahre alt, ſchon von ſeinem Vater zum Auguſtus ernannt worden war, ein Titel, der ihn zum Mitkaiſer und Thronfolger machte. Amphilochius begrüßte mit gewohnter Ehrerbietung den Kaiſer, während er Arcadius gar nicht zu bemerken ſchien. Als Theodoſius ihm ſagte, wer dieſer Knabe ſei, behandelte Amphilochius den Kleinen mit der freundlichen Nachläſſigkeit, die man einem Kinde zuwendet. Theodoſius konnte eine empfindliche Bemerkung über dies ſeltſame Benehmen nicht unterdrücken. Da ſagte Amphilochius lächelnd: „Der Beherrſcher des Morgenlandes fühlt ſich gekränkt in der Vernachläſſigung ſeines Sohnes, und der Herr des Weltalls ſollte gleichgültig ſein gegen die Beleidigungen, die ſeinem göttlichen Sohne widerfahren?“ Genug, die Synode fand im Jahre 383 ſtatt und verſchiedene kaiſerliche Geſetze gegen die Häretiker begleiteten ſie und folgten ihr. Gregor lehnte jedoch die Theilnahme an derſelben ab und ſchrieb an Procopius, einen der erſten Hofbeamten: „Ich muß bekennen, daß ich mich gern von dieſen Verſammlungen entfernt halte,

weil sie durch Disputirsucht und Eigenliebe nicht selten die Uebel vergrößern, welche sie heilen sollten. Ich bitte dich, dem Kaiser die Versicherung zu geben, daß nicht Trägheit mich zurückhält, sondern Körperschwäche."

Die Häresie ist eben disputirend; das ist ihr Leben: Widerspruch gegen die Wahrheit! und zu allen Concilien, die Gregor erlebt hatte, fanden sich Theilnehmer ein, welche vom häretischen Geist jener Zeit mehr oder minder angesteckt waren. Das Alles mußte sie aushalten und hielt sie aus, die christliche Kirche, und hielt es aus gleichsam in der Wiege, überströmt vom Blute ihrer Martyrer, unter den Augen ihrer Bekenner. Sie läßt sich nicht irre machen. Welch' eine Zuversicht zu den Führungen des heiligen Geistes, welch' eine trostreiche Sicherheit gegen alle künftigen Häresien schöpfen ihre Kinder aus ihren frühen schweren Kämpfen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In seiner ländlichen Einsamkeit fühlte sich Gregor geborgen, wie der Schiffer im Hafen nach großen Stürmen. Neben seinem Hause lag ein Garten und jenseits desselben ein kleines Gehölz. Ein Springbrunnen, die Wonne des Orientalen, fehlte auch in Gregors Garten nicht. Die Freude an der Natur war der einzige Genuß, den er sich gönnte, übrigens führte er sein altes strenges Leben fort, trug nie Schuhe, hatte nie Feuer, schlief auf Stroh, fastete viel, hielt lange Nachtwachen, betrachtete mit erhöhtem Eifer und betete mit verstärkter, in tausend Thränen sich ergießenden Zerknirschung. Sein zärtliches Herz erhielt ihn fortwährend in Verbindung mit seinen Freunden und mit Personen, die seinen Rath, seine Fürsprache, seinen Trost bedurften. Seinem Freunde Amazonius schrieb er nach Constantinopel: „Fragen dich die Unseren, was ich treibe, so sage ihnen: Gregor widmet sich in friedlicher Ruhe den Uebungen des christlichen Lebens und kümmert sich um seine Feinde und Verfolger so wenig, als um

Die, welche nicht geboren ſind. Fragt man dich aber, wie ich die Trennung von meinen Freunden ertrage; dann ſchweige nur, damit du nicht bekennen mußt: Auf dem Punkte iſt Gregor ſchwach und niedergeſchlagen."

Er war befreundet mit einer gottſeligen Wittwe Namens Thekla, die ſich, gemäß der frommen Sitte der Zeit, nach dem Tode ihres Mannes aus dem Weltleben zurückgezogen hatte und in geheiligter Einſamkeit ihre Kinder erzog. Eine andere fromme Sitte war die, gern den Aufenthalt an ſolchen Ortenzu wählen, wo hochverehrte Martyrer gelebt hatten oder wo ihre heiligen Reliquien ruhten. So ſiedelten ſich Emmelia und Macrina neben der Kirche der Vierzig Martyrer an; ſo Paulin von Nola neben der des heiligen Felix in Campanien; ſo, in ſpäteren Zeiten, die heilige Hildegard neben der des heiligen Rupert in Bingen. Welch ein tiefſinniges Bewußtſein von Gemeinſchaft der triumphirenden und der ſtreitenden Kirche, welch eine Durchgeiſtung des Erdenlebens mit den Kräften und Mächten einer himmliſchen Welt liegt in der Wahl eines ſolchen Wohnortes! Thekla traf ſie, denn Gregor, der ſie einmal beſucht hatte, ſchrieb ihr, er bedaure nicht die mühſelige Reiſe, denn er habe ſich nun von ihrer lobenswürdigen Abgeſchiedenheit überzeugt, da ſie fern von Weltfreuden und Freunden keine andere Geſellſchaft habe, als Gott, die heiligen Martyrer, neben denen ſie wohne, und ihre lieben Kinder.

Ein Bruder Thekla's hieß Sacerdos und Gregor trug viel dazu bei, daß der Jüngling ſich früh dem geiſtlichen Leben widmete. Der heilige Baſilius erkannte den Geiſt und die Gnade des Sacerdos, ertheilte ihm die heiligen Weihen und machte ihn zum Obervorſteher der Baſilias, indem er ihm zugleich Kloſter und Hoſpital anvertraute. Sacerdos rechtfertigte das Vertrauen des großen Erzbiſchofs durch unermüdliche fromme Hingebung an den Dienſt Gottes. Er hatte einen Freund, der Eudoxius hieß und der, weil er nicht Schritt hielt mit Sacerdos auf dem Wege der Vollkommenheit, ihn beneidete. Vom Neid zur Verläumdung iſt nur

ein Schritt; und da der nunmehrige Erzbischof Helladius dem Eudoxius willig Ohr lieh, wurde Sacerdos plötzlich und ohne den Grund zu erfahren, von der Vorsteherschaft der Basilias abgesetzt. Sacerdos war ungemein niedergeschlagen über die Treulosigkeit seines Freundes und die Ungerechtigkeit seines Erzbischofs. Aber Gregor's Ermunterungen trösteten ihn und richteten ihn auf. Gregor war in dieser Beziehung so oft geprüft, daß er aus dem Schatz eigener Erfahrung und mit einer vom Irdischen ganz abgelösten Seele an Sacerdos schrieb, er müsse sehr dankbar sein, wenn nicht seinen Verfolgern, so doch dem barmherzigen Gott, der ihm diese Prüfung seiner Demuth und Selbstentäußerung sende. „Bist du in das geistliche Leben eingetreten mit der Hoffnung, dort nicht zu leiden: so hat dir die wahre geistliche Gesinnung gefehlt. Trifft dich Leid, so mußt du es starkmüthig tragen oder eingestehen, daß du deinem Entschluß treulos bist. Und welches Leid trifft uns dann am Ende? Nur Eines: Gott und die Tugend zu verlieren! Alle anderen Dinge mögen kommen und gehen, wie Gott will, der unseres Daseins Herr ist und die Ursachen weiß, weshalb wir geprüft werden. Wir dürfen keine andere Furcht haben als die: irgend etwas zu thun, das mit frommer Gottesfurcht im Widerspruch ist. Haben wir bisher pflichtgetreu die Armen gepflegt und bedient, für die Brüder gesorgt, freudig das Lob Gottes gesungen, und will man uns das nicht mehr gestatten: nun wohlan! so wende sich der fromme Sinn anderen heiligen Uebungen zu. Die Gnade ist nicht so dürftig und beschränkt, daß sie uns nicht auf einem anderen Wege in den Himmel führen könnte. In stiller Zurückgezogenheit zu leben, heiliger Betrachtung sich zu widmen, die Seele zu reinigen im Lichte, das von Gott kommt: das ist vielleicht ebenso verdienstlich vor Gott, als eine große äußere Thätigkeit." Sacerdos starb bald darauf und Gregor schrieb an Thekla: „Möchtest du dich dereinst mit so freudiger Zuversicht auf den Tod vorbereiten, wie mein geliebter Sohn Sacerdos, der mit leichtem Herzen eine Welt verließ, in welcher die Dämonen so

thätig sind, und zu Gott und den heiligen Engeln entflob.

Ein Jüngling Namens Adelphos hatte sich Gregor's Leitung hingegeben, bevor er sich dem geistlichen Stande widmete, und Gregor hatte versprochen, ihm behülflich zu sein, einen herrlichen Tempel Gottes aufzubauen in ihm selbst. Gregor gab sich große Mühe mit Adelphos, besuchte ihn sogar, kränklich wie er war, auf dessen Landsitz und ertheilte ihm seine Ermahnungen stets mit der größten Milde. Als aber Adelphos sich verschiedene Vergehen zu Schulden kommen ließ, schrieb Gregor ihm schmerzlich betroffen und mit großer Strenge. Am Schlusse des Briefes schreibt Gregor: „Ich hätte dir angenehmere Dinge sagen können, aber keine nützlichere. Ich habe es vorgezogen, dir zu deinem Heil einigen Schmerz zu machen, als dich durch verkehrte Nachsicht in großes Elend zu stürzen. Ueberdas hätte ich für mich das Schicksal des Hohenpriesters Heli befürchten müssen, der die Sünden seiner Kinder nicht strafte und den dafür das Zorngericht Gottes traf.

Gregor war so allgemein verehrt, daß Leute, die ihn gar nicht persönlich kannten und die auch gar nichts von ihm begehrten, ihm nur schrieben, um ihre Huldigung ihm darzubringen. Das that auch Candidian, der unter Julian dem Apostaten Statthalter von Kappadocien gewesen und ein vortrefflicher Mann, aber ein Heide war. Gregor antwortete ihm mit großer Hochachtung und äußerst dankbar für die Milde, die Candidian damals für die Christen an den Tag gelegt und schließlich sagt er: „Ich wünsche dir nicht Vermehrung deiner Würden und Ehren, weil deine Tugend nicht durch sie erhöhet wird. Allein ich wünsche dir eine andere, eine ganz herrliche Sache: möchtest du dereinst mit uns und mit unserm Gott zur Zahl der Verfolgten gehören; das ist ein sicheres Mittel, um die Güter der Ewigkeit zu erlangen."

In seinen letzten Jahren zu Arianz schrieb Gregor sehr viele Gedichte, in welchen er theils die Geschichte seines Lebens mit allen inneren Kämpfen und Versuchungen und mit

allen äußeren Prüfungen und Schicksalen erzählt, theils allgemeine Gegenstände behandelt, wie die Leiden der Kirche, das menschliche Glück, das Lob der Jungfräulichkeit, Betrachtungen über die heilige Schrift. Im Lob der Jungfräulichkeit sagt er: es müsse sich die Jungfrau zu den Frauen verhalten, wie die Perle zu Edelsteinen, wie der Morgenstern zu den übrigen Gestirnen, wie die Lilie zu anderen Blumen. Ein Gedicht ist gegen den Luxus der Frauen seiner Zeit gerichtet, gegen ihre schleppenden Purpurgewänder, ihr Uebermaß an Geschmeide, an Wohlgerüchen, an Sklaven und Dienern und gegen den widerlichen Gebrauch der Schminke, die das Menschenantlitz zu einer gemalten Maske macht. In einem anderen Gedicht beklagt er das ewige Ringen des Menschen zwischen seiner himmlischen und seiner irdischen Abstammung und mit der Demuth der Heiligen sagte er: „Ich bin zwar mein Leben lang liebentflammt für die Tugend gewesen, aber angeeignet habe ich sie mir nicht. Ja mit Schmerz muß ich bekennen, daß ich kaum den Weg betreten habe, der zu ihr führt."

Gregor wurde nicht bloß zu Concilien nach Constantinopel eingeladen, sondern auch zu einer Hochzeit. Im Jahre 385 vermählte sich die später so berühmte fromme Jüngerin des heiligen Johannes Chrysostomus, Olympias mit Nebridius, dem Präfecten von Constantinopel. Gregor lehnte die Einladung ab in einem Gedichte, das ihr vortreffliche Rathschläge für ihren neuen Stand gibt, Rathschläge voll feiner Klugheit die einen, zu hoher Vollkommenheit anleitend die anderen, z. B.: nie eine Person loben, die ihrem Manne nicht gefällt; nie ihrem Manne so viel Zärtlichkeit beweisen, als er ihr zeigt; ihren Rath geben, wenn er begehrt wird, aber die Ansicht des Mannes lieber durchführen als die ihre; so wenig ihr Haus verlassen, daß sie in der Welt gleichsam unbekannt und gekannt nur von ihrem Manne sei. Olympias nahm sich diese Rathschläge zu Herzen und wandelte sowohl in ihrer kurzen Ehe, als später im Wittwenstande auf dem Wege der höheren Vollkommenheit.

Gregor war wie der Schwan, von dem man ſagt, er beginne zu ſingen, wenn ſein Tod nahe ſei. Er dichtete außerordentlich viel: Lebensregeln, Sentenzen, Lehren des Chriſtenthums, Preis und Lob Gottes, Alles wurde ihm zum Gedicht. Das Geräuſch der Welt und ihre ſchreienden Mißklänge waren verhallt, ſo daß die Harmonie ſeiner ſchönen heiligen Seele in der poetiſchen Form einen entſprechenden Ausdruck fand. Er ſchied aus dieſem Leben um das Jahr 390, ohne daß man die Umſtände ſeines Todes wüßte. Wie ein ächter Einſiedler war er ſchon bei Lebzeiten der Welt abgeſtorben und ſie ihm. Mit ihm war wieder einer der großen Kämpfer für das chriſtliche Dogma dahin. Wo die Grundwahrheiten angefochten wurden, traten immer die mächtigen Verfechter deſſelben auf. Das Fundamentaldogma des Chriſtenthums, die Trinität, welche durch die Weſensungleichheit des Sohnes und des heiligen Geiſtes von den Häretikern geläugnet wurde, hatte in Athanaſius, Baſilius und Gregor drei unwiderſtehliche Kämpfer gehabt und alle Drei überſtrömten ihre Siege mit ihrem innerſten Herzblut. Was ihre Perſon betraf, war der Ausgang verſchieden: Athanaſius ſtarb in der Glorie eines großen Triumphes; Baſilius ſah die Morgenröthe ſeines Sieges dämmern; Gregor zog ſich vom Schlachtfelde zurück. Bald wird ein vierter dieſer chriſtlichen Helden erſcheinen, kämpfen und äußerlich erliegen. Irdiſche Erfolge des Augenblicks krönen ſelten die Heiligen Gottes.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Schon auf dem erſten Concil zu Conſtantinopel hatte Gregor von Nyſſa den Anfang ſeiner Bücher gegen Eunomius an Gregor von Nazianz und Hieronymus vorgeleſen. Der Arianismus war wie ein Polyp, dem überall neue Polypen herauswachſen; ein ſolcher war auch Eunomius. Baſilius hatte eine Widerlegung ſeiner Häreſie geſchrieben und ſo lange der große Erzbiſchof lebte, hatte Eunomius nichts darauf er-

widert. Nach dem Tode des Heiligen erschien aber eine Schrift von Jenem, worin er seine Lehre zu vertheidigen und Basilius mit dem Gifte falscher Behauptungen, Lügen und Verläumdungen zu bespritzen suchte. Er machte sich dadurch in den Augen aller rechtlichen Leute so verächtlich, daß er, als er einst nach Cäsarea kam, sogleich aus der Stadt gewiesen wurde, weil sie innerhalb ihrer Mauern keinen Menschen dulden wollte, der das Andenken des heiligen Erzbischofs verunglimpfe. Gregor hatte in sein Werk gegen Eunomius auch eine Vertheidigung des Basilius eingeschlossen. Als es vollendet war, fürchtete er, die brüderliche Liebe könne ihn zu weit geführt haben und er bat seinen jüngsten Bruder Petrus von Sebaste ihm zu sagen, was er von dem Werk halte und ob man es veröffentlichen dürfe. Petrus antwortete, ihm scheine sowohl die Widerlegung der Irrlehren, als auch die Vertheidigung des Basilius vom heiligen Geiste eingegeben und die Wärme des Ausdruckes und der Schreibart erhöhe nur die Vorzüge des Buches. Gregor veröffentlichte es nun; es ist sein größtes Werk, das in der Kirche in hohem Ansehen steht wegen des Scharfsinnes sowohl, womit er Eunomius in allen Windungen seiner Irrthümer verfolgt, als auch wegen seiner klaren, festen und lebendigen Schreibweise. Die Irrlehre selbst war eine der tausend Variationen des Arianismus wider das Geheimniß von der Dreipersönlichkeit Gottes mit einigen dem Eunomius eigenthümlichen Ansichten. Er suchte durch seine Speculationen über das Wesen der Gottheit zu verstehen zu geben, als würde er besonderer Erleuchtungen und Erhebungen zum Schauen Gottes gewürdigt, und lehrte, die Seele des Menschen werde nicht befleckt durch Sünden; man habe nicht nöthig, den Lockungen der Sinnlichkeit, der Unmäßigkeit, der Unlauterkeit zu widerstehen. Habe man nur den Glauben — nämlich seinen Glauben oder eigentlich den Glauben an Eunomius — so sei die Seele rein. Gregor sagt über diesen Punkt: „Behauptet und beweist Eunomius uns, daß dies seine Lehre *nicht* sei: so werde ich mich herzlich freuen und alle Rechtschaffenen mit mir. Nur

aber fürchte ich, daß seine Schüler es ihm nimmermehr erlauben werden."

Gregor wußte wohl, daß die gelockerte Sittenlehre der mächtigste Hebel der Häresie sei. Er nahm Theil an den verschiedenen Provinzialsynoden, die zu Constantinopel stattfanden, und hielt daselbst im Jahre 383 seine Rede über die Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes. Er klagt zum Eingange darin über die Wuth oder den Wahnsinn des Volkes, Theologen sein zu wollen. „Willst du ein Brod kaufen," sagt er, „so erzählt dir der Bäcker, daß der Vater größer sei als der Sohn. Fragst du nach der Wärme des Badewassers, so antwortet dir der Bademeister mit einer Betrachtung über die Natur des Ungezeugten. Willst du ein Geldstück gewechselt haben, so wirst du belehrt über die Unterordnung des Sohnes unter den Vater." Allerdings sehr verkehrt und sehr unheilvoll, weil es den menschlichen Dünkel übermäßig aufblähte. Aber welche merkwürdige Triebkraft und Richtung zum Leben des Geistes und des Glaubens muß eine Zeit gehabt haben, in der solche Auswüchse, solche wilde Schößlinge statt finden konnten.

Zwei Jahre später war Gregor wieder in Constantinopel, das er höchst aufgeregt fand. Es war eine Verschwörung gegen Theodosius entdeckt worden und er hatte den Verschwörern das Leben geschenkt. Aelia Flaccilla, die fromme Kaiserin, die er bei vielen gerechten und großmüthigen Handlungen zu Rathe zog, hatte ihn dringend zur Begnadigung aufgefordert. Um den kleinen Kaiser Arcadius früh daran zu gewöhnen, die Gnade vorwalten zu lassen, ließ Theodosius auch von ihm das Begnadigungsurtheil unterzeichnen. Gleich darauf wurde die kaiserliche Familie tief betrübt durch den Tod Pulcheria's, der einzigen Tochter des Kaisers, und der Patriarch Nectarius beauftragte Gregor, als den berühmtesten Redner, die übliche Trauerrede bei dem Begräbniß zu halten. Die Bevölkerung von Constantinopel war eine sehr leicht und schnell erregbare; alle Ereignisse fanden lebhaften Anklang; dieser Todesfall fand unbeschreibliche Theilnahme. Ohnehin

war man erschüttert durch die Nachricht, daß kurz vorher eine benachbarte Stadt fast ganz zerstört sei durch ein heftiges Erdbeben: so drängten sich Mahnungen des Todes und der Vergänglichkeit des irdischen Glückes von allen Seiten an die Genußsucht und Oberflächlichkeit des Lebens. Alles wollte den Trauerzug sehen, der vom kaiserlichen Palaste nach der Kirche der heiligen Apostel sich bewegte. Als auf goldener Tragbahre die irdische Hülle der kleinen Pulcheria erschien, legte sich ein solcher Ausdruck von Trauer über die ungeheure Menschenmasse, daß die Kerzen davon verdunkelt wurden, wie Gregor sagt, welche in großer Menge neben dem Zuge getragen wurden.

Flaccilla war so angegriffen durch den Verlust ihrer kleinen Tochter, daß die Leibärzte ihr riethen, sich zur Stärkung ihrer Gesundheit zu den warmen Heilquellen von Scotumin in Thracien zu begeben. Sie reiste hin. Kaum dort angelangt, nahm ihr Leiden einen gefährlichen Charakter an und nach wenigen Tagen war sie todt. Ihre Leiche wurde nach Constantinopel zurückgeführt und mit Verzweiflung vom Volke empfangen. Sie war ungemein geliebt und verehrt, und verdiente es. Sie war eine ganz gerade Seele, die nichts suchte, als aufrichtig Gott zu dienen. Von ihr hörte Theodosius immer die Wahrheit, immer die Mahnung, nie zu vergessen, daß er nur deshalb Kaiser sei, um über seine Völker die Gerechtigkeit herrschen zu lassen. Dabei war Flaccilla bis in's Herz hinein katholisch, abgeneigt allem Wortgezänke, die mindeste Berührung mit der Ketzerei wie die Sünde meidend. Einst hatte Eunomius ein Gespräch mit dem Kaiser begehrt, um sich zu vertheidigen über seine Lehre, die er für rechtgläubig ausgeben wollte. Einige Personen waren der Meinung, Theodosius solle ihm Gehör schenken. Flaccilla nicht. Flaccilla blieb dabei, Eunomius sei als Irrlehrer von den wahren Lehrern der Kirche verurtheilt und es schicke sich nicht für den Kaiser, einem solchen Gehör zu geben. Wolle Eunomius seine Lehre nochmals prüfen lassen, so sei auch das nicht die Sache des Kaisers, sondern der Bischöfe. Mit dieser Energie verband sie die größte Sanftmuth und liebreichste Freundlichkeit

für alle Menſchen, ſo daß die Thränenſtröme und lauten Wehklagen gerechtfertigt ſind, die ihre Leiche empfingen. Nectarius fürchtete die allgemeine Trauer zu erhöhen, wenn eine Leichenrede gehalten würde, in welcher das Lob der edlen Kaiſerin unvermeidlich war; und ſo wurde denn ihr Begräbniß mit großer Feierlichkeit, jedoch ohne jene begangen. Erſt nach einigen Wochen, nachdem ſich das Volk beruhigt hatte, trug Nectarius abermals dieſe Ehre Gregor auf, der noch immer anweſend war. Gregor nennt Flaccilla in dieſer Gedächtnißrede: den Stolz des Kaiſerreiches, das Bild jeder Tugend, den Troſt der Kirche, den Reichthum der Armen, den Hafen der Elenden; und lobt beſonders ihre tiefe Demuth bei dem großen Glückswechſel ihres Lebens und ihren feſten Glauben bei aller Glaubensverwirrung der Zeit.

Unter den Perſonen, die Gregor bei ſeiner häufigen Anweſenheit in Conſtantinopel kennen lernte, war auch Olympias. Heilsbegierig wie die großen Römerinnen Marcella, Melania, Paula, ihre Zeitgenoſſin und Seelenſchweſter, reich, vornehm, geiſtvoll wie ſie, verſchmähte Olympias früh alles Glück, welches auf äußeren Vorzügen und Gaben beruht und ſehnte ſich nach der Befriedigung, welche die Seele in der Richtung auf himmliſche Dinge und auf das höchſte Gut findet. Daher ſuchte ſie eifrig von Meiſtern des inneren Lebens und Geiſteslehrern unterrichtet zu werden. Dies Verlangen knüpfte ihre Bekanntſchaft mit Gregor an. Nach dem frühen Tode ihres Gemahles ſpendete ſie mit großer Freigebigkeit Almoſen nicht bloß in nächſter Nähe, ſondern überall hin, wo ſie hörte, daß die Kirche arm und nicht im Stande ſei, für die Bedürfniſſe der gottesdienſtlichen Feier und für die Nothleidenden zu ſorgen. Gregor erhielt für die Dürftigen ſeiner Gemeinde beträchtliche Summen von Olympias. Sie verſchenkte das gemeine irdiſche Gold, welches die Wonne der Welt iſt, um, nach dem Rathe des Evangeliſten in der geheimen Offenbarung, „das brennende Gold der Liebe dafür zu kaufen.“ Mit dieſer Liebe umfing ſie den menſchgewordenen Gott und bat Gregor, ihr dasjenige Buch der heiligen Schrift auszu

legen, in welchem die Seele mit den inneren Sinnen die höchste Schönheit schaut, die höchste Harmonie hört, die höchste Süßigkeit kostet, göttliche Wohlgerüche einathmet und die unendliche Lieblichkeit umfängt: das Hohelied. Um so lieber erfüllte er diesen Wunsch einer Seele, die nach der innigsten Vereinigung mit Gott sich sehnte, als er schon während einer Fastenzeit angefangen hatte, seiner Gemeinde das Hohelied zu erklären. Diese Homilien waren von einigen Personen in Nyssa niedergeschrieben worden. Gregor sammelte sie und setzte sie fort; allein er vollendete die ganze Auslegung nicht. Andere Arbeiten, vielleicht auch der Tod, verhinderten es. Er deutet das Buch im mystischen, d. h. im geheimen, inneren Sinn; „denn," sagt er, „wollte man es den Gläubigen buchstäblich zu verstehen geben, so wäre das ungefähr so, als reiche man einem Menschen statt eines Brodes, eine Kornähre zu essen." Ueber die Myrrhe, die vielfach im Hohenliede und in der ganzen heiligen Schrift vorkommt, sagt Gregor: „Der Tod wird durch die Myrrhe bezeichnet; der Tod, welcher in der Verachtung der Irdischkeit besteht und dann beginnt, wenn das heiße Verlangen nach himmlischen Gütern diejenigen Begierden mehr und mehr schwächt, welche sich den weltlichen Genüssen zuwenden. Diese Myrrhe war es, die auf des Apostel Paulus Lippen duftete und die jene heilige Jungfrau Thekla im Herzen aufnahm. Diese heilsame Myrrhe senkte sich mit der Lehre vom Evangelium allmälig in ihr ganzes Wesen ein und ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre leiblichen Sinne empfingen gleichsam den Eindruck des Todes, indem nichts in ihr lebte als die göttliche Lehre, durch welche sie der Welt abgestorben war. Diese Myrrhe hat auf den Lippen eines apostolischen Lehrers ungebenere Kraft zur Bekehrung der Seelen." Ueber den Anruf: „Komm, meine Taube!" sagt Gregor: „Die reine Seele fliegt auf den leisesten Ruf Gottes und aus eigenem Antriebe ihm zu. Es gibt für sie keinen äußeren Zwang; die Liebe ist freiwillig und die Tugend, die eine praktische Liebe ist, muß es auch sein."

Viele Personen wendeten sich an ihn, als an einen lebendigen Wegweiser auf dem Tugendwege. In Folge solcher Gesuche schrieb er seine Abhandlungen über die „Vollkommenheit des Christen.“ Er gründete dieselbe auf die Nachfolge Jesu Christi. „Wollen wir uns recht innig mit Jemand verbinden,“ schreibt er, „so suchen wir dessen Lebensweise zu theilen, dessen Gewohnheiten anzunehmen, auf dessen Ansichten einzugehen. Will nun eine Seele die Braut Jesu werden, so muß sie, da der himmlische Bräutigam in göttlicher Schönheit strahlt, sich bestreben, ihrerseits schön zu werden; und will sie sich an ihn fesseln, muß sie sich von allem Sündhaften ablösen, weil Er die Sünde verabscheut. Sucht die Seele sich von der Nachfolge Jesu loszumachen unter dem Vorwande, ihre Natur sei zu unbeständig: so bedenke sie doch, daß Niemand gekrönt wird, der nicht gekämpft hat. Um kämpfen zu können, müssen wir einen Gegner haben; und dieser Gegner ist für uns Alle ohne Ausnahme unsere unbeständige Natur, mit der wir ununterbrochen im Kriege sein müssen. Darum darf auch keine Seele sich jemals einbilden, die Vollkommenheit erreicht zu haben. Die Vollkommenheit des Christen besteht in einem beständigen Fortschreiten und Wachsen, denn sie hat hienieden keine Gränzen. Der Name Christ ist ein göttlicher Name, ein heiliger Name. Wer ihn trägt, muß ihm Ehre machen, und nichts macht ihm Ehre außer des Menschen Bestreben, gottähnlich und heilig zu werden; denn das ist die Erfüllung des Gebotes Jesu: Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

In seinen vielfachen Schriften behandelt er fast alle Glaubenslehren und immer mit großer Bestimmtheit und Klarheit. Ueber die Transsubstantiation sagt er: „Wie unser Leib gekräftigt wird durch die kräftige Nahrung des Brodes, so wird der Mensch ein Theilnehmer des Unverweslichen durch seine Vereinigung mit jenem Fleisch, welches das ewige Wort aus Gnaden annahm und aus Gnaden mittheilt, indem er unter der Gestalt des Brodes mit dem Gläubigen sich eint. Der Herr bewirkt dies, indem er, kraft der Segnung, das

Weſen der ſichtbaren Dinge verwandelt." — Ueber die heilige Euchariſtie: „Der Ewige gibt ſich uns hin, damit wir ihn genießen und werden, was er iſt; damit wir ſein Fleiſch lieben und nicht mehr das unſerige; ſein Blut lieben und nicht mehr an Fleiſch und Blut hangen. Denn der Leib des Herrn hat wunderbare Kraft, iſt von unvergleichlicher Süßigkeit für Die, welche ihn zu koſten verſtehen, regt zu ſtets erneuertem Verlangen Diejenigen an, welche ſich nach ihm ſehnen und entzündet zu einer immer feuriger flammenden Liebe Die, welche ihn lieben. Aber die Sorgfalt des Joſeph von Arimathia, den heiligen Leib Jeſu in einem neuen Grabe zu beerdigen, warne uns, dieſe koſtbare Gabe nicht in einem Herzen aufzunehmen, welches einem Grabe voll Moder und Verweſung gleicht. Darum wollen wir uns prüfen, bevor wir ihn empfangen, wie der Apoſtel es befiehlt."

Das heilige Bußſacrament dient ihm zu einer Widerlegung des Eunomius, welcher behauptet hatte, es ſei ganz überflüßig, an die Lehre von der Dreiperſönlichkeit Gottes zu glauben. „Mit demſelben Recht," ſagt Gregor, „könnte man auch den Glauben an die Lehre von der Taufe und vom Sündenbekenntniß für überflüßig erklären. Die Macht aber, welche der Biſchof oder ſein ſtellvertretender Prieſter hat, die Sünden nachzulaſſen, iſt ihm von Jeſus Chriſtus durch Petrus mit dem Schlüſſel des Himmels gegeben. Wem er die Sünde nachläßt, iſt wahrhaft frei; und wem nicht, der iſt und bleibt mit unſichtbaren Feſſeln gebunden. O hätten wir Augen, um den Zuſtand einer Seele zu ſehen, die um ihrer Sünden willen von den heiligen Sacramenten ausgeſchloſſen wurde und, wenn ſie darin bleibt, dereinſt vom Paradieſe wird ausgeſchloſſen werden! Die Wächter des himmliſchen Jeruſalem ſind nicht zu betrügen, ſie erkennen das Zeichen der nicht nachgelaſſenen Sünden an der Seele und weiſen ſie auf ewig von dem Pfade zurück, der zur Seligkeit der Anſchauung Gottes führt. Das iſt das Schickſal des Sünders, der von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen iſt. Und das Recht, dies zu thun, haben ſich die Biſchöfe nicht eigen-

mächtig zugelegt, sondern es war schon ein gültiges Gesetz bei unseren Vätern im Alten Bunde und der Gnadenbund hat es bekräftigt."

Den Apostel Petrus nennt Gregor den Fürsten und Führer des Chores der Apostel und sagt: „In der Feier seines Gedächtnisses verherrlichen wir alle anderen Glieder der Kirche; weil dem Vorzuge gemäß, welchen der Herr ihm gab, die Kirche Gottes fest und sicher in diesen Felsen eingesenkt ist." Die seligste Jungfrau Maria nennt Gregor Mutter Gottes und setzt hinzu: „Nie hat man gehört, daß ein katholischer Christ sie Mutter des Menschen genannt hätte. Da sie nicht nach der Ordnung der Natur Mutter geworden war, so konnte sie auch nicht durch die Geburt ihres göttlichen Sohnes ihre Jungfräulichkeit verlieren." Die Verehrung der heiligen Reliquien und die Fürbitte der Heiligen, diese zarten Blüthen eines religiösen Lebens, werden in Gregors Reden über den heiligen Theodor, die heiligen vierzig Martyrer, den heiligen Gregor Thaumaturg und den heiligen Ephräm als ganz innig verwoben mit dem christlichen Bewußtsein von der Gemeinschaft des mystischen Leibes Christi dargestellt. Er ist ihr ahnungsloser Vertheidiger gegen den brutalen Vorwurf späterer verfinsterter Zeiten, daß sie nicht aus dem Wesen des Christenthums hervorgegangen, sondern nur ein Zusatz der Willkühr wären. Er sagt: „Die Gläubigen hegen eine zärtliche Andacht für die Reliquien der Martyrer und fühlen sich begnadet und gesegnet, ein Grab zu berühren, in welchem die Ueberreste eines Blutzeugen Christi ruhen. Mit überströmenden Thränen und heißen Gebeten flehen sie um dessen Fürbitte bei Gott." Und am Schlusse dieser Reden thut Gregor dasselbe. Solch' ein Zeugniß aus dem vierten Jahrhundert, wurzelnd in dem Seelenleben des Volkes, des ganzen Volkes, Männer und Weiber, Gelehrte und Unwissende, Vornehme und Geringe, ist schwer zu verwerfen. Die Kirchen seiner Zeit beschreibt Gregor als herrliche Gotteshäuser, großartig gebaut, reich verziert, mit Ornamenten von vergoldetem Schnitzwerk an der Decke. Zu Amasea, in der Kirche

des heiligen Theodor, welche die Reliquien dieſes Martyrers bewahrte, befand ſich ein Wandgemälde, welches die Geſchichte ſeines Marterthums darſtellte. In einer anderen Kirche befand ſich ein ſo ergreifendes Gemälde vom Opfer Abrahams, daß Gregor ſagt, er habe es nie ohne Thränen anblicken können. Als ſich einige Jahrhunderte ſpäter beſchränkte Eiferer gegen die Bilder in den Kirchen erhoben, beriefen ſich die Vertheidiger derſelben auf Gregors Zeugniß, und bewieſen daraus, daß man von je her Gemälde als einen Schmuck der Kirchen betrachtet und angewendet, und durch ſie der Andacht Mittel vor Augen geſtellt habe, um ſich zu erwärmen, zu ſammeln und friſchen Schwung zu nehmen; der frommen Seele ein willkommener Antrieb, der lauen ein nothwendiger.

Um das Jahr 387 verlor Gregor ſeinen jüngſten Bruder Petrus im kräftigen Mannesalter. Die Trauer über den Verluſt wurde durch die Freude verklärt, daß die dankbare Gemeinde von Sebaſte das Gedächtniß ihres Biſchofs ſchon ein Jahr nach ſeinem Tode öffentlich mit dem Andenken einiger Martyrer ihrer Stadt feierte. Endlich kam auch Gregors Sterbeſtunde. Mit dem Jahrhundert ging ſein Leben zu Ende, aber alle Nachrichten über genaue Zeit und Umſtände fehlen gänzlich. Im ſtillen Dunkel erloſch dies ſchöne Licht; aber in geiſtiger Weiſe leuchtete es fort und fort. Die Väter des öcumeniſchen Concils zu Epheſus, im Jahre 431, nannten ihn den ſehr würdigen Bruder des heiligen Baſilius und bedienten ſich ſeiner Schriften, um die apoſtoliſche Lehre der Kirche gegen die Häreſie des Neſtorius über Chriſtus und die ſeligſte Jungfrau Maria zu vertheidigen. Das fünfte öcumeniſche Concil, im Jahre 555, ſetzt ihn unter die Zahl derjenigen heiligen Väter und Lehrer der Kirche, Athanaſius, Hilarius, Baſilius, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyſſa, deren Lehre immerdar zu befolgen ſei; und das ſiebente öcumeniſche Concil, im Jahre 787, gibt ihm, wegen ſeiner umfaſſenden theologiſchen Kenntniſſe, den ehrenvollen Namen, Vater der Väter. Er war der letzte der drei großen Kappadocier, welche in ſtürmiſch drangſalvoller

Zeit wie ein Mann und mit einem Munde für die Kirche ſtritten und litten. Während bei den Häretikern nicht zwei Köpfe zweiter und dritter Ordnung eine und dieſelbe Irrlehre lehrten, ſondern jeder ſich beeilte, eine eigene zu erfinden und mit ihr einen Anhang für ſeine Perſon zu gewinnen; ſtanden jene drei Männer, die zu den größten, ehrwürdigſten und berühmteſten des chriſtlichen Alterthums allzeit gezählt wurden, einig und felſenfeſt im katholiſchen Dogma da und ſuchten mit vollkommener Hintanſetzung ihrer Perſönlichkeit nichts zu ſein als Nachfolger der Apoſtel in Verkündigung der Wahrheit des Evangeliums. Gregor war auch der letzte aus jener Familie von Heiligen, die in der Weltgeſchichte ihres Gleichen ſucht. Macrina die Aeltere war die Ahnfrau des hochbegnadigten Geſchlechtes, ebenſoſehr der geiſtigen als der leiblichen Abſtammung nach. Ihre Glaubenstreue, ihr Beiſpiel, ihre Lehren wirkten ſegensvoll und begeiſternd auf Kind und Kindeskinder; und ihr Gebet und ihre Thränen waren der himmliſche Thau und Sonnenſchein, der dieſe Pflanzſchule von Heiligen für den Himmel erzog.

Der heilige Johannes Chryſoſtomus.

Patriarch von Conſtantinopel.

„Gepriesen ſei der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes, der uns tröſtet in aller unſerer Trübſal. — Denn gleichwie die Leiden Chriſti uns reichlich zu Theil werden, ſo wird uns auch durch Chriſtum reichlicher Troſt zu Theil.“ (II Korinth. 1.)

Erſtes Kapitel.

Der große Theodoſius war todt, als dieſer wunderbare Mann, der die Herzen der Menſchen durch den Zauber ſeiner Rede in ſeiner Gewalt hatte, den Sitz des Patriarchen in der Reſidenz der oſtrömiſchen Kaiſer annahm — und verlor. Auch ſein Leben war ein langer Kampf für das Reich Gottes, den ſein prieſterlicher Beruf und ſein biſchöfliches Amt ſchon im Allgemeinen mit ſich brachten. Allein dieſer Kampf bewegte ſich nicht ſowohl auf dem Felde der Glaubenslehre, als auf dem praktiſch ſittlichen des Lebens. Seine großen Vorkämpfer hatten die häretiſchen Lehren raſtlos verfolgt und aus den Köpfen der Menſchen zu vertreiben geſucht; er ſollte ſie aus den Herzen treiben; eine Aufgabe, für welche Chriſtus gekreuzigt ward. Daher iſt es ganz in der Ordnung der Gnade, daß dieſer heilige Nachfolger Jeſu, wenn auch nicht am Kreuz, doch unter dem Kreuze erlag. Das oſtrömiſche Kaiſerreich trug vom erſten Augenblick ſeines Entſtehens dasjenige Gepräge, womit es ein volles Jahrtauſend geſtempelt

blieb, bis es erlag vor dem Türken: Günſtlingsherrſchaft, alſo Ränke und Intrigue, mochten dieſe Günſtlinge Männer oder Weiber ſein. Der Boden iſt den Heiligen ungünſtig.

Theodoſius ſtarb im Januar 395, nachdem er die drei letzten Jahre ſeines Lebens Alleinherrſcher im ungeheueren römiſchen Reich geweſen war. Dieſes Reich erſtreckte ſich vom Euphrat, der in die indiſchen Meere ſich ergießt, bis zum Tajo, der in den atlantiſchen Ocean mündet; und von den Wüſten Aegyptens bis zu den Nebeln Schottlands. Ein rieſenhaftes Reich, drei Welttheile mit ihren verſchiedenen Völkern, Sprachen, Eigenthümlichkeiten umfaſſend, und einen Rieſen an Geiſt, an Kraft, an Herrſchertalent zum Haupt begehrend. War dies immer ein Bedürfniß geweſen, welchem die Kaiſer im ganzen vierten Jahrhundert dadurch zu entſprechen geſucht hatten, daß ſie Mitkaiſer wählten, die in verſchiedenen Theilen des Reiches reſidirten: ſo war es am Ende des Jahrhunderts eine dringende Nothwendigkeit, denn alle Gränzen des coloſſalen Reiches, die ausgenommen, welche das Meer beſpülte, waren von den barbariſchen Völkern des nordöſtlichen Europa's, Aſiens und Afrika's nicht bloß mehr bedroht, ſondern überſchwemmt. Wie reißende Flüſſe die Ufer verheeren, weder Damm noch Deich ihnen auf die Dauer widerſteht: ſo fluteten jene Völkerſtrömungen in das rieſenhafte römiſche Reich mit ſolcher Gewalt und ſolchem immer wiederkehrenden und verſtärkten Nachdruck hinein, daß die Fugen auseinander zu weichen und der Coloß zu ſtürzen drohte. Theodoſius hielt ihn zuſammen. Fromm, weiſe, weltklug, energiſch, einſichtsvoll, großmüthig, tapfer und thätig, hatte er alle Eigenſchaften, die den Herrſcher zum Segen ſeiner Völker machen und die leider ſeltener auf die Nachfolger ſich vererben, als die Krone. Er hinterließ drei Kinder, Arcadius, Honorius und die durch ihre Schickſale ſo berühmte Galla Placidia, das einzige Kind aus ſeiner zweiten Ehe. Als Theodoſius ſterbend das Reich zwiſchen ſeinen Söhnen theilte, ermahnt er ſie in ſeinem Teſtament: Jeder von ihnen möge den Eifer ganz und ungetheilt bewahren,

den er für die Religion gehabt habe. „Denn durch sie," sagt er, „wird der Friede der Staaten bewahrt, wird die Veranlassung zu Kriegen aufgehoben, wird der Feind überwunden und werden wahre Siege gewonnen." Der eilfjährige Honorius erhielt das Abendland. Sein Vormund war Stilicho, einer von seines Vaters großen Feldherren, der Abkunft nach ein Vandale, in den Theodosius großes Vertrauen setzte und ihn mit seiner Nichte Serena vermählt hatte. Die Residenz der abendländischen Kaiser war Mailand, nicht mehr Rom. Es war, als ob sie dem Schatten des armen Fischers von Galiläa Platz machten. Das Morgenland erhielt Arcadius mit der Residenz Constantinopel. Da er bereits achtzehn Jahre zählte, hatte Theodosius ihm keinen Vormund mehr geben können, ihm aber als Rathgeber und Führer der Geschäfte den Präfect des Palastes Rufinus zur Seite gestellt, auf dessen Erfahrung und Geschicklichkeit Theodosius sich verließ, um den Mangel dieser Eigenschaften bei seinem Sohne zu ersetzen. Allein dieselben Männer, welche unter einem tüchtigen Kaiser sehr brauchbar sind, weil er ihnen sowohl die Richtung gibt, als sie im heilsamen Zügel hält, rechtfertigen unter einem schwachen Regenten oftmals durchaus nicht das in sie gesetzte Vertrauen. So war es auch mit Rufinus. Unersättlicher Ehrgeiz und Habgier waren die Triebfedern seiner Handlungen und sein Streben ging dahin, Mitkaiser des Morgenlandes zu werden und seine Tochter, sein einziges Kind, mit Arcadius zu vermählen. Rufinus hatte aber einen mächtigen Nebenbuhler im Einfluß auf Arcadius, dessen schwacher Charakter mehr noch als sein Mangel an Geist und Einsicht ihn in beständiger Abhängigkeit von den Personen erhielt, welche sein Vertrauen zu gewinnen und sich ihm angenehm zu machen wußten. Dies war im höchsten Grade seinem Kämmerling Eutropius gelungen, der ursprünglich ein Sklave des Consuls Arinthäus war, in den Dienst von dessen Tochter bei ihrer Verheirathung trat, dann nach Constantinopel kam und sich auf Kriech- und Schmeichelwegen erst in den kaiserlichen Palast, endlich in

die unmittelbare Umgebung des Arcadius zu bringen wußte. Eutropius ſah ſehr gut ein, daß die künftige Kaiſerin Palaſt, Hof und Reich beherrſchen werde; es lag ihm alſo ungemein viel daran, eine Frau auf dem Throne zu ſehen, die im Einverſtändniß mit ihm die Herrſchaft übe. Von der Tochter des Ruſinus war dies natürlich nicht zu erwarten, vielmehr genau das Gegentheil. Darum gab ſich Eutropius alle Mühe, die Abſichten des Ruſinus zu vereiteln, und es gelang ihm.

Es lebte in Conſtantinopel ein junges Mädchen von großer Schönheit und von lebhaftem Verſtande, freilich der Abkunft nach Barbarin im Sinne der Römer, d. h. keine Römerin. Ihr Vater, Bauto, war ein Gallier und einer der Feldherren des Theodoſius. Das junge Mädchen hieß Eudoxia. Arcadius fand ſie ſehr ſchön; ob er ſich aber zur Vermählung mit ihr entſchloſſen hätte, iſt zweifelhaft, wenn nicht Ruſinus ſich plötzlich nach Antiochien eingeſchifft und den Statthalter von Syrien ohne Urtheil und Recht abgeſetzt und zu Tode hätte mißhandeln laſſen. Dieſe Ungerechtigkeit raubte ſeiner Tochter den Thron. Eutropius hatte die Neigung des Kaiſers für Eudoxia aus allen Kräften begünſtigt, theils aus Haß gegen Ruſinus, theils aus Eigennutz, weil er auf Eudoxia's Dankbarkeit rechnete, um am Staatsruder zu bleiben. Als Ruſinus aus Syrien zurückkehrte, fand er ſeinen Plan gründlich geſcheitert und Arcadius bereit, ſich mit Eudoxia zu vermählen. Dies geſchah im April 395. Eutropius triumphirte. Eudoxia war ſchön und es fehlte ihr nicht an Verſtand; aber Habgier und Vergnügungsſucht waren unerſättlich bei ihr, und mit einem Gemiſch von ſchmeichleriſchem Weſen und von kühnem Stolz wußte ſie ihren Gemahl ſo einzunehmen, daß er ihren Herrſcherlaunen freie Hand ließ. In den erſten Jahren aber, da ſie noch ſehr jung war, blieb Eutropius der Regent des Kaiſers. Sie war ſich noch nicht ihrer Macht bewußt; es muß Alles gelernt werden. Uebrigens hatte ſie auch gute Eigenſchaften, war wohlthätig, hatte Anwandlungen von Frömmigkeit und von Eifer für die Religion, jedoch Alles nur bis auf den Punkt,

wo ihre Neigungen und Leidenschaften nicht berührt wurden. Auf die Höhe der Tugend erhoben sich ihre guten Eigenschaften nicht. Mit den vornehmen Frauen der Stadt und den Damen ihrer Umgebung trieb sie einen Wetteifer von gränzenlosem Luxus und lieh ihnen für tausend Intriguen ein offenes Ohr und willigen Schutz. Durch diese und durch ihre Kämmerlinge erfuhr sie alle Stadtgeschichten und Stadtgeschwätze, die vor anderthalb Jahrtausend nicht seltener waren, als heutzutage. Ja, sie erfuhr oft mehr, als wirklich geschehen war, da man Zusätze auch damals liebte und die kahle Wirklichkeit auch damals gern mit einigen Erfindungen verbrämte. Eudoxia aber glaubte unbedingt, was ihre Damen und ihre Kämmerer ihr erzählten. Unter den letzteren war einer, der Amantius hieß und als ein wahrer Diener Gottes fastend, betend, Almosen spendend, abgetödtet wie ein Anachoret, stets in Werken der Barmherzigkeit thätig, mitten in der weichlichen und verschwenderischen Pracht dieses Hofes lebte. Merkwürdiger Weise hatte Eudoxia ihn sehr gern; das, was in ihr gut war, freute sich seiner seltenen Tugend. Sie erlaubte ihm nie, nach Jerusalem zu pilgern, wie Amantius es sehnlichst wünschte, weil sie fürchtete, er werde sich dort in irgend eine Zelle verkriechen und nicht wiederkehren. Ja, als sie und der Kaiser und der Hof und Alles, was in Constantinopel Geltung hatte und haben wollte, den heiligen Patriarchen haßte und verfolgte, blieb Amantius ihm treu, was nicht erstaunenswerth ist; aber Amantius blieb trotz dem vor wie nach in der Gunst der Kaiserin. Eutropius gönnte der Eudoxia ihre Pracht und ihre Verschwendung und sah es sehr gern, wenn sie mit ihrem Hofstaat in Lustbarkeiten sich unterhielt; denn um so weniger fiel ihr das Regieren ein. Arcadius that gutmüthig, was sein Günstling und seine Frau wünschten, und erfüllte alle äußeren Formen, die er als Kaiser zu beobachten hatte. Mehr vermochte seine schlaffe Unentschlossenheit nicht zu leisten.

Dieser Hof von Sammt und Seide bebte zusammen vor des Rufinus Rache. In seinen stolzen Plänen durch Eutropius

und Eudoxia durchkreuzt, verſuchte er Verwirrung anzuſtiften, um wo möglich die Feinde zu ſtürzen und zu höherer Geltung zu gelangen. Er lockte die Hunnen an zu einem Einfall in die öſtlichen Länder und dieſe, die nichts lieber begehrten, als ſolche Streif- und Raubzüge zu machen, verheerten alle öſtlichen Provinzen mit Feuer und Schwert, plünderten, führten die entſetzten Einwohner als Gefangene hinweg, drangen bis Antiochien vor und verſetzten ganz Syrien und Paläſtina in Angſt. Die Truppen des morgenländiſchen Reiches waren noch im Abendland, wo Theodoſius kurz vor ſeinem Tode mit ihnen die Empörer Eugenius und Arbogaſt beſiegt hatte. Eine Vertheidigung gegen die Hunnen war alſo unmöglich; ſie zogen ſich von ſelbſt zurück, als ſie genug der Beute hatten, aber — um wieder zu kommen. Dies genügte Rufinus Plänen nicht. Er reizte auch die Gothen auf, damit zugleich Aſien und Europa Arcadius bedrohen, von Eutropius hinweg- und zu ihm hindrängen ſollten. Die Gothen hatten ſich vor Theodoſius ſo gebeugt, daß ſie eine beſondere Abtheilung ſeines Heeres unter Feldherren ihrer Nation bildeten. Waren ſie unzufrieden mit dem Kaiſer, ſo war dies jedoch eine äußerſt gefährliche Einrichtung, die wohl ein Theodoſius, aber kein Arcadius aufrecht halten konnte. Jetzt war Alarich einer ihrer vornehmſten Häuptlinge. Alarich war unzufrieden oder wurde es auf des Rufinus Anſtiften, hielt ſich für zurückgeſetzt gegen andere Heerführer, begehrte höhere Ehrenſtellen, machte ſeine Gothen unruhig und fing ſeinerſeits an, das morgenländiſche Reich in ſeinen weſtlichen Provinzen zu verheeren. Aus Möſien, wo ſich die Gothen unter Kaiſer Valens niedergelaſſen hatten, ſtreiften ſie nach Thracien, nach Theſſalien und Macedonien, ſogar bis in die nächſte Umgebung von Conſtantinopel, nicht minder beuteluſtig und räuberiſch als die Hunnen. Man ließ ſie gewähren, denn es fehlten dem Eutropius die Mittel, dem Rufinus der Wille, ihnen Einhalt zu thun. Da ſchickte Stilicho dem Arcadius ſein Heer zurück, an deſſen Spitze der Gothe Gaïnas ſtand. Rufinus glaubte Gaïnas, als ein Gothe, halte zu ihm und baute

auf dies Heer neue verwegene Hoffnungen. Gaïnas aber setzte Eutropius von der Verrätherei des Rufinus in Kenntniß und erklärte, er werde ihm den Tod der Verräther geben, worin Eutropius ihn von ganzem Herzen bestärkte. Es war üblich, daß der Kaiser einem heimkehrenden Heere entgegen ging. So geschah es auch dieses Mal. Neben dem kleinen unansehnlichen, unschönen Arcadius nahm sich Rufinus hohe Gestalt und stolze Haltung doppelt majestätisch aus und er hoffte auf die Truppen, unter denen er auch Anhänger hatte, einen so vortheilhaften Eindruck zu machen, daß sie ihn auf der Stelle zum Kaiser ausrufen würden. Nachdem die Begrüßung des Arcadius vorüber war, umgab Gaïnas mit seiner Leibwache mehr und mehr den Rufinus, und auf ein verabredetes Zeichen, als Rufinus in Arcadius drang, ihn als Mitkaiser den Truppen vorzustellen, fielen die Soldaten über ihn her, tödteten ihn zu den Füßen des Kaisers und machten seinen hochverrätherischen Plänen ein gräßliches Ende. Dies geschah am 27. November 395.

Niemand beklagte seinen Tod; er war verhaßt wegen der unerhörten Erpressungen, durch die er sich große Reichthümer gesammelt hatte. Seine Frau und seine Tochter, fromme edle Seelen, gingen nach Jerusalem und zogen sich dort für immer in die Stille eines Klosters zurück. Der Ort, wo jener Mord vorfiel, war vor dem Hebdomon-Palast, der an dem einen Ende der ungeheueren Stadt landwärts lag, während sich am anderen Ende, meerwärts und gleichsam auftauchend aus den Wellen des Bosporus, der große kaiserliche Palast befand. Durch das Thor nächst dem Hebdomon wurden die feierlichen Einzüge gehalten. Nach seinem Siege über den Gegenkaiser Maximus und nach einer mehr als zweijährigen Abwesenheit von Constantinopel ließ Theodosius, als er freudig triumphirend heimkehrte, dies Thor, durch welches sein Ausgang zum ungewissen Kampfe Statt gefunden hatte, und durch das er jetzt als Sieger zog, mit Goldplatten belegen. Es hieß seitdem das goldene Thor, und kaiserliche Triumph- und andere Festzüge, die von der Landseite kamen, nahmen stets durch dasselbe ihren Weg.

Später aber, als die kaiſerliche Krone des Abendlandes an die deutſchen Kaiſer gekommen war, ſahen die byzantiniſchen mit einiger Beſorgniß gen Weſten, und im Bewußtſein, daß die Zeit ihrer eigenen Triumphe vorüber ſei, ließen ſie das goldene Thor vermauern, als ob dadurch den Völkern des Weſtens der Triumphzug nach Conſtantinopel unmöglich gemacht ſei. Glücklicher wäre es geweſen, wenn ſie ſich gegen den Türken hätten vermauern können! — Der alte Hebdomonpalaſt, als kläglichſte aller Ruinen, iſt eines der wenigen Ueberreſte aus byzantiniſcher Zeit in Conſtantinopel. Er bietet ein merkwürdiges Bild der Vergänglichkeit und Umwandlung alles Irdiſchen: die höchſte Herrlichkeit und Pracht auf's Tiefſte in Schmutz und Elend verſenkt. Durch das Viertel der Blachernen, das auch noch aus byzantiniſcher Zeit dieſen Namen trägt und das meiſtens von Juden und dem niedrigſten Volke bewohnt wird, gelangt man zum Hebdomon. Er liegt auf einer geringen Anhöhe und ſieht aus wie ein großer viereckiger Schutthaufen, in welchem noch einige alte Fenſter erhalten ſind. Leer iſt er keineswegs! ein Schwarm des allerarmſeligſten und bettelhafteſten Geſindels hat ſich darin niedergelaſſen und hat den Hebdomon nach ſeinen Bedürfniſſen ausgebaut, eingerichtet und in eine Agglomeration elender Häuſer verwandelt. Will man eine gewiſſe alte Säule ſehen, die wie ein Trauerdenkmal einſam neben einem Fenſter ſteht, will man die Ausſicht über die Stadtmauern hinweg von einer gewiſſen baufälligen Teraſſe aus haben: ſo muß man durch die unſauberſten Zimmer und an allerlei Trödel von Kleidungsſtücken und Geſchirren vorüber ſeinen Weg ſich bahnen. Und das iſt die Stätte, wo Marmor und Alabaſter, wo Getäfel von Cedernholz und vergoldetes Schnitzwerk Gemächer bildeten, die mit Vorhängen von Purpur geſchloſſen, mit perſiſchen Teppichen belegt, mit koſtbarem Geräth angefüllt, mit den feinſten Wohlgerüchen durchduftet waren! Es mag kaum eine zweite Ruine auf Erden geben, die einen ſo widerlich abſtoßenden Eindruck macht, wie dieſer Palaſt der Kaiſer des Morgenlandes.

Die Freude des Volkes über Rufinus Tod mäßigte sich, als es des Eutropius Allmacht bei dem Kaiser kennen lernte. Mit Erstaunen sah es diesen Sklaven, der von einem Herrn an den anderen geschenkt worden war und der nur deshalb seine Freiheit erhalten hatte, weil das Alter ihn dienstunfähig machte, plötzlich zum Oberkämmerer sich erschwingen und Palast und Staat mit furchtbarer Despotie und Geldgier regieren. Eutropius verkaufte öffentlich die Statthalterstellen und andere wichtige Aemter. Er hielt sich ganze Schaaren von Spionen, welche die Vermögensverhältnisse der Leute erkundschaften mußten, und fand Eutropius ihr Besitzthum annehmbar, so wurden sie gequält und mißhandelt, bis sie sich loskauften mit dem größten Theile ihres Vermögens oder sie wurden unter nichtigem Vorwande verbannt. Auch aus dem Senat und vom Hofe verjagte er Alle, die ihm irgendwie im Wege waren; zuerst seinen größten Wohlthäter, den Abondantius, welcher Eutropius aus seiner ganz niedrigen Dienerstelle am Hofe zu einer ansehnlicheren befördert hatte. Eutropius fand dessen Ansehen lästig und dessen Vermögen anlockend: also wurde Abondantius in's Exil nach Pityusa in der Landschaft Colchis geschickt. Ebenso mußte ein anderer Großer des Reiches dem Emporkömmling weichen. Er hieß Timasius, und Eutropius, der nach seinem Vermögen lechzte, bewirkte seine Verbannung in eine Wüste Lybiens, wo Timasius umkam. Seine Wittwe Pentadia flüchtete in eine Kirche und blieb geschützt von deren Asylrecht, bis das Ungewitter vorüber war. Ihre Freunde und Verwandte hatten zu erwirken gewußt, daß ihr Vermögen ihr bliebe; Grund genug für Eutropius sie zu hassen, und da sie durch ihre Verhältnisse, ihre Familie und die allgemeine Achtung zu sehr geschützt war, um ihm zu weichen: so wird seinem Haß gegen sie und gegen einige andere Personen, die sich ebenfalls vor ihm zu den Altären flüchteten, jenes Gesetz zugeschrieben, durch welches Arcadius das Asylrecht der Kirchen aufhob und Diejenigen, die dennoch am Altare ihre Zuflucht suchten, hinweg zu reißen und noch strenger zu strafen

gebot. In die wilden menſchlichen Leidenſchaften, welche die Kirche nicht ſo ſchnell durch den Einfluß der Religion ſänftigen konnte, weil dieſelben mit den großentheils noch barbariſchen Weltzuſtänden zuſammenhingen, ſchob die Kirche eine heilſame Schranke, indem ſie ſich das Recht erwirkt hatte, alle Diejenigen ſo lange für unverletzlich zu erklären, als ſie, vor ihren Feinden, Verfolgern oder Richtern fliehend, an den Altären Gottes Schutz in Anſpruch nahmen. Dadurch wurden unzählig viele Unſchuldige, Schwache und Schutzloſe gerettet: man brachte ſie in den Klöſtern, Spitälern oder anderen Häuſer unter, die zu den Kirchen gehörten, bis die Wuth der Feinde ſich gelegt hatte, oder bis ihre Unſchuld erkannt war. Auch Verbrecher hatten das Aſylrecht, wenigſtens ſo lange ſie nicht überwieſen waren, weil die Kirche nicht dulden konnte, daß ein Menſch ohne Urtheil und Richterſpruch ſein Leben verliere, ſelbſt wenn er es verwirkt habe. Zu einer Zeit, wo die Willkür in Geſtalt eines Eutropius herrſchte, war das Aſylrecht der Kirche ein tröſtlicher Nothanker für Alle, da Niemand ſicher war, ob ſein Lebensſchifflein ungefährdet an dieſem Strudel von böſen Leidenſchaften vorüberziehen werde. Daher erregte die Aufhebung des Aſylrechtes großen Abſcheu vor Eutropius. Arcadius mochte dies Geſetz mit Widerſtreben erlaſſen haben; allein ſeine Charakterſchwäche machte ihm die Nachgiebigkeit zur Natur. Er hatte von ſeinem Vater nichts geerbt, als das Bekenntniß des katholiſchen Glaubens, und da er die Ueberzeugung hatte, daß die Größe ſeines Vaters Frucht und Segen dieſes Glaubens ſei: ſo ſuchte er auch auf ſich deſſen Segnungen herab zu ziehen und ſchützte das Chriſtenthum durch Geſetze und Maßregeln gegen Häreſie und Polytheismus.

Theodoſius hatte geglaubt, es ſei mit dem Heidenthume jetzt ſo weit gekommen, daß es durch äußere Unterdrückung ſich auflöſen werde. Es ſtanden noch die berühmteſten heidniſchen Tempel; es wurden noch in Rom und Alexandrien — vielleicht auch noch in anderen Städten — öffentliche Opfer den Götzen dargebracht; es befand ſich noch in jeder Provinz

ein Oberprieſter, der über das, was zum heidniſchen Cultus gehörte, eine Oberaufſicht zu führen hatte, jedoch mehr als Magiſtratsperſon, da man auch zuweilen angeſehene Chriſten von den Heiden dazu gewählt ſah. Aber dies Alles erſchien dem Theodoſius ſo hohl und ſo entwürdigend für den zur Erkenntniß der Wahrheit geſchaffenen Menſchengeiſt, daß er hoffte, und viele Chriſten mit ihm, es ſei genug, den Heiden zu verbieten, ſich mit dieſen Seifenblaſen zu beſchäftigen, um ſie alsdann durch ihr unbefriedigtes religiöſes Bedürfniß zum Chriſtenthum hinzudrängen. Er gab alſo verſchiedene Geſetze, wodurch der Götterdienſt in allen Formen und Gebräuchen, öffentlich und in Privathäuſern verboten und mit ſchweren Strafen bedroht wurde. Libanius, der berühmte Lehrer der Rhetorik, der ſeine Schule in Athen verlaſſen und in Antiochien aufgeſchlagen hatte, verfaßte eine Schrift gegen die Schließung und Zerſtörung der Tempel, worin er unter Anderen den Umſtand hervorhebt, daß das Landvolk mit ſeinen Tempeln ſeine Götter und mit den Göttern alle Luſt zur Arbeit und Thätigkeit verloren habe. Viele dieſer Leute hätten freilich die chriſtliche Religion angenommen, doch nur äußerlich, innerlich wären ſie dem Polytheismus zugethan, und wenn ſie die chriſtlichen Kirchen beſuchten und dort beteten, ſo richteten ſie im Herzen ihr Gebet an die alten Götter.

Was Libanius vom Landvolke ſagt, galt nicht minder von einer Maſſe von Heiden aus allen Ständen: ſie wurden Scheinchriſten und behielten ihre Götzen im Herzen. Daher auch die furchtbare Entartung ihres Lebens, dieſe Schwelgerei, dieſer Ehrgeiz, dieſe Habſucht, dieſer Uebermuth, dieſe Ueppigkeit, dieſe Vergnügungswuth, gegen welche die Heiligen jener Zeit in ihren Reden und Schriften mit ſo bitterer Klage und tiefer Trauer eifern. In den großen Städten, wo großer Reichthum und eine große Anhäufung von Menſchen immer die böſen Leidenſchaften üppig nähren, herrſchte tiefes ſittliches Verderben. Das vermodernde Heidenthum verbreitete giftige anſteckende Dünſte, vor welchen ſich nur Diejenigen retten konnten, die aufrichtig und inbrünſtig das Kreuz

umfaßten. Daher die höchſte Heiligkeit neben grenzenloſer Entſittlichung; daher die gewaltigen Büßer in Klöſtern und Wüſten neben den frevelhafteſten Sinnenmenſchen; daher die Flucht der gottliebenden Seelen vor dem Pfuhle der Laſter, der mitten in der Welt wie ein Krater brodelte, neben Denen, welche ſich mit Wohlbehagen darin badeten. Eine Welt voll Heiliger wird die Erde nie ſehen, das gehört zu der Wonne des Himmels. Aber glücklich die Zeit, in welcher Laſter und Verderbniß ein Gegengewicht finden in einem maſſenhaften Streben nach Heiligung, wie es ſich gerade damals ſo feurig kund gab, als die Rohheit der barbariſchen Völker und das Sinnenleben des Polytheismus mit wilder ſchlammiger Flut in die junge chriſtliche Kirche hineinbrachen, während ſie beſchäftigt war, die nicht minder trübe Flut der Irrlehren aus ſich heraus zu treiben.

Mochte nun Theodoſius eine allzu große Zuverſicht zum guten Willen der Menſchen haben, die er zum Chriſtenthume hinzudrängen ſuchte: ſo ging ſie doch Hand in Hand mit jener hohen und nie allzu hohen Zuverſicht auf das Walten der göttlichen Gnade, die ſich dem ſchuldlos Irrenden ſo gern und leicht mittheilt und Tauſende von armen Betrogenen flohen zu Chriſtus, dem Ueberwinder ihrer Götzen. Mochte ſich das Heidenthum mit Gründen und Scheingründen gegen den Untergang wehren; mochte ein Libanius mit feuriger Beredtſamkeit es vertheidigen; mochte ein Conſul Symmachus zu Rom die Wiederaufſtellung des Altares der Siegesgöttin im Sitzungsſaale des römiſchen Senates begehren; es war umſonſt! Alle Ereigniſſe, ſogar die, welche das Gegentheil befürchten ließen, nahmen eine Wendung, welche dazu diente, das Kreuz zu erhöhen und die Götzen zu ſtürzen. Das Chriſtenthum ſollte allmälig über den Erdkreis ſich ausbreiten und mehr und mehr der Menſchheit ſeine Segnungen bringen. Wollte der einzelne Menſch ſie verſchmähen, wollte er lieber dem Antichriſt dienen als Chriſtus: ſo war das ſeine Sache und iſt es bis zur heutigen Stunde.

Während in Rom die großen Familien der Paſſi, der

Paulini, der Probi, die Annier, die Aemilier und Annicier nach und nach anfingen, dem Glanze ihres Namens durch die Bekehrung zum Christenthume einen neuen Adel zu verleihen, verlor das Heidenthum seine Hauptfestung zu Alexandrien: das Serapeum wurde zerstört. Der Archäolog mag das bedauern; der Christ wird sich freuen, daß von der Erde eine Stätte verschwand, an die sich für viele tausend Heiden der Wahn von ihren Götzen mit einer Anhänglichkeit knüpfte, welche sich aus der natürlichen Neigung des Menschen erklärt, angeerbte Ansichten als seine Grundsätze zu betrachten. Mit dem Serapeum fiel aber nothgedrungen das Vertrauen auf den Serapis und der angeerbte Wahn erwies sich als falsch. Dieser Tempel war mit ungeheuerer Pracht gebaut. Um ihn über die ganze Stadt zu erheben, die sehr flach am Meeresufer liegt, hatte man einen künstlichen Hügel aufgeführt, der das riesenhafte Gebäude trug. Die äußeren Vorhöfe waren mit Häusern umgeben, in welchen die zahlreichen Tempeldiener wohnten; um die inneren liefen Portiken, von Säulen getragen, die einen majestätischen Eingang in den eigentlichen Tempel bildeten, in welchem die Bildsäule des Serapis in colossaler Größe stand. Die Heiden behaupteten, sie sei nicht von Menschenhänden gemacht. Das Material des Baues bestand aus dem schönsten Marmor und Granit und die inneren Wände waren mit edlem Metalle incrustirt. Auf hundert breiten Marmorstufen erstieg man den Hügel, in dessen Gewölben manch' schauerliches Geheimniß des heidnischen Aberglaubens an Magie und Beschwörungen sich verbarg.

Der Bischof Theophilus hatte vom Kaiser einen verfallenen Tempel des Bachus geschenkt bekommen, um ihn in eine christliche Kirche zu verwandeln. Die Handwerker fanden, als sie sich an die Arbeit machten, verschiedene Instrumente und Symbole, deren man sich bei dem sehr ausgelassenen und frechen Cultus des Bacchus bediente und Theophilus ließ sie zur Beschämung des Heidenthumes öffentlich in der Stadt umhertragen. Dessen Anhänger fühlten sich sehr beleidigt, die Mysterien der Finsterniß, denen sie huldigten, enthüllt zu

ſehen, und der Philoſoph Olympus ſammelte ſie um ſich, ermunterte ſie, ihren alten angeſtammten Glauben zu rächen, und begann einen förmlichen Krieg gegen die Chriſten zu führen. Das Serapeum wurde von den Heiden als ihre Feſtung benutzt. Sie machten von dort aus ihre Ausfälle, verwundeten und tödteten die wehr- und waffenloſen Chriſten, ſchleppten Andere als Gefangene fort und zwangen ſie durch Martern, dem Serapis zu opfern; wer ſich weigerte, wurde ermordet. Der Präfect Evagrius ließ ihnen ſagen, ſie begingen ein Staatsverbrechen, indem ſie die bürgerliche Ordnung ſo ſchwer ſtörten, und würden die härteſten Strafen der Geſetze auf ſich ziehen. Umſonſt! ſie waren gegen die Chriſten in einer Wuth, welche keiner Vernunft Gehör gab. Inzwiſchen trafen die kaiſerlichen Befehle ein, die den Aufrührern Vergebung, aber dem Tempel Zerſtörung brachten. Der Patriarch und der Präfect ſollten die bewaffnete Macht in Alexandrien dazu verwenden, daß ſämmtliche Tempel niedergeriſſen würden.

Die Heiden leiſteten keinen Widerſtand mehr; ſie hofften, es werde Feuer vom Himmel regnen oder die Erde ſich öffnen bei der erſten Berührung ihres Idols. Als aber ein Soldat einen gewaltigen Hieb mit der Axt auf die Bildſäule that, und weder Himmel noch Erde, wohl aber der Serapis krachte: da überfiel ſie Entſetzen und ſie flohen davon. Die Bildſäule beſtand aus einer Zuſammenſetzung von Stein, Metall und Holz; ſie wurde theils zertrümmert, theils verbrannt. Dann kam die Zerſtörung an den Tempel ſelbſt, der nach dem Capitol für das gröſste und prachtvollſte Gebäude im Römerreiche galt. Theophilus ließ ihn zuſammenreißen und in einen Schutthaufen verwandeln; nur die Fundamente blieben liegen wegen der ungeheuern Gröſse und Schwere der Steine. Man war nicht wenig erſtaunt, unter den Bildwerken an den Wänden hie und da das Zeichen des Kreuzes zu finden. Man fragte Bekehrte, welche die Hieroglyphenſchrift verſtanden, die in keinem ägyptiſchen Tempel fehlt, und man war äuſserſt verwundert zu hören, daß das Kreuz die Hieroglyphe für das

ewige Leben ſei. Welch' eine wunderbare Ahnung mag dieſem tiefſinnigen Volke, bevor es in den brutalſten, materiellſten Aberglauben fiel, jene Weiſſagung eingegeben haben! Noch heutzutage ſind die ägyptiſchen Tempelruinen, Grabkammern, Säulen und Obelisken mit Hieroglyphen bedeckt und ſehr häufig ſieht man das Zeichen des Kreuzes in den Händen der Göttergeſtalten. Die Götter ſind in ihr Nichts zurückgekehrt und das Kreuz iſt von jenen Stätten durch den Halbmond verdrängt; aber es harrt auf die Stunde, wo es den Kindern des Islams, den Söhnen der Wüſte, in Wahrheit das Symbol des ewigen Lebens werden ſoll.

Der Sturz des Serapeums war gewiß für die ganze Bevölkerung von Alexandrien, für Chriſten und Heiden, ein ſo wichtiges Ereigniß, daß man hätte meinen ſollen, die Theilnahme aller Einwohner müßte ſich damit beſchäftigt haben. Aber keineswegs! Es fanden an eben dem Tage Wettrennen im Circus ſtatt und dort war das Volk. Bei dieſem Wettrennen, welches mit Pferden vor kleinen offenen Wagen gehalten wurde, traf es ſich, daß ein Wagenlenker von ſeinem Wagen herabfiel, und ſo geſchwind ſich wieder hinauf ſchwang, daß er zuerſt das Ziel erreichte. Die Mutter dieſes Menſchen hieß Maria. Da frohlockte das Volk. „Der Sohn Marias iſt gefallen, iſt auferſtanden und hat geſiegt!“ und ſpielte damit auf den Sieg über Serapis an. Von ſolchem Leichtſinne war es. Nunmehr traf alle Tempel der Stadt daſſelbe Loos. War Serapis geſtürzt, ſo konnten ſich die übrigen Götter viel weniger erhalten. Ihre Tempel und Bildſäulen, deren eine Unzahl war, fielen nach und nach in ganz Aegypten durch die Obſorge der Biſchöfe. Auch der Tempel zu Canope wurde nicht von ſeinem Idol beſchützt, als die Reihe der Zerſtörung an ihn kam. Die Stadt Canope, die jetzt ſpurlos verſchwunden iſt, lag wie Alexandrien an einer Mündung des Nils im Meere, in einer ſehr freundlichen und fruchtbaren Gegend, die dazu beitrug, Fremde anzuziehen. Auch hier wurde der Serapis vorzugsweiſe angebetet und zwar ſo ſehr, daß man behauptete, der Serapis von Canope ſei mäch-

tiger als der von Alexandrien. Mit seinem Tempel war eine in der Heidenwelt hochberühmte Schule verbunden, in welcher die altägyptische Weisheit unter dem Namen der heiligen Wissenschaft gelehrt wurde, die, wenigstens in ihrer letzten Zeit, in Magie und Zauberei ausgeartet war, aber gerade dadurch die heidnische Jugend anlockte. Noch kurz vorher hatte hier der durch seine Weissagungen, Beschwörungen und magischen Künste berühmte Antonin gelehrt, der in seinem Fache durch Niemand übertroffen wurde, als durch seine Mutter, die große Zauberin Sosipatris, welche auf's Tiefste in diese dämonischen Geheimnisse eingeweiht war.

Der entsittlichende Einfluß einer solchen Schule, die unter dem Schleier geheimnißvoller übernatürlicher Weisheit ihre Schüler zum Spielball alles Bösen machte, war unberechenbar. Aufgebläht durch falsche Wissenschaft, schauten ihre Adepten verächtlich auf die Lehren der Wahrheit herab, während der Aberglaube ihren Geist in Finsterniß versenkte und ihre Willenskraft den verkehrten Neigungen und gefährlichen Leidenschaften unterthan machte, an denen das Menschenherz so reich ist. Tempel und Idol von Canope verschwanden; an ihrer Stelle erstand eine große schöne Kirche, mit welcher ein Kloster verbunden und den Mönchen von Taberna übergeben wurde. In schmerzlicher Erinnerung an die tausend und tausend Beleidigungen, welche gerade hier dem Gott der Liebe, der Wahrheit und der Demuth zugefügt waren, versenkten sich die Mönche mit herber Bußstrenge in das Opfer am Kreuze und führten ein so heiliges abgetödtetes Leben, daß man sie „die Büßenden" und ihr Kloster „den Kerker" nannte. Alle Tempel Aegyptens wurden zerstört, wenigstens so weit, um den Götzendienst darin zu verhindern. Manche aber waren so colossal, daß die Menschenhand an ihnen erlahmte, wie man das noch jetzt, nach anderthalb Jahrtausenden, an den Tempeln von Tentyris, von Theben, von Esne, von Philae und an den Felsentempeln in Nubien sehen kann. Die Zeit, der Wüstensand, die Gelehrten, die Reisenden, die Landesbevölkerung, die sich in ihnen ansiedelt,

alles Das, jedes in seiner Weise, treibt an ihnen das Werk der Zerstörung, ohne sie zu zerstören; und die Säulen des sogenannten Königsaales in Theben mögen noch aufrecht stehen, wenn der Halbmond bereits gesunken ist.

Von Aegypten ging der Idolendienst aus und in Aegypten wurde er zuerst entwurzelt. Dann kam die Reihe an Syrien, wo der Sonnengott Baal und seine Schwester, die Mondgöttin Astarte, ihre Tempel und Cultus hatten. Ihr größtes Heiligthum war in Baalbek, das die Griechen Heliopolis nannten, am Fuße des Antilibanon. Es sank dahin. Von der alten Herrlichkeit sind wunderschöne Ruinen übrig geblieben: ein kleiner Tempel, über den die Ornamente an Kränzen und Gewinden, Laub und Blumen, Reben und Aehren, tanzenden Genien und Amoretten in solcher Fülle ausgegossen sind, daß man es überladen nennen würde, bedächte man nicht, daß er der Sonne gewidmet und mit diesem Frühlingsgarten als Sinnbild ihrer Wirksamkeit geschmückt ist; — und ein großer Tempel, von dem die prächtigen Gewölbe des Unterbaues, aber außerdem nur sechs herrliche korinthische Säulen erhalten sind, die schlank wie Cypressen, lichtgelb wie Gold von der Sonne angefärbt, graziös das Architrav tragen. Die zarte und scharfe Ausarbeitung der Ornamente, die man an den Trümmern ganz in der Nähe bewundern kann, zeigt den Stein wie mit der Nadel gestickt. Auf diese Ruinen wurde eine Kirche gebaut, wie überall. Die Erde ist des Herrn und Er sollte sein Eigenthum wieder in Besitz nehmen und es geheiligt den Menschenkindern zurückgeben; das war die Meinung des großen Kaisers und diese Absicht verfolgten auch seine beiden Söhne. Der Polytheismus hatte sein unüberwindlichstes Bollwerk jetzt nur noch da, wo er es immer haben wird: im verkehrten Menschenherzen. Welche Neigung es hat, ihm Opfer und Altäre zu widmen, dafür legt ein gewichtiges Wort Zeugniß ab: das Wort Gottes selbst, der in seinem Ersten Gebote sagt: „Du sollst keine Götter haben neben mir."

Zweites Kapitel.

Antiochien, das früh die chriſtliche Glaubenslehre empfangen, den Apoſtel Petrus zum Oberhirten der chriſtlichen Gemeinde gehabt und zuerſt den Chriſten ihren Namen gegeben hatte, theilte mit Rom, Conſtantinopel und Alexandrien die Ehre, eine der vier Hauptſtädte des römiſchen Weltreiches und im außerweltlichen Reich der Kirche ein Patriarchenſitz zu ſein. Es beſaß alle Vor- und Nachtheile der großen Städte: bedeutende Lehranſtalten, mannigfache Bildungsmittel, ausgezeichnete Männer, beträchtliche Vermögen, heftige Neigung zum Wohlleben in allen ſeinen Verzweigungen, tiefen Sittenverfall und große Gefahren, beſonders für Jünglinge. In ſolchen großen Städten bildet ſich das ganze Leben zu ſcharfen Contraſten aus, weil ſich durch heftige und beſtändige Reibung die Gegenſätze beſtimmt entwickeln und ſcheiden. Da iſt die nagende Armuth und der übermäßige Reichthum zu Hauſe, die abſchreckendſte Rohheit neben der feinſten Bildung, das gröbſte Laſter neben der reinſten Tugend, die tiefſte ſittliche Verkommenheit neben großer Heiligkeit. Da ſind die gewaltigen Verſuchungen zu Hauſe, und je nachdem man ſich ihnen hingibt oder ihnen widerſteht, bilden ſich die ſchneidenden Gegenſätze.

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts lebte zu Antiochien eine jener Frauen, an denen das chriſtliche Alterthum ſo reich iſt. Sie hieß Anthuſa, war von angeſehener und wohlhabender Familie und mit Secundus, dem Befehlshaber der Reiterei in Syrien, jung vermählt; denn er ſtarb, als ſie zwanzig Jahre alt und Mutter von zwei Kindern war. Mit der Liebe, die keinem Zweiten gilt, hatte ſie an Secundus gehangen und lehnte ſie jede fernere Bewerbung ab. Sie wollte trotz ihrer Jugend und ihrer Schönheit im äußeren Leben wie im Herzen Wittwe ſein und ſich ganz ihren Kindern widmen, deren Erziehung leiten und deren Vermögen verwalten. Im höchſten chriſtlichen Sinne erfaßte ſie ihre Aufgabe; Erziehung, Bildung, Verhältniſſe, Alles wurde zur Ehre Gottes gelenkt, damit weder Selbſtgefälligkeit, noch Prahlerei die guten Gaben vergifte. Anthuſa's Tochter entſchwindet

dem Blick. Ihr Sohn hieß Johannes, später zubenannt Chryſoſtomus, der goldene Mund. Es entwickelten ſich früh glänzende Talente in dem Knaben, und Anthuſa, die mit heiliger Freude jede gute Gabe pflegte, ließ ihn von den tüchtigſten Lehrern der Wiſſenſchaften unterrichten. Alle Koſten ſeiner Erziehung beſtritt ſie von ihrem Vermögen; das Vermögen der Kinder blieb unberührt. Sie beſorgte dies Alles mit einer Klugheit und Umſicht, welche durch die lauterſte Frömmigkeit geheiligt wurden und ihr eine ſo allgemeine Hochachtung gewannen, daß im Hinblick auf ſie die Heiden ſogar ausriefen: „Welche bewundernswürdige Weiber ſind doch unter den Chriſten!“ Anthuſa's zärtliche Sorgfalt fand ihren reichen Lohn in den glücklichen Fortſchritten ihres Sohnes, der mit einem Fleiß, welcher die glänzenden Talente nicht immer begleitet, dem Studium ſich hingab. Allen Muth und allen Eifer, den Johannes im ſpäteren Leben auf einem anderen Gebiete im größeſten Maße entwickeln ſollte, wendete er in ſeiner Jugend dem Fleiß und der Ausdauer im Studieren zu.

Die Beredſamkeit bildete damals den weſentlichſten Theil der gelehrten Bildung, wurde zugleich mit der Rechtskunde betrieben und öffnete die Bahn des Staatsdienſtes zu den höchſten Aemtern. Berühmte Meiſter in der Beredſamkeit gehörten zu den Berühmtheiten der Zeit, verſammelten die wißbegierige und ehrgeizige Jugend in unglaublicher Menge um ſich und wurden durch die Wichtigkeit ihres Lehramtes ſo hoch geſchätzt, daß ein tüchtiger Meiſter der Rhetorik einen jährlichen Gehalt von 600,000 Seſtertien aus dem Staatsſchatze erhielt. Libanius nahm in Antiochien den Lehrſtuhl der Beredſamkeit ein und Johannes wurde ſein ausgezeichnetſter Schüler. Libanius war ſo erfreut und überraſcht durch die Fähigkeiten des Jünglings, daß er einſt in einer Verſammlung von Kennern eine Rede vorlas, welche Johannes zum Lobe der Kaiſer aufgeſetzt hatte. Alle Meiſter der Kunſt äußerten Beifall und Bewunderung, und Libanius rief aus: „Glücklich der Redner, der ſolche Kaiſer zu loben hatte, und glücklich die Kaiſer, die in einer Zeit geherrſcht haben, wo

die Welt einen ſolchen Schatz beſaß!“ Wie Libanius ſein Leben lang Baſilius den Großen verehrte und mit Bewunderung deſſen Schritten folgte: ſo hatte er auch immer vor Johannes die größte Achtung. Als er um das Jahr 390 auf dem Sterbebette lag, fragten ihn ſeine Freunde, ob er nicht einen ſeiner Schüler zum Nachfolger auf ſeinem Lehrſtuhle beſtimmen wolle. „Ich würde Chryſoſtomus wählen,“ gab Libanius zur Antwort, „wenn die Chriſten ihn mir nicht weggenommen hätten.“ Dieſe Wegnahme ſeiner beſten Schüler durch das Chriſtenthum machte den Libanius aber nicht aufmerkſam auf die chriſtliche Glaubenslehre; er ſtarb im Polytheismus.

Chryſoſtomus verwendete Eifer und Fleiß aber nicht ausſchließlich auf die Studien; er arbeitete auch mit Kraft und Beharrlichkeit an ſich ſelbſt und ſeiner Vervollkommnung. Er war von Natur zum Zorn geneigt, und ſein Talent, ſich im Reden frei, ſicher und beſtimmt auszudrücken, hatte ihm den Vorwurf der Eitelkeit und des Uebermuthes zugezogen. Er kämpfte alſo mit unermüdlicher Anſtrengung, um ſich die Tugenden der Sanftmuth und Demuth, welche der göttliche Heiland vor allen anderen durch Wort und Beiſpiel lehrt, gründlich anzueignen, und es gelang ihm ſo vollkommen, daß er ſogar Meiſter der inneren Aufwallungen und ein Muſter von Sanftmuth, Beſcheidenheit und zärtlicher Nächſtenliebe, verbunden mit einem äußerſt einnehmenden und würdevollen Benehmen wurde. Eine ſolche aus evangeliſchen Grundſätzen entſprungene Liebe zur Tugend erwärmt und gewinnt das Herz für die göttliche Liebe und gibt ihm Kraft in bedenklichen Wendepunkten. Als Chryſoſtomus etwa zwanzig Jahre alt war, hatte er ſeine Studien vollendet. Ein reicher Schatz von Kenntniſſen, ein feines und ſcharfes Urtheil, eine außerordentliche Fertigkeit, der Fülle ſeiner Gedanken einen edlen Ausdruck zu geben, ſtand ihm zu Gebote und wurden getragen von ſeiner liebenswürdigen Perſönlichkeit und ſeiner guten Herkunft. Nun war zwar etwas in ihm, das ihn von den Ehren und Freuden der Welt hinweg und zum ausſchließ-

lichen Dienſte Gottes hinzuziehen ſuchte; allein er gab dieſer zarten Stimme noch nicht Gehör und betrat die Bahn eines Anwaltes. Die unbeſtimmten Hoffnungen und Phantaſien der Jugend, das bewegte Leben und Treiben der öffentlichen Gerichtshöfe, ſeine Talente, die gerade auf dieſem Schauplatz ihren Spielraum fanden, das Alles feſſelte ihn an die große Welt. Er hielt als Sachwalter einige Reden mit glücklichem Erfolg, er wurde bewundert und aufgeſucht. Er nahm Einladungen an, die er in ſeiner Laufbahn nicht ablehnen durfte und die ihn zur weiteren Theilnahme an gefährlichen Unterhaltungen veranlaßten. Er beſuchte die Theater, die öffentlichen Spiele, erſt aus Gefälligkeit, dann zu ſeinem Vergnügen. Er war im Begriff, auf dem breiten Strom der Welt dahin zu ſchwimmen. Wohl ein Strom, auf dem die nächſte Welle den Untergang bringen, an Klippen ſchmettern und in Strudel verſenken kann! Und plötzlich erkannte Chryſoſtomus dieſe Gefahr. Plötzlich mißfiel ihm eine Welt, die ihm noch eben ſehr gut gefiel, und der Entſchluß, ihr ganz zu entſagen, wurde klarer und feſter in ihm. Er zog ſogleich eine äußere Schranke zwiſchen ſich und der Welt, die ihn vor den Einladungen und Zudringlichkeiten ſeiner Freunde ſchützte: er veränderte ſeine Kleidung und erſchien nie anders als in einem ganz armen Gewande. Da das Innere des Menſchen ſich viel mehr in der Kleidung abſpiegelt, als man geneigt iſt zuzugeſtehen, weil man gern auf Rechnung der Mode und des allgemein Gebräuchlichen ſetzt, was doch eitle Neuerungs- und Gefallſucht, Prahlerei und frecher Luxus iſt, ſo wird die Veränderung in der Kleidung immer eine Veränderung im inneren Leben und die Hinneigung zu den Eitelkeiten der Welt oder die Abwendung von ihnen bezeichnen. Die Freunde des Chryſoſtomus verſtanden ſehr gut dieſe ſtumme Sprache: bei ihren Feſten und Schauſpielen paßte ein ſolches Gewand nicht. Sie machten ihm Vorſtellungen darüber, und als dieſe nichts fruchteten, verlachten und verhöhnten ſie ihn; aber Chryſoſtomus blieb unbewegt und übte ſich, dem Spott und der Verachtung gegenüber, praktiſch in der Demuth und in

der Selbstverläugnung. Er widmete seine Zeit dem Studium der heiligen Schrift, der Betrachtung der Glaubenslehren und dem Gebet. Alle Tage fastete er, durchwachte halbe Nächte und genoß eine kurze Ruhe auf einer Matte ausgestreckt, die am Boden seines Zimmers lag. So tödtete er äußerlich und innerlich den verzärtelten natürlichen Menschen ab.

Meletius, der fromme Patriarch von Antiochien, wurde bald auf diesen Jüngling aufmerksam, der bei so glänzenden Fähigkeiten eine so strenge Asceſe übte. Das konnte kein Alltagsmensch sein! Er suchte den jungen Asceten für den Dienst der Kirche zu gewinnen. Es wurde ihm leicht; denn Chrysostomus hatte nunmehr seine Bestimmung erkannt und erfaßt, die ihn ausschließlich zu Gott hinwies und dessen Ehre und Verherrlichung erstreben ließ. Meletius nahm ihn in sein Haus, unterrichtete ihn selbst, taufte ihn und weihte ihn zum Lector. Die Taufgnade brachte seine Tugenden immer schöner zur Blüthe. Es wurde seit dieser Zeit nie ein verletzendes oder unfreundliches Wort von ihm gehört. Die Aufwallungen eines gerechten Zornes über Sünden und Bosheit der Menschen unterdrückte er fortan immer mit der Bemerkung, wie thöricht es sei, durch fremde Verkehrtheit sich aufbringen zu lassen, anstatt die eigene zu verbessern. Das Stillschweigen übte er mit einer Selbstverläugnung, die bei seiner Redegabe doppelt zu bewundern war. Hätte er sich in der Unterhaltung über einen Gegenstand ausgesprochen, so würden Alle auf ihn gelauscht haben. Aber er floh den Beifall eifriger, als Andere ihn suchen. Er wußte, wie leicht die ungezähmte Zunge in die Schlingen der Eigenliebe verwickelt und wie schwer sie die innere Sammlung macht. Darum schwieg er bescheiden bei der Unterhaltung, hörte den Klugen und Vernünftigen mit der Aufmerksamkeit eines Schülers zu und ertrug langmüthig das Geschwätz der Oberflächlichen, ohne durch eine Sylbe zu verrathen, daß er mehr wisse als sie. Wohl unterhielt er sich mit Gleichgesinnten gern über die ernsten Wahrheiten des Glaubens und über

Dinge der Ewigkeit; aber er mied so viel wie möglich allen Verkehr mit Menschen, weil er stets in der Furcht vor dem Erwachen seiner Leidenschaften schwebte, die in der Einsamkeit leichter abzutödten sind, als da, wo ein beständiger Stachel sie aufreizt. Unverständige nannten ihn einen Menschenfeind. Er ließ sich Alles gefallen und brauchte dergleichen Schmähungen als Mittel gegen die Eitelkeit. Ungefähr drei Jahre brachte Chrysostomus im Hause des Meletius zu, der ihm geistlicher Vater und Führer seines inneren Lebens war; da brach die Verfolgung der Katholiken unter Kaiser Valens aus und zwar in der Weise, daß zuerst die glaubenstreuen Bischöfe weichen mußten, damit die hirtenlose Heerde desto leichter irre geführt werden könne. Meletius wurde, wie so viele andere Bischöfe, in's Exil geschickt. Chrysostomus war äußerst niedergeschlagen über den Verlust, den er selbst und ganz Antiochien dadurch erlitt und er hielt den Augenblick für günstig, um ein längst ersehntes Vorhaben auszuführen: er wollte sich mit einem theuern Jugendfreunde Namens Basilius und mit zwei Studiengenossen aus der Schule des Libanius, die Theodor und Maximus hießen, dem Kloster oder dem Einsiedlerleben widmen. Als Chrysostomus seiner Mutter diese Absicht mittheilte, äußerte sie einen so tiefen und zärtlichen Schmerz, daß sein liebevolles Herz der frommen treuen Mutter nicht wehe thun mochte. „Bleibe bei mir, so lange ich noch lebe; ertrage mich, bis du mir die Augen wirst zugedrückt haben, bat sie unter Thränenströmen. Wenn ich im Grabe bei deinem Vater ruhe, dann führe deinen Entschluß aus; dann betrübt er Niemand. Jetzt aber müßtest du fürchten, Gott zu beleidigen durch den Schmerz, den du deiner Mutter verursachst. Ich will dich ja nicht in das Treiben der Welt und in irdische Sorgen verwickeln, sondern alle Last dir abnehmen, alle Freiheit und Ruhe dir lassen, und dir das Leben leichter und friedlicher machen, als irgend einer deiner Freunde es könnte, weil es unmöglich ist, daß ein Anderer sich dein Glück mehr zu Herzen nimmt als ich." Chrysostomus kehrte also aus dem Hause des Meletius in

das ſeiner Mutter zurück; und ſie hielt Wort: ſie ſtörte ihn nicht in ſeiner ſtillen Lebensweiſe, in ſeiner Bußſtrenge, in ſeiner Verbindung mit ſeinen Freunden, die ſich ebenfalls der Asceſe gewidmet hatten. Theodor wurde aber derſelben untreu und kehrte in die Welt zurück zur tiefſten Betrübniß des charakterfeſten Chryſoſtomus, der ihm in einer eigenen Schrift „Ermahnungen an Theodor" das Unglück eines Menſchen vor Augen ſtellt, der in die heilige Miliz Jeſu eingetreten iſt und die Fahne verläßt, zu der er geſchworen hat, um wieder den Dienſt der Welt anzutreten, in welchem die Reue ihm doch keinen Frieden laſſen wird. Er brachte es wirklich dahin, daß Theodor ſeine Abſicht aufgab, ſich mit einer gewiſſen Hermione zu verehelichen und ſich mit erneuten guten Vorſätzen wieder ſeinen Freunden anſchloß, die mitten in dem glanz- und geräuſchvollen Antiochien, jeder in ſeinem Zimmer wie in einer Zelle, für aſcetiſche Uebungen und Studien der heiligen Wiſſenſchaften lebten. Dieſe vier jungen Männer wurden ſpäter ſämmtlich Biſchöfe und Theodor ſehr bekannt in der Kirchengeſchichte als Biſchof von Mopſueſtia.

Zwei Jahre lebte Chryſoſtomus auf dieſe Weiſe bei ſeiner Mutter, die allzu glücklich war, ihn bei ſich zu haben, um ſeine Neigungen für die Abgeſchiedenheit zu ſtören. Eine Reiſe nach Paläſtina und zu den Einſiedlern am Euphrat, die Chryſoſtomus machte, um mehr und mehr dies Leben kennen zu lernen, das ſo großen Reiz für ihn hatte, unterbrach auf einige Zeit ſeinen Aufenthalt bei ſeiner Mutter. Ihr war kein hohes Alter beſtimmt. Anthuſa ſtarb und ihr Tod gab ihm ſeine volle Freiheit. Faſt hätte er dieſelbe in anderer Art verloren! In der Kirchenprovinz, deren Metropole Antiochien war, ſollten einige Biſchofſtühle beſetzt werden und die Biſchöfe der Provinz warfen ihr Augenmerk auf Baſilius und Chryſoſtomus. Zu deren größtem Entſetzen! beſonders erſchrack Chryſoſtomus; denn trotz des tiefen Gefühles ſeiner Unwürdigkeit ertappte er ſich doch auf einer heimlichen Regung des Verlangens nach dem heiligen Amt. Als Baſilius angſtvoll ihn fragte, was er ihm werde? ant-

wortete Chryſoſtomus ausweichend: es ſei noch Zeit, darüber nachzudenken. Er wünſchte nämlich ſehr, daß Baſilius zur biſchöflichen Würde gelangen möge; deshalb verbarg er vor dem Freunde, daß er feſt entſchloſſen zum Widerſtande ſei. Als ſich die Biſchöfe zur Wahl in Antiochien verſammelten, war Chryſoſtomus verſchwunden, Niemand wußte wohin. Baſilius aber wurde geweiht und mußte ſich unter vielen Thränen dem ſchweren Amte in ſchwerer Zeit unterziehen. Als auch der zweite Biſchofſtuhl beſetzt war, kam Chryſoſtomus aus ſeiner Verborgenheit hervor. Dies Benehmen zog ihm manchen unverſtändigen Vorwurf zu. Er antwortete auf dieſelben durch ſeine Schrift „Vom Prieſterthum," die als ſein vorzüglichſtes Werk betrachtet wird, und worin er die Erhabenheit, die Würde, die Verpflichtungen und die Verantwortung des chriſtlichen Prieſterthums und vorzugsweiſe des biſchöflichen Amtes darſtellt. „Das Prieſteramt," ſchreibt er, „wird auf der Erde ausgeübt; aber im Himmel iſt ſein Urſprung. Es gehört zu den himmliſchen Dingen, weil der heilige Geiſt deſſen Schöpfer iſt und den Menſchen die Ehre erzeigt, ſie zu dieſem überengelhaften Dienſt zu erheben. Deshalb muß der Prieſter (Biſchof) ſo lauter ſein, als ob er ſchon zwiſchen den ſeligen Geiſtern wandele. Darf man wohl mit ſeiner Geſinnung unter den Menſchen und bienieden weilen, wenn das Lamm Gottes geſchlachtet auf dem Altare liegt und der Prieſter das erhabene Opfer darbringt und betend für das Volk, das ihn umringt, das heilige Blut in geheimnißvoller Feier vergießt? Der Prieſter," ſagt Chryſoſtomus weiter, „hat von Gott eine Gewalt empfangen, welche kein Engel beſitzt: was er bindet, bleibt im Himmel gebunden; was er löſt, bleibt im Himmel gelöſt; Gott beſtätigt den Richterſpruch ſeiner Diener. Sie erzeugen ein neues Geſchlecht durch das Waſſer und durch den Geiſt; ſie ſpenden den Leib des Herrn und führen dadurch in's Himmelreich ein, das ſich nur den Theilnehmern an dieſem Myſterium erſchließt. Darum müſſen wir ſie höher achten als Könige und Kaiſer, und ihnen größere Ehrfurcht erweiſen,

als unſeren eigenen Vätern. Denn dieſe haben uns nach der Ordnung der Natur gezeugt; aber jene ſind die Urheber des übernatürlichen Lebens, der wunderbaren Adoption Gottes, durch die wir ſeine Kinder nach der Gnadenordnung werden." Weiter ſagt er: „Der Menſch kann dem göttlichen Erlöſer keinen größeren Beweis ſeiner Liebe geben, als indem er ein treuer Hirt und Prieſter wird. Dreimal fragte Chriſtus den Apoſtelfürſten: Liebſt du mich? und dreimal ſpricht er auf die Bejahung des Petrus: Weide meine Schafe. Der Herr wußte wohl, daß Petrus ihn liebe; aber er wollte ihm einleuchtend machen, daß Er ſein Liebſtes und Theuerſtes, die Heerde ſeiner Gläubigen, der Führung dieſer Liebe anvertraue. Der Prieſter iſt ein Geſandter Gottes für die Erde und der Fürbitter des ſündigen Menſchengeſchlechtes: in welcher Reinheit und mit welcher Vorſicht muß er leben, um nicht angeſteckt vom Verderben der Welt zu werden und ſeine Seele in geiſtiger Schönheit zu bewahren."

So trennten ſich die beiden Freunde; Baſilius ging nach ſeinem Biſchofſitz Raphanea in Syrien; Chryſoſtomus ging zu den Asceten, welche in den Bergen um Antiochien eine Lebensweiſe führten, wie Baſilius der Große in den Bergen von Pontus und wie die Aegypter auf dem Berge von Nitria. Um Mitternacht erhoben ſie ſich, durch ihren Vorſteher geweckt, vom Lager, das aus einer Binſenmatte, auf dem Fußboden hingebreitet, beſtand. Zu langen gemeinſchaftlichen Gebeten verſammelten ſie ſich in der Kapelle. Dann ging Jeder an ſein Tagewerk in einſamer Zelle und im tiefſten Stillſchweigen. Ihre Beſchäftigungen waren nach ihren Fähigkeiten verſchieden: während die Einen das Land mit Getreide und Gemüſe bebauten, flochten die Anderen Körbe, webten groben Kleiderſtoff, und beſchäftigten ſich noch Andere damit, Bücher zu copiren oder gar zu ſchreiben. Das Studium der Evangelien und die Betrachtung der Heilswahrheiten war Aufgabe Aller. Ihre Nahrung beſtand in Waſſer, Salz und Brod, wozu Einige etwas Oel fügten. Die Kranken genoſſen Gemüſe. Ihre Kleidung war ein Gewand aus

Ziegen- oder Kameelhaar roh gewebt, zuweilen aus Fellen zusammengesetzt, immer so dürftig, daß kein Bettler es gewünscht hätte; und trotz des steinigen Gebirgbodens gingen sie stets ohne Sandalen. Nie durften sie das Stillschweigen brechen; ihre Unterhaltung war mit Gott, mit den Propheten und Aposteln, deren Lebensweise sie nachahmten, deren Lehren sie studirten. Diese Richtung auf das Himmlische gab ihnen tiefen Frieden und große Heiterkeit der Seele. Das Mein und Dein war verbannt. Mit einem Herzen und einer Seele lebten und liebten sich Alle in Gott. Was sie erübrigten vom Ertrag ihrer Arbeiten durften sie den Armen mittheilen; und immer hatten sie etwas zu spenden, denn das zufriedene Gemüth fühlt sich immer reich. Fremdlinge wurden gastfrei aufgenommen und bewirthet, gleichviel ob sie reich oder arm waren. Abends, am Schluß des Nachtgebetes, stellten Alle eine Betrachtung über das Weltgericht an, um sich zu christlicher Wachsamkeit anzueifern und sich auf die ernste Rechenschaft vorzubereiten, welche der ewige Richter dann fordern wird.

Außer diesen Asceten im gemeinsamen Leben schlossen solche Genossenschaften auch Einsiedler in sich, die zuweilen für eine Zeit, zuweilen für immer in noch größere Abgeschiedenheit sich zurückzogen, Höhlen im Gebirge bewohnten, die äußerste Bußstrenge Angesichts des üppigen und weichlichen Antiochien übten und sich Sonntags zur gottesdienstlichen Feier und zum Empfange der heiligen Sacramente im Kloster einfanden. Unter diesen Männern war Mancher in Reichthum und Wohlleben aufgewachsen, wie Chrysostomus, der sich um das Jahr 374 den Mönchen anschloß. Seine Beharrlichkeit wurde Anfangs schwer geprüft; die Mühsale einer so strengen Lebensweise dünkten ihn unerträglich. Er hatte sich zwar in Speise und Trank und allen leiblichen Bedürfnissen schon lange ein äußerst kleines Maß gesetzt; allein kein anderes Oel zu genießen, als dasjenige, welches auch in seiner Lampe brannte, und kein anderes Brod zu essen, als das harte und grobe des Klosters, das schien ihm

allzu ſtreng und ſeine Natur wollte ſich tauſend Mal dagegen empören. Aber die Gnade zeigte ihm immer wieder und wieder die Beſiegung irdiſcher Begierlichkeit als ein Mittel, um die Herrſchaft des Geiſtes über die Sinnlichkeit, des Himmliſchen über das Niedere zu befeſtigen, und um ihn mehr und mehr auf die Stufe der Vereinigung mit Gott zu erheben, wo Chriſtus in dem Menſchen lebt. Und dies Verlangen wurde für Chryſoſtomus die Waffe, mit welcher er alle Verſuchungen zu Boden ſchlug. Er hatte ſich einen frommen und erfahrenen Greis zum Seelenführer gewählt und ſuchte an deſſen Hand und wetteifernd mit den Gottſeligſten auf dem Wege der Vollkommenheit vorwärts zu eilen.

In Antiochien herrſchte der Weltgeiſt dermaßen, daß ein ſolches Streben nach Vollkommenheit auf dem rauhen Pfade der Entſagung von Vielen als Wahnwitz betrachtet wurde, von Heiden und Chriſten. Man darf nicht vergeſſen, daß Kaiſer Valens damals in Antiochien ſein Hoflager hielt und den Arianismus mit aller Macht, die einem Kaiſer zu Gebote ſteht, ausbreitete. Die Arianer aber, die ihrer Irrlehre zufolge den menſchgewordenen Gottesſohn aufgegeben hatten und feindlich dem Chriſtenthume gegenüber ſtanden, haßten und verfolgten deshalb auch alle aus dem Weſen des Chriſtenthumes hervorgehenden Inſtitutionen. Klöſter waren ihnen beſonders zuwider, weil in den Klöſtern der Glaube an den menſchgewordenen Gott durch praktiſche Nachfolge in lebendigſter Weiſe ſich kund gab. Da der Arianismus in Flor und Anſehen um den Kaiſerthron blühte, ſo beherrſchte er eine Maſſe von flachen Köpfen und lauen Gemüthern und impfte ihnen ſeine Anſichten ein. Daher der Widerwille in Antiochien gegen das Kloſterleben. Mönche wurden mißhandelt, junge Leute mit Gewalt und durch Drohungen von Verwandten und Bekannten vom Kloſterleben zurückgehalten. Hatte ein Chriſt doch ausrufen können: „Freie Männer von vornehmer Herkunft ſehen zu müſſen, die alle Freuden der Welt hätten genießen können, und die ſtatt deſſen ein ſo

ſtrenges Leben ſich wählen: das kann zur Verläugnung des chriſtlichen Glaubens und zum Altare der Götzen treiben!“ In Folge heftiger Wuthausbrüche gegen die armen ſtillen Mönche in Antiochien wurde Chryſoſtomus gebeten, etwas zu ſchreiben, um das Vorurtheil gegen dieſen Stand zu beſeitigen. Er that es in einer Schrift „Wider die Feinde des Kloſterlebens,“ worin er ſagt, daß die ewigen Strafen für alle Uebertreter der göttlichen Gebote beſtimmt wären; daß die Welt voll Sünden und Laſter ſei, wie zur Zeit der Sündflut und wie bei Sodomas und Gomorras Untergang; und daß die Ordensleute weiter gar nichts thäten, als ſich vor dem anſteckenden Verderben in die Abgeſchiedenheit zu begeben, um den ewigen Strafen zu entgehen, was doch als etwas höchſt Vernünftiges allgemein gebilligt werden ſollte, da die ewige Glückſeligkeit den vergänglichen Genüſſen gewiß vorzuziehen ſei. „Man ſagt freilich,“ fährt er fort, „es könne ſich Jeder in der Welt und in ſeinem Hauſe ebenſogut heiligen, als in der Wüſte. Wollte Gott, daß die Menſchen durch ihre Tugenden ihre Häuſer in Klöſter verwandelten und dieſe überflüſſig machten! Da das aber nicht der Fall iſt und ſo viel Laſter in der Welt und ſo viel Tugend im Kloſter gefunden wird, warum denn Diejenigen tadeln, welche jene meiden und dieſes aufſuchen möchten?“ Er macht eine ſchauerliche Beſchreibung von der Entſittlichung der Jugend in Antiochien und macht die Eltern für die Verirrungen ihrer Kinder verantwortlich, „weil ſie viel eifriger in der Vergrößerung des Vermögens, als in der Ertheilung frommer Lehren ſind. Durch tauſend Worte treiben ſie die Kinder an in der Welt zu glänzen, und kein einziges fordert zur Erſtürmung des Himmels auf. Verlangen nach Reichthum und nach Anſehen iſt die Triebfeder, die ihre Handlungen beſtimmen ſoll.“

Zwei ſehr fromme Einſiedler baten Chryſoſtomus, ſie zum rechten Bußgeiſt anzufeuern. Der eine hieß Demetrius. Während ſich Alle an ſeiner Heiligkeit erbauten, hatte er ſelbſt eine ſo geringe Meinung von ſich ſelbſt, daß er oft die

Hände des Chryſoſtomus küßte, mit Thränen bedeckte und ihn bat: „Hilf mir, mein hartes Herz zu erweichen.“ Chryſoſtomus ſchrieb für dieſe Männer ſeine Abhandlung „Von der Zerknirſchung.“ Er ſagt, um gut über ſie zu ſchreiben, müſſe man ganz von ihr erfüllt ſein und er ſelbſt ermangele des himmliſchen Feuers, das die Schwäche der Natur und die Hinfälligkeit des Fleiſches verzehre, die Seele ablöſe von den erſchaffenen Dingen und ihr Flügel gebe, um ſich zu den himmliſchen zu erſchwingen. Dann führt er aus, daß die Zerknirſchung nicht abhänge von der Wüſte, der Zelle und dem Bußgewande, ſondern von einem aus Liebe zu Gott reuigen Herzen, wie König David und der Apoſtel Paulus, das immer ſeine Sünden vor Augen hat, immer ſein Gewiſſen unbefleckt zu erhalten ſucht, immer eingedenk bleibt, wie fern es iſt vom Himmelreich und wie leicht es, durch erneuten Sündenfall verſtockt, auf ewig von der Anſchauung Gottes verbannt werden könnte.

Nachdem ſich Chryſoſtomus vier Jahre im Kloſter aufgehalten hatte, zog er ſich in eine Felſenhöhle zurück und lebte dort zwei Jahre ganz verſenkt in die Betrachtung der heiligen Schriften. Die feuchte Grotte, die Winterkälte, der Mangel an Schlaf und an kräftiger Nahrung zog ihm aber ſo ſchwere Krankheiten und ununterbrochene Leiden zu, daß die Vorſteher der Genoſſenſchaft ihn mehr und mehr hinſterben ſahen und ihm deshalb die Heimkehr nach Antiochien und die Herſtellung ſeiner Geſundheit zur Pflicht machten. Chryſoſtomus gehorchte; aber das Erſte war leichter als das Zweite. Er behielt lebenslänglich einen äußerſt ſchwächlichen Körper, „den Leib einer Mücke,“ wie er ſelbſt ſagt. Doch hatte dieſe Schwäche auf ſeinen Geiſt und auf ſeine Thätigkeit nicht den geringſten Einfluß; er lebte, arbeitete, wirkte, als ginge ihn ſein Leib gar nichts an. So ging er denn aus einem ſechsjährigen Stillſchweigen als einer der größten Redner hervor, den je die Welt gehört hat, und in ſeiner Vaterſtadt ſollte zuerſt ſein Licht aufleuchten. Sein verehrter Biſchof Meletius war nach dem Tode des Kaiſers Valens

aus der Verbannung heimgekehrt und mit Frohlocken in Antiochien empfangen worden und Chryſoſtomus durfte ſich ſeinem Oberhirten nicht widerſetzen, der ihm die Weihe des Diakons ertheilte. Mit heiliger Ehrfurcht übernahm und verwaltete Chryſoſtomus dies Amt. Während des Exils des Meletius und der arianiſchen Schreckensherrſchaft hatten ſich nicht alle Prieſter vervollkommnet. Manche waren gleichgültig geworden, vollzogen ihre Verpflichtungen mit Nachläſſigkeit und behandelten den Unterricht der Catechumenen ſo oberflächlich, daß zuweilen Hunderte von Menſchen getauft, doch nicht gründlich in der chriſtlichen Glaubenslehre unterrichtet waren, zum größten Schaden der einzelnen Seelen, wie der ganzen Gemeinde. Dieſer Neugetauften nahm ſich Chryſoſtomus mit aller Sorgfalt an, damit ſie über ihren Glauben und ihre Pflichten wahrhaft belehrt würden. Der Unterricht der Armen und Elenden und die Sorge für ihr leibliches Wohlergehen war ſeine liebſte Beſchäftigung. Der Tod des heiligen Meletius, der auf dem ökumeniſchen Concil zu Conſtantinopel im Jahre 381 erfolgte, ſchmerzte Chryſoſtomus um ſo tiefer, als er den herrlichen Greis mit der Zärtlichkeit eines Sohnes liebte und die kirchlichen Wirren zu Antiochien wieder aufleben ſah. Da er ſich immer mit der ganzen morgenländiſchen Kirche zur Partei des Meletius gehalten hatte, ſo trat er auch in die Gemeinſchaft mit deſſen Nachfolger Flavian, der ein ſo ausgezeichneter Prieſter war, daß nichts an ihm zu wünſchen übrig blieb, als das Eine: daß er nicht Prieſter geblieben war und dem früheren Uebereinkommen gemäß den Paulinus als Nachfolger des Meletius anerkannt hatte. Dem ſei wie ihm wolle; Flavian entwickelte auf dem Patriarchenſitz alle Tugenden, welche man in Meletius bewundert hatte. Dem Chryſoſtomus ertheilte er die Prieſterweihe im Jahre 386 und machte ihn in der Verkündigung des Evangeliums zu ſeinem Stellvertreter. Viele Reiſen und andere Amtsgeſchäfte, beſonders aber die neidloſe Erkenntniß, daß Chryſoſtomus unvergleichlich als Prediger und auf der Kanzel vom größten Einfluß ſei, veranlaßten

Flavian, ihm die Verkündigung und Auslegung des göttlichen Wortes anzuweiſen, was eigentlich zu den Obliegenheiten der Biſchöfe gehörte. Antiochien begrüßte dieſe Anordnung mit gränzenloſer Freude. Durch ſeine Schriften, ſeinen lehrreichen Umgang, ſeinen frommen Wandel, ſeine Liebe für die Armen und Geringen hatte er dieſe flatterhaften Herzen gewonnen. Er wollte sie aber nicht für ſich zur Befriedigung menſchlicher Eitelkeit, ſondern für Gott und für die Liebe zur chriſtlichen Vollkommenheit gewinnen. Daher war ihm die Kanzel eine heilige Stätte, von welcher, unter dem Beiſtande des heiligen Geiſtes, ſein Wort ſich wie Regen und Thau über dürres Erdreich, über die ihm anvertrauten Seelen ergießen ſollte.

Die Zahl der Chriſten in Antiochien belief ſich auf etwa hunderttauſend. Um ihnen Allen die Gelegenheit zu bieten, das Wort Gottes zu hören, predigte Chryſoſtomus mehrmals in der Woche, zuweilen zweimal an einem Tage. Er ſcheute keine Mühe und Anſtrengung, wenn er hoffen konnte, eine einzige Seele zu retten oder zu fördern. Man hörte ihn mit unglaublicher Theilnahme. Der Patriarch ſelbſt verſäumte ungern eine ſeiner Predigten. Die Zuhörer geriethen zuweilen in einen ſolchen Sturm von Bewunderung, daß ſie durch lautes Freudengeſchrei und Händeklatſchen ſich Luft machen mußten, und Chryſoſtomus beſchwört ſie oftmals, dieſe Zeichen des Beifalles zu unterdrücken und ihre Bewunderung durch Ausübung ſeiner Lehren zu bethätigen, was freilich etwas ſchwieriger iſt. Bald erklärte er ihnen die heiligen Schriften, bald bedroht und ſtraft er Ausſchweifung, Laſter und öffentliches Aergerniß, bald eifert er gegen verderbliche Neigungen und Gebräuche, bald lobt er, wenn ſeine Ermahnungen befolgt werden, bald klagt er, wenn ſie ohne Frucht bleiben. Auch wichtige öffentliche Ereigniſſe zog er in den Kreis ſeiner Vorträge, um Belehrungen daran zu knüpfen. Da ſehr viel Irrgläubige, Juden und Heiden in Antiochien lebten und ebenfalls von dem Zauber ſeiner Beredtſamkeit in die Paläakirche, in welcher er predigte, gelockt wurden: ſo widerlegte er auch die Irrlehren, bekämpfte

die Irrthümer und hob alle Einwendungen auf, die gegen das Christenthum gemacht wurden. Einst tadelte ihn eine gemeine Frau darüber, daß seine Predigten im Anfange nie deutlich und verständlich genug für die Einfältigen und Ungebildeten sei. Er folgte dem Rath und gab sich Mühe, der großen Menge recht nützlich zu werden. Dabei war er von solcher Liebe zu seiner Gemeinde entflammt, daß er ihr oft betheuerte: wenn es möglich wäre, würde er gern alle Mühseligkeiten eines tugendhaften Wandels für sie übernehmen und ihr mit Freuden die Kronen und Belohnungen der Tugend überlassen. Eine berühmte Homilie hielt er am Neujahrstage über den Ausspruch des Apostels Paulus: „Thut Alles zur Ehre Gottes." Es herrschte ganz allgemein der Aberglaube: wie der erste Tag des Jahres, werde das ganze Jahr sein, und dieser Wahn war die Veranlassung zu einer Menge von Unordnungen. Jeder wollte im neuen Jahre froh und glücklich sein und gab sich alle Mühe, um Freude und Glück an seine Person, sein Haus, sein Geschäft zu fesseln. Die Straßen wurden mit Blumengewinden geschmückt, die Marktplätze, Kramläden und Buden erleuchtet und bekränzt. Kaufleute und Handwerker legten ihre besten Sachen aus, um Käufer anzulocken; singende und tanzende Züge wanderten durch die Stadt; am frühen Morgen fanden schon Schmausereien statt, bei denen sich sogar Weiber berauschten; Freunde und Verwandte beschenkten sich gegenseitig und versammelten sich zu üppigen Festmahlen. Daß Glück und Freude von Gott komme und daß er das neue Jahr segnen müsse, wenn es ein frohes Gedeihen haben solle, daran dachten Wenige. Die allgemeine Aufregung bewirkte einen ansteckenden Rausch, den Jeder empfand. Die Gotteshäuser standen leer. Dieser gefährliche Aberglaube an gute und böse Tage und diese unsinnigen Feierlichkeiten veranlaßten Chrysostomus, sein Volk zu ermahnen, nicht an gewissen Tagen thörichte Feste zu begehen, sondern das ganze Leben zu einem Festtag zu machen, wie er dem Christen geziemend sei.

„Hast du ein reines Gewissen, so hast du einen immerwäh-

renden Festtag, weil dich beständig die herrlichsten Hoffnungen nähren und die Erwartung der ewigen Güter dich erfreut. Diesen dauernden Festtag, der von keinem Umlauf der Jahre, von keinem Wechsel der Zeit beschränkt ist, kann Jeder haben. Dazu braucht man nicht Reichthum, nicht Ueberfluß, nur die Furcht Gottes, diesen Schatz, der alle Güter der Erde überwiegt. Sieh an den Himmel, die Erde und das Meer mit ihren Gebilden, das Firmament mit seinen Gestirnen. Betrachte die Engel und Erzengel, und die Chöre der seligen Geister; das Alles ist Eigenthum des Herrn. Nun wohlan! es ist unmöglich, daß der Knecht eines so reichen Herrn arm sein könne, vorausgesetzt, daß der Herr ihm gnädig ist; und er wird es sein, wenn der Knecht Alles thut zur Ehre des Herrn. Aber, fragst du, wie kann ich essen und trinken zur Ehre Gottes? Rufe einen Dürftigen herbei, laß Christum Theil nehmen an deinem Mahle, so hast du Gott zur Ehre gegessen und getrunken. Oder du fragst: Wie kann ich zur Ehre Gottes ausgehen oder daheim bleiben? Wenn du, statt an den Lustgelagen der üppigen Welt Theil zu nehmen, in der Kirche dem Gebete obliegst oder in deinem Hause die Verrichtungen übst, welche dein Stand dir zur Pflicht macht. Oder: Wie kann ich zur Ehre Gottes mein Kind, meinen Diener, über die ich oft aufgebracht bin, strafen? Wenn du siehst, daß sie unbekümmert um ihre Seele sündigen, Freuden nachlaufen und Gott beleidigen, dann verweise und strafe. Verfehlen sie aber etwas gegen dich, so vergib es ihnen. Beides ist zur Ehre Gottes. Mache dir Freunde zur Ehre Gottes, indem du dir solche erwählst, die deiner Seele durch Beispiel, Ermunterung, Rath und Gebet förderlich sind. Und mache dir, wenn es sein muß, Feinde zur Ehre Gottes, indem du Schwelger und Lasterhafte unerbittlich fliehst. Weine zur Ehre Gottes über die Sünden der Welt, über den Fall deines Nächsten; und freue dich zur Ehre Gottes über die Rettung einer Seele, über die Tugenden deines Bruders. Schweige zur Ehre Gottes, wenn man dich kränkt und verläumdet; und rede zur Ehre Gottes von himmlischen Dingen

und kein unnützes leeres Geschwätz. Wer einen Becher kaltes Wasser um Gottes willen gibt, dem hat der Herr das Himmelreich versprochen. Wie groß wird deine Belohnung sein, wenn du Alles zur Ehre deines Gottes thust. Also wolle nichts, sage nichts, thue nichts, wodurch du nicht das Wohlgefallen Gottes erlangst. Denke daran, daß Einer betete und dadurch Gott beleidigte! ich meine den Pharisäer. So viel hat es auf sich, wenn man etwas nicht zu Gottes Ehre thut."

Drittes Kapitel.

Bald darauf sammelte sich ein schweres Ungewitter über Antiochien. Kaiser Theodosius hatte eine außerordentliche Steuer zu Gunsten seines Staatsschatzes, der durch die Kriege mit den Barbaren erschöpft war, ausgeschrieben und alle Städte des Reiches hatten sie willig gezahlt. Die öffentliche Bekanntmachung dieses Befehles rief in Antiochien auf der Stelle Klagen und Murren hervor. Wie immer in den reichen großen Städten war viel Pöbel da und viele Tagediebe, welche die Sache gar nichts anging, welche aber ihren bösen Leidenschaften in öffentlichen Unruhen Luft machen konnten und im Trüben zu fischen hofften. Sie rotteten sich zusammen, verbreiteten Mißstimmung durch die ganze Stadt, theilten sich dann in verschiedene Haufen, welche durch die herbeiströmende neugierige Menge mehr und mehr anschwollen und plötzlich war Antiochien in Aufruhr, indem sich Einer an des Anderen Wuth entzündete, ohne eigentlich zu wissen, weshalb man wüthe. Der Statthalter wurde in seinem Palast bestürmt und mit dem Tode bedroht. Die prächtigen warmen Bäder wurden geplündert und verwüstet, die Bildsäulen des Kaisers, seiner beiden Söhne, seines Vaters, sogar die der verstorbenen Kaiserin Flaccilla umgerissen, zerschmettert, in Bruchstücken von den Kindern durch die Straßen geschleift; das Haus eines vornehmen und reichen Mannes ohne allen

Grund in Brand gesteckt. Die Obrigkeit, welche im Beginne dem Aufruhr hätte steuern sollen, verkroch sich feig und erst am Mittag rückte der Oberst der Bogenschützen gegen die Empörer aus. Als Einige verwundet waren und der Statthalter endlich erschien und ihnen zuredete, lief das Volk auseinander, ganz bestürzt über seine Missethaten.

Die Obrigkeit suchte alle Schuld von sich abzuwälzen und die Feigheit durch Grausamkeit gut zu machen. Sie füllte die Gefängnisse mit Schuldigen und Unschuldigen an, um die Anstifter und Theilnehmer des Aufruhres ausfindig zu machen, und harmlose Menschen, die zufällige Zuschauer des tollen Treibens gewesen, Knaben, die vom Muthwillen der Jugend hingerissen waren, wurden wie Verbrecher zur Verzweiflung ihrer Familien gestraft. Dazu kamen Schreckensgerüchte, denen die unbestimmte Angst des Volkes leichtgläubig das Ohr lieh. Bald hieß es, der Kaiser wolle die Stadt der Plünderung der Soldaten Preis geben; bald, der Zehnte der Einwohner sollte niedergehauen werden. Wer fliehen konnte, floh: in Nachbarstädte und auf's Land, in's Gebirg und in die Wüste. Jeder schleppte von seiner Habe mit sich, was er eben eilig zusammengerafft hatte. Die Aermeren litten mit Weib und Kind große Noth. Alle Gemüther waren verstört. Vornehme Frauen verbargen sich vor den Schrecknissen, die da kommen sollten, in Felsenhöhlen. Sogar von den Senatoren ergriffen viele die Flucht. Alle Bemühungen der kaiserlichen Regierungsbeamten, die Menschen zurückzuhalten, waren vergeblich. Wer in der Stadt bleiben mußte, verhielt sich still in seiner Behausung. Niemand öffnete seine Werkstatt, seine Bude. Die öffentlichen Plätze, sonst wimmelnd von Volk, brausend von Thätigkeit, überfüllt mit Müssiggängern, waren still und leer, und sogar, als höchster Ausdruck einer ungeheuern, von Jedermann empfundenen Calamität, Theater und Rennbahn geschlossen. Der Statthalter hatte den Kaiser sogleich durch Eilboten von dem Vorfalle benachrichtigt und zagend erwartete man deren Rückkehr. Inzwischen kamen einige verständige und angesehene Leute auf

den Gedanken, ihrerseits dem Kaiser einen Boten zu senden, aber einen solchen, der, wie die Taube zu Noe's Arche, ihnen den Oelzweig zurückbringe; einen Fürsprecher für die Stadt. Von jeher waren Bischöfe als Vermittler zwischen Macht und Schwäche als Beschützer der Bedrängten angesehen worden. Ihre so gewiß überweltliche Stellung als Väter der Seelen gab ihnen eine Freiheit von irdischen Rücksichten, die dem Vermittler nothwendig ist. Flavian also sollte nach Constantinopel reisen und im Namen der Stadt Theodosius um Verzeihung bitten und willig trat er die weite und beschwerliche Reise an.

Der Kaiser, von Natur sehr heftig, war empört über die Vorfälle in Antiochien. Er hatte der Stadt immer Beweise des Wohlwollens gegeben und in der Absicht, zuweilen dort sein Hoflager aufzuschlagen, zwei herrliche Paläste erbauen lassen, den einen für den Winter in der Altstadt, den anderen als Sommeraufenthalt im benachbarten Haine der Daphne. Jetzt aber sollte Antiochien kein kaiserliches Hoflager werden, sondern ein Dorf, der Stadt Laodicea untergeordnet; ihre Theater, Bäder, Tanzsäle, Rennbahn sollten geschlossen werden und die Brodspenden an die Dürftigen aufhören, welche täglich in Antiochien, wie in Rom und Constantinopel aus den öffentlichen Mitteln statt fanden. Mit der Ausführung dieser allgemeinen Strafe, zu welcher dann noch die besondere für einzelne Schuldige kam, beauftragte der Kaiser seinen Hofkanzler und den Feldherrn Hellebikus, zum Glück zwei sehr rechtschaffene Männer von milder Gesinnung. Mit banger Ehrerbietung empfing man sie und erfuhr von ihnen, daß zur Zeit ihrer Abreise der Patriarch noch nicht angekommen war. Am anderen Tage löste sich die bange Spannung in Trauer und Wehklage; es begannen gerichtliche Untersuchungen und Verhaftungen. Da überließ man sich einer gränzenlosen Verzweiflung. Die Frauen, die Mütter, die Kinder umlagerten den Gerichtssaal und jammerten um Erbarmen mit ihren Gatten, Söhnen und Vätern; die Priester verwendeten sich flehend für ihre Mitbürger; ja, die frommen

Asceten kamen aus ihren Zellen und Einsiedeleien, um für dies Volk zu bitten, das in seinen übermüthigen Tagen nur Schmähungen und Verfolgung für sie hatte.

. Unter ihnen befand sich der heilige Macedonius, ein ganz schlichter Mann ohne wissenschaftliche Kenntnisse, aber in dem unmittelbaren Verkehre mit Gott, dessen die einfachen reinen Herzen zuweilen gewürdigt werden. Die Kunde der jammervollen Zustände war in seine Felsenhöhle gedrungen. Er eilte in die Stadt und sogleich begegneten ihm der Kanzler und der Feldherr zu Pferde. Er fiel ihnen in die Zügel und hieß sie absteigen. Mit unaussprechlichem Erstaunen blickten die Herren auf den kleinen, unscheinbaren, armseligst gekleideten Mann herab, der ihnen eine solche Zumuthung machte. Kaum erfuhren sie aber, daß dies Macedonius, der berühmte heilige Einsiedler sei, so stiegen sie ab und ließen sich in's Griechische dolmetschen, was er auf syrisch ihnen sagte: „Thut kund dem Kaiser, daß auch der Herrscher ein Mensch sei. Er befiehlt über Menschen, die gleicher Natur mit ihm und nach dem Bilde Gottes geschaffen wurden. Empfindet er so tief die Beleidigung, die seinen seelenlosen Bildnissen widerfahren ist, so scheue er sich doch ja, gegen Menschen zu wüthen, welche die lebendigen Ebenbilde Gottes sind. Sollen Menschen geopfert werden, um Erz zu rächen? Mit leichter Mühe hat man ihm seine Statuen wieder aufgerichtet. Er aber, Kaiser wie er ist, vermag nicht ein Haar der Menschen wieder herzustellen, die er etwa möchte tödten lassen." Darauf kehrte Macedonius um und ging in seine Wüste zurück. Die Herren waren ganz bestürzt über diese kurze kühne Rede, und als nun tausend Stimmen sich mit der Bitte erhoben, kein Urtheil an den Strafbaren vollziehen zu lassen, bevor man seine Gnade angefleht habe: da gaben sie das Versprechen, warten zu wollen auf die Entscheidung des Kaisers. Wie ein Blitz der Hoffnung flog diese Erklärung schnell durch die ganze Stadt und rief in diesen beweglichen Gemüthern einen solchen Jubel hervor, als sei nun alles Unheil abgewendet. Vor dem Gerichtshofe wurden die

beiden Herren von Schaaren des Volkes umringt, die ihnen Segenswünsche zujauchzten bis spät am Abend.

Unterdessen war Flavian in Constantinopel angelangt und vor Theodosius erschienen, traurig und demüthig, als laste die Schuld der Empörung auf seinem grauen Haupte. Der Kaiser empfing ihn gütig, klagte aber über den Undank einer Stadt, die er mit Wohlthaten überhäuft habe; was Flavian durchaus anerkannte. Um den Kaiser mild zu stimmen, erinnerte der Patriarch ihn an eine Aeußerung der Milde, die er einst selbst gemacht hatte. Als Theodosius das Gesetz gab, daß vor dem Osterfeste die Gefangenen befreit werden sollten, rief er aus: „O könnte ich auch die Todten wieder erwecken!" Und an Constantin erinnerte Flavian, der, als er hörte, Aufrührer hätten mit Steinen nach seiner Bildsäule geworfen, lächelnd mit der Hand über das Gesicht fuhr und sagte: „Ich fühle mich nicht verwundet." So eindringlich und feurig wußte der Greis zu sprechen und zu bitten, und so beweglich das heilige Gebet: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern," dem Kaiser vorzustellen, daß dieser nachdenkend und gerührt wurde. „Gedenke des letzten Tages," sagte Flavian endlich, „wo wir Alle über unsere Handlungen Rechenschaft ablegen müssen; und bedenke, daß es heute in deiner Macht steht, dir ein günstiges Gericht von dem Herrn zuzusichern. Du wirst dein eigenes Urtheil aussprechen. Du wirst dem Beispiele des gekreuzigten und verzeihenden Erlösers folgen." Theodosius antwortete mit Thränen im Auge: „Hat Jesus Christus, unser höchster Herr, seinen Peinigern vergeben und sogar für sie gebetet: so darf ich nicht zögern, Denen zu verzeihen, die mich beleidigt haben, mich, der ich auch nur ein sterblicher Mensch und Diener desselben Herrn bin, wie sie."

Der Patriarch warf sich dankbar ihm zu Füßen und freundlich drängte der Kaiser ihn zur schleunigen Rückreise zu seiner bekümmerten Heerde. Flavian schickte aber einen Eilboten mit den kaiserlichen Begnadigungsbriefen vor sich her, welcher Nachts in Antiochien eintraf und dieselben sogleich dem Hel-

lebikus einhändigte. Ein Eilbote aus Constantinopel war ein zu wichtiges Ereigniß, um nicht alsbald durch die Stadt sich zu verbreiten, und am nächsten Morgen umlagerte schon die Volksmenge den Gerichtshof, bevor Hellebikus erschien. Als dieser nun öffentlich erklärte, der Kaiser nehme alle und jede strafende Maßregel von der Stadt wie von den Einzelnen zurück und bedauere sehr, daß die Obrigkeit vor der Ankunft seiner beiden Bevollmächtigten einige Aufrührer habe hinrichten lassen, da wollte das Frohlocken und die Heil- und Segenswünsche für den Kaiser nimmer enden. Die Bäder wurden sogleich geöffnet, Tische in die öffentlichen Hallen gesetzt, Abends mit Fackeln die Stadt erleuchtet, die einem großen Festsaal glich, den das Volk freudetrunken durchwogte. Hellebikus nahm innigen Antheil an dem Jubel. Die Stadt in ihrer Dankbarkeit setzte ihm und dem Hofkanzler Bildsäulen. Einige Tage später langte der Patriarch an. Wie ein Friedensengel wurde er begrüßt. Die Straßen, durch die er ging, waren mit Blumengewinden geschmückt, mit wohlriechenden Wassern besprengt, und als ob der Tag nicht ausreiche für alle Freudenbezeugungen, schwamm Antiochien abermals Nachts in einem Meere von Fackellicht. Der Patriarch sprach nie über seine Unterredung mit Theodosius und sagte nur, Gott habe das Herz des Kaisers gerührt. So gingen die Tage der Trübsal für Antiochien zu Ende und es feierte einen fröhlichen Ostertag mit dem ehrwürdigen Oberhirten.

Während dessen Abwesenheit hatte Chrysostomus die Obsorge für die christliche Gemeinde, welche sich nach dem bewährten Sprichwort: Noth lehrt beten, zahlreich in den Gotteshäusern einfand. Da sah man Männer, die sonst versunken in die Gier des Erwerbes waren, und Jünglinge, denen sonst der Besuch der Spiele des Circus und des Theaters die Zeit ausfüllte, und Frauen, die keine andere Beschäftigung sonst kannten, als die mit ihren Kleidern und ihren Vergnügungen. Alle diese Leute, die es sonst höchst überflüssig fanden, an den lieben Gott zu denken, wurden durch die

Furcht zu ihm hingetrieben, und flehten zu dem alleinzigen Helfer in allen Nöthen. Auch Troſt und Ermunterung begehrten ſie, denn, wie die ungeordneten Gemüther ſind! ſie überließen ſich ebenſo leicht dem Uebermaß von Verzweiflung, als ſonſt dem Uebermaß der Weltfreude. Chryſoſtomus hielt in dieſer Zeit, welche gerade in die große Faſte fiel, ſeine zwanzig berühmten und bewunderten Homilien „Ueber die Bildſäulen.“ Er benutzte dies Ereigniß, um die chriſtliche Gemeinde zu ermahnen, das zeitliche Weh als heilſame Aufforderung zur Buße zu betrachten, als dringenden Weckruf aus dem Schlaf der Lauheit, aus dem Taumel der Sünden. Er wendet ihren Blick von dem Zorne eines ſterblichen Menſchen auf den Zorn des Weltrichters gegen die Böſen hin und lehrt ſie, die Leiden der Zeit auf der Wage des Glaubens abwägen gegen die ewigen Wonnen der vollendeten Kinder Gottes. Allen Schwung der Begeiſterung, alle Zärtlichkeit der Liebe, allen Ernſt der Ueberzeugung wendet er an, um ſeine Zuhörer zu ermahnen, in ſich zu gehen und aus der Drangſal den Wendepunkt ihrer gründlichen Bekehrung zu Gott zu machen. Die Donner des Sinai und die Tröſtungen von Golgatha tönen in ſeinen Reden, die von dem Geiſte Zeugniß ablegten, welcher den Redner ſelbſt beſeligte. Und wirklich folgte eine Beſſerung des chriſtlichen Lebens, eine Hebung des religiöſen Sinnes ihnen nach. Chryſoſtomus ſorgte dafür, daß die neubelebte Flamme immer genährt und angefacht werde. Er war unermüdlich in evangeliſchen Arbeiten, die Stütze und der Mund ſeines Patriarchen, der Stolz und die Wonne Antiochiens und des ganzen Orients. So lebte er zwölf Jahre in ſeiner Vaterſtadt. Da ließ ihn im Anfange des Jahres 398 Aſterius, der Statthalter des Orientes, zu ſich einladen, um mit ihm die Gräber der Martyrer zu beſuchen, die ſich unweit der Stadt befanden. Chryſoſtomus freute ſich arglos über dieſen frommen Wunſch des Aſterius und war gern bereit, ihn zu begleiten und ihm alle Auskunft über die heiligen Blutzeugen zu geben. Sie ſtiegen in den Wagen und die Fahrt ging ſchnell vor-

wärts; aber nicht auf's Land, sondern auf der großen Straße von Constantinopel bis zum ersten Nachtquartier. Denn dies war keine Spazierfahrt; es war eine Entführung auf Befehl des Kaisers Arcadius.

Viertes Kapitel.

Nectarius, der Patriarch von Constantinopel, war im Herbste 397 gestorben. Sein erledigter Sitz war das Ziel mancher Intrigue. Nach dem Bischof zu Rom war dies der vornehmste Platz in der christlichen Kirche, der durch die Hauptstadt des oströmischen Reiches und durch das Hoflager des Kaisers großen äußeren Glanz bekam. Ueberdas waren ihm eilf Bischöfe Kleinasiens, eilf in der Provinz Pontus und sechs in Thracien untergeordnet; und außerdem befand sich fast immer eine große Zahl von Bischöfen in Constantinopel, die in Angelegenheiten ihrer Kirche oder ihrer Person, bald in Geschäften, bald aus unapostolischer Neigung am Hofe sich aufhielten, wodurch denn auch über sie der Patriarch nicht ohne Einfluß blieb. Für den Ehrgeiz war dies eine ersehnte Stellung. Manche Priester der Stadt gelüstete nach dem erhabenen Sitz. Um ihn zu besteigen, schmeichelten Einige dem Volke, Einige den Großen; Andere versuchten heimlich durch Geld zu bestechen. Dem Volke mißfiel dies Treiben; es bat den Kaiser um einen würdigen Bischof und die große Mehrzahl des Klerus unterstützte diese Bitte. Den Kaiser bitten, hieß an Eutropius sich wenden, der die Regierung führte. Er hatte schwerlich eine Ahnung, was das sei: ein würdiger Bischof, und ihm für seine Person wäre es auch wohl höchst gleichgültig gewesen, ob Heiligkeit oder Simonie auf den Patriarchalsitz befördert hätte. Allein er fand es recht zweckmäßig, durch eine Gefälligkeit, die ihn nichts kostete, in der Gunst des Volkes sich zu heben und der Kaiserstadt den Glanz zuzuwenden, den Chrysostomus, dies Wunder von Heiligkeit, von Geist und von Beredsamkeit, über Antiochien ver-

breitete. Er gab also dem Gesuch der Geistlichkeit und des Volkes den Ausschlag, indem er es bei dem Kaiser unterstützte. Arcadius hatte keine andere Ansicht als sein Oberkämmerer, und so wurde in der Hand Gottes ein Eutropius das Werkzeug, um einen Chrysostomus zu erhöhen. Es erging nun jener Befehl an Asterius, wodurch aller Widerstand des heiligen Priesters und alle Einwendungen der Stadt Antiochien abgeschnitten wurden. Chrysostomus wurde, wie ein kostbarer Schatz, vom Statthalter an zwei Abgesandte des Kaisers abgeliefert, die ihn höchst ehrerbietig empfingen und nach Constantinopel geleiteten. Sein Staunen über diese außerordentliche Wendung seines Lebens war nicht geringer, als der Schmerz der Gemeinde von Antiochien, die ihrem geliebten Lehrer untröstlich nachweinte und bitter für die Perlen und Diamanten des Evangeliums die Fassung des „goldenen Mundes" vermißten. Welchen Kämpfen und Kronen, welchem Kreuz und welcher Verherrlichung Chrysostomus entgegenging, wußte Gott allein.

Um die Inthronisation recht feierlich zu machen, hatte der Kaiser, außer vielen Bischöfen, auch den Patriarchen von Alexandrien, Theophilus, eingeladen, einen Mann von großen Geistesgaben und rastloser Thätigkeit, dem nichts fehlte, um ein ausgezeichneter Bischof zu sein, als die apostolische Richtschnur. Daher hatte er Fehler, welche derselben gerade entgegenliefen, war herrschsüchtig, schlau und stolz. Er hatte gewünscht, einen Alexandrinischen Priester gewählt zu sehen, um durch denselben der Quelle weltlicher Macht näher zu sein, daher verdroß ihn die Berufung des Chrysostomus. Sein Verdruß steigerte sich, als er mit scharfem Blicke erkannte, daß dies ein ächter und rechter Nachfolger der Apostel sei. Verwegen wie Theophilus war, wollte er versuchen, den Heiligen zu verdrängen und, allerlei Beschuldigungen ersinnend, versagte er ihm die Consecration. Chrysostomus nahm in tiefster Demuth, ohne ein Wort der Klage oder der Vertheidigung die Kränkung hin. Nicht so Eutropius. Er ließ Theophilus rufen und erklärte ihm, daß

nicht gegen Chryſoſtomus, wohl aber gegen ihn höchſt bedenkliche Anklagen der Hochverrätherei und der Hinneigung zu dem Gegenkaiſer Maximus ſchon ſeit zehn Jahren vorlägen; er möge ſich alſo nicht mit Anſchuldigungen Anderer abgeben, wenn er nicht wolle, daß man ſeine Sache zuerſt unterſuche. Theophilus ſträubte ſich nicht länger und weihete am 28. Februar 398 den Chryſoſtomus; aber er wurde deſſen Todfeind.

Der neue Patriarch fand in Conſtantinopel ein ungeheures Feld für ſeine apoſtoliſche Thätigkeit; er fand heilige Seelen, die mehr und mehr zur Heiligkeit hinſtrebten; er fand verkommene Seelen gerade unter denen, welchen Stand, Amt und Beruf die Heiligung zur Pflicht machte. Nectarius, ſein Vorgänger, hatte während ſeiner ſechszehnjährigen Amtsführung ſo fortgelebt, wie er, ein bejahrter Mann, es längſt gewohnt war: im Purpur der Senatoren und in gutmüthiger Schlaffheit. Dies Beiſpiel und dieſer Mangel an heilſamer Strenge hatte einen ſehr ſchlimmen Einfluß auf manche Geiſtliche und Ordensleute, ſo wie auf manche weibliche Perſonen, Wittwen und Jungfrauen, die ihr Leben ein gottgeweihtes — nur nannten. Mißbräuche und Ungebührlichkeiten aller Art hatten ſich eingeſchlichen, wurden geduldet, ſogar mit der allgemeinen Neigung der Kaiſerſtadt zur Ueppigkeit und zum Wohlleben entſchuldigt. Aber ach! wenn die Hirten „im Thal voll Todesſchatten ſitzen,“ wer ſoll die Heerde zum Lichte Chriſti hinleiten! Und ſind die Pfleger der himmliſchen Dinge in die irdiſchen verſunken, wer ſoll in den Pflegbefohlenen ein himmliſches Verlangen wecken! Chryſoſtomus wendete ſeine erſte Sorge, von der er nie abließ, der Geiſtlichkeit zu und ſuchte Diejenigen, welche auf verſchiedene Abwege gerathen waren, wieder zu derjenigen Lebensweiſe zurückzuführen, deren Regel die Canones der Kirche waren. Dazu wendete er freundliche Ermahnung, ernſte Warnung, ſtrenge Drohung an. Er ſtellte ihnen vor, daß die Ueppigkeit und Hoffart des Lebens unfehlbar die Vernachläſſigung des Gottesdienſtes nach ſich ziehe, und daß die Theilnahme an den Schmauſereien und Feſtgelagen der Reichen und Vornehmen ſie den Hütten der

Armen und Elenden entfremde. Offenbar gottlose, mit groben Sünden Befleckte entsetzte er des heiligen Amtes; so einen Diakon, der sich eines Mordes schuldig gemacht hatte; auch Unverbesserliche, welche in den Augen des Volkes die Achtung vor der priesterlichen Würde gefährdeten. An ihre Stelle brachte er gottselige Männer, die ihn in seinen Arbeiten für das Reich Gottes unterstützten, und von denen Einige später durch ihren himmlischen Wandel auf Bischofsitze erhoben und als Heilige verehrt wurden.

Welchen Einfluß auf die Seelen fromme Ordensleute haben, wußte Chrysostomus aus eigener Erfahrung. Aber Alles, was großen Einfluß übt, kann ihn auch zum Bösen gewaltig üben, wenn es die Bahn der Gnade verläßt und als Irrlicht über einem Sumpfe schwebt. Deßhalb lagen ihm die Ordensleute ungemein am Herzen und mit väterlicher Liebe sorgte er für ihr zeitliches und geistiges Wohl; allein streng wachte er darüber, daß sie treu ihrem Berufe, Männer des Gebetes, der Buße, der Betrachtung in einsamer Zelle, ungekannt von der Welt, lebendige Schlachtopfer für die Sünden der Welt, untergetaucht im Blute, im Kreuze, in der Liebe Jesu wären. So faßte er den Ordensstand, so wollte er ihn erfaßt sehen und nicht dulden, daß Mönche ohne Auftrag, ohne Zweck, müssig, neugierig, arbeitsscheu in der Welt umherschweiften und, wenn auch durch nichts Anderes, schon durch ihre bloße ungerechtfertigte Erscheinung ein Aergerniß gaben. Diese heilige Strenge, welche die Frucht einer übernatürlichen Liebe ist, zog ihm die Feindschaft Derjenigen zu, welche sich nicht bessern wollten. Besonders der Frauen, die sich Gott geweiht hatten oder die, durch ihren Wittwenstand zur Eingezogenheit angewiesen, nun sehr ungöttlich lebten und sich die Rüge des Patriarchen gefallen lassen mußten; sie wurden ihm bitter feindlich. Haßt das Weib, so haßt es, vielleicht nicht stärker, aber giftiger als der Mann, weil es weniger offen damit auftritt. Und doch war Chrysostomus die Liebe, die Barmherzigkeit selbst. Den sicheren Sünder suchte er mit der Posaune des Weltgerichtes

aus dem Todesſchlaf zu wecken, der in ewige Abgründe ſtürzt. Dem Schwachen, der ſein Elend fühlt und dagegen ringt, ruft er zu: „Seid ihr in eine zweite Sünde gefallen, ſo thut Buße zum zweiten Mal; und fallt ihr tauſend Mal, ſo thut tauſend Mal Buße.“ Das wurde ihm nun wieder von den Novatianern, den herben Häretikern, die von keiner Vergebung der Todſünde etwas wiſſen wollten und die ſchwer Gefallenen für immer von der Kirchengemeinſchaft ausſchloſſen, als frevelhafte Erſchlaffung der Zucht gedeutet. Aber eine Milde, welche die Schwachen vor Verzweiflung, und eine Strenge, welche die Verſtockten vor dem Untergange bewahrt, ſind Zwillingsblüten einer heiligen Liebe. Ihm wurden ſie zum Vorwurfe gemacht.

Seine Einkünfte waren ſehr groß und ſeine Bedürfniſſe ſehr klein; ſein ſechsjähriges Zellenleben hatte ihn auf das kleinſte Maß des Nothwendigen beſchränkt und dabei blieb er. Das Einkommen wurde zu Almoſen und frommen Anſtalten verwendet. Das große Armenhaus unterſtützte er reichlich und er ſtiftete ein Krankenhaus für Fremde, reiche und arme, gleichviel! da ein kranker Fremdling in einer großen Stadt gar übel daran iſt. Es wimmelte von Fremden in Conſtantinopel; bei der Apoſtelkirche war ein Hospiz, wo die Dürftigen unter ihnen Unterkunft und Verpflegung fanden. Chryſoſtomus forderte ſeine Gläubigen auf, dieſes und andere Hospitäler fleißig zu beſuchen; ja, er ermahnte ſie, in ihren Häuſern ein Zimmer in eine Herberge Chriſti zu verwandeln, und darin entweder Arme zu ſpeiſen oder Kranke zu pflegen. Was er ihnen rieth, that er ſelbſt. Er unterſuchte perſönlich die Hospitäler, um ſich zu überzeugen, daß es an Nichts fehle; er ging in die Kerker und erbarmte ſich der oft ſo ſchrecklich vernachläßigten Gefangenen; er nahm ſich unglücklicher mißhandelter Sklaven an und der unſchuldig Unterdrückten, und verwendete ſich für ſie bei ihren Herren und bei der Obrigkeit. Alle Ausgaben, welche für die Tafel des Patriarchen, für ſeine häusliche und perſönliche Einrichtung gemacht worden waren, ſtrich er. Fußteppiche und

koſtbare Kleiderſtoffe verbat er ſich. Allzu prächtige Geräthſchaften fand er ſo ungeziemend, daß er ſie verkaufte. Dieſe Einſchränkungen mißfielen Manchen und die Lieferanten wußten wohl warum. Er aß immer allein, nahm nie eine Einladung an und lud auch Niemand ein. Wie waren auch die Gaſtmahle beſchaffen! Gregor von Nazianz beſchreibt ſie: „Hohe, ſchwellende Polſter ſind uns nicht behaglich genug; es müſſen prächtige ſeidene Decken über ſie hingebreitet werden, damit wir uns nur ja recht weichlich zum Mahle lagern. Der Fußboden muß, wie mit einer friſchen Moſaikarbeit, mit ſeltenen Blumen beſtreut und der Tiſch mit den zarteſten und koſtbarſten wohlriechenden Waſſern beſprengt werden, damit wir deſto mehr in's andere Geſchlecht ausarten. Knaben im Feſtgewande, mit fliegendem gekräuſelten Haar und anderem weibiſchem Schmuck, müſſen in einer Reihe ſtehen und zierlich mit den Fingerſpitzen die Becher uns darbieten oder uns mit breiten luftigen Fächern Kühlung zuwehen. Die Tafel muß mit Fleiſchſpeiſen beſetzt werden, welche Erde, Luft und Waſſer uns liefern, und Köche und Zuckerbäcker müſſen wetteifern, uns mit ihren leckeren Künſten faſt zu erſticken, während der Kellermeiſter uns zur Auswahl die feinſten und feurigſten Weine bietet, welche uns zur Trunkenheit oder darüber hinaus führen."

Ein Chryſoſtomus und ein ſolches Gelage!! Seine Gäſte waren die Armen, die er ſpeiſen ließ! Auch ſeine Zeit war ihm zu koſtbar, um ſie auf ſolche Weiſe zu verſchwenden; lieber wollte er für ungeſellig gelten und für einen Menſchen, der nicht weiß, wie man ſich in der vornehmen Welt zu benehmen hat. Er war ihr aber fremd, weil er mit dem Himmel ſo vertraut war; nicht aus Mangel an guter Erziehung. Sein ſtiller Ernſt, der ihm durch fortgeſetzte Betrachtung der ewigen Dinge und durch ſeine Zellen- und Wüſteneinſamkeit zur anderen Natur geworden war, kam den Weltmenſchen abſtoßend vor, obgleich er äußerſt höflich im Umgange war; und ſein Geſpräch, das ſich nie auf dem Felde des Tagesgeſchwätzes bewegte, war ihnen ſo unerträglich, wie

das Licht kranken Augen: sie flohen es unter dem Vorwande, er sei ein hochmüthiger Sonderling. Freilich war es sehr auffallend, Alles zu verschmähen, was in den Augen der Welt groß macht und Beifall erwirbt; aber er wollte sein Volk aus keiner anderen Absicht lieben und von ihm geliebt werden, als um es auf dem Wege des Evangeliums zu Christus zu führen. Der Beifallssturm, der häufig seine Vorträge unterbrach, freute ihn wohl, theils weil er Mensch war, wie er selbst sagt; theils weil er hoffte, die Bewunderung werde Früchte des Heiles in den Seelen reifen. Bemerkte er aber, daß die feurigsten Bewunderer am wenigsten in der Tugend fortschritten, so wehklagte er über einen Beifall, der mehr dem Theater als der Kirche gezieme. Wie ein zärtlicher Vater mit seinen Kindern ging er auf der Kanzel mit seinen Zuhörern um. Sie hörten ihn außerordentlich gern gegen die Irrlehren der Arianer, Anomäer, Novatianer ꝛc. predigen; das traf sie nicht und so konnten sie sich mit einem gewissen selbstgefälligen Behagen an dem Zauber seiner Rede erfreuen, obzwar Chrysostomus sie immer ermahnte, durch heiligen Wandel und durch Gebet das Ihre zur Bekehrung der Irrgläubigen beizutragen. Plötzlich entzog er ihnen dies Vergnügen und erklärte, er werde erst dann wieder gegen die Irrgläubigen reden, bis die Gläubigen bewiesen hätten, daß sie seiner Ermahnungen nicht mehr bedürften. Zu einer anderen Zeit waren sie von seinen Vorträgen über den Apostel Paulus entzückt. Chrysostomus unterbrach dieselben mit der Bemerkung: er werde sie fortsetzen, sobald die Gemeinde anfange, die Tugenden des Apostels nachzuahmen. Er begnügte sich nicht damit, sein Volk auf der Kanzel zu unterrichten: Jedem gewährte er freien Zutritt, der mehr Aufklärung zu haben wünschte. Er bat auch, daß man ihm Rathschläge und Fingerzeige geben möge, „denn," sagte er, „es ist unmöglich, daß ich bei der Last von sorgenvollen Arbeiten, die auf mir liegt, nicht zuweilen fehlen sollte; man rüge es, damit ich es bemerke und mich bessere." Mit der äußeren Andacht seiner Gemeinde, die oft nur auf Gewohn-

heit, Nachahmung und Eitelkeit beruht; mit der Theilnahme am Gottesdienſte, dem Beſuche der Predigt und des allgemeinen Gebetes begnügte Chryſoſtomus ſich durchaus nicht. Das Alles ſind nur Mittel, um die Wunden der Seele zu heilen, welche die Sünde ſchlug. Als der zärtlichſte Liebhaber der Seelen, mußte er der größte Widerſacher der Laſter ſein und zu deren Bekämpfung hindrängen, als zum eigentlichen Beginn des chriſtlichen Lebens. Die Nothwendigkeit dieſes Kampfes ſollte die Predigt einleuchtend machen und beten und faſten und Almoſen geben, ſollten die Gnade der Beharrlichkeit im Kampfe von Gott erflehen. In tauſend Wendungen kommt Chryſoſtomus immer auf dieſen einen Punkt, den eigentlichen Lebenspunkt des Chriſtenthumes zurück, und alle Ergründung der Tiefen der heiligen Glaubenslehre und aller Aufſchwung zu den lichten Höhen der Hoffnung und der Liebe in unſerer himmliſchen Religion, dienten ihm dazu, um das volle Licht der Wahrheit auf das Eine, was Noth thut, zu werfen: auf die Nachfolge Jeſu. Nun gab es aber eine Stätte in Conſtantinopel, wo man ſich um die ſtandesgemäße Nachfolge Jeſu gar wenig bekümmerte und die dem heiligen Patriarchen minder zugänglich war, als ſeine Prieſter, ſeine Mönche, ſein Volk der Laien; das war der Hof. Arcadius war ein milder Herr, ſchwach an Verſtand und Charakter, der die Laſt der Regierung zu ſchwer für ſeine Schultern fühlte und Demjenigen dankbar war, der ſie ihm abnahm. Wäre er ein Tyrann geweſen, ſo hätte er für ſein Reich nicht verderblicher ſein können, als er es jetzt aus Schwäche war. Er war auch fromm, aber in beſchränkter Weiſe und wendete nicht die Frömmigkeit an, um ſich durch ſie über ſeine Pflichten aufzuklären und in ihrer Ausübung ſich zu ſtärken. Er hätte ſich auch von einem rechtſchaffenen Manne lenken laſſen; aber Rechtſchaffenheit und Verdienſte wurden durch den Schwarm der Schmeichler und der Ehrgeizigen verdrängt.

Durch den Emporkömmling Eutropius bekam der ganze Hof und die ganze Regierung einen gemeinen Anſtrich, denn

es wimmelte von Emporkömmlingen, die ſich die höchſten Stellen erſchmeichelt oder erkauft hatten, oder die zu des Eutropius Freunden aus alten Tagen gehörten, wie z. B. Leo, ein Wollbechler, der jetzt als einer der erſten Befehlshaber der Armee prangte. Solche Beiſpiele machten Tauſende lüſtern; und da man durch Geld zu Allem gelangen konnte, was des niederen Menſchen Verlangen reizt, ſo wurde die Geldgier, dieſe entwürdigendſte aller Leidenſchaften, die den Menſchen zum Sklaven einer Erdmaſſe macht, eine faſt allgemeine Seelenkrankheit. Geld erwerben, gewinnen, erpreſſen, rauben, Geld aus den Thränen der Unterdrückten, Geld aus dem Blute der Mißhandelten herausquetſchen, Geld um jeden Preis, heiße er Ehrloſigkeit, heiße er Erniedrigung, heiße er Ungerechtigkeit, Geld, um den Ehrgeiz zu befriedigen und die Genußſucht zu ſättigen — Geld!! Darauf richtete ſich das hauptſächlichſte Streben am Hofe des Arcadius; das beſeelte Männer und Weiber, Jugend und Alter, den Tagedieb auf der Gaſſe, der gern ein Oberkämmerer geworden wäre und den Oberkämmerer Eutropius, der Conſul des römiſchen Reiches zu werden gedachte; ja die Kaiſerin ſelbſt! ſie nahm Geſchenke von den Beamten an und gewährte ihnen dann Fürſprache und Schutz. Sie war übel berathen, die Kaiſerin. Als ihr Vater Bauto ſtarb, empfahl er Eudoxia als junges Kind ſeinem Freund Promotus, der, wie er, einer der tüchtigſten Feldherren des Kaiſers Theodoſius war. Bei der Frau des Promotus wuchs Eudoxia auf und aus deren Hauſe wurde ſie auf den Kaiſerthron geführt. Sie behielt eine kindliche Anhänglichkeit und ein blindes Vertrauen für ihre Pflegemutter, die Marſa hieß und Alles bei ihr galt. Promotus war ſchon im Jahre 391 gegen die Gothen gefallen. Er hinterließ ſeiner Wittwe ein großes Vermögen und den Glanz ſeines Namens und ſeiner Würde; er war Conſul geweſen. Marſa war klug, ſtolz und gewandt; ſie wußte das Alles geſchickt zu benutzen und gab für die vornehme Frauenwelt in Conſtantinopel den Ton an. Mit ihren beiden Freundinnen, der Caſtricia, Frau des Feldherrn

Saturninus und der Wittwe Eugraphia, die ihr gleich an Rang und Reichthum waren, wetteiferte sie in Luxus, in Verschwendung, in frecher Pracht, in Ränken und Cabalen, zum größten Schaden aller Frauen, die sich bemühten, diesem Beispiel zu folgen, um ebenso in der Welt zu glänzen, zu herrschen und angestaunt zu werden, wie Marsa und ihre Freundinnen, die man täglich in der Gesellschaft der Kaiserin wußte. Chrysostomus, mit seiner tiefen Gleichgültigkeit gegen alle Weltherrlichkeit und mit seinem tiefen Abscheu gegen die Laster, welche so leicht aus ihr hervorgehen, suchte in seinen Predigten diese Ausgießung der Seelen in Aeußerlichkeiten zu hemmen und die traurigen Folgen für Zeit und Ewigkeit hervorzuheben, die aus solcher Schwelgerei in irdischem Wohlbehagen entspringen. Hatte aber Lucifer seinen Anhang in der vornehmen Welt — Christus hatte ihn auch.

Fünftes Kapitel.

Aus dieser Welt waren kürzlich zwei ausgezeichnete und allbekannte Männer, ergriffen von jener unaussprechlichen Liebe, welche die Heiligen bildet, entflohen. Der eine hieß Arsenius und war Erzieher des Arcadius, als er aus dem Kaiserpalast in die Wüste Scete ging und so still sich vergrub, daß man erst nach Jahren von seiner Existenz Kunde erhielt. Der andere hieß Nilus, bekleidete ein hohes Amt in Constantinopel, war ein höchst geistreicher Mann, glücklich als Gatte und Vater, glücklicher noch, als er sich mit seinem Sohne Theodul zu den Mönchen des Sinaï, seine Frau in ein Kloster begab. Diese Männer konnten nicht der Sehnsucht Meister werden, die sie aus diesem so fürchterlich irdischen Treiben hinaus und zur Entsagung einer Irdischkeit trieb, in welcher die Seele, trotz alles Glückes, namenlos unbefriedigt bleibt und gerade dadurch, durch diese quälende Leere, die immer in innerer Unruhe erhält, so leicht vom Pfade des Lichtes abweicht. Und eben wieder hatte ein

anderer ausgezeichneter Mann die Flucht ergriffen, um nicht in tödtliche Schlingen zu fallen. Evagrius von Pontus, ein Schüler des Gregor von Nazianz und durch Gregor von Nyssa zum Diakon geweiht, wurde von diesem dem Nectarius überlassen, der einen tüchtigen Prediger und Bekämpfer der Irrlehren für Constantinopel begehrte. Evagrius wurde als solcher ungemein beliebt. Aber jung, einnehmend und beredt wie er war, traten ihm Gefahren nahe, denen er sich nur durch schleunige Flucht entziehen konnte. Er ging nach Jerusalem, zu Melania der Aelteren [1]) und dann, durch deren klaren stillen schönen Geist beruhigt, in die Wüste Scete, wo er unter den gewaltigsten Büßern eines der gewaltigsten Bußleben führte.

Auch unter den gottgeweihten Jungfrauen, die theils in klösterlicher Gemeinschaft, theils in ihren häuslichen Umgebungen lebten, waren Perlen der Reinheit und Demuth, häufig aus vornehmen Familien und in Fülle des Ueberflusses aufgewachsen. Sie verpflichteten sich zu einem sehr strengen Leben, gingen immer barfuß, fasteten immer bis zum Abend, hatten keine andere Kost, als Bohnen, Oliven und Feigen, schliefen Nachts nur wenige Stunden auf einer groben Strohmatte, weil sie die meisten Stunden im Gebete hinbrachten. Sie hatten arme kranke Weiber aufgenommen, die sie zärtlich verpflegten und bedienten, und nebenbei spannen sie und webten grobe Stoffe zu Gewändern für sich und ihre Pfleglinge. In gleicher Weise lebte die selige Jungfrau Rikareta, deren Andenken die Kirche feiert. Aus edlem Geschlechte, sehr reich und sehr schön, widmete sie sich in zarter Jugend dem Dienste des Herrn der Herrlichkeit — in den Armen. Ein ungerechter Richterspruch beraubte sie fast ihres ganzen Vermögens. Es that ihr nur deshalb wehe, weil sie ihre Almosen beschränken mußte, aber es machte sie um so thätiger in persönlichen Liebeserweisen. Mit ein Paar frommen treuen Dienerinnen lebte sie so sparsam in ihrer kleinen

1) Siehe „Väter der Wüste" Seite 486.

stillen Wohnung, daß ihr immer noch Mittel blieben, arme Anverwandte und Hülfsbedürftige zu unterstützen. Sie besuchte die Hütten des Elendes, pflegte und säuberte die abschreckendsten Kranken, kochte für sie, bereitete ihnen Arzenei und war so erfinderisch in ihren Heilmitteln, daß sie Leuten das Leben rettete, welche von den Aerzten aufgegeben waren; den Nikareten steht himmlische Wissenschaft zu Gebote. Chrysostomus hätte ihr gern das Amt einer Diakonissin übergeben, das ihr im Auftrage der Kirche die Armenpflege und die Aufsicht über die weiblichen Catechumenen zugewiesen hätte. Aber der friedliche Schatten der unscheinbarsten Eingezogenheit war ihr Lebenselement; und sie lehnte den Antrag ab. Da äußerte er den Wunsch, sie möge die Vorsteherschaft eines Klosters übernehmen und durch ihr Beispiel Andere für Gott entflammen. Nikarete entsetzte sich noch mehr. Ihrer Demuth war es unerträglich, aus der Verborgenheit gezogen zu werden. Nun ließ der heilige Patriarch sie gewähren und auf ihren stillen Wegen und in der freiwilligen Erniedrigung demüthiger Liebe zur Eroberung des Himmelreiches fortwandeln. Er machte zur Diakonissin Pentadia, die edle Wittwe des Timasius, die sich, nachdem Eutropius ihren Gemahl gestürzt hatte, aus einer Welt zurückzog, welche immer ohne Reiz für sie gewesen war. Der Gruppe von Frauen gegenüber, welche sich um Eudoxia gebildet hatte, fand also Chrysostomus eine andere, deren Mittelpunkt die Liebe zum göttlichen Heiland war und die eben so viel Muth, Kraft und Begeisterung für die ewige Wahrheit und Schönheit, als jene Anhänglichkeit an vergängliches Blendwerk hatte. Die Chorführerin dieser Frauen ist die heilige Olympias. Der irdischen Abstammung nach, sagt ihr alter Lebensbeschreiber Palladius, Bischof von Helenopolis, war sie eine Tochter großer Herren; dem Geiste nach eine Tochter Gottes. Sie war die Nichte jener Olympia, die mit dem Kaiser Constans verlobt war und nach dessen Tode Königin von Persien wurde. Ihr Vater hieß Anisius Secundus. Er besaß ein unermeßliches Vermögen und Olympias

war ſein einziges Kind. Um das Jahr 368 wurde ſie geboren und ihre Mutter ſtarb früh. Aber eine vortreffliche Frau übernahm die Erziehung des glücklich begabten Kindes. Sie hieß Theodoſia, war die Schweſter des heiligen Amphilochius, Biſchof von Iconium, und Wittwe. Als Olympias auch ihren Vater verlor, wurde ihrem Oheim Procopius die Vormundſchaft und Verwaltung ihres Vermögens übertragen. Ihr Vater lebte und ſtarb im Heidenthume und in der Fülle heidniſcher Herrlichkeit wuchs das Kind auf. Allein Theodoſias chriſtliche Tugenden gewannen das reine kindliche Herz und ſie bemühte ſich, früh dieſelben nachzuahmen. Bei ſiebenzehn Jahren war ſie eine vollendete Schönheit und verband die glänzendſten Gaben des Geiſtes mit den gediegenſten des Herzens. Daß ihr die Bewerber nicht fehlten, verſteht ſich von ſelbſt. Ihre Wahl war früh getroffen: der Geliebte ihrer Seele war Chriſtus. Procopius drang aber auf ihre Vermählung und verſicherte, daß ſie im Eheſtande mit einem würdigen Gatten gerade ſo gut Gott dienen könne, als unverehelicht. Sie gehorchte ihrem Oheim und vermählte ſich mit Nebridius, Intendanten der kaiſerlichen Beſitzungen, der bald darauf Präfect von Conſtantinopel wurde. Aber ſie führte an ſeiner Seite ihr jungfräuliches Leben fort.

Im Jahre 386, zwanzig Monate nach der Vermählung, riß der Tod den Nebridius aus ſeinen glänzenden und glücklichen Verhältniſſen und Olympias war Wittwe bei achtzehn Jahren. Es gibt für eine Frau keine Stellung, die ſchwieriger wäre, als die einer jungen Wittwe. Der Reiz, den die Welt für die Jugend zu haben pflegt, iſt lebendig in ihr, und dabei genießt ſie eine Freiheit, welche kaum für das reifere Alter ohne Gefahr iſt. Aber Olympias faßte ihr Schickſal anders auf. Sie ſah darin eine Fügung Gottes, um ſich vor den Lockungen der Welt zu retten. Ihrem Gemahl zu Liebe hatte ſie doch einigermaßen wie alle Frauen ihres Standes leben müſſen, und obzwar ſie ſich die größte Einfachheit und Eingezogenheit zum Geſetze gemacht und jede freiwillige Verzärtelung ängſtlich gemieden hatte, gab es doch

tausend Veranlassungen, wo sie das Alles nicht nach Wunsch beobachten konnte. Die ganze Lebensluft der orientalischen Damen war, wie die der römischen, weichlich und üppig. Nur eine heldenmüthige Seele konnte sich an das Unternehmen wagen, sich derselben zu entziehen. Olympias that es unter dem Beistande der Gnade. Sie fühlte den Luxus in Kleidern, Schmucksachen, Dienerschaft, Wohnung und Nahrung, in den millionenfachen Behaglichkeiten und Verschwendungen, als eine schwere Verantwortung für die Seele, welche ja dereinst über ihr ganzes Thun und Treiben, über all' ihr Handeln und Wandeln auf Erden genaue Rechenschaft abzulegen hat. Sie fühlte in diesen Geweben von Purpur und Gold, in diesen Schnüren von Perlen und Diamanten unsichtbare Fäden, die ein Netz von Eitelkeit und Gefallsucht um das Herz weben und es oft so fest verstricken, daß es seine Richtung auf Gott darüber verliert. Sie fühlte die Prachtgewänder und die Halsbänder von Juwelen so fürchterlich schwer auf ihren Schultern, daß die Flügel, welche himmelwärts tragen sollen, sich nicht entfalten können und der irdische Mensch erdwärts sinkt. Die Oberflächlichen und Irdischgesinnten haben dies nie, die Heiligen haben es immer begriffen.

Olympias begann in ihrem prächtigen Palaste als eine Arme Jesu Christi zu leben. Welch' ein Entschluß! achtzehn Jahre, königliche Reichthümer, Schönheit, Geist, herzgewinnende Anmuth, hoher Rang: lauter Dinge, die ihn erschweren; überdies rings umher die Pracht des Hofes, der Großen des Reiches, der Kaiserstadt; wohin das Auge schaute prachtvolle Gebäude, Kirchen, Paläste, Bäder, Theater, Portiken, getragen von Marmorsäulen, geschmückt mit Bildsäulen und den edelsten Kunstwerken der alten griechischen Sculptur, und alle diese Herrlichkeiten, wie ein umgestürzter Schmuckkasten, ausgeschüttet über die Hügel von Tracien, die lieblichsten der Erde, die sich mit ihren Hainen von Platanen und Cypressen und ihren Gärten voll Citronen-, Lorbeer- und Granatbäumen, voll Jasmin- und Rosenhecken in das lieblichste Meer der

Welt, in die Propontis hinabſenken. Und dazwiſchen ein junges einſames Weſen, das ſein ſchönes Auge auf all' dieſen reizenden, glänzenden, verführeriſchen Bildern nur ruhen läßt, um ſie alle zu verſchmähen. Welch' ein Entſchluß! welch' eine gränzenloſe Demuth, um dieſen Rieſenbau geiſtiger Vollkommenheit zu unternehmen! Er fand denn auch zahlreiche Widerſacher in den Männern, welche ſich um ihre Hand bewarben; in den Frauen, welche ſich durch ein ſolches Beiſpiel beſchämt fühlten; in Olympias Anverwandten, welche ſich in ihrem Glanze zu ſonnen gedachten und ihre verſchwenderiſche Freigebigkeit gegen fremde Noth eiferſüchtig bewachten; endlich — in dem Kaiſer ſelbſt. Sein Neffe Elpidius, ein reicher junger Spanier, befand ſich unter ihren Bewerbern. Sie lehnte dieſen wie jeden anderen Antrag mit der Erklärung ab: ſie habe ſich entſchloſſen, ihr Leben im Wittwenſtande zuzubringen. Elpidius wendete ſich an ſeinen Oheim und bat ihn um ſein mächtiges Fürwort. Theodoſius wiederholte alſo den Antrag, fand aber kein Gehör. Da entbrannte der große mächtige Kaiſer in heftigen Zorn gegen dieſe arme junge Frau, und um ſie für ihren Trotz zu ſtrafen oder auch um ſie auf andere Gedanken zu bringen, erlaubte er ſich eine ſchreiende Ungeſetzlichkeit: er befahl dem Präfecten von Conſtantinopel, ihr ganzes Vermögen in Verwahrung zu nehmen und ſie bis zu ihrem dreißigſten Jahre unter Vormundſchaft zu halten. Nicht einen Augenblick kam Olympias aus ihrer Faſſung. Hochherzig und demüthig, wie ſie war, ſchrieb ſie dem Kaiſer: „Mein Herr und Gebieter! du haſt mir eine Gnade erwieſen, die nicht nur eines Kaiſers, ſondern wahrlich auch eines Biſchofs würdig iſt, indem du mich durch Verwahrung meiner Güter vieler Sorgen über deren gute Anwendung enthoben haſt. Um meine Freude vollkommen zu machen, wolle befehlen, daß ſie den Kirchen und den Armen zugetheilt werden. Schon längſt befürchtete ich Regungen der Eitelkeit, die ſo leicht erwachen, wenn man ſelbſt die milden Gaben ſpendet. Auch könnten die zeitlichen Güter mein Herz von den ewigen abwenden, die geiſtig und göttlich ſind."

Dieſer bewundernswürdige Brief machte gar keinen Eindruck auf den Kaiſer: ſo verblendete ihn der Wunſch, Olympias mit ſeinem Neffen zu vermählen. Bald darauf zog er in den Krieg mit dem Gegenkaiſer Maximus und blieb drei Jahre von Conſtantinopel abweſend, Olympias aber in der ganzen Zeit abhängig vom Präfecten. Dieſer, um dem Kaiſer und dem Elpidius dienſtwillig zu ſein, bevormundete außer Olympias Vermögen auch ihre Perſon. Begierig wie ſie war nach ſicherer Leitung auf dem Wege des Heiles und voll Ehrfurcht vor den Vätern der Kirche, den Nachfolgern der Apoſtel, hatte ſie nie verſäumt, fromme Biſchöfe, die ſich in Conſtantinopel einfanden, aufzuſuchen und ſich ihren Rath und ihren Segen zu erbitten. Dieſe Beſuche unterſagte ihr der Präfect. Er hoffte ohne die heiligen Rathſchläge werde ihre Widerſetzlichkeit leichter zu brechen ſein. Aber er irrte ſich! Olympias Entſchluß war ihr von Chriſtus ſelbſt eingegeben durch ſein Wort: „Wer es faſſen kann, der faſſe es.“ Die Härte des Präfecten konnte ihr wohl ſchmerzlich ſein, jedoch nicht ſie umſtimmen. Nun ging er noch einen Schritt weiter und zu perſönlichen Quälereien über: Olympias durfte nicht mehr die Kirchen beſuchen. Da machte ſie ihren Palaſt zu einer Kapelle und pries Gott wo ſie ging und ſtand, daß er ſie würdige, um der Liebe Jeſu willen Gefangene und Sklavin zu ſein. Ihre Verwandten fanden dies Alles aber höchſt empörend und ſchalten Olympias, daß ſie durch ihr unvernünftiges Benehmen ſich ſelbſt und ihnen ſolche Beleidigungen zuziehe. Manche Perſonen, die ſie früher reichlicher unterſtützt und mit Wohlthaten überhäuft hatte, waren frech genug ihr vorzuwerfen, daß ihre eigene Thorheit ſie in eine beſchränkte Lage verſetze. Ja unter ihrer Dienerſchaft fanden ſich Einige, welche meinten, man ſei ihr nicht mehr die frühere Ehrfurcht ſchuldig, da Kaiſer, Verwandte und Obrigkeit ihre Lebensweiſe tadelten und mißbilligten. Zu dieſem täglichen und ſtündlichen Ungemach geſellten ſich ſchwere Krankheiten, welche ſich Olympias durch ihre Faſten und Nachtwachen zuzog. Sie hatte einen zarten Körper, der

durch die verzärtelnden Gewohnheiten im Hause ihres Vaters und ihres Gatten sehr verweichlicht worden war. Aber sie beachtete das gar nicht, fastete in kranken, wie in gesunden Tagen, genoß nie Fleischspeisen und widmete sich so beharrlich dem Gebete, besonders dem nächtlichen, daß ihr endlich das Wachen zur Natur wurde. Bis sie es aber dahin brachte, hatte sie viele Leiden auszustehen.

Das stürmte nun Alles zusammen in jenen drei Jahren auf sie ein; aber ihr „goldenes Gemüth," wie Chrysostomus es nennt, wurde dadurch mehr und mehr geläutert. Sie sah in all' den Widerwärtigkeiten das Kreuz, welches die Nachfolge Jesu mit sich bringt, und pries sich selig, daß der göttliche Meister zu seiner Jüngerin sie berufen habe. Wer ihr Vorwürfe machte, dem dankte sie; wer sie quälte, für den betete sie; wer ihr übel wollte, den liebte sie. Ihre Sanftmuth war unüberwindlich, ihre Milde unzerstörbar. Nie hat man aus ihrem Munde ein Wort gegen die Nächstenliebe gehört; nie eine Regung der Eitelkeit und des Hochmuthes an ihr wahrgenommen. Abgetödtet wie ihr Leib waren auch die bösen Neigungen der Natur. Inmitten einer Flut von Quälereien und von peinlichen Prüfun[illegible] führte Olympias ein seliges Leben, beschützt vor aller Unbild, froh in aller Trübsal, geborgen am durchwundeten Herzen des göttlichen Gekreuzigten.

Im Jahre 391 kam Kaiser Theodosius zurück. Er hatte den Maximus besiegt; Olympias besiegte ihn. Als er von ihrem himmlischen Wandel hörte, ging er in sich und gab ihr volle Freiheit hinsichtlich ihrer Person sowohl, als ihres Vermögens. Sie freute sich des Reichthumes nur, um ihn auszuspenden, denn sie selbst blieb in der Lebensweise der Armuth, welche sie angetreten hatte und welche es ihr möglich machte, erstaunlich große Almosen zu spenden. Sie betrachtete sich als Gottes Schaffnerin in der Verwaltung ihres Vermögens. Sie beschenkte Kirchen, Klöster, Hospitäler; sie unterstützte die Verbannten; sie erkaufte fremden Sklaven die Freiheit und stattete ihre eigenen Freigelassenen reichlich aus.

Fremden Bischöfen gab sie große Summen für ihre Kirchen und Gemeinden, und man sagt, es sei kaum eine Provinz des Reiches gewesen, die keine milde Gabe von Olympias empfangen hätte. In Constantinopel verband sie mit ihrer Freigebigkeit auch ihr persönliches Wirken. Sie nahm arme Kranke in Pflege und speisete täglich eine Anzahl von Armen. Dadurch wurde es ihr möglich, manch' verstocktes Herz zu erweichen, manche verirrte Seele von Abwegen zu retten.

Der Patriarch Nectarius bewunderte Olympias so sehr, daß er sie trotz ihrer Jugend zur Diakonissin machte. Nun war sie am Ziele ihrer Wünsche: sie legte das Gelübde ewiger Keuschheit, zu dem die Diakonissinnen verpflichtet waren, um sich ungetheilt dem Dienste der Kirche weihen zu können, in die Hände des Patriarchen ab und widmete sich ganz ihren heiligen Verrichtungen. Von der vielfachen äußeren Thätigkeit, die der Besuch der Armen und Kranken, die Vertheilung der Almosen, die Sorge für diejenigen Catechumenen, die von ihren Familien verstoßen oder sonstwie hülflos waren, nach sich zog, ruhte Olympias aus in glühenden Gebeten vor den Altären des lebendigen Gottes und in der Zelle, die sie in ihrem Palast zum Wohngemach sich eingerichtet hatte, in welcher sie mit zärtlicher Sorgfalt die Tücher bereitete, die bei der Feier der heiligen Geheimnisse zur Bedeckung der Altäre nothwendig sind. Diese mannigfachen Beschäftigungen hielten sie nicht ab, ihrem Geiste die kräftigste Nahrung und edelste Bildung durch Lesen und Betrachten der heiligen Schriften zuzuwenden. Wo sie Männer fand, die ihren Durst nach höherem Verständniß Genüge thun konnten, bat sie dieselben um ein geistliches Almosen, wie sie den heiligen Gregor von Nyssa um eine Erklärung des Hohenliedes bat. Wer war froher als Olympias, da nun der Durchforscher und Ergründer der heiligen Schriften, Chrysostomus, ihr Oberhirt wurde. In der edlen Pentadia gab er ihr eine Gefährtin als Diakonissin und andere gottselige Frauen schlossen sich ihnen an und bildeten einen Kranz von lieblich duftenden Tugendblumen. Daß Olympias Großmuth zuweilen miß-

braucht wurde, versteht sich! Sie wollte lieber betrogen werden, als hartherzig sein. Chrysostomus rieth ihr aber bei ihren Gaben etwas weniger die Foderungen und etwas mehr das wahre Bedürfniß zu berücksichtigen; und als sie demüthig gehorchte, zog ihm auch das manche Feinde zu.

Sechstes Kapitel.

Chrysostomus betrachtete seine Diöceſe wie ein großes Hospital voll Kranker, Lahmer und Blinder, die um so mehr zu bemitleiden waren, wenn sie ihren kläglichen Zustand nicht kannten. Um die Wunden der Seelen zu heilen, die Lähmung des Willens zu heben, das Auge des Glaubens zu öffnen, predigte er mit Feuereifer und bestrebte sich, die Lehren des Evangeliums klar und eindringlich zu machen. Er hielt neunzig Homilien über das Evangelium des heiligen Matthäus, achtundachtzig über das des heiligen Johannes, zweiunddreißig über den Römerbrief, vierundvierzig über den ersten und dreißig über den zweiten Corintherbrief, siebenundsechszig über das erste Buch Moyses, achtundfünfzig über die Psalmen; diese und noch viel, viel mehr alle in Antiochien. In Constantinopel ging das eben so fort! Ueber den Apostel Paulus hielt er sieben Homilien, über dessen Brief an die Hebräer vierunddreißig, an die Philipper sechszehn, an die Colosser zwölf ꝛc. ꝛc., und immer entwickelt er aus den Heilswahrheiten die großen und gewichtigen Lehren der christlichen Sittlichkeit mit einer Fülle, einer Kraft, einer Klarheit, welche nur der Seele eigen sind, die in der Ausübung der Tugenden zu Hause und ganz durchdrungen vom Inhalte der Gedanken ist, in denen sie sich ausströmt. Diese Uebereinstimmung zwischen dem Lehrer und der Lehre trug mächtig dazu bei, einen gewaltigen Eindruck hervorzurufen. Isidor, Abt zu Pelusium in Aegypten, bewundert wegen seiner Heiligkeit und seiner Schriften, ein Schüler des Chrysostomus, sagt von ihm: er habe die Fabel von Orpheus

gleichsam zur Wahrheit gemacht; denn wie die wilden Thiere, von den Tönen seiner Leier besänftigt, dem thrazischen Sänger nachgefolgt wären, so habe Chrysostomus der rohesten Menschen Leidenschaften besiegt, die Feindseligen friedlich gestimmt, die Sittenlosen keuscher Zucht unterworfen.

Da Chrysostomus die Hinfälligkeit der menschlichen Natur wohl kannte, so kommt er mit tausend Wendungen immer auf die Buße zurück, „die den Habicht zur Taube, den Wolf zum Lamme macht, indem sie nicht die Natur, aber den bösen Willen ändert. Sie erschüttert den Sünder, heilt seine Wunden, tilgt seine Verbrechen, gibt ihm Zuversicht zu Gott, bringt ihm die Rüstung wider den Satan, ist das Schwert, welches ihm den Kopf abschlägt, weckt die Hoffnung auf die Seligkeit und besiegt die Verzweiflung, welche sich oftmals des Sünders bemächtigt. Darum rede ich so häufig von der Buße, weil die Zuversicht, den Satan zu überwinden, die Seele kräftigt im Kampfe. Du bist ein Sünder? verzweifle nicht. Du sündigst täglich? thue täglich Buße. Du bist in Sünden alt geworden? erneuere dich durch die Buße. Aber auf sie allein baue ich deine Seligkeit nicht; nicht ihr traue ich zu, dich von deinen Uebeln zu befreien. Weil sie aber die Gnade des Herrn auf dich herabzieht, darum hoffe ich auf deine Seligkeit. Deine B.sheit hat doch ein gewisses Maß; aber ihr Heilmittel, die Güte Gottes, ist ohne Maß. Deine Bosheit ist menschlich beschränkt; aber die Gnade Gottes ist gränzenlos. Stelle dir einen Feuerfunken vor, der in's Meer fällt; wird er darin fortglühen können? Was ein Funke gegen das Meer, ist deine Bosheit gegen die göttliche Gnade. Ja das Meer, so groß es ist, ist doch endlich; aber die Güte Gottes hat kein Ende. Ich sage das nicht, um euch in der Trägheit zu bestärken, sondern um euch zur Buße anzueifern. Wie oft habe ich euch ermahnt, die Schule aller Laster, die Theater, nicht zu besuchen. Du hast meine Ermahnungen in den Wind geschlagen und bist doch hingegangen. Aber komme nur wieder her und höre abermals meine Ermahnungen. Wie darf ich

wiederkommen? ſagſt du vielleicht; ich war ja ungehorſam. Daraus geht hervor, daß du dich ſchon deines Ungehorſams ſchämeſt und erröthеſt. Alſo komme nur wieder. Du biſt betrübt? Du flehſt zu Gott? Sieh! ſo weit biſt du ſchon vom Falle aufgeſtanden. Höre wieder meine Ermahnungen und beobachte ſie künftig beſſer. Wenn dir der Arzt ein Heilmittel verordnet und es hilft nicht gleich, ſo wird er es dir morgen wieder verordnen. Soll ein Baum gefällt werden, ſo greift man zur Axt und haut in die Wurzel. Da muß mancher Schlag wiederholt werden, bis er umgehauen iſt. Deine böſen Leidenſchaften ſind ein ſolcher unfruchtbarer Baum, der dein Herz ganz durchwurzelt hat. Wundere dich alſo nicht, daß ſich die Streiche zwei und drei Mal, hundert Mal, tauſend Mal wiederholen müſſen, um das Uebel auszurotten. Suche nur die böſe Gewohnheit zu überwinden. Die Juden aßen himmliſches Manna und ſehnten ſich nach den ägyptiſchen Zwiebeln. Auch uns iſt wohl in unſerem Aegypten! Etwas ſo Niedriges und Schlimmes iſt die böſe Gewohnheit. — Lerne zwei Dinge betrachten, die Sünde, welche eine Wunde deiner Seele, und die Buße, welche ihre Arznei iſt. Schäme dich der Sünde, aber nicht der Buße. Der Satan kehrt die Ordnung um und bewirkt, daß ſich der Menſch freudig in die Sünde ſtürzt, von der Buße aber hinwegſchleicht; ohne Scham das Verbrechen begeht, aber ſich ſchämt, es zu bekennen. Durchſchaue dieſe Liſt des Satans! er will dich auf ewig feſſeln; du bleibſt in ſeinen Schlingen, ſo lange du ſündigſt; und du wirſt ſündigen, ſo lange du dich der Sünde nicht ſchämſt, hingegen die Buße als eine Schande betrachteſt. — Gedenke des letzten Tages und komme dem Tode und dem Gerichte durch Bekehrung und Buße zuvor; denn dieſe Arznei hilft nur auf der Erde, in der Hölle nicht."

Ueber die Gleichgiltigkeit und Lauheit Derjenigen, die ihre Neugier in der Predigt befriedigen wollen und, wenn das geſchehen iſt, nicht mehr die Kirche beſuchen; und über den Mangel an Theilnahme für die Auslegung des Evange-

liums, ließ er ſich zuweilen am Eingange ſeiner Predigten, wenn er eben die Kanzel beſtiegen hatte, mit heiliger Entrüſtung aus: „O Himmel!“ ruft er einmal aus, „kann man dies ertragen? kann man es mit gleichgültigen Augen anſehen? alle Tage nimmt die Zahl unſerer Zuhörer ab! die Stadt iſt ſo volkreich und die Kirche ſo leer! der Markt, die Spaziergänge, die Theater ſind übervoll; das Haus Gottes iſt verlaſſen! Doch, um die Wahrheit zu ſagen, die Stadt iſt öde und die Kirche voll Menſchen. Denn es iſt nicht genug, einen menſchlichen Leib und eine menſchliche Stimme zu haben, um wahrhaft Menſch zu ſein; dazu gehört auch noch die Seele und die Geſinnung eines Menſchen. Das Merkmal einer ſolchen iſt: daß das Herz entbrenne in Liebe zum Worte Gottes, ſo wie die Verachtung des göttlichen Wortes das ſichere Kennzeichen einer unvernünftigen, ja thieriſchen Seele iſt.“

Dann ermahnt er ſeine Zuhörer, zu beten für die Bekehrung dieſer Leichtſinnigen und Bethörten, wie er denn überhaupt das Gebet als den milden Regen betrachtet, der den Samen des göttlichen Wortes im Herzen befruchten und nähren muß, wenn auf die Anhörung des Evangeliums die Ausübung folgen ſoll. Er ſelbſt beſaß den Geiſt des Gebetes in jenem hohen Grade, der Hand in Hand mit der Heiligkeit geht. Er kannte aus Erfahrung das Gebet als den Kanal der Gnaden, durch welche der Seele himmliſche Neigungen und Begierden zufließen, himmliſche Eingebungen ſie vom Irdiſchen ablöſen und reinigen, himmliſche Kräfte ſie in der beſtändigen Vereinigung mit Gott halten. Er lebte in dieſer Verſenkung ſeines Lebens in das göttliche Leben und er ſuchte auf alle Weiſe den Geiſt des Gebetes in ſeiner Gemeinde zu entflammen. Er führte in Conſtantinopel öffentliche nächtliche Gebete nicht bloß für die Geiſtlichkeit, ſondern auch für die Laien ein. „Die Handwerker,“ ſagt er, „wachen, um ihre Arbeit zu vollenden; die Soldaten wachen auf ihrem Poſten. Und ihr könntet euch weigern, wegen des Gebetes zu wachen?“ Er hatte die Freude, dieſen nächtlichen Got-

tesdienſt ſehr beſucht zu ſehen. Das weibliche Geſchlecht war ſtreng von demſelben ausgeſchloſſen. Aber Chryſoſtomus räth den Frauen ebenfalls, ihren Schlaf zu unterbrechen und in der Stille der Nacht, welche den Gefühlen der Andacht, der Inbrunſt, der Zerknirſchung ſo günſtig iſt, ihren Gebeten dieſe Weihe zu geben, ohne die Gott kein Wohlgefallen an ihnen hat. Auch ihre Kinder ſollen ſie an dieſe heilige Uebung gewöhnen, ſie wecken in der Stille der Nacht und ihre kleinen zarten Herzen durch ein kurzes Gebet zu Gott erheben, „damit alle Häuſer der Chriſten in eben ſo viele Kirchen verwandelt werden möchten.“

Die Arianer wußten noch immer ſich mit einem herausfordernden Trotz in Conſtantinopel geltend zu machen. Obzwar ſie keine Kirchen in der Stadt beſaßen, zogen ſie doch jeden Samſtag Abend und an den Vorabenden von Feſttagen in öffentlichen Umgängen umher und ſangen unter den Säulengängen, welche die öffentlichen Plätze umgaben, oder unter den Portiken der Kirchen und Paläſte Lieder, welche ihre Glaubenslehre enthielten und die katholiſche verhöhnten. Die Gläubigen mußten zu ihrer größten Betrübniß Verſe anhören wie dieſe, durch welche die heilige Dreifaltigkeit verachtet wurde:

Wer ſind Jene, die da ſagen,
Drei — ſind Eine gleiche Macht?

Chryſoſtomus ſchlug den Gläubigen vor, ſie möchten, ſtatt ſich an den Arianern zu ärgern, ihrerſeits Umgänge halten und Loblieder Gottes ſingen. Mit Freuden gingen ſie darauf ein. Da ihre Zahl viel größer war, als die der Arianer, und da die Kaiſerin Eudoxia ſie auf ihre Unkoſten mit ſilbernen Kreuzen und Wachskerzen verſehen ließ: ſo wurden ihre Umgänge viel glänzender. Das verſetzte die Arianer in ſolche Wuth, daß ſie eines Abends die Katholiken feindſelig anfielen. Dieſe ſetzten ſich zur Wehr, es blieben Todte und Verwundete auf beiden Seiten, und die Folge davon war für die Arianer das Verbot, ihre Umgänge zu halten und ihre Lieder zu ſingen. Die Katholiken blieben aber bei dieſem

Gebrauch, den Chryſoſtomus in Antiochien vorgefunden hatte, wo der heilige Ignatius ihn eingeführt haben ſollte. Zum Arianismus bekannten ſich die meiſten Gothen, deren es ſehr viele in der Stadt gab. Nur wenige waren katholiſch. Da ſie die griechiſche Sprache nicht verſtanden, lebten dieſe ohne Seelenpflege dahin. Chryſoſtomus in ſeiner Liebe für alle Seelen ſonderte aus ihnen einige der Frömmſten aus, weihete ſie zu Prieſtern, gab ihnen eine Kirche und predigte ihnen ſelbſt zuweilen das Evangelium mit Hülfe eines Dolmetſchers.

In der Charwoche dieſes Jahres wüthete ein ſo furchtbarer Orkan am Bosporus, daß man eine gänzliche Verwüſtung der Felder und Wälder zu befürchten hatte. Die Schiffe im Hafen wurden wider einander geſchmettert, die Gebäude bebten, der Erdboden ſchien zu wanken, Menſchen und Thiere wurden niedergeworfen und betäubt. Entſetzen überfiel das Volk. Man floh in die Kirchen, betete, faſtete, ſeufzte, ſpendete Almoſen, vergaß alle Zerſtreuungen und Unterhaltungen. Man hörte keinen anderen Geſang als Pſalmen und Hymnen. Die Kirchen waren zwei Tage und zwei Nächte voll bußfertiger Menſchenſchaaren. Da fiel der Orkan: der Charfreitag brach an — und was geſchah? die Gefahr war verſchwunden und Gott vergeſſen! das Volk eilte in den Circus zu den Wettrennen der Wagen; am Charſamſtag in den babyloniſchen Feuerofen der Schauſpiele. Das ging dem heiligen Patriarchen durch's Herz. Es drang das Beifallstoben der Menge im Circus bis in ſein ſtilles Zimmer und wie ſummende Bienen ſchwärmte das Volk, trunken von den aufregenden Spielen, auf den Gaſſen. Da hielt Chryſoſtomus am Oſtertage ſeine berühmte Predigt wider die circenſiſchen Spiele, die er mit dem Ausrufe begann: „Was müſſen wir erleben! iſt das zu dulden! richtet euch ſelbſt! kann ein Volk, das Chriſtus liebt, ſich ſo betragen, ſich ſo unſinnig in die wildeſte Thorheit ſtürzen! Und an welchem Tage! An dem Tage, da das große Opfer vollbracht und Chriſtus gekreuzigt wurde! da der Heiland das Paradies aufſchloß, den

Schächer in sein altes Vaterland zurückführte, den Fluch aufhob, die Sünde hinwegnahm, dem Kriege ein Ende machte und den erzürnten Gott mit dem menschlichen Geschlechte versöhnte: an dem Tage hast du die Kirche, das heilige Opfer, die christliche Traurigkeit, den Ernst der Fastenzeit verlassen und vom Satan als sein Gefangener zu jenen Spielen dich fortführen lassen! Ist das zu dulden! kann man das aushalten! ich muß dieser Klage freien Lauf lassen, um meinen Schmerz zu lindern. Sagt mir nicht, daß nur Wenige sich von der Heerde verirrt haben. Der Schaden ist unermeßlich groß, wenn's auch nur Zehn, nur Zwei, nur Einer ist. Um die eine Seele ist alles Sichtbare geschaffen, sind alle Gesetze und Gebote angeordnet, sind so viele Wunder geschehen, hat Gott seinen eigenen Sohn nicht verschont. Für die eine Seele ist ein göttliches Lösegeld gezahlt: sieh also ihre Seligkeit nicht als etwas Geringes und Gleichgültiges an. Nein! ich verlange auch die eine Seele. Ich bin unersättlich. Nicht mit Wenigen und nicht mit Vielen kann ich mich begnügen. Ich muß sie Alle selig machen. Geht eine einzige verloren, so fürchte ich selbst verloren zu gehen." Am Schlusse bedroht er Diejenigen, welche den lasterhaften Gräuel der heidnischen Schauspiele nicht meiden würden, mit Excommunication, so daß sie an dem Empfange der heiligen Eucharistie nicht würden Theil nehmen dürfen. Da wurde die ganze Versammlung schmerzlich bewegt; man schlug an die Brust, vergoß Thränen, bat um Gnade, und Viele, die zuvor leidenschaftliche Anhänger des Circus und der Bühne waren, mieden sie fortan gänzlich.

Siebentes Kapitel.

Der gothische Heerführer Gainas, welcher im Einverständnisse mit Eutropius den Rufinus umgebracht hatte, war inzwischen ein bitterer Feind des Oberkämmerers geworden. Er sah diesen von einer Ehre zur anderen gelangen, während

er ſelbſt immer nur Heerführer der Gothen blieb. Eutropius ſetzte es bei dem Kaiſer durch, im Jahre 399 zu der höchſten Ehrenſtelle und Würde des römiſchen Reiches, zum Konſul und Patrizius ernannt zu werden. Dieſen Triumph erlebte ein Sklave, deſſen größte Geſchicklichkeit im Haarkräuſeln beſtand! er erlebte, daß ihm Statuen errichtet wurden, wie für die Kaiſer und deren Familie und für ganz große, ausgezeichnete Männer; allein damit war der Becher ſeines Glückes überfüllt. Während Eutropius immer frecher wurde, immer übermüthiger gegen alle Menſchen ſich benahm, ſogar die Kaiſerin zur Todfeindin ſich machte, indem er ihr erklärte: wenn ſie mit ſeinen verſchiedenen Anordnungen nicht zufrieden ſei, werde er ſie vom Throne ſtoßen, auf den er ſie geſetzt habe; während Chryſoſtomus der einzige war, der ihm die herbe Wahrheit ſagte, ihn vor Uebermuth warnte, ihn aufmerkſam machte auf den allgemeinen Haß, den er durch Ehrgeiz und Habſucht gegen ſich entzündete und dafür nichts erntete als Unwillen und Zorn; ſpann ſich heimlich ein Netz des Verderbens um den allmächtigen Günſtling und riß ihn zu Boden.

Im Einverſtändniß mit Gainas empörte ſich deſſen Vetter Tribigild, Oberſt der gothiſchen Reiterei in Kleinaſien. Eutropius ſchickte eine Armee unter Anführung ſeines Freundes Leo über den Hellespont. Dieſer gute Mann, der bei ſeiner Wollhechel nie von kriegeriſchen Großthaten und von Beſiegung der Gothen das mindeſte geträumt hatte, ließ ſich freilich über den Hellespont ſetzen, verharrte aber in Todesangſt an der Küſte, dachte nicht entfernt daran, Tribigild zu bekämpfen und ſtarb endlich buchſtäblich aus Furcht. Gainas, der ihn erſetzen ſollte, ſpielte eine Comödie mit dem armen Kaiſer, ſtellte ihm Tribigild als einen ganz unüberwindlichen, eroberungsſüchtigen Feldherrn vor und rückte endlich mit der Erklärung heraus, Tribigild werde nur dann die Waffen niederlegen, wenn Arcadius in die Entſetzung und Auslieferung des Eutropius willige. Nichts konnte der ganzen Bevölkerung Conſtantinopels, ja des oſtrömiſchen Reiches willkommener ſein,

als den Krieg mit den gefürchteten Gothen durch den Sturz des Eutropius zu beenden. Sobald man eine Ahnung von dieſer Friedensbedingung hatte, wurde Arcadius mit Vorſtellungen beſtürmt, bei denen unter dem Vorwande des allgemeinen Beſten und der Ehre des Thrones auch viel perſönlicher Haß und Neid gegen den elenden Günſtling ſich verbarg. Es fielen ſchreckliche Auftritte vor: einerſeits Eutropius, der ſeinen ganzen Einfluß auf den Kaiſer, die Gewohnheit vieler Jahre, ſeine vorgeblichen Verdienſte um den Staat, ſeine Anhänglichkeit an die Perſönlichkeit des Arcadius hervorzuheben und ſich an ihnen feſtzuklammern ſuchte; andererſeits das Heer ſeiner Gegner, die ſeine Gründe mit ihren Gegengründen bekämpften, und um ſo feuriger, als ihnen nur die Wahl blieb zwiſchen Eutropius Sturz oder Rache; und in der Mitte der Kaiſer, ſchwankend, zagend, unentſchloſſen, dem Einen und den Anderen ſein Ohr leihend, unfähig zum klaren Urtheil und zur männlichen Handlung. Die Kaiſerin gab der Sache den Ausſchlag. Sie nahm ihre beiden kleinen Töchter auf ihre Arme und ging zu ihrem Gemahl. Weinend fiel ſie ihm zu Füßen, klagte ihm alle Unbilden, welche ſie ſeit vier Jahren ſchweigend von Eutropius hingenommen habe und wie er dadurch nur immer frecher werde und eine Beleidigung auf die andere häufe, ſo daß er ihr das Leben unerträglich mache. Sie zerfloß dabei in Thränen und die kleinen Kinder fingen auch zu weinen an nach Kinderart, als ſie die Mutter weinen ſahen. Genug: Arcadius, der vernünftigen Vorſtellungen kein Gehör gegeben hatte, wurde durch dieſe Thränen ſo erſchüttert, daß er den Oberkämmerer auf der Stelle rufen ließ, ihn all' ſeiner Würden entſetzte und ihn von ſeinem Angeſichte verbannte. So wurde Eutropius durch Eudoxia geſtürzt. Der Elende wußte wohl, daß er nun verloren ſei. Damals folgte auf des Monarchen Ungnade immer die Verbannung in irgend ein fernes wildes Land und in klägliche Verhältniſſe; zuweilen der Tod.

Kaum war der Ruf dieſer Ungnade in Conſtantinopel erſchollen, kaum war der geborgte Abglanz der Majeſtät von

Eutropius gewichen, ſo brach der allgemeine Abſcheu, deſſen Gegenſtand er trotz Würden und Bildſäulen geweſen war, in frohlockendem Geſchrei, drohenden Verwünſchungen, lauten Hohn aus. Wie eine Meute athemloſer Hunde über ein halbtodt gejagtes Wild, fiel Alles über ihn her, um ihn zu zerreißen, zu ſteinigen. Er entwich aber und floh in dieſer Todesnoth zu der Stätte, die er für edleres Unglück als das ſeine geſchloſſen hatte — floh in die Kirche. Nach dem Geſetze, das er dem Kaiſer dictirt hatte, durfte er mit Gewalt vom Altare hinweg geriſſen werden, und Arcadius ſchickte auch wirklich Soldaten, die ihn fortführen ſollten. Leichenblaß, bebend vom Scheitel bis zur Sohle, zähneklappernd ſtand er da und umfaßte eine Säule neben dem Altare. Wer konnte ihn in dieſem Augenblicke ſchützen? Nur der, welcher den Unwillen des Kaiſers, die Wuth des Volkes, den Haß von Eutropius Feinden nicht fürchtete; nur Chryſoſtomus! vor ſeiner Erhabenheit traten die Soldaten ſchüchtern zurück und vollführten nicht den Befehl des Kaiſers. Da ließ dieſer den Patriarchen rufen, der ebenſo unerſchrocken im Palaſte als in der Kirche erſchien und Arcadius anflehte, dem Unglücklichen den Schutz des Altares zu gönnen. Die verwegenen Soldaten hatte Chryſoſtomus ſo eben eingeſchüchtert; dem ſchüchternen Kaiſer gab er Muth; denn nun ſammelte ſich das ganze Heer in Waffen vor dem Palaſte und verlangte ſtürmiſch den Tod des Eutropius. Arcadius erſchien, ſagte, man müſſe nicht bloß der Frevel gedenken, ſondern Erbarmen üben und ſich der heiligen Stätte erinnern, zu welcher ſich der Elende geflüchtet habe. Und als ob ein Nachhall von der Beredſamkeit des Chryſoſtomus ſeine Worte beſeele — die Truppen gingen beſänftigt von dannen.

Nicht ſo das Volk. Am anderen Tage verſammelte es ſich zornentbrannt in der Kirche und begehrte, ſeine Rache zu kühlen. Nun erhob ſich Chryſoſtomus und in Gegenwart des unglücklichen Flüchtlings, der ſeinen Platz nicht verlaſſen hatte, hielt er ſeine berühmte Rede über dies Ereigniß, die mit dem Ausruf beginnt: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! und Alles iſt

Eitelkeit! dies Wort ist immer wahr, aber selten tritt uns diese Wahrheit so lebendig entgegen wie heute. Wohin ist aller Glanz, alle Macht, alle Würden, alle Herrlichkeit, alle Schmeicheleien, aller Beifall! Es ist Alles dahin. Es war Alles Schatten der Nacht, der vor dem Tage flieht; Blumen des Frühlings, die mit ihm verwelken; Morgennebel, welchen die Sonne zertheilt. Da nun die meisten Menschen solche Blendwerke, Einbildungen und Larven für Wahrheit halten, so sollte Jeder seinem Nächsten das Wort zurufen: O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist Eitelkeit!"

Dann wendet sich Chrysostomus gegen Eutropius, rügt die Nichtigkeit seiner früheren Größe und die Verkehrtheit seines Wandels und zeigt ihm das Volk, das er zu gewinnen gesucht, indem er ungeheuere Summen aus dem Staatsschatze an Rennbahnen und Theater verschwendet habe, jetzt ohne Erbarmen, gierig nach seiner Marter, seinem Tode, ihm drohend mit Blick, Geberde und Wort. „Das sage ich aber, um euere Herzen zu erweichen," so wendet er sich wieder an die Zuhörer, „damit ihr euch mitleidig mit der Strafe begnügt, die er jetzt durch seine beständige Todesangst erleidet und damit ihr nicht auf uns erzürnt seid, weil wir ihm die Kirche geöffnet haben. O meine Geliebten, ihr solltet Jubellieder singen, weil er zur Kirche seine Zuflucht und den Schutz in Anspruch nahm, den er Anderen nicht gönnen wollte. Denn Gott hat die Umstände so gelenkt, daß er die Macht und die Gnade der Kirche kennen lernen sollte, die ihn jetzt, da Alle ihn verlassen, mit ihrem Schilde bedeckt, ihre Flügel über ihn ausbreitet und alle seine Beleidigungen vergißt. Da hat ihr Gott zu einem herrlichen Siege verholfen! Wie eine zärtliche Mutter öffnet sie, sie ganz allein, ihm ihre Arme und setzt sich seinetwegen dem Zorn des Kaisers, der Wuth des Volkes, dem allgemeinen Unwillen aus. Das ist ein Ruhm für unsere heiligen Altäre! Sage nicht: Wie kann das ein Ruhm für die Kirche sein, wenn ein Bösewicht den Altar umfaßt. O sage das nicht! Umfaßte doch ein Weib, welches ihr Leben in Sünden zugebracht hatte, die

Füße des Heilandes und es gereichte dem Erlöser nicht zum Vorwurfe, nur zum Lobe. Ihre Nähe befleckte seine Reinheit nicht, hingegen heiligte der Allheilige die Sünderin. Denke auch nicht an erlittenes Unrecht. Wir sind die Knechte des Gekreuzigten, der da betete: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Siehe, er kommt ja selbst, um die Ungerechtigkeit seines Gesetzes anzuerkennen. Er hebt es selbst auf vor den Augen der ganzen Welt. Sein Unglück sei eine Warnung für Andere. Wir müssen nunmehr auch unsere Schuldigkeit thun, um mit gutem Gewissen beten zu können: Vergib uns unsere Schuld. Mit welchem Herzen wolltet ihr nach beendigter Versammlung an den hochheiligen Geheimnissen des Altares Theil nehmen, wenn ihr jetzt das Gericht über den armen Sünder fordern wolltet. O nein! jetzt ist nicht die Zeit des Gerichtes, sondern der Gnade. Kein Urtheil sollt ihr sprechen, aber Erbarmen haben. Warum ist heute das Gotteshaus so überfüllt, wie am hohen Ostertage? warum sind die Häuser leer und die Plätze verödet? warum haben sich Männer, Weiber, Jungfrauen in schweigender Uebereinstimmung Alle hier eingefunden? Ist es nicht, um ein lebendiges Bild der Nichtigkeit irdischen Glückes und der Vergänglichkeit weltlicher Größe zu sehen? Nun wohlan, meine Geliebten, verhärtet eure Herzen nicht gegen ein so jammervolles Schauspiel, zertretet nicht Den, welcher von seinem Sturz betäubt und kläglich am Boden liegt, seid eingedenk, daß Gott durch den Mund seines Propheten auch euch zuruft: Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer! und laßt uns sämmtlich zu unserem gnädigen Kaiser gehen und bei seiner Liebe zu der Kirche ihn anflehen, er möge dem Altar den Schuldigen schenken, damit dieser für seine Verbrechen Buße thun könne. Allenthalben in heiligen Schriften fordert Gott von uns die Barmherzigkeit und macht sie zur Bedingung unserer Lösung von Sünden. Seht! Er selbst bietet uns nun ein Mittel an, durch das wir uns mit ihm versöhnen, das uns ablöst von unserer Schuld. Ergreifen wir es, so wird der leutselige Kaiser uns loben, das ganze Reich uns

Beifall zurufen und wir werden der Kirche zur Ehre und zum Schmuck dienen und hoffen dürfen auf jenen himmlischen Lohn, den der Herr im ewigen Leben für die Barmherzigen in Bereitschaft hält. Laßt uns vor ihm auf die Knie fallen und vor ihm weinen und flehen und bitten und beten, daß er uns so herrlicher Güter theilhaft machen wolle durch die Gnade und Menschenfreundlichkeit unseres Herrn Jesu Christi, dem sei Ehre ꝛc."

Chrysostomus fiel auf die Knie und die ganze Versammlung, in Thränen schwimmend, zerknirscht und seufzend, fiel auch auf die Knie. Man beruhigte sich; für den Augenblick war der Friede hergestellt. Eutropius wurde des Consulats, des Patriziats und seiner Hofämter entsetzt, seine Güter eingezogen, seine Bildsäulen gestürzt, sein Gesetz wider die Freistatt am Altare aufgehoben und er selbst nach der Insel Cypern in Verbannung geschickt. Aber Gaïnas beharrte in seiner Feindseligkeit, begehrte den Tod des Eutropius und der Kaiser, ebenso schwach, um seine Günstlinge zu beschützen, als blind, sie zu wählen, gab dem drohenden Gothen nach und Eutropius wurde hingerichtet.

Nunmehr suchte Gaïnas die Macht, welche er zuerst dem Rufinus, jetzt dem Eutropius entwunden hatte, in seine Hand zu bekommen. Um den Kaiser von rechtschaffenen Männern und tüchtigen Rathgebern zu entblößen, begehrte er, abermals in Tribigilds Namen als Friedensbedingung, die Auslieferung des Consuls Aurelian und des Saturninus, eines der Großen am Hofe. Beide Männer waren hochherzig bereit, dem Tode entgegen zu gehen und Arcadius lieferte sie dem Verräther aus, der, nur durch den schmalen Bosporus von Constantinopel getrennt, mit seinem gefürchteten Heer von Chalcedon herüber drohte. Die Furcht lähmte alle Herzen; nur eines nicht. Chrysostomus begab sich zu Gaïnas und legte seine Fürbitte für Aurelian und Saturninus ein. Sie fand Erhörung. Beide Männer wurden in ein kurzes Exil geschickt. Allein nun begehrte der stolze Gothe, der Kaiser selbst müsse zu Friedensunterhandlungen nach Chalcedon kommen.

Und abermals gehorchte Arcadius und ſchloß in der Kirche der heiligen Euphemia (Martyrin in der Diocletianiſchen Verfolgung) einen Vertrag mit den beiden Empörern, der ihn ganz in ihre Hände gab. Tribigild ſtarb bald darauf. Gaïnas aber trat mit einer neuen Forderung auf. Er war Arianer und begehrte eine Kirche in Conſtantinopel für ſeine Glaubensgenoſſen. Da regte ſich auf einmal in Arcadius ein Etwas vom ächten Sohne des Theodoſius. Er konnte ſich nicht entſchließen, das Werk zu vernichten, welches ſein großer Vater als das wichtigſte und heilſamſte ſeiner Regierung betrachtet hatte; aber zaghaft berief er den Patriarchen, um ihn zu fragen, was nun zu machen ſei. Chryſoſtomus bat um Erlaubniß, in des Kaiſers Gegenwart mit Gaïnas ſprechen zu dürfen. Wer war froher, als Arcadius! Der Oberfeldherr wurde gerufen, erſchien, prahlte mit ſeinen Verdienſten und begehrte zur Belohnung eine Kirche. Chryſoſtomus erwiederte, als Belohnung ſeiner Verdienſte trage er den conſulariſchen Schmuck und ſei er reichlich bedacht mit Glücksgütern und großen Würden; allein das Geſetz des großen Theodoſius laſſe ſich nicht zur Belohnung für irgend Jemand aufheben, umſoweniger, als ſämmtliche Kirchen Conſtantinopels ihm offen ſtänden, und Kaiſer Arcadius würde lieber Krone und Reich aufgeben, als dies Geſetz. Damit brachte Chryſoſtomus den Mann zum Schweigen, vor dem Kaiſer und Reich zitterten. Die Kirchen waren geſichert; der Thron war es nicht. Gaïnas ging bald zu entſchiedener Empörung über und begann die Stadt zu belagern. Wie gelähmt zu jedem männlichen Widerſtande, bat Arcadius den Patriarchen, er möge abermals ſeine Beredſamkeit üben und den ſtolzen Gothen beſänftigen. Chryſoſtomus entzog ſich nicht dem gefährlichen Auftrage. Als Gaïnas erfuhr, daß der große Patriarch zu ihm komme, ging er ihm mit ſeinen Kindern weit entgegen und begrüßte ihn mit den Zeichen der höchſten Ehrfurcht; aber ſeinen Vorſtellungen gab er kein Gehör.

Inzwiſchen ernannte der Kaiſer einen anderen Gothen,

Fravitas, zum Befehlshaber ſeiner Armee und nach verſchiedenen Wechſelfällen ſah ſich Gaïnas genöthigt, über die Donau zu entfliehen, wo er von den Hunnen im Jahre 400 umgebracht wurde. Der Kaiſer war ſomit auch von dieſem Tyrannen befreit. Aber von ſeiner Schlaffheit ermannte er ſich ſo wenig, daß Eudoxia jetzt ſein Tyrann wurde. Durch ihre Leidenſchaft für Reichthümer verblendet beging ſie oft große Ungerechtigkeiten und brachte die Vermögen von unſchuldigen Menſchen, die fälſchlich verklagt wurden und deren Sache ſie nicht gründlich unterſuchen ließ, an ſich und an ihre Günſtlinge. Chryſoſtomus mit ſeiner tiefen Nichtachtung aller Güter der Erde und mit ſeinem heiligen Erbarmen mit allen Schwachen und Unterdrückten hielt es für ſeine Pflicht, der Kaiſerin darüber geeignete Vorſtellungen zu machen, da ihre Seele ihm nicht weniger als alle anderen am Herzen lag. Sie begriff das gar nicht; wollte nicht an Intriguen und Verläumdungen glauben und behauptete, ſie verwende ihre Reichthümer auf die edelſte Weiſe. Zum Theil war das richtig; ſie war ſehr freigebig gegen Arme und für Kirchen, und mit Freuden erkannte Chryſoſtomus es an; nur war es übel, daß ſie zu ihren Reichthümern nicht auch auf die edelſte Weiſe gelangte und er ſich folglich der Verwendung nur mit halbem Herzen freuen konnte. Auch begünſtigte ſie den übermäßigen Luxus der Damen und die wenig anſtändige Art der Kleidung, in welcher ſie ſich öffentlich zeigten — zwei Unſitten, gegen die Chryſoſtomus mit der ganzen Schärfe des Wortes ſich erhob und eigene Predigten wider ſie hielt. Ohne Scheu ließ er ſeine Entrüſtung aufflammen und Funken ſprühen, und wohin die fielen, da gab es ein Brandmal. Viele Damen fühlten ſich getroffen und entbrannten ihrerſeits in Zorn, daß ſich ein Patriarch um ihre Tracht und ihre Moden tadelnd zu bekümmern wage. Ganz beſonders Eugraphia. Chryſoſtomus hatte einmal die Gelegenheit benutzt, als er in den Gemächern der Kaiſerin ſie traf, um ſie zu erſuchen, ſich zu kleiden, wie es ſich für eine Wittwe und Matrone gezieme. Die „Matrone" konnte ſie ihm nie ver-

geben. Wo es ihm nur irgend möglich war, lobte und pries er die Kaiserin, damit sie williger seine Ermahnungen aufnehmen möge. Sie war in der Religion sehr gut unterrichtet durch den gelehrten und frommen Pansophius, der später Bischof von Nikomedien wurde, und erfaßte mit ihrem hellen Verstande den wunderbaren Zusammenhang des Gesammtlebens der Kirche ganz vortrefflich. Daher war sie auch immer bereit es zu ehren, zu heben, zu fördern, wie die Umstände es mit sich brachten; nur suchte sie nicht mit demselben Eifer wie nach Außen und durch äußere Mittel das Reich Gottes in sich auszubreiten.

Einst sollten Reliquien des heiligen Apostels Thomas in die Kirche übertragen werden, die ihm zu Ehren in Drypia erbaut war. Dies war eine Stadt einige Stunden von Constantinopel, ebenfalls am Bosporus gelegen. Der Patriarch wollte, der heißen Jahreszeit wegen, die Prozession mit den Reliquien in nächtlicher Frühe halten, und siehe! um Mitternacht erschien die Kaiserin in der Sophienkirche, wohnte den Gebeten bei und schloß sich der Begleitung der Reliquien einfach und ohne alles Gepränge an. „Sie war mitten unter uns," sagt Chrysostomus, „sie, die im Kaiserpalast nicht einmal allen Kämmerlingen zu Gesicht kommt." Die Reliquien wurden in einer goldenen Kapsel getragen, über die ein prachtvoller Schleier gehängt war. Eudoxia faßte das eine Ende dieses Schleiers und legte in dieser Weise den ganzen Weg nach Drypia zu Fuß zurück. Es war eine herrliche Nacht; Mond und Sterne leuchteten am Himmel und spiegelten sich in den blauen Wellen des Bosporus, während sich an dessen Ufer, wie eine feurige goldene Kette, die unabsehbar lange Prozession mit zahllosen Lampen und Fackeln feierlich fortbewegte. Der Kaiser hatte sich ihr auch anschließen wollen; aber Eudoxia fürchtete, durch Trabanten, Waffen und Alles, was zur Begleitung eines Kaisers gehörte, könnten Frauen von der Prozession zurückgeschreckt werden und sie ordnete deshalb seine Wallfahrt nach Drypia für den nächsten Tag an. In der Rede, die Chrysostomus bei dieser

Gelegenheit hielt, lobt er Eudoxia's Eifer, Glauben und Demuth, und nennt sie eine andere Mirjam, welche lobsingend den Zug der Kinder Israels angeführt habe. Ueber die Verehrung heiliger Reliquien sagt er dann: „Wie groß ist doch die Kraft der Martyrer: gestern haben sie die Kaiserin und die ganze Stadt, heute den Kaiser mit dem ganzen Heere herbei gezogen. Der Kaiser, der gewöhnt ist, Gnaden in der halben Welt zu spenden, kommt, um Gnaden zu empfangen und erscheint hier nicht in der Meinung, eine Wohlthat zu üben, sondern Wohlthaten der Heiligen sich einzusammeln. Darum hat er Krone und Purpur abgelegt und aller Pracht sich entäußert, und die Trabanten sind ohne Schild und Lanze; und Alle kommen mit einem so demüthigen Herzen, als wenn sie von der Erde in den Himmel eingingen, wo aller äußere Glanz verschwindet und wo Tugenden nur in ewig heiterem Lichte schimmern. Ist die Macht der Martyrer schon in diesem Leben so groß, wie groß wird sie erst im Himmel sein."

Bald darauf kam der heilige Bischof Porphyrius von Gaza nach Constantinopel und bat den Patriarchen um seine Fürsprache bei dem Kaiser, daß der Tempel des Marnas, dies heidnische Heiligthum der alten Philistäerstadt, doch endlich zerstört werden möge. Aber Chrysostomus gab ihm zur Antwort: seine Verwendung bei dem Kaiser würde die Sache gefährden, statt sie zu fördern, weil die Kaiserin, welcher er die Besitznahme eines ungerechten Gutes vorgeworfen habe, eben jetzt ungehalten auf ihn sei; Porphyrius möchte sich aber durch den frommen Kämmerer Amantius mit seinem Gesuch um Fürsprache an Eudoxia selbst wenden. Das geschah und Eudoxia empfing ihn sehr freundlich und versprach ihm, die Sache dem Kaiser vorzutragen, welcher schon einmal früher den Befehl gegeben hatte, den Marnastempel zu schließen. Es waren aber mehr Götzendiener als Christen in Gaza, und jene vereitelten durch Bestechung die Ausführung des Befehles. Im Hinblicke auf die zahlreiche heidnische Bevölkerung Gaza's war Arcadius auch jetzt nicht

geneigt, den Tempel zerstören zu lassen. Eudoxia sagte traurig: „Der Herr wird seinen Knechten, den Christen, schon Hülfe schaffen, wir mögen wollen oder nicht;“ ließ die Sache für den Augenblick fallen und bat den Bischof Porphyrius um sein Gebet. Nach einigen Tagen schenkte sie dem Kaiser einen Sohn. Mitten in ihrer eigenen Freude, der des Kaisers und der ganzen Stadt vergaß Eudoxia keineswegs den Marnastempel. Sie hieß den Bischof Porphyrius seine Bittschrift aufsetzen und am feierlichen Tauftage ihres Sohnes dieselbe dem Kinde darreichen, wenn der Zug sich aus der Kirche zurückbewege; für das Weitere wolle sie sorgen. Die Bittschrift um Zerstörung des Marnastempels wurde aufgesetzt und überreicht; statt des Kindes nahm ein Kämmerer sie an und las ein Paar Worte daraus vor, worauf Derjenige, welcher das Kind trug, laut ausrief, indem er dessen kleinen Kopf ein wenig senkte, als ob es das Gesuch bewillige: „Seine Hoheit gewährt die Bitte.“ In ihre Gemächer zurückgekehrt, bat Eudoxia den Kaiser, die Bittschrift zu lesen. Er that es und war nicht erfreut durch den Inhalt; aber endlich überwanden ihn die Bitten und Vorstellungen der Kaiserin und er sagte: „Die Gewährung wird mir schwer; aber noch schwerer, den ersten Befehl meines Sohnes zu vereiteln.“ So hartnäckig im Wesen und liebenswürdig in der Form, wußte Eudoxia ihren Willen durchzusetzen. Das Heiligthum des Marnas und sieben andere Götzentempel wurden zerstört, und über den Trümmern des ersteren ließ Eudoxia eine prachtvolle Basilika, die ihren Namen trug, erbauen. Wie ein Wrack im Meere liegt das jetzige Gaza im Sande, den drei Wüsten, die syrische, die arabische und die ägyptische, um die Stadt ausschütten. Da ist nicht die leiseste Spur mehr von den vielen geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an Gaza knüpfen. Da sind die alten kriegerischen Philistäer, die Todfeinde des israelitischen Volkes, da sind Samson und Dalila, da ist der Marnas mit seiner heidnischen Götzenwelt gerade so tief im Grabe des Sandes und der Vergessenheit untergegangen, wie der heilige Hilarius mit seinen zahlreichen

Klöſtern und wie die Baſilika der ſchönen Kaiſerin Eudoxia. Der Reiſende, der aus Paläſtina kommt und durch eine der Wüſten gehen will, ſchlägt außerhalb Gaza in einem kleinen Palmenhain ſein Zelt auf und ſorgt für Kameele, für Trinkwaſſer und andere Lebensbedürfniſſe der Wüſtenreiſe. Darin beſteht jetzt Gaza's Berühmtheit.

Achtes Kapitel.

Der Patriarch hatte im Jahre 400 ein Concil gehalten, auf welchem der Erzbiſchof Antonin von Epheſus der Simonie angeklagt wurde. Handel zu treiben mit den Gaben des heiligen Geiſtes war eine ſo ſchwere Anklage, daß Chryſoſtomus ſich entſchließen mußte, die Reiſe nach Epheſus zu machen, um Zeugen und Zeugniſſe an Ort und Stelle zu vernehmen. Die Entweihung des Sitzes von Epheſus war ihm doppelt ſchmerzlich weil die Erinnerung an den heiligen Evangeliſten Johannes, der ſo lange dort gelebt und gewirkt hatte, über Epheſus eine himmliſche Weihe breitete. Für die Zeit ſeiner Abweſenheit machte er den Biſchof Severian von Gabala zu ſeinem Vicar und reiſte mitten im Winter ab, denn Klerus und Volk von Epheſus ſchrien zu ihm um baldige Abhülfe. Er hielt verſchiedene Synoden in Epheſus und den benachbarten Biſchofsſitzen, und Antonin mit ſechs Biſchöfen wurden der Simonie überführt, abgeſetzt und ihre Stühle würdigen Männern übergeben.

Nach einer Abweſenheit von hundert Tagen kehrte Chryſoſtomus gleich nach dem Oſterfeſte 401 zu ſeiner geliebten Gemeinde zurück. Da waren ſeltſame Dinge vorgefallen! Biſchof Severian, in welchen der Patriarch volles Vertrauen ſetzte und deſſen ſchönes Rednertalent er herzlich bewunderte, war durch den Glanz ſeiner Stellung dermaßen geblendet worden, daß er verſuchen wollte, Chryſoſtomus zu verdrängen. Da er ein ſehr angenehmer Redner war, ſich nicht damit abgab, die Laſter der Weltlinge zu rügen und weder der

Kaiserin noch den Damen des Hofes in's Gewissen redete, so wurde er am Hofe ungemein beliebt. Auch in der Stadt gab es Leute genug, denen seine Predigten mehr zusagten, als die des Patriarchen. Der Ernst heiliger Liebe ist nicht Allen willkommen. Das weichliche Gemüth ist empfindlich, fühlt sich da verletzt, wo es sich unterstützt fühlen sollte und Eudoxia war dem Severian weit mehr zugethan als dem Patriarchen. Der Kern der Gemeinde aber nicht; sie frohlockte über dessen Rückkehr und er setzte mit immer gleicher aufopfernder Treue seine Sorge für ihre Seelen fort. Bald nachher erschien eine Schaar von Einsiedlern als Flüchtlinge in Constantinopel. Es waren Aegypter, abgetödtete, bejahrte Männer, die aus ihren stillen Wüsten vertrieben kläglich umher irrten. Theophilus, der Patriarch von Alexandrien, hatte sie aus der Gemeinschaft der Kirche verstoßen als Anhänger des Origenes. Ein Irrthum dieses großen Schriftstellers bestand in seiner Annahme, daß die Seligen im Himmel Geist ohne Leib sein würden. Viele fromme Männer, viele Mönche und Einsiedler hingen diesem Irrthume an, namentlich in Aegypten. Die ganz ideale Richtung dieser Männer erklärt es, daß diese Lehre, welche die Kirche damals noch nicht verdammt hatte, ihnen zusagte. Eine andere bildete sich im Gegensatze zu ihr aus, die, daß Gott selbst einen Körper mit menschlichen Gliedern habe; und auch diese fand unter den Zellenbewohnern Anhänger: sie hießen Antropomorphiten. Diese Benennung, so wie die der Origenisten wurden förmlich Parteinamen, die man sich gegenseitig zur Beschimpfung zuwarf.

Theophilus war ein leidenschaftlicher Mann, den Stolz, Ehrgeiz und Habsucht zu mancher Ungerechtigkeit verleiteten. In der Wüste Nitria lebten vier leibliche Brüder als ungemein fromme Einsiedler. Wegen ihrer ungewöhnlichen Leibesgröße nannte man sie: die großen oder langen Brüder. In der Verfolgung des Valens waren sie Bekenner geworden. Theophilus riß drei von ihnen aus der Wüste, weihete den einen, Namens Dioskorus, gegen dessen Willen zum Bischof

von Hermopolis und zwei andere nöthigte er, in Alexandrien zu leben, wo er sie in Geschäften der Kirche arbeiten ließ; alle drei unterwarfen sich demüthig ihrem Oberhirten. Als aber Euthymius und Eusebius Zeugen seiner willkürlichen und ungesetzlichen Amtsführung wurden, verlangten sie zurück nach ihrer Wüste, zu ihrem vierten Bruder Ammon und verhehlten dem Theophilus auch nicht den Grund, als er in sie drang, bei ihm zu bleiben. Er gerieth in heftigen Zorn, aber sie flohen in ihre stillen Einsiedeleien. Kurz zuvor hatte Theophilus die Antropomorphiten, die sich durch rohe Schwärmerei auszeichneten und das Volk sehr aufregten, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen; jetzt schloß er die Origenisten aus und bezeichnete als solche die langen Brüder und andere Asceten in der Wüste Nitria. Es fanden sich fünf Elende unter diesen Asceten, welche sich als falsche Ankläger ihrer Brüder brauchen ließen, und es kam so weit, daß sie als Zauberer und Schwarzkünstler dem Volke ein Abscheu wurden. Loses Gesindel, rohe Haufen und bewaffnete Soldaten stürmten die Klöster von Nitria, gedachten zu plündern, fanden aber nur die heilige Armuth und verwüsteten jetzt aus Ingrimm Alles, was ihnen unter die Hände fiel. Einige Einsiedler kamen um's Leben. Viele flohen und zerstreuten sich dahin, dorthin. Achtzig gingen mit den langen Brüdern nach Palästina, wurden aber dort nicht einmal geduldet und wußten sich nun nicht anders zu helfen, als daß sie zu einem Patriarchen flüchteten, der dem ihren so ganz unähnlich, und zum Kaiser, welcher ja der Beschützer aller Unterdrückten war. Fünfzig Greise mit schneeweißem Haar fielen dem Chrysostomus zu Füßen und flehten um seine Verwendung bei Theophilus, daß es ihnen doch vergönnt sein möge, in ihren Einsiedeleien zu leben und zu sterben, sie wären sich keines Frevels wider Gott bewußt. Chrysostomus gewährte ihre Bitte. Zur Kirchengemeinschaft ließ er sie nicht zu, weil sie von ihrem Oberhirten excommunicirt waren; aber er wies ihnen in den Nebengebäuden der Kirche zur heiligen Anastasia eine Wohnung an und übertrug die Sorge für ihren Lebensunter-

halt an Olympias, die Mutter der Armen. Die guten Einsiedler trugen durch ihre Handarbeit, die hauptsächlich im Flechten von Matten bestand, dazu bei, daß ihre ohnehin so spärlichen Bedürfnisse der frommen Olympias keine große Kosten verursachten. So hatte Chrysostomus die Liebe gewahrt; nun wollte er suchen Frieden zu stiften. Er schrieb an Theophilus und bat ihn zärtlich und dringend, den Einsiedlern die Heimath und die Wüste wieder zu öffnen. Theophilus würdigte ihn keiner Antwort, schickte aber die fünf falschen Ankläger nach Constantinopel mit einer Klageschrift über die Irrlehre der langen Brüder und ihrer Gefährten. Der ganze Hof gerieth in Empörung über das Zauberwesen, dessen sie beschuldigt wurden, und im Palast wies man mit Fingern auf sie, als auf Geisterbeschwörer und Teufelsbanner. Um den Verdacht einer Irrlehre von sich zu entfernen, sprachen die Einsiedler gegen jede ohne Ausnahme das Anathema; überreichten aber zu gleicher Zeit dem Patriarchen ihre Klageschrift gegen Theophilus, welche sie dem Kaiser einhändigen wollten. Chrysostomus bat sie von der Klage abzustehen, die schwere Folgen haben könne; schrieb auch nochmals an Theophilus, um ihn zur Milde zu bestimmen; aber umsonst! Während er nur Gedanken der Liebe und des Friedens hatte, gährten wilde Leidenschaften rings um ihn her. Die Einsiedler bestanden darauf, die Reinheit ihres Glaubens öffentlich gerechtfertigt zu sehen; wären sie all' der Frevel schuldig, die man wider sie vorbringe, wollten sie gern die Strafe hinnehmen; wären sie aber unschuldig, so müßten die Kläger gestraft werden. Auch verlangten sie, daß Theophilus nach Constantinopel komme und sich in ihrer Angelegenheit dem Ausspruche des Chrysostomus unterwerfe. Da dieser sie nicht besänftigen und auch nicht ihr Anliegen befürworten konnte, faßten sie es in einer Bittschrift zusammen, und als die Kaiserin eines Tages zum Gebet in die Kirche der heiligen Anastasia gekommen war, folgten sie ihr und überreichten ihr die Schrift in der Sakristei. Eudoxia hatte viel von ihren Schicksalen gehört, empfing sie sehr huldreich,

bat um ihren Segen, empfahl ſich mit Gemahl, Kindern und Reich ihrem Gebete und verſprach ihnen die Berufung eines Concils, vor welchem Theophilus erſcheinen ſolle. Inzwiſchen ergab ſich bei der gerichtlichen Unterſuchung gegen die Einſiedler nicht die mindeſte Schuld auf ihrer Seite und die fünf Ankläger geſtanden, Theophilus habe ihnen Alles in die Feder geſagt.

Die Verſammlung der Biſchöfe wurde einberufen. Theophilus wußte ſehr gut, wie in Conſtantinopel der Wind wehe, und daß die Kaiſerin trotz aller Ehrfurcht, die ſie zuweilen dem Patriarchen erwies, ihm durchaus nicht hold ſei; er beſchloß die Sache ſo zu wenden, daß nicht er, ſondern Chryſoſtomus ſich vor dem Concil vertheidigen ſolle wegen des Schutzes, den er der Irrlehre des Origenes in der Perſon der großen Brüder zukommen laſſe. Unter den Biſchöfen waren einige, wie Severian von Gabala, Feinde des Patriarchen aus Gründen der Eitelkeit und der Ehrſucht. Die von ihm abgeſetzten waren es aus Rachbegier. Auf dem Concil durften dieſe freilich nicht erſcheinen; allein Theophilus ſetzte ſich mit ihnen in Verbindung, weil er ſie für ſeinen Plan nöthig hatte. Endlich wußte er ſogar einen Mann in denſelben hineinzuziehen, der wegen ſeiner Tugenden im ganzen Oriente, ja in der ganzen katholiſchen Kirche in höchſtem Anſehen ſtand: den heiligen Biſchof Epiphanius von Salamin, Metropolit der Inſel Cypern. Dieſer vortreffliche, gottſelige Mann hatte, man kann wohl ſagen, das Unglück, ein ſo leidenſchaftlicher Widerſacher der Origeniſten zu ſein, daß er dabei in ſeinem Eifer kein Maß kannte. Theophilus hatte ihn früher als Antropomorphiten bei dem Papſte verklagt; jetzt gewann er ihn durch die Bitte, Epiphanius möge die Schriften des Origenes durch ein Concil der Biſchöfe von Cypern ebenſo verdammen laſſen, wie er es durch die ägyptiſchen Biſchöfe gethan habe; und möge auch bei anderen Metropoliten zu demſelben Schritte hinwirken. Epiphanius that beides mit Freuden und faßte ein großes Vertrauen zu Theophilus. Unter den Biſchöfen, welche er zur Verdam-

mung der origeniſtiſchen Schriften aufforderte, befand ſich auch Chryſoſtomus, der nicht weiter darauf einging. Als Epiphanius jetzt von Theophilus erfuhr, die vier langen Brüder, die weltberühmten, wären Origeniſten und Chryſoſtomus habe ſie in ſeine Kirchengemeinſchaft aufgenommen, ſogar den Dioskorus, der ſchmählich ſeinem Biſchofsſitze zu Hermopolis entfloben ſei, und ein ganzer Schwarm origeniſtiſcher Einſiedler vergifte Konſtantinopel: ſo ſetzte ſich der übereifrige Greis zu Schiff und reiſte ſeinerſeits dahin. Er wollte Chryſoſtomus nöthigen, jenes Verdammungsurtheil der cypriſchen Biſchöfe zu unterſchreiben und die unglücklichen Einſiedler wieder in die weite Welt zu jagen. Chryſoſtomus mit ſeinem lichthellen erhabenen Geiſte war von dem Sectenweſen nie berührt worden. Er wurzelte mit ſeinem tiefen vollen Weſen ſo ganz in der Lehre der Kirche und ſog einen ſolchen Ueberfluß der geiſtigen Schätze aus ihr, daß er ſich als Anhänger irgend einer Secte ungemein beengt und arm gefühlt haben würde. Seine apoſtoliſche Größe vertrug ſich mit keiner Art von Einſeitigkeit. Er war weder Origeniſt, noch Antropomorphit; allein, was er einſt zu Antiochien gepredigt hatte: man müſſe mit dem Bann nicht allzu eilfertig ſein, zumal nicht gegen die Todten; das übte er auch.

Der Palaſt Hebdomon liegt nahe an der Propontis. Dort landete Epiphanius, begab ſich ſogleich in die unferne Kirche Johannes des Täufers und weihete dort ohne Erlaubniß des Patriarchen einen Diakon. Chryſoſtomus überſah mild dieſe Verletzung der Canones, ſchickte dem geehrten Greiſe ſeine ganze Geiſtlichkeit entgegen und ließ ihn einladen, in ſeinem Palaſte Wohnung zu nehmen. Epiphanius antwortete, er könne weder bei ihm wohnen, noch in Kirchengemeinſchaft mit ihm treten, ſo lange er nicht die Schriften des Origenes verdammen und die vier großen Brüder vertreiben werde. Sie waren freilich alle vier beiſammen und Dioskorus auch wirklich von ſeinem Biſchofsſitz entfloben, jedoch aus keinem andern Grunde, als um den Verfolgungen des Theophilus zu entgehen. Chryſoſtomus antwortete, das Concil werde über

beide Fragen bestimmen. Da versammelte Epiphanius die Bischöfe, welche zum Concil anlangten, in seiner Angelegenheit und bat sie, den Beschluß der cyprischen Bischöfe gegen Origenes zu unterschreiben. Einige thaten es, Andere nicht. Theotimus, ein frommer Bischof aus Scythien, erklärte, er werde nie das Andenken eines Mannes schmähen, der in der Gemeinschaft der Kirche gestorben sei. Epiphanius war keineswegs mit dem Erfolg seiner Bemühungen zufrieden. Feinde des Patriarchen benutzten diese Verstimmung und riethen ihm, einen großen öffentlichen Schritt zu thun, nämlich in die Apostelkirche zu gehen, wenn alles Volk zum Gottesdienste versammelt sei, das Anathema über die Schriften des Origenes und über die großen Brüder feierlich auszusprechen und Diejenigen zu rügen, welche Irrlehren beschützten. Epiphanius in seinem blinden Eifer war gern dazu bereit. Chrysostomus hatte bis dahin den Greis schalten und walten lassen; als er aber von dieser Absicht Kunde erhielt, schickte er ihm den Diakon Serapion, der ihm das große Aergerniß und die Verletzung der Kanones vorstellen mußte, und Epiphanius, der eben aus seinem Hause getreten war und im Vorhofe den Diakon empfing, besann sich und kehrte um. Die großen Brüder gingen auch einmal zu ihm und Ammon fragte ihn, ob er je ihre Schriften gelesen oder ihre Jünger gekannt habe. Epiphanius verneinte. „Nun wohlan," sagte Ammon, „auf welches Zeugniß verdammst du uns denn? wir haben es anders gemacht; wir haben deine Schriften gelesen und haben dich vertheidigt wie einen Vater, wenn Jemand behauptete, sie enthielten Irrlehren." Epiphanius entließ sie freundlich. Ob er fühlen mochte, daß er gegen Chrysostomus zu weit gegangen sei, oder ob er nach und nach die unedlen Feinde des heiligen Patriarchen erkannte: genug, Epiphanius verließ plötzlich Constantinopel, ohne die Ankunft des Theophilus zu erwarten. Einige Bischöfe begleiteten ihn zum Schiffe und suchten noch immer ihn zurückzuhalten. „Nein," sagte er, „ich muß von hinnen eilen. Euch überlasse ich die Stadt, den Palast und das Theater." Mit diesen

Kindern des Weltgeiſtes wollte er nichts zu thun haben. Er wurde krank auf dem Meere und ſtarb, bevor er Cypern erreicht hatte. Epiphanius war von ſolcher allbekannten Lauterkeit des Herzens, daß auch die, welche ſeine Anſichten nicht theilten, ihn wegen ſeiner reinen Abſicht verehrten.

Nicht wie ein Angeklagter, ſondern wie ein Triumphator in zahlreicher Begleitung ägyptiſcher Biſchöfe verließ Theophilus Alexandrien und hatte ſo wenig Hehl ſeiner Abſicht, daß er laut äußerte, er gehe nach Conſtantinopel, um Chryſoſtomus abzuſetzen. Er nahm den Landweg durch Paläſtina, Syrien und Kleinaſien, und verkehrte überall mit denjenigen Biſchöfen, die dem Patriarchen entweder ſchon abgeneigt waren oder die ſich leichtgläubig durch Theophilus gegen ihn einnehmen ließen. Was man ihm eigentlich vorwerfen konnte, iſt ſchwer zu begreifen. Es war die Wiederholung des arianiſchen Haſſes gegen Athanaſius; oder richtiger, des Haſſes der Phariſäer gegen Chriſtus. „Weil ihre Werke finſter waren, haßten ſie das Licht.“ Es war eine Fortſetzung der Tragödie von Golgatha. Man hatte nach Antiochien geſchickt, um die Vergangenheit des Chryſoſtomus durchſpähen zu laſſen. Ueber fünfzig Jahre hatte er dort gelebt, wie leicht ließ ſich in fünfzig Jahren ein Staubkorn entdecken! es fand ſich aber auch das nicht! Mit großem Gefolge langte Theophilus bei dem Biſchofe von Chalcedon an, der Cyrinus hieß, ein Aegypter und ihm ganz ergeben war. Chalcedon lag auf der aſiatiſchen Küſte des Bosporus, Conſtantinopel gegenüber. Dort machte Theophilus Halt, wartete auf andere ägyptiſche Biſchöfe, die zu Waſſer reiſten, nahm die von Chryſoſtomus Abgeſetzten freundlich auf, verband ſich mit Severianus von Gabala und anderen Gleichgeſinnten und hielt endlich, als neunundzwanzig ägyptiſche Biſchöfe bei ihm waren, einen prächtigen Einzug in Conſtantinopel. Dort empfing ihn eine Menge Matroſen aus Alexandrien, welche Getreide aus Aegypten gebracht hatten, mit lautem Jubel. Die Einladung des Chryſoſtomus, Wohnung bei ihm zu nehmen, ſchlug Theophilus aus, bezog ein Haus vor der Stadt und

beſuchte den Patriarchen weder in ſeinem Palaſte, noch betrat er ſeine Kirche. Hingegen fing er gleich an ſo zu leben, wie die Welt es gern hat. Er gab Gaſtmahle, ſchmeichelte hier, beſtach dort, empfing freundlich die ſchlechten und abgeſetzten Kleriker, und wußte ſein Gold ſo reichlich und ſeine Worte ſo geſchickt anzubringen, daß freilich bei der gerichtlichen Unterſuchung wegen Verläumdung der großen Brüder ihre Ankläger als Verläumder verurtheilt wurden, daß aber für Theophilus ſelbſt, den Anſtifter der Verläumdung, gar keine Rede von Strafe war. Der Kaiſer hatte gewünſcht, Chryſoſtomus möge Richter in dieſer Unterſuchung ſein; allein dieſer weigerte ſich, weil die Canones beſtimmen, daß ein Biſchof nur in ſeiner Kirchenprovinz zu richten ſei.

Die Kaiſerin war wieder einmal in einer ihrer leidenſchaftlichen Verſtimmungen gegen Chryſoſtomus. Er griff in ſeinen Predigten häufig den wunden Fleck der Menſchen, die Gebrechen der Gegenwart, die Sünden der Zeit an. Daß es Fehler und Sünden auf Erden gebe, geſtehen die Menſchen allenfalls ein; daß dieſelben aber in ihrer Zeit und in ihrer Stadt herrſchen, hören ſie äußerſt ungern; denn dadurch rücken ihnen die Gebrechen ſo nahe, daß am Ende der Nächſte glauben könnte, ſie wären ebenfalls mit Gebrechen behaftet, ja, daß ſie ſogar ſich ſelbſt dies Geſtändniß machen müßten. So ginges auch der Kaiſerin. Chryſoſtomus hatte in einer Predigt den weltlichen Sinn und Wandel der Frauen und das Unheil gerügt, welches ſie dadurch in der Familie und in der Welt ſtifteten, beſonders wenn Stellung und Reichthum ihnen äußeres Anſehen und großen Einfluß verliehen. Da gerade dieſe Uebel einen ſo ſehr wunden Fleck bildeten, war es gewiß höchſt nothwendig, ihn zu berühren. Der Kaiſerin wurde aber hinterbracht, Chryſoſtomus habe mit beſonderer Beziehung auf ſie gepredigt, und Marſa mit ihren Freundinnen thaten ihr Möglichſtes, um das Feuer des Zornes in Eudoxia zu ſchüren. Als nun auch der Biſchof Severian, der ihr angenehm war, dazu kam und Oel in die Flamme goß, konnte Theophilus darauf rechnen, daß der Kaiſer ſeinen Plan

nicht durchkreuzen werde. All die Stimmungen und Neigungen des Hofes erfuhr er vornehmlich durch Eugraphia, mit der er sich befreundet hatte und in deren Hause er häufig Berathungen hielt. Bei ihr wurde beschlossen, den Kaiser zu ersuchen, daß er dem Chrysostomus befehlen möge, sich vor einem Concil zu rechtfertigen über siebenundvierzig Anklagepunkte, z. B. daß er Bischöfe, Priester und Diakone abgesetzt, daß er einigen Klerikern Schmähworte gesagt, daß er Kirchengut verkauft und den Erlös verschleudert, daß er die heilige Communion an Solche gespendet habe, die nicht nüchtern waren u. s. w. Die Anklagen des Hochverrathes und eines unsittlichen Lebens sollten den Abscheu des Hofes und der großen Welt gegen diesen scheinheiligen Sittenprediger steigern; daß ein Ankläger sie wirklich geglaubt habe, ist kaum anzunehmen. Der Kaiser, der vor Kurzem den Theophilus vor Gericht gerufen, störte ihn nicht in seinem Treiben, obzwar das Gericht ihn nicht freigesprochen hatte, und Theophilus versammelte ein Winkelconcil, das unter dem Namen „an der Eiche" so berüchtigt geworden ist. Die innige Anhänglichkeit des Volkes an den Patriarchen wohl kennend, wagte er doch nicht, in der Kaiserstadt selbst zu bleiben. Er ging nach Chalcedon hinüber, dessen Bischof ihm ganz zugethan war. Dort hatte der Präfect Rufinus in einer Vorstadt, die ihren Namen von einer uralten Eiche führte, eine herrliche Kirche mit einem Palast erbauen lassen; dort hielt Theophilus seine Versammlungen, die aus sechsunddreißig Bischöfen bestanden, unter denen freilich neunundzwanzig ägyptische waren.

Neuntes Kapitel.

Im Patriarchenpalast hatten sich unterdessen zum Concil vierzig Bischöfe eingefunden, welche tief die Schmach empfanden, die im Patriarchen der Kirche zugefügt wurde, und welche entschlossen waren, treulich im Kampfe zu ihm zu halten. Er besorgte im heiligen Gleichmuth seine Geschäfte, sein Amt,

seine Predigten. Sein Wahlspruch, den er immer im Munde führte, war: „Gott sei gepriesen für Alles;“ und der gab ihm auch jetzt seine unerschütterliche Ruhe. Wenn er seine Bischöfe niedergeschlagen sah, so hatte er immer Worte des Trostes für sie: die Wahrheit habe ja nicht mit ihm angefangen und werde also auch nicht mit ihm enden. Als sie einst das Aeußerste für ihn befürchteten und bis zu Thränen gerührt waren, empfahl er sich ihrem Gebete und sagte mit dem großen Apostel: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn.“ Da erschienen zwei Abgeordnete von Theophilus und brachten ihm die Vorladung vor das Concil an der Eiche. Er antwortete: er wisse nicht, daß Jemand Grund habe, ihn anzuklagen. Wolle man jedoch seine entschiedenen Feinde — diejenigen, von deren Feindschaft bereits auf den Schaubühnen gesungen werde — als Richter ausschließen, als Kläger nicht: so sei er bereit, nicht bloß an der Eiche, sondern vor einem Concil der ganzen Welt zu erscheinen. Eine andere Antwort werde er nie geben. Statt seiner begaben sich drei seiner Bischöfe zur Eiche, um den Theophilus zu erinnern, daß sie versammelt wären, um seine Vertheidigung über schwere Anklagen zu vernehmen, aber nicht, um ihn die Canones von Nicäa verhöhnen zu sehen, welche keinem Bischofe die Gerichtsbarkeit außerhalb seines Bezirkes gestatten. Mit einer Frechheit, die deutlich zeigte, daß Theophilus eine andere Richtschnur habe, als kirchliche Canones, schickte er abermals eine Vorladung an Chrysostomus, und zwar durch zwei Ueberläufer aus dessen Klerus. Zugleich erschien ein Geheimschreiber des Arcadius mit dem kaiserlichen Befehle, Chrysostomus möge sich an der Eiche einstellen. Er gab diesem wie jenen eine Wiederholung seiner ersten Antwort.

Das Volk war durch diese Vorfälle höchst aufgebracht. Er suchte es zu beruhigen durch seine Ruhe. In einer Rede sagt er: „Die Wogen gehen hoch und die Fluten steigen. Wir aber fürchten nicht zu versinken, denn wir stehen auf einem Felsen. Wüthe das Meer! den Felsen schwemmt es nicht fort. Steige die Flut! das Schifflein Jesu geht nicht

unter. Ich verlasse mich nicht auf eigene Kraft, ich habe des Heilandes Pfand und Handschrift. Ihre Worte lese ich; sie sind mir Wall und Mauer: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Christus ist mit mir; wen werd' ich fürchten? Hielte mich nicht die Liebe zu euch fest, so hätte ich schon gestern keinen Anstand genommen zu gehen; denn immer sage ich: Herr, Dein Wille geschehe! Nicht was dieser oder jener will, sondern was Du willst! Das ist mein unerschütterlicher Felsen. Will Gott, daß ich gehe, so sage ich ihm Dank. Will er, daß ich hier sei, so sage ich ihm Dank. Wo er will, daß ich ihm danke, da danke ich ihm. Was ich euch immer gerathen und gewünscht habe, ihr möchtet die irdischen Dinge verachten, die Fesseln der Sinnlichkeit lösen, der Welt widersagen, seliger Erkenntniß zustreben: das ist jetzt mein Trost, meine Wonne, meine Krone, mein Leben.“ So sprach er täglich zu den Gläubigen, um eine Stimmung in ihnen zu wecken, die mit Ergebung den kommenden Ereignissen sich unterwerfe. Er selbst wußte wohl, daß er unterliegen müsse.

An der Eiche hatte man so sicher darauf gerechnet, ihn erscheinen zu sehen, daß schon die Bande für ihn in Bereitschaft lagen. Man wollte sich durchaus seiner Person bemächtigen. Er vereitelte aber diese Absicht durch seine Weigerung. Das versetzte den Theophilus in einen solchen Zorn, daß er die drei vom Patriarchen zu ihm gesendeten Bischöfe thätlich mißhandeln ließ. Am Hof wurde man unruhig über den Verlauf der Sache und wünschte ihr Ende herbei. Ein kaiserlicher Laufer brachte dem Theophilus die Mahnung, es zu beschleunigen. Einige unwürdige Priester aus dem Klerus des Patriarchen drangen noch heftiger darauf. Da zauderte Theophilus nicht länger und das Winkelconcil an der Eiche sprach das Urtheil der Entsetzung des heiligen Patriarchen, nicht wegen irgend eines erwiesenen Verbrechens, nur wegen seines Ungehorsams, sich nicht gestellt zu haben. Dem Klerus und dem Kaiser wurde das Urtheil sogleich mitgetheilt; Letzterem mit der Bemerkung, Chrysostomus sei auch auf Hochverrath angeklagt, der nicht zur kirchlichen Gerichtsbarkeit

gehöre; der Kaiser möge also das Weitere thun. Der Hochverrath bestand darin, daß seine Feinde behaupteten, er habe einmal von der gottlosen Königin Israels Jesabel gepredigt und darunter die Kaiserin verstanden. Man weiß ja, wie so oft mißliebigen Rednern die falschesten Worte und Absichten untergeschoben werden!

Indessen war Eudoxia doch zu klug, um diesen Hochverrath gelten zu lassen, und so ging denn auch Arcadius nicht darauf ein, bestätigte aber die Entsetzung und gab Befehl, den Patriarchen aus der Stadt zu führen. Dessen Berufung auf ein rechtmäßiges Concil beschleunigte nur seine Verbannung. Ein Beamter geleitete ihn am nämlichen Abende zum Hafen, schiffte sich mit ihm ein, und das Volk, das ihm in ungeheurer Menge, tief traurig, aber ohne wilden Aufruhr, bis zum Ufer folgte, sah den geliebten und verehrten Patriarchen einsam, ohne Freunde, in dunkler Nacht über den Bosporus fahren und verschwinden. Der Bischof Severian war sogleich nach Constantinopel geeilt und bestieg am anderen Morgen die Kanzel in der Sophienkirche, um den Gläubigen zu beweisen, daß Chrysostomus mit vollem Recht entsetzt sei. Statt zu beschwichtigen, reizte er den Schmerz auf. Es erhoben sich Klagen und Weherufe, die Einen brachen in Thränen aus, die Anderen riefen: „Lieber verschwinde die Sonne vom Himmel, als daß der Mund unseres Vaters für uns verstumme!“ Alle begehrten die Rückkehr ihres Patriarchen. Die ganze Versammlung war so schmerzlich bewegt, daß sie einer großen Familie von Leidtragenden glich. Um das Volk ein wenig zu trösten und zu gewinnen, söhnte sich Theophilus mit den Einsiedlern aus, die sehr bei dem Volke in Gunst standen und sich auch des Schutzes der Kaiserin erfreuten. Da Chrysostomus auch ohne die Anklage auf Origenismus gefallen war, so brauchte er sie nicht länger zu verfolgen und nahm sie in seine Kirchengemeinschaft wieder auf. Von ihrem Origenismus war keine Rede mehr. Aber nur zwei der großen Brüder kehrten mit ihren Leidensgenossen in die Wüste zurück. Dioskorus war schon gestorben und Ammon

starb eben jetzt in Chalcedon. In dem Mönchskloster bei der Eiche wurde er begraben und Theophilus, vor wenigen Tagen sein wüthender Verfolger, vergoß nun Thränen über seinen Tod und erklärte, seine Zeit habe keinen vollkommneren Mönch gesehen. In solche Widersprüche fällt der Mensch, der sich von seinen Leidenschaften regieren läßt.

In der folgenden Nacht kam ein gränzenloses Entsetzen über die Kaiserstadt: ein Erdbeben. Das Volk sah darin den Zorn Gottes über die Ungerechtigkeit der Menschen. Es verließ die erschütterten Häuser und irrte klagend auf den Plätzen und Straßen umher. Auch der Kaiserpalast war erschüttert worden und die Gemächer der Kaiserin hatten durch den Stoß gelitten. Der Schrecken und die Ungewißheit, ob das Erdbeben nicht noch stärker eintreten werde, und der Jammer des Volkes, das überall auf den Knien lag und zu Gott flehte und um Chrysostomus weinte, beängstigten Eudoxia auf's Heftigste. Auch Arcadius war voll Furcht. Immer bereit, die Befehle zu geben, die man von ihm verlangte, und in größter Besorgniß, als Eudoxia mit Thränen im Auge ausrief: „Wir verlieren das Reich, wenn wir Johannes nicht zurückrufen!" erlaubte er ihr sehr gern, die erforderlichen Schritte zu thun. Sie schrieb eigenhändig an Chrysostomus: „Ich bitte deine Heiligkeit, fest überzeugt zu sein, daß ich von all' diesen traurigen Vorfällen nichts gewußt habe. Ich bin unschuldig an deinem Blut. Schlechte boshafte Menschen haben dieses Complot gegen dich gestiftet. Gott ist Zeuge der Thränen, die ich ihm als Sühnopfer darbringe. Ewig werde ich eingedenk sein, daß deine frommen Hände meine Kinder getauft haben." Es ist schwer, an die Unwissenheit der Kaiserin hinsichtlich eines so wichtigen Ereignisses, das eine ihrer vertrautesten Damen gefördert hatte, zu glauben, da der Kaiser nichts ohne ihre Zustimmung zu thun pflegte. Indessen, sie schrieb den Brief und schickte ihn durch einen Abgesandten nach dem anderen Ufer des Bosporus hinüber. Man hatte Chrysostomus an der Küste von Bythinien ausgesetzt und ihn dort sich selbst über-

laſſen. Niemand hatte Kunde von ihm und der Abgeſandte kam unverrichteter Sache zurück. Eudoxia gerieth in lebhafte Sorge und ſchickte andere Boten aus und bald darauf noch andere, ſo daß der Bosporus mit ihren Nachen und ihren Abgeſandten bedeckt war. Endlich fand Briſon, ihr Kämmerer, der dem Patriarchen ſehr ergeben war, ihn auf einem Landhauſe bei Pränete.

Schnellruderer brachten der Kaiſerin die erſehnte Nachricht, er ſei gefunden und folge bald nach, und ſie ließ eilig die ganze Stadt davon in Kenntniß ſetzen. Ein unbeſchreiblicher Jubel brach aus. Alles warf ſich in Nachen, um ihm entgegen zu ziehen, um ihn einen Augenblick früher zu ſehen. Die Mündung des Bosporus in die Propontis wimmelte dermaßen von Nachen, daß man trockenen Fußes von einem Ufer zum anderen hätte gehen können. Er landete in einer Vorſtadt bei einem Landhauſe der Kaiſerin, und verlangte vor einem rechtmäßigen Concil ſich zu rechtfertigen, bevor er zu ſeinem Patriarchenſitz zurückkehre. Man ſagte ihm aber, dies erregte des Volkes Argwohn, ob er auch wirklich vom Kaiſer zurückberufen ſei und Arcadius ließ ihn durch einen Geheimſchreiber einladen, nicht länger zu zögern. Von dreißig Biſchöfen geleitet und vom Volke umwogt, das brennende Kerzen in Händen trug und freudige Hymnen ſang, begab ſich Chryſoſtomus in die Kirche der heiligen Apoſtel, ertheilte der Menge ſeinen Segen und, als ſei ſie ganz ausgehungert von Verlangen, nicht bloß ihn zu ſehen, ſondern auch ihn zu hören, entließ ſie ihn nicht, bevor er einen kurzen Vortrag hielt, der mit den Worten begann: „Gott Dank für Alles! das ſagte ich ſcheidend, das ſag' ich heimkehrend, das hab' ich während meiner Abweſenheit geſagt. Die äußeren Umſtände ſind verſchieden; aber die einen wie die anderen ſind Fügungen, Schickungen, Zulaſſungen Gottes und deshalb müſſen wir mit gleichmäßiger ſtiller Seele ihm Dank ſagen für ſeine väterliche Vorſehung. Seht, wie gütig er eben jetzt in Sturm und Ungewitter für uns Alle war. Der Feind, ſtatt uns zu ſchaden, hat uns genützt. Der Eifer iſt neu ent-

zündet, die Liebe frisch entflammt, das Wohlwollen für mich gesteigert. War ich früher den Gläubigen werth, so achten mich heute Juden und Heiden. Von den Meinen wollte man mich trennen und heute hängen Fremdlinge mir an. Es werden circensische Spiele begangen und Niemand besucht sie heute, und Alle strömen der Kirche zu. Das ist die Gnade des Herrn, der menschliche Verkehrtheit zur Verherrlichung seines armen Knechtes wendet. Erhebt also euere Stimmen im einmüthigen Dank zu Gott. Das Gebet, dies Zeugniß euerer Liebe, ist für mich glorreicher als ein Diadem. Die heiligen Apostel, deren Kirche ich zuerst betreten wollte, lehren uns durch ihr Beispiel, daß die ewigen Kronen den Leidenden aufbewahrt sind."

Am nächsten Tage hielt er in Eudoxia's Gegenwart eine andere Rede, durch welche er sich bemüht, die Mißstimmung des Volkes gegen den Hof zu heben. Dies arme Volk, das nur Prunk und Genußsucht, nur Intriguen und Leichtsinn, nur Habgier und Ungerechtigkeit, aber wenig Ehrenvolles, wenig, wodurch ein Reich gekräftigt und beglückt wird, am Hof und vom Hof ausgehen sah, hatte sich an Chrysostomus geschlossen, wie an einen liebenden Vater, der für seine armen und reichen, seine vornehmen und geringen Kinder mit gleichem Maße mißt. Es betrachtete seine Entsetzung als eine Cabale der Großen, welche neidisch auf diese Anhänglichkeit waren. Chrysostomus hob also die Huld des Kaiserpaares dankbar hervor, namentlich Eudoxia's, weil man sie ihr am wenigsten zutraute, und sagte, nachdem sie heiße Thränen über sein Exil und die verwaiste Kirche geweint, habe sie keine Ruhe gefunden, bis er derselben wiedergegeben sei und gleich bei seiner Ankunft habe sie ihn beglückwünschen und ihm sagen lassen, nunmehr sei ihr Tod und Leben gleichgültig, da der Hirt seiner Heerde wiedergegeben sei. Eine solche Theilnahme hätten die Herrscher gewöhnlich nur für Kriege, für Staatsangelegenheiten, aber für die Kirche nicht. Das Volk, ganz entzückt, ein so ausgezeichnetes Kaiserpaar zu besitzen und seinen Patriarchen wieder reden zu hören, brach in eine

Art von freudiger Raſerei aus und endete ſo gar nicht ſeine Beifalls- und Freudenbezeugungen, daß Chryſoſtomus ſeine Rede nicht zu Ende bringen konnte. Vor den Kaiſer brachte er ſein ernſtes Geſuch, er ſowohl als die Verſammlung an der Eiche möge durch ein rechtmäßiges Concil gerichtet werden. Theophilus und ſeine Genoſſen ſuchten dies durch ihre Partei zu hintertreiben und ſaßen noch immer ganz frech zu Chalcedon. Als Arcadius aber dennoch das Concil ausſchrieb, entwichen ſie Einer nach dem Anderen und Theophilus ſchiffte bei Nacht und Nebel gen Aegypten. Severianus, geſtützt auf die Gewogenheit der Kaiſerin, erholte ſich aber bald von ſeinem erſten Schreck und ging nach Conſtantinopel, um neue Ränke anzuſpinnen.

Nur ein Paar Monate dauerte dieſer ruhige Zuſtand. Da wurde die vierte Tochter des Kaiſers geboren und Marina genannt. Eudoxia benutzte die Freude ihres Gemahls, um auf einem Sockel von Porphyr ihre ſilberne Statue errichten und in allen Provinzen ihre Bildſäule mit der feierlichen Verehrung aufſtellen zu laſſen, welche man bis dahin nur für die Bildſäulen der Kaiſer beobachtete. Sie trieb dies Gepränge ſo weit, daß Kaiſer Honorius ſich darüber, als etwas ganz Unſtatthaftes bei ſeinem Bruder beſchwerte. In Conſtantinopel ſtellte man dieſe prachtvolle Statue auf dem Platze auf, der zwiſchen der Sophienkirche und dem Palaſte des Senats lag. Es war üblich, bei ſolcher Veranlaſſung dem Volke große Feſte zu geben; Tänze, Schmauſereien, Schauſpiele fanden ſtatt, bei denen viel Unſittliches vorkam; das lärmende Getöſe, die Muſik, die ſehr wenig chriſtlichen Lieder ſtörten den Gottesdienſt, beleidigten Auge und Ohr der Andächtigen und verführten Manchen, ſtatt zum Gebet — zum Tanze zu gehen. Dieſe Nähe der Poſſenreißer und aller Zügelloſigkeit veranlaßten den Patriarchen, ſich bei dem Präfecten zu beklagen, daß man die Feſtlichkeiten vor der Thüre der Kirche veranſtaltet habe. Die Klage galt dem Anordner derſelben; aber der Präfect, ein heimlicher Manichäer, gab der Kaiſerin zu verſtehen, der Patriarch habe gegen

sie, die das Geld für das Fest gebe, Klage geführt. Chrysostomus hielt auch mit seinem gewohnten Eifer eine Predigt, in welcher er die Nichtigkeit dieser Feste, die Beleidigungen Gottes, welche sie durch tausendfache Uebertretungen und Sünden veranlassen, und die Thorheit, große Summen für solchen Unfug zu verschwenden, freimüthig hervorhob. Er soll damals jene Worte gesprochen haben mit Bezug auf die Kaiserin: „Herodias tanzt und begehrt das Haupt des Johannes," welche man in einer seiner Homilien findet. Eudoxia, immer von Personen umgeben, die jede Handlung des Patriarchen verschwärzten, jedes Wort mißdeuteten, die volle Empfindlichkeit ihres Stolzes aufregten und ihre Erbitterung fort und fort wach hielten und stachelten: Eudoxia kam jetzt zum festen Entschluß, ihn zu stürzen. Sie betrieb feurig die Ausschreibung des Concils, aber eines solchen, welches den Beschluß an der Eiche bekräftige. Theophilus wurde eingeladen, nicht als Angeklagter, sondern als Richter zu erscheinen. Er fürchtete aber den wohlverdienten Volkshaß, lehnte die Einladung mit dem Vorwande ab, er dürfe nicht auf's Neue Alexandrien verlassen; schickte aber drei Bischöfe, denen er die Gesetze eines Arianerconcils zu Antiochien mitgab, wonach kein Bischof, der von einem Concil entsetzt sei, ohne ein solches wieder Besitz von seinem Stuhle nehmen dürfe. Dies Gesetz war im Jahre 341 von den Arianern gemacht und gegen den heiligen Athanasius gerichtet, den sie für abgesetzt erklärt und zur Flucht gezwungen hatten. Es war also für die katholische Kirche ebenso ungültig, als die Entsetzung des Chrysostomus durch das Winkelconcil an der Eiche. Aber Theophilus wußte, daß die beleidigte Gewalt das Ungültige schon für gültig und den Unschuldigen für schuldig erklären werde.

Während sich die Bischöfe nach und nach einfanden, trat das Weihnachtsfest ein. Der Kaiser pflegte es immer in der Kirche zur heiligen Sophia zu feiern, wo der Patriarch celebrirte. Jetzt ließ er demselben sagen, er werde nicht kommen, weil er unmöglich Kirchengemeinschaft mit Jemand halten

könne, der ſich noch nicht gegen ſeine Ankläger gerechtfertigt habe. Dies war das Zeichen zum Kriege; denn plötzlich ſchloſſen ſich eine Menge Biſchöfe, die bisher ſämmtlich mit dem Patriarchen in Kirchengemeinſchaft getreten waren, der Erklärung des Kaiſers an; unter ihnen Männer von großer Frömmigkeit, aber umgarnt von Hinterliſtigen. Die Feinde des Patriarchen ſahen zu deutlich ein, daß alle Beſchuldigungen wider ihn, zu ihrer Schande, nicht zu der ſeinen, auslaufen würden; da er aber dennoch durchaus verurtheilt und abgeſetzt werden ſollte, ſo ſteiften ſie ſich deſto hartnäckiger auf jenes Geſetz von Antiochien. Wiederum hielten zweiundvierzig Biſchöfe treu zum Patriarchen, erkannten das Winkelconcil an der Eiche nicht an, folglich auch nicht die rechtmäßige Entſetzung des Patriarchen und den daraus gefolgerten Schluß, daß er ein Eindringling ſei; allein die Mehrzahl wurde dahin geriſſen durch die Heftigkeit ſeiner Gegner und bekräftigte ſeine Entſetzung. Dann gingen einige der Aufgeregteſten zum Kaiſer, zeigten ihm das Urtheil an und erſuchten ihn, zehn Biſchöfe von des Chryſoſtomus Partei — Johanniten, wie man ſie ſpöttiſch nannte — rufen zu laſſen, um ihnen den Beſchluß in des Kaiſers Gegenwart mitzutheilen; ſie mochten hoffen, noch einige Ueberläufer zu gewinnen. Statt ſolcher erſchienen ruhige milde Männer, die ſich erboten zu beweiſen, daß die Häretiker zu Antiochien jenes Geſetz gegen den großen Athanaſius verfaßt hätten. Ihre Gegner wurden laut und ſtürmiſch. Da bat Elpidius von Laodicea, ein feſter Anhänger des Chryſoſtomus, den Kaiſer, er möge die Gegner fragen, ob ſie wohl das Glaubensbekenntniß jenes Concils zu Antiochien unterſchreiben würden? Der Kaiſer ſagte lächelnd, der Vorſchlag ſei billig. Nun geriethen die Gegner in Verlegenheit, ermannten ſich aber und ſagten, ſie würden es thun. Man weiß nicht, worüber man mehr ſich wundern ſoll: ob über einen ſolchen Haß von Seiten der Biſchöfe, oder über die Schwäche des Kaiſers, der eine ſolche Sache mit einem Lächeln aufnimmt

und abmacht; — abmacht gegen einen Unschuldigen, von dessen Unschuld er überzeugt ist!

Kurz vor dem Osterfeste gingen Severian von Gabala, Antiochus von Ptolemaïs und Akacius von Beröa zum Kaiser mit dem Ersuchen, den Chrysostomus, dessen Schuld ja erwiesen sei, nunmehr auch von seiner Kirche und aus der Stadt zu vertreiben. Arcadius schickte demnach diesen Befehl an den Patriarchen. Dieser antwortete, Gott habe ihm die Kirche anvertraut, um darin zu arbeiten für das Heil der Seelen. Verlassen dürfe er sie nicht. Wolle der Kaiser ihn mit Gewalt herausjagen, so bleibe sein Gewissen unverletzt. Höchst ungern entschloß sich Arcadius zu diesem Schritt. Wenn er auch zu beschränkten Geistes war, um es klar zu erkennen, so fühlte er doch instinktmäßig, daß ein Mann, wie Chrysostomus, die Stütze eines Thrones und eines Reiches sein könne, wenn alle anderen Stützen wankten; allein die Kaiserin und ihre ganze Umgebung ließen ihm keine Ruhe. Er mußte Männer des Palastes entsenden, die wirklich den Patriarchen aus der Kirche rissen und ihm den Befehl brachten, sein Haus zu hüten. Aber am Charsamstage, diesem in der alten Kirche so hoch gefeierten Vorabende des Auferstehungsfestes, kam Arcadius in die Sophienkirche und fand den unverzagten Patriarchen daselbst. Die Heiligkeit des Tages und Furcht vor einem Auflaufe des Volkes veranlaßten ihn, Akacius und Antiochus rufen zu lassen und ihnen seine Bedenken gegen strenge Maßregeln zu äußern. Sie erwiederten: „Herr, wir nehmen des Johannes Entsetzung auf unser Haupt.“ Die zweiundvierzig getreuen Bischöfe nahmen sich öffentlich ihres Patriarchen an, gingen in die Kirche der heiligen Martyrer, wohin sich Arcadius und Eudoxia begeben hatten und flehten den Kaiser an, um der Liebe Jesu Christi willen sich zu erbarmen und den Oberhirten nicht seiner Heerde zu rauben, namentlich nicht in dieser heiligen Zeit, wo die Catechumenen das Bad der Wiedergeburt empfangen sollten und die Christenheit ihr höchstes Fest feiere. Sie fanden kein Gehör. Da sagte einer dieser

Bischöfe zur Kaiserin: „Fürchte Gott, erbarme dich deiner Kinder, entweihe nicht durch vergossenes Blut den heiligen Ostertag.“ Allein Eudoxia wendete sich ab und traurig gingen die Bischöfe heim.

Am Abend des Charsamstages waren die Gläubigen in der Kirche versammelt, um nach alter Sitte die Nacht mit Anhörung der Lesungen aus den heiligen Schriften und mit Gebet zu durchwachen und in erster Frühe die Auferstehung zu feiern. Unter ihnen befanden sich dreitausend Catechumenen, welche, ebenfalls nach alter Sitte, in dieser Nacht das Sacrament der Taufe empfangen sollten. Plötzlich drangen Soldaten in die Kirche ein, um Chrysostomus zu suchen. Sie umringten Chor und Altar, verdrängten Priester und Volk, stürmten in die Sacristei, dann in's Battisterium, aus dem die erschreckten Catechumenen flohen. Einige Frauen, Priester und Diakonen wurden verwundet. Unter den Soldaten befanden sich Heiden; sie rissen den Tabernakel auf und das Hochwürdigste Gut heraus; dann stürmten sie wieder fort; denn Chrysostomus war nicht da. Die verjagten Priester sammelten mit größter Besonnenheit das Volk in den Bädern des Constantius, wo sie das heilige Amtsgeschäft dieser feierlichen Nacht fortsetzten. Die Kirchen aber blieben verödet. Das mißfiel dem Severian. Was würde der Kaiser sagen, wenn er, in der Frühe des Ostermorgens die Kirche besuchend, sie leer fände! Das Volk, das so eben aus der Sophienkirche verscheucht war, sollte nun wieder hinein getrieben werden. Es wurden also vierhundert neugeworbene Thracier unter Anführung eines gewissen Lucius in die Bäder des Constantius geschickt, um die Taufe dort zu verhindern. Das Wasser war schon geweiht; nun wurde es mit Blut bespritzt; denn die Thracier brauchten Gewalt, schlugen und mißhandelten Geistliche und Laien, führten Einige in's Gefängniß, jagten Andere aus der Stadt, plünderten die Bäder, trieben tausend Unfug; Alles ohne Wissen und Willen des Kaisers. Dennoch wurde Severian's Absicht vereitelt! am Ostertag waren die Kirchen leer, einige sogar verschlossen. Das Volk war

auf's Land geflohen und in den herrlichen umwaldeten Thälern bei Constantinopel feierte es mit seinen Priestern das Auferstehungsfest. Nachmittags lustwandelte Kaiser Arcadius vor der Stadt und sah von Weitem in einem Haine von Platanen etwas seltsam Weißes über eine Wiese gebreitet. Es waren die dreitausend Neugetauften in ihren weißen Neophytenkleidern, die sich dort gelagert hatten und von den Geistlichen Unterricht empfingen. Dem Kaiser wurde aber gesagt, es wären eine Art von Ketzern. So täuschte man ihn immer! In der Stille schickte man Soldaten ab, um die friedliche Versammlung zu zerstreuen, in welcher viele vornehme Männer und edle Frauen waren. Letztere wurden zugleich beraubt und in so roher Weise, daß man ihnen die Mäntel von den Schultern, ja die Ringe von den Fingern und aus den Ohren riß und sie dabei verletzte. Dann warf man Geistliche und Laien in Kerker und wandte Zwangsmittel, ja die Folter an, um sie dahin zu bringen, sich gegen ihren Patriarchen zu erklären und die Kirchengemeinschaft mit ihm aufzuheben.

Er schrieb während dieser stürmischen Zeit an den Papst Innocentius einen Bericht über alle diese Vorfälle und dasselbe thaten auch die zweiundvierzig getreuen Bischöfe und der treue Theil des Klerus von Constantinopel. Noch immer hatte er den bischöflichen Palast inne; aber seine Feinde sannen auf andere Mittel, um sich seiner zu entledigen, da der Kaiser aus Verehrung für ihn und aus Furcht vor Volksaufruhr, verbunden mit seiner eigenthümlichen Unentschlossenheit, ihn in der Stadt ließ. Eines Tages fand man einen Menschen mit einem Dolche bewaffnet in seiner Wohnung. Als man den Unglücklichen ertappte, gäb er sich für besessen aus. Aber das Volk schleppte ihn vor den Präfecten und wollte ihn gestraft wissen. Eilig schickte Chrysostomus zum Präfecten und bat um Gnade. Bald darauf drang der Diener eines erklärten Feindes des Patriarchen mit drei Dolchen bewaffnet in dessen Wohnung ein, wurde aber zurückgewiesen und verwundete im Zorn sieben Menschen, von denen vier

ſtarben. Diesmal führte das Volk den Mörder vor den Kaiſerpalaſt und ſchrie nach Gerechtigkeit. Er wurde zwar der Obrigkeit übergeben, doch gleich wieder entlaſſen. Da verbanden ſich Viele zu abwechſelnder Bewachung ihres geliebten Patriarchen. Deſſen Ruhe, dem Grimm der Feinde gegenüber, und die unerſchütterliche Anhänglichkeit des Volkes werfen tröſtende Lichtſtrahlen auf dies traurige, finſtere Bild entfeſſelter menſchlicher Leidenſchaften.

Zehntes Kapitel.

Papſt Innocenz hatte an Chryſoſtomus geſchrieben, er bleibe in ſeiner Kirchengemeinſchaft und auf einem Concil des Morgen- und Abendlandes, von welchem ſowohl ſeine als des Theophilus Feinde unter den Biſchöfen auszuſchließen wären, müſſe dieſe Angelegenheit unterſucht werden, und zwar nach den Canones von Nicäa, nicht von Antiochien. Kaiſer Honorius ſchrieb an Arcadius in demſelben Sinne, meldete ihm, der Biſchof von Rom und andere in Italien erklärten die Verurtheilung des Chryſoſtomus für nichtig, tadelte die Verfolgungsſucht von deſſen Gegnern und drang auch auf ein rechtmäßiges Concil. Arcadius war beängſtigt durch dieſe verſchiedenen Anſichten, die ſich um ihn herum kreuzten, und als das Feſt des heiligen Geiſtes kam, war Chryſoſtomus noch immer bei ſeiner Kirche. Nun aber verloren die Gegner alle Geduld. Die Ausſicht auf ein Concil ſpornte ſie zur Eile an. War Chryſoſtomus nur erſt fort, ſo ließe ſich jenes leichter hintertreiben. Sie gingen am Donnerſtag in der Pfingſtwoche zum Kaiſer und erklärten ihm, um alle Regung ſeines Gewiſſens zu unterdrücken, er verletze die Geſetze der Kirche und ihr Anſehen, indem er den Beſchluß eines Concils nicht in Ausführung bringe und dem ſtolzen Patriarchen allzu lange Schonung beweiſe. Seufzend ließ Arcadius noch über eine Woche verſtreichen; dann ſchickte er ſeinen Geheimſchreiber Patricius zu Chryſoſtomus mit dem

Befehle, die Stadt zu verlassen. Dieser machte sich sogleich auf und bat einige Bischöfe, die bei ihm waren, mit ihm in die Kirche zu gehen, um zu beten und um, wie er sagte, „Abschied zu nehmen vom Engel der Kirche." Ein vornehmer frommer Mann ließ ihm rathen, er möge nicht zu seiner Gemeinde reden, denn Lucius mit seinen Thraziern sei in der Nähe, um ihn daran zu hindern und mit bewaffneter Macht hinweg zu führen.

Tiefbewegt nahm Chrysostomus von den anwesenden Bischöfen und von den Geistlichen, die er im Chore fand, Abschied, empfahl sich ihrem Gebet und ging mit Thränen im Auge in die Sakristei, um den frommen Frauen, die er dahin beschieden hatte, seinen letzten Segen zu geben. Das waren Olympias, Pentadia, Procla, ebenfalls Diakonissin, und Salvina, eine mauritanische Fürstentochter, Wittwe von einem Vetter des Kaisers Arcadius, aber fremd dem Hoftreiben und dem Weltleben und Freundin der Heiligen. Er sagte ihnen, er glaube am Ende seiner Laufbahn zu sein und bitte sie, treu zu beharren im Dienste der Kirche und einem anderen Bischofe so ergeben zu sein, wie ihm, vorausgesetzt, daß derselbe auf rechtmäßige Weise das heilige Amt antrete. Sie sanken vor ihm nieder und umfaßten und küßten seine Füße und den Saum seines Gewandes mit heißen Thränen. Er ließ sie von einem Priester zurück geleiten und entfernte sich aus der Kirche durch eine Nebenthüre, damit Niemand seine Entfernung bemerke. Zwei Bischöfe begleiteten ihn. Lucius mit seinen Bewaffneten führte ihn still zum Hafen und eine Barke nahm den Verbannten auf und brachte ihn abermals nach Bythinien. Es war der 20. Juni 404. Sechs Jahre und vier Monate hatte seine Wirksamkeit in Constantinopel gewährt. Für alle Liebe und Treue, Mühe und Arbeit dieser Jahre war dies der Lohn. Er sah die lieblichen Hügel der Kaiserstadt und die reizenden Gestade des Bosporus und der Propontis nie wieder.

Das Volk in Constantinopel war in dumpfer Unruhe; sie verwandelte sich in Entsetzen, als plötzlich in der Sophienkirche Feuer ausbrach. Die Kirche mit ihren Nebengebäuden

brannte nieder, ausgenommen jene Sakriſtei, in welcher das koſtbare Altargeräth aufbewahrt wurde. Dann überſprang die Flamme einige Häuſer, ergriff den Palaſt des Senats und verwandelte ihn mit ſeinem reichen Schmuck der ſchönſten Bildwerke von Marmor und Erz in einen Aſchen- und Trümmerhaufen. Wie das Feuer ausgebrochen ſei, begriff Niemand. Das Volk behauptete, es ſei als ein Zeichen des göttlichen Zornes vom Himmel gefallen, um die Stätte zu vertilgen, von welcher man frevelhaft den Patriarchen vertrieben habe. Andere glaubten, ſeine Gegner hätten die Gläubigen in der Kirche verbrennen wollen. Sie begnügten ſich aber mit ihren Muthmaßungen. Die Gegner machten es jedoch anders! Chryſoſtomus ſelbſt und die Johanniten ſollten der Unthat ſchuldig befunden werden! Akacius von Beröa meldete es ſogar dem Papſte Innocenz als eine Thatſache. Der Präfect ließ peinliche Unterſuchungen bei einigen Perſonen anſtellen, welche dem Patriarchen beſonders ergeben waren; es wurde ſogar die Folter angewendet, aber kein Geſtändniß der Schuld erpreßt. Der Kaiſer befahl, die Verhafteten frei zu geben, da ihre Unſchuld erkannt ſei und die Sache ſchien abgethan zu ſein.

Inzwiſchen betrieb die Kaiſerin die Ernennung eines Patriarchen, der ihr genehm war und von dem ſie weder durch Tadel, noch durch heiliges Beiſpiel Beläſtigung zu fürchten hatte. Ein Greis von achtzig Jahren, der Arſacius hieß und ein Bruder des Patriarchen Nectarius war, ſollte Nachfolger des Chryſoſtomus werden. Er war, obgleich Erzprieſter des Klerus von Conſtantinopel, ein Ueberläufer zum Winkelconcil an der Eiche geweſen. Was Eudoxia wollte, ſetzte ſie durch, ohne ſich im Geringſten ſtören zu laſſen durch ein Schreiben von Papſt Innocenz an Klerus und Volk, das ſie zur Anhänglichkeit an Chryſoſtomus ermahnte und die Ernennung des Arſacius für ungültig erklärte. Auch war es ihr höchſt gleichgültig, daß alle Biſchöfe des Abendlandes und viele im Morgenlande ihm die Kirchengemeinſchaft entzogen. Ueber die goldenen Schranken ihres Hoflagers ſah

sie so wenig hinaus, als ob ein Kaiserleben irdisch unsterblich sei. Und als sie mit dieser Angelegenheit zu Ende war, da legte sie sich hin und starb. In einem unglücklichen Wochenbett, unter großen Leiden, kam sie um's Leben, die junge, schöne, übermüthige Eudoxia. Es war der 6. October 404. Sie hinterließ ihrem Gemahl vier Kinder; das älteste derselben war Pulcheria, die zukünftige Heilige im Purpur.

Arsacius war der treuen katholischen Gemeinde in Constantinopel ebenso unwillkommen, wie der ganzen Kirche. Sie weigerte sich seiner Gemeinschaft und hielt gesonderte Versammlungen. Arsacius erwirkte ein Verbot gegen dieselben und sie wurden auf kaiserlichen Befehl durch Soldaten mit Steinwürfen und Stockschlägen auseinander gesprengt. Manche Personen verließen die Stadt, in welcher nur Knechtung und Mißhandlung sie erwartete und suchten anderwärts eine Stätte für ihren Gottesdienst. So machte es die fromme Nicarete und eine Schaar gottgeweihter Jungfrauen, die sich ihr anschloß. Dadurch wurde die Gemeinde des Arsacius aber nicht größer und so schritt man zu Mitteln, von denen man sich mehr Wirkung versprach. Die Branduntersuchung wurde mit furchtbarer Grausamkeit wieder aufgenommen und Angst vor der Folter, vor Verbannung und Tod sollte die Menschen mürbe und zu Allem willfährig machen. Es geschahen viele Verhaftungen. Eutropius, ein ungemein frommer Jüngling, Lector und Kirchensänger, wurde so grauenvoll mit eisernen Krallen zerfleischt und mit Fackeln in den Wunden gebrannt, daß er in diesen Qualen seinen Geist aufgab. Der Priester Tigrius überlebte sie und wurde nach Mesopotamien exilirt. Andere Männer, auch Frauen und Jungfrauen, mußten Aehnliches erdulden.

Der Präfect Optatus, ein Heide, ließ Olympias vor seinem Richterstuhl erscheinen und fragte sie ohne Weiteres, warum sie das Feuer angelegt habe? Sie antwortete mit ruhigem Lächeln: „Von dieser Beschuldigung sollte mein vergangenes Leben mich wohl freisprechen. Wer viel Geld auf Bau und Herstellung der Kirchen verwendet, wird sich schwerlich damit

beſchäftigen, ſie niederzubrennen.“ Der Präfect ſagte: „Ich weiß wohl, wie du lebſt.“ — „Nun wohlan,“ entgegnete ſie, „ſo werde mein Ankläger und laß einen Anderen richten.“ Dann erklärte ſie ihm, nichts werde ſie vermögen, in die Kirchengemeinſchaft des Arſacius einzutreten. Vor der Hand ließ man ſie in Ruhe, weil ſie in eine ſchwere Krankheit fiel, welche den ganzen Winter dauerte; aber ſie mußte eine große Geldſumme zahlen. Nun kam die Reihe an Pentadia, die gottſelige Wittwe, von der Chryſoſtomus ſagt, ſie habe nur ihre Zelle und die Kirche gekannt. Aus der Zeit her, wo der Conſul Timaſius, ihr Gemahl, in Verbannung und Tod geſchickt wurde, hatte auch ſie noch immer Feinde, welche begierig nach ihrem Vermögen waren, das ſie den Armen austheilte und ſelbſt wie eine Arme lebte. Sie wurde der Brandſtiftung angeklagt und man fing gleich damit an, ſie wie eine gemeine Verbrecherin von Schergen ergreifen und vor den Richterſtuhl führen zu laſſen. Da fand ſie verläumderiſche Ankläger und falſche Zeugen; da mußte ſie ſehen, wie einige Perſonen grauſam gefoltert wurden. Allein ſie ließ ſich weder betäuben noch einſchüchtern und wies mit Freimuth und Gelaſſenheit jede Anklage zurück. Ihre Leidensgefährten ſchöpften Kraft aus der Art, wie ſie ſich vertheidigte, und leiſteten Widerſtand gegen alle Qualen, ſo daß dies Verhör zur größten Beſchämung der Kläger hätte enden müſſen, wenn dieſe der Beſchämung fähig geweſen wären. Pentadia wurde noch einige Mal in Haft genommen und verhört; ſie blieb immer in ihrer klaren Standhaftigkeit. Die Diakoniſſin Procla, der edle Peanius, einer der hervorragendſten Männer, des hohen Anſehens genießend, das große Tugenden und große Aemter geben, die beſten und frömmſten Menſchen, die freilich eben deshalb treue Anhänger des Chryſoſtomus waren: ſollten plötzlich Alle zu Mordbrennern geworden ſein und hatten Unſägliches auszuſtehen. Gefängniß, Mißhandlung, Folter, Geldſtrafen, Verbannung, ſogar der Tod traf Die, welche nicht in die Kirchengemeinſchaft des Arſacius eingingen. Aber faſt das ganze Volk, Vornehme

und Geringe, Männer und Weiber, Reiche und Arme, hatte einen ſolchen Abſcheu gegen unrechtmäßige Biſchöfe, daß es lieber Hab und Haus und Leben opferte und jede Unterdrückung duldete, als von ſeinem rechtmäßigen Patriarchen abzulaſſen. Der Palaſt des Peanius war in dieſen betrübten Zeiten ein wahrer Rettungshafen für viele Verfolgte, die bei ihm Rath, Schutz, Obdach ſuchten und fanden. Obwohl auch er zu den Verfolgten gehörte, nahm er ſich doch Aller an, die durch Stand und Verhältniſſe hülfloſer waren als er. So machte es auch Olympias. Arme, gottgeweihte Jungfrauen flüchteten ſich zu ihr und lehnten ſich an ihre Beſonnenheit und ihren Starkmuth.

Dies Alles ging unter den Augen des Kaiſers vor. Ob er es nicht erfuhr? ob er es wußte und geſchehen ließ? ob man ihn über den Erfolg und den Grund täuſchte? Genug, die Verfolgung ging weiter und immer weiter, ging aus der Stadt auf das ganze Reich über, denn man verfolgte jene Biſchöfe, die nicht Kirchengemeinſchaft mit Arſacius halten wollten, entſetzte ſie und erhob Andere auf ihre Stühle, von deren Willfährigkeit man überzeugt war. Flavian, Patriarch von Antiochien, war bald nach der Entſetzung ſeines theuern Chryſoſtomus geſtorben und man wünſchte ihm einen heiligen Prieſter Namens Conſtantius zum Nachfolger zu geben, der innig mit Chryſoſtomus befreundet und in deſſen Geiſt gebildet war. Aber Severian, Akacius und Antiochus, die alle drei Biſchöfe in Syrien waren und zur Metropole Antiochien gehörten, intriguirten dermaßen gegen Conſtantius, daß ſie lieber einen ganz unwürdigen Prieſter, der Porphyrius hieß, in aller Eile conſecrirten und auf den altehrwürdigen Stuhl von Antiochien ſetzten, als daß ſie denſelben von einem Freunde des Chryſoſtomus hätten einnehmen laſſen. Kaiſer Arcadius mußte ſogar ein Geſetz geben, demzufolge kein Biſchof und kein Prieſter, welcher ſich nicht zur Kirchengemeinſchaft des Arſacius halte, im morgenländiſchen Reiche auf Reiſen Gaſtfreundſchaft finden ſolle. Die abgeſetzten Biſchöfe gingen nach Rom und brachten Klagebriefe ihrer

unterdrückten Mitbischöfe mit. Die ersten Familien Roms nahmen die ehrwürdigen Flüchtlinge bei sich auf; so Melania die Jüngere und ihr Gemahl Pinianus. Chrysostomus schrieb ihnen tröstend: „Der Muth eines einzigen Bischofs, um der Verfolgung Widerstand zu leisten, ist ein mächtiges Bollwerk, das allen Kirchen des Erdkreises zu gute kommt.“ Der durch fromme Schriften, namentlich über die ascetischen Altväter, bekannte Cassianus, Diakon der Kirche von Constantinopel, brachte ein Klageschreiben des dortigen treuen Klerus an Papst Innocenz, der liebevoll und tröstend Alle aufnahm, welche um ihrer Treue willen so Bitteres leiden mußten und aus allen Kräften nach der Einberufung eines zahlreichen Conciles strebte.

Abgesehen von dem Widerstande, welches die herrschende Partei in Constantinopel der Einberufung einer rechtmäßigen Kirchenversammlung in den Weg legte, waren die äußeren Zeitverhältnisse ungünstig und hemmend. Von allen Seiten strömten die barbarischen Völker wie Flüsse, die ihre Ufer überschwemmen, in das gedrangsalte oströmische Reich. Die Hunnen drangen aus ihren Steppen theils über die Donau in Thracien und Illyrien, theils über den Don in Armenien und Kleinasien ein, so daß sie mit zwei furchtbaren Armen das Reich umklammerten und mit Tod und Verderben jeden Schritt bezeichneten. Tausende von Menschen kamen durch sie um's Leben, Städte wurden verheert, Dörfer in Asche gelegt. Noch mehr Schaden that das wilde Bergvolk der Isaurier, welches das Gebirg des sogenannten rauhen Ciliciens inne hatte und es zu einer Festung machte, in der es der ganzen römischen Macht Trotz bot. Während der guten Jahreszeit durchbrachen sie die unzugänglichsten Gebirgspässe, schwärmten beutelustig und kriegerisch umher, setzten nicht bloß Kleinasien, sondern die Insel Cypern, Syrien und Palästina in Schrecken, bedrohten sogar Jerusalem, raubten, was ihnen unter die Hände fiel, auch Weiber, und kehrten gegen den Winter in ihre heimischen Berge wie hinter Wall und Mauern von Eis und Schnee zurück. Ein Feldherr wurde ihnen entgegen geschickt, dessen überlegene Waffenmacht sie vermuthlich

aufgerieben hätte. Allein sie bestachen ihn mit geraubtem Golde; er richtete nichts gegen sie aus und sie trieben ihr Unwesen fort. Die Statthalter trafen keine Maßregeln, um sie im Zaume zu halten. Die ganze Verwaltung des Reiches war schlaff wie die Hand, welche den Scepter führte. Er war sehr beängstigt, der arme Kaiser Arcadius! auch die Natur schickte ihre Drangsale. Erdbeben erschütterten häufig Constantinopel und ein furchtbarer Hagelschlag verwüstete die Fluren von Thracien und Bythinien.

In seiner Rath- und Hülflosigkeit suchte Arcadius die heilige Fürsprache eines Mannes auf, den er für einen großen Freund Gottes hielt. Er schrieb dem heiligen Nilus und empfahl sich und sein Reich dessen Gebet. Nilus kannte den Kaiser, den Hof und die Zustände in Constantinopel ganz genau, da er dort lange ein angesehenes Amt bekleidet hatte. Die Schwierigkeit, sich in den dortigen Verhältnissen rein und lauter zu erhalten, war ein Grund gewesen, der ihn in die sinaitischen Wüsten trieb. Er antwortete dem Kaiser: „Wie darfst du hoffen, Constantinopel befreit zu sehen von den Heimsuchungen des Himmels, da du so viele Verbrechen darin begehen und so ungestraft das Laster herrschen läßt? Wie verlangst du, daß ich für diese vom Zorne Gottes erschütterte Stadt, die den seligen Bischof Johannes, das Licht der Wahrheit und die Posaune Jesu Christi, vertrieben hat, beten soll! Wie soll ich beten um Heil und Segen, da ich um die Sünden, die jetzt in Byzanz begangen werden, meine Seele in Traurigkeit, meinen Geist in Unruhe, mein Herz von Leiden zerrissen fühle. Du hast nicht recht gethan, daß du aus übergroßem Leichtsinn dem Rathe unweiser Bischöfe folgtest und das große Licht der Zeit, den Johannes, in's Elend schicktest. Da du nun die katholische Kirche um ihr ächtes goldenes Lehrwort gebracht hast, wirst du nicht ohne Herzeleid durchkommen." So wurde dem Kaiser von allen Seiten, vom Throne, aus der Kirche, aus der Wüste derselbe Rath zugerufen: die Verbannung des Patriarchen zu enden; aber er befolgte ihn nicht.

Eilftes Kapitel.

Chryſoſtomus ging gelaſſen auf ſeinem Kreuzweg fort. Zuerſt brachte man ihn nach Nicäa, wo er ſchon leidend ankam. Sein äußerſt ſchwächlicher Körper war nie recht geſund, ſeine Bruſt angegriffen durch das beſtändige Predigen. Jetzt kam die Sommerhitze dazu, die furchtbar drückend in Kleinaſien iſt, ſobald man ſich von der Meeresküſte entfernt. Man hatte ihm nicht geſtattet, einen Diener mitzunehmen; aber die prätorianiſchen Soldaten, die ihn begleiteten, waren ſo von Ehrfurcht durchdrungen, daß ſie ihn wie fromme Söhne mit zärtlicher Sorgfalt bedienten. In Nicäa erfuhr er auch den Ort der Verbannung, den die Kaiſerin, die damals noch lebte, ihm beſtimmt hatte. Es war Cucuſus, ein armes Städtchen in Klein-Armenien, in öder, rauher Gegend, häufig heimgeſucht durch die Streifzüge der Iſaurier. Er mußte alſo ganz Kleinaſien von einem Ende zum anderen durchreiſen in einer Jahreszeit, welche die ohnehin ſpärlichen Quellen und Brunnen jener Länder nicht ſelten austrocknet. Nachdem er in Nicäa ſich etwas erholt hatte, ging die Reiſe weiter, Tag und Nacht, durch Gegenden, in denen oftmals kein Trinkwaſſer, zuweilen kein eßbares Brod zu finden war. Er wurde vom Wechſelfieber ergriffen und dabei immer zur Eile gedrängt. Er lag in ſeiner Sänfte wie ein Sterbender; der ſchwere Tritt der Maulthiere, welche die Sänfte trugen, verurſachten ihm quälende Kopf- und Bruſtſchmerzen. In Ancyra war ihm der Biſchof Leontius, ſein heftigſter Gegner, ſo feindlich, daß er nicht wagte, Raſt zu machen. Auf der Gränze von Kappadocien wurde er im Namen des Erzbiſchofs Pharetrius von Cäſarea freundlich begrüßt; allein Chryſoſtomus traute dieſen Worten nicht recht, da er wußte, daß Pharetrius aus Furcht nicht zum Concil gekommen ſei und ſich hernach zu ſeinen Feinden gehalten habe.

Wegen ſeiner Krankheit mußte ſich Chryſoſtomus in Cäſarea aufhalten, wo er eine ruhige Wohnung, Arzt und Arzneien nahm. Warme Bäder, geſunde Nahrung, ärztliche Pflege kräftigten ihn. Boten ſeiner Freunde erwarteten ihn. Pea-

nius, Olympias und Andere hatten zuverläſſige Diener auf verſchiedene Stationen ſeines Weges geſchickt, die ihn mit Briefen, Grüßen und Nachrichten erfreuten und wiederum ſeine Schreiben in Empfang nahmen und zurückbrachten. Er war ja immer Mittelpunkt und Oberhaupt der Kirche von Conſtantinopel, auch in babyloniſcher Gefangenſchaft. Ganz Cäſarea, Klerus, Mönche, Volk und Vornehme, ſogar Nonnen, ſuchten Zutritt bei ihm zu haben, ein Wort aus ſeinem Munde zu hören, ſeinen Segen zu empfangen; nur der Erzbiſchof ſelbſt beſuchte den Kranken nicht und ſchien die Theilnahme ungern zu ſehen, welche die ganze Stadt ihm bewies. Plötzlich wurde dieſe in ängſtliche Bewegung verſetzt, denn die Iſaurier zeigten ſich in der Nähe. Der Feldoberſt zog mit ſeinen Truppen wider ſie aus und die Bürger, ſogar Greiſe, rüſteten ſich zur Bewachung der Stadt. Während Alles in Spannung und Beklommenheit war, brach in der Frühe des Morgens ein heftiges Getümmel vor dem Hauſe aus, das Chryſoſtomus bewohnte. Es war eine Schaar von Mönchen, die, zu einem wilden Fanatismus aufgeregt, ſein Haus zu verbrennen drohten, wofern er nicht ſogleich die Stadt verlaſſe. Sie waren in ſolcher Wuth und Aufregung, daß die guten prätorianiſchen Soldaten, die ihn mit Liebe bewachten, für ſein Leben beſorgt wurden und flehentlich um ſeinen Aufbruch baten. Sie wollten lieber mit den Iſauriern zu thun haben, verſicherten ſie, als mit jenen wilden Thieren. Der Statthalter von Kappadocien, voll Theilnahme für den kaum halbgeneſenen Chryſoſtomus, erſuchte den Erzbiſchof Pharetrius, die Mönche zur Ordnung zu rufen. Es geſchah für den Augenblick, doch am anderen Morgen kam die wilde Rotte ſtürmiſch wieder und erneuerte ihre Drohungen. Seleucia, eine vornehme Frau in Cäſarea, ſtellte ihm ihr Landhaus zur Verfügung, und ſo ließ ſich Chryſoſtomus in der vollen Hitze eines Sommermittags und eines Fieberanfalles in ſeine Sänfte legen und machte ſich dahin auf den Weg. Das Volk umringte ihn, jammerte laut und verwünſchte den Pharetrius, der den Heiligen in ſolches Elend hinein ſtoße.

Einige Geiſtliche begleiteten ihn ehrfurchts- und liebevoll, und als der Eine große Befürchtungen wegen der Iſaurier äußerte, ſagte der Andere zu Chryſoſtomus: „Fürchte nicht die Iſaurier, noch ſonſt irgend Etwas. Eile nur von hinnen, denn überall wirſt du ſicherer ſein als hier.“

Das Landhaus war bequem eingerichtet, und Seleucia, die ihn dort empfing, hatte ihrem Verwalter befohlen, mit bewaffneten Landleuten Alle abzuwehren, die etwa Chryſoſtomus würden beunruhigen wollen. Sie ſchlug ihm dann vor, ob er nicht auf ihrem Schloß, welches eine Bergfeſtung war, Wohnung nehmen wolle, bis die unruhige Zeit mit den Iſauriern vorüber ſei. Er dankte ihr aber, da alle Reiſen ihn ungemein ermüdeten und er vor Allem Ruhe bedurfte, und Seleucia kehrte nach Cäſarea zurück. Alsbald ließ Pharetrius ſie vor ſich rufen und ſtimmte ſie durch Drohungen ſo ganz um, daß ſie die Gaſtfreundſchaft bereute, welche ſie dem Patriarchen erwies, und ſich doch ſchämte, ſie ihm geradezu aufzuſagen. Die Iſaurier mußten ihr einen Vorwand bieten. Mitten in der Nacht ſchickte ſie dem Prieſter Evethius, der den Patriarchen begleitete, durch einen Boten die falſche Nachricht, die Barbaren wären ganz in der Nähe und es ſei am gerathenſten für Chryſoſtomus, ſeine Reiſe ſchleunigſt fortzuſetzen. Evethius eilte zu ihm, weckte ihn mit dem Angſtrufe: „Die Barbaren kommen! ſie ſind ſchon nahe! ſtehe auf!“ und beſtand auf der augenblicklichen Abreiſe. In dunkler Nacht wurden Maulthiere und Sänfte vorgeführt, Chryſoſtomus mußte aufſtehen, ſo abgemattet er auch war, Fackeln wurden angezündet und ſo ging es fort, bergan, auf einem unebenen und ſteinigen Wege. Aus Furcht, daß die Fackeln den Iſauriern die Flüchtlinge verrathen könnten, befahl Evethius, ſie auszulöſchen. Da glitt eines der Maulthiere, das die Sänfte trug, auf dem ſteilen Felſenwege aus; ſie ſchlug um, Chryſoſtomus ſtürzte unſanft zu Boden, Evethius ſprang von ſeinem Maulthiere ab, faßte ihn bei der Hand und führte oder ſchleppte ihn vorwärts. Endlich, nach unſäglichen Beſchwerden und Anſtrengungen, langte er halbtodt in

Cucusus an, siebenzig Tage, nachdem er Constantinopel verlassen hatte.

Er schrieb an Olympias über seine Reise: „Wenn ich mich aller Widerwärtigkeiten und Gefahren erinnere, die ich ausgestanden habe, so bin ich freudentzückt und glücklicher, als wenn ich mir alle Schätze der Erde gesammelt hätte. Freue dich mit mir, frohlocke und preise den Herrn, der mir die Wohlthat erwiesen hat, so viel leiden zu dürfen. Ist Trübsal wohl noch ein Unglück zu nennen, wenn man so viel dabei gewinnen kann? Ich habe es dir schon oft gesagt und werde es noch öfter sagen: nichts ist ein Unglück als die Sünde. Alles Andere ist Staub und Rauch. Im Kerker liegen, gefesselt sein, verwiesen und des Vermögens beraubt werden, ist denn das Unglück? O nein! es sind nur Worte des Grams; aber kein wahrhaftes Unglück. Der Tod? nun, das ist eine Schuld der Natur, die jeder Mensch abtragen muß. Das Exil? was ist es anders, als mehr Städte und Länder kennen zu lernen. Einziehung der Güter? o welche Befreiung von großer Last! Laß dich also nicht niederschlagen durch Das, was mir begegnet; es wäre deiner nicht würdig. Gedenke der Kronen, die mir daraus geflochten werden. Und sprich mit Niemand über die Vorfälle in Cäsarea. Peanius schreibt mir, der Klerus des Pharetrius sei sehr aufgebracht auf ihn und wolle nicht in der Kirchengemeinschaft mit unseren Widersachern bleiben. Ich will aber die Verwirrung nicht vermehren, darum bitte ich dich, über Alles zu schweigen und auch Andere zum Schweigen zu bringen. Die prätorianischen Soldaten, fürchte ich, werden genug zu erzählen wissen."

Im Spätsommer traf Chrysostomus in Cucusus ein. Es war ein armseliges Städtchen, wo nicht nur die Bequemlichkeiten des Lebens, sondern fast dessen Bedürfnisse fehlten. Es gab keine öffentlichen Bäder, eine Entbehrung, die dem Orientalen so schwer fällt, als die von Wasser und Brod. Es gab keine Medicamente, die einem Kranken nothwendig sind. Aber Chrysostomus fühlte sich ganz zufrieden, denn er fand Freunde, Ruhe und Stille. Der Bischof von Cucusus

empfing ihn mit der größten Ehrerbietung und hätte ihm gern den kirchlichen Lehrstuhl überlassen. Doch wußte Chrysostomus allzu gut, welche Verdrießlichkeiten es für den Bischof nach sich ziehen würde, wenn er öffentlich predige und dankbar lehnte er diesen Beweis von Liebe und Vertrauen ab, indem er sagte, die Ausübung heiliger Amtsgeschäfte gebühre ihm, dem Abgesetzten und Verbannten, nicht. Einer seiner Freunde, der Güter in Kleinarmenien besaß und sich eben jetzt dort aufhielt, Dioskorus, hatte ihm schon nach Cäsarea geschrieben, er habe sein Haus in Cucusus ganz für den Patriarchen eingerichtet und alle Veranstaltungen getroffen, damit ihn die Winterkälte, die in jener Gegend sehr scharf ist, nicht belästige. Dioskorus selbst bezog ein nahgelegenes Landgut, nachdem er Chrysostomus in Cucusus empfangen und mit zartester Aufmerksamkeit für ihn gesorgt hatte. Andere Grundherren Kleinarmeniens, die von ihren Gütern abwesend waren und größtentheils Chrysostomus nur dem Namen nach kannten, hatten ihre Verwalter beauftragt, sich ihm mit allen Diensten zur Verfügung zu stellen. Ueberdas hatte er die große Freude, seinen alten Freund aus Antiochien, den Priester Constantius, vorzufinden und die ehrwürdige Diakonissin Sabiniana, „meine vielgeliebte Frau," wie er an Olympias schreibt, „die recht abgemattet und entkräftet und in den Jahren ist, wo man die Ruhe bedarf. Im Gemüth aber ist sie heiter und ruhig und so jugendfrisch, daß sie gar keiner Beschwerden achtet. Sie will nicht nach Antiochien zurückkehren, sondern sich hier bei uns aufhalten und unserem Hause dienen; und da die Rede geht, ich solle nach Scythien gebracht werden, so ist sie bereit, uns auch dorthin zu begleiten. Der Bischof hat sie sehr liebreich aufgenommen und ihr eine passende Unterkunft angewiesen."

Die Augen der ganzen Welt, die einen mit liebenden, die anderen mit zürnenden Blicken, waren auf dies kleine unbekannte Städtchen geheftet. Seine Feinde wünschten ihn in eine noch größere Ferne und Einöde zu verbannen; seine Freunde gaben sich alle Mühe, ihm einen angenehmeren

Aufenthaltsort zu erwirken. Olympias, die durch ihre vielfachen Verbindungen und durch ihr Gold trotz aller Verfolgung sehr einflußreich war, hoffte, ihm ein milderes Exil zu verschaffen. Er schrieb ihr darüber: „Sei nicht bekümmert, daß es hier einsam und öde ist. Was könnte mir angenehmer sein nach so langer Unruhe, als der Aufenthalt an diesem Ort, wo ich eine ungestörte Ruhe, eine friedliche Stille, eine vollkommene Gesundheit genieße; wo Jedermann mir auf das Gütigste begegnet; wo mir, wie aus unerschöpflicher Quelle, durch den Bischof und durch meinen Wohlthäter Dioskorus Alles reichlich zufließt, was sogar mehr zum Ueberflusse als zum Bedarf des Lebens gehört. Der vortreffliche Patricius wird dir sagen, wie heiter, wie vergnügt, wie bequem wir hier leben; d. h. so bequem, als es an einem Orte möglich, wo nichts feil zu haben ist. Auch die Isaurier fürchten wir nicht. Für den Winter haben sie sich in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen und die hiesigen Truppen sind sehr muthig. Thue also keine Schritte, um mich von diesem Orte wegbringen zu lassen, es sei denn an die Meeresküste von Bythinien. Das würde ich gern annehmen, aber sonst das Hierbleiben als eine Wohlthat und eine Veränderung als eine schwere Prüfung betrachten.

Nicht nur konnte Olympias kein milderes Exil erwirken, sondern sie zog sich neue Feindseligkeiten der Widersacher zu. Im Frühling 405, kaum genesen von langwieriger Krankheit, mußte sie abermals vor Gericht erscheinen und wurde mit solcher Grausamkeit behandelt, daß sich die Soldaten erfrechten, sie zu mißhandeln. Man nahm ihr einige Güter und verkaufte sie öffentlich. Ungestraft durfte der Pöbel ein herrliches Landhaus plündern, das sie am Bosporus besaß. Endlich wurde sie nach Cyzicus verbannt, einer Insel der Propontis, welche durch einen Damm mit der Küste von Bythinien verbunden war. Wäre es nicht ein Exil und die Ursache desselben so namenlos traurig gewesen, so hätte sich Olympias einen Sommeraufenthalt in Cyzicus gefallen lassen können. Die Luft ist herrlich, die Gegend unvergleichlich

ſchön. Die Propontis breitet ihren ewig blauen, vom zarteſten Silberſchmelz überhauchten Meeresſpiegel vor Cyzicus aus. Die Prinzeninſeln liegen golden, roſig und violet gefärbt, je nachdem der Sonnenſtrahl auf ſie fällt, wie neun Edelſteine in dem ſchimmernden Silberbecken. Manche ſind kahler, ſchroffer Fels; andere haben Dörfer und Gärten. Zahlloſe Barken, mit Früchten und Gemüſen, ſchwimmen von den Inſeln und von der bythiniſchen Küſte durch die Propontis in den Bosporus und nach Conſtantinopel. Behend und eilig rudern ſie durch die ſilberigen Wellen und hinter ihnen ziehen ſich blaue, geſchlängelte, bewegliche Streifen wie ein Netzwerk über das Meer. Wendet ſich das Auge von dieſer Friſche, dieſer Mannichfaltigkeit, dieſem Formenreiz und Farbenglanz, dieſem eigenthümlichen Zauber der ſüdlichen Meere und ihrer Geſtade landeinwärts: ſo fällt es auf die Nebenbuhlerin der Meeresſchönheit, auf die Schönheit der Berge. Kleine, weiche, grüne Hügel, die ſich wie Kinderköpfchen zuſammendrängen, klettern und ſteigen höher und höher zu Bergen auf, als wollten ſie dem rieſigen Greiſe in's Antlitz ſchauen, dem ſie nur bis an's Knie reichen: dem bythiniſchen Olymp, der ſein ſchneegekröntes Haupt in den klaren Himmel hinein hebt und auf die heitere Landſchaft majeſtätiſch wie auf einen bunten köſtlichen Teppich tritt.

Aber Olympias thränenvolle Augen beachteten dieſe Schönheit der Natur nicht. Sie ruhten auf der himmliſchen Schönheit, der Braut Chriſti, der heiligen Kirche, die ſo viel Schmach erdulden, ſo ſchimpfliche Feſſeln tragen, in ſolche Knechtſchaft gerathen mußte; ſie ruhten auf dem Heiligen in der Verbannung und auf dem Triumph der Ungerechten; auf der Verwirrung in ſo vielen Seelen, dem Elend in ſo vielen Schickſalen, dem Verderben im innerſten Kerne ſo mancher Leben. Olympias härmte und grämte ſich dermaßen, daß ihre immer ſchwankende Geſundheit außerordentlich litt und daß Chryſoſtomus ihr die dringendſten Vorſtellungen machte, ſich nicht von einer Traurigkeit überwältigen zu laſſen, welche des Chriſten unwürdig iſt und ſeinen Fortſchritt

in der Tugend kennst. Einmal schreibt er ihr: „Schon in deiner Kindheit hast du das irdische Blendwerk unter die Füße getreten und dich der himmlischen Weisheit ergeben und du konntest dir einbilden, ein ruhiges und vergnügtes Leben hienieden zu führen? Wie wäre das möglich? Wenn Menschen wider Menschen kämpfen, so empfangen sie in der Schlacht unzählige Wunden und Verletzungen, und du, da du den Kampf wider die Gewalten, die im Thal voll Todesschatten dieser Welt herrschen, begonnen und so manche Siegeszeichen dir erobert hast; du bist überrascht, auf Drangsale und Widerwärtigkeiten immer neue, immer andere zu stoßen? Es ist ein Beweis der unaussprechlichen Liebe Gottes zu dir, daß er dir so viele Prüfungen zuschickt und dich auch immer wieder zu seiner Zeit davon befreit. Wie wolltest du denn die herrlichste aller Tugenden, Geduld in der Trübsal, üben und dereinst ihren Lohn empfangen, wenn du ein Leben ohne Leiden führtest? Alles, was dich trifft, paßt genau zu deinen Bedürfnissen; die Nerven deines Gemüthes werden gestählt, geben dir mehr Kraft, mehr Eifer zum Kampfe und die Folge davon ist eine unaussprechliche Freudigkeit. Das ist die Frucht der Leiden, wenn sie eine edle tapfere Seele treffen. Wie sich das Gold im Feuer bewährt, so strahlt das goldene Gemüth glänzender im Feuer der Trübsal. Darum freue ich mich in meiner Einsamkeit über dich, wenn auch Rotten von Widersachern und Heerden von Wölfen dich umringen, und obzwar ich deinen Drangsalen ein Ende wünsche, so gestehe ich dir doch, daß ich, wenn Gottes Wille dir neue Prüfungen senden sollte, für deine goldene Seele ganz außer Sorge bin. Du hast früh die Kunst des Leidens in der Schule des Kreuzes gelernt und wirst dich mehr und mehr und wie auf starken Flügeln über alle Stürme und Ungewitter hinauf schwingen. Also beklage nicht dich, nicht mich, nicht die Verfolgten, die Unterdrückten, die zu Tode Gequälten; aber beklage, beweine und bemitleide Die, welche all' dies Unheil angestiftet haben. Auch das geziemt sich für deine Frömmigkeit. Lieben, wer uns liebt, das ist natürlich. Aber Denjenigen lieben, wel-

cher uns nicht liebt, iſt eine Tugend, die von der Gnade kommt."

Nie ſpricht ſich die leiſeſte Klage über ſein Schickſal in den Briefen aus, die Chryſoſtomus ſeinen vertrauteſten Freunden ſchrieb. Seine Seele ruhte im Willen Gottes ebenſo zufrieden in Cucuſus, wie auf dem Patriarchenſitz und wie in der Ascetenzelle ſeiner heimiſchen Berge. Er gibt an Olympias immer Nachricht von ſeinem Befinden, das manchmal recht ſchlecht iſt, weil ihm die ſtrenge Winterkälte Bruſt und Magen angriff, und weil kein Feuer im Kamin und keine warme Kleidung ihn gegen deren Schärfe ſchützen konnte; er dankt auch für Medicamente und bittet um friſche; aber Alles ganz gelaſſen, als gehöre er nun einmal nach Cucuſus. Sein eigentliches Leben war in großen Gedanken und Thaten für Gott; die Seligkeit ganzer Völker lag ihm am Herzen und wie ein König auf ſeinem Thron beſchäftigte er ſich mit umfaſſenden Planen. Er hatte einen ſehr frommen Prieſter, Maruthas, als Biſchof und Miſſionär nach Perſien geſchickt, wo derſelbe auch kräftig und erfolgreich für das Chriſtenthum wirkte. Maruthas kam eben aus Perſien zurück, als das Winkelconcil an der Eiche ſaß, fiel demſelben in die Hände, kannte nicht den wahren Stand der Dinge, wurde falſch berichtet und dahin gebracht, ſich zu den Gegnern des Chryſoſtomus zu geſellen. Dieſer ſchrieb nun an Olympias: „Ich bitte dich, gib dir um den Biſchof Maruthas alle Mühe. Suche ihn aus dem Abgrunde zu retten, in den er gefallen iſt. Kläre ihn auf über die Lage der Verhältniſſe. Laß es nicht an dir fehlen. Wir haben ſeine guten Dienſte in Perſien ſehr nöthig. Erkundige dich bei ihm, weshalb er nach Conſtantinopel gekommen iſt, was er bei den Heiden ausgerichtet hat und ob er hofft, noch mehr auszurichten. Ich hätte mich gern mit ihm darüber unterredet. Will er mir ſchreiben, deſto beſſer! Will er nicht, ſo laß dir wo möglich Alles genau erzählen."

Olympias ſchickte ihm große Summen, um die Miſſion in Perſien und eine andere in Phönicien zu unterſtützen, wo

noch der Götzendienst viele Anhänger hatte. Es kamen aus allen Weltgegenden Geistliche nach Cucusus, um ihre Verehrung für Chrysostomus an den Tag zu legen, und immer ging ein segensreicher Einfluß von ihm aus. Bald belehrte er sie, bald feuerte er ihren Eifer an, bald gewann er sie für schwere apostolische Arbeiten. Das ganze Leben der Kirche war ihm gegenwärtig und in's Herz gesenkt; darum schöpften Unzählige aus seiner unversieglichen Fülle und wurden reich. Einmal schrieb er an Olympias: „Es sind sogar gothische Mönche bei mir gewesen, zu denen sich der Bischof Serapion geflüchtet hat. Sie haben mir erzählt, der vortreffliche Unilas, den ich unlängst zum Bischof consecrirt und zu den Gothen geschickt habe, um die Rechtgläubigen zu sammeln und zu stärken, und wo möglich die Irrgläubigen zu gewinnen, sei gestorben, nachdem er Großes leistete. Jetzt sei der Diakon Moduarius nach Constantinopel gekommen mit Briefen vom Könige der Gothen, worin dieser um einen anderen Bischof bittet. Nun gib dir alle erfinnliche Mühe, um zwei Dinge zu verhüten, die mich ungemein betrüben würden; erstens, daß kein neuer gothischer Bischof von den Anstiftern alles Unheiles eingesetzt werde, und zweitens, daß man auf der anderen Seite ohne reife Ueberlegung keine Wahl treffe. Beides würde die traurigsten Folgen haben. Könnte Moduarius in der Stille, ohne Aufsehen, zu mir kommen, so möchte das von großem Nutzen sein. Thue, was du irgend vermagst; bringst du dann auch nichts zu Stande, so wird dein Lohn dafür doch so vollkommen sein, als hättest du die herrlichsten Erfolge errungen. Der Herr begehrt nur unsere Mühen und Anstrengungen, nicht den glücklichen Ausgang. Das ist seine Sache."

Zwölftes Kapitel.

Im November 405 riß der Tod den Arsacius vom Patriarchensitz hinweg und ein Anderer aus dem Klerus von

Conſtantinopel, Atticus, beſtieg ihn, nachdem Viele darum gebuhlt hatten. Die Kirche blieb alſo in ihrer Zerriſſenheit und Chryſoſtomus in ſeiner Verbannung. Kaiſer Honorius, der Papſt, alle Biſchöfe des Abendlandes und viele des Orients drängten gemeinſchaftlich dem Kaiſer Arcadius die Berufung eines Concils ohne feindſelige und verdächtige Elemente ab. Es ſollte in Theſſalonich Statt finden, das zum oſtrömiſchen Reiche gehörte und wo der Erzbiſchof zugleich Vicar des Papſtes für Illyrien war. Fünf italieniſche Biſchöfe, mit Vollmachten der ganzen abendländiſchen Kirche verſehen, begaben ſich dahin auf die Reiſe. Vier morgenländiſche Biſchöfe, welche dieſe Angelegenheit in Rom betrieben hatten und als treue Anhänger des Chryſoſtomus von ihren Stühlen verjagt waren, begleiteten jene. Es war eine Geſellſchaft der ehrwürdigſten, weiſeſten, frommſten Männer. Sie hatten die Meerfahrt dem langen und beſchwerlichen Landwege vorgezogen, gedachten in Conſtantinopel ihr Schiff zu verlaſſen, dem Kaiſer Arcadius ſich vorzuſtellen und dann weiter nach Theſſalonich zu gehen. An der Küſte von Griechenland kam ihnen ein kaiſerlicher Feldoberſt entgegen und zwang ſie, ihr Schiff zu verlaſſen und zwei kleinere zu beſteigen, welche ſie ungefährdet und ſchnell nach Conſtantinopel brachten. Als ſie dort ſich ausſchiffen wollten, wurden ſie eine Zeitlang durch Zöllner daran verhindert; und plötzlich ſetzten ſich beide Fahrzeuge wieder in Bewegung und ſtießen vom Lande ab; die erſtaunten Biſchöfe wußten nicht warum und wohin. Es war Abend. Man brachte ſie nach Athyrus, einem thraciſchen Schloſſe am Meer. Dort angelangt, wurden ſie wie Gefangene behandelt, die Abendländer in ein gemeinſchaftliches Zimmer, die Morgenländer jeder in eine Kammer geſperrt, und ohne Bedienung und Nahrung gelaſſen.

Am anderen Morgen forderte ein Abgeordneter des Kaiſers den italieniſchen Biſchöfen ihre Briefe ab, und als ſie erwiederten, ſie würden dieſelben perſönlich dem Kaiſer einhändigen, warf ſich ein Feldoberſt mit ſolchem Ungeſtüm auf

den Bischof Marianus, daß er ihm den Daumen zerbrach und die Briefe mit Gewalt entriß. Bald darauf erschien wieder Jemand bei ihnen und bot ihnen eine große Geldsumme, wenn sie die Kirchengemeinschaft mit Atticus eingehen und des Chrysostomus ferner nicht erwähnen wollten. Sie wiesen empört den Antrag ab. Da ließ der Feldoberst sie aus dem Schloß führen, in Begleitung von zwanzig Soldaten ein Schiff besteigen und ohne Umstände nach Calabrien zurückfahren. Zu solchen Maßregeln griff die Gegenpartei des Chrysostomus aus Furcht vor einem rechtmäßigen Concil. Zu so schmachvoller Treulosigkeit ließ sich Arcadius mißbrauchen. Was aus den vier orientalischen Bischöfen geworden sei, welche gewagt hatten, in Rom die Hülfe des Abendlandes gegen die schreiendste Ungerechtigkeit in Anspruch zu nehmen, erfuhr man später. Anfangs hieß es, sie wären in's Meer gestürzt; aber sie wurden an die äußersten Gränzen des oströmischen Reiches in eine solche Verbannung geschickt, daß sie wie verloren zwischen wilden Völkern und wie begraben in Wüsten waren. Eulysius wurde tief nach Arabien verbannt, wo die Sarazenen umher schweiften; Palladius nach Syene, der südlichsten Stadt Aegyptens, in der Nachbarschaft der wilden Blemmyer, der grausamsten Völkerschaft Aethiopiens; Demetrius in die entfernteste Oase Lybiens, die von den Streifzügen der räuberischen Maziken beständig heimgesucht wurde; Cyriacus endlich nach Palmyra, jenseits der großen syrischen Wüste, an der Gränze von Persien. Die prätorianischen Soldaten, welche diese ehrwürdigen Männer in's Exil führten, behandelten sie mit muthwilliger Härte. Bald mußten sie doppelte Tagereisen machen, bald auf ungesattelten Pferden reiten, bald war die Nahrung ungenießbar, bald mußten sie in öffentlichen Schenken zwischen gemeinem Gesindel übernachten. Manche Bischöfe, durch deren Städte sie kamen, freuten sich ihres Elendes. Andere bezeigten ihnen innige Theilnahme, wurden aber von den Prätorianern verhindert, Labung und Erleichterung ihnen zukommen zu lassen.

Atticus fühlte sich tief gekränkt durch die Anhänglichkeit so vieler Bischöfe und des größten Theiles seiner Gemeinde an Chrysostomus. Man rühmte seine Gelehrsamkeit, seine Rednergabe, seine Milde, seine Thätigkeit. Verblendet durch das Lob und durch seine natürlichen Gaben, und erfüllt von Selbstgefälligkeit, verlor Atticus ganz aus den Augen, daß es nicht die Person des Chrysostomus, sondern seine, von einer erhabenen Persönlichkeit getragene, rechtmäßige Stellung in der Kirche sei, die ihn zum Mittelpunkte der Liebe und Theilnahme aller Gläubigen machte. Atticus erwirkte einen Befehl des Kaisers, wodurch dieser alle Bischöfe des oströmischen Reiches von ihren Sitzen stieß, welche nicht in Kirchengemeinschaft traten mit Atticus, mit Theophilus von Alexandrien und mit Porphyrius von Antiochien. Ein Federzug von der schwachen Hand des Arcadius, und die verdienstvollsten Männer wanderten in's Elend! Einige gingen nach Rom, Andere in Klöster; noch Andere lebten als Privatleute in großer Dürftigkeit und immer von Spähern umringt und belauert. Priester und Diakonen, Mönche und Einsiedler, Alle, welche die Unrechtmäßigkeit als eine Besteckung der heiligen Kirche verabscheuten, traf Verfolgung. Kaiser Honorius schrieb umsonst seinem Bruder: „Was soll hieraus entstehen, als Spaltungen in der allgemeinen Kirche? Müssen nicht aus so traurigen Verhältnissen Häresien entspringen, welche der Einheit so schädlich sind? Dem Volke ist es nicht zuzurechnen, wenn es wegen der verschiedenen kirchlichen Parteien auch in bürgerliche Zerwürfnisse fällt. Die öffentliche Macht selbst hat den Grund zum Unfrieden gelegt und den Zunder des Aufruhrs angefacht." Kaiser Honorius war kein sehr tiefblickender Geist, allein die Tragweite dieser Ereignisse lag ihm doch klar vor Augen. Arcadius aber sah nichts mehr, als mit den Augen seiner Umgebung an.

Chrysostomus schrieb den verfolgten Bischöfen und Geistlichen mit derselben übernatürlichen Freudigkeit, die er in seinen eigenen Leiden empfand. „Selig seid ihr wegen Ketten und Bande! selig seid ihr wegen Kerker und Exil! selig, und

mehr denn dreimal selig seid ihr! Wie Johannes, der Rufer in der Wüste, der beleidigten Rechte der Ehe sich annahm, und die Ehre davon trug, der erste Martyrer zu sein: so habt ihr euch der beleidigten Rechte der Braut Christi, der Kirche, angenommen und, dem Willen und der Standhaftigkeit nach, bereits tausend Mal den Martertod erduldet." An Papst Innocenz schrieb er um dieselbe Zeit: „Wäre es auf dich angekommen, heiliger Vater, so wäre jetzt allen Aergernissen ein Ende gemacht, die Ruhe überall hergestellt, die Kirche in den Genuß eines sicheren Friedens eingesetzt und die verletzten und beleidigten Gesetze und Verordnungen derselben wären vertheidigt und wieder aufgerichtet. So viele Mühe hast du dir gegeben und nichts von dem Allen ist geschehen, hingegen ein Verbrechen auf das andere gehäuft; und doch bitte ich dich, theuerster heiliger Vater, würdige die Stifter des Unheils, obzwar sie keiner Besserung fähig zu sein scheinen, noch ferner deiner Wachsamkeit. Es betrifft ja die höchsten Güter der Erde: Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in den zerrütteten Kirchen, des Ansehens der verachteten und beleidigten kirchlichen Gesetze; das Heil der verschüchterten und verwirrten Gemeinden; die Rettung des bedrängten Klerus; die Rückkehr heiliger Oberhirten. Ich flehe dich an, heiliger Vater, um so wachsamer zu sein, je größer der Sturm ist. Wir dürfen ja hoffen, daß diesen Ungesetzmäßigkeiten abgeholfen werden könne. Sollte es aber nicht geschehen, so bleibt dir bei der Barmherzigkeit Gottes deine Krone gewiß für die flammende Liebe, mit der du Alle getröstet hast, welche Unrecht leiden müssen. Mich tröstet diese gütige, eifrige, wahre Liebe ungemein in der Pest, dem Hunger, der Einsamkeit, der Lebensgefahr unter den isaurischen Schwertern. Und sollte ich an einen noch wüsteren Ort und in noch größeres Elend verwiesen werden, so wird sie mir eine Kräftigung in all' meiner Trübsal sein."

Er hatte neben seinen Leiden um die Kirche, und neben seinem Schmerze, zur Unthätigkeit verdammt zu sein, während sein Herz vor Eifer für das Heil der Seelen brannte, auch

persönlich manche Noth auszustehen. Der Winter des Jahres 406 war ungeheuer streng, sogar für Armenien. Alle Wege verschneiten und wurden unzugänglich. Das benutzten die Isaurier, die mit den Beschwerden der Jahreszeit vertraut waren und um so dreister wurden, als sie sich vor den Truppen sicher wußten. Sie schwärmten ungestört umher, überfielen Dörfer und Städte, raubten, verwüsteten Habe und Haus, schleppten Männer und Weiber in die Gefangenschaft und verbreiteten ein solches Entsetzen, daß die Menschen mitten im Winter ihre Wohnsitze verließen, ihre Häuser der Plünderung Preis gaben und vor diesen Barbaren in Höhlen und Felsenklüften sich verbargen. Chrysostomus war sehr krank; allein auch er mußte flüchtig werden, sein bequemes Haus in Cucusus verlassen und nach Arabissa gehen, einer Stadt im taurischen Gebirge, deren festes Schloß ihn aufnahm. Das gewährte Obdach und Schutz, doch weiter nichts. Es hatten sich viele Bewohner des Landes in diese Burg geflüchtet; der Raum war überfüllt und wegen seiner engen Wohnung litt er viel Ungemach und wurde noch kränker. Im Sommer kehrte er nach Cucusus zurück und schrieb an Olympias: „Ich bin von einer schweren Krankheit glücklich befreit; aber uns bedrohen jetzt Pest und Hungersnoth, diese Früchte der isaurischen Kriegszüge. Sie machen alle Wege so unsicher, daß Reisende in keine geringe Lebensgefahr gerathen. Andronicus ist, wie er sagt, in ihre Hände gefallen und, beraubt, mit dem nackten Leben davon gekommen. Darum bitte ich dich, schicke mir keine Boten mehr. Wenn Jemand, mir zu Gefallen, herreiste und den Tod fände, so weißt du wohl, wie schmerzlich mir das sein würde. Erfährst du aber, daß irgend ein zuverlässiger Mann in eigenen Angelegenheiten herreist, so gib ihm Briefe mit.“ Für ihn, der seinen Freunden so zärtlich zugethan war, daß er sonst immer um Nachrichten bittet und öfters versichert, ihre Briefe wären die Labung seiner Einsamkeit und die größte Entbehrung für einen Menschen sei die Trennung von den Freunden — für ihn war es keine geringe Prüfung, daß er nun auch dieser

Freude entſagen ſollte. Indeſſen gingen die Reiſen zu ihm fort und fort und Olympias ſchickte ihm beträchtliche Geldſummen, um arme Leute auszulöſen, welche in iſauriſche Gefangenſchaft gerathen waren. Das machte ihn ſehr glücklich; er hatte Mitleid mit jedem Elend und ruhte nicht, bis er nach Kräften Abhülfe geſchafft hatte. Der Biſchof von Arabiſſa, an dem er einen warmen Freund gefunden hatte, beglückte ihn durch Zuſendung heiliger Reliquien von Martyrern. Chryſoſtomus ließ ſie dem gottſeligen Prieſter Rufinus zukommen, der in Phönicien das Evangelium verkündete, und fügte eine Geldſendung hinzu, damit über dieſe ehrwürdigen Ueberreſte Gotteshäuſer errichtet werden möchten.

Den Winter des Jahres 407 brachte er ſo erträglich zu, „daß alle Armenier darüber erſtaunen," ſchreibt er an Olympias, „wie ich mit einem Leibe, der ſchwach wie eine Spinnwebe iſt, den Winter ſo gut ertrage. Ich muß freilich immer in meinem Hauſe wie in einem Kerker eingeſchloſſen bleiben. Was ich in Arabiſſa und durch die Flucht vor den Iſauriern ausgeſtanden habe, hätte mir wohl den Tod bringen können und ſtatt deſſen erfreue ich mich eines ungeſtörten Wohlbefindens. Ich denke, daß dir das ein großer Troſt ſein wird. Aber genug von der Geſundheit! — Ich ſchicke dir eine kleine Abhandlung über den Satz zu: daß Niemand Demjeniger ſchaden kann, der ſich nicht ſelbſt ſchadet. Lies ſie fleißig; ſie wird dir, hoffe ich, eine heilſame Arznei ſein. Gibſt du aber meinen Ermahnungen kein Gehör und läßt du dich von Gram überwältigen: ſo werde ich dir auch keine langen Briefe mehr ſchreiben. Wohl iſt es traurig zu hören, daß hier eine Kirche zu Grunde geht, und dort eine andere von Wind und Wellen beſtürmt wird; daß dieſe ſtatt eines Hirten einen Wolf, jene ſtatt des Arztes einen Henker und eine dritte ſtatt des Steuermannes einen Seeräuber habe. Wem ginge ſolche Trübſal nicht zu Herzen? Alſo darfſt du dich betrüben, aber mit Maß. Es iſt ſchon gefährlich, ſich wegen eigener Vergehungen übermäßig niederſchlagen zu laſſen, um wie viel mehr iſt es ein wahrer Ruin der Seelen, wegen fremder Sünde in untröſtliche Trauer zu verſinken.

Sieh, du ſollteſt allzeit fröhlich ſein, wie die Engel, ſollteſt dich freuen, jubelnd deine Stirne bekränzen und ſtatt deſſen erleichterſt du dem Satan den Angriff auf deine heilige Seele, indem du einer ungeordneten Traurigkeit Thür und Thor öffneſt.“ Man ſieht aus dieſen Ermunterungen an Olympias, daß auch die Heiligen ihre Fehler haben; jedoch Fehler, die bei gewöhnlichen Menſchen Tugenden ſein würden. Welch' ein Glaube an die göttliche Sendung und Thätigkeit der Kirche und an ihren heiligen Einfluß auf die Menſchheit liegt in dieſem gränzenloſen Schmerz über das Einſchleichen eines unheiligen Geiſtes!

Bald darauf ſchickte Chryſoſtomus eine zweite Abhandlung an Olympias, ein Büchlein für Diejenigen, die Anſtoß genommen haben an den Leiden des gläubigen Volkes und der Prieſter und an dem Abfall Einiger. Es gibt allzeit Menſchen, welche ſchwach im Glauben ſind und es nicht faſſen, warum die Frommen und Tugendhaften oftmals ſo ſchwer mit Leiden heimgeſucht werden; und Andere, welche am Glauben ſich irr machen laſſen, weil ſie ſehen, daß auch Gläubige fallen und abfallen, und weil ſie nicht berückſichtigen, daß die Annahme der Glaubenslehre ohne den ſtandhaften Willen, ſie praktiſch auszuführen, nur eine Schwäche des Einzelnen iſt und keineswegs ein Mangel an objectiver Kraft des Glaubens. Solche ſchwache und verſtörte Gemüther gab es denn auch unter den Rechtgläubigen in Conſtantinopel, und die Schriften, welche Chryſoſtomus an Olympias ſchickte, waren zum Troſt, zur Kräftigung, zur Aufklärung der Zaghaften, der Gequälten und der Unwiſſenden geſchrieben. „Täglich ſieht man Leute, ſagt ihr, die ein Aergerniß nehmen an den Leiden ſowohl wie an den Verbrechen innerhalb des Chriſtenthums. Das iſt wahr; aber das beweiſt auch, daß dieſe Leute keine wahren tapfern Streiter Chriſti ſind. Die ſtarken, gottliebenden Gemüther laſſen ſich durch die Erfahrungen von menſchlicher Schwäche und menſchlicher Bosheit keineswegs im Glauben erkälten. Jener arme Schächer auf Golgatha nahm kein Aergerniß daran, den Sohn Gottes gekreuzigt und die Juden über ihn triumphiren zu ſehen; und das erwarb ihm das Paradies. Dergleichen Ereig-

niſſe ſind Zulaſſungen Gottes, damit ſich die Guten bewähren und die Böſen bekehren. Hätte Chriſtus nicht ſein erhabenes Opfer am Kreuze darbringen ſollen, weil dadurch Einige an ſeiner Gottheit irre wurden? Hätte das Kreuz nicht erſcheinen ſollen, weil es, wie der Apoſtel ſagt, den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit iſt? Nicht in der Natur des Kreuzes liegt der Anſtoß, ſondern in der Thorheit Derjenigen, welche ſich daran ſtoßen. Die heilige Schrift iſt die Quelle zahlloſer Ketzereien geworden. Darf man deshalb Anſtoß an ihr nehmen, ſie für unheilig erklären, ſie abſchaffen? Keineswegeſ! lächerlich wäre es, an der göttlichen Offenbarung Anſtoß zu nehmen; nur der Mißbrauch, den boshafte und verkehrte Lehrer mit ihr getrieben haben, iſt anſtößig. Hätte man im Zeitalter der Apoſtel Anſtoß daran genommen, die Chriſten auf der Folter und im Kampfe mit wilden Thieren, Einige aber als Ueberläufer zum Götzendienſte zu ſehen: ſo würden wir jetzt gar kein Chriſtenthum haben. Es kam aber ganz anders! während dreihundert Jahren diente die Verfolgung nur zur Ausbreitung und zur Bewährung des Chriſtenthumes. Alſo nehmet keinen Anſtoß an der Trübſal der Gegenwart, die gering iſt im Vergleiche zur Vergangenheit. Brandmarkt euch nicht ſelbſt mit dem Stempel armſeliger Schwäche. Blickt auch nicht beſtändig auf die Gefallenen; blickt vielmehr auf die Beharrlichen, die Unerſchütterlichen, die ſtandhaften Bekenner, deren Zahl Jene weit überwiegt. Wäre es aber auch gerade umgekehrt, ſo bedenkt, daß vor Gott ein einziger Getreuer mehr gilt, als tauſend Uebertreter."

In ſeiner Liebe zu Gott und dem Gekreuzigten, die ſolche Wunder der Liebe gethan haben, um die Seelen zu retten, und in ſeiner tiefen Verachtung aller Dinge der Erde, mögen ſie Glück, mögen ſie Mißgeſchick heißen, rief er aus: „Wer die himmliſche Liebe empfindet, dem ſind die Wonnen des Irdiſchen ein eitles Nichts. Dieſe Sprache iſt uns unverſtändlich; das darf uns nicht befremden: wir ſind ja nur Fremdlinge in dieſer himmliſchen Tugend. Wer von dem heiligen Feuer der Liebe Jeſu angeglüht iſt, wird gegen Ehre

und Schmach gänzlich gleichgültig ſein; wird ſich von irdiſchem Blendwerk ſo wenig angezogen fühlen, als ſei er allein auf der Welt; wird alle Drangſale der Verfolgung ſo ruhig hinnehmen, als ertrüge er ſie in einem fremden Leibe; wird ſich gegen jede Verſuchung zum Genuß thörichter Freuden verhalten, wie gegen einen Leichnam; wird befreit vom Joche der Leidenſchaften rein ſein, wie geläutertes Gold."

In dieſer himmliſchen Seelenſtimmung lebte Chryſoſtomus in Cucuſus. Aber daß er ſo lebte, ſo geheiligt durch ſeine Schickſale, ſo verehrt, ſo bewundert, ſo geliebt von der ganzen gläubigen Welt, ſo aufgeſucht von Fremden und Freunden, aus der Nähe wie aus der Ferne; daß er in ſeinen tauriſchen Bergen der Gegenſtand größter Theilnahme für den Kaiſer Honorius, für den Papſt, für die ganze Kirche des Abendlandes war; daß die dringendſten und eifrigſten Verwendungen für ihn bei Kaiſer Arcadius nie aufhörten: dies Alles reizte ſeine Gegner immer heftiger gegen ihn auf. Sie konnten nicht mehr ertragen, daß er lebe. Er war ihnen ein beſtändiger heimlicher Vorwurf, eine beſtändige heimliche Furcht. Es wurde ein kaiſerlicher Befehl erwirkt, der ihn im Juni 307 nach Arabiſſa verbannte. Der Biſchof und die Einwohner von Cucuſus nahmen von ihm mit ſchmerzlicher Theilnahme Abſchied und mit freudiger begrüßte man ihn in Arabiſſa. Doch bald wurde anders über ihn verfügt. Er ſollte Armenien verlaſſen und nach der Provinz Colchis, der äußerſten des römiſchen Reiches, ſich begeben. Die Stadt Pityuſa, am öſtlichen Geſtade des ſchwarzen Meeres, wurde ihm zum Aufenthalte angewieſen. Zwei Offiziere der kaiſerlichen Leibwache wurden eigens aus dem Hoflager nach Arabiſſa geſchickt, um dieſen Befehl zu überbringen und Chryſoſtomus nach Pityuſa zu begleiten. Es hieß, ſie hätten den Auftrag gehabt, dafür zu ſorgen, daß er unterwegs umkäme. Ihr Verfahren gegen ihn macht dieſen Verdacht nicht unwahrſcheinlich.

Mitten im Sommer mußte Chryſoſtomus die lange beſchwerliche Reiſe antreten und ungewöhnlich große Tage-

märſche zurücklegen. Weder die Sonnenglut im ebenen Lande, noch Ungewitter, Sturm und Regengüſſe in den tauriſchen Gebirgen hemmten die eilige Reiſe. Der eine Offizier war menſchlich geſinnt und hätte dem heiligen Patriarchen wohl etwas Ruhe gegönnt; aber der andere war deſto grauſamer. Nie ließ er in Städten übernachten, wo Chryſoſtomus eine bequeme Herberge, Bäder, Medicamente, geſunde Nahrung gefunden hätte. Mit einer grimmigen Bosheit trieb er zum Marſch, wenn die Sonne am heißeſten ſtach und der Regen am heftigſten ſtrömte. Chryſoſtomus war zuweilen ſo durchnäßt, daß ſeine Kleider ringsum trieften, und ſein kahles Haupt litt furchtbar durch die Hitze. Todtkrank langte er zu Comana in Pontus an. In dieſer anſehnlichen Stadt hätte er Alles gefunden, was ein Kranker zu ſeiner Herſtellung braucht. Statt deſſen wurde ihm nicht eine Stunde Raſt gegönnt! er wurde hindurch und nach einer Kirche zwei Stunden außerhalb der Stadt geführt. In deren Nebengebäude übernachtete er. Dieſe Kirche war dem heiligen Blutzeugen Baſiliskus geweiht, der im Jahre 312 auf dieſer Stelle den Martertod gefunden hatte und deſſen Ueberreſte in der Kirche begraben waren. Chryſoſtomus fühlte ſich zum Sterben krank. In der Nacht erſchien ihm der heilige Baſiliskus und ſagte: „Sei getroſt, mein Bruder; morgen ſind wir beiſammen.“ Da erwartete er ſeine nahe Erlöſung und bat am anderen Morgen die Wache, den Aufbruch bis gegen Mittag zu verſchieben; er hoffte, bis dahin würden ſeine Leiden ihr Ende erreicht haben. Aber ſein Peiniger trieb ohne Erbarmen vorwärts und ſo ſchleppte er ſich noch anderthalb Stunden weiter. Allein ſeine Schwäche und ſeine Schmerzen im Kopfe nahmen überhand. Er ſank zuſammen und mußte zur Kirche des heiligen Baſiliskus zurückgebracht werden, wenn man ihn nicht auf der Landſtraße umkommen laſſen wollte. Der Prieſter dieſer Kirche nahm ihn wieder freundlich auf und Chryſoſtomus bereitete ſich mit ſtiller Freude zu ſeinem Einzug in den Himmel vor, eingedenk des Wortes ſeines göttlichen Meiſters: „Selig ſeid ihr, wenn ihr um der

Gerechtigkeit willen verfolgt werdet.“ Dieſer verheißenen Seligkeit ging er entgegen. Er legte ſeine Reiſekleider ab und ein ſchönes weißes Gewand an, um im bräutlichen Kleide bei dem himmliſchen Hochzeitsmahle des Lammes zu erſcheinen. Dann vertheilte er ſeine Habſeligkeiten an die Anweſenden. Er war nüchtern geblieben; der Prieſter reichte ihm die heilige Wegzehrung im theuerſten Sacramente und betete mit ihm. Dann ſtreckte ſich der Heilige ruhig aus, wie zum Schlafe, ſagte den Wahlſpruch ſeines Lebens „Ehre ſei Gott in allen Dingen!“ bezeichnete ſich dabei mit dem heiligen Kreuze und hauchte mit dem letzten Amen ſeine Seele aus. Es war der 14. September des Jahres 407. Er wurde neben dem heiligen Martyrer Baſiliskus, unter großem Zuſammenfluß frommer Gläubigen, feierlich begraben. Die hellſte Fackel der Kirche des Morgenlandes, flammend von himmliſcher Liebe, ſtrahlend von himmliſcher Weisheit, war erloſchen.

Am 1. Mai 408 ſtarb Kaiſer Arcadius in der Blüthe des Lebens, nachdem er dreizehn Jahre zugeſehen hatte, wie ſeine verſchiedenen Günſtlinge das oſtrömiſche Reich regierten. Sein ſiebenjähriger Sohn, Theodoſius der Jüngere, beſtieg den Thron. Dreißig Jahre ſpäter hatte Conſtantinopel ein merkwürdiges Schauſpiel: die Reliquien des heiligen Chryſoſtomus wurden auf Betrieb des nunmehrigen Patriarchen Proclus, ſeines gottſeligen Jüngers, der Kirche zurückgegeben, die noch immer die Trennung von ihrem heiligſten Patriarchen betrauerte. Mit begeiſterter Freude fuhren die Gläubigen, Männer und Frauen, in tauſend Barken, mit Kerzen und Fackeln der entſeelten Hülle entgegen, um im Wiederſchein des majeſtätiſch erleuchteten Bosporus Demjenigen die letzte Ehre zu erweiſen, der einſt in dunkler einſamer Nacht über dieſen Bosporus wie ein Verbrecher und als ein Geächteter in die Verbannung ziehen mußte. In der Kirche der heiligen Apoſtel, der Grabſtätte der Kaiſer und der Patriarchen, wurden ſeine Reliquien beigeſetzt. Mit tiefer Andacht wohnten Kaiſer Theodoſius und ſeine Schweſter Pulcheria der Feier-

lichkeit bei, und verehrten Den im Tode, den ihre Eltern im Leben verfolgt hatten. Das war der Ausgang dieſer Tragödie der Geſchichte. Es iſt ſo recht eine von denen, welche die Tugend im Kampfe mit dem Laſter, äußerlich beſiegt, innerlich unüberwunden — irdiſch zertreten, himmliſch verklärt zeigt.

Die Jüngerin des heiligen Meiſters folgte ihm bald in die Ewigkeit. Im Jahre 410 ſtarb Olympias. Der Schatten des Kreuzes, der ihr lieber war, als der Glanz der Welt, und in den ſie ſich ihr Lebenlang mit Wonne verborgen hatte, ruht ſo tief auf ihren letzten Lebensjahren, daß alle Nachrichten über ſie aufhören. Nach dem ſchönen Ausdrucke ihres heiligen Lehrers ging ſie durch die Welt wie durch eine Wüſte, und in dieſer Wüſte entſchwindet ſie dem menſchlichen Blicke. Aber ſie gehört zu den großen und zärtlichen Seelen, an denen jene alten Tage ſo reich ſind, welche das Glück der Liebe in der Liebe zum Leiden finden, die ſie theilen mit „dem Gott ihres Herzens, ihrem Erbe und Antheil in Ewigkeit.“

Bilder

aus der

Geschichte der Kirche.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Vierter Band.

Die Kirchenväter.

Zweite Abtheilung.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1866.

Sanct Auguſtinus.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Die Kirchenväter.

Zweite Abtheilung.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1866.

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

Mainz,
Druck von F. Kupferberg.

Vorwort.

Nach sieben Jahren, die mit andern Arbeiten ausgefüllt waren, erscheint endlich die zweite Hälfte des dritten Bandes der „Bilder aus der Geschichte der Kirche" und in derselben nur ein Lebensbild: das des heiligen Augustinus. Er ist in dieser Epoche der Glanzpunkt derselben. An ihn denkt man zuerst, wenn man an die Kirchenväter des Abendlandes denkt, weil er wie ein mächtiges Gestirn die ganze katholische Welt bestralte und bestralt, während man hinter seiner erhabenen Gestalt mit tiefer Wehmuth die schwarze Wolke langsam heraufziehen sieht, die allmählig die Sonne des Chrkstenthums in Afrika verdunkelt. Weil auch ich zuerst an ihn dachte, ist er der Einzige geblieben. Drei andere große heilige Männer und Lehrer der Kirche sind aber in sein Leben verflochten: Ambrosius war ihm zur Seite in jenem entscheidenden Augenblick, da er als ein wahrhaft Wiedergeborener, aus dem Wasser und im Geist, aus der heiligen Taufe hervorging. Und mit Hieronymus und Paulin von Nola, stand er in jenem geistigen Verkehr und in jenen lebhaften, freundschaftlichen Beziehungen, die sich auch ohne persönliche Bekanntschaft gestalten, wenn sich die Geister in derselben Liebe zu himmlischen Dingen, in demselben Streben der Wahrheit zu dienen, in demselben Eifer das Reich Gottes auszubreiten, auf dem heiligen Boden der Kirche begegnen.

Ich könnte nun Manches sagen über die große Aufgabe und über die geringen Kräfte der Feder, die sie ausführte; ja so viel, daß ich lieber schweigen will. Ohnehin steht darüber

ſchon Einiges im Vorwort zur erſten Abtheilung, ſo wie auch über die Bücher, die ich geleſen habe. Aber etwas Anderes will ich ſagen. Indem ich mit inniger Liebe die einzelnen Züge dieſes Lebenbildes zuſammenſuchte und zuſammenſtellte, war mir zu Sinn als erfülle ich eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den heiligen Auguſtinus, weil ich glaube, daß ich nächſt Gottes Gnade — ihm meine Bekehrung verdanke; gewiß durch ſeine „Bekenntniſſe," die meiner Seele keine Ruhe ließen; vielleicht durch ſeine Fürbitte. Er iſt alſo mein größter Wohlthäter. Wie ſollte ich da nicht wünſchen ein Atom dazu beizutragen, damit er mehr gekannt, geleſen, geliebt und angerufen — und vielleicht dadurch der Wohlthäter einer andern Seele werde! Er ſagt in der „Stadt Gottes" Buch X, 3. „Zu Gott ſollen wir diejenigen führen, die wir lieben." Er, der ſo unausſprechlich die Seelen liebte, verlangte nichts, als ſie Alle zur ewigen Schönheit und Wahrheit hinzuziehen. Könnte ich durch Gottes Gnade einer Seele dazu verhelfen vom heiligen Auguſtinus zu Gott geführt zu werden: ſo wäre das der Dank, den ich ihm darbringen möchte.

Mainz, Aſchermittwoch, 14. Febr. 1866.

Ida Hahn-Hahn.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
1.	Das chriſtliche Afrika	1
2.	Die Mutter	8
3.	Der Sohn	12
4.	Die erſten Studien	20
5.	Auguſtinus wird Manichäer	26
6.	Die Rückkehr nach Tagaſte	32
7.	Sieben Jahre in Carthago	40
8.	Auguſtinus in Rom	53
9.	Innere Stürme	62
10.	Eheſtandsunterhandlungen	72
11.	Der erſte Schritt	79
12.	Die Bekehrung	86
13.	Vorbereitung zur Taufe	91
14.	Die Taufe	99
15.	Monica's Tod	102
16.	Die Heimkehr	109
17.	Auguſtinus wird Prieſter	118
18.	Auguſtinus als Prieſter	126
19.	Auguſtinus wird Biſchof	137
20.	Auguſtin's inneres Leben	150
21.	Fortwährende Kämpfe	164
22.	Die Gothen in Rom	177
23.	Römiſche Flüchtlinge in Afrika	191
24.	Entſcheidender Sieg über die Donatiſten	206
25.	Voluſian und Marcellinus	219
26.	Die Stadt Gottes	232
27.	Der Mann vom Meer	240
28.	Ausgang des Pelagius	256
29.	Donatiſtiſcher Starrſinn	266
30.	Zwei Bilder	277

Seite
31. Sorgen und Kummer 281
32. Paul und Palladia 299
33. Heraclius 305
34. Die letzten Jahre 312
35. Die letzten Tage 328
36. Schluß 337

Der heil. Augustinus.

Erstes Kapitel.

Das christliche Afrika.

Nordafrika war in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung eine der reichsten Provinzen des Römerreichs und die bedeutendste Kornkammer der ewigen Stadt. Nachdem Rom Carthago überwunden, zerstört und dessen glänzende Erbschaft angetreten hatte, vertraute es anfangs die Regierung des Landes einheimischen Fürsten an, um auf diese Weise nach und nach die afrikanischen Interessen mit den römischen zu verschmelzen. Aber als es mit seinen Eroberungen in dem fremden Welttheil fortschritt und allmälig, nach römischer Art, Afrika mit Heerstraßen, freien Städten, großartigen Bauten und anderen Denkmalen römischer Macht bedeckte, wurde ganz Nordafrika römisch und die Kaiser ließen es durch einen Vicekönig oder Statthalter regieren. Und so sehr wurde es römisch, daß ein kaiserliches Gesetz den aus Rom Verbannten nicht erlaubte, nach Afrika zu gehen, weil dann ihre Verbannung illusorisch gewesen wäre, „indem sie dort die Sitten und Gewohnheiten, die Sprache und die Lustbarkeiten Roms wiedergefunden hätten."

In dieses reiche, üppige, von Genußsucht glühende Afrika drang früh das Evangelium ein. Aber wie? aber durch wen? Niemand weiß es! Die Tradition erwähnt keines Apostels, keines Apostelschülers; die Acte der Martyrer schweigen während des ersten und zweiten christlichen Jahrhunderts. Doch plötzlich, am Schluß desselben, erhebt Ter-

tullian sein gewaltiges Wort in seiner „Schutzschrift“ des Christenthums und zeigt uns seine Mitbürger und Glaubensbrüder in so großer Zahl, daß sie in Städten und Dörfern, in Palästen und Hütten, im Heer und auf dem Forum zu finden sind. „Nur eure Tempel überlassen wir euch.“ — setzt er verächtlich hinzu und versichert, daß keine Verfolgung das Evangelium ausrotten könne, denn das Blut der Martyrer sei eine Saat, aus welcher fort und fort neue Christen aufsproßten. Mit ganz ungewöhnlichem Glanz tritt das unbekannte Christenthum auf Einmal in Afrika in die Welt der Oeffentlichkeit, nicht bloß kampfbereit, sondern kühn herausfordernd, getragen von diesem gewaltigen Geist, der mit der Stimme eines numidischen Löwen in die lasterschöpfte heidnische Zeit hineindonnert. Ueberhob er sich seiner Macht? nährte der Hochmuth das Feuer seines Genies? berauschte die Eitelkeit ihn über die Triumphe seiner Beredsamkeit? O, daß wir gebrechliche Menschen uns begnügen wollten zu siegen und uns doch nur nie einfallen ließen zu triumphiren! denn das ist der Punkt, wo der Schwindel des Geistes uns Alle bedroht, Alle! Völker und Individuen. Auch das, wie so manches Andere, lehrt das alte Rom. Rom begnügte sich nicht mit seinen Siegen über Carthago, es wollte den Triumph bis zur äußersten Grenze genießen; es vernichtete und zerstörte die Nebenbuhlerin gründlich und auf immer. Somit hatte es sich zwar eines äußeren Feindes entledigt, aber zugleich auch des Gegengewichtes, wodurch alles menschliche Thun in Schranken gehalten und vor Uebermuth bewahrt wird. Es erlag der blendenden Bürde seiner Triumphe. Große Völker und Männer sind nie zu beklagen, weil sie Feinde haben. Diese thun den Dienst, den eine Dornenhecke am Rand des Abgrundes auf schmalem Pfade dem Wanderer thut; verletzt sie auch seine Sohlen und sein Kleid, so hält sie ihn doch auf dem rechten Wege. Wie Tertullian in die montanistische Irrlehre gerieth, ist unbekannt. Erasmus hat gesagt, unter dem Anfang jeder Häresie stecke ein Weib. Das scheint auch hier der Fall gewesen zu sein,

denn zwei Frauen, Lucilla und Maximilla, waren es, welche durch ihre Visionen und Weissagungen der Secte des Montanus Eingang und Ausbreitung verschafften und auch Tertullian so verblendeten, daß er ihren Offenbarungen Glauben schenkte und sie für Auserwählte des heiligen Geistes hielt, die den Gläubigen die neue Lehre zu verkünden hätten, daß die Zeit der Nachsicht mit menschlicher Schwäche nunmehr auf Erden abgelaufen sei. Seinem strengen und doch exaltirten Geist sagten die übertriebenen montanistischen Anforderungen zu, welche das Evangelium keineswegs stellt, z. B. man müsse den wissenschaftlichen Beschäftigungen entsagen, alle irdische Freuden, auch die erlaubten, fliehen; jede schwere Sünde, ja sogar die Eingehung einer zweiter Ehe schließe für immer von der Kirche aus, und andere Uebertreibungen mehr. Es ist sehr merkwürdig und legt, wenn auch in verkehrter Weise, ein Zeugniß dafür ab, daß der Mensch das Bewußtsein seiner übernatürlichen Bestimmung in sich trägt, daß er sich heftig angezogen fühlt von Lehren, deren sittliche Strenge der Natur widerstreben. Fast alle Secten treten anfangs mit einem Rigorismus auf, der dem Menschen zu sagen scheint: du bist größer als deine Natur; und diese Verheißung kommt seiner stillen Sehnsucht entgegen, sich über dieselbe zu erheben. Denn er ist zwar ein Sohn des Staubes, aber das Edle in ihm erkennt ungern diese Abstammung und deren Fessel an. Doch nur festhaltend an der katholischen Lehre kann er getrost die Wege einschlagen, auf denen sie ihn sicher über seine Natur hinaus, seiner himmlischen Bestimmung gemäß, an der Hand führt, denn diese Lehre ist in der vollen Wahrheit, die Christus ist, gegründet. Sie schraubt nicht den Menschen durch prahlerische Strenge in seinen Gedanken über sich selbst und über Andere empor. Sie weist ihn hingegen praktisch an, sich zu demüthigen und sich nichts Gutes zuzutrauen, damit in ihm die Gnade Spielraum gewinne und ihn über seine Natur emporziehe. Der Weg ist unscheinbar und schmeichelt nicht der Eitelkeit, wie das Träumen von menschlicher Größe, die über das christ-

liche Sittengesetz hinausgeht; aber er ist sicher und bewahrt vor dem Sturz, der fast immer den verwegenen Träumer erwartet.

Aus dem Licht des katholischen Glaubens, der ihn so groß gemacht hatte, trat Tertullian in die Schatten des Montanismus und verblieb in ihnen bis zu seinem Lebensende in der Mitte des dritten Jahrhunderts. Als damals neue Secten in Afrika auftauchten, bekämpfte Tertullian sie mit seinem alten Feuer im Namen der katholischen Gemeinschaft, von welcher er sich getrennt hatte. Seltsame Verblendung so Vieler, die im Glauben irren! sie wähnen, daß nur gerade die Irrlehre, welcher sie anhangen, nicht von der Kirche trenne, ohne gewahr zu werden, daß jeder Sectiker und Häretiker dieselbe Ausnahme für sich in Anspruch nehmen dürfte, wenn sie überhaupt gestattet wäre. Aber diese übernatürliche Entschiedenheit, welche die Offenbarungslehren so hoch hält, daß sie lieber den Abfall von Ländern und Völkern beweint, als ihre Irrthümer Wahrheit nennt, ist ein untrügliches Zeichen, daß der heilige Geist die Kirche in Glaubenssachen leitet, denn der menschliche Geist hat diese göttliche Entschiedenheit und Unwandelbarkeit nicht.

Im Anfang des dritten Jahrhunderts ging durch die afrikanische Kirche eine himmlische Frühlingsluft und neben Tertullians ernster und traurig majestätischer Gestalt erscheint eine liebliche Schaar, die nicht sowohl mit Wort und Schrift als mit ihrem Blut Zeugniß ablegt für das Christenthum. Sie starben — und er lebte! aber das Leben kann trauriger sein, als der Tod. Diese Martyrer, die ersten in Afrika, deren Gedächtniß die Kirche feiert und deren Acten sie aufbewahrt, sind Vivia Perpetua, Felicitas und ihre Gefährten. In dem üppigen, schwelgerischen Carthago, wo der Tempel der Göttin Celestis [illegible] es der großen Heiligthümer der heidnischen Welt pra[illegible] und wo die Feste dieser Göttin öffentlich durch Orgien und theatralische Darstellungen begangen wurden, deren Schamlosigkeit ohne Namen ist, stehen plötzlich diese Erstlingsblüthen des Christen- und

des Marterthums, dieſe zwei jungen Frauen wie zwei Lilien in der gräßlichen blutigen Arena und verlaſſen ihr Glück, ihre Freuden, ihre Jugend, Alles, was ſie hienieden lieben — um für Chriſtus zu leiden. Die kleine heilige Schaar kämpfte mit den wilden Thieren zu Ehren der Feſte, die Kaiſer Septimius Severus im Römerreich veranſtaltete, als er im Jahre 202 ſeinen Sohn Geta zum Cäſar machte.

Ein halbes Jahrhundert ſpäter mehren ſich die afrikaniſchen Martyrer zum Heil der chriſtlichen Kirche; denn es drohte ihr eine große Gefahr. Durch dieſe afrikaniſchen Köpfe geht ich weiß nicht was für ein Zug von Spitzfindigkeit und Eigenſinn, der ſie der Sectirerei und Spaltungen jeder Art ſehr geneigt und ſehr zugänglich macht. Ueberdas fehlte ihnen ein anerkannter kirchlicher Mittelpunkt, eine hierarchiſche Ordnung; die chriſtlichen Gemeinden ſtanden als unabhängige Geſellſchaften neben einander; nicht ſelten miſchte ſich das Volk, theils aufgeregt, theils ſchlecht geleitet, in die wichtigſten kirchlichen Angelegenheiten. Da kam der große Mann, den ſie bedurften; da bekehrte ſich Cyprian zum Chriſtenthum. Zwei Jahre ſpäter war er ſchon Biſchof von Carthago. In den nächſten zehn Jahren vereinigte, ordnete, befeſtigte er die zerſtreuten guten Elemente, bekämpfte die böſen, bildete einen Klerus heran, der ſeiner würdig war, machte durch die unglaublichen Hülfskräfte ſeines Geiſtes und Charakters Carthago zu Afrika's kirchlicher Metropole und errang dann, in der furchtbaren Verfolgung Kaiſer Valerians im Jahr 258, die blutige Palme. Er war der erſte Biſchof in Afrika, der zum Martyrer wurde — und er war der größte, den Afrika bis dahin gehabt hatte. Aus der unausſprechlichen Würde ſeiner letzten Augenblicke ſtrahlt ſeine ganze Seelengröße hervor. „Gott ſei Dank!“ ſprach er, als der Proconſul ihm den Tod durch das Schwert verkünden ließ. Das chriſtliche Volk umwogte ihn klagend und rief: „Wir wollen mit ihm ſterben!“ Mit dieſem ungeheuern Gefolge von Liebe, Schmerz und Bewunde.ung wandelte er zum Richtplatz. Die Tribunen und Centurionen gingen

ehrfurchtsvoll neben ihm. Keine Stimme wagte ihn zu schmähen. Seinen Henker belohnte er mit fünfundzwanzig Goldstücken. Dann fiel sein Haupt.

Viele seiner Priester und Diakonen, auch andere, durch hohe Frömmigkeit ausgezeichnete Christen, traf das nämliche Loos. Sie nannten es lieblich. Noch grausamer wie zu Carthago war die Verfolgung zu Cirtha in Numidien, wo die Martyrer in einem schmalen Thal am Ufer eines Flusses aufgestellt und ein Blutbad unter ihnen angerichtet wurde, so daß sich das Wasser des Stromes in Blut zu verwandeln schien.

Aber all dies Leiden, diese Heiligkeit, dieser Glaube, diese Zeugnisse genügten nicht, um in Afrika die Neigung zu häretischen und schismatischen Spaltungen auszurotten. Im Gegentheil! je mehr sich das Waizenfeld des Evangeliums ausbreitete, desto mehr Unkraut erwuchs aus demselben; sogar inmitten der Verfolgungen.

Um das Christenthum gründlich zu vernichten, waren die Heiden auf den Gedanken gekommen, es sei vielleicht ein gutes Mittel, die Christen ihrer heiligen Schriften zu berauben. Deshalb sannen sie darauf, derselben durch List, Gewalt, Verrath habhaft zu werden. Einzelne Bischöfe ließen sich einschüchtern und erkauften ihr Leben oder ihre Freiheit durch Auslieferung der heiligen Schriften. Wußten sie auch, daß diese nur eine der Grundlagen des christlichen Glaubens bilden und daß die Tradition die andere ist, so daß die Offenbarungslehren nicht mit den zerstörten heiligen Schriften untergehen würden: so war es doch immer — und besonders bei den damaligen Umständen — eine tadelnswerthe Schwäche, diese Kleinodien des Christenthums den Feinden desselben zu überliefern, und der größere Theil der Bischöfe widersetzte sich fest und entschieden dieser empörenden Forderung. Unter ihnen auch der Bischof Cäcilian von Carthago. Einige Bischöfe aber, welche sich gerade dieser Feigheit schuldig gemacht hatten, klagten ihn und den Bischof Felix von Aptunga, der ihn geweiht hatte, an, sie begangen

zu haben, statteten anderen Bischöfen falsche Berichte ab und trieben es so weit, daß siebenzig Bischöfe Numidiens[1]) auf einer Versammlung erklärten, ein Traditor dürfe weder zum Bischof weihen, noch geweiht werden, noch Bischof bleiben, noch gültig die heiligen Sacramente spenden. Nachdem sie Cäcilian verdammt hatten, setzten sie ihm einen Gegenbischof und somit brach eine ungeheuere Verwirrung in der Kirche von Carthago aus, denn Cäcilian vertheidigte sein Recht, und ein Theil des Volkes, das ihn durch Acclamation gewählt hatte, hing mit Liebe an ihm. Da schlug Donatus, Bischof von Casä Nigrä, vor, die Sache dem Kaiser Constantin zur Entscheidung vorzutragen. Cäcilian und seine Anhänger willigten ein. Der Kaiser im richtigen Gefühl, daß seine Entscheidung auf diesem Gebiet ungenügend sei, bat den Papst Melchiades, das Urtheil zu sprechen, und dieser erhielt den angegriffenen Cäcilian in seiner Würde, da dessen Feinde keine gültigen Beweise gegen ihn vorbrachten. Die Donatisten — so genannt nach ihrem ersten Führer, jenem Bischof Donat — unterwarfen sich keineswegs, sondern begehrten mißvergnügt einen neuen Ausspruch. Der Kaiser bestellte dazu die Synode von Arles im Jahr 314. Sie stimmte dem Papst Melchiades in Betreff des Bischofs Cäcilian bei und erklärte überdies die Ordination und Taufe für gültig, auch wenn ein Traditor (Ueberlieferer der heiligen Schriften) diese Sacramente gespendet habe. Die Donatisten beharrten bei ihrer Ansicht und appellirten wieder an den Kaiser. Der schismatische Bischof Donatus gab dadurch das erste Beispiel eines Bischofs, der gegen die kirchliche Behörde den Schutz der weltlichen anruft. Constantin erklärte mit lebhaftem Unwillen, die Sectiker hätten „das Urtheil der versammelten Bischöfe als das Urtheil Christi

---

1) Bei dieser großen Zahl von Bischöfen darf man nicht an Diöcesen denken, wie man sie in Deutschland kennt. Im christlichen Alterthum, wie noch jetzt in Italien, hatte jede größere Stadt ihren Bischof.

annehmen sollen, denn so erkenne auch er es an.“ Um ihnen aber fernere Ausflüchte abzuschneiden, ließ er im folgenden Jahr die donatistische Angelegenheit nochmals zu Mailand untersuchen. Die Entscheidung blieb immer dieselbe, nämlich: die Gültigkeit der Sacramente hänge nicht ab von der Würdigkeit des Ausspenders. Es war vergeblich! Mit der fanatischen Hartnäckigkeit Derer, die nicht überzeugt sein wollen, weil sie sich nicht unterwerfen wollen, beharrten die Donatisten bei ihrer irrigen Lehre, welche Constantin „einen Wahnsinn“ nannte. Weder strenge Gesetze, noch milde Nachsicht, noch Vereinigungsversuche hatten günstigen Erfolg. Die donatistischen Streitigkeiten füllten das vierte Jahrhundert in Afrika aus und erfüllten die katholische Kirche mit Sorge und Kummer, während sie über die Katholiken Drangsale verhängten, die nicht geringer waren, als die heidnischen Verfolgungen.

Aber in der Mitte dieses Jahrhunderts, dieser Zeit, dieses Landes, kam das Kind auf die Welt, welches die Bestimmung hatte, die fast hundertjährige Empörung der Geister zu besiegen. Dieses Kind war Augustinus.

Zweites Kapitel.

Die Mutter.

Zu Tagaste, einer mittelgroßen Stadt in Numidien, lebte eine christliche Jungfrau Namens Monica. War Tagaste auch sehr vom Donatismus angesteckt, so machten die strengen Verordnungen des Kaisers Constans im Jahr 347 doch wenigstens den guten Eindruck auf die erhitzten Köpfe, daß man zu überlegen begann, ob nicht diese Strenge gerechtfertigt sei; und in Folge ruhiger Ueberlegung kehrte man zur katholischen Einheit zurück. Monica's Eltern waren Christen. Sie übertrugen die Erziehung ihrer Töchter einer langjährigen Dienerin, die fromm und gewissenhaft ihre Aufgabe erfüllte und die jungen Mädchen so sehr in Selbst-

verleugnung und Abtödtung übte, daß sie ihnen nicht einmal einen Trunk Waſſer außer den Mahlzeiten geſtattete und ſie früh daran gewöhnte, die Sinnlichkeit zu zügeln. Wie nothwendig das war, ſelbſt bei einem ſo gutgearteten Kinde, zeigte ſich, als Monica anfing, den Wein zu lieben und ihn täglich im Keller zu koſten, wenn ſie ihn für den Tiſchgebrauch abzapfte. Einmal gerieth ſie in Wortwechſel mit der Dienerin, welche ſie in den Keller zu begleiten pflegte und dieſe nannte Monica „Säuferin." Das junge Mädchen entſetzte ſich über den Vorwurf und gab ſogleich die böſe Gewohnheit auf. Es herrſchte damals unter den Chriſten der ſehr verbreitete Mißbrauch, die Kinder nicht zu taufen, ſondern ſie nur als Vorbereitung auf den Empfang des heiligen Tauſſacramentes unter die Catechumenen aufnehmen und den heiligen Act erſt in ſpätern Jahren, zuweilen erſt auf dem Sterbebett, vollziehen zu laſſen. Wohl iſt es ſüß und tröſtlich, in der vollen, ungetrübten Taufgnade zu ſterben; aber es iſt furchtbar, ohne ſie zu leben, denn ſie ſtellt an der Seele die Ebenbildlichkeit Gottes her, welche die Erbſünde gemindert hat und gießt ihr die göttlichen Tugenden des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung ein, durch welche die Seele Richtung und Neigung zu himmliſchen Dingen, Verſtändniß und Fähigkeit für ſie erhält. Ach, in dem zarten Kinde regt ſich ſo früh und ſo ſtark die gefallene Natur, daß man eilen, nicht zögern muß, ihm die heiligmachende Gnade mitzutheilen. Monica war ſchon herangewachſen, als ſie getauft wurde, und von dem Augenblick an zeichnete ſie ſich durch die größte Sittſamkeit und Frömmigkeit in ihrem Benehmen, in ihrem ganzen Verhalten aus.

Patricius, ein Bürger von Tagaſte, der keineswegs zu den wohlhabenden gehörte und noch Heide war, begehrte und erhielt Monica zur Frau. Er war nicht feindlich geſtimmt gegen das Chriſtenthum, bewilligte, daß ſeine Kinder dem katholiſchen Glauben angehören ſollten, war auch gutmüthig; aber von einem furchtbaren Jähzorn und dem Leichtſinn in ehelichen Verhältniſſen ergeben. Durch dieſe beiden Fehler

ihres Gatten hatte Monica viel Bitteres zu leiden, obschon er im Grunde ihr zugethan war. Aber sie nahm mit Geduld jede Kränkung, mit Demuth jede Vernachläßigung hin, schwieg gelassen, wenn Patricius im Jähzorn seiner nicht mächtig und unfähig war, sein Unrecht einzusehen und suchte in ruhigen Augenblicken durch liebreiche Vorstellungen auf bessere Wege ihn zu bringen. All ihren stillen Kummer nahm sie als willige Kreuzträgerin auf sich und brachte ihn Gott zum Opfer dar, damit ihr dafür die Gnade der Bekehrung ihres Mannes zu Theil werde. Ihn für Christus zu gewinnen war das Ziel, welches sie sich bei ihrem Eintritt in den Ehestand gesetzt hatte und welches sie nie aus den Augen verlor. Oft kamen andere Frauen zu Monica, klagten über rauhe Behandlung von Seiten ihrer Männer und wunderten sich über den Frieden, der in Monica's Ehe herrschte, obschon der Jähzorn des Patricius allbekannt war. Dann pflegte Monica zu antworten: „Klagt über eure Zungen, nicht über eure Männer" — um ihnen anzudeuten, daß sie durch Schweigen am leichtesten Zwist und Unfrieden im Hause dämpfen würden und fügte dem scherzenden Wort die ernste Mahnung bei, sie möchten sich ihres Ehevertrags erinnern, durch den sie einen Herrn und Gebieter bekommen hätten und demgemäß ihr Betragen einrichten.

Nicht bloß ihr Mann, auch dessen Mutter machte ihr das häusliche Leben schwer. Böse Mägde verleumdeten die junge Frau bei der Schwiegermutter und nur durch große Geduld und Sanftmuth konnte Monica allmälig den Beweis führen, daß sie eben verleumdet sei. Als die Schwiegermutter zur Erkenntniß ihres Unrechts gekommen war, liebte und schätzte sie Monica sehr, gab ihrem Sohn die Zwischenträgereien der Mägde an, damit er sie strafe, und zeigte auf alle Weise, daß ihr jedes Wort gegen ihre Schwiegertochter höchlichst mißfalle. Fortan lebte sie in ungestörter Eintracht mit Monica.

Versöhnend und versöhnlich im eigenen Hause, suchte Monica auch bei Andern in demselben Sinn zu wirken. Wenn zwischen ihren Freundinnen irgend eine Zwietracht oder Ver-

ſtimmung herrſchte und die Eine ſich gegen Monica grollend oder empfindlich über die Andere äußerte, ſo beſtrebte ſich Monica ſie zu beſänftigen und durch milde Worte die Aufregung und den Zorn zu beſchwichtigen. Nie gab ſie ſich mit Zwiſchenträgereien ab; nie erzählte ſie Dieſer, was Jene von ihr Schlimmes geſagt hatte; nie verwickelte ſie ſich und Andere in jene Wortpeſt von ungeheuerlichen Dingen, welche da und dort vorgefallen ſein ſollen, und an denen nichts ſo richtig iſt, als die Uebertreibung. Monicas ganzes Weſen und Leben gründete ſich auf die Vorſchrift des Chriſtenthums: Liebe Gott über Alles und den Nächſten wie dich ſelbſt. Bei der großen Ordnung und Pünktlichkeit, die ſie in ihrem Hauſe eingeführt hatte, konnte ſie zweimal täglich das Gotteshaus beſuchen und ſowohl der heiligen Meſſe als der Veſper beiwohnen, ohne vermißt zu werden. Da ſchüttete ſie allen Kummer, alle Sorgen und Nöthen ihres Herzens im heißen Gebet vor Gott aus und flehte ihn an, ihr Helfer und Tröſter zu ſein, ſie zu erleuchten, zu ſtärken, zu führen bei ihrer mühſamen Pilgerſchaft auf dem chriſtlichen Tugendwege. Wie weit ſind Diejenigen von der wahren Auffaſſung der Ehe entfernt, die dieſen Stand vorwiegend in roſigem Lichte erſtrahlen ſehen! Gerade er iſt es, auf dem die Laſt der gefallenen Natur am ſchwerſten drückt, eben weil die Natur, durch die Gnade geadelt, Rechte beſitzt, deren Ausübung ſie wieder und immer wieder in eine niedere Sphäre herabzieht oder ſie wenigſtens damit bedroht. Dazu die Wucht der Abhängigkeit, des Gebundenſeins, die ebenfalls der gefallenen Natur ſo furchtbar widerſtrebt, daß dort, wo man den Eheſtand von der Gnade des Sacramentes, wie von einem Rettungsanker, abgelöſt hat, die wilden Wogen der Leidenſchaft, durch die Eheſcheidung entfeſſelt, in Wechſel und Veränderung ſogleich ihr grauſiges Spiel zu treiben beginnen. Die Neigung zur Veränderung iſt aber im Menſchen, iſt die Folge ſeines vielfach zerſplitterten und gebrochenen Weſens, das ſich nur zur Einheit ſammelt, wenn es ſich mit allen ſeinen Kräften einzig zum Einen, zu Gott, hinwendet, hinneigt.

Welche Versuchungen für dies veränderungssüchtige Geschöpf, wenn es gefesselt an ein Mitgeschöpf, aber im beständigen Verkehr mit einer Welt von Seinesgleichen, lebt und leben muß und vielleicht die Sympathie, welche ihm das Opfer der Treue erleichtern würde, nicht in seiner unauflöslichen Verbindung findet. Ich wundere mich nicht, daß das alte und das moderne Heidenthum, welches dem Götzen der individuellen Ungebundenheit huldigt, sich gegen die Ehe im christlichen Sinne sträubt! sie ist eine Kette der allerschwersten Opfer, die nur getragen werden kann, wenn der Glaube an den menschgewordenen und gekreuzigten Gott der Offenbarung, den das Heidenthum nicht hat, sie tragen hilft. Man kann freilich dasselbe, und auf noch höherer Stufe, vom Priester- und Ordensstande sagen; nur aber mit dem ungeheuern Unterschied, daß, wer ihnen sich widmet, auf das Glück verzichtet, welches die Welt und die Geschöpfe bieten und welches Derjenige verlangt, der in den Ehestand tritt. Und nicht nur haben Priester und Ordensleute freiwillig die Weltentsagung sich erwählt: diese Entsagung gibt ihnen zugleich eine große Schwung- und Spannkraft, die den Kampf erleichtert, während weltliche Verhältnisse, mit ihrem ganzen Gefolge von kreatürlichen Fesseln, Freuden und Sorgen, leicht zur Verweichlichung oder zur Abspannung höherer Kräfte des Geistes und des Charakters führen.

Dies war nicht bei Monica der Fall, weil sie ihre Aufgabe mit tiefstem Ernst umfaßte und keinen Tag ihres sorgenschweren Lebens verlor, um die, welche sie am meisten liebte, zu Gott hinzuziehen. Sie begann dies Streben ihrem Mann gegenüber; sie setzte es fort bei ihren Kindern.

Drittes Capitel.

Der Sohn.

Mit drei Kindern wurde diese Ehe gesegnet. Von einer Tochter ist der Name nicht aufbewahrt. Man weiß nur,

daß ſie ſich im Wittwenſtande dem klöſterlichen Leben weihte und Vorſteherin eines blühenden Kloſters wurde. Der eine Sohn hieß Navigius; der andere Aurelius Auguſtinus. Er war geboren am 13. November 354. Mit einem ganz eigenthümlichen Zauber ſteht dieſer Name Auguſtinus nun ſchon ſeit anderthalb Jahrtauſenden in der Geſchichte der Kirche und der Menſchheit. Eine ſo immenſe Intelligenz, verbunden mit einem ſo liebeglühenden Herzen, — eine Bekehrung von der Welt zu Gott, die ſo goldene Gnadenfrüchte trägt, — eine ſolche Seelenannuth um Seelen zu gewinnen, und eine ſolche Klarheit und Macht des Geiſtes, um die Geiſter zu überzeugen und zu feſſeln, dieſe milde Trauer über die Irrwege ſeiner Jugend und dieſe erhabene Zuverſicht gerade deshalb um ſo mehr für das Reich Gottes auf Erden, die Wahrheit, kämpfen zu müſſen, dieſe Glut, dies Verlangen, dieſer namenloſe Durſt nach Wahrheit, der ihn bald zu vertrockneten Ciſternen, bald zu trüben Bächen und zu ſchlammigen Strömen treibt, und wieder aufjagt und ihm keine Ruhe läßt, bis er endlich! endlich! das „Waſſer des ewigen Lebens," das Chriſtus gebracht hat, gefunden: all' dieſe Gegenſätze, die ſich ſo harmoniſch ausgleichen und die auf ſo ungeheure innere Kämpfe hindeuten, machen ihn zu einer Perſönlichkeit, an welcher nur Derjenige gleichgültig vorübergehen kann, der nie den Namen Auguſtinus hörte. Für alle Andern iſt Auguſtinus der Gegenſtand der lebhafteſten Sympathie, der tiefſten Bewunderung und Verehrung, für Einzelne aber mehr noch geworden: der Stern nämlich, der die Wolken und Nebel ihrer Irrthümer durchbrach und immer wieder vor ihnen aufleuchtete, bis auch ſie zum „Waſſer des ewigen Lebens," das alles Dürſten ſtillt, gelangten. So lange es auf Erden Liebe und liebefähige Weſen gibt, können ſie von Auguſtinus lernen, wo ſie mit ihrer Liebe — ihre Ruhe finden und wie aus dieſer Ruhe die Kraft hervorgeht, Rieſendinge für das höchſte Gut zu thun.

Monica ſorgte dafür, daß Auguſtinus ganz früh unter

die Catechumenen aufgenommen wurde, was unter gewissen Ceremonien geschah; aber getauft wurde er nicht. „Wollte „sie lieber die rohe Thonmasse, als das geformte Bild der „Gefahr aussetzen, beschädigt zu werden?" — Da Patricius nicht Christ war, so blieb Augustinus, was die Religion betrifft, vaterlos und hatte überdies den wenig erbaulichen Lebenswandel seines Vaters vor Augen. Dieser freute sich ungemein über die frühzeitigen, ganz ungewöhnlichen Anlagen des Knaben, sah in ihnen Beruf und Verheißung einer glänzenden Laufbahn und die Aussicht auf hohe Ehrenstellen, und sorgte eifrig für dessen Unterricht. Die Mutter aber hatte höhere Gedanken und höhere Hoffnungen [1]). „Als „Knabe schon — schreibt Augustinus in seinen Bekenntnissen „hatte ich gehört von dem ewigen Leben, das uns ver„heißen ist, mein Herr und mein Gott, durch die Erniedri„gung deines Sohnes; und bezeichnet ward ich mit dem „Zeichen seines Kreuzes. Wir waren gläubig, ich, die Mutter „und das ganze Haus, nur der Vater nicht. Er konnte „aber nicht die Kraft der mütterlichen Frömmigkeit dahin „abschwächen, daß ich so wenig an Christus glaubte, als er. „Denn die Mutter überzeugte mich, daß du, o Gott, mehr „mein Vater wärest, als mein leiblicher Vater." So war Monica von seiner frühesten Kindheit an der sichtbare Schutzengel ihres Sohnes, in welchem sie, mit dem Auge der Christin und der Mutter, neben glänzenden Anlagen Keime der gefährlichsten Leidenschaften wahrnahm.

Als Augustin noch sehr jung war, kam er durch ein heftiges Magenleiden in Todesgefahr und bat dringend und mit innigem Glauben selbst um das Sacrament der Taufe. Eilig sorgte Monica dafür, ihn in die heilbringenden Geheimnisse einweihen und dann im Blut Jesu reinigen zu lassen. Allein die Gefahr ging eben so schnell vorüber, wie sie eingetreten war, und die Taufe wurde verschoben. So stark

1) Ein für alle Mal bemerke ich, daß Alles, was zwischen „" steht, Augustinus eigene Worte sind.

war das Vorurtheil! so groß die Furcht, daß das empfangene Heil wieder verloren gehen könne! — „Weshalb," fragt Auguſtin, „ſchallt es noch jetzt von hier und von dort in unſer „Ohr: Laßt ihn! er thue, was er will; denn er iſt noch „nicht getauft! — Und doch ſpricht man nicht in Rückſicht „auf des Körpers Geſundheit: Laßt ihn! werd' er noch „mehr verwundet! denn er iſt ja noch nicht geheilt."

So lebhaft ſein Geiſt und ſo leicht ſein Auffaſſungsvermögen war, liebte er als Kind doch keineswegs die Studien in ihren Anfangsgründen. Leſen, ſchreiben und rechnen zu lernen, beſonders das Einmaleins — dann die griechiſche Sprache: das war ihm verhaßt, und um ſo verhaßter, als er mit Strenge dazu angehalten werden mußte, da der Gehorſam ihn ſeinen Lehrern gegenüber verließ. So hatte er zur Qual des unfreiwilligen Lernens den Schmerz und die Schmach der Schläge, oder die Furcht vor ihnen zu ertragen. „Jeder ungeordnete Geiſt iſt ſich ſelbſt Strafe." So zuwider die Anfangsgründe ihm waren, ſo gern ſtudirte er die Dichter, und die Irrfahrten des Aeneas und den Tod der Dido beweinte er mit heißen Thränen. Der grauſame Zwang, womit man ihn zur griechiſchen Grammatik drängte, hatte die Folge, daß er einen Abſcheu gegen die griechiſche Sprache bekam, ſie bei Seite legte, ſobald er mit ſeinen Studien ſein eigener Herr war und ſie erſt in viel ſpätern Jahren, der heiligen Schriften wegen, mühſam wieder lernte. Aber im Virgil ſchwelgte er. Das hölzerne Roß voll Kriegesleute, Troja's Feuersbrunſt, der Schatten Kreuſa's, die ihrem Gemahl erſcheint, all' dieſe Bilder und Vorſtellungen, welche die Phantaſie ſo beſchäftigen und die Gedanken des Knaben in einer blendenden Fabelwelt heimiſch machen, ſprachen ſeinen lebhaften Sinn weit mehr an als „das widrige Geleier des Einmaleins." Viel Vergnügen, wenn auch mit einiger Aengſtlichkeit gemiſcht, machten ihm die Deklamationsübungen, welche man mit den Schülern vornahm. Was ſie in gebundener Rede geleſen hatten, mußten ſie aus dem Gedächtniß, in Proſa und im freien Vortrag wiedergeben,

um ſich zu üben im Sprechen den richtigen Ausdruck zu finden.

Derjenige Schüler fand das größte Lob und den lebhafteſten Beifall, der ſeinen Vortrag am genaueſten der Würde, dem Charakter, den Leidenſchaften der dargeſtellten Perſon anzupaſſen verſtand. Dies gelang dem Auguſtinus vorzugsweiſe bei jenen Worten der Juno in der Aeneide, durch welche ſie ihren Schmerz und Zorn ausdrückt, als ſie die Trojaner nicht von Italien zurückhalten konnte. Er wurde mit Lob überhäuft, wurde eitel auf dieſe Leiſtungen und bekam irrige Begriffe über das, was des Lobes werth iſt. „Er fürchtete ſich mehr, einen falſchen Ausdruck zu brauchen, „als Denjenigen zu beneiden, der ſtets das richtige Wort „traf." Sein Ohr wurde philologiſch gebildet, aber ſein Herz, ſein Charakter nicht chriſtlich. Von dem üblichen Schulgebrauch, die jungen Knaben in der Fabelwelt der heidniſchen Dichter heimiſcher zu machen als in der heiligen Geſchichte, gingen für Auguſtinus noch größere Nachtheile hervor, als die, ſeine kindiſche Eitelkeit zu wecken. Das ganze Leben und Weben der olympiſchen Götter in ihren Beziehungen zu einander und zu den Menſchen iſt eine Kette von Intriguen — um ein ſehr mildes Wort zu gebrauchen! — Weiß der junge Menſch nun zwar, daß dies nicht bloß Dichtungen, ſondern Erdichtungen ſind: ſo ſieht er doch, daß die ſchlimmſten Leidenſchaften ſtatt abſcheulich — reizend dargeſtellt werden und, ohne es zubemerken, nimmt das Böſe in ſeiner Vorſtellung eine liebliche Erſcheinung an, ſo daß er davon angezogen wird, anſtatt abgeſtoßen zu werden. Wenn die religiöſe Erziehung nicht der irreligiöſen Bildung die Waage hält, ſo muß dieſe die junge Seele aufs Tiefſte beſchädigen.

Ein brennender Ehrgeiz, in ganz äußerlichen und unwichtigen Dingen den Vorrang zu behaupten, zeigte, wie ſich allmälig die Hoffart Auguſtin's bemächtigte. In ſeinen Spielen mit andern Knaben wollte er der Erſte, in jedem Wettlauf, jedem Ballſpiel der Sieger ſein. Zuweilen entwendete er Näſchereien vom Tiſch oder aus dem Keller ſeiner

Eltern, um ſeine Spielgefährten zu beſtechen, damit ſie ihn ſiegen ließen; zuweilen nahm er ſogar zum Betrug ſeine Zuflucht. Wurde er dabei ertappt, ſo wüthete er anſtatt es einzugeſtehen. Ertappte er einen ſeiner Kameraden dabei, ſo wüthete er noch mehr.

Um Poſſenreißer, Gaukler und Alles, was die Neugier reizt, zu ſehen, hinterging er Eltern und Lehrer, obſchon er „ſelbſt in jeder Kleinigkeit die Wahrheit liebte.“ Die böſe Luſt der Weltlichkeit regte ſich heftig in dem talentvollen Knaben, der, als er etwas heranwuchs, von ſeinem Vater nach der benachbarten Stadt Madaura geſchickt wurde, weil die dortige Schule einen beſſeren Ruf genoß, als die zu Tagaſte. Mit welcher Sorge ſah Monica ihren Sohn aus dem Elternhauſe ſcheiden. Wie mag ſie für ihn gezittert und gebetet, und gewünſcht haben, er möge etwas weniger ſtudiren und etwas länger unter ihrer Obhut bleiben! Aber ſie widerſetzte ſich nicht ſeiner Abreiſe, da Patricius es anordnete. „Sie, die beſſere, war dem Gatten gehorſam, weil ſie „dadurch dem Gebot Gottes gehorſam war.“

Nachdem Auguſtin die Langeweile der Anfangsgründe überwunden hatte, lernte er, von Wißbegier getrieben, von Ehrgeiz geſtachelt, von ſeinem hellen Verſtand beflügelt, ungemein leicht und ſchnell, und bei fünfzehn Jahren hatte er die Schule zu Madaura durchgemacht. Patricius ſetzte ſeinen ganzen Stolz in Auguſtin's Bildung, und obſchon ihm die Mittel fehlten, beſchloß er ſie zuſammen zu ſparen, um dem Sohn einen mehrjährigen Aufenthalt zu Carthago, auf der hohen Schule, zu ermöglichen. Ganz Tagaſte war der Bewunderung voll für den vortrefflichen Vater, der ſich ſo bereitwillig zu Opfern verſtand. Leider blieb ſeine vorſorgende Liebe bei den äußeren Dingen ſtehen. Auguſtinus blieb ein ganzes Jahr in Tagaſte, ganz unbeſchäftigt, von jedem Schulbeſuch befreit, Herr ſeiner Zeit und in der Wahl ſeines Umganges — und Patricius trug keine Sorge, ihm Schranken zu ſetzen und ihn mit Ernſt auf den Kampf gegen die Welt vorzubereiten und zu ſtählen, die von Innen und

Außen den Jüngling bestürmte. Er ließ ihm die Zügel schießen zu allen Vergnügungen, allen Zerstreuungen, die Augustin's Neigung entsprachen und denen er sich mit dem irregeleiteten Feuer seines Charakters hingab. Patricius freute sich, daß sein Sohn, an Jahren noch ein Knabe, an Leib und Geist ein Mann war. Und doch war Patricius seit Kurzem Catechumen geworden! Aber die Aussicht auf irdisches Glück, irdische Wohlfahrt, irdischen Ruhm hatte mehr Macht über ihn, als die Aussicht auf das Heil oder das Verderben einer Seele, und wenn er auch anfing in Bezug auf sich selbst die Dinge der Ewigkeit zu schätzen, so schienen ihm doch die Dinge der Zeitlichkeit für Augustinus wünschenswerther zu sein und näher zu liegen. Tausend Väter, die nicht mehr Catechumenen sind, denken wie Patricius. Anders Monica. Sie warnte, sie ermahnte Augustin. Doch in dem Alter, worin er stand, hält es gar oft der junge Mensch für unmännlich und beschämend, der Mutter zu folgen, wenn sie ernster als der Vater spricht; und „deshalb stieg keines ihrer Worte in sein Herz hinab, so daß er „es befolgt hätte." In späteren Jahren beklagt Augustinus bitter, daß ihm die Eltern nicht mit gebührender Strenge entgegentraten, sondern ihn „wandeln ließen auf Babylons „Wegen, dessen Wust ihm köstlicher erschien, als Spezereien „und Narden."

Die Gefährten, mit denen er dies traurige Jahr verlebte, waren von ausgelassener Unsittlichkeit und rühmten sich derselben laut und öffentlich. Augustin war ganz beschämt, sich solcher Thaten nicht rühmen zu können, da er sah, daß sie in diesem Kreise höchlichst gelobt wurden — und lobesdurstig wie er war und immer verlangend, unter den Ersten zu stehen, machte er es wie sie, oder log, daß er es so gemacht habe, nicht bloß aus Vergnügen daran, sondern um des Lobes willen. Dies unvernünftige und wüste Leben machte ihn geneigt zu allerhand rohen Streichen, in deren Ausübung nicht das mindeste Vergnügen liegen konnte, außer dem einen, daß sie unerlaubt waren. So verließ er

einmal das Spielhaus um Mitternacht mit seinen Genossen und stürmte mit ihnen zur Stadt hinaus nach dem Weinberg seines Vaters, neben welchem im Nachbarsgarten ein Birnbaum schwer mit Früchten beladen stand. Alle Birnen wurden abgepflückt und abgeschüttelt und massenweise in ungeheuren Lasten fortgetragen. Es war eine gewöhnliche und ziemlich unschmackhafte Frucht; darum kosteten die jungen Leute sie kaum, schleppten sie aber dennoch hinweg, um sie später den Schweinen vorwerfen zu lassen. „Der Reiz „zu diesem Diebstahl," schreibt Augustin in seinen Bekenntnissen, „lag nicht in jenem Obst, denn zu Hause hatte ich „besseres; sondern sie lag in der That selbst und in der „Mitschuld meiner Gefährten. Ich allein hätte es nicht „gethan; durchaus nicht. Das Stehlen für mich allein „würde mich nie ergötzt haben. Aber ach! böse Freund„schaften sind verführerisch. Heißt es: laßt uns da und „dorthin gehen! Laßt uns dies und jenes thun! — so „schämt man sich, nicht unverschämt wie die Gefährten zu „sein — und Keiner will zurückbleiben."

Und trotz dieses Umgangs, dieser Genossen, dieses Beispiels, dieses Mangels an Zucht, war in ihm ein Etwas, das seine Seele, wenn auch nur vorübergehend, zu den Höhen der reinsten Tugend erhob und ihm das Verlangen nach himmlischen Gütern einflößte. Doch gleichsam gebrochen von dem allzukühnen Aufschwung, den sie nur versuchsweise und nicht mit Gottvertrauen und beharrlicher Willenskraft unternahm, sank seine Seele in ihre irdischen Fesseln zurück und seufzte sie: „Herr, gib mir die Gnade, rein, keusch und „enthaltsam zu sein," so setzte er hinzu: „Aber nicht sogleich."

Der vornehmste und reichste Bürger von Tagaste, Romanian, faßte eine lebhafte Theilnahme für den hoffnungsvollen Jüngling, von dem er voraussah, daß er einst der gemeinsamen Vaterstadt Ehre machen werde. Er besaß ein Haus in Carthago und erlaubte dem Augustinus, der so jung und so rath- und schutzlos in die ferne, fremde Stadt ziehen sollte, dasselbe zu bewohnen. Dadurch wurde dessen

Reiſe dem Patricius ſehr erleichtert und zu Ende des Jahres 370 ging Auguſtin nach Carthago und genoß dort noch manche andere Unterſtützung Romanians. Seinen Vater ſah er nicht wieder; denn Patricius ſtarb 371 als Chriſt und in lebhaften Gefühlen der Reue über die vielfachen Vergehungen ſeiner Vergangenheit.

Viertes Kapitel.

Die erſten Studien.

Mit ſechzehn Jahren kam Auguſtinus nach Carthago, nach dieſer Stadt der berauſchenden Freuden und der ſinnlichen Luſtbarkeiten, wo der Luxus und die Ueppigkeit mit Rom wetteiferten und die Wuth für Alles, was Schauſpiel, was theatraliſche Darſtellung war, Rom übertraf. Dabei herrſchte der Götzendienſt noch frei und frech in Carthago und vergiftete durch ſeine Unlauterkeit alles Zartgefühl, jede höhere Sittlichkeit. Deshalb war auch Carthago ſo recht die Stätte der unheiligen Liebe und ihre Wogen umrauſchten den Jüngling, bis er in ihnen verſank, ohne doch unterzugehen.

In den Schulen der Rhetorik nahm er bald den erſten Platz ein. Dieſe Studien waren der gewöhnliche Weg, um Rechtsanwalt zu werden und allmälig zu den höchſten Stellen und Würden im Staate zu gelangen. Solche Ausſichten und ſeine außerordentlichen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften erfüllten ihn mit freudigem Stolz. Darum hielt er ſich äußerlich in den Grenzen des Anſtandes und ſeiner Sitte und galt für einen wohlerzogenen, jeder rohen Ausgelaſſenheit abholden Jüngling. Zwar hatte er Umgang mit einer gewiſſen Partei unter den Studirenden, welche ſich ſelbſt „die Verwüſter“ nannten und durch ihre Frechheit die Plage der Hochſchule — der Lehrer wie der Schüler — waren. Denn ſie ſchmeichelten ihm, ſie ſuchten ihn auf, weil er Alle überglänzte, ſie überhäuften ihn mit Freundſchaftsbeweiſen, um ihn mehr und mehr zu gewinnen. Zu-

weilen war ihm das angenehm und dann gefiel ihm dieser Umgang; allein ihre unerhörte Brutalität stieß ihn zu sehr ab, um sich auf ihr Treiben einzulassen. Mit einer wahren Wuth zog diese Bande von Raufbolden durch die Gassen, stürmte in diejenigen Hörsäle hinein, wo eben Vorträge gehalten wurden, verstörte lärmend und polternd die ganze Versammlung und zog dann weiter, um andere Insolenzen zu begehen, welche vom Gesetz Strafe verdient hätten, welche aber das Herkommen in Schutz nahm. Am meisten fühlte Augustin sich abgestoßen, und zwar bis zum Abscheu, durch die rohe Bosheit, mit welcher diese Bande Fremde, und besonders neue Ankömmlinge, auf der Hochschule behandelte. Alle waren ihrem Hohn ausgesetzt; vorzugsweise aber die schüchternsten, anständigsten und zurückhaltendsten jungen Leute, die fremd in der Stadt und neu in den Verhältnissen waren. Ihre Unerfahrenheit, statt sie zu schützen, zog ihnen die empfindlichsten Beleidigungen und Kränkungen von denjenigen zu, welche mit Wohlgefallen das Böse verübten und mit diesem Wohlgefallen so prunkten, daß sie ihren Beinamen als einen Ehrentitel betrachteten. Den Studentenstreich des Birnendiebstahls abgerechnet hielt sich Augustinus fern von Beschädigung an der Person oder dem Gut des Nächsten. Der wüste Zeitvertreib lockte ihn nicht. Was ihn lockte, ja unwiderstehlich anzog, war die Schaubühne. Da sah er die Leidenschaften in hellen Flammen lodern, deren Gluth er in sich trug. Da fand er eine Scheinnahrung und deshalb eine Steigerung des Verlangens, das in seiner Seele brannte. Da lebte er in feuriger Sympathie, ja bis zu heißen Thränen, mit Leiden, Schmerzen und Kämpfen, welche in der Einbildung süß, in der Wirklichkeit bitter wie Galle sind. Da versenkte er sich so lebhaft in die glücklichen oder traurigen Geschicke der Liebenden, besonders wenn diese von guten Schauspielern dargestellt wurden, daß er in dieser ewigen Aufregung einerseits einen unsinnigen Genuß, andererseits einen Stachel fand, um das, was ihn auf der Bühne entzückte, im Leben zu

ſuchen. Er ſelbſt ſchreibt über jene Tage in ſeinen Bekenntniſſen:

„Ich liebte noch nicht, aber ſo heftig ſehnte ich mich „nach Liebe, daß ich nach keinem Elend fragte, ſondern es „ſo willig anzunehmen bereit war, wenn die Liebe es brachte, „als ob ich müde ſei der Ruhe und eines friedlichen Jugend„lebens. Mein Herz verzehrte ſich vor innerem Hunger „und verſchmachtete, weil es ohne Speiſe war. Denn es „ſuchte nicht dich, o Herr, nicht dich, der du dem Herzen „die wahre Nahrung gibſt. Nein, dieſe unverwesliche Speiſe „ſagte ihm ſo wenig zu, daß es Widerwillen dagegen em„pfand. Daher kam eine tödtliche Ermattung über meine „Seele und ſie begehrte Leben zu finden in der Liebe. Und „als ich endlich dahin gelangte, wonach ich mich ſehnte, als „ich liebte und geliebt wurde und freudig mich in Feſſeln „ſah und entzückt mich feſſeln ließ, was fand ich, o Herr „der Barmherzigkeit, was! Wie mit ſcharfen Ruthen fühlt' „ich mich gepeitſcht, denn Eiferſucht, Argwohn, Furcht, „Streit nahmen kein Ende und gönnten mir keinen Augen„blick ruhiger Befriedigung."

Bei ſiebenzehn Jahren knüpfte Auguſtinus dies Verhältniß mit einem jungen Mädchen in Carthago an und es dauerte dreizehn Jahre. Trotzdem daß er ſo jung, ſo unerfahren, ſo leidenſchaftlich und — nicht glücklich war, blieb er ihr treu. Er ſelbſt hat in ſeinem ſpätern Leben durch ſeine „Bekenntniſſe" ſchonungslos den Stab über ſich gebrochen und mit äußerſter Strenge nach dem Maßſtab, den die Heiligen an die Tugend legen, ſich verurtheilt. Die Welt hat kein Recht dazu, denn er lebte, wie ſie lebt. Sie hat aber auch kein Recht, ſich mit der Hinweiſung auf ihn zu entſchuldigen. Sie könnte es nur dann, wenn ſie ſich bekehrte, wie er. Jene dreizehnjährige Treue unter den obwaltenden Verhältniſſen iſt ein pſychologiſches Phänomen, das eine ganz ungewöhnliche Seelenſtärke andeutet; denn glücklich war er nicht. Im Gegentheil. Jetzt beginnt erſt ſo recht ſeine namenloſe geiſtige Unruhe, ſein Suchen nach

etwas Wahrem, Unvergänglichen; jetzt erst recht seine lange Irrfahrt auf dem Meer philosophisch-religiöser Speculation nach der Erkenntniß des Ewigen, die zuweilen unterbrochen wird durch das Streben seines Ehrgeizes, der eine Laufbahn für seine Fähigkeiten, den Wirkungskreis für seine Intelligenz, und den Ruhm begehrt, der ein Ersatz für den Mangel höherer Güter sein sollte.

Um diese Zeit scheint Monica, die den Gemahl verloren hatte, so eingenommen von dem Gedanken gewesen zu sein, dereinst den Sohn in einer glänzenden Stellung zu sehen, daß sie fortfuhr, ihm bedeutende Mittel zu seinem Aufenthalt in Carthago zu gewähren, obschon sie in beschränkter Lage war, um ihn durch ihre Geldopfer desto mehr zum Studiren anzutreiben; und daß sie nicht suchte, ihn durch Vorschläge zu einer rechtmäßigen Verbindung von seiner unrechtmäßigen abzulösen. War dies der Einfluß der heidnischen Gesellschaft, mit der sie vielfach in Berührung kam? war es die Folge ihrer verkehrten Ansicht von der Taufe, die erst später von Sündenmakeln reinigen sollte? fürchtete sie kein Gehör zu finden? oder ihn nur noch mehr in den Widerstand gegen ihre Vorstellungen hinein zu treiben? oder all' diese Gründe zusammen? Genug, Augustin blieb in Carthago, wo ihm im Jahre 372 sein Sohn Adeodat geboren wurde; ein Kind, an dem sich früh die glänzendsten Gaben des Herzens und Geistes entwickelten und von dem sich Augustinus nie trennte.

Im Verlauf seiner Studien fiel ihm eine Schrift Cicero's in die Hände, dessen hochbewunderte Sprache ihm als ein Vorbild edler Beredsamkeit dienen sollte. Das Buch hieß „Hortensius" und war eine Ermunterung zum Cultus der Philosophie. Aber Gott bediente sich dieses Buches, um einen gewaltigen Eindruck auf Augustin zu machen. Er las und las es, nicht um seine Rede- und Schreibweise zu verfeinern, sondern durchglüht von Verlangen nach einer himmlischen Weisheit, welche die alten, tiefen Denker der götzendienerischen Zeiten unbestimmt ahnten und welche sich

auch vor Auguſtinus noch lange nicht entſchleierte. „Aber „dies Buch verwandelte mein Herz," ſagt er in den Bekenntniſſen, „und wie mein Verlangen und meine Wünſche, „ſo auch meine Gebete. Eitle Hoffnungen und irdiſche Aus„ſichten auf Berühmtheit und Glücksgüter verloren plötzlich „ihren Werth für mich. Mit unglaublichem Herzensdrang „begehrte ich nach einer ewigen Weisheit und meine Seele „ſchien ſich aufzumachen und zu dir, o Herr, fliehen zu „wollen. O wie brannte ich in Sehnſucht, alles Irdiſche „zu verlaſſen! aber ich ſah nicht klar, daß du, o Herr, die „wahre, die einzige, die unſterbliche Weisheit biſt und daß „die Philoſophie häufig ihren großen Namen mißbraucht, „um ſchweren Irrthümern Eingang zu verſchaffen. Doch „war es durchaus nicht meine Abſicht, mich einer jener „philoſophiſchen Secten anzuſchließen, welche das Buch aufzählt. „Die lautere Weisheit, auf die es hinwies, die wollt' ich er„forſchen, erlangen, feſthalten, umfangen, gleichviel wo und was „ſie ſei. Meine Gluth wurde aber dadurch gedämpft, daß „ich in dem ganzen Buch nicht den Namen Chriſtus fand. „Denn dieſer Name meines Heilands war ganz früh ſchon „in mein kindliches Herz gegraben; mit der Muttermilch „hatte ich ihn gleichſam eingeſogen. Unauslöſchlich war er, „und wo ich ihn nicht fand, mochte die Schrift auch noch „ſo gelehrt und belehrend ſein, nie riß ſie ganz mich hin, „nie befriedigte ſie mich vollkommen."

In dieſer Geiſtesſtimmung beſchloß Auguſtinus die heiligen Schriften des Chriſtenthums, die ihm ganz unbekannt waren, zu leſen. Aber ach! da traf er auf eine Klippe, an der er ſcheiterte! Denn nun lag ein Buch vor ihm, deſſen Sinn dem Hoffärtigen verhüllt und auch dem Demüthigen nie ganz enthüllt iſt — ein Buch von äußerſter Einfachheit in Redeweiſe und Begebenheiten und zugleich voll der erhabenſten Geheimniſſe. Aber zu den Höhen dieſes Buches erſchwang ſein Geiſt ſich noch nicht, weil ihm die innere Reinheit fehlte, die der Intelligenz Schwung und Scharfblick verleiht. Vor der unſcheinbaren Einfachheit dieſes

Buches wollte er nicht seinen stolzen Nacken beugen, weil ihm die geistige Demuth als unwürdig erschien. Ihm blieb schließlich nur der Eindruck zurück, daß die heiligen Schriften sehr verdunkelt würden durch die majestätische Beredtsamkeit eines Cicero: „Seinem Dünkel widerstand die schlichte „Art, die den Kleinen gefällt und die allmälig in dem Klei„nen wächst und ihn groß macht. Er aber hielt die Auf„geblasenheit seines Hochmuths für wahre Größe."

Deshalb that er einen ungeheuern Sturz. Er hatte die gnadenreiche Sehnsucht, welche Gott in seinem Herzen nach Erkenntniß der absoluten Wahrheit weckte, durch seinen Stolz von ihrem Ziel zurückgedrängt und sie in eine untergeordnete Sphäre gewiesen, nun erfaßte sie mit Heißhunger das, was ihr in dieser Sphäre geboten wurde: statt der göttlichen Lehren der Offenbarung — die irren Träumereien eines gefallenen Geistes. Durch den sinnlichen Eindruck der Worte, ihrer Fügung und ihres Klanges bestochen, hatte er sich verführen lassen, einen himmlischen Inhalt zu verschmähen; nun sollte er erfahren, wohin man gelangt, wenn man den Sinnen gestattet, Himmlisches zu beurtheilen und nach ihrem Maßstab zu erklären. Und in die größten Absurditäten mußte er verfallen, er, ein so eminenter Kopf, daß er [illegible] im Spiel, ohne Mühe und Anstrengung und zum Theil ohne Lehrer, die verschiedensten Wissenschaften bis in ihren Kern hinein erfaßte und sich zu eigen machte. Kaum zwanzig Jahre alt las er das Buch der zehn Categorien von Aristoteles. Er hatte von seinem Lehrer der Rhetorik und von andern gelehrten Männern mit so großer Bewunderung über dies Werk sprechen hören, daß er außerordentlich Großes und Göttliches, aber schwer dem Verständniß, darin zu finden erwartete. Er las und verstand es allein, und so gut, daß Andere, die nur mit Hülfe der gelehrtesten Meister in den Sinn eingedrungen waren, ihm nichts zu sagen wußten, was er nicht selbst bereits darin gefunden hatte. Und so las er nach und nach alle möglichen Schriften über die sogenannten freien Künste. „Aber,"

ſchreibt er, „was fruchtete mir die Fähigkeit, ohne Unter„richt und ohne Anſtrengung Dialektik, Geometrie, Tonkunſt „und Arithmetik aufzufaſſen! was der durchdringende Ver„ſtand, womit ich all' jene Lehren ſo leicht mir klar machte „und die vielen verwickelten Schriften ſo ſchnell entwickelte, „daß ich nur dann ihre Schwierigkeit bemerkte, wenn ich „ſah, wie mühſam die geſcheidteſten Leute dem Unterricht „folgten, den ich ihnen ſpäter darüber ertheilte!"

Wohl hat er Recht ſo zu klagen und zu ſtaunen; denn trotz dem Allen — wurde er Manichäer.

Fünftes Kapitel.

Auguſtinus wird Manichäer.

Wahrheit! Wahrheit! ihr ſuchet Wahrheit — wir lehren Wahrheit! ſo rufen alle Secten ſeit den erſten Tagen des Chriſtenthums, und ſo werden ſie rufen, ſo lange Gott zuläßt, daß die Kirche durch ſie geprüft und folglich indirect geläutert werde. Wahrheit iſt ein ſo göttliches, ſo zaubervolles Wort, daß Derjenige immer auf Theilnahme zählen darf, der eine reinere Erkenntniß oder Auffaſſung oder Anwendung der Wahrheit zu geben verſpricht. Darum iſt Wahrheit! das Loſungswort aller Sectenſtifter und mittelſt deſſelben ziehen ſie ihre Anhänger zu allen Ausgeburten der Unwahrheit hin.

Auguſtinus war zwanzig Jahre alt, als der Manichäismus ſeinen wundervollen Geiſt gefangen nahm. Wie das möglich war, iſt völlig unbegreiflich, wenn man nur bedenkt, auf welcher Stufe der Intelligenz er ſtand. Aber ſein ſittlicher Zuſtand wirft ein Licht auf dieſe Frage. Es gehörte zu den beſonderen Wegen, die Gott ihn einſchlagen ließ, um ihm die unerhörte Blindheit des Menſchen zu zeigen, der ſich, in der Sinnlichkeit befangen, von der Offenbarung geringſchätzend abwendet.

Mani, der Stifter der Secte, war um das Jahr 277 in Persien als Religionsverfälscher martervoll hingerichtet worden, nachdem er versucht hatte, aus der Lehre des Zoroaster, aus dem Buddhaismus, dem Mithrasdienst und dem Christenthum eine Weltreligion zu bilden, in welcher er die Stellung des von Christus verheißenen Paraclets, des heil. Geistes, einnahm. Nach seinem Tode wurden seine Anhänger aus Persien verjagt, und verbreiteten sich über Syrien, Kleinasien und Nordafrika, obschon sie nicht bloß den rechtgläubigen Christen verhaßt, sondern auch in den Augen der römischen Kaiser eine so gefährliche Secte waren, daß Todesstrafe und Verbannung sie bedrohten. Aber sie wucherten fort und ihre stärkste Lockung für alle mittelmäßigen Geister bestand in ihrer Behauptung: das Christenthum verlange einen blinden, folglich entwürdigenden Glauben an seine Lehre, während der Manichäismus Niemand durch Autorität zu glauben zwinge, sondern damit anfange, die Vernunft in höchst einfacher und lichtvoller Weise zur Erkenntniß und Wahrheit zu führen und alle Zweifel zu lösen, woraus denn von selbst der Glaube entspringe. Indem sie täuschend das Wissen, und noch dazu ein irriges Wissen, Glauben nannten, bethörten sie Diejenigen, die in dem Glauben nicht ein übernatürliches Licht für die Vernunft und in der Vernunft nicht ein tiefes Bedürfniß und Verlangen nach Glauben anerkennen wollten. Dieser Zug geht nun einmal durch die religiöse Geschichte der Menschheit und wir haben heute, dem Wesen nach, dieselbe Auflehnung gegen eine Glaubens-Autorität, welche die göttlich offenbarte Religion stets beanspruchen und festsetzen muß, vor Augen, die damals den Manichäismus hervorrief. Der natürliche Mensch ist so hochmüthig und durch seinen Hochmuth so eingeschrumpft im Geiste, daß er sich reicher wähnt durch die Paar Heller seines Wissens, als durch die ungeheuern Schätze der Erkenntniß, welche der Glaube ihm zu Gebot stellt. Denn alles glaubenslose Wissen von übernatürlichen Dingen gibt noch lange nicht die Erkenntniß ihres Wesens, ihres Zusam-

menhangs, ihrer Wirkungen. Daher die Erscheinung bei den Adepten dieses Wissens, daß sie das Uebernatürliche theils läugnen, theils auf dem Boden des Natürlichen zur Carricatur machen, weil es auf den getrübten Spiegel ihrer Seele fällt.

Trotz aller Prahlerei der Manichäer, Wahrheit und Licht zu spenden, waren sie doch sehr fern davon, ihre Zusage zu erfüllen. Die Grundlage ihrer Lehre war die Annahme von zwei gleichewigen Wesen, das eine gut, das andere böse; dieses in der Finsterniß wohnend, jenes im Licht, namentlich in der Sonne; beide ihr Reich um sich sammelnd und sich bekämpfend von Ewigkeit. Aus diesem Kampf ist die sichtbare Welt entstanden. Der Mensch besteht aus der Materie, die der Finsterniß und aus Geist, der dem Licht angehört; und sogar in Pflanzen und Steinen befinden sich Lichttheile, welche die Dämonen der Finsterniß darin eingesperrt haben. Durch Wanderungen aus einem Körper in den andern kehren die Menschenseelen allmälig zum Lichtreich zurück, und der Lichtstoff in den Naturgebilden wird aus seiner Haft dadurch erlöst, daß die „Eingeweihten" der Secte — wie eine Classe der Manichäer sich nannte — Früchte, Kräuter, Gemüse verspeisten. Indem sie kauten und verdauten, wurden die Lichtkeime in den Vegetabilien befreit und flogen in ihre Heimath zurück. Ganze Heere von Dämonen verwirren noch mehr die Begriffe über dies abentheuerliche, widersinnige System, und obschon darin auch von Christus und von Erlösung die Rede ist, und obschon die Manichäer neben dem Wort Wahrheit auch sehr gern den Namen Christi und des Paraclets im Munde führten und Augustinus auch damit bestachen: so war ihnen der Heiland doch hauptsächlich nur der Gott der Sonne, während der heilige Geist sich in Mani verkörpert hatte, und gemäß der Verheißung, in alle Wahrheit einführte. Ein Erlöser im christlichen Sinne war unvereinbar mit der Annahme, daß nicht der Lichtstoff, die Seele, sondern der Stoff der Finsterniß im Menschen das Böse thue, ja thun müsse, weil dies eben die Natur

dieſes Stoffes ſei. Nur an den freien Willen des Menſchen kann das Werk der Erlöſung ſich knüpfen. Wo er fehlt, fehlt auch der Begriff der Sünde und ſomit deren gnadenreiche Folgerung: die Genugthuung, Rechtfertigung, Heiligung des Sünders durch Chriſtus. Die Lehre der Manichäer, daß die Lichtſeele im Menſchen unſchuldig ſündige, wenn ſie überwunden werde von der Macht der Materie, iſt für den Chriſten ein Widerſinn.

Die Claſſe der Eingeweihten oder Auserwählten mußte ganz der frommen Betrachtung und der Belehrung Anderer ſich widmen, ehelos, geſchäftslos ſein, nur von Pflanzen leben und durfte kein Eigenthum haben. Die weit zahlreichere Claſſe der „Zuhörer" lebte ungefähr wie alle anderen Leute; nur war es ihnen unterſagt, ein Thier zu tödten und die Ehe war ihnen nur mit ſündhafter Beſchränkung erlaubt. Ihren Gottesdienſt rühmten die Manichäer als rein geiſtig, ohne Tempel, ohne Opfer, ohne Altar, ohne Bilder. Sie verwechſelten das, was auch heutzutage gerade auf dieſem Gebiet kläglich verwechſelt wird, geiſtlos und geiſtig. Und doch ließ ſich der geiſtreiche Auguſtinus von ihnen bethören! er hoffte in ihrer Lehre den Aufſchluß über den Urſprung des Böſen gefunden zu haben.

„Ich ward hinabgezogen in die Tiefen des Abgrundes," ſchreibt er, „durch Menſchen voll prunkendem Unſinn, in „denen Redſeligkeit, Fallſtricke und Falſchheit lauerten und „die mir in ungeheuer viel Schriften, wie in pomphaften „Schüſſeln, Sonne, Mond und Sterne vorſetzten, während „ich hungerte nach dir, o Gott. Aber ich ſuchte dich mit „meinem irdiſchen Sinn und härmte mich ab, dich nicht ge„wahr zu werden mit dem fleiſchlichen Auge, ſtatt dich zu „ſuchen mit der Erkenntnißkraft meines Geiſtes. Ich wußte „damals nicht, daß das Böſe nichts ſei, als Abweſenheit „des Guten. Ich wußte nicht, daß Gott ein Geiſt ſei; nicht, „was das wäre in uns, worin wir Gott glichen; nicht, ob „mit Recht wir in der Schrift „nach Gottes Ebenbild ge„ſchaffen" genannt werden könnten. Und trotz dieſer Urkunde

„verlachte ich deine heiligen Diener und Propheten und „wurde ſelbſt unausſprechlich lächerlich. Denn ich glaubte, „die Feige weine, wenn man ſie abbreche, und ihre Mutter, „der Baum, vergieße darüber Thränen. Ich glaubte, wenn „ein Auserwählter ſie genöſſe, ſo hauche er durch ihre Zer„malmung Engel aus, ja Theile Gottes. Ich glaubte, man müſſe „den Früchten der Erde mehr Barmherzigkeit erweiſen, als „den Menſchen, und keinen Biſſen dürfe man reichen dem „Hungernden, der nicht Manichäer, weil er ja nicht im Stande „ſei, die in ihnen gebundenen Lichttheile zu erlöſen. Solche „entſetzliche Poſſen glaubte ich. Ja, ſogar den traurigen, „kindiſchen Wahn hegte ich, du, o Herr, wäreſt ein unermeß„licher Lichtkörper und ich ſelbſt wäre ein Stück von dieſem „Körper; und ich wagte es gemäß dieſem Wahn Andere zu „lehren und an deiner Offenbarung verachtend vorüber zu „gehen. Mit meinem ſinnlichen Auge ſah ich nur Körper „und mit dem geiſtigen nur Einbildungen. Hätte ich dich, „o Herr, im demüthigen und beharrlichen Gebet angefleht, „mein Auge für die Wahrheit zu öffnen und mich zum Ver„ſtändniß deiner Offenbarung mit großer Ehrfurcht und An„dacht vorbereitet, ſo hätteſt du vielleicht das Morgenroth „des göttlichen Lichtes in meiner Seele tagen laſſen oder „doch in der unſagbaren Weiſe, welche dir eigen iſt, mich ſo „weit unterrichtet, als es zu meinem Heil nöthig war. Allein „ich ſuchte mit Stolz; folglich konnte ich das nicht finden, „was nur die Demuth finden kann.“

Zum Unglück für ihn trug er in den Discuſſionen mit Katholiken über die chriſtliche und die manichäiſche Lehre immer den Sieg davon. Kein Anderer beſaß ſeine ſchlagfertige gewandte Beredſamkeit, die auch Scheingründe nicht verſchmähte, wenn er alle Hülfsmittel erſchöpft hatte, welche ſein Scharfſinn, ſein Gedächtniß, ſeine Beleſenheit ihm darboten. Sein junges Herz ſchwoll mächtig auf im Siegesbewußtſein, und da er ſich früher nie in religiöſe Disputationen gemiſcht hatte, ſo wähnte er ſeine Triumphe dem guten Recht des Manichäismus zuſchreiben zu müſſen, während ſie

die Folge seines Talents, seiner Ueberlegenheit waren. Das spornte ihn immer mehr an, mit Feuereifer den Manichäismus bald zu vertheidigen, bald zu erklären, so daß er sich förmlich in eine Begeisterung für denselben hinein arbeitete.

Und doch fühlte er sich auch jetzt nicht befriedigt. Seine für die Gotteserkenntniß geschaffene Seele vermochte nicht mit der manichäischen Vorstellung sich zu begnügen, daß das Licht, der reine Aether, die höchste Vollkommenheit und als göttlich anzubeten sei. Aber um sich zu beschwichtigen, nahm er an, daß man hinter diesem Symbol ein erhabenes Geheimniß verberge, welches man ihm später entschleiern werde. Mit äußerster Wißbegier durchspähete er den ganzen Wust abentheuerlicher und chimärischer Phantasiegebilde, den man ihm darbot; mit übermüthigem Eigensinn nahm er sie für wahr an; und mit der Rastlosigkeit, welche die Apostel der Lüge ganz eigenthümlich kennzeichnet, suchte er dem Manichäismus Jünger, Anhänger, Freunde und Schüler zu gewinnen. Was Wunder, daß es ihm gelang! Er blendete die Einen, er verwirrte die Andern, er beherrschte Alle. Aber er selbst — er war nicht sicher, nicht zweifellos, nicht erfüllt von jener namenlosen Ruhe, die dort eintritt, wo das innerste Gemüth die christliche Glaubenslehre als göttliche Offenbarung umfaßt. Deshalb verblieb er auch immer in der Classe der Zuhörer, was ungefähr den christlichen Catechumenen entsprach. Eingeweihter, Auserwählter, oder gar Priester dieser Secte wurde er nie, und er machte deshalb auch nur die Aeußerlichkeiten, nämlich die Gebete eines Gottesdienstes mit, dessen Mysterien, wie man behauptet, mit Gräuel vermischt, aber den Uneingeweihten unbekannt waren. Auch der innere Drang, der sich zeitweise mächtig in ihm regte, weltliche Bestrebungen aufzugeben, weltlichen Hoffnungen zu entsagen, wurde keineswegs durch den Manichäismus verstärkt, und so lange Augustinus in der Secte verblieb, so lange begehrte und suchte er Ansehen, Ehren und Ruhm in der Welt. Die höchsten Richtungen der Seele können sich nur innerhalb der Kirche entwickeln, wie edle

Pflanzen zu ihrem Gedeihen besondere Bedingungen des Bodens und des Clima's nöthig haben.

Sechstes Kapitel.

Die Rückkehr nach Tagaste.

Eine vierjährige Studienzeit zu Carthago hatte den einundzwanzigjährigen Augustinus nunmehr in den Stand gesetzt, die schönen Wissenschaften zu lehren. Im Jahr 375 kehrte er nach Tagaste zurück und trat öffentlich als Lehrer auf. Die wißbegierige Jugend strömte seinen Vorträgen zu und Augustinus fand Zuhörer, Schüler, Bewunderer, auch Freunde — ja, innige, treue Freunde; aber Befriedigung fand er nicht.

Vor Allem war das Verhältniß zu seiner Mutter schmerzlich gestört. Hatte sie gewähnt, daß die frommen Keime, welche sie ihrem Sohn als Kind in's Herz gepflanzt hatte, ohne Pflege gedeihen würden, oder daß ihn die Wissenschaften, ohne Glaubensleitung, zur Erkenntniß der Wahrheit führen würden, so hatte ihre Mutterliebe sie arg getäuscht. Bei einem so reichbegabten Jüngling, von so leidenschaftlichem Charakter und so feurigem Gefühl waren tausend Irrwege viel wahrscheinlicher, als der stete Wandel auf dem schmalen Pfade, der zum ewigen Leben führt, weil von allen Seiten die Versuchungen gegen ihn anstürmten. Daß er ihnen in der sinnlichen Richtung früh unterlag, wußte sie; wußte also, daß die sittliche Selbstbeherrschung, die nicht bloß dem Willen, sondern vielleicht noch mehr dem Geist Klarheit, Kraft und Einsicht gibt, in Augustinus gebrochen sei; und dennoch schien es ihr etwas Unerhörtes, daß dieser fesselose, flammende, auf Frage und Forschung gestellte Geist in das Reich der Chimären und des Aberwitzes sich verirrt habe. Zu dem Schmerz über diese so bitter gestörte Illusion kam die peinliche Besorgniß, daß Augustinus, wenn er im Manichäismus verbleibe, nie die

chriſtliche Taufe empfangen, nie im Blut Jeſu Vergebung der Sünden erhalten, nie ein Gegenſtand des göttlichen Wohlgefallens werden, nie zur beſeligenden Anſchauung Gottes im ewigen Leben gelangen können. Monica war außer ſich vor Gram, ihren Auguſtinus ſo wiederzufinden! er, ihre Hoffnung, ihre Liebe, ihre Freude, ihr Stolz — abgefallen vom Chriſtenthum! Welche herzzerreißende Auftritte zwiſchen Mutter und Sohn vorfielen, welche Vorſtellungen und Bitten ſie ihm vergeblich an's Herz legte, geht aus dem Umſtand hervor, daß ſie ihn nicht in ihrem Hauſe wohnen ließ und ihn nicht an ihren Tiſch nahm. Sie wollte nicht mehr in den innigen Beziehungen des häuslichen Lebens zu dem Abtrünnigen ſtehen. Aber ſie liebte ihn! und jetzt erſt recht. Sie ſchüttete Tag und Nacht ihren Jammer und ihr Flehen um Auguſtin's Bekehrung in Gebet und Thränenſtrömen vor Gott aus, und „ſie weinte inniger um ſeine Seele, als ſonſt „Mütter die Leichen ihrer Kinder beweinen." — Welch ein Schmerz für Auguſtin's Empfindung, in ſeiner Vaterſtadt lebend, aus dem Vaterhauſe verbannt zu ſein, und welche Demüthigung für ſeinen Stolz, daß dieſe Verbannung deshalb erfolgte, weil ſeine Mutter „die Gotteslästerungen ſeiner „manichäiſchen Anſichten nicht hören wollte," durch welche er doch ſo manche Seelen verblendete! Dennoch hörte die Liebe nie zwiſchen Mutter und Sohn auf.

Romanian, der Auguſtinus zu Carthago in ſeinem Hauſe beherbergt hatte, empfing ihn eben ſo gaſtfrei und freundſchaftlich in Tagaſte. Bei ihm lebte Auguſtinus, und es währte nicht lange, ſo war Romanian in den Manichäismus verſtrickt. Deſſen Sohn Licentius, ein Knabe noch, gerieth auch in Auguſtin's Zauberkreis, und der junge Alypius, aus einer der angeſehenſten Familien von Tagaſte, ſchloß ſich in inniger und treuer Freundſchaft ihm an, wurde Auguſtin's Schüler auf dem Gebiete der Rhetorik und Philologie, ſein Jünger in der manichäiſchen Irrlehre und machte alle Phaſen ſeines unruhigen, wechſelvollen, gnadenreichen Lebens mit ihm durch. Daß Auguſtin, der in Carthago hauptſächlich das

Recht studirte, je die Laufbahn betreten habe, welche diese Studien ihm öffneten, davon ist nirgends eine Spur. Er fand größeren Genuß darin, das, was er gelernt hatte, wieder zu lehren, als es in praktische Anwendung und Ausübung zu bringen.

Unter seinen eifrigen Zuhörern war ein junger Mann, den Augustinus nicht nennt, mit dem er aber in seiner leidenschaftlichen Weise ein Freundschaftsbündniß schloß, das ihn sehr beglückte. Beide waren in demselben Alter und als Spiel- und Schulgefährten zu Tagaste aufgewachsen. Jetzt fanden sie sich wieder; der eine als Meister in den Wissenschaften, der andere als begabter und wissensdurstiger Schüler. Ihr täglicher Umgang, von lebhaftem Interesse beseelt für Alles, was geistiges Leben war oder verhieß, war Augustin's süßeste Freude, „dessen Seele nicht ohne den Freund „bestehen konnte." Er hatte denselben, der Catechumen in der Kirche und nicht vollständig unterrichtet war, vom Glauben abgezogen und zum unseligen Manichäismus verleitet, und so irrten nun Beide im Geist, während es doch ein Band ihrer Freundschaft war, gemeinsam nach der Wahrheit zu streben. Ein Jahr währte diese Freundschaft, da verfiel der Jüngling in ein hitziges Fieber. Besinnungslos lag er da; die Aerzte zweifelten an seinem Aufkommen; seine Angehörigen ließen ihn taufen. Augustinus blieb gleichgültig bei diesem erhabenen Act. Er wähnte, diese Ceremonie, vorgenommen an dem bewußtlosen Kranken, könne auf dessen Seele keinen Einfluß haben. Inzwischen besserte sich der Zustand des jungen Mannes, und als er sich so weit erholt hatte, daß man mit ihm reden konnte, begann Augustinus, der fast nicht von seinem Lager gewichen war, Späße über die Taufe zu machen, um den Genesenden scherzhaft zu unterhalten. Doch zu seinem grenzenlosen Erstaunen schauderte der Kranke vor ihm zurück wie vor einem Todfeinde und erklärte mit fester Entschiedenheit: wolle Augustinus sein Freund bleiben, so müsse er all' das gotteslästerliche Gerede aufgeben. Bestürzt und verlegen schwieg Augustinus und ging

zu einem anderen Gespräche über, um den Kranken nicht aufzuregen. War er nur erst vollkommen hergestellt, so zählte Augustinus sicher darauf, ihn wieder umzustimmen. Vor dieser Gefahr bewahrte ihn Gottes Barmherzigkeit. Während einer kurzen Abwesenheit Augustin's von Tagaste kamen neue Fieberanfälle, denen der junge Mann erlag. In der vollen Taufgnade vertrauensvoll und gläubig starb er.

Augustin verfiel in unerhörte Traurigkeit! sie zeigt so recht die außerordentliche Zärtlichkeit und Tiefe der Empfindung seines Herzens, zugleich aber auch das Maßlose und Uebertriebene, worin so leicht jedes Herz verfällt, das sich gewöhnt hat, in Gefühlen zu schwelgen, anstatt sie zu beherrschen und über dem Geschöpf den Schöpfer zu vergessen. Freilich war dieser Todesfall Augustin's erster, herzzerschneidender Schmerz und er war zweiundzwanzig Jahre alt — also noch ungeübt in den Leiden des Lebens und im Verlust geliebter Menschen.

„Der Schmerz erfaßte mich," sagt er, „als ob mein Herz „in eine tiefe Nacht hinausgestoßen sei. Ich sah rings um „mich her nur Tod und Tod. Alles, was mir mit ihm lieb „und angenehm gewesen war, wurde mir ohne ihn unerträglich. Vergeblich suchte ihn mein Auge überall! vergeblich lauschte mein Ohr auf seinen Schritt! Sonst — „wenn er auch nicht immer bei mir war — durfte ich doch „sagen: Jetzt kommt er! da ist er! Doch das war nun vorbei und weil nichts ihn mir wiederbrachte, war mir Alles „zuwider. Bisweilen versuchte ich meine Seele zu trösten „und sprach zu ihr: Hoffe auf Gott! alsdann empörte sie „sich gegen mich, und mit Recht, denn dieser Mensch, den sie „verloren und so sehr geliebt hatte, war in der That dem „Phantom von Gott, womit ich sie vertrösten wollte, weit „vorzuziehen. Nur meine Thränen gewährten mir einige „Erleichterung. O ich war sehr elend! und welches Herz „wäre es nicht, das sich verstricken läßt von der Liebe zu „vergänglichen Dingen und nicht in äußerster Armuth sich „fühlte, wenn sie ihm entrissen werden! Ja, dann kommt es

„zur Erkenntniß, daß es im Grunde elend war, bevor es „sie verlor. Ich wunderte mich, daß andere Menschen noch „lebten und er war todt; er, den ich geliebt hatte, als „ob er nie sterben könne. Und nicht minder wunderte ich „mich, daß ich selbst noch leben könne, da wir Beide ja gleich„sam eine Seele in zwei Körpern ausmachten. Ich verab„scheute das Leben, weil ich nicht so armselig zur Hälfte „leben mochte; aber dennoch wollte ich nicht sterben! ich „wollte nur nicht unglücklich sein. O welche Thorheit, mit „so ungeordneter Liebe einem sterblichen Geschöpf anzuhangen „und mit solchem Widerstreben die nothwendigen Bedingun„gen des Erdenlebens anzunehmen. Ich weinte und jam„merte, seufzte und klagte, war immer aufgeregt, immer „unruhig, immer verstört, und ebensowenig im Stande, einen „Augenblick zur Ruhe zu kommen, als irgend einen Ent„schluß zu fassen. Auch zerstreuen konnte mich nichts; „keine sinnliche Freude, kein Spiel und Sang, kein Fest und „Gastmahl, kein Spaziergang in freier schöner Natur; auch „kein geistiger Genuß, kein Buch, kein Gedicht, nichts! Tra„ten aber dennoch e'n Paar Augenblicke der Zerstreuung „wider meinen Willen ein, so drückte mich hernach die Wucht „meines Grames doppelt darnieder. Und ich wußte, daß „du, o Herr, mich davon befreien konntest; allein ich hatte „nicht den Willen und nicht die Kraft, dich darum zu bitten, „weil die unbestimmte und verschwommene Idee, die ich mir „von dir machte, mir selbst kein Vertrauen einflößte. Nicht „du, o Herr — nein! mein eigener Irrthum — der war „mein Gott! Versuchte ich meine Seele in die Hände dieses „Phantoms zu legen, so fühlte sie sich ohne Halt in einer „unendlichen Leere und stürzte schwer auf mich zurück und „ich vermochte nicht mein Herz vor meinem Herzen in Sicher„heit zu bringen."

Ob je die Trauer ohne Gott um eine verlorene Liebe eine tiefere Klage ausgesprochen hat? Dann aber, wie ein be„freiter Gefangener, dessen Ketten gelöst wurden, mit seiner

Liebe aus dem Kerker der natürlichen Gefühle hervorgehend, fährt Auguſtinus in ſeinen Bekenntniſſen fort:

„Das iſt nun vorüber und geheilt ſind jene Wunden. „Selig, Herr, iſt der zu preiſen, der nur dich, und ſeine „Freunde in dir, und ſeine Feinde deinetwegen liebt. Der „allein verliert ſeine Geliebten nie, denn er liebt ſie in dir, „der du unverlierbar biſt. Wohin das Menſchenherz ſich „wende, es findet überall den Schmerz, bis es ſich entſchließt, „in dir zu ruhen. Denn ruhen in ihrer Liebe, das will „nun einmal die Seele, und das kann ſie nicht, wenn ſie „ſich durch irdiſchen Zauber von den Geſchöpfen feſſeln läßt, „deren Loos hienieden — Vergänglichkeit iſt. Erſchwingt ſie „ſich aber über die Gedanken und Begierden des Staubes, „ſo hat die wechſelvolle Unruhe keine Macht mehr über ſie. „Sie verändert ihre Natur und ſtützt ſich unwandelbar auf „den ewig unwandelbaren Gott.“

„Darum, o Seele, liebſt du die Seelen, ſo liebe ſie in „Gott, der ihre Stärke, ihre Schönheit, ihr Leben iſt. Führe „ſie ihm zu; ziehe ſie hin zu ihm; ſprich zu ihnen: Laßt uns „ihn lieben, den Schöpfer, den Erhalter, der ſich von ſeinen „Geſchöpfen nicht zurückgezogen hat; der in der Tiefe unſe„res Weſens, da wo die Liebe zur Wahrheit wohnt, ſich von „uns finden läßt. Im Innerſten des Herzens iſt er und „das thörichte Herz irrte von ihm hinweg. Geht in euer „Herz ein, und ihr findet ihn. Steht bei ihm, und ihr „werdet ſtehen. Ruhet in ihm, und ihr werdet ruhen. „Wohin geht ihr in der Verwilderung? Die Güter, die ihr „verlangt, kommen von ihm, ſind aber nur ſo lange ſüß „und angenehm, als ihr ſie in ihm liebt; aber abgelöſt von „ihm werden ſie mit Recht euch bitter. Warum wandelt ihr „raſtlos auf mühſamen Pfaden? Ihr ſuchet die Ruhe: dort „iſt ſie nicht. Ihr ſuchet das ſelige Leben im Bereich des „Todes: dort iſt es nicht. Denkt daran, daß er, unſer „wahres Leben, zu uns herabſtieg, unſeren Tod erduldete „und ihn mit dem Ueberfluß ſeines göttlichen Lebens über„wand. Daß er für uns im jungfräulichen Schooß mit der

„Menschennatur sich vermählte und sterbliches Fleisch annahm,
„damit es nicht sterblich bleibe. Daß seine Stimme uns
„durch seine Worte und seine Handlungen, sein Leben und
„sein Leiden, seine Herabkunft zu uns und seine Heimkehr
„zum Vater mächtig zudonnert: Kehrt zu mir zurück! —
„Ging Er aus unseren Augen hinweg, so geschah es, damit
„wir in unsere Herzen einkehren und dort ihn finden möch-
„ten. Er wollte nicht länger unter uns weilen; aber ver-
„lassen hat er uns nicht. Das Leben stieg hinab in die
„Welt, um das Todte zu retten, und wir sollten nicht hin-
„aufsteigen und leben?"

Während Augustinus glühende Thränen dem abgeschiedenen Freunde nachweinte, weinte Monica vor Gott um ihren unglücklichen Sohn, den sie im Geist des Glaubens todt sah. Aber anderer Art waren ihre Thränen, denn Monica betete; Augustinus nicht. Sie betete mit so unaussprechlicher Andacht und Innigkeit, mit so glühender Zuversicht zur Barmherzigkeit Gottes, mit solchem Jammer um den möglichen Untergang einer Seele; sie betete so durchaus um übernatürliche Güter und vom übernatürlichen Standpunkte aus, daß ihr Gram nicht ohne Trost war. Einmal unter Anderm fühlte sie sich durch einen Traum wunderbar gestärkt. Schlafend und wachend war sie von der Sorge um Augustin's Seelenheil erfüllt und wie es im Hohen Liede heißt: „Ich schlafe, aber mein Herz wacht," das konnte man auf Monica anwenden.

Sie träumte also einst Folgendes: Sie stand auf einem langen, schmalen Brett, kummervoll, versunken in ihren Schmerz, erschöpft vom Weinen. Da trat ein glänzender Jüngling auf sie zu und fragte sie mit heiter lächelndem Angesicht, weshalb sie immer so traurig sei. Sie antwortete, sie beweine den seelischen Untergang ihres Sohnes. Da hieß der Jüngling sie ruhig sein und aufzuschauen und es sich zu merken: da wo sie stehe, stehe auch ihr Sohn. Und als sie nun aufschaute, stand Augustinus neben ihr auf demselben schmalen Brett. Eine namenlos frohe Zuversicht überfluthete ihr

Herz und ſie erzählte ihrem Sohn den troſtreichen Traum. Auguſtinus ſuchte ihn ſo zu deuten, daß einſt die Mutter zu ſeinen Anſichten ſich bekennen werde; aber Monica rief lebhaft: „Nein, nein! mir wurde nicht geſagt: Wo er ſteht, wirſt du ſtehen; ſondern umgekehrt: Wo du ſtehſt, ſteht auch er.“ Auguſtinus fühlte ſich eigenthümlich ergriffen, nicht durch den Traum, aber durch die ungemein ſchnelle, ſichere Deutung, welche die Mutter ihm gab. Monica aber ſah in den Kummer der Gegenwart ſchon die Freude der Zukunft ganz fern herein dämmern, wurde nachſichtiger gegen Auguſtinus geſtimmt und erlaubte ihm wieder im Elternhauſe zu wohnen und an ihrem Tiſch zu eſſen. Ihr energiſcher Glaube gab ihr einen ſo energiſchen Charakter. Sie verabſcheute die Häreſie genug, um ihren geliebten Sohn, den bewunderten, gefeierten Auguſtinus, von ihrem Hauſe zu verbannen; aber ſo wie nur ein Strahl von Hoffnung in ihre Seele fällt, iſt ihre Liebe auch ſchon bereit, ihm entgegen zu kommen, wie der Vater in der Parabel dem verlorenen Sohn. Monica beruhigte ſich aber nicht mit dieſer Hoffnung, als ob jetzt Auguſtinus Bekehrung ſchon erfolgt ſei; ſie verdoppelte ihre Gebete, ihre Almoſen, ihre Strenge gegen ſich ſelbſt, übte ſich mehr und mehr in allen Tugenden eines gottgefälligen Wittwenſtandes und bat inſtändigſt fromme, tugendhafte Leute um ihr Gebet für — oder ihren Einfluß auf Auguſtinus.

Ein gottſeliger Biſchof kam um dieſe Zeit nach Tagaſte. Monica hatte erfahren, daß er ſehr erleuchtet und in den heiligen Schriften ſehr bewandert ſei. Sie glaubte, Gott könne ihn zum Werkzeug der Bekehrung ihres Sohnes auserkoren haben, und wie Alle, die ſie dazu fähig hielt, bat ſie auch ihn, er möge ſich in ein religiöſes Zwiegeſpräch mit Auguſtinus einlaſſen, deſſen Irrthümer widerlegen und ihn auf die geſunde Weide der katholiſchen Lehre führen. Der würdige Biſchof lehnte jedoch ihr Anſinnen ab, indem er ſagte, der junge Mann ſei ein Neuling in der Häreſie, unbekannt mit deren Flachheit, aufgeblaſen durch die Siege, die er durch

blendende Redefertigkeit über minder gewandte Katholiken davon getragen; das mache ihn ungelehrig und ungeneigt, seinen Irrthum zu erkennen. „Aber laß ihn," fuhr er fort, „und bitte du nur den Herrn recht eifrig für ihn. Er wird schon selbst durch Lesen und Nachdenken zur Erkenntniß über die Irrthümer und die Gottlosigkeit des Manichäismus kommen." Um Monica noch mehr zu beruhigen, erzählte ihr der fromme Bischof, daß er selbst als kleiner Knabe von seiner bethörten Mutter den Manichäern überliefert worden sei, daß er fast ihre sämmtlichen Schriften gelesen und abgeschrieben, und dabei ohne fremde Belehrung von der Verwerflichkeit der Secte sich überzeugt und sie verlassen habe. Doch Monica fand diesen Weg zu gefährlich und unsicher, und drang mit Thränen in den Bischof, ihren Sohn zu sehen und mit ihm zu reden. „Genug," erwiderte der Bischof, müde ihrer frommen Zudringlichkeit, die seiner Gründe nicht achtete, „genug! so wahr du lebst, der Sohn solcher Thränen kann nicht verloren gehen." Da wurde ihr zu Sinn, als habe eine Stimme vom Himmel zu ihr gesprochen. Friedlich, getröstet und vertrauensvoll verließ sie den Bischof, und obschon noch manches lange schwere Jahr bis zu Augustin's Bekehrung verstrich, so bewahrte sie jene Worte doch wie einen erquickenden Balsam im wunden Herzen: der Sohn solcher Thränen kann unmöglich verloren gehen. Wer Gott sucht, dem begegnet er; und wer die Stimme Gottes vernehmen will, der hört sie.

Achtes Kapitel.

Sieben Jahre in Carthago.

Augustinus war noch immer im Fieberparoxismus des Herzens um seinen verlornen Freund und nicht fähig, einen Trost in der Versöhnung mit seiner Mutter zu finden. Im Gegentheil! das Elternhaus, die Vaterstadt, die Heimath — Alles war ihm zuwider, denn Alles erinnerte ihn an seinen

Verluſt. Dieſer Zuſtand wurde ihm unerträglich, denn der Menſch wird gar leicht des Leidens müde und ſucht deſſen Laſt abzuſchütteln, ſobald er ſie nicht als ſein Kreuz aufnimmt. Auguſtin hoffte, ſein Auge würde an einem Ort, wo es nicht gewöhnt ſei, den Freund zu erblicken, auch weniger ihn ſuchen, und faßte den Entſchluß, ſich in Carthago niederzulaſſen. Ein geheimer Beweggrund kam dazu: der Stachel des Ehrgeizes. Carthago bot einen ganz andern Schauplatz, um die Blicke der Welt auf den jungen Meiſter der Rhetorik zu ziehen, und obſchon ihm die Welt jetzt verhaßt war, begehrte er doch ihren Beifall, ihre Bewunderung, ihre Kronen. Gegen ſeine Familie ſchwieg er über ſeine Abſicht; nur ſeinem Gönner und Freunde Romanian vertraute er ſie an. Romanian wünſchte lebhaft, daß Auguſtin in Tagaſte bleiben und ſeine Talente ſeiner Vaterſtadt widmen möge; daher war er durchaus nicht mit dieſem Plane einverſtanden. Dennoch konnte er um ſo weniger Auguſtin's ehrgeizigen Hoffnungen entgegentreten, als er die Ueberzeugung hatte, ſie wären begründet und würden ſich glänzender in Carthago als in Tagaſte verwirklichen. Er unterdrückte alſo ſeine perſönlichen Wünſche und bot Auguſtin die Hand zur Erfüllung der ſeinigen. Wie früher als Student lebte jetzt Auguſtin, der einen Lehrſtuhl der Rhetorik in Carthago einnahm, im Hauſe und von der freundſchaftlichen Freigebigkeit Romanians.

Was Auguſtin durch Entfernung von Tagaſte erwartet hatte, trat ein: er tröſtete ſich allmälig. Seine Seele nahm neue Bilder, neue Eindrücke, neue Gedanken auf und ſie verdrängten alte Erinnerungen. Gewohnheiten, die ihm früher lieb geweſen, aber dem Kummer gewichen waren, traten wieder in ihr Recht ein. Er fühlte Linderung ſeines Schmerzes; aber er fühlte zugleich den Keim neuer Schmerzen, der in dieſer Linderung lag. Er hatte gewähnt, mit ewiger Liebe zu lieben — und ſiehe! er begann zu vergeſſen. Seine tiefe, glühende, nach Unvergänglichem ſchmachtende Seele verlangte von ihren eigenen Empfindungen Unvergänglich-

keit; und siehe! dies Gefühl, das ihn so übermächtig erfaßt und erfüllt hatte, es schwand dahin, es zerrann wie Wasser in seiner Hand, wie Morgennebel vor seinem Blick und andere Gestalten nahmen den Platz Desjenigen ein, für den er den Traum einer unvergänglichen Freundschaft geträumt hatte. Nur Einer spricht: „Mit ewiger Liebe lieb' ich dich;" und diesen Einen kannte Augustinus nicht. Er lebte nun wieder im anregenden, erheiternden, traulichen Verkehr mit einigen Freunden, die ebenfalls Anhänger des Manichäismus waren oder sich demselben zuneigten, so daß Augustinus, indem er sie zu überzeugen suchte, sich zugleich für die unselige Häresie und für seine Jünger begeisterte. Ihm waren diese Freundschaftsverbindungen unaussprechlich süß. „Wie „reizend war mir ein solcher Umgang!" ruft er in seinen Bekenntnissen aus. „Wir machten zusammen unterhaltende „Lesungen und besprachen sie. Wir hatten gemeinschaftliche „Erholungen voll Heiterkeit und Scherz. Wir erhoben zu„weilen Widerspruch untereinander; nicht um scharf zu strei„ten, sondern so, wie man wohl im Selbstgespräch disputirt, „und das Bewußtsein, in den Hauptpunkten eines Sinnes „zu sein, verlieh diesen kleinen Differenzen eigenthümlichen „Zauber. Wir lernten wechselseitig dies und jenes von ein„ander. Fehlte der Eine in unsrem Kreise, so beklagten wir „seine Abwesenheit. Wurde der Andere erwartet, so freuten „wir uns des Wiedersehens. Aus all' diesen Beziehungen „der Freundschaft und des Wohlwollens, die sich in tausend„facher Weise äußern, flammt ein liebliches Feuer auf, wel„ches die Seelen verschmilzt und sie gleichsam zu einer „Seele macht."

Unter diesen Freunden waren Alypius und Nebridius Augustinus Herzen am nächsten. Jener, jünger als er, war schon in Tagaste sein Zuhörer gewesen und er vereinte die besten geistigen Gaben mit den glücklichsten Anlagen zu allen Tugenden. Es entstand aber eine kleine Mißhelligkeit zwischen Augustin und dem Vater des Alypius, vielleicht wegen der manichäischen Irrlehre, die den Jüngling bestrickte,

und Alypius wurde nach Carthago geſchickt. In dieſem Babylon der Corruption wurde Alypius von einer ganz wahnſinnigen Leidenſchaft für jede Art von Schauſpiel erfaßt und ganz beſonders für die ſchrecklichen Spiele des Circus mit ihren Gladiatorenkämpfen unter einander oder gegen ganze Heerden von wilden Beſtien. Dieſe furchtbaren Spiele entſittlichten das heidniſche Volk auf's Aeußerſte. Der Menſch liebt es, in Emotionen zu leben, ſo lange ſeine Kräfte ungeregelt, ungezügelt ſind; er genießt in ihnen eine Steigerung des natürlichen Lebensbewußtſeins, denn durch ſie intereſſirt er ſich nicht für ſeine Pflicht, die ihm trocken, nicht für ſeine Aufgabe, die ihm langweilig erſcheint: ſondern für Dinge, Begebenheiten, Leidenſchaften, Zuſtände, Erſcheinungen, die außerhalb ſeiner Sphäre liegen und den Reiz des Fremdartigen, des Erſchütternden für Phantaſie und Sinnlichkeit haben. Je mehr die Freude an ſolchen Emotionen zunimmt, deſto mehr treten Vernunft und Pflichtgefühl in den Hintergrund. Man lebt nur noch inſofern, als man ſich berauſcht von Aufregung fühlt, und in der Abſpannung, die doch einmal eintreten muß, verlangt man nicht einfache Erholung, friedliche Beſchäftigung, noch viel weniger eine Arbeit; alle dieſe der menſchlichen Entwickelung durchaus nothwendigen Bedingungen werden verabſcheut! ſondern nur nach einem längeren Rauſch und einer heftigeren Aufregung. Weil es nicht zu berechnen iſt, wie weit die Phantaſie den Zuſchauer beherrſcht und die Augenluſt ihm ſchmeichelt, ſind Bühnenſpiele ſo gefährlich. Mancher Geiſt und manche Tugend ging durch ſie zu Grunde und ihr allgemeinſter Einfluß iſt — die Frivolität zu befördern. Bemächtigt ſich dieſe einer Bevölkerung, ſo wird die Schauluſt eine unerſättliche Gier, die es nicht genau nimmt mit dem, was ſie zu ſehen und zur Ergänzung zu hören bekommt. Und iſt man dagegen erſt abgeſtumpft, ſo ſchlägt die ſinnliche Rohheit leicht in Unmenſchlichkeit um und Gladiatorenkämpfe werden ebenſo wüthend beſucht und beklatſcht, wie zügelloſe Poſſen.

Auguſtinus hörte bei ſeiner Ankunft in Carthago mit

großer Betrübniß, daß der liebenswürdige Alypius, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, ein fanatischer Liebhaber des Circus geworden und ohne alles Interesse für Studien und Wissenschaft sei. Aber Augustinus konnte sich weder mit dem Rath eines Freundes, noch der Autorität eines Lehrers an ihn wenden wegen der Verstimmung des Vaters, welche die Freunde trennte. Alypius hatte eine zärtliche Anhänglichkeit für Augustin, bewunderte dessen Geist und Wissen, liebte dessen edle Eigenschaften. Aber jetzt besuchte er ihn nicht. Er begnügte sich, ihn bei zufälliger Begegnung zu grüßen. Nach einiger Zeit fing er an, Augustin's Vorträge zu besuchen, doch flüchtig nur. Er blieb einige Augenblicke im Hörsaal und ging wieder von dannen. Eines Tages aber kam er, stellte sich zu den Zuhörern und folgte aufmerksam dem Vortrag. Augustin erklärte einen Schriftsteller und bediente sich, um den vorliegenden Gegenstand einleuchtender und faßlicher zu machen, eines Vergleichs, den er den Spielen des Circus entnahm, fügte auch ein Paar scharfe Bemerkungen über die fanatischen Liebhaber dieser Spiele hinzu. Das Alles aber, ohne im Entferntesten an Alypius zu denken und noch weniger in der Absicht, ihn von seiner Leidenschaft zu heilen. Doch Alypius fühlte sich dermaßen getroffen, als ob Augustin für ihn allein und zu ihm allein rede, und zugleich im Innern so verwandelt, als ob glühende Kohlen ihm seine Leidenschaft aus der Seele heraus brenneten. Von Stund' an war sein Entschluß gefaßt, den Circus nicht mehr zu betreten und mit seltener Seelenstärke blieb er ihm treu. Nicht ohne Mühe bewog er nun seinen Vater, ihm zu erlauben, Augustin's Vorlesungen besuchen zu dürfen, und seitdem blieb er für's ganze Leben mit dem geliebten Lehrer verbunden und machte Schritt vor Schritt dessen seelische Umwandlungen mit.

Nebridius, ein anderer vertrauter Freund Augustinus, war in der Umgegend von Carthago zu Hause und der Sohn sehr wohlhabender Eltern. Sie besaßen in der Stadt ein Haus, das Nebridius bewohnte.

Romanian hatte seinen noch sehr jungen Sohn Licentius nach Carthago geschickt, damit dieser unter Augustin's Aufsicht und Anleitung den Studien sich widme und sie lieben lerne. Augustin hegte ein lebhaftes Interesse für den talentvollen Knaben und auch zu andern Jünglingen noch stand er in herzlicher Beziehung, halb ihr Lehrer, ganz ihr Freund. So vielseitig angeregt, beschäftigt und in Anspruch genommen, war er für Viele der Führer zum Abgrund. Nie ging er bei seinen Vorträgen über Rhetorik darauf aus, durch spitzfindige Scheingründe dem Guten zu schaden; stets wünschte er seinen Zuhörern, sie möchten einst als Sachwalter ihre Künste der Rede nie gegen die Unschuld richten, sondern nur die Schuldigen vom letzten Untergang retten; aber er blieb im Manichäismus befangen und hielt seine Freunde und Schüler darin zurück. Der Beifall, den seine Vorträge fanden, und die Bewunderung, die seine Zuhörer ihm zollten, machten ihn leidenschaftlich begierig nach jeder Art von Lob. Nicht zufrieden mit dem ersten Rang der Beredsamkeit und Poesie, wollte er auch in gewisser Weise auf der Schaubühne und vor dem allgemeinen Publikum glänzen. Er übte sich mit seinen Freunden und mit Anderen in dichterischen Wettkämpfen, die zuweilen im Theater vor einer ausgewählten Versammlung stattfanden und bei denen zum Schluß der Sieger bekränzt wurde. Nach diesem Siegespreis verlangte Augustinus. Er, der sich durch den Vorwurf der Manichäer, die Katholiken müßten an ihre Religionslehren glauben, ohne vernünftige Erläuterungen über deren Wahrheit zu erhalten, von der Kirche zurückgezogen hatte, er huldigte jetzt dem dunkelsten Aberglauben, der Zauberei und der Sterndeuterei. Und warum hätte er es nicht thun sollen? Glaubte er doch sich von seinen Sünden zu reinigen, indem er den Auserwählten der Secte Speisen brachte, welche diese in der Werkstatt ihres Magens in Engel, in Lichtgeister verwandelten; diese Geisterchen kehrten nun in's Lichtreich zurück und bewiesen sich dankbar gegen ihre verschiedenen Befreier, indem sie zu deren Entsündigung durch Verstärkung des

Lichtſtoffes in ihnen beitrugen. Wer das glaubt, kann auch glauben, daß die Geſtirne ſein Schickſal lenken, und daß gewiſſe Leute durch gewiſſe geheime Worte, Zeichen und Handlungen die Ereigniſſe beherrſchen. Als ſich Auguſtinus einſt auf einen großen poetiſchen Wettkampf vorbereitete, dem der Proconſul von Carthago als Kampfrichter und Preisvertheiler beiwohnen ſollte, ſchlug ihm ein ſogenannter Zauberer vor, ihm den Kranz zu verſchaffen. Dieſe Zauberer waren Gaukler, welche unter geheimnißvollen Gebräuchen Thieropfer darbrachten, um die Dämonen für ihre Abſichten und ihre Schützlinge zu gewinnen. Daß aber ſeinetwegen ein Thier getödtet werde, ließ Auguſtin's manichäiſche Anſicht nicht zu und er wies den Zauberer ab, „weil er keine Krone, und wäre ſie von Gold, ja unvergänglich, durch den Tod einer Fliege erkaufen möge.“ Uebrigens war es auch genug an dem Zauber, den er ſelbſt übte. Er trug den Sieg davon und der Proconſul, der berühmte Gelehrte und Arzt Vindician, legte den Kranz um Auguſtin's Haupt. Seitdem ſchenkte der Proconſul dem jungen Sieger ſeine Freundſchaft, und da er bald bemerkte, wie leidenſchaftlich ſich derſelbe mit aſtrologiſchen Schriften befaſſe, ſuchte er ihn von dieſem hohlen Studium abzubringen. Vindician war in ſeiner Jugend der Sterndeuterei ſehr ergeben geweſen, verwarf ſie jedoch, als er auf ihre Widerſprüche und Unzulänglichkeit ſtieß. Bei Auguſtinus ging das aber nicht ſo ſchnell. Der Leichtſinn, womit er die Grundlehren des katholiſchen Glaubens vor den Hirngeſpinnſten des Manichäismus fallen ließ, rächte ſich: Alles, was Irrthum war, reizte ihn, jedem Trugbild war er zugänglich, von der tauſendfarbig ſchillernden Lüge ließ er ſich umringeln, während er vor der Wahrheit floh. Seinem Freunde Firmin gelang es endlich, ihm die Aſtrologie verdächtig zu machen. Firmin's Vater war ein eifriger Anhänger der Sterndeuterei. In dem Augenblick, da ihm ein Sohn geboren wurde, kam auch der Sohn einer Sklavin auf die Welt; folglich war die Stellung der Planeten für beide

Kinder dieſelbe. Hätten die Geſtirne deren Lebenslauf beſtimmt, ſo hätte dieſer auch für beide Knaben derſelbe ſein müſſen. Dem war aber nicht ſo. Firmin gelangte früh zu einer höchſt ehrenvollen Stellung in der Welt und der Sohn der Magd verblieb lebenslang in den niedrigſten Verhältniſſen. Firmin's Vater, der bei der Geburt der Kinder einen Aſtrologen mit äußerſter Pünktlichkeit die Planetenſtellung beobachten ließ, wurde enttäuſcht durch dieſe Erfahrung. Auch Auguſtinus. An der Wahrſagerei hielt er aber noch immer feſt. In Carthago lebte damals ein berühmter Wahrſager, Namens Albicerus, deſſen zutreffende Löſungen ſchwieriger Fragen Jedermann in Erſtaunen ſetzte. Auguſtin hatte einen Löffel verloren und ließ darüber den Albicerus befragen. Dieſer gab ſogleich an, bei wem und wo der Löffel zu finden, und wer deſſen wahrer Eigenthümer ſei. Ein Schüler Auguſtin's ſprach einſt zum Wahrſager: „Sage mir, woran ich denke.“ Albicerus erwiderte: „An dieſen Vers des Virgil“ — und ſagte den Vers her. Es war richtig. Aehnliche Erſcheinungen kommen in veränderter Form zu allen Zeiten vor, weil die Neigung des Menſchen, das Verborgene zu wiſſen, das Zukünftige zu kennen, ihn leichtgläubig macht. Auf zwei zutreffende Antworten, welche von Karten, Klopfgeiſtern, Tiſchen ꝛc. ausgehen, kommen vielleicht zweihundert, die nicht zutreffen und von denen weiter nicht die Rede iſt. Leichtgläubigkeit thut das Meiſte, um der Wahrſagerei Eingang zu verſchaffen. Es gibt nur ein Auge, das in's Verborgene der Zeit und des Raumes ſchaut, und dies Auge gehört Demjenigen, der das ganze irdiſche Leben ſeiner Geſchöpfe von Räthſeln umgeben und ihren Blick und ihren Pfad vielfach mit Schleiern umhüllt hat. Will Er, daß ein ſterbliches Weſen dieſe Schleier lüfte, ſo geſchieht das immer nur unter beſondern Bedingungen, deren erſte — die heilige chriſtliche Aſceſe iſt. Durch ſie geläutert, erſcheinen dann ſeine Propheten, ſeine heiligen Seher und verkünden der Welt zu ihrem Heil, zu ihrer Warnung das, was Er ſie ſchauen, was Er ſie reden läßt.

Im Jahr 380 ſchrieb Auguſtinus ſein erſtes Werk, eine Abhandlung über das Schöne und das Geziemende. Er widmete es dem Redner Hierius, einem Syrier, der ſich in Rom niedergelaſſen hatte und in hohem Anſehen ſtand. Auguſtinus kannte ihn nicht, hoffte aber die Aufmerkſamkeit des berühmten Manns durch dieſe Widmung auf ſich zu ziehen. Seltſamer Weiſe ging dies Werk verloren, aber dermaßen verloren, daß Auguſtinus nach zwanzig Jahren nicht einmal mehr wußte, wie er es verloren habe.

Er lebte in Carthago fort und fort wie ein nach Wahrheit hungernder Bettler, der von andern Bettlern ein Almoſen begehrt. Die katholiſche Kirche in Afrika hatte damals keinen Tertullian, keinen Cyprian, deren ebenbürtiger Geiſt den ſeinigen angezogen oder überwältigt hätte; was ſie waren ſollte er noch für Afrika, ja für die ganze Kirche werden. Aber weil er Niemand hatte, an dem er ſich meſſen konnte, weil Niemand ſeinem Geiſt gewachſen war: ſo verblieb er in ſeiner ſtolzen Anmaßung und in ſeinem troſtloſen Irrthum. Befangen von der Irdiſchkeit, wie das den Stolzen zu geſchehen pflegt, umnachtete ſie ſeine Intelligenz. Er war nicht im Stande, ſich zu der Geiſtigkeit des Chriſtenthums zu erſchwingen. Er faßte nicht, daß Gott kein körperliches Weſen ſei, und er behauptete, der Menſch ſei von Natur das, was Gott ſei. Das Böſe liege außerhalb des Menſchen, der deſſen Uebermacht ertragen müſſe, wie man auch wehrlos ſei gegen den Tod. Oftmals fragte er ſpöttiſch die Katholiken: „Warum irrt die Seele, die Gott geſchaffen hat, der doch gut und wahr iſt?“ Antworteten ſie, daß die Seele in der wandelbaren Menſchennatur freiwillig vom rechten Wege abirre, ſo wollte er davon nichts hören und ebenſowenig die Frage der Katholiken gelten laſſen: „Warum irrt denn Gott im Menſchen, wenn dieſer ein Theil Gottes iſt?“ Aber mochte er auch mit ſeinem Wortgewebe die eigene und die fremde Einſicht umſtricken, ſo vermochte er doch nicht, ſich vor ſich ſelbſt zu jener zweifelloſen Zuverſicht zu bekennen, welche nur die Folge des

Glaubens an die chriſtliche Offenbarung iſt und ſein kann, weil die Seele geſchaffen wurde, um durch dieſe Offenbarung die Richtung und den Weg zum ewigen Leben zu finden und weil folglich eine gewiſſe Sympathie zwiſchen Seele und Offenbarung beſteht, welche nie zwiſchen der Seele und dem Irrthum obwalten kann. Mit dieſem harmoniren nur die untergeordneten Fähigkeiten und die ſündigen Neigungen, deren charakteriſtiſche Signatur wiederum genau mit der des Irrthums übereinſtimmt und Unruhe und Veränderlichkeit iſt.

Dieſe Unruhe ſchleppte Auguſtinus mit ſich umher. Fand er in der katholiſchen Kirche zu Carthago keine hervorragenden Männer als Fackelträger der Wahrheit, ſo waren auch bei den Manichäern keine geiſtigen Größen zu finden. Je mehr er ſelbſt las, ſtudirte, überlegte und verglich, deſto oberflächlicher erſchien ihm der Manichäismus neben den alten heidniſchen Philoſophen, mit welchen er ſich damals ausſchließlich beſchäftigte. Dieſe wurden durch das Licht der Vernunft zur Erkenntniß der natürlichen Wahrheiten geführt, während die Manichäer mit ihrer Phantaſie ein Labyrinth von Fabeln und Abſurditäten zuſammentrugen. Das geheime Mißtrauen, das ihn immer vor der vollen Hingebung gewarnt und ihn, gleichſam im Vorhof, bei den Zuhörern der Secte zurückgehalten hatte, nahm in dem Maß zu, als ſich ſeine Unbefriedigtheit ſteigerte und als er mit den Sitten und dem Leben der ſogenannten „Auserwählten" bekannt wurde. Sie waren ſehr fern davon, die Strengheiten wirklich zu üben, zu denen ſie ſich verpflichteten, um in die Reihen der Auserwählten aufgenommen zu werden. Die Enthaltſamkeit, welche die Vorſchriften von ihnen forderten, wurden nur äußerlich zur Schau getragen und auch das nicht lange. Es kam zu ſolchen öffentlichen Scandalen, im Theater, auf der Straße, in den Familien, daß die „Zuhörer" bei den Vorſtehern der Secte über das ſchamloſe Treiben und die groben Miſſethaten der „Auserwählten" Klage führten und verlangten, man möge ſie ausſtoßen.

Da es aber nicht Einer, ja nicht nur Vereinzelte, sondern sehr Viele waren, gegen welche sich die Klage erhob, so kam es nicht einmal zu einem Verweise, viel weniger zur Ausschließung. Weil die gottesdienstlichen Zusammenkünfte vom Kaiser Valentinian verboten waren, entschuldigten sich die Vorsteher wegen ihrer Nachsicht mit den Frevlern, indem sie sagten, diese könnten, wenn ausgestoßen, zu Verräthern werden und den Ort der Zusammenkünfte sowie die Geheimnisse der Secte verrathen. Dabei blieb es. Augustinus aber betrachtete mit steigendem Widerwillen eine Scheinheiligkeit, welche die Charaktere zu so tiefer Verdorbenheit erniedrigte und richtete nun all' seine Wünsche darauf, die Bekanntschaft eines gewissen Faustus, eines sogenannten Bischofs der Manichäer, zu machen, von dem es hieß, er löse die verwickeltsten Zweifel und beantworte die schwierigsten Fragen mit einer Klarheit ohne Gleichen.

Dieser Faustus war eines armen Mannes Sohn zu Milevis in Numidien. Er wurde Manichäer und brachte es in der Secte bis zur Vorsteherschaft. Er machte sehr viel Rühmens davon, daß er Vater und Mutter verlassen, der Ehe entsagt, nicht nach Geld und Gut gestrebt, wohl aber Hunger und Durst nach der Vollkommenheit gehabt habe. Wäre es ein Beweis von Tugend, daß man sagt, man sei tugendhaft, so hätte sich Faustus auf den Flügeln des Eigenlobes in den Himmel schwingen müssen. Dem war aber nicht so. Sein weichliches Leben, der Ueberfluß und die Verzärtelung, worin er seine Tage hinbrachte, waren den manichäischen „Zuhörern" sehr wohl bekannt und sie staunten mit nichten über eine Enthaltsamkeit, die ihn das arme Haus seines Vaters verlassen und mit üppigem Wohlleben vertauschen ließ. Er rühmte sich auch der Verfolgungen, die er gelitten. Sie bestanden darin, daß er einmal, vor Gericht des Manichäismus überwiesen, mit andern Manichäern nach einer Insel im mittelländischen Meere verbannt, doch sehr bald durch kaiserliche Gnade wieder zurückgerufen wurde. Es erhoben sich also weder sein Charakter, noch

ſeine Sitten, noch ſeine Schickſale über dem Gewöhnlichen. Auch nicht ſein Geiſt und Wiſſen. Auguſtinus aber erſchien mit geſpannter Erwartung vor dieſem Orakel der Manichäer, als Fauſtus im Jahre 383 nach Carthago kam.

„Seit neun Jahren," ſchreibt er in ſeinen Bekenntniſſen, „hatte ich mit größter Ungeduld dieſen Mann erwartet, der „mir als eine Schatzkammer von Weisheit und Wiſſenſchaft „geprieſen worden war. Endlich ſah ich ihn. Er war ein „angenehmer Mann, mit dem man ſich gut unterhalten „konnte und der eine gewiſſe ſüße Beredſamkeit beſaß, die „ſehr verlockend war und die auch mir gefiel. Aber als er „in dieſer anmuthigen Redeweiſe doch nur jene Fabeln vor„trug, die mir ſchon lange in den Ohren gellten, ſo wurde „mir zu Sinn, als ob Fauſtus meinem Durſt goldene „Trinkgeſchirre — aber leer anbiete. Seine Anſichten und „die Gründe, worauf er ſie ſtützte, erſchienen mir weder „richtiger, noch überzeugender als die, welche ich ſeit neun „Jahren bis zum Ueberdruß gehört hatte. Nur Leute ohne „Urtheil konnten in ſeiner Wohlredenheit Weisheit und „Scharfſinn finden. Zwar ergötzte mich die Gewandtheit „und Lebhaftigkeit ſeines Vortrags und die große Geſchick„lichkeit, mit der er immer den allerpaſſendſten Ausdruck „wählte, und mit Vielen und vor Vielen lobte und pries „ich ihn. Doch zu paſſender Zeit ging ich mit meinen „Freunden zu ihm, weil mich verlangte, ihm in traulicher „Unterredung die Fragen mitzutheilen, die mich beunruhig„ten. Da lernte ich ihn kennen als einen Mann, der ganz „unkundig der freien Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften war „und nur in der Grammatik (Philologie) gewöhnliche Kennt„niſſe beſaß. Cicero's Reden, einige Bücher Seneca's, die „alten Dichter und gutgeſchriebene Werke ſeiner Secte hatte „er geleſen; dazu die tägliche Uebung des Redens, unter„ſtützt durch ſein natürliches Talent und ſeine Anmuth: „darin beſtand ſeine Wiſſenſchaft. Ueber all' die langen „Erörterungen der Manichäer in Betreff der Himmelskörper, „die einen Theil und eine weſentliche Stütze ihrer Irrlehre

„bildeten, konnte er mir keine Auskunft geben. Er ließ ſich „auch gar nicht auf einen vergeblichen Wortſtreit ein, ſon„dern bekannte redlich, er ſei meinen Fragen nicht gewachſen. „Wegen dieſer Ehrlichkeit gefiel er mir. Weil aber dieſer „Berühmteſte der Secte in ſolcher Blöße vor mir erſchien, „war meine Wißbegier, von ihm etwas zu lernen, gebrochen „und ich fing an, auch an ihren übrigen Lehren zu ver„zweifeln. Im Umgang mit Fauſtus trieb ich das, was er „liebte und gern hörte und was ich, als Lehrer der Rhe„torik, den ſtudirenden Jünglingen vortrug. So laſen wir „denn Manches, was ich ſeinem Verſtande angemeſſen er„achtete. Mein früheres Streben, mich in der Secte zu „vervollkommnen, fiel völlig weg, ſeitdem ich ihn genau „kannte. Doch brach ich deshalb noch nicht mit ihr, ſon„dern in Ermangelung eines Beſſeren beſchloß ich, ruhig „abzuwarten, ob nicht endlich etwas Würdigeres zum Vor„ſchein käme. Wider Wiſſen und Willen hat alſo dieſer „Fauſtus, der für ſo Viele eine Schlinge des Verderbens „wurde, die Schlinge zu löſen begonnen, die mich an die „Secte feſſelte."

Das alſo war das Ende eines neun Jahre hindurch erſehnten Zuſammentreffens: Auguſtinus wird äußerlich der herablaſſende Lehrer, der für das Orakel der Manichäer Bücher wählt, welche ſich für deſſen Verſtändniß eignen; innerlich aber erkennt er, daß eine unausfüllbare Kluft zwiſchen ihm und dem Manichäismus liege: der Mangel an objectiver Wahrheit — und ſomit bricht auch ſeine Hoffnung zuſammen, daß durch die Lehren der Secte ein Fortſchritt in der Tugend möglich ſei. Gottes Barmherzigkeit hatte ihm durch den Durſt nach Wahrheit einen Stachel in's Herz gegeben, der ihn zwar in falſcher Ruhe leben, aber nicht einſchlafen ließ.

Achtes Kapitel.

Auguſtinus in Rom.

Es gehört zu jenen geheimen und wunderbaren Zügen der Vorſehung, daß Auguſtin ſich gerade jetzt und in dieſer Seelenſtimmung von ſeinen Freunden überreden ließ, den Aufenthalt in Carthago mit dem in Rom zu vertauſchen. Bewunderten Männern fehlt es nie an Freunden. Die Einen ſind es aus Eitelkeit, die Anderen aus oberflächlicher Theilnahme, einige Wenige aus wahrer Uebereinſtimmung des Gemüths auf dem gemeinſamen Boden der richtigen Erkenntniß von Beſtimmung und Ziel des Menſchen. Zu dieſen Wenigen gehörten Alypius und Nebridius. In Ermangelung der richtigen Erkenntniß ſuchten ſie dieſelbe mit ihm und waren unbefriedigt wie er. Unter Auguſtin's übrigen Freunden nahm ein gewiſſer Marcian eine der erſten Stellen ein. Sie kannten ſich lange und verkehrten in großer Einigkeit und Vertraulichkeit. Marcian war ſtolz auf dieſen Freund und im Geiſt des Stolzes ſuchte er durch Lobeserhebungen und Bewunderung Auguſtin's ehrgeiziges Streben nach weltlichem Glanz und Glück zu beflügeln. Marcian wollte ſich ſonnen im Lichte Auguſtin's. Marcian alſo und „andere Freunde, die am Irdiſchen hingen," drangen darauf, daß Auguſtin Carthago verlaſſe und in der Hauptſtadt der Welt den Platz einnehme, der ihm gebühre und der ſeinem Genie nicht fehlen werde. Glänzende Ausſichten hatten zwar ihren Reiz für Auguſtin; allein der ſtärkſte Beweggrund zu ſeinem Entſchluß, nach Rom zu gehen, entſprang aus der Zuchtloſigkeit der ſtudirenden carthaginenſiſchen Jugend. Sie hatte ihn angewidert, als er ſelbſt ſtudirte; jetzt mußte er ſie als Lehrer ertragen. Bei ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften war ihm das brutale Treiben junger Leute, die ſich doch den Studien widmen wollten, aber die Lehrer mit frecher Unverſchämtheit behandelten, ganz unausſtehlich. Er hörte, in Rom ſei es anders; die Jünglinge lebten dort in geordneter Zucht, anſtändig, ruhig; die Würde des Hör-

ſaals und die Achtung vor dem Lehrer werde nie durch ſtürmiſche Unterbrechungen verletzt. Das beſtimmte ihn. Aber er fürchtete den Einſpruch Romanians, ſeines treuen Wohlthäters, der zu ſehr Afrikaner war, um nicht Auguſtinus in Afrika behalten zu wollen; noch mehr aber den ſeiner Mutter; er ſchwieg gegen Beide.

Monica aber, „welche nach der Mütter Weiſe, doch inniger als Viele, die Nähe ihres Sohnes liebte, und die „Tag und Nacht ihr Herzblut in Thränen verwandelt, zum „Opfer für ſein Seelenheil darbrachte," Monica erhielt irgendwie Kunde von Auguſtin's Vorhaben und entſetzte ſich. Die Trennung, die Entfernung, die Gefahr noch größerer Verweltlichung — Alles erfüllte ſie mit unſäglicher Beſorgniß. Sie reiſte von Tagaſte nach Carthago und ſuchte Auguſtinus durch Bitten und Vorſtellungen von ſeinem Vorhaben abzubringen. Umſonſt. Da er aber den grenzenloſen Schmerz ſeiner Mutter mit tiefer Bekümmerniß ſah und die Qual des Abſchieds für beide Theile fürchtete, ſo nahm er zur Liſt ſeine Zuflucht. Heimlich betrieb er alle Anſtalten zu ſeiner Reiſe, und als das geſchehen und das Schiff ſegelfertig war, ſagte er der Mutter, er wolle einem abreiſenden Freunde das Geleit geben. Monica beſtand darauf, ihm bis zum Ufer zu folgen, getrieben von unbeſtimmter Angſt, er könne ihr entkommen. Als Auguſtin den Nachen beſtieg, der ihn zum Schiff führen ſollte, flehte ſie ihn an, ſie mit auf's Schiff zu nehmen, und nur mit größter Mühe überredete er ſie, in einer nahe gelegenen, dem hl. Cyprian geweihten Kapelle zu warten, bis er Abſchied von ſeinem Freunde genommen habe und zu ihr zurückkehre. Endlich willigte ſie ein und begab ſich in die Kapelle, wo ſie weinend und betend vom Abend bis zur Morgendämmerung verblieb, jeden Augenblick Auguſtin's Rückkehr erwartend. Aber er kam nicht wieder. Der Wind war günſtig, die Anker wurden gelichtet; mitten in der Nacht ſegelte das Schiff gen Norden. „Die Mutter hintergehend, und welche Mutter!" entfloh Auguſtin. Hätte Monica geahnt, daß

dieſe Flucht ihn der Wahrheit näher bringen würde, wie getröſtet wäre ſie geweſen, als ſie bei Tagesanbruch zum Ufer ging und das Schiff nicht mehr im Hafen ſah. Jetzt aber war ſie außer ſich vor Schmerz und beſchuldigte in erſter Aufregung ihren Sohn der Hinterliſt und Hartherzigkeit. Aber bald ſammelte ſie ſich wieder zu der frommen Ergebung in den Willen Gottes, welche die Kraft der Heiligen ausmacht. Sie ging nach Tagaſte, Auguſtinus nach Rom.

Es war zu Ende des Jahres 383 und er zählte neunundzwanzig Jahre. Adeodat und ſeine Mutter begleiteten ihn.

Das Heidenthum befand ſich in Rom in der Agonie; aber es wollte nicht ſterben; es klammerte ſich an das Leben, an große Namen, große Erinnerungen, große Glücksgüter, große Genußſucht an. Roms alte vornehme Familien hingen mit Leidenſchaft an den alten Traditionen, die mit ihrer Größe verwebt und auf heidniſchem Boden entſprungen waren. Vielfach entartet durch ſardanapaliſche Verweichlichung, die den Geiſt abſtumpft und den Charakter ſchwächt, waren die Träger erlauchter Namen nicht geeignet ſie würdig zu vertreten, und ſtanden häufig, was Sitten, Bildung und Intereſſen betraf, auf einer und derſelben Stufe mit den Gladiatoren der Arena und den Wagenlenkern des Circus, an welche ſie ihren Beifall, ihre Gunſt, zuweilen ihre Freundſchaft verſchwendeten. Alle Sinnenfreuden, welche coloſſale Vermögen verſchaffen können, ſtanden ihnen zu Gebot und entnervten ſie phyſiſch und moraliſch dermaßen, daß ſie zwiſchen wahnwitziger Ueberfeinerung und unerhörter Brutalität hin und her ſchwankten. Dieſer Boden war günſtiger für die Götter, als für Chriſtus den Gekreuzigten. Rom faßte damals über eine Million Einwohner, der Mehrzahl nach Sklaven. In 1800 Paläſten oder anſehnlichen Häuſern lebten die Patrizier mit ganzen Heeren von Dienern, die dem Sklavenſtand angehörten. In der Stadt beſorgten dieſe für den Herrn und Gebieter alle und jede

Leiſtung des Dieners und Handwerkers. Auf ſeinen Gütern bebauten ſie ſeine Felder. Einen ſelbſtſtändigen Handwerker- und Bauernſtand gab es nicht; die Sklaven machten ihn überflüſſig und unmöglich. Auch einen wohlhabenden, unabhängigen Mittelſtand, der durch Induſtrie, Talent und Fleiß zu Vermögen und Anſehen gekommen wäre, kannte Rom nicht. Es gab nur Reiche mit ihrem ungeheuern Anhang, und armes Volk; und dieſes natürlich eben ſo demoraliſirt wie jene, weil die Mäßigkeit, die Uneigennützigkeit, die Sittenſtrenge der altrömiſchen Zeiten für Alle zu den verſchollenen Traditionen gehörten. Die römiſche Geſellſchaft kam im Materialismus um und der Glaube an die Götter war in gänzlichen Unglauben umgeſchlagen. Dennoch ſtanden in Rom einhundertundzwanzig Tempel mit ihren Götterbildern aufrecht; allein der Cultus hatte ſeinen Zauber verloren, wenn auch noch jene Feſte oder Ceremonien beibehalten waren, die in den Vorſtellungskreis herkömmlicher Gewohnheit gehörten oder in denen die entfeſſelte Unſittlichkeit ihre Orgien feierte.

Zuweilen zuckte ein wunderbarer Blitzſtrahl durch dieſe ſchwüle Atmoſphäre. Dann hieß es, ein Sohn der Aemilier, eine Tochter der Julier ſei Chriſt geworden, entlaſſe die Sklaven, ſpende ungeheure Almoſen, beſuche die Armen, vertauſche die Bequemlichkeiten eines an allen Luxus gewöhnten Lebens mit einer an Dürftigkeit grenzenden Einfachheit, leſe nur ernſte, fromme Schriften, beſchäftige den Geiſt mit der Betrachtung wichtiger Lehren und tiefſinniger Wahrheiten, und ſei glücklicher in der Entſagung, denn je zuvor im Genuß weltlicher Dinge. Man hörte das, man ſah einen Augenblick hin auf Jene, die in einer dem Weltſinn vollkommen unbegreiflichen Weiſe glücklich waren, und dann vergaß man ſie im Rauſch und in der Betäubung der Gewohnheit, die für ermattete Charaktere überwältigend iſt.

Kaiſer Gratian hatte den Titel, den die vorchriſtlichen Kaiſer des Römerreichs führten, Pontifex Maximus, zurückgewieſen. Er wollte nicht Reichsoberbiſchof ſein. Er er-

kannte, daß die priesterliche Binde und die kaiserliche Krone nicht zugleich die Stirn eines christlichen Fürsten schmücken dürfen, weil die Macht auf kirchlichem und weltlichem Gebiet, deren Attribut sie sind, keine Vermengung in einer und derselben Hand verträgt und auf beiden Gebieten schädlich, verwirrend wäre. Jetzt ließ er aus dem Versammlungssaal des römischen Senats den Altar der Victoria wegnehmen. Zu diesem Todesstreich wider das Heidenthum fügte er noch einen zweiten: den Tempeln, den Opferpriestern und den Vestalinnen wurden zu Gunsten der Kirche oder des Reichs ihre Güter und Einkünfte abgenommen. Dadurch zeigte er an, daß das Römerreich nicht länger unter dem fabelhaften Schutz einer fabelhaften Göttin stehe und daß die Verehrer von dergleichen Fabelwesen nicht länger das Volk auf falschen und bethörenden Wegen, und im Dienst von Wahngebilden erhalten dürften. Die Heiden bemühten sich sehr um Aufhebung dieses Gesetzes und ganz besonders war es der Präfekt von Rom, Symmachus, der auf jede Weise das Heidenthum vertheidigte. Er pflegte zu sagen: „Was kommt darauf an, auf welche Weise ein Jeder die Wahrheit findet! auf einem Wege können nicht Alle zu einer so verborgenen Sache gelangen.“ Eben weil sie dermaßen verborgen ist, daß Niemand ohne Licht von Oben zu ihr gelangen kann, eben darum erleuchtet die Offenbarung die ganze Menschheit. Trotz aller Bemühungen der Heiden blieb es bei jenem Gesetz, das von Ambrosius, dem großen Bischof von Mailand, vertheidigt wurde.

In diesem noch sehr heidnischen Rom fand Augustinus seinen Freund Alypius wieder, der schon seit einigen Jahren dort lebte. Der Ehrgeiz seiner Eltern hatte ihn nach Rom gedrängt. Anfangs studirte er die Rechtswissenschaften; dann wurde er Beisitzer des Schatzmeisters der italischen Casse. Ausgezeichnet durch seine Kenntnisse, erwarb er sich allgemeine Achtung durch seinen redlichen Charakter und durch die furchtlose Unbestechlichkeit in seinem Amt, die er einmal sogar dem Ansinnen und den Drohungen eines

mächtigen Senators entgegenstellte, der von dem Schatzmeister irgend eine ungesetzliche Nachgiebigkeit verlangte. Ohne den Widerstand des Alypius wäre der Schatzmeister geneigt gewesen, dem Senator zu willfahren; aber der junge Beisitzer war von unüberwindlicher Entschiedenheit. Die verdorbene römische Welt staunte wie ein Wunder einen jungen Mann an, der sich nicht fürchtete, im Anfang seiner öffentlichen Laufbahn einen so mächtigen Senator sich zum Feinde zu machen. Und seltsames Gemisch von sittlicher Kraft und Schwäche in demselben Menschen! Dieser nämliche Alypius, der unbesiegbar in seiner Gewissenhaftigkeit war, er war in Rom in seine alte Leidenschaft für die Spiele des Amphitheaters zurückgefallen, von denen er sich in Carthago jahrelang fern gehalten. Das war so gekommen:

An einem Tage, der diesen grausamen Spielen bestimmt war, begegnete Alypius einigen seiner Freunde, welche miteinander gespeist hatten und sich zum Amphitheater begaben. Sie umringten ihn halb im Scherz, und als er ihnen zu entkommen suchte, führten sie ihn mit freundschaftlicher Gewalt dahin. „Wohlan!“ rief Alypius, „ihr habt meinen Leib hergeschleppt, allein über meinen Willen habt ihr keine Gewalt. Ich werde körperlich anwesend, doch den Augen und dem Geiste nach abwesend sein.“ Nun wurden seine Freunde äußerst neugierig, ob er bei seinem Vorsatz bleiben werde, nahmen möglichst gute Plätze und ließen sich nieder. „Ringsum glühete schon Alles in blutdürstiger Lust,“ erzählt Augustinus. „Alypius aber schloß seine Augen und verbot „seinem Geist, Theil zu nehmen an dem mörderischen Gräuel. „Aber o weh! sein Ohr war nicht geschlossen! Als einer „der Kämpfer stürzte und des Volkes unendliches Geschrei „erschallte, übermannte ihn der Vorwitz und mit dem Ent„schluß, nichts zu beachten, was er auch sehen möge, öffnete „er die Augen und wurde urplötzlich von dem Wahnwitz „angesteckt, der ihn umtobte. Denn sobald er die gräßliche „Wunde und das Blut sah, sog er wie ein wildes Thier, „das Blut geleckt hat, Grausamkeit ein und ergötzte und

„berauſchte ſich in der Mordliebe. Er war nun ganz wie „die Volksmaſſe, die ihn umgab. Er ſah, er ſchrie, er „glühte, er tobte wie ſie; und ſtatt nach beendeten Spielen „in trauriger Ernüchterung das Amphitheater zu verlaſſen, „trug er die raſende Luſt mit ſich fort und war fortan der „Eifrigſten Einer bei dieſen frevelhaften, unmenſchlichen „Spielen. Dennoch errettetest du ihn, o Herr, mit deiner „ſtarken, erbarmenden Hand, und lehrteſt ihn, nicht auf ſich, „ſondern auf dich zu vertrauen; doch erſt lange hernach."

Die Ketten der Leidenſchaft laſteten auf den beiden Freunden und in dieſem Leiden ſchloſſen ſie ſich immer feſter an einander. Denn ſie litten ſehr. So lange die Seele nicht ganz von Sünde und Laſter unterjocht und deren ſtumpfe Sklavin geworden iſt, trägt ſie das heimliche Bewußtſein der Entfernung von ihrem wahren Ziel wie eine Wunde im Innern, und ſie brennt um ſo mehr, je weniger ſie auf der Oberfläche ſichtbar iſt. Der Erbfeind alles Guten, der Stolz, ſucht dieſe Wunde mehr und mehr zu verbergen, und bewirkte in Auguſtinus, daß er noch mit den Manichäern, den Zuhörern ſowohl als den Auserwählten, in Verbindung blieb, und er ſelbſt gibt die Urſache an:

„Es ſchien mir noch immer, daß nicht wir es wären, „die ſündigten, ſondern daß ich weiß nicht was für eine „Natur in uns ſündige. Es erfreute meinen Stolz, ſchuld„los zu ſein und, wenn ich Böſes gethan hatte, nicht zu „bekennen, daß ich es gethan, ſondern mich zu entſchuldigen „und ein gewiſſes Etwas anzuklagen, das zwar in mir, je„doch nicht ich ſei. Aber es war alles ganz ich und nur „meine Gottloſigkeit hatte mich mit mir ſelbſt entzweit, und „die Sünde war um ſo unheilbarer, als ich kein Sünder „zu ſein wähnte. Deshalb war ich noch immer vereint mit „Jenen, welche ſo lehrten, und wenn auch kälter gegen ſie, „machte doch ihre Freundſchaft mich träge, nach der Wahr„heit zu forſchen."

Man ſieht förmlich mit Angſt, wie Auguſtinus gleichſam flügellahm wird; wie er Anwandlungen von jener Gleich-

gültigkeit hat, welche ein fast unübersteigliches Hinderniß gegen das Aufsuchen der Wahrheit aufthürmt; wie der Gedanke in ihm entstehen kann, „daß jene Philosophen, die „man Akademiker nennt, klüger als die übrigen gewesen „wären, weil sie glaubten, man müsse an Allem zweifeln, „und behaupteten, dem Menschen sei nichts erfaßbar."

Bald nach seiner Ankunft in Rom fiel Augustinus in eine tödtliche Krankheit. „Ich wanderte schon zur Unter„welt," schreibt er, „beladen außer der Erbsünde, durch die „wir Alle in Adam sterben, noch mit allem Bösen, das ich „gegen dich, o Herr, gegen mich und gegen Andere begangen „hatte. Denn noch nichts hattest du mir vergeben in Christus. „Noch nicht hatte dieser durch sein Kreuz die Feindschaft „vertilgt, in welche ich durch meine Sünden zu dir gerathen „war. Denn das Kreuz eines Gebildes, wie ich Christus „mir dachte, vertilgt sie nicht. So falsch mir sein leiblicher „Tod damals erschien, ach, so wahr war der Tod meiner „Seele."

Er spürte auch nicht das geringste Verlangen nach der heiligen Taufe, das so lebhaft gewesen war, als er einst in früher Jugend tödtlich erkrankte. Das Fieber nahm zu; aber er genas dennoch. Er schreibt diese Heilung dem Gebet seiner Mutter zu.

„Ich vermag es nicht auszudrücken, wie sehr ihre Gedan„ken auf mich gerichtet waren, wie heiß ihre Angst war, „bis sie mich wieder unter den Wiedergebornen sah. Hätte „mein zwiefacher Tod die Eingeweide ihrer Liebe durchdrun„gen, nimmer wäre sie von diesem Schmerz genesen. Aber „du, o Herr, verachtetest nicht ihr demüthiges und zerschla„genes Herz und nicht die Thränen, womit sie um das „Seelenheil ihres Sohnes flehte. Du errettetest mich aus „jener Krankheit und ließest genesen den Sohn deiner Magd."

Augustinus wohnte im Hause eines manichäischen Zuhörers. So wie er hergestellt war, begann er in seiner Wohnung seine Vorträge über die Redekunst zu halten, anfangs nur für einige junge Leute, die ihn schon kannten

und die bald Andere auf ihn aufmerksam machten; dann vor einem größeren Kreise. In Rom heißt es, daß die alte Kirche St. Maria in Cosmedin auf der Stelle stehe, wo Augustin's Schule der Rhetorik stand. Sie liegt am Fuße des aventinischen Hügels und ist über einem antiken Tempel erbaut, dessen Säulen ihre Decke tragen. Ein Paar altchristliche Ambonen, von welchen herab die Lesungen aus den heiligen Schriften vorgetragen wurden, ein byzantinisches Muttergottesbild, ein historisches Mosaikgemälde vom Jahr 750, ein mittelalterlicher Tabernakel über dem Altar, ein schöner alter, musivisch eingelegter Marmorfußboden: Alles gibt dieser Kirche einen ungemein ernsten, feierlichen Charakter und führt die Gedanken in frühe Jahrhunderte zurück. Und man denkt daran, daß gerade damals auf dem Aventin ein Haus stand, welches von zwei edlen Schwestern aus dem Geschlecht der Furier bewohnt und durch sie in der altchristlichen Geschichte so berühmt wurde. Marcella und Asella, diese Jüngerinnen des heiligen Hieronymus, waren — die eine das Vorbild der christlichen Wittwe, die andere das der christlichen Jungfrau — und ihr Leben, das die höchsten geistigen Interessen verfolgte und zugleich die einfachste praktische Nächstenliebe übte, war vom größten Einfluß auf die höheren Kreise der römischen Frauen, und durch diese auf die Familie. Marcella's Haus auf dem Aventin war ein geistiger Gesundbrunnen, aus dem die Seelen christliche Wahrheit schöpften.

Und am Fuße dieses Hügels lebte und lehrte Augustinus, verschmachtend nach der Wahrheit und ahnungslos, wie nahe er sei den stillen Seelen, durch die er mehr über die Wahrheit belehrt werden könne, als durch seine manichäischen Auserwählten. Aber er kam nicht in die geringste Berührung mit der christlichen Gesellschaft Roms.

Das tiefe Mißbehagen, das Augustinus in seinem Innern spürte, ließ ihm auch in Rom keine Ruhe. An Schülern fehlte es ihm nicht; auch waren sie fern von dem brutalen Treiben der Carthaginenser; aber sie hatten eine Un-

sitte, die ihn sehr verletzte. Hatten sie längere Zeit die Vorträge eines Lehrers besucht, so wurden sie untereinander einig, ihn nunmehr zu verlassen, um ihn nicht zu bezahlen, und haufenweise begaben sie sich in andere Vorlesungen. Diese Gemeinheit empörte Augustinus. Ueberdas brauchte er das Geld, das man ihm vorenthielt, zu seiner Existenz. Höchst willkommen war ihm daher die Nachricht, die Stadt Mailand habe sich an Symmachus, den Präfecten von Rom, gewendet und ihn gebeten, ihr einen tüchtigen Lehrer der Rhetorik zu schicken. Die Bewerbung stand Jedem frei und Augustinus meldete sich. Symmachus, ein eifriger Anhänger des Heidenthums, selbst Pontifex und Augur, dabei ein Meister in der Rhetorik, wollte sich von Augustin's Talent überzeugen und gab ihm den Stoff zu einer Rede auf, welche Augustin in seiner Gegenwart und zu seiner Zufriedenheit vortrug. Der alte Epigone des Heidenthums ahnte nicht, daß der junge Mann, den er der Stadt Mailand empfahl, der feurigste Vorkämpfer einer Religion werden sollte, welche Symmachus so sehr verachtete.

Mit dem Jahr 384 ging Augustin's Aufenthalt in Rom zu Ende, ohne ihn im Wesentlichen gefördert zu haben. Sein theurer Alypius war wieder unter den Zauber des alten Freundes und Lehrmeisters zurückgekehrt, wollte sich nicht von ihm trennen und begleitete ihn nach Mailand. Dem Wunsch seiner Eltern gab Alypius insofern Gehör, als er sich in Mailand um eine öffentliche Stelle bewerben wollte, zu der ihn die Kunde der Rechtswissenschaften befähigte.

Neuntes Kapitel.

Innere Stürme.

Kaum hatte Nebridius in Carthago erfahren, daß Augustin und Alypius zusammen Rom verließen, um in Mailand zu leben, als ihn ein unwiderstehliches Verlangen befiel, sich zu ihnen zu gesellen. Der freundschaftliche Verkehr der

früheren Jahre tauchte mit dem lebhafteſten Reiz in ſeinem Gedächtniß auf und er verließ Afrika, ſeine Familiengüter, ſein Haus zu Carthago, ſeine Mutter, mit welcher er dort lebte, Alles, Alles! nur um ſich wieder mit Auguſtin zu vereinigen und mit ihm nach Wahrheit und Weisheit zu forſchen.

So waren ſie denn beiſammen die drei jungen Männer, alle drei ungewiß über ihre Zukunft, ſchwankend in ihren Ueberzeugungen, unbefriedigt in ihren Verhältniſſen, grübelnd in dunkeln Fragen, ſeufzend nach dem glückſeligen Leben, wovon ſie das Ideal ebenſowenig aus ihrer Seele verbannen, als es auf ihrem bisherigen Wege verwirklichen konnten.

„Wir waren drei Elende," ſchreibt Auguſtin, „die ihre „Noth einander klagten und von dir, o Herr, erwarteten, „daß du ihnen endlich himmliſche Speiſe gewähren werdeſt. „Du ließeſt zu, daß all' unſer weltliches Thun und Treiben „mit den größten Bitterkeiten gemiſcht werde. Und wenn „wir dann uns fragten, zu welchem Zweck, in welcher Ab„ſicht, für welches Ziel wir ſie ertrügen: ſo tauchten ent„weder Chimären vor uns auf oder es umgab uns tiefe „Dunkelheit. Dann ſeufzten wir entmuthigt: Wie lange „ſoll dieſer klägliche Zuſtand dauern? wie lange noch? — „und trotz dem verließen wir ihn nicht. Denn wir hatten „ja nichts, was uns Erſatz bot, wenn wir uns von den „vergänglichen Dingen losſagten."

Wer einen ſolchen Zuſtand kennt von unbeſtimmter Hoffnung auf eine große Schickſalswendung und unbeſtimmter Furcht, ob ſie und wie ſie eintreten werde; von maßloſem Ungenügen an jeder Art von Beſitz und Scheu vor dem Aufgeben deſſelben; von Verlangen nach unerſchütterlichen Grundlagen für die ganze Richtung und Stellung des Seins und des Lebens und von Abneigung gegen Schranken und gegen Unterwerfung; von trauriger Erkenntniß der Vergänglichkeit aller, aller Güter und Freuden der Erde und von unvertilgbarer Zuverſicht, daß das Glück irgendwo ge-

funden werden müſſe; von Bedürfniß zu glauben und von Gewohnheit zu zweifeln; von Aufſchwung zum Idealen und vom Kriechen im Staube: wer das kennt und nun dieſe Seelenſtimmungen in ihrem Wechſel und in ihrer Vermiſchung bis zu dem Grad erweitert ſich vorſtellt, die ſie im Herzen und im Geiſt eines Auguſtinus annehmen müſſen, der wird begreifen, daß in dieſen Schwankungen eine Pein liegt, welche kein Wort ausdrücken kann.

Kaum in Mailand angelangt, ſuchte Auguſtin ſogleich den Biſchof Ambroſius auf, der ſchon damals „weltberühmt und einer der größten Männer ſeiner Zeit war," und unermüdlich als ein Apoſtel des Evangeliums ſeinem Volk die katholiſche Lehre verkündigte, die der häretiſche Arianismus verfälſchen wollte. Der Biſchof empfing ihn mit ſo väterlicher Güte und Freundlichkeit, daß Auguſtin alsbald anfing ihn zu lieben. „Freilich nicht als einen Lehrmeiſter „der Wahrheit," ſagt er, „denn ich hatte die Hoffnung verloren, ſie in der Kirche zu finden; aber wie man Jemand „liebt, der uns mit großem Wohlwollen behandelt. Sehr „aufmerkſam hörte ich ſeinen Predigten zu; nur nicht aus „frommer Andacht. Ich wollte mich überzeugen, ob ſeine „Beredſamkeit ſeinem Ruf entſpreche, vielleicht ſie übertreffe. „Was er ſagte, war mir ſehr gleichgültig, aber ich hing in „höchſter Spannung an jedem ſeiner Worte. Seine Rede„weiſe und ſeine Ausdrücke hatten weniger Anmuth und „Feinheit, doch viel mehr Nachdruck und wahrhafte Kennt„niß der Dinge, als die Vorträge des Fauſtus. Dieſer „war ein angenehmer Schwätzer, erfüllt von den Illuſionen „ſeiner Secte; Jener verkündigte mit erhabener Autorität „die Wege des Heils. Aber ach! es iſt fern, dieſes Heil, „von jenen Sündern, zu denen ich damals gehörte, und den„noch kam ich ihm näher und näher, ohne es recht zu be„merken; denn mit den Worten, auf deren Klang und Fü„gung ich ſo begierig lauſchte, drang doch wider meinen „Willen etwas von ihrem Geiſt und Sinn in meine Seele „ein. Freilich nur langſam. Es ſchien mir zuerſt, daß Alles

„haltbar ſei, was Ambroſius vortrage; dann, daß man „ohne Vermeſſenheit die katholiſche Lehre gegen die mani„chäiſche vertheidigen dürfe; dann, nachdem er den figür„lichen Sinn einiger dunkeln Stellen des Alten Teſtaments „ſehr einleuchtend erklärt hatte, daß Diejenigen, welche das „alte Geſetz und die Propheten höhniſch verwerfen, wohl nie „in den tiefen Geiſt der Schriften des Alten Bundes einge„drungen ſein dürften. Doch das Alles genügte mir nicht. „War die katholiſche Lehre auch nicht mehr in meinen Augen „vom Manichäismus überwunden, ſo fehlte doch noch ſehr „viel zu ihrem vollſtändigen Siege über ihren Gegner. Nun „ſtrengte ich meinen Verſtand auf's Aeußerſte an, um über„wältigende Gründe und ſchlagende Beweiſe für das Chri„ſtenthum zu ſuchen. Hätte ich mir ein geiſtiges Weſen „denken können, ſo wäre das manichäiſche Lehrgebäude in „Trümmer geſtürzt; allein ich konnte es nicht. Nur das Eine „war mir klar: ich mußte jede Verbindung mit der Secte „abbrechen. Ich war allzu ſehr vom Zweifel über ihre Lehren „gequält und zog ihr bereits allzu entſchieden andere Philo„ſophien vor, um bei ihr verbleiben zu können. Wieder „war es die Weiſe der Akademiker, die zweifelnd zwiſchen „allen Wahrheiten umherſchwanken, welche mich anzog; aber „wieder war es ein gewiſſer Mangel, der mich von ihnen ab„ſtieß; und das war dieſer: ich fand auch bei ihnen nicht „den heilbringenden Namen Chriſtus und deshalb wollte ich „ihnen durchaus nicht die Heilung meiner ermatteten Seele „anvertrauen. Ich entſchloß mich endlich wieder das zu „werden, was ich in meiner Jugend geweſen war und was „meine Eltern für mich als das Beſte erachtet hatten, Ca„techumen in der katholiſchen Kirche.“

Da ſtand er auf demſelben Punkt, auf dem er geſtanden, als er bei ſiebenzehn Jahren von Tagaſte nach Carthago ging, wie ein Wanderer, der ſich von einem verrätheriſchen Führer im Stich gelaſſen, im Walde verirrte und die Schreckniſſe der Nacht und die gefährlichen wilden Thiere und das Grauen vor dem Verſchmachten und die Unmöglichkeit ſich zurecht zu

finden, nach und nach in bitterer Herzensangst kennen lernte, und immer rastloser lief, um der ungeheuern Wildniß zu entkommen und endlich erschöpft und todtmüde wieder bei der Herberge anlangt und tief aufathmet und sich vornimmt, die Reise durch den Wald nicht eher anzutreten, bis er einen sichern Führer fand. Nun fühlte er sich aber so matt, abgeschreckt und mißtrauisch, daß er einen solchen Führer nicht recht suchen mag, obschon ihm in der engen Herberge auch nicht wohl ist, weil er ein Haus für die Ewigkeit begehrt.

In diesem seelenkranken Zustand fand Monica ihren Augustin. Sie konnte die Trennung von ihm nicht länger ertragen und folgte ihm über Land und Meer. Mit unerschütterlichem Starkmuth ertrug sie die Beschwerden der Reise und als ihr Schiff auf der See in große Gefahr kam, tröstete sie die verzagten Schiffer und verhieß ihnen glückliche Ueberkunft: so fest war ihre Zuversicht zu Gottes Gnade, daß sie nicht sterben werde, ehe sie ihren Sohn gerettet in der katholischen Kirche gesehen. Als sie von ihm hörte, er sei nicht mehr Manichäer, brach sie nicht in laute Freude aus, wie bei einer unerwarteten frohen Nachricht; sie sah darin die erste, langsam gereifte Gnadenfrucht der ewigen Barmherzigkeit, die nicht taub ist für das Flehen einer Mutter; und obschon Augustinus niedergeschlagen hinzusetzte, er sei auch nicht Christ: so hoffte Monica mehr denn je, Gott werde das Werk in ihm vollenden, das Er in ihm begonnen habe. Noch weinte und betete sie über Augustin wie über einen Todten, jedoch einen solchen, welchen die Auferstehung erwartet. „Sie trug ihn auf der Bahre ihrer Liebe, „bis die allmächtige Stimme: Jüngling, ich sage dir, stehe „auf! den Sohn der Wittwe vom Tode erwecken und ihn „der Mutter zurückgeben werde."

Sie täuschte sich nicht über die drohende Gefahr, in welcher Augustinus schwebte. Sein Zustand hatte sich zu dem Punkt gesteigert, den die Aerzte eine Krisis nennen. Da steht es schlimm mit dem Kranken. Alle bösen Symptome sind auf's Aeußerste in die Höhe getrieben und kein menschliches

Wiſſen vermag zu entſcheiden, wie der Kampf zwiſchen Lebenskraft und Todesſtoff ausfallen werde. Der giftigſte Todesſtoff für die Seele iſt der ſyſtematiſche Zweifel. Er macht ſie gleichgültig gegen Lüge und Wahrheit, gegen Gut und Böſe, gegen Laſter und Tugend, und verbleibt ſie in der Gleichgültigkeit, ſo geht ſie bald zu Grunde, denn in unſerer tiefbeſchädigten Natur iſt ein trauriges Etwas, das ſie mit vollen Segeln von ſelbſt zum Böſen drängt und in den Untergang treibt, während das leiſe Wehen des heiligen Geiſtes ſie nur wenig berührt, wenn ſie nicht mit der vollen Kraft des Glaubens und des Willens über ſich ſelbſt ſich erhebt. Und dieſe Kraft lähmt der ſyſtematiſche Zweifel. Aber Monica verlor keinen Augenblick ihr Gottvertrauen. Bei dieſem Gotteswerk einer Bekehrung ſah ſie feſt auf den gekreuzigten Chriſtus und nicht auf Auguſtin.

Eifriger denn je beſuchte ſie die Kirchen; andächtiger denn je oblag ſie dem Gebet. Mit Entzücken hörte ſie Ambroſius predigen und mit dankbarer Liebe verehrte ſie den gottſeligen Biſchof wie einen Engel Gottes, weil ſeine heilſamen Belehrungen Auguſtin von den manichäiſchen Irrthümern überzeugt und abgelöſt hatten. Dieſe Ehrfurcht vor Ambroſius gab ihr auch einen unbedingten Gehorſam gegen ſeine Anordnungen. In Afrika beſtand der Gebrauch, daß an den Tagen, wo die Kirche das Andenken der Martyrer feierte, die Gläubigen zu deren Gräbern Wein und Brod und Speiſen brachten und den Armen austheilten. Weil ſolche Liebesmahlzeiten nicht ſelten in Schmauſereien, ja in Trinkgelage ausarteten und weil der Gebrauch an heidniſche Todtenopfer erinnerte, hatte Ambroſius ihn in Mailand abgeſchafft. Das wußte Monica nicht und treu in der Beobachtung ihrer frommen Gewohnheiten begab ſie ſich an einem ſolchen Feſttage mit einem Korbe voll Wein und Speiſen nach der Kirche. Höchſt erſtaunt war ſie, vom Thürhüter zurückgewieſen zu werden; allein unverzüglich gab ſie einen Brauch auf, der ihr von Jugend auf lieb und ehrwürdig war, als ſie hörte, er ſei von Ambroſius verboten,

und umsomehr übte sie sich in andern Werken frommer Nächstenliebe. Auch Ambrosius liebte sehr die gottselige Wittwe, die er so oft in glühender Andacht beten sah, und wenn er Augustinus begegnete, brach er aus in ihr Lob und wünschte ihm Glück zu einer solchen Mutter, ohne zu ahnen, daß der Sohn an Allem zweifle, was sie glaubte; denn Augustinus hatte noch nicht versucht, ihm seine Seelenqualen zu eröffnen.

„Ambrosius galt mir," schreibt Augustinus, „als sehr glück„lich im Sinne der Welt, weil so viele angesehene und mäch„tige Männer ihn verehrten. Nur fand ich seinen ehelosen „Stand sehr drückend. Welchen Trost in der Trübsal und „welche himmlische Hoffnungen er hatte, wie sein Herz die „hehren Freuden des Brodes der Engel genoß, wenn er „gegen die Gefahren seiner eigenen Erhabenheit kämpfte; „sein wahres Glück also das kannte ich so wenig, wie „er den Abgrund, an dessen Rand ich taumelte. Es war mir „nicht vergönnt, ihm alle Fragen vorzulegen, die mich be„schäftigten, alle Gedanken, die mich marterten. Schaaren „von Menschen gingen ununterbrochen bei ihm aus und ein „und trugen ihm eine unendliche Last von Arbeiten und „Geschäften tausendfacher Art zu. War er allein, was höchst „selten und nur auf kurze Zeit der Fall war: so erquickte „er entweder seinen Leib mit dem Nothwendigsten an Ruhe „und an Speise, oder seinen Geist mit Lesen. Dies hielt „mich zurück von seinem Herzen und seinem Gespräch, ob„schon der Zutritt zu ihm so frei war, daß die Kommen„den nicht einmal angemeldet wurden. Gingen wir nun „zu ihm in dieser Zeit, so traten wir ohne Umstände in sein „Zimmer, fanden ihn so aufmerksam lesend, daß er keinen „Blick vom Buch abwendete, und setzten uns. Wer hätte „wohl gewagt, ihn in diesen ernsten Studien zu stören? Hat„ten wir nun eine Zeitlang schweigend so gesessen und in „fortwährender Stille ihn beobachtet, so entfernten wir uns „wieder und nur selten konnte ich dazu kommen, ihm eine „kurz gefaßte Frage vorzulegen, die er eben so kurz beant-

„wortete. Mein heißes Verlangen forderte längere Zeit, als „er mir widmen konnte, und ich fand keine Gelegenheit, um „ihm mein Inneres zu offenbaren. Indessen hörte ich ihn „doch jeden Sonntag das Wort der Wahrheit verkündigen „und mein Geist frohlockte, wenn er die Schriften des alten „Bundes nach der Regel: der Buchstabe tödtet, der Geist „belebt, dem Volk auslegte, denn dadurch erkannte ich die „Verleumdungen der göttlichen Bücher durch die Manichäer."

Auf diese Weise erfuhr Augustinus allmälig, daß der Mensch nach göttlichem Ebenbilde geschaffen sei, ohne daß deshalb Gott einen Körper und leibliche Glieder habe und daß — wenn man aus Mangel an Fassungskraft oder aus Unerklärbarkeit des Gegenstandes dieses auch nicht ganz fasse — man es doch sehr wohl glauben könne, da man ja eine Menge von Dingen glaubt, die man nie sah. Er erfuhr, daß die heiligen Schriften einer unerschütterlichen Autorität bedürfen, weil der Mensch zu vielfacher Täuschung unterworfen ist, um die ewige Wahrheit klar und zweifellos von selbst zu finden. Er erfuhr, daß es eine Kirche gibt.

„Wer dem Irrthum entgehen will," schreibt er, „muß die „Auslegung der heiligen Schriften demüthig von deiner „Kirche, o Herr, annehmen. Ihr verleihest du fort und fort „das rechte Verständniß durch die Erleuchtung des heiligen „Geistes. Wer im stolzen Dünkel verschmähet, die Kirche, „diese Säule und Grundfeste der Wahrheit, mit gelehrigem „Gemüth zu hören, der wird deiner Gnade verlustig und „mißkennt die Wahrheit, indem er überall nur die eiteln „Hirngespinnste seines bethörten Herzens wiederfindet. Es „gibt außer der Kirche kein Hören des göttlichen Wortes „sondern nur ein Hören der trüglichen, mehr oder minder „irrigen Menschen-Deutung dieses Wortes. Wer anderswo „als auf dem heiligen Berge der katholischen Kirche betet, „hoffe nicht erhört zu werden zum ewigen Leben, denn nur „in ihr wird Sündenerlassung verliehen und empfangen. — „Noch erkannte ich dies nicht; allein du standest mir bei, „damit ich zur Erkenntniß käme."

Und immer wieder jammerte er mit seinen beiden Herzensfreunden über die Schwierigkeit, die doppelte Kette der Unwissenheit des Verstandes und der sinnlichen Begierden zu sprengen. Mit Gram und Staunen ließ er die lange Zeit an seinem Gedächtniß vorüberziehen, die von seinem neunzehnten Jahr bis zur gegenwärtigen Stunde verflossen war. Damals flammte zuerst jene mächtige Liebe zur Weisheit und Wahrheit in ihm auf, die ihm süßer schien, als all' die eitlen trügerischen Aussichten auf weltliches Glück. Und dennoch kroch er jetzt, bei dreißig Jahren, noch immer auf den alten Wegen des Staubes umher, gequält von derselben Ungewißheit, voll Verlangen, die Gegenwart zu genießen, verzehrt vom Bestreben, sie, die immer flieht, festzuhalten und das zu sammeln, was seiner Natur nach immer zerflattert. Zuerst hatte er beschwichtigend zu sich selbst gesagt: Morgen werde ich die Wahrheit finden, die ich suche — und ihr folgen. Morgen wurde heute; aber er fand sie nicht. Dann dachte er: Faustus wird kommen, wird mich belehren und Alles lichten. Faustus kam; aber ohne Licht. Später seufzte er: O ihr Akademiker, ihr seid wahrhaft groß mit eurer Behauptung, daß keine Lehre unumstößlich sicher sei; euch will ich folgen. Aber auch das war vorüber und jetzt sprach er: ich will abermals suchen und nicht verzweifeln. Und doch war er der Verzweiflung sehr nahe.

„Wo und wie soll ich die Wahrheit suchen?" fragte er trostlos sich selbst. „Ambrosius hat nicht Zeit für mich. „Zum Lesen fehlt mir die Muße, und woher auch die Bü„cher nehmen! wer borgt sie mir? wo nehme ich die Mittel „her, um sie zu kaufen?" — Ein anderer Gedankenzug trat diesem entgegen: „Ist das Heil meiner Seele, welches von „der Entdeckung der Wahrheit abhängt, nicht einiger An„strengung werth? Kann ich mir nicht mit gehöriger Zeit„eintheilung die Muße schaffen, um über so wichtige Gegen„stände nachzudenken .... sie zu betrachten? .... Freilich, „der ganze Vormittag wird durch meine Vorlesungen aus„gefüllt; aber die übrigen Stunden des Tages — womit die?

„Nun, es ist doch nothwendig, daß ich mich gründlich auf „meine Vorlesungen vorbereite .... und in anderer Weise „eben so nothwendig, daß ich meine Gönner, meine ange„sehenen und vielvermögenden Freunde besuche, die meinen „Ruf, mein Fortkommen, meine Einkünfte so sehr fördern „können; .... und endlich bedarf mein Geist Erholung nach „so angestrengter Arbeit! — — Dennoch gehe lieber Alles zu „Grunde, fahre alles Eitle und Leere dahin, ehe ich abließe, „nach der Wahrheit zu forschen! Nein, ich sage den weltlichen „Aussichten und Hoffnungen Lebewohl .... ich suche fortan nur „Gott und das selige Leben. — — Hätte nur nicht die Welt „so süße Reize, daß es unsäglich schwer ist, ihnen zu ent„sagen! also behutsam gehandelt, ohne Uebereilung! Meine „einfluß- und zahlreichen Freunde können unschwer eine „Ehrenstelle für mich erlangen .... oder ich könnte Präsident „an einem Tribunal werden, eine Frau nehmen, die Ver„mögen hat; dann wäre ich am Ziel meiner Wünsche; denn „viele ausgezeichnete Männer lebten im Ehestande, ohne den „tiefsten wissenschaftlichen Studien und philosophischen For„schungen zu entsagen."

Solche Gedankenzüge kreuzten sich in seiner Seele wie schwere Wetterwolken, die der Sturm bald hieher, bald dorthin jagt. Die Sehnsucht, über alles Irdische hinaufzusteigen und die göttliche Schönheit, die ewige Liebe, das eine und einzige wahre Gut, Gott allein zu umfassen, in Gott allein Genügen zu finden, wurde aufgewogen von der Leidenschaft für die Creatur. Die Zeit verging. Er kam zu keinem Entschluß. Er „verschob es von einem Tage zum andern, sein „Leben in Gott zu erneuern und doch fand er täglich den „Tod in sich selbst. Er verlangte nach dem glückseligen Le„ben, aber er scheute zurück vor der Quelle der Glückselig„keit und suchte sich ihr zu nahen — auf der Flucht vor ihr."

Zehntes Kapitel.

Eheſtandsunterhandlungen.

Monica hatte einen leitenden Gedanken: ihren Sohn in den Bund der Chriſten aufgenommen zu ſehen. Ein Catechumen, der in unerlaubten Verhältniſſen lebte, konnte aber nicht zur Taufe zugelaſſen werden, weil ſie nur den Sünder im Blute Jeſu reinigt, der ſeine Sünden bereut, verabſcheut, und ſich, dem Willen nach, gänzlich von ihnen losſagt. Die Verbindung, in welcher Auguſtin nun ſchon ſeit dreizehn Jahren mit Adeodats Mutter lebte, ſtand zwiſchen ihm und dem Sacrament der Taufe; deshalb ſuchte Monica es zu löſen und Auguſtin für eine rechtmäßige Ehe zu gewinnen. Sie gab ſich die größte Mühe, eine Gattin für ihn zu finden, die ihm gefallen könne und deren äußere Verhältniſſe annehmbar wären. Wirklich fand ſie ein junges Mädchen, das allen Anforderungen zu entſprechen ſchien. Doch war auch hier wieder Adeodats Mutter ein Hinderniß, deſſen Entfernung die Eltern des jungen Mädchens ebenſo entſchieden wie Monica wünſchten. Das war nicht leicht. Auguſtin hing mit dem Herzen an ihr. „Man entriß ſie „mir," ſagt er, „und mein Herz wurde zerriſſen und blutete." Sie kehrte nach Afrika zurück und legte dort das Gelübde ab, ſich ganz Gott zu weihen und ein Leben der Buße und Entſagung zu führen. Adeodat blieb bei ſeinem Vater. Die Eltern der Braut verlangten aber eine zweijährige Friſt bis zur Verehelichung, weil ihre Tochter jetzt noch zu jung ſei. Die Heirath war ſehr wünſchenswerth; deshalb entſchloß ſich Auguſtin, dem Verlangen der Familie nachzugeben. Aber mit der ganzen Hinfälligkeit der Natur, „obſchon die Wunde „der Trennung nicht geheilt war," ſchloß er ſich nun an eine andere Frau an!

Alypius war durchaus gegen Auguſtin's Verehelichung und wiederholte ihm unabläſſig, daß das trauliche Leben der Freundſchaft und die gemeinſamen friedlichen Studien im Dienſte der Wahrheit nothwendigerweiſe durch den Ehe-

ſtand in den Hintergrund gedrängt werden müßten. Auguſtin mit ſeinem reichen und feurigen Herzen hatte jedoch ein äußerſt lebhaftes Gefühl für Freundſchaft und ſuchte dem Alypius zu beweiſen, daß ſich beides ſehr gut verbinden laſſe, und ſeine beredten Schilderungen von dem Glück des ehelichen Lebens machten nach und nach großen Eindruck auf Alypius, der im Grunde gar keine Neigung dafür hatte. Er war ſo daran gewöhnt zu Auguſtinus, wie zu einem verehrten Meiſter, aufzublicken und ihn zugleich ſo innig zu lieben, daß er zu glauben begann, Auguſtinus müſſe wohl Recht in dieſer Sache haben und aus Neugier nach jenem geprieſenen Glück beſchloß er, gelegentlich für ſeine Perſon ebenfalls daran zu denken.

Der Kreis der vertrauteſten, gleichgeſinnten Freunde hatte ſich inzwiſchen um Auguſtinus vergrößert. Romanian war durch wichtige Anliegen an das kaiſerliche Hoflager in Mailand geführt und hatte ſeinen Sohn Licentius, einen äußerſt begabten Jüngling mitgebracht, um ihn unter Auguſtin's Leitungzu ſtellen. Auch Navigius, Monica's zweiter Sohn, und zwei Vettern Auguſtin's waren nach Mailand gekommen. Dieſe und andere junge Männer empfanden den Drang, der durch die Zeit ging und der die ſtarke Strömung des chriſtlichen Elementes bezeichnete, die an jede Seele heranfluthete: der Drang für Höheres zu leben, als für die irdiſche Welt. Solche Geiſtesſtrömungen ſehr verſchiedener Art gehen durch die verſchiedenen Epochen der Geſchichte. Bald iſt ſie geiſtig beſeelend, bald geiſtig berauſchend, bald ſinnlich berauſchend, bald nur ſinnlich-materialiſtiſch. Die geiſtige Beſeelung iſt ein wundervolles Schauſpiel in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten. Der Menſch kommt zum Bewußtſein ſeiner Würde, ſeiner Beſtimmung, ſeines Zieles, ſeiner Gotteskindſchaft — zum Bewußtſein, daß dies Leben, welches in den Thränen, Schmerzen und Finſterniſſen der Zeitlichkeit beginnt, wie eine Chryſalide die Umhüllung der Irdiſchkeit ſprengen müſſe, um zu dem Lichte der ewigen Verheißungen aufzuſteigen. Jeder Chriſt macht freilich dieſen Prozeß, mehr oder minder

kräftig, in sich durch; allein damals war der Abgrund tiefer und das Gegengewicht schwerer und die Kette länger, weil das Heidenthum, d. h. die heidnische Gesinnung und Richtung, die Welt noch so mächtig beherrschte, und deshalb mußten Schwung und Energie größer sein, um den Gegensatz zu bewältigen.

„Oft unterhielten wir uns, meine Freunde und ich," schreibt Augustinus, „über das Elend und die Unruhe des Lebens, „wie die Welt es liebt. Wir fanden es durchaus unerträglich und berathschlagten, ob wir uns nicht an einen „stillen Ort begeben und abgeschieden von der Menge, „ungestört durch sie, gemeinschaftlich leben könnten. Um „diesen Plan auszuführen, sollte das Vermögen Aller in „eine Kasse zusammenfließen. Es sollte nicht mehr von „Mein und Dein die Rede sein, sondern die vollkommene „Freundschaft eine vollkommene Gleichheit zuwege bringen. „Wir rechneten, daß Zehn von uns sich für ein solches gemeinschaftliches Leben eignen würden. Einige waren sehr „reich, besonders Romanian, mein Landsmann und ältester „Freund, der am Kaiserhof seine Angelegenheiten betrieb. „Er drang am meisten auf die Ausführung unsers Planes, „dem er durch sein großes Vermögen eine feste Grundlage „geben wollte; und wir setzten fest, daß alljährlich Zwei aus „uns gewählt und mit der ganzen Verwaltung des Hauses „und der Einkünfte betraut werden, die Uebrigen aber sorgenfrei für geistige Beschäftigungen leben sollten. Als wir so „weit gediehen waren, fiel es Einem von uns ein zu fragen, „ob denn die Frauen, die Einige schon hatten, und die Frau, „die ich haben wollte, mit dieser Einrichtung zufrieden sein „würden; und ach! der schöne Plan, den wir mit solcher „Liebe ausgedacht hatten, löste sich in Rauch auf! Wir „fielen zurück in unsere alten Klagen über unsern alten Jammer, und auf die breitgetretenen Wege der Welt."

Aber diese Wege haben die traurige Eigenthümlichkeit, ihre Wanderer mehr und mehr mit einem schwülen Nebel zu umhüllen, der ihrem Blick keine freie Aussicht gestattet.

Sie ſehen nur, was vor ihrem nächſten Schritt liegt; ſie fühlen nur, was ihre Hand berührt; und da ſie auf dieſe Weiſe nur für das ſinnliche Daſein exiſtiren, ſo iſt es natürlich, daß ſie weiter nichts wünſchen, als daß es ihnen eine ununterbrochene Kette ſinnlicher Annehmlichkeiten biete. Dieſem Untergang des höheren Menſchen, der ſich zum Sklaven macht ſeiner gefallenen Natur, neigte Auguſtinus ſchon ſich zu. Nichts hielt ihn ab, ſich noch tiefer in den Schlamm der böſen Begierlichkeit zu verſenken, als ein Glaubensfunke, der ſeit ſeiner frühen Jugend unauslöſchlich in ſeinem Buſen glimmte, das war die Furcht vor dem Tode und dem bevorſtehenden Gericht. Wenn er mit ſeinen intimſten Freunden Alypius und Nebridius über das letzte Ende der Guten und Böſen ſprach, geſtand er ihnen, er würde dem Epikur die Palme der Weisheit reichen, welcher das höchſte Glück des Menſchen im möglichſt ungetrübten Genuß angenehmer Empfindungen ſetze, wenn er nur von dem Glauben ſich losmachen könne, daß das Leben der Seele nach dem Tode fortdauere und daß Jeder nach Verdienſt behandelt werde, ein Glaube, den Epikur freilich nicht hatte.

Um dieſe Zeit fielen ihm einige Schriften der Platoniker in die Hände. Ein berühmter römiſcher Redner, Victorin, der in ſeinem Alter Chriſt wurde, hatte ſie, als er noch Heide war, aus dem Griechiſchen in's Lateiniſche überſetzt. Mit dem krankhaften Heißhunger ſeiner Seele nach der geſunden Speiſe der Wahrheit fiel Auguſtinus über dieſe Schriften her. Er glaubte an Gott als an den Schöpfer, Regierer und Richter der Welt; er glaubte, daß Gott durch Chriſtus und durch die von der katholiſchen Kirche beglaubigten heiligen Schriften den Weg zum Leben nach dem Tode zeige; aber er zerquälte ſich maßlos über den Urſprung des Böſen. „Du weißt, o Herr, welche Marter, welche Qual ich litt, „wenn mein verſchmachtender Geiſt lechzend fragte: Woher „das Böſe? — und keine Löſung fand. Du allein weißt es; „die Menſchen nicht. Wie wenig konnte ich davon den Ver„trauteſten mittheilen! wie wenig ihnen von den Stürmen ſa-

„gen, die mich zerwühlten und durchwogten, denn dafür gab „es kein menschliches Wort. Aber mein Jammer nach dir, „und was ich schrie in der Todesangst meiner Seele, das „Alles, o Herr, kam vor dein Ohr und neigte deine Barm„herzigkeit mir zu. Und nur weil mein Stolz sich noch „sträubte, erkannte ich nicht die richtige Straße meines Hei„les: daß ich bliebe nach deinem Ebenbilde und, dir dienend, „das Böse in mir beherrschte. Ehe ich das erkannte, fand „ich nirgends einen Ruheplatz, nirgends die Stätte, auf der „ich sagen konnte: Genug! das ist's! mir ist wohl!"

Auch die Platoniker gaben ihm dieses Genügen nicht. Gingen sie auch in ihrer tiefsinnigen Speculation so weit, um die Gottheit des Sohnes und dessen Gleichewigkeit mit dem Vater zu ahnen, so erhoben sie sich doch nicht zu dem Mysterium der Menschwerdung. Der erniedrigte Gott, der Gott in Knechtesgestalt, der mißhandelte, gekreuzigte Gott, war ein Geheimniß, welches sich den Kleinen offenbarte, den Weisen nicht. Aber die Incarnation gibt das Verständniß über das Mysterium der Erlösung: Gott nimmt menschliche Natur an, um den Menschen zu sich empor zu ziehen. Auf dieser wunderbaren Höhe ruht die Seele im Licht und auf den Flügeln der christlichen Offenbarung. Doch ermahnten jene Schriften zur Forschung nach unkörperlicher Wahrheit und das wurde für Augustinus ein Fingerzeig, um in die Tiefe seiner Seele hinabzusteigen und seinen Blick von den äußern Dingen ab- und dem Innern zuzuwenden und von den wechselvollen, unruhigen Erscheinungen keine Aufschlüsse über Ewiges zu verlangen.

„Und du, o Herr, wurdest mein Helfer!" ruft er aus. „Du halfst mir mit meinem noch so schwachen Seelenauge „über meinem Geist dein unwandelbares Licht zu erblicken. „Es war nicht jenes allgemein sichtbare, und auch nicht ein „ähnliches, aber helleres, stärkeres Licht. Es war ganz „anders! und auch anders über meinem Geist, als der Him„mel über der Erde ist. Wer die Wahrheit erkennt, der

„kennt dies Licht; und wer es kennt, der kennt die Ewigkeit. „Die Liebe kennt es.“

Ja, so ist es. Die Liebe öffnet den Seelenblick für die Ewige Liebe, die sich herabließ aus dem überhimmlischen Licht und in unsere Finsterniß einkehrte, um uns die Wahrheit, und den Weg zu ihr und das Leben in ihr zu zeigen.

Aber noch stand Augustinus nicht fest. Hingerissen von der Ahnung einer unendlichen Schönheit, zog die eigene Schwere ihn wieder in die Tiefe, und begriff er auch, daß er jener anhängen *solle*, so zweifelte er doch, ob er es *könne*. Noch war ihm die Macht der Gnade nicht entgegengetreten in Christus, dem Mittler, und da seine Platoniker darüber schwiegen, so griff er versuchsweise wieder zu den Schriften des neuen Testamentes, die ihm früher gering, geistlos und voll Widersprüche erschienen waren. Jetzt ganz anders! Die Briefe des Apostel Paulus, in denen er sonst so viel Schwierigkeiten und tausend Beweise gegen das Alte Testament gefunden hatte, fand er jetzt im Einklang mit den Verheißungen und den Vorbildern, und sämmtliche Schriften von einem und demselben Geist beseelt.

„Da erzitterte ich in hoher Freude,“ schreibt er. „Alles „Wahre, was ich in andern Büchern gelesen, las ich nun „auch in der heiligen Schrift; nur mit dem Unterschied, daß „sie nichts lehrt, als unter dem Einfluß der Gnade und „daß sie ihren Schülern immer die Gnade vor Augen hält, „die Gnade, die ihnen zuerst das göttliche Geschenk der „Wahrheit macht und ihnen dann die Gabe der Erkenntniß „verleiht. Nein, von der Gnade wissen die Weisesten der „heidnischen Schriftsteller nichts, nichts von den Zügen der „christlichen Gottseligkeit und den Thränen der Reue, nichts „von dem Opfer eines demüthigen Geistes und eines zer„knirschten Herzens, nichts von der seligen Gottesstadt, der „Kirche, nichts von den Gaben des heiligen Geistes, nichts „von dem Kelch des Heils und der Erlösung. Denn etwas „Anderes ist es, vom hohen rauhen Gebirge herab in das „Land des Friedens zu schauen, aber den Weg dahin nicht

„zu wissen und bei dem Suchen von Räubern, Löwen und „Drachen bedroht zu werden; und ein Anderes, auf dem „rechten Wege, von Schaaren des himmlischen Königs be„wacht und geleitet, wirklich dahin zu pilgern. Da zer„schmolz mir wunderbar das Herz bei jenen Briefen des „Apostels. Ich betrachtete diese Gnadenthaten Gottes und „erschauerte."

Eine neue Welt that sich vor Augustinus auf, die stille, selige Welt der Entsagung und in ihr stand der Mensch, „die neue Creatur." Das war es! das zog ihn an, so süß, so friedeverheißend, so mächtig, und das stieß ihn zugleich so unerbittlich ab. Der wunderbare Corintherbrief wurde für Augustinus, wie für so Viele nach ihm, der Stein des Anstoßes, woran das alte Leben zu Grunde ging und der Eckstein, an den sich das neue Leben anlehnte. Das Streben nach eitlen Dingen, nach Beifall und Ruhm, nach Vermögen und Ehrenstellen, war ihm gänzlich verleidet und lockte ihn nicht mehr, seitdem er die erhabenen Wirkungen der Christusliebe durch die Worte des Apostels und in seinem Beispiel kennen gelernt hatte; aber er trug eine Fessel, die ihn viel stärker von der vollkommenen Hingebung an die Freiheit der heiligen Liebe zurückhielt, als all' jene Eitelkeiten. Doch er trug sie mit Jammer, ja mit einer gewissen Empörung über sich selbst und seine Armseligkeit. Er war nicht ein Charakter, der zufrieden ist, auf halbem Wege liegen zu bleiben. Der Apostel hatte ihm das Gute und das Bessere gezeigt; die Gnade zog ihn zu dem Letzteren hin, die Natur suchte ihn bei dem Ersteren festzuhalten. „Schwach, wie er war, wählte er das Bequemere und Leichtere und blieb deshalb in seiner ganzen inneren Entwickelung kläglich gehemmt." Er empfand diese Unvollkommenheit mit einem nagenden Gram und fühlte sich dermaßen unglücklich, daß er einen berauschten fröhlichen Bettler, der ihm auf der Straße begegnete, beneidenswerth fand, während er mit größtem Widerstreben hinging, um eine Lobrede auf Kaiser Valentinian II. zu halten, die ihm doch ohne Zweifel den Beifall der Menge eintrug.

Elftes Kapitel.

Der erſte Schritt.

In Mailand lebte der ehrwürdige Greis Simplician, der den Biſchof Ambroſius getauft hatte und von dieſem wie ein Vater geliebt wurde. Auguſtinus wußte, daß Simplician von Jugend auf ein frommer Chriſt geweſen ſei; das gab ihm Vertrauen. Er ging zu ihm und offenbarte ihm ſeine Seelenſtürme. Auch die Schriften, die er geleſen, nannte er. Als er die Platoniker erwähnte, wünſchte Simplician ihm Glück, weil dieſe Bücher hohe Begriffe vom reingeiſtigen Weſen der Gottheit und häufige Hindeutungen auf das ewige Wort (den Logos) enthielten und nahm die Veranlaſſung wahr, um die Bekehrung Victorins, des Ueberſetzers dieſer Schriften, zu erzählen, mit dem er früher in Rom vertraulichen Umgang gehabt hatte.

Victorinus war zu ſeiner Zeit einer der größten Gelehrten Roms, ſehr bewandert in Philoſophie und Wiſſenſchaft, der beliebte Lehrer vieler edlen Senatoren und ſo hochgeſchätzt, daß ihm die Ehre wurde, ſeine Statue auf dem Forum aufgeſtellt zu ſehen. Bis in's Greiſenalter hatte er die Götzen verehrt, an der heilloſen Feier ihrer Myſterien mit dem ganzen römiſchen Adel Theil genommen, ja ſogar dem Volk Geſchmack beigebracht für verſchiedene fremdländiſche Götterungeheuer, z. B. für den bellenden Anubis. Endlich aber wendete Victorinus ſeine aufmerkſamen Forſchungen der heiligen Schrift und überhaupt allen Schriften der Chriſten zu und ſeine hohe Intelligenz wurde mächtig von der Wahrheit ergriffen. Er kam eines Tages zu Simplician und ſagte ihm im Vertrauen: „Freund, ich bin was du biſt — ein Chriſt!“ Ueberraſcht und zweifelnd entgegnete Simplician: „Ich werde es glauben, wenn ich dich in der Kirche ſehe.“ „Alſo machen Wände den Chriſten!“ rief lachend Victorin. So oft er nun Simplician ſah, wiederholte er die Verſicherung, er ſei Chriſt; — wiederholte Simplician ſeine Antwort und Victorin ſein Gelächter. Er fürchtete ſeine

Freunde, die ſtolzen Verehrer der Götzen zu beleidigen und von den Trümmern ihrer babyloniſchen Freundſchaft begraben zu werden. Allmälig aber tagte es in ſeiner Seele, indem er den Ausſpruch erwog: Wer mich bekennt vor den Menſchen, den werde Ich bekennen vor meinem himmliſchen Vater; und es kam ihm vor wie eine ſchwere Sünde, wie eine Verleugnung des Herrn und ſeiner Gnade und Liebe, wenn er ſich ſchäme, das zu bekennen, was er glaube. Er überwand die Furcht vor den Menſchen, die nur da herrſcht, wo die Gottesfurcht fehlt, ging zu Simplician und ſprach zu ihm: „Komm' mit mir in die Kirche! ich will Chriſt werden.“ Froh überraſcht ging dieſer mit ihm. Kaum hatte Victorin die erſten Belehrungen über die chriſtlichen Glaubenswahrheiten empfangen: ſo ließ er ſich unter die Catechumenen einſchreiben, um durch die Taufe wiedergeboren zu werden in Chriſtus. Das heidniſche Rom erſtaunte und zürnte dem Ueberläufer; die Kirche frohlockte, daß dieſer Große in der Welt der Lüge — ein Kleiner Chriſti im Reich Gottes geworden ſei; Victorin ſetzte ruhig ſein Vertrauen auf den Herrn. Als nun die Stunde nahte, das Glaubensbekenntniß abzulegen, was vor dem Empfang der Taufe in beſtimmt vorgeſchriebenen und auswendig gelernten Worten in der Verſammlung der römiſchen Gläubigen zu geſchehen pflegte, trugen die Prieſter dem Victorin an, ſein Bekenntniß im Geheimen abzulegen, wie Diejenigen, die eingeſchüchtert von der großen Verſammlung und verwirrt zu werden fürchteten. Aber Victorin kannte keine Furcht mehr. Er hatte die Welt überwunden. Da er nun hinaufſtieg zu dem erhöhten Platz, ging ein freudiges Flüſtern von Allen, die ihn kannten, — und wer hätte nicht ihn gekannt! — durch die Verſammlung und brach aus in dem Jubelruf: „Victorinus!“ Doch eben ſo ſchnell trat tiefe Stille ein, und lautlos horchten Alle auf, da ſie ihn hörten mit glorreicher Zuverſicht den wahren Glauben bekennen. Alle hätten ihn an ihr Herz reißen mögen vor namenloſer ſeliger Freude über dieſen glückſeligen Bekehrten, der ein Starker war und den

der Stärkere mit den Waffen seiner Liebe überwand. Nach einiger Zeit bestieg Julian der Apostat den römischen Kaiserthron. Er haßte die Christen mit bitterm Ingrimm. Er wollte sie nicht morden, sie sollten leben; aber erniedrigt und verächtlich durch Unwissenheit und Mangel an Bildung. Heloten des Geistes sollten sie werden, damit es den philosophisch und wissenschaftlich gebildeten Heiden nicht einfalle, unter diese rohen Unwissenden sich zu begeben, und damit sie selbst keine Mittel hätten, um sich den Einfluß zu verschaffen, den das Wissen überall in der menschlichen Gesellschaft übt. Julian verbot durch ein Gesetz den Christen, Lehrer der schönen Wissenschaften zu werden; alle Lehrstellen wollte er nur mit Heiden besetzen. Victorin hatte nun Veranlassung, seine wahrhafte Bekehrung zu bewähren: er gab sogleich das Lehrfach auf, das ihm so lieb geworden war und beschäftigte sich fortan statt für Andere mit den schönen Wissenschaften, für sich selbst mit der Wissenschaft des Heils.

Simplician erreichte mit dieser einfachen Erzählung vollkommen seinen Zweck: sie machte einen ungeheuern Eindruck auf Augustinus, der vor Verlangen erglühete, es dem Victorin gleich zu thun bis zum letzten Schritt. Immer heißer wurde sein innerer Kampf. Er fühlte sich vom Siege über sich selbst zurückgehalten durch eiserne Bande, die ihm sein eigener Wille auferlegte. Diesen hielt der uralte Feind fest und machte daraus die stärkste Fessel. „Denn aus dem ver„kehrten Willen entsteht die böse Begier; dient man ihr, so „entsteht daraus die böse Gewohnheit; und widersteht man „dieser nicht, so wird sie zu einer Art von Nothwendigkeit.“ Das waren die Ringel der Schlange, in denen er sich abarbeitete. Er fühlte jetzt zwei Willen in sich, die uneins waren „und seine Seele zerrissen;“ einen neuen, der Gott allein — einen alten, der Gott und der Welt dienen wollte. So lernte er aus Erfahrung das Wort des Apostels im Galaterbrief verstehen, daß das Fleisch dem Geist widerstrebt und der Geist dem Fleisch. „Denn in dem zwiespältigen „Willen war ja Ich Selbst; aber mehr in dem, was ich in

„mir guthieß, als in dem, was ich nicht guthieß. Gleich-
„wohl war ich es doch, durch den die Gewohnheit in mir so
„hartnäckig gegen mein Wollen geworden war. Wer dürfte
„also wohl mit Recht sich auflehnen, wenn den Sünder
„die gerechte Strafe trifft? Auch die Entschuldigung hatte
„ich nicht mehr, die Ungewißheit, ob die Wahrheit zu erfor-
„schen sei, halte mich in der Welt zurück; denn diese Unsicher-
„heit bestand nicht mehr für mich. Allein ich Erdgebundener
„fürchtete so sehr aller Hindernisse zum ungetheilten Dienst des
„Herrn ledig, als ich hätte fürchten sollen, von ihnen um-
„strickt zu werden. So lag denn noch immer das Weltjoch
„drückend und sanft zugleich, wie auf einem Schlafenden, auf
„mir und die Gedanken, die ich zu dir erhob, waren wie
„die Bewegungen eines Schlaftrunkenen, der wohl gern auf-
„stehen möchte, weil die Zeit gekommen ist, aber von der
„Wucht des Schlummers übermannt, wieder zurücksinkt.
„Wohl wußte ich, daß es mir ungleich besser sei, deiner Liebe,
„o Herr, zu folgen, als meinen ungeordneten Leidenschaften;
„allein jene siegte in meiner Ueberzeugung und diese besiegte
„meinen Willen. Wenn du mir zuriefst: Erwache, du Schlä-
„fer! erstehe von den Todten! Christus wird dich erleuchten!
„so vermochte ich dir nichts weiter zu antworten, als die
„trägen, schlaftrunkenen Worte: Sogleich! sogleich! nur noch
„einen Augenblick! — Aber dies sogleich hatte kein Ende und
„dieser Augenblick hörte nimmer auf. Vergebens hatte der
„innere Mensch Freude an dem Gesetz des Geistes; das Ge-
„setz des Fleisches, von dem dein Apostel spricht, stand da-
„wider auf und brachte mich unter die Botmäßigkeit des
„Sündengesetzes. Denn das Gesetz der Sünde ist die Macht
„der Gewohnheit, durch die der Geist zum Lohne dafür, daß
„er sich demselben freiwillig ergab, nun wider Willen hinge-
„rissen und festgehalten wird."

Diese furchtbaren Kämpfe, die Augustinus zu bestehen hatte, zeigten ihm so recht deutlich die Irrlehre der Manichäer an seiner eigenen innersten Erfahrung: ist der Mensch gleichsam nur ein Gehäuse, in welchem zwei gleichberechtigte

Willen oder Naturen, als gut und böse, ihr Wesen treiben: so ist gar kein Grund für schmerzliche und starke Kämpfe vorhanden, weil die sittliche Freiheit wegfällt. Wo aber diese nach christlicher Grundlehre herrschen soll und in ihrer Herrschaft über den Menschen beeinträchtigt wird durch den Zwiespalt des Willens, der zwischen dem Gebot und dem Verbotenen schwankt, da gibt es Geisterschlachten auf der kleinen Wahlstatt des Herzens, gegen welche alle Schlachten auf den Blättern der Weltgeschichte — was die Anstrengungen des sittlichen Menschen betrifft — nur Kinderspiele sind.

Mit wachsender Seelenangst lebte Augustinus in alter Weise fort, seufzte zu Gott und besuchte die Kirche, so oft die Arbeiten, die ihn erdrückten, es gestatteten. Seine Gesundheit begann zu leiden. Die Vorlesungen griffen seine Lunge an, die Studien und die heftigen Gemüthsbewegungen seine Brust. In einem ähnlichen Zustand, doch weniger aufgeregt, weil weniger leidenschaftlich, war Alypius, der treue Freund, der nach drei Sitzungen keine Beschäftigung in Rechtssachen hatte und auf die Gelegenheit wartete, von seinen juridischen Kenntnissen Vortheil zu ziehen. Nebridius hatte eine bescheidene Stelle als Unterlehrer bei dem Grammatiker Verecundus angenommen. Dieser, ein angesehener Bürger von Mailand, war der vertraute Freund des ganzen Kreises der Afrikaner und da ihm bei dem Uebermaß der Arbeit verständige Hülfe ganz nothwendig war, leistete Nebridius sie ihm aus Gefälligkeit, nicht aus Gewinn- oder Ruhmsucht; denn wäre Nebridius als Lehrer der schönen Wissenschaften selbstständig aufgetreten, so hätte er durch seine gründlichen Kenntnisse und seine feine Bildung eine viel bessere Stellung einnehmen können. Sein wohlwollender Charakter und seine Furcht, in allzu viel Zerstreuung zu gerathen, machten ihn nachgiebig gegen den Wunsch des Verecundus. Auf seinem unscheinbaren Platz war er vor aller Eitelkeit bewahrt und hatte er Muße zu eigenen Studien, die er mit seltenem Fleiß fortsetzte.

Als er eines Tages im September 386 seinem Beruf

nachging und die beiden Unzertrennlichen, Auguſtin und Alypius, allein zu Hauſe waren, beſuchte ſie ihr Landsmann Pontitian, ein frommer Chriſt, den Auguſtin oftmals in der Kirche inbrünſtig auf den Knien betend geſehen hatte und der am Kaiſerhof zu Mailand in großem Anſehen ſtand. Mitten im Geſpräch bemerkte Pontitian ein Buch, das vor ihm auf einem Spieltiſch lag. Er nahm es zur Hand in der Meinung, eine wiſſenſchaftliche Schrift zu finden und fand zu ſeinem größten Erſtaunen die Briefe des Apoſtel Paulus. Froh überraſcht wünſchte er Auguſtinus Glück zu dieſer Lectüre und äußerte ſein Befremden über die Wahl des heiligen Buches. Auguſtin erwiderte, er leſe dieſe Schriften mit ſorgfältigſter Aufmerkſamkeit und es entſpann ſich ein Geſpräch, das Pontitian auf den großen ägyptiſchen Mönch Antonius lenkte, der bei den Gläubigen in hoher Verehrung ſtand. Auguſtin und Alypius hatten aber noch keine Sylbe von dieſem Patriarchen des Kloſterlebens gehört und horchten mit brennender Theilnahme auf die Mittheilungen, die ihnen Pontitian über das Leben und Wirken des hochbegnadigten Antonius machte. Sie konnten es gar nicht faſſen, daß ſo glaubwürdige Wunder, die im friſchen Gedächtniß der Chriſten und faſt zu ihren Zeiten in der katholiſchen Kirche geſchehen, ihnen nie zu Ohren gekommen waren, und Pontitian, der zugleich über ihre Unkunde ſtaunte und über ihre Theilnahme ſich freute, erzählte weiter von der Menge der Klöſter in Egypten, von dem gottgefälligen Wandel ihrer Bewohner, von dem blühenden Einſiedlerleben in den öden Wüſten, von der Nachahmung dieſer Vollkommenheit, welche ſich jetzt auch im Abendland verbreite, und fragte endlich, ob ſie nicht wüßten, daß in Mailand, außerhalb der Stadtmauern, ein ſtilles Kloſter von guten Brüdern unter der Leitung des Biſchofs Ambroſius ſtehe. Aber nichts der Art wußten ſie, nichts! und ſie baten nur Pontitian, ihnen mehr und immer mehr von dieſen Wundern des katholiſchen Glaubens zu erzählen. Da erzählte er:

Der Imperator war in Trier und ergötzte ſich an den

Spielen des Circus, die ihm zu Ehren gegeben wurden. Mich und drei andere Herren des Hofes langweilte das Getümmel. Wir luſtwandelten in den reizenden Gartenanlagen, die Trier umgeben und da alle Welt in den Circus geſtrömt war, umgab uns an dem ſchönen Nachmittag eine wohlthuende Stille und wir wandelten zu Zweien im traulichen Geſpräch durch den anmuthigen Hain. Während ich mit dem Einen vorausging, ſchlugen unſere beiden Gefährten einen anderen Pfad ein und gelangten zu einem unſcheinbaren Häuschen, das von einer frommen Genoſſenſchaft bewohnt wurde. Dieſe Armen im Geiſt, denen das Himmelreich gehört, luden freundlich die beiden Herren ein, bei ihnen zu raſten. Dieſe nahmen es an, traten ein und fanden in dem Gemach ein kleines Buch, über welches der Eine, der Geſchäftsführer des Kaiſers und äußerſt lernbegierig war, ſogleich herfiel, es zu leſen begann und es nicht mehr aus der Hand legte. Dies Büchlein enthielt die Lebensbeſchreibung des Antonius, von dem ich euch Einiges erzählt habe, und unſer Freund fühlte ſich durch den Inhalt dermaßen ergriffen, durchflammt und gehoben, daß er während des Leſens beſchloß, den Dienſt der Welt aufzugeben und einem höheren Herrn zu dienen in jener Weiſe, welcher Antonius die Bahn gebrochen hatte. Plötzlich erfüllte ihn heilige Liebe und tiefe Beſchämung und im tiefſten Unbehagen über ſeinen armſeligen Zuſtand ſprach er zu ſeinem Gefährten: Ich bitte dich, ſage mir, was iſt das Ziel und Ende unſeres mühſamen Strebens? weshalb laufen und rennen wir in dieſer unerquicklichen Arena? Die Gunſt des Kaiſers! das Wohlwollen des Kaiſers! — weiter reichen unſere höfiſchen Hoffnungen nicht, und wie ſchwierig, mühſam und ungewiß iſt ihre Erfüllung! Aber ſiehe! ein Freund Gottes werde ich, wenn ich will, ſogleich. — Und in der ſchmerzlichen Wiedergeburt zum neuen Leben las er beunruhigt weiter und weiter. Eine mächtige Verwandlung ging in ſeinem Innern vor, ſein Geiſt trennte ſich von den Dingen dieſer Welt und ſein Herz wurde ſo gewaltig erſchüttert und aus den irdiſchen Banden geriſ-

ſen, daß er während des Leſens innerlich befreit ſich fühlte, den beſſeren Theil erwählte, verglich und ſich dafür entſchloß. Schon ganz hingegeben an Gott ſprach er zum Freunde: Es iſt genug! ich verlange nichts mehr, als Gott zu dienen und zwar von Stund' an und hier auf dieſer Stelle. Verſuche nicht, mich wankend zu machen und beſinne dich, was du ſelbſt thun willſt. Und der Freund antwortete ihm: Auch ich habe gewählt! ich will dein Gefährte bleiben im heiligen Dienſt und für himmliſchen Lohn.

Mein Begleiter und ich, erzählte Pontitian weiter, wir entdeckten erſt nach einigen Stunden den Aufenthalt unſerer Freunde und forderten ſie nun mit uns zur Heimkehr auf, da der Tag ſich neigte. Statt deſſen thaten ſie uns ihren Entſchluß und deſſen Begründung kund und baten, wir möchten uns, wenn möglich, zu ihnen geſellen oder wenigſtens nicht durch unnütze Vorſtellungen ſie betrüben. Wir ſpürten aber nicht jene tiefe Umwandlung in unſerer Seele, die uns befähigt hätte, ihre Genoſſen zu werden. Daher freuten wir uns über ſie und weinten über uns, empfahlen uns ihrem Gebet und kehrten mit der Laſt unſerer erdenwärts gebeugten Herzen zur Stadt und in den Kaiſerpalaſt zurück. Unſere beiden Freunde waren verlobt und im Begriff, ſich zu vermählen. Als die Bräute vernahmen, daß ſich die Liebe ihrer Verlobten ausſchließlich dem Himmel zugewendet habe, prieſen ſie Gottes Gnade und weiheten ihm ihre Jungfräulichkeit.

Mit dieſer Erzählung machte Pontitian ſeinem Beſuch ein Ende und verließ die Freunde.

Zwölftes Kapitel.

Die Bekehrung.

Auguſtin blieb in einem furchtbaren Zuſtand zurück. Jedes Wort hatte ihn getroffen, jeder Zug ihn berührt. Er fühlte ſich gezwungen, ſich ſelbſt in's Angeſicht zu ſchauen und als er nun mit feſtem vollen Blick ſich erſchauete, da

graute ihn vor seiner Häßlichkeit, vor all' den Makeln, Wunden und Entstellungen, die er sich bis dahin immer zu verhehlen suchte und zeitweise wirklich vergaß. Angezogen von namenloser Liebe zu den heiligen Seelen, die sich mit solcher Weltverachtung und solchem Vertrauen auf höheren Beistand in die Arme Gottes warfen, faßte er einen Abscheu gegen sich selbst, weil er nun schon zwölf Jahre daran dachte, das Glück der Erde zu verachten und noch immer von niederen Leidenschaften daran gehindert wurde. Aller Jammer und alle Verkehrtheit dieser traurigen zwölf Jahre ging an seiner Erinnerung vorüber, während Pontitian von den beiden christlichen Helden sprach, die in einem Augenblick das Himmelreich erstürmten. So wie sie die Bürde abschüttelten, wuchsen ihnen Flügel und sie hoben sich leicht hinweg über all den nichtigen Tand. Dessen war er jetzt gewiß — und er konnte noch zögern? Wie oft hatte er gesagt: „Nur Ge„wißheit über die Wahrheit und ich folge ihr!" Jetzt hatte er sie in ihrem einfachsten, klarsten, umfassendsten Ausdruck: Gott über Alles lieben — und er stand nicht auf? und er folgte ihr nicht? „Er geißelte förmlich seinen Willen durch „Zuspruch und Beweggründe, damit er sich ermanne und „das Streben der Seele nicht hindere. Aber der schlimme „Wille stemmte und weigerte sich, ohne sich entschuldigen zu „können."

Entstellt im Antlitz, verwirrt im Geist, zermalmt im Herzen, ächzte Augustinus, als Pontitian fortgegangen war, zu Alypius gewendet: „Was war das! was haben wir gehört! „was geht um uns vor! Unwissende stehen auf und reißen „das Himmelreich an sich; und wir mit unserer herzlosen „Gelehrsamkeit, wir wälzen uns in Fleisch und Blut? Schmach „über uns, wenn wir nicht den Muth haben, ihnen zu folgen." Wie angedonnert starrte Alypius ihn an und schwieg; denn Augustin's Ausdruck, Geberde, Blick und Stimme verkündeten, daß Ungewöhnliches in ihm vorgehe. Zu dem Hause, welches die Freunde bewohnten, gehörte ein Garten, der nur ihrer Benutzung offen stand. Dahin ging Augustin wie von

Sinnen, um dem Schlachtgetümmel in seiner Brust mehr Spielraum zu geben und auf der entlegensten Stelle warf er sich zu Boden. Alypius wollte ihn in diesem Zustand nicht verlassen, folgte ihm auf dem Fuß und setzte sich schweigend und ohne sein Verlangen nach Einsamkeit zu stören, neben ihm nieder. Augustin entbrannte im heftigsten Zorn wider sich selbst, daß er das Liebesbündniß mit Gott, wohin seine volle Erkenntniß ihn drängte, nicht zur Stelle eingehe, „da „ja nichts weiter dazu nöthig war, als der Wille, aber ein „vollkräftiger Wille, kein verkrüppelter, in dem ein aufstehen„der Theil mit einem hinfallenden streitet.“ In diesen brausenden Fluthen der Unentschlossenheit schlug er sich vor die Stirn, zerwühlte sein Haar, umklammerte krampfhaft seine Kniee, war wie auf der Folter, gestachelt von der Selbstanklage und der Beschämung, war auf dem Punkt zu sagen: Jetzt, Herr, jetzt bekehre ich mich zu dir —— und sagte es nicht! „O wie krank ist unsere Seele! hinaufgezogen wird sie vom „Durst nach Wahrheit, herabgezogen von der Wucht der Ge„wohnheit! so lebt sie schwächlich im Zwiespalt des Willens, „dessen einer Theil immer das hat, was dem andern fehlt. „Ich war, der wollte; ich war, der nicht wollte. Nicht ganz „wollte ich und nicht ganz wollte ich nicht; und in dieser „vernichtenden Uneinigkeit hielt ich strenger, als gewöhnlich, „über mich selbst Gericht. Von Possen war ich gebunden, „von Eitelkeit und Thorheiten, meinen alten Freundinnen. „Sie hielten mich am Kleid meines Fleisches und flüsterten: „Du willst uns verlassen auf ewig? wir sollen nicht mehr „bei dir sein? in Ewigkeit nicht? — Da faßte mich ein „Grauen, daß ich nun plötzlich ein Anderer werden und dem „Tode absterben und dem Leben leben sollte; und das böse „Angewöhnte war noch so viel stärker als das bessere Unge„wohnte, daß ich mich nicht losriß, sondern in meinen Schwan„kungen verblieb. Aber jene Stimmen wurden schwächer, „ja ersterbend, als ich die herrlichen Schaaren der Enthalt„samen, Jünglinge, Jungfrauen, Wittwen, alle heiter, wür„devoll, freundlich an meinem inneren Blick vorüberziehen

„ſah und zu hören meinte, wie ihre Mutter, die Keuſchheit, „mich fragte: Und du ſollteſt nicht vermögen, was alle dieſe „konnten? Konnten ſie es durch ſich ſelbſt oder durch den „Beiſtand ihres Herrn und Gottes? Warum ſtützeſt du dich „auf dich ſelbſt? Das iſt die wahre Stütze nicht! Wirf dich „auf den Herrn! Er läßt dich nicht fallen. Er nimmt dich „auf und heilt deine kranke, wunde Seele."

Es war, als ob alle Stürme aus der Höhe und alle Ströme aus der Tiefe auf Einmal in einem Unwetter über Auguſtinus losbrächen. Ohnmächtig gegen dieſen ungeſtümen Andrang, bedurfte er gänzlicher Einſamkeit, um ihn austoben zu laſſen. Er ſtand auf und bat Alypius, der ihn in banger Beſorgniß beobachtete, ihm nicht zu folgen. Seine Stimme war ſo thränenſchwer, daß Alypius für ihn zitterte und wohl ahnte, wie ihm zu Muth ſei, aber zurückblieb und nur von Weitem auf ihn blickte. Auguſtinus ging nach einem Platz, wo ein Feigenbaum ſtand. Da fiel er zur Erde, überwältigt, faſſungslos, weinte Ströme von Thränen und ſeufzte: „O Herr, wie lange noch willſt du zürnen .... ſei nicht ein„gedenk meiner Miſſethaten." Und die verführeriſchen Stimmen wollten wieder ihre Einflüſterungen beginnen. Aber ſie gingen unter in Thränenfluthen und er wehklagte: „Wie „lange noch ſoll es heißen, morgen! ja, morgen gewiß! Wa„rum nicht heute, nicht zur Stunde, nicht jetzt in dieſem Au„genblick meinem ſchmählichen Zuſtand ein Ende machen?"

So weinte und ſeufzte er in Thränen gebadet, in bitterſter Zerknirſchung des Herzens. Da war es ihm, als ſängen Kinder im Nachbarhauſe die ſeltſamen Worte: „Nimm und lies! Nimm und lies!" Er richtete ſich auf und horchte, denn er hatte nie etwas Aehnliches bei Kinderſpielen vernommen. „Nimm und lies!" ſang die zarte Stimme, „nimm und lies!" Seine Thränen ſtockten, er wußte nicht warum. Er ſtand auf und lauſchte. „Nimm und lies!" ſang die Stimme. Da kam ihm die Eingebung, daß dieſe Stimme vom Himmel ihm befehle, die heilige Schrift aufzuſchlagen und das zu leſen, was ihm zuerſt in die Augen fallen werde. Er hatte

ja so eben von Pontitian gehört, wie die Bekehrung des großen Antonius auf der Stelle erfolgt sei, als er in der Kirche die Worte des Evangeliums vorlesen hörte: „Verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, und dann folge mir nach.“ Diese Worte fielen wie himmlisch befruchtende Samenkörner in den wohlzubereiteten Boden seiner Seele und der achtzehnjährige Jüngling wendete sich für immer ab von der Welt. Unter dem doppelten Eindruck dieser Stimme und dieser Erinnerung kehrte Augustin eilig zu Alypius zurück, neben welchem das Buch der Briefe des Apostel Paulus liegen geblieben war. Augustin ergriff es hastig, öffnete es, las die Stelle, die ihm gleichsam aus dem Römerbrief in die Augen sprang: „Laßt uns wandeln nicht in Völlerei und Unzucht, nicht in Hader und Neid; sondern den Herrn Jesum Christum ziehet an und des Leibes pfleget nicht um seiner Gelüste willen;“ und er las nichts mehr! „Es war „auch nicht nöthig, denn mit diesen Worten ergoß sich ein „eigenthümlich sicheres Licht in sein Herz und verscheuchte „das zweifelvolle Dunkel.“ Er legte ein Zeichen in das Buch, schloß es und erzählte nun, mit Ruhe im Antlitz und in der Seele, dem Freund Alypius, was in ihm vorgegangen sei.

Aber auch in Alypius hatte die Gnade gearbeitet. Er ließ sich die Worte zeigen, die Augustinus umgewandelt hatten und deutete dann auf die folgenden: „Des Schwachen im Glauben nehmet euch an.“ Er bezog sie auf sich und auf die Hülfe, welche seine Seele zu ihrem Heil im katholischen Glauben finden werde. Ohne Ungestüm des Kampfes und ohne Schwankung, wie sein ruhiger Sinn das mit sich brachte, trat er Augustinus gutem Entschluß bei, der seinen Wünschen und Ansichten ganz entsprach. Nun gingen Beide zu Monica und erzählten ihr, was sich begeben und wie es sich begeben habe. Sie pries entzückt Gottes Gnade und Barmherzigkeit, die immer bereit ist, unendlich mehr zu gewähren, als man erwartet, wenn man sich nur ihrem Walten in die Arme wirft. Monica's heißeste Wünsche waren nur so weit gegangen,

Auguſtin als gläubigen Chriſten zu ſehen und ſie ſah ihn jetzt mit ſeinem erſten Schritt ſchon die Bahn der Vollkommenheit betreten. Als die ewige Wahrheit in ihrer vollen Schönheit endlich ihm entgegentrat, da wendete ſich die Liebesflamme ſeiner Seele ganz ihr zu und alle irdiſchen Neigungen erſtarben überwältigt in dem heiligen Feuer. Er dachte nicht mehr an die Braut, an das Weib, an die Ehe; auch nicht an eine glänzende und behagliche Zukunft; auch nicht an Wiſſenſchaften, Studien und ſchöne Künſte: das Alles war in ihm aufgezehrt ſo ſchnell und ſo leicht, wie die dämmernden Nebel vor der Morgenſonne verwehen; er dachte nur noch an Gott. Und dieſer Fülle ſeiner Liebe gibt er den richtigen Ausdruck, wenn er ſeine „Bekenntniſſe" mit dem Ausruf beginnt: „Für dich, o Herr, haſt du uns „erſchaffen, und unruhig iſt unſer Herz, bis es ruhet in dir."

Dreizehntes Kapitel.

Vorbereitung zur Taufe.

Auguſtinus hatte jetzt keinen andern Wunſch, als ſich vom Lehrſtuhl und überhaupt von den profanen Wiſſenſchaften zurückzuziehen, um alle ſeine Studien der heiligen Schrift und alle ſeine Betrachtungen den göttlichen Glaubenslehren zuzuwenden. Doch theilte er nur den vertrauteſten Freunden ſeine Abſicht mit. Er wußte, daß ſeine Bekehrung großes Aufſehen in Mailand machen werde und er wollte nichts thun, um es noch zu vergrößern. Die Herbſtferien, welche während der Weinleſe ſtattfanden, fingen in etwa drei Wochen an. Er wollte ſie auf dem Lande verleben und dann ſeine geſchwächte Bruſt zum Vorwand nehmen das öffentliche Lehramt aufzugeben. Dieſe Bruſtſchwäche, die ſeinen Athem beklemmte und ſeiner Stimme ihren vollen Klang nahm, hatte ihn im Laufe des Sommers ſehr beängſtigt. Er fürchtete damals, ſeine Vorträge unterbrechen, vielleicht ganz aufgeben zu müſſen, um ſich von dem Leiden herzu-

stellen. Nun dankte er Gott dafür; denn seine Schüler und Zuhörer, so wie deren Eltern, ergaben sich leichter in den Verlust eines so hochgeschätzten Lehrers, wenn physische Gründe, als wenn seelische dafür vorlagen. Verecundus, der zu den Vertrauten gehörte, grämte sich bitter über das, was die Uebrigen beglückte, denn er sah, daß sich der Kreis der Afrikaner auflösen werde und er hätte gewünscht, sich an Augustin anzuschließen und ihm auf seinen neuen Wegen zu folgen. Bis zur Aufnahme in den Bund der Christen war das nun freilich möglich; doch weiter nicht, denn er war verehelicht und seine Frau war bereits Christin. Augustinus mußte ihn erinnern, daß er ja auch im Ehestande Gott dienen und sich heiligen könne; so lebhaft war der Eindruck, den diese große und vollständige Bekehrung auf Verecundus machte. Nebridius theilte die Freude über Augustin's Glück von ganzem Herzen. Er selbst hätte es bedeutend erhöhen können, wenn er sich losgesagt hätte von dem Irrthum der Manichäer, daß die Menschheit Christi nur ein Scheingebilde gewesen sei und daß nur ein Schatten in Menschengestalt in der Krippe gelegen, am Oelberg gelitten, am Kreuz gehangen habe. War er nun auch noch nicht von der Heilslehre überzeugt, so forschte er doch mit unglaublichem Eifer und mit großer Schärfe seines durchdringenden Verstandes nach der Wahrheit und Alle hofften von Gott, daß Nebridius sie dereinst finden werde. So waren sie denn froh beisammen während dieser letzten Wochen und trösteten den betrübten Verecundus über die bevorstehende Trennung. Er hatte ihnen sein schönes Landhaus zu Cassiciacum in den reizenden Gefilden der Lombardei zur Wohnstätte angeboten, so lange sie noch im Lande sich aufhalten wollten. Dahin gingen sie, als die Stunde der Erlösung vom Frohndienst der Welt für Augustin schlug, als die academischen Vorlesungen geschlossen wurden und die Vacanzen gegen Ende September begannen. Sie waren ihrer Neun: Augustinus, sein vierzehnjähriger Sohn Adeodat, seine Mutter Monica, sein Bruder Navigius, „sein Herzensbruder Alypius," seine Vettern Lastidian und Rusticus, und seine

Schüler Licentius und Trigetius. Während des Herbſtes und Winters 386—87 führten ſie ein idealiſches gemeinſames Leben. Auguſtinus liebte es, ſich mit ſeinen Jüngern in der freien Natur zu ergehen und auf einer Wieſe unter einem weitſchattigen Baum gelagert, anregende Fragen aufzuwerfen, ſcharfſinnige Erörterungen hervorzurufen, Disputationen zu veranlaſſen, bei denen der Eine das Wahre zu behaupten und zu vertheidigen, der Andere es anzugreifen hatte. Schließlich faßte dann Auguſtinus die Frage in ihrem Kern und im hellſten Licht zuſammen und ſprach über ſie mit um ſo größerer Lebhaftigkeit und Begeiſterung, je höher der Gegenſtand war. Um ſeine Schüler zu gewöhnen, nicht nur frei zu ſprechen ohne Vorbereitung, ſondern auch mit Bedachtſamkeit und Ueberlegung, ſo wie auch um ſeine geſchwächte Bruſt durch langſames Sprechen zu ſchonen, ließ er dieſe Unterredungen niederſchreiben, und arbeitete ſie dann zu Werken aus. So entſtanden ſeine erſten Bücher: „Gegen die Academiker;“ nämlich gegen jene Philoſophen der Verzweiflung, denen er einſt ſelbſt gehuldigt und mit ihnen geglaubt hatte, es ſei unmöglich, zur Wahrheit zu gelangen. War die Witterung unfreundlich, ſo begab ſich die kleine Geſellſchaft nach der üblichen Gewohnheit jener Zeit in die öffentlichen Bäder, die jeder Ort beſaß, und die in Caſſiciacum recht ſchön waren. Die eigentlichen Badezimmer bildeten nur einen Theil dieſer Gebäude, welche außerdem Säle, Hallen, Säulengänge, Gärten umſchloſſen und der Lieblingsaufenthalt der Männerwelt waren. Ueberdies war Auguſtinus noch der aufmerkſame Lehrer von Licentius und Trigetius. Er las täglich mit ihnen einen halben Geſang des Virgil und den Hortenſius des Cicero, und hatte große Freude an der Fröhlichkeit ihrer zwanzig Jahre. Das Hausweſen wurde von Monica mit ihrer gewohnten Ordnung und Umſicht geführt; aber nicht ſelten nahm ſie an den Geſprächen Theil und mit ihr und Alypius las Auguſtin voll heiliger Wonne die Pſalmen, bei denen ſich ſeine Seele in Thränen der Reue, der Liebe und des tiefſten Mitleids mit den Unbekehrten ergoß.

Als die Ferien zu Ende waren, schrieb Augustin nach Mailand und legte sein Amt als Lehrer der Rhetorik nieder. Zugleich zeigte er dem Bischof Ambrosius seine Absicht an, in der Fastenzeit mit den Catechumenen zu Mailand den vorbereitenden Unterricht für die Taufe zu nehmen, und fragte, welch' Buch der heiligen Schrift ihm jetzt am heilsamsten zu lesen wäre. Ambrosius rieth den Propheten Isaias an, diese erhabenste Verkündigung der Menschwerdung Gottes und der Ankunft des Messias, der ja nun auch für Augustin kommen und ihn erlösen und in ein Kind seiner Gnade, einen Erben seines Himmelreichs umwandeln wollte. Aber der wunderbare alte Seher war dem Augustinus noch eine zu fremdartige Erscheinung, um Verständniß für ihn zu haben. Er blieb bei den Paulinischen Briefen und den Psalmen und legte den Isaias für spätere Tage zurück, bis er „geübter sein würde im Wort des Herrn." Einen Theil der nächtlichen Stunden widmete Augustin der Betrachtung und dem Gebet. Er wußte wohl, daß noch immer die Schatten seiner Irrthümer auf seinem Geist, die Schatten seiner Sünden auf seiner Seele lagen, daß jene seine Erkenntniß und diese seine Liebe trübten, und mit tiefer Demuth weinte und flehete er vor Gott um die Gnade, ihn mehr zu erkennen, ihn besser zu lieben, da dies der Anfang und das Ende aller Weisheit, aller Wahrheit, aller Tugend sei.

An seinem Geburtstag, den 13. November, waren sie fröhlicher noch als sonst bei ihrer einfachen Mahlzeit, denn Augustinus fühlte mehr denn je, welch' ein wunderbar großes Geschenk das Leben sei, wenn es von hienieden auslaufe in's ewige Leben. Er warf seiner Tischgesellschaft die Frage vor, wer glücklich sei? und sogleich antwortete Monica: „Wer das Gute will und hat." Dies Gespräch wurde während drei Nachmittagen fortgesetzt und Augustinus spann es dann aus zu seinem Buch „vom glückseligen Leben." Doch Niemand gab eine bessere Antwort als Monica. Sie war eine von den ganz seltenen Frauen, bei denen der klare Verstand, der feste Charakter und das warme Herz einen herrlichen har-

monischen Dreiklang bilden, weil jeder einzelne Ton nach dem katholischen Glauben gestimmt war. Gewiß! glücklich ist der Mensch nur im Besitz eines unverlierbaren Gutes, und unverlierbar ist kein anderes Gut, als Gott allein. Wer ihn will, durchaus, um jeden Preis, ohne zu markten und zu feilschen, opferbereit wie Augustinus, der findet ihn und besitzt ihn in Glauben und Liebe, und mit der Hoffnung, ihn dereinst in einer vollkommeneren Weise zu besitzen; und das ist das Glück des Christen. Der Himmel ist nun einmal nicht auf dieser Welt und das Bewußtsein, das unverlierbare Gut zu besitzen, gibt keineswegs die Bürgschaft, daß man diesen Besitz nun auch ununterbrochen und ungetrübt genießen werde. Dies läßt die menschliche Hinfälligkeit nicht zu. Genuß des Glücks ist noch seltener als Besitz des Glücks.

Adeodat war trotz seiner Jugend ganz zu Hause im Kreise dieser Männer und Jünglinge. Er hatte einen Verstand, der seinen Vater zittern machte, da so große und so frühreife Gaben häufig auf Kosten der Gesundheit und des Lebens sich entwickeln. Sein ganzes Dasein war eigentlich eine Kette von herzzereißenden Freuden für Augustin, von seiner Geburt an bis zu seinem frühen Tode. Einmal fragte Augustinus: „Welche Seele ist rein?“ Der Eine antwortete dies, der Andere jenes. Adeodat sagte: „Die Seele ist rein, die sich an nichts anschließt, als an Gott.“ Augustinus fragte ihn weiter, als beide allein waren, um sich zu überzeugen, ob der Knabe auch seiner Behauptung gewiß sei: „Genügen nicht die Enthaltsamkeit, die Keuschheit zur Reinheit der Seele?“ — „Nein,“ sagte der Knabe, „nicht zur vollkommenen Reinheit. Die Seele darf nie ihren Blick von Gott abwenden: dann ist sie rein.“

Alypius fand in der ersten Zeit der Bekehrung seinen Freund etwas zu fromm. Ganz eigenthümlichen Anstoß nahm er daran, daß der Name Jesus Christus in Augustin's Schriften vorkomme. Er meinte, dieser Name müsse im Herzen wohnen, nicht auf den Lippen, noch in den Schriften, während gerade Augustinus diesen Namen, der sein ganzes Herz

überfüllte, wie einen heiligen Schlachtruf in den Streit der Welt, an dem er sich durch seine Bücher lebhaft betheiligte, hinausrief. Solche kleine Vorurtheile und Schiefheiten kleben den Neubekehrten leicht an. Alypius gab sie bald auf und übte sich mit solcher Strenge in der Abtödtung, daß er es dahin brachte, unbeschuht „auf dem eisigen italischen Boden" zu gehen. Zu solchen großen körperlichen Strengheiten brachte Augustin es nie. Er mußte sich begnügen mit Speise und Trank, mit dem Schlaf, mit Bädern, mit Allem, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, ein knappes Maß zu halten. Weiter ließ ihn seine Brustschwäche nicht gehen. Gott verlangte eine mehr innere Ascese von ihm. Einen Fehler legte er ab, der sich tief bei ihm eingenistet hatte: die Gewohnheit zu schwören. Diese leichtsinnige Anrufung Gottes und des Heiligsten empörte jetzt sein andächtiges Gefühl zu sehr, um ihn nicht zu jener pünktlichen Wachsamkeit anzutreiben, die nothwendig ist, um einen Gewohnheitsfehler gründlich abzulegen. Diese Wachsamkeit nach allen Richtungen und in jeder Beziehung war für seine glühende Seele und sein leidenschaftliches Herz eine eben so mühsame als nothwendige Aufgabe, und nur das grenzenlose Vertrauen auf göttliche Hülfe, das ihn durch sein ferneres Leben begleitete, erleichterte ihm seine Aufgabe. Einmal erprobte er diese unmittelbare Hülfe bei einem äußeren Ereigniß. Er war von Zahnschmerzen gefoltert, von einer so wüthenden Pein, wie sie ihn noch nie gemartert hatte. Unfähig zu jeder Beschäftigung, vermochte er auch nicht zu sprechen und kein Mittel verschaffte ihm Erleichterung. Da schrieb er auf ein Wachstäfelchen die Bitte an seine Freunde, gemeinschaftlich mit ihm Gott um Befreiung von dieser Qual anzurufen. Kaum hatten sie alle ihre Knie zum Bittgebet gebeugt, als der Schmerz spurlos verschwand. Augustinus „freute sich des Glaubens und pries Gottes Barmherzigkeit." Aber dieser Glaube erfüllte ihn zugleich im Hinblick auf die Sünden seiner Vergangenheit, welche die Taufe noch nicht abgewaschen hatte, mit großer Besorgniß, denn die Gerechtigkeit ist nicht minder als die

Barmherzigkeit eine Eigenschaft Gottes. Wollte der Mensch nur auf diese blicken, so liese er Gefahr, sich in der Sünde bequem zu betten, und müßte er nur jene in's Auge fassen, so wäre sein Leben wie ein beständiger Gang zum Schaffot. In dem Wechsel der tröstlichen Süßigkeit und der heilsamen Bitterkeit findet er zugleich Ruhe und Aneiferung.

Das letzte Werk, womit sich Augustinus in Cassiciacum beschäftigte, waren seine „Selbstgespräche." In den ersten Schriften führte er den Dialog in platonischer Weise mit seinen Freunden; hier aber mit seiner Vernunft. Er gelangt mit ihr von Stufe zu Stufe, von Sieg zu Sieg zum Besitz der Ueberzeugung, welche das menschliche Sein und Leben bis in die Ewigkeit erweitert, und schließt mit den Worten: „Hör' auf zu seufzen! die menschliche Seele ist unsterblich!" Ein anderer Ausruf, den nach Augustinus fünfzehn Jahrhunderte wiederholt haben und der wiederholt werden wird, so lange es auf Erden Seelen gibt, die nach Wahrheit dürsten, befindet sich in dieser Schrift: „Mein Gott, gib, daß ich dich erkenne und mich erkenne." Die Erfüllung dieser Bitte ist die Grundlage aller Weisheit und alles Heiles, und diese Wissenschaft ist der Quell, aus dem die großen Heiligen ihre Vollkommenheit und die großen Kirchenlehrer ihre Erleuchtung geschöpft haben.

Augustin's geistige Umgestaltung, der hohe Schwung, der ihn über die Natur emporhob und aus dem Ungestüm des niedern Lebens in eine stille Region der befreiten höchsten Seelenkräfte versetzte, begann in Cassiciacum unter vielen Thränen, vielem Gebet, vielen Betrachtungen, vielen Kämpfen. Er verließ es im Beginn der Fastenzeit von 387.

Wie viele Tausende sind schon zu den reizenden Hügeln von Frascati gewandert, nur um die Stätte des alten Tusculum zu besuchen, wo Cicero's Villa sich befand. Und wenn eine solche Wanderung nicht zu den Gestaden von Attika unternommen wird, so kennt man doch das Vorgebirge Sunium, auf dem Plato im Kreise seiner Schüler vor dem Tempel der Minerva saß und lehrte. Der Geist

des griechischen und des römischen Weisen verleiht nach Jahrtausenden noch dem Fleckchen Erde, auf dem er sich einst kund gab, ein großes Interesse. Er zeigt die äußerste Grenze an, zu welcher sich die Intelligenz, ohne christliche Offenbarung, zu erschwingen vermag und spiegelt den höchsten Standpunkt der Menschheit seiner Zeit in sich ab. Aber nicht aller Zeit. Da kommt nun dieser Afrikaner, dieser bekehrte Manichäer nach unserm Welttheil und in der Villa zu Cassiciacum beginnt er das neue Leben, das Leben auf der Stufe der Uebernatur, welches der Grieche und der Römer mit all' ihrem Tiefsinn und all' ihrer Denkkraft vielleicht geahnt, gewiß — nicht gelebt haben. Und die Spiegelungen der christlichen Menschheit, der erlösten Menschheit, nimmt er in seinen Geist und in sein Herz auf, je mehr dieses aus den sinnlichen Leidenschaften und jener aus den sinnlichen Irrthümern sich herausarbeitet, um allmälig den Höhepunkt zu erreichen, über den der Mensch hienieden nicht hinaus kann, und den die Kirche die Heiligkeit nennt. Welch ein Zauber müßte auf jenem Fleck der lombardischen Erde die christliche Seele berühren, die Augustin's Spuren aufsuchte, um das Andenken dieses wunderbaren Menschen in sich zu beleben, der zum Typus eines himmlischen Wandels geworden ist. Denn wenn der Name Augustinus nur genannt wird, so ist schon der Begriff einer himmlischen Intelligenz, eines himmlischen Glaubens, einer himmlischen Liebe damit verbunden, die der Finsterniß und den Banden der Irdischkeit in einem so feurigen Streit sich entwanden, als ob in derselben Seele der Erzengel und Luzifer mit einander kämpften. Solche Vorbilder faßt man schärfer in's Auge auf der Stätte, wo sie lebten oder welche einen wichtigen Abschnitt ihres Lebens bezeichnet, und diese Auffrischung des Andenkens an unsere geistigen Ahnen gibt einen neuen und ach! wie nothwendigen Sporn zum Kampf. Aber Cassiciacum ist verschwunden! Die Villa des jüngern Plinius liegt an dem anmuthigen Ufer des Comer-See's. Man kennt sie, man besucht sie. Von Cassiciacum weiß man nichts mehr!

Vierzehntes Capitel.

Die Taufe.

Der von Monica ſo heiß erſehnte Augenblick war gekommen: Auguſtin ging mit tiefſter Demuth dem Sacrament der Taufe entgegen, und empfing ſo pünktlich und eifrig den vorbereitenden Unterricht, als ſei er der Unwiſſendſten Einer. In derſelben Geſinnung ſchloß ſich Alypius ihm an. „Und auch den Knaben Adeodat nahmen wir mit uns, den „leiblichen Sohn meiner Sünde, den du, o Herr, ſo reich „begabt hatteſt," ſchreibt Auguſtin. „Er war kaum fünfzehn „Jahre alt und übertraf an Verſtand doch bereits manche „bejahrte und gelehrte Männer. Dein Geſchenk bekenne ich „dir. Daß er in deiner Furcht von mir erzogen ward, gabſt „du mir ein. Von mir war in dem Knaben nichts, als „meine Sünde; von dir, — Außerordentliches und Wunderba„res, ſo daß mich Entſetzen anwandelte über dieſen Geiſt. „Frühe haſt du ihn aus dieſer Welt hinweggenommen und „ſicher weiß ich ihn bei dir aufgehoben; denn die Fehler „ſeiner Kindheit und erſten Jugend haſt du ihm verziehen „und vor den Vergehungen des ſpätern Lebens ihn bewahrt. „Ihn alſo geſellten wir zu uns trotz ſeiner Jugend, um „ihn für deinen Dienſt und in deiner Zucht zu bilden. Und „ſo wurde er in deiner Gnade gleichen Alters mit uns."

In den Oſtertagen fand in der altchriſtlichen Kirche die Taufe ſtatt, die immer nur an Erwachſene geſpendet wurde. Die Auferſtehung des Herrn war die Beſiegelung ſeiner Gottheit und folglich auch ſeiner Verheißungen: „Wer glaubt und getauft wird, wird ſelig werden;" zugleich ein Vorbild und eine Mahnung, den alten Menſchen zu begraben und in Chriſtus erneuert aus dem Sündenthal voll Todesſchatten aufzuſtehen und dem neuen Morgenlicht entgegen zu eilen. Oſtern war die hochfeierliche Freudenzeit, wo ſich die Chriſtenheit vermehrte und erneuerte. Die Kirche, die Braut Chriſti, brachte ihm am Tage ſeiner Glorie die zahlloſen

Kinder dar, welche aus seinem Leiden geboren waren und sein Blut wurde das Festkleid ihrer Seelen. Die Kirche nahm die Täuflinge im Bad der Wiedergeburt auf und versöhnte die Büßer im Blute Jesu wieder mit Gott dem Herrn. In der Nacht vom 24. auf den 25. April empfingen Augustin, Alypius und Adeodat nebst vielen andern Catechumenen die heilige Taufe vom Bischof Ambrosius. Wie frohlockte der Himmel und wie erzitterte die Hölle über die Rettung dieser Seele! Die streitende Kirche begeht alljährlich eine Gedächtnißfeier seiner Bekehrung, um Gott zu danken, der an diesem Tage einen solchen Lehrer der katholischen Wahrheit und einen solchen Streiter gegen Heidenthum, Schisma und Häresie mit seiner Gnade und seiner Gabenfülle dazu ausrüstete. Außer der Bekehrung des Apostel Paulus begeht die Kirche keinen Gedächtnißtag einer Bekehrung. Sie stellt keinen Dritten neben diese beiden Gewaltigen, von denen der Eine die Grundlagen ihres Reiches auf Erden am weitesten und tiefsten ausbreitete und der Andere sie am meisten befestigte. Es wird gesagt, daß nach der heiligen Handlung Ambrosius und Augustinus in überströmender Wonne den Hymnus Te Deum laudamus wechselseitig improvisirend gesungen hätten. Seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts ist er allgemein gebräuchlich, wenn die Kirche frohlockenden Dank für eine große Gnade darbringt. Augustinus schreibt: „Wir wurden getauft und es entschwand „uns jede Sorge über die Sünden unserer Vergangenheit. „Ich konnte mich nicht sättigen an der wunderbaren Süßigkeit, die mich durchdrang bei der Betrachtung deines „unerforschlichen Rathschlusses, o Herr, über das Heil des „Menschengeschlechts. Heftig bewegt weinte ich bei den Hymnen „und Gesängen, welche die Kirche lieblich und rührend „dir sang. Mit diesen süßen Stimmen schmolz die Wahrheit mehr und mehr in mein Herz hinein, während die „Flammen der Andacht und Gottesfurcht feuriger auflohderten."

Seit einem Jahr ungefähr hatte die mailändische Kirche den frommen Gebrauch des Hymnengesanges eingeführt. Da-

mals verfolgte die Kaiserin Justina, Mutter Valentinian's II., die Katholiken und vorzugsweise den großen Bischof Ambrosius, den Oberhirten der Heerde Christi. Sie war eine glühende Arianerin und haßte den wahren Glauben. Ambrosius begab sich in seinen Dom, um dort zu erwarten, ob ihm beschieden sei, das blutige Martertum zu leiden. Das fromme Volk folgte ihm, und blieb Tag und Nacht bei ihm, entschlossen zu sterben mit dem geliebten Bischof. Damit es der Ermüdung und Traurigkeit nicht unterliege, wurde der Psalmengesang, der bis jetzt nur im Orient üblich war, zum Erstenmal im Abendland eingeführt und ist seitdem darin verblieben. Monica war zu jener Zeit eine der Ersten im Wachen und Beten. „Das Eis meines Herzens aber," schreibt Augustinus, „war damals noch nicht geschmolzen von der „Gluth des heiligen Geistes und ich wurde nur erregt durch „die große und allgemeine Bestürzung und Verwirrung der „Stadt; aber dem Wohlgeruch der göttlichen Salbungen „lief ich nicht nach. Das war auch ein Grund, weßhalb „ich nun so sehr bei dem Hymnengesang weinte: so lange „hatte ich nach dir geseufzt! jetzt endlich konnte ich in dir, „o Herr, aufathmen, so weit das möglich ist in unserm „Erdengefängniß."

In dieser Stimmung schwanden alle frühern Bestrebungen immer mehr aus Augustin's Gesichtskreis und Gedächtniß. Das Glück der Welt wurde ihm ganz gleichgültig und er faßte den Entschluß, mit den Seinen nach Afrika heimzukehren und im Vaterlande das stille, gottgefällige Leben der Abgeschiedenheit zu führen, wovon er das Ideal in seiner Brust trug. Er hatte einen neuen Gefährten bekommen an seinem Landsmanne Evodius von Tagaste, der kaiserlicher Sachwalter gewesen, aber schon vor Augustin vom Dienst des Kaisers zum ausschließlichen Dienst eines höheren Herrn bekehrt, auch bereits getauft war. Wie zuvor in Cassiciacum lebten sie jetzt in Mailand beisammen bis ihr Plan gehörig durchdacht und gereift war und der Vorsatz fest stand in Augustin, Adeodat, Alypius, Navigius

und Evodius, lebenslang in dieſer Gemeinſamkeit zu verbleiben. Dann machten ſie ſich auf zur Rückreiſe nach Afrika und gingen im Spätſommer 387 über Rom nach Oſtia, dem Hafen an der Mündung der Tiber, um ſich dort gen Carthago einzuſchiffen. Aber ſie ſollten nicht Alle die Küſte der Heimath wiederſehen.

Fünfzehntes Capitel.

Monica's Tod.

Da waren ſie nun am Ufer des Meeres in Oſtia und rüſteten ſich nach den Beſchwerden einer langen Landreiſe zu den Mühſeligkeiten einer Seefahrt. Sie bewohnten ein ruhiges Haus mit einem großen Garten, und waren abgeſchieden von dem tumultuariſchen Treiben, das ſtets in einer Hafenſtadt ſtattfindet und das in Oſtia ungeheuer ſein mußte, weil dies die Thür war, wie auch der Name bezeichnet, durch welche die Reiſenden aus dem Morgenland, Egypten, Afrika und von allen Küſtenländern Europa's ihren Ein- und Ausgang nehmen mußten, um zur Hauptſtadt des Römerreichs zu gelangen und um die Heimath wieder aufzuſuchen. Auch in Oſtia trug Monica „ſo zärtliche Sorge „für Alle, die nach dem Empfang der Taufgnade mit ihr „in Gott vereint lebten, als ſei ſie die Mutter von Allen, „und ſo bereitwillig diente ſie ihnen, als ſei ſie ihrer Aller „Kind."

Eines Abends war ſie allein mit Auguſtinus. Beide lehnten in einem Fenſter, vor dem ſich der Garten ausbreitete. Der Duft der Orangenbäume flieg zu ihnen hinauf, der weiche Abendwind wehte vom Meer herüber, die Sonne war untergegangen und wie ein Ocean voll goldenen ſeliger Inſeln breitete ſich der Nachthimmel aus und die zahlloſen Geſtirne ſchwammen allmälig in ihn hinein. Mutter und Sohn führten ein Geſpräch von namenloſer Süßigkeit. „Weit

„hinter uns ließen wir die Vergangenheit," ſchreibt Auguſtin, „und nur dem Zukünftigen zugewendet, fragten wir in „deiner Gegenwart, o ewige Wahrheit, wie es wohl beſchaf„fen ſein möge das ſelige Leben der Heiligen in der Ewig„keit, das kein Auge geſehen, kein Ohr gehört, kein Men„ſchenherz empfunden hat. Wir öffneten weit unſer Herz „den Waſſern des himmliſchen Brunnens, den Waſſern des „Lebens, deſſen Urquell du biſt, o Herr, um unſere Faſſungs„kraft zu reinigen und anzuſtrengen, ob es uns nicht ver„gönnt ſei, ein Weniges von jener Seligkeit zu verſtehen. „Und wir betrachteten die höchſte irdiſche Schönheit und die „höchſten irdiſchen Freuden und alle Wunderwerke der Schöpf„fung, aber ſie ſchienen uns keiner Erwähnung werth neben „jener Region der unverſiegbaren Fülle, wo du, o Herr, „Iſrael in alle Ewigkeit weideſt mit lauterer Wahrheit, und „wo die unerſchaffene Weisheit thront, die das Sein alles „Lebens iſt. Und als wir uns nach dieſem ſeligen Leben „mit aller Kraft des Gemüthes ſehnten, rührten wir im „reißenden Flug der Gedanken die ewig bleibende, wandel„loſe Weisheit auf einen Augenblick gleichſam an. Aber „ach! der Schwung ließ nach und wir kehrten zurück zu „uns ſelbſt und zu unſerm Geſpräch, und wir fragten weiter: „Wenn in einem Menſchen alle Regungen von Fleiſch und „Blut, alle Vorſtellungen der Erde und ihrer Gebilde, alle „Träume der Phantaſie, alle Gedanken der Seele über ſich „ſelbſt — wenn des Alles aufhörte, nachdem es ſeinen Dienſt „gethan und den innern Sinn zu Demjenigen hingewendet „hätte, der das Alles ſchuf und gab; wenn Er dann allein „dem geiſtigen Ohr dieſes Menſchen ſich vernehmbar machte „nicht durch menſchliche Sprache, noch durch Gleichniſſe, „noch durch Engelzungen, noch durch eine Stimme aus den „Wolken, ſondern durch ſich ſelbſt ohne Zeichen und Mittel, „und wenn dann dieſe von allen ſinnlichen Vorſtellungen „und irdiſchen Bildern befreite Seele Ihn Selbſt hörte, ſein „eigenes Wort, und in dieſem erhobenen Zuſtand dauernd „verbliebe, hingeriſſen, verſunken, verſchlungen in die ewigen

„Freuden der Anschauung der göttlichen Weisheit, die für „uns so eben nur ein Wetterleuchten der Erkenntniß war, „würde das nicht die Erfüllung jener Verheißung sein: Gehe „ein in die Freude deines Herrn? Und wann wird das „geschehen? o wann? Bei der allgemeinen Auferstehung? —— „Aber auch da werden wir nicht Alle umgewandelt werden! —— „So etwa redeten wir mit einander. Die Welt wurde uns „dabei immer armseliger und endlich sprach meine Mutter: „Für mich hat das Leben keinen Reiz mehr, mein Sohn. „Ich weiß nicht, was ich noch hienieden soll, nachdem meine „süßeste Hoffnung, mein höchster Wunsch, dich als katho„lischen Christen zu sehen, über alle Erwartung in Erfül„lung ging. Gott gewährt mir die Gnade, dich als seinen „Diener zu sehen, der für Ihn alles Erdenglück verachtet. „Was soll ich hier noch?"

So sprach Monica mit Augustin und, im ähnlichen Sinne, auch mit den andern Gefährten über die Verachtung des Lebens und die Glückseligkeit des Todes. Diese bewunderten eine so seltene Verschmelzung von mütterlicher Zärtlichkeit und männlicher Kraft, und es fragte sie Einer: ob es ihr nicht leid sein würde, in der Ferne zu sterben und in fremder Erde zu ruhen? — Sie antwortete: „Nichts „ist fern von Gott. Ich bin unbesorgt! am Ende der Zei„ten wird Er schon wissen, wo Er mich aufzuwecken hat."

Fünf Tage darauf wurde sie von einem heftigen Fieber befallen und einmal von so tiefer Ohnmacht, daß sie das Bewußtsein verlor und ihr letzter Augenblick gekommen schien. Augustin und Navigius eilten zu ihr. Doch sie erholte sich, fragte leise: „Wo war ich?" und sagte dann zu ihren in tiefe Traurigkeit versenkten Söhnen: „Ihr werdet hier eure Mutter begraben." Augustin schwieg, sprachlos vor Schmerz, mühsam seine Thränen hemmend. Navigius sagte, er hoffe, sie werde in der Heimath sterben; das sei tröstlicher. Da warf sie ihm einen traurigen Blick zu und sagte zu Augustin: „Was er doch spricht!" Dann fügte sie hinzu: „Begrabt meinen Leib, wo immer ihr wollt. Die

„Sorge um ihn bekümmere euch nicht. Aber um Eines „bitte ich euch: gedenket meiner am Altar des Herrn, all„überall, wo ihr euch befindet.“ Darauf schwieg sie und die Krankheit trat mit größerer Heftigkeit ein. Augustin pries Gott, der Monica von aller und jeder Anhänglichkeit an Irdisches befreite, denn er wußte, wie ängstlich sie früher für ihr Grab gesorgt, das sie neben dem ihres Gatten sich bereitet hatte. „Da des Menschen Geist so schwer im „Göttlichen sein Genügen findet, war es ihr ein lieber Ge„danke gewesen, die Eintracht ihrer Ehe dadurch zu besiegeln, „daß ihre irdischen Ueberreste, selbst nach der weiten Reise über das Meer, neben denen ihres Gatten ruhten.“ Doch im Hinblick auf die nahe Ewigkeit verschwanden für Monica solche Wünsche und mit vollkommener Hingebung ihres ganzen Willens umfaßte sie den Willen des Herrn. Am neunten Tage ihrer Krankheit und im sechsundfünfzigsten Jahre ihres Alters schied diese fromme, gottliebende Seele aus der Zeitlichkeit. Augustin drückte ihr die Augen zu.

„Unaussprechliche Traurigkeit, „schreibt er,“ floß in mei„nem Innern zusammen und wollte in Thränen ausströmen; „doch mit eisernem Willen unterdrückte ich sie. Der Knabe „Adeodatus brach in lautes Jammern aus, aber von uns „ermahnt, schwieg auch er. Es schien uns ungeziemend, „diese Leiche durch Thränen und Klagen ehren zu wollen, „da man hiedurch ein gewisses Elend der Verstorbenen oder „ihr vermeintliches gänzliches Aufhören zu beweinen pflegt. „Sie aber starb nicht elend und starb nicht ganz. Das be„kräftigen uns sichere Gründe: ihr gottgefälliges Leben und „ihr aufrichtiger Glaube. Was meine Seele mit tiefem „Schmerz erfüllte, war die Wunde, welche ihr so plötzlich „geschlagen wurde, als die Gewohnheit des süßen und lieb„lichen Umganges mit der Mutter zerriß. Wohl erfreute „mich das Zeugniß ihrer Liebe, mit der sie mich bei meinen „kleinen Dienstleistungen an ihrem Krankenlager freundlich an„lächelte, mich ihren frommen Sohn nannte, mich zärtlich daran „erinnerte, daß niemals ein trotziges oder geringschätziges

„Wort gegen sie über meine Lippen gekommen sei. Doch „was waren diese Dienste, was war diese Ehrfurcht gegen „das, was sie für mich gethan hatte? Den süßen Trost „ihres liebevollen Daseins zu verlieren, verwundete meine „Seele und zerrissen ward mein Leben, da es eins mit dem „ihren gewesen war.

„Nachdem das Weinen des Knaben Adeodatus gestillt war, „griff Erodius zum Psalter und stimmte den hundertsten „Psalm an: Von Gnade und Gericht will ich dir singen, „Herr; und wir Alle stimmten ein. Auch versammelten „sich bald viele Glaubensbrüder und fromme Frauen, und „während diese die Leiche besorgten, zog ich mich mit den „Uebrigen zurück und sprach mit ihnen von himmlischen „Dingen. Das war ein Balsam für meine Wunden und „ich bewahrte äußerlich eine große Ruhe. — — Der Leib „wurde zu Grabe getragen, das Opfer unserer Erlösung „dargebracht, die Bahre daneben gestellt während unserer „Gebete und der Leichnam versenkt — und ich weinte nicht. „Allein mein Schmerz blieb derselbe und es trat der Gram „hinzu, daß ich so überwältigt wurde von einem Ereigniß, „welches dem Lauf der Natur gemäß war. Verstört und „fassungslos bat ich dich, o Herr, meinen Kummer zu lin- „dern. Doch du thatest es nicht. — — Und am nächsten „Morgen beim Erwachen dachte ich an die heilige, liebreiche, „demüthige Seele, die mir für immer entrissen war, an „ihren holden Wandel, an ihren gewaltigen Glauben, durch „den sie ihre natürliche Schwachheit an das Geheimniß der „Erlösung band; und nun weinte ich vor dir, o Herr, so „sehr die Thränen nur strömen wollten, und das beruhigte „mein Herz. Sollte aber Jemand finden, daß Fleisch und „Blut zu viel Antheil hatten an den Thränen, mit denen „ich eine kleine Weile um meine Mutter weinte, die so „manches Jahr meinen Seelentod beweint hatte: so richte „er mich nicht; vielmehr, wenn er stark in der Liebe ist, bitte „er vor dir, o Herr, um Vergebung für meine Sünden."

Ob es je einem Menschen gegeben ward, eine zartere,

ſüßere, heiligere Liebe zu empfinden und ſie zarter, ſüßer und heiliger auszuſprechen? Welch' einen Gegenſatz bildet dieſe Trauer mit jenem Schmerz, dem ſich Auguſtin nach dem Tode ſeines Jugendfreundes in Tagaſte hingab.

Die Reliquien der hl. Monica ruhen zu Rom in der Kirche, die ihrem Sohn geweiht iſt. Seit anderthalb Jahrtauſenden wenden ſich diejenigen Herzen, die am reichlichſten mit Schmerz begnadet ſind — die Mutterherzen! — im tiefen Vertrauen auf die Macht ihrer Fürbitte dieſer ſeligen Mutter zu. Ihr thränen- und liebereiches Leben ging hienieden mit dem Vorgeſchmack himmliſcher Freuden zu Ende: ſie ſah das Geliebteſte eingereiht den heiligen Schaaren, ſie hatte das Himmelreich für ihren Sohn erobert. Wie ein tapferer Streiter Chriſti pflanzte ſie Seine Fahne auf den höchſten Zinnen auf, und dann legte ſie ſich nach dieſem wunderbaren Siege friedlich nieder und ſtarb.

Auguſtinus änderte ſeinen Reiſeplan. Er konnte ſich nicht entſchließen, gerade jetzt die Heimath aufzuſuchen. Er ging mit ſeinen Gefährten nach Rom zurück und lebte dort faſt ein Jahr, dann erſt im Spätſommer 388 begab er ſich mit ihnen nach Afrika. Seine Seele war ſo überfüllt von Dank gegen Gott für ſeine Bekehrung und von Mitleid mit Denjenigen, deren Irrthümer er ſo lange getheilt hatte, daß es ihm ein Bedürfniß war, dieſen Empfindungen den weiteſten Spielraum zu geben, indem er verſuchte, irrende Seelen zur Erkenntniß des katholiſchen Glaubens zu führen. Zu dieſem Zweck ſchrieb er in Rom zwei Werke, von denen das eine „Die Sitten der Manichäer", das andere „Die Sitten der katholiſchen Kirche" behandelte und in denen er zwei Gemälde entrollte, in denen ſich Wahrheit und Lüge, Wirklichkeit und Schein, Autorität und Willkür in der Lehre, der Moral und dem Leben ſo ſcharf gegenübertraten, daß es dem guten Willen nicht ſehr ſchwer fallen konnte, die göttlich offenbarte Glaubenslehre von der Irrlehre eines Mani zu unterſcheiden und ein Meer voll Klippen und Untiefen zu verlaſſen, um in einen ſichern Hafen einzulaufen.

Ueber die Autorität der katholischen Kirche bei der Auslegung der heiligen Schriften, welche von den Manichäern verworfen wurde, sagt er ein Wort, das für immer auf alle irrigen Lehren bezüglich dieses Punktes seine Anwendung findet. „Die Menschenseelen sind an die Finsterniß gewöhnt, „in welche sie durch ihre Sünden gerathen sind. Sie ver„mögen nicht der hellen und lauteren Wahrheit mit sicherm „Vernunftblick in's Antlitz zu schauen. Deshalb ist es über„aus heilsam so eingerichtet, daß die Autorität unserer „menschlichen Schwäche zu Hülfe kommt, indem sie wie durch „schattige Zweige unser leicht erblindendes Auge in das „Sonnenlicht der Wahrheit schauen läßt." Wie ist es doch so eigenthümlich, daß im Reich der Intelligenz die Menschen mit Adleraugen die Nothwendigkeit der Autorität der katholischen Kirche in Glaubenslehren behaupten, und die Menschen mit Maulwurfsaugen sie so gern verwerfen! Das Adlerauge hat eben einen ganz anderen und weiteren Horizont und sieht die Dinge von oben herab in ihrem Zusammenhang und erkennt, daß ohne Autorität nirgends der Zusammenhang festgehalten und folglich keine Einheit, keine Dauer existiren kann, sondern daß Alles in Zersplitterung zerfahren muß, der unausbleiblichen Folge menschlicher Wandelbarkeit, unwürdig in allen Verhältnissen, am unwürdigsten aber und erniedrigend für eine Religion, die auf göttlicher Offenbarung beruht und einen göttlichen Stifter hat. Das Maulwurfsauge sieht das Alles nicht, hebt sich nicht zu den Höhen des Geistes, haftet nur an der Atzung, und der Mensch, von irdischen Neigungen befangen, gleicht dem Maulwurf, ist ohne Sinn und Verständniß für das Höhere, dessen Lichtstrahl ihn in seiner dunkeln Region nicht berührt und ahnt nicht den erhabenen Zusammenhang einer Gottesoffenbarung *an* die Menschheit und eines Gottesbedürfnisses *in* ihr, die in der katholischen Kirche sich begegnen und vereinen, während an der Schwelle die Autorität als treuer Wächter steht, damit nichts Ungehöriges dieser Vereinigung sich beimische. So lange Augustinus selbst in

den dunkeln Niederungen weilte, war auch sein Blick ohne Schärfe und Tiefe; aber so wie er sein Herz von ihnen ablöste, wurde sein Auge klar für das Uebernatürliche, welches der Grund, das Wesen und der Zusammenhang der Dinge ist. Merkwürdige Uebereinstimmung zwischen der katholischen Wahrheit, dem reinen Willen und der Glaubensfähigkeit, die vielleicht nie mit einer solchen Entschiedenheit und in einer solchen Vollkommenheit hervorgetreten ist, als bei ihm und die allen Häretikern viel zu denken geben müßte, wenn sie daran gewöhnt wären, logisch zu denken. Er schreibt auch in diesem Buch:

„Die Glückseligkeit besteht im Gelangen zum möglichst „hohen Grade der Vollkommenheit. Wer dem nachhangt, „was geringer und schlechter ist als er selbst, der wird sel„ber schlechter und folglich unglücklich. Um glücklich zu „werden, muß der Mensch offenbar nach etwas streben, was „entschieden vollkommener ist, als er selbst; und das ist Gott. „Ihm nachgehen ist Verlangen nach Seligkeit; ihn besitzen „ist die Seligkeit selbst. Wir gehen ihm nach durch Tugend „und Liebe und wir besitzen ihn, nicht so daß wir Eins mit „seinem Wesen würden, aber so, daß wir ihm in unbegreif„licher Weise nahen und von seiner Wahrheit und Heiligkeit „erleuchtet, umfangen und durchdrungen werden." Das Grundprinzip der christlichen Glückseligkeit, die gläubig hoffende Gottes- und Nächstenliebe, ist der Kern, von welchem die Sitten, d. h. die Lebensäußerungen der Kirche, ausgehen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Heimkehr.

Nach fast fünfjähriger Abwesenheit betrat Augustinus wieder den afrikanischen Boden, in Carthago. Bei seiner Abreise hatte er Monica in der Kapelle des hl. Cyprian betend zurückgelassen; jetzt ruheten ihre Gebeine zu Ostia und sie betete in der Ewigkeit für ihn, den Wiedergebornen, der innerlich erneuert war und nun ein ganz neues Leben

begann. Alle nagende Unruhe, in welche Leidenschaften und Zweifel die Seele stürzen, war von ihm gewichen; wie ein mildes Oel floß der Glaube sänftigend über die stürmischen Wellen und das gefriedete Herz suchte nichts Anderes mehr, als der ewigen Wahrheit ohne Rückhalt in ausschließlicher Liebe zu dienen. Er hielt sich einige Zeit in Carthago auf, um seine früheren Freunde und Schüler wiederzusehen und um den Versuch zu machen, einige eifrige Manichäer zu bekehren. Romanian war mit seinem Sohn Licentius in Italien geblieben. Augustin wohnte mit seiner kleinen Reisegesellschaft bei einem ausgezeichnet frommen Mann, der früher Advocat gewesen und mit seinem ganzen Hause Christ geworden war. Er hieß Innocenz. Bei ihm und an ihm erlebte Augustin eine Gebetserhörung, welche alle Christen in Carthago tief ergriff, da Innocenz eine ebenso bekannte, als beliebte Persönlichkeit war. Er litt an einem Uebel, welches nur durch äußerst schmerzhafte Operationen geheilt werden konnte. Er hatte sich schon einige Male denselben unterworfen und hoffte nun das Uebel beseitigt zu haben, als sich ein neues Geschwür bildete und die Wundärzte erklärten, es müsse abermals geschnitten werden. Eingedenk seiner früheren Leiden und geschwächt von der Krankheit entsetzte sich Innocenz und versicherte, dies würde seinen Tod herbeiführen und er wolle von den Wundärzten nichts hören noch sehen. Seine Freunde bestimmten ihn jedoch, einen berühmten Wundarzt aus Alexandrien, der sich damals in Carthago aufhielt, zu befragen, Es geschah. Nach genauer Untersuchung erklärte der Egyptier, Innocenz sei vortrefflich von seinen Chirurgen behandelt und müsse sich auch jetzt wieder ihrer Behandlung unterwerfen, wenn er geheilt sein wolle. Innocenz war außer sich vor Angst und sein ganzes Haus mit ihm. Der Bischof von Carthago besuchte ihn häufig; auch mehrere Geistliche, unter denen sich ein junger Diacon befand, welcher nach einigen Jahren auf dem Bischofstuhl zu Carthago als St. Aurelius glänzte. Diese und alle seine Freunde ermuthigten Innocenz so weit,

daß er ſich zur Operation entſchloß. Am Vorabend derſelben kam Auguſtin mit einigen Andern in's Krankenzimmer, um wie gewöhnlich Innocenz zu unterhalten und mit ihm zu beten. Der Kranke war äußerſt niedergeſchlagen, zitterte aus Furcht vor der grauſamen Operation, die ihn erwartete und ließ ſich nicht beruhigen. „Endlich," ſchreibt Auguſtinus, „knieten wir Alle zum Gebet nieder und Innocenz verließ „plötzlich ſtürmiſch ſein Lager und warf ſich neben uns zu „Boden. Er fing an zu beten; aber in welcher Weiſe, mit „welcher Inbrunſt, welcher Gluth, welchen Thränen, welcher „Seelenangſt, das iſt ganz unbeſchreiblich! er bebte an allen „Gliedern und war faſt athemlos. Ob die Uebrigen bei „dieſem Anblick beten konnten, weiß ich nicht. Daß ich es „nicht konnte, weiß ich. Ich ſagte nur innerlich: Herr, „welch' Gebet deiner Diener willſt du erhören, wenn nicht „dieſes! denn mir ſchien, man könne im Gebet nicht mehr „thun, als etwa' ſterben. Dann empfingen wir den Segen „des anweſenden Biſchofs und Innocenz bat uns, wir möch„ten uns am nächſten Morgen wieder bei ihm verſammeln „und ihm beiſtehen in ſeiner Agonie. So geſchah es denn „auch. Der Biſchof und die Geiſtlichen kamen, die Freunde „des Kranken kamen, die Wundärzte kamen mit ihrem gan„zen Apparat. Die Einen ſprachen Innocenz Muth zu, die „Andern harrten in ſchweigender Beſorgniß, während die „Vorbereitungen gemacht wurden. Endlich nahm der Wund„arzt den Verband ab, um den Schnitt zu machen; aber „ſiehe da! er findet ſtatt des Geſchwürcs eine ganz feſte „Narbe! Welche Freude wir Alle hatten und mit welcher „Rührung wir Gottes Güte und Allmacht prieſen, dafür „gibt es keine Worte."

Bald darauf verließ Auguſtinus Carthago.

Nicht weit von Tagaſte beſaß Auguſtinus ein Landhaus mit einigen Ländereien, ſein väterliches Erbtheil. Dorthin zog er ſich mit den Seinen zurück. Bald geſellten ſich noch einige junge wiſſensdurſtige und heilsbegierige Schüler zu ihm und er begann mit ihnen das Leben jener frommen

Genossenschaften, die damals im Abendland immer zahlreicher zu werden anfingen, während sie im Morgenlande in voller Blüthe standen. Mit der Lostrennung von dem irdischen Gut betrat Augustinus die Bahn, auf die der göttliche Heiland hinweist, indem er spricht: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe was du hast und gib es den Armen und dann folge mir nach." Er verkaufte seine Ländereien und gab den Ertrag der Kirche zu Tagaste zur Unterstützung ihrer Armen. Sogar sein Haus verkaufte er, jedoch unter der Bedingung, es als Wohnung zu behalten. Auch seine Hausgenossen mußten jedem persönlichen Eigenthum entsagen und Alles, auch das geringste, gemeinschaftlich besitzen, während für ihren Unterhalt und die Bedürfnisse des Lebens aus einer gemeinsamen Casse von deren Verwalter, der zur Genossenschaft gehörte, gesorgt wurde. Augustinus hatte auch die Tracht der morgenländischen Mönche angenommen, ein langes, schwarzes Gewand, mit einer Kapuze und einem Ledergürtel. Mit eifrigem Studium der heiligen Schriften, mit Betrachtungen, Gebet, belehrenden Gesprächen und in Uebung vieler guten Werke waren die Tage ausgefüllt und Augustin wurde von den Seinen als ihr geistlicher Vater verehrt. Der Orden der Augustiner-Einsiedler leitet seinen Ursprung von dieser Genossenschaft ab.

Die Bewohner von Tagaste verfolgten mit lebhafter Theilnahme die Richtung, die Augustin genommen hatte und das stille, friedliche, fromme Leben, das er vor ihren Thoren, gegenüber ihrer Unruhe, ihrem irdischen Treiben, ihren weltlichen Sorgen führte. Eine solche Erscheinung war ihnen neu und fremd, und schon das reizte ihre Neugier; aber Augustin's Liebenswürdigkeit, seine klugen Gespräche, seine einsichtsvollen Urtheile zogen sie an, und bald kam es dahin, daß sie mit ihren Besuchen seine Abgeschiedenheit störten und ihn in ihren tausend Angelegenheiten um Rath fragten. War ihm dies nun zwar recht lästig, so empfing er doch Jedermann mit liebreicher Geduld, hörte

die Anliegen an und berieth sie. Sein Freund Nebridius beklagte sehr, daß Augustin's Zeit und Kräfte durch diesen Zudrang zersplittert würden und lud ihn zu sich ein, auf sein Landhaus in der Nähe von Carthago, wo er mit seiner Mutter und seinem Bruder Victor lebte. Doch Augustinus lehnte dies ab, da er seine Genossen weder alle mit sich führen, noch allein zurücklassen wollte, denn Manche unter ihnen waren erst Anfänger in ihrer ernsten Lebensweise und konnten Augustin's ermunternde und erhebende Leitung nicht entbehren. Diese Trennung von Nebridius war für ihn kein geringes Opfer, gehörte aber in den weiten Kreis der Entsagung, zu der er sich entschlossen hatte. Er sah diesen theuern Freund nicht wieder. Wegen seiner Kränklichkeit hatte die Mutter des Nebridius ihren Sohn nicht mit Augustin nach Tagaste ziehen lassen. Jetzt schien seine Gesundheit sich zu bessern und da ihm Augustin's Rath, gegen den er über seine Trennung von den Freunden klagt: „Erhebe deine Seele, so viel du vermagst, zu Gott; in ihm „wirst du uns Alle besitzen," weniger behagte, als der Nachsatz: „Aber glaube mir, daß ich es als eine große Gnade „betrachten würde, in deiner Gesellschaft leben zu können," so war er entschlossen, sich nach Tagaste zu begeben. Da machte der Tod seinem Leben ein Ende. Er hatte die Taufe nicht mit Augustinus in Mailand, sondern später in Carthago empfangen, und seine Mutter und seinen Bruder bewogen, sich ebenfalls in den Christenbund aufnehmen zu lassen. Sein Lebenswandel, von jeher rein und edel, folgte seitdem noch mehr den Vorbildern der Vollkommenheit und Augustinus sagt von ihm: „In dem Lande der Seligen, nach welchem „er so oft mich fragte und über welches ich ihm so wenig sagen „konnte, lebt jetzt der Sohn deiner Gnade, o Herr, Nebri„dius, mein Vielgeliebter. Seine nach der ewigen Weisheit „durstende Seele stillt jetzt ihr Verlangen an dem Urquell. „Doch möge sie sich berauschen an den Strömen der Selig„keit, vergessen wird er mich nicht. Denn du, o Herr, bist

„ja der ewige Bronnen seines Entzückens und du vergißt „meiner nicht."

Auf den Tod des Freundes folgte der des Sohnes. Adeodatus starb in blühender Jugend. Gott wollte Augustin's Herz ganz ablösen von jeglichem Geschöpf; aber das ging nicht ohne lange, lange, heiße Kämpfe, die er in der eigenthümlichen Weise, welche man die Augustinische nennen muß, ausspricht. Es ist die zitternde Freude der Seele, die sich zärtlich an Gott schmiegt und zugleich mit sanfter Melancholie der Tage gedenkt, wo sie Anderes liebte als ihn.

„Wie spät liebte ich dich, o du ewige, du ewig neue „Schönheit! wie spät! Meine Seele ergoß sich in die Ge„bilde deiner Hände und verlor in deren Bewunderung ihr „Ziel und ihren Glanz. Du warst bei mir, aber ich war „nicht bei dir. Da berührtest du mich, da vernahm mein „Ohr deine Stimme, da blitzten die Strahlen deines Lichtes „in mein Auge, da athmete ich den Duft deiner Wohlgerüche „ein, da fühlte ich mich sehnsuchtentflammt nach deinem ewi„gen Frieden. Wenn ich mit dir aus allen Kräften meiner „Seele vereint sein werde, so wird sie weder Mühe noch „Schmerz mehr kennen und mein Leben wird erfüllt von dir „und daher wahrhaft lebensvoll sein. Wer dich umfängt, „den trägst du sanft und nur deshalb bin ich mir selbst „zur Last, weil ich noch nicht vollkommen dich umfange. „Eitle, thränenwerthe Freuden stehen in mir gegen heilsame „Traurigkeiten, die meine wahre Freude ausmachen sollen, „auf, und wo ist der Sieg? ich weiß es nicht. O Herr, „erbarme dich meiner. Und sündige Traurigkeiten bekäm„pfen in mir deine heiligen Freuden; und wo ist der Sieg? „O Herr, erbarme dich meiner. Im Mißgeschick sehne ich „mich nach guten Tagen, und genieße ich sie, so bangt mir „vor Mißgeschick. Nirgends bin ich sicher vor Versuchungen „und das Glück, das von der Seite der Welt sich naht, „bringt immer Sorgen mit, die uns beängstigen, und Freu„den, die uns beschädigen. Auf der Größe deiner unend„lichen Erbarmungen steht allein meine Hoffnung. Befiehl

„deinem Diener, was du willst, und gib ihm Kraft, deinem „Befehl zu gehorchen. Führe ihn zurück zu jener Einheit, „von der die Seele abirrt, wenn sie sich verliert an die Ge„schöpfe. Denn Derjenige hat um so weniger Liebe zu dir, „als er an irgend etwas hängt, das er nicht deinetwegen „liebt. O Herr! gib mir das zu thun, was du befiehlst, „und dann befiehl, was du willst. Mit der Fackel deines „Lichtes durchwandelt mein Geist die erschaffenen Dinge und „nirgends finde ich eine Stätte, um meine Seele in Sicher„heit zu bringen, außer bei dir. Aber du leidest nicht, daß „man dich besitze und neben dir Lug- und Truggebilde."

Drei Jahre lebte Augustinus bei Tagaste. Er hatte die griechische Sprache wieder hervorgesucht wegen seiner Studien des Neuen Testamentes. Alle Schriftsteller, die sich mit Erklärung der Bibel abgaben, überhaupt alle Kirchenväter, obschon deren Werke äußerst schwer zu bekommen waren, verschaffte er sich und las sie wieder und wieder. Die Schriften seines Landsmannes, des großen Cyprian und seines geistlichen Vaters Ambrosius hatte er besonders gern. Aber auch andere Schriften las er, „wenn er daraus Nutzen schöpfen konnte," z. B. des Josephus Zerstörung von Jerusalem und die Kirchengeschichte des Eusebius. Sein Geist war aber nicht geschaffen, um das Gelesene in Passivität nur aufzunehmen. Er mußte vielmehr den Stoff überdenken, verarbeiten und schöpferisch gestalten und umbilden, um ihn in neuer Form und bereichert durch die Fülle seiner Gedanken wiederzugeben, und alle Wege zu beleuchten, die zu Gott führen. Er verfaßte mehrere Schriften, immer in der Hauptabsicht, die Manichäer und die Heiden zu bekehren. In dem Buch „Von der wahren Religion," das seinem Freunde Romanian gewidmet ist, sagt er:

„Die Frömmigkeit beginnt mit der Furcht und vollendet „sich in der Liebe; das ist die ganze Einrichtung des Alten „und Neuen Testamentes."

„Das erste Verderben der Seele ist der Wille, das zu „thun, was Gott ihr verbietet. So wurde der erste Mensch

„aus dem Paradiese in diese Welt hinausgestoßen, d. h. aus „der Ewigkeit in die Zeit, aus dem Reichthum in die Ar„muth, aus der Kraft in die Schwachheit. Daraus erkennen „wir, daß es ein Gut gibt, welches die vernünftige Seele „nicht lieben darf, weil die Klasse, zu der dieses Gut ge„hört, unter ihr steht.

„Unsere Vorfahren haben den christlichen Glauben nur „nach offenbaren Wundern angenommen. Seitdem der Glaube „aber feste Wurzeln schlug, sind die Wunder nicht mehr noth„wendig. Wozu bedarf es neuer Beweise der Gottheit Jesu „Christi, seitdem die Kirche über die ganze Erde ausgebrei„tet ist?"

„So lange wir die Güter dieses Lebens besitzen, glauben „wir, daß wir sie nicht lieben; fangen sie aber an, uns zu „verlassen — Freundschaft, Ehren, Gesundheit, Reichthum „u. s. w. — dann werden wir gewahr, wie wir gesinnt sind. „Denn mit Liebe besitzt man, was man mit Schmerz ver„liert."

Romanian wurde Christ, nachdem er das Buch gelesen hatte und auf andere Zeitgenossen machte es einen starken Eindruck. Augustinus kündigt es seinem Freunde mit der schlichtesten Einfachheit an: „Ich habe etwas über die katho„lische Religion geschrieben, wie es Gott nach seiner Gnade „mir eingab. Es ist meine Absicht, es dir zu schicken, sofern „mir das Papier nicht ausgeht. Begnüge dich mit der ge„ringen Schrift, wie sie aus unserer Werkstatt hervorge„gangen ist."

Allmälig wurde Augustinus ein strahlendes Licht innerhalb der Kirche, das fernhin leuchtete und Anderen die Pfade erhellte. Man stellte Fragen an ihn; man bat ihn, Zweifel zu lösen, Dunkelheiten aufzuklären, irrige Ansichten zu berichtigen; man unterwarf sich seiner Entscheidung; seine Bücher wurden maßgebend. Er aber blieb in der tiefsten Demuth. Einem gewissen Gajus, der ihn um seine Schriften gebeten hatte und dem er sie schickte, schrieb er: „Findest du „Gutes und Wahres darin, so sei überzeugt, daß es nicht

„aus mir selbst kommt, sondern mir gegeben ward. Das „Irrige hingegen ist von mir, ist die Spur der Verfinste„rung des Menschengeistes. Ueberhaupt, wenn wir etwas „Wahres lesen, so ist es nicht das Buch und nicht der Ver„fasser, der es uns wahr finden läßt, sondern es ist ein „Etwas, das wir in uns selbst tragen, weit erhaben über „die sinnliche Einsicht, ein Abglanz des ewigen Lichtes der „Wahrheit."

Zu dem Gedanken, ein Priester in der heiligen Kirche zu werden, die ihn gerettet und mit Gnaden überhäuft hatte, erhob er sich nie, da er mit der aufrichtigsten Geringschätzung sich selbst beurtheilte. Es wäre ihm vermessen erschienen, das apostolische Amt zu bekleiden und an der Heiligung Anderer zu arbeiten, während er sich selbst so fern von jeder Vollkommenheit sah. Doch kannte er jenen afrikanischen Gebrauch, daß das Volk zuweilen fromme Laien, zu denen es Liebe und Vertrauen hatte, ohne sie zu fragen, mit stürmischer Begeisterung umringte, vor den Bischof führte und die Ordination derselben begehrte. Ja zuweilen, wenn die Stadt etwa keinen Bischof besaß, und ein fremder eben anwesend war, begehrte die Menge von demselben, den Mann ihres Vertrauens zum Bischof zu weihen. Da diese Männer in der Regel durch Tugend und Verdienste die ausgezeichnetsten waren, so erfüllte der Bischof gern das Verlangen des Volkes und die Gewählten gaben gewöhnlich den dringenden Bitten und Vorstellungen nach und wurden geweiht. Diese eigenthümlich primitive Sitte machte Augustinus höchst vorsichtig, sich nach einem Ort zu begeben, der keinen Bischof hatte. Sein Wunsch ging nicht weiter, als sich selbst und seine kleine Genossenschaft mehr und mehr zu heiligen und in größtmöglicher Zurückgezogenheit dem Nächsten zu dienen. Seine Mitbürger kannten ihn in dieser Beziehung zu genau, um ihm je das Ansinnen zu stellen, Priester zu Tagaste zu werden.

Augustinus stand im Briefwechsel mit gar manchen Personen, auch mit solchen, die er nicht kannte. Darunter be-

fand sich ein kaiserlicher Geschäftsträger, der zu Hippo regius, einer Seestadt Numidiens, lebte. Dieser Herr war ein sehr guter Christ und beeiferte sich, der Anleitung zu einem frommen Leben zu folgen, die Augustinus ihm gab. Es war sein heißester Wunsch, den verehrten Lehrer einmal sehen und sprechen zu können, da er an eine persönliche Zusammenkunft die Entscheidung knüpfen wollte, ob er sich von dem Weltleben zurückziehen solle oder nicht. Um diese für sein Seelenheil gefährliche Schwankung aufzuheben, nahm Augustinus dessen Einladung an und reiste nach Hippo mit der geheimen Hoffnung, einen Gefährten für die traute Genossenschaft in Tagaste zu werben.

Siebenzehntes Kapitel.

Augustinus wird Priester.

Die Stadt Hippo mit dem stolzen Beinamen, die Königliche, welchen sie der Vorliebe der alten Könige Numidiens verdankt, war bis dahin ziemlich unbekannt. Jetzt trat der Mann in ihr auf, durch den sie berühmt werden sollte und dem sie es zu verdanken hat, daß man nach anderthalb Jahrtausenden, die ihr in jeder Beziehung furchtbare Verwüstung brachten, noch mit heiliger Theilnahme sie nennt und kennt.

Hippo regius, das heutige Bona, liegt am Meer, am mittelländischen Meer, dessen Gestade wunderbar schön sind, wenn sie schön sind, d. h. wenn sie nicht in einer flachen, morastigen Ebene auslaufen, wie das an einigen Küstenpunkten Italiens und Frankreichs und in ganz Egypten der Fall ist. Auf zwei reizenden Hügeln und in einer fruchtbaren Ebene, die ganz mit Feigen- und Aprikosenbäumen, mit Olivenhainen, mit Getreidefeldern, Wiesen und blühenden Gesträuchen bedeckt ist und durch die sich ein Fluß in anmuthigen Windungen schlängelt, liegt Hippo. Vor sich hat es das unermeßliche Meer; rückwärts, jenseits der fruchtbaren Gefilde, die Ausläufer des Atlas, deren Eichenwälder und

ernster Gebirgscharakter die Ueppigkeit der Ebene dämpfen. Von diesen Abhängen lief eine Wasserleitung auf tausend kühngeschwungenen Bogenstellungen und führte der Stadt das frische Gebirgswasser zu. Ein Schloß, welches zugleich Palast und Festung war, krönte den höchsten der beiden Hügel und eine jener mächtigen Brücken, welche die Römer zu bauen pflegten, wölbte ihre Bogen über den Fluß. Die Stadt besaß mehrere Gotteshäuser. Das größte war die Basilika des Friedens. Auch an anderweitigen schönen, öffentlichen Gebäuden fehlte es nicht. Die Thermen des Sosius zeichneten sich unter ihnen aus.

Wie mag diese schöne Landschaft, dieser weite Blick auf das Meer und auf das Atlasgebirge Augustin's Auge entzückt und seine Seele von der sichtbaren zur unsichtbaren Schönheit hingerissen haben.

Ahnungslos über die große Schicksalswendung, die ihn hier erwartete, ging Augustinus nach Hippo in der Hoffnung, eine Seele für das Leben nach den evangelischen Räthen und für seine fromme Genossenschaft in Tagaste zu gewinnen. Da Hippo den vortrefflichen Bischof Valerius besaß, so glaubte er nach dieser Seite hin ganz sicher zu sein. Aber sein Ruf war zu sehr durch Afrika verbreitet, als daß die Bürger von Hippo nicht bald erfahren hätten, wer in ihren Mauern weile, wer so andächtig ihre Gotteshäuser besuche und mit so tiefer Sammlung der Feier der heiligen Geheimnisse beiwohne. Er war anwesend, als Bischof Valerius eines Tages nach der Predigt der Gemeinde anzeigte, er bedürfe eines Priesters, der ihn im Predigtamt unterstütze, da er, ein Grieche von Geburt, mehr und mehr seine mangelhafte Kenntniß der lateinischen Sprache einsehe und beklage. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so wendete sich die ganze Gemeinde zu Augustinus, umringte ihn, damit er nicht entweiche, und führte ihn ehrerbietig vor den Bischof mit der einstimmigen, dringenden Bitte, ihn zum Priester zu weihen. Der fromme Greis Valerius, der lange schon um einen treuen Mitarbeiter zu Gott gefleht hatte, sah in dieser Begebenheit eine eben so

unerwartete wie glückliche Erhörung seines Gebetes und war freudig bereit, Augustinus zu ordiniren. Aber diesen überfiel eine grenzenlose Bestürzung. „Er, der sein Heil in „dunkler Zurückgezogenheit zu wirken wünschte, weil alle „Höhen von gefährlichen Stürmen bedroht sind," er sollte jetzt die große Verantwortung und die schweren, heiligen Pflichten des Priesterthums übernehmen! Er bat mit Thränen Bischof und Volk, ihm diese Bürde nicht aufzulegen; allein sie bestürmten ihn nur desto lebhafter und beachteten seine Weigerung nicht im mindesten. Er war gewohnt, im Geist der Demuth zu handeln und zu folgen, wenn Gott ihn rief. Sollte jetzt der Knecht dem Herrn ungehorsam sein? Augustinus ergab sich darin, sein friedlich stilles Leben zu verlassen und erklärte sich mit heiligem Schauer bereit, die Ordination empfangen und sich auf diese erhabene Feierlichkeit vorbereiten zu wollen. Jubel und Dank folgten seiner Erklärung und Niemand war froher als der greise Bischof. Aber Augustinus blieb tief erschüttert und auch am Tage seiner Weihe gab sich diese innere Bewegung in Thränen kund. Er war sieben und dreißig Jahre alt.

Nun war er Priester; fremd jedoch in der Ausübung des priesterlichen Amtes, in der Spendung der heiligen Sacramente, in der Auslegung der heiligen Schrift, in der Art und Weise, wie dies Alles den Seelen mitzutheilen sei. Im Bewußtsein dieser Unzulänglichkeit verdemüthigt er sich immer mehr und meint, Gott habe ihn zur Strafe seines Hochmuths auf einen Platz stellen lassen, wo sein Unvermögen Allen klar werden solle. Er bat den Bischof, ihm eine Zeit der Zurückgezogenheit zu gewähren, um die heiligen Schriften und die Satzungen, welche das Leben und Wirken des Priesters regeln, mit Gebet und Geistessammlung zu studiren. Der Bischof betrachtete die dreijährige Zurückgezogenheit in Tagaste, die großentheils dem Studium der heiligen Schriften gewidmet war, als genügend, wünschte auch baldmöglichst das Predigtamt, dem er selbst sich so wenig gewachsen fühlte, auf Augustinus zu übertragen, und lehnte dessen Gesuch lieb-

reich ab. Da schrieb ihm Augustin einen so lebhaften, bewegten, vom dringendsten religiösen Bedürfniß eingegebenen Brief, daß Valerius wohl nachgeben mußte. „Wo ist deine „Liebe, Valerius, mein Vater," fragt er, „wenn du willst, „daß ich zu Grunde gehen soll? Liebst du die Kirche, in „deren Dienst ich treten soll? Liebst du mich? Gewiß! ich „bin davon überzeugt. Wohlan! dann wirst du mir nicht „gestatten, meinen Dienst in dem Zustand anzutreten, worin „ich mich jetzt befinde. Du hältst mich freilich dafür geeig„net; allein ich kenne mich selbst besser; und ich würde mich „selbst nicht kennen, hätte nicht die Erfahrung mich belehrt. „Wenn Jesus Christus mich dereinst mit der ganzen Strenge „seiner Gerechtigkeit richten wird, soll ich ihm dann ant„worten, der fromme Valerius habe aus übermäßiger Nach„sicht und aus allzu guter Meinung von meinen Fähigkeiten „mir die Zeit verweigert, um mich etwas besser zu unter„richten?"

So eroberte Augustinus eine kurze Frist, in welcher er, wie auf einer einsamen Insel, ungestört seine neuen Verhältnisse und sein ferneres Leben erwog und den Entschluß faßte, die apostolische Laufbahn, die Gott ihm angewiesen, mit Seiner Gnade in Sinn und Geist der Apostel zu wandeln, deren Schriften er eifrig durchforschte. Zu Ostern des Jahres 391 trat er sein Priesteramt an. Es bestand hauptsächlich in der Verkündigung des göttlichen Wortes. Der Bischof war überglücklich, die Lücke so vortrefflich ausgefüllt zu sehen, die er schmerzlich für seine Gemeinde empfunden hatte und einen Mann an seiner Seite zu haben, der so ganz vom apostolischen Geist und Liebeseifer beseelt war, daß sich eine reiche Ernte von Gnadenfrüchten von seiner Wirksamkeit hoffen ließ. Das Feld für ein großartiges Wirken war weit genug, denn das Schisma der Donatisten hatte in Hippo stark um sich gegriffen. Es war übrigens eine Neuerung, die Valerius in der Kirche von Afrika einführte, denn die herrschende Sitte war, daß kein Geistlicher außer dem Bischof das Wort Gottes verkündige. Man hielt das Predigtamt

für allzu wichtig und erhaben, um es einem Andern, als dem Oberhirten, der zugleich die Lämmlein und die Schafe weidet, anzuvertrauen. Indessen kam nach und nach, und hauptsächlich durch dies glückliche Beispiel, der Gebrauch in Afrika auf, daß die Bischöfe geistvolle und gründlich gebildete Priester zu Predigern bestellten.

Augustinus fand die geistigen Vortheile eines gemeinsamen Lebens zu groß, um in Hippo darauf zu verzichten. Der Bischof kam seinem Wunsche entgegen und gab ihm einen Garten, der an die Kirche stieß, und in dessen bescheidenen Gebäuden das Kloster eingerichtet wurde. Es hatte dieselbe geistige Grundlage, wie das Kloster zu Tagaste, nämlich die vollkommene Entsagung jeglichen persönlichen Besitzes der Genossen. Wer da eintrat, theilte zuvor seine Habe an die Armen aus und verließ sich, was den ferneren Unterhalt des Lebens betraf, auf die göttliche Vorsehung, „da Niemand „eine größere, reichere, unerschöpflichere Schatzkammer sich „wünschen kann." Diese Zuversicht fand sehr bald ihren Lohn. Augustin's Freund, der Diacon Aurelius, wurde im Jahre 392 Bischof von Carthago und schenkte alsbald dem Kloster zu Hippo ein Landgut, um dadurch seine innige Theilnahme für die fromme Genossenschaft auszudrücken, der er im Geist vereint, wenn auch im Raum weit von ihr getrennt war. Alypius und Evodius, diese treuen Gefährten Augustin's, eilten auf dessen ersten Wink freudig von Tagaste nach Hippo, wo sie mit ihm und den heilsbegierigen Männern und Jünglingen, die sich nach und nach zusammenfanden, in großer Einigkeit allen ernsten und schweren Obliegenheiten widmeten, welche das Klosterleben begehrt. Dadurch wurde es förmlich zu einer Pflanzschule von Bischöfen und von frommen Dienern Gottes. Aus ihm ging hervor Alypius als Bischof von Tagaste; Evodius, von Uzala; Severus, von Milevis; Urbanus, von Sicca; Bonifacius, von Cataqua; Profuturus und Fortunatus, nacheinander, von Cirtha; und endlich Possidius, von Calama; Possidius, der, nachdem er eine lange Reihe von Jahren im vertraulich-

sten und freundschaftlichsten Umgang mit Augustinus gelebt hatte, schließlich dessen Lebensgeschichte schrieb. Uebrigens fand sich auch manche Spreu unter dem Waizen. Zwei Zöglinge seiner Schule, die Bischöfe Paul und Antonius, machten ihm unsäglichen Kummer, weil sie großes Aergerniß in der Kirche gaben. Einem andern Mitglied der Genossenschaft kamen häufig brüderliche Zurechtweisungen zu, weil er nie das that, was er sollte, und immer das, was er nicht sollte. Darauf gab er zur Antwort: „Wie ich jetzt auch sein möge, gewiß ist es, daß ich dereinst so sein werde, wie Gott es vorher sieht.“ Aber anstatt nun diese Wahrheit richtig anzuwenden und sich der Besserung seiner Fehler zu befleißigen, verblieb er in Trotz und Eigensinn und gerieth endlich auf Abwege, die seine Entfernung nothwendig machten. Diese verschiedenen schmerzlichen Erfahrungen veranlaßten Augustinus öfters zu wiederholen: „Es gibt keinen „noch so vollkommenen Stand, in welchem sich nicht Schwache „finden, ja Abtrünnige; und keine noch so heilige Genossen„schaft, in welcher nicht Zwistigkeiten, ja Aergernisse vor„fielen. Ich kann Gott als Zeugen der Wahrheit anrufen, „daß ich die besten Männer, die ich kenne, in frommen Ge„nossenschaften fand; aber auch die allerschlimmsten, wenn „sie einmal verdorben waren. Darum glaube ich, daß sich „auf die Klöster jener Ausspruch der Apokalypse anwenden „läßt: Der Gerechte heiligt sich mehr und mehr, und der „Befleckte befleckt sich mehr und mehr in ihnen. Haben wir „also den Schmerz ab und an häßlichem Wust zu begegnen, „so tröste es uns, daß wir viel häufiger kostbare Juwelen „darin finden.“

In eine andere Abtheilung des Klosters nahm Augustinus auch Kinder zur Erziehung, Sklaven zur Ausbildung, Catechumenen zum Unterricht auf. Seine Brüder sollten lernen, nach allen Richtungen hin dem Herrn in der bedürftigen Menschheit zu dienen.

Durch die Männer, die in diesem Kloster die heilige Schule der Ascese durchmachten und von denen Viele in den

geistlichen Stand traten, wurde das katholische Leben in Afrika, welches Heidenthum, Häresie und Schisma so heftig bedrohten, sehr gehoben. Sie verkündeten weit und breit durch ihre Worte und ihre Tugenden die Lehren des Evangeliums; denn auch Diejenigen, die nicht Priester wurden, sondern einfach Mönche blieben, erbauten ungemein durch ihr abgetödtetes, demüthiges, armes, beschauliches Leben und zogen durch den Zauber des Beispiels Andere in den Ordensstand hinein, so daß nun auch in Afrika die Klöster in Aufnahme kamen.

Das erste Frauenkloster, das in jenen Regionen gegründet wurde, verdankt ebenfalls seine Entstehung der großen Liebe, die Augustinus dem zurückgezogenen, gottgeweihten, gemeinsamen Leben schenkte. Seitdem die Kirche besteht, gab es in ihr fromme Wittwen, die nach dem Tode des Gatten, und fromme Jungfrauen, die ihr ganzes Leben Gott widmeten; denn das Wort, welches der Apostel Paulus im Corintherbrief von den Unverehelichten sagt, ist ein Samenkorn, das schon tausendfältige Frucht getragen hat. Allein jene Gottgeweihten der ersten Zeit verblieben in ihren Familien, wodurch sie denn vielfach Gefahr liefen, durch weltliche Verhältnisse zerstreut oder gar in Versuchungen gegen ihren heiligen Stand geführt zu werden. Sicherer aufgehoben und geschützt waren sie in einer Genossenschaft von Gleichgesinnten, die Alle nach demselben Ziel strebten und der Behaglichkeit des Familienlebens entsagt hatten, um alle natürlichen Neigungen zu opfern und frei von irdischer Anhänglichkeit ihr Herz zu Gott zu erheben. Augustin's Schwester war eine solche, ganz von heiliger Christusliebe entflammte, opferfreudige Seele. Als ihr Bruder Bischof von Hippo und ihr Gatte gestorben war, verließ sie Tagaste, ihre Vaterstadt, siedelte sich in Hippo an und versammelte fromme Frauen und Jungfrauen um sich, mit denen sie allmälig eine von der Welt getrennte Genossenschaft bildete. Augustinus sah mit großer Freude diese himmlische Blüthe des

katholiſchen Lebens unter ſeinen Augen aufblühen. Um ihrem ferneren Gedeihen eine feſte Grundlage zu geben und ſie dem wechſelnden Einfluß der verſchiedenen Perſönlichkeiten zu entziehen, welche ſie nach einander leiten würden, ſchrieb er ein Grundgeſetz für ſie, wonach ſie ſich zu richten und zu regeln habe. Es war in demſelben Geiſt verfaßt, wie er ſelbſt ſeine Mönche leitete: es ordnete in großen Zügen das gemeinſame Leben nach den evangeliſchen Räthen, und gab der Armuth, der Keuſchheit und dem Gehorſam die Baſis der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächſten. Auch das Verhalten der Nonnen mit und zu einander, ihr Benehmen, ihr Gebet, ihre Kleidung, die Verpflichtungen der Vorſteherin waren vorgezeichnet. Der Geiſt, der die erſten Chriſten beſeelte, von dem es in der Apoſtelgeſchichte heißt: ſie waren ein Herz und eine Seele — lebt in dieſer Regel. Sie iſt mit ſo tiefem Verſtändniß der Anforderungen und Bedürfniſſe der Seelen, der Baſis, worauf das geiſtliche Leben beruht, und der Einrichtungen, die es entwickeln und kräftigen, abgefaßt, daß bis zu dieſer Stunde eine große Zahl von Orden der Regel des heiligen Auguſtinus folgen. Die einzelnen Ordensſtifter beſtimmten dann durch ihre ſogenannten Conſtitutionen die Art und Weiſe, wie dieſe Regel gehandhabt, ausgeführt und der Beſtimmung ihrer verſchiedenen Ordensgeſellſchaften angepaßt werde, ohne jedoch die großen Grundzüge zu verändern. Das Leben der Seele mit Gott trägt durch alle Jahrtauſende hindurch die wunderbare Signatur der Einheit, welche jede Erſcheinung trägt und tragen muß, die durch die übernatürlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe mit Chriſtus verbunden iſt. Je mehr dieſe Tugenden fehlen, deſto ferner iſt die Seele von Chriſtus, und je ferner von ihm, deſto mehr verliert ſie ſich in die Vereinzelung. Wie unzählig viel Geſetzbücher mögen ſeit anderthalb Jahrtauſenden verfaßt und unbrauchbar geworden und gänzlich vergeſſen ſein! ſie gehören der Zeitlichkeit an und wechſeln und

vergehen mit ihr und ihren wechselvollen Verhältnissen, während in jenen Augustinischen Blättern ein ewiger Compaß gegeben ist, der auf die Ewigkeit hinweist und zu ihr hinführt.

Achtzehntes Kapitel.

Augustinus als Priester.

Es war ein großer Trost für Augustinus, daß der gottselige Diacon Aurelius im Jahr 392 Erzbischof von Carthago und während sechs und dreißig Jahren ein würdiger Nachfolger des heiligen Cyprian in dessen Metropole wurde. Beide Männer waren in dem Eifer für die reine Lehre, für die Ausbreitung des Evangeliums, für die Nachfolge Jesu begeistert und glühten von Liebe für das Reich Gottes auf Erden. Persönliche Freundschaft erhöhte die Wärme dieser Beziehungen und während Aurelius das Haupt der afrikanischen Kirche war, war Augustinus ihre Seele, und nie trübte ein Schatten von Eifersucht dies schöne Verhältniß. In dem Brief, worin Augustinus dem Aurelius für das Geschenk des Landgutes an die kleine Genossenschaft zu Hippo dankt und ihm verspricht, daß er mit seinen Brüdern den Wunsch des Bischofs erfüllen und für ihn beten würde, kommt er auf die allgemeine Schwachheit des Menschen, Wohlgefallen am Lob zu finden, und sagt: „Ich erwähne „diese Armseligkeit, um mich zu ermuntern, einen Feind zu „bekämpfen, dessen Stärke man erst dann schätzen lernt, „wenn man ihm den Krieg erklärt. Ich widerstehe ihm so „sehr ich vermag und doch verwundet er mich häufig, weil „ich mich bei Lobeserhebungen eines geheimen Wohlgefallens „nicht erwehren kann. Hat deine Heiligkeit diesen Feind „überwunden, so wünsche ich umsomehr, daß du mein Elend „kennen mögest, weil es dich nöthigt, mir deine Fürbitte zu„kommen zu lassen."

Der Lehrer, den Carthago, Rom und Mailand gefeiert hatten, der bewunderte Meister der Rhetorik, der gekrönte

Dichter und Redner, hatte zu lange Lob und Beifall als ein nothwendiges Element seines Daseins und seiner Wirksamkeit betrachtet und angenommen, um keine Versuchungen zu selbstgefälliger Eitelkeit zu spüren. Kein Kampf blieb ihm erspart und immer ist er bereit, es demüthig zu gestehen. Auch jetzt, nur auf einem andern Gebiet, riß er zur Bewunderung hin; seine Schriften wurden mit Begeisterung gelesen, sogar in's Griechische übersetzt, um auch von fremden Völkern genossen und gewürdigt zu werden; und seine Predigten wurden mit Entzücken gehört. Das Volk strömte zu seinen Vorträgen zusammen und wurde nicht satt, ihn zu hören, nicht müde, ihm — nach damaliger Unsitte — durch Rufen, Jauchzen, Händeklatschen Beifall zu bezeugen. „Aber," schreibt er, „so lange ich diese Ausrufe höre, habe ich nichts aus„gerichtet. Wer an Beifallklatschen denkt, ist nicht überwun„den. Erst wenn ich Thränen fließen sehe, darf ich auf die „Bekehrung der Herzen hoffen."

Es herrschten erstaunliche Unsitten in der afrikanischen Kirche! Der altchristliche Gebrauch der kirchlichen Liebesmahle hatte schon zur Zeit des Apostel Paulus im ersten Corintherbrief eine Rüge verdient. Die Armenspeisung an den Gräbern der heiligen Martyrer, dies kleine Liebesopfer, welche sich an das große Liebesopfer des Gekreuzigten und seiner Kreuzesträger anranken wollte, war ein schöner, frommer Gedanke, artete jedoch dermaßen aus, daß es Schmausereien in den Kirchen und Trinkgelage auf den Gräbern gab. Aus den Agapen waren Orgien entsprungen. Des vielfachen Aergernisses wegen waren sie in Italien abgeschafft; aber in Afrika hing man leidenschaftlich an diesem Gebrauch. Das bekümmerte Augustinus ganz außerordentlich, denn er sah den Schaden, den die Seelen unter dem Schein der Wohlthätigkeit und Andacht nahmen, und er bat dringend den Erzbischof Aurelius, ein Concilium zu berufen, um diese gräulichen Orgien auf geweiheter Stätte abzuschaffen. Wirklich berief Aurelius die Bischöfe seiner Kirchenprovinz, aus Numidien, Mauritanien und dem proconsularischen Afrika im Jahre 393 nach Hippo. Augustinus

ſtand bereits in ſo hohem Anſehen, daß die ganze ehrwürdige Verſammlung ihn beauftragte, in ihrer Gegenwart in der Baſilica des Friedens über die Glaubenslehre zu predigen und, als der Vortrag beifällig von ihr aufgenommen war, denſelben weiter auszuführen und zu veröffentlichen. Unter den verſchiedenen Beſchlüſſen des Concils war einer, der feſtſetzte, daß der Erzbiſchof von Carthago alljährlich eine ſolche Kirchenverſammlung bald in ſeiner Metropole, bald in einer andern biſchöflichen Stadt zu halten habe, um dem religiöſen Cultus und der Disciplin der Kirche mehr Einheit zu geben; ferner, daß keine andern Schriften, als die in dem Canon der Bibel aufgenommenen, bei dem Gottesdienſt vorzuleſen wären; und ferner, daß man durch eindringliche Belehrung des Volkes die Schmauſereien in den Kirchen abzuſtellen ſuchen müſſe. Es dauerte aber noch zwei Jahre und Auguſtinus mußte in ſeinen Predigten häufig wiederholen: „Die heiligen Martyrer verabſcheuen eure Wein„flaſchen, verabſcheuen eure Fleiſchtöpfe, verabſcheuen eure „trunkenen Gelage auf geweihter Stätte," — bevor die Katholiken von Hippo dieſe Unſitte aufgaben. Sie beriefen ſich dabei immer auf das lange Beſtehen deſſelben. Als ob dies nicht ein Grund mehr geweſen ſei, um ſie endlich abzuſchaffen! und als ob der Mißbrauch, der ſich ſo leicht im Gefolge menſchlicher Schwäche einſchleicht, aus ſeiner Dauer die Begründung ſeines Rechtes ſchöpfen dürfe!

Auguſtin's glänzende Beredſamkeit bewog die Katholiken zu dem Wunſch, er möge eine öffentliche Disputation mit Fortunatus, dem Haupt der Manichäer in Hippo, abhalten. Sogar die Donatiſten ſchloſſen ſich dieſem Wunſch an, da auch ihnen die manichäiſche Lehre vom Dualismus oder den zwei gleichewigen Prinzipien von Licht und Finſterniß, von Gut und Böſe, verhaßt war. Die Manichäer, ſtolz auf ihren Fortunatus, nahmen ſiegesgewiß den Vorſchlag an, ſiegesgewiſſer als Fortunatus ſelbſt, der Auguſtin aus früherer Zeit, als Anhänger der Secte, in Carthago kannte. Allein es war unmöglich, die Herausforderung abzulehnen. Die

Thermen des Sosius waren die Arena dieses Zweikampfs, und Katholiken, Donatisten und Manichäer überfüllten sie. Schnellschreiber schrieben die Verhandlung nach. Der Streit betraf die Frage über den Ursprung des Bösen. Augustinus bewies, daß es aus dem Mißbrauch des freien Willens vernunftbegabter Geschöpfe entstehe und bestehe; Fortunatus behauptete, es gebe eine Gott gleichewige böse Natur, die an der ganzen Schöpfung ihren Antheil habe, so daß der Sohn Gottes selbst durch ihre unwiderstehlichen Mächte an die Finsterniß gebunden sei. Da verließen die Katholiken die Thermen des Sosius, denn sie wollten nicht Zeugen eines Kampfes sein, bei dem die Grundlehre der christlichen Religion, die Lehre von der heiligsten Dreifaltigkeit, vom Gegner mit Füßen getreten werde. Die Donatisten folgten ihrem Beispiel, wäre es auch nur gewesen, um zu beweisen, daß sie nicht minder gute Christen als die Katholiken seien. Die Manichäer wollten schon triumphiren; allein Augustinus erklärte, er werde am folgenden Tage, wenn sich die verstörten Gemüther beruhigt hätten, die Disputation fortsetzen. Das geschah. Augustinus bewies, daß ein gütiges, ewig unwandelbares Wesen, das die Manichäer als Gott anerkannten, aufhöre ewig unwandelbar zu sein, wenn eine böse Macht es zwingen könne, das Böse anzunehmen und in seiner Schöpfung gleichberechtigt zuzulassen. Damit höre aber die Idee von Gott auf; das Böse sei dann allmächtig und folglich sei dann auch die Macht der Finsterniß die eigentliche Gottheit des Manichäismus. Fortunat fühlte sich in die Enge getrieben. Verlegen um Antwort brach er die Conferenz ab und sagte: er wolle sich zuvor mit den Gelehrten seiner Secte berathen. Wüßten diese kein schlagendes Argument anzuführen, so wünsche er die christliche Lehre kennen zu lernen, denn es liege ihm daran, seine Seele zu retten. Augustinus bot ihm seine hülfreiche Hand an und freute sich der Hoffnung auf Fortunats Bekehrung. Dieser aber zog es vor, in aller Stille Hippo zu verlassen und an andern Orten das Gift seiner Irrlehre in leichtgläubige, vorwitzige,

oberflächliche, hoffärtige Gemüther zu spritzen. So waren die Ketzer und so sind sie: sie wollen die Wahrheit nicht hören; sie gehen der Möglichkeit aus dem Wege, durch Belehrung zur Erkenntniß zu kommen. Sie wollen nicht gestört sein in dem Wahn, den sie sich entschlossen haben Wahrheit zu nennen und den sie durch Scheingründe unterstützen, während sie den ächten, den stichhaltigen Grund des Glaubens, die Autorität der lehrenden Kirche, übermüthig zurückweisen. Viele Manichäer, die ohne Prüfung der Lehre, im Vertrauen auf Fortunats Autorität, Anhänger der Secte waren, wurden aber durch diese Conferenz sowohl als durch Fortunats Verschwinden auf das Zweifelhafte des Manichäismus aufmerksam gemacht und bekehrten sich zum katholischen Glauben. Augustinus war unermüdlich in Bekämpfung dieser verderblichen Irrlehre, die den Menschen so recht in die bösen Gelüste seiner Natur bettet und wiegt, und schrieb noch verschiedene Schriften, um sie zu widerlegen und die Punkte hervorzuheben, worin sie falsch und verderblich sei; so das Buch „Von den zwei Seelen" und das „Gegen Adimant."

Die Wallfahrt nach dem heiligen Lande übte damals einen großen Zauber über andächtige Gemüther. Je tiefere Wurzeln das Christenthum schlug, je mehr es die Welt aus den Schalen des Heidenthums herausschälte, je zahlreicher die Bekehrungen großer Seelen waren, desto mehr richtete sich der Blick nach jenem Morgenland, nach jener Stätte eines Sonnenaufgangs, der keinem Untergang unterworfen ist. Palästina zu bereisen, Bethlehem und Nazareth zu besuchen, Jerusalem und den „heiligen Oelberg": dies Verlangen führte zahlreiche christliche Pilger in den Orient. Die Einen begnügten sich damit, die Orte zu bereisen, welche durch das Leben und Leiden des Herrn geheiligt waren; die Andern blieben jahrelang auf einer Stätte, die ihrer Andacht besonders zusagte; noch Andere siedelten sich für immer auf diesem gebenedeiten Boden an. Zu den Letzteren gehörte der heilige Hieronymus. Die letzte Hälfte seines langen

Lebens brachte er als Einsiedler in einer Felsengrotte des grottenreichen Palästina, in Bethlehem zu, neben der Grotte, in welcher die Geburt des Herrn statt fand. Dort widmete er sich strenger Ascese und angestrengtem Studium der heiligen Schrift, ihrer Auslegung und der Schriften anderer Ausleger und Geistesmänner. Berühmt durch seine außerordentlichen Kenntnisse auf diesem Gebiet, waren sie ein Band, das ihn in beständiger Verbindung mit der christlichen Welt zu Rom und im ganzen Morgen- und Abendland erhielt. Alle religiösen Fragen, Zweifel und Ansichten einer geistig strebsamen Zeit, in welcher Wahn und Wahrheit vielfach sich kreuzten, fanden Wiederhall oder Widerlegung in der Einsiedlergrotte von Bethlehem. Hieronymus war keine Augustinische Seele; die war, in solcher Vollkommenheit, einmal geschaffen und nie wieder. Hieronymus wirkte gebieterisch anregend und belebend durch die Kraft und den Adel seines Geistes. Die edelsten Frauen Roms, welche damals einen so außerordentlich großen Einfluß auf die Umgestaltung der heidnischen Gesellschaft in eine christliche hatten, waren Schülerinnen und Jüngerinnen von Hieronymus. Dem Wissen nach nicht fähig, mit ihm über Streitpunkte uneinig zu werden, berührten sie die Klippe nicht, die ihm in seinen Beziehungen zu Männern gefährlich war; und gemäß der weiblichen Natur gern bereit sich zu unterwerfen, wenn sie hochachten und vertrauen, wetteiferten sie, unter seiner strengen, hohen Führung sich zu heiligen. Den Männern gegenüber riß ihn der Feuereifer seines Characters und eine gewisse Einseitigkeit, die ihren Grund in seiner abgeschlossenen Natur und Lebensweise haben mochte, nicht selten zu Uebertreibung und Schroffheit hin.

Augustinus kam mit ihm in Beziehung durch den treuen Freund Alypius, der im Jahr 393 eine Pilgerfahrt nach Palästina machte und den weltberühmten Kirchengelehrten in Bethlehem besuchte. Hieronymus kannte und schätzte bereits Augustin's Schriften und Alles, was ihm Alypius von der Lebensgeschichte, den Schicksalen und Bestrebungen Augustin's

mittheilte, erhöhte seine Achtung. Als Alypius nach Hippo zurückkehrte, belebte er durch seine Mittheilungen über den gelehrten, frommen Kenner und Forscher der heiligen Schriften Augustin's Ehrfurcht vor Hieronymus. Bald darauf, angeregt durch die Erzählungen des Alypius vom heiligen Lande, wünschte ein anderes Mitglied von Augustin's Klostergenossenschaft, Profuturus, nach Palästina zu pilgern. Augustinus freute sich des frommen Vorhabens und gab seinem geliebten Schüler ein Empfehlungsschreiben an Hieronymus mit, worin er schließlich mit freundschaftlichem Freimuth sein Bedauern ausspricht, daß Hieronymus in der Auslegung des Galaterbriefes bei der Differenz, die zwischen den Aposteln Petrus und Paulus entstand, der s. g. Nutzlüge das Wort rede. Profuturus verließ Hippo, wurde aber an seiner Pilgerreise verhindert und zum Bischof von Cirtha in Numidien gewählt und geweiht. Er verwaltete nur ein Paar Jahre sein heiliges Amt und starb früh. Sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl von Cirtha war ein anderes Mitglied des Klosters zu Hippo, Fortunatus. Auch Alypius mußte es verlassen und die beschauliche Zurückgezogenheit mit dem Hirtenstabe und den Hirtensorgen des Bischofs vertauschen. Seine Vaterstadt Tagaste berief ihn als Oberhirten und an demselben Ort, wo er und Augustinus ihre Kindheit verlebt und ihre erste Freundschaft geschlossen hatten, wurde er jetzt als ein glänzendes Licht auf den Leuchter in der Kirche gestellt. Für Augustinus, in dessen Seele alle edlen Gefühle ungemein zart und schwungvoll lebten, war es immer ein tiefer Schmerz, sich von seinen Freunden, die ja zugleich seine Jünger und seine geistlichen Brüder waren, trennen zu müssen; besonders von Alypius, der alle Lebenswechsel mit ihm durchgemacht und den er aus den Niederungen der Welt voll Irrthümern und Leidenschaften zu den lichten, friedlichen Höhen der heiligen Gottesliebe mit sich hinaufgezogen hatte. Aber diese hohe Liebe begehrt die höchsten Opfer und es war ein großer Trost für Augustinus, seinen theuern Alypius auf einem Platz zu

wissen, wo dessen Weisheit und Tugend ein Segen für die ganze Kirche wurde. Alypius war während fünfunddreißig Jahren Bischof von Tagaste und immer in einer und derselben Richtung und Gesinnung mit Aurelius und Augustin. Er hatte, bevor er Hippo verließ, an Paulinus von Nola — auch ein großer Bekehrter jener merkwürdigen Epoche der katholischen Kirche — die Schriften Augustin's gegen die Manichäer gesendet und diesen dadurch in Verbindung mit einem Seelenbruder jenseits des Meeres in den lachenden Gefilden von Kampanien gebracht, wo Paulinus, nachdem er den glanzvollsten, glücklichsten Weltverhältnissen entsagte, zu Nola ein ähnliches Klosterleben wie Augustinus zu Hippo führte. Paulinus schrieb in den wärmsten Ausdrücken an Augustin und dankt ihm für jene Schriften, „die seine Seele nährten." — „Du bist das wahre Salz der Erde," ruft er ihm zu, „denn du bewahrst unsere Seelen vor dem Verderbniß des Irrthums. Du bist die Lampe, deren Licht, von dem Oel der sieben Gaben des heiligen Geistes genährt, über die ganze katholische Welt sich verbreitet, die Finsterniß der Ketzerei verscheucht und die Wahrheit in dem Glanz deines lichtvollen Wortes erstrahlen läßt. Weil Christus in dir zur Quelle jenes Wassers geworden ist, das in das ewige Leben strömt, darum sind deine Worte belebend wie der Bach, der dem ewigen Bronnen entquillt."

Aber Augustinus erschrack vor diesem Ton der Bewunderung und bat Paulinus um einen Beweis wahrer Freundschaft, nämlich um strenge Beurtheilung seiner Schriften. „Sei du der Gerechte gegen mich, den David sich wünschte, „um durch ihn gezüchtigt und gebessert zu werden," schreibt er, „und gieße nicht über mein Haupt den Balsam der „Schmeichelei aus, den der königliche Prophet so sehr fürchtet."

Augustinus hatte kürzlich ein anderes Schreiben erhalten, das ihn mit lebhafter Unruhe erfüllte. Es war von seinem ehemaligen Schüler Licentius, der zu dem kleinen Kreise von Cassiciacum gehörte und dessen lebhafter Geist ebensoviel Theilnahme für philosophische Erörterungen als für classische

Studien und für Verſuche in der Dichtkunſt hatte. Licentius blieb damals in Italien zurück. Dem Jüngling, dem Sohn eines reichen Mannes, mochte das epikuräiſche Leben der ſchönen Welt in Rom zuſagen. Es ſchlug ihn in Bande, aber es befriedigte ihn nicht. Wen hätte es wohl je befriedigt? Da, nach Jahren — 395 — ſchrieb Licentius an ſeinen ehemaligen Lehrer einen Brief in Verſen, in welchem er mit Sehnſucht der friedlichen Tage von Caſſiciacum gedenkt und Auguſtin's Tugend und Genie preist. Er ſprach ſich unzufrieden mit ſeiner gegenwärtigen Exiſtenz aus und bejammert die Ketten, die ihn feſſeln und die er ſprengen würde, wenn ein Wort von Auguſtinus ihn riefe. Auguſtinus ſchrieb ihm voll Beſorgniß und Liebe, beſchwor ihn, „die ſchweren irdiſchen Feſſeln mit dem ſüßen Joch Jeſu zu vertauſchen; nicht mit der Vervollkommnung ſeiner Verſe ſich zu befaſſen, ohne zugleich an die ſeines Herzens und ſeines Wandels Hand anzulegen; den Mißklang ſeiner Verſe für das feine Ohr eines Grammatikers nicht ſo hoch und die Beleidigung Gottes durch ſchlechte Sitten nicht ſo gering zu ſchätzen.“ Er ermuntert Licentius, Paulin von Nola zu beſuchen, der mit den ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten Roms verwandt, befreundet und in beſtändiger Verbindung war. Von dieſem heiligen Mann könne Licentius lernen, daß der Menſch im Stande ſei, jedes Glück, auch das erlaubte, jede Freude, auch die reinſte, aufzugeben, wenn es ſich darum handle, dem Ruf Gottes zu folgen, der zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit hindrängt. Zugleich ſchrieb Auguſtin an Paulinus, um ihm „ſeinen Sohn Licentius“ zu empfehlen, und Romanian, der Vater des Licentius, deſſen Angelegenheiten ihn mehrmals nach Italien führten, nahm beide Schreiben mit. Doch jene Aufwallung der Sehnſucht nach etwas Höherem ſcheint bei Licentius nicht in den Willen übergegangen zu ſein, die richtigen Mittel zu ihrer Befriedigung zu ergreifen. Wenigſtens verſchwindet er aus Auguſtin's Horizont.

In dieſem Jahr verfaßte Auguſtin das Buch „Von der

Enthaltsamkeit" und das Buch „Von der Lüge," in welchem letzteren er jede Art von Lüge — Nutzlüge, Dienstlüge, Gefälligkeitslüge, Nothlüge — als unerlaubt bezeichnet. Die heidnische Welt war so roh in ihrer Sittenlehre und die Christen waren damals lauter neubekehrte Heiden, daß ihnen die Unterweisung in den Gesetzen der Moral sehr Noth that. Wie furchtbar roh in ihren Anschauungen sie waren, beweist ein gewisses Volksfest, das alljährlich zu Augustin's größtem Kummer in Hippo begangen wurde. Es bestand darin, daß Väter und Söhne, Brüder und Brüder, kurz, immer die nächsten Verwandten miteinander eine Art von Zweikampf hielten, indem sie sich gegenseitig mit Steinen warfen; und es währte lange, bis Augustinus die Abschaffung dieses gräulichen Festes durchsetzte.

Ein anderes Werk, woran Augustinus sieben Jahre gearbeitet hatte, wurde ebenfalls in diesem Jahr vollendet: „Die Abhandlung vom freien Willen." Auch sie war gegen die Manichäer gerichtet und beweist ihnen, daß alles wahre Uebel aus dem Mißbrauch des freien Willens entspringt, der ein Geschenk Gottes an vernunftbegabte Wesen ist. „Der „freie Wille ist ein Gut, weil ohne ihn keine löbliche That „geschehen kann. Nun ist Gott der alleinige Urheber jedes „Gutes: somit wurde uns der freie Wille von Gott selbst „gegeben. Er soll uns dienen zur Erlangung der höchsten „Güter, der Tugenden. Das Böse ist die ungeordnete Re„gung dieses Willens, der sich an vergängliche Dinge heftet „und sich von seiner Bestimmung, das Unveränderliche und „Eine festzuhalten, trennt. Nicht Gott ist der Urheber die„ser Trennung, dieser verkehrten Thätigkeit des Willens. „Sie ist unsere Schwäche und zwar eine freiwillige, die in „unserer Gewalt liegt. Wollen wir sie nicht, so ist sie nicht. „Nur durch seine eigene Wahl kann der Mensch den unge„ordneten Gelüsten dienstbar, unvernünftig und lasterhaft „werden. Fehlte ihm der freie Wille, wozu dann die göttlichen Gesetze und Anleitungen zu einem tugendhaften und „weisen Leben? Dann wären alle Ermahnungen überflüssig,

„irdiſche Güter zu verlaſſen und nach ewigen zu ſtreben;
„ein böſes Leben zu verabſcheuen und nach einem tugend-
„haften zu ringen. Wer aber ſolche Ermahnungen für un-
„nütz hält, verdient aus der Reihe der Menſchen ausgeſtri-
„chen zu werden. Aus freiem Willen iſt der Menſch gefal-
„len, doch aus eigener Kraft vermag er nicht wieder auf-
„zuſtehen. Darum hat Gott uns Jeſum Chriſtum den Herrn
„gleichſam als ſeine Vaterhand vom Himmel herab geboten.
„Dies müſſen wir unerſchütterlich feſt glauben, darauf zu-
„verſichtlich hoffen und darnach mit glühender Liebe ver-
„langen."

Jetzt vertheidigt Auguſtinus die Macht des freien Willens gegen die Manichäer, die ihn unterſchätzten. Später, als die Irrlehre der Pelagianer aufkam, welche den freien Willen dermaßen überſchätzten, daß neben ihm im Menſchen kein Platz für das Wirken der göttlichen Gnade blieb, wird Auguſtinus wiederum dieſe häretiſche Uebertreibung bekämpfen. Er iſt ſo recht der Vertheidiger und Begründer der katholiſchen Lehre, die mit übernatürlicher Weisheit die feinſte und beſtimmteſte Grenze zieht, wo die Wahrheit aufhört und der Irrthum beginnt, während es der Häreſie unmöglich iſt, ſich auf dieſer zarten Linie zu halten.

Die Wahrheit im vollen Umfang zu beſitzen, zu wiſſen, daß nichts *in* der Schöpfung an Vortrefflichkeit und Erhabenheit der menſchlichen Vernunft gleich komme, und daß *über* der Schöpfung und über der Vernunft eine unendliche Weisheit, ein unermeßliches Gut, ein Urquell aller Liebe, aller Freude, aller Vollkommenheit — Gott da ſei: erfüllte ihn mit namenloſer Wonne und er begriff nicht, daß Menſchen das Glück bezweifeln konnten, welches an den Beſitz der Wahrheit geknüpft iſt.

„Wie iſt das möglich!" ruft er ſchmerzlich aus. „Der Eine
„ſchätzt ſich glücklich bei einem reichen Gaſtmahl — und wir
„wären es nicht, wenn die Wahrheit ſelbſt unſern Geiſt
„tränkt und nährt! Der Andere iſt entzückt von ſchönen
„Geſängen, von den melodiſchen Tönen des Saitenſpiels —

„und wir wären es nicht, wenn die Wahrheit in wunder-
„barer Harmonie oder in tiefsinnigem Schweigen zu unserer
„Seele spricht! Einen Dritten erfreuen Blumen und balsa-
„mische Wohlgerüche — und der belebende Hauch der Wahr-
„heit, der unsern Geist erfrischt, wäre für uns nicht süß
„genug! Wie Manche finden einen grosen Genuß in der
„Bewunderung funkelnder Edelsteine, schimmernder Perlen
„und der leuchtenden Gestirne des Himmels — und wir,
„wenn uns die Wahrheit mit ihrem unvergleichlichen Glanz
„anstrahlt und erleuchtet, wir sollten sinnlich genug sein,
„unsere Befriedigung nicht in ihr zu finden! — Wehe aber
„Denjenigen, welche diesen Glanz verwerfen und ein gröseres
„Gefallen an ihrer Finsterniß haben. Weil sie der Sonne
„den Rücken kehren, bleiben ihnen nur noch die Schatten
„übrig, indem sie sich in niedrige Freuden stürzen. Und
„doch kommt das Gefallen, das sie daran haben, einzig vom
„Glanz deines Lichtes her, o Herr, womit diese Schatten
„umgeben sind."

Wie wunderbar schmilzt in ihm die Kenntniß der gefal-
lenen Natur und die Kenntniß ihres himmlischen Ursprungs
und ihrer himmlischen Bestimmung zusammen; und wie
weiß er es zu verbinden, daß er den Fall immer als einen
Sturz aus der Höhe in die Tiefe kennzeichnet und doch den
Gefallenen immer im Zusammenhang mit seinem übernatür-
lichen Ursprung erblickt. Auch in der verwüsteten Seele
findet er, wie sein göttlicher Meister, noch die Spur des
Gottesbildes, noch die Ahnung von einer Liebe, die über
den Schatten dieser Welt schwebt.

Neunzehntes Kapitel.

Augustinus wird Bischof.

Immer mehr wurde dieser beschauliche Mönch, dieser
Priester, dem nichts süßer war, als sein zurückgezogenes
Leben im Kloster — der groe Mann des Jahrhunderts.

Hippo war stolz und glücklich ihn zu besitzen. Valerius liebte ihn wie einen Sohn nach der Ordnung der Gnade. Aber der Bischof wie das christliche Volk zitterte, weil die Möglichkeit nahe lag, daß eine andere Stadt in Afrika diesen Schatz rauben und ihn zum Bischof wählen werde. Man hütete ihn mit ängstlicher Sorgfalt und gestattete ihm keine große Reise. Erzbischof Aurelius hatte gewünscht, ihn in Carthago zu sehen; doch Augustinus lehnte ab und schrieb zu seiner Entschuldigung: „Die Gläubigen von Hippo wür„den mich nie so weit gehen lassen, aus Furcht, daß ich „nicht zu ihnen zurückkehrte. Ihre Besorgniß in dieser Hin„sicht ist außerordentlich groß." Der hochbejahrte Bischof, der die Bürde seines Amtes mit Augustin getheilt hatte, wünschte sehnlichst, nun auch die Würde mit ihm zu theilen. Er wendete sich mit der Bitte an seinen Metropoliten, Aurelius von Carthago, Augustin zum Mitbischof von Hippo weihen zu lassen. Gern gab Aurelius seine Zustimmung und als im Jahr 395 ein Concil zu Hippo versammelt war, sprach Valerius vor der ganzen Versammlung diesen Wunsch aus. Obschon es nicht gebräuchlich, ja nicht einmal ganz regelrecht war, daß eine und dieselbe Kirche zwei Oberhirten besitze und später sogar die Ausnahme entschieden untersagt wurde, so brachen doch alle Kirchenväter in freudigen Beifall über diesen Vorschlag aus. Nur Einer von ihnen, der Primas Numidiens, Megalus von Calama, war dagegen, weil er einer boshaften Verleumdung, die ihm über Augustinus zugekommen war, Glauben schenkte. Noch viel entschiedener war Augustinus selbst dagegen und stützte sich auf das Ungewöhnliche eines solchen Falles. Aber Valerius, die Bischöfe, die Geistlichkeit und die Gläubigen von Hippo ließen nicht nach, stellten ihm vor, daß das Wohl der Kirche und das Heil der Seelen zuweilen Ausnahmen gebieterisch verlangten, und daß die allgemeine Einstimmigkeit ihm in diesem Fall als der Wille Gottes gelten müsse. Denn jene Verleumdung, die von einem Donatisten ausging, wurde untersucht und grundlos befunden, so daß der Primas öffent-

lich Abbitte leiſtete, und jetzt in der That die Einſtimmigkeit vollkommen war. Da hielt es denn endlich Auguſtinus für Pflicht ſich zu unterwerfen und der Primas von Numidien ertheilte ihm kurz vor Weihnachten im Jahr 395 die biſchöfliche Weihe. Der fromme Greis Valerius ſollte noch gerade dieſen Troſt haben, denn bald darauf ſtarb er. Auguſtinus betrachtete ſein neues, ſchweres, heiliges Amt als eine Aufforderung, der göttlichen Vorſehung ſich mit erhöhetem Eifer der früher verſchmähten ewigen Liebe hinzugeben. Die katholiſche Welt frohlockte, ihn nun auf ſeinem richtigen Platz unter den Fürſten und Vätern der Kirche zu ſehen, und Paulin von Nola drückt dieſe Geſinnung der italiſchen Zeitgenoſſen aus, als er über dies Ereigniß an Romanian ſchrieb: „Gottes Barmherzigkeit hat ſein Volk heimgeſucht. Er hat in dem Hauſe Davids, ſeines Sohnes, eine Veſte errichtet und ſeiner Kirche Verſtärkung geſchickt, um die Hoffart der Sünder zu zerbrechen und den Trotz der Irrlehrer zu zerſchmettern.“ Und allerdings! der Kampf gegen die tauſendköpfige Hydra der Häreſie erloſch für Auguſtinus nicht mehr. Hatte er ſie auf dem einen Punkt überwunden, ſo brach auf dem andern ihr Gift friſch hervor.

Zuerſt ordnete Auguſtinus ſeine Lebensweiſe und Einrichtung als Biſchof. Sie war von großartiger Einfachheit. Er betrachtete das Leben des Prieſters von einem erhabenen Standpunkt und legte einen großen Maßſtab daran. Freiwillig tritt der Prieſter aus den natürlichen Verhältniſſen heraus und in eine Vereinſamung hinein, welche der Kreis ſeiner Pflichten, möge er noch ſo groß und noch ſo mühſam ſein, nicht ganz ausfüllt. Seine Zeit mag ganz ausgefüllt, ſeine Thätigkeit ganz beanſprucht ſein; aber ſein innerſtes Bedürfniß, das ihm inwohnt und inwohnen ſoll, weil er Menſch — und weil es ein Grundzug des menſchlichen Weſens und nothwendig zu deſſen ſittlicher Vervollkommnung iſt — dies Bedürfniß mit Gleichgeſinnten, mit Gleichgerichteten auf gleichem Fuß zu leben, wird durch Pflichterfüllung nicht befriedigt. Im Gegentheil! je höher

er diese erfaßt und erfüllt, um so mehr wird er fühlen, daß er als ein hochgeehrter Fremdling, von dem Jeder etwas wünscht, etwas begehrt, etwas nimmt — und dem Niemand etwas gibt, noch geben kann, durch das Leben und seine Aufgaben wandelt. Das ist freilich genug, um im beständigen Opfer die Entsagung zu heiligen und auch dies tiefinnerste Bedürfniß in den Bereich des Opfers hineinzuziehen, aus welchem die Seele wundersame Kraft zum Aufschwung zu himmlischen Dingen schöpft: aber die Vereinsamung ist nicht dadurch gehoben. Augustinus fand ein glückliches Mittel dagegen in dem gemeinsamen Leben der Geistlichen.

Wie er zu Tagaste eine klösterliche Genossenschaft von Laien gründete, deren Zweck es war, nach ihrem Maß und ihren Fähigkeiten Gott zu dienen; und wie er sie nach Hippo und auf eine höhere Stufe versetzte, indem das dortige Kloster eine Pflanz- und Bildungsschule für Priester, gleichsam ein Seminar wurde: so ordnete er jetzt als Bischof auf einer dritten Stufe das gemeinsame Leben mit allen Priestern von Hippo an. In seinem Kloster konnte er nicht bleiben, weil es durch die tausendfachen Geschäfte eines Bischofs, der für Alle zugänglich sein soll, allzu große Störungen erlitten hätte. Auch würde er die Gastfreiheit, diese bischöfliche Tugend, die der Apostel Paulus seinem Timotheus empfiehlt, im Kloster nicht im vollen Umfang haben ausüben können. Sein Haus sollte jetzt eine Art von Kloster sein, und seine Priester, seine Diakonen und Unterdiakonen mit ihm in der Gemeinschaft aller äußerlichen Dinge sowohl, als in dem gemeinsamen Streben nach der christlichen, priesterlichen Vollkommenheit vereinigen. In dieser Gemeinschaft fand Augustinus das einfachste und sicherste Hülfsmittel gegen die beklemmende Vereinsamung, die dem einzeln lebenden Priester zuweilen eine erdrückende Bürde, zuweilen eine Versuchung, sich unter die Weltkinder zu mischen, zuweilen eine Veranlassung wird, die aufgegebenen Familienbande wieder anzuknüpfen und Mütter, Schwestern, Muhmen, Nichten in's Haus zu nehmen, mit denen

dann unfehlbar auch Weltluſt in's Haus einzieht. Obſchon verſchiedene Concilien dieſe Erlaubniß für ſo nahe Verwandte gaben, machte Auguſtinus, ſchon des Beiſpiels wegen, keinen Gebrauch davon. Seine Schweſter, damals ſchon Wittwe, und ſeine Nichten, lauter gottgeweihte Frauen und Jungfrauen, wohnten in einem eigenen Hauſe, das ſie ſpäter mit dem Kloſter vertauſchten.

Wer ſich der Kirche von Hippo als Prieſter widmen wollte, mußte der von Auguſtinus eingeführten Ordnung ſich fügen; denn nur in dieſem Fall ertheilte er die heiligen Weihen. Jeder entſagte dem perſönlichen Eigenthum; Jeder hatte die nothwendigen Dinge in Gebrauch, nicht in Beſitz. An einem Tiſch ſpeiſten Alle. Er war mit Gemüſen und Kräutern und einem beſtimmten Maß Wein beſetzt. Nur Kranke und Gäſte erhielten etwas Fleiſchſpeiſe. Die Löffel waren von Silber; alle übrigen Tiſchgeſchirre von Thon, Stein und Holz. Während der Mahlzeit fand, ungeſtört durch Gäſte, eine kurze geiſtliche Vorleſung ſtatt; dann aber war freies Geſpräch erlaubt. Nur durfte es durchaus nicht die chriſtliche Nächſtenliebe verletzen. Um dies Geſetz recht einzuſchärfen, hing dem Tiſch gegenüber eine Tafel an der Wand, mit folgender Inſchrift:

Wen es erfreut, des Abweſenden Thun zu rügen,
Achte den ärmlichen Tiſch ſeiner Geſellſchaft nicht werth.

Kamen dennoch Verſtöße vor, ſo bat Auguſtinus mit all' ſeiner Liebe, man möge das Geſpräch wenden und ihn nicht zwingen, den Tiſch zu verlaſſen.

In ſeiner Kleidung unterſchied er ſich nicht von ſeinen Geiſtlichen; ſie war einfach, doch nicht unſauber und unordentlich. Zuweilen machte man ihm einen feinen Stoff, ein koſtbares Kleid zum Geſchenk. Davon machte er keinen Gebrauch. Er wollte nichts Beſonderes haben und ließ es zum Beſten der Armen verkaufen. „Mir geziemt kein koſtbares „Kleid" ſagte er; „nicht meiner Herkunft, nicht meinem Be„ruf, nicht meinem hinfälligen Körper, nicht meinem grauen „Haar." Sein ganzer Hausrath war ebenſo einfach, fern

von Zier und fern von Vernachläßigung. Wegen seiner Kränklichkeit mußte er Schuhe tragen. Dann sagte er lieblich zu Denjenigen, die unbeschuht gingen: „Ich liebe eure Stärke, habt Nachsicht mit meiner Schwäche.“

Sein Jünger Possidius, der ihn erst zu Hippo, dann als Bischof von Calama genau gekannt und beobachtet hat, bewahrte in der Lebensgeschichte des großen heiligen Mannes diese kleinen Züge auf, die sein Bild so anschaulich und so lieblich machen.

Die Verwaltung der Kirchengüter vertraute er einem kundigen Geistlichen an, von dem er am Schluß des Jahres genaue Rechenschaft forderte; er selbst aber bekümmerte sich durchaus nicht um zeitliche Geschäfte. Häufig, und immer mit gutem Erfolg, ermahnte er die Gläubigen zu milden Gaben. Ihm fehlte das Geld so sehr, daß er einmal gestand: „Ein Bischof darf kein Gold aufspeichern und keinen Armen, „der um Almosen bittet, unbeschenkt entlassen. Mir aber „mangelt es dermaßen, daß ich täglich Viele, die hülfe„suchend zu mir kommen, ohne Hülfe entlassen muß.“ Dennoch war er sehr vorsichtig, Vermächtnisse anzunehmen. Nie forderte er sie ein und wartete lieber, bis man sie ihm brachte. Er hatte einen Gotteskasten, in den die milden Gaben gelegt wurden, und den er dann, je nach den Bedürfnissen der Nothleidenden, leerte. Er führte in Hippo den Gebrauch ein, alljährlich Einmal die Armen zu kleiden. Einst war er abwesend gerade zu der Zeit, wo dies Liebeswerk der Bewohner von Hippo an ihren Armen ausgeführt zu werden pflegte. Aber es unterblieb, theils weil er abwesend, theils weil die Stadt von verschiedenen Drangsalen heimgesucht war. Da schrieb er traurig an Clerus und Volk, und stellte ihnen vor, daß gerade in betrübten Zeiten die Liebeswerke vermehrt werden müßten. Ueberall und immer spricht sich sein liebegroßes Herz aus.

Man wurde nicht müde, ihn predigen zu hören. In der Stadt, auf dem Lande, ja auf Reisen in fremden Diöcesen mußte er predigen, häufig alle Tage, zuweilen zweimal täg-

lich. Er that es immer mit feurigem Eifer. „Warum lebe „ich?“ rief er einmal auf der Kanzel aus: „warum bin ich „Bischof? — Um selig zu werden! — Aber selig mit euch „Allen, denen ich die göttliche Wahrheit verkündige.“ Hatte er Zeit, so bereitete er sich fleißig auf seine Predigten vor. Oft mangelte sie ihm; dann überließ er sich den Eingebungen des heiligen Geistes, dem er in kindlichster Demuth das Gute, das in ihm war oder das er leistete, zuschrieb. Einst fragte er den Possidius und die übrigen Klosterbrüder, ob sie wohl bemerkt hätten, daß er in seiner letzten Predigt plötzlich von seinem Gegenstand ab- und auf einen ganz fern liegenden übergegangen sei. Alle erklärten, sie hätten es mit einigem Erstaunen bemerkt. Da gestand er ihnen, er sei plötzlich von einer innern Nöthigung dazu gedrängt worden, jenen fremdartigen Punkt zu erörtern; vielleicht sei es zum Heil irgend einer Seele gewesen. Am folgenden Tage erschien der Kaufmann Firmus bei ihm, warf sich Augustin zu Füßen und gestand unter vielen Thränen, daß er bis jetzt zur manichäischen Secte gehört, aber durch die gestrige Predigt sich bekehrt habe. Im Laufe des Gesprächs ergab es sich, daß gerade die unwillkürliche Abschweifung des Bischofs ihm das Licht der richtigen Erkenntniß anzündete. Firmus gab sein Geschäft auf und bekehrte sich so vollkommen, daß er geistlich und Mönch wurde.

Am 4. April 397 starb der heilige Ambrosius, Erzbischof von Mailand. Sein Nachfolger war jener fromme Simplician, zu welchem Augustinus einst in den Tagen seiner schwersten Kämpfe flüchtete und ihm seinen martervollen Seelenzustand offenbarte. Simplician verlor seitdem Augustin nicht mehr aus den Augen und schrieb ihm einen Brief voll Liebe und Bewunderung wegen seiner herrlichen Kampfschriften für den katholischen Glauben. Augustin, der immer in Furcht schwebte, auf diesem erhabenen Gebiete theils aus Unkunde, theils aus Unachtsamkeit Fehltritte zu begehen, schreibt liebevoll und bescheiden an Simplician: „Da ich weiß, von „welchem Geist du beseelt bist, weiß ich auch, wem ich ge-

„falle, wenn ich dir gefalle. Der Spender aller geistigen „Gaben belebt mich durch das Urtheil, welches du aus„sprichst. Ueber Alles, was in meinen Schriften deiner „würdig ist, hat Gott das Wort gesprochen: Es werde! — „Und es ward. Und in der Billigung, die du meinen „Schriften zollst, hat Gott gesehen, daß dasjenige gut ist, „was er gemacht hat."

In diesem Jahr verlor Augustinus zwei seiner geliebten Hausgenossen. Megalus, Bischof von Calama, der ihn geweiht hatte, und Profuturus, Bischof von Cirtha, gingen in die Ewigkeit. Diesem letzteren, seinem theuern Jünger, schrieb Augustinus, der selbst krank war, kurz vor dessen Tode: „Obschon ich leide, so ist mir doch wohl, weil ich so „bin, wie Gott mich eben haben will. Wenn wir nicht „wollen, was Er will, so sind wir recht strafbar, denn Er „verhängt ja nur das, was gut und recht ist." Possidius wurde Bischof von Calama und Fortunat, ein anderer Jünger Augustin's, folgte dem Profuturus auf dem bischöflichen Stuhl von Cirtha. Die Gläubigen waren hochbeglückt, wenn sie Oberhirten bekamen, die unter Augustin's Leitung die Wege der Vollkommenheit betreten hatten. Man meinte, etwas von seinem hohen, allen Idealen zugewendeten und zustrebenden Geist und Wesen müsse auf seine Jünger übergegangen sein.

Neben den zahllosen Amtsgeschäften eines Oberhirten ließ Augustinus nicht nach im Eifer, durch seine Schriften das Reich der Wahrheit zu vergrößern, und Lüge und Irrthümer zu bekämpfen. In einem Büchlein „Vom christlichen Kampf" sagt er: „Die beste Weise, den Teufel zu besiegen, „ist, daß man sich selbst bekämpft; sich selbst aber und seine „Leidenschaften kann Niemand überwinden, der sich nicht „Gott unterwirft." Auch gegen die Donatisten begann er seine Schriften zu richten. Obschon sie von den katholischen Lehrern verworfen, von den Concilien verdammt, von den weltlichen Behörden abgewiesen war, wucherte die donatistische Spaltung in Afrika fort. Zur Zeit, als Augustinus

Biſchof wurde, gab es in Hippo mehr Donatiſten als Katholiken und faſt in jeder größeren Stadt befand ſich neben dem katholiſchen Biſchof ein ſchismatiſcher, ſo daß man gegen vierhundert und zehn in Afrika rechnete. So wenig wie mit den Katholiken, lebten ſie unter ſich in Frieden. Für Neuerer auf religiöſem Gebiet gibt es keine Grenze für Neuerungen. Die Donatiſten hatten ſich bereits in vier Parteien geſpalten, die jede den Namen ihres Häuptlings trug, und während ſie dadurch bewieſen, daß nicht ſie die von Chriſtus geſtiftete, von den Apoſteln verbreitete Kirche ſein könnten, erhoben ſie in der Unruhe ihres Gewiſſens beſtändig den Anſpruch, die katholiſche Kirche, die allgemeine, die wahre, zu ſein. Auch Hippo hatte einen donatiſtiſchen Biſchof; er hieß Proculeian. Waren jene Zeiten ſeines Vorgängers zwar vorüber, der dem Hausgeſinde verbot, für katholiſche Herrſchaften zu kochen und zu backen, ſo blieb die Anmaßung auf religiöſem Gebiet doch immer dieſelbe. Daß ſie keine wahre Grundlage habe, bewies die Aengſtlichkeit, womit Proculeian vor einem Religionsgeſpräch zurückwich, das Auguſtinus ihm anbot. Auch andern donatiſtiſchen Biſchöfen und Laien, aber ohne Erfolg; während er dringend bat: „Laßt uns doch in Gottes Namen die Wahrheit ſuchen!“ Ein donatiſtiſcher Biſchof antwortete ihm: „Du haſt deine Schafe und ich habe meine Schafe. Laß die meinen in Ruhe, wie ich die deinen in Ruhe laſſe.“ „Ja,“ ſagte Auguſtinus, „hier ſind meine Schafe und dort ſind deine Schafe. Aber wo iſt die Heerde, die Jeſus Chriſtus mit ſeinem Blut erkauft hat? Beweiſe uns, daß es die deine ſei.“ Er verfaßte eine kleine Schrift in Verſen, deren Abtheilungen nach dem Alphabet bezeichnet waren und die er deshalb den Abc-Pſalm nannte, worin er in einfacher Weiſe, mit beſonderer Berückſichtigung der Ungelehrten, die Donatiſten und namentlich deren Behauptungen widerlegte, daß nur ihre Taufe gültig ſei und daß überhaupt die Gültigkeit aller Sacramente von der Würdigkeit des ausſpendenden Prieſters abhinge. Darauf ſuchten ihn

die Donatisten zu verleumden und anzuschwärzen, und Einige sogar — ihn aus dem Wege zu räumen. In Predigten sagten sie ihren Anhängern, man müsse ihn verfolgen wie einen Wolf, der die Heerde zerfleische; wer ihn tödte, werde Vergebung all seiner Sünden erhalten. Auch Augustinus predigte, aber nicht gegen Personen, sondern gegen falsche verderbliche Lehren, und schon damals trat die, seitdem immer wiederkehrende Erscheinung hervor, daß die Häresie in ihren Kämpfen sich stets bemüht, die eigentliche Frage bei Seite zu lassen, und sich lieber gegen Persönlichkeiten wendet, als ob mit diesen die katholische Kirche oder die katholische Streitfrage stehe und falle. Ehrlich gesinnte Donatisten, die entweder im Irrthum erzogen oder aus Leichtsinn oder Mangel an Unterricht ihm verfallen, dabei aber von dem Wunsch beseelt waren, die Wahrheit zu erkennen: fanden in Augustin's Predigten Stoff und Licht zum richtigen Nachdenken, und Manche verließen das Schisma und kehrten zur katholischen Einheit zurück. Aber der Bodensatz der Secte waren die Circumcellionen, denen es um gar keine Lehre, nur um wildes, aufrührerisches Treiben zu thun war. Zu ihnen gehörten rohes fanatisirtes Landvolk, Vagabunden, schlechtes Gesindel beiderlei Geschlechts, ja Räuber — und mit wilder Wuth bedrängten sie in Numidien und Mauritanien die Katholiken, verwüsteten deren Kirchen und vergriffen sich an Eigenthum und Menschenleben. Religiöse Wirren führen stets zu bürgerlichen Unruhen. Wer die Autorität in Glaubenssachen verwirft, wird sich allmälig von jeder Autorität, die ihm mißfällt, lossagen. Geschieht es nicht in der ersten Generation der Neuerer, so doch in der zweiten und in der dritten gewiß.

Augustin's Herz blutete über die moralische Verwilderung, die in Folge des Schisma's einriß. Verbrecher und sittenlose Menschen gingen zu den Donatisten über, empfingen eine zweite Taufe und galten für rein. Ein Subdiakon, dessen anstößiger Wandel entdeckt wurde und der folglich nicht zu den höheren Weihen zugelassen werden konnte, lief

aufgebracht zu den Donatiſten, ließ ſich wiedertaufen und ſchweifte von nun an mit den Schaaren der ausgelaſſenſten Circumcellionen umher, eine Freiheit genießend, welche die Kirche ihren Prieſtern nicht geſtatten kann. Ein junger Katholik mißhandelte ſeine Mutter auf's Grauſamſte. Der Biſchof ließ ihm eine Zurechtweiſung zukommen. Zornentbrannt begab er ſich zu den Donatiſten, empfing die Wiedertaufe und wandelte dann im weißen Gewande der Neophiten, zum Abſcheu und Aergerniß der guten Katholiken, in Hippo umher. Gegen dergleichen Vorfälle legte Auguſtinus Verwahrung ein, ließ ſie in die Kirchenregiſter eintragen und zeigte ſie durch eine öffentliche Urkunde dem Proculeian an. „Bewahre mich Gott vor der Feigheit, daß ich „aus Furcht, den Donatiſten zu mißfallen, ſchweigen ſollte!“ rief er aus; „der Apoſtel erklärt es für die Pflicht des „Biſchofs, Irrlehrer zu ermahnen.“ Er ſelbſt verfuhr anders in ähnlichen Fällen. Abgeſetzte donatiſtiſche Kleriker, die ſich zur katholiſchen Kirchengemeinſchaft meldeten, nahm er nicht triumphirend, ſondern unter der Bedingung von ernſter und aufrichtiger Buße auf, die ſie in Demuth zu vollziehen hatten. Ein junges Mädchen, das als Catechumene bei den Katholiken aufgenommen war, wurde von den Donatiſten gewonnen und wieder getauft. Der Vater, ein Pachter von Ländereien, welche der Kirche von Hippo gehörten, wollte das Mädchen mit Gewalt zurückführen. Allein Auguſtinus erklärte, nur wenn ſie aus eigener freier Wahl ſich ſtelle, würde er ſie aufnehmen. Da ſie hiezu nicht Luſt hatte, bot der Vater an, ſie durch Schläge zu zwingen; doch Auguſtinus unterſagte ihm entſchieden jede Maßregel der Gewaltthätigkeit. Die Seelen zu gewinnen, das war ſein Verlangen. In einer neuen Schrift, die er zu jener Zeit gegen die manichäiſchen Grundlehren verfaßte, ſagt er:

„Diejenigen mögen gegen euch in Haß entbrennen, die „nicht wiſſen, wie viel Mühe es koſtet, vor dem Irrthum „ſich zu ſchützen und die Wahrheit zu finden! die nicht wiſſen, „wie ſchwer es iſt, das innere Auge ſo geſund zu machen,

„daß es seine Sonne anschauen könne; jene Sonne, von wel„cher der Prophet spricht: Die Sonne der Gerechtigkeit ist „mir aufgegangen; jene Sonne, von welcher es im Evan„gelium heißt: Er war das wahre Licht, das jeden Men„schen erleuchtet, der in die Welt kommt. In Haß mögen „Diejenigen gegen euch entbrennen, die nicht wissen, wie viel „Thränen und Gebete es kostet, um nur Etwas von Gott „zu begreifen, und die nie in eure Irrthümer gefallen sind. „Aber ich habe alle Träumereien, die euch fesseln, mit großer „Wißbegier erforscht, mit großer Aufmerksamkeit angehört, „mit großer Verwegenheit geglaubt, mit großem Eifer ge„predigt, mit großer Hartnäckigkeit vertheidigt; ich kann „euch nicht hassen. Ich muß euch jetzt mit derselben Geduld „ertragen, wie meine Glaubensgenossen mich ertragen haben, „als ich in rasender Verblendung in euren Glaubensmei„nungen umherirrte."

Das ist Toleranz: immer den Irrgläubigen sagen, daß sie in schwerem Irrthum sind und immer tiefes Erbarmen mit ihrer Verblendung und Geduld mit dem Dasein des Irrthums haben.

Als Fortunatus auf den Bischofsstuhl von Cirtha erhoben werden sollte, reisten die beiden Freunde, Augustin und Alypius, dahin, um ihm die Weihe zu ertheilen. Auf ihrem Wege berührten sie die Stadt Tubursum, wo ein milder Greis von gemäßigter Gesinnung donatistischer Bischof war. Er hieß Fortunius. Augustin hoffte, ihn durch ein Religionsgespräch von der Wahrheit der katholischen Lehre überzeugen zu können und besuchte ihn mit seinen Begleitern. Kaum wurde seine Ankunft und sein Besuch in der Stadt bekannt, so drängte sich eine große donatistische Menschenmenge nach Fortunius' Haus und in dessen Wohnung, denn es war kund geworden, daß er das Gespräch angenommen habe. Man wollte Augustinus sehen und hören, wie man in das Schauspiel ging. Die beiden Bischöfe begannen unter einem betäubenden Getöse ihre Unterredung. Damit sie von nachhaltigem Nutzen sei, wünschte Augustin, sie möge

von Schnellschreibern aufgezeichnet werden, wie das bei wichtigen Verhandlungen üblich war. Es waren aber keine, oder nur sehr ungeübte da; auch störte sie das Getöse. Diese äußere Unordnung war ein Bild der Confusion, die in den Köpfen herrschte. Fortunius begann das Gespräch mit einer Lobrede auf Augustin's Lebensweise und fügte hinzu, dessen Arbeiten würden vortrefflich sein, wenn er sich in der wahren Kirche befände. Da fragte Augustin, welches die wahre Kirche sei: die, welche nach der Verheißung der heiligen Schrift über die ganze Erde vom Aufgang bis zum Niedergang verbreitet, oder die, welche nur in Nord-Afrika und einer Zahl von Afrikanern bekannt sei. Fortunius wollte behaupten, seine Kirchengemeinschaft sei über die ganze Erde verbreitet. Allein Augustin bewies ihm, daß dies mit nichten der Fall sei, da er keine Briefe der Gemeinschaft — Legitimation der Katholiken als solche, bei allen katholischen Kirchen und Bischöfen — ausstellen könne. Die ewigen Verheißungen, die dem menschgewordenen Gott gemacht sind, lauten so: Du bist mein Sohn. Heute habe ich dich gezeugt. Ich will dir zum Erbe geben alle Nationen und zum Besitz die ganze Erde. Wer von der Gemeinschaft mit diesem Erbe, diesem von Jesus Christus hinterlegten Glaubenserbe, ausgeschlossen ist, hört auf ein Kind und Miterbe dieses Hauses zu sein. Die Donatisten könnten aber unmöglich die Behauptung durchführen, daß das wahre Glaubenserbtheil nur bei ihnen sei. „Wie? das Licht Jesu Christi wäre „in den Kirchen jenseits der Meere erloschen, weil in Afrika „Cecilian der Lucilla mißfallen hat?" Diese Lucilla, eine reiche Carthaginenserin, war von Cecilian getadelt worden und warf ihren Haß auf ihn. Durch Gold und Intriguen rief sie den Sturm wach, der ihn als einen Traditor bezeichnete und bedrohte, und der den Ausgangspunkt eines Zerwürfnisses bildete, welches mit dem Schisma begann, und in Häresie und Sectirerei, welche wiederum von Weibern hervorgerufen und gestützt wurden, überging.

Im Grunde war die ganze Frage auf's Bündigste ent-

ſchieden, indem Auguſtin bewies, daß der Donatismus nicht die wahre Kirche ſei. Aber Fortunius beſaß trotz ſeines wohlwollenden Sinnes zu viel häretiſche Hartnäckigkeit, um nicht, wenn die Hauptfrage unhaltbar ward und fiel, mit Nebenfragen in's Feld zu ziehen. Das Geſpräch hatte keinen Erfolg. Auguſtin ſetzte ſtets bei den Irrenden voraus, daß ſie denſelben Drang nach Wahrheit und reiner Erkenntniß hätten, der in ihm, auch in ſeiner ſchlimmſten Zeit, nie erloſchen war. Deshalb ſchlug er dem Fortunius vor, zehn katholiſche und zehn donatiſtiſche Biſchöfe ſollten in irgend einem ſtillen Ort Numidiens eine Zuſammenkunft und ein Religionsgeſpräch fern von dem Tumult der Menge halten. Fortunius ging zum Schein darauf ein. Die Donatiſten liebten nicht prüfende Erörterungen über Lehren und Thatſachen, am wenigſten, ſeitdem Auguſtinus ihr Gegner war. Die Zuſammenkunft fand nicht ſtatt. Wohl aber ſuchte eine Bande wüthender Circumcellionen den Ort Hasne heim, der zur Diöceſe von Hippo gehörte, ſtürmte die Kirche und zerbrach den Altar. Der Gräuel kam vor die weltliche Behörde. Da bat Auguſtinus, Gott möge die Richter lenken, in friedlichem Sinn zu verfahren, da dies den Katholiken Ehre machen und ihre Feinde, die keinen Frieden wollten, beſchämen, Strenge aber ſie vielleicht erbittern würde.

Zwanzigſtes Kapitel.

Auguſtin's inneres Leben.

So vergingen die Jahre in all' den Mühen und Sorgen, Arbeiten und Anſtrengungen des biſchöflichen Amtes. Durch Predigten und Geſpräche, durch Schriften und Briefe, durch Beiſpiel in Worten und Wandel ſuchte er die Seelen für Chriſtus zu gewinnen und zugleich ſich ſelbſt, ſeine eigene Seele nach dem Vorbild Chriſti umzugeſtalten. Im zehnten Buch ſeiner „Bekenntniſſe", die er um das Jahr 400 ſchrieb, zeichnet er ſchöner und ſchärfer, als eine fremde Feder es vermögte, ſein inneres Leben mit Gott ab, wenn er ſagt:

„Suche ich dich, o Herr, ſo ſuche ich das ſelige Leben. „Ich ſuche dich, auf daß meine Seele lebe; denn wie mein „Leib lebt durch meine Seele, ſo meine Seele durch dich. „— — Alle Menſchen aller Länder und aller Zungen kom„men in dem Wunſch nach dem glückſeligen Leben überein. „Die Einen ſetzen ihr Glück in dieſe Sache, die Anderen in „jene; aber Jeder will glücklich ſein, Jeder will Freuden „genießen; und ſie in Fülle beſitzen, nennen ſie ein glück„liches Leben. Aber fern von deinem Diener, der dir, o „Herr, ſein innerſtes Herz enthüllt, iſt der Gedanke, daß „jede Art von Freude mich beglücken könnte. Es gibt eine „Freude, welche nicht der Gottloſe, ſondern nur Derjenige „kennt, der ohne Selbſtſucht dir dient. Denn dieſe Freude — „biſt du ſelbſt! Die Freude in dir, durch dich und deinet„wegen iſt eben das glückſelige Leben. Ein anderes gibt es „nicht. Wer ein anderes ſucht, ſucht andere Freuden, und „dieſe Freuden ſind trügeriſch. Dennoch iſt es gleichſam ein „Schattenbild der wahren Freude, was ſeinen Willen ge„fangen nimmt, und man darf nicht zweifeln, daß Jeder „glücklich zu ſein wünſcht, obſchon er nicht den richtigen „Weg dazu einſchlägt. Denn das Fleiſch ſtreitet in uns „gegen den Geiſt und der Geiſt gegen das Fleiſch, und wir „thun nicht das, was wir thun wollen, ſondern laſſen uns „gehen an das, was wir eben können und begnügen uns „damit. Fragt man aber Alle, ob ſie nicht lieber an der „unveränderlichen Wahrheit, als an der wechſelvollen Täu„ſchung ſich erfreuen mögen, ſo ſagen ſie mit derſelben Ent„ſchiedenheit Ja! wie ſie ſagen, daß ſie glücklich ſein wollen. „Das glückſelige Leben iſt nichts Anderes als die Freude „an der Wahrheit, die Freude an dir, o Herr, der du un„ſere Wahrheit, unſer Licht, unſer Heil, unſer Gott biſt. — „So Viele ich auch gekannt habe, die gern täuſchten, Keinen „kannte ich, der gern getäuſcht ſein wollte. Alle ſahen alſo „da das wahre glückſelige Leben, wo ſie die Wahrheit er„kannten, die ſie ja lieben müſſen, da ſie nicht getäuſcht ſein „wollten. Aber, o Widerſpruch in dem menſchlichen Gemüth!

„warum freuen ſie ſich nun nicht wirklich an der Wahrheit „ſo, daß dieſe Freude ſie glücklich macht? Ach, weil andere „Dinge ihre Gedanken erfüllen und beſchäftigen und ſie elend „machen, indem ſie von der Wahrheit ſie abziehen. Ja, ſie „kommen dahin, die Wahrheit zu haſſen, weil ſie wollen, „daß das trügeriſche Ding, das ſie eben lieben, etwas „Wahres ſei und weil es ihnen unangenehm iſt, überführt „zu werden, daß ſie ſich täuſchten. Sie lieben und haſſen „zu gleicher Zeit die Wahrheit, lieben ihr Licht und ihren „Glanz und haſſen es, von ihr in's erſte Licht geſtellt zu „werden. — O Herr, ſeit ich dich kennen lernte, hab' ich dei„ner nicht vergeſſen. Wo ich die Wahrheit fand, da fand „ich dich. Und das ſind meine heiligen Freuden, mit denen „deine Barmherzigkeit meine Armuth beglückt, dich zu finden, „dich zu fragen, dich zu hören. Aber dein treuer Diener „iſt Derjenige nur, dem es nicht darum zu thun iſt, von dir „das zu hören, was er will, ſondern darum: das zu wollen, „was er von dir hört. Gib mir Kraft, o Herr, damit ich „in mir dieſen Willen finde und vollbringe. Gib mir die „Gnade zu thun, was du befiehlſt und dann befiehl, was „du willſt. Du weißt, inwiefern du mich bereits geändert „haſt: mit deiner heilſamen Furcht haſt du meinen Stolz „gebrochen und meinen Nacken in dein Joch gebracht, das „mir lieblich erſcheint. Und du willſt erbarmend allen „Jammer meiner Seele ſtillen und all' ihre Sehnſucht mit „Wonne krönen. Aber dies Leben iſt ein Netz von Fall„ſtricken! habe ich einige mit deiner Hülfe zerriſſen, ſo weiß „ich doch nicht, ob ich den erbärmlichen Wunſch, von den „Menſchen geliebt und gefürchtet zu werden, weil dies meiner „Eitelkeit ſchmeichelt, je werde ganz ausrotten können. Ge„wiß, eine ſchmachvolle Eitelkeit! ſie kommt daher, weil man „dich weder rein genug liebt, noch aufrichtig genug fürchtet, „und ſie bewirkt, daß deine Donner über die Häupter der „Hoffärtigen dahinrollen und die Berge in ihren Gründen „erbeben. Stellung und Amt bringen es zuweilen mit ſich — „wie das bei mir der Fall iſt — daß man um der Pflichten

„willen, die man zu üben hat, von den Menſchen geliebt „und gefürchtet wird. Dies benutzt der ewige Feind unſeres „Heils, der deine Diener in ſeine Sklaven zu verwandeln „ſucht. Er legt die Schlinge, daß man ein fälſchliches Be„hagen an den Schmeichelreden der Menſchen und an dem „Bewußtſein finde, geliebt und gefürchtet zu werden, nicht „deinetwegen, ſondern ſtatt deiner. Doch wir flüchten uns „vor dein Angeſicht. Breit' aus deine Flügel! ſie werden „unſere Zuflucht ſein. Deine Liebe in unſeren Handlungen „laß geliebt, dein Wort auf unſeren Lippen laß gefürchtet „werden. Wer von den Menſchen gelobt ſein will, wenn „du tadelſt, der wird von ihnen nicht vertheidigt werden, „wenn du richteſt, und nicht gerettet, wenn du verdammſt. „Schau auf das Erbeben meines Herzens in dieſen und ähn„lichen Gefahren und Drangſalen; denn ich fühle, daß, wenn „meine Wunden mir nicht todtbringend ſind, ſo kommt das „nicht daher, daß ich ſie nicht empfangen hätte, ſondern da„her, daß deine milde Hand ſie allgemach heilt."

Das Studium der heiligen Schrift war zugleich Auguſtin's Beruf, Pflicht und Hochgenuß. Aber mit welcher Ehrfurcht treibt er es, mit welcher glühenden Andacht bereitet er ſich dazu, mit welchem heiligen Schauer, mit welcher tiefen Demuth beginnt er es! Die Irrlehre vom allgemeinen Prieſterthum, wo Jeder ſein eigener Ausleger der heiligen Schrift iſt und ſeine Auslegungen predigt, erſcheint ſo recht in ihrem ganzen furchtbaren Leichtſinn neben der Art, wie Auguſtinus dieſe Aufgabe erfaßt und wie er von ihr ſpricht: (Buch XI. der Bekenntniſſe.)

„Du weißt, o Herr, wie lange ſchon ich danach ſchmachte, „in deinem Geſetz zu forſchen. Einiges verſtehe ich davon; „Anderes noch nicht. Die erſten Strahlen deines Lichtes „haben meinen Geiſt erleuchtet, doch die Finſterniß meiner „früheren Tage hat noch ihren Schatten darin zurückgelaſſen, „bis die Hinfälligkeit meiner Natur überwunden ſein wird „durch die Macht deiner Gnade. Zu nichts Anderem will „ich fortan meine ſpärlichen freien Augenblicke benutzen.

„Mein Herr und mein Gott, neige dein Ohr zu der Bitte „und dem Verlangen meines Herzens, das nicht mich allein, „sondern den Nutzen und die Erbauung des Nächsten zum „Gegenstand hat. Ich will dir das vollkommene Opfer all' „meiner Gedanken, all' meiner Worte bringen. Reinige „meine Lippen, und mehr noch mein Herz, von jedem Irr„thum, von jeder Unwahrheit. Laß die heiligen Schriften „die Wonne meines Herzens sein. Bewahre mich vor Selbst„täuschung, wenn ich sie lese; bewahre mich vor Täuschung „Anderer, wenn ich sie auslege. O du Licht der Blinden, „du Stärke der Schwachen, wende dein Antlitz mir zu und „gib mir, was Noth thut, um die Geheimnisse deines Ge„setzes zu verstehen. Vollende dein Werk in mir, zerreiße „den Schleier, der mir deine göttlichen Orakel noch verhüllt. „Deine Stimme beseligt mich. Allen Schätzen der Erde „ziehe ich ein einziges deiner Worte vor. Gib mir also das, „was ich liebe und was ich deiner Liebe verdanke, o Herr. „Laß nicht deine Gabe in meiner Unvollkommenheit erster„ben. Erfrische die arme Pflanze, die dir gehört und die „ohne den Thau deiner Gnade in Trockenheit dahinwelkt. „Laß mich in jeder neuen Wahrheit, welche sich in der hei„ligen Schrift mir entschleiert, einen Strahl deiner Glorie „erkennen und dir zurückstellen. Laß mich die Stimmen des „himmlischen Lobpreises darin vernehmen, in vollen Zügen aus „den Strömen der Wahrheit trinken und die Wunder dei„nes Gesetzes anstaunen von dem Augenblick an, da du „Himmel und Erde schufest, bis zu dem, wo wir mit dir „im ewigen Jerusalem allewig herrschen werden."

Vergleicht man mit dieser Gesinnung die von so manchen Irrlehrern, welche ihre Leidenschaften in die heilige Schrift hinein und heraus lasen, so gewahrt man deutlich den tiefen, inneren Zusammenhang zwischen dem reinen Sinn und der reinen Erkenntniß, und zwischen dem unlautern Sinn und der getrübten Erkenntniß, denn sie sind je eine Seite desselben Blattes, auf welches entweder die heilige Liebe oder die Selbstliebe ihre unverkennbaren Züge schreibt.

Alle edlen Empfindungen bewegten im vollſten Umfang Auguſtin's Seele. Die edelſte von allen und darum auch die ſchmerzenreichſte iſt das Verlangen nach Gott, nach der Vereinigung mit Gott durch die heilige Liebe. Dieſe Blüthe iſt der Menſchenſeele als ein Samenkörnlein aus dem Paradieſesgarten übrig geblieben, wird aber nur dann zur Blüthe, wenn die Sonne der heiligmachenden Gnade das ſchwache Körnlein allmälig entwickelt, reift und entfaltet. Dies Verlangen war hienieden das Läuterungsfeuer aller Heiligen, weil die ſündige Natur mit ihren Gebrechen und Schwächen dieſe Vereinigung ſo unendlich ſchwer zuläßt. In dem Maß, als die Unvollkommenheit abnimmt, wird die Vereinigung inniger und feſter ſein; aber jedes Atom von Unvollkommenheit gänzlich abzuſtreifen, das iſt dem Menſchen, ſo lange er im leiblichen Leben wandelt, nur ganz ausnahmsweiſe gegeben; dafür hat Gottes unermeßliche Barmherzigkeit das Purgatorium auf der Grenze von zwei Welten eingeſetzt. Diejenigen aber, denen es gegeben iſt, die Heiligen, ſind viel zu demüthig, weil ſie ſich beſtändig nach dem Maß göttlicher Vollkommenheit meſſen, um ihre eigene gewahr zu werden; und ſind viel zu erfahren in der Selbſterkenntniß, um ihre Fortſchritte ihrer eigenen Kraft zuzuſchreiben. Daher iſt der Sehnſucht nach der beſeligenden Vereinigung mit Gott das Gefühl und das Bewußtſein der Sündhaftigkeit beigegeben, welche ſchmerzlich von ihm trennt. Je feuriger die heilige Liebe in Auguſtinus ihren Aufſchwung nahm, deſto tiefer war ſeine Trauer, daß ſie wieder und immer wieder unter die Botmäßigkeit der ſchwachen Natur zurückſank. Dann klagte er, wie die Heiligen klagen:

„Was iſt das Menſchenleben anders, als eine fortwäh-
„rende Zerſplitterung des Geiſtes und Herzens! Wer hat
„das mehr empfunden als ich! Aber deine Hand, o Herr,
„hat mich durch deinen Sohn, meinen Erlöſer, mit dir ver-
„einigt, der du Einer biſt, während wir, in die Vielheit
„verloren, tauſendmal in uns ſelbſt zerſplittert ſind durch

„die Menge der Gegenstände, zu denen wir uns hinreißen „lassen. Du aber willst, daß wir, nachdem du uns zu dir „gesammelt hast, nun auch dir anhangen. Du willst, daß „ich mich nicht nur von meiner Vergangenheit, sondern auch „von der Gegenwart und von den nichtigen Dingen, welche „die Zukunft birgt, lossage. Du willst, daß ich den Din„gen der Ewigkeit zustrebe, indem ich auf dich allein, den „All-Einen, den All-Vollkommenen und auf dein göttliches „Wohlgefallen — und auf den Palmzweig schaue, den ich mir „erringen soll, bis ich in den unsagbaren Wonnen, die ohne „Anfang und ohne Ende sind, dein göttliches Angesicht ohne „Schleier anschauen werde. O mein Herr und mein Vater! „du bist mein Trost, denn ewig bist du! Ich bin durch „meine Sünden allen Wechselfällen der Zeitlichkeit ausge„setzt. Meine Gedanken, die gleichsam das Herz meiner „Seele sind, werden durch jene Wechselfälle, die sich ohne „Unterlaß folgen und jagen, hin und her gezerrt, und ich „finde in diesem beständigen Aufruhr keine Ruhe, bis ich „dereinst gereinigt im Läuterungsfeuer deiner Liebe aufge„löst und zerschmelzend in deinen Schooß hinsinken werde."

„Zwar führt mich die Betrachtung der äußern Dinge, „zu der ich mich nur zu oft willenlos hinreißen lasse, schließ„lich auf dich zurück, der du sie so wunderbar erschaffen, so „weise geordnet hast, und dann frohlocke ich in deinem Lob„preis. Aber nicht mit dir begann meine Aufmerksamkeit „von ihnen gefesselt zu werden und das ist ein großer Un„terschied! — genau so, wie nicht fallen und schnell vom Fall „sich erheben. Mein ganzes Leben aber ist eine Kette, wo „ein solcher Fall sich an den andern reiht. Weil nun mein „Herz gleichsam ein Gemach voll tausend bunter, eitler „Bilder und voll von Gedanken ist, die sich an sie knüpfen „und ihnen entsprechen: so geschieht es nur zu oft, daß „meine Gebete dadurch gestört werden. In dem Augenblick, „wo ich in deine Gegenwart mich zu versetzen und die „Stimme der Seele zu dir zu erheben trachte, stürmen thö„richte und leere Gedanken, ich weiß nicht wie! von allen

„Seiten auf mich ein und bringen betäubende Verwirrung „in dieſes wichtige und heilige Geſchäft. Auf wen anders „als auf dich, o Herr, ſoll ich in meinem Elend meine Hoff„nung auf Hülfe ſetzen?“ — —

„Ich athme auf jedes Mal, wenn meine Seele in ſich „ſelbſt geſammelt voll überſtrömender Wonne deine Größe, „deine Herrlichkeit, die Wunderthaten deiner namenloſen „Liebe in ihrer armen Sprache feiern kann. Aber wehe! „nur zu bald kehrt ihr Jammer zurück, weil ſie wieder, von „tauſendfachen Gebrechen übermannt, ein düſteres Chaos „wird; oder vielmehr: weil ſie erkennt, daß ſie nicht auf„gehört hat, ein Chaos zu ſein. O wehe dieſen traurigen „Finſterniſſen! ſie umlagern uns ſo lange wir im Leibe „wallen, dem die Sünde den Tod gegeben hat, bis jener „ewige Tag anbricht, vor welchem alle Schatten untergehen. „Hoffe auf den Herrn, meine Seele! An dem gebenedeiten „Tage werde ich vor deinem Thron, o Herr, mich erheben, „deine Herrlichkeit anbeten, dein Lob verkünden! Dann „werde ich dich ſchauen, den Gott meines Heiles, deſſen „heiliger Geiſt in unſäglicher Barmherzigkeit über dem „düſtern und ſchwankenden Chaos unſerer Seelen weilte und „uns in der Verbannung und der Pilgerfahrt dieſes dun„keln Lebens die Verheißung gab, daß wir dereinſt — Licht, „Kinder des Lichtes und des Tages ſein würden.“ —

„Nur reine Wonnen nähren die Seele; an irdiſchen „Freuden ſtirbt ſie vor Hunger.“ — —

„Der Engel iſt gefallen; der paradieſiſche Menſch iſt „gefallen. Ihr Sturz zeigt uns den furchtbaren Abgrund, „worin jede vernünftige Creatur untergegangen wäre, wenn „du nicht im Anfang das ewige Wort geſprochen hätteſt: „Es werde Licht! und wenn nicht jene intelligenten Weſen, „welche den überhimmliſchen Raum erfüllen, es befolgt, ſich „im Gehorſam dir unterworfen, und in deinem unwandel„baren Willen ihre ſüße Ruhe gefunden hätten. O Herr! „durch die unſelige Unruhe, welche jene abgefallenen Geiſter „quält, zeigſt du uns deutlich die hohe Würde des vernunft-

„begabten Geschöpfes; denn nichts was geringer ist als du „genügt ihm zu seinem Glück und seiner Ruhe und folglich „kann es auch sich selbst nicht genügen. Darum, o Herr, „gib dich mir, o! gib dich mir wieder und wieder. Ich „liebe dich! und liebe ich dich zu wenig, so bewirke, daß ich „dich mehr liebe. Ich kann nicht ermessen, wie viel Stufen „der Liebe mir noch mangeln, bevor meine Seele sich er„schwingen und in deinen Armen wandellos weilen dürfe, „bis mein ganzes Leben versunken und verborgen sei in „dem göttlichen Geheimniß deiner seligen Anschauung. Ich „weiß nur Eines: außer dir ist Alles mir nichts — nicht bloß „in Beziehung auf das, was von außen, sondern auch was „innerlich mich bewegt; und nur dein Besitz, o Herr, ist mir „Reichthum und jeglicher andere — bitterste Armuth."

Es war natürlich, daß an eine solche, von der Sonne göttlicher Liebe und Weisheit durchglühten und durchleuchteten Seele andere Seelen sich lehnten, um erwärmt und belehrt zu werden. Dies thaten nicht bloß jene Männer, Augustin's Jünger und Schüler, die sich bereiteten, ihm auf dem Wege seiner apostolischen Thätigkeit zu folgen; nicht bloß hervorragende Persönlichkeiten, die auf dem Punkt der Bekehrung vom Schlimmen zum Guten oder vom Guten zum Bessern standen, sondern auch ganz unbedeutende, unbekannte Wesen, deren Namen und Dasein spurlos verschwunden wären, wenn sie nicht in Augustin's Bereich und folglich in den Glanz, der von diesem Namen ausgeht und durch Jahrtausende reicht, hineingetreten wären. Ein solches Wesen war die Ecdicia.

Augustinus hatte ein Buch über die Enthaltsamkeit geschrieben und sie dahin erklärt, daß sie in der Beherrschung aller Leidenschaften bestehe, und daß Gott ihr dazu den Beistand seiner Gnade schenke, denn ohne diese sei das Bemühen vergeblich. Die einfachsten Wahrheiten werden fort und fort mißverstanden, falsch gedeutet, verkehrt angewendet, weil allzu häufig ein verblendeter Sinn sie gemäß seiner Selbstsucht und Eigenliebe auslegt. Es überschätzen so viele

Menschen ihre Kräfte; es vernachläßigen so viele ihre wirklichen Pflichten, um sich den eingebildeten zu widmen; es fehlt so Vielen an einem prüfenden Geist, an einem beharrlichen Willen, daß die Quelle des Mißverständnisses von jeher ergiebiger strömte, als die des Verständnisses. Je höher eine Wahrheit, desto fremder ist sie dem natürlichen Sinn, desto seltener wird sie richtig von ihm erfaßt und angewendet, und desto näher liegt sie dem übernatürlichen Sinn.

Der wunderbare erste Corintherbrief ist nun einmal geschrieben, ist gelesen, ist begriffen worden. Das wunderbare neunte Kapitel, untergetaucht in Entsagung, überströmend von Entsagung, ist die Grundlage und die Verherrlichung der himmlischen Lehre: Allem zu entsagen, um desto leichter in der Arena des Lebens zu laufen und den Kampfpreis, die unvergängliche Krone in der Ewigkeit, zu erringen. Wie dies Kapitel gründlich verstanden ist, beweist — auch in wunderbarer Weise — die Kirche mit ihren Priestern, ihren Ordensmännern, ihren Klosterfrauen, die von Anbeginn bis zur heutigen Stunde und weiter bis zum Ende der Zeit wie eine heilige Prozession, welche aus Millionen gebildet wird, durch die Welt und ihr Treiben dahin wandeln.

Als die ideale Schönheit des Christenthums in ihrem ganz neuen, ganz unbekannten Zauber der Menschheit aufging, und als von der Erde zum Himmel das Blut der Martyrer aufstieg wie Weihrauch, während sie „das neue Lied" von der Liebe zum Leiden sangen, da zog in die Seelen die Jugendfrische des übernatürlichen Lebens ein, und im freudigen Staunen über den unermeßlichen Horizont, der sich ihnen aufthat, entfielen den Händen die Vergänglichkeiten und Verwelklichkeiten der Erde. Da übte diese ideale Schönheit eine so unwiderstehliche Anziehungskraft, daß nicht bloß Jünglinge und Jungfrauen ihr folgten, sondern daß auch Mann und Weib, von heiliger Sehnsucht ergriffen, gemeinsam ihr irdisches Ehebündniß aufhoben, um freier von der Liebe zum Geschöpf, zur Liebe des

Schöpfers sich zu erheben. Es waren selbstverständlich nur Ausnahmen, zu denen eben diese Charaktere, eben diese Verhältnisse berechtigten und denen ein ungewöhnliches Maß der Gnade gegeben war. Ein solches Beispiel ist das Ehepaar Paulinus von Nola und Theresie; ist das Ehepaar Pinian und Melania, das gerade in dieser Zeit von Rom nach Numidien übersiedelte. Es sind dies nicht die Einzigen; aber Ausnahmen bleiben es immer.

Eine reiche und fromme Frau Namens Ecdicia, der es an der nothwendigen Einsicht fehlte, hatte ihren Gatten zu einem solchen Leben überredet, hatte einen Theil ihres Vermögens den Armen gegeben, that mit dem andern viel gute Werke und trug den Wittwenschleier. Ihr Mann aber, der keineswegs aus Ueberzeugung, sondern nur aus Nachgiebigkeit diesen Schritt gethan hatte, bereute ihn sehr und warf sich zu Ecdicia's großem Kummer in ein unordentliches Leben. Diese Frau nun suchte Trost bei Augustinus. Er ermahnt sie dringend, seine Schrift von der Enthaltsamkeit und den weiten Umfang dieser Tugend zu beherzigen; den Fehler gut zu machen, zu dem verkehrte Frömmigkeit sie verleitet habe. Er warnt sie vor Uebertreibungen auf diesem Gebiet, weil der Mann leicht darin eine Veranlassung zu Mißvergnügen und Verstimmung finden könne. Er stellt ihr vor, daß sich eine Frau auch in kleinen Dingen, wenn sie nicht gegen Gebot und Sitte verstoßen, nach der Gemüthsstimmung des Gatten richten müsse. Ihr Anzug dürfe ihm nicht mißfallen. Wünsche er sie in reicher Kleidung zu sehen, so müsse sie bedenken, daß die Demuth nicht verletzt werde, sobald ihr Herz nicht an dem Kleide hänge und die Sittsamkeit nicht durch die Tracht verletzt werde. Bei der Erziehung der Kinder müsse sie sich dem Willen des Gatten fügen und sein Vertrauen durch Liebe und Sanftmuth zu gewinnen suchen. Lasse er es an der schuldigen Achtung und Freundlichkeit fehlen, müsse sie leiden durch seinen Charakter, seine Launen, sein Benehmen, so müsse sie in Geduld und Milde verharren, ihre Zuflucht zum Gebet nehmen und ihre Thränen,

gleichsam das Blut ihres schmerzdurchwundeten Herzens, Gott zum Opfer weihen.

Nach diesen Vorschriften hatte einst Monica gelebt und sich geheiligt. Augustinus brauchte nur auf seine Mutter zurückzublicken, um das Bild der vollkommenen Gattin andern Frauen vorzuzeichnen.

Sapida, eine fromme Jungfrau zu Carthago, hatte ihren Bruder verloren, welcher dort Diakon war. Sie hatte für diesen zärtlich geliebten Bruder ein feines Unterkleid angefertigt, das er aber nicht mehr getragen hatte. In ihrem Schmerz schickte sie dies Gewand an Augustinus mit der Bitte, es zu tragen; der Gedanke sei ihr tröstlich. Voll milder Nachsicht mit diesem tiefbetrübten Herzen nahm Augustinus das Kleid an und schrieb an Sapida:

„Ich habe die fromme Arbeit deiner Hände erhalten „und angenommen und schreibe dir, um deinen Wunsch zu „erfüllen, in dem Gewande, welches du für deinen Bruder, „den seligen Diener Gottes, angefertigt hast, da er, dem „Lande der Vergänglichkeit entrückt, solcher vergänglichen „Dinge nicht mehr bedarf. Wohl hat die Schwester Ursache „genug zum Weinen, da sie den geliebten und liebenden „Bruder nicht mehr sieht, wie er aus- und einging, wie er „sein Amt so würdig verwaltete, wie er seine Pflichten so „treu und liebevoll erfüllte. Bleibt man bei solchen Er„innerungen stehen, so läßt sich die Gewohnheit ihr Recht „nicht nehmen: der Stich durch's Herz bleibt nicht aus und „das Herzblut, die Thränen, folgen nach. Aber erhebe dein „Herz zu dem, was droben ist, und dein Auge wird klar „werden. Ist auch die sichtbare Gestalt deines Bruders in „ihrer Vergänglichkeit dir verloren, so ist doch jene Liebe, „mit der Timotheus dich liebte und liebt, nicht verloren, „sondern mit Christus und mit dem Schatz seiner Liebe in „Gott verborgen dir aufbewahrt. Der irdischen Liebe scheint „deren Gegenstand geborgen zu sein, wenn sie ihn fremden „Augen entrückt. Soll denn die himmlische Liebe, die einen „Geliebten in die ewigen Hütten vorausgeschickt hat und ihn

„dort sicher aufgehoben weiß, untröstlich bleiben? Blick auf,
„liebe Tochter! schaue nach droben, wo Christus sitzt zur
„Rechten des Vaters, Er, der für uns in den Tod gegan-
„gen ist, damit wir, ob auch gestorben, dennoch leben. Dein
„Bruder lebt dem Geiste nach, also hast du keine Ursache,
„in der Trauer zu verharren, wie die Heiden, die keine
„Hoffnung haben. Sie kennen nicht die Kraft Gottes, der
„das Verlorene aufbewahrt, das Todte belebt, das Getrennte
„vereinigt, das Zerstörte in Unzerstörbares verwandelt, und
„das, was seine Laufbahn geendet hat, ohne Ende erhält.
„Von diesen Verheißungen soll der Glaube zu deiner Seele
„sprechen; das wird die Hoffnung beleben, wenn auch die
„Liebe nicht gleich zum Besitz gelangt. Dies sei dein Trost,
„Sapida. Dein Bruder hat nun ein unzerstörbares Gewand
„angelegt und mit der Unsterblichkeit bekleidet, bedarf er in
„Ewigkeit die vergänglichen Dinge der Erde nicht mehr."

Er vergaß nie die Irrwege seiner Vergangenheit, welche ihm von den Donatisten, namentlich von deren Hauptführer, dem Bischof Petilian von Cirtha, mit boshaftem Vergnügen vorgeworfen wurden. Da die Donatisten der katholischen Sache nichts anhaben konnten, so suchten sie, gemäß der hämischen Taktik aller Häretiker, die Träger und Vertheidiger der Sache anzuschwärzen und Petilian schrieb mit dieser Gesinnung und Absicht verschiedene Briefe gegen Augustinus. In einem seiner Antwortschreiben sagt Augustinus:

„Höre ich diesen Theil meines Lebens tadeln — gleich-
„viel aus welcher Gesinnung der Tadel hervorgehen möge! —
„so bin ich nicht so undankbar, mich darüber zu grämen.
„Je mehr man meine ehemaligen Fehler mir vorwirft, desto
„mehr lobe ich die Arznei, welche mich geheilt hat. Wes-
„halb soll ich mir Mühe geben, mich wegen meiner früheren
„Irrsale zu vertheidigen? Petilian berichtet freilich viel
„Falsches, aber auch viel leider nur allzu Wahres darüber.
„Mein Leben vor meiner Taufe ist allbekannt. Die, welche
„mich jedoch nicht kennen, dürfen dem Petilian aber nicht

„unbedingt glauben. Geziemt es sich nicht, dem Lobe der „Befreundeten Glauben zu schenken, so ist es auch billig, „den Verleumdungen eines Feindes zu mißtrauen; denn das „Gewissen des Beurtheilten ist in jedem Fall den Menschen „verborgen. Petilian behauptet nun, in mein Gewissen „hinein zu schauen und zu entdecken, daß ich im Grunde „Manichäer sei; ich aber spreche aus meinem eigenen Ge„wissen heraus, indem ich sage: ich bin es nicht. Wählet „nun, wem ihr glauben wollt. Allein es bedarf auch dieser „kurzen und leichten Vertheidigung nicht; denn es handelt „sich hier nicht um die Würdigkeit eines armseligen Men„schen, sondern um die Wahrheit der heiligen Kirche. — —

„Ihr werft mir meine alten Sünden vor," sagte er einmal zu den anwesenden Donatisten, als er den sechsunddreißigsten Psalm öffentlich zu Carthago erklärte; „nun wohlan! ich ver„damme sie mit größerer Strenge, als ihr selbst. Ich bin der „Erste, um das zu tadeln, was ihr verabscheut. Gott gebe nur, „daß wir auch anderweitig eines Sinnes sein mögen und „daß der Irrthum, in welchen ihr verwickelt seid, einst für „euch zum vergangenen Irrthum werde. Und wer bin ich „denn? Bin ich die katholische Kirche? Es ist wahrlich „genug für mich, ihr anzugehören! Ihr behauptet, ich sei „böse. Ach! ich habe leider viel mir vorzuwerfen. Aber „beschäftigt euch nicht mit mir. Kommt zur Sache. Unter„suchet das, was die Kirche betrifft. Prüft euren Stand„punkt. Von welcher Seite die Wahrheit zu euch spreche, „höret sie. Ihr könntet des himmlischen Brodes beraubt „werden, wenn ihr hartnäckig an dem Gefäß, worin es auf„bewahrt wird, Mängel sucht."

Die Art und Weise, wie die Häretiker aller Zeiten ihren Streit gegen die Kirche führen, spiegelt sich genau in den Widerlegungen und Vertheidigungen ab, welche Augustin gegen die Häretiker seiner Zeit brauchte. Sein Prinzip in diesem Kampf blieb immer dasselbe: „Streite ich in Rede „oder Schrift," sagt er, „so thue ich es nicht, um über „irgend einen Menschen zu triumphiren, sondern um den

„Irrthum zu besiegen.“ Um sich an dem Bewußtsein der Siege zu erfreuen, dazu war seine Seele zu groß, zu schön, zu demüthig, zu sehr durchdrungen von den Mühsalen jenes Kampfes der Gewaltigen, die das Himmelreich an sich reißen wollen, zu sehr schmachtend und verschmachtend nach dem Siegespreis, den das ewige Leben mit einer unverwelklichen Krone zahlt. Er sagt:

„Ich habe in mir selbst viel zu thun, um meine bösen „Begierden zu bekämpfen. Ich führe beständig Krieg gegen „die Versuchungen des Feindes, der mich verderben will. „Ich seufze vor Gott in dem Gefühl meiner Schwäche und „Gott weiß, was mein Herz zu Tage bringt, er, der die „Leiden und geistigen Schmerzen sieht, die ich leide. Der „allein, dem unser Herz seinen Jammer klagt, der allein „weiß, was wir sind.“

Einer solchen Seele gewährt nur der Sieg der Wahrheit, nicht die Niederlage eines Petilian Genuß, während die Petiliane durch die Niederlage eines Augustinus in einen endlosen Freudenrausch verfallen wären, verfallen würden. Bei ihm war Alles — Prinzip und Ziel — übernatürlich, himmlisch; bei seinen Gegnern — irdisch und gemein.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Fortwährende Kämpfe.

Gewalt! — das ist die letzte Zuflucht Derjenigen, die entschlossen sind, im Unrecht zu verharren. Fühlten sich die Donatisten geistiger Weise geschlagen, so mußten die Circumcellionen auf einem andern Felde die Sache verfechten. Frech und ohne Scheu schweiften diese Banden von Fanatikern und Räubern, allen Gesetzen der Behörden trotzend, in den Landschaften umher und verstörten die friedlichen Katholiken. Ihre Anschläge gingen darauf aus, sich Augustin's zu entledigen, der in seiner Diöcese häufige Reisen machte. Einmal fiel er in ihre Hände; allein sie kannten ihn nicht und

begnügten sich, ihn und seine Begleiter mit Faustschlägen zu mißhandeln. Ein anderes Mal entging er ihren Nachstellungen nur durch die Fügung, daß er sich verirrte und von dem Wege abkam, wo sie auf ihn lauerten, um ihn zu tödten. Für ihre getäuschten Anschläge mußten dann die Landleute büßen; ja, sie scheuten sich nicht, in ihrer Wuth auch in Städte einzubrechen, um die katholischen Kirchen zu verwüsten, besonders dann, wenn ehemalige Donatisten, die zum katholischen Glauben zurückgekehrt waren, in jenen Orten sich befanden. Und deren waren nicht wenige, Dank dem feurigen Eifer, womit Augustinus im Verein mit allen Oberhirten der Kirche von Afrika die Secte bekämpfte. Der Bischof von Bagai, Maximian, war ihnen besonders verhaßt, denn er war einst donatistischer Bischof gewesen und hatte durch richterliche Entscheidung eine Kirche wieder erhalten, welche die Donatisten den Katholiken entrissen hatten. An einem solchen Mann mußte man Rache üben. Als Maximian am Altar stand, erstürmten die Donatisten die Kirche in Bagai und versetzten ihm einige schwere Verwundungen. Er stürzte in Blut gebadet zu Boden. Die Katholiken suchten ihn aufzurichten, aber die Donatisten ergriffen ihn und schleiften ihn zum Dach hinauf. Da warfen sie ihn herab, und da sie ihn für todt hielten, zogen sie ab. Maximian wurde besinnungslos auf einem Haufen Asche und Sand gefunden, der seinen Sturz geschwächt und seine blutenden Wunden verstopft hatte. Ein frommes Ehepaar brachte ihn heimlich in sichere Obhut und Pflege, und nach geraumer Zeit genas Maximian. Um aber die Kirche zu Bagai nicht wieder solchem Gräuel auszusetzen, bat er, der die Donatisten und ihren Ingrimm genau kannte, auf dem Concil zu Milevis im Jahr 402 um Erlaubniß, des Friedens wegen sein bischöfliches Amt niederlegen zu dürfen. Diese hochherzige Gesinnung fand allgemeine Anerkennung und die versammelten Väter wählten Maximian's Bruder Castorius, der ebenfalls ein bekehrter Donatist war, zu dessen Nachfolger auf dem Bischofstuhl.

Inzwiſchen war in Italien ein neuer Irrlehrer aufgetreten, ein umherſchweifender Mönch, Jovinian. Er behauptete: jeder Wiedergeborene ſei ein für alle Mal vollkommen heilig, könne keiner Verſuchung erliegen, folglich auch nicht mehr ſündigen. Die guten Werke erklärte er für überflüßig und die Tugendübungen, namentlich Selbſtverleugnung, Enthaltſamkeit und Jungfräulichkeit, für verächtlich. Dieſe unſinnigen, der Vernunft wie der Offenbarung, ja, der täglichen Erfahrung widerſprechenden Behauptungen, waren ſchon auf einer Synode zu Rom im Jahr 390 als Irrlehre verdammt worden und Ambroſius hatte den Jovinian, der ſich mit ſeinem Anhang in Mailand feſtſetzen wollte, nicht daſelbſt geduldet. Hieronymus war in ſeiner Einſiedelei zu Bethlehem feurig gegen den Verächter der Jungfräulichkeit aufgetreten; aber leider in ſeiner eigenthümlichen Weiſe, mit maßloſem Eifer, ſo daß er, um dieſen Stand zu erheben, den Eheſtand herabſetzte, was denn wieder Aergerniß gab und Mißverſtändniſſe hervorrief. Heilig, d. h. Gott geweiht in ſeinem Zweck, in ſeinem Ziel iſt der Stand der Ehe wie der Jungfräulichkeit; beide ſind es aber auf verſchiedener Stufe.

Auguſtinus behandelte jetzt dieſe Frage in zwei Schriften: „Das Gute der Ehe“ und: „Die heilige Jungfräulichkeit.“ Seine zarte und feſte Hand hielt die Wagſchaale der Unparteilichkeit, und er rühmte an der chriſtlichen Ehe die treue Lebensgemeinſchaft der Gatten, die gegenſeitige Förderung in der Gottſeligkeit, die Erziehung der Kinder, die heilige Unauflösbarkeit des Bündniſſes. Ausdrücklich bemerkt er: die bürgerliche Eheſcheidung löſe das Band der Ehe nicht und bei Lebzeiten beider Gatten könne keine Ehe mit einer dritten Perſon vor Gott gültig eingegangen werden. In der Jungfräulichkeit ſieht er eine Gnadengabe Gottes, die unter Gebet und Wachſamkeit in großer Demuth zu bewahren ſei und durch Selbſtgefälligkeit ihren Werth, ja zuweilen ihren Glanz verliere. Bräute des Gekreuzigten dürften nichts anderes ſuchen, als die Vereinigung mit Ihm unter dem Kreuz der Hingebung, der Entſagung, der Demuth.

In dieser stillen Erniedrigung würden sie ihre Beseligung finden.

Die Manichäer regten sich auch wieder in Hippo, doch nicht wie die Donatisten, die aus der Auflehnung entsprungen waren und diesen Charakter und diese Richtung beibehielten, sondern in ihrer schwärmerisch phantastischen Richtung. Sie schätzten unter ihren Lehrern einen gewissen Felix sehr hoch. Er kam nach Hippo. Der Manichäismus war dort im Sinken und Augustinus suchte zu verhüten, daß er wieder gehoben werde. Deshalb lud er den Felix jetzt eben so dringend, wie vor Jahren den Fortunatus, zu einem öffentlichen Gespräch über die Glaubenslehren ein — und Felix nahm es an. Es fand am 7. und 12. Dezember 404 in der Basilica des Friedens vor dem versammelten Volk statt; denn bei all' seinem Wankelmuth und all' seiner Verführbarkeit hatte das Volk doch ein lebhaftes Interesse für die Wahrheit der Religion. Wo sich Gelegenheit dazu bot, folgte es mit großer Aufmerksamkeit und gespannter Theilnahme den Verhandlungen über Manichäismus, Donatismus und katholische Kirche. Es begriff also die Wichtigkeit dieser Fragen, würdigte die Bedeutung, die sie für jeden Einzelnen hatten — da sie die Wegweiser durch die Zeit in die Ewigkeit abgeben sollen — und vermochte ihnen zu folgen.

Dies Gespräch kam, ausnahmsweise, zu einem glücklichen Abschluß. Am Abend des zweiten Tages rief Felix, innerlich überwunden und nicht mehr im Stande Gründe vorzubringen, die ihm selbst nicht genügten:

„Sprich! was willst du, daß ich thue!"

„Ich will, daß du Mänichäus und seine gotteslästerlichen Irrthümer verdammst," erwiederte Augustinus. „Aber aus voller Ueberzeugung mußt du es thun; denn Niemand drängt oder zwingt dich dazu."

„Wohlan! ich will es!" sagte Felix; „Gott sieht, daß ich es aus Ueberzeugung thue."

Und so geschah es wirklich. Er schrieb eigenhändig eine Verdammung „der Lehre und Lästerungen des Ma-

nichäus" auf und unterzeichnete dies Schriftstück mit Augustinus.

Aber Augustinus wußte nur zu gut, daß nichts so zäh ist, als der Irrthum; daß er eine Art Polyp ist, den man in Stücke schneiden kann und der dennoch fortlebt; daß er sich nährt von tausend Eigenschaften, welche der niedern Natur des Menschen angehören, von Gewohnheit, von Trägheit, von Gleichgültigkeit und Unwissenheit, die so unsäglich schwer zu überwinden sind. Deshalb hörte er nicht auf, durch seine Schriften sowohl gegen den Manichäismus als gegen den Donatismus einen Schlag nach dem andern zu führen. Bei jenem bekämpft er stets die Behauptung, daß ein gutes und ein böses Prinzip sich von Ewigkeit her die Herrschaft über alles Geschaffene theilten — eine Lehre, die den Menschen unverantwortlich für seine Sünden hinstellte. Bei diesem richtete er sein Streben vorzüglich dahin, die wahre Kirche Jesu Christi, im Gegensatz zu den Secten, recht kennbar zu machen und ihre Einheit und Allgemeinheit, neben der Uneinigkeit und Beschränktheit der Secten, als ein besonderes Merkmal hervorzuheben. „Der ganze Chri„stus" sagt er in seiner Schrift: „Von der Einheit der „Kirche" — ist Haupt und Leib: das Haupt ist der einge„borne Gottessohn, der Leib ist die Kirche. Wer in der „Lehre vom Haupt nicht mit der heiligen Schrift überein„stimmt, gehört der Kirche nicht an, mag er auch äußerlich „mit ihr in Gemeinschaft stehen. Möge Jemand aber auch „Alles festhalten, was die heilige Schrift vom Haupt lehrt, „schließt sich aber der Einheit des Leibes nicht an, die ihren „Einheitspunkt für alle wahren Christengemeinden in der „römischen Kirche hat: so gehört er auch der Kirche nicht „an — und dann hat er auch nicht Christus zum Haupt."

Auf einem Concil zu Carthago hatten die Bischöfe einen Beschluß gefaßt, den sie auf die Erfahrung gründeten, daß viele Donatisten sich bekehren würden, wenn nur die donatistischen Bischöfe sie nicht zurückhielten. Es sollte also jeder katholische Bischof einen donatistischen zu einem öffent-

lichen Religionsgespräch, mit Zuziehung der bürgerlichen Obrigkeit, einladen. Würde in dieser Unterredung der Donatist überwunden, so — folgerten die Bischöfe — würde seinen bisherigen Anhängern die Rückkehr zur Kirche erleichtert. Das erkannten aber auch die Häretiker in richtiger Beurtheilung ihrer schlechten Sache und lehnten die Einladungen, zum Theil sehr hochmüthig ab. Primian von Carthago antwortete dem Erzbischof Aurelius: Es ziemt sich nicht für die Söhne der Martyrer, mit dem Geschlecht der Traditoren in Unterhandlung zu treten. Crispin von Calama antwortete dem Bischof Possidius mit so gereizter Erbitterung, daß dieser Schlimmes ahnte. Und so geschah es auch. Auf einer Geschäftsreise wurde das Haus, worin er herbergte, von einer Bande Donatisten unter Anführung ihres Priesters erstürmt, Feuer angelegt und Possidius mit seinen Gefährten mißhandelt. Mit Mühe retteten ihn die Katholiken und löschten den Brand. Als aber die Verfolgungen und Ungesetzlichkeiten nicht aufhörten, versammelte sich abermals ein Concil zu Carthago, auf welchem ein Theil der Bischöfe beantragte, man möge Kaiser Honorius bitten, der Secte jede weitere Duldung zu versagen und die Gesetze gegen sie zu verschärfen. Die Mehrzahl der Bischöfe verwarf diesen Antrag; Augustinus mißbilligte ihn mit Entschiedenheit. In der Minderheit befanden sich aber Bischöfe, die durch ihr Alter und ihre Erfahrung in Ansehen standen. So nahm man denn den Schutz des Kaisers zwar in Anspruch, jedoch nur gegen die Wuth der Circumcellionen und für das Verbot donatistischer Schenkungen und Vermächtnisse; und Bischof Evodius von Uzala — Augustin's Jünger und Busenfreund — wurde als Abgeordneter des Concils nach Rom geschickt. Er fand den Kaiser vom heftigsten Unwillen erfüllt, denn Maximian, der tödtlich mißhandelte Bischof von Bagai und ein anderer numidischer Bischof, dessen Vater von den Donatisten ermordet war, hatten bereits in Rom über die maßlosen Frevel der Secte geklagt; und es waren bereits die strengsten Gesetze gegen sie erlassen. Ihre

hartnäckigen Geistlichen sollten des Landes verwiesen, die Laien zu Geldstrafen verurtheilt, die Wiedertäufer ihrer Güter beraubt, die gesetzwidrigen Zusammenkünfte gestraft werden. Ferner sollte in ganz Afrika eine Bittschrift öffentlich zur Bekanntmachung kommen, welche die Donatisten im Jahr 362 an Kaiser Julian den Abtrünnigen, den Unterdrücker des Christenthums, richteten, worin sie unter den niedrigsten Schmeichelcien um die Rückgabe ihrer Kirchen nachsuchten, welche Constantius für sie geschlossen hatte. Dieselbe Hand, welche wieder dem Götzendienst die Tempel öffnete, that das nämliche für die Donatisten, ohne daß diese sich geschämt hätten, bei dem kaiserlichen Apostaten in Gunst zu stehen. Diese Bittschrift sollte jetzt dazu beitragen, die Augen von so vielen Verblendeten und Bethörten zu öffnen und ihnen beweisen, daß der Donatismus Hand in Hand mit den Feinden der katholischen Kirche gehe. Zu Ravenna, im Jahr 405, erließ Honorius jene Gesetze. Sie waren eine Wohlthat für diejenigen Donatisten, welche nur aus Furcht vor dem Zorn ihrer Zeloten noch zu der Secte zählten und jetzt Muth bekamen, ihre moralischen Ketten zu sprengen. Auch eine große Anzahl von Gemäßigten, sogar manche Circumcellionen, erwogen gründlich: ob denn die Secte, der sie fortan nur durch die größten Opfer anhangen konnten, derselben auch werth sei — und fanden das Gegentheil. Die freie Verkündigung der katholischen Lehre, die nicht mehr durch Ausbrüche wilder Wuth gestört werden durfte, klärte viele Unwissende auf. „Man begnügte sich „nicht, den Wall der langen, bösen Gewohnheit durch die „Schrecknisse der weltlichen Macht zu erschüttern; man bemühte sich gleichzeitig, den Glauben aufzubauen." Viele staunten über ihre eigene unbegreifliche Verblendung jetzt, als sie einsahen, daß der Donatismus im letzten Grunde auf der Behauptung ruhe und in der Spitze auslaufe: „man „müßte alle Völker der Erde zum zweiten Mal taufen, weil „ein Paar afrikanische Bischöfe beschuldigt worden wären, „den Heiden die heiligen Schriften ausgeliefert zu haben."

Sollte die Taufe ungültig ſein, weil Derjenige, der ſie geſpendet hat, als ein Sünder angeſehen wird: ſo käme man nie darüber zur Ruhe, ob man gültig getauft ſei, ob nicht. Dann läge aber das Sacrament nicht in der Kraft des Blutes Jeſu, und dann hinge der Glaube nicht von der göttlichen Gnade und von der Beſchaffenheit unſers Willens — ſondern nur von dem Verdienſt der Geiſtlichen ab. Auch die große Milde, mit welcher die Katholiken verfuhren und überall Schonung eintreten, Nachſicht walten ließen, gewann manche Seelen. Den alten feindſeligen Criſpin von Calama verwies man nicht aus dem Lande; man geſtattete ihm einen ungeſtörten Aufenthalt auf ſeinem Landgut in Numidien. Es iſt aber nicht leicht, eine Häreſie in der Wurzel auszurotten und wenn ihr auch tauſend Zweige abgeſchnitten werden. Der häretiſche Geiſt, der in der ſündigen Natur wohnt, treibt immer neue Sproſſen bald in derſelben Form und bald in einer andern. Die Donatiſten exiſtirten fort trotz aller Bekehrungen und aller Geſetze. Ja, die Diöceſe Casae nigrae wurde berüchtigt durch die Gewaltthaten der donatiſtiſchen Geiſtlichen und der Circumcellionen, die in dem Maß zunahmen, als die Bekehrungen ihrer ehmaligen Glaubensgenoſſen ſich vermehrten. Mit beſonderer Wuth fielen ſie über die katholiſchen Prieſter her, plünderten und verbrannten ihre Häuſer und ſuchten ſie, ohne ſie zu morden, doch unbrauchbar zu machen, indem ſie ihnen Kalk mit Eſſig befeuchtet auf die Augen banden und ſie dadurch unter den gräßlichſten Qualen blendeten. Kirchen gingen in Flammen auf, die heiligen Schriften wurden zerriſſen, die geängſtigten Einwohner mit Gewalt der Wiedertaufe unterworfen und dabei — nach herkömmlicher Weiſe — über die Unduldſamkeit und Verfolgungsſucht der Katholiken geſchrieen. Die grauſame Blendung fiel auch mehrmals in der Diöceſe von Hippo aus Haß und Rache gegen Auguſtinus vor.

Zu allen Calamitäten, die ſo ſchwer die katholiſche Kirche und den Theil ihrer Heerde trafen, den er als Biſchof zu hüten hatte, kam ein Ereigniß, welches ſeiner

edlen und zarten Gesinnung äußerst peinlich war. Er gerieth zu seinem höchsten Erstaunen in ein Zerwürfniß mit Hieronymus.

Der Brief, den einst Profuturus in's Morgenland mitnehmen sollte, war in fremde Hände gerathen, die ihn abschriftlich bekannt machten, anstatt ihn zu besorgen, so daß Hieronymus früher die Kunde von dessen Inhalt, als den Brief selbst erhielt. Er sah darin eine absichtliche Kränkung für sich selbst und eine gewisse Eitelkeit Augustin's, berühmte Männer angreifen zu wollen. Da er aber ein lebhaftes Wohlwollen für Augustin's Leben und Wirken, und hohe Achtung vor dessen Geist und Einsicht hatte, so schmerzte es ihn sehr, von diesem ausgezeichneten Mann — wie er wähnte — gekränkt zu werden und seine Empfindlichkeit mischt sich mit Traurigkeit und mit dem Gefühl der geistigen Ermüdung, welches ein so schweres Kreuz des Alters ist. „Liebe mich, wie ich dich liebe," schreibt Hieronymus; „aber fordere nicht einen Greis auf den Kampfplatz der heiligen Schrift heraus, da du noch ein Jüngling neben mir bist. Ich habe meine Zeit gehabt und meine Bahn durchlaufen so gut ich konnte. Jetzt aber bin ich der Ruhe bedürftig, während du läufst und kühn die Bahn durchziehst. Ich schreibe dir dies in tiefster Traurigkeit. Wollte Gott, ich wäre würdig dich zu umarmen. Dann könnten wir in vertrauten Wechselgesprächen von einander lernen."

Ein Briefwechsel zwischen Afrika und Palästina war damals eben so unsicher als langwierig und fand nur gelegentlich durch Reisende statt, welche ebenfalls von der Unsicherheit und den Zufällen der damaligen Reisen abhingen und nicht selten erst nach jahrelangen Umwegen ihr Ziel erreichten. Augustin's Briefe an Hieronymus hatten dies Schicksal, während die verstümmelte oder verfälschte Kunde von deren Inhalt ihnen lange vorauszog, weil Alles, was der große Bischof von Hippo that, schrieb und sprach, von der ganzen Welt bemerkt wurde; nur leider nicht immer im richtigen Sinn und Zusammenhang, wie das so häufig

den großen Männern geschieht: Unverstand, Bosheit und ein gewisses leichtfertiges Behagen an Zerwürfnissen und Streitigkeiten, mißverstehen sie nur zu oft. Hieronymus war in der ganzen christlichen Welt berühmt und geehrt als Uebersetzer und Ausleger der heiligen Schriften. Tief aus Germanien schickten zwei schriftgelehrte Männer ihm die griechische und die lateinische Uebersetzung gewisser Stellen aus den Psalmen zu und baten ihn zu entscheiden, welche Uebersetzung den Sinn der hebräischen Urschrift am genauesten ausdrücke. Es machte also großes Aufsehen, als es verlautete, Augustinus sei nicht einverstanden mit der Erklärung des Galaterbriefes und die blinden Anhänger des Hieronymus machten dem Bischof von Hippo ein Verbrechen daraus und stellten es dem alten, reizbaren und aufbrausenden Einsiedler von Bethlehem als ein Attentat gegen dessen anerkannte Lehrerwürde vor. Er schrieb abermals im gereizten Ton an Augustinus und dieser erfuhr denn endlich, daß Hieronymus wähne, Augustin habe eine Schrift gegen seine Bibelerklärung abgefaßt und nach Rom geschickt. Er erschöpft sich nun in Betheuerungen seiner Freundschaft und Verehrung für Hieronymus. „So große Kunde der göttlichen Schriften, wie ich sie bei dir finde, besitze ich nicht „und werde sie nie besitzen. Das Wenige, was ich mir in „dieser Wissenschaft erworben habe, spende ich dem Volke „Gottes aus. Meine Amtsgeschäfte erlauben mir nicht, dieses Studium im weitern Umfang mich zu widmen, als es „eben der mir anvertrauten Heerde nothwendig ist." Er bittet um Verzeihung, wenn er beleidigt, um Tadel, wenn er Falsches geäußert habe. Allendlich beruhigt sich Hieronymus, je mehr er einsieht, daß Augustin weiter nichts beabsichtigt habe, als eine verschiedene Auffassung mit ihm zu erörtern. Ja, er ging schließlich auf Augustin's Ansicht von dem Streitpunkt ein. Zehn Jahre waren aber über diese ganze Sache vergangen.

Hieronymus hatte ungefähr um dieselbe Zeit einen viel heftigeren Streit mit seinem ehemaligen Busenfreund, Ru-

finus, hinsichtlich gewisser Lehrsätze des Origenes und schickte eine seiner Streitschriften an Augustinus. Diesem, mit seinem tiefen, zarten Sinn für Freundschaft, that es weh bis in's Herz hinein, zwei alte Freunde so feindselig gegen einander auftreten zu sehen. Schmerzlich bewegt schreibt er an Hieronymus:

„Welche Seelen werden sich mit Sicherheit einander an„schließen, wen wird man mit vollem Vertrauen lieben, in „welchem Freund nicht einen künftigen Feind fürchten können, „wenn zwischen Hieronymus und Rufin ein so heftiger Zwist „entbrennen kann! O wie wenig ist doch auf ein Freundes„herz zu bauen, da Niemand weiß, was die Zukunft in ihm „entwickelt. Doch warum seufzen wir über die Gebrechlich„keit einer gegenseitigen Liebe, da der Mensch nicht einmal „sein eigenes Herz für die Zukunft kennt? —— Ach, daß ich „euch Beide nicht irgendwo beisammen finden kann! ich würde „euch weinend zu Füßen fallen und euch anflehen um Ver„söhnung; nicht nur euretwegen, sondern auch wegen man„cher schwachen Seelen, für die gleichwohl Christus gestor„ben ist, und die einen großen Anstoß an eurem Verhalten „nehmen, da ihr ja Beide auf erhöhter Bühne des Lebens „steht. Ich würde euch anflehen, in euren Schriften nichts „gegen einander zu verbreiten, was euch gereuen möchte, „wenn ihr euch später wieder versöhnt haben werdet. —— Es „ist ein großes, trauriges Wunder von solcher Freundschaft „zu solcher Feindschaft herabzusinken; aber wie viel größer „und tröstlicher wäre das Wunder, von solcher Feindschaft „zur alten ersten Innigkeit zurückzukehren."

Dies geschah nun freilich nicht; allein Hieronymus blieb doch von nun an mit Augustin in gutem Vernehmen. Er wünschte das Verhältniß lauterer Brüderlichkeit mit dem Bischof von Hippo aufrecht zu halten und schrieb ihm: „Wir wollen Beide, ohne uns wehe zu thun, im Gefilde der Schrifterklärung uns ergötzen." Ohne Augustin's hohe Heiligkeit, die immer bereit war sich zu demüthigen, hätte seine Spannung mit Hieronymus vielleicht dieselbe traurige Wen-

dung genommen, welche deſſen Fehde mit Rufin nahm und behielt.

Zwiſchen ſo vielen ſchweren, traurigen, peinlichen Kämpfen verſäumte Auguſtinus nie, auch mit dem unbekannteſten Gegner eine Lanze zu brechen, wenn er hoffen durfte, der Wahrheit dadurch Eingang zu verſchaffen. Ein Gegner, der ſowohl ihm ſelbſt als der Welt völlig unbekannt war, war ein gewiſſer manichäiſcher Zuhörer, Namens Secundinus. Dieſer Mann lebte in Rom, hatte einige Schriften von Auguſtin geleſen, war begeiſtert für dies große Genie, ſah aber in ihm nur den abgefallenen Manichäer, nur einen herrlichen Geiſt, der ſich in einer falſchen Richtung befinde. Einen Gott der Beredſamkeit nennt er ihn. „Des Anicius Marmorpalaſt," ſchreibt Secundinus an Auguſtin, „prangt nicht in ſolcher Kunſt und Schönheit, wie deine Werke durch deine Intelligenz. Hätteſt du deine Beredſamkeit dem Dienſt der Wahrheit gewidmet, ſo würdeſt du unſterblichen Ruhm errungen haben. Ich bitte dich, handele nicht gegen deine Natur! durchbohre nicht mit der Lanze der Unwahrheit die Seite des Erlöſers! — — Wie war es möglich, daß du mit deinem hohen Geiſt, mit deiner edeln Geſinnung, mit deiner zarten Liebe zur Entſagung zu dieſer jüdiſchen Nation mit ihren barbariſchen Sitten überlaufen konnteſt! — — O, ich beſchwöre dich, verzeihe mir, wenn dein goldenes Gemüth ſich durch dieſe Aeußerungen etwa gekränkt fühlt. Mich drängt der Eifer! ich kann dich nicht von unſerer Heerde getrennt ſehen. Verachte den Ruhm vor den Menſchen, wenn du Chriſtus gefallen willſt. Sei für unſere Zeit ein neuer Paulus, der, nachdem er Lehrer des jüdiſchen Geſetzes geweſen, vom Herrn die Gnade des Apoſtolates empfing und alle Annehmlichkeiten der Welt verachtete, um Chriſtus zu gewinnen. Sorge für deine vortreffliche Seele, denn du weißt nicht, zu welcher Stunde der Tod kommt. Höre auf, aus zwei Naturen eine einzige zu machen, denn die Gerichte des Herrn ſind nah." Dann erklärt er die manichäiſche Lehre von den zwei Ur-Prinzipien und ſchließt ſeinen Brief mit den Worten:

„Wenn ich deinem bewunderungswürdigen und erhabenen Geist solche Dinge vorlege, ist es nicht anders, als ob der Jordan sein Wasser dem Ocean, die Lampe ihr Licht der Sonne, das Volk seine Heiligkeit dem Bischof leihen wolle. Wäre mir deine göttliche Geduld nicht bekannt, nie hätte ich so geschrieben; deine Heiligkeit wolle also zu diesem Glauben sich bekennen, damit wir miteinander gerettet werden, o, du aller Ehre würdigster Meister."

Da es dem Secundinus mit seinem Bekehrungsversuch dermaßen Ernst war, daß er sich sogar zu dem Vorwurf verstieg, Augustinus thue nicht das, wodurch man Christo gefalle: so hielt es Augustinus für angemessen, ihm eine Antwort zu geben, welche eine besondere Schrift über und gegen den Manichäismus und den Irrthum der zwei Urprinzipien geworden ist; eine Schrift, welche Augustin für die beste hielt, welche er in dieser Frage geschrieben hatte. Was aus Secundinus wurde, erfährt man nicht. Möchte ihm die bewundernde Theilnahme, die er dem Vorkämpfer der katholischen Wahrheit zollt, zu deren Erkenntniß geführt haben! Aber leider ist eine solche sterile Bewunderung keine ganz seltene Erscheinung. Gut geartete Menschen können sich kaum derselben erwehren, wenn sie einen großen Geist, getragen von einem großen Charakter im heldenhaften Kampf für die katholische Wahrheit sehen; denn es liegt nun einmal etwas Ueberwältigendes in ihr, weil sie göttlich ist. Das fühlt der Freund, der Feind, der Gleichgültige. Der erste betet sie an; der zweite haßt sie; der dritte bewundert sie etwas, so weit seine Vorurtheile und Irrthümer es erlauben. Diese Bewunderung ist immer noch ein dünnes Fädchen, wodurch er mit der göttlichen Wahrheit zusammenhängt. Der kleinste und entfernteste der Planetoïden, den unser Auge nimmer gewahr wird, erhält dennoch sein Licht von unserer Sonne und gehört, wenn auch in unermeßliche Ferne, noch in unser Sonnensystem.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Die Gothen in Rom.

Die Wolken, welche schon lange das römische Weltreich bedroht hatten, fingen an sich zu entladen. Wie ein schweres Gewitter am Horizont steht, hatten die germanischen Völker, die nordischen Barbaren, auf ihrem geheimnißvoll providentiellen Zug nach den Ländern des Südens und des Christenthums längst an den Grenzen des Reichs gestanden, sie überschritten und ein zweifelhaftes Verhältniß zu den Kaisern eingenommen. Sie bildeten eigene Legionen im Heer, hatten ihre eigenen Führer und manche von ihnen stiegen durch ihre große Begabung hoch in der kaiserlichen Gunst und wurden Feldherren oder bekleideten andere hohe Würden und Aemter. Zu ihrer natürlichen Vorliebe für das eigene Volk kam dann noch, daß die stolzen Römer mit Verachtung und Haß auf die „barbarischen" Völkerschaften herabsahen, obschon sie vor ihnen zitterten und die kaiserlichen Günstlinge von nicht römischem Blut mit mißtrauischem Auge betrachteten, so daß diese umsomehr mit ihrem Volk sich umgaben und auf dasselbe sich stützten, wenn sie ihre ehrgeizigen Pläne ausführen wollten.

Der mächtige Mann, der das abendländische Reich statt des Kaisers Honorius beherrschte, war ein solcher Barbar, dem der große Kaiser Theodosius sterbend diesen Platz angewiesen hatte, war der Vandale Stilicho, Präfect des Pallastes und Heerführer. Vermählt mit Serena, Nichte des Theodosius, vermählte er seine beiden Töchter Maria und Termantia nach einander mit dem jungen Kaiser Honorius. Allein es genügte ihm nicht, Oheim, Schwiegervater und Vormund des Kaisers zu sein. Auf dem Haupt seines einzigen Sohnes Eucherius wollte er wieder die Krone des abend- und morgenländischen Reiches vereinigen. Er gab sich Blößen, die seine Feinde benutzten, um ihn verrätherischer Anschläge zu beschuldigen — vielleicht im größeren Umfang, als erwiesen war — und Honorius ließ ihn und seinen Sohn

enthaupten, während er Termantia zu ihrer Mutter zurückschickte.

Damit war das Zeichen gegeben! Alarich, der Gothenfürst, stand schon lange ungeduldig, dürstend nach Krieg, nach Ruhm, nach Beute, an der nördlichen italischen Grenze, in Illyrien. Der einzige Mann war nicht mehr, der seinen trotzigen Forderungen mit Kraft und Nachdruck entgegentreten konnte. Das drohende Gewitter brach aus und Alarich brach mit seinen Gothen in Italien ein. Die kaiserliche Residenz Ravenna verächtlich bei Seite lassend, zog er gen Rom. Weder dachte Honorius daran, ihn durch viertausend Pfund Gold zu beschwichtigen, die Stilicho ihm versprochen hatte, wenn er sich ruhig verhalte; noch auch sich den Gothen zu widersetzen und Rom zu schützen. Es wird erzählt, ein Mönch sei vor Rom zu Alarich gekommen und habe ihn gebeten, die Stadt zu verschonen. Alarich aber habe geantwortet: er sei nicht aus eigenem Antrieb, sondern gedrängt von einer ihm unbekannten Macht nach Rom gezogen. Und sogleich schloß er ringsum die Stadt ein — im Jahr 408. Das erste, was der römische Senat in seiner grenzen- und hoffnungslosen Bestürzung that, war eine Grausamkeit: er ließ Stilicho's Gemahlin Serena, die in Rom ihren Mann und ihren Sohn beweinte, erdrosseln, als ob sie es gewesen sei, die Alarich gerufen habe und als ob der schwankende und hülflose Zustand des Reiches dem ehrgeizigen Gothenkönig nicht zur Genüge bekannt sei. Alarich bemächtigte sich der Tiber, alle Zufuhr wurde abgeschnitten und die Römer waren so ganz von dem alten tapfern Geist ihrer Väter abgefallen, daß sie nicht einen einzigen Ausfall wagten. Bald stellte sich Mangel an Lebensmitteln ein, dann Hungersnoth, Elend und Verzweiflung; endlich — da die Menschen in Massen starben und die verwesenden Leichen die Luft vergifteten — die Pest. Einige christliche Frauen zeichneten sich in dieser schrecklichen Zeit durch ihre große Mildthätigkeit aus. Besonders genannt — sogar von den Heiden — wird Laeta, die Wittwe von Kaiser Gratian und deren Mutter Pisamene.

Allein die Großmuth und Barmherzigkeit der Einzelnen konnte nicht der allgemeinen Noth wehren. Als der Jammer so hoch gestiegen war, daß das Volk Gefahr lief, sich untereinander zu verzehren, schickte der Senat Gesandte an Alarich und bat um dessen Friedensvorschläge. Er verlangte kurz: alles Gold, alles Silber und alle fremden Sklaven, die sich in der Stadt befänden. „Was willst du uns denn lassen?" fragten die Gesandten entsetzt. Er antwortete: „Die Seelen." Endlich bestimmte er das Lösegeld so: Fünftausend Pfund Gold, dreißigtausend Pfund Silber, viertausend seidene Leibröcke, dreitausend in Scharlach gefärbte Lämmervließe und dreitausend Pfund Pfeffer. Da der öffentliche Schatz erschöpft war und die Reichen zum Theil ihr Vermögen verhehlten, nahm man, um dies schwere Lösegeld zu zahlen, den Schmuck der Tempel und Götzen in Anspruch und verschiedene goldene und silberne Götzenbilder wurden eingeschmolzen. Unter andern auch die Bildsäule der Göttin Virtus (Tapferkeit), was die Heiden sehr beklagten und daraus die Muthlosigkeit der Römer folgerten, ohne zu bedenken, daß diese der Einschmelzung des Bildes vorherging. Ueberhaupt gab sich in dieser ganzen Epoche großer Calamitäten des Reichs eine aufgefrischte Neigung der Heiden für den Idolendienst und die Ansicht kund, daß die Götter im Zorn über das Christenthum diese Leiden schickten und daß das Christenthum an sich schon etwas Fluchbeladenes sei. Endlich wurde das Lösegeld gezahlt. Alarich zog ab und schlug sein Lager in Etrurien auf. Vierzigtausend Sklaven entliefen in Rom ihren Herren und folgten ihm. Er forderte Geißeln von Kaiser Honorius, dann wolle er sich verpflichten, Rom gegen alle Feinde zu schützen. Der Kaiser mochte der Ansicht sein, daß ein Schutz gegen den verwegenen Gothenfürsten vorzuziehen sei. Er verweigerte die Geißeln und erkannte den Emporkömmling Constantin, den die Soldaten in Gallien, Spanien und Britannien zum Kaiser ausgerufen hatten, als solchen an. Rom zitterte; es war vorauszusehen, daß Alarich wiederkommen werde. Allein

es schickte vergeblich bittende Gesandte nach Ravenna; Honorius baute auf Constantin's zweifelhafte Hülfe und ergab sich so ruhig seiner Lieblingsbeschäftigung, der Pflege seines Hühnerhofes, als ob Alarich bereits besiegt sei.

Der Sturz und Tod Stilicho's rief in Afrika bei den Heiden, Manichäern und Donatisten eine wüthende Freude wach, denn sie hielten ihn für den Urheber der scharfen Gesetze gegen Polytheismus und Häresie und verbreiteten das Gerücht, diese wären ohne Wissen und Willen des Kaisers erlassen. Eine große Ehrfurcht und Anhänglichkeit für den katholischen Glauben und für Alles, was das Christenthum betraf, war die einzige Aehnlichkeit, die Honorius mit seinem großen Vater hatte und in diesem Punkt wankte er nie; aber bei seiner bekannten Charakterschwäche und den ebenso bekannten Eingriffen Stilicho's in die kaiserliche Macht war jene Behauptung nicht ganz unglaublich. Wie ein Lauffeuer flog sie durch Afrika und die Verfolgung der Katholiken brach auf's Neue aus. Die Bischöfe Severus und Macarius wurden erschlagen; Evodius von Uzala, Therasius, Victor und Andere litten die rohesten Mißhandlungen. Man schlug sie, riß sie aus ihren Wohnungen, schleifte sie durch die Gassen, raufte ihnen das Haupthaar aus und die Magistratspersonen sahen ruhig dem Unfug zu und ließen die Missethaten geschehen. Da versammelten sich viele Bischöfe zu einer Berathung in Carthago und sendeten Zwei aus ihrer Mitte an das Hoflager zu Ravenna mit der Bitte, der Kaiser möge erklären, daß er die zum Schutz der katholischen Kirche gegebenen Gesetze in Kraft erhalten wissen wolle. Augustinus trug dieselbe Bitte schriftlich dem Olympius vor, der nach Stilicho's Sturz des Kaisers Günstling geworden war. Olympius war dieser Bitte schon zuvorgekommen. An Donatus, Proconsul von Afrika, erging der Befehl, daß die Sectirer der verdienten Strafe unterworfen sein sollten, wenn sie etwas gegen die Katholiken unternehmen würden. Zu derselben Zeit verordnete Honorius, daß weder Heiden noch Sectirer zu irgend einem Hofamt zulässig

ſein ſollten und daß die Behörden genau zu wachen hätten, damit nirgends Verſammlungen von ſolchen Leuten ſtattfänden, welche einen andern Glauben lehrten, als den katholiſchen. Geſchehe es dennoch, ſo ſollten dieſe Frevler verbannt werden. Dieſe Verordnungen bewieſen zur Genüge, daß der Kaiſer ſeinen alten Grundſätzen treu ſei und ſomit lenkten die Beamten auch wieder in dies Geleiſe ein. Das iſt das Schrecklichſte bei der Willkührherrſchaft, daß ſie eine Menge von abhängigen Menſchen zu gewiſſenloſen Maſchinen macht, die unbedenklich in der Richtung gehen, die ein Fingerdruck des Machthabers ihnen anweiſt.

Weil Auguſtinus unendlich vielſeitig war und weil die meiſten Menſchen erſtaunlich einſeitig ſind, iſt er mannichfach verkannt worden. Verſchiedene Häreſien, z. B. einzelne Sekten innerhalb des Proteſtantismus und die Janſeniſten, betrachten ihn als ihren Patron, indem ſie ſich auf einzelne ſeiner Ausſprüche ſtützen, ohne in Anſchlag zu bringen, gegen welche Irrlehren ſie gerichtet waren und welche Ausſchreitungen und Umſtände ſie im Auge hatten. So haben denn auch dem mildeſten der Menſchen — und bis auf unſere Zeit! — die Vorwürfe nicht gefehlt, daß er gegen ſeine beſſere Ueberzeugung und aus Ueberſchätzung der ſichtbaren Kirche, welche Allen verhaßt iſt, die nicht zu ihr gehören, Zwangsmittel gegen Andersgläubige gut geheißen, ja verlangt habe. Das that er nicht. Er verlangte Geſetze, um das Recht zu ſchützen und das Unrecht zu ſtrafen, und er verlangte, daß dieſe Geſetze gegen Verbrecher gehandhabt würden. Hielten die Sectirer den Frieden, ſo war Niemand bereitwilliger als er, und tauſend Beiſpiele erhärten es! auf friedlichem Wege ihre Bekehrung zu verſuchen. Begingen ſie aber Freveltaten, ſo wollte er ſie geſtraft wiſſen — als Frevler; nicht als Un- oder Irrgläubige. Und wie iſt ſelbſt dann ſeine Liebe, ſeine Sorge, ſeine Milde ſo groß und übergroß. Schon in dem Brief an Olympius hatte er geſagt, die Verantwortung für das Seelenheil der ihm anvertrauten Gläubigen veranlaſſe ihn, das Geſetz zu deren Schutz anzurufen,

weil Manche durch die vielen Drangsale schwach im Glauben werden könnten. „Was mich selbst betrifft, so ist es mir „ein Trost, etwas für meine Brüder zu leiden und mancher „Gefahr und Anfeindung ausgesetzt zu sein; denn das begegnet Allen, welche für das ewige Leben Seelen zu gewinnen suchen."

Dem Proconsul von Afrika, den Augustin bereits als einen gottesfürchtigen Mann kannte, legte er dringend die größtmögliche Schonung der Frevler an's Herz und beschwört ihn bei dem Blute Jesu, die Strafen nicht nach der Größe des Verbrechens und nach der Strenge des Gesetzes zu verhängen, sondern nach dem Geist des Christenthums. „Wir „suchen nicht an unsern Feinden Rache zu nehmen und wegen unserer Leiden dürfen wir nicht die Gebote Desjenigen, „für den wir leiden, aus den Augen verlieren. Unser „Wunsch ist, daß unsere Feinde gebessert, nicht daß sie hingerichtet werden. — — Haben die Strafen auch den Zweck, von „einem großen Uebel zu einem großen Gut zurückzuführen, „so ist es doch eine äußerst mühsame und wenig fördernde „Arbeit die Menschen, mit Gewalt auf den rechten Weg zu „stellen, anstatt sie durch Belehrung und milde Zusprache zu „gewinnen." Deshalb bittet er auch den Proconsul, Priestern oder frommen Katholiken den Zutritt zu gefangenen Donatisten zu gestatten.

Welch ein Vertrauen seine Milde einflößte, beweißt der Heide Nectarius, der sie in Anspruch nahm. Die Ungläubigen von Calama hatten dem Gesetz zum Trotz das Fest der Flora öffentlich durch unsittliche Umzüge und Tänze sogar vor dem Gotteshause der Katholiken gefeiert. Die Geistlichen versuchten, diesem Unfug entgegenzutreten. Daraus entstand ein großer Auflauf. Ein Mönch wurde getödtet, Andere mit Mühe gerettet, dem Bischof Possidius nach dem Leben getrachtet. Augustinus reiste nach Calama, um zu versuchen, ob er vielleicht die Gährung beschwichtigen könne. Aber nein! sie wurde so heftig, daß Possidius sich entschloß, Calama zu verlassen und nach Rom zu gehen, was aber

„mehr eine Flucht, als eine Reiſe war.“ Nun geriethen die Heiden in Furcht und Nectarius, der Angeſehenſte von ihnen, ſchrieb an Auguſtin und bat um Fürſprache für ſeine Mitbürger, damit nicht die Unſchuldigen mit den Schuldigen, und auch dieſe nicht am Leben geſtraft würden. Auguſtinus erwiderte ihm, Milde und Schonung ſei allerdings die Pflicht eines Chriſten und eines Biſchofs und er ſei gern bereit, gegen Todesurtheile und äußerſtes Elend der Heiden von Calama Fürſprache einzulegen. Nectarius müſſe es aber billig finden, daß die Heiden, welche die Katholiken mißhandeln, plündern, tödten, ihre Häuſer in Brand ſtecken, von dieſem Gräuel durch die Furcht zurückgehalten würden, einen Theil ihres Vermögens zu verlieren. Die Strafen, die das Chriſtenthum auferlege, hätten immer den Zweck, die Schuldigen zu beſſern.

Die ſchlimmen Nachrichten von Rom's Belagerung und Noth und von Alarich's kühnem Zuge verſetzten alle Gemüther in peinliche Spannung wegen Italiens fernere Schickſale; denn der Gothenfürſt war nicht bloß ein Fremdling, ein „Barbar“; er war auch, wie all' ſeine Gothen, Arianer; er kannte nicht Chriſtus, den menſchgewordenen Gottesſohn. Die Verfolgungsſucht der Arianer war den Katholiken durch all' die gewaltthätigen Vorgänge des verfloſſenen Jahrhunderts zur Genüge ſchreckenerregend im Andenken. Damals hatte die berühmte heilige römiſche Matrone Melania, die Wittwe, Rom für immer verlaſſen. Sie lebte nun ſeit ſiebenunddreißig Jahren im Morgenland, in Egypten, in Paläſtina, meiſtentheils in Jeruſalem und unterſtützte mit ihrem ungeheuern Vermögen die zahlreichen Bedürfniſſe der Kirche im Morgen- und Abendland, ſo daß ihr Name wegen ihrer unerſchöpflichen, frommen und liebevollen Freigebigkeit, einer der geprieſenſten ihrer Zeit wurde. Sie war jetzt wieder nach Rom gekommen, um noch einmal ihren einzigen Sohn Publicola, deſſen Frau und Kinder und überhaupt all' ihre Verwandte und Freunde zu ſehen. Zu den letzteren gehörte auch Paulin von Nola. Sie war mit

all' den Ihrigen mehrere Tage in seinem gastlichen Hause, das halb klösterlich eingerichtet war, aber zugleich mit großer Gastfreiheit Allen offen stand, mit denen er im Glauben und Streben und in den großen Interessen für die Kirche verbunden war. Seine Freundschaft mit Augustinus, den er nie gesehen hatte, wurde für Melania die Veranlassung, ihre Rückreise in's Morgenland über Afrika zu machen. In Rom war ihres Bleibens nicht lange. Sie sehnte sich zurück nach dem heiligen Boden, auf dem sie so manches Jahr in großer Demuth, Entsagung und Liebe den Schritten und dem Vorbild des Erlösers gefolgt war. Allein sie wollte nicht nach Jerusalem zurückgehen, ohne das große Licht der abendländischen Welt gesehen zu haben. Sie ging nach Hippo. Dort erfuhr sie den überraschenden Tod ihres Sohnes. Sie beweinte ihn mit der ruhigen Ergebung der christlichen Mutter und der Greisin, die an der Schwelle der Ewigkeit steht. Dann kehrte sie zurück zur Stadt des heiligen Grabes und starb dort im Jahre 410 in einem Kloster, welches sie für fünfzig Jungfrauen gestiftet hatte. Während ihres Aufenthaltes in Rom hatte sie mit ihrem klaren stillen Auge die Zeichen der Zeit und die drohende Weltstunde wohl erkannt und ihren Kindern den Rath gegeben, dies heidnische Rom, in welchem das Christenthum noch immer so schwer und so unvollkommen Eingang fand, den Schickungen Gottes zu überlassen und sich auf ihre Landgüter, die in Campanien und Sicilien groß und reich wie Fürstenthümer waren, zu begeben. Nun war ihr Sohn todt; aber Albina, dessen Wittwe, folgte mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn dem Rath der Melania und sie entgingen dadurch den Belagerungen und der Einnahme Roms.

Alarich empört, daß ihm der Kaiser nicht als Unterpfand aufrichtiger Friedensgesinnung Geißeln stellen wollte, schickte sich an zu einem zweiten Römerzug. Wenn aber der Kaiser ihm und dem Volke der Gothen jährlichen Tribut, jährliche Kornlieferung und den Aufenthalt in den Provinzen Dalmatien, Venetien und Noricum zusage, so sei er zufrieden.

Honorius fand die Forderung nicht unbillig; aber ſein neuer Günſtling und Beherrſcher Jovius fand es. Die Unterhandlung zerſchlug ſich. Alarich ging auf Rom los, während die Alanen, Vandalen und Sueven, die ſeit Jahren in Gallien hauſten, über die Pyrenäen brachen und das ſchöne, reiche Spanien verheerend überſchwemmten. So war denn faſt das ganze abendländiſche Reich eine Beute der fremden Völker.

Alarich ſperrte Oſtia, den Hafen von Rom, an der Mündung der Tiber. Dadurch war die Getreide-Zufuhr aus Sicilien und Afrika, dieſen Kornkammern Roms, abgeſchnitten und die Stadt ſah wiederum einer Hungersnoth entgegen. Nun ſchrieb Alarich ihr vor, friedlich ihre Thore zu öffnen und den Attalus als Kaiſer anzuerkennen; dann werde er ſelbſt Freund und Beſchützer des römiſchen Volkes bleiben. Was war zu thun? Honorius ſchickte keine Truppen zum Entſatz; der Senat verſammelte ſich, weniger um zu berathſchlagen, als um die Unterwerfung unter den Willen des ſtolzen Gothen auszuſprechen, der den kaiſerlichen Purpur für ſich ſelbſt verſchmähte und ihn einem Attalus um die Schultern warf. Dieſen ganz unbedeutenden Mann hatte Honorius unlängſt zum Präfect von Rom ernannt; nun war er Kaiſer, im Jahr 409. Sogleich ernannte er Alarich zum Oberfeldherrn und deſſen Schwager Ataulf zum Oberſten der Leibwache, bezog den kaiſerlichen Palaſt und verhieß dem Senat in einer prunkenden Rede die Vereinigung der morgenländiſchen Provinzen mit dem Abendland. Es kam aber anders. Heraclian, der den Stilicho geſtürzt hatte, war von Honorius zum Militär-Gouverneur von Afrika gemacht worden. Er blieb dem Kaiſer treu, ließ alle afrikaniſchen Häfen ſtark beſetzen und ſchnitt die Ausfuhr von Getreide, Schlachtvieh und Oel nach Italien ab. In Rom minderten ſich mehr und mehr die nothwendigſten Lebensmittel; die Theuerung wurde immer drückender; von Honorius war nichts zu hoffen, denn Alarich belagerte ihn in Ravenna. Das Volk gährte. Bei

den Spielen der Rennbahn, die noch immer trotz des allgemeinen Elends großen Zulauf hatten, waren schon Stimmen laut geworden, welche riefen: „Setzt den Preis von Menschenfleisch fest!“ Attalus weigerte sich, ein starkes gothisches Heer nach Afrika zu schicken, um die Ausfuhr der Lebensmittel zu erzwingen, denn Wahrsager hatten ihm prophezeit, ohne Schwertstreich werde sich Afrika ergeben. Auch fand er es unwürdig, einem „Barbaren“ solche Unternehmung anzuvertrauen, während er doch einem andern „Barbaren“ den Purpur verdankte und von demselben Italien für sich erobern ließ. Zwei schwache und ungenügende Expeditionen gegen Afrika wurden von Heraclian vernichtet. Da wurde Alarich der Unfähigkeit seines Schützlings überdrüssig. Er berief ihn nach Rimini, von wo aus er die Belagerung von Ravenna leitete, hieß ihn Purpur und Diadem ablegen, was Attalus unweigerlich im Februar 410 that, schickte Beides an Honorius und knüpfte mit diesem die früheren Unterhandlungen wieder an. Da Honorius ihm Geißeln verweigerte, hatte Alarich selbst sich ein Unterpfand genommen. Er hatte die Schwester des Kaisers, Galla Placidia, das jüngste Kind des großen Theodosius, die unter dem Schutz ihrer Tante, Serena, in Rom gelebt hatte, nach deren Tod an sein Hoflager entboten. Dort wurde sie mit königlichen Ehren umgeben, die der hochgesinnte Gothenkönig geziemend für die im Purpur geborene Kaisertochter, die Augusta, fand, und mit der tiefen Ehrfurcht behandelt, welche die Gothen — „die keuschen Barbaren,“ wie der Geschichtschreiber Salvian die nordischen Völker nennt — vor dem weiblichen Geschlecht hatten. Mitten in den Unterhandlungen ließ Honorius plötzlich einen Ausfall auf Alarich's sorgloses Heer machen. Empört brach Alarich auf und ging nach Ostia zurück, das in seinem Besitz geblieben war. In Rom wüthete die Hungersnoth. Es wurde wirklich Menschenfleisch verzehrt und es ist nicht zu begreifen, aus welchem Grunde man ihm die Thore schloß, da man sich ja bereits im vorigen Jahr vor seiner Macht gebeugt hatte. Alarich ließ

öffentlich bekannt machen, daß Jedermann in den Kirchen, namentlich in den zwei großen, allbekannten, von St. Peter und von St. Paul ſichere Freiſtatt finden und daß Menſchenleben geſchont werden ſollten. Die Habe wurde aber der Plünderung Preis gegeben mit ausdrücklichem Befehl an das Heer, kein Blut zu vergießen.

Namenloſes Entſetzen bemächtigte ſich der Einwohner. An Flucht war nicht zu denken, außer in die Kirchen. Viele wollten nicht Haus und Heerd verlaſſen und lieber ihr Schickſal unter dem eigenen Dach, umgeben von den Ihrigen, erwarten. Am 24. Auguſt 410 zog Alarich Nachts in die Stadt ein.

Trotz Alarich's Befehle kamen alle Schreckniſſe der Plünderung über die Stadt: Häuſer gingen in Flammen auf, Menſchen kamen um's Leben. Andere wurden gefoltert, um ſie zu zwingen, Schätze herauszugeben, die ſie entweder verborgen hatten oder gar nicht beſaßen. Der Haß kam dazu, den die Gothen, wie überhaupt die nordiſchen Völker, gegen die Römer hegten und endlich ein heißes Rachegefühl für vielfache Treuloſigkeit. Noch jüngſt hatten die römiſchen Legionen nach Stilicho's Tod, der ſelbſt ein Vandale und den fremden Hülfsvölkern im Heer wohlgeneigt war, die Weiber und Kinder dieſer im kaiſerlichen Lager ſtehenden Fremden ermordet. Dieſen Fremden waren aber längſt — und zum Theil ſchon ihren Vätern — Wohnplätze in Italien angewieſen und tapfer hatten ſie dem Kaiſer gedient. Nun brachen ſie zürnend auf und gingen mit Wuth und Groll im Herzen, dreißigtauſend an der Zahl, zu Alarich über. Sie zogen mit ihm in Rom ein und es iſt nicht zu bezweifeln, daß Feuer und Schwert in der ewigen Stadt gewüthet haben. So groß aber auch die Verheerung war, wurde ſie durch das Gerücht verhundertfacht. Auguſtinus in Afrika und Hieronymus in Paläſtina glaubten Beide nach der erſten Schreckensnachricht mit allem Volk, daß Rom gänzlich zerſtört und faſt die ganze Bevölkerung ermordet ſei. Wie ein Donnerſchlag erſchütterte dies Ereigniß das

römische Weltreich. Da war kein Haupt, das sich nicht vor diesem Verhängniß gebeugt hätte! die Heiden grollend, im Hinblick auf den Sturz der Götter und auf die Grösse der Vergangenheit, die freilich längst nicht mehr das war, was sie hätte sein sollen: die Seele der Gegenwart. Die Christen aber beugten ihr Haupt zagend und beklommen, eingedenk daß der Herr seine Zuchtruthe über die Menschen kommen läßt, um sie strafend zu heilen; daß große Sühne für großes Verschulden eintreten müsse, und daß jeder Einzelne sein Sandkorn oder seinen Steinblock von Schuld herbeigetragen habe, um eine solche Heimsuchung auf die Welt herabzuziehen.

Später, als man sich in Rom von dem ersten Entsetzen erholt hatte und gemäßigtere Berichte in die Provinzen schickte, schreibt Augustinus, Rom habe jetzt geringere Drangsale ausgestanden, als in alter Zeit durch die Gallier und durch die furchtbaren Bürgerkriege zwischen Marius und Sylla. „Das Unglück der Verwüstung, der Plünderung, „der Feuersbrunst und all' des blutigen Wehes widerfuhr „der Stadt nach althergebrachtem Kriegsbrauch. Neu aber „war es, daß die sonst so wilden Barbaren solche Schonung „übten, um die größten Kirchen zu schützenden Freistätten „zu bestimmen und viele Zaghafte selbst mitleidig dahin „führten."

Sehr merkwürdig ist es allerdings, daß die Furcht Gottes der Befriedigung ihrer Habsucht, Grausamkeit und Rache, mitten im aufgeregten Rausch dieser Leidenschaften, Schranken setzte.

Man hatte das kostbare Altargeräth aus der Basilica von St. Peter in das weitentfernte Haus einer gottgeweihten Jungfrau gebracht, in der Hoffnung, daß man bei ihr keine Schätze suchen werde. Dennoch erschien ein junger gothischer Krieger und verlangte das Gold und Silber, das sie etwa in ihrem Hause habe. Sie verleugnete durchaus nicht diese Kostbarkeiten, öffnete dem Gothen das Gemach, wo sie aufbewahrt wurden und sagte: „Ich kann nicht lügen,

aber ich kann auch nicht diese Sachen gegen Gewalt vertheidigen. Du siehst, daß hier Gold und Silber in Menge ist. Jedoch gehört es nicht mir, sondern dem hl. Apostel Petrus. Also nimm es — wenn du darfst." Schweigend staunte der Gothe diese glänzenden Herrlichkeiten an; dann eilte er zu Alarich und meldete den Vorfall. Dieser befahl, daß die fromme Jungfrau sammt dem Kirchenschatz, sowie alle Christen, die sich ihr anschließen wollten, unter dem bewaffneten Geleit gothischer Krieger sicher nach der Basilica von St. Peter geführt werde. So bildete sich denn ein friedlicher, ja andächtiger Zug zwischen dem wildwogenden Getümmel auf Straßen und Plätzen: Männer, die auf dem Haupt die goldenen und silbernen Gefäße trugen; ein Häuflein Christen — und rings umher mit blankem Schwert die gothische Schutzwache. Römer und Gothen sangen Hymnen, und dazwischen ertönten von Zeit zu Zeit friedliche Drommeten, wodurch die Gothen die versteckten und geängstigten Einwohner aufforderten, sich dem Zuge anzuschließen. Das thaten Heiden und Christen. Je mehr ihre Zahl anwuchs, desto mehr traten Gothen ihnen schützend zur Seite; und da der Weg sehr lang war, so wurde allmälig aus dem kleinen Häuflein eine große Schaar von Geretteten, bis endlich Sieger und Besiegte friedlich St. Peters Freistatt erreichten.

Die hochbejahrte heilige Wittwe Marcella, deren Haus auf dem Aventin eine so große christliche Berühmtheit hat, erlebte diese Schreckenstage. Sie hatte längst ihr großes Vermögen den Armen gegeben und lebte nun selbst mit ihrer Pflegetochter Principia als eine Arme Jesu Christi in dem stolzen Hause ihrer Väter. Plündernde Gothen dringen ein und verlangen stürmisch ihr Gold und ihre Kleinodien. Marcella versichert umsonst, daß sie keine Kostbarkeiten besitze, wie ihr geringes Kleid das zur Genüge verkünde. Allein die beutelustigen Soldaten hielten dies arme Kleid nur für eine Maske, mißhandelten die heilige Greisin und drohten Principia fortzuführen. Da warf sie sich den Sol-

baten zu Füßen und bat und weinte so flehentlich, daß die Barbaren sich plötzlich gerührt fühlten und mit Ehrfurcht die Greisin und die Jungfrau nach der Basilica des hl. Paulus geleiteten, die dem Aventin am nächsten liegt. Marcella war durch all' diese Schreckuisse so erschüttert, daß sie nach einigen Tagen aus der Zeitlichkeit schied.

War es um die Stadt zu schonen, war es um sein Heer nicht verwildern zu lassen, war es um im Sturmschritt auf andere Eroberungen auszugehen — genug, am dritten Tage zog Alarich wieder von Rom ab und nach Calabrien. Auf diesem Zuge wurde auch Nola überfallen und geplündert und Paulinus, der seit einigen Monaten daselbst Bischof war, mit seinen Mitbürgern gefangen genommen. Da betete der gottselige Mann: „O Herr, gib nicht zu, daß ich um des Goldes willen gemartert werde. Du weißt ja, wo meine Schätze sind." Sein ungeheures Vermögen hatte er längst — als er mit seiner Frau der Welt entsagte — den Armen gegeben, und sein Herz war bei Gott. Die Gothen thaten ihm kein Leid und gaben ihn frei. Dasselbe thaten sie auch für andere Personen in Nola, die in freiwilliger Entsagung der zeitlichen Güter lebten. Diesen rohen, aber für Tugend nicht unempfänglichen Seelen erschien das Gegentheil der Habsucht sehr verehrungswürdig. Und weiter nach Süden ging der Zug Alarich's. Reggio, an der Meerenge von Messina, ging in Flammen auf. Einige mit Beute schwer beladene Schiffe vernichtete der Sturm. Da schlug Alarich sein Lager in Cosenza auf — und da erkrankte und starb er plötzlich in dem nämlichen Jahr, das seinen Siegeszug gesehen hatte. Die Gothen beweinten mit tiefer Traurigkeit seinen Tod. Sie begruben ihren geliebten König mit seinem Streitroß und mit großen Schätzen in dem Bett eines Flusses, dessen Wasser sie zuvor abgeleitet hatten. Dann ließen sie dem Fluß wieder den alten Lauf; und damit nur die stillen Fluthen das Geheimniß dieses Grabes wüßten, erschlugen sie die unglücklichen Gefangenen, welche sie bei der Arbeit gebraucht hatten.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Römiſche Flüchtlinge in Afrika.

Schon vor der erſten Belagerung Roms hatte die Familie der großen Melania die ewige Stadt verlaſſen; aber nicht in feiger Flucht, ſondern großartig — wie das in dieſen Römerſeelen lag, wenn ſie im Bade des chriſtlichen Glaubens ihre alte Kraft wiedergewonnen hatten — und eine neue dazu.

Melania die jüngere, die den Namen und den Geiſt ihrer Großmutter geerbt hatte, war bei vierzehn Jahren gegen ihren Wunſch vermählt worden. Doch galt dieſe Abneigung nicht ihrem Gemahl Pinian, ſondern der Ehe überhaupt; ſie hätte ſich gern zu gottgeweihten Jungfrauen geſellt. Aber gehorſam, wie die Heiligen ſind, erfüllte ſie den Wunſch der Eltern und ward Pinian's liebende Gattin. Gott gab ihr zwei Kinder — und nahm ſie ihr wieder im zarteſten Alter, ſo daß ſie nach ſiebenjähriger Ehe kinderlos war. Dies ſtellte ſie oftmals dem Pinian vor und bemerkte dabei: Gott würde ihnen gewiß nicht die Kinder genommen haben, wenn es nicht ſeine Abſicht wäre, ſie von der Theilnahme und Beſchäftigung mit irdiſchen Dingen abzulöſen und ausſchließlich für himmliſche zu gewinnen. Pinian erkannte es. Sie lebten fortan als liebende Geſchwiſter mit einander. Dieſe Richtung lag nicht *in* der Zeit; denn da liegt das Uebernatürliche nie; ſondern *über* ihr. Ein himmliſcher Luftzug, der von Golgatha kam, reinigte die Atmoſphäre einer ſinnentrunkenen Welt und den wüſten Orgien des Heidenthums gegenüber erklärte und bewies das Chriſtenthum, daß es ein Glück, eine Freude, eine Liebe gebe, welche nicht an ſinnliche und irdiſche Bedingungen geknüpft iſt. Mit Paulinus von Nola, der, aus einer alten Senatorenfamilie ſtammend, bei fünfundzwanzig Jahren Conſul von Rom war, waren ſie längſt befreundet und hatten an ihm und ſeiner Frau, der edlen Spanierin Thereſia, ein herrliches Vorbild für das Leben, das nun für ſie begann.

Als die Großmutter Melania nach Rom kam und diese beiden jungen Menschen entschieden in ihrer Richtung sah, rieth sie ihnen, einen Theil ihrer Besitzungen zu Gunsten der Armen zu verkaufen, weil nichts das Herz so sehr von der Welt ablöst, als besitzlos sein aus Liebe zu Gott. Nicht bloß Pinian und Melania folgten dem Rath, sondern auch Albina, die Mutter der letzteren, die inzwischen Wittwe durch Publicola's Tod geworden war. Sie verkauften ihre liegenden Gründe in Gallien und Spanien zum Vortheil der Armen und gaben achttausend Landbauern, ihren Sklaven, die Freiheit. Dann verließen sie Rom, das unruhige, das betäubende, das üppige, — und lebten auf den Gütern, die sie in Campanien besaßen, um recht viel an dem Umgang mit Paulin von Nola und Theresia sich zu erfreuen. Zwei Jahre darauf gingen sie nach Sicilien. Albina begleitete sie; auch Rufinus, der langjährige Freund der großen Melania, der mit ihr zusammen die Secte der Macedonianer in Palästina so klug und so kräftig bekämpft hatte, daß sie dort erlosch; Rufinus, der ehemalige Freund des alten Hieronymus. Auf einem lieblichen Landgut am Meer, der Küste von Calabrien gegenüber, lebten sie für all' die großen Interessen der Kirche: für Ausbreitung des katholischen Glaubens, für Studium der heiligen Schriften und der Schriften der Kirchenlehrer, für Werke der Nächstenliebe und der Barmherzigkeit. Dort starb Rufin. Dort sahen sie die Flammen von Reggio aufsteigen und den Wiederschein der wilden Gluth sich spiegeln in den sanften blauen Wellen der Meerenge von Messina. Pinian's Vater war Präfect von Afrika gewesen und hatte seinem Sohn Grundbesitz in Numidien hinterlassen. In der Ungewißheit, ob sich nicht der Gothenkönig mit seinem Heer auf das reiche Sicilien werfen würde, dessen paradiesische Gefilde ganz geeignet waren, die Söhne des Nordens anzulocken, verließ Pinian mit Melania und Albina die herrliche Insel und ging mit ihnen nach Numidien. Sie waren befreundet mit Alypius, dem Bischof von Tagaste, der mehrmals in

Rom geweſen war; deshalb nahmen ſie in Tagaſte ihren Aufenthalt. Die kleine Stadt war ungemein erbaut und erfreut durch die Anweſenheit dieſer erlauchten Römer, durch ihre ernſte Lebensweiſe, ihre Andacht, ihre Mildthätigkeit und ihre glänzende Großmuth gegen die Kirche und deren Anſtalten. Nicht bloß koſtbaren Altarſchmuck, ſondern auch Ländereien ſchenkten ſie ihr und es hieß, ſie würden zwei Klöſter ſtiften, für Mönche das eine und das andere für gottgeweihte Jungfrauen. In wenig Monaten hatten ſie die Liebe und Verehrung von Tagaſte gewonnen.

Gern wäre Auguſtinus nach Tagaſte gereiſt, um ſeiner Vaterſtadt zu dieſen Fremden Glück zu wünſchen und die Freunde ſeiner Freunde, Alypius und Paulin von Nola, kennen zu lernen; aber theils erlaubte ihm die Einwohnerſchaft von Hippo die Reiſe nicht, weil er ſo eben ein Paar Monate wegen wichtiger Kirchenangelegenheiten in Carthago geweſen war und weil ſie ihn immer, eiferſüchtig auf dieſen koſtbaren Schatz, bei ſich haben wollte; und theils geſtattete der Winter, d. h. die Regenzeit, ſeiner ſchwachen Geſundheit die Reiſe nicht. Er lud ſie alſo ein, ihn mit ihrem Beſuch zu erfreuen und zu Anfang des Jahres 411 reiſten Pinian und Melania, von Alypius begleitet, nach Hippo.

Dieſer Beſuch wurde in ſehr unangenehmer Weiſe geſtört. Pinian und Melania ſetzten auch in Hippo ihre erbauliche Lebensweiſe fort und gaben auch an Auguſtinus eine bedeutende Summe Geld theils für die Klöſter, theils für die Armen. Die Vereinigung von ſo großem Reichthum und ſo großer Demuth zog alle Augen auf das Ehepaar, und da Einige ſich erinnerten, daß Pinian's Vater Präfect von Afrika geweſen war, ſteigerte ſich das Intereſſe der Einwohner von Hippo für ihn. Trotz aller Demuth bemerkte es Pinian und da ihm die Sitte — oder Unſitte — der Zeit nicht unbekannt war, ſo begann er zu fürchten, das Volk von Hippo könne ihn wohl gar zum Prieſter begehren, wie es einſt Auguſtinus und wie das Volk von Barcelona den Paulin von Nola begehrt hatte. Da er

nicht den mindesten Beruf zum Priester in sich verspürte, besprach er diese Sache mit Augustinus und erhielt von diesem die Zusage, niemals die heiligen Weihen an Pinian gegen dessen Willen zu ertheilen. Wirklich trat das ein, was Pinian fürchtete. An einem Tage, da sie Alle mit einer großen Volksmenge nach dem Gottesdienst in der Basilica des Friedens waren, brach auf einmal in dieser Menge der Ruf aus, Pinian solle ihr Priester werden. Augustinus verließ seinen bischöflichen Sitz, ging bis zu den Stufen vor, die in's Schiff der Kirche hinabführten und erklärte, er habe sein Wort gegeben, Pinian nie ohne dessen freie Zustimmung zu weihen und er werde lieber sein bischöfliches Amt niederlegen, als dulden, daß man seinem Gast und Freunde Gewalt anthue. Anstatt sich zu beruhigen, wiederholte das Volk nach kurzem Besinnen noch viel ungestümer den Ruf, mit dem Beisatz, es könne ja ein anderer Bischof den Pinian weihen; denn Alypius war auch zugegen. Augustinus erwiederte, nimmer werde er das in seiner bischöflichen Cathedralkirche gestatten. Das Volk wurde immer lauter, immer unruhiger, murrte und schrie durcheinander. Augustinus sah, daß es in diesem Augenblick nicht zu beschwichtigen sei und nahm wieder seinen Sitz ein, in der Hoffnung, daß sich die Menge nach einiger Zeit von der Erfolglosigkeit ihres Geschreies überzeugen und dann verlaufen werde. Statt dessen begann sie gegen Alypius Schmähungen auszustoßen: er wolle Pinian und dessen reiche Almosen und Geschenke in Tagaste behalten. Das Getümmel wuchs auf der einen, die Verlegenheit auf der andern Seite. Da ließ Pinian, der mit Melania dem Bischofssitz gegenüber seinen Platz hatte, durch einen Diakon an Augustin sagen, er würde auf der Stelle Hippo verlassen, wenn man ihn mit Gewalt weihe; hingegen sei er bereit, eidlich zu versprechen, in der Stadt zu bleiben, sobald man ihm die Weihen nicht aufzwinge. Während das Volk immerfort lärmte und tobte, besprach sich Augustin mit Pinian und versuchte auch Alypius in die Berathung zu ziehen. Doch dieser lehnte

jede Betheiligung ab, da er durchaus keine Verantwortlichkeit für eine so ungehörige Sache übernehmen wollte. Melania war gekränkt und meinte, es sei diesem Volk mehr um einen Almosenspender, als um einen Priester zu thun. Doch Pinian beharrte bei seinem Anerbieten. Augustinus bewirkte endlich einige Ruhe und verkündete Pinian's Vorschlag. Doch keineswegs war das Volk damit zufrieden. Es begehrte Pinian's eidliches Versprechen, sich für keine andere Kirche als für die von Hippo je weihen zu lassen; und da Pinian gern hiezu bereit war, verlangte es auf der Stelle diesen Eid. Er wurde nach einiger Berathung aufgeschrieben; ein Diakon verlas ihn mit lauter Stimme; dann nahte sich Pinian, von Augustinus geleitet, dem Volk und sagte: er verbinde sich eidlich, das vom Diakon vorgelesene Versprechen zu erfüllen. Das Volk antwortete: Gott sei gelobt! — und Alle gingen auseinander.

Pinian war froh, seiner Besorgniß enthoben zu sein. Ob er in Hippo oder in Tagaste seinen Wohnsitz nahm, war ihm gleichgültig, sobald ihm die gezwungene Priesterweihe nur nicht drohte. Anders dachte Albina. Höchst ungehalten über diesen Vorfall, der ihr falsch berichtet wurde, schrieb sie äußerst empfindlich an Augustinus und beklagte sich, daß schmähliche Habsucht das Volk von Hippo zu diesem Auftritt verleitet und daß er, der Bischof, jenen Eid, der ihre Kinder an Hippo banne, von Pinian verlangt habe. Dieser erzwungene Eid scheine ihr nicht bindend zu sein.

Mit der größten Gelassenheit und Demuth suchte Augustinus Albina zu beruhigen, indem er zugleich das Volk von Hippo zu vertheidigen sucht und die Gültigkeit des Eides aufrecht hält. „Nicht Pinian's Reichthum, sondern „seine Verachtung des Reichthums hat das Volk für ihn „eingenommen. Es hat sich vor Jahren eben so sehr über „einen Priester (Augustinus) gefreut, der, als er den „Dienst Gottes antrat, sein kleines väterliches Erbe den „Armen von Tagaste überließ. Die Armuth Jesu Christi „ist immer liebenswürdig, besonders dann, wenn sie mit

„außerordentlich großem Reichthum gepaart ist, wie bei „Pinian. Ueberdas hat das Volk ja auch gar keinen Vor„theil von den Geschenken, die Pinian etwa an Kirchen und „Klöster machen würde; höchstens könnten die Armen, die „Dürftigen auf Unterstützung hoffen, und ist dies wohl „Habsucht zu nennen? — — Pinian's Eid ist allerdings „in meiner Gegenwart geleistet worden, ohne jedoch daß ich „dazu aufgefordert oder gerathen hätte. Aber ein Zweifel „an dessen Verbindlichkeit ist nicht erlaubt. Hat der Christ „sich eidlich verpflichtet, etwas zu thun, was nicht gegen „Gottes Gebot ist, so muß er den Eid halten, nicht bloß „nach dem Buchstaben, sondern auch nach dem Sinn. — — „Die Gläubigen von Hippo wollen Pinian nicht als ihren „Sklaven halten. Er kann gehen und kommen, wenn er „nur unter ihnen seinen Wohnsitz nimmt. Es liegt hier „also kein Bann auf ihm. Sollte er aber je zum Priester „sich weihen lassen wollen: so würdest du sicher nicht finden, „daß er in den Bann gethan sei."

Auch Alypius war verletzt über die Beleidigung, die ihm so ganz öffentlich zugefügt war und sprach sich von Tagaste darüber aus, so daß Augustinus durch den unbescheidenen Eifer des Volkes, welches die Freiheit seiner Gäste so sehr beeinträchtigte, manches Bittere zu leiden hatte. Sanft und klug wußte er nach allen Seiten hin zu schlichten und zu beruhigen, so daß nach einiger Zeit die Einwohnerschaft von Hippo den Pinian seines Eides entband und dieser mit Melania nach Tagaste zurückkehrte, wo nun die beiden Klostergründungen ausgeführt wurden. Sieben Jahre später ging Pinian mit Melania und Albina nach Palästina. In Jerusalem beschlossen sie ihr Leben, das so glänzend begonnen hatte, in Armuth und Einsamkeit. Der Geist der großen Melania ruhte — was nicht immer der Fall ist! — in Fülle auf ihren Nachkommen.

Carthago war der Sammelplatz der römischen Flüchtlinge. Dort landeten sie nach der beschwerlichen Meerfahrt, fanden aber nicht selten statt der gastlichen Aufnahme, die dem Fremdling, dem Unglücklichen gebührt, unerwartete

Drangsale durch den Statthalter Heraclian. Afrika seufzte unter der Habsucht und Gewaltthätigkeit dieses Mannes, der vor keinem Frevel zurückwich, wenn es galt, seine Geldgier zu befriedigen. Dies mußten auch die Flüchtlinge empfinden. Das weibliche Geschlecht war unter ihnen am zahlreichsten vertreten — und am hülflosesten. Da sich immer sehr viele Handelsreisende, besonders syrische Kaufleute, in Carthago aufhielten: so lieferte ihnen Heraclian für Geld die Römerinnen aus, indem er gegen diese den Vorwand brauchte, sie würden nur unter dem Schutz braver Ehemänner für die Zukunft gesichert sein. Diejenigen, welche Vermögen und keine Lust zu solchen Ehen hatten, mußten sich mit ihm durch Geld abfinden.

Während noch Rom von den Gothen verheert wurde, versammelte die edle Wittwe Anicia Proba Falconia all' ihre Hausgenossinnen und diejenigen Frauen und Jungfrauen, mit denen sie befreundet war, verließ mit ihnen die Stadt, nahm ein Schiff in Ostia und fuhr nach Carthago hinüber, um dort abzuwarten, was ferner Roms und Italiens Geschick unter dem Gothen sein werde. Sie war aus dem alten großen Geschlecht der Anicier und Wittwe des Consuls Petronius Probus. Im Ehe- und Wittwenstande war sie ein Vorbild der Vollkommenheit für Roms christliche Frauen und manche Wittwe ließ sich von ihr rathen, belehren und anleiten in der Ausübung schwerer Pflichten. Sie war voll Geist und Adel der Gesinnung; dabei ernst gebildet und Dichterin. Ein Gedicht über die Schöpfung und über die Menschwerdung des Herrn wird der Proba — vielleicht apocryph — zugeschrieben. Sie hatte drei Söhne und alle drei gelangten zu der hohen Würde des Consulats. Consul von Rom zu sein, war — im Hinblick auf die großen Tage der Republik — eine solche Ehre, daß selbst die Kaiser nicht darauf verzichteten, diesen Titel zu führen. Alljährlich wurden zwei neue Consuln gewählt und obschon ihre Würde so kurze Zeit dauerte, war sie doch mit außerordentlich großen Kosten verbunden wegen der Spiele im Circus und im

Amphitheater, welche bei jedem Antritt eines Consulates von dem neuen Consul dem Volk zu geben waren. Im Circus fanden die Wagen-Wettrennen statt, im Amphitheater, die Thierkämpfe. Denn nachdem die Gladiatorenkämpfe und die Kämpfe der Verbrecher — zu denen die Christen, die Martyrer, gezählt wurden — mit wilden Bestien unter den christlichen Kaisern nicht mehr geduldet waren, begehrte die krankhaft verwilderte Schaulust des Volkes fort und fort blutige Spiele, und Löwen und Tiger, Panther und Leoparden, Bären und Wölfe mußten sich untereinander zerfleischen. Die spanischen Stierkämpfe sind die letzten Ausläufer der römischen Spiele des Amphitheaters. Es war aber außerordentlich kostspielig, diese Bestien zu Hunderten, zu Tausenden in den Wüsten Afrika's, in den Schluchten des Atlas, auf den Eisfeldern der Alpen, in den Höhlen der Pyrenäen fangen zu lassen, nach Rom zu schaffen, dort zu ernähren. Proba Falconia, damals schon Wittwe, trug dreimal diese Kosten, im Jahr 395 für ihre beiden älteren Söhne, Probus und Olybrius; und im Jahr 406 für den jüngsten, Probinus. Sie that es, ohne im mindesten ihre colossalen Almosen zu beschränken, welche sie der ganzen christlichen Welt, wo immer es Noth that, zukommen ließ. Und es that überall Noth, theils weil Gotteshäuser, Priester und Klöster Bedürfnisse des mehr und mehr sich ausbreitenden Christenthums waren, theils weil die Einfälle der barbarischen Völker und die blinde Wuth der Sectirer nicht nur immer wieder das zerstörte, was aufgebaut war, sondern auch ganze Städte, Land- und Völkerschaften in bittere Armuth versetzte. Alle Einkünfte ihrer asiatischen Besitzungen hatte Proba Falconia den morgenländischen Bischöfen für die Bedürfnisse ihrer Kirchen zugewiesen.

Dies schöne, große Leben war in jeder Weise opferreich. Außer ihren Gemahl beweinte sie noch den Tod ihrer Söhne Probus und Olybrius, und kaum war sie in Carthago angelangt, als ihr auch die Todesnachricht von Probinus zukam. So war sie denn in ihrem Alter auf der Flucht

und in der Fremde, aber immer hochherzig und ungebeugt. Den ſtarken Seelen ſchickt Gott mit beſonderer Liebe Kreuz über Kreuz, denn er weiß, daß es ſie fördert auf dem Wege der Vollkommenheit, den ſie fliegenden Schrittes zurücklegen. Den ſchwachen Seelen, die mühſam und ſchwankend ihren kleinen Trab gehen, ſchickt er ſie nicht, weil er weiß, daß die Art, wie ſie es tragen würden, ihrer Tugend nicht förderlich wäre, vielleicht zu Rückſchritten ſie veranlaßte, und daß Glaube und Liebe nur klein in ihnen ſind. Deshalb ſieht man nicht ſelten die beſten und edelſten Menſchen vielfach von Leiden heimgeſucht, und die gewöhnlichen in der Prosperität.

Nur zwei Perſonen ihrer Familie begleiteten Proba Falconia: ihre Schwiegertochter Juliane, Wittwe des Olybrius, und deren Tochter Demetriade, ein junges Mädchen in der erſten Blüthe des Lebens. Juliane ſtand an Herz und Geiſt auf derſelben Stufe wie ihre Schwiegermutter. Nach dem frühen Tode ihres Gemahls legte ſie das Gelübde ewiger Keuſchheit ab und lebte ganz für ihre Kinder, denen ſie eine vortreffliche Erziehung gab, und für die Intereſſen der Kirche. Denn das gehörte in den Kreis der engſten chriſtlichen Pflichten: lebendige, thätige, warme Theilnahme für Alles, was die Kirche betraf; ihre Ausbreitung, ihr Gedeihen, ihre Kämpfe, ihre Leiden, ihre Schickſale, ihre Bedürfniſſe, ihre Erfolge — alle und jede Lebensäußerung des myſtiſchen Leibes Chriſti wurde von dieſen lebendigen Gliedern dieſes Leibes, welche ſich warm durchſtrömt von dem göttlichen Blut Jeſu mit allen ſeinen Gnaden fühlten, auf's Innigſte nachempfunden. Jedes Ereigniß, mochte es ſüß, mochte es ſchmerzlich ſein, fand im weiteſten Umfang Widerhall und all' den traurigen Secten gegenüber, deren es nach Auguſtin's Aufzählung damals, nach vierhundertjährigem Beſtehen des Chriſtenthums, ſchon achtundachtzig gab, waren die Chriſten immer noch, wie in den Tagen des Apoſtels, ein Herz und eine Seele, in einem Glauben und in einer Liebe. Ob Juliane ihre Söhne verlor, hat die Geſchichte nicht aufbewahrt; ſie kennt nur Demetriade.

Gleich bei ihrer Ankunft in Carthago wußte Heraclian Proba Falconia zu brandschatzen, indem er einige der Jungfrauen ihres Gefolges für seine Schützlinge zur Ehe begehrte. Die jungen Römerinnen waren aber durchaus nicht geneigt, sich in der Fremde und auf der Flucht und während so trauriger Zeitläufte zu verehelichen, und da Proba sie in Schutz und Obhut genommen hatte, war sie genöthigt, dem Heraclian eine sehr bedeutende Summe Geldes zu erlegen, um die jungen Mädchen von den widerwärtigen Bewerbungen zu befreien. Dann richtete sie sich für einen längeren Aufenthalt ein und zwar mit all' dem Luxus, der damals in den vornehmen und reichen Familien üblich war.

Proba und Juliane begrüßten Beide schriftlich den großen Bischof von Hippo und baten ihn um einige Worte der Ermunterung in der Trübsal, und da er sah, daß diese Frauen zu jenen Reichen gehörten, welche — wie die heilige Schrift sagt — die Glücksgüter besaßen, als ob sie nicht sie besäßen, so richtete er an Proba eine kleine Schrift über das Gebet und an Juliane über die Heiligkeit des Wittwenstandes. Liebreich ermuntert er Proba, nicht stehen zu bleiben auf der Stufe der Tugend, welche sie bereits erreicht habe, sondern mehr und immer mehr vorwärts zu gehen, aufwärts zu streben, z. B. nicht damit sich zu begnügen, daß sie den größten Theil ihrer Einkünfte zu Almosen verwende, lieber einige ihrer Besitzungen zum Besten der Armen zu verkaufen, um in der That besitzlos, hablos, zu werden. Als Augustinus im folgenden Jahr nach Carthago kam, lernte er diese Frauen persönlich kennen und entflammte die Funken der heiligen Liebe, die er in ihre Seelen geworfen hatte, nur noch mehr durch seinen mündlichen Zuspruch. Von entscheidendem Einfluß war er namentlich für Demetriade.

Mit zärtlicher Sorgfalt erzogen und nach dem Beispiel ihrer Mutter und Großmutter gebildet, war Demetriade in einem ganz christlichen Hause herangewachsen, welches aber nicht einen fürstlichen Glanz ausschloß, der zugleich als Tradition gehegt wurde und auf jenen immensen Reich-

thümern beruhte, die nur da zu ermöglichen ſind, wo das Sklaventhum beſteht, das für den Herrn wenig koſtſpielig iſt. Demetriadens Seele blieb aber unberührt von der Verweichlichung ihres äußern Lebens. Während Juliane und Proba nur das zarte Kind in ihr ſahen, nur ſich bemühten, ihr das Leben leicht zu machen, gingen ernſte hohe Gedanken ganz leiſe durch ihren Sinn. Unter den zahlreichen Flüchtlingen befand ſich eine befreundete römiſche Familie und deren Sohn ſchien den beiden Müttern ein paſſender Gemahl für Demetriade zu ſein. Proba wünſchte ganz beſonders dieſes Bündniß, das, im Fall ihres Todes, nicht bloß ihrer Enkelin, ſondern auch ihrer Schwiegertochter Schutz verhieß. Inzwiſchen hatte Auguſtinus einmal in Proba's Hauſe einen Vortrag über die Jungfräulichkeit und über das Glück der reinen und ächten Bräute Chriſti gehalten. Das gab Demetriadens Gedanken eine beſtimmte Richtung, ihrem Verlangen ein beſtimmtes Ziel; aber die beiden Mütter ahnten nicht, was in dem jungen Mädchen vorging, hielten ſie auch weder für reif genug, noch für fähig, einen ſo hochherzigen Entſchluß zu faſſen und durchzuführen, und ſchloſſen die Eheangelegenheit ſo ſicher ab, daß man ſchon an Demetriadens Ausſtattung arbeitete. Demetriade lebte in der größten Beängſtigung. Widerwille gegen die Ehe; Beklommenheit, ob ſie des himmliſchen Bräutigams würdig ſei; Furcht, die Mutter und Großmutter zu betrüben; Verzagtheit vor ihrem eigenen großen Opfer — das Alles flog im Wechſel und im Kampf durch ihre Seele. Sie hatte ſchon ganz heimlich einige Abtödtungen angefangen, welche nur zwei ihrer vertrauteſten Dienerinnen kannten: ſie trug einen Bußgürtel unter ihren prächtigen Gewändern und ſtatt auf ihrem bequemen Lager zu ſchlafen, deſſen Polſter mit der feinſten Leinwand und den weichſten Decken belegt waren, nahm ſie auf einer rauhen Matte, am Fußboden ausgebreitet, ihre nächtliche Ruhe. Und auch dieſe Ruhe unterbrach ſie durch heißes Gebet um Kraft und Entſchloſſenheit. Je näher der Vermählungstag kam, deſto

mehr wuchs ihre Unruhe. Aus der Liebe und Freude, womit die Mütter alle Vorbereitungen machten, zog sie den Schluß, daß Beide Demetriaden's Glück im Ehestande für vollkommen gesichert hielten. Durfte sie widersprechen? War sie nicht in einer furchtbaren Täuschung über sich selbst befangen? — Da warf sie sich schwimmend in Thränen in einer Nacht auf die Knie und im Geist die Füße ihres Heilands umklammernd, flehte sie ihn um die Gnade an, ihren Vorsatz auszuführen.„ O unwürdige Feigheit!" rief sie klagend aus; „ich fürchte den Blick meiner Mutter .... und eine Agnes und eine Eulalia haben nicht das Martertum gefürchtet um ihren himmlischen Bräutigam vor der ganzen heidnischen Welt zu bekennen. Wie? ich!.... ich, kaum aus Rom gerettet, ich sollte daran denken, in der Fremde und auf der Flucht einem Flüchtling mich zu vermählen, während mein Herr und mein Gott zu seiner Braut mich begehrt?.. Nein! die vollkommene Liebe schließt alle Furcht aus! ich werde morgen mich erklären."

Da erhob sie sich von den Knien und begann all' ihre Kostbarkeiten zu ordnen. Ihr Halsgeschmeide, ihre Ohrgehänge, ihre Ringe und Armbänder und Spangen — Alles verziert mit Diamanten von erlesener Schönheit und unermeßlichem Werth; ihre orientalischen Perlen, ihre kostbaren Wohlgerüche, Essenzen und Salben; dann ihre Gewänder, ihre reichen Stoffe — Alles legte sie sorgsam in Schmuckkästchen und in Truhen zusammen, um es nie wieder anzurühren. Dann bekleidete sie sich mit dem geringsten Gewande einer ihrer Dienerinnen, und als der Morgen kam, eilte sie in diesem bescheidenen Anzug zu ihrer Großmutter und fiel ihr schweigend und weinend zu Füßen. Proba Falconia wußte nicht welche Deutung sie diesem Kleide, diesen Thränen, dieser demüthigen, rührenden Erscheinung geben solle. Sie liebkoste tröstend ihre Enkelin und ließ Juliane zu sich bescheiden. Als Demetriade ihre beiden Mütter liebreich und bewegt vor sich sah, ging ihr das Herz auf — und immer auf den Knieen und immer in

Thränen sprach sie ihren Wunsch aus, statt die irdische Vermählung zu feiern, eine Braut Christi zu werden. Wenig hatte sie die Mütter gekannt, wenn sie von ihnen Widerspruch fürchtete! Beide vernahmen mit unsäglicher Freude Demetriadens Entschluß; Beide priesen mit gerührtem Herzen eine so große und seltene Gnade Gottes; Beide frohlockten über den neuen, den himmlischen Glanz, den dies Ereigniß dem Hause der Anicier und der Probi verleihe; Beide fühlten sich getröstet in ihrem Exil, weil das Kind, ihr letztes, ihr einziges, keine irdische Heimath mehr, sondern nur die Gezelte des Herrn zu ihrer Wohnung begehrte. Namenloses Frohlocken erfüllte das ganze Haus und ging aus dem Hause auf die ganze christliche Welt über, in welcher Proba's Name so berühmt und so gesegnet war. Römische Damen, die von Carthago nach Jerusalem reisten, brachten dem Hieronymus die Kunde und aus der Grottenzelle des Einsiedlers von Bethlehem erschallte ein Glückwunsch — wohl etwas im orientalischen Styl gehalten — an diese glückselige Demetriade. „Welch' ein Muth!" schreibt er; „welche Seelenstärke bei einem so jungen Kinde. Gehegt wie ein Kleinod und aufgewachsen unter Kleinodien, gewöhnt an jede Verwöhnung, an die ausgesuchtesten Speisen, an die feinsten und köstlichsten Gewänder, an die Sorgfalt einer ganzen Schaar von Frauen und Dienern — verschmäht sie Alles, entsagt sie Allem und widmet sich jeder Art von Abtödtung. Dafür hat sie aber schon jetzt mehr von Jesus Christus erhalten, als sie ihm gegeben hat. Als Gattin eines sterblichen Mannes wäre sie in ihrer Stadt, höchstens in ihrem Lande genannt worden. Jetzt nennt die Kirche von Asien und Afrika lobend ihren Namen; Italien legt die Trauerkleider ab; Rom, das verwüstete, jubelt über den Ruhm, den es seiner edelsten Tochter verdankt, und die Freude der Römer ist so groß, als ob das Heer der Gothen vernichtet sei."

Die Uebertreibung des Ausdrucks bei Seite gelassen, ist dieses Schreiben ein Zeugniß, wie seelenvoll das Lebens-

und Liebesband der Chriſten unter einander war. Alle großen Männer der Zeit, ſogar die Nachfolger des Petrus, Innocenz I. und Leo I. ſprachen ihre Freude über Demetriade aus; ja, der Häreſiarch Pelagius, der um dieſe Zeit anfing, die katholiſche Lehre von der Gnade zu verwerfen, erhob ſeine Stimme, um dieſe reinſte und lieblichſte Blüthe der Gnade in ſeiner gnadeloſen Weiſe zu feiern,

Auguſtinus erhielt die Nachricht von Demetriadens heiligem Entſchluß durch Briefe von Proba und Juliana, die ſeinen Ermahnungen und ſeinem Gebet den gnadenreichen Erfolg zuſchrieben. Sie ſchickten ihm für ſeine Armen eine reiche Gabe. „Es iſt ruhmvoller und ſicherer für die erlauchte Jungfrau Demetriade, dem ewigen Bräutigam ſich zu weihen," antwortete Auguſtinus, „als einen Gemahl unter Roms Conſularen zu wählen. Zwar iſt es ſüß für ein Weib, ihr Leben durch den Namen ihres Mannes verherrlicht zu ſehen. Doch ſüßer noch iſt ein Glück, das von irdiſcher Verherrlichung unabhängig iſt." Aus der Tiefe ſeines wunderzarten Gemüthes heraus beurtheilt er alles Glück, das irdiſche wie das himmliſche, und immer von der zarteſten Seite.

Dann ſprach er den Wunſch aus, daß einige der Jungfrauen aus Demetriadens Umgebung und einige ihrer Dienerinnen dem Beiſpiel der Herrin folgen möchten; er betrachte ſchon jetzt Julianens Haus wie ein gottgeweihtes. Sein Wunſch ging in Erfüllung. Demetriade empfing den geweihten Schleier der Jungfrauen aus den Händen des Erzbiſchofs Aurelius im Jahr 413 zu Carthago. Proba und Juliane gaben ihr die volle reiche Mitgift, die ſie ihr zur Vermählung zugedacht hatten und wetteiferten, um die junge Braut Chriſti in allen Tugenden ihres Standes zu beſtärken und zu vervollkommnen, und einige junge Mädchen ihres Gefolges widmeten ſich mit ihr der ewigen Jungfräulichkeit. Auf ſeinen Reiſen nach Carthago ſah Auguſtinus ſtets dieſe edlen Frauen, denen auch Alypius ein verehrter geiſtlicher Freund wurde. Beide Biſchöfe widmeten ihnen

die lebhafteste Theilnahme. Als die pelagianische Häresie sich ausbreitete und als sie erfuhren, daß Pelagius an Demetriade geschrieben habe, warnten Beide in einem gemeinschaftlichen Schreiben Juliane vor dem Gift dieser falschen Lehre und erkundigten sich dringend, ob etwas davon in der Zuschrift des Pelagius zu spüren sei. „Du „wirst uns nicht zürnen," sagen sie, „daß wir, die wir zum „Entschluß deiner frommen Tochter Einiges beigetragen „haben, nun auch auf's Innigste für ihr Seelenheil besorgt „sind und uns erlauben, sie vor den Feinden der katholischen „Lehre von der Gnade zu warnen." — Juliane dankt ehrfurchtsvoll für die Theilnahme der gottseligen Bischöfe und für die guten Rathschläge, und versichert, daß sie und ihr ganzes Haus den tiefsten Abscheu vor all' dem häretischen Gerede habe und daß noch nie irgend Jemand von den Ihrigen über den geringsten Punkt der katholischen Glaubenslehre in eine irrige Meinung gefallen sei. — Um das Jahr 415 war die Familie nach Rom zurückgekehrt, wo Proba Falconia bald darauf starb. Als Juliane ihr in's Grab folgte, blieb Demetriade allein, aber fest auf ihrem Pfade. Sie hat nie etwas anderes geliebt, als den göttlichen Bräutigam ihrer Seele und die ewige Wahrheit des Evangeliums. Keine Abtödtung war ihr zu schwer, kein Opfer zu groß, keine Tugendübung zu hoch. Sie nahm mit Freuden Alles an, was ihr zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit verhalf. In der heiligen Schrift las sie mit glühender Andacht und in der katholischen Glaubenslehre war sie bewandert und sicher genug, um Andere unterrichten und befestigen zu können. Ein Zeitgenosse sagt von ihr: Wie man ihren Vorfahren Tiger und Panther zu den Volksfesten schickte, so schickt man jetzt aus allen Gegenden und aus allen Familien — gleichsam Lämmer und Tauben — zarte Jungfrauen an Demetriade, damit sie denselben behülflich sei, durch Beispiel und Lehre die Krone der Jungfräulichkeit zu erringen und sie zu einem gottgefälligen Opfer heranzubilden. Für diese Genossenschaft, für

arme Kirchen, Prieſter und Klöſter, überhaupt für alle Dürftigen und Nothleidenden ſpendete Demetriade die Reichthümer ihres Hauſes. Sie erlebte noch die fürchterlichen Tage der Verwüſtung Roms durch Geiſerich, den Vandalenkönig; denn im Jahr 455 bewog der heilige Papſt Leo „die Dienerin Jeſu Chriſti", Demetriade eine Kirche des heiligen Stephanus auf einem Grundſtück zu erbauen, welches ſie drei Miglien von Rom beſaß. Und damit verſchwindet dieſer liebliche Stern und geht in der Nacht des Grabes unter, um auf den heitern Höhen der Ewigkeit wieder aufzugehen.

In den grünen Hügelwellen der römiſchen Campagna werden fort und fort neue Ausgrabungen gemacht. Da iſt auch das Grab der Calpurnier, das Grab der Anicier aufgefunden und freigelegt worden. Vielleicht hat Demetriade in dieſer letzten Ruheſtatt ihres Hauſes auch ihre letzte Ruhe gefunden. Das Geſchlecht ſtarb übrigens nicht mit ihr aus. Einer der größten Männer in der katholiſchen Kirche, Papſt Gregor der Große, war ein Anicier, und alle Tugenden ſeines Hauſes leuchten in ihm wie in einer Flammengarbe auf.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Entſcheidender Sieg über die Donatiſten.

Man erzählt, als ein Kämmerling, dem die Aufſicht des Hühnerhofes anvertraut war, ſchreckensbleich mit der Nachricht: „Rom iſt genommen!" vor Honorius erſchien, habe der Kaiſer verwundert ausgerufen: „Wie iſt das möglich? ſo eben hat ſie aus meiner Hand gefreſſen!" Der Kämmerling ſprach von der ewigen Stadt; der Kaiſer von einer Henne, die er wegen ihrer Schönheit und Größe Roma genannt hatte. Jetzt wurde er auch blaß vor Entſetzen, denn er ſah im Geiſt ſchon Alarich vor den Thoren von Ravenna. Aber Alarich, der Ravenna als eine ſichere Beute betrachten

mochte, ging voll unbekannter Pläne nach Calabrien. Neues Entsetzen für Honorius! Sollte Alarich einen Eroberungszug nach Afrika machen, so wurde nicht bloß dies reiche, herrliche Land mit der blühenden Welthandelstadt Carthago vom Reich abgerissen, sondern Italien, wo der Feldbau so gesunken war, daß es seine Bevölkerung nicht ernähren konnte, Italien mußte dann zu Grunde gehen durch eine permanente Hungersnoth, sobald der Eroberer die Ausfuhr der afrikanischen Lebensmittel nach den italischen Häfen sperrte. Dies hatte Heraclian gegen Attalus gethan; dies konnte Jeder thun, der in Afrika die Macht in Händen hatte. Ob dem Kaiser selbst die Einsicht kam, ob Andere ihm sie gaben, genug, es wurde ihm klar, daß die Donatisten unter diesen Verhältnissen ein höchst gefährliches Element in Afrika sein könnten, wenn sie etwa Alarich als ihren Befreier herbeiriefen und ihm Vorschub zur Eroberung des Landes leisteten. Alles Schlimme war von ihnen zu erwarten. Seit hundert Jahren richteten sie in Afrika's Kirche und bürgerlicher Gesellschaft Gräuel der Verwirrung und Verwüstung an. Gegen milde Nachsicht übten sie frevelhaften Uebermuth, gegen nothwendige Strenge brachen sie in furchtbare, blutige, grausame Rache aus. Auf Friede war mit ihnen nicht zu zählen, denn „die Gottlosen haben nicht Frieden." Sie wurden verzehrt von der innern Unruhe der Gottlosigkeit, die überhaupt eine Eigenthümlichkeit des Abfalls in Individuen und in Secten zu sein pflegt. Hundert Mal von Bischöfen und Concilien der Irrlehre überführt, wollten sie sich nicht bekehren. Hundert Mal von den bürgerlichen Gesetzen verurtheilt, wollten sie sich nicht unterwerfen. Die Gefahr für den Glauben fiel zusammen mit der Gefahr für das Reich. Ueberdas wünschte der besonnene und redliche Theil der donatistischen Bevölkerung, der nur durch die Zeloten eingeschüchtert und bethört in's Schlepptau genommen wurde, seit Jahren schon eine gründliche Entscheidung, einen für immer gültigen Urtheilsspruch über die wahre und die falsche Lehre. Wie glühend die

katholischen Bischöfe eine Zusammenkunft wünschten, aus welcher ein Glaubensfriede hervorginge, der die Glaubenseinheit ermögliche, hatten sie längst ausgesprochen.

Es erschien also im Oktober 410 ein Edict des Kaisers Honorius, des gütigen und glücklichen, des Siegers und Triumphatoren — wie die Titel lauten, während er vor Furcht zittert! — welches besagte, die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens, der wahren Religion, sei seine erste Sorge und das Ziel all' seiner Arbeit im Kriege und im Frieden. Da die donatistische Secte Afrika, einen so großen Theil seines Reiches, schände, wolle er, um nicht den Fluch der Nachwelt auf sich zu laden, dem Schisma ein Ende machen. Eine feierliche Versammlung solle die Wahrheit festsetzen. Wollen die donatistischen Bischöfe nicht erscheinen, so soll man ihnen ihre Kirchen entziehen und ihre Gemeinden mit den katholischen vereinigen. Den Tribun Marcellinus, seinen Geheimschreiber, einen klugen, geschäftskundigen, tadellosen, frommen Katholiken, ernannte er zu seinem Bevollmächtigten und schickte ihn nach Carthago.

Marcellinus stand schon in Briefwechsel mit Hieronymus und Augustin. Gründlich zu Hause in der katholischen Glaubenslehre, verlangte er immer mehr Licht der Erkenntniß, um sich immer mehr in der christlichen Vollkommenheit zu üben. In der Einladung, die er an sämmtliche Bischöfe Afrika's ergehen ließ, erklärt er im Namen der hochheiligen Mysterien der Dreifaltigkeit und der Menschwerdung, daß er sich bei diesem großen Kampf gewissenhaft an die Prüfung der Thatsachen halten werde.

Einer von Augustin's heißesten Wünschen sollte also in Erfüllung gehen. Was er so lange schon erstrebt und versucht hatte, mit einzelnen donatistischen Bischöfen durch ruhige Besprechung die Wahrheit herauszustellen, sollte nun im Großen und Ganzen unternommen werden. Alle katholischen Bischöfe theilten seine Gesinnung und die Hoffnungen, die er daran knüpfte und sprachen sich in einem gemeinsamen Schreiben an Marcellinus mit liebevoller Bereit-

willigkeit aus. Gelänge es den Donatiſten zu beweiſen, daß nur bei ihnen die wahre, aus der übrigen Welt verſchwundene Kirche zu finden ſei, ſo würden ſich die Katholiken ihnen unterwerfen. So lange dies aber nicht bewieſen ſei, hielten die Katholiken feſt an der Lehre, daß die katholiſche Kirche nicht durch die Sünden ihrer Mitglieder aufgelöſt werden könne, daß man ihr nicht die Fehler ihrer Hirten oder Gläubigen zur Laſt legen dürfe, und daß Cecilian — ſelbſt wenn er ſo ſchuldig geweſen wäre, als er längſt unſchuldig befunden ſei — das Beſtehen der katholiſchen Kirche nicht um ein Haar gefährde. Auch die Donatiſten erklärten, ſie würden ihre Sache gegen „die Söhne der Verräther" führen und ſich einſtellen.

Dieſe Secte iſt freilich ſeit mehr als vierzehn Jahrhunderten erloſchen und ſtände ihr Name nicht auf einem Blatt der Kirchengeſchichte, und hätte ſie nicht einen Auguſtinus zum Gegner gehabt, ſo wäre ſie ſpurlos verſchollen. Allein die Frage, um welche es ſich in jenem Streit handelte, war von der größten Wichtigkeit; denn wenn die donatiſtiſche Irrlehre, daß die wahre Kirche Chriſti keine ſündige Glieder haben könne, um ſich gegriffen hätte, ſo wäre die nächſte Folge eine zweite Irrlehre geweſen, nämlich die: da wir nun alle ſündige Menſchen ſind, ſo gibt es überhaupt keine Kirche Chriſti auf Erden. — Und damit wäre denn die Kirche zu einer „unſichtbaren" geworden und die lehrende, verſöhnende, heiligende Mutter der Menſchheit, die an Chriſti ſtatt ſichtbar an jedem Einzelnen ſein Werk fortſetzt und die für jeden Einzelnen als die „Stadt, die auf dem Berge liegt" ſichtbar iſt, hätte für einen Popanz gegolten. Freilich verwerfen Einzelne, oder einzelne Sekten im Proteſtantismus — denn heutzutage laſſen ſich die unſäglichen Schattirungen innerhalb des Proteſtantismus gar nicht beſtimmen, und ſo gut wie die Einen zum Sacrament der Buße und die Andern zur Verehrung der Mutter Gottes, mögen auch wohl die Dritten zur Lehre von der ſichtbaren Kirche zurückgreifen; — alſo: obſchon der Proteſtantismus prinzipiell das

katholische Dogma von der sichtbaren Kirche verworfen hat, als er von ihr abfiel, so hat dies auf den katholischen Gläubigen nicht den mindesten Einfluß, weil er weiß, daß die Protestanten irrende Brüder sind. Vor vierzehn Jahrhunderten aber, als die Kirche erst eben begann sich aus ihren organischen Grundzügen heraus zu gestalten, waren tausend Fragen, deren Beantwortung uns ganz geläufig ist, noch gar nicht aufgeworfen und traten erst allmählig zur Erörterung hervor. Nachdem das erste Bedürfniß der vernünftigen Seele befriedigt war, durch einen Glauben, der seinen Anfang und sein Ziel in göttlicher Offenbarung hat, mußte das zweite Bedürfniß befriedigt werden, durch vernunftmäßige Begründung dieses Glaubens. Vielleicht läßt die Ewige Weisheit all' die traurigen Irrlehren nur deshalb zu, um die wahre Lehre immer schärfer, einleuchtender, bestimmter hervortreten zu lassen — wie das Quellwasser sich abklärt, indem es über Gestein fließt. Daher in der alten Kirche die zahllosen Synoden und Conzilien um immer neue Fragen, die keineswegs stets in häretischer Form, sondern einfach als Ansicht, als Meinung auftraten, zu erörtern und zu entscheiden.

In der alten meerbeherrschenden Carthago, die einst ganz erfüllt von Dido's tragischem Schicksal und von dem nicht minder tragischen aber großartigeren der beiden numidischen Löwen Massinissa und Hannibal war — und die dann von ihrem eigenen Schicksal so furchtbar ereilt wurde, daß Scipio auf den rauchenden Schutthaufen ihrer Trümmer ihren Untergang beweinte — und die doch wieder aus der Zerstörung so reich und blühend, so glänzend und üppig sich erhob, daß sie mit ihren Hunderttausenden von Einwohnern, ihren Tempeln und Palästen, ihren Bädern und Theatern, ihrem Heiligthum der Göttin Cölestis, ein afrikanisches Rom war — in dies Carthago, wo inzwischen Tertullian und Lactantius schrieben, der heilige Cyprian lebte und starb, und wo die Tempel geschlossen und Kirchen und Klöster geöffnet waren, begaben sich im Mai 411 zweihundert sechs und achtzig katholische Bischöfe der Kirche in Afrika.

Einhundert sechzig waren durch Alter, Krankheit, unabweisliche Geschäfte verhindert; und sechszig Bischofssitze waren erledigt. So ausgebreitet war damals in Afrika das Christenthum! Die Bischöfe kamen mit ihrer Begleitung einfach und prunklos wie die Gewohnheiten ihres Lebens waren. Die donatistischen Bischöfe hingegen, zweihundert neun und siebzig an der Zahl, zogen an einem Tage feierlich mit möglichstem Gepränge ein, um dem Volk, das schaulustig zusammenströmte, eine hohe Meinung von ihrem Ansehen und ihrer Menge beizubringen.

Das katholische Volk mußte unterrichtet werden über den Zweck dieser Versammlung und belehrt, wie es sich bei einem so wichtigen Ereigniß zu verhalten habe. Der Erzbischof Aurelian beauftragte Augustinus mit diesem Geschäft, da Niemand geeigneter war, den Katholiken Liebe und Frieden an's Herz zu legen. Er that es in zwei Predigten und mahnte zur größten Schonung der reizbaren Donatisten. „Ihre Augen sind krank: Niemand zeige ihnen ein helles „Licht, das sie noch mehr entzünden würde. Niemand streite „mit ihnen um die Glaubenslehren zu vertheidigen: ein „Funke des Streites könnte zur heftigsten Feuersbrunst wer„den, und man muß nicht denen, welche eine solche Gelegen„heit suchen, sie anbieten. Wer Schmähungen hört, über„höre sie gelassen, dulde und schweige. Du sagst vielleicht: „wie kann ich schweigen, wenn man meinen Bischof verleum„det? — Doch! Schweige! Nicht zugeben sollst du, nur er„tragen, denn durch Nichteinmischung dienst du jetzt deinem „Bischof am meisten. Dem Schmähenden aber vergilt nicht „mit Schmähungen, sondern bete für ihn. Bekehren sich „die Donatisten, so ist das ihr wahrer Sieg; denn die Wahr„heit ist ja die eigentliche Besiegerin und sie überwindet ja „nur um die Liebe zur Herrschaft zu bringen. — Fragt ihr „mich nun, meine Brüder, was euch zu thun obliegt? so „antworte ich: Vielleicht das Wichtigste und Größte. Betet! „Betet für die Bischöfe, die für euch reden und kämpfen „werden. Kräftigt euer Gebet durch Fasten und Almosen;

„dies ſind die Flügel, die es zu Gott erheben. Arbeitet „ihr auf dieſe Weiſe für die Sache der Kirche, ſo leiſtet ihr „uns einen ebenſo großen Dienſt, als wir euch leiſten; denn „in dieſem Kampf ſetzt Keiner von uns ſeine Hoffnung auf „eigene Kraft. Wir verlaſſen uns auf Gott allein."

Mit dieſer ganz himmliſchen, in Demuth und Liebe zerſchmelzenden Geſinnung, nahmen die katholiſchen Biſchöfe alle Beſtimmungen Marcellins über die Art und Weiſe an, wie die Disputation zu halten ſei. Der Ort war der geräumigſten einer in Carthago: die Gargilianiſchen Bäder, freundlich und kühl. Von jeder Partei ſollten achtzehn Biſchöfe an den Sitzungen Theil nehmen; ſieben als Wortführer, ſieben als Räthe und Beiſtand, vier um die Schnellſchreiber und die Richtigkeit und Aufbewahrung der Akten zu bewachen. Zwiſchen den Sitzungen ſollte immer ein Tag frei bleiben um die Reinſchriften zu beſorgen. Die übrigen Biſchöfe und die Gläubigen beider Parteien wurden gebeten ſich fern von dem Verſammlungsort zu halten, damit jede Veranlaſſung zu tumultuariſchen Auftritten vermieden werde.

Die donatiſtiſchen Biſchöfe hingegen begehrten von Marcellinus ihre allgemeine Zulaſſung. Wohl fürchteten die Katholiken, dies ſei ein Plan um Unruhe in die Verſammlung zu bringen; allein ihre Friedensliebe und ihr brüderliches Entgegenkommen war ſo groß, daß ſie bei Marcellinus die Erklärung ihrer Einwilligung in das Begehren der Donatiſten abgaben, aber bei ihrer Vertretung durch achtzehn Biſchöfe beharrten, damit — wenn Unruhen entſtehen ſollten — nicht ihnen die Schuld beigemeſſen werden könne. Es iſt ein Anblick, der ſchwache Herzen ſtark machen kann, zu ſehen, welche großmüthige Ruhe das Bewußtſein gibt, Vertheidiger der Wahrheit zu ſein.

Und ihre Liebe ging noch weiter als bis zur Nachgiebigkeit; ſie ging bis zum Opfer, damit nur der myſtiſche Leib Chriſti nicht zerriſſen bleibe. Sie erklärten in einem Schreiben, welches Auguſtinus abgefaßt hatte: Bekehren ſich die donatiſtiſchen Biſchöfe zur katholiſchen Wahrheit, ſo wollen

wir ſie in ihrer Würde belaſſen. Dadurch würde freilich mancher Sitz von zwei Biſchöfen eingenommen werden; dann müſſen ſie wechſelsweiſe und brüderlich ihr Amt verwalten. Sollten aber die Diözeſen nicht gern zwei Oberhirten ſehen, ſo wollten ſie beide zurücktreten, damit eine neue Wahl vorgenommen werde. „Warum, heißt es weiter, ſollten wir „nicht gern unſerm Erlöſer dies Opfer der Verdemüthigung „darbringen? Er iſt vom Himmel herabgeſtiegen und hat „einen Leib angenommen, um uns zu deſſen Gliedern zu „machen. Und wir ſollten zaudern von unſern Stühlen „herabzuſteigen, um der Spaltung ein Ende zu machen, die „ſeinen Leib zerreißt und ſeine Glieder entzweit! Uns ge„nügt es immerdar treue Chriſten und unſerm Herrn unter„würfig zu ſein. Zum Beſten der chriſtlichen Völker ſind „wir zu Biſchöfen geweiht. Was ihnen alſo zum chriſtlichen „Frieden dient, haben wir zu thun. Suchen wir die Ehre „des Herrn, ſo wird es uns keinen Kummer machen die „Ausbreitung ſeines ewigen Reiches mit unſrer Verzichtleiſtung „auf vergängliche Ehre und Würde zu erkaufen. Uns wird „das Hirtenamt größern Vortheil bringen, wenn wir es „niederlegen um die Heerde Jeſu Chriſti zu vereinigen, als „wenn wir es behalten und ſie ſich zerſtreut."

Auguſtinus las in einer Predigt dies Schreiben vor; dann ſagte er: „Ich muß euch, meine Brüder, etwas recht „Liebliches und Troſtreiches erzählen, das ſich bei dieſer „Veranlaſſung durch Gottes Barmherzigkeit zutrug. Bevor „jener Beſchluß gefaßt wurde, kamen einige Biſchöfe zuſam„men und beſprachen den Gegenſtand in aller Vertraulich„keit. Dabei wollte es uns bedünken, als ob nicht alle „unſere Mitbrüder geneigt ſein möchten zum Frieden der „Kirche und zum Heil der Seelen ihren Biſchofsſitzen zu „entſagen. Wir hielten eine kleine Muſterung und ſprachen „untereinander: Dieſer thut es gewiß, Jener — ſchwerlich! „Der wird es wollen; aber Der nicht. So folgten wir „unſern Muthmaßungen ohne die innern Geſinnungen der „ehrwürdigen Männer zu kennen. Als man aber jenen An-

„trag in unserer allgemeinen Versammlung, die aus 286 „Bischöfen bestand, zur Sprache brachte, wurde er von Allen „mit freudiger Bereitwilligkeit angenommen. Alle hielten „dafür, daß sie durch Entsagung ihrer bischöflichen Würde „nichts verlieren und, im höheren Sinn, nur gewinnen wür„den, wenn sie dieselbe in die Hände Jesu Christi zurück„legten und dort gleichsam in Sicherheit brächten. Nur zwei „unter so Vielen schienen Anfangs anderer Meinung zu sein. „Der Eine, ein hochbejahrter Greis, gestand es aufrichtig. „Der Andere schwieg — aber mit dem Ausdruck von Unzu„friedenheit. Als sich jedoch alle Bischöfe mit Vorstellungen „und Ermahnungen an den Greis richteten, gab er freund„lich nach — und auch der Andere widerstand nicht länger — „und wir waren Alle Eins in der demüthigen Liebe Jesu."

Am 1. Juni 411 erschien der Tribun Marcellinus mit einem Gefolge von 20 Personen und mit vier Protocollführern, von denen zwei katholische Cleriker und zwei Donatisten waren, in einem innern Saal der Gargilianischen Thermen, und empfing die Bischöfe. Zu ihren Wortführern hatten die Katholiken Augustinus gewählt und seine Freunde Aurelian von Carthago, Alypius von Tagaste, Possidius von Calama, Fortunat von Cirtha, Fortunatian von Sicca und Vincentius von Culusa. Sie erschienen mit ihren eilf Amtsbrüdern. Die Donatisten aber traten sämmtlich auf und Petilian von Cirtha, früher ein Sachwalter und redefertig, war ihr hauptsächlichster Wortführer. Ihnen war es besonders darum zu thun Zeit zu gewinnen, Ausflüchte zu machen, bei Nebendingen zu verweilen. Deshalb begehrten sie, daß sämmtliche katholische Bischöfe erscheinen und daß man die Aechtheit ihrer Unterschrift prüfen solle, womit sie das Wahlmandat jener Achtzehn unterzeichnet hatten, obschon dieser Act in Marcellin's Gegenwart in der großen Basilica von Carthago vorgenommen war. Man willfahrte den Donatisten; die Bischöfe kamen; jede Unterschrift fand ihren Mann. Nun mußten sich die Donatisten dieselbe Maßregel, an welche die Katholiken nie gedacht hätten, gefallen

laſſen und da ſtellte es ſich heraus, daß nicht jede Unterſchrift ihren Mann fand. Durch eine größere Zahl von Namen hatten ſie blenden wollen. Jetzt, bei der Nachfrage, fielen ſie in Widerſprüche. Der Name eines donatiſtiſchen Biſchofes ſtand da; er ſelbſt war nicht zu finden. Einige ſagten er ſei durch Krankheit verhindert zu kommen; Petilian rief: „Er iſt auf der Reiſe geſtorben!“ — „Wunderbar, daß er dann in Carthago unterſchreiben konnte!“ bemerkte Fortunatian. Aber ſie waren gegen ſolche Bemerkungen abgeſtumpft. „Kann ein Mann nicht ſterben?“ fragte ganz kalt Petilian. — „Ja, er kann ſterben! rief Alypius; aber es iſt eines Mannes unwürdig ... zu betrügen.“ Nur als Marcellin endlich fragte, ob ſie vor Gott betheuern könnten, daß jener Biſchof in Carthago war, verſtummten ſie. Mit all' dem Gerede war aber der Tag verfloſſen. Marcellin hob die Sitzung auf und beſtimmte die nächſte auf den 3. Juni.

Da ſtellten ſich — um immer etwas Anderes zu thun als die Katholiken — nur die ſieben donatiſtiſchen Wortführer ein. Sie wollten aber nicht ihre Sitze einnehmen, denn ſie ſagten: „Das Wort Gottes verbietet es uns im 25. Pſalm, wo es heißt: Ich werde nicht ſitzen bei den Gottloſen.“ Ohne ſich über dieſe Beleidigung zu äußern, erhoben ſich die Katholiken nun auch von ihren Sitzen und Marcellin ließ ſeinen Seſſel wegnehmen, weil er aus Ehrerbietung vor den Biſchöfen nicht ſitzen könne, wenn ſie vor ihm ſtänden.

Dies iſt ja nur ein kleiner Auftritt, eine einzige Schattirung in dem weltumfaſſenden Bilde der Kirchengeſchichte, aber deshalb ſo intereſſant, weil er die Stellung beider Parteien, von damals an bis auf die heutige Stunde, characteriſirt. Bei den Feinden der Kirche — mögen ſie Namen haben, welche ſie wollen! — immer, ohne die mindeſte Veranlaſſung, Bitterkeit, Haß, Beleidigung. Bei den Vertheidigern der Kirche — Milde, bis zu den äußerſten Grenzen der Nachſicht.

Marcellinus fragte, ob jeder Biſchof bereit ſei ſeine Ausſage zu unterſchreiben. Die Katholiken bejaheten es, wie

ſich das verſtand bei Verhandlungen, welche aus tiefſter Ueberzeugung geführt wurden. Die Donatiſten verweigerten es unter dem Vorwand es ſei eine Neuerung. Sie wollten zuvor die Abſchrift der vorgeſtrigen Verhandlungen haben. Dieſe war nicht fertig. Um den Schreibern alle Zeit zu laſſen, wurde die nächſte Sitzung auf den 8. Juni beſtimmt — und die Donatiſten hatten wiederum die Verhandlung der Hauptfrage vereitelt.

In der dritten Sitzung erſuchte Marcellinus jetzt endlich auf die Hauptſache zu kommen und ſogleich erklärten die Katholiken: die Donatiſten möchten zeigen, aus welchem Grunde ſie ſich von der Kirche getrennt hätten und die Wahrheit ihrer hundertjährigen Beſchuldigung, daß die Katholiken Verräther an der Kirche und Verfolger der Rechtgläubigen wären, endlich einmal beweiſen. Die Donatiſten erwiderten: Man müſſe zuvor unterſuchen, ob ſie Kläger oder Angeklagte wären. — Es wäre für ſie und auf ihrem Standpunkt wichtig geweſen Letzteres zu ſein, da nach dem römiſchen bürgerlichen Recht, der Angeklagte gegen die Perſon des Klägers Einwendungen machen durfte. Dies wäre für ſie der Vorwand zu endloſen Chicanen geworden. Auguſtinus hatte ſich in die Streitigkeiten der früheren Sitzungen nicht gemiſcht. Ein einziges Mal hatte er ein Paar begütigende Worte geſagt und dabei die Donatiſten „Brüder“ genannt, worüber ſich Petilian höchſt beleidigt anſtellte. Der leeren Ausflüchte müde, rief er jetzt: „Zur Unterſuchung der Wahrheit hat uns Gott „hier verſammelt; nicht um zu disputiren wie Anwalte des bür„gerlichen Rechts. Beweiſt, daß die Wahrheit auf eurer Seite iſt: „wo iſt die Kirche?“ — Petilian dachte ihn in Verlegenheit zu bringen durch die plötzliche Frage: „Biſt du ein Sohn Cecilian's oder nicht?“ — Auguſtinus antwortete: „Es ſteht „geſchrieben, daß unſer Vater im Himmel iſt; frage mich „alſo nicht, ob ich Cecilian's Sohn ſei. War Cecilian un„ſchuldig, ſo möge er ſich freuen, wie ich mich darüber freue; „aber der Glaube an meine Kirche beruht nicht auf ſeiner „Unſchuld. War er ſchuldig, ſo verhält er ſich nicht anders

„zur Kirche, als die Spreu zwiſchen dem Waizen auf der „Tenne und die Böcke zwiſchen den Lämmern auf der Weide. „Wir dürfen deswegen nicht die Tenne und die Weide ver„wüſten. Der Herr wird zu ſeiner Zeit die Sichtung vorneh„men. Chriſtus, der Geſalbte des Herrn, der Erlöſer, iſt „das Haupt und die Wurzel der katholiſchen Kirche."

Dies Oberhaupt nahmen natürlich auch die Donatiſten für ſich in Anſpruch. Auf die Frage, weshalb ſie ſich denn um eines Menſchen willen von der allgemeinen Kirche getrennt hätten? — blieben ſie die Antwort ſchuldig, machten wieder Kreuz- und Querzüge und Einige von ihnen beklagten ſich unbeſonnen, daß man ſie auf die eigentliche Grundfrage bringen wolle. Da ruft Auguſtinus frohlockend aus: „O Allmacht der Wahrheit! Nicht Berge Goldes, nicht alle „Marterwerkzeuge hätten dies Geſtändniß hervorgerufen, „welches wir jetzt, durch Furcht vor der Wahrheit erpreßt, „vernehmen! Dieſe Männer klagen bitter vor dem Richter, „daß man ſie zwingen wolle den wahren Streitpunkt zu „erörtern und das iſt dieſer: Wo iſt die Kirche." — Die Donatiſten verſicherten, es ſei gar nicht ihre Abſicht gegen alle Kirchen der Erde zu ſtreiten; ihr Streit betreffe nur die von Afrika. Alypius bewies ihnen, daß alle katholiſchen Gemeinden Afrika's in Gemeinſchaft mit der ganzen katholiſchen Kirche außerhalb Afrika ſtets geblieben — und daß dort Cecilian ſtets unſchuldig befunden ſei. Da nahmen ſie ihre Zuflucht zu dem Vorwurf, daß ſich die Katholiken auf geſchichtliche Beweiſe beriefen, anſtatt auf die heiligen Schriften. Auguſtinus erwiderte: Aus der heiligen Schrift würden Glaubenslehren, wie eben die von der Allgemeinheit und der Autorität der Kirche bewieſen; handele es ſich aber um Perſönlichkeiten, wie eben jetzt um die Beſchuldigung Cecilian's, ſo müſſe man ſich auf geſchichtliche Urkunden berufen.

Solche wurden nun durch die Originalakten der Conzilien von Rom und Arles und durch das Urtheil Kaiſer Conſtantin's den Donatiſten vorgelegt, ſo daß dieſe mehr

und mehr in die Enge getrieben wurden und „Leuten glichen, „die ihre Füße in ihre eigenen Netze verwickelt haben und „durch die Anstrengung, mit der sie sich zu befreien suchen, „zuletzt auch Arme und Kopf darin verstricken.“ Augustinus brachte es dahin, daß sie nichts mehr zu antworten wußten, als er sagte: „Die Vergehungen Einzelner dürfen nicht allen „aufgebürdet werden und eine vereinzelte schlechte Sache be„einträchtigt die Autorität — und zerreißt die Einheit der „Kirche nicht.“

Bei diesem armen, hundert Jahre lang verleumdeten Cecilian, der immer und immer wieder den Katholiken als ein Ungeheuer von Verrath vorgeworfen wird, mit dessen Kirche kein Ehrenmann Gemeinschaft haben könne, weil man fürchten müsse von so schändlicher Gesinnung angesteckt und besudelt zu werden — denkt man an den seit dreihundert Jahren verleumdeten Papst Gregor XIII., der, wie die Feinde der Kirche behaupten, die Pariser Bluthochzeit befohlen und ein Te Deum für ihren glücklichen Ausgang gesungen habe. Es gibt Akatholiken, die gegen die katholische Kirche keinen andern Einwand zu machen haben, als: Aber die Bartholomäusnacht! — Es geht ihnen genau wie den Donatisten: sie nehmen eine Thatsache an, wie ihre Leidenschaft es fordert, nicht wie sie ist — und gehen der Erörterung der Wahrheit aus dem Wege.

Dies war nun den Donatisten unmöglich gemacht; sie mußten zuhören und mit ihren eigenen Waffen geschlagen, verstummen. Die katholischen Bischöfe ersuchten nun Marcellinus, da Alles für und gegen die Sache gesagt sei, die Akten zu schließen und das Urtheil zu sprechen. Dann begaben sie sich in einen andern Raum der Therme und kehrten erst bei sinkender Nacht in den Saal der Sitzungen zurück, um das Urtheil vorlesen zu hören, das die Donatisten für besiegt erklärte und ihnen gebot die [illegible] zurückzugeben und verbot Versammlungen zu halten. Die früher gegebenen Gesetze wurden eben nur wieder in Anwendung gebracht. Obschon die Donatisten alle Akten der Conferenz unterschrie-

ben, folglich Alles was geſagt worden war und ſomit ihre eigene Niederlage beſtätigt hatten, erklärten ſie dennoch mit alter Frechheit an den Kaiſer appelliren zu wollen. Und obſchon Marcellinus bei den Verhandlungen mit einer Nachſicht, welche an Uebertreibung gränzte, die donatiſtiſchen Wortführer behandelt hatte, um nur ja keiner Parteilichkeit zu Gunſten der Katholiken ſich ſchuldig zu machen, behaupteten dennoch die Donatiſten ſpäter, er ſei von den Katholiken beſtochen worden. „Wohlan!“ entgegnete Auguſtinus, „wir ſollen Marcellinus beſtochen haben. Das wird dieſer „und jener vielleicht auch glauben. Aber nun erklärt uns doch, „wie wir es angefangen haben um eure Biſchöfe zu beſtechen, „damit ſie die Akten unterſchrieben, in denen ſie ſelbſt ſich „verurtheilt haben und nach denen Marcellinus uns das „Urtheil verkündigt hat.“

Er war die Seele der Verſammlung. Alypius und Poſſidius hatten bei den Förmlichkeiten und Nebenſachen das Wort geführt, Auguſtinus bei dem theologiſchen Hauptpunkt. Er war es auch, der aus den weitſchweifigen und verworrenen Akten einen gedrängten, klaren Auszug machte, damit Jedermann ſie leſen und ſich von der vollſtändigen Niederlage der Donatiſten überzeugen könne.

Das Urtheil des Marcellinus wurde alsbald bekannt gemacht und erregte große Freude bei dem katholiſchen Volk. Es war genau einhundert Jahr nachdem ſiebzig afrikaniſche Biſchöfe den Cecilian verdammt hatten, ohne ihn zu hören. Jetzt hatte man die Nachfolger jener Siebzig zur Genüge gehört und wieder gehört und ihre Lehre als ſchismatiſch und häretiſch verdammt.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Volusian und Marcellinus.

Die Bekehrung iſt eine Gnade — die größte nach der Erlöſung. Sie iſt aber auch ein Willensact — der ſchwerſte, den der Menſch vollbringt. Es gehört eine unerhörte Selbſtver-

leugnung dazu um vor aller Welt zu sagen: ich habe mich geirrt; und zwar geirrt über das Fundament meines Lebens und nicht blos in einer und der andern Frage, welche an mich herangetreten ist. — Schon bei einer solchen, z. B. bei einer politischen Frage, den Irrthum zu gestehen, wie ist das so schwer und so selten. Und nun gar bei der Mutter aller Fragen, bei der religiösen! Niemand legt ein besseres Zeugniß für die ungeheure Schwierigkeit einer solchen Bekehrung ab, als Augustinus selbst. Deshalb darf man sich nicht wundern wenn die Donatisten, obschon des Irrthums schlagend überführt, nicht Alle ihm entsagten. Ach, der Mensch liebt nur allzu oft den Irrthum, weil es sein Irrthum ist, weil er ihn genährt hat mit dem Mark seines Lebens; weil alle Verhältnisse auf ihn gegründet sind, alle Verbindungen auf ihm beruhen; weil Ehre, Ansehen, materielle Vortheile, Freundschaften, Einfluß, mit ihm stehen und — mit der Wahrheit fallen.

Manche donatistische Bischöfe wurden innerlich so ergriffen, daß sie mit ihrem ganzen Clerus und ihrem ganzen schismatischen Volk freudig zur katholischen Einheit zurücktraten und starkmüthig in ihr beharrten. Manche hingegen erklärten offen, sie würden selbst dann nicht die schismatische Partei verlassen, wenn ihnen auch die katholische Wahrheit einleuchtend sei. Andere verließen Afrika, noch Andere irrten umher und suchten ihre Secte zu fanatisiren, indem sie behaupteten, sie würden um der Wahrheit ihrer Sache willen verfolgt. Ohnehin war der Fanatismus bei ihnen zu Hause; er nahm die Stelle der heiligen Begeisterung der Kinder der Kirche ein. Bei den Circumcellionen war es nichts Seltenes, daß sie sich mit eigener Hand den Tod gaben: die Unglücklichen nannten den Selbstmord — Marterthum; so verwirrt waren ihre Begriffe! Auch jetzt kam das öfter vor; sie bauten sich Scheiterhaufen und stürzten sich in die Flammen.

Das veranlaßte Augustinus über die Bedingungen des Marterthums sich zu äußern: „Martyrer — heißt Zeuge. Die „Martyrer Christi sind also die Zeugen der ewigen Wahr-

„heit. Es ist nicht genug zu leiden; man muß leiden für „die Gerechtigkeit.“ Das katholische Volk sah mit Grausen und Mitleid auf diese Opfer einer Secte, welche ihre Anhänger nicht nur Irrlehre und Schisma, sondern auch Raserei und Verzweiflung zum Glaubensgesetz machte. Es sah mit Erbitterung die Missethaten, welche die Donatisten fort und fort gegen die Katholiken übten. Den Priester Restitutus zu Hippo tödteten sie auf grausame Weise und dem Priester Innocentius stachen sie die Augen aus. Die Kirchen zu Carthago, welche sie zurückstellen mußten, gingen in Flammen auf und dem bekehrten Bischof Rogatus schnitten sie die Zunge und eine Hand ab. Zuweilen verloren auch die Katholiken die Geduld und nahmen Rache für solche Gräuelthaten; aber selten; denn ihre Bischöfe, denen die Bekehrung der Donatisten durch die wahre Lehre und durch schonende Liebe unsäglich wichtig war, predigten nur immer Nachsicht und Milde — und übten das, was sie predigten. „Wir müs„sen die äußerste Geduld mit ihnen haben,“ sagte Augustinus, „denn sie sind krank und wir wollen sie heilen. Beleidig„ungen, meine Brüder, würden ihren krankhaften Zustand „nur verschlimmern; eine sanfte Behandlung wird sie mit „der Zeit gesund machen. Auch gegen die Wüthendsten unter „ihnen müssen wir barmherzig sein und sie lieben. Wie „Manche haben sich nicht bereits bekehrt und thun Buße! „Ja, von den rasendsten Circumcellionen sind schon nicht „Wenige bei mir gewesen und haben mich gebeten, sie mit „der katholischen Kirche zu versöhnen.“

Und wie in seinen Predigten sprach Augustinus auch zu der bürgerlichen Obrigkeit, der es oblag Mörder und Mordbrenner zu strafen. An den Tribun Marcellinus, der bei einer solchen Untersuchung nicht, wie es üblich war, die Folter angewendet hatte, schrieb er: „Du hast ja mit Milde „die Schuld erforscht: also strafe sie auch nicht mit Strenge. „Die Erforschung war nothwendiger als die Strafe. Milde „Richter untersuchen die Frevel deshalb so genau, um Gründe „zur Schonung zu finden.“ — Und ebenso fleht er den Pro-

conſul Apringius, Marcellin's Bruder um Erbarmen an: „denn es geziemt der Kirche für den Schuldigen zu bitten. „Wohl haben ſie das Blut von Chriſten vergoſſen; aber „hemme du um Chriſti willen das Schwert und gönne den „Feinden der Kirche Zeit und Gelegenheit zur Buße."

Es war unmöglich, daß dieſe unverwüſtliche, zärtliche Barmherzigkeit keinen Eindruck machte! Wenn Auguſtinus dann in einer kleinen zur Vereinigung einladenden Schrift den Donatiſten zurnft: „Tretet ein in den Reigen des Frie- „dens, gebt der Wahrheit Gehör, umfaßt die Liebe und „ſchließt euch der Einheit an!" ſo wurden Tauſende und Tauſende durch die Liebe, deren Apoſtel er war, der Wahrheit geneigt gemacht und zur Einheit hingezogen um den Frieden zu finden. Das katholiſche Volk hatte alſo auch den Troſt in allen Provinzen Afrika's nach und nach maſſenhafte Bekehrungen der Donatiſten zu erleben. Leute jeden Alters, jeden Standes, Prieſter und Laien, Männer und Frauen verließen das Schisma und die Circumcellionen verließen zugleich ihr herumſchweifendes Leben und trieben Ackerbau oder andere friedliche Beſchäftigungen. Wie aus einem ſchweren Rauſch kam das donatiſtiſche Volk allmählig zur Beſinnung und zur Vernunft — und da die Vernunft immer auf Seiten der katholiſchen Kirche iſt — denn den Subtilitäten des Verſtandes gegenüber hält ſie an dem Bedürfniß und der Nothwendigkeit der Autorität feſt — ſo war den Ernüchterten der Weg zum Rücktritt geebnet. Mochten auch einzelne donatiſtiſche Biſchöfe, wie Petilian von Cirtha, ihre Heerden noch ſtark genug beherrſchen um ſie im Schisma zu erhalten: ſo hatte dennoch der Donatismus durch die Conferenz zu Carthago den Todesſtoß bekommen und „den Blinden das Auge geöffnet und den Tauben das Ohr."

Unter den Bekehrten der Diözeſe Hippo befand ſich eine Jungfrau Namens Felicia. Die Donatiſten legten keinen Werth auf den jungfräulichen Stand. Die Circumcellionen verpflichteten ſich freilich zur Eheloſigkeit, wie ihr herumſchweifendes Leben es nothwendig machte; aber Eheloſigkeit

iſt Eines — und Jungfräulichkeit iſt ein Anderes. Felicia war in's Schisma hineingezogen worden, doch ihrem Gelübde treu geblieben. Eine Blühte, die ſo ſelten auf jenem dürren Boden gedeiht, war für Auguſtinus eine doppelte Freude und er pries Gottes Gnade, daß Felicia dieſe Erleuchtung des heiligen Geiſtes inmitten aller Verfinſterung der Irrlehre bewahrt habe. In dem Ort wo ſie lebte und ein ſchönes Beiſpiel demüthiger Gottſeligkeit gab, trug ſich ſpäter ein großes Aergerniß zu, deſſen Veranlaſſung ein Prieſter gab. Voll heiliger Beſorgniß, daß in der ehemaligen Donatiſtin eine Erinnerung an die donatiſtiſche Irrlehre: die Sünde des Einzelnen falle auf die Kirche zurück — erwachen und ſie verſtören könne, ſchrieb der mit Arbeiten überladene Biſchof ihr einen Troſtbrief. Er ermuntert Felicia die katholiſche Kirche deshalb nicht minder zu lieben, weil eines ihrer Glieder gefallen ſei; und ſich um ſo inniger an Chriſtus anzuſchließen, je weniger ſie in den Menſchen eine Stütze fände. Er bittet ſie, ihm zu ſchreiben, wie ſie dieſen Brief aufgenommen habe, zu welchem ſeine Hirtenſorgfalt für ihr Seelenheil ihn veranlaſſe. Dieſer Mann, auf den Alles, was in drei Welttheilen groß iſt, mit Ehrfurcht und Bewunderung blickt, ſchreibt an ein ſtilles, unbekanntes Weiblein in einem unbekannten Städtchen Afrika's und fragt es, ob es ſein Schreiben auch nicht übel aufnehme! — —

Mit dem Tribun Marcellin, einem eben ſo klugen als frommen Mann, war Auguſtinus durch die gemeinſamen katholiſchen und kirchlichen Intereſſen in freundſchaftlicher Verbindung geblieben. Marcellin, der wohl wußte welch' Gewicht und Anſehen Auguſtin's Schriften bei Chriſten und Heiden, bei Katholiken und Irrgläubigen hatten, und der für ſeine eigene Seele immer nach einem neuen geiſtigen Genuß hungerte, wünſchte Auguſtin's Feder in beſtändiger Bewegung zu ſehen. Dieſer antwortete ihm einmal um ſich zu entſchuldigen: „Könnteſt du ſehen, wie ich von allen „Seiten mit Geſchäften und Arbeiten überſtürmt werde, ge„wiß! du hätteſt Mitleid mit mir. Oft weiß ich nicht, wie

„ich hindurch kommen soll. Bedenke also wie nothwendig „mir die Hülfe deines Gebetes ist. Indessen habe ich nichts „dagegen, daß du mich zum Schreiben drängst. Es kann „mir doch nützlich sein, zum Fleiß ermahnt zu werden."

Der Bischof und der Tribun begegneten sich auch in dem lebhaften Wunsch einen Mann für das Christenthum zu gewinnen, dessen hochgebildeter Geist in alle Lehrsysteme heidnischer Philosophie eingeweiht war, in keinem derselben Befriedigung fand, aber noch nicht zur Erkenntniß der Heilslehre gelangte. Er hieß Volusian, gehörte einer großen römischen Familie an, denn er war ein Oheim mütterlicherseits der jüngern Melania, und bekleidete jetzt eine Stelle in Carthago. Wie das vornehmen, reichen und angesehenen Leuten zu gehen pflegt, war er immer von einer Masse Menschen umgeben, die irgend einen Vortheil von ihm erwarteten und die daher in dem Ton zu ihm sprachen, der auf den seinen gestimmt war. Man wußte, daß er ein gewisses Mißtrauen gegen die Grundlehren des Christenthums hege und so waren denn alle Heiden und alle heidnisch Gesinnten in Carthago, die mit ihm auf dem Gebiet des geistigen Lebens zusammentrafen, bereit ihn in seinem Mißtrauen zu bestärken. Marcellinus hingegen trieb Volusian zum ernsten Lesen der heiligen Schriften an, besuchte ihn häufig und drang in ihn, über die Wahrheiten des Evangeliums nachzudenken. Volusian's Mutter, eine gottselige Frau, hatte Marcellin gebeten, als ihr Sohn von Rom nach Carthago ging, denselben wo möglich alle Tage zu besuchen, um mit ihm über das Eine zu sprechen, was Allen Noth thue. Marcellin hatte schon öfter in seinen Briefen an Augustinus, Volusian erwähnt; jetzt schrieb auch die fromme Mutter an Augustin und bat ihn, mit ihrem Sohn in Verbindung zu treten. Der Bischof von Hippo dachte an Monica und deren Seelenkummer — und an den mächtigen Eindruck, den die Briefe des heiligen Paulus auf ihn gemacht hatten — und schrieb an Volusian eine freundliche Aufforderung seinen Geist mit dem Studium der heiligen

Schrift und namentlich mit den Briefen des großen Völkerapostels zu nähren. Volusian war entzückt von diesem Brief und zeigte ihn nicht nur an Marcellin, der es eben so sehr war, sondern auch an andere Personen seiner Gesellschaft, die es mit Nichten waren. Sehr viele Leute — und die nicht immer zu den Bösen gehören — können es durchaus nicht leiden, daß von einem höheren Streben als daß Ihre ist, lobend die Rede sei. Im heimlichen Bewußtsein ihres niedrigen Standpunktes, den die Selbstgefälligkeit ihnen nur oberflächlich verschleiert, sehen sie darin eine persönliche Beleidigung. Als Volusian die Aeußerung machte, er wolle dem Bischof von Hippo einige Fragen über die Menschwerdung Gottes vorlegen, bemerkte ein reicher Gutsbesitzer aus der Gegend von Hippo, der zu den Namen-Katholiken gehörte: er hege zwar hohe Achtung vor Augustinus, allein in der Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen habe er ihn immer nur schwach gefunden. Trotz dieser Versicherung des reichen Mannes, schrieb Volusian an Augustinus, legte ihm seine Zweifel, ob die Größe Gottes sich mit der Menschwerdung vertrage und andere Fragen vor, und schloß mit den Worten: „Wenn andere Bischöfe keine genügende Antworten geben, so läßt man es hingehen, ohne daß die Religion darunter leidet. Wendet man sich aber an den Bischof Augustinus, so rechnet man darauf daß Alles, was er nicht wissen sollte, auch nicht christliche Glaubenslehre sei."

Augustinus lehnt in seiner Antwort die allzuhohe Meinung ab, die Volusian von ihm habe. „Hätte ich von „frühester Jugend bis in's späteste Alter mit viel größerem „Scharfsinn als ich besitze die heiligen Schriften studirt, so „ist ihre Tiefe doch so groß, daß ich täglich Neues darin „finden würde. Ihre Art sich auszudrücken macht sie Allen „zugänglich, den Gelehrten und den Ungelehrten. Gleich„wohl durchdringen Wenige ihren innersten Sinn. Sie speist „nicht nur mit offenbarer Wahrheit, sondern sie übt auch „durch verborgene Wahrheit." Dann erklärt er, daß der ewige Vater, der dreipersönliche Gott, nicht aufgehört habe

die Welt zu erhalten und zu regieren, und in seiner Allgegenwart zu verbleiben, als der göttliche Sohn zur Erlösung des Menschengeschlechtes die Vereinigung der Gottheit und Menschheit in Christus vollzog. Die Abschaffung des alten — und die Einführung des neuen Testaments, sei kein Beweis vom wandelbaren Sinn Gottes; jenes sei eine Hinweisung auf dieses — und dieses wiederum eine Enthüllung der Vorsorge und der Weisheit Gottes, die sich in jenem vom Anbeginne bei der Erziehung des Menschen kund gibt. — Christus, schreibt er, sei nicht nur gekommen um die göttliche Wahrheit und Tugend zu lehren, sondern um den belehrten Menschen die Kraft zu geben, die Wahrheit festzuhalten und die Tugend zu üben. Und nicht die christlichen Kaiser hätten den Verfall des römischen Reiches durch Befolgung der Lehre Christi herbeigeführt, sondern es sei der Zuchtlosigkeit und den Lastern der Völker zuzuschreiben — wie das auch von den ausgezeichnetsten Heiden behauptet werde.

Mit all' diesen Erörterungen beschäftigte sich Volusian, beschäftigten sich alle denkenden Heiden. Sie wollten den Kampf zwischen den glänzenden Göttern des Olymps und dem gekreuzigten Gottmenschen von Golgatha nicht ohne Ueberzeugung führen noch aufgeben. Aber Volusian kam damals noch nicht zur Erkenntniß. Vielleicht war er noch zu sehr von den Dingen der Welt erfüllt und mit ihnen beschäftigt, um seinen Geist nach Innen sammeln zu können. Je länger die Schwankungen bei den großen Fragen währen: Was ist Wahrheit? Wo ist Wahrheit? desto mehr wird der Drang sie zu lösen geschwächt und eingeschläfert — wenn nicht die ewige Barmherzigkeit irgend eine innere oder äußere Catastrophe schickt, die es der Seele unmöglich macht in ihrer Schlaftrunkenheit zu verbleiben. Volusian's Leben aber war und blieb ein glanzvolles und was man ein glückliches zu nennen pflegt. Er wurde nach einigen Jahren Präfect von Rom, dann Botschafter des abendländischen Kaisers in Constantinopel. Dort trat endlich der Augenblick

ein, der Manchen zur Beſinnung gebracht hat: er fiel auf ein ſchweres, langwieriges Krankenbett. Leiden öffneten der Gnade die Pforte ſeines Herzens und zwei fromme Seelen beteten für ihn; — die eine in der Ewigkeit: ſeine Schweſter Albina; die andere in einer elenden Zelle am Oelberg zu Jeruſalem: ſeine Nichte Melania. Und der Mann, der ſich von einem Auguſtinus nicht für die Sache der Wahrheit gewinnen ließ, wurde jetzt ſo gedemüthigt, daß er Melania bat, das unvollendete Werk zu vollenden. Sie glaubte nicht, daß ſich Gott eines ſo geringen Werkzeuges bedienen wolle, um eine ſolche Bekehrung zu Stande zu bringen und entſchloß ſich mit großem Widerſtreben, und nur auf den dringenden Rath von erleuchteten Männern, die ſie befragte, aus ihrer Zelleneinſamkeit heraus, nach dem geräuſchvollen Conſtantinopel zu gehen. Aber ſie ging — und Volusian's Bekehrung war ihr herrlicher Lohn. Er ſtarb bald darauf in der vollen Taufgnade im Jahr 436.

Damals bei ſeinem Aufenthalt in Carthago trat ein Ereigniß ein, das wohl fähig geweſen wäre, ihn aufs heftigſte zu erſchüttern und ihm die Wandelbarkeit des Irdiſchen im grellſten Licht vor Augen zu halten; ein Ereigniß, das Auguſtin's liebendes Herz an der empfindlichſten Stelle verwundete. Der edle Marcellin und deſſen eben ſo vortrefflicher Bruder Apringius, wurden das Opfer einer Cabale und hingerichtet.

Heraclian, der Befehlshaber der kaiſerlichen Truppen in Afrika, war dem Kaiſer Honorius treu geweſen, ſo lange ihm das Ehren und Vortheile eintrug. Aber Uebermuth und unerſättliche Habgier ließen ihn nunmehr den Weg gegen den Kaiſer einſchlagen. Als die Gothen mit ihrem jungen König Ataulf das ſüdliche Italien völlig geräumt hatten, nach andern Ländern des Römerreichs zogen und das weſtgothiſche Reich, dies- und jenſeits der Pyrenäen mit der Hauptſtadt Toulouſe gründeten: da wollte auch Heraclian ſein Glück verſuchen. Mit einer großen Flotte ſegelte er feindlich auf Italien, auf Rom los. Doch kaum hatte er

die Küste betreten, so wurde sein Heer vom kaiserlichen Feldherrn Marinus vernichtet und Heraclian floh nach Afrika zurück, gelangte mit einem einzigen Schiff nach Carthago und wurde dort von Soldaten erschlagen. Marinus folgte ihm nach Carthago, um die Mitschuldigen der Verschwörung und Empörung zu strafen. Die beiden schuldlosen und verdienstvollen Männer Marcellin und Apringius wurden von ihren Feinden in diese Sache verwickelt und der Theilnahme beschuldigt. An Feinden fehlt es Männern von unbestechlicher Rechtlichkeit in hohen Aemtern und in aufgeregten Zeiten nie. Ihre Feinde waren hauptsächlich die starrsinnigen Donatisten und deren Anhang. Diese hofften ihr Haupt wieder erheben zu können, wenn Marcellinus nur erst beseitigt sei, und das Verbrechen, dessen sie ihn fälschlich nach der Conferenz zu Carthago beschuldigten, schien ihnen erlaubt, wenn es wider ihn verübt werde. Marinus war dem Golde zugänglich, und beiden Brüdern wurde das Todesurtheil gesprochen.

So wie Augustinus die Kunde ihrer Verhaftung erhielt, eilte er nach Carthago um nichts unversucht zu ihrer Rettung zu lassen. Er war nicht der einzige Bischof, der sich lebhaft für sie verwendete; aber ihre Feinde hielten Marinus in goldenen Schlingen! Deshalb sagte dieser hinterlistig, die Bischöfe möchten einen von den Ihren an das kaiserliche Hoflager senden und die Gnade des Kaisers in Anspruch nehmen. Er sprach aber nur so, um die Bischöfe zu beschwichtigen, damit sie nicht etwa für die Gefangenen eine kirchliche Freistatt beanspruchten und sie seiner Gewalt entrückten; — und wirklich hatten sie das Unglück ihm zu trauen. Augustinus besuchte täglich seine Freunde im Kerker, tröstete und erbaute sie und wurde seinerseits durch ihre fromme Ergebung erbaut. Einmal sagte Apringius: „Ich begreife, daß ich durch meine Sünden mein Unglück verschuldet habe; warum aber Marcellinus davon betroffen wird, der doch immer einen so ganz christlichen Wandel führte — das kann ich nicht begreifen.“ Da sagte Marcellin zu Au-

guſtinus: „Wäre das auch wahr, was mein Bruder von mir ſpricht, ſo würde ich es doch als eine große Barmherzigkeit Gottes anſehen, hienieden geſtraft zu werden, um Gnade zu finden am Tage des ewigen Gerichts.“ So tief hatte der Geiſt der Buße ſein chriſtliches Gemüth durchdrungen!

Noch am Tage vor der Hinrichtung hatte ein Freund des Marinus Auguſtin in der Kirche aufgeſucht und betheuert, daß der Feldherr die Brüder losſprechen werde. Um ſo heftiger war ſein Schmerz, als er Tags darauf, am 13. September 413, ihre Hinrichtung erfuhr. Er verließ ſogleich Carthago. Marcellinus Feinde hatten nun freilich den Mord der Gerechten erwirkt; aber die Unthat trug ihnen nicht die erhofften Früchte ein; denn Kaiſer Honorius erkannte die Schuldloſigkeit der beiden Brüder an, ſetzte den Marinus ab und beſtätigte, — ja, verſchärfte alle Geſetze gegen die Donatiſten. Auguſtinus hatte in dieſem Jahr begonnen ſein großes Werk von der „Stadt Gottes“ zu ſchreiben und es dem Marcellin zugeeignet, indem es mit den Worten beginnt: „Du haſt mich zu dieſer Schrift aufgefordert, mein vielgeliebter Sohn Marcellinus.“ Aber erſt nach manchem Jahr ſchrieb er weiter und zu Ende; denn es drängten ſich andere Arbeiten dazwiſchen. Mit dem neuen Statthalter von Afrika, Macedonius, trat er ſogleich in diejenige Verbindung, welche die chriſtliche Charitas knüpft: er bat um Gnade für einige Verbrecher. In jenen Tagen der Willkürherrſchaft, welche erſt eben anfing durch chriſtliche Geſetze beſchränkt und geregelt zu werden, einerſeits; — und anderſeits, einer heidniſchen Zuchtloſigkeit, welche den Gehorſam um Gotteswillen nicht kennend, ſich nur ſo lange unterwarf als die Furcht oder der Vortheil währte, dann aber im wildeſten Ausbruch für den Zwang ſich rächte — fanden fortwährend die furchtbarſten Ungerechtigkeiten ſtatt. Dazu die ebenfalls heidniſche Verachtung des Menſchenlebens — des Menſchen, der dem Heiden nicht als Kind Gottes, als Bruder in Chriſtus galt; des Lebens, weil Chriſtus es nicht für's ewige Leben mit ſeinem Blut gewonnen hatte; — was wäre geworden, wenn

die Kirche nicht immer die christliche Bruderliebe gelehrt und geübt, und Tausende von Unglücklichen, von Elenden nicht geschützt und gerettet hätte. Macedonius schrieb zweifelnd zurück, ob die christliche Religion den Bischöfen eine Fürbitte gestatte, welche Laster und Frevel zu begünstigen scheine, während Gott die Sünde doch so streng verbiete. Augustinus antwortet: Die Bischöfe suchten nur deshalb um Gnade für den Verbrecher nach, um ihm Zeit zur Buße und zur Besserung des Lebens zu gönnen. „Die Liebe, welche wir „für den Menschen haben, dessen Missethaten wir doch ver„abscheuen, befiehlt uns auch, für Verbrecher Fürsprache „einzulegen, damit die Strafe, die ihr Leben endet, nicht zu „einer endlosen Strafe führe. Gott ist langmüthig gegen „die Sünder; er wartet auf ihre Bekehrung; er kann sie „durch schwere Leiden heimsuchen und zur Buße und Besse„rung führen, und der wahre Büßer will selbst, daß das „Böse, das er gethan hat, an ihm nicht ungestraft bleibe. „Damit auch wir Langmuth üben lernen, gedenke ein Jeder „seiner Sünden. Haben wir nach der Taufe auch keine „schwere Sünden begangen, so begehen wir doch solche, die „wir nicht durch unfruchtbaren Schmerz, sondern durch Opfer „von Werken der Barmherzigkeit zu tilgen haben. — Zwar „hat die bürgerliche Obrigkeit das Recht, auch am Leben zu „strafen, um die Verbrechen zu hemmen; aber aus Furcht „vor der Strafe vom Frevel sich enthalten, das macht noch „keine gute Menschen. Liebe zur Gerechtigkeit — die ist's, „die uns gut macht; nicht die Furcht."

In einem zweiten Brief an Macedonius dankt Augustin für die Gewährung seiner Bitte und sagt: „Die Tugend ist „ja nichts anderes, als daß wir das lieben, was wir lieben „sollen, Gott — den Quell und Urheber des seligen Lebens. „Dies erwählen, ist Klugheit. Hieran festhalten und sich „durch kein Uebel davon abbringen lassen, ist Stärke; durch „keine Genüsse, ist Mäßigkeit; durch keine Begierden, ist „Gerechtigkeit. So übt die Liebe in der Tugend; und es „heißt sich selbst nicht lieben, wenn man Anderes mehr,

„oder eben ſo ſehr liebt, als Ihn; denn unſer Zuſtand iſt „um ſo beſſer, je eifriger wir uns dem Beſten zuwenden."

Daß auch er am rechten Ort zu ſtrafen wußte, zeigte er dem donatiſtiſchen Prieſter Donatus, der in einem Städtchen der Diöceſe die Anhänglichkeit an das Schisma bis zum Wahnwitz trieb und Viele darin feſthielt. Er erklärte, er wolle im Irrthum verbleiben und darin umkommen; da er von Gott den freien Willen habe, wolle er ſich von keinem Menſchen, auch nicht zum Guten, zwingen laſſen; Chriſtus habe es ſeinen Jüngern freigeſtellt, bei ihm zu bleiben oder fortzugehen; und wenn er ſich das Leben nehme, ſo dürfe ihn Niemand tadeln, da der Apoſtel Paulus es zu den guten Werken rechne, den Leib den Flammen hinzugeben. Auguſtinus ſah mit tiefem Schmerz den Starrſinn dieſes Unglücklichen, der, ächt häretiſch, aus einem abgeriſſenen Ausſpruch der mißverſtandenen heiligen Schrift die Beſchönigung einer ſchweren Sünde machen wollte. Er ließ ihn gefangen nach Hippo führen. Auf dieſer Reiſe ſtürzte ſich Donatus einmal vom Pferde herab, um ſich zu tödten, trug aber nur Verletzungen davon; — und ſprang dann in einen Brunnen, aus dem er gerettet wurde. In Hippo ſuchte Auguſtinus in gewohnter milder Weiſe ihn zu belehren und zu bekehren und hielt ihn, als das nicht gelang, in ſtrenger Gefangenſchaft, damit nicht der Unglückliche nebſt der Seele auch noch den Leib tödte.

Macedonius aber ſchrieb an Auguſtinus: „Ich bin tief ergriffen von der großen Weisheit, die aus deinen Schriften und aus deinen Briefen leuchtet. In jenen iſt das höchſte Maß von Geiſt, Wiſſenſchaft und Heiligkeit; in dieſen eine ſolche Zartheit, daß ich, wenn ich deine Bitten nicht erfüllte, mich ſelbſt verdammen müßte und mich nicht mit der Schwierigkeit der Sache, um die du bitteſt, entſchuldigen könnte. Hier zu Lande wollen Alle durchaus, daß man Alles thue, was ſie verlangen. Das thuſt du nicht. Du erkennſt die Grenzen an, die dem Richter geſetzt ſind und innerhalb derſelben ſprichſt du deine Begehren als Rathſchläge und mit

einer Bescheidenheit aus, welche den größten Forderungen Eingang verschaffen würde, weil sie es ist, die auf den Mann von Ehre den besten Eindruck macht."

Die Bewunderung der Zeitgenossen bemächtigte sich jedes Blattes, das Augustinus geschrieben und so wie er es geschrieben hatte. Deshalb wurden auch schon die Anfänge der „Stadt Gottes" gelesen und Macedonius schreibt darüber an Augustin:

„Ich weiß in Wahrheit nicht, was ich am meisten daran bewundern soll: ist es die priesterliche Vollkommenheit oder die philosophische Entwickelung, ist es die umfassende Kenntniß der Geschichte oder der Zauber einer Darstellung, die selbst den Unwissenden an diese Schrift fesselt und den Wunsch in ihm erregt, wenn er Alles gelesen hat, wieder von vorn anzufangen."

Eigenthümliche Gegensätze von grausamer Rohheit und hoher, ja höchster Bildung bietet diese merkwürdige Zeit, die mit dem einen Fuß noch in der Blut- und Sumpflache des Heidenthums steht und den andern auf die Leiter gestellt hat, die das Christenthum errichtete, um die Höhen der Intelligenz und der sittlichen Vollkommenheit zu erklimmen! Der Statthalter von Afrika liest und bewundert die „Stadt Gottes" des heil. Augustinus!! — —

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die Stadt Gottes.

Sie ist Augustin's berühmtestes Werk. Kaiser Carl der Große ließ es sich fleißig vorlesen und König Carl V., der Weise, von Frankreich belohnte Denjenigen, der es in's Französische übersetzte, mit einem glänzenden Geschenk, weil dadurch dies Kleinod des christlichen Alterthums einer größeren Zahl von Lesern zugänglich wurde. Augustinus begann es zu schreiben nach der Einnahme Roms durch Alarich. Das Christenthum war damals schon seit mehr als

vierhundert Jahren in der Welt, hatte ſeine Wahrheit ſchon bis zu den äußerſten Grenzen der damals bekannten Erdtheile ausgebreitet und ſie mit dem Blut von Millionen Martyrern bezeugt, hatte ganze Schaaren von heiligen Lehrern, Bekennern und Asceten, hatte ſeit einem Jahrhundert ſchon chriſtliche Kaiſer — und hatte dennoch das Heidenthum nicht vollſtändig beſiegt. Der Fall Roms in die Hände des Gothenkönigs wurde die Veranlaſſung, welche das Heidenthum benutzte, um dies Ereigniß als eine Strafe der alten Götter für den Abfall von ihrem Cultus — und die Behauptung aufzuſtellen, das Chriſtenthum ſei Schuld an dieſer welterſchütternden Cataſtrophe, welche unzweifelhaft lehre, daß es rächende Gottheiten gebe.

Marcellin und Volusian, die damals beide in Afrika im Amt waren, erhielten Briefe aus Rom, aus Italien, theils voll jener Anſicht, theils voll Klagen über die Bitterkeit und den Ingrimm, womit die Heiden das Chriſtenthum verunglimpften. Aehnliche Stimmen erhoben ſich überall, fanden Anklang und wurden beifällig nachgeſprochen. Dagegen nun erhob Auguſtinus, von jenen beiden Männern lebhaft dazu aufgefordert, ſeinerſeits die Stimme und ſchrieb die erſten Bücher der Stadt Gottes, in denen er nachweiſt, daß die Götter nicht Troja vom Untergang, nicht Carthago vor der Zerſtörung gerettet — und nicht den furchtbaren Grauſamkeiten gewehrt hatten, welche die Sieger über die Beſiegten verhängten. Ja, in Rom ſelbſt zur Zeit der Bürgerkriege und in den Kriegen Roms gegen fremde Völker, als überall noch der Götzendienſt in Blüthe war, ſei ungleich mehr Blut gefloſſen, Menſchenleben vernichtet, Gräuel verübt, als jetzt bei der Eroberung Roms. Dann aber geht er weiter und beleuchtet alle Abgründe des heidniſchen Wahnglaubens und des daraus entſpringenden Cultus — und dies Licht fällt auf ein Nachtbild fürchterlichſter Art, von deſſen Ungeheuerlichkeiten der Blick ſich mit Abſcheu und Grauen wendet, weil es gerade das Weſen und das Ziel des Idolencultus iſt, den Menſchen in die

Botmäßigkeit seiner böseſten Leidenſchaften und zu den Reihen der gefallenen Engel hinabzuſtürzen.

Wohl haben große Denker des Heidenthums verſucht, den Menſchen durch ihre Lehren aus dem ſchmachvollen Abgrund heraufzuziehen und ihm höhere, richtigere Begriffe von Gott und von menſchlichem Weſen, Ziel und Beſtimmung beizubringen verſucht ihn zu belehren über das, was er lieben und erſtreben müſſe. Aber ſie ſelbſt wußten es ja nicht! kein Pythagoras, kein Thales, kein Plato erſchwang ſich zu der Erkenntniß des einen, des ewigen, des höchſten Gutes. Sie wußten nicht was das ſei: die Liebe Gottes. Der Stern hatte noch nicht über Bethlehems Grotte geleuchtet; das Kreuz war noch nicht auf Golgatha aufgerichtet. Der gelehrte Römer Varro, ein Freund Cicero's, führt zweihundertundachtzig verſchiedene Meinungen an über das, was das höchſte Gut ſei, nach deſſen Beſitz der Menſch verlange.

Auguſtinus, dem die Platoniker den großen Dienſt geleiſtet hatten, ihn mehr und mehr von dem manichäiſchen Materialismus abzulöſen, ſpricht mit hoher Unparteilichkeit über die Philoſophen des vorchriſtlichen Alterthums und erkennt bereitwillig an, daß ihr Geiſt gewiſſe ewige Wahrheiten erfaßte, auch gewiſſe göttliche Geheimniſſe gleichſam anrührte; nur aber nicht die Frage löste, die den Kern des allgemein menſchlichen Strebens nach Glückſeligkeit ausmacht: was iſt das höchſte Gut? was ſollen wir ſuchen, was lieben?

Je nachdem die Antwort ausfällt, wird der Grundſtein gelegt zu den beiden Städten — Gottes, und der Welt — in denen ſich die Menſchheit von Anbeginn einbürgert. Die Antwort iſt entweder: Das höchſte Gut iſt Gott, der liebende, zärtliche, wunderbar erbarmungsvolle Gott der chriſtlichen Offenbarung, der Mittler und Erlöſer, der einſt Selbſt dein großer Lohn ſein will und der nichts von dir verlangt, als dein Herz, d. h. deine Liebe; — oder ſie lautet: Es gibt kein höheres Gut, weder für den Leib noch für die

Seele, als die ſo reichen Gaben der Natur. un ihre Genuß. Das iſt die Beſtimmung des Menſchen, der Grund ſeines Daſeins. Liebe alſo dieſe Güter, d. h. liebe dich ſelbſt in ihrem Genuß.

Der Urſprung dieſer beiden Städte — oder Staaten, oder Gemeinden, oder Reiche, wie Andere überſetzen, — iſt eine zweifache Liebe: „die Liebe zu Gott mit Verachtung der „Selbſtſucht gründete die himmliſche Stadt; und die Selbſt„liebe mit Verachtung Gottes gründete die irdiſche“ — und ihre erſte Sonderung führt Auguſtinus zurück auf jenen erhaben geheimnißvollen Vorgang im Himmel, als ein Theil der ſeligen Geiſter in ſtolzer Selbſtſucht ſich gegen den allmächtigen Schöpfer empörte und auf ewig in Unſeligkeit verſank.

„Stadt Gottes nennen wir diejenige,“ ſagt Auguſtinus, „von welcher die heil. Schrift Zeugniß gibt: „Glorreiche „Dinge werden von dir ausgeſagt, o Stadt Gottes.“ (Pſ. 86.) „Und: „Groß iſt der Herr in der Stadt unſeres Gottes. „Er begründete ſie in Ewigkeit.“ (Pſ. 47.) Durch dieſe und „ähnliche zahlreiche Zeugniſſe erhielten wir Kunde von einer „Stadt Gottes, deren Bürger wir in jener Liebe zu wer„den verlangen, die der Begründer derſelben uns einflößte. „Aber die Bürger der Irdiſchkeit ziehen Ihm ihre Götzen „vor und werden Ihm feindlich, wie ſchon vor Anbeginn „der himmliſchen und der irdiſchen Stadt ein Theil der „Engel Ihm feindlich wurde und der andere Ihn anbetete.“

Dieſe Wahl zwiſchen Selbſtliebe und Gottesliebe hat der Menſch zu vollziehen und je nachdem er wählt, reiht er ſich den Bürgern einer jener beiden Städte an, von denen die Einen ſich wie Fremdlinge hienieden betrachten, deren Pilgerſchaft das ewige Leben und deren Sehnſucht die Anſchauung Gottes zum Ziel hat, während die Andern ihre Glückſeligkeit hienieden in der Trennung von Gott ſuchen, ihr Ich zu ihrem letzten Ziel machen und, in dieſer Auflehnung beharrend, das Ende der gefallenen Engel in ewiger Unſeligkeit nehmen.

Wie der Menſch im Paradieſe gewählt hat — obſchon er bald mit bitterer Reue ſeine Wahl beweinte — das wiſſen wir. In Folge dieſes traurigen Falls iſt des Menſchen „geiſtiger Sinn, dem, ſeiner Natur nach, Vernunft und Er„kenntnißvermögen inwohnt, durch finſtere, uralte Leiden„ſchaften geſchwächt und unvermögend, die richtige Wahl zu „treffen. Der Glaube muß dieſen Sinn reinigen, belehren „und fähig machen, den Glanz der Seligkeit zu faſſen, die „ihm beſtimmt iſt. Und damit er in dieſem Glauben voll „Zuverſicht zur Wahrheit hinwandele, zog dieſe ewige Wahr„heit, Gott und Gottes Sohn, die Menſchheit an ohne die „Gottheit abzulegen, und ſtiftete und begründete dieſen „Glauben, auf daß der Menſch durch den Gottmenſchen zu „Gott wandele. Denn der Menſch Jeſus Chriſtus iſt der „Mittler Gottes und der Menſchen. Dadurch nämlich iſt „er Mittler, wodurch er Menſch iſt und eben dadurch iſt er „auch der Weg. Wenn zwiſchen dem, der da wandelt und „dem Ziele, wohin er wandelt, ein Weg in der Mitte liegt, „dann iſt Hoffnung da, dies Ziel zu erreichen. Fehlt es aber „an dieſem Wege, oder iſt es nicht bekannt, wo er ſich be„finde: wozu nützt es dann, das Ziel zu wiſſen, das er„reicht werden ſoll? Der einzige, vor allem Irren ſichere „Weg iſt: daß Er ſelbſt Gott und zugleich auch Menſch ſei; „als Gott das Ziel, wohin wir gehen; als Menſch der Weg, „durch den wir gehen."

Dann geht Auguſtinus die Geſchichte des alten Bundes durch und zeigt in ihr zwei Reihen des menſchlichen Geſchlechtes, die, von Kain und Abel an, nach einem verſchiedenen Ziel liefen, je nachdem ſie hienieden oder im himmliſchen Vaterlande die Stätte ihrer Glückſeligkeit ſuchten. Und dieſe zwei Reihen laufen ſeitdem durch die Weltgeſchichte; — die ganze Zeitlichkeit, in welcher Menſchen geboren werden und Menſchen ſterben, umfaßt die Dauer der beiden Städte. Aeußerlich ſind ihre Bürger vermiſcht: Gute und Böſe werden von denſelben Schickſalen, Nöthen und Bedrängniſſen heimgeſucht; und iſt die Bosheit fried- und

ruhelos, ſo hat die Tugend nicht minder Kämpfe und Gefahren, nur in anderer Art, zu beſtehen. Aber der Bürger der Stadt Gottes hat ſeinen unzerſtörbaren Frieden in der Hoffnung auf ein ewig ſeliges Leben und in dieſer Hoffnung kann er ſchon hienieden zuweilen ſelig ſein; eine dauernde Glückſeligkeit findet im zeitlichen Leben aber auch für den Gerechten nicht ſtatt, denn Wechſelfälle und Tod ſind ihm gewiß und „die Natur des Menſchen iſt nun einmal ſo beſchaffen, daß „ſie nimmermehr vollauf und vollkommen ſelig ſein könne, „bis ſie nicht erlangt hat, was ſie verlangt; — und ſie „verlangt volle Gewißheit, daß der Stand ihrer Glückſelig„keit ewig währe. Wer das glückſelige Leben nicht liebt, der „kennt es nicht. Wer es liebt, muß nothwendiger Weiſe „über alle Dinge es lieben und folglich wünſchen, daß es „ewig ſei. Somit wird der Gerechte erſt dann ein ſeliges „Leben führen, wenn er aus der Zeit in die Ewigkeit über„gegangen ſein wird.“

Wie im alten Bunde, ſo zeigt Auguſtinus dann auch in der Geſchichte des Evangeliums und der chriſtlichen Kirche die Bürger der beiden Städte, „die von Anfang bis zum „Ende in dieſer Zeitlichkeit mit einander verflochten ſind. „Sie benutzen dieſelben zeitlichen Gaben; ſie werden heim„geſucht von denſelben zeitlichen Drangſalen — aber in ver„ſchiedenem Glauben, in verſchiedener Hoffnung und in ver„ſchiedener Liebe, bis ſie am jüngſten Gericht von einander „geſondert werden und jede zu ihrem Ende gelangt, das „kein Ende hat: zum ewigen Lohn und zur ewigen Strafe; „zum ewigen Leben in Gott und zum ewigen Tode in der „Trennung von Gott.“

Dies iſt das dürftige und todte Skelett eines Werkes, das vom mächtigſten Leben des Geiſtes, von Glauben und Wiſſen, von Liebe und Weisheit durchathmet und durchſeelt iſt. Ueberdas iſt es eine merkwürdig intereſſante Encyclopädie aller Meinungen, Anſichten, Streitfragen, welche damals die Welt bewegten. Auch die Gegner Auguſtin's haben hier den Stoff gefunden, wie ſie meinen, um ihm Vorwürfe zu

machen; z. B. ſoll er geſagt haben, die Tugenden der Heiden wären glänzende Laſter. Keineswegs hat er das geſagt; ſondern das Gegentheil. Er fragt: „Warum hat der wahre „Gott, der die Königreiche in ſeiner Hand hält, das römiſche „Reich eines Beiſtandes gewürdigt, der es auf einen ſo „hohen Grad der Größe brachte?“ Und er antwortet: „Roms Macht war der Lohn der moraliſchen Tugenden der „alten Römer, welche arbeitſam, uneigennützig, mäßig waren „und mit groſſer Selbſtverleugnung und perſönlicher Auf„opferung für das Wohl des Staates lebten. Dieſe natür„lichen Tugenden verdienten einen Lohn, der ihnen ent„ſprach und da Gott das ewige Leben nicht dafür verleihen „konnte, ſo gab er irdiſchen Glanz und vergänglichen Ruhm.“ Allerdings ſagt er dann auch, „daß eine Seele, die Gott „nicht kennt, nicht mit ihrem Gemüth und ihrer Vernunft „ihm dient, nicht ihre guten Eigenſchaften auf ihn zurück„führt, eher Fehler als Tugenden haben werde, denn die „Tugend, die in ſich ſelbſt ihr Genügen finde, ſei Stolz „und Dünkel zu nennen.“ Ohne den wahren Glauben keine übernatürliche Tugend — das freilich lehrt er mit der größten Entſchiedenheit, nicht etwa weil er ein weiſer und heiliger Kirchenvater, ſondern einfach, weil er ein Chriſt iſt; allein den Werth der natürlichen Tugenden taſtet er nicht an. — —

Für ihn, der ſo heiß verlangte nach der Vereinigung mit Gott, nach der Anſchauung Gottes, war Alles, was dazwiſchen lag, eine Pein; — nicht blos die Pein des täglichen Kampfes, ſondern die der ungeſtillten Sehnſucht. „Unſer Friede hienieden,“ ſagt er, „beſteht mit Gott im „Glauben; in der Ewigkeit aber mit Gott im Schauen. „Indeſſen iſt der Friede auf Erden mehr ein Troſt des „Elends, als eine Freude der Seligkeit. So iſt auch unſere „Gerechtigkeit, obſchon ſie wahrhaft iſt, weil ſie auf unſer „wahres Ziel ſich bezieht, dennoch ſo beſchaffen, daß ſie mehr „in der Nachlaſſung der Sünden, als in der Vollkommen„heit der Tugend beſteht. Dies bezeugt das Gebet, welches

„jeder Bürger der Stadt Gottes betet: Vergib uns unſere „Schuld. Und ſelbſt dies Gebet iſt nicht wirkſam für Die„jenigen, deren Glaube ohne Werke todt iſt, ſondern nur „für die, deren Glaube durch die Liebe wirkt. So lange „der verwesliche Leib die Seele bedrückt, iſt die Vernunft „zwar Gott unterworfen, allein ſie befiehlt nicht vollkommen „den Leidenſchaften und es ſchleicht ſich noch manches Un„vollkommene ein, ſo daß der Gerechte, wenn auch nicht in „den Werken ſelbſt, doch in verkehrten Worten oder in flüch„tigen Gedanken ſicherlich noch ſündigt. Deshalb iſt ihm „jenes Gebet ſehr nothwendig." —

„Wie die Seele das Leben des Fleiſches, ſo iſt Gott das „ſelige Leben des Menſchen, und elend iſt das Volk, das „Ihn nicht kennt." —

„Er iſt der Quell unſerer Seligkeit, das Ziel unſeres „Verlangens. Um Ihm anzuhangen und Ihn zu ſchauen, „wie er geſchaut werden kann, reinigen wir uns von den „Makeln der Sünden und den böſen Begierden und weihen „uns ſeinem Namen. Ihn erwählend, und abermals ihn „erwählend, wenn wir in unſerer Trägheit ihn verloren „hatten, zielen wir nach ſeiner Liebe, um nach Erreichung „dieſes Zieles zur glückſeligen Ruhe zu gelangen und da„durch ſelig zu werden, daß wir in Ihm unſers Weſens „Vollendung erhalten. Das höchſte Gut, über welches die „Weltweiſen ſo vielfältig ſtritten, iſt kein anderes als die „Vereinigung mit Ihm, die in innerlicher, unausſprechlicher „Umarmung die Seele mit wahren Tugenden erfüllt und „nährt. Er iſt das Gut, das wir aus ganzem Herzen, aus „ganzer Seele, aus ganzer Kraft lieben ſollen. Zu dieſem „Gut ſollen wir Diejenigen führen, die wir „lieben; zu Ihm ſollen Jene uns führen, die „uns lieben."

Wie ein heiliges Epos, wie eine chriſtliche Odyſſee, welche die Irrfahrten des Menſchengeſchlechtes auf dem ſtürmiſchen Meer der Zeit erzählt, bevor es den Compaß gefunden und nachdem es ihn gefunden hat und ihn nun braucht

oder nicht: — ſo erſcheint mir die Stadt Gottes. Sie ſteht auf der Grenze des heidniſchen und des chriſtlichen Zeitalters. Man meint zu hören, wie ihre ehernen Thore nach der Seite des Heidenthums hin zufliegen und die Epoche des Polytheismus abſchließen; — und zu ſehen, wie ein lichtes Thor ſich öffnet für den heiligen Reigen Derjenigen, „die „ihre Kleider gewaſchen haben im Blut des Lammes" und die „jenem Sabbath entgegen wandeln, deſſen Ende kein „Abend, ſondern der ewige Tag ſein wird."

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Der Mann vom Meer.

Während der Donatismus dem Schickſal entgegen ging, dem jede Häreſie, früher oder ſpäter, verfällt, als ein trockner Zweig ohne Triebkraft zu Füßen des ewig grünenden Baumes der katholiſchen Kirche zu liegen, trat ein neuer Feind der alten Wahrheit ihr entgegen. Diesmal kam er aus Norden, von den Geſtaden des atlantiſchen Oceans. An der nordweſtlichen Küſte von Wales lag das Kloſter Bangor in herrlicher, romantiſch ſchöner Gegend. Das alte Land der Druiden, wohin ſich Britanniens Ur-Einwohner, der celtiſche Stamm der Britten, vor den Eroberungen der Römer, der Sachſen, der Normannen zurückzog und wo er viele Jahrhunderte lang um ſeine Freiheit kämpfte, iſt noch jetzt wie ein verhallendes Gedicht im proſaiſchen Spindelgeſchwirr des baumwollſpinnenden Eyglands. Dieſe einſame wilde Natur eignet ſich zur feſten Burg eines Volkes, das für ſeine Unabhängigkeit kämpft — und unglücklich kämpft. Sie hat einen eigenthümlich melancholiſchen Charakter, der freilich den meiſten Küſten der nordiſchen Meere eigen iſt, und den Menſchen zum ernſten Sinnen ſtimmt. Das Kloſter Bangor war von iriſchen Mönchen gegründet. Wie die Kunde vom klöſterlichen Leben, ja überhaupt vom Chriſtenthum, nach dieſen, vom Mittelpunkt der damaligen Welt ſo fernen Ländern drang — ob durch Chriſten, die unter den Soldaten

der römiſchen Legionen waren — ob Kriegsgefangene das Chriſtenthum auf dem Feſtlande kennen lernten und nach ihrer Heimath zurückbrachten — ob fremde Sklaven es mit ſich führten, als ihr einziges Gut — ob Handelsleute die „koſtbare Perle" des Evangeliums gewonnen hatten — wer weiß das! Die frohe Botſchaft war nun einmal in der Welt und hatte ihre Sendboten, wie der Frühling ſeine milden Lüfte, ſeine Zugvögel hat. Es war ja auch ein Geiſtesfrühling für die Menſchheit angebrochen. Wohin das Chriſtenthum drang, war überall in ſeinem Gefolge das klöſterliche Leben: in der egyptiſchen Thebais, auf den waldigen Höhen von Pontus, auf den üppigen Fluren von Numidien, auf den grünen Hügeln Irlands; — und überall war es zu Hauſe. Das iſt ein Zeugniß für ſeine übernatürliche Wurzel. Hätte es die nicht, ſo würde es ſich auf Localitäten, auf einzelne Völker beſchränken. Aber nein! Wo die frohe Botſchaft aufgenommen, wo die chriſtliche Lehre erfaßt wird, wo der Glaube friſch und freudig aufſteht und dem wiedergeborenen Menſchen ſeine übernatürliche Erbſchaft zurückgibt: da erblüht das Kloſterleben. Alle Sekten, die es verwerfen, mögen ſie heißen wie ſie wollen, beweiſen dadurch, daß ſie ſehr weit vom Chriſtenthum abgekommen ſind.

Im Kloſter Bangor lebte zu Anfang des Jahrhunderts ein Mönch Namens Morgan. In der alten Sprache der Britten ſoll dies die Bedeutung haben: vom Meer. Nach Rom gravitirt die chriſtliche Welt, ſeitdem ſie chriſtlich iſt. Das iſt nun einmal ſo. Das Planetenſyſtem hat ſein ihm inwohnendes Geſetz: es gravitirt nach der Sonne. Die Sonne der chriſtlichen Welt iſt Rom, damals wie jetzt. Auch Morgan hatte dieſen Zug und folgte ihm. Er ging nach Rom. Die großen Kirchenlehrer damaliger Zeit, ein Chryſoſtomus, ein Hieronymus, ſprechen lebhafte Mißbilligung der Unſitte aus, daß Mönche ohne Auftrag und Sendung ihrer Vorſteher ihr Kloſter verließen — und weiſen mit ſcharfen Zügen auf die großen Nachtheile hin, welche ein umherſchweifendes Leben dem Mönch nothwendig bringen

muß. Genug, Morgan ging, geſendet oder nicht, nach Rom und traf dort mit einem iriſchen Mönch Namens Cöleſtius zuſammen, der früher Rechtsanwalt geweſen und jetzt ſehr eingenommen für die Irrlehre der Entbehrlichkeit der göttlichen Gnade war, welche von einem Syrer, Ruſinus, gelehrt wurde und dem Dünkel der Menſchen gefiel. Der Ire zog den Britten in Ruſin's Hörſaal und bald war auch er von der Irrlehre angeſteckt. Beide hatten Schärfe des Verſtandes; Cöleſtius verband damit Keckheit und Rednertalent, Morgan Schlauheit und eine große Geſchicklichkeit, mit katholiſchen Bezeichnungen zu ſpielen. Dieſer wirkte mehr im Stillen für den Irrthum, Jener trat mit hochtönenden Worten verwegen auf. Ihr Wandel war ohne Tadel; Paulin von Nola und der Senator Pammachius, der gottſelige Freund des Hieronymus, kannten und achteten ſie. Morgan veränderte ſeinen brittiſchen Namen „vom Meer" in Pelagius, was im Griechiſchen ungefähr dieſelbe Bedeutung hat — und damit ſteht der Häreſiarch, der Feind der göttlichen Gnade, der Gegner Auguſtin's, auf dem Schauplatz der Zeit und des Kampfes — und es ſollte ſich entſcheiden, ob der Chriſt durch Chriſtus oder ohne Ihn ſein Ziel, das ewige Leben, erreichen könne; denn ohne Chriſtus, den Gnadenſpender, iſt der, welcher freiwillig die Gnade verwirft. Dies wurde freilich nicht ſo geſagt, denn Pelagius verſtand zu verlarven und zu bemänteln; aber im Grunde iſt es ſo: iſt nicht die Gnade, ſondern der menſchliche Wille bei dem Geſchäft der Bekehrung und Heiligung die höchſte Kraft, ſteht er in der erſten Reihe, ſo iſt der Menſch ſein eigener Erlöſer, und dann hat die Menſchwerdung, das Leben, Leiden und Sterben des Gottesſohnes keine Bedeutung für ihn.

In einer Geſellſchaft von chriſtlichen Männern zu Rom ſprach man von den Bekenntniſſen des Biſchofs von Hippo und von deſſen bekanntem Ausruf: „Gib mir Kraft, o Herr, zu thun was du gebieteſt und dann gebiete was du willſt!" Pelagius verdammte höchſt entrüſtet dies ſchöne Gebet und

gerieth faſt in Wortwechſel mit dem frommen Biſchof, der es angeführt hatte. Die Maske begann zu fallen. Er gab einige Schriften heraus, in denen er aber noch immer katholiſchen Worten eine häretiſche Bedeutung gab, ſo daß ſie Oberflächliche täuſchen konnte. Er ſprach von der Gnade, aber ſie war für ihn nichts Anderes, als die Lehre und das äußere Beiſpiel Chriſti. Seine Anhänger und Schüler ließ er freier reden, um zu hören, welchen Eindruck wohl ſein Syſtem mache und um die Segel ſpannen oder einziehen zu können, je nach der Gunſt oder Ungunſt der öffentlichen Stimmung. Sie war aber günſtig, inſofern der irdiſche Sinn ſtets mit Wohlwollen das Gleichartige aufnimmt und eine ſehr begreifliche Zuneigung für Lehren hat, mit denen er ſich entweder im Gleichgewicht oder durch ſie geſchmeichelt fühlt. Dieſe beiden Eigenſchaften beſitzt die katholiſche Lehre nun einmal nicht. Die Lehre von der Erbſünde, die uns in unſerem innerſten Weſen geknickt zeigt, iſt nicht im Einklang mit unſerem Hochmuth; und die Lehre von der göttlichen Gnade, die wie ein himmliſcher Luftzug den Funken des Guten in uns anhauchen muß, damit er zur Flamme werde und nicht in der Aſche erſterbe, iſt nicht ſchmeichelhaft für unſere Selbſtgefälligkeit. Dafür aber ſind dieſe Lehren wahr und führen ſie den Menſchen zur Wahrheit und folglich auch zu ſeiner wahren Größe: in der demüthigen Erkenntniß ſeiner Schwachheit zieht er die Gnade auf ſich herab. „Ich kann Alles in Dem, der mich ſtark macht," ſpricht der große Apoſtel. Aber Pelagius nicht. Er lehrte hauptſächlich:

Adam's Sünde habe nur ihm geſchadet, nicht ſeinen Nachkommen. Das Böſe, womit die geſammte Menſchheit zu kämpfen habe, entſtehe nur aus der Nachahmung. Zur Ueberwindung des Böſen genüge die natürliche Kraft zum Guten und der richtige Gebrauch der Freiheit. Deren Anwendung lehre den Juden ihr Geſetz und den Chriſten die Lehre und das Beiſpiel Chriſti. Dies genüge um ohne Sünde leben zu können.

Es war also ein ziemlich rationalistisches Bekenntniß, d. h. ein unchristliches. Wer die Erbsünde leugnet, leugnet indirect den Mittler, den Erlöser und stellt den Gottmenschen unter die weisen Männer, die wie Socrates, wie Moyses, ihre Zeitgenossen belehrten und erbauten, aber ihnen nicht jenes übernatürliche Mittel brachten, das zur christlichen Vollkommenheit nothwendig ist: die übernatürliche Gnade.

Augustinus hörte von diesen Schriften des Pelagius und tief gingen sie ihm, dem Sohn der Gnade, zu Herzen. Doch wollte er nichts gegen Pelagius schreiben, bevor er nicht entweder die Schriften gelesen, oder den Mann selbst kennen gelernt habe. Nach der Einnahme von Rom gingen Pelagius und Cölestius nach Sicilien, wo sie gerade lange genug blieben, um den häretischen Unkrautssamen auszustreuen; dann nach Hippo, wo sie sich kaum aufhielten, weil Augustinus nicht anwesend war; dann nach Carthago. Dort trafen sie ihn. Aber sehr beschäftigt, wie er eben wegen der großen Conferenz mit den Donatisten war, sah er sie nur flüchtig. Es fiel ihm aber auf, daß er dort einst in einer gesellschaftlichen Zusammenkunft die irrige Lehre behaupten hörte: Den neugebornen Kindern sei die Taufe nicht nothwendig zur Seligkeit, weil sie nicht gesündigt hätten. Die Ahnung stieg in ihm auf, daß dies die Frucht der Anwesenheit des Pelagius sein könne; allein er hatte nicht Zeit, sich mit Widerlegung dieses Irrthums zu befassen. Pelagius schiffte sich noch in demselben Jahre zu Carthago ein und ging nach Palästina, während Cölestius dort blieb und sich bei dem Erzbischof Aurelius um die Priesterweihe bewarb. Er machte aber aus seinen Ansichten kein Hehl, sprach sie mit großer Selbstgefälligkeit aus und erregte das Mißfallen der Katholiken. Ueberdas kam gerade damals ein Diakon der Kirche zu Mailand, ein Freund und Vertrauter des heiligen Ambrosius, aus Italien nach Carthago. Dieser kannte schon die Pelagianischen Umtriebe in Wort und Schrift, und warnte den Erzbischof, indem er ihm eine Dar-

legung der Irrthümer zuſtellte, die Cöleſtius ſowohl ſelbſt lehrte, als auch durch ſeine Anhänger verbreiten ließ. Statt alſo ihm die Prieſterweihe zu ertheilen, berief der Erzbiſchof den Cöleſtius vor eine Synode, um ihn über ſeine Rechtgläubigkeit zu prüfen und legte ihm die Anklage über ſeine Irrthümer vor. So dreiſt Cöleſtius bisher immer und überall ſich ausgeſprochen hatte, wagte er doch nicht in dieſer ehrwürdigen Verſammlung geradezu die Lehre von der Erbſünde — eine der Fundamentallehren des Chriſtenthums — zu leugnen. Er verwickelte ſich in halbe Zugeſtändniſſe und behauptete endlich, viele katholiſche Prieſter leugneten die Erbſünde. Der Aufforderung, dieſe Prieſter zu nennen, wußte er nicht anders zu entſprechen, als indem er ſeinen Lehrer, Rufin den Syrer, nannte und ihm dadurch ein rechtgläubiges Gewicht zu geben dachte, daß er hinzuſetzte, dieſer lebe in Rom bei dem allen Katholiken durch ſeine Gottſeligkeit wohlbekannten Senator Pammachius. Selbſtverſtändlich machte dies nicht den beabſichtigten Eindruck, da es ſich nicht um den Umgang Rufin's mit dieſer oder jener Perſon handelte, ſondern um deſſen Glauben. Wie Cöleſtius ſich auch zu drehen und die Sache zu wenden wußte — irrgläubig war er und da er ſo gelehrt und ſo geſchrieben hatte, war er ein Irrlehrer, mit dem die katholiſche Kirche nichts zu ſchaffen haben kann, weil ſie nicht dulden darf, daß die göttliche Wahrheit der Offenbarungslehren durch Verneinung, Entſtellung, Hinzuthun oder Hinwegnehmen angetaſtet werde. Die Synode ſchloß den Cöleſtius von der Kirchengemeinſchaft aus, damit er gekennzeichnet und der Gläubige vor ihm gewarnt ſei. Cöleſtius appellirte gegen dieſen Ausſpruch an Papſt Innocenz; aber anſtatt ſich nach Rom zu begeben und dort ſeine Vertheidigung zu führen, um das Urtheil rückgängig zu machen, ſchiffte er ſich nach Kleinaſien ein und ging nach Epheſus, im Jahre 412. Die Anhänger, die er in Carthago gefunden, durften ſeine Meinungen nicht öffentlich verbreiten, weil der allgemeine Abſcheu auf ihnen laſtete, nachdem der

Glaube der Kirche festgestellt war, und nur ein heimliches Gemurmel blieb ihnen übrig.

Augustinus war nicht bei dieser Versammlung von Bischöfen der Kirchenprovinz gewesen; als er aber die Kunde der offenbaren Häresie, die in Carthago entlarvt und verdammt sei, erhielt, verfaßte er sogleich eine Abhandlung über Schuld und Nachlassung der Sünden. „Man kann in „Fragen, die noch nicht untersucht und noch nicht durch den „Ausspruch der allgemeinen Kirche festgestellt sind, den Irr„thum dulden und den Zweifel gelten lassen," sagt er, „aber „man darf nicht gestatten, daß diese die Grundfeste des „Glaubens angreifen und erschüttern. Die Kirche, unsere „Mutter, hat allezeit und bei allen Völkern, im Morgen„land und Abendland gelehrt, daß die Taufe zur Nach„lassung der Sünden — der Erbsünde und der eigenen „Sünde — ertheilt werde. Da die Erbsünde auch an dem „neugebornen Kinde haftet, befreit die Taufe es von dieser „Schuld. Mit Schmach würde sich derjenige bedecken, der „diesen Glaubenspunkt leugnete. — So wie der Geist der „Gerechtigkeit Desjenigen, durch welchen die Kinder wieder„geboren werden, ihnen den Glauben mittheilt, den sie noch „nicht durch eigene Willensthätigkeit haben können; — ebenso „theilt die sündhafte Fleischlichkeit Derjenigen, von denen sie „geboren werden, ihnen eine Schuld mit, welche sie durch „ihr eigenes Leben sich nicht zuziehen konnten. Wie der „Geist des Lebens sie als Gläubige in Christus wieder ge„biert, so erzeugt sie der Leib des Todes als Sünder in „Adam. — Es gibt auf Erden gerechte, kluge, große, ent„halsame, fromme Menschen, Menschen die mit Starkmuth „die Leiden der Zeit ertragen, ohne Sünde aber sind sie „nicht und Keiner unter ihnen darf verschmähen, um Gnade „zu beten. Gottes Gnade enthüllt uns die Hindernisse, „die in uns sind, um das Gute zu thun und das Böse zu „meiden und die unsere Schwachheit uns verdeckte. Gottes „Gnade läßt uns Wohlgefallen an dem Guten haben, das „früher reizlos für uns war. — Auf die Behauptung der

„Feinde der Kirche, daß der Menſch nicht mehr nach der „Nachlaſſung der Sünden ſterben dürfe, wenn der Tod eine „Folge der Sünde ſei; könnte man ebenſo fragen: warum „dauert nach der Nachlaſſung der Sünden die mühſame „Arbeit für den Menſchen fort? warum trägt die Erde „noch immer Diſteln und Dornen? Vor der Erlöſung „war Mühe und Arbeit eine Strafe für den Sünder; nach „derſelben ſind ſie Kämpfe und Prüfungen für den Gerech„ten. Was den Tod betrifft, ſo hilft uns die Nachlaſſung „der Sünden über deſſen Schreckniſſe ſiegen; der Tod ſelbſt „iſt geblieben, um uns Gelegenheit zu dieſem großartigen „Siege zu geben. Denn wahrlich! wäre es etwas Geringes, „die Schrecken des Todes durch den Glauben zu überwin„den, ſo würde der Ruhm der Martyrer nicht ſo groß ſein „und der Heiland nicht im Evangelium geſagt haben: Nie„mand kann eine größere Liebe haben, als das Leben für „ſeine Freunde zu laſſen."

Zu derſelben Zeit ſchrieb er eine Abhandlung „Von dem Glauben und von den Werken". Sie war hervorgerufen durch eine neue irrige Meinung, der zufolge Einige behaupteten, es käme für das ewige Heil Alles auf den Glauben an, Nichts auf die Werke. Deshalb dürfe man auch den größten Sündern, welche die Sacramente der Taufe und der Euchariſtie begehrten, dieſelben nicht verſagen; denn wer die Taufe empfangen habe, werde ſelig. Dieſen heilloſen Wahn widerlegt Auguſtin: Wer in der ſchweren Sünde beharrt, darf nicht zu der Taufe zugelaſſen werden. Stirbt er in der ſchweren Sünde, ſo wird er — getauft oder ungetauft — verdammt werden. Heilſame Zucht iſt ebenſo nothwendig wie milde Behandlung. Aber nur dem bußfertigen Sünder darf erlaubt werden, den Sacramenten zu nahen.

Aus all' dieſem Irren und Wirren ſieht man die ungemein rege Theilnahme der Geiſter für die Wahrheit. Es war nicht mehr der heidniſche Materialismus der großen Maſſen. Ein höheres Element war bei ihnen wach geworden; es ſuchte Nahrung — nur nicht immer auf dem rich-

tig geraden Wege, wie das so häufig geschieht, weil Leidenschaft den Geist allzu oft verblendet und lenkt; aber es war doch Platz gemacht in der Seele für höhere Interessen und die Theilnahme für alle religiösen Fragen zeugt für eine geistige Bewegung nach dem Christenthum hin. Alle diese Menschen hatten ja großentheils die Taufe erst im späteren Leben empfangen, und die Eltern von Vielen waren noch Heiden gewesen. Die Augustine aber, die mit ihrem ersten christlichen Schritt sogleich im Mittelpunkt der Kirche stehen und all' ihr Licht und all' ihre Kraft sogleich ohne Wanken und Schwanken in sich aufnehmen, sind keine alltäglichen Erscheinungen. Die Mehrzahl muß sich hinein arbeiten, hinein finden, und tausend Fragen, die mit den Angewöhnungen des früheren Standpunktes zusammenhängen, oft sehr mühsam zurechtlegen. Daher denn auch die vielen verkehrten Fragen und verkehrten Antworten. Blieb diese Verkehrtheit in ihren Schranken, maßte sie sich nicht das endgültige Urtheil in diesen Dingen an, hielt sie fest an dem Glauben, daß der Gottmensch die Kirche eingesetzt und ihr den heiligen Geist gegeben habe, der sie in der Wahrheit leite und erhalte — und daß der Lehrmund der Kirche der Ausspruch des heil. Geistes sei, dem kein vernunftbegabtes Wesen sich widersetzen werde: so war jene Verkehrtheit nur eben eine von den zahllosen Schwächen, denen der Mensch, auch in seinem besten Streben, unterworfen ist und die ihn zur Demuth im Hinblick auf sich selbst, zur Geduld im Hinblick auf Andere, bewegen sollen. Ging sie aber in Starrsinn über, stützte sie sich auf den Hochmuth, fand sie mehr Wohlgefallen an ihrer kleinen Besonderheit, als an der großen Einheit: so war das der Weg, der zur Häresie führt.

Von Hochmuth irgend einer Art war Augustin's Seele nicht verfinstert. Während jede Glaubensfrage zur Erörterung, Aufklärung und Sichtung ihm vorgelegt wurde und Jeder sich beruhigt fand, der Augustin's Ansicht von der Sache vernommen hatte, bittet er seine Freunde, sie möchten ihn nicht vertheidigen, wenn man ihn tadele, und besonders

nicht behaupten, daß er ſich niemals geirrt habe. „Ihr „würdet eine ſchlechte Sache führen und ſie ſogar vor mir „verlieren," ſagt er und bittet, daß man ihm den Gefallen erweiſe, ihm ſeine Fehler bemerklich zu machen. Er hatte ſchon damals ein Vorhaben, das er auch ſpäter ausführte, alle ſeine Schriften, die theilweiſe in ſo großer Eile und im Drange von tauſend wichtigen Geſchäften abgefaßt waren, einer kritiſchen Durchſicht zu unterwerfen. Nicht der Umſtand, in den eigenen Schriften nichts ändern zu wollen, ſagt er, werde einem Schriftſteller Anſehen geben, ſondern der, nichts zu ſchreiben, was verbeſſert werden müßte; hat man ſich aber zu dieſer Vollkommenheit nicht erheben können, ſo müſſe man gutwillig widerrufen. Ein anderes Mal, als er die Menge und die Verbreitung ſeiner Werke beſpricht, ſchreibt er: „Meine Schriften ſind in zu vielen Händen, als „daß ich ſie verbeſſern könnte; aber ſo lange ich lebe, bin „ich im Stande, mich ſelbſt zu beſſern."

Einmal fand ſich ein Biſchof beleidigt, weil Auguſtin in einer kleinen Abhandlung an die fromme römiſche Wittwe Paulina über die Anſchauung Gottes geſagt hatte: Mit unſeren leiblichen Augen würden wir dieſe ſelige Anſchauung nicht genießen. Der Biſchof war anderer Meinung und hatte ſie auch in einer Schrift ausgeſprochen. Als Auguſtinus hörte, daß ſich der Biſchof gekränkt fühle, war er ſehr bekümmert und ließ durch Aurelius von Carthago um eine Zuſammenkunft bitten, welche das Mißverſtändniß beſſer aufkläre, als ein Briefwechſel. Doch der Biſchof lehnte es ab. Da ſchrieb Auguſtinus eine weitläufige Auseinanderſetzung an Fortunatian von Sicca, der mit Jenem befreundet war, und flehte ihn an, Vermittler und Fürſprecher zu ſein und ihm die Verzeihung des Biſchofs zu erwirken und zu melden. Bis der fragliche Punkt friedlich zwiſchen ihnen beiden verhandelt ſei, ſetzte er hinzu, wollten ſie zunächſt ihr Herz mehr und mehr reinigen und läutern, da es keinem Zweifel unterliege, daß die reinen Herzen Gott ſchauen würden.

Einmal bat er in einer Homilie die Gläubigen von Hippo demüthigſt um Verzeihung, wenn es je geſchehen ſein ſollte, daß er, von den Sorgen und Unruhen ſeines Amtes eingenommen, eines ſeiner Kinder unfreundlich aufgenommen oder ſtreng angeblickt oder angeſprochen habe. „Die Henne, „die ihre Küchlein unter ihre Flügel ſammelt, um ſie zu „erwärmen, tritt zuweilen mit dem Fuß auf ſie, hört aber „deswegen nicht auf, eine zärtliche Mutter zu ſein," ſprach er. Solche Aeußerungen rührten ſeine Zuhörer oft zu Thränen, und auch er war durch die Stärke ſeines Gefühls und die Zartheit ſeiner Empfindungen nicht ſelten zu Thränen bewegt.

Mit demüthiger Bereitwilligkeit beantwortete er jeden Brief, von Bekannten und Unbekannten, worin ihm religiöſe oder philoſophiſche Fragen vorgelegt wurden — gewiß ein Zeichen von unſäglicher Güte bei dem Drang ſeiner Geſchäfte. Evodius von Uzala bat ihn einmal, um ihm nicht läſtig zu fallen, nur flüchtig eine ſolche Frage zu beantworten. „Das kann ich nicht," ſchrieb Auguſtinus zurück; „meine Briefe werden von zu vielen Leuten geleſen, als „daß ich ſie nicht mit der gehörigen Aufmerkſamkeit fleißig „ausarbeiten ſollte, wozu die Zeit nicht immer ausreichen „will. Zuweilen habe ich eine wichtige und ſchwere Arbeit, „die all' meine Gedanken in Anſpruch nimmt, unter den „Händen. Da muß ich ſie unterbrechen, um Fragen zu „beantworten. Und während ich mit dieſen mich beſchäftige, „kommen ſchon wieder neue Fragen, ſo daß ich oft nicht „weiß, was ich zur Hand nehmen oder bei Seite legen, was „ich unterbrechen oder zu Ende bringen ſoll."

Die frühere Spannung mit Hieronymus war längſt gelöst und hatte gegenſeitiger freundſchaftlicher Verehrung Platz gemacht. „Der heilige und gelehrte Auguſtinus" — pflegte Hieronymus ihn zu nennen. Sie wechſelten ab und an einen Brief über irgend eine ſchwierige Frage, und begegneten ſich in dem unauslöſchlichen Durſt nach Erkenntniß göttlicher Wahrheit, die den Einen in ſeiner Bethlehemitiſchen

Grotte und den Andern auf ſeinem Biſchofsſitz beſeelte. Eine ſolche Frage war die über den Urſprung der Seelen. Die Einen, und mit ihnen Hieronymus, hielten dafür, daß Gott ſie immer neu erſchaffe und mit dem Körper verbinde; die Andern folgten Tertullian's Anſicht, daß ſich die Seele von den Vätern auf die Kinder vererbe. Auguſtinus hielt ſich zu keiner Partei. Fragte man ihn um ſeine Anſicht, ſo geſtand er ſeine Unwiſſenheit, ſelbſt dann wenn er hören mußte: „Du biſt ein Meiſter in Iſrael und weißt das nicht?“ Dem jungen ſpaniſchen Prieſter Oroſius, der ſich vor den Häreſien, welche die ſpaniſche Kirche, und vor den barbariſchen Völkern der Alanen und Sueven, welche die ſpaniſchen Lande verwüſteten, nach Afrika flüchtete, ſich ein Jahr in Hippo bei Auguſtinus aufhielt und dann nach Paläſtina reiſte, gab Auguſtinus einen Brief, der eine Abhandlung über dieſe Frage war, an Hieronymus mit und ſchrieb dazu:

„Ich habe Gott gebeten, der uns zu ſeiner Herrlichkeit „berufen hat, daß es uns Beiden geiſtigen Gewinn bringen „möge, was ich jetzt mit dir, heiliger Bruder Hieronymus, „beſprechen und erörtern möchte. Obſchon du älter biſt, als „ich, ſo bin doch auch ich ſchon ein Greis (im Jahre 415 „war Auguſtinus im einundſechzigſten Jahre) und ich frage „einen andern Greis um Rath. Kein Alter iſt zu hoch, „wenn es ſich darum handelt, etwas zu lernen. Zwar iſt „es mehr die Sache der Alten zu lehren, als zu lernen; in„deſſen ſteht es ihnen doch beſſer an zu lernen, als das „nicht zu wiſſen, was ſie lehren ſollten. Bei der peinlichen „Anſtrengung, welche die Löſung ſchwieriger Fragen koſtet, „iſt mir nichts ſchmerzlicher, als deine große Entfernung. „Täglich wünſchte ich dich ſehen zu können, um über Alles, „was mich beſchäftigt, mit dir zu ſprechen. Statt deſſen „vergehen nicht Tage, nicht Monate, ſondern Jahre, um dir „meine Briefe zu überſenden und die deinen mir zu „bringen!“

Was die geheimnißvolle Frage ſelbſt betrifft, ſo neigt

ſich Auguſtinus zur Anſicht des Hieronymus; aber nicht unbedingt, weil ihm dann die Erbſünde eine große Schwierigkeit machte. Denn, fragt er, wenn die Seele für jeden Körper neu erſchaffen wird und ſich nicht von Adam an auf uns vererbt, wie kann man ſagen, daß ſie von der Erbſünde befleckt ſei?

Darauf läßt ſich antworten: Nicht die Seele, ſondern der Menſch, dies geheimnißvolle Weſen, das aus Leib und Seele beſteht, der Menſch iſt mit der Erbſünde befleckt; und wie der Leib dereinſt, wenn der Menſch das übernatürliche Ziel ſeiner Erſchaffung endlich erreicht, an der Verklärung ſeinen Antheil hat: ſo hat die Seele am Anfang der menſchlichen Laufbahn ihren Antheil an der Verfinſterung.

Am Schluß des Briefes bekennt Auguſtinus abermals ſeine Unwiſſenheit und ſetzt hinzu: „Es gibt noch viele andere Dinge, die ich nicht weiß; ja, es gibt deren ſo viele, „daß ich ſie weder erwähnen noch aufzählen kann."

Oroſius kam gerade zu rechter Zeit nach Jeruſalem, um die Verhandlungen mit Pelagius dort zu erleben. Wie ſehr deſſen Irrlehre den Biſchof von Hippo beſchäftigten, war ihm bekannt.

Zwei römiſche Jünglinge von vornehmer Familie, gebildet, unterrichtet und fromm, hatten ſich in Rom an Pelagius angeſchloſſen, deſſen ernſtes und ſtrenges Leben ſie ungemein erbaute und auf ſein Zureden hatten ſie ſich entſchloſſen, der Welt mit ihren glänzenden Ausſichten und gefährlichen Freuden zu entſagen und ſich dem Mönchsſtande zu weihen. Sie hießen Jacobus und Timaſus. Was ſie aber auf der einen Seite durch ihren großmüthigen Entſchluß gewannen, verloren ſie auf der andern, indem Pelagius ſie in ſeine Irrthümer einweihte. Da ſie ihn als ihren Lehrer verehrten und als den Meiſter ihres innern Lebens liebten, beugten ſie ſich arglos vor dieſer zweifachen Autorität und ſogen das Gift der Feindſchaft gegen die Gnade, die in Chriſtus iſt, unbefangen ein. Als aber der Einfluß des Pelagius durch ſeine Abreiſe von Rom ſchwächer wurde,

und als ſich warnende Stimmen rings um ſie her erhoben, ſtiegen Bedenken in ihnen auf. Wahrhaft fromm und wahrheitsdurſtig, wie ſie waren, wendeten ſie ſich an das allgemeine Licht des Abendlandes, ſchickten eine Schrift des Pelagius an Auguſtinus und erſuchten ihn um Belehrung. Die Antwort darauf war ſein Werk „Von der Natur und der Gnade", worin er darlegt, daß die Gnade nicht gegen die Natur iſt, ſondern über ihr, und daß ſie die Natur nicht ſowohl knechtet, als befreit, indem dieſe der Sündenherrſchaft ſich entwindet und mit eingreift in die große Beſtimmung des Menſchen: in die Arbeit, ſich zu heiligen für's ewige Leben — eine Arbeit, die dem Menſchen aus eigener Kraft unmöglich iſt. Die Natur des Menſchen wurde geſund und rein geſchaffen; aber ſeit dem erſten Ungehorſam kränkelt ſie und bedarf der Arznei. Dieſe beſteht in dem Beiſtand der Verdienſte Jeſu Chriſti, den wir aus Barmherzigkeit empfangen — und eben deshalb iſt es Gnade.

Jacobus und Timaſus waren zu aufrichtig und zu denkend, um nicht vollſtändig die falſche Lehre des Pelagius aufzugeben, welche aller Vernunft und aller Erfahrung widerſpricht, nachdem Auguſtinus ſie belehrt hatte. Sie wurden nur um ſo eifriger in ihrem Stande und ſuchten durch jene Schrift auch Andere zu bekehren. Inzwiſchen war auch in Paläſtina der Verdacht gegen Pelagius rege geworden, obſchon er noch immer geſchickt doppelſinnige Reden führte und der richtigen Bedeutung der Worte eine falſche unterſchob.

Der Biſchof Johannes von Jeruſalem berief eine Verſammlung von Geiſtlichen, vor denen Pelagius ſich verantworten ſollte und zog auch Oroſius dazu, um zu vernehmen, was man im Abendland zu dieſen Dingen ſage. Oroſius erklärte, die Synode von Carthago habe die Irrlehre des Cöleſtius, die hauptſächlich die Erbſünde betreffe, feierlich verdammt. In Bezug auf die Irrlehre des Pelagius hinſichtlich der Gnade berief er ſich auf Auguſtin's Werk, das noch nicht im Morgenlande bekannt war und auf einen

Brief Auguſtin's, den er bei ſich hatte und der gegen die Pelagianer gerichtet war. Als Biſchof Johannes den Pelagius zu der Erklärung aufforderte, ob er die Sätze lehre, die Auguſtinus bekämpfe, erwiederte er ausweichend und frech: „Was habe ich mit Auguſtinus zu ſchaffen?“ Die Verſammlung fand einen ſolchen Mangel an Ehrerbietung gegen den weiſen, gottſeligen Kirchenvater höchſt anſtößig. Johannes aber hatte ſich zu Gunſten des Pelagius einnehmen laſſen und da ein Dolmetſcher die Aeußerungen des Oroſius aus der lateiniſchen Sprache in die griechiſche überſetzen mußte und nicht treu überſetzte — ſei es aus Abſicht, ſei es aus Ungeſchick — ſo löste ſich die Verſammlung ohne einen Beſchluß zu faſſen auf und Johannes erklärte dem Oroſius — wahrſcheinlich in Folge der Unzuverläſſigkeit des Dolmetſchers — er habe gottesläſterliche Dinge vorgebracht. Um ſich gegen ein ſolches Mißverſtändniß zu verwahren und ſeine katholiſche Geſinnung darzulegen, verfaßte Oroſius ſeine Schutzſchrift, in welcher er ſich ſtark gegen die Pelagianer ausſprach. Der Rechtgläubige war gezwungen, ſich zu vertheidigen, während der Häreſiarch im Schutz des heiligen Stuhles von Jeruſalem immer dreiſter ſein Haupt erhob und den katholiſchen Kirchenlehrern Verzagtheit an ihrer eigenen Sache vorwarf, weil bis jetzt Hieronymus wie Auguſtinus glimpflich mit ihm verfahren waren, da ſie hofften, daß ein Mann von tadelloſem Wandel leichter zu bekehren ſein werde, wenn man ihm ohne Schärfe die Wahrheit darlege und ganz von ſeiner Perſönlichkeit abſehe, um nur die Sache zu behandeln. Aber der Vernunftſtolz, obſchon er ein ſtolzes Aufbäumen gegen die Vernunft iſt, wird nicht ſo leicht überwunden! — Trotz des Schutzes, den er fand, erneuerten zwei galliſche Biſchöfe, die eine Pilgerreiſe nach Paläſtina machten, die Anklage gegen Pelagius und vierzehn paläſtiniſche Biſchöfe verſammelten ſich zu einer Prüfung derſelben in Diospolis. Zum Unglück erkrankten die beiden Gallier, die allein im Stande waren, den Schlangenwindungen des Pelagius in ſeinen Schriften nachzugehen, was

die Morgenländer, unkundig der lateinischen Sprache, nicht konnten. Die Ankläger waren nicht zugegen, Johannes von Jerusalem stützte und vertheidigte Pelagius; so hatte dieser ein leichtes Spiel, umsomehr als ein Dolmetscher die anstößigen Lehrsätze vortrug. Einige derselben verleugnete er, andere erklärte er, anderen nahm er ihre Bedeutung, noch andere verdammte er selbst mit unglaublicher Frechheit. Demgemäß erklärten die Bischöfe: Da der Mönch Pelagius uns bezüglich seiner Meinungen zufriedengestellt hat, da er über die wahre Lehre mit uns übereinstimmt, und Alles verwirft und verdammt, was gegen den Glauben der Kirche ist: so erkennen wir an, daß er sich in der katholischen Kirchengemeinschaft befindet.

Pelagius triumphirte und verbreitete, daß vierzehn Bischöfe seine Meinungen geprüft und richtig befunden — und daß nunmehr seine Gegner zu schweigen hätten. Dann veröffentlichte er ein Werk über den freien Willen, worin er behauptete, der Mensch könne leicht die Gebote Gottes halten und nicht sündigen, wenn er nur wolle — eine Behauptung, welcher die ganze Geschichte der Menschheit und jedes Einzelnen widerspricht. Hieronymus aber hatte auch eine Schrift veröffentlicht, die ohne Schonung für Pelagius war. Am Schluß sagt er: „Da der heilige und beredsame Bischof Augustinus damit beschäftigt ist, gegen die Pelagianer zu schreiben, so kann ich mich künftig dieser Mühe für enthoben halten; denn sie wäre ganz unnütz. Entweder würde ich dasselbe sagen, was er sagt — und das müßte man mit Recht überflüssig finden; oder ich würde etwas Anderes sagen — und dann könnte ich nur tief unter diesem bewunderungswürdigen Geist bleiben, der mir immer zuvorkommen wird, wenn es darauf ankommt, das Beste zu sagen." Diese freudige Anerkennung der Ueberlegenheit war eine Frucht von Augustin's Milde, Demuth und Mäßigung, denen das große Herz des alten Hieronymus nicht widerstehen konnte.

Orosius brachte die Nachrichten über Pelagius und die

Ausbreitung der Secte im Jahre 416 nach Afrika zurück. Die Bischöfe der carthaginensischen Kirche waren eben zu ihrem alljährlichen Provinzial-Concil in Carthago versammelt. Da sie es waren, welche in dieser Sache durch die Ausschließung des Cölestius den ersten Schritt gethan hatten, und da dieselbe an Gefährlichkeit zunahm, so beschlossen sie, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, die Akten jener Ausschließung durchzugehen und zu bestätigen, die Lehren des Pelagius ebenfalls zu prüfen und beide Männer zu excommuniciren, wenn sie nicht selbst mit deutlichen, unzweifelhaften Worten Alles verwerfen wollten, was die katholische Kirche verwirft. Diese Beschlüsse sollten dann nach Rom geschickt werden, um ihnen durch die Beistimmung des apostolischen Stuhles vollkommene Autorität zu sichern.

Zu derselben Zeit waren in Milevis einundsechzig Bischöfe zum numidischen Provinzial-Concil versammelt — unter ihnen Augustinus, Alypius und Possidius. Sie folgten dem Beispiel der achtundsechzig carthaginensischen Bischöfe und flehten den Papst in einem Schreiben an, dafür zu sorgen, daß, wenn Pelagius und Cölestius nicht widerriefen, das Heil anderer Seelen beschirmt und das Anathema gegen beide Häresiarchen ausgesprochen werde. Papst Innocenz erkannte das Gewicht ihrer Gründe an und excommunizirte Cölestius und Pelagius. Augustinus sagte in einer Predigt: „Der apostolische Stuhl hat sich gegen die Undank„baren ausgesprochen, welche die menschliche Bedürftigkeit „der Gnade nicht anerkennen und dem natürlichen Willen „zu viel Kraft beimessen. Die Sache ist also zu Ende. Möge „auch der Irrthum es sein."

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Ausgang des Pelagius.

Er war es aber nicht. In Palästina nahm er sogar eine Wendung, die an die donatistischen Circumcellionen erinnerte; denn religiöse Wirren führen immer sittliche Unordnung her-

bei, weil ſie ein und daſſelbe Prinzip haben: Auflehnung gegen die Ordnung. Daß das Kloſterleben die höchſte Blüthe der Gnadenkraft, nicht die des natürlichen Willens ſei, mochten die Pelagianer zwar mit Worten leugnen, allein ſie überzeugten weder Andere noch ſich ſelbſt davon. Darum hätten ſie gern die Klöſter, deren Bewohner, deren Beſchützer und Vertheidiger von der Erde vertilgt, denn das Alles zeugte für die Gnade. Hieronymus war ein glühender Anhänger und Lobredner des klöſterlichen Lebens, von großem Einfluß auf dieſe Seelenrichtung in der ganzen chriſtlichen Welt und überdas ein kräftiger Gegner der Irrlehre über die Gnade. Eine wilde pelagianiſche Rotte wollte Rache an dem Greiſe nehmen, unter deſſen Leitung und Einfluß die großen bethlehemitiſchen Männer- und Frauenklöſter ſtanden. Sie ſtürmte Bethlehem, legte das Kloſter der heiligen Paula in Aſche, mißhandelte Mönche und Nonnen, brachte einen Diacon um's Leben und ſuchte umſonſt nach Hieronymus. Er hatte ſich in einen Feſtungsthurm vor dem Feuer und den Schwertern geflüchtet. Indeſſen mochte Pelagius doch einſehen, daß dieſe Weiſe ſeine Sache zu fördern auf heftige Mißbilligung ſtoßen werde, und da jetzt auch die Excommunication von Rom erfolgte und bald darauf Papſt Innocenz I. ſtarb, hielt er es für gerathen ſelbſt nach Rom zu gehen und zu verſuchen, ob er ſich nicht durch Liſt und Zweizüngigkeit rehabilitiren könne. Sein Freund und Bundesgenoſſe Cöleſtius hatte ſich ebenfalls in Rom eingefunden, nachdem er zu Epheſus die Prieſterweihe erſchlichen und dann, von dort verjagt, in Conſtantinopel gelebt hatte, wo man ihn aber auch nicht mehr wegen ſeiner häretiſchen Grundſätze dulden wollte. Pelagius brachte ein ganzes Netz von Intriguen, von Doppelſinn, von Schlauheit mit, welches er mit ſeinen Gönnern und Anhängern in Paläſtina gewebt hatte, ſtellte ſich dem neuen Papſt Zoſimus als ein Verkannter und Verfolgter vor, brachte Schreiben ähnlichen Inhalts von morgenländiſchen Biſchöfen, die er getäuſcht hatte und wirklich gelang es ſowohl ihm als dem Cöleſtius den Zoſi-

mus auch zu täuschen. Die Excommunication nahm der Papst noch nicht zurück, allein er stellte in zwei Sendschreiben an die afrikanischen Bischöfe die beiden Irrlehrer als glaubenstreue, gottesfürchtige Männer hin, die man in Afrika schmählich verleumdet und unbesonnen verdammt habe, rügt in lebhaften Ausdrücken das Verfahren der Bischöfe und warnt sie falschen Zeugen Gehör zu schenken.

Diese unerwartete Wendung erfüllte die Bischöfe mit heiliger Trauer, denn sie sahen ein Meer von Verwirrung jeder Art zerstörend in die Kirche hineinfluthen, wenn nicht Derjenige, dessen Wink alle Stürme beschwichtigt, auch diesen Sturm beruhigen würde. Augustinus war so tief ergriffen, daß er damit umging sein bischöfliches Amt niederzulegen, wofern die Irrlehrer zur katholischen Kirchengemeinschaft zugelassen werden sollten. Aber er verlor weder seinen Muth noch seine entschiedene Ueberzeugung, denn beide wurzelten in dem Bewußtsein die wahre Lehre, den ächten Glauben, die ewige, göttliche Wahrheit zu vertheidigen. Und in derselben ruhigen Entschlossenheit beharrten die übrigen Bischöfe. Zweihundert und vierzehn versammelten sich zum National-Conzil in Carthago. „Aurelius war ihr Haupt und Augustinus ihre Seele" sagt der heilige Dichter Prosper von Aquitanien. Dies Conzil erklärte, daß es bei dem Ausspruch des Kirchenbannes, den Innocenz über Pelagius und Cölestius verhängt habe, so lange verbleiben müsse, bis diese Beiden in einem ganz bestimmten und deutlichen Glaubensbekenntniß erklärten, „daß die Gnade Gottes, uns verliehen durch Jesus Christus unsern Herrn, uns bei jeder unserer Handlungen helfen müsse die Gerechtigkeit nicht nur zu erkennen, sondern auch zu üben, so daß wir, ohne diese Gnade nichts denken, nichts sagen, nichts vollbringen können, was zur wahren christlichen Gottseligkeit gehört."

Zosimus antwortete zwar kalt und hoch auf das Sendschreiben, welches ihm diesen Beschluß des Conzils mittheilte, that jedoch keinen weiteren Schritt zu Gunsten der beiden Irrlehrer. Er begann an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln.

Nun versammelte Aurelius ein zweites National-Conzil, das in der Basilica des Faustus zu Carthago tagte und über die ganze, deutlich dargelegte pelagianische Irrlehre in neun Sätzen das Anathema aussprach und dieses durch Sprüche aus der heiligen Schrift erklärte und bekräftigte.

Zosimus durfte jetzt nicht mehr an der Doppelzüngigkeit der Irrlehrer zweifeln, da ihm ihre eigentliche Meinung in nackter Gestalt ohne schlaue Verhüllung aus den neun verdammten Sätzen entgegen sprang. Und als sein Zweifel gehoben war, zögerte er nicht die Irrlehrer zur Rechenschaft zu ziehen. Pelagius war aber schon in's Morgenland zurückgekehrt und Cölestius verließ schleunigst Rom anstatt sich zu stellen. Da erfolgte denn das Urtheil des Zosimus. Er bestätigte alle Beschlüsse der carthaginensischen Conzilien gegen die Irrlehren, stellte Pelagius und Cölestius für den Fall ihres aufrichtigen Widerrufs in die Ordnung der Büßenden und verhängte für den entgegengesetzten Fall den Kirchenbann über sie. Zuerst nach Carthago, dann aber an alle Bischöfe der katholischen Kirche, die über drei Welttheile ausgebreitet war, sendete Zosimus dies Schreiben, das von allen Bischöfen — bis auf achtzehn — mit hoher Freude begrüßt und mit Bereitwilligkeit unterschrieben wurde, so daß, Dank der heiligen Standhaftigkeit des afrikanischen Episcopats, die Glaubenseinheit und Eintracht in der Kirche aufrecht gehalten wurde. In dem Dankschreiben, welches die afrikanischen Bischöfe an Zosimus erließen, betonen sie mit beifälliger Zustimmung ein Wort seines Schreibens um zu versichern, daß die Gnade mit nichten den freien Willen aufhebe, sondern nur ihm zuvorkomme.

In diesem nämlichen Frühling von 418, erließ Kaiser Honorius ein Gesetz gegen die Pelagianer, als Verstörer des Friedens in der katholischen Kirche. Und es war hohe Zeit; denn sie fingen schon an in Rom eine bürgerliche Faction zugleich mit einer religiösen Secte zu bilden. Jetzt hemmte aber die Furcht vor Geldstrafe und Verbannung die häretische Bewegung und mit derselben unverschämten

Verdrehung, die ihrem Meister bei seinen Worten eigen war, verfuhren sie jetzt mit den Thatsachen und behaupteten, das kaiserliche Gesetz sei ihnen günstig. So abgekehrt von der Wahrheit waren sie, daß sie die Unwahrheit wie Wasser tranken. Da es ihnen unmöglich war, sich zur Vertheidigung ihrer Meinungen auf den Glauben der Kirche zu berufen, so beriefen sie sich auf den Glauben einzelner, hervorragender Persönlichkeiten und streuten die Versicherung aus, dieser angesehene Mann, jener fromme Priester gehöre zu ihnen. So war es ihnen gelungen den Sixtus, einen der geachtetsten Priester Roms, fälschlich in diesen Verdacht zu bringen, während er es war, der zuerst das Anathema öffentlich verkündete. Zu solcher Niedrigkeit der Gesinnung sinkt der Abgefallene vom Glauben herab.

Dasselbe Afrika, welches jetzt in der Finsterniß der Lehre Muhameds liegt und von Mauren und Arabern erobert und überfluthet zum Islam sich bekennt, war vor vierzehn Jahrhunderten ein Bollwerk der katholischen Kirche und lieferte ihr die tüchtigsten Vorkämpfer. Als der erste unter ihnen nannten die Zeitgenossen — die Freunde wie die Gegner — Augustinus! Julian, einer der achtzehn Bischöfe, welche das Anathema gegen Pelagius nicht unterschrieben, macht Augustin den herrlichen Vorwuf, er habe Alles gegen die Pelagianer angefacht, Alles geleitet, Alles geschrieben. Der fromme Dichter Prosper von Aquitanien schreibt dem Bischof von Hippo die Ehre zu, am meisten zu diesem großen Siege des Glaubens beigetragen zu haben und sagt: Augustin leuchtet mit einem Licht, das er an dem wahren Licht angezündet hat. Gott war seine Nahrung, seine Ruhe, sein Leben; die Liebe Jesu, seine Lust. Da er kein anderes Gut wollte, herrschte heilige Weisheit in dem Tempel seiner Seele. Er wachte am unermüdlichsten für die Heerde Christi, hielt den Feind auf, entlarvte dessen Hinterlist, schnitt ihm die Wege ab, während aus seinen Schriften Ströme der Weisheit über die Welt sich ergossen, so daß Alle, die guten Willens waren, ihren Durst nach Wahrheit daran stillen konnten.

Hieronymus schreibt an Augustin: „Zwar habe ich immer geziemende Ehrerbietung für dich gehegt und den in dir wohnenden Heiland, unsern Herrn, geliebt. Jetzt aber liebe ich dich noch mehr, wofern es möglich ist, so daß ich nicht eine Stunde kann vorbeigehen lassen, ohne deiner zu gedenken, der du in heiliger Glaubensgluth wider die tobenden Stürme beharrtest. Deine Einsicht weiß, was ich meine. Heil dir! du wirst gefeiert auf dem ganzen Erdkreis! die Katholiken verehren und bewundern dich als den Wiederhersteller des alten Glaubens und was den größten Ruhm beurkundet, alle Ketzer verabscheuen dich, wie sie mit gleichem Haß auch mich verfolgen und uns mit ihren Wünschen tödten, da sie es mit dem Schwert nicht vermögen. Die Gnade Christi unsers Herrn bewahre dich und erhalte dich meiner eingedenk, ehrwürdiger Herr und glückseliger Vater."

Und bald darauf schrieb er an Augustin und Alypius einen gemeinschaftlichen Gruß: „Ich wünschte Flügel der Taube zu haben um zu euch zu fliegen. Gott weiß, wie gern ich euch umarmen würde, besonders in diesem Augenblick, wo ihr der Ketzerei des Pelagius den Todesstoß versetzt habt."

Dies war einer der letzten Briefe des Hieronymus. Der greise Kämpe schied vom Schlachtfeld des Lebens, wo sein kriegerischer Geist und sein heißes Blut ihm so viel zu kämpfen gaben und ging am 30. Septemer 420 aus seiner Höhle von Bethlehem zum ewigen Frieden ein.

Und Augustinus — was dachte, was sagte, was that er, als sein Name der hochgefeierte in der Kirche vom Aufgang bis zum Niedergang war und drei Häresien — des Donatus, des Cölestius, des Pelagius — wie erwürgte Schlangen zu seinen Füßen lagen. Er frohlockte wie die Heiligen frohlocken über den Sieg der Braut Christi, der großen heiligen Mutter der Seelen. An sich selbst dachte er nicht anders, als an ihren unwürdigen Diener. Er legte seinem Volk von Hippo die Psalmen aus und sagte dabei, als ob sein Blick durch die Jahrtausende dringe:

„Sie sehen die Kirche und sprechen: sie wird sterben! „Bald wird ihr Name erloschen sein! Bald wird es keine „Christen mehr geben! ihre Zeit ist vorüber! — Aber wäh„rend sie so sprechen, sehe ich sie täglich dahinsterben, wäh„rend die Kirche feststeht und allen kommenden Geschlechtern „die Kraft Gottes verkündet."

Der Glaube ist prophetisch.

In den zahlreichen Briefen, die er nach allen Seiten hin an Freunde und Fremde schrieb, nahm er jetzt immer Veranlassung auf die religiöse Frage zu kommen, die alle Gemüther so sehr beschäftigte, um somehr als Pelagius nach seiner Verdammung wieder eine Schrift erlassen hatte. Paulin von Nola war ein Mann auf dessen Freundschaft der Edelste stolz sein konnte und er hatte sie dem Pelagius in dessen erster Zeit geschenkt. Nun brüstete sich der falsche Mönch in Palästina mit den Briefen des gottseligen Bischofs von Nola und prahlte mit der Gönnerschaft des allgemein verehrten Mannes. Da Augustinus nicht wußte ob Paulin noch in irgend einer Verbindung mit Pelagius nach dessen Verdammung stehe, und obschon er dessen Glaubensreinheit kannte, die sich im Schmerz über die Schwäche der menschlichen Natur, in Trauer über den tiefen Fall, der das Ebenbild Gottes zerstörte, in Klagen über den fortwährenden mühsamen Kampf zwischen dem Geist und dem Fleisch aussprach: so fand Augustin den pelagianischen Gifthauch dermaßen ansteckend, daß er dem Freunde Mittel anräth um ihn fern zu halten und ihn auffordert viel für Pelagius und seine Anhänger zu beten.

Auch das „Buch an Demetriade," das Pelagius, der sich so gern mit vornehmen, berühmten und frommen Persönlichkeiten in Verbindung setzte, der edeln römischen Jungfrau gewidmet hatte, war aus demselben Grunde ein Gegenstand der Besorgniß für Augustin. Es hieß in dem Buch: „Dein weltlicher Adel und Reichthum kommen von deinen Vorfahren, nicht von dir. Aber deine geistigen Reichthümer konnte Niemand dir geben als du selbst. Sie sind aus dir und

kommen von dir: nur dadurch verdienst du Lob und Bewunderung; nur dadurch bist du erhaben über Andere." Augustinus schrieb an Juliana aus der Fülle des Herzens um zu verhüten, daß Demetriadens reine Seele von diesem Hochmuth befleckt werde. Er beweist durch Zeugnisse aus der heiligen Schrift, daß die Jungfräulichkeit, wie alle Tugendgaben „von Oben, vom Vater des Lichts" komme. Zwar könne man sagen, das Gute sei unser Werk, weil es von unserm freien Willen, ohne welchen nichts Verdienstliches geschehen kann, abhängt, ob wir es thun wollen oder nicht. Allein, daß es nur von uns komme, sei falsch. Die Kraft Gottes, die Gnade hilft uns. Er hofft Demetriade werde bei jener Stelle des Buches demüthig an ihre Brust geschlagen und zu Füßen des Herrn, der sie heiligte, Thränen des Dankes vergossen haben. Nicht in sich selbst, sondern im Herrn soll die Jungfrau ihren Ruhm suchen.

Von der ihm befreundeten Familie Pinian's bekam er in dieser Zeit Briefe aus Paläſtina. Sie theilten ihm ein Gespräch mit, welches sie mit Pelagius hatten. Dieser, immer bereit seine Segel nach dem Winde zu stellen, hatte zu Pinian gesagt: Ich verdamme Alle, welche leugnen, daß die Gnade Gottes, die durch den Erlöser der Welt gekommen ist, uns zu unsern Handlungen nothwendig sei. Wer sie leugnet, verdient die ewigen Strafen. — Augustinus antwortet seinen Freunden, Pelagius dürfe nicht nach den Geständnissen beurtheilt werden, die er gesprächsweise, von gründlich unterrichteten Katholiken gedrängt und überführt mit den Lippen mache, sondern nach seinen Schriften. Diese wären mit voller Ueberlegung geschrieben und sprächen überall die Ansicht aus, daß die Gnade nichts anderes sei, als die Kenntniß der christlichen Lehre und die Fähigkeit der freien Wahl. Pelagius wage sogar sich auf den großen Ambrosius, als eine Stütze seiner falschen Ansichten zu berufen, während der heilige Bischof von Mailand in seiner Auslegung des Evangeliums sage: „Seht, wie überall die Kraft des Herrn mit dem guten Bestreben des Menschen sich einigt! Niemand

kann aufbauen ohne den Herrn, bewahren ohne den Herrn, vollführen ohne den Herrn.“ Augustin's Brief wuchs zu zwei Büchern an, denn er wußte wie begierig Pinian und die Seinen jedes Wort empfingen, das sie im Glauben stärkte und erleuchtete. Im Buch „Von der Gnade Jesu Christi“ wies er nach, daß die Gnade nothwendig sei um gute Werke zu thun und zur christlichen Vollkommenheit zu gelangen;— und im Buch „Von der Erbsünde“, daß die Sünde Adams seine ganze Nachkommenschaft angesteckt habe und daß man nicht anders als durch die Taufe ihre Nachlassung erhalten könne. Die Lehre von der Erbsünde sei keine offene Frage, wie die, was und wo das irdische Paradies gewesen sei, wie der Apostel Paulus in den dritten Himmel gehoben wurde, warum die Menschen der ersten Zeit so lange lebten. Sie sei vielmehr eine Grundlehre des Glaubens, der seinen Bau auf Adam und auf Christus aufführe. „Durch den Einen „sind wir der Sünde verkauft, durch den Andern von ihr „losgekauft. Durch Jenen fielen wir dem Tode anheim, „durch Diesen werden wir befreit um zum Leben eingehen „zu können. Adam hat uns dem Verderben preisgegeben, „indem er statt des Willens seines Schöpfers seinen eigenen „Willen that. Christus erlöste uns vom Verderben, indem „er nicht den eigenen, sondern Dessen Willen that, der ihn „gesendet hatte.“ — Diese beiden Schriften waren höchst wichtig und nöthig für Palästina, wo Pelagius durch seinen langen Aufenthalt und seine listige Schlauheit sehr geschadet hatte und wo eine Menge Pilger, welche aus allen Weltgegenden andächtig sich einfanden, Gefahr liefen im Glauben irre geführt und dann in der Heimath Boten des Irrthums zu werden. Es lag daran die volle Wahrheit über Pelagius und Cölestius, über ihre Schriften, ihre Lehren, ihre Handlungen und endlich über ihre Verdammung zu verbreiten und Augustin's Bücher an Pinian gaben dem ganzen Morgenland Aufschluß über diese Angelegenheit.

Unter den pelagianisch gesinnten achtzehn Bischöfen, die sich weigerten das Anathema zu unterschreiben, war der ge-

fährlichſte Julian von Eclana in Campanien, denn er war der talentvollſte. Er riß die übrigen — meiſtens ſicilianiſche und italiſche Biſchöfe — förmlich in ein Schisma hinein. Die Aufforderung ſich dem Urtheil der Kirche anzuſchließen, beantwortete ſie mit einem pelagianiſchen Glaubensbekenntniß, worauf die Abſetzung von ihren Stühlen und die Ausſchließung von der Kirchengemeinſchaft erfolgte. Nun verlangten ſie ein öcumeniſches Conzil um die Sache zu prüfen, deren Martyrer ſie ſich nannten, fanden aber in Rom ſo wenig Gehör, als bei Kaiſer Honorius und den Patriarchen von Conſtantinopel und Antiochien, an welche ſie ſich nacheinander wendeten. Ueberall trat man ihnen mit Verbannung und Abſcheu entgegen. Als Cöleſtius ſich in Epheſus, wo er die Prieſterweihe empfangen hatte, blicken ließ, entſtand Aufruhr unter dem Volk, das ihn verjagte. Nirgends wollte man die Feinde der Gnade dulden. Eine Aufforderung die ſie an ſämmtliche morgenländiſche Biſchöfe richteten, ſie möchten die reine Glaubenslehre in Schutz nehmen gegen die Biſchöfe des Abendlandes, welche ſämmtlich dem Manichäismus huldigten, machte keinen Eindruck. Ueberall donnerte ihnen das Anathema entgegen. Pelagius, aus Jeruſalem verbannt, verſchwindet vom Schauplatz. Die Einen ſagen, er habe ſich nach Alexandrien — die Andern, nach Britannien begeben. Mit welchen Gefühlen mag der unſelige Mönch den allgemeinen Sturz eines Lehrgebäudes geſehen haben, das ſein ſtolzer Geiſt außerhalb der Kirche Chriſti aufzuführen ſtrebte. Denn die Kirche iſt die Ausſpenderin, die Wächterin der Gnade und zugleich deren herrlichſte Schöpfung. Der Kirche angehören wollen, aber die Gnade verwerfen, iſt ein Widerſinn. Die Gnade hochſchätzen wollen, aber die Kirche verwerfen, wäre ein Unſinn. Beides beruht auf Täuſchung des gefallnen Geiſtes, der ſich mit ſeinem „non serviam“ um jeden Preis, ſogar um den der vernünftigen Erkenntniß, der von Gott gegründeten Autorität zu entwinden ſtrebt. — Cöleſtius erſchien, frech über die Maßen, im Jahr 421 noch einmal in Rom und begehrte ſo dreiſt in ſeiner Sache ver-

nommen zu werden, als ob dieſelbe nicht von allen Seiten unter Anathema's begraben ſei. Volusian war damals Präfect von Rom. Er erhielt den kaiſerlichen Befehl das Geſetz von 418 auszuführen, das die Anhänger der pelagianiſchen Häreſie verbannte und ihre Güter einzog, damit nicht wieder das Krebsgeſchwür ſich bilden könne. Immer auf Nachſicht oder auf eine veränderte Geſinnung hoffend, ſobald ein neuer Papſt den apoſtoliſchen Stuhl beſtieg, trat Cöleſtius im Jahr 424 vor Cöleſtin mit dem nämlichen Geſuch auf. Dieſer verbannte ihn aus Rom und aus ganz Italien. Nun floh er mit Julian und einigen andern Sectirern nach Conſtantinopel, wo ſie Kaiſer Theodoſius II. um Berufung eines öcumeniſchen Conzils anlagen und wo anfangs ihre Sache minder ungünſtig zu ſtehen ſchien, bis ſie dem Kaiſer in's wahre Licht geſtellt wurde. Aus Conſtantinopel verjagt, verſchwindet auch endlich der unruhige Cöleſtius mit dem Jahr 429 in dem Dunkel des Grabes oder der Vergeſſenheit und all' die Raſtloſigkeit, all' die Vergeudung von Geiſt und Kraft, hatte keinen andern Erfolg, als den Sieg — für die Kirche, den Untergang — für ihn. Woran denken nur die Häretiker, wenn ſie auf einen ſo ungleichen Kampf ſich einlaſſen? — — — Woran ſie gewiß **nicht** denken, das iſt an ihre Sterbeſtunde.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.
Donatiſtiſcher Starrſinn.

Immer unter den Waffen, immer auf der Warte oder im Kampf, hatte Auguſtinus kein anderes Verlangen und keine andere Abſicht, als Frieden zu ſtiften, den Frieden, den der vernünftige Menſch bedarf und den er im Beſitz eines Compaſſes genießt, der ihm die Wege durch das Meer des Lebens zeigt, und der da heißt: die ewige Wahrheit des katholiſchen Glaubens. Seinem Ausſpruch treu: „Ohne Eifer keine Liebe" — („Qui non zelat, non amat") — ſuchte er in jeder Richtung ein Apoſtel dieſes Friedens zu werden. Der donatiſtiſche Biſchof Emeritus, einer der ſieben Wortführer

zu Carthago, ein nicht unbegabter Mann, hielt feſt am Schisma, lebte ungeſtört in ſeinem ehemaligen Biſchofsſitz Cäſarea Mauritania und hinderte manche Schismatiker ſich mit der katholiſchen Kirche zu vereinigen — zum größten Kummer ſeiner Verwandten, die ſämmtlich katholiſch waren und des frommen katholiſchen Biſchofs Deutherius. Auguſtinus reiſte mit Alypius und Poſſidius nach Cäſarea Mauritania, die weſtlich von Hippo am Meer, in der Gegend des heutigen Algier lag, und durch Größe, Reichthum und Pracht der Bauten mit Carthago wetteiferte. Die Biſchöfe von Mauritanien ſtellten ſich ebenfalls in Cäſarea ein. Es war eine Art von Provinzial-Conzil, deſſen Gegenſtand und Verhandlungen man nicht kennt; es ſollte aber einen eigenthümlichen Schluß haben. Emeritus hatte ſich vor den katholiſchen Biſchöfen auf's Land zurückgezogen und verborgen, als er jedoch hörte, daß ſich Auguſtin unter ihnen befinde, kam er plötzlich in die Stadt und wünſchte mit ihm zu ſprechen. Kaum erfuhr Auguſtinus dieſe Ankunft und dieſe Abſicht, ſo eilte er auch ſchon den Emeritus aufzuſuchen und begegnete ihm auf einem öffentlichen Platz. Nach den erſten Begrüßungen bemerkte Auguſtin, daß dieſer Ort weder bequem noch paſſend für eine Unterredung ſei und lud ihn ein ſich in eine Kirche zu begeben. Da Emeritus ſogleich den Vorſchlag annahm, war Auguſtin voll froher Erwartung und wie ein Lauffeuer flog das Gerücht durch die Stadt, Emeritus wolle ſich durch den Biſchof von Hippo mit der katholiſchen Kirche ausſöhnen laſſen. Die Einen frohlockten, die Andern grollten, noch Andere ſtaunten, aber Alle ſtrömten, bei der ungeheuern Theilnahme, welche man für religiöſe Fragen und kirchliche Ereigniſſe hatte, der Baſilica zu — Katholiken wie Donatiſten in gleicher Spannung. Auguſtinus hielt eine kleine Anſprache über das Glück und den Vorzug der Glaubenseinheit in der Kirche, aus welcher Liebe und Friede erblühe. Hingeriſſen zur Ueberzeugung des Biſchof's von Hippo unterbrach ihn die Volksmenge mehrmals ganz entzückt und forderte Emeritus zum Rücktritt auf. Auguſtin beſchwichtigte

sie und ließ durch Alypius jenes Anerbieten der katholischen Bischöfe vorlesen mit den bekehrten donatistischen Bischöfen ihren Sitz theilen, ja ihn ganz räumen zu wollen. Im Namen des frommen und demüthigen Deuterius wiederholte Augustinus dies Anerbieten.

Als er schwieg und mit allen Anwesenden auf eine günstige Antwort harrte, sagte Emeritus: „Ich kann nicht wollen, was ihr wollt; ich kann nur wollen was ich will.“ Nach dieser zweideutigen Aeußerung, die mit Zeichen des Mißfallens von der Versammlung aufgenommen wurde, wußte er keinen Grund weder für die Wahrheit seiner Sache, noch für sein Beharren in ihr vorzubringen. Er sagte nur, er könne nicht zur katholischen Kirchengemeinschaft zurücktreten — und dann schwieg er. Nach dem Gesetz hätte man ihn aus der Stadt vertreiben und an seinem Vermögen strafen können und es mochten einige nicht ungeneigt sein diese Maßregel gegen den Hartnäckigen zu ergreifen. Augustinus aber hoffte noch immer auf eine Bekehrung, lud das Volk ein sie durch Gebet zu erflehen und erwirkte einen zweitägigen Aufschub für Emeritus um dann abermals mit ihm zu verhandeln. Emeritus nahm es an und Augustinus liebeflammendes Herz hoffte von Neuem. Es gehörte seine ganze übernatürliche Geduld und Milde dazu um immer wieder zu diesen Religionsgesprächen zu greifen, welche doch nie zu einer Bekehrung führten. Es gibt zwei Sorten von Irrenden im Glauben: die, welche guten Willens sind die Wahrheit anzunehmen, gleichviel wo sie ihnen entgegen tritt; und die, welche nicht guten Willens, sondern entschlossen sind bei dem zu verbleiben, was ihre Meinung ist und was sie die Wahrheit nennen. Zu diesen letzteren gehören immer die Rädelsführer, die Häuptlinge der Partei und sie sind es folglich, die bei Religionsgesprächen das Wort für die Sache führen, welche sie vertreten. Mögen sie tausendmal von deren Falschheit überführt werden — sie gestehen es nicht ein! im Gegentheil! sie springen auf Nebensachen über, sie ziehen unwesentliche Fragen in den Vorgrund, sie reden und reden

ſo viel, ſo betäubend, mit ſolchem Bienenſchwarm von Worten, mit ſolchen unerhörten Trugſchlüſſen, mit ſolcher Anmaßung, daß ſie endlich ſich ſelbſt überreden ſie hätten geſiegt. Und wenn ſie auch wirklich vor der Macht der Gründe verſtummen müſſen, ſo iſt das noch lange keine Bekehrung. Die Gutwilligen aber, die im Irrthum geboren oder erzogen, oder harmlos ihm verfallen ſind, werden vielmehr durch einen ſelbſtſtändigen Akt der katholiſchen Kirche, der nur ihr zu Gebot ſteht — durch das Anathema eines Conzils — ergriffen und aufgeklärt als durch Tauſende von Colloquien. In welche unerhörte Verwirrung geriethen die Geiſter trotz aller Religionsgeſpräche, bei den Irrſalen des ſechszehnten Jahrhunderts. Da, wie der Geiſt der über der Urtiefe ſchwebt, da ſprach das Conzil von Trient das Wort des Lichtes über dem gährenden Chaos. Beſtimmt, ſcharf, klar, ſprach es die richtigen Glaubensſätze aus und wies den unrichtigen ihren Platz außerhalb der Kirche an — und damit war der Fortſchritt in der Verwirrung gehemmt. Der Stern von Bethlehem leuchtete wieder hell über der Stätte, wo der menſchgewordene Gott in der Verborgenheit des Tabernakels auf Erden weilt und der gute Wille fand den Weg zu ihm — ſofern die troſtloſen politiſchen Verhältniſſe den Weg nicht verſperrten, wo denn freilich das cujus regio, ejus religio eine ebenſo ſchauerliche Phaſe in der chriſtlichen Glaubensgeſchichte bezeichnet, wie in der politiſchen Geſchichte unſrer Tage das Annexionsprinzip und die Comödie der allgemeinen Abſtimmung über den Willen des Volkes bezüglich ſeiner Fürſten.

Auguſtinus ordnete alſo in ſeiner grenzenloſen Liebe dies Geſpräch an, das mit aller üblichen Feierlichkeit in Gegenwart der Biſchöfe, des Clerus, des Volkes, der Schnellſchreiber, in der größten Baſilica von Cäſarea Mauritania ſtatt fand. Emeritus ſtellte ſich wirklich ein. Auguſtinus hielt eine glänzende Rede über die Begeiſterung, mit welcher Afrika's Völker zu der ſo lange zerriſſenen Einheit zurückkehrten und knüpft die Hoffnung daran, daß der donatiſtiſche Biſchof jetzt dieſem ſchönen Beiſpiel folgen werde. „Denn

„du warst in Carthago als deine Sache verloren ging," sagte er, zu Emeritus sich wendend — „und heute bist du „hier! Oder glaubst du sie nicht verloren zu haben, so sprich: „wie willst du sie gewinnen?" Emeritus beschwerte sich, daß die donatistischen Wortführer durch Marcellin unterdrückt worden wären — obschon dieser, wie das edlen Seelen in seiner Stellung wohl geschieht, nachsichtiger für die Gegner, als für die Freunde gewesen war. „Wohlan!" entgegnete Augustinus, „bist du dort durch Gewalt zum Schweigen ge„bracht — hier hast du sie nicht zu fürchten. Rede frei. „Fühlst du dich aber von der Wahrheit besiegt, so sprich „es aus und widerstrebe nicht länger der Einheit." Aber Emeritus schwieg. Augustinus fragte ihn, weshalb er gekommen sei, wenn er nichts zu sagen habe. Emeritus antwortete: er sei gekommen um Augustinus Fragen zu beantworten; und zu einem Schnellschreiber sagte er: „Schreib." Und von nun an sprach er kein Wort mehr. Welche Frage Augustin an ihn richten mochte, er verharrte im unverbrüchlichen Stillschweigen um in dieser seltsamen Weise seine Niederlage — soll man sagen zu verbergen oder kund zu geben. Aber es täuschte Niemand sich darüber. Mußte Augustinus auch seine Hoffnung auf Bekehrung aufgeben, so freute er sich doch den Einfluß des Emeritus auf Andere gebrochen zu sehen und während er den Bischof Deuterius bat die Akten der Versammlung gegen die Donatisten alljährlich zur Fastenzeit — „weil dann die Gläubigen mehr Zeit im Gotteshaus zubringen" — in der Kirche vorlesen zu lassen, wie das zu Carthago, Tagaste und Cirtha geschah; umringten den Emeritus seine Verwandten, Freunde und viele andere Katholiken, und baten ihn flehentlich nicht in seinem Starrsinn zu verharren. Er möge doch wenigstens dem Bischof von Hippo antworten. Besiege er denselben, so versprachen sie, zu seiner Parthei überzugehen und den Verlust ihrer Güter und die Einziehung ihres Vermögens nicht zu achten. Aber nichts vermochte dem Emeritus Muth zu geben — und Demuth. Er blieb stumm und hörte schweigend

zu, wie Auguſtinus nun die unhaltbaren Fundamente des Donatismus bloslegte und die Thatſachen anführte, die das Unrecht und den Verfall der Secte offenkundig machten. So verſetzte der Eine ohne Worte und der Andere durch Worte den Donatiſten zu Cäſarea den letzten Schlag. Die Neubekehrten befeſtigten ſich im Glauben und die Nachzügler nahmen ihn an. Unter dem weiten Mantel von Auguſtin's Liebe geborgen, widerfuhr dem Emeritus kein Leid. Man überließ ihn der Verhärtung ſeines Herzens und man hat keine Kunde, daß er bußfertig geſtorben ſei.

Ein anderer donatiſtiſcher Wortführer zu Carthago war Gaudentius von Tamugadi in Numidien geweſen. Dieſer Mann eignete ſich durch ſeinen wilden, rohen Fanatismus mehr zum Häuptling von raſenden Circumcellionen, als zum Biſchof. Es fiel ihm gar nicht ein, den Verordnungen nachzukommen, die gegen die Donatiſten erlaſſen waren. Er blieb in Tamugadi, er behielt ſeine Kirche, er pries diejenigen Fanatiker ſelig, die ſich ſelbſt entleibten und drohte, daß er, wenn ihm die Behörden ſeine Kirche nehmen wollten, ſich in ihr und mit ihr und mit Gleichgeſinnten verbrennen würde. Der Tribun Dulcitius, Marcellin's Nachfolger, gut und mild wie dieſer, ſollte die Geſetze gegen die Donatiſten in Ausübung bringen. Empört über den ſündhaften Unſinn, durch den Gaudentius ſich ſelbſt und Andere in Verbrechen ſtürzen wollte, gebot Dulcitius ihm die Stadt zu verlaſſen, weil er ſonſt der Gewalt werde weichen müſſen. Halte er ſich und ſeine Sache für gerecht, ſo könne er ja nach dem Rath, den Jeſus ſeinen Jüngern gab, Tamugadi's Staub von ſeinen Füßen ſchütteln. Gaudentius erwiederte ſogleich: er wäre entſchloſſen mit Geichgeſinnten ſo lange in der Kirche zu bleiben, wie Gott ihm Schutz verleihe. Wolle man aber Gewalt brauchen, ſo würden ſie, wie es ſich zieme für die Hausgenoſſen Gottes, in der Burg des Herrn ihrem Leben ein Ende machen. Der milde Dulcitius ſchickte dieſen Brief an Auguſtin mit der Bitte, gegen dieſe Raſerei ein ernſtes Wort zu ſchreiben und mit der

Anfrage, wie er, Dulcitius, sich gegen diesen Wüthrich zu verhalten haben. Augustinus erwidert, durch dergleichen wahnwitzige Drohungen dürfe sich Dulcitius nicht abhalten lassen ein Gesetz in Anwendung zu bringen, welches als durchaus nothwenig erkannt sei, um eine Masse von bethörten Menschen aus sittlicher und religiöser Verwilderung zu Vernunft und Glauben zurückzubringen. Lasse man sich einschüchtern durch Drohungen, so werde dadurch dem frechsten Frevler ein Mittel in die Hand gegeben, dem Gesetz auszuweichen, welches Dulcitius im Geist des Evangeliums zu vollstrecken habe. Dann verfaßte er eine Schrift „gegen die Briefe des Gaudentius," worin er die Strenge gegen die Donatisten durch ihre Unruhen, ihre Grausamkeiten, ihren Starrsinn, durch dies ganze unchristliche Treiben, das sie seit einem Jahrhundert kennzeichne, rechtfertigt. Er kommt auch auf den Vorfall mit Emeritus, um zu zeigen, daß der Trotz der Einzelnen dennoch wider ihren Willen der Sache der Wahrheit diene und sagt: „Wäre Emeritus „in die katholische Kirchengemeinschaft eingetreten: so hätten „die Donatisten gesagt, daß er, einsam zwischen all' den „katholischen Bischöfen, nicht sowohl dem Licht der Wahr„heit, als der Furcht vor Verfolgung nachgegeben habe. „Wäre er gefangen herbeigeführt worden, so hätten sie sein „Stillschweigen dem Verlangen zugeschrieben wieder entlassen „zu werden, nicht aber dem Mangel an Beweisgründen. „Nun kam er freiwillig — und schwieg. Nicht die Sprache „verließ ihn, aber die Sache. Als er da stand mit freiem „Munde und dennoch schwieg — war er da nicht ein gültiger „Zeuge für uns, dieser stumme Feind?" —

Der Mensch lebt nicht vom Brod allein — sprach der göttliche Heiland. Wie ist das so wahr! Er fristet nur seine leibliche Existenz durch das Brod und das ist nur eine Seite des Lebens und zwar die dunkle. Die helle Seite — Pflichten übernehmen, Pflichten erfüllen, in dem Wechsel von Freud' und Leid, der damit verbunden ist, die ewige Bestimmung im Auge behalten, für sie arbeiten, an den hohen

Ideen, die unzertrennlich vom Bewußtſein einer ſolchen Beſtimmung ſind, ſich ſtärken, von ihnen ſich nähren, mit ihnen ſich tröſten — dieſe helle Seite des Lebens hat ihre Axe in der Religion. Heutzutage möchte man die Religion in den Gottesdienſt — und den Gottesdienſt in die ſonntägliche Eilf-Uhr-Meſſe comprimiren, wenn nicht cyniſche Geſinnung ſie gar für ganz überflüßig erklärt. Das war aber nicht immer ſo. In vorchriſtlichen Zeiten war die Religion ein weſentlicher Theil des Volkslebens. Dieſer Cultus einer höheren Macht, welche in ſchrankenloſer Unabhängigkeit über den Menſchenſchickſalen ſteht und ſie beherrſcht, fehlte keinem einzigen vorchriſtlichen Volk. Er entſprach der unvollkommnen Erkenntniß, er wurde immer roher, immer ſinnlicher, immer gedankenloſer, je mehr die Menſchheit die Ur-Tradition über ihr Woher und Wohin verlor, die Irdiſchkeit überwucherte ihn; aber dennoch war der urſprüngliche Gedanke dieſer gräulichen Verzerrung — Religion! die Verbindung zwiſchen dem Menſchen und der Gottheit ſollte der Cultus vermitteln. Alle Feſte, alle großen Ereigniſſe, ja die Volksvergnügungen waren mit religiöſen Ceremonien verbunden oder aus dem Verlangen hervorgegangen eine Gottheit zu ehren. Der römiſche Triumphator lenkte ſeinen Siegeszug zuerſt zum Tempel des capitoliniſchen Jupiter. Die delphiſchen Spiele, zu denen ganz Griechenland mit unglaublicher Begeiſterung ſich drängte, fanden zu Ehren des Apollo ſtatt. Nur in den allerletzten Zeiten des Verfalls und des Unterganges, als Nero und ſeines Gleichen ſich wie Götter anbeten ließen, ging in Rom das religiöſe Bewußtſein mehr und mehr unter; aber da war auch ſchon das Chriſtenthum da, um es zu erneuern und auf eine andere Stufe zu ſtellen. Die Einheit der Menſchheit in Chriſtus, Glieder eines Leibes, Reben eines Weinſtocks, Kinder eines Vaters, ein Volk von Brüdern, verbunden in einem Glauben, ſich übend in einer Liebe, glücklich in einer Hoffnung: dieſe göttlichen Ideen brachte eine göttliche Religion der Welt. Auf dieſen Ideen gründete ſich die chriſtliche Geſellſchaft. Jede Kraft, jede

Tugend, jede Würde entſprang aus ihnen, richtete ſich auf ihre Verwirklichung — die Vollkommenheit des Einzelnen ſowohl, wie die moraliſche Macht des Staates. Gleichgültige gab es in dieſen Fragen nicht. Mit glühendem Intereſſe — das nicht ſelten ſeine Grenzen überſchritt und zu Mißbrauch trieb — betheiligte ſich die Maſſe des Volkes daran. Die Häreſie, welche die göttliche Idee der Einheit in Chriſtus angreift, indem ſie Neuerungen in der großen chriſtlichen Familie einführen will, die der Stifter derſelben nicht gekannt hat, die Häreſie trat ſelbſtverſtändlich in eine feindliche Stellung zum Hauſe dieſer Familie, zur Kirche, und wurde gleichfalls ſelbſtverſtändlich, als eine Feindin der göttlichen Ordnung der Offenbarung betrachtet. Die Erbſchaft Chriſti iſt eben nur Eine — und weil ſie das iſt, genügt ſie Allen, zehren Alle von ihrer unvergänglichen Speiſe, trinken Alle aus ihrem unverſieglichen Bronnen. Von dieſem Urquell ſucht die Häreſie ein Bächlein für ſich abzugraben.

Biſchöfe ſind die Hirten der Heerde Chriſti, die Wächter auf den Zinnen des Glaubens. Für dieſes furchtbar-ernſte Amt fordert ihnen der ewige Hirt Rechenſchaft ab. Und da ſollte ein Auguſtinus, der heiligſten Biſchöfe einer! ruhig zuſehen, wenn ſolche Bächlein abgegraben wurden, da ja auch Einzelne aus ſeiner Heerde ſich zu ihnen verirren und an ihnen verſchmachten konnten? O nein! die Toleranz des Schlimmen lag ihm ſo fern, wie es der Mutter fern liegt die Spiele ihrer Kinder mit Vipern zu dulden. Er duldete mit grenzenloſem Wohlwollen alle Verblendete, alle Verführte, alle Verirrte; aber das, was ſie blind und irr machte: die falſche Lehre — nein! die nicht! Aus allen Kräften wendete er von den Häretikern die Todesſtrafe ab; allein er glaubte, daß auch die Fürſten Pflichten gegen die göttliche Ordnung hätten. „Wäre es nicht Wahnſinn," fragt er, zu den Fürſten zu ſprechen: „Ihr braucht euch nicht darum zu kümmern, „wer in eurem Reich die Kirche des Herrn angreift und wer „ſie vertheidigt." Er wiederholt öfters, daß der Weg der Milde vorzuziehen ſei; aber er ſah aus der heiligen Schrift,

daß zur Vollziehung des Guten die Furcht oft sehr nothwendig sei, um dem Herzen, das zum Bösen so geneigt ist, einen heilsamen Zügel anzulegen. Hat doch der mildeste Heiland selbst mit den Höllenstrafen gedroht, um die Uebelthäter und Verstockten zu schrecken. Etwas Aehnliches sollten die kaiserlichen Gesetze bewirken; denn nicht alle Seelen fliehen die Unwahrheit aus reiner Liebe zur Wahrheit. „Für die Könige „heißt — dem Herrn dienen: die Verletzung der göttlichen „Ordnung abwehren und mit heiliger Strenge strafen. Wenn „das bei Verbrechen geschieht, welche Störung der bürger„lichen Ordnung und Umwälzung des Staates zur Folge „haben, warum sollen Verbrechen, welche die Religion umzu„stürzen trachten, nicht ebenfalls bestraft werden?“ —

Heutzutage hat man andere Gesinnungen und man wünscht der weltlichen Macht sowohl wie jedem Einzelnen, in religiösen Dingen — Indifferenz. Besonders bezüglich der Dogmen. Nun sind aber Dogmen nichts Anderes, als die geoffenbarten Grundlehren des Christenthums, also ewige Wahrheiten. Es läßt sich also leicht der Schluß ziehen, auf welch' ein Minimum von Liebe zur Wahrheit überhaupt diejenigen herabgekommen sind und sein müssen, die gegen die ewige Wahrheit — Indifferenz wünschen.

Von irgend einem zelotischen Wüthen gegen Häresie und Häeretiker ist keine Spur bei Augustinus zu finden. Ja, er will auch diese Bezeichnungen nur mit großer Vorsicht angewendet wissen. In dem Brief an den Donatisten Glorius sagt er:

„Es hat zwar der Apostel Paulus geschrieben: Einen „ketzerischen Menschen meide, wenn er Einmal und abermals „zurechtgewiesen wurde und wisse, daß er verkehrt und frevel„haft und durch sich selbst verurtheilt ist. (Tit. III, 10.) „Diejenigen aber, welche ihre Meinung, möge sie auch noch „so irrig und verkehrt sein, nicht mit Halsstarrigkeit ver„theidigen, besonders wenn sie diese Meinung nicht selbst in „kecker Vermessenheit angenommen, sondern von ihren Eltern „bekommen haben; auch Solche, die mit vorsichtiger Sorgfalt

„die Wahrheit suchen und bereit sind sie anzunehmen und „sich zu bessern sobald sie sie gefunden haben. Diese Alle „sind keineswegs zu den Ketzern zu zählen."

Victor, ein junger Sectirer in Mauritanien, war zur Kirche zurückgekehrt, hatte eine von Augustin's Schriften gelesen, hatte Ansichten über den Ursprung der Seelen darin gefunden, die ihm mißfielen und hatte sogleich im ersten Eifer eine Schrift wider dieselben verfaßt, in welcher er nicht blos in ungeziemender Weise von Augustinus sprach, sondern sich in irrige Meinungen vertiefte. Mit Liebe und freundlicher Anerkennung seiner Talente, schrieb Augustinus eine Widerlegung von Victor's Schrift, macht ihn auf seine Irrthümer aufmerksam und bittet ihn flehentlich, sich nicht durch eigensinnige Behauptung derselben von der Kirche zu trennen. Ausdrücklich sagt Augustinus: „Nicht der Irr„thum, sondern die hartnäckige Behauptung des Irrthums, „mache zum Ketzer." Dies ist immer die Ansicht der Kirche gewesen und geblieben. Nicht umsonst hatte Augustinus seine liebreichen Worte an den Jüngling gerichtet; Victor widerrief die Irrthümer, die er in seinem Buch ausgesprochen hatte. —

So gewann Augustinus unzählige Seelen für Gott, die Einen durch Liebe, die Andern durch Strenge; diese durch seine Schriften, jene durch seine Predigten; Alle — durch den himmlischen Geist, der ihn und all' sein Thun beseelte und durchleuchtete. Und wie thatenreich und arbeitsvoll war nicht sein Leben! Er verfaßte große Schriftwerke, er schrieb Abhandlungen über alle religiösen Streitfragen, die in seiner geistig so bewegten, so intelligenten Zeit in Menge auftauchten; er schrieb Briefe, die zum Theil den Umfang von Abhandlungen hatten, nach allen Weltgegenden; er besorgte seine bischöflichen Geschäfte — und wie ausgedehnt waren diese! Bischöfe waren damals für die Laienwelt Vertrauensmänner voll Einsicht und Gewissenhaftigkeit; daher legte man ihnen Streithändel, Zerwürfnisse und Klagen aller Art vor, die sie richten und schlichten mußten. Augustinus war

mit diesen Händeln überladen. Fast täglich verging der ganze Morgen bis zum Mittagessen mit dieser Art von Gerichtssitzung. Zuweilen speiste er gar nicht, um die Sache zu Ende zu bringen. Seine Urtheile, Entscheidungen und Zurechtweisungen sprach er in Aller Gegenwart aus, um keine Veranlassungen zu Mißverständnissen zu geben und um das offenbare Unrecht zu beschämen. Nach den pelagianischen Ereignissen beauftragten ihn die Bischöfe Afrika's, das katholiche Dogma gründlich und nach allen Seiten zu studiren und durch die heilige Schrift zu beweisen und zu stützen. Denn das war der ungeheuere Vortheil, den die Irrlehre indirect brachte: die wahre Lehre, die der Glaube freudig und ungeprüft annahm, wurde wissenschaftlich geprüft und begründet. Augustinus nahm den ehrenden Auftrag an, erklärte nun aber seinen Hipponensern, er müsse fortan seine Gerichtssitzungen auf zwei Tage in der Woche beschränken. Eine Zeitlang fügte man sich dieser neuen Anordnung; doch bald kehrte man zur alten Gewohnheit zurück und nöthigte ihn, seine Studien zu unterbrechen um Familienzwiste beizulegen, Erbansprüche auszugleichen und dergleichen mehr. Dann seine zahllosen Predigten und, als ob das Alles noch nicht genug gewesen wäre, seine häufigen Reisen in kirchlichen, bald größeren und bald geringeren Angelegenheiten, bei denen denn immer wieder auf ihm, durch reden, schreiben, predigen, die Hauptlast ruhte. Aber da ruhte sie sicher. Die Erleuchtung und die Stärke des heiligen Geistes gab ihm Licht und Kraft für die schwersten Aufgaben.

Dreißigstes Kapitel.

Zwei Bilder.

Die harmonische Vereinigung von Gegensätzen machen den Charakter groß und die Persönlichkeit interessant. Beides war im höchsten Grade der Fall bei Augustinus. Das tiefste Gemüthsleben war in ihm gepaart mit dem höchsten Geistes-

leben. Er war in der ſtreitenden Kirche das, was in der triumphirenden der Cherub und der Seraph iſt: ein Wiſſender und ein Liebender. So hat ihn ſeine Zeit und die Nachwelt aufgefaßt, ſo lebt er in der Vorſtellung Aller, die nur ſeinen Namen nennen hören, ſo hat ein großes, wundervolles Genie ihn nicht blos aufgefaßt, ſondern auch wiedergegeben. Dies Genie iſt ein Sohn des geniereichen Spaniens, iſt ein Landsmann der heiligen Thereſe, iſt ein Maler — und Eſtevan Murillo heißt er. Für mich iſt er der größte aller Maler in der Darſtellung des geheiligten, des übernatürlichen Menſchen. In Deutſchland iſt er wenig bekannt. Da nennt man ſeine Bettelbuben. Er malte ſie wenn er kein Geld hatte, und ſchickte ſie durch ſeine Magd auf den Markt von Sevilla, wo die Leute ihr Ergötzen daran fanden, die Originale, die ſich auf dem Markt tummelten und mit unausſprechlichem Behagen eine Weintraube genoſſen, auf der Leinwand wiederzufinden — und dies Ergötzen mit einigen Realen gern bezahlten. Seine Meiſterwerke findet man hier nicht; ſie blieben in ſeinem Vaterlande [1]) und einige kamen nach Paris. Murillo hat zwei Bilder vom heiligen Auguſtinus gemalt, welche mir, vereint mit ſeinen übrigen Bildern von Heiligen, einen übernatürlichen Frühling im Paradieſe der Kirche eröffneten, die ſolche Blüthen hervorbringt. Ich irrte damals ſcheu und verwirrt, geheimnißvoll angezogen und unheimlich zurückgehalten, in ihren Vorhöfen umher. Da kam ich nach Andaluſien, da ſah ich dieſe Bilder — und meine Seele erzitterte vor der Größe des Menſchen wenn er ſeiner erhabenen Beſtimmung folgt, erzitterte vor dieſen Leiden, dieſen Kämpfen — und dieſer Verklärung! erzitterte vor einer ſolchen Krone, die errungen iſt um den vollen Preis des Irdiſchen. O dieſe Bilder! St. Franciscus, St. Antonius, St. Thomas de

1) Ich war vor fünfundzwanzig Jahren in Andaluſien. Ob die Gemälde, die ich damals in Sevilla ſah, noch dort — ob ſie verkauft und zerſtreut ſind, weiß ich nicht. Der heilige Auguſtinus am Meer, iſt in Paris im Louvre.

Villanueva, St. Joseph — nie werde ich ſie vergeſſen! Und zwiſchen ihnen St. Auguſtinus! Es iſt der entſcheidende Wendepunkt ſeines Lebens, aber wie idealiſch aufgefaßt! Da liegt er auf den Knien in ſeinem dunkeln Gewande; heiße Schmerzen glühen in ſeinem tief eingeſunkenen Auge; der Gram hat ſeine Stirn durchfurcht, nicht das Alter und in dem endloſen Zwieſpalt zwiſchen der himmliſchen und der irdiſchen Sehnſucht hat der aufreibende Kampf ſein Antlitz abgezehrt. Er hat ſich müde gebetet und matt gerungen — aber immer fühlt er im Herzen den durchbohrenden Pfeil, der es zu keiner Ruhe gelangen läßt, und es aus dem nur erträumten Frieden fieberhaft aufſtachelt. Jetzt aber iſt der Augenblick des Sieges gekommen. Er weint nicht mehr, er fleht nicht mehr; auf die Knie iſt er geſunken vor der heiligſten Jungfrau und Mutter und ſchweigend bietet er mit beiden Händen ſein flammendes pfeildurchwundetes Herz dem göttlichen Kinde dar. Und das Kind auf dem Schoos der Mutter ſitzend, ſchaut lieblich auf ihn hin und legt die Hand an den Pfeil — iſt es, um ihn heraus zu ziehen? iſt es, um ihn noch tiefer in das Herz zu bohren? — das iſt nun einerlei, denn der Pfeil ruht in der Hand der ewigen Liebe, und das Herz, das von ihr berührt wird, flammt fortan mit ſeinen Leiden und ſeinen Freuden in dem Wiederſchein ihrer göttlichen Gluth. So malte Murillo die Bekehrung Auguſtin's mit ergreifender Wahrheit, als die vollkommene Hingebung des Herzens in ſeinen innerſten Tiefen. Wo aber die Chriſtusliebe ſo allbeſiegend einzieht, in welcher Fülle muß da das Gemüthsleben ſich ausſtrömen.

Die Legende erzählt: am Ufer des Meeres wandelte der heilige Biſchof von Hippo, verſenkt in Betrachtung über die erhabenſten Myſterien des Glaubens. Da ſah er ein Kind, welches emſig in einer Muſchel Meerwaſſer ſchöpfte und es dann in eine Grube goß, die es im Sande gegraben hatte. „Was treibſt du da, mein Kind?“ fragte liebreich der Heilige. — „Ich will das ganze Meer in dieſe Grube füllen.“ erwiderte es. „Das wird wohl unmöglich ſein,“ entgegnete

lächelnd der Heilige. — „Nicht unmöglicher als das Geheimniß der Lehre von der hochheiligen Dreifaltigkeit zu ergründen, worüber du jetzt nachsinnst" — sagte das Kind.

Dies ist das zweite Gemälde Murillo's. Aus dem Aether der erhabensten Gedanken, verklärt von dem mystischen Licht, das ihm in einer dem Menschengeist kaum zugänglichen Sphäre erstrahlt ist, durchgeistet von unaussprechlichen Ahnungen, wird der Heilige auf einmal durch dies Kind daran erinnert, daß alles Wissen dürftiges Stückwerk sei. Ein wundervolles Gemisch von Erhabenheit und Klarheit — und von Demuth und milder Trauer liegt auf dem edlen, zarten Antlitz, in dem stillen Auge, das gesenkt auf dem Kinde ruht. Es ist der frühere Augustinus, aber wie in einer andern Welt. Das lange, weite, schwarze Ordenskleid verhüllt die Gestalt; eine weiße Mitra bedeckt die Stirn, wie eine Opferbinde; die Linke hält den Hirtenstab; die Rechte ist halb aus Ueberraschung, halb zum Segen über dem Haupt des Kindes erhoben, das mit klaren unbefangenen Kinderaugen halbaufgerichtet vor dem Heiligen kniet und ihn lieblich ansieht. — Geistiger, ohne im geringsten schattenhaft zu sein — denn welch' ein Leben, welch' ein feiner Ausdruck liegt allein schon in der rechten Hand! — ist wohl nie ein edles Menschenbild dargestellt worden. Von Körperlichkeit ist nur so viel da, als die Seele zu ihrer Umhüllung braucht — und diese ist rein, durchsichtig und schön, wie eine Alabasterlampe, in welcher Naphtha brennt. Das höchste geistige Leben ist in diesem Bilde mit derselben intensiven Wahrheit dargestellt wie auf dem ersten Bilde das mystische Liebesleben. Ein Meister in Beiden, und ein Meister erster Ordnung! — war Augustinus. Welch' ein Genie mußte Murillo sein, um so etwas so zu malen! — — —

Am Gestade des Meeres wandelte der große heilige Bischof und sann darauf, Seelen zu gewinnen für das Reich Gottes, dessen Ausbreitung sein ganzes Streben war. Und ach! wie bald sollte dies schöne Meer die Barbaren bringen, welche dieses Reich, die katholische Kirche in Afrika zu Grunde richteten! —

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Kummer und Sorgen.

Mit Kummer wurde er reichlich heimgeſucht, der große Biſchof. Perſönlichen Kummer kannte er nicht, denn das Kreuz war ihm ſo in's Herz hineingewachſen, wie Anderen ihr Glück. Aber die Leiden der Kirche, die Leiden des Herrn in ſeiner Kirche, die Verſchmähung der göttlichen Liebe um der Selbſtliebe willen, die Mißachtung der göttlichen Gnade um trauriger Leidenſchaften willen — das war ſein Schmerz, und den fand er in den großen Weltereigniſſen, wie in der eigenen Diözeſe, ja, ſo zu ſagen im eigenen Hauſe.

Vierzehn Stunden von Hippo tief in Numidien, aber noch zur Diözeſe gehörend, lag der große Marktflecken Fuſſala. Als Auguſtinus Biſchof wurde, waren alle Bewohner und die meiſten der Umgegend Donatiſten. Die wenigen Katholiken lebten verſchüchtert zwiſchen den verfolgungsſüchtigen Schismatikern. Durch Wunder der Geduld und des Seeleneifers bekehrte ſich nach und nach der ganze Landſtrich. Die erſten Prieſter, welche Auguſtin dahin ſchickte, wurden zu Martyrern. Verſtümmelt und geblendet jagte man Einige fort und ein Paar Andere wurden getödtet; aber immer kamen fromme Glaubensboten wieder zu den verwilderten Unglücklichen, bis dieſe endlich in ihrem Trotz beſiegt und katholiſch wurden. Jetzt war das Verhältniß umgekehrt und es blieben in dem Ort und der Landſchaft nur ganz wenig Donatiſten, die man unbehelligt ließ. Auguſtinus fand es aber ganz nothwendig, daß eine ſo große Anzahl von Neubekehrten und in ſo großer Entfernung von Hippo ihren eigenen Biſchof habe, der die kirchlichen Angelegenheiten und die Unterweiſung der Gläubigen mit allem Eifer und Nachdruck eines Oberhirten beſorge. Auf die Verringerung ſeines Sprengels nahm er nicht die mindeſte Rückſicht — nur auf das Bedürfniß der mit dem Blut Jeſu erkauften Seelen. Er fand unter ſeiner Geiſtlichkeit einen frommen, tüchtigen Prieſter, der um ſo taug-

licher war, als er die punische Sprache redete — ein wichtiger Umstand für die Bevölkerung von Fussala, welche gar nicht oder sehr unvollkommen die lateinische Sprache verstand. Der Priester war bereit, den bischöflichen Stuhl zu besteigen. Augustinus schrieb dem Primas von Numidien und bat ihn, die Weihe in Fussala vorzunehmen. Der Primas kam; Augustinus und der ernannte Bischof kamen; Alles war bereit zu der großen Feierlichkeit; da wurde der Letztere von einem solchen Entsetzen vor der Bürde des bischöflichen Amtes befallen, daß er sich durchaus weigerte, es zu übernehmen. Die Verlegenheit war groß; die Bevölkerung war gespannt auf den Ausgang, unruhig und mißvergnügt; der bejahrte Primas, aus weiter Ferne gekommen, war da. Augustinus glaubte allen Wünschen zu entsprechen, indem er aus den Clerikern, die sich in seiner Begleitung befanden, einen jungen Mann zum Bischof vorschlug, den die Bewohner von Fussala gern annahmen und der sofort die heiligen Weihen des Priesters und des Bischofs empfing. Der junge Antonius war schon als Knabe nach Hippo in Augustin's Kloster zur Erziehung gebracht, war unter dessen Augen aufgewachsen und gebildet, hatte zwar ganz gute Fähigkeiten und Eigenschaften, aber durchaus nicht die erprobte Reife des Charakters und der Erfahrung, die in einer solchen Stellung nothwendig ist. Nicht einmal sein Beruf zum geistlichen Stande war bewährt, denn er hatte nur die niedern Weihen empfangen und war erst Lector. Sehr bald hatte Augustin Veranlassung, die Hast dieser Wahl zu bereuen. Es kamen bittere Klagen über Antonius. In seinem Sprengel beschuldigte man ihn der Ungerechtigkeit, der habsüchtigen Bedrückung, der Bestechlichkeit; außerhalb seines Sprengels — der Unsittlichkeit. Die Klagen wurden so laut und so vielfach, daß er vor eine Versammlung von Bischöfen nach Hippo eingeladen wurde. Antonius erschien und vertheidigte sich lebhaft. Von den Beschuldigungen wurden die Verbrechen gegen die Sittlichkeit nicht erwiesen, hingegen stellten sich die übrigen als richtig

heraus. Seiner Jugend wegen hatten die Bischöfe Nachsicht mit ihm und hofften, er werde sich bessern, entsetzten ihn nicht, sondern beschränkten ihn nur in der Ausübung seines Amtes und nöthigten ihn, die erpreßten Gelder den Eigenthümern zu erstatten. Diese Milde war aber sehr übel angebracht. Antonius berief sich auf sie bei dem Primas von Numidien, um zu beweisen, daß die Anklage nur ein ränkevolles Werk seiner Feinde sei und begehrte entweder — daß man ihm die bischöfliche Würde nehme, oder — daß man ihn unbeschränkt auf seinem Stuhl zu Fussala belasse. Er wußte den Primas genug für sich einzunehmen, um ihn zu veranlassen, die Sache dem Papste zu empfehlen, und ihn selbst als einen unschuldig Verfolgten darzustellen. Der Papst, durch den Primas getäuscht, wie dieser es durch Antonius war, befahl dessen Wiedereinsetzung in seine Amtsführung, jedoch unter der Bedingung, daß sich die Thatsachen so verhielten, wie der Primas von Numidien sie ihm vorgestellt habe. Waren die Einwohner von Fussala schon mißvergnügt über das milde Urtheil der Bischöfe, so steigerte sich ihre Unzufriedenheit durch diese Entscheidung. Sie lehnten sich dagegen auf und erklärten, es sei ihnen unmöglich, einem ungerechten und gewaltthätigen Bischof, zu dessen Tugend und Einsicht sie kein Vertrauen hätten, zu gehorchen. Als man sie bedrohte, das Urtheil des apostolischen Stuhles durch Waffengewalt zu vollstrecken, wendeten sie sich mit ihren Beschwerden an diesen selbst nach Rom und flehten um der Barmherzigkeit Jesu willen, man möge sie von einem Bischof befreien, der ihnen statt Segen — nur Unfrieden und Mühe gebracht habe und noch größere bringen werde. Auch sprachen sie einige ehrerbietige Klagen gegen den Bischof von Hippo aus, dessen Wahl des Antonius das ganze Uebel herbeigeführt habe.

Niemand unterstützte lebhafter dies Schreiben, als Augustinus selbst, der den wahren Sachverhalt nach Rom meldete, auch dem Primas, einem frommen und ehrwürdigen Greise, die Augen öffnete und ihn veranlaßte, alle Schrift-

ſtücke, welche ſich auf dieſe Angelegenheit bezogen, nach Rom zu ſchicken. Er beſchwor den Papſt Celeſtin, an ſeinem Kummer Theil zu nehmen und die Kirche von Fuſſala vor einem Gewaltthätigen zu ſchützen; Beiden gnädig zu ſein, indem er dieſen verhindere, das Böſe zu thun und jene — es zu leiden; und um des Blutes Jeſu willen und bei dem Andenken des heil. Petrus, der den Hirten der Völker Herrſchſucht und Willkür unterſagt, Fuſſala nicht mit Gewalt unter die geiſtliche Botmäßigkeit des Antonius zu bringen. Wie er die Gläubigen von Fuſſala liebt, ſo liebt er auch den Antonius — als ſeine Kinder in Chriſto; aber eben deshalb muß man den jungen Mann nicht in Verſuchung führen, ſeine Seele zu verlieren. Am Schluß ſchreibt er: „Ich bekenne deiner Heiligkeit, daß die großen Gefahren, „die ihn und ſie bedrohen, mich in tiefe Betrübniß und „Seelenangſt verſetzen. Sollte ich dieſe Kirche Jeſu Chriſti „verwüſtet ſehen durch einen Mann, den meine Unvorſich„tigkeit zum Biſchof erwählt hat; ſollte dieſe junge Anpflan„zung ſogar elend untergehen mit dem Urheber ihres Elends „— was Gott verhüte! — ſo bliebe mir nichts Beſſeres zu „thun, als von meinem Biſchofsſitz herabzuſteigen und mei„nen großen Fehler zu beweinen. Eingedenk der Worte des „Apoſtels: Wenn wir ſelbſt uns richten, richtet Gott uns „nicht — richte ich mich, um dereinſt Vergebung bei dem „Richter der Lebendigen und Todten zu finden. Möge nun „deine Liebe für die Glieder des Leibes Jeſu Chriſti ſie von „ihrer tödtlichen Angſt und Traurigkeit befreien. Mögeſt „du meine alten Tage durch eine Handlung tröſten, die „nicht minder dem Erbarmen als der Gerechtigkeit Gehör „gibt. Und möge Der, welcher dich auf den Stuhl des „Apoſtels erhoben und uns durch dich von unſerem bittern „Kummer befreit, es dir in dieſer und in jener Welt „lohnen.“

Die Sache nahm nun eine andere Wendung und Fuſſala kehrte unter Auguſtin's biſchöfliche Gerichtsbarkeit zurück, bis ſpäter wieder ein eigener Biſchofsſtuhl dort errichtet

wurde. Gewiß war es einer der größten Schmerzen seines Lebens, einen unwürdigen Priester in's Heiligthum gerufen und den heiligen Hirtenstab in weltgierige Hände gelegt zu haben. Dies konnte einem Augustinus bei einem Jüngling widerfahren, der unter seinen Augen erzogen war. Welch' ein Unterfangen also von Seiten der weltlichen Macht, wenn sie den bischöflichen Hirtenstab verleihen will! Unheilvoller kann sie wohl nie ihre Gewalt gebrauchen, verblendeter nie über die Grenzen ihres Scepters sein! Der wilde Verfall in der Kirchenzucht in den Tagen vor Gregor VII. liefert den Beleg dazu.

Die Schlange war im Paradiese: überall wo Menschen sind, ringelt sie sich heran. Augustinus war in Afrika der Patriarch des klösterlichen Lebens. Von seiner Bekehrung bis zu seinem Tode lebte er, unbeschadet seiner bischöflichen Würde, Pflichten und Arbeiten, in den Verhältnissen eines Mönches. Dies große Beispiel that seine Wirkung. Die afrikanischen Naturen fingen leicht Feuer und mit Energie unterwarfen sie ihre Leidenschaftlichkeit dem hohen Geist des Evangeliums: das Lamm besiegte die Löwen — und es erblüheten Klöster für Männer und Frauen. Nicht nur das; sondern Diejenigen, deren Verhältnisse, Pflichten und Neigungen der Welt gehörten, hatten doch ein lebhaftes Interesse für das Klosterleben und begriffen, daß es ein Gegengewicht für diejenige Richtung sei, welche die Menschheit zur Erde und ihren Genüssen und Freuden herabzieht; daß es den Zug zu den himmlischen Dingen repräsentire, der in der Menschheit nicht absterben darf — und auch nicht absterben kann, weil er ausgeht von dem „verborgenen Gott" im Tabernakel; er kann aber unterdrückt werden, wie man das allzeit bei den Feinden des Evangeliums sieht. Aber die guten Christen freuen sich, wenn der Zug zu den himmlischen Dingen recht stark ist; und damals war diese Freude so groß, daß die Reichen in der Gründung von Klöstern wetteiferten und Gärten und Ländereien dazu schenkten. Deshalb sagte Augustinus: „Die Cedern des Libanon schätzen

„ſich glücklich, die kleinen Vögel, die um Jeſu willen nichts „haben, als ein armes gemeinſames Neſt in ihren Schatten „aufzunehmen.“

Es gab verſchiedene Klöſter zu Hippo. Das eine, für Frauen, hatte Auguſtinus „ſelbſt gepflanzt, damit es ein Garten des Herrn werde.“ Lange Zeit war ſeine Schweſter deſſen Vorſteherin und diente Gott und der Genoſſenſchaft in ihrem frommen Wittwenſtande. Die Töchter des Navigius und die Töchter von einem Oheim Auguſtin's lebten auch in dieſem Kloſter und verwaiſte Mädchen, die man gern der Obhut der Kirche anvertraute, wurden dort erzogen oder fanden einen ſchützenden Aufenthalt. Auguſtinus hatte große Freude und viel Troſt auf dieſer frommen Stätte. Einmal ſchrieb er den Nonnen: „Bei dem vielfachen Aerger„niß, das überall in der Welt ſtattfindet, denke ich mit „ſtiller Befriedigung an eure zahlreiche Genoſſenſchaft, an „die Heiligkeit eures Lebens, an die aufrichtige Liebe, die „euch verbindet, an die Fülle der Gnaden, die euch zuſtrömt. „Bei dem Gedanken an ſo große Güter, welche Gottes „Barmherzigkeit euch verleiht, ruht mein Herz ein wenig „von den Sorgen aus, die es beſtürmen, wenn ich auf die „zahlloſen Leiden der Welt blicke.“

Nach dem Tode ſeiner Schweſter wurde die älteſte der Nonnen, die fromme Felicitas, Vorſteherin. Auguſtinus ſchrieb einmal an ſeine „ſehr liebe und ſehr gottſelige Mutter Felicitas und ihre Schweſtern“ — und ermahnte ſie, ſich recht ihrer Eintracht zu freuen und den himmliſchen Bräutigam in Geduld zu erwarten. „Ertraget euch einander mit „Liebe und wachet ſorgfältig, daß Einigkeit, dies Band des „Friedens, euch gegenſeitig verbinde. Ihr werdet Einiges „immer zu ertragen haben, die Eine von der Andern. Sor„get auch dafür, daß keine Verſtimmungen unter euch auf„kommen, daß ſie erſtickt werden, ſowie ſie ſich zeigen. Ver„wendet eure Aufmerkſamkeit mehr auf friedliche Schonung, „als auf Vorwürfe wegen Fehler.“

Obſchon das Kloſter unter der Oberleitung eines ſo hei-

ligen Biſchofs ſtand und eine ſo fromme und erfahrene Vorſteherin hatte, brachte die menſchliche Gebrechlichkeit es doch in Aufſtand und offene Empörung. Das iſt ein Troſt inſofern es zeigt, daß dieſe Gebrechlichkeit eine Erbſchuld der Menſchheit, nicht einer Zeit, nicht einer Perſönlichkeit iſt; und ein Schmerz inſofern es zeigt, daß auf keiner Stätte hienieden unzerſtörbarer Friede wohnt. Es kamen einzelne unruhige Elemente in die Genoſſenſchaft; ſie wollten ſich der herkömmlichen Ordnung nicht fügen; ſie murrten, erſt leiſe, dann lauter; ſie fanden hier Anklang, dort Widerſpruch; es gab Parteien, Klagen, Feindſchaften, Zwiſt, Eiferſüchteleien, bis endlich auf die Gährung ein heftiger Ausbruch erfolgte, der den Biſchof zu ſtrengen Maßregeln genöthigt hätte, wenn er Augenzeuge geweſen wäre. Der ganze Tumult richtete ſich gegen die Vorſteherin. Die Nonnen reichten eine Bittſchrift ein, worin ſie den Biſchof um eine andere Vorſteherin baten und den Grund dieſes Aufruhrs in dem Prieſter ſehen wollten, der ſeit einiger Zeit die geiſtlichen Verrichtungen im Kloſter beſorgte. Gleichwohl wünſchten ſie nicht ſeine Entfernung, verſicherten, er beſäße ihre ganze Hochachtung und kamen immer auf Felicitas und deren Entfernung zurück. Der Hausgeiſtliche war aber ſo empört über dieſen ganzen Aufruhr, daß er den Biſchof dringend erſuchte, ihn ſeiner Stelle zu entheben, da er die Möglichkeit nicht ſehe, die Nonnen zur Zucht und Ruhe zurückzubringen und keinen Antheil an dem Aergerniß haben wolle, welches die Gläubigen in Hippo an einer ſolchen Unordnung im Kloſter nehmen würden. Die Nonnen hatten Auguſtinus erſucht, ſie mit ſeinem Beſuch zu beehren, um ihr Anliegen mündlich und ausführlicher vorzutragen. Weil er aber nicht auf die Erfüllung ihres Hauptwunſches eingehen konnte, ſo fürchtete er durch ſeine perſönliche Erſcheinung die Aufregung zu vermehren, ſtatt zu beſchwichtigen. Er kam nicht und er ſchrieb ihnen: „Wie der Apoſtel Paulus den Corin„thern, ſo ſage ich euch: um eurer zu ſchonen habe ich nicht „zu euch kommen wollen. Freilich iſt es auch aus Schonung

„für mich ſelbſt, weil ich fürchte, Kummer über Kummer „durch euch zu haben. Deshalb habe ich vorgezogen, die „Sorgen meines Herzens um euch vor Gott auszuſchütten „und, ſtatt mit euch durch Worte, habe ich mit ihm durch „Gebet und Thränen eine Angelegenheit verhandelt, die für „euch von der äußerſten Wichtigkeit iſt. Denn euer Haus, „das meine Freude ausmachte, läuft Gefahr, mir Betrübniß „und Herzeleid zu verurſachen.“

Dann ſtellt er ihnen vor, daß Felicitas von ſeiner gottſeligen Schweſter in allen Tugenden geübt und die Aelteſte des Kloſters ſei, daß ſie alle Schweſtern liebreich im Hauſe und in ihrem Herzen aufgenommen — und daß jede unter ihrer Leitung den Schleier empfangen habe: ſo daß man ihnen den größten Schaden zufügen würde, wenn man ſie einer ſolchen geiſtlichen Mutter beraubte. „Kehrt zurück auf „den guten Weg und beharrt darauf, meine Töchter, und „ſeid verſichert, daß es euch dann nicht einfallen wird, eine „Veränderung zu wünſchen. Möge es Gott gefallen, eure „aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Möge er nicht dul„den, daß das Werk des böſen Feindes ſich unter euch feſt„ſetze und ausbreite; möge er vielmehr den Frieden Jeſu „Chriſti in euren Herzen zur Herrſchaft bringen. Hütet „euch, daß die Empfindlichkeit, nicht das zu erlangen, was „ihr wünſchtet, oder die Beſchämung, etwas verlangt zu „haben, was ihr nicht hättet verlangen ſollen, eure Seele „in den Trotz und durch ihn in's Verderben ſtürze. Er„friſcht vielmehr eure Seelen durch aufrichtige Buße und „durch Rückkehr zu den lieblichen Tugenden eures Standes, „Demuth, Liebe und Gehorſam. Ahmt die Reuethränen „des Apoſtel Petrus — nicht die Verhärtung des Judas „nach.“

Um der Wiederkehr ſolcher Zerwürfniſſe möglichſt vorzubeugen, ſchrieb er die Regel, die das Kloſter in allen Einzelheiten regieren und unverbrüchlich von jedem Mitglied der Genoſſenſchaft befolgt werden ſolle. Mehr als fünfzig religiöſe Orden ſind im Lauf der Zeit unter die Regel des

heiligen Auguſtinus getreten, wie unter ein Banner, dem ſie zur Eroberung des Himmelreichs folgen wollen; und zwar Orden der verſchiedenſten Richtung. Die eifrigen Verkündiger des göttlichen Wortes, die Predigerbrüder des heiligen Dominicus — die ſtillen betenden Frauen von der Heimſuchung des heiligen Franz von Sales — der herrliche Ritterorden von St. Johann zu Jeruſalem traten unter dieſe Regel: ſo vollkommen, ſo umfaſſend, ſo allgültig, ſo in der tiefſten Wahrheit legte ſie die Baſis für das Streben nach höchſter Vollkommenheit.

In jenem Frauenkloſter wurde ein junges Mädchen erzogen, deſſen Vater dem heiligen Biſchof große Bekümmerniß verurſachte. Er hieß Januarius und hatte ſich nach dem frühen Tode ſeiner Frau dem geiſtlichen Stande gewidmet. Auguſtinus hatte ein für alle mal beſtimmt, daß er die geiſtlichen Weihen nur ſolchen Männern ertheile, die auf ihr etwaiges Vermögen verzichteten und dem gemeinſamen Leben beitraten, welches er mit ihnen in ſeinem biſchöflichen Hauſe zu Hippo führte. Dies war allgemein bekannt und Auguſtinus begnügte ſich mit dieſer Verfügung, ohne zu unterſuchen, ob und wie jeder Einzelne derſelben nachgekommen ſei. Er glaubte dies Vertrauen zu der Gewiſſenhaftigkeit eines Prieſters haben zu können und vermied gern Maßregeln, die einen gewiſſen gehäſſigen Schein hatten. Dieſe Einrichtung gereichte den Gläubigen von Hippo zu großer Erbauung und mit tiefer Ehrfurcht blickten ſie auf ihren Clerus, der in einer Eintracht und Armuth lebte, welche ſonſt nur von Mönchen geübt wurden. Als ein ſo geachteter Mann wie Januarius ſich zur Aufnahme meldete und, nachdem ihm die Bedingungen mitgetheilt waren, dabei beharrte, zweifelte Niemand, daß er ſie auch erfüllt und ſich ſeines Vermögens durch Schenkung an Kirchen oder Klöſter entäußert habe, umſomehr als er ſeinen Sohn den Mönchen und ſeine Tochter den Nonnen zur Erziehung übergab. Man wußte zwar, daß er noch Gelder beſitze; da er ſie aber als Eigenthum ſeiner kleinen Tochter bezeich-

nete, so fand man es billig, daß sie selbst dereinst bei der Wahl ihres Standes darüber verfüge. Einige Jahre brachte Januarius in der priesterlichen Genossenschaft des gemeinsamen Lebens zu. Dann erkrankt er, macht ein Testament, erklärt eidlich, jene Gelder gehörten ihm, tadelt seinen Sohn, lobt seine Tochter, enterbt beide, setzt die Kirche von Hippo zur Erbin ein — und stirbt. Alle Welt war starr vor Erstaunen über diese Verkehrtheit und dies seltsame Testament — und Niemand mehr als Augustinus. Diese Unwahrheit, diese Verheimlichung, diese Enterbung der Kinder schmerzten ihn tief, sowohl wegen des Januarius Seelenheil, als wegen des Aergernisses, welches von einem Priester seines Sprengels, seines Hauses ausging. Er schlug das Vermächtniß aus, indem er sagte: „Wollte ich die Erbschaft „antreten, so würde ich mir selbst als der Mitschuldige einer „Handlung erscheinen, die ich im höchsten Grade mißbilligen „muß." Er verordnete sofort, daß das Vermögen bis zur Großjährigkeit der beiden Kinder für sie verwaltet werde; denn es war sein Grundsatz, kein Vermächtniß für die Kirche anzunehmen, durch welches Väter ihre Kinder enterbten.

Der Pelagianismus war als Häresie gebrandmarkt, aber es gab noch manche Pelagianer. Ja, noch heutzutage, — wie manche gibt es! wie manche halten die Gnade für überflüssig, um gut und tugendhaft zu sein! wie manche wähnen, die menschliche Natur sei grundgut und man brauche nur den Menschen zu belehren, was Tugend sei: so sei er flugs und freudig tugendhaft. Die Unterschätzung des göttlichen Beistandes und die Ueberschätzung des menschlichen freien Willens sind tief gewurzelt in dem Stolz der gefallenen Natur.

Unter den achtzehn Bischöfen, welche das Anathema des Pelagius und Cölestius nicht unterschrieben hatten, nimmt Julian, mit dem Beinamen der Pelagianer, den ersten Platz ein. Es ist ein trauriges Beispiel, daß weder die frömmsten Eltern, noch die beste Erziehung, noch der heiligste Beruf, noch die edelsten Freunde das Seelenheil eines Menschen bewirken können, der sich von der Gnade lossagt.

Einer von Auguſtin's Freunden, mit dem er im Briefwechſel ſtand ohne ihn zu kennen, war Memorius, aus dem edeln römiſchen Geſchlecht der Aemilier. Er und ſeine eben ſo edle und fromme Gattin Juliane führten ein heiligmäßiges Leben und brachten, was damals ſo ſelten war, ihren Sohn Julian ſogleich zur heiligen Taufe. Später trat Memorius, mit Julianen's Bewilligung, in den geiſtlichen Stand, wurde Biſchof einer Stadt in Apulien und ein vertrauter Freund Paulin's von Nola. Sehr jung noch vermählte ſich Julian; aber ſeine Frau ſtarb früh. Da trat auch er in den geiſtlichen Stand und wurde Diacon. Auguſtin ſchrieb darüber mit großer Theilnahme an Memorius und bat ihn, den Jüngling auf einige Zeit nach Hippo zu ſchicken. Statt deſſen gerieth Julian in die Schlingen des Pelagius und verblieb darin, obſchon er katholiſcher Biſchof zu Eclana — und obſchon Pelagius ſpäter verdammt wurde. Doch trat er erſt nach dem Tode ſeiner Eltern und des Papſtes Innocenz I., der ihn ſehr liebte und ſelbſt zum Biſchof ihn weihete, mit ſeinen irrigen Meinungen hervor. Durch Papſt Zoſimus vom biſchöflichen Stuhl entſetzt und von dem italiſchen Boden verbannt, führte Julian fortan ein Wanderleben, verblieb ein glühender Gegner der Gnade und des Auguſtinus und ſchrieb mit großem Wortſchwall gegen jene und mit großer Frechheit gegen dieſen. Er begann ſeinen Kampf gegen den großen Freund ſeines Vaters im Jahr 419 durch eine Schrift, welche die hundertmal widerlegten Einwürfe gegen die Erbſünde wieder vorbrachte, die Auguſtinus ſchon zuvor in ſeinen Werken gegen Pelagius durch das Zeugniß des Apoſtel Paulus, durch andere Ausſprüche der heiligen Schriften und durch die immerwährende Lehre der Kirchenväter, zurückgeſchlagen und entkräftet hatte. Wegen Mangel an Beweiſen und guten Gründen führte Julian die Worte aus Auguſtin's neueſter Schrift „Von der Ehe und der Begierlichkeit“ falſch an und entſtellte den Gedanken des Verfaſſers. Dieſe Schrift war dem Grafen Valerius gewidmet, einem ausgezeichnet frommen und geiſtvollen Mann,

der am Hoflager zu Ravenna eine hohe Stellung einnahm und der auch Auguſtinus zuerſt von der Gegenſchrift Julians in Kenntniß ſetzte. Von dem Augenblick an verlor Auguſtin dieſen neuen Feind der katholiſchen Lehre, und bis zu ſeinem letzten Athemzug, nicht mehr aus dem Geſicht. Sobald ein ſolcher Feind am Horizont auftauchte, hatte Auguſtin's wachſames Auge ihn entdeckt und verfolgte ihn in alle ſeine Schlupfwinkel. Das war in dieſem Fall um ſo nöthiger, als Julian ihm vorwarf, er nehme eine radicale Schlechtigkeit der menſchlichen Natur an, er verwerfe die Ehe und er hänge an manichäiſchen Irrthümern. Doch hatte Niemand mit ſchärferen Waffen als Auguſtinus die Manichäer gegeißelt und Niemand die Würde der Ehe höher geſtellt und ihre ſittliche Schönheit höher geprieſen, als eben er; denn er ſagt: „Die „chriſtliche Ehe hat nicht nur das Gut der Nachkommen„ſchaft für ſich; — nicht nur das Gut der durch Unauflös„lichkeit geheiligten ehelichen Treue und Keuſchheit; — ſon„dern auch das hohe Gut des Sacramentes, der Gnade im „Blut Jeſu, weswegen der Apoſtel ſpricht: Ihr Männer „liebet eure Weiber, wie Chriſtus die Kirche geliebt hat.“ Eine idealere Auffaſſung der Ehe iſt nicht wohl denkbar. Aber freilich! dieſem nämlichen Apoſtel konnte Auguſtinus nicht widerſprechen und ſagen, der Eheſtand ſtehe höher als die Jungfräulichkeit. — Was die vollkommene Verderbtheit des Menſchen betrifft, ſo nahm er ſie nicht an! Er lehrte, was noch heute die Kirche lehrt: Der Menſch ging aus der Hand Gottes unſchuldig, heilig und im Beſitz übernatürlicher Gnade mit voller Harmonie ſeiner geiſtigen und leiblichen Kräfte hervor, ohne dem Tode unterworfen zu ſein. In Adam, dem Repräſentanten des ganzen Menſchengeſchlechtes, haben alle Nachkommen geſündigt; alle tragen die Folgen der Sünde, wurden der heiligmachenden Gnade beraubt; erliegen nach körperlichen Leiden dem Tode; ihre Erkenntniß iſt geſchwächt, ihr Wille ohne die nöthige Kraft. Daher bedarf der Menſch, der mehr zum Böſen als zum Guten geneigt iſt, ſtets der göttlichen Gnade um ſich von ſeinem Fall wieder

zu erheben. Ohne sie fühlt er nicht einmal sein Elend. Diesem Bedürfniß entsprechend ist dem Menschen, in Folge der Erlösung durch Christus, vom Beginn bis zur Vollendung seiner Heiligung — Gnade verliehen. Die äußere Gnade der Lehre und des Beispiels Christi genügt keineswegs, wie die Juden das mit ihrem Gesetz hinlänglich beweisen. Ja, sogar im Besitz der Gnade kann der Mensch, bei der Schwäche seiner Natur, sich nicht völlig frei von Sünden erhalten.

In seiner Antwort an Julian, die er dem Papst Bonifacius widmet, sagt er: „Die Sünde, die den Menschen im „Paradiese zum Schlimmeren umänderte und in ihm, als in „der Wurzel, das ganze Geschlecht ansteckte und verdarb, „wird von Jedem ererbt, der in's Leben tritt und nur durch „die Taufe erlassen. Durch die bereits wiedergeborenen „Eltern pflanzt sie sich als Schuld auf die Kinder fort, so „daß diese durch die Geburt im Fleisch von ihr befleckt sind „und nur durch die zweite geistige Geburt im heiligen Sacra„ment der Taufe davon befreit werden. Unglaublich mag „dies dem oberflächlichen Sinn erscheinen; aber bietet die „göttliche Vorsehung nicht täglich unserm Nachdenken etwas „Aehnliches in der Natur dar? Wie kommt es, daß vom „edlen Oelbaum der wilde Oelbaum stammt?" — Wie kommt es, daß die Sprößlinge veredelter Obstbäume doch Wildlinge werden, und allemal veredelt werden müssen, damit sie gute Früchte tragen? Ach wir Alle sind Wildlinge, aber der Veredlung fähig, und deshalb wird auf unsre Seele ein Christusreis gepfropft, damit sie in ihn hineinwachse und ihm ähnlich sich gestalte und bilde.

Dann weist er nach, wie die katholische Wahrheit die Mitte halte zwischen der Irrlehre der Manichäer, welche die ursprüngliche Menschennatur für böse hielten, und der Irrlehre der Pelagianer, welche die Erbsünde läugneten. Das ist eben auch eine der wunderbaren Schönheiten der katholischen Lehre, und so recht der Stempel ihrer göttlichen Wahrheit: das harmonische Gleichmaß. Nach keiner Seite Uebertreibung und daher auch nach keiner Seite Mangel,

Ungenügen. Jedem Bedürfniß iſt die Befriedigung, — jeder Fähigkeit ihr Recht — jedem Verlangen die Ausgleichung wie auf der feinſten Waage zugewogen. Der Zauber einer göttlich harmoniſchen Vollkommenheit, der die Perſon und die ganze Erſcheinung Chriſti umgiebt, iſt auch in ſeine Lehre übergegangen. Dann zeigt Auguſtinus, daß die Katholiken im Glauben an die Nothwendigkeit der übernatürlichen Gnade mit nichten die Willensfreiheit beſtreiten. „Die Taufe reinigt „von allen Sünden, ja von allen ſündigen Handlungen, „Reden, Gedanken, ſeien ſie ererbt oder ſelbſt begangen, „ſeien ſie unwiſſend oder mit Wiſſen geſchehen; allein ſie „hebt nicht die Schwachheit auf, welcher der Wiedergeborene „widerſteht, wenn er den guten Kampf kämpft." — Hätte er nicht den freien Willen, ſo würde er gar überhaupt nicht kämpfen, ſondern ſich ohne Schwertſtreich ſeiner Schwachheit gefangen geben. „Aber Gottes Erbarmung kommt uns über„all zuvor. Die Sehnſucht nach dem Guten iſt nichts anderes, „als jene Liebe von der St. Johannes beſtimmt und ent„ſchieden erklärt: Die Liebe iſt aus Gott. Der Anfang die„ſer Liebe aber iſt nicht dem Menſchen und nur ihre Voll„endung Gott zuzuſchreiben, denn wenn ſie aus Gott iſt, „ſo iſt ſie ganz aus ihm. Und Gott möge uns vor der „Thorheit bewahren, daß wir uns in Bezug auf ſeine Ge„ſchenke zuerſt — und nach uns erſt ihn, als den Geber, ſetzen."

Die Löſung der beiden Fragen von der Gnade und dem freien Willen — und die Beſtimmung der Grenze, wo die eine Lehre anfängt die menſchliche Kraft zu überſchätzen und die andere, die Selbſtthätigkeit zu vernichten — nennt Auguſtinus ſelbſt „außerordentlich ſchwierig". Dennoch flößten gerade dieſe Fragen eine ſehr allgemeine und lebhafte Theilnahme ein, weil ſie von großem ſittlichen Einfluß auf die ganze Entwickelung des Menſchen waren, je nachdem man ſie in's Gleichgewicht ſetzte, oder die eine auf Koſten der andern hervorhob. In ſeinen Streitſchriften gegen Pelagius und Julian ſah ſich Auguſtinus veranlaßt, für die Heiligung

des Menſchen beſonders die Gnade zu betonen. Da nun ſeine Schriften in aller Welt Hände kamen, ſo kamen ſie auch vor manche minder erleuchtete Intelligenz, die ſich nicht zum Ueberblick des innern Zuſammenhanges erſchwingen konnte und daher an Einzelheiten Anſtoß nahm. Dies geſchah auch den Mönchen von Adrumet.

Ein Schiff von Adrumet beſtieg St. Paulus als ihn Feſtus nach Rom ſchickte. Es war eine Seeſtadt in der Provinz Byzacene öſtlich von Carthago und unter der Leitung des weiſen Abtes Valentin blühte dort ein zahlreiches Kloſter. Zwei der Ordensbrüder Felix und Florus, mußten in Geſchäften zum Biſchof Evodius von Uzala reiſen und fanden bei ihm einen Brief, den Auguſtinus jenem Prieſter Sixtus in Rom geſchrieben hatte, welchen die Pelagianer triumphirend als einen der Ihren bezeichneten und der vielleicht vor ihrer Entlarvung ihnen geneigt geweſen war. Florus und Felix fanden den Brief ſchön und belehrend genug um ihn abzuſchreiben und den Ordensbrüdern mitzubringen; er behandelte den Pelagianismus in Auguſtin's bekannter Weiſe. Bei fünf oder ſechs Mönchen, die nicht ſehr bewandert in hochtheologiſchen Fragen waren, erregte dieſer Brief eine heftige Verſtimmung, bei den übrigen lebhafte Zuſtimmung, als Felix ihnen denſelben, ohne Vorwiſſen des Abtes vorlas. Jene guten Mönche, die vielleicht nicht die geringſte Urſache hatten ſtolz auf ihren freien Willen zu ſein, ſchwärmten plötzlich für die Großthaten des freien Willens und behaupteten, die in dem Brief ausgeſprochenen Anſichten zerſtörten ihn und der Brief ſei überhaupt nicht von Auguſtin, ſondern von Florus.. Es bildeten ſich zwei Parteien im Kloſter, anfangs geheim, bis Florus den Abt in Kenntniß des Unfriedens und der Verwirrung ſetzte. Valentin kannte Auguſtin's Geiſt und Schreibart genug um ihn als den Verfaſſer des Briefes zu erkennen, ſuchte aber die Aufgeregten durch eine Berathung mit Biſchof Evodius über den Sinn des Briefes zu beruhigen. Evodius ſchrieb zurück: allerdings ſei der freie Wille im Menſchen,

jedoch geschwächt und verwundet durch den Sündenfall und um ihn herzustellen sei durch Christus die Gnade in die Welt gekommen. Schließlich gibt er den guten Rath, wenn die Brüder künftig in den Schriften hochberühmter Autoren dunkle Stellen fänden, so sollten sie lieber den heil. Geist um Erleuchtung anrufen, als daran Anstoß nehmen.

Diejenigen, welche über Augustin's Brief empört waren, waren es ebenso sehr über die Antwort des Bischofs von Uzala und drängten dem Abt Valentin die Erlaubniß ab, nach Hippo reisen und bei Augustinus selbst Verständigung einholen zu dürfen. Da dem Abt alles daran lag diese fieberhaft aufgeregten Gemüther wieder beruhigt zu wissen, ließ er sie ziehen. Augustin empfing die Abgesandten der aufgeregten Partei mit seiner gewohnten Leutseligkeit, obschon sie keinen Empfehlungsbrief ihres Abtes brachten. Er legte ihnen nicht blos sein Schreiben an Sixtus, sondern noch andere Schriften und Akten der Conzilien, die sich auf den Pelagianismus bezogen, deutlich aus, behielt sie eine Zeitlang in Hippo um sie in dieser Glaubenslehre recht gründlich zu unterrichten und verfaßte inzwischen das Buch „Von der Gnade und dem freien Willen", womit die Abgesandten denn beruhigt und ihre Brüder in Adrumet beruhigend, in ihr Kloster zurückkehrten, da dies Buch ihnen das wahre Verhältniß zwischen der Gnade Christi und der menschlichen Willensfreiheit einleuchtend auseinandersetzte. Der Mensch wird erlöst und der Mensch wird gerichtet: das bedingt Gnade und Willensfreiheit. Christus in seiner Doppeleigenschaft als Welterlöser und als Weltrichter müßte aufhören es zu sein, denn eine willenlose, von der Gnade wie von einem Uhrwerk getriebene Maschine, kann man nicht richten, und ein Wesen, das sich von der Gnade losreißt und ihr widersagt, kann man nicht erlösen. Der Irrthum in dieser Frage giebt also nicht blos eine verkehrte Ansicht über den Menschen, sondern noch mehr über den Gottmenschen, indem er eines von dessen göttlichen Attributen leugnet — entweder den Richter oder den Erlöser — und wer Eines leugnet, leugnet ihn ganz,

weil an ſeiner All-Vollkommenheit nichts geändert werden kann ohne die Idee der All-Vollkommenheit aufzugeben, die dem eingebornen Sohn Gottes gebührt.

Auguſtinus zeigt den menſchlichen Willen unabhängig von jedem äußern und innern Zwange, warnt aber zugleich vor pelagianiſchem Selbſtvertrauen, welchem man nur dadurch entgehen könne, daß man anerkenne und nie außer Acht laſſe, wie nothwendig die Vereinigung der Gnade mit dem eigenen Wahlvermögen zu jeder wahrhaft guten Geſinnung und Handlung ſei. „Gott gab die Gebote, die wir „nicht aus eigener Kraft zu erfüllen vermögen, damit wir „erkennen, was wir von ihm zu erbitten haben. Der Glaube „erhält durch Gebet was das Geſetz gebietet. Gewiß iſt es, „daß wir die Gebote halten, wofern wir ſie halten wollen; „aber der Wille dazu wird vom Herrn vorbereitet und da„her müſſen wir die Kraft von ihm erbitten, wie ſie zur „Vollbringung unſers Wollens nöthig iſt. Gewiß iſt es, „daß wir handeln wenn wir handeln; aber der Herr ver„leiht unſerm Willen die wirkſamſten Kräfte dazu.“ Er ſagt die göttlichen Gebote und die Ermahnungen, die der Erlöſer fort und fort ertheilt, bewieſen zur Genüge, daß der Menſch handeln oder nicht handeln könne, und daß die Entſcheidung darüber ſtets von ſeinem Willen abhänge; — daß aber die Zeugniſſe der heiligen Schriften, von den Propheten an bis auf St. Paulus, auf die Schwäche ſeines Willens für das Gute hindeuteten — und daß der göttliche Beiſtand, ſteinerne Herzen in Herzen von Fleiſch verwandele, und ihnen die heilſamen Gedanken einflöße, aus denen freiwillig die guten Werke entſtänden.

Aus dem Allen erhellt, daß Auguſtinus nie der Gnade eine nöthigende Gewalt beigemeſſen hat, wie ſpätere Irrlehrer es behauptet haben; — die Einen um ihn anzugreifen; die Andern um ihr Syſtem in ſeinen Schutz zu ſtellen. Nie hat er der Gnade einen durchaus und allgemein zwingenden Einfluß zugeſchrieben, der unvereinbar iſt mit der freien Wahl, worin das Weſen der Freiheit beſteht. Die Wirkung

der Gnade ist keine Gewaltthat, die ein Herr an seinen Sklaven übt: sie ist eine anregende Kraft, die dem Bedürfniß des freien Geschöpfes angemessen ist und ihm zur Ausübung seines freien Willens, in Bezug auf christliche Tugend verhilft. Luther und Jansenius schrieben der Gnade eine unbedingt zwingende Gewalt zu und prahlten dabei: „Augustinus ist ganz für mich"; — Melanchthon und Arminius hingegen erkannten nicht einmal ihre unbedingte Nothwendigkeit an. Ueberall zu viel oder zu wenig; nur nicht in der katholischen Lehre, die in diesem Punkt genau mit Augustin's Lehre übereinstimmt.

Abt Valentin empfing mit tiefster Dankbarkeit Augustin's Schrift und antwortete ihm: „Da mitunter aus der Trauer Freude ersteht, so wollen wir uns nicht allzusehr über den früheren Streit betrüben. Haben doch die Unwissenden und Vorwitzigen Anlaß gegeben, daß deine Heiligkeit sich würdigte uns durch die freundlichsten Ermahnungen zu erleuchten. So ist der Zweifel des seligen Apostels Thomas, der die Nägelmale sehen wollte, eine Bekräftigung für den Glauben der ganzen Kirche geworden."

Indessen verfiel doch einer der Mönche von Adrumet im Nachdenken über Augustin's Lehre auf den Gedanken, daß man diejenigen, welche statt des Guten das Böse thäten, nicht zurechtweisen dürfe, weil ihnen die Gnade gefehlt habe; — ein Aberwitz, den auch die Jansenisten vorbrachten und der die gräulichste sittliche Trägheit nach sich ziehen mußte, wenn er nicht andrerseits den gräulichsten Hochmuthswahn erzeugte, daß Gott unmittelbar die Werke des Menschen in ihm wirke. Augustin's Schriften hatten das Schicksal der heiligen Schrift: unzählige Hirngespinnste, falsche Schlüsse, irrige Folgerungen, verkehrte Systeme wurden aus ihr herausgeklügelt, obschon sie der Quell der Wahrheit ist. Um wie viel mehr mußte dies Loos ihm zu Theil werden, da er die Wahrheit nur aus dem Quell entlehnte und durch den Canal seines Geistes mittheilte, der — wie groß auch immer! — doch nur ein geschaffener Geist war. Aber was er thun konnte

um Mißverſtändniſſe zu beſeitigen, that er unermüdlich. Er ſchrieb für den Mönch von Adrumet ein Buch „Von der Zurechtweiſung und der Gnade" und führt ihm zu Gemüth, daß er ſich der perſönlichen Verantwortlichkeit nicht entziehen könne, weil das göttliche Wirken die menſchliche Handlung nicht vollbringe, ſondern nur den Willen dazu einlade, treibe und ſtärke; und daß die Zurechtweiſung eine Mahnung zum Guten, folglich ſehr an ihrem Platz ſei. „Fehlt dir „der Antrieb zum guten Willen, zum guten Werk, ſo er„flehe ihn von Gott mit Beharrlichkeit. Mit Recht wirſt du „getadelt, wenn du ſie verloren haſt, denn ſie iſt durch dei„nen eigenen Willen verloren. Wenn Chriſtus betete, daß „der Glaube des Petrus nicht verloren gehe, ſo wollte er „nichts Anderes, als daß Petrus im Glauben einen ſehr „freien, ſehr ſtarken, beharrlichen, unüberwindlichen Willen „habe. Der menſchliche Wille erhält die Gnade nicht durch „die Freiheit, vielmehr die Freiheit durch die Gnade. Wi„derſteht er ihr, wählt er nicht die Freiheit im Dienſt des „Herrn, hingegen die Knechtſchaft im Dienſt des Böſen: ſo „ſündigt er, wird ſchuldig und ſtrafwürdig."

Und ſo ſind die Mönche von Adrumet unſterblich geworden, weil es einigen unter ihnen einfiel den heiligen Auguſtinus des Irrglaubens zu beſchuldigen und er ihnen dafür zwei ſeiner berühmteſten Werke widmete!

Zwei und dreißigſtes Kapitel.

Paul und Palladia.

Unter dem Biſchof Johannes von Jeruſalem wurde eine Entdeckung gemacht, welche die gläubige Chriſtenheit mit hoher Freude erfüllte und deren erſte Kunde der ſpaniſche Prieſter Oroſius bei ſeiner Rückkehr aus Paläſtina nach Hippo brachte. Es waren die Reliquien des Erz-Martyrers St. Stephanus entdeckt worden in der Kirche zu Caphargamala. Bei der Uebertragung derſelben nach Jeruſalem, am

26. Dezember 415, ſtrömten zahlloſe Volksmaſſen lobpreiſend und frohlockend zuſammen; darunter viele Kranke, die auf Geneſung hofften und von denen drei und ſiebzig von ſchweren Plagen geſundeten. Und warum auch nicht? und warum nicht es glauben? Hatten ſich doch Kranke auf die Straße tragen laſſen, damit der Schatten des Petrus, wenn er vorübergehe, auf ſie falle und ſie geſund mache! Warum ſollte es nicht der göttlichen Weisheit gefallen dürfen an einem Menſchen, den ſie in beſonderer Weiſe für ihre Plane des Heils auserkoren hat, die Machtfülle des übernatürlichen Lebens dermaßen hervortreten zu laſſen, daß die Gebrechen des natürlichen Lebens von ihr beſiegt werden. Der Schatten des Petrus machte die Kranken geſund; das berichtet die Apoſtelgeſchichte, und das haben ſeitdem die katholiſchen Chriſten nie vergeſſen. Und welche Erinnerungen knüpften ſich nicht an St. Stephanus, an dieſen heiligen, von himmliſcher Weisheit und ſeliger Liebe ſtrahlenden Mann, den derſelbe finſtere Haß der Kinder der Nacht wider die Kinder des Lichts, welcher den göttlichen Heiland kreuzigte, bald darauf ſteinigte. Er war der Erſte, der den blutigen Reigen der Martyrer eröffnete, der Erſte, der in himmliſchen Viſionen, betend für die Mörder ſeine gebenedeite Seele aushauchte, der Erſte, auf deſſen Gebet in Todesqual eine wunderbare Bekehrung folgte, die den Saul in einen Paulus verwandelte. Die chriſtliche Welt ſah damals nicht mit philoſophiſcher Gleichgültigkeit zu, wenn Häreſie, Schisma, Heidenthum die Pflanzungen des Glaubens verwüſteten, denn dieſe Pflanzungen hatte der Sohn Gottes mit ſeinem koſtbaren Blut begoſſen, damit ſie Früchte trügen für die Ewigkeit. Sie verwüſten — hieß ſein Blut mit Füßen treten, ſein heiliges Leiden verunehren, die Seelen zurückreißen vom Wege der zum Himmel führt und ſie in die ewigen Abgründe ſtürzen. Es gab damals manchen Saulus zu bekehren, der in blutiger wie in unblutiger Weiſe das Chriſtenthum verfolgte — und deshalb fand der Jubelruf der in Paläſtina bei der Auffindung jener heiligen Ueberreſte aus-

brach, ein Echo in der ganzen christlichen Welt: sie begrüßte einen mächtigen Fürbitter am Throne Gottes für die Irr- und die Ungläubigen, für die Verkehrten und Verblendeten. Sie glaubte, die ewige Barmherzigkeit habe diese wunderbare Entdeckung, die der fromme Priester Lucian in Folge eines Traumgesichtes machte, etwa zugelassen um an den großen Fürbitter zu erinnern. Sie glaubte eben an die süße, die trostreiche Gemeinschaft der Seelen, nicht nur in der streitenden — sondern in den drei Reichen der Kirche; und zwar mit dem frischen lebendigen Glauben, der den Menschen aus der Einzelzelle seines Daseins hinausführt, ihm den Blick für einen immensen Horizont, für eine immense Lebens- und Liebesgemeinschaft erschließt und ihm jene ideale Richtung giebt, die da eintritt, wo die übernatürlichen Güter in erster Reihe der Werthschätzung stehen und die immer mehr verschwindet, je höher der Werth ist, der den materiellen Gütern beigelegt wird, bis endlich die zusammengeschrumpfte Seele wieder zurückkriecht in die Einzelzelle ihres Ichs und in den Horizont ihres Wohlbehagens.

Alle katholischen Kirchen wendeten sich nach Jerusalem mit der Bitte um einige Partikeln der heiligen Reliquien. Orosius brachte eine solche nach Braga in Portugal. Auch Evodius von Uzala kam früh in deren Besitz. Endlich im Jahr 424 erhielt die Kirche von Hippo einen reichen Antheil. Das war ein großer Festtag. Die Gläubigen waren in froher Begeisterung. Die kostbaren Ueberreste wurden in einer Nebenkapelle der Basilica des Friedens beigesetzt; eine Inschrift am Eingang der Kapelle erinnerte daran, daß der Gnadenspender nicht über seinem Werkzeug der Gnade zu vergessen sei und besagte, daß die Wunder, welche durch die Fürbitte und die Reliquien des heiligen Stephanus geschehen, Gott allein zuzuschreiben wären. Die Andacht zum heiligen Blutzeugen wurde in Hippo sehr groß. Nach zwei Jahren bezeugten siebzig Denkschriften, daß seine Hülfe nicht umsonst angesprochen sei. Augustinus hatte die Anordnung gemacht, daß ein Jeder, der an sich oder den Seinen ein Wunder er-

fahren habe, es genau aufzeichne, damit man geſchichtliche Documente bekäme, die von allen Zeitgenoſſen beglaubigt werden könnten. Augenzeuge eines Wunders war er ſelbſt und er ſelbſt erzählt es.

Zehn Kinder aus einem angeſehenen Hauſe zu Cäſarea in Cappadocien waren von dem Fluch ihrer Mutter getroffen. Der älteſte Sohn hatte ſich gegen dieſelbe nach dem Tode des Vaters abſcheulich benommen, ſie erſt mit Worten, dann thätlich beleidigt — und von den übrigen neun Kindern, die ſämmtlich Zeugen des verbrecheriſchen Auftritts waren, hatte ſich kein einziges der unglücklichen Mutter angenommen. In wahnſinniger Aufregung über ſolche Kinder, zerraufte ſie ihr Haar und ihre Gewänder, ſtürzte nach der nächſten Kirche, warf ſich auf die Knie und verfluchte ſie ſämmtlich. In furchtbarer Weiſe ging der Fluch in Erfüllung: Die Kinder wurden von einem krampfhaften Gliederzittern befallen, das nicht einmal im Schlaf nachließ. Es war ein entſetzlicher Anblick! Die unſelige Mutter konnte ihn nicht ertragen: ſie gab ſich den Tod. Für ihre Mitbürger waren die zehn Geſchwiſter ein Gegenſtand des Abſcheus durch den Fluch der wegen ihres Frevels auf ihnen laſtete — und des Widerwillens, durch ihr Uebel. Dies raſtloſe Zucken und Zittern, das ihnen keine Ruhe gönnte, keine Beſchäftigung erlaubte, verleidete ihnen den Aufenthalt in Cäſarea; ſie gingen fort und irrten im ganzen römiſchen Reich umher, einzeln oder zu Zweien, um weniger Aufſehen zu machen. Es war wie ein Kainsfluch, der ſie ruhelos hieher und dorthin jagte. Der zweite Sohn ward wunderbar geheilt durch die Reliquien des Martyrers St. Laurentius zu Ravenna. Das Schickſal von ſieben Geſchwiſtern iſt unbekannt; die beiden jüngſten aber, Paul und Palladia, wanderten zuſammen nach allen Orten, die durch ihre Heiligthümer und die Wunder, die dort geſchahen, berühmt waren. Aber umſonſt beſuchten ſie die Reliquien des heiligen Stephanus zu Ancona und dann, nach Afrika ſchiffend, zu Uzala. Ueberall flößten ſie ein mit Grauen gemiſchtes

Mitleid ein und überall fühlten sie sich als von Gott gekennzeichnet, namenlos elend! Endlich kamen sie nach Hippo und erregten auch dort die allgemeine Aufmerksamkeit, sowohl durch ihren kläglichen Zustand als durch die große Inbrunst, mit der sie täglich in der Basilica des Friedens vor dem Gitter knieten, welches die Kapelle des heiligen Stephanus abschloß und mit Thränenströmen Gott anflehten, ihnen barmherzig ihre Sünden zu vergeben und sie von ihrem schweren Leiden zu heilen. Im Jahr 425, vierzehn Tage vor Ostern waren sie nach Hippo gekommen. In der Osternacht hatte Augustinus die übliche Vorfeier zur Auferstehung des Herrn gemacht, das Taufwasser geweiht, zahlreiche Catechumenen getauft; und befand sich in der Sacristei, bereit den Gottesdienst des Tages zu beginnen, während in der Kirche die Volksmenge sich zu sammeln begann.

Paul hatte lange vor der Kapelle des heiligen Stephanus gekniet und gebetet, und sich ermüdet am Gitter festgehalten. Da fiel er plötzlich zu Boden. Man eilte ihm zu Hülfe, wollte ihn aufheben und forttragen; aber man bemerkte, daß er im ruhigen Schlaf und ohne alles Zittern sei. Man berührte ihn also nicht, aber man sammelte sich um ihn, voll Erwartung, Rührung, Theilnahme. Auf einmal stand er auf, geheilt, gesund „und sah ruhig diejenigen „an, die ihn ansahen," schreibt Augustinus. „Wer hätte „jetzt sich enthalten können Gott zu preisen? In der ganzen „Kirche ertönte ein Freudengeschrei von denen, die das Wun„der sahen und dem Geheilten Glück wünschten. Dann ka„men sie zu mir gelaufen und Einer drängte den Andern „fort, und jedesmal erzählte mir der Letzte als eine Neuig„keit, was ich schon von dem Ersten gehört hatte. Während „ich mich von Herzen erfreute und Gott in meiner Seele „dankte, kommt der Jüngling selbst und fällt mir zu Füßen. „Ich hob ihn auf, umarmte ihn und führte ihn in die Kirche. „Das Volk überfüllte sie. Alles rief laut untereinander mit „freudiger Stimme: Gott sei gedankt! Gott sei gepriesen! „Ich gab dem Volk den Friedensgruß. Da jubelte es noch

„höher auf und lange währte es bis Stille eintrat und bis „der Abſchnitt aus der heiligen Schrift vorgeleſen werden „konnte. Als es nun an mir war ihm auszulegen, ſprach „ich nur Einiges was dem Feſt und der Oſterfreude ange„meſſen war; denn lieber war es mir, daß ſie in jener „wunderbaren Heilung eine Großthat Gottes leibhaft vor „Augen hätten, als daß ſie nur davon reden hörten. — „Der Jüngling ſpeiſte dann mit uns und erzählte uns genau „die ganze Geſchichte ſeines Elends."

Auguſtinus ließ dieſelbe ſogleich aufſchreiben und am Oſterdienſtag den verſammelten Gläubigen in der Baſilica von einem Lector vorleſen, während Paul und Palladia auf den Stufen des Ambons, Allen ſichtbar, ſtanden; er — geheilt; ſie — gereinigt von ihrem Leiden. Aller Augen waren auf ſie gerichtet und diejenigen, welche früher die Geſchwiſter nicht geſehen hatten, konnten nun durch den Anblick der Schweſter beurtheilen, welche Barmherzigkeit Gott an dem Bruder gethan, um dadurch zu Dank für ihn und Bitte für ſie angeregt werden. Als Auguſtinus darauf eine Predigt hielt, in welcher er über Wunder ſprach und über die gegenſeitigen Pflichten von Eltern und Kindern, unterbrach ihn leiſes Gemurmel, das plötzlich in hellen Freudenruf: Ehre ſei Gott! Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! überging. Er fragte was das bedeute. Statt der Antwort führte man Palladia von der Kapelle des Martyrers zum Ambon. Sie war geheilt! — In Schlaf geſunken, als ſie das Gitter vor der heiligen Grabſtätte anfaßte, war ſie nach kurzer Zeit geſund aufgeſtanden. Nun entſtand aber ein freudiges Getöſe, ein Gewoge von Stimmen, das kein Ende nehmen wollte. Die Einen weinten, die Andern frohlockten, Alle verkündeten begeiſtert Gottes Lob — „und ſo laut, daß unſer „Ohr es kaum zu ertragen vermochte. Was war aber in „den Herzen dieſer Menge um zu einem ſolchen Jubel an„geregt zu werden? — Nichts anderes als der Glaube an „Chriſtus, für den Stephanus ſein Blut vergoſſen hatte."

Auguſtinus ſuchte die Verehrung des heiligen Erzmar-

tyrers recht anzuregen. Einer vornehmen Frau, Galla, die ſich längere Zeit mit ihrer Tochter Simpliciola in Hippo aufgehalten hatte um unter Auguſtin's Leitung den Weg der Vollkommenheit zu betreten, gab er einige Partikeln, als ſie in ihre Heimat zurückkehrte. Er ſchrieb an den dortigen Biſchof Quintian um ihm Galla zu empfehlen, welche ihren Wittwenſtand — und Simpliciola, welche ihre Jungfräulichkeit Gott verlobt hatte, und ſetzt hinzu: „Was die heiligen „Reliquien betrifft, ſo wirſt du wiſſen, welche Ehrfurcht man „überall ihnen zollt und mit wie großer Andacht wir ſie „hier bei uns verehren." — Er machte eine Reiſe nach Uzala um dem Biſchof Evodius den Rath zu geben, alle Wunder, welche die Fürbitte des Martyrers ſehr zahlreich dort wirkte, von den betreffenden Perſonen aufzeichnen zu laſſen und dieſe geſchichtlichen Documente über die Macht des Glaubens in der ſtreitenden Kirche, über die Macht der Liebe in der triumphirenden — und über das ebenſo weſenhafte als geheimnißvolle, im Blut Jeſu gewebte Band zwiſchen dem Leben in der Gnade und dem Leben in der Glorie, für alle Zukunft zur Erkräftigung der Gläubigen zu ſammeln.

Drei und dreißigſtes Kapitel.

Heraclius.

Unter den Geiſtlichen, welche das Herz des heiligen Biſchofs erfreuten, nahm der junge Prieſter Heraclius einen der erſten Plätze ein. Er war nicht aus Hippo gebürtig; er hatte ſich in ſeiner erſten Jugend andern Studien gewidmet. Sein Vater ſtarb früh; ſeine Mutter wünſchte den Sohn, der reich an Glücksgütern und an Gaben des Geiſtes war, in einer weltlichen Laufbahn glänzen zu ſehen. Trotz aller Unwahrſcheinlichkeit und aller Hinderniſſe, entbrannte plötzlich das Herz des Jünglings für die Weltentſagung. Er ging nach Hippo. „Gott ſchickte ihn mir," ſagte Auguſtinus; — und zärtlich nahm er dieſe ſchöne Seele auf, die

sich mit unbedingtem Vertrauen in seine Hände gab, und pflegte sie sorgsam, damit alle Keime des Guten in ihr zu Blüthen würden und Früchte brächten. Von einem Theil seines Vermögens ließ Heraclius die Kapelle des heiligen Stephanus bauen; für den andern kaufte er der Kirche einen Platz ab, worauf er ein Haus baute, das seine Mutter bewohnen sollte; den dritten bot er dem Bischof für die Armen an. Augustinus rieth ihm aber ein Landgut dafür zu kaufen — „denn ich gestehe," sagte er in einer vertraulichen Ansprache an die Gläubigen, „daß ich damals — im „Jahr 425 — noch kein ganz festes Vertrauen zu seiner Tu„gend hatte. Da ich die Beschaffenheit des Menschenherzens „kenne, fürchtete ich die Unzufriedenheit der Mutter, die „etwa sagen möchte, ich hätte ihren Sohn um sein väter„liches Vermögen gebracht und in Armuth gestürzt. Ich „hielt es also für rathsamer, daß er dies Landgut kaufe. „Wenn er, was Gott verhüte, nicht beharrlich bleibt, dachte „ich, so kann ich ihm dasselbe ungeschmälert zurückgeben — „was bei einer Summe Geldes nicht möglich wäre — und „ich komme nicht in den Ruf der Habsucht."

Um diese Zeit trug sich der peinliche Vorfall mit dem Priester Januarius zu, der das gemeinsame Leben geführt und das Versprechen der Armuth gegeben und dennoch Vermögen besessen hatte. In Folge davon hatten alle Geistlichen auf's Neue ihrem betrübten Bischof das Versprechen abgelegt, durchaus kein Eigenthum für ihre Person zu besitzen und mit ihm im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung zu leben. Das Haus des Heraclius war eben vollendet und sogleich schenkte er es der Kirche. „Kommt jetzt „seine Mutter, fuhr Augustinus fort, so wird sie wohnen „im Hause, das ihr Sohn gebaut hat, nicht aber in seinem „Hause. Ich gebe ihm das Zeugniß, das er jetzt ganz arm, „jedoch sehr reich an Liebe ist. Die wenigen Sklaven, die „er noch besaß, lebten bereits im Kloster und noch heute „wird er ihnen die Freiheit geben. Glaube und sage also „Niemand, daß er reich sei und Jeder bedenke, daß man

„durch böſe Nachrede noch mehr der eigenen Seele als dem „Verleumdeten ſchadet."

Heraclius war noch Diacon, als Auguſtinus mit ſolcher Wärme Zeugniß für ſeine vollkommene Weltentſagung ablegte, welche die Katholiken von Hippo mit ſo großer Erbauung an ihrem Biſchof bewunderten und an ſeinem ganzen Klerus zu bewundern wünſchten. Gleich darauf empfing Heraclius die Prieſterweihe.

Die Stellung des Biſchofs brachte ihn damals den Gläubigen ſo nah und in ſo innige Verbindung, daß ein Jeder ſich mit ihm in einem gewiſſen Verhältniß, in einer directen Beziehung fühlte. Der Biſchof war der geiſtliche Vater, der Lehrer, der Rathgeber, der Schiedsrichter — war die Verkörperung der Liebe und der Weisheit in den Augen ſeines gläubigen Volkes. Den apoſtoliſchen Zeiten noch ſo nah, umfloß ihn der volle Glanz, den das Wort des Herrn: „Wer euch hört, der hört mich" — den Zwölfboten und den Nachfolgern dieſer heiligen Apoſtel verlieh. Den weltlichen Verhältniſſen entrückt, zuweilen in wunderbar heiliger Seelenſtärke ihnen entſagend und die eigene Familie mit der großen Familie Jeſu Chriſti verſchmelzend, ward er als ein Gottesbote verehrt, der für jeden Einzelnen eine himmliſche Sendung, folglich die höchſte Bedeutung hatte. Daher war die Wahl eines Biſchofs ein Akt, woran ſich Jeder mit lebhafteſtem Intereſſe, das zuweilen in große Leidenſchaftlichkeit überging, betheiligte — wenn nicht durch die Wahl ſelbſt, ſo doch durch Zuſtimmung. Daher kam es, daß zuweilen plötzlich und ganz unerwartet ein Name vom Volksmund als Biſchof genannt wurde, der eine höhere Eingebung zu ſein ſchien, wie das bei der Wahl des heiligen Ambroſius geſchah, wo ein Kind rief „Biſchof Ambroſius!" Daher aber auch, daß tumultuariſche Auftritte ausbrechen konnten, entweder wenn ſich Parteien gegenüber ſtanden oder wenn Eigenſinn die Stelle des Gottesurtheils einnahm — wie das in Hippo geſchehen war, als das Volk den Pinian zwingen wollte Prieſter zu werden. Daß eine ſolche all-

gemeine Betheiligung nur in jenen Zeiten möglich ist, wo das Individuum vor Allem in dem Bewußtsein lebt, ein Glied der Kirche zu sein und einen höheren Werth darauf, als auf seine Familien- und bürgerlichen Verhältnisse legt — versteht sich von selbst. Daß sie aber wirklich statt gefunden hat, beweist die Frage, die noch jetzt bei jeder Priesterweihe vom Bischof ausgesprochen wird: ob irgendein Anwesender begründete Einsprache gegen die Weihe zu machen habe? — worauf eine kleine Weile innegehalten und dann erst in der heiligen Handlung fortgefahren wird.

In Afrika war damals der herrschende Gebrauch, daß die Bischöfe, die ja ihren Klerus am besten kannten, ihren Nachfolger wählten und ihn, als solchen, den Gläubigen vorstellten. Der Bischof Severus von Milevis war gestorben, als Augustinus von den dortigen Priestern und Mönchen flehende Botschaft erhielt sich schleunigst nach Milevis zu begeben, um gehässigen Unruhen vorzubeugen. Trotz seiner zwei und siebzig Jahre eilte Augustinus dahin. Er fand die Gläubigen aufgeregt und mißvergnügt, denn Severus hatte seinen Nachfolger zwar der Geistlichkeit genannt, aber nicht dem Volk vorgestellt und durch diesen Akt dessen Zustimmung gesucht. Man fühlte sich verletzt und die Priester wagten nicht den Nachfolger zu nennen, aus Besorgniß, daß er schlecht empfangen oder gar zurückgewiesen werden möchte. Allein Augustinus beschwichtigte die Gährung: „Gott sei Dank, die „Besorgniß verwandelte sich in Freude, sagt er. Sobald „das Volk Kenntniß von dem Nachfolger erhielt, den Se„verus bestimmt hatte, nahm es mit großer Ruhe die Wahl „an. Wohl gab es noch einige Unzufriedene; doch Gottes „Barmherzigkeit segnete meine Bemühungen und alle Klagen „hatten aufgehört, als ich Milevis verließ."

Dieser Vorfall bestärkte ihn in seinem Entschluß bei Lebzeiten einen Nachfolger zu wählen, theils um jeder möglichen Unruhe nach seinem Tode vorzubeugen, theils um bei manchen Geschäften einen Stellvertreter zu haben, und Zeit für eine Arbeit zu gewinnen, die ihm seit Jahren am Herzen

lag. Er wollte nämlich ſeine ſämmtlichen Werke einer genauen Durchſicht und Correctur unterwerfen. Er war ſeit ſeiner Bekehrung ein unermüdlicher Schriftſteller geweſen, aus deſſen Geiſtesfülle ein Strom von Anſchauungen, von Lehren ſich ergoß. Aber er ſelbſt war mit ſeiner Intelligenz und Erkenntniß nicht auf dem Standpunkt des Neophyten von 387 ſtehen geblieben. Faſt vierzig Jahre des Gebets, der Studien, der ſchönſten Tugendübungen, der heiligen Funktionen des Prieſters und Biſchofs, der vielſeitigſten Erfahrungen, der unausgeſetzten Geiſteskämpfe nach Außen — um die Wahrheit zu lehren; nach Innen — um ſie zu erkennen und zu faſſen: hatten mehr und mehr ſein geiſtiges Auge erleuchtet. Den hohen theologiſchen, philoſophiſchen und moraliſchen Fragen, die er in ſeinen zahlreichen Werken behandelte und von denen er, trotz aller Demuth doch annehmen mußte, daß ſie maßgebend in Gegenwart und Zukunft für die Begründung und Entwickelung der chriſtlichen Lehre ſein würden, wollte er alle Vollendung geben, die ihm zu Gebot ſtand, alles Licht mittheilen, das er nach und nach gewonnen hatte. In einem Brief an Mercator, in welchem er freudig einen jungen kräftigen Vertheidiger der katholiſchen Lehre gegen die Häreſie begrüßt, ſchreibt er: „Es iſt „dem Menſchen heilſamer ſich klein zu machen um ſich zu „beſſern, als ſich aufzublähen und dann zerquetſcht zu wer„den. Heißt es von den Apoſteln, die zuerſt und mit ſo „großem Erfolg gepflanzt und begoſſen haben, daß ihre Ar„beit nichts ſei, weil Gott allein das Gedeihen gebe — was „ſind denn wir, du und ich, und wer immer in unſern Ta„gen lebt! Können wir uns für Etwas halten, obſchon wir „uns herausnehmen zu lehren!“ Mit dieſer Geſinnung wollte er ſich der mühſamen Arbeit unterziehen und jeden Lichtſtrahl, den der heilige Geiſt ihm ſenden würde, im Dienſt und zur Ehre der Wahrheit, und zur Erleuchtung und Heiligung der Seelen verwenden.

Er beſchied nach ſeiner Heimkehr von Milevis ſein gläubiges Volk zum 26. September 426, in die Baſilica des

Friedens, denn er habe eine wichtige Mittheilung zu machen. Der weite Raum war überfüllt und die Spannung groß. Auguſtinus erſchien begleitet von zwei fremden Biſchöfen, Religian und Martinian, und von ſieben Prieſtern unter denen Heraclius der letzte war. Der ganze Klerus der Stadt war zugegen; auch Schnellſchreiber, die den ganzen feierlichen und für die Gebräuche der damaligen Zeit intereſſanten Akt aufzeichneten. Auguſtinus ſagte, in der Vollkraft der Jahre ſei er nach Hippo gekommen; nun ſei er alt und ſeinem Ende nah: „Da ich weiß, daß nach dem Tode der Biſchöfe „nicht ſelten Verwirrung, ſogar Streit wegen des Nachfol„gers in den Kirchen entſteht, ſo will ich dieſen Uebelſtand, „ſo viel an mir liegt, entfernen und euch kund thun, daß „ich es für den Willen Gottes erachte, den Prieſter Heraclius „zu meinem Nachfolger zu beſtimmen.“

Dieſe Worte beantwortete das Volk mit dem drei und zwanzigmal wiederholten Ruf: „Gott ſei Dank! Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ — Dann betete es ſechszehnmal: „Chriſtus erhöre uns, verlängere Auguſtin's Leben!“ — und rief dann achtmal dem heiligen Greiſe zu: „O du unſer Vater! o du unſer Biſchof!“ — Als wieder Stille eintrat, fuhr Auguſtinus fort: „Ich brauche Heraclius nicht zu loben. Ich liebe ſeine vor„trefflichen Eigenſchaften und ſchone ſeine Beſcheidenheit. „Euer Beifall beweiſt mir, daß ihr ihn nicht minder als ich „zu meinem Nachfolger wünſcht. Dies aber habe ich in „heißen Gebeten von Gott erfleht. Jetzt bitte ich euch Alle, „daß wir uns in der Liebe Jeſu vereinigen und Gottes Er„barmen anrufen, damit er das in uns bekräftige, was er „gewirkt hat. Er, der mir Heraclius ſchickte, bewahre und „erhalte ihn kräftig und rein, damit er mich erfreue ſo lange „ich lebe und nach meinem Tode mich erſetze.“

Jetzt rief das Volk ſechs und dreißigmal nach einander: „Gott ſei Dank! Chriſtus ſei geprieſen!“ Dreizehnmal: „Chriſtus erhöre uns, verlängere Auguſtin's Leben!“ Acht„mal: „O du unſer Biſchof!“ Zwanzigmal: „Es iſt billig und recht!“ Fünfmal: „Er iſt würdig, er verdient es!“

Als Auguſtinus die Gläubigen ermahnte Gott recht dringend um ſeinen Beiſtand zu bitten, riefen ſie ſechszehnmal: „Wir danken dir für deine Wahl!“ — Zwölfmal: „So geſchehe es!“ — Sechsmal: „O du Vater, Heraclius ſei Biſchof!“

Darauf erwiderte Auguſtinus, bei ſeinen Lebzeiten dürfe Heraclius nicht zum Biſchof von Hippo geweiht werden. Dies ſei durch einen Beſchluß des Conzils von Nicäa geboten, welcher aber dem ſeligen Valerius ſowohl als ihm ſelbſt bei ſeiner eigenen Weihe nicht bekannt geweſen ſei. Zuſtimmend erſchallte dreizehnmal der Ausruf: „Gott ſei Dank! Chriſtus ſei geprieſen!“

Auguſtinus bat nun die Gläubigen ſich mit allen ihren bürgerlichen Anliegen und mit allem, was das Schiedsrichteramt betreffe, künftig an Heraclius zu wenden, dem er immer mit Rath beiſtehen werde. Nicht in träger Ruhe, ſondern mit wichtigen Arbeiten wolle er ſeine Zeit ausfüllen. Sechs und zwanzigmal wurde nun der Zuruf wiederholt: „Wir danken dir für deine Wahl!“ Bevor Auguſtinus die Wahlurkunde zum Unterſchreiben verlangte, berief er ſich nochmals auf die Zuſtimmung des Volkes zu dieſem feierlichen Akt, der jetzt zum Beſchluß erhoben werden ſolle, um ihm für die Zukunft Beſtand zu geben. Langer jubelnder Zuruf hallte durch die Baſilika des Friedens und Auguſtinus bat nun das Volk der Feier der hochheiligen Geheimniſſe mit erhöhter Andacht beizuwohnen und für die Kirche von Hippo, für den Prieſter Heraclius und für ihn eifrig zu beten.

An einem der folgenden Tage mußte Heraclius einmal in des heiligen Biſchofs Gegenwart predigen, was dem jungen Prieſter ein höchſt kühnes Unterfangen ſcheint. Dem aber, dem er ſich ganz zu Dienſten geſtellt, müſſe er auch in dieſer Sache gehorchen. Er vertraue auf den Beiſtand Gottes, den Auguſtinus ihm erflehen werde. „In unſerm heiligen Vater, ſagt er, werde ich Alles beſitzen, was mir fehlt, wenn ich in ihm die Gaben Gottes ſchätze, an denen er ſo reich iſt.“ Dann ſpricht Heraclius ſein Erſtaunen aus, daß er rede, während Auguſtinus zuhört und ſchweigt. „Aber

nein ruft er aus, Auguſtinus ſchweigt nicht! Sagt der Jünger das, was er von ſeinem Meiſter lernte, ſo ſpricht ja dieſer durch den Mund ſeines Jüngers. — Wenn ihr Alles, was ihr ſeit ſo langer Zeit an Belehrung, Ermahnung und Aufmunterung von unſerm Vater gehört und empfangen habt — jetzt im Geiſt bewahrt und im Leben übt: ſo wird der Friede Gottes mit euch ſein."

Die Wahl des Heraclius war gleichſam das Teſtament, wodurch er mit dem Leben abſchloß und über ſein Leben hinaus ſeinen Kindern das Beſte vermachte, was er ihnen hinterlaſſen konnte: einen heiligen Biſchof.

Vier und dreißigſtes Kapitel.

Die letzten Jahre.

Das chriſtliche Afrika ſtand auf dem Höhepunkt ſeiner Entwickelung. Auguſtinus war die geiſtige Sonne, die alle Keime zur Blüthe brachte. Heilige Biſchöfe lehnten ſich an ihn, fromme Prieſter blickten zu ihm empor, blühende Klöſter gediehen unter ſeiner Fürſorge; zahlreiche Conzilien, deren Seele er war, entwickelten und beſtimmten Lehrfragen und ſtellten Ordnung und Zucht in der Kirche feſt. Der Manichäismus, der Donatismus, der Pelagianismus, drei furchtbare Häreſien, waren zu Boden geſchmettert. Unvertilgbar iſt der Same des Drachen und in immer neuen Unformen bildet ein Lucifer ſich aus; aber das iſt ja eben die wunderbare Macht der Kirche, daß ſie auch immer wieder einen Erzengel Michael erzeugt, der den Lucifer überwindet. Auguſtinus war der St. Michael ſeiner Zeit. Manes mit ſeiner ſinnlichen Phantaſterei, Donatus mit ſeinem ſtarren, rohen Eigendünkel, Pelagius mit ſeiner rationaliſtiſchen Selbſtüberhebung: alle Drei hatten in Auguſtinus ihren Meiſter gefunden und waren beſiegt. Täuſchen konnten ſie noch die leichtfertige Thorheit, denn das gelingt der Lüge immer unſchwer. Aber dem geraden Sinn als Wahrheit

ſich ausgeben — konnten ſie fortan nicht mehr. Wie ein Leuchtthurm, weithin ſtrahlend über das gefahrvolle Meer des Lebens, ſtand die hehre Greiſengeſtalt an Afrika's Küſte und die Augen der katholiſchen Welt blickten auf Auguſtinus, wenn es galt ſich in Glaubensſachen zu orientiren. Auch jetzt wieder gelang ihm eine große Bekehrung. Der Mönch Leporius in Marſeille hatte die Pelagianiſche Irrlehre um einen Schritt weitergeführt und geſagt: der göttliche Heiland ſei ein Menſch wie jeder andere geweſen, habe ſich durch ſeine Willenskraft ſündenlos erhalten und ſei deshalb, bei der Taufe im Jordan, zum Sohn Gottes gemacht. Er verbreitete höchſt unbefangen dieſe Gotteslästerungen, die ein ungeheures Aergerniß gaben und dennoch dem Leporius einen gewiſſen Anhang verſchafften. Der Biſchof von Marſeille wollte ihn zum Widerruf bewegen — umſonſt! da verſtieß ihn ſein Kloſter. Er ging nach andern Gegenden Galliens, wurde überall verabſcheut und träufelte doch ſein Gift in einzelne Seelen; — überall gewarnt und verblieb doch in ſeinem Irrthum. Als er unverbeſſerlich ſchien, verdammten ihn die Biſchöfe Galliens als Irrlehrer und ſchloſſen ihn von der Kirchengemeinſchaft aus. Mit einigen Anhängern verließ er die Heimath und ging nach Afrika. Der heiße Boden ſchien den Irrlehren günſtiger zu ſein, als das kühle Europa. Aber gerade dort wartete die Gnade auf ihn. Er fand zuerſt den Erzbiſchof Aurelius von Carthago; dann — Auguſtinus; und vor dieſem reinen milden Licht geſundete das kranke Auge ſeines Glaubens. Er ſah ſeinen Irrthum ein und verabſcheute ihn. Mit tiefer Demuth und heißer Reue nahm er vor Auguſtinus und einer Verſammlung von afrikaniſchen Biſchöfen mündlich und ſchriftlich ſeine Irrthümer zurück, erkannte die Rechtmäßigkeit ſeiner Excommunication an und entſchuldigte ſich nur damit, daß er verſicherte er habe ſeine verdammlichen Lehren nur in Verblendung des Verſtandes, nicht aus Gewiſſenloſigkeit oder Haß gegen die Kirche verbreitet. Hierfür ſpricht das reine Leben, das er immer führte. Leporius unterſchrieb ſeinen feierlichen Wider-

ruf in der großen Basilica von Carthago und wurde wieder mit seinen Gefährten in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. Augustinus schickte dies Schriftstück an diejenigen Bischöfe Galliens, in deren Sprengel Leporius so großes Aergerniß gegeben hatte, und bat sie, diesen Widerruf und die bußfertige Gesinnung des bekehrten Mönchs möglichst bekannt zu machen. Die Bekehrung des Leporius erregte große Freude in der christlichen Welt. Trotz des Arianismus, der die Gottheit Christi leugnete und der sich für ein Paar Jahrhunderte, namentlich bei den germanischen Völkern, statt des wahren Glaubens eingeschlichen hatte, verwarf die allgemeine Stimme des christlichen Volkes mit Abscheu jedes Wort, das die Gottheit des Erlösers antastete und jubelte in heiliger Freude über den Widerruf eines solchen Frevels. Leporius kehrte nicht in sein Vaterland zurück. Er blieb in Afrika, wo seine Seele ihre Heimath in der Kirche gefunden hatte.

Aber das mühe- und thatenreiche Leben des heiligen Augustinus sollte nicht in dem Glanz und dem Frieden untergehen, den er der Kirche und den Seelen gab. Es kamen furchtbare Zeiten für das christliche Afrika, — der erste Stoß des Erdbebens, das sich immer wiederholte, bis die Kirche im Lauf von zwei Jahrhunderten zertrümmert und vom Islam verschlungen war. Die Hand, welche den Anstoß gab, verdoppelte Augustin's Gram; — denn es war die des Grafen Bonifacius.

Er war ein Mann voll herrlicher Eigenschaften, edelmüthig, sittenrein gerecht, voll Geist und Thatkraft, heldenhaft und weise. Im Jahr 413 vertheidigte er Marseille gegen den Ueberfall eines andern Helden, des Gothenkönigs Ataulf, verwundete diesen und rettete die Stadt. Im Jahr 417 war er miltärischer Statthalter und Befehlshaber der kaiserlichen Truppen in Afrika. Er war ein Verehrer und wurde ein Freund des heiligen Augustinus. Mit demselben Eifer den er für seine Dienstpflichten an den Tag legte, begehrte er auch dem höchsten Herrn zu dienen und er wen-

dete ſich oftmals an den Biſchof von Hippo, um Belehrung und gute Rathſchläge zu erbitten. Auguſtinus erfüllte immer gern eine ſolche Bitte; um ſo lieber, wenn ſie von einer Seite kam, wo das Seelenheil durch den Glanz der Stellung und den Drang der weltlichen Geſchäfte ſo leicht gefährtet wird. Aber Bonifacius blieb unverblendet und unbetäubt, verlor ſeine ewige Beſtimmung nicht aus den Augen und hätte gewünſcht, ſich der Miliz Chriſti anſchließen und in klöſterlicher Abgeſchiedenheit leben zu dürfen. Er war aber vermählt und hatte eine Tochter. Auguſtinus hatte ihm Einmal einige Lebensregeln gegeben und ſagt am Schluß des Briefes, ſie wären aber nicht ſowohl Rathſchläge für das, was der Graf zu thun habe, als ein Spiegel deſſen, was er bereits thue. Seine frommen Wünſche beeinträchtigten nicht ſeine Energie als Befehlshaber der Truppen und mit Glück und Kraft ſchlug er Invaſionen von barbariſchen Völkerſchaften aus dem innern Afrika zurück.

Im Auguſt 423 ſtarb Kaiſer Honorius, der achtundzwanzig Jahre ohne Glück und ohne Ruhm Beherrſcher des Abendlandes geweſen war. Er zählte noch nicht neununddreißig Jahre. Sein ganzes Leben hat etwas Nebelhaftes, das nur Inhalt bekommt durch den Willen ſeiner Günſtlinge; und da man unter dieſen keine beſonders edle Charactere kennt, ſo ſtaunt man um ſo mehr über einzelne wunderſchöne Geſetze, welche er im reinſten Geiſt des Chriſtenthums zu Gunſten von Gefangenen, von Sklaven, von armen Schuldnern — zu Gunſten von Allem, was noch vor kurzem verachtet und zertreten war, erließ. Der chriſtliche Glaube, hat immer einen guten Einfluß! er konnte freilich nicht dieſem unvollſtändigen Charakter, männliche Würde und kaiſerliche Thatkraft geben; aber er gab ihm die Einſicht, daß man auch für die Unterdrückten Kaiſer ſein müſſe.

Nun war er todt. Sein Neffe, der morgenländiſche Kaiſer Theodoſius II. in Conſtantinopel, hielt ſich für den rechtmäßigen Erben. Seine Stiefſchweſter, Galla Placidia, die

Frau mit den romanhaften Schickſalen, hielt ihr dreijähriges Söhnlein Valentinian dafür, denn deſſen Vater Conſtantius, ihr zweiter Gemahl, war von Honorius zum Auguſtus: (Titel des Kaiſers) ernannt, und ſie ſelbſt war ſchon in früher Jugend Auguſta: (Titel der Kaiſerin). Aber ſie war nicht in Ravenna; ſie hatte ſich in Folge von Hofintriguen nach Conſtantinopel geflüchtet. Das benutzte der Hofkanzler Johannes. Er legte den Purpur an und wurde in Italien, Gallien und Dalmatien als Kaiſer anerkannt. Sogar Aëtius, der große Feldherr, erklärte ſich für ihn. Afrika aber nicht. Bonifacius widerſetzte ſich mit aller Entſchiedenheit den Anſprüchen des Johannes und erhielt die ganze Provinz in der Treue gegen das Kaiſerhaus.

Seine Gemahlin war inzwiſchen geſtorben und ſeine Tochter, vermählt mit dem Comes (Graf) Sebaſtian. Er hatte nun eine Zuſammenkunft mit den beiden gottſeligen Biſchöfen Auguſtinus und Alypius und ſtellte ihnen vor, ob nicht für ihn der Augenblick gekommen ſei, ſich von der Welt in's Kloſter zurückzuziehen, um ungefährdeter für das Heil ſeiner Seele zu arbeiten. Doch Beide waren mit nichten dieſer Anſicht. Sie fanden, daß er dem Reich und der Kirche in ſeiner gegenwärtigen Stellung die wichtigſten Dienſte leiſten könne. Wenn er nur die Waffen für die Vertheidigung des Reiches und des Rechtes führe; — Glücksgüter und Anſehen nicht ſuche, ſondern gleichmüthig annehme: ſo dürfe er ſeinen Beruf für die Wohlfahrt ſo vieler Völker zur Ehre Gottes mitzuwirken, durchaus nicht unterſchätzen. Um ſich auch mit neuen kräftigen Waffen zu verſehen und eine Mauer zwiſchen ſich und der Weltluſt zu ziehen, möge er allenfalls ein enthaltſames Leben geloben. Bonifacius folgte dem Rath ſeiner gottſeligen Freunde und verblieb in ſeiner Stellung. Er ſtellte der Kaiſerin Placidia Geld und Truppen zur Verfügung, und nachdem Johannes im Jahr 425 in einer Schlacht überwunden und gefallen war, wurde der kleine Valentinian III., unter Vormundſchaft ſeiner Mutter, in Rom zum Auguſtus ausgerufen. Placidia war dank-

bar; sie ließ Bonifacius nach Ravenna kommen, ertheilte ihm die glänzende Würde eines Obersten der kaiserlichen Leibwache und übertrug ihm eine Gesandtschaft nach Spanien an vandalische Fürsten. Diese Reise wurde sein Unglück. Er entbrannte in heftiger Leidenschaft für Pelagia, ein vornehmes vandalisches Fräulein, Arianerin wie alle Vandalen; — er vergaß sein Gelübde, er vergaß seinen Glauben — und vermählte sich mit ihr. Und so kehrte er auf seinen Posten nach Carthago zurück. Freilich hieß es, Pelagia habe sich vor ihrer Vermählung zur katholischen Kirche bekannt. Möge es geschehen sein oder nicht — gleich das erste Kind das sie zur Welt brachte wurde arianisch getauft und fortan hatten die Arianer die Oberhand im Hause des Grafen Bonifacius. Das war der Mann, den Augustinus — und mit Recht! — „den Ruhm des Reiches, die Freude der Kirche, das Bollwerk von Afrika" genannt hatte!

Mit bitterm Kummer beweinte Augustinus den tiefen Fall seines Freundes. Aber wie mag er Gott gedankt haben, daß er vor einigen Jahren dem Wunsch des Grafen nicht nachgab, und den Erwägungen der Gewissenhaftigkeit Folge leistete! Hat der Mensch einen großen Entschluß gefaßt, zu einem schweren Opfer sich bereit gemacht, so bestürmen ihn Versuchungen und Prüfungen aller Art, um ihn zum Rücktritt zu bewegen. Dies ist eine ganz allgemeine, ganz gewöhnliche Erfahrung. Nicht dem, der gut anfängt, wohl aber dem, der bis zum Ende beharrlich ist, wird die Krone des Lebens verheißen. Im Anfang gibt der Tugendakt des Entschlusses, dasjenige zu thun, wohin die Gnade drängt, einen großen Schwung. Aber das, was mit hoher Begeisterung begonnen wurde, muß nicht selten mit saurer Mühe fortgeführt und vollendet werden. Die Versuchungen gegen seine Treue und Festigkeit wären auch im Ordensleben an Graf Bonifacius herangetreten, und sein Fall wäre dort noch schwerer, weil von größerer Höhe herab, gewesen.

Graf Bonifacius hatte am Hoflager zu Ravenna einen mächtigen Feind, den Aëtius, einen Mann von so großen

und liebenswürdigen Eigenschaften, daß Galla Placidia es für weiser und vortheilhafter hielt, ihm unbedingt und vollständig seine Unterstützung des Johannes zu verzeihen, ihn zum Comes zu ernennen und ihn dadurch für ihren Sohn zu gewinnen, als ihn zum grollenden Gegner zu haben. Aëtius, ein edler Scythe von Geburt, hatte hochfliegende Pläne des Ehrgeizes, die seinen großartig angelegten Charakter erniedrigten und in die er sich hauptsächlich aus Liebe zu seiner Gemahlin verwickelte. Sie war vom Geblüt der gothischen Könige, stolz und von brennendem Ehrgeiz — und sie wollte ihre Kinder auf dem Thron sehen.

Der einzige Mann im abendländischen Reich, den Aëtius als eine Größe erster Ordnung und daher als einen Nebenbuhler betrachtete, war Bonifacius. Die große Provinz Afrika hing mit Begeisterung an dem Grafen und Placidia schuldete ihm lebhaften Dank. In diesen beiden Gründen sah Aëtius eine Gefahr für seine eigene Stellung. Die Vermählung des Grafen mit der arianischen Vandalin, gab dem Aëtius ein Mittel an die Hand, um ihn bei Placidia zu verdächtigen. Sie war streng katholisch, eine Erbschaft, welche alle Kinder des großen Theodosius von ihren Eltern geerbt hatten — und daher auf der Hut gegen Jeden, der den wahren Glauben durch Verbindung mit dem Irrglauben verletzte oder gefährdete. Die Vandalen waren in Spanien ein äußerst unruhiges Element, halb Bundesgenossen, halb Feinde. In diesem Jahr begannen sie auf einer Flotte an der spanischen Küste umherzuschweifen und die Seestädte Andalusiens bis hinauf nach Hispalis, Hauptstadt der römischen Provinz Bätica, durch Raub und Plünderung heimzusuchen. Aëtius stellte dies Alles zusammen: das hohe Ansehen des Grafen in Afrika, die arianische Gemahlin, die Unruhen der Vandalen; — und äußerte die Besorgniß gegen Placidia, ob nicht etwa Graf Bonifacius nach der Herrschaft in Afrika, nach dem Purpur strebe und sich in den Vandalen Bundesgenossen sichern wolle. Die Augusta könne sich leicht von seiner Schuld oder Unschuld überzeugen, indem sie ihn an ihr Hoflager

entbiete: ſchuldlos — werde er kommen; voll ſchlimmer Anſchläge — gewiß nicht. Placidia befolgte den böſen Rath und berief Bonifacius nach Ravenna. Als aber die Boten in Carthago erſchienen, weigerte ſich Bonifacius dem Befehl zu gehorchen, denn er hatte inzwiſchen ein freundſchaftliches Schreiben von Aëtius erhalten, der ihm im Vertrauen mittheilte, die Auguſta ſei gegen ihn eingenommen und aufgebracht; man wolle ihn ſtürzen und verderben; er möge keiner Einladung nach Ravenna folgen. Bonifacius ſchenkte arglos dem hinterliſtigen Rathgeber Vertrauen und blieb in Carthago. Da ſchien der umgarnten Kaiſerin, ſeine Schuld erwieſen. Er ward für einen Feind des Reichs erklärt und ein Heer nach Afrika geſchickt, das ihn beſiegen ſollte. In früheren Jahren würde Bonifacius nicht um alle Schätze der Welt einen ganz perſönlichen Krieg geführt, ſondern ruhig ſeine Aemter und Würden in die Hände der Kaiſerin gelegt und ſich in's Privatleben zurückgezogen haben. Jetzt war es anders; er wollte bleiben was er war, behalten was er hatte; die Weltluſt beherrſchte ihn — und er erhob die Fahne des Aufruhrs, denn er wußte, daß er ſich auf ſeine afrikaniſchen Truppen verlaſſen konnte. Er war kurz vorher in Hippo geweſen und Auguſtinus hatte ihn zwar geſehen, aber vor körperlicher Hinfälligkeit nur Weniges mit ihm reden können. Jetzt ſchrieb er dem Grafen, um ihn aufmerkſam zu machen auf ſeine gefährlichen Wege. „Siehſt „du nicht, wie viel Leute nur deshalb in deinem Dienſt „ſind, und deine Perſon umringen, weil ſie hoffen, ſie würden durch dich zum Beſitz jener Güter kommen, welche der „Weltgeiſt in dir und in ihnen hochſchätzt? Alſo anſtatt „deine eigene Habgier zu bekämpfen, wie es deine Pflicht „wäre, biſt du dahin gekommen, ſie in Anderen befriedigen „zu müſſen. Und um das zu vermögen, ach, wie viel mußt „du thun, was Gott mißfällt! Es iſt Denjenigen, welche „die Liebe Gottes im Herzen haben, viel leichter ihren Leidenſchaften die Wurzel auszureißen, als es Denjenigen, „welche mit der Weltliebe behaftet ſind, iſt, ihren Leiden-

„schaften Genüge zu thun. Du mußt also, um die Habgier „dieser Leute einigermaßen zufrieden zu stellen — denn zu „sättigen ist sie nicht! — eine Menge von Dingen thun, die „Gott verbietet, damit sie dir anhangen, in deinem Dienst „bleiben, und sich nicht etwa wider dich kehren. Und wäh„rend der Zeit ist das Land den Barbaren Preis gegeben, „die es dermaßen ausplündern, daß kaum noch etwas zu „rauben übrig bleibt!“

Diese letzte Klage bezog sich darauf, daß Bonifacius seine Truppen zusammenzog, die Grenzen der römischen Provinzen Afrika's unbewehrt ließ und den Einfällen und Raubzügen der barbarischen Horden aus dem innern Lande freie Hand ließ. Aber Bonifacius wollte die ernste Sprache seines Freundes nicht verstehen. Er fühlte sich schuldlos in dem Sturm, der sich von Ravenna her gegen ihn erhob, und suchte seine Würde darin, demselben Trotz zu bieten. Er besiegte den Sinex, der an der Spitze des kaiserlichen Heeres nach Afrika geschickt war, im Jahr 427.

Da Bonifacius jetzt etwas weniger im Gedränge der Feinde und der Sorgen war, schrieb Augustinus ihm durch einen gemeinsamen Freund, den Diakon Paul, und flehte ihn dringend an, seine Seele zu retten, indem er sie von den Scheingütern dieser Welt, deren Falschheit Bonifacius genügend kenne, ablöse und durch Buße genug thue für manche schwere Schuld. Er führt dem Grafen seine früheren Jahre vor, seine Frömmigkeit, seine Uneigennützigkeit, die Reinheit seines Herzens, die heiligen Wünsche, die er damals gehegt. Dann, als die Liebe zur Welt ihn überwunden hatte, seine traurige Heirath und Alles, was sich daran knüpfte. „Aber du bist ein Christ, du fürchtest Gott, es „fehlt dir nicht an Erkenntniß,“ schreibt Augustinus. „Zeige „uns, daß du hochherzig bist, und hat man dir Unrecht „gethan, so vergelte nicht Böses mit Bösem. Thue Buße „und bekehre dich zu Gott, der dir vielleicht nur deshalb „in so mancher Gefahr das Leben erhielt. — Die Liebe mit „der ich dich vor Gott, nicht mit weltlicher Freundschaft

„liebe, hat mich gedrängt, dir in ſolcher Weiſe zu ſchreiben, „geliebteſter Sohn.“

Aber Bonifacius war in ein Netz von öffentlichen und häuslichen Schwierigkeiten verſtrickt und hatte das Schickſal von Tauſenden an das ſeinige gebunden; — er verblieb in ſeiner Richtung. Zu Auguſtin's namenloſen Gram! Der Gedanke zerriß ihm die Seele, daß dieſer Mann, der ein Segen für die Menſchheit geweſen war, jetzt eine Geißel ſein ſollte, deren Gott ſich kurze Zeit bedient, um die Sünden der Welt zu ſtrafen und ſie dann ſelbſt der ewigen Strafe überläßt.

Placidia ſchickte ein zweites Heer unter Führung des Comes Sigisvult, eines Gothen und Arianers, nach Afrika. Da wurde Bonifacius noch tiefer in den Abgrund gedrängt und fügte zu dem Aufruhr den Verrath des Reichs. Er ſchickte Abgeordnete an Geiſerich den Vandalenkönig, der die herrliche Provinz Bätica in Spanien gerade jetzt den Römern entriſſen hatte — und ſchlug ihm vor, die eben ſo reiche und viel größere römiſche Provinz Afrika mit ihm zu theilen, wenn Geiſerich ihm gegen Sigisvult und das kaiſerliche Heer zu Hülfe ziehen wolle. Zugleich ſchickte er Schiffe nach Calpe (Gibraltar) zur Ueberfahrt der Vandalen. Für den kriegskundigen, kühnen, ehrgeizigen Geiſerich waren ein Paar ſpaniſche Provinzen etwas viel zu Geringes um ihm zu genügen und die Gründung eines vandaliſchen Königreichs gerade das, was im Hintergrund ſeiner verwegenen und verſchlagenen Gedanken lag. Ueberdies drängten ſich die Sueven in Spanien ein und beſchränkten noch mehr ſeine Eroberungsluſt. Um den Schein zu meiden, als habe er ſich vor den Sueven nach Afrika zurückgezogen, ſchlug er ſie zuvor in einer blutigen Feldſchlacht, zog dann mit ſeinem Heer nach Calpe und ſetzte über die Meerenge. Die Spanier waren froh die entſetzlichen Gäſte ſcheiden zu ſehen und lieferten gern die noch fehlenden Schiffe. Im Mai 428 landete Geiſerich mit achtzigtauſend Menſchen in Afrika, von denen fünfzigtauſend ſtreitbare Männer, die übrigen Greiſe,

Knaben und Knechte waren. Dieſes Heer, das größtentheils aus Vandalen beſtand, aber auch eine Beimiſchung von Gothen und von dem wilden, raubgierigen Volk der Alanen hatte, ergoß ſich über Afrika's fruchtbare, geſegnete Gefilde wie ein verwüſtender Strom, der das Erdreich für immer unfruchtbar macht, weil er den guten Boden fortſchwemmt und den ſteinigen bloslegt. Es war nicht blos ein barbariſcher Eroberungskrieg, ſondern ein Vertilgungskrieg. Die Vandalen waren Arianer; allein ſie waren keine Gothen und Geiſerich kein Alarich. Daher machte ſich der Verfolgungsgeiſt, welcher der Häreſie eigenthümlich iſt, furchtbar geltend. Sie fanden Mauritanien, auf das ſie ſich zuerſt ſtürzten, in Ruhe und Ueberfluß und durchaus nicht auf Gegenwehr vorbereitet, ahnungslos über den Verrath des Bonifacius. Sie überſchwemmten die Städte und die Landſchaften, plünderten und raubten, und vertilgten da, wo ſie keine Beute mehr fanden. Städte, Dörfer, einzelne Wohnungen der Landleute gingen in Flammen auf. Rauchende Aſchenhaufen, ſtarre Trümmer und verweſende Leichen ließen ſie zurück. Um ihre Goldgier und ihren Haß gegen die Kirche zu befriedigen, mordeten ſie ohne Rückſicht auf graues Alter, auf zarte Jugend, auf die Vornehmheit oder die Würde des Standes. Wie gegen die Kirche ſelbſt, richtete ſich ihr fanatiſcher Grimm gegen Alles, was mit ihr zuſammen hing. „Weder Biſchöfe, noch Prieſter, noch Ordensleute" — ſchreibt Poſſidius als Augenzeuge dieſer Schreckenszeit — weder Gotteshäuſer noch Klöſter, weder heilige Altargefäße noch Kirchengut — nichts verſchonte ihre wüthende Raubgier." — Durch die furchtbarſten Martern ſuchten ſie von den Unglücklichen, die bereits ihre ganze Habe hergegeben hatten, immer noch mehr zu erpreſſen oder Diejenigen zu foltern, bei denen ſie Schätze vermutheten. Verließen ſie eine Landſchaft, ſo hieben ſie zuvor die Obſtbäume um, damit die Flüchtlinge, die ſich in den Bergen und Felſenhöhlen verborgen hatten, bei ihrer Rückkehr den Gräuel der Verwüſtung im vollen Umfang vorfänden. Um ihre Beute fort-

zuſchleppen, bedienten ſie ſich lieber der Menſchen, als der Laſtthiere, und am liebſten der vornehmſten Männer, der Biſchöfe, welche ſie dann mit Eiſenſtacheln zu einem eiligen Schritt antrieben. Unzählige erlagen den Mißhandlungen, Unzählige dem Hunger und Elend, Unzählige wurden grauenhaft ermordet. Unter den letzteren viele Biſchöfe, von denen Manſuetus lebendig in's Feuer geworfen, Papinian auf glühendem Eiſenblech verbrannt wurde. „Auguſtinus, der Mann Gottes, ſchreibt Poſſidius weiter, ſah wie wir alle den Anfang und den Fortgang dieſer Verwüſtung, aber mit einem andern Blick und mit andern Gedanken, als die meiſten Menſchen, denn er nahm weit größere Gefahren und ſchlimmere Uebel wahr als ſolche, welche durch Feuer und Schwert verhängt wurden. Er hatte den Untergang vieler Seelen vor Augen, welche den Drangſalen und der Verwilderung nicht gewachſen, ohne Zweifel Schiffbruch an Glauben und Tugend. ſei es auf dieſe oder auf jene Weiſe, leiden würden. Die Thränen, die er ſo häufig vor Gott weinte, verſiegten nicht mehr; ſie wurden jetzt ſein tägliches Brod und er ſättigte mit ihnen den Ueberreſt ſeiner Tage. Bittrer Gram und Traurigkeit waren ſeinem hohen Alter aufbewahrt,"

Das bitterſte für Auguſtinus war immer das Eine: die Trübung des Glaubens; und es wurde ihm nicht geſpart! Nach ſeinen heldenhaften Kämpfen um der afrikaniſchen Kirche die reine Lehre zu ſichern, mußte ſein erdenmüdes Auge ſehen, wie mit dem bürgerlichen Unfrieden der religiöſe einbrach und wie der Arianismus ſich in Afrika niederließ. Das war ſein Golgatha!

Graf Sigisvult hatte ſich Carthago's und der Umgegend bemächtigt, und einen Waffenſtillſtand mit Bonifacius geſchloſſen; denn eines Theils war dieſer in Verzweiflung über die Wendung, welche die Invaſion der Vandalen nahm und andern Theils konnte man in Ravenna gar nicht begreifen, wie ein Mann von ſeiner erprobten Treue und bewährten Geſinnung dermaßen ſich ſelbſt untreu werden könne, daß die kluge Placidia eine geheime Verwickelung zu ahnen an-

fing und ihn um so weniger zum Aeußersten treiben wollte, als er der Einzige war, der etwa noch das römische Afrika von Geiserich wieder befreien konnte. Dazu war aber vor der Hand keine Hoffnung. Geiserich drang unaufhaltsam vor. Im Frühling des Jahres 430 waren nur noch drei Städte im Besitz der Römer: Carthago, Cirtha und Hippo.

Trotz des unsäglichen Jammers, der Augustin's Seele überflutete, wenn er die zerstörten Städte, die verwüsteten Felder, die niedergebrannten Gotteshäuser, die gemordeten oder in's Elend getriebenen Bischöfe und Priester, die versprengten und flüchtigen Ordensleute, im Geiste sah — und wenn er dachte, daß das Psalmengebet und der Hymnengesang verstummt — und Niemand da sei, um die heiligen Sacramente zu verlangen und zu spenden — und daß kaum noch die hochheiligen Geheimnisse, aber keine große Kirchenfeste mehr gefeiert werden könnten, weil es an Geistlichen und an Andächtigen fehle, so verließ ihn doch keinen Augenblick der Hochsinn des apostolischen Oberhirten. Zwei Bischöfe, Quodvultdeus und Honoratus, wendeten sich mit der Frage an ihn, ob und wann die Flucht ihnen erlaubt sei. Augustinus antwortet: nur in zwei Fällen; Erstens: Wenn der Bischof persönlich verfolgt sei; da habe St. Cyprian Carthago und St. Athanasius Alexandrien verlassen; auch St. Paulus sei vor den feindlichen Nachstellungen aus Damascus geflohen. Zweitens: Wenn die ganze Gemeinde sich zerstreut und Schutz gesucht habe in unzugänglichen Wildnissen oder in festen Städten, wenn also Niemand da sei, der seiner bedürfe — dann könne auch offenbar der Bischof entweichen. Sonst aber durchaus nicht. Die Liebe Jesu habe ein Band zwischen ihm und seiner Heerde geknüpft, das er nicht zerreißen dürfe, denn der Sohn Gottes wolle diese mit seinem Blut erkaufte Heerde nicht von Demjenigen verlassen sehen, der sie weiden solle. In Zeiten der Drangsale sei ihr die Anwesenheit ihres Bischofs nothwendiger und tröstlicher denn je.

Eine jener von der ganzen Einwohnerschaft verlassenen

Städte, war Calama. Daher befand sich Possidius in Hippo mit einigen andern Bischöfen, die in gleichem Fall waren. Sie wurden Alle von Augustinus aufgenommen und versorgt, denn sie waren in der äußersten Dürftigkeit.

Ferner arbeitete er ohne Unterlaß an der berichtigenden Durchsicht seiner Werke. Der Gedanke seines nahen Todes und der Rechenschaft, die er abzulegen haben werde, verbunden mit seiner unaussprechlichen Liebe zur Wahrheit, machten ihm die Vorstellung unerträglich etwas Falsches gesagt, etwas Unwahres behauptet, etwas Irriges vertheidigt zu haben. Deshalb unterzog er sich bei vierundsiebzig Jahren der unerhörten Arbeit seine sämmtlichen Werke, die er nur abschriftlich besaß, genau durchzugehen. Possidius gibt deren Zahl — Bücher, Briefe, Predigten — auf 1030 verschiedene Schriftstücke an, und setzt hinzu: „ohne die, welche nicht gezählt werden können." Diese Wahrheitsliebe trieb Augustinus zu einem rastlosen Eifer an, so daß er, um auch andern Arbeiten zu genügen, die Stunden der Nacht zu Hülfe nahm und die Ruhe opferte, welche seinem erschöpften Körper nöthig gewesen wäre. Denn die Arbeiten hörten nicht auf! es kamen im Gegentheil neue hinzu. Zum Christfest 428 schickte Graf Sigisvult den Arianerbischof Maximin nach Hippo, wegen einer gothischen Soldatentruppe, welche dort lag. Maximin, der wohl wußte, daß jede Sectirerei durch die Gesetze verboten sei, erschien zuerst nur um sich, wie er sagte, seiner Schüler anzunehmen, welche Augustinus durch Predigten für die katholische Kirche zu gewinnen trachte; doch bald trat die häretische Streitsucht an ihm hervor. Zuerst freilich nur gegen den Priester Heraclius; als aber dieser den heiligen Bischof zum Ohrenzeugen haben wollte — und als viele eifrige Katholiken Augustinus anflehten, in einem öffentlichen Zwiegespräch den Häretiker zu widerlegen — auch gegen diesen. Maximin war sehr beredt und sehr belesen in der heiligen Schrift. Er sagte eine Menge schöner und guter Sachen, auf die es gar nicht ankam, redete so lange, so viel, so wortreich und so glänzend,

daß er den ganzen Tag für sich in Anspruch nahm, versicherte er müsse am folgenden Tage durchaus wieder abreisen ohne Augustin's Erwiderung abwarten zu können, that es — und verkündete bei seiner Rückkehr in Carthago, er habe Augustinus besiegt, während er ihn nur nicht hatte zu Wort — wenigstens nicht zur gründlichen Entwickelung der katholischen Lehre vom Geheimniß der h. h. Dreifaltigkeit hatte kommen lassen. Diese Lehre war aber gerade der wichtige Punkt um den es sich handelte, da die Arianer die Dreipersönlichkeit Gottes leugneten und einer Art von Rationalismus huldigten, den sie durch allerhand Inconsequenzen in ihren Behauptungen zu verbergen wußten [1]). Augustinus war also genöthigt, ihm schriftlich zu antworten. Er that es durch zwei Bücher in Briefform, worin er die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater und die Gottheit des ewigen Wortes durch Schriftstellen nachweist, die falschen Lehren der Arianer über den Sohn und den heiligen Geist widerlegt und endlich den Maximin zur Rückkehr in den Schoos der Kirche einladet. Hierauf antwortete der Arianer nicht. Schöne leere Worte standen ihm zur Vertretung seiner Sache zu Gebot; Gründe nicht: daher war sie so gut vor dem Richterstuhl der Vernunft verurtheilt, als vor dem des Glaubens. Auch an einen gewissen Elpidius, der über die Trinitätslehre im Irrthum war, schrieb Augustin eine Abhandlung gegen den Arianismus.

Während er die Gottheit Christi gleichsam für künftige Zeiten vertheidigte, — denn zu seiner Zeit gab es im römischen Afrika fast gar keine Arianer — vergaß er nicht seine Verpflichtung, dessen kostbarstes Geschenk, die Gnade, gleichfalls zu vertheidigen.

Die Pelagianer hatten, namentlich im südlichen Gallien, eine Nachkommenschaft hinterlassen, die einen Theil des traurigen Irrthum-Erbes antraten, die Semipelagianer, die, wie die Bezeichnung ausdrückt, etwas Halbes waren. Sie leug-

1) S. Kirchenväter I. Abtheilung St. Athanasius.

neten weder die Erbsünde, noch die Nothwendigkeit der Gnade zum Heil; aber in einem falschen Streben nach Vermittelung und aus Mangel an tieferer Einsicht, meinten sie, der Mensch vermöge aus eigener Kraft doch einen Anfang im Werke seines Heiles zu machen und auch, nachdem er einmal die Gnade der Rechtfertigung erlangt habe, ohne besondere Gnadenhülfe im Guten zu verharren. Auch mehrere sehr fromme, ja heiligmäßige Männer, wie Hilarius, Bischof von Arles und Cassianus, der in Marseille Abt eines großen, blühenden, von ihm gestifteten Klosters war, neigten dieser semipelagianischen Meinung zu.

Die Meinung so hochgeachteter und ausgezeichneter Männer war maßgebend für viele Katholiken, während wiederum andere tüchtige Männer gerade diese Vertretung von gewagten Lehren als etwas doppelt Gefährliches für die große Menge beklagten, die sich so gern auf eine Autorität beruft, aber — vermöge des Widerspruchsgeistes in der sündigen Natur — nicht immer so gern auf die wahre und richtige. Zwei solcher Männer, Hilarius ein Mönch in Syracus und Prosper, ein Laie in Aquitanien, den die Kirche zu den Heiligen zählt und der ein glühender Vertheidiger der Gnade wurde, riefen Beide den Bischof von Hippo für die Rechtgläubigkeit bezüglich dieser Lehre in die Schranken. Prosper schrieb: er fühle sich nicht stark genug mit so ausgezeichneten Gegnern den Kampf fortzuführen, denn mit Ausnahme einer kleinen Zahl unerschrockener Liebhaber der vollkommenen Gnade, wage Niemand sich in den Streit einzulassen. Augustinus möge also die Sache in's rechte Licht stellen. Zum Schluß ruft Prosper ihm zu: „Die Gnade und der Friede unsres Herrn möge allzeit dich krönen! und mögest du, fortschreitend von Tugend zu Tugend, ewig verherrlicht werden, o seligster Vater, unsäglich bewunderungswürdiger, erhabenster Meister!“ In demselben Sinn schrieb Hilarius, Prosper's Freund. Er war ein eifriger Schüler Augustin's und sah mit großem Schmerz, daß man die Lehren des heiligen Bischofs verwerfe und dasjenige verdamme, was man nicht

verſtehe. Als ein demüthiger Mönch, der er war, fand er es nicht leicht, mit der ſchuldigen Ehrfurcht vor Prieſtern und Biſchöfen die freimüthige Vertheidigung der wahren Lehre zu verbinden und er fürchtet mehr durch Mangel an Duldung, als durch Mangel an Kampfesmuth ſich zu verfehlen.

Dieſe Briefe bewogen Auguſtinus eine Schrift über die „Gnadenwahl“ und über „die Gabe der Beharrlichkeit“ an Proſper und Hilarius zu richten, in der er ſagt: Wer dem Menſchen den Anfang ſeiner Bekehrung zuſchreibe, müſſe ihm, und nicht Gott und der Gnade, auch den Fortſchritt und die Vollendung der Tugend zuſchreiben. Die Beharrlichkeit ſei eine große Gabe Gottes; kein lebender Menſch hat die Gewißheit ſie zu beſitzen; um ſie zu haben muß man bis zum Ende verharren und „mit Furcht und Zittern ſein Heil wirken,“ wie der Apoſtel ſagt. Die Beharrlichkeit iſt gleichſam das Unterpfand der Auserwählung. Spricht die heilige Schrift mit großer Beſtimmtheit von den Gnadengaben der Auserwählung und der Beharrlichkeit, ſo läßt ſie es dennoch an Ermahnungen und Zurechtweiſungen nicht fehlen: jene Gaben machen alſo weder das Predigtamt noch die Uebung der Tugenden überflüſſig. Zum Schluß ſchreibt Auguſtinus mit ſeiner unvergleichlichen Demuth: „Verſtehen „die Leſer das, was ich in dieſer Schrift ſage, ſo mögen ſie „Gott dafür danken. Verſtehen ſie es nicht, ſo mögen ſie „Denjenigen bitten, der den Schlüſſel aller Weisheit und „aller Erkenntniß hat, daß er ihnen das Verſtändniß er„ſchließen wolle. Glaubt Jemand, daß ich mich irre, ſo er„wäge er genau was ich ſage und habe Acht, ob nicht etwa „er ſelbſt im Irrthum ſich befinde. Was mich betrifft, ſo „betrachte ich es wie eine Gnade Gottes, wenn meine Leſer „dazu beitragen mich zu belehren, zu unterrichten und meine „Fehler zu verbeſſern. Ich wünſche mir dies ganz beſonders „von Denjenigen, welche Lehrer in der Kirche Gottes ſind — „für den Fall, daß dies Werk in ihre Hände komme und „daß ſie es der Mühe werth finden es zu leſen.“

Diese Schrift ist die letzte, die Augustinus vollendet hat, Päpste, Gelehrte und Concilien haben in ihr das Mark der katholischen Lehre über die Gnade und den freien Willen anerkannt und so viel Licht und Kraft in ihr gefunden, daß sie ihnen mehr ein Werk des heiligen Geistes, als der menschlichen Intelligenz zu sein schien.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Die letzten Tage.

Immer neue Arbeiten wurden dem heiligen Greise angetragen, weil jeder Rechtgläubige überzeugt war, Augustinus brauche nur eine Sache in die Hand zu nehmen, um sie auch siegreich zu machen. Sein treuer Freund Alypius veranlaßte ihn die Widerlegung einer Schrift Julians des Pelagianers zu beginnen; und ein Diakon zu Carthago, ein frommer einfacher Mann, Quodvultdeus, bat ihn dringend, ein Werk zu schreiben, das die Geschichte, die Irrthümer und die Widerlegung sämmtlicher Häresien umfasse, welche seit dem Beginn der Kirche in ihr auftauchten. Quodvultdeus findet es selbst eine starke Zumuthung an einen hochbejahrten, kränklichen, mit Geschäften belasteten Bischof; „aber, schreibt er, deine wunderbare, von der ganzen Welt anerkannte Güte — und daß Christus dir die Gabe der Wissenschaft und der herablassenden Mittheilsamkeit gegeben hat — veranlaßt mich dazu." — Augustinus hätte gern ein solches Werk unternommen, um seiner Liebe für die heiligen Lehren der Kirche zu genügen; jedoch fühlte er sich dieser Riesenarbeit nicht mehr gewachsen. Er schrieb ablehnend an Quodvultdeus und empfahl ihm die Schriften des Bischofs Philastrius von Brescia und Epiphanius von Salamis über diesen Gegenstand. Allein damit begnügte sich der gute Diakon durchaus nicht. Er schrieb und bat so lange, so viel, so eindringlich, daß Augustinus endlich sich entschloß — wegen des Namens Quodvultdeus „was Gott will," wie er

mit freundlichem Scherz sagte — das Werk zu beginnen im Jahr 430. Er zählt darin achtundachtzig Ketzereien zusammen, angefangen bei Simon Magus, beendet mit Pelagius; denn von der Ketzerei des Nestorius, die im nächsten Jahr vom Concil zu Ephesus verdammt wurde, hatte er noch nicht genügende Kunde. Er arbeitete an dieser Schrift abwechselnd mit der gegen Julian und mit seinen Berichtigungen auch dann noch, als die Vandalen bereits Hippo belagerten. Damals theilte er auch seinem Freunde Alypius, der in der Angelegenheit des Grafen Bonifacius nach Italien gereist war, zwei Bekehrungen mit, die in Carthago viel Aufsehen machten. „Gabinian ist Christ geworden, schreibt „er. Durch Gottes Gnade aus seinen verwickelten Verhält„nissen errettet, hat er die heiligen Sacramente empfangen „und ist der gläubigste unter den Gläubigen. Am Osterfest „wurde er getauft und seitdem ist nichts als Lobpreis für „Gottes Gnade in seinem Herzen und auf seinen Lippen. „Auch Dioscorus, der Oberarzt, hat zugleich mit ihm die „heilige Taufe empfangen. Aber höre, wie sich das zuge„tragen hat; denn du kannst dir wohl vorstellen, daß etwas „Außerordentliches dazu gehörte, um seinen Geist des Wi„derspruchs und seine scharfe Zunge zu bändigen. Er hat „eine Tochter, die seine ganze Freude ausmachte. Sie fiel „in eine tödtliche Krankheit und da er sah, daß menschliche „Hülfe sie nicht retten konnte, nahm er seine Zuflucht zur „Barmherzigkeit Jesu Christi und gelobte sich zu bekehren, „wenn die Tochter am Leben bleibe. Sie genas; aber er „vergaß sein Gelübde. Doch der Herr vergaß es nicht — „und um ihn zu mahnen, erblindete Dioscorus. Alsbald er„kannte er die Hand, die ihn schlug und die ihn heilen „konnte, erneuerte sein Gelübde, wurde sehend und ließ sich „taufen. Aber aus Gott weiß was für Gründen wollte „er das Glaubensbekenntniß nicht auswendig lernen und „gab sein schlechtes Gedächtniß als Grund an. Da traf ihn „eine plötzliche Lähmung aller Glieder seines Körpers, die „erst dann etwas nachließ, als er den Entschluß faßte es

„aufzuſchreiben. Die Lähmung der Hand ließ ſo weit nach,
„um ihm dies zu geſtatten, und dann die des Körpers; —
„nicht aber der Zunge. Das Wichtigſte für ihn iſt ohne
„Zweifel der Umſtand, daß ſich in Folge dieſer wunderbaren
„Ereigniſſe ſein ganzes Herz zum Herrn Jeſus Chriſtus be-
„kehrt und daß er gänzlich die Spottſucht verloren hat, die
„ihn zu ſo vielen gotteslästerlichen Verhöhnungen des Chri-
„ſtenthums hinriß. Was können wir da noch weiter ſagen,
„als, Gott ſei gelobt! und ſein Name ſei geprieſen von
„Ewigkeit zu Ewigkeit."

Dieſer Brief zeigt ſo recht die feurige und freudige Theilnahme des liebevollen Greiſes für das Heil der Seelen — und zugleich, wie unermüdlich die göttliche Gnade manchen Menſchen nachgeht, die ihr fort und fort widerſtehen.

Die ſchreckliche Invaſion der Vandalen bedrohete zugleich die römiſchen und die katholiſchen Intereſſen und beſchäftigte alle Gutgeſinnten mit dem einen Gedanken, daß eine Ausſöhnung des Grafen Bonifacius mit der Kaiſerin das Nothwendigſte ſei, um nicht durch Zwieſpalt im Reich und unter den Truppen, Geiſerich's Fortſchritte noch mehr zu begünſtigen. Auf Auguſtin's Antrieb war eine Geſandtſchaft von afrikaniſchen Biſchöfen, an deren Spitze ſich Alypius befand, nach Italien gegangen und Placidia ſchickte in Folge derſelben den edlen Grafen Darius nach Carthago, um eine Annäherung mit Bonifacius zu verſuchen. Die ränkevolle Hinterliſt des Aëtius wurde nun durch deſſen Brief an Bonifacius entdeckt. Hatte Placidia ſich der Ungerechtigkeit gegen Bonifacius ſchuldig gemacht, ſo hatte er dafür eine ſo furchtbare Rache genommen, daß Keiner von Beiden dem Andern einen Vorwurf machen konnte und die Ausſöhnung nicht ſchwer war. Schwer aber; ja unmöglich war es, Geiſerich zum freiwilligen Rückzug zu bewegen! Bonifacius bot ihm eine große Summe Geldes, aber was war das gegen die Beute die er bereits gemacht hatte: Afrika's Schätze! und gegen die Beute, die er noch zu machen gedachte: Afrika's Beſitz! Dem Grafen Darius gelang es einen Waffen-

ſtillſtand mit Geiſerich abzuſchließen. Man athmete auf, man erholte ſich, man hoffte wieder. Auguſtinus kannte den Grafen Darius nur ſeinem Ruf nach; und der war ſo edel und ſchön, daß der greiſe Biſchof ihm die Freude und den Dank der katholiſchen Bevölkerung Afrika's über die Wohlthat des Friedensſtifters in einem Glückwunſchſchreiben ausſprach. Wenn ihn nicht die Gebrechlichkeit des Alters zurückhielte, ſchreibt Auguſtinus, ſo würde er ſich zum Grafen begeben haben. Darius antwortet mit der größten Ehrfurcht und Bewunderung. Wie er ſchreibt, ſo war die öffentliche Meinung, ſo dachten die Zeitgenoſſen über Auguſtinus. Er ſchreibt, hätte er je den Lichtſchein ſeines Angeſichtes ſehen und ſeine Stimme, die nur Göttliches rede, vernehmen können: ſo würde er nicht mit Virgil dreimal und viermal glücklich! ſondern tauſend und tauſendmal glücklich! ſich genannt haben. Da er dies Glück nicht haben könne, ſo freue er ſich ſchon über all' das Herrliche, was ihm die Biſchöfe Novatus von Stefe und Urban von Sicca von Auguſtinus erzählt hatten. Dann bittet er um das Gebet des heiligen Biſchofs, damit ſeine Seele dereinſt deſſen Seele ähnlich werde und bekennt, daß er, obſchon Chriſt und von chriſtlichen Eltern geboren, nicht immer von heidniſchem Aberglauben frei, jedoch durch Auguſtin's Schriften gründlich bekehrt ſei. Deshalb würde es ihn beſonders freuen, eine Abſchrift der „Bekenntniſſe" von dem Biſchof zu erhalten.

Darius fügte dem Brief eine Geldſumme bei, um Auguſtin's Kloſterbibliothek zu vermehren und Arzneimittel zur Stärkung ſeiner ſchwachen Geſundheit.

Auguſtin's Antwort iſt einer ſeiner letzten Briefe. Er ſchickte dem Grafen außer den Bekenntniſſen verſchiedene andere Schriften und ſchrieb dazu:

„Ich ſende dir das Buch, das du gewünſcht haſt, mein „geliebter Sohn, und freue mich, es in die Hände eines ſo „chriſtlichen, ſo tugendhaften Mannes zu legen. Schaue „mich in dieſem Buch recht genau an, damit du mir nicht „unverdiente Lobſprüche ertheilſt, denn in Dingen, die mich

„selbst betreffen, ist mein eigenes Zeugniß wichtiger, als „irgend ein fremdes. Schaue also mein Bild an, wie ich „war, ich selbst und durch mich selbst. Findest du jetzt „Züge an mir, welche dir besser gefallen, so laß uns Dem„jenigen Dank sagen, dem allein Lob und Ehre gebührt für „Alles, was er in mir gewirkt hat. Ich habe von mir ge„sprochen, um Ihn, nicht um mich zu verherrlichen. Wir „entstellen uns selbst, wir verlieren uns selbst; aber Er, der „uns geschaffen hat, Er stellt uns wieder her. Siehst du „mich also in diesem Buch wie ich bin, so bitte für mich, „damit es Gott gefalle, sein Werk in mir zu vollenden und „nicht zu leiden, daß ich es verderbe."

Die Abfindung mit Geiserich und der Friede, worauf das katholische Afrika hoffte, fand nicht statt. Der Waffenstillstand lief ab und trotz aller Bemühungen der Grafen Darius und Bonifacius begannen die Feindseligkeiten auf's Neue; denn Geiserich hatte Bundesgenossen gefunden: innerhalb der römischen Provinzen alle Sectirer, die noch übrig geblieben waren und sich sogleich wieder zusammenfanden; und an den Grenzen die wilden afrikanischen Völkerschaften. Jene frohlockten dem Arianismus entgegen, dem Todfeind der katholischen Kirche; und diese dem vandalischen Eroberer, dem Todfeind des römischen Reichs. Mit welchen Empfindungen mag Bonifacius auf dies Werk seiner Leidenschaft mit seinem Römerherzen geblickt haben! — Er hatte nach seiner Aussöhnung mit Placidia die Truppen in Afrika wieder für Valentinian III. in Pflicht genommen und lieferte den Vandalen eine Schlacht. Geiserich siegte. Bonifacius warf sich Ende Mai 430 in die befestigte Stadt Hippo, die sogleich von Geiserich eingeschlossen und belagert wurde, so daß er auch noch diese Drangsale über den heiligen Greis brachte. Denn Augustinus blieb ruhig auf seinem bischöflichen Posten und bei der Ausübung seiner oberhirtlichen Pflichten. Der Zustand trat jetzt in Hippo ein, den Augustinus so lebhaft dem Bischof Honoratus vor zwei Jahren beschrieben hatte: die Furcht vor der nahen Be-

stürmung. „Wie strömt das Volk von jedem Alter und „jedem Geschlecht in die Kirche! Der Eine begehrt die Taufe, „der Andere die Versöhnung, der Dritte die Aufnahme zur „Buße, ein Jeder Trost! Denke man sich den Jammer, „wenn keine Priester anwesend wären und wenn diese Un„glücklichen sterben müßten ohne den Empfang der heiligen „Sacramente. Welch' Geschrei! welche Verzweiflung! welche „Thränen! Die Gegenwart der Priester ist reich an himm„lischen Tröstungen; sie üben vollkräftig ihre heilige Gewalt „aus." Das that Augustinus. Er schrieb friedlich, als ob es keine Vandalen auf der Welt, viel weniger vor den Thoren von Hippo gebe, seine Widerlegung Julian's des Pelagianers, welcher die bekannten pelagianischen Irrthümer in weitläuftigen, rationalistischen Gemeinplätzen vorbrachte und sich vom Parteigeist dermaßen verblenden ließ, daß er, ein gebildeter Mann, zu niedrigen Schmähungen des heiligen Greises herabsank. Afrikanischer Schwätzer nannte er ihn, ließ ihm die Wahl, ob er der Dümmste oder der Listigste der Sterblichen sein wolle — und redet von Augustin's Schwachsinn und Niederträchtigkeit. Augustinus zögerte, das Product eines mittelmäßigen Geistes zu widerlegen; doch seine Freunde und die Freunde der Kirche waren der Ansicht, daß Julian's übermüthiger Ton und heftige Ausfälle den minder Unterrichteten imponiren könnten und deshalb entschloß sich Augustinus zur Widerlegung. Er wollte, wie er selbst sagte, „der Leute von langsamem Verstand sich annehmen." Nicht die Nothwendigkeit, sondern die Herablassung führte ihn in diesen letzten Kampf.

Es ist ein wunderschönes Bild — schwermüthig schön, wie das geheimnißreiche Menschenleben hienieden nun einmal ist — den heiligen Greis sich vorzustellen am späten Abend seines gnaden- und leidenvollen Daseins. Er lebt in seinem klösterlichen Hause mit seinen Priestern und einigen Bischöfen. Unter diesen befindet sich der Freund seiner Jugend und seines Alters, der Genosse seiner Bekehrung: Alypius, der die Tage von Cassiciacum mit ihm getheilt hatte, theilte

nun, ergraut wie er, auch die von Hippo mit ihm — Sonnenaufgang, Sonnenuntergang. Und Possidius befindet sich unter ihnen, sein Jünger und Lebensbeschreiber, der aber nicht so viel Züge, so viel Einzelheiten und Specialitäten von ihm aufgezeichnet hat, als wir zu haben wünschen. Und andere fromme Oberhirten, deren Kirchen zerstört, deren Städte verwüstet, deren Gläubige geflüchtet, deren Sprengel verheert sind; und all' die Priester, die sich vorbereiten, das Schicksal der Bischöfe zu theilen und wie sie oder mit ihnen Martyrer oder Bekenner zu werden. „Wir besprachen uns oft unter einander," sagt Possidius, „und betrachteten die furchtbaren Gerichte Gottes, die sich vor unseren Augen entfalteten und sprachen mit dem Psalmisten: Du bist gerecht, o Herr, und gerecht sind deine Gerichte! Traurig seufzend und mit Thränen riefen wir zum Vater der Barmherzigkeit, zum Gott des Trostes, daß er sich würdigen möge, in dieser Trübsal uns zu stärken." Aber der Kern und Mittelpunkt dieses Hauses war der heilige Greis Augustinus, körperlich hinfällig und gebrochen durch seine sechsundsiebzig Jahre, doch mit einem Geist voll großer Gedanken, einer Seele voll großer Liebe, einem Herzen voll großer Trauer, erwärmt von übernatürlichen Hoffnungen, entflammt von übernatürlichem Glauben, ruhend in übernatürlicher Liebe.

Um dies Haus liegt die Stadt mit ihren beängstigten Einwohnern, die schreckenvoll den Nöthen der Belagerung, den Gräueln der Erstürmung entgegensehen — und mit den römischen Truppen, die sich kräftig zur Gegenwehr rüsten, und zu ihrem Führer Denjenigen haben, welcher der Urheber dieser namenlosen Verwüstung des Landes und der Kirche war. Mit welchem unsäglichen Kummer mag Augustin's Auge auf dem Mann geruht haben, den er einst so hoch schätzte und von dem er so große Dinge zum Wohl des Landes erwartete! „Wie tief bist du gefallen, schöner Morgenstern!" mochte er oftmals mit dem Propheten klagen.

Um [redacted] Stadt liegt das Heer der Vandalen, wie ein breiter, beweglicher, eiſerner Gürtel, den Geiſerich eng und immer enger zieht, Geiſerich, der finſtere, in ſich gekehrte, einſilbige, habſüchtige Vandale, der etwas vom Helden, viel vom Räuber hat.

Dies iſt der Hintergrund für das Bild der letzten Tage des Heiligen. Alles was er gethan, gewollt, erſtrebt hatte, ſah er in ſeinem geliebten Afrika in Ruinen oder mit Ruin bedroht — Alles! nur nicht die ewig unverwüſtliche Kraft des heil. Geiſtes in der katholiſchen Kirche, für die er ſelbſt ein lebendiges Zeugniß war.

Poſſidius erzählt: „Als wir eines Tages mit einander zu Tiſch ſaßen, ſagte uns der Heilige: „Ich bitte Gott in „unſerer Drangſal, daß er ſich erbarme und entweder die „Stadt von ihren Feinden befreie, oder ſeinen Dienern „Kraft gebe, die Laſt ſeines Willens zu tragen, oder endlich „mich von dieſer Welt nehme.“ Sobald wir das Gebet des heiligen Mannes kannten, beteten wir und alle Gläubigen der Stadt auf gleiche Weiſe zu Gott dem Allmächtigen. Und ſiehe! im dritten Monat der Belagerung wurde Auguſtinus vom Fieber ergriffen! es war ſeine letzte Krankheit.“ Er mußte ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten und ſeine Predigten einſtellen, die er bis dahin mit ungeſchwächtem Geiſt, mit großer Schärfe und Kraft nie unterbrochen hatte; — und er mußte das Bett hüten. Er hatte oft zu Poſſidius geſagt, es dürfe kein Chriſt, und wenn er auch noch ſo tugendhaft und lobwürdig ſei, ohne einen beſonderen Act der Buße aus dem Leben ſcheiden. Jetzt ließ er die ſieben Bußpſalmen auf Täfelchen ſchreiben, neben ſeinem Lager aufhängen und betete ſie häufig unter Thränenſtrömen. Um deſto ungeſtörter beten und weinen zu können, ordnete er an, daß man ihn beſtändig allein laſſe, außer zu den Stunden, wo die Aerzte erſchienen und wo man ihm die Nahrung brachte. Zu einer ſolchen Stunde des Zutritts kam ein Mann mit einem kranken Kinde und bat den Heiligen, den Knaben geſund zu machen. Doch Auguſtinus erwiderte,

wenn er ein ſolches Vermögen beſitze, würde er es zuerſt bei ſich ſelbſt in Anwendung bringen. Der Mann ließ jedoch nicht nach, ſondern verſicherte, er habe im Traum eine Stimme gehört, die ihm befahl: Gehe zum Biſchof Auguſtinus, bitte ihn dem Knaben die Hände aufzulegen und er wird geneſen. Nun that es Auguſtinus und das Kind ging geſund mit dem Vater von dannen. Dies iſt das einzige äußere Wunder, das er in ſeinem Leben gewirkt hat.

Ein Teſtament machte er nicht, da er, wie Poſſidius ſagt, als ein Armer Chriſti nichts zu hinterlaſſen hatte. Einige arme Verwandte wurden, ſo lange er lebte, gleich den übrigen Armen aus den Mitteln der Kirche unterhalten. Seine Schriften, wie auch alle Bücher, die er allmälig mit großer Emſigkeit geſammelt hatte, waren bereits der Kirchenbibliothek von Hippo einverleibt.

So kam der 28. Auguſt heran und mit ihm die Scheidestunde für dieſe Welt. Poſſidius und die übrigen Biſchöfe und Prieſter umſtanden in tiefer Trauer das Lager des Heiligen — denn Alle verloren den Vater! Er betete mit immer ſchwächerer Stimme und mit vielen Thränen und ſie unterſtützten ihn mit ihren Gebeten. Endlich verſtummte er und entſchlief ruhig — und ſeine Seele fand nun das, was ſie ſo glühend erſehnte: den ungetrübten und unvergänglichen Beſitz der ewigen Schönheit, Wahrheit und Liebe. Als er die unruhige, gedrangſalte, kummervolle Stadt dieſer Erde verließ, öffneten ſich ihm die Thore der Stadt Gottes, zu welcher ſich ſein himmliſcher Geiſt ſchon während der irdiſchen Pilgerfahrt ſo oft auf ſtarken Flügeln heiliger Begeiſterung erſchwungen hatte.

---

36. Schluß.

In der Baſilika des Friedens wurde Auguſtinus beſtattet, wurde das hochheilige Opfer dargebracht, damit ſeine Seele deſto eher ruhe im ewigen Frieden. Denkt man an jene Bewegung unter den Gläubigen, als Auguſtinus in eben

dieſer Baſilika den Heraclius zu ſeinem Nachfolger beſtimmte, ſo kann man ſich jetzt die Verzweiflung und den Jammer vorſtellen, welche, durch die äußern Umſtände ſo furchtbar verſtärkt, die weiten Hallen erfüllte. Das ganze Volk ſah rings um ſich her nur bitteres Elend, in der Zukunft nur bitteres Elend und er, der für Alle und über Alles Troſt geſpendet hatte, er war nicht mehr! Der Biſchof Victor von Vita, der ein Werk von der Vandaliſchen Verfolgung ſchrieb, klagte um Auguſtin's Tod: „So verſiegte dieſer Strom von Beredſamkeit, der über alle Gefilde der Kirche ſich ergoß; ſo verſtummte der große Verkündiger des göttlichen Wortes; ſo fiel der muthige Streiter, der mit dem Schwert der Lehre und der Geſetze die Ketzerei bekämpfte, dies hundertköpfige Unthier; ſo ſank dahin der große Baumeiſter, der das Haus Gottes ſtützte und durch das Beiſpiel ſeiner guten Werke, wie durch die Macht ſeines Wiſſens unterrichtete. Die Zierde des Prieſterſtandes, der Meiſter der Lehrer, die Zuflucht der Armen, die Stütze der Wittwen, der Vertheidiger der Waiſen, das Licht der Erde, die große Sonne der katholiſchen Lehre ging unter. Die Perle der Kirchenväter wurde in den Himmel getragen und dieſer Phönix der Weisheit verbrannte durch das heilige Feuer der Liebe.“

Die Belagerung von Hippo währte noch bis in den Juli 431 und obſchon auch der Hafen von den Vandalen geſperrt war, leiſteten doch die römiſchen Truppen und die Einwohner einen ſo beharrlichen Widerſtand, daß Geiſerich, der in der weit- und breit verwüſteten Landſchaft keine Lebensmittel mehr fand, ſich durch den Hunger gezwungen ſah, die Belagerung aufzuheben. Hippo hoffte auf eine günſtige Wendung, als der furchtbare Vandalenkönig abzog und zugleich italiſche Truppen und ein Hülfsheer vom morgenländiſchen Kaiſer eintrafen. Doch der frühere Glücksſtern des Grafen Bonifacius war längſt untergegangen! Trotz ſeines großen Heeres wurde er in einer entſcheidenden Schlacht von Geiſerich abermals beſiegt. Die morgenländiſchen Hülfs-

truppen kehrten wieder heim. Man verzweifelte zu Ravenna wie zu Constantinopel an der Möglichkeit, das herrliche Afrika dem römischen Reich zu erhalten. Nur Carthago und Cirtha waren noch römisch. Placidia rief den Grafen Bonifacius nach Italien zurück und nahm ihn sehr ehrenvoll auf, damit er wenigstens nicht die Zahl ihrer Feinde vergrößere, vielleicht auch um den Aëtius fühlen zu lassen, daß seine Arglist ihr enthüllt sei. Sie ernannte Bonifacius zum Oberfeldherrn des ganzen römischen Heeres, obschon Aëtius es in der That war, denn er stand schon seit einigen Jahren an der Spitze der Legionen und vertheidigte Gallien gegen die nordischen Völker, die immer unaufhaltsamer und stürmischer auf das abendländische Reich eindrangen und eine Provinz nach der andern an sich rissen. Aëtius hatte in diesem Jahre, 432, die Consulwürde empfangen und war mit nichten gesonnen, seinem Nebenbuhler die erste kriegerische Würde zu überlassen. Er zog wider ihn nach Italien und auf Placidia's Befehl ging Bonifacius dem Aëtius entgegen. Sie trafen auf einander in blutiger Schlacht und diesmal siegte Bonifacius. Aber tödtlich verwundet starb er nach einigen Tagen und der Haupturheber des ganzen entsetzlichen Wirrsales — Aëtius — floh zu den Hunnen. Dies war das Ende des Grafen Bonifacius, den die Zeitgenossen wegen seiner großen Eigenschaften und Talente „den letzten Römer" nannten. Eine einzige traurige Leidenschaft zerbrach den großen Charakter.

Nach Geiserich's Sieg über Bonifacius flohen die Einwohner von Hippo in entlegene Gegenden und überließen ihre Stadt den Vandalen, welche sie plünderten und zum Theil in Asche legten. Aber mit eigenthümlicher Scheu verschonten sie die Basilika des Friedens, in der die Reliquien des heil. Stephanus und des heil. Augustinus ruhten. Diese Scheu war ihnen, den wüthenden Arianern, etwas ganz Fremdartiges und das Niederbrennen katholischer Gotteshäuser ihre besondere Lust; aber an jene Basilika und die zu ihr gehörigen Gebäude wagten sie sich nicht, so daß

Auguſtin's Bibliothek und ſeine ſämmtlichen Werke gerettet wurden. Einen Biſchof von Hippo nennt aber die Geſchichte nach ihm nicht mehr. Eine Einladung zum Concil von Epheſus, die Kaiſer Theodoſius II. eigenhändig an Auguſtinus richtete, traf ihn nicht mehr unter den Lebenden. Auf die Einladung an den Erzbiſchof Aurelius von Carthago, einige Oberhirten aus ſeiner Kirchenprovinz zu eben jenem Concil zu entſenden, konnte dieſer nur traurig antworten: das ſtehe nicht in ſeiner Macht. Die Biſchöfe wären von ihren Sitzen vertrieben und lebten meiſtens im Elend da, wo ſie eben eine Zuflucht, ein Unterkommen gefunden hätten, immer des Augenblicks harrend, der ſie etwa wieder zu ihren verſprengten Heerden zurückführe. — So vernichtend war der Schlag, den Vandalen und Arianismus gegen die katholiſche Kirche gethan hatten, welche damals über ſiebenhundert Biſchofsſitze in Afrika zählte! Nie konnte ſie ſich wieder ganz erholen, denn eine furchtbare Verfolgung bereitete Geiſerich ihr im Jahre 437; eine zweite ſein Sohn Hunerich im Jahre 481 und eine dritte Thraſimund, die vom Jahre 496 bis 522 dauerte und welche das Verbot — natürlich ein vergebliches! — brachte, katholiſche Biſchöfe zu weihen. Thraſimund ſchickte einhundertundzwanzig in die Verbannung nach der Inſel Sardinien, unter ihnen den Fulgentius, Biſchof von Ruſpe, den die Kirche unter den Heiligen verehrt. Als dieſer Auguſtin's Erklärung des ſechsunddreißigſten Pſalmes las, welcher die Schreckniſſe des jüngſten Gerichtes beſchreibt, entſchloß er ſich von der Welt ſich zurückzuziehen, den Pfad zu betreten, den Auguſtinus gewandelt war und durch Schrift und That und Leben die katholiſche Lehre zu vertheidigen, den katholiſchen Glauben zu predigen; und fromm, gelehrt und ſtandhaft führte er dieſen Entſchluß aus. Da er nun mit einem ſolchen Heer von Glaubens- und Leidensgenoſſen in die Verbannung ging und eine arianiſche Sündfluth Afrika überſchwemmte, wollte er nicht Auguſtin's heilige Ueberreſte in der Gewalt der Arianer laſſen; er führte ſie mit ſich nach Sardinien um

das Jahr 508 und dort wurden sie mit großer Ehrfurcht bestattet. Ueber zweihundert Jahre blieben sie hochverehrt und Wunder wirkend in Sardinien; dann aber begannen die Raub- und Kriegszüge der Sarazenen an allen Küsten des Mittelmeeres. Als der fromme Longobardenkönig Luitprand die Kunde ihrer Erscheinung auf Sardinien empfing, eilte er, die heiligen Ueberreste für eine große Geldsumme zu erkaufen. In drei Särge — von Blei, von Silber und von Marmor eingeschlossen, ließ er sie nach seiner Residenz Pavia bringen und in der Kirche des heil. Petrus beisetzen, welche zu einem Kloster gehörte, das den Namen führte „Zum goldenen Himmel". Dort ruhen sie noch jetzt, nachdem sie im Jahre 1728 erhoben, untersucht und als authentisch anerkannt wurden. Die italische Erde, auf welcher Augustin's Bekehrung stattfand, umschließt seine heiligen Ueberreste.

Jahrhunderte sind dahin gezogen und werden dahin ziehen und sein strahlendes Bild bleibt in unvergänglicher Schönheit und Majestät und zeigt ihn als der Größten Einer unter den Großen, auf welche die Menschheit mit Stolz, mit Liebe, mit Vertrauen blickt. Das Maß der Gaben und Gnaden war ihm weit gemessen: eine immense Capacität, eine durchdringende Intelligenz, ein glühendes Herz, ein reiches Gemüth, eine zarte, schwungvolle Seele — und das Alles zur Einheit verbunden, zur Blüthe gebracht durch den katholischen Glauben, den er verherrlichte und der ihn verherrlicht. Der machte ihn nicht bloß groß, mächtig, siegreich; — der heiligte ihn! Der brachte ihm nicht bloß Ruhm und Bewunderung der Zeit und der Welt — der gab ihm die Krone der Glorie in der Ewigkeit.

O heiliger Augustinus! bitte für uns in unsern vielfach betrübten und verwirrten Zeiten um den reinen, festen, klaren, katholischen Glauben!

Ben-David,

ein Phantaſiegemälde von Erneſt Renan.

Dargeſtellt

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

113 3365
BIBL. VNIVERS. LIPS.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1864.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

„Lasset die Todten ihre Todten begraben [1])!" Dies Wort des göttlichen Heilandes klingt mir immer durch die Seele, wenn ich von Schriften der Neuzeit höre, die sich bemühen, Dasjenige zu leugnen, worauf das Leben der Menschheit beruht — die Menschwerdung Gottes zur Erlösung der Welt. Ich habe in früheren Jahren so manche Schriften der Art gelesen, daß ich etwas blasirt über sie bin. Anfangend bei dem „Wahren Propheten von Nazareth" von Feßler — einem romanhaften Werk, welches der jetzigen Generation nicht einmal dem Namen nach bekannt ist — habe ich mich durch die weitschichtige Literatur des gefallenen Geistes, der das Licht haßt, weil es ihm seinen Sturz in den Abgrund enthüllt, tapfer durchgeschlagen und den brutalen Atheismus englischer Schriftsteller, den frech-frivolen der französischen, den quasi-gelehrten der deutschen bis auf Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer gründlich genossen. Welchen un-

1) Luc. 9, 60.

ausſprechlichen Durſt nach abſoluter Wahrheit dieſe Schriften in mir nicht befriedigten, ſondern mehr und mehr weckten — welch ein gräßliches Ungenügen ſie dem Geiſt gewährten, indem ſie ihn unter den verſchiedenſten Formen und durch die verſchiedenſten Syſteme fort und fort nur daranf anwieſen, bei ſich ſelbſt, als dem Mittelpunkt des Univerſums, anzufangen, um die Löſung der ewigen Fragen, nach welcher er verlangt, durch ſich ſelbſt zu entdecken: — das drückt ſich wohl am Einfachſten dadurch aus, daß ich an einem gottgeſegneten Tage alle dieſe Schriften bei Seite legte und zu einer andern griff, die eben ſo gering an Umfang, als groß und erhaben an Inhalt iſt: zum Katechismus. In Folge davon führte mich Gottes Gnade in die katholiſche Kirche zurück. Da fand mein unruhiger Geiſt ſeine Ruhe; denn weil er, wie überhaupt der menſchliche Geiſt, auf die Frage geſtellt iſt, ſo muß er eine Antwort bekommen können, die von Demjenigen ausgeht, welcher ihm den Fragedurſt eingeſchaffen hat. Die Kirche aber gibt dieſe Antwort, denn ſie iſt die Bewahrerin der „Worte des ewigen Lebens[1]),“

1) Joh. 6, 69.

indem Chriſtus zu ſeinen Apoſteln ſprach: „Lehret alle Völker Das halten, was ich euch geboten habe[1]).“ Worte des ewigen Lebens aber haben ſelbſtverſtändlich eine unermeßliche Fülle, eine unerſchöpfliche Tiefe, einen unzerſtörbaren Kern, einen unverſiegbaren Quell; und deßhalb entſprechen und genügen ſie — und nur ſie! dem Bedürfniß des menſchlichen Geiſtes, der ſich nur dann im Gleichgewicht fühlt, wenn ihm zugleich Ruhe und Bewegung, Freiheit und Abhängigkeit, Durſt und Befriedigung gegönnt wird. Das Urwort dieſer Worte des ewigen Lebens aber, die Grundlehre des Chriſtenthums iſt: die Erlöſung der Welt durch die Menſchwerdung Gottes in Chriſtus. Darin iſt das Opfer und die Genugthuung auf der Seite Gottes; darin die Entſündigung und die Heiligung auf der Seite des Menſchen; darin jene unerläßliche Bedingung zum Gleichgewicht des menſchlichen Geiſtes enthalten. Die höchſten Ideen ſind ihm nun nicht mehr zu hoch, die höchſten Ideale ſind ihm nun erreichbar — aber um den Preis demüthig liebender Anerkennung jener Grundlehre, von welcher die vorchriſtliche Welt Ahnung

1) Matth. 28, 20.

und Zerrbild in ihren Götzenopfern hatte, und welche die Axe der christlichen Welt geworden ist und bleiben wird. Wer von ihr sich lossagt, ist ein welkes Blatt, das vom Baum des Lebens in den Staub fällt. Wer in diesem Geist der Lossagung handelt, wirkt, schreibt, lehrt, sammelt den Staub zum Staube und begräbt in diesem Todesstoff den gefallenen Geist, den eigenen und den fremden. Darum: „Lasset die Todten ihre Todten begraben" — dachte ich, wenn ich seit meinem Rücktritt zur katholischen Kirche von Schriften hörte, welche es sich zur Aufgabe machen, diesen Todesstoff zu bearbeiten und zu vermehren — und manches Jahr hielt ich mich fern von dieser traurigen Literatur. Vor ein paar Jahren jedoch nahm ich ein Buch in die Hand, welches von den Vertretern der Aufklärung und des Fortschritts, d. h. von Freimaurern und Juden, als ein Ausbund von Wissenschaft gepriesen — und von ihren kläglichen Nachbetern, den urtheilsunfähigen Halbgebildeten, denn auch richtig pflichtschuldigst als solches angestaunt wurde. Dies Buch heißt „Kraft und Stoff." Ich stand noch mit meiner Erinnerung auf Bruno Bauer's und Feuerbach's nunmehr überwundenem Standpunkt. Sie hatten sich

durch ihre Ablösung von der göttlichen Offenbarung in einen fiebernden Fanatismus für den menschlichen Geist gestürzt und wähnten, daß aus ihm die ewigen Ideen hervorgingen, die man Gott, Unsterblichkeit, Erlösung, Tugend ꝛc. nennt. Es war ein furchtbarer Irrthum, der den Menschen mit Gott, das Geschöpf mit dem Schöpfer zu verschmelzen sucht — und ihn, den gebrechlichen, zu seinem eigenen Götzen macht. Es war die Selbstüberhebung bis zu jenem Punkt getrieben, dessen blendende Verlockung die uralte Lüge: „Wie Götter werdet ihr sein[1])“ — wohl gekannt hat. Von diesem Fanatismus nun, den Menschen über sich selbst erheben zu wollen, ist das Buch „Kraft und Stoff“ dermaßen entfernt, daß es sich genau in dem Gegensatz bewegt: es stellt den Menschen unter sich selbst herab, es ist von einem förmlichen Wahnwitz der Selbsterniedrigung erfüllt und verschmilzt mit fanatischer Glut Mensch und Thier. Diese Sorte von Fortschritt bergab, welche den Menschen in eine Linie mit dem lieben Vieh stellt, kann man dem Buch nicht absprechen. Ich dachte bei der Lectüre: Könnte ein

---

1) Gen. 3, 5.

Affe ſchreiben, ſo würde er ohne Zweifel dieſe Anſichten über den Menſchen und menſchliche Dinge zum Beſten geben und ſich von ſeinem inferioren Standpunkt aus zu erheben trachten, indem er jene erniedrigt. Und ich meine, dieſer Gedanke müſſe dem Verfaſſer höchſt angenehm ſein, da er daraus entnehmen kann, wie ſehr es ihm geglückt iſt, für ſeine Perſon ſeine Wahlverwandtſchaft zu beurkunden.

Uebrigens iſt in dieſer Beziehung die Periode des Fortſchritts und der Aufklärung in den letzten ſechzehn bis zwanzig Jahren eben ſo reißend als gräßlich abwärts — nicht gegangen, ſondern geſtürzt. Bei ihrem Anfang iſt Menſch und Gott — Eins und Dasſelbe. Bei ihrem Ausgang iſt Thier und Menſch Eins und Daſſelbe. Das ſind die Strafgerichte Gottes. — Abermals hatte ich auf ein Paar Jahre genug an dieſer Probe von Fortſchritts-Literatur. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß gerade deßhalb, weil der Unglaube ſo frech wie von den Dächern gepredigt wird, und ſo viele Opfer in den Abgrund reißt, auf der anderen Seite das gläubige Chriſtenthum einen ſtarken, frohen Aufſchwung genommen und dadurch dieſen Widerſpruch ſo geſteigert hat. Das zeigt die katholiſche Kirche auf dem ganzen Erdball. Sie hat einen Papſt, der durch Leiden

und Liebe ein wahrer Stellvertreter Jeſu Chriſti unter der Laſt des Kreuzes iſt. Sie hat einen Epiſkopat, wie ihn ſeit Jahrhunderten die Welt nicht ſah: apoſtoliſche Männer in Worten und Werken, bereit zur Nachfolge ihres Herrn und Meiſters. Sie hat einen Prieſterſtand, der für die Seelſorge mit Leib und Leben ſich opfert. Sie hat Laien, die in Vereinen und Genoſſenſchaften die Blüten des katholiſchen Glaubens pflegen, und den heiligen Ordensſtand rekrutiren. Sie hat große Gedanken und Beſtrebungen für die Wiſſenſchaft, für die Bildung, für die ſocialen Verhältniſſe, für die Erziehung der Jugend, für die Charitas, — für Alles, wodurch der Menſch befähigt wird, ſelbſtſtändig einen Proteſt einzulegen gegen die Entchriſtlichung, die der Unglaube zu verbreiten trachtet und ihr thätig, wirkſam, handelnd entgegenzutreten. Die Grundlage, auf der ſich dies ſchöne, mächtige, vielſeitige Leben in der Kirche entwickelt, die warme, kräftige Strömung, die all ihre Theile, Haupt und Glieder, verbindend beſeelt, iſt der lebendige Glaube an Chriſtus, den menſchgewordenen Sohn Gottes, den Erlöſer, den Richter der Welt, der zu ihr geſprochen hat: „Folge mir nach![1])“ —

1) Matth. 9, 9. Marc. 1, 17. Luc. 9, 59. Joh. 1, 43.

und ihr dieſe Nachfolge durch ſein Blut, ſeine Gnaden, ſein Beiſpiel, ſeine Lehren, zu einem unermeßlichen übernatürlichen Schatz vereinigt, möglich macht.

Das iſt nun klar: könnte je dieſer heilige Glaube, dieſe lebendige Chriſtusliebe in der Menſchheit aufhören, ſo würde ſie, vom Todesſtoff überwuchert und erſtickt, in einen Zuſtand der Entſittlichung verfallen, welcher den vorchriſtlichen weit überträfe; denn die Entſittlichung, die da ſtattfindet, wo man die Wahrheit nie gekannt hat, ſei ſo brutal ſie wolle — dennoch wird ſie nie jenes Gepräge fanatiſcher Niederträchtigkeit tragen, welche dort eintritt, wo man die Wahrheit verleugnet. Es iſt ein großer ſittlicher Unterſchied, ob man ſchlecht iſt, weil man das Gute nicht kennt — oder ſchlecht, weil man es nicht will. Nun, Chriſtus iſt in ſeiner Kirche bis zum Ende der Zeiten: folglich kann der Glaube an Ihn nicht aufhören. Aber einzelne Unglückliche können ihn verlieren und zwar kann ihre Zahl ſo maſſenhaft werden, daß daraus jene grauſigen Zuſtände hervorgehen, welche die franzöſiſche Revolution von 1789 als Schreckbild von dem, wozu ein entchriſtlichtes Volk fähig iſt, warnend zeigt. Der un-

gläubige Menſch hat das Eigenthümliche, daß er nirgends Ruh noch Raſt hat. Er muß ſeinen Unglauben ausſprechen, mittheilen, Andern beibringen. Er will Genoſſen haben, Gleichgeſinnte. Er verträgt nicht die Ruhe des friedlichen Glaubens. Sein Unfriede drängt ihn, jenen Frieden zu ſtören, Zweifel zu wecken, argliſtige Fragen zu ſtellen, unter gleißenden Redensarten Zweideutigkeiten und Unwahrheiten auszuſtreuen, ein ganzes Arſenal in Bereitſchaft zu haben — Spott, Lüge, Hohn, falſche ſogenannte Wiſſenſchaft, gekünſteltes Staunen über die Unwiſſenheit des Gläubigen, gekünſteltes Mitleid mit ſeiner kindlichen Befangenheit, freches Anpreiſen des eigenen hohen und tiefen Wiſſens: all dieſe Waffen zu brauchen, je nachdem der Mann iſt, mit dem er es eben zu thun hat. Dieſer Mann iſt nun immer in letzter Inſtanz — die katholiſche Kirche, denn da ſie das Bollwerk jedes Gläubigen iſt, ſo iſt ſie der Gegner jedes Ungläubigen. Es gibt daher keine einzige böſe Leidenſchaft, deren Glut dem Haß gleich käme, womit der Ungläubige die katholiſche Kirche haßt. Vermöge des hohen Aufſchwunges, den ſie in unſeren Tagen genommen, und der himmliſchen Begeiſterung, welche ſie durchleuchtet, wird ſie denn auch eben jetzt mit namenloſem

Ingrimm von dem Unglauben gehaßt und tagtäglich ſucht er die Waffen ſeines Arſenals gegen ſie in Anwendung zu bringen. Mit dem Gift der Lüge — verſteht ſich, der geſchminkten, aufgeputzten, beflitterten Lüge, wenn er nachhaltig Eindruck machen will — geht er am Liebſten um; und dieſem Geiſt der Lüge iſt im vorigen Jahr ein Buch entfloſſen, das ſein Gift in's Herz des Chriſtenthums, auf das heilige Dogma der Menſchwerdung Gottes ſpritzt — wohlberechnend, daß mit dem Chriſtusglauben auch der Glaube an das heilige Dogma von der göttlichen Stiftung der katholiſchen Kirche zuſammenbrechen müßte. Dies Buch iſt das Leben Jeſu von Ernest Renan, bei deſſen Erſcheinung im vorigen Jahr die Fortſchrittsposaunen der Aufklärung und Freimaurerei in einen fanatiſchen Jubel verfielen, welcher weiter gar nichts beweiſt, als die Sternenweite, die dieſe Menſchen vom chriſtlichen Glauben trennt.

Eingedenk meines alten verſchollenen „Propheten von Nazareth," den ich vor vierzig Jahren als junges Mädchen in der Bibliothek meines Großvaters höchſt gemüthlich — und des Lebens Jeſu von Strauß, das ich vor vierundzwanzig Jahren mit einiger Mühe las — eingedenk auch der Jubel-

fanfaren dieſer Partei über die „hohe Wiſſenſchaftlichkeit," welche, einſt dem „Kraft und Stoff," jetzt dem Renan'ſchen Werk zu Theil wurden, hatte ich nicht das mindeſte Intereſſe für dieſe Schrift — um ſo weniger, als ſie hier, außerhalb des Kreiſes ihrer Partei in der ſchlechten Preſſe, weder Aufſehen noch Eindruck machte. Kürzlich aber fand ich die Anzeige, daß, trotz der zahlreichen Ueberſetzungen, jetzt auch eine ſolche in nächſter Nähe, in Worms veranſtaltet werde, damit doch allenthalben das Volk recht leicht zum Hochgenuß dieſes erhabenen Werkes gelangen könne. Da las ich es denn ſehr aufmerkſam im Original ſowohl, als in einer deutſchen „Volks-Ausgabe", die in Berlin erſchienen iſt; und ich las es natürlich nur in der Abſicht, etwas dagegen zu ſchreiben. Dem Glaubenshaß, der Kirchenfeindlichkeit, der Empörung gegen die göttliche Offenbarung, ſtehen in unſeren Tagen ſo viel tauſend Stimmen, ſo viel tauſend Federn zu Gebot, daß es gewiß nicht überflüſſig iſt, wenn ſich auch auf unſerer Seite Stimmen erheben und Federn regen. Je ſtärker der Chor, deſto mehr dringt er durch. Es gibt überall eine gewiſſe Neugier, welche ohne die mindeſte böſe Abſicht doch gern wiſſen möchte, ob und wodurch

ein vielbeſprochenes Buch denn eigentlich ſo höchſt intereſſant iſt. Auch gibt es überall eine gewiſſe Schüchternheit, welche ſich kein eigenes Urtheil zutraut oder erlaubt, wenn irgend eine Perſon ihres Kreiſes, die für eine Autorität gilt, oder gar ihre Zeitung! ein günſtiges Urtheil abgegeben hat. Endlich gibt es auch überall mehr oder minder ein Protectorat für Alles, was dem Chriſtenthum und dem Glauben feindlich iſt. Den beiden erſten Richtungen zu Hülfe zu kommen und die letztere zu bekämpfen, iſt aber eine heilige Pflicht für Jeden, der die Schreibfeder führen kann. Ich werde dies ganz kurz und einfach in der Weiſe zu thun verſuchen, daß ich mich auf zwei Punkte beſchränke. Zuerſt werde ich die Geſchichte erzählen, welche Renan unter dem Titel „das Leben Jeſu" veröffentlicht hat und ich werde es ſo viel wie möglich mit ſeinen eigenen Worten, aber ohne die Verbrämung durch ſeine Redensarten thun. Und dann werde ich die Gründe angeben, — abermals mit Renan's eigenen Worten — auf welche er ſich beruft, um in den Augen ſeiner Leſer glaubwürdig zu erſcheinen. Da ich aber nicht Luſt habe, den heiligen und gebenedeiten Namen, „vor dem ſich alle Knie im Himmel, auf Erden und unter der Erde

beugen[1]),“ auf den Helden der Renan'ſchen Erzählung anzuwenden, ſo werde ich denſelben Ben-David nennen. Die Erzählung tritt viel klarer und beſtimmter hervor, wenn man ſie von der gezwungenen Verbindung mit dem allerheiligſten Namen ablöſt, und der Leſer wird in den Stand geſetzt, viel leichter die Geſchichte Ben-David's zu überſehen und ſo mit den Nachrichten zu vergleichen, welche uns die heiligen Schriften über unſeren göttlichen Erlöſer aufbewahrt haben.

1.

Ben-David wurde geboren „in Nazareth[2]),“ einer kleinen Stadt in Galiläa. „Eine Frage nach „ſeiner Abſtammung zu beantworten, iſt unmöglich, „da dieſe Provinz damals eine ſehr gemiſchte Be„völkerung von Phöniziern, Syriern, Arabern hatte. „Sein Vater Joſeph und ſeine Mutter Maria „waren Handwerker.“ Die uralte Verheißung eines Meſſias lebte fort und fort im jüdiſchen Volk, be-

1) ad Phil. 2.

2) Alles, was ſich innerhalb dieſer Strichlein „ — “ befindet, iſt eine treue Ueberſetzung Renan's.

ſonders ſeitdem es unter der Herodianiſchen Herr-
ſcherfamilie die verhaßte Oberhoheit Roms zu tragen
hatte. Dieſe Hoffnung auf einen Erlöſer, wenn
auch nur im Sinn der Juden, auf einen weltlichen,
„bildete ſich ſpäter durch ein großes freiwilliges
„Uebereinkommen zu einer Sage aus, welche dem
„Ben-David eine übernatürliche Geburt und einen
„Bethlehemitiſchen Urſprung zuſchrieb. Man brachte
„ihn in Verbindung mit Johannes dem Täufer, mit
„Herodes dem Großen, mit chaldäiſchen Aſtrologen,
„mit zwei frommen Greiſen Simeon und Anna."
— Es verſteht ſich, daß dieſe Sagen nicht den
mindeſten Glauben verdienen, denn „jedes wichtige
Ereigniß in der Geſchichte veranlaßt eine Reihe von
Sagen." Ben-David's Geburt zu Bethlehem
und Kaiſer Karls des Großen langer Schlaf im
Untersberg bei Salzburg ſind eben nur poetiſche
Sagen, durch welche ein Volk ſeine Hoffnungen,
ſeine Wünſche ausſpricht.

„Die Familie, mochte ſie nun aus einer oder
„aus mehreren Ehen hervorgegangen ſein, war ziem-
„lich zahlreich. Ben-David ſcheint der Aelteſte
„geweſen zu ſein. Alle ſeine Brüder und Schwe-
„ſtern ſind unbekannt geblieben, denn es ſcheint,

„daß die vier Persönlichkeiten, welche als seine Brüder „bezeichnet werden, seine leiblichen Vettern waren.“ Hier beginnt die große Rolle, welche die Worte: „es scheint; es ist zu glauben; vielleicht, möglicher Weise“ — in dieser höchst wissenschaftlichen und gelehrten Erzählung spielen. Genug, die namenlosen und unbekannten Brüder und Schwestern Ben-Davids scheinen von Renan gekannt zu sein. „Die lachende und „großartige Natur um Nazareth war Ben-Davids „Erzieherin.“ Sie muß aber auch seine Lehrerin gewesen sein, denn „höhere Schulen besuchte er nicht; „es ist auch wahrscheinlich, daß er griechisch und he„bräisch nicht verstanden hat; dennoch wäre es ein „großer Irrthum, ihn unwissend zu nennen.“ Kurz, Ben-David, der ganz schlichte Handwerkersohn, wird nicht unterrichtet, kennt nichts, weiß von nichts, und ist doch nicht unwissend. Dadurch „bewahrte sein „Geist freie Natürlichkeit.“ Indessen hatte der Rabbi Hillel fünfzig Jahre früher Lehrsätze verkündigt, „welche mit den christlichen viel Aehnlichkeit haben“ — und „Hillel war der wahre Lehrer Ben-Da„vids, wenn es erlaubt ist, bei einer so erhabenen „Persönlichkeit von einem Lehrer zu reden.“ Worin nun die Erhabenheit des kleinen Zimmermannssohnes

beſteht — erfährt man nicht, es ſei denn darin, daß ſich „die Poeſie der Bibel vor ſeinem ſchönen Geiſt „enthüllte, die Poeſie der Pſalmen mit ſeiner lyriſchen „Seele im wunderbaren Einklange war und die Viſio„nen des Buches Daniel ihn beſonders feſſelten und „ihm ganz natürlich und einfach erſchienen.“ — Die Juden waren damals von einer heftigen Sucht nach Wunderbarem erfüllt und Ben-David „unterſchied „ſich in dieſer Beziehung nicht von ſeinen Landsleuten. „Er glaubte an den Teufel und hielt Nervenleiden für „die Wirkung böſer Geiſter. Von dem großen Fort„ſchritt, der durch die griechiſche Wiſſenſchaft in die „Welt gekommen war, von der neuen Idee, daß in der „Schöpfung Alles nach beſtimmten Geſetzen, ohne „Wunder, ohne Vermittelung launenhafter Götter ge„ſchehe — wußte Ben-David ebenfalls nichts.“ Alſo Ben-David glaubte an Gott, als an den Schöpfer und Regierer der Welt. „Früh enthüllt ſich „ſein Charakter.“ Und bei dieſer Gelegenheit ſcheint es nicht, ſondern: „Es ſteht feſt, daß die Beziehungen „zu ſeinen Verwandten wenig Werth für ihn hatten. „Seine Familie ſcheint ihn nicht geliebt zu haben. „Sein Vater ſtarb vor Ben-Davids öffentlichem „Auftreten und er trieb deſſen Handwerk: er war

„Zimmermann. Seine Mutter war jetzt das Haupt „der Familie und daher nannte man ihn häufig Sohn „der Maria. Er verheirathete ſich nicht. Er übertrug „ſeine Liebe auf Das, was er als ſeinen himmliſchen „Beruf betrachtete, und er hatte den feſten Entſchluß „gefaßt, denſelben zur Geltung zu bringen.“ Dieſer Beruf beſteht nun darin, daß Ben-David ſeine Landsleute über das Weſen Gottes aufklärt. Ben-David „glaubt ſich im unmittelbaren Zuſammen„hang mit Gott; er fühlt ſich Eins mit Gott; er „hält ſich für einen Sohn Gottes; Gott iſt in ihm: „das war ſeine ganze Theologie. Er predigte nicht „Meinungen, ſondern ſich ſelbſt.“ Das iſt aber keine Anmaßung des jungen Zimmermanns. „Es iſt nur „die Gleichſtellung des Ich mit dem Gegenſtand, den „man erfaßt hat.“ Alſo eine Art von Wahnſinn. Anfangs „trat er nicht mit ſo kühner Behauptung „auf;“ das kam allmälig. Er legte Anfangs nur darauf Gewicht, daß ſein Gott „der Gott der Menſch„heit ſei,“ und daß man ihn vernehme, „wenn man „auf einen leiſen Hauch hört, der in uns ruft: Vater.“ Durch dieſe große, allgemeine Vaterſchaft gründete Ben-David „das wahre Reich Gottes, welches Je„der in ſeinem Herzen trägt.“ Und darin beſteht denn

Ben-Davids wahre Größe, wie Renan uns belehrt. „Die ersten Tage Ben-Davids waren seine „reinen Tage. Da ertönte die Stimme seines Vaters „in seiner Brust mit reinerem Klang. Da gab es „Monate, vielleicht ein Jahr, wo Gott wahrhaft auf „der Erde wohnte: denn die milde Stimme des jungen „Zimmermanns, sein liebenswürdiger Charakter und, „ohne Zweifel, seine schöne Gestalt ziehen einen Zau„berkreis um ihn.“ Auf diese Weise gelingt es ihm denn, eine durchaus neue Idee in die Welt zu setzen: „die Idee einer reinen Gottesverehrung, ohne Prie„ster, ohne Formen, die sich stützt auf die Brüderlich„keit aller Menschen, auf Gefühle des Herzens und „auf den unmittelbaren Verkehr des Herzens mit „Gott. Von dieser erhabenen Idee ist die christliche „Kirche weit abgekommen und in unseren Tagen sind „nur wenig Seelen fähig, sich zu ihr zu erschwingen.“

Dafür müssen wir dem lieben Gott inbrünstig danken. Unser göttlicher Erlöser hat gesagt: „Niemand „kommt zum Vater, als durch mich [1]).“ Das übergeht Renan mit Stillschweigen. Indessen haben wir schon öfter gehört und gelesen, daß das Christenthum

---

1) Joh. 14, 6.

abgefallen sei von der reinen Idee seines Stifters. Ganz neu ist aber wohl — und höchst überraschend, was wir von Renan vernehmen, daß der arme Ben-David selbst von seiner ersten reinen Idee des „voll-„kommnen Christenthums" abgefallen sei; denn „man „geht niemals unbefleckt aus dem Kampf des Lebens. „Das Gute erfassen, genügt nicht; man muß es un-„ter den Menschen zur Geltung bringen und dazu „sind weniger reine Wege nothwendig. Wäre Ben-„David gestorben in dem Augenblicke, zu welchem „wir in seiner Laufbahn gelangt sind, so würde es in „seinem Leben nichts geben, was uns verletzt; aber „dann wäre er den Menschen unbekannt geblieben und „nur in den Augen Gottes größer gewesen." — Der bezaubernde Zimmermannsgesell fühlt also, daß seine „Idee des Opfers bedürfe." Er entschließt sich, es zu bringen. Es ist niederträchtig, aber das stört ihn nicht, da bekanntermaßen der Zweck die Mittel heiligt — und da seine Lehre vom inwendigen Reich Gottes einer höheren Beglaubigung bedarf, um Eingang in weiteren Kreisen zu finden. Er entschließt sich also, eine Comödie zu spielen, in welcher er die Rolle des Mes-sias mit dem Zubehör des Wunderthäters — ein junger leidenschaftlicher Ascet, Johannes der Täufer,

die Rolle des Vorläufers übernahm. „Sie machten „gemeinsame Sache, unterstützten sich gegenseitig, und „ihre freundschaftlichen Beziehungen sind der Aus„gangspunkt eines ganzen Systems, welches durch die „Evangelisten entwickelt ist und welches den Zweck „hat, der göttlichen Sendung Ben-Davids das „Zeugniß des Johannes zur ersten Grundlage zu „geben.“

Nun sind wir im Klaren! eine Bande von Lügnern und Betrügern, vermischt mit etlichen Schwachköpfen, steckt unter einer Decke und gründet das gegenwärtige unvollkommne Christenthum, während das wahre, das reine, welches darin besteht, daß das Herz zum Himmel hinauf haucht: „Vater!“ von Ben-David selbst aufgegeben wird, nachdem seine „große Seele“ es erfunden hat.

So ist denn des Täufers Einfluß auf Ben-David „nachtheilig gewesen. Dieser macht einen Still„stand in seiner Entwickelung, lernt jedoch das Predi„gen und die Thätigkeit unter dem Volke von Johan„nes.“ Natürlich geräth der arme Ben-David durch seine Messiasrolle, der er Anfangs gar nicht gewachsen ist und deshalb „im Schatten des Johannes groß zu „werden sucht“ — in tausend Verlegenheiten. „Viel

„Dunkles trübt seinen Blick, viel Unbestimmtes seine „Gedanken, seltsame Versuchungen seinen Geist.“ Aber nach und nach ermannt er sich. Für einen Sohn Gottes hat er sich immer gehalten; jetzt „hält er sich „für allmächtig und er wird die Herrschaft Gottes auf „Erden herstellen. Zu diesem Werk trieb ihn ein An„fall von heroischer Willenskraft.“

Ben-David tritt nunmehr öffentlich mit seiner Lehre vom Reich Gottes, von einer allgemeinen sittlichen Umwälzung und Erneuerung — und „mit der „Behauptung seiner Messiaswürde“ in Galiläa auf und hat großen Erfolg. „Eine Schaar von Männern, Wei„bern, Kindern, voll Unschuld und Reinheit, hängt „ihm an und spricht zu ihm: Du bist der Messias, „der Sohn Davids. Das hört er gern, obschon es „ihn etwas genirt, da er ganz aus dem Volke her„stammt.“ Aber da sein Ansehen täglich wuchs, so gewöhnt er sich an die Lüge. „Natürlich! je mehr man „an ihn glaubte, desto mehr glaubte er an sich selbst.“ Er verdankt seine „zahlreichen Eroberungen dem un„endlichen Zauber seiner Person und seines Wortes.“ Genügen die nicht, so „wendet er unschuldige Mittel „an und gibt vor — wie es ja auch Jeanne d'Arc „gethan hat! — daß er von Dem, welchen er gewin-

„nen will, irgend ein Geheimniß wisse. So rührt er „Nathanael und die Samariterin.“ Man sieht, welche glänzende Fortschritte Ben-David in der Lüge macht. Unter seinen Jüngerinnen „scheint eine beson„ders begeisterte Person gewesen zu sein: Maria „Magdalena. Sie war mit nervösen Krankheiten „behaftet gewesen und Ben-David beruhigte durch „seine sanfte, reine Schönheit diesen gestörten Orga„nismus. Sie spielte am Tage nach seinem Tode eine „bedeutende Rolle, denn sie war es, die hauptsächlich „den Glauben an seine Auferstehung begründete.“ Unter freiem Himmel, am klaren See von Genezareth, auf den grünen Bergen, die ihn bekränzen, lebt und webt diese idyllische Gesellschaft heiter und fröhlich dahin, und es war für Ben-David ungemein leicht, vom Reich Gottes und vom Himmelreich zu reden und die Bergpredigt über die acht Seligkeiten zu halten; denn das Alles „trugen diese sanften, einfachen Seelen „im Herzen, das Alles lebte im göttlich reinen Gewis„sen dieser glücklichen Kinder.“ Die Menschen in Galiläa haben also damals viel mehr Aehnlichkeit mit den Figuren in Geßners und Theokrits faden Schäferspielen, als mit dem wirklichen Menschen aller Zeiten und aller Zonen gehabt, denn der verbleibt

nicht lebenslänglich in göttlich reiner Gewiſſensverfaſſung. In dieſem Arcadien „ging die neue Religion „aus einer begeiſterten Bewegung von Weibern und „Kindern hervor, die Ben-David anbeteten, und er „mußte den Vorwurf ſeiner Feinde hinnehmen, daß „er dieſe zarten, leicht zu verführenden Weſen ihren „Familien entfremde.“ Darüber tröſtet ſich aber Ben-David, denn „die Kinder, die er, wie Savona-„rola, zu einem kleinen Apoſtolat verwendete, brin-„gen ihm kleine Huldigungen dar, die ihm viel Ver-„gnügen machten, indem ſie ihn Sohn Davids nann-„ten und Hoſanna riefen. Er freut ſich, dieſen Titel, „den er nicht anzunehmen wagt, auf den Lippen ſeiner „kleinen Apoſtel zu finden, denn ohne denſelben durfte „er keinen Erfolg erwarten.“ Wir würden uns durch ein ſolches Verhalten zur tiefſten Verachtung gedrängt fühlen; allein Renan belehrt uns, daß dies Alles weder Hochmuth, noch Betrug, noch Zweideutigkeit ſei, ſondern daß Ben-David „den Ideen nachgab, „welche ſeine Zeit bewegten und in ſeine Lehre vom „Reich Gottes Alles aufnahm, was die Gemüther er-„wärmte.“ Das heißt mit anderen Worten: man erwartete ſehnſüchtig den Meſſias, folglich wollte er für den Meſſias gelten und die Erfüllung der Weis-

ſagungen als Beweis ſeiner übernatürlichen Sendung in Anſpruch nehmen. Ein zweiter Beweis für eine göttliche Sendung „waren damals die Wunder.“ Da Ben-David das erſte Beweismittel auf ſich anwendet, ſo tritt er natürlich nicht vor dem zweiten zurück. Und er konnte das mit vollkommner Ehrlichkeit thun, „denn er war ſchon lange überzeugt, daß die „Propheten nur im Hinblick auf ihn geſchrieben hätten. „Uebrigens ſcheinen viele Umſtände anzudeuten, daß „ſich Ben-David ſpät und ungern entſchloß, Wunderthäter zu werden.“ Aber er that es, wiederum „gegen ſeinen Willen und den Irrthum der Volks„meinung über die Möglichkeit der Wunder fühlend. „Es war ein Zugeſtändniß, welches ihm die Noth„wendigkeit entriß.“ Er ſpielt alſo eine neue Comödie durch Heilungen, Teufelsbeſchwörungen, andere Wunder; wie — das erfahren wir nicht; allein er begeiſtert dadurch ſeine Anhänger und ſchreckt ſeine Gegner — was doch ganz unbegreiflich iſt, wenn die Wunder keine Wunder waren. Vielleicht hat Ben-David ſie im Traum vollzogen; vielleicht war er ein Nachtwandler; denn von dem „Traum ſeiner Idee,“ von dem „Traum ſeiner Lehre“ und von „der „grauſamen Beſchämung, welche die Wirklichkeit ſeinen

„Träumen zugefügt habe," — spricht Renan fleißig.

Der arme, somnambule, durch Lüge und Träumereien zu falscher Höhe emporgeschraubte Ben-David verliert mehr und mehr Maß und Gleichgewicht. „Er will, daß man nur für ihn lebe und ihn „liebe" — was allerdings ein höchst drolliger Anspruch von einem Ben-David ist. Die traurige Lehre von der Weltentsagung und Selbstverleugnung „hatte nicht „den heitern Sittenprediger der ersten Tage, sondern „den finstern Riesen zum Gründer, der alle Lust zu „leben, zu lieben, zu fühlen vergessen hatte. Die Anmuth des Ausdrucks — z. B. Kommt zu mir Alle, „die ihr mühselig und beladen seid ꝛc. — machen diese „Uebertreibungen, diese erregte Moral, höchst gefährlich; denn durch sie wird das Evangelium ein Traum„reich, um dessen Verwirklichung sich die Christen nur „auf der ersten Stufe der Entwickelung des Christenthums bekümmern. Der gesunde Sinn empört sich „gegen dies Uebermaß. Dennoch rührt der ungeheure „moralische Fortschritt, den man dem Evangelium „verdankt, von diesen Uebertreibungen her." Das Meer von Widersprüchen, in welchem Renan schwimmt, fällt ihm selbst gar nicht auf.

Mit Ben-Davids gesunder Vernunft geht es jetzt reißend bergab. „Er befand sich, so zu sagen, „völlig außerhalb der Natur. Zuweilen stellt sich ihm „der Tod als ein Opfer dar, welches die Bestimmung „hat, seinen Vater zu versöhnen und die Menschheit „zu retten. Von dieser steigenden Exaltation hingeriſ- „sen, war er nicht mehr frei. Man hätte sagen kön- „nen, daß sein Geist sich zuweilen trübte. Er hatte „etwas wie Angst und innere Aufregungen. Seine „Leidenschaftlichkeit führt ihn in jedem Augenblick über „die Grenze der menschlichen Natur. Seine natürliche „Sanftmuth scheint ihn verlassen zu haben. Er war „zuweilen rauh und sonderbar. Gebieterisch fordert er „den Glauben. Er empört sich bei der Berührung mit „der Welt. Sein Begriff vom Sohn Gottes verwirrt „sich. Der Ton, den er angenommen hatte, konnte „nur noch einige Monate ertragen werden; es war „Zeit, daß der Tod kam. Aber seine Tugend sank „nicht."

Dieser Ben-David — und Tugend! welche Zusammenstellung!

„Sein umherschweifendes, früher so angenehmes „Leben fängt an, ihn zu drücken. Bitterkeit und Vor- „wurf brechen sich mehr und mehr Bahn in seinem

„Herzen. Wider seinen Willen braucht er gegen seine „Widersacher sehr harte Ausdrücke in einem heftigen, „beleidigenden Ton. Mehrere Aussprüche, die er an „seine Jünger richtet, schließen den Keim eines wahr„haften Fanatismus in sich, den das Mittelalter auf „grausame Weise entwickeln wird. Aber Martin „Luther und die Führer der französischen Revolution „sind auch nicht höflich gewesen [1]). Große Umwälzungen „geschehen nicht ohne Härte."

Endlich kommt Ben-David zum letzten Mal nach Jerusalem, wo ihn denn sein verdientes Schicksal erreicht. Ein so colossaler Betrug, wie der seine, kann unmöglich lange fortgesetzt werden und unmöglich ein gutes Ende nehmen. Durch seine Messiasrolle fühlt er sich in Jerusalem „verlegen und gedrückt," und weil er sie dennoch behauptet, „bekommen seine Re-

---

1) Diese und viele andere Stellen sind in der Berliner „Volks-Ausgabe," theils gar nicht, theils abgekürzt zu finden. Dagegen hat sie eine charakteristische Eigenthümlichkeit. Wo im Original „conscience" steht, sagt der Uebersetzer beharrlich entweder „Gefühl" oder „Bewußtsein." Das gute, ehrliche, deutsche „Gewissen" fehlt ihm gänzlichst. Deshalb wird es ihm auch möglich, dem Volke dies Buch zu bieten.

„den etwas Läſtiges.“ Er griff in öffentlichen Geſprächen und aufregenden Vorträgen das ſtarre Judenthum an, das Geſetz des Buchſtabens, die Scheinheiligkeit, die Heuchelei. Dennoch drang er nicht ſo, nicht einmal im Volke ſo durch, wie in Galiläa; die verſchiedenen Secten waren zu mächtig. Nur Einzelne hingen ihm an. Seine Freunde hielten es für ganz nothwendig, daß Ben-David ein recht großes Wunder, z. B. die Auferweckung eines Todten, den ganz Jeruſalem kenne, vollbringe; dann, meinten ſie, werde ſich die ungläubige Stadt bekehren. „Ben-David war in „dem drückenden Jeruſalem nicht mehr er ſelbſt. Durch „die Schuld der Menſchen hatte ſein Gewiſſen etwas „von ſeiner urſprünglichen Klarheit verloren. Ver„zweifelt, zum Aeußerſten getrieben, war er nicht „mehr Herr ſeiner ſelbſt. Seine Miſſion ſtand ihm „am höchſten: er gehorchte dem Strom. Bei ſeinen „Freunden in Bethanien trug ſich etwas zu, was für „eine Auferſtehung angeſehen wurde.“ Lazarus und ſeine Schweſtern, „dieſe leidenſchaftlichen Perſonen,“ organiſiren alſo eine ungeheure Comödie. Ben-David war in Jericho, „wo er einige Tröſtungen em„pfing.“ Sie beſtehen darin, daß Zachäus auf einen Baum ſtieg, um ihn zu ſehen, und daß ein Blinder

beharrlich „Sohn Davids“ ihm zurief. Lazarus ward schwer krank. Seine Schwestern schickten eine Botschaft an Ben-David mit der Bitte, seine Rückkehr zu beschleunigen. Als Lazarus erfuhr, daß Ben-David in der Nähe sei, „wurde er vor Freude gesund, ließ „sich aber vielleicht mit Tüchern umhüllen, wie eine „Leiche, und in seine Familiengruft einschließen.“ Seine Schwestern gingen Ben-David entgegen und führten ihn geradesweges zur Gruft. Als er seines Freundes Leiche noch einmal zu sehen wünschte, öffnete man die Felsenkammer und Lazarus kam in seinen Leichentüchern zum Vorschein. Obschon er weder scheintodt, noch wirklich todt gewesen, sondern vor Freude gesund geworden war. so sah er doch noch bleich von seiner Krankheit aus und das genügt Renan, um zu behaupten: „Diese Erscheinung mußte natürlich „von Jedermann als eine Auferstehung angesehen „werden. Der Glaube kennt kein anderes Gesetz, als „das Interesse an dem, was er für wahr hält. Da „der Zweck, welchen er verfolgt, für ihn durchaus „heilig ist, so hat er kein Bedenken, schlechte Beweis„gründe zu Hülfe zu nehmen, wenn es mit den guten „nicht glückt.“ Lazarus und seine Schwestern hielten Ben-David für einen Wunderthäter, also konnten

ſie in aller Ehrlichkeit — nach Renan! — dieſen Betrug ſpielen, während der armſelige Ben-David nicht im Stande war, die Wunderſucht zu mäßigen und, wie immer, gegen ſeinen Willen handelt. Das Wunderbarſte bei dem quasi-Wunder iſt ohne Zweifel dies: daß die Ungläubigen, die durch die Auferſtehung des Lazarus gewonnen werden ſollten, und weder Neigung noch Intereſſe dafür hatten, ſich täuſchen zu laſſen, durch ein ſo grobes Poſſenſpiel bekehrt wurden, daß es in Jeruſalem großes Aufſehen machte, Ben-Davids Feinde ſehr erzürnte und ſein Ende beſchleunigte. Er ſelbſt war „von ſchweren Gedanken „erfüllt und ließ zuweilen gegen ſeine Widerſacher „einen düſteren Groll durchblicken. Seine Jünger be„ſtärkte er in dem Gedanken, daß er ſterben und daß „ſein Tod die Welt retten werde.“ Indeſſen hat er doch noch einige kleine Freuden. Bei dem feſtlichen Mahl, welches Simon der Ausſätzige für ihn in Bethanien veranſtaltete, ſalbte Maria die Füße Ben-Davids mit koſtbarem Nardenöl und trocknete ſie mit ihrem langen Haar. Das that ihm ungemein wohl. „Er liebte die Ehrenbezeigungen, denn ſie dien„ten ſeinem Zweck und befeſtigten ſeinen Titel „Sohn „Davids.“ In ſeiner Begeiſterung verhieß er dem

„Weibe, das ihm in einem so entscheidenden Augen„blick ein Liebeszeichen erwies — die Unsterblichkeit.“ — Am andern Tage hatte er abermals „einen Augen„blick menschlicher Genugthuung.“ Die Galiläer, die zum Passahfest nach Jerusalem gekommen waren, „be„reiteten ihm einen kleinen Triumph,“ indem sie ihn im festlichen Zuge in die Stadt einführten.

„In den letzten Tagen lastete das ungeheure Ge„wicht der Mission, welche er übernommen hatte, „grausam auf Ben-David. Eine große Traurigkeit „scheint seine sonst so heitere und fröhliche Seele er„füllt zu haben. Er begann vielleicht an seinem Werk „zu zweifeln. Furcht und Zögerung bemächtigen sich „seiner. Vielleicht kamen einige jener rührenden Erin„nerungen über ihn, welche auch in den stärksten „Seelen leben und sie auf Augenblicke wie ein „Schwert durchbohren. Gedachte er der klaren Quel„len Galiläa's, der Feigenbäume und Weinstöcke, „unter denen er hätte ruhen können — der jungen „Mädchen, die ihm ihre Liebe geschenkt haben wür„den? — Verfluchte er sein hartes Geschick, das „ihm Freuden versagte, die Andern zu Theil werden? „Beweinte er sich selbst, daß er ein Opfer seiner „Größe geworden und nicht ein schlichter Handwerker

„in Nazareth geblieben sei?“ — Man sieht, der arme Ben-David ist ein solcher Comödiant geworden, daß er nun auch vor sich selbst die Messiasrolle fortzuspielen sucht. Doch das hindert Renan nicht, plötzlich mit Begeisterung auszurufen: „Seine „göttliche Natur gewann die Oberhand. Er konnte „den Tod vermeiden — er wollte es nicht! Die Liebe „zu seinem Werk trug den Sieg davon. Wir sehen „ihn fortan in seinem wahren Wesen, ohne Hülle — „nicht disputirend, nicht spitzfindig, nicht wunder„thätig, nicht teufelbeschwörend — als den unver„gleichlichen Helden der Passion und als den Gründer „des Rechts der Gewissensfreiheit.“ Renan hätte lieber sagen sollen, der Gewissenlosigkeit; denn es wird in der ganzen Weltgeschichte schwerlich ein gewissenloseres Individuum aufzutreiben sein, als Ben-David. Nun, er stirbt denn auch, wie er gelebt hat, seine Messiasrolle festhaltend, in Lug und Trug; und dies macht ihn denn zum Helden Renan's, der ihm in höchster Extase nachruft: „Ruhe in deiner „Herrlichkeit! dein Werk ist vollendet, deine Göttlich„keit begründet. Fortan wird zwischen dir und Gott „kein Unterschied sein. Durch unbegrenzte Jahrtau„sende wirst du der Eckstein der Menschheit werden

„und auf dem königlichen Wege, den du vorgezeichnet „haſt, folgen dir die anbetenden Generationen.“

Ben-David iſt nun freilich todt, am Herzſchlag iſt er geſtorben; aber ſeine Anhänger ſind dermaßen an comödiantenhaftes Treiben gewöhnt, daß ſich in „der chriſtlichen Gemeinde die ſeltſamſten „Gerüchte verbreiteten, der Ruf: Er iſt auferſtan„den! wie ein Blitz zündete und die Liebe ihn überall „leicht Glauben finden ließ. Maria Magdalena's „glühende Einbildungskraft ſpielt hiebei eine Haupt„rolle. O, göttliche Majeſtät der Liebe! o heilige „Augenblicke! die leidenſchaftliche Aufregung eines „durch ein Phantaſiegebilde getäuſchten Weibes gibt „der Welt einen auferſtandenen Gott!“

Dies iſt die wahrhafte, wortgetreue Geſchichte des holdſeligen Jünglings Ben-David, des Ideals der arcadiſchen Galiläer und des Herrn Erneſt Renan. Ob ſie zu dem Leben unſeres göttlichen Erlöſers, wie die heiligen Schriften es uns erzählen, paßt — beurtheile jeder Leſer, der nur einen Blick in die Evangelien geworfen hat.

II.

Die Gründe, die Renan angibt, um ſeine empörten Leſer von ſeiner Glaubwürdigkeit zu über-

zeugen, ſtehen in der Einleitung zu ſeinem Werk. Es ſind dieſe: Er glaubt nicht an die göttliche Offenbarung des Chriſtenthums durch Chriſtus, den menſchgewordenen Gottesſohn; — und: Er hat eine Offenbarung über ſeine Anſchauungsweiſe gehabt. Dieſe zwei Gründe fallen in einen zuſammen: der Ungläubige beruft ſich immer auf ſeine Privatmeinung, möge er ſie Offenbarung nennen oder nicht. Bei Renan kommt es auf etwas mehr oder weniger Mißbrauch und Verdrehung der Worte nicht an. Er ſagt darüber:

„Eine wiſſenſchaftliche Reiſe, welche die Er-
„forſchung des alten Phöniziens zum Gegenſtand
„hatte, führte mich an die Grenzen von Galiläa,
„wo ich lange wohnte und das ich nach allen Seiten
„durchzog. Die Geſchichte Jeſu, welche in der Ferne
„in Wolken zu ſchwimmen ſcheint, nahm jetzt eine
„Geſtalt, eine Feſtigkeit an, die mich in Erſtaunen
„ſetzte. Die ſchlagende Uebereinſtimmung des Textes
„und der Oertlichkeit, der merkwürdige Einklang des
„evangeliſchen Ideals mit der Landſchaft, die
„ihr als Rahmen diente, waren für mich gleichſam
„eine Offenbarung. Ich hatte ein fünftes
„Evangelium, etwas zerſtückelt, doch lesbar, vor

„Augen und ſah fortan ſtatt des abſtracten Gebildes, „das ſich in den Erzählungen von Matthäus und „Marcus ohne wahres Leben bewegt, eine bewun„dernswürdige menſchliche Geſtalt in jenen Rahmen „hineintreten und leben. Ich zeichnete das Bild, „das mir erſchienen war, auf — und ſo entſtand „dieſe Geſchichte."

Ich weiß nicht, ob ſich der Hochmuth je ſo unbefangen ausgeſprochen hat, wie in dieſen Zeilen. Zu ſeiner Erklärung kann man vielleicht ſagen, daß Renan, als ein ächter Profeſſor des neunzehnten Jahrhunderts und gar als ein Pariſer Profeſſor[1]), ſich als ſolcher für ein Weſen hält, das jede andere Autorität durchaus überflüſſig macht und, wenn ſie

---

1) Während dieſe Zeilen gedruckt wurden, erfuhr ich, daß Herr Erneſt Renan ſeinen Lehrſtuhl am Collège de France verloren habe. Wann werden nun aber in Deutſchland die Profeſſoren des Atheismus von den Lehrſtühlen verſchwinden? — Und wann werden ſich Deutſchlands Katholiken ermannen und durch Gründung einer freien katholiſchen Univerſität das für ihre Söhne thun, was das kleine Belgien und das arme Irland ſchon thaten — und auf keinem Lehrſtuhl einen Gottesleugner dulden!

Widerstand zu leisten wagt, sich für berechtigt hält, sie in Grund und Boden zu schmettern. Nach ihm ist das fünfte Evangelium, das sich auf seine Privatoffenbarung stützt, das einzig wahre, das einzig richtige: deßhalb müssen die vier andern ohne Umstände verurtheilt werden. „Die Evangelisten, die „uns das Bild ihres Meisters übermacht haben, ent„stellen ihn unaufhörlich, weil sie seine Höhe nicht „erreichen können. Ihre Schriften sind voll Irr„thümer und Widersprüche. Man fühlt in jeder „Zeile eine göttliche Schönheit, die von den Ver„fassern nicht verstanden wurde. Sie setzten ihre „eigenen Gedanken an die Stelle derjenigen, die sie „nur halb erfaßten. Der Charakter ihres Meisters „ist von seinen Lebensbeschreibern nicht verschönert, „sondern verringert. Um ihn wiederzufinden, wie er „war, muß man eine Reihe von Irrthümern ent„fernen, welche aus der mittelmäßigen Geistesbe„schaffenheit der Jünger entstanden sind. Sie meinten „ihn zu erheben: in Wirklichkeit setzten sie ihn herab."

Wahrscheinlich hat der Glaube an ihren göttlichen Meister die armen Evangelisten so verdummt; denn Renan behauptet ja, daß man, um die wahre Geschichte einer Religion zu schreiben, nicht an sie

glauben dürfe; was gerade ſo viel heißt, als wenn Jemand behauptete: Um ein großer Aſtronom zu ſein, muß man blind ſein; dann kann man in freien Phantaſien über die Geſtirne ſprechen — und die Phantaſien eines Blinden ſind Wahrheit; — warum? — Weil er ſeine Privatmeinung über die Sterne hat!

Der ſtärkſte und allgemeinſte Eindruck, den dies Buch nicht bloß auf den chriſtlichen, ſondern überhaupt auf jeden unbefangenen Leſer machen muß, iſt der eines namenloſen Widerwillens gegen die unerhörte Lügenhaftigkeit, in welcher der Verfaſſer lebt und webt. Er haßt die chriſtliche Offenbarung, er haßt die chriſtliche Kirche, er haßt den göttlichen Erlöſer, er haßt Alle und Alles, was für die Menſchwerdung Gottes zeugt. Darum werden Alle und Alles dargeſtellt als Fanatiker, als Betrüger, als Comödianten, als Phantaſten, als Nervenkranke, als hohlköpfige Enthuſiaſten; und iſt nun Alles gehörig durch Verläumdung beſudelt: ſo raſft Renan ein Paar unächte Goldflittern, ein Paar künſtliche Blumen zuſammen, ſpricht: Jetzt will ich euch auf meine Weiſe bekränzen und verherrlichen! — und hält dieſen durch Beſudelung und falſchen Aufputz unkenntlichen und verzerrten Geſtalten eine theatraliſche Lobrede.

So weit iſt er innerlich von der Wahrheit abgewichen, ſo feſt iſt er innerlich in ſeine eigenen Truggewebe verſtrickt, daß er das Schmachvolle der Rolle, die er ſeinem Helden und deſſen Erfinder zuweiſt, gar nicht bemerkt. Was helfen ihm ſeine Kenntniſſe der hebräiſchen Sprache? was ſeine Reiſen in Paläſtina? was Galiläa's anmuthige Landſchaft? was die Bekanntſchaft mit den heiligen Stätten? — Einer von jenen großen Männern, an denen die katholiſche Kirche ſo reich iſt, der heil. Bonaventura ſagt: „Ohne die Reinheit des Spiegels unſerer Seele iſt das äußere Licht wenig oder nichts. Uebe dich in der Demuth, ehe du deine Blicke zu den Strahlen der göttlichen Weisheit erhebſt, welche in den Spiegel deiner Seele hineinleuchten, damit du nicht, durch ihren Glanz geblendet, in noch tiefere Finſterniß gerathen mögeſt."

Den Zuruf hat Renan nicht verſtanden. Er preiſt zwar ſehr, daß der göttliche Heiland in ſeinen Lehren wie in ſeinen Handlungen mit beſonderer Liebe an die Armen und Geringen ſich wendet und ihnen vor Allen das Reich Gottes verkündet und erſchließt. Das thut Renan aber nur deshalb, weil er unter den „Armen" diejenigen Leute verſteht, die

von der Partei des Unglaubens heutzutage mit besonderer Emphaſe „das Volk“ genannt werden. Daß unſer Erlöſer unter den Armen, den Kleinen, den Kindern vorzugsweiſe die Demüthigen verſtanden hat, die in ihren eigenen Augen gering ſind, daß er ſeine Bergpredigt mit den Worten beginnt: „Selig die Armen im Geiſt“ — was etwas ganz Anderes iſt, als arm an Geld und Gut zu ſein, und was eben ſagt, daß der Menſch von ſeinem Beſitz, ſeinen Vorzügen innerlich abgelöſt ſein ſoll: das kommt nicht in Renan's Sinn. Für ihn iſt unſer Erlöſer „ein „feuriger demokratiſcher Jude,“ ein Volkstribun, der auf eine ſociale Umwälzung ausgeht — und ich wunderte mich ſehr, daß ſich Renan bei dieſer Gelegenheit den Vergleich mit Tiberius Grachus hat entgehen laſſen, da er doch die Vergleiche des göttlichen Heilandes mit geſchichtlichen Perſönlichkeiten außerordentlich liebt. Mit Moyſes, mit Muhamed, mit Martin Luther, mit Marat und Robespierre (ohne freilich dieſe zwei Namen zu nennen), mit Columbus, mit Jeanne d'Arc, mit dem „extravaganten Franziscus von Aſſiſi,“ mit Savonarola werden Vergleiche und Aehnlichkeitszüge herbeigeholt. Die Geſpräche, die er mit dem Apoſtel

Petrus führt, erinnern an die Gespräche, die König Ludwig IX. mit dem ehrlichen Sire de Joinville[1]) gepflogen hat. Der vortreffliche Kaiser Marcus-Aurelius, der sanftmüthige Jude Spinoza waren frei von manchen Irrthümern, welche unser göttlicher Heiland hatte — und Sakya-Muni, übertraf ihn in dem Heroismus, womit er die Freuden und Sorgen der Erde mit Füßen trat. „Er ist aus „dem Judenthum hervorgegangen, wie Socrates „aus der Schule der Sophisten, wie Luther aus „dem Mittelalter, wie Rousseau aus dem achzehnten „Jahrhundert, wie Lamennais aus dem Katholi„cismus" unserer Tage. Alle diese Männer gehörten durch Geburt, Erziehung und gewisse Einflüsse ihrer

---

1) Die Memoiren von Joinville stellen in ihrer Naivetät allerdings sowohl den König sehr edel als den Seneschall von Burgund sehr offenherzig dar. Einmal fragt der König ihn: „Wenn du von zwei Uebeln eines wählen müßtest, was würdest du wählen: eine Todsünde begangen zu haben oder den Aussatz zu bekommen?" — Sogleich ruft Joinville: „Lieber dreißig Todsünden, als einmal den Aussatz!" — Der König belehrt ihn, er müsse gerade umgekehrt wählen, wozu Joinville aber nicht die mindeste Lust verspürt.

Zeit und den in ihr herrſchenden Ideen an, — dies will Renan ſagen — gingen aber aus ihnen hervor, wie Meteore aus den Wolken, die ſie erzeugten; und ein ſolches Meteor iſt denn auch unſer göttlicher Erlöſer. Ja, ſeine Aehnlichkeit mit Lamennais wird lebhaft hervorgehoben. Wie in deſſen „ſchönen „Schriften der unbändigſte Zorn mit der ſüßeſten „Anmuth abwechſelt, ſo ließ ſich auch Jeſus durch „die Leidenſchaftlichkeit, die den Grundton ſeines „Charakters ausmachte, zu den heftigſten Schmähungen gegen jeden Widerſtand und zu den erbittertſten Vorwürfen gegen die leiſeſte Ungläubigkeit hinreißen, während er in der Bergpredigt der „mildeſte Lehrer iſt. Dies ſeltſame Gemiſch darf nicht „befremden; es iſt nur ein Contraſt" — den Lamennais' Beiſpiel hinreichend erklärt und rechtfertigt. Wird der göttliche Heiland von Sakya-Muni[1]) durch

---

1) Sakya-Muni, ein hindoſtaniſcher Königsſohn, lebte etwa ein halbes Jahrtauſend vor der chriſtlichen Zeitrechnung, verließ ſeine drei Frauen, ſeine Paläſte und ſeine Schätze, widmete ſich fortan der Abtödtung und Betrachtung und wurde ein Buddha (ein Erleuchteter) und der Stifter des Buddhismus, der in Aſien die faſt ausſchließliche Religion iſt. Ihre Moral ſoll

heldenhafte Selbſtverleugnung und von Mark-Aurel durch geſunden Menſchenverſtand übertroffen, ſo iſt er wenigſtens in einem Punkt unübertrefflich: „Er „iſt der größte Meiſter der Ironie. Sein ſcharfer „Spott, ſeine höhniſchen Herausforderungen ſchnitten „dem Phariſäismus in's Herz hinein. Meiſterwerke „der höchſten Ironie, ſind ſie ſeitdem dem Heuchler, „dem Frömmler in's Fleiſch gebrannt. Dies ſind „unvergleichliche Züge! Züge, die eines Gottesſohnes „würdig ſind. So tödtlich kann nur ein Gott die „Waffe des Spottes handhaben. Socrates und „Molière ritzen nur die Haut. Er aber ätzt Feuer „und Wuth in's Mark hinein.“ Um dies Renan'ſche wüthende Frohlocken zu verſtehen, muß man wiſſen, daß in ſeinen Augen die heilige katholiſche Kirche die Fortſetzung des Phariſäerthums iſt, alſo ein Gemiſch von Heuchelei, Dummheit, Herrſchſucht, gräßlicher Tyrannei. „Das wahre Chriſtenthum ging aus dem „Gewiſſen eines Mannes aus dem Volk hervor, er„blühte vor dem Volk, wurde zuerſt vom Volk ge„liebt und bewundert — war der erſte Triumph der

---

ſtreng ſein. Das höchſte und letzte Ziel aber, welches ſie dem Menſchen bietet, iſt das Nirvana (das große Nichts, das allgemeine Erlöſchen).

„Revolution, der erſte Sieg des Volksgefühls — „war eine Verherrlichung des Schönen, wie das „Volk es faßt. Das wahre Chriſtenthum iſt die „abſolute, die allgemeine Religion, die keine Grenzen „hat, die nichts und Niemand ausſchließt, die nichts „feſtſtellt, die nur auf das Gefühl Werth legt und „nur an die Idee des reinen Cultus ſich hält. Jedes „Glaubensbekenntniß iſt eine Carricatur dieſer reinen „Idee." Da nun die heilige katholiſche Kirche allerdings ein ganz beſtimmtes Glaubensbekenntniß hat — ein Loſungswort hat, vermittelſt deſſen ſich ihre Kinder in der blutigen Schlacht des Lebens um das Banner der Erlöſung ſchaaren, das der Sohn Gottes, der Sohn der Jungfrau, der Menſchgewordene, der Auferſtandene, ihr anvertraut hat, um es über die Welt hin zu entrollen: ſo verſetzt das Renan in ſehr üble Laune und er verſichert: „Käme Derjenige, „deſſen ewiger Ruhm es iſt, den Grundſtein der „wahren Religion gelegt zu haben, zu uns zurück, „ſo würde er als ſeine Jünger nicht die anerkennen, „die ſich bemühen, ihn ganz und gar in einige Phraſen „des Katechismus einzuſperren, wohl aber die, welche „daran arbeiten, ihn fortzuſetzen." Vor lauter übler Laune bemerkt Renan nicht, daß beide Signaturen

genau auf die katholiſche Kirche — und nur auf ſie paſſen. Denn ſie, die auf ihren Altären in wirklicher und weſenhafter Gegenwart den Herrn, den verborgenen Gott, beſitzt und anbetet, ſie kann nimmermehr auf den armſeligen Gedanken kommen, ihn in ein Paar Lehrſätze einſchließen zu wollen — während gerade ſie und nur ſie es iſt, die ſeit achtzehn Jahrhunderten unermüdlich über den ganzen Erdball hin, durch ihr Apoſtolat — Sein Werk, durch die Feier des Altarsſacramentes — Ihn Selbſt fortſetzt. Uebrigens meint er es auch nicht ernſthaft, der gute Renan, mit ſeinen Anſprüchen an die Fortſetzung und Nachfolge Jeſu, denn er beeilt ſich, geſchwinde zu erklären: „Wir ſind Chriſten — (er ſpricht von „ſich ſelbſt im Plural) — wenn wir uns hinſicht„lich der Religion zu jener ſtrahlenden Reihe von „geiſtigen und ſittlichen Größen halten, an deren „Spitze der Name Jeſu glänzt — obſchon wir uns „von der chriſtlichen Tradition ſo ziemlich in allen „Stücken trennen.“ Renan macht es wie jene römiſchen Soldaten, die in der Paſſionsnacht den göttlichen Heiland in's Angeſicht ſchlugen und dabei ſprachen „Ave, Rex!“

Das fünfte Evangelium iſt eine Ausgeburt

des Haſſes gegen alles Göttliche, gegen alles Gnadenleben, gegen alles Uebernatürliche. Der göttlichen Offenbarung, der übernatürlichen Einſetzung der Kirche ebenſo brutal in's Antlitz zu ſchlagen, wie dem Sohn Gottes, iſt Renan's beſtändiges Bemühen. Daß er den göttlichen Erlöſer in eine Reihe mit jenen obengenannten Perſönlichkeiten ſtellt, und die jämmerliche nichtswürdige Rolle, zu welcher er ihn erniedrigt, wie Ben-David's Geſchichte es unleugbar zeugt, beweiſen jenen Haß. „Der Betrug, die Wunderſucht, „die Legende haben Chriſtus zum Gott gemacht. „Er war nur göttlich, inſofern er die Menſchheit den „ſtärkſten Schritt aufwärts zum Göttlichen thun ließ. „Es ſtand ihm frei zu ſündigen. Er überwand jedoch „alle Leidenſchaften, die wir bekämpfen. Kein Engel „Gottes hat ihn getröſtet; das that ſein gutes Gewiſſen. „Kein Teufel hat ihn verſucht; das that der Satan, „den Jeder im Herzen trägt. Manche ſeiner großen „Züge ſind für uns verloren und viele ſeiner Fehler „uns verborgen. Er hält ſich für mehr als für „einen gewöhnlichen Menſchen, aber von Gott durch „eine unendliche Kluft getrennt. Uebrigens iſt auch „die Idee, welche er ſich vom Menſchen macht, eine „ganz andere als die armſelige Vorſtellung, welche

„ein kalter Deismus eingeführt hat. In ſeiner poe-
„tiſchen Auffaſſung der Natur durchdringt ein und
„derſelbe Geiſt das Univerſum; der Athem des Men-
„ſchen iſt der Athem Gottes; Gott wohnt im Men-
„ſchen, lebt durch den Menſchen, ſowie der Menſch
„in Gott wohnt, durch Gott lebt. Sein hoher
„Idealismus erlaubt ihm keine klare Vorſtellung über
„ſeine Perſönlichkeit. Die Stellung, die er ſich an-
„wies, war die eines übermenſchlichen Weſens. Aber
„man muß wohl beachten, daß die Bezeichnungen
„übermenſchlich und übernatürlich nur unſerer arm-
„ſeligen Theologie eigen ſind und daß ſie in ſeinem
„hohen religiöſen Bewußtſein keinen Sinn hatten.
„Für ihn gab es nichts Uebernatürliches, denn die
„Natur exiſtirte ihm nicht. Trunken von der unend-
„lichen Liebe, überſprang er den Abgrund, welche
„unſere mittelmäßigen Fähigkeiten zwiſchen Gott und
„dem Menſchen ziehen.“

Aus dieſem widerſinnigen Schwulſt kommt Renan gar nicht heraus. In einem Athem verſichert er: wie der Menſch durch Gott — ſo lebt Gott durch den Menſchen; — und dann ſogleich: ein Abgrund trennt den Menſchen von Gott. Schon bei der Abfaſſung muß er darauf gezählt haben, daß nicht

denkende, ſondern nur total urtheilsloſe, oberflächliche Leſer ſein fünftes Evangelium leſen würden. Das iſt denn freilich ebenſowenig ſchmeichelhaft für ſein Buch, wie für die große Maſſe des leſenden Publikums.

Nach Renan iſt alſo der Menſch ein Product der großen pantheiſtiſchen Strömung, die durch das Weltall geht und die zu allen Zeiten, von Sakya-Muni bis auf Molière und Lamennais, Chriſtus inbegriffen, ihre größeren und kleineren Gebilde hervortreibt, welche in dem Maß groß genannt werden, als ihre Zeit ihrer bedarf. Einen objectiven ſittlichen, moraliſchen Werth haben ſie nicht, denn ein ſolcher exiſtirt gar nicht bei dieſen Manifeſtationen einer allgemeinen ſchöpferiſchen Kraft. Von dem Unterſchied zwiſchen Lüge und Wahrheit, Recht und Unrecht iſt folglich keine Rede. Man darf die Rolle eines Meſſias ſpielen — und hat man ſie gut geſpielt, ſo war man ein Meſſias. Handelt man, wie etwa ein Gott handeln würde, ſo nenne man ſich immerhin Sohn Gottes. „Auf die Idee, die einem „Gemälde von Raphael zum Grunde liegt," ſagt Renan, „kommt gar nichts an; nur auf die Ma„lerei, auf die Ausführung." Es wäre alſo, nach

Renan, unendlich gleichgiltig, ob unſer göttlicher Erlöſer von ſich ſelbſt ſagt: „Ich und der Vater „ſind Eins“ — wenn er nur die allgemeine Religion der Menſchheit, die Religion des reinen Cultus durch das Gefühl, geſtiftet hat. „Dieſe Religion iſt dermaßen die unbedingt wahre und gute, daß wenn „die Bewohner anderer Planeten mit Vernunft und „Moralität begabt ſind, ſie auch dieſe Religion haben werden.“ Renan ſagt anderswo: „Ohne die „große Gaſtfreundſchaft, die im Orient herrſcht, wäre „die ſchnelle Ausbreitung des Chriſtenthums unmöglich geweſen.“ Da nun aber die Gaſtfreundſchaft, trotz aller Mittel der Locomotion, ſich noch nicht von einem Planeten bis zum anderen erſtreckt: ſo ergibt ſich aus jener hyperteluriſchen Behauptung gerade Renan's Anſicht, daß gewiſſe geiſtige Strömungen nicht bloß über den Erdball, ſondern durch das Univerſum gehen. — „Große moraliſche Einflüſſe laufen wie Epidemien durch die Welt, ſo daß „ſich z. B. im ſechzehnten Jahrhundert die Kunſt in „Italien gerade ſo, wie am Hof des Groß-Moguls „entfaltet.“ — Die Kunſt-Strömung umfluthet ſchon „den Groß-Mogul;“ — warum nicht die Religions-Strömung „andere Planeten!“ Ja, der Eifer, „die

„Bewohner anderer Planeten" herbei zu zerren, ist um so größer, als die christliche Offenbarung sich nur an die Kinder Adams richtet und aus ihnen, den Gefallenen, Erlöste durch Christus macht; die Nachkommenschaft Adams aber nur unsere Erde bewohnt. Wo immer möglich muß der göttlichen Offenbarung frech in's Angesicht geschlagen werden. Nun könnte man freilich den Herrn Renan fragen: Wenn eine solche Religionsströmung von selbst durch alle gebildete Planeten läuft, wie können Sie denn Ihren Christus als deren Erfinder preisen? ja, quasi vergöttlichen? — Doch wozu die Frage! diesem Urwald von Entstellungen und Widersprüchen, von falschen Auffassungen, falschen Darstellungen und falschen Schlüssen, von schauerlicher innerer Unwahrhaftigkeit und bewußter frecher Schauspielerei gegenüber, tauchen tausend Fragen auf und für diese sämmtlichen Fragen gibt es eine und dieselbe Antwort, und zwar aus Renan's eigenem Munde: er glaubt nicht an die christliche Offenbarung. Damit ist Alles gesagt, Alles beantwortet. Mit dem Glauben ist ihm auch die Vernunft — der Sinn, das Verständniß für hohe und himmlische Dinge — verloren gegangen; denn der alte Hamann, „der Magus des Nordens,"

ein Proteſtant, obſchon nicht mit lutheriſchen Anſichten, hat ſehr richtig geſagt: „Wüßten die Leute, „was das iſt, die Vernunft, ſo würden ſie nicht „behaupten, daß dieſelbe dem Glauben widerſpreche.“ Im Gegentheil! die hohe Vernunft iſt immer auf der Seite des Glaubens und nur der Verſtand, der kurzſichtige, beſchränkte, deſſen Amt es iſt, die Dinge der Welt zu prüfen, zu meſſen, zu wägen, tritt nicht ſelten dem Glauben entgegen, indem er ſich in die Irdiſchkeit dermaßen vertieft, daß er ihre und ſeine Unterordnung vergißt und ſie und ſich ſelbſt zu einer Höhe emporſchraubt, wo ihm ein Schwindel den Blick und das Gehirn verwirrt.!

In dieſem Zuſtand befindet ſich Renan fortwährend. Der unerhörte Wirrwarr ſeiner Gedanken ſpricht ſich auch in ſeinem Styl aus, der zwiſchen geſchraubtem Pathos und fader Süßlichkeit ſchwankt. Nun iſt das freilich richtig: der gute Styl beſteht darin, daß der Autor über ſeinen Gegenſtand klare Gedanken in den beſtimmteſten Ausdrücken und mit den paſſendſten Worten gebe — und da Renan dieſe Klarheit der Gedanken nicht hat, ſo muß auch ſein Styl darunter leiden und deshalb darf man an denſelben keine hohe Forderungen ſtellen. Den-

noch aber ist seine Ausdrucksweise so unbegreiflich unpassend, daß man fortwährend verletzt wird. Z. B. „Die Parabeln wimmeln von reizenden Unmöglich„keiten.“ — „Schöne Irrthümer waren die Grund„lage seiner Macht.“ — Das Christenthum ist in Galiläa „ein deliziöses Hirtenspiel voll ätherischer „Träume.“ — „Die Zärtlichkeit seines Herzens bildet „sich um zu unendlicher Sanftmuth, unbestimmter Poesie, „unwiderstehlichem Zauber.“ — „Seine vertrauten und „freien Beziehungen zu Frauen von zweideutigem Le„ben waren höchst moralisch.“ — „Er hatte eine „deliciöse Theologie der Liebe.“ — „Die Frauen lieb„ten ihn mehr als sein Werk.“ — Johannes der Täufer und der göttliche Heiland sind „zwei junge „Enthusiasten.“ — „Er war der lieblichste aller Rabbis.“ — „Er hatte einen prophetischen Instinct — eine „süße, idyllische Natur.“ „Er that ein Wunder zur „Belustigung eines Hochzeitfestes.“ — „Er ging gern „zu Hochzeitfesten.“ — Die Frau des Pilatus hat den „liebenswürdigen Galiläer“ gesehen und der Gedanke, daß „das Blut dieses schönen jungen Mannes“ vergossen werden soll, gibt ihr „Alpdrücken.“ — Wie oft die Worte: seine Rolle — sein Traum — seine Chimäre vorkommen, ist gar nicht zu zählen und

noch weniger das Wort „vielleicht," das in einer Schrift, welche sich für wissenschaftlich ausgibt, den Eindruck macht, als wolle es unter seiner Firma falsche Waare einschmuggeln und in dieser Beziehung das richtigste Wort im ganzen Buch ist. Während die Parabeln immer „allerliebst" oder „entzückend" genannt werden, heißen die Erzählungen der drei ersten Evangelisten stets „Anekdoten." St. Johannes aber ist für Renan höchst unbequem, denn er ist es, der die göttlichen Geheimnisse von der heiligsten Dreifaltigkeit sowohl [1]), als von der Menschwerdung der zweiten Person der Gottheit und der heiligen Eucharistie mit unwiderleglicher Bestimmtheit ausspricht. Darum faßt auch Renan alsbald seinen Entschluß und spricht folgendermaßen von St. Johannes: „Seine Jugend, sein zärtliches Herz, seine „lebhafte Phantasie mußten viel Zauber haben. Erst „später entwickelte sich der Charakter dieses merk„würdigen Mannes, der das junge Christenthum auf „einen so gewaltigen Abweg führte, und in seinem „Alter erst schrieb er mit der fieberhaften Unruhe „einer exaltirten Seele jenes bizarre Evangelium,

---

1) Joh. 16. Joh. 1. Joh. 6.

„worin er ſeinen Meiſter dermaßen entſtellt, daß der „Verdacht nahe liegt, eine vollkommene Aufrichtig„keit könne nicht immer Regel und Geſetz bei der „Abfaſſung dieſer wunderlichen Schrift geweſen ſein.“ Auf dieſe Weiſe iſt der heilige Herold der Gottheit Chriſti mit Leichtigkeit unſchädlich gemacht und ein Paar kleine ſchwarze Pinſelſtriche, — ſein „Neid „gegen Petrus“ und „ſein Haß gegen Judas“ — vollenden das Gemälde, welches eines Renan, der nichts Anderes kennt als Lug und Trug, vollkommen würdig iſt. Kaum brauche ich zu ſagen, daß er von ganzem Herzen Judas in Schutz nimmt und ihn ruhig „auf ſeinem Landgut Hakeldama ſterben“ läßt — „wenn ihn nicht etwa ſeine Feinde ermordeten.“

Um den idylliſchen Charakter der Galiläer zu begründen, treten wieder und immer wieder Naturſchilderungen ein, die in einem hiſtoriſchen Werk nur ganz ſparſam, in großen allgemeinen Umriſſen im Hintergrund gehalten zu werden pflegen, während ſie hier lang und ausführlich, wie in einer Reiſebeſchreibung zu finden ſind. Aber weder die „blauen „Amſeln,“ noch die „klaren Quellen,“ noch die „Haine „von Oleander“ — die an ſich ganz richtig ſind — geben dem Buch den Farbenton des Wahren, weil

der Gebrauch, den Renan von dieſer Scenerie macht, wieder etwas Schiefes und Schielendes hat. Er ſagt z. B. vom göttlichen Erlöſer: „Zwiſchen „den grünen Hügeln und den klaren Bächen des „geliebten Galiläa fand er ſeinen himmliſchen Vater „wieder.“ — Und: „An den Ufern ſeines allerlieb„ſten kleinen See's von Genezareth fühlte er ſich ſo „recht behaglich.“ Dies wäre recht paſſend für einen ſchwärmeriſchen Dichter. Für den Erlöſer der Welt klingt es kindiſch und iſt ein Beleg mehr für die Schwäche des Renan'ſchen Styls.

Dies iſt ein flüchtiger Umriß des fünften Evangeliums; ſo ſtellt es die Geſchichte, die Perſon, die Lehre des göttlichen Erlöſers — ſo ſeinen eigenen Urſprung — ſo den fünften Evangeliſten dar. Sollte ſich irgend Jemand durch dasſelbe zum Glaubensabfall vom wahren Evangelium bewegen laſſen, ſo wäre das ein Zeichen, daß dieſer Jemand getäuſcht werden will und für ſeine innere Gott- und Glaubensentfremdung den äußern Anſtoß ſucht, um mit ihr hervorzutreten. In den kläglichen Kreiſen der Halbgebildeten, denen die Geſchichte der Welt, der Kirche und der Völker nur aus Novellen und aus Schriften, welche im Novellenſtyl geſchrieben ſind, bekannt iſt, wird das fünfte Evan-

gelium großen Beifall finden, weil es an die Stelle der göttlichen Autorität — die Willkür des Ichs, und an die Stelle der sittlichen Freiheit — eine unwiderstehliche pantheistische Strömung setzt; denn in diesen beiden Vorstellungen schwelgt der Halbgebildete: dem ewigen Gott gegenüber ist der Mensch — der Herr! der die Berechtigung hat, den Ewigen abzusetzen, einzusetzen, umzubilden, neu zu schaffen, ganz ohne Umstände, ganz nach Belieben. Aber den Leidenschaften gegenüber, den eigenen wie den fremden, da ist der Mensch ein widerstandsloses, gehorsames Gebilde der Zeitströmung, die ihren Quell in einer pantheistischen Ur-Strömung, der Erzeugerin des Universums, hat. Die kleine Welt der halben Bildung — zu der gar manche Leute aus der großen und allergrößten Welt gehören — empfängt wie ein Mond von der allgemeinen Aufklärungssonne, deren einer Strahl Renan heißt, ihr Licht und umkreist sie dafür als dankbar devoter Trabant. Das fünfte Evangelium ist ihr durchaus homogen. Da heißt es denn wieder: „Lasset die Todten ihre Todten begraben.“ — Die wahren Gelehrten, gleichviel zu welchem religiösen Bekenntniß sie sich halten, werden sich ohne Zweifel mit tiefer Verachtung von einem wissenschaftlichen Werk abwenden, in welchem von drei

Sätzen zwei auf „Vielleicht" — der dritte auf gar nichts — und nur „blaue Amseln" und „klare Quellen" auf richtigen Prämissen ruhen. — Die wahrhaft Gebildeten sind auch die wahrhaft Gläubigen. Sollten sie das fünfte Evangelium gelesen haben, so werden sie es aus der Hand legen mit tiefer Empörung über die unerhörte Lüge, mit tiefer Andacht zur göttlichen Offenbarung durch Christus, mit tiefem Mitleid für die unglückliche Seele, die sich so weit vom „Licht der Welt" verirrt hat, um die Kleinodien des Glaubens, die ihr das ewige Leben erschließen würden, gegen Kieselsteine einzutauschen, die sie in den Abgrund ziehen. Welche trostlose Beschaffenheit muß die Seele haben, die sich zu den Füßen des göttlichen Erlösers wie eine Schlange, schillernd und gleißend, in tausend Verschlingungen windet, und zu ihm spricht: Herr, du siehst ja, daß ich dir huldige — und zu gleicher Zeit ihn in die Ferse zu stechen versucht.

Die große Masse der Gläubigen aber, das katholische Volk, worauf Renan es ganz besonders abgesehen hat — wird seinen göttlichen Heiland nicht mit dieser Phantasmagorie vertauschen. Ja, es wird ahnungslos bleiben, daß so etwas existirt, daß so etwas ernstlich gemeint sein könne. Seit achtzehn Jahr-

hunderten ſteht der gekreuzigte Sohn Gottes aufgerichtet vor den Augen des katholiſchen Volkes, ſteht mitten in deſſen Leiden und Freuden, in deſſen Trübſalen und Tröſtungen, ſein treueſter Gefährte in betrübten Zeiten, wie in guten Tagen; — und um dieſer göttlichen Treue des Gekreuzigten willen, der mit dem eigenen Blut die Wunden der Seelen heilt, mit dem eigenen Fleiſch den Hunger der Seelen ſtillt, mit dem eigenen Opfer die Seligkeit der Seelen erkauft — um dieſer Wunder der ewigen Liebe willen — iſt der Glaube an Ihn das Lebenselement des katholiſchen Volkes, das kein Renan vergiften kann. Ja, gerade dieſer Glaube an das Fundamentalgeheimniß des Chriſtenthums, an die Menſchwerdung Gottes, tritt jetzt in unſeren Tagen mit einer ſiegesreichen Freudigkeit hervor. Große Feſte werden zu Ehren dieſes beſeligenden Myſteriums gerade jetzt frohlockend gefeiert. Der heiligen Mutter Gottes von Kevelaer am Niederrhein iſt eine neue Wallfahrtskirche erbaut, die der Herr Biſchof von Münſter feierlich einweihen — und wohin das nordweſtliche Deutſchland zur Verehrung des gnadenreichen Heiligthums ſtrömen wird — während im Süden, auf einem Felſen am blauen mittelländiſchen Meer die Schutzpatronin der Stadt Marſeille, Notre-Dame-de-la-Garde (Maria Wacht,

würden wir ſagen) ebenfalls durch eine neue prachtvolle Wallfahrtskirche, die der Herr Biſchof von Marſeille conſecrirt, verherrlicht wird. Eine ſolche Feier und in einer ſolchen Zeit iſt das ſchönſte, das einfachſte, das energiſchſte Glaubensbekenntniß an das Dogma von der Menſchwerdung, welches das katholiſche Volk ablegen könnte. Welch eine Gnade, daß uns ein ſolcher Proteſt zu Gebot ſteht! Welch eine Gnade, daß wir zu den gebenedeiten Stätten — ſei es im Geiſt, ſei es in der Wirklichkeit — pilgern dürfen! Welch' eine Gnade, daß unſere Mutter, die Kirche, fortwährend darauf bedacht iſt, den übernatürlichen Glauben in ihren Kindern zu nähren und das Gnadenleben friſch und kräftig anzuregen! Nun wohlan, du katholiſches Volk, du glückſeliges, ſo ziehe denn hin zu der allerſeligſten Jungfrau und Mutter Maria, die das kleine Kind in ihren Armen hält und vor dieſem Kinde, das für dich aus dem Schooß der heiligſten Dreifaltigkeit hervortrat, für dich Menſch wurde, für dich gekreuzigt wurde, für dich auferſtand, für dich fortlebt auf deinen Altären, falle auf die Knie, du glückſeliges katholiſches Volk und bete an und frohlocke:

„Mein Herr und mein Gott!“